135 16

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1837.

[illegible]

Inhalt des erſten Bandes.

Biographieen.

[illegible] 1
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Goethe.

„[illegible] der [illegible]" . . . . [illegible]
Besuch bei Goethe . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
Goethe's fünfzigjähriges Jubiläum . . . . [illegible]
Goethe's natürliche Tochter. — [illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] von [illegible] . . . . [illegible]
Briefwechsel zwischen Goethe und [illegible] . . . . [illegible]
Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.
Von Johann Peter Eckermann . . . . [illegible]
„L'amour est un vrai [illegible]" . . . . [illegible]
[illegible] in [illegible] . . . . [illegible]

* * *

Biographiſches.

Denkwürdigkeiten

Juſtus Erich Bollmanns.

1.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil unſerer Leſer, und beſonders den jüngern, unbekannt klingen wird. Doch iſt er einſt laut genug erſchollen, und hat ſeinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenſtande der aufgeregteſten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Staël, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, iſt er ehrenvoll ausgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schickſale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältniſſen, und ſein ſpäteres, wenn gleich ſtilleres und minder beſprochenes Leben geſtaltete ſich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz ſeiner Sinnesart und ſeines Geſchickes, durch die Richtung ſeiner Kenntniſſe und den Umfang ſeiner

Verbindungen. Stellt er eines der ausgezeichnetſten Lebensbilder dar, welche ſein Zeitalter aus deutſcher Heimath in au[illegible] zur Erſcheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts war die franzöſiſche Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden dieſe Bewegung, an welcher überall die regſameren Geiſter Theil nahmen, als wäre ſie eine auch ihnen heimiſche Angelegenheit. Deutſche Kräfte ſind zahlreich eingeſtrömt in jene nachbarlichen Bahnen, und durch wirkſames Handeln wie durch geiſtiges Ausbilden, ſowohl förderlich als gegneriſch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche ſpäter allerdings im vollſten Sinne auch die unſrigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutſcher Geſinnungen und Schickſale in den Lauf der franzöſiſchen Revolution behielt faſt immer eine beſondere Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Urſprungs unverkennbar blieben, und hieraus entſteht für jene Bezüge ein eigner Reiz, der uns wohl auffordern dürfte, ſie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Geſchichtſchreibung des Tages ſucht ſich der großen Begebenheiten und Wandlungen, ſo gut ſie kann, zu bemächtigen, die perſönlichen vernachläſſigt ſie, oder weiß ſie nicht aufzufinden. Doch liegt in dieſen letztern nicht ſelten ein näherer Aufſchluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Ueberſicht der Verhältniſſe, die ſich aus der Wechſelwirkung deutſcher Einflüſſe in Frankreich und franzöſiſcher in Deutſchland ergeben haben, würde die fruchtbarſten Betrachtungen hervorrufen. Allein faſt alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forſter, Schlabrendorf und Oelsner ſind einige ſchätzbare Nachrichten mitgetheilt worden, die jedoch nur den Wunſch nach vollſtändigern wecken. Von andern bedeutenden Namen wiſſen wir faſt nichts, als was die franzöſiſchen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige Darſtellung der deutſchen Revolutionsverſuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieſer Vorgänge wirkſamer, als manches andre Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die franzöſiſche Revolution, in ihrem zerſtörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach ſehr ſchnell ihre eignen Werkzeuge, nur die geſchmeidigſten und wandelbarſten durchdauerten den Wechſel der ſtürmiſchen Entwickelungen. In demſelben Maße, wie ſich in Frankreich die Meinungen und Anſichten veränderten, geſchah dies auch in Deutſchland. Jede ſpätere Geſtalt der Revolution büßte einen Theil der Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Genz und Stolberg ſagten ſich ſchon bei den früheſten Wendungen los, Klopſtock und Bürger wurden erſt durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeſchreckt, Fichte'n machte Napoleons unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftſteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beiſpiele am leichteſten ganze Klaſſen bezeichnet werden. So ließ die in raſchen Verwandlungen ſtets wachſende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutſchen Anhänger abzuſtoßen und zu verlieren, bis endlich ſelbſt die hartnäckigſten bekehrt oder erſchöpft waren. Nicht gerade die beſſere Geſinnung und reifere Einſicht bedingten jedesmal das frühere Loslaſſen; die perſönlichen Einflüſſe, Lagen, Ausſichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachſten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweiſen, ſehr verſchieden ein. Die wunderbarſten Wahlverwandtſchaften wurden wach, die größten Widerſprüche hielten ſich eng verknüpft, und der innerſte Antrieb verbarg ſich unter den räthſelhafteſten Erſcheinungen. Merkwürdig iſt es, in dieſem vielverſchlungenen Gemiſch und Wechſel die Hauptzüge des deutſchen Karakters im Weſentlichen faſt immer verfolgen und faſt als unzerſtörbar nachweiſen zu können, woraus auch den trübſten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinſte Theilnahme ſich widmen kann.

Dieſe Theilnahme wird unſtreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter ſich beſchäftigen. Wir haben die eignen Briefſchaften deſſelben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollſtändigen geſucht, ohne deßhalb den Anſpruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentariſche zur eigentlichen Lebensbeſchreibung zu erheben.

II.

Juſtus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöver'ſchen, wo ſeine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältniſſen lebten. Er zeichnete ſich früh durch Faſſungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit friſchem Geiſtesmuthe verband er körperliche Geſundheit und Rüſtigkeit, er galt für einen kräftig-ſchönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt ſein Glück machen würde. Zu den Studien beſtimmt, ließ er es an ſtrengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte ſich leicht und gründlich der Kenntniſſe, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter ſuchte er weniger ihre Geſtalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbeſtimmtes Groß- und Schöne. Mit dieſer Richtung jedoch verband er thatfertige Einſicht und feſte Beſonnenheit, ſobald es Verhältniſſe der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus dieſen Eigenſchaften, deren Verknüpfung faſt immer zu bedeutenden Ergebniſſen führt, beſtimmten ſich früh ſein Karakter und ſeine Schickſale. Die Umſtände trugen dazu bei, ſeine Eigenheiten noch ſchärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünſchte Erleichterung des Hauſes, daß angeſehene und freundliche Verwandte im ſüdlichen Deutſchland ſich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürſorge und Ausbildung bei ſich aufzunehmen. Juſtus Erich wurde hiezu erſehen, und kam in das Haus ſeines Vetters, des badiſchen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutſchen Jünglinge beſonders zuſagende Lebensverhältniſſe, in welchen neben ſtrenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Beſonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthſchaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch deſſen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu dieſen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren er ſich in dieſer Richtung hier ohne Mühe bemächtigen konnte, und für welche das nahe Murgthal mit ſeiner vielartigen Betriebſamkeit den Reiz noch erhöhen mußte, fingen ſchon damals an, mit ſeinen ärztlichen Studien, für welche er ſich entſchieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in dieſen letztern ſchon hier einen vortrefflichen Grund, und bezog darauf, wohlvorbereitet, die Univerſität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundſchaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuſchauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforſcher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Roſtock berufen wurde. Vorzüglich aber ſchloſſen ſich an Bollmann mehrere junge Engländer innigſt an; ſie ſchienen in ſeinem Weſen alle Vorzüge des engliſchen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit deſſelben. In der That hatte er frühzeitig eine ſtarke Hinneigung zu der engliſchen Sinnes- und Handlungsweiſe, und befeſtigte ſich leicht in den Anſichten, welche ihm daher überkamen. Für engliſche Sprache und Literatur war ſeine Vorliebe ſchon hier entſchieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwiſſenſchaft empfangen, begab er ſich im Herbſt 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumſegler Georg Forſter, der als Bibliothekar und Profeſſor in Mainz angeſtellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftſteller Huber, der daſelbſt als ſächſiſcher Diplomat lebte, in vertraute Bekanntſchaft, und nahm an dem Gegenſtande, der dieſe beiden Männer begeiſterte und bald ausſchließlich beſchäftigte, den regſten Antheil.

Die franzöſiſche Revolution ſchien eine Verkündigung an das ganze Menſchengeſchlecht, und ihre Bewegungen ſchritten wie im Innern ſo auch nach außen unaufhaltſam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart als ſeine neuen Freunde, und verwarf manches, was ſie billigten, allein im Allgemeinen ſtimmte er den Wünſchen und Beſtrebungen der Freiheitsfreunde eifrigſt bei, und die Gluth ſeiner edlen Geſinnungen ſetzte bereitwillig eben ſolche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich ſchien.

Er begab ſich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er ſich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beſchäftigung, allzuſehr den Zerſtreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch beſonders den Frauen, und ſeine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantiſche Schwung, welchen ſeine Lebensvorſätze genommen hatten, und die ſittlichen Anſprüche, die er an ſich ſelbſt machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte ſich in ihn, und wußte durch ihre Leidenſchaft ihn ſo weit zu gewinnen, daß er ſich von dem ſchmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieſer Austauſch von Empfindung und Vertrauen für die beſtehenden Verhältniſſe wirklich ſtörend zu werden drohte, erwachte in Bollmann der Stolz ſeiner

Grundſätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er ſelbſt nachher ſagte, recht weiſe zu thun, als er nach vielen ſchönen Reden es dahin brachte, ſie ihrem Manne in Thränen ſchwimmend in die Arme zu werfen. Auf ſolche Weiſe mit Selbſtverläugnung Handlungen des Edelſinns und der Großmuth auszuüben, war tief in ſeinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernſte Ueberlegung ſich gegenſeitig nicht unterdrückten. Seine ſpäteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, laſſen ſich alle aus dieſer Miſchung ableiten.

Inzwiſchen war ihm durch dieſe und andre Mißverhältniſſe, welche in dem kleinen Kreiſe gar leicht entſtanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er ſeiner Beſtimmung folgte und in der großen Welt ſich eine Laufbahn wählte. Der nächſte Blick mußte natürlich auf Frankreich und deſſen Hauptſtadt gerichtet ſein, wo von jeher für deutſche Aerzte ein günſtiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die franzöſiſche Revolution in der damaligen Zeit genommen, längſt nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort herrſchende Tagesgewalt eine entſchiedene Abneigung fühlte, ſo war doch das Verlangen, ſich in dieſer großen Welt umzuſehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzuſuchen, für ihn um ſo beſtimmender, als auch die Seinigen ihm dieſen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denſelben ſehr zu erleichtern verſprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und ſo reiſte Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältniſſe und Wendungen gehen aus nachſtehenden, an ſeine verehrungswürdige Freundin und Baſe, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geſchriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuverſicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen laſſen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Baſe! Ich habe Ihnen ſogleich nach meiner Ankunft hier geſchrieben, aber bis jetzt auf dieſen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich errinnere mich, daß ich ſehr munter war, indem ich ihn ſchrieb, — ſollt' ich es zu ſehr geweſen ſein, ſo bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden ſich wundern, darüber ſowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht geſandt habe, was Sie ſchon längſt erwarten konnten. Beides iſt mir ſelbſt ſehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erſt geſtern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adreſſirt ſind, er ſei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen alſo noch bei dieſem Freunde; daß mein Onkel ſie aber nicht ſchriftlich abgefordert, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wiſſen indeß, wie ich von Ihnen wegging, können ſich alſo das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entſchuldigen.

Die Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man ſich fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der franzöſiſchen Geſchichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menſchlicher Leidenſchaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit intereſſant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menſchen ſich befinden, und verſchiedene junge Frauenzimmer, von denen es ſchwer fällt zu entſcheiden, ob ſie mehr ſchön oder witzig ſind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügſamer Mann zur glücklichen Exiſtenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Intereſſe und Lebhaftigkeit würden dieſe Geſellſchaften ſein, hätten nicht die politiſchen Unruhen ihnen verſchiedene der beſten Mitglieder entwandt. Ueberall iſt Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten ſagen, das ſind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfaſſung ſucht man vergeblich. Die Demokraten ſelbſt ſind uneins. Die Mitglieder des deutſchen Klubs geriethen vor ſechs Tagen ſo heftig aneinander, daß die Wache kommen mußte, ſie zu beruhigen. Seitdem ſind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Ariſtokraten — in eine neue Geſellſchaft zuſammengetreten. Viele ſind gegen den Maire aufgebracht, ſtündlich erſcheinen Broſchüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu ſein, daß die Konſtitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menſchen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher ſie kommen, drängen ſich vor. Die beſten Köpfe fühlen ſich beleidigt und treten zurück. Von achttauſend Aktivbürgern in Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von ſechzigtauſend in Paris nur zehntauſend. Und ſo iſt es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich fünfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undiſciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher die äußerſte gegenſeitige Erbitterung. Daher ſind die Linientruppen faſt alle gegen die Konſtitution. — Nicht minder ſtark iſt die Religionserbitterung. Die Kirchen der geſchwornen Prieſter ſind leer; und die ungeſchwornen laſſen heimlich nichts unverſucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kömmt noch der Mangel an Geld und der entſetzliche Verluſt der Aſſignaten; ſie verlieren vierzig Prozent. Alle ſchlechte Menſchen nehmen dieſen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten ſind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung iſt allgemein, und nur eine gewaltſame, blutige Kriſe — in deren Wünſchung allein ſich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerſte treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwiſchen! — Ich ſchriebe gern noch weiter, aber die Poſt geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortſenden. — Leben Sie alſo wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'ſchen Hauſe — und bleiben Sie ein bischen gut Ihrem Ge herzlich liebenden Vetter Juſtus Erich Bellmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Baſe! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, ſparſames Reiſegeld, und ſtrengen Befehl, ſogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demſelben Gaſthofe und auf demſelben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wiſſen, er iſt ein ſehr braver Mann; aber er iſt ein vierzigjähriger Hageſtolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich iſt er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Eſſen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von ſeiner Seite, und was macht' ich in dieſer Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen ſollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir ſie vorzutragen an, und ſelten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um ſie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären ſehr gute Plätze für mich, und ich zweifle nicht, daß ſeine redlichen Wünſche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es ſei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühſtückt, dann ſpazieren gegangen, dann gegeſſen, oder geſchmauſt vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauſpiel beſucht, dann zu Nacht geſpeiſt, dann Punſch getrunken. Den folgenden Tag dieſelbe Wiederholung, und ſo ging's fort, ohne daß ich ſonderlich etwas gewonnen hätte, es ſei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, ſich in die grämlichen und zuweilen ein bischen deſpotiſchen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe ſchuldig iſt, und der im Ganzen ſie verdient. Da mir's indeſſen nicht ſo leicht wurde, wie's billigerweiſe mir hätte werden ſollen, ſo war ich recht ſehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab alſo auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit iſt von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und ſo kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erſt heute erhielt. — Die Wahrheit zu ſagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erſtes an Sie Erlaſſenes (um kaufmänniſch zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz ſo regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's geſollt hätte, und ein gewiſſer Hang zu melancholiſchen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt ſein wird, ließen das Schlimmſte mich fürchten. Aeußerſt gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerſt überraſchte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erſte geſehene große pantomimiſche Ballet in der hieſigen großen Opera — welches ſehr ſtark geſagt iſt, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis ſechs Monate dauern, weil ich gern dieſe Stadt ganz kennen lernen und der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorleſungen über Chemie und Phyſik hören, in der Entbindungskunſt unter Baudelocque's Anleitung mich praktiſch vervollkommnen, und die Hoſpitäler beſuchen, um zu ſehen, wie man nicht praktiziren muß. Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunſt zu verſchaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um deſſen eigene Wünſche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Oculiſten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienſte gegen baare Bezahlung anbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieſes Projekts hängt von vielen Um-

[illegible] ab, und läßt ſich ſchwerlich vorausbeſtimmen. Die Wahrſcheinlichkeit indeſſen für's erſte iſt ein bischen größer. Ich habe juſt Hoffnung genug, um thätig zu ſein, und doch keine ſo geſpannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen alſo! — mit den ſtolzen Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen [illegible] liegen vor mir; ſie ſollen das Hebezeug werden, um die Börſen meiner Nebenmenſchen zu lichten, und meine Hand ſoll dieß Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen ſchwer, mich auf dieſen Geſichtspunkt zu betrachten. — Es iſt traurig, daß alles, alles Intereſſe heutzutage zuletzt ſich auf's Geldgewinnen zuſammenſchrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um ſich bis auf dieſen Punkt beſchränken zu können, der bringt nie was rechte Beträchtliches vor ſich! — O! ich darf nicht ſagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meiſten Leute die engen Gränzen unſrer Kunſt nicht wiſſen! — Der Glauben der Leute an die Kunſt des Arztes muß das Brod geben, der Menſch in ihm muß nagen. Man muß ſich des Glaubens an die Kunſt bedienen, um dem Menſchen einen Wirkungskreis zu verſchaffen. Man muß ſich die ſcheinbaren Dienſte bezahlen laſſen, um das Leben für die unbezahlbaren zu friſten! — Das alles iſt nicht ganz ſtrenge recht, aber es iſt doch recht im Ganzen, und es iſt zugleich der Troſt des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Pathe! viel Wichtiges über Paris, dieſem großen Mittelpunkte der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menſchheit! — aber die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu ſagen. — Der erſte Anblick dieſer ungeheuren Stadt muß jedem ekelhaft ſein! Die Straßen ſind zwar gerade, aber entſetzlich enge, und die Häuſer entſetzlich

lich. Man glaubt ſich in eine Feſtungshaft fortgezogen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht ſehen, es ſei denn, daß er rückwärts den Kopf zum Fenſter hinausſtreckt und ſenkrecht über ſich ſchaut. Dieß verſchafft indeſſen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß ſie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne ſehen können. Dieſe engen Straßen haben nur Eine Goſſe, das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte; ſie ſind mit einem ſehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutſchen, Menſchen und Vieh arbeiten beſtändig gemeinſchaftlich durcheinander, denn Fußſteige ſucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich ſehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieſer Unannehmlichkeiten aufzufinden, um mich beſſer damit vertragen zu können, und ich bin endlich ſo glücklich geweſen, zu entdecken, daß die erſten Gründe des franzöſiſchen Nationalcharakters in dieſen engen Straßen, in dieſem Mangel an Fußſteigen, und in dieſem Kothe zu finden ſind. Jedermann weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit des Geiſtes ſind die Hauptzüge deſſelben; iſt es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen ſich um Gemüſekarren, Pferdehändler, Waſſerträger und Lumpenſammler jeden Augenblick vorbeiſchleichen muß, damit man das Anſehen eines reinlichen und zierlichen Mannes nicht verliere! — Iſt es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts ſehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Wohl! der Charakter des Volks bildet ſich nach dem Charakter der Hauptſtadt; dieß kann man in Deutſchland ſehen, wo weder eine noch das andere Statt hat. Kleine Urſachen, aber die unabläſſig wirken, erzeugen große Effekte; ſelbſt zufällig erworbene Eigenſchaften werden zuletzt erblich — hinter dieſen drei Gedankenſtrichen bin ich für jetzt

Einmal lieber! — Sie ſehen wohl mit der Wahrheit dieſer Bemerkungen, wie's mich, genug, auf die Originalität derſelben bin ich ſtolz, und einen deſto mehr bin ich durch Vermittlung der bekannten Gedichte [illegible] mit den ſchmutzigen Straßen. — Sollten ſich übrigens in Ihrer Bekanntſchaft Melancholiſche und Trübſinnige befinden, ſo geben Sie ihnen den Rath, ſich auf eine Zeit lang nach Paris zu verfügen, und zugleich den ſtrengen Befehl, in den engen Gaſſen täglich einige Stunden ſpaziren zu gehen. Entweder der nothwendige ſchnelle Uebergang von einer Idee zur andern heilt ſie, oder auch, man [illegible] ſie todt, und ſie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbſtmords und einem läſtigen Leben. Dies Mittel iſt auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftſteller noch angeführt finde, ſo werde ich daſſelbe der gelehrten Welt in einem kleinen Tractate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erſcheinen, als das bemeldte, und da Sie natürlicherweiſe auf die verſprochene Publication äußerſt begierig ſind, ſo bin ich geſonnen, ja dieſen Vorſchlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vorbereiten zu laſſen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um ſo mehr zu verdienen, da der menſchenliebende Inhalt dieſes Werks mit Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ſich recht ſehr verträgt, als ſich die Geſinnungen eines andern vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Geſchäftes! —

Vom Palais-Royal, den Tuilerien u. ſ. w. ſag' ich Ihnen heute nichts. Eben ſo wenig von den Schauſpielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher iſt, als jetzt. —

Die Nationalverſammlung und ihre einzelnen Mitglieder ſind bald der Gegenſtand der Bewunderung, bald des Gelächters, bald der Verachtung. Im Ganzen iſt es ein ziſchendes Chor. Ein großer Haufe leidenſchaftlicher, [illegible], eigennütziger, ehr-

[illegible] — [illegible]

[illegible] —

[illegible] — — [illegible] — —

[illegible]

[illegible]

Paris, den [illegible] Abends [illegible] Uhr.

[illegible] — [illegible] — [illegible] „[illegible]", [illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

In Worte [illegible] Sie mir's ganz. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen [illegible] selbst [illegible]. Ich versichere Sie, liebe Frau Rath, noch jetzt, da alle [illegible] [illegible] und Ihren [illegible] [illegible] haben, darf ich noch von ihm [illegible]. Er hat [illegible] die [illegible] eines [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] der Frau, [illegible] und [illegible]. Er [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], das [illegible] [illegible] gegen meinen jüngern Bruder, [illegible] ist, der [illegible] Junge von der Welt, und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]! [illegible] [illegible] mag nicht [illegible], aber [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible]! — Er hatt' [illegible] [illegible], [illegible] er nicht [illegible] [illegible]. Ich hab' ihn [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Er [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible], und [illegible] [illegible] und meinen [illegible] in einer [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ich [illegible], um [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Zu dieser Zeit [illegible] ich Ihnen meinen [illegible] [illegible], ein [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], aber nicht [illegible]. [illegible] der [illegible], [illegible] er Ihnen [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], und [illegible] hab' ich [illegible] Ihre [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] ich nicht [illegible].

Ich hatt' in [illegible] einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der in dem [illegible] [illegible] [illegible]. Zu [illegible] [illegible] mir [illegible]. Er [illegible] [illegible] [illegible] Bruder [illegible] [illegible], einen jungen [illegible], welcher bei einem der [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] hatte. Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bei seinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich [illegible] war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein [illegible] [illegible]. Er hatte die Handlung in einem guten Hause in Straßburg sieben Jahre lang gelernt, war bald darauf da seine Principalin [illegible] geworden, und sprach ihren Namen nicht ohne [illegible]. Seine Seele war rein wie Krystall, er wußte von allem Bösen nichts als den Namen, und hatt' ein echt [illegible] Herz, das ganz [illegible] und mit vollem Vertrauen sich hingab! Sie können leicht denken, daß eine so seltene Erscheinung mir nicht gleichgültig war; wir schlossen uns bald innig an einander, und nahmen ein gemeinschaftliches Zimmer, ich [illegible], Brod' und Tisch miteinander zu theilen.

Mein Freund war den Mittag und Abend zu Hause, [illegible] ich hatte ich [illegible] den Hintergrund der Wohnung. Ich wartete nicht [illegible] an, um französisch zu lernen, las deutschen [illegible] Uebersetzungen französischer Werke an, [illegible] [illegible], [illegible] mich in den öffentlichen Blättern als [illegible] und [illegible] für [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], die nicht [illegible], [illegible] [illegible] eine lange Zeit [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zur [illegible] und wurde von [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] ich einen [illegible] auf, der sich die kleine Zeit [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible], nachdem [illegible] geworden war, [illegible] [illegible]. Wir waren [illegible] für hundert Franken. [illegible] [illegible] von der Operation [illegible] mein Bild in eine Ohnmacht, und [illegible] um mich auf den Knien zu bitten, [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ich ging und hab' ihn nicht wieder gesehn! — Dies ist die Geschichte meines [illegible] [illegible] in Paris.

Diese Zeit würde [illegible] [illegible] gewesen sein, hätten nicht die politischen Begebenheiten angefangen mich zu interessiren. Sie damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld, ich ſuchte die Geſchichte der Revolution beſonders gründlich kennen zu lernen, [illegible] ſoviel ich konnte, und erkannte bald (ohne mich für irgend eine der verſchiedenen Parteien zu erhitzen), in dem Ganzen des Ganges die [illegible] Kraft eines ſeit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Verſchwendungen [illegible] [illegible] [illegible]. Ich las einen [illegible], der meiner [illegible] zu großen Bewegungen [illegible], aber [illegible] las ich Freiheit, Gleichheit, Ordnung. [illegible] [illegible] [illegible], vorzüglich [illegible] und [illegible], durch und unter einander. [illegible] war das [illegible] Volk [illegible], ſich [illegible] war es wirklichen Art? — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Wohlſtand ſein würde; ich las ein [illegible], [illegible] Volk, „die Bauern," ſagt' ich, „müſſen ſich unter [illegible] unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter [illegible] und [illegible] — aber [illegible] nicht [illegible]!" Und noch jetzt iſt mein Wunſch, daß die Völker [illegible], aber nicht erſchüttert werden mögen, damit die [illegible] Elemente [illegible] ſich geſtalten, damit die Macht der Freiheit nicht in's Innere ſich [illegible], ſondern [illegible] [illegible], denn wer unter ſolchen Bedingungen, [illegible] mich, [illegible] [illegible] [illegible] und die allgemeine [illegible] [illegible]? — Wie die [illegible] der [illegible] [illegible] wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht daß in dieſen Dingen geirrt habe, ſo lag die Schuld [illegible] nicht an den [illegible] der [illegible], denn ein [illegible] [illegible] für [illegible] Grund, ein [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]. Meine [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] an, von der [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit [illegible] ſich mir ſich zeigen würde, um mich zu verſuchen, einer heimlichen hatte der 10. Auguſt aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und ſahen am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein [illegible] mußte zur Arbeit, ich ſelbſt ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir ſahen Gewühl und Bewegung. Jetzt kam der König mit ſeiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schloſſe, und ging zur Aſſemblée nationale, deren damaliger Verſammlungsort an jenem Garten ſtieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu bringen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm iſt und mit ihm werden ſoll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, ſchien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Verſammlung und keine Sorge für ſich ſelbſt! — Man verhandelte dies und jenes, als auf Einmal die erſten Schüſſe fielen. Die ganze Verſammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie beſeſſen, natürlich rannte ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er ſich nicht halten. Als wir draußen waren, ging die Noth erſt an; überall Flinten und Schüſſe; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete ſich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornſtein kroch, ich ſelbſt entkam durch's Gewimmel!

Einige Tage nachher kam der Herr Gambs zu mir, der Prediger an der ſchwediſchen Kapelle. Er ſprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr Schwebenden; ich verſprach's ihm. Er führte mich zur Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, Madame de Staël. Eine hochſchwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte ſtark auf meine Einbildungskraft. Sie können ſich's denken, wie ſehr ſie jammerte, denn ihr Geliebter ſeit einem Jahre, ſollte eigentlich bei der Armee ſein. Er war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich.

aber man wußte ſeine Kundſchaft, man war begierig auf ſeinen Kopf, man forſchte nach ihm, und man ſprach von Durchſuchung des Hauſes. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensgefahr, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Ausſicht auf England, die Möglichkeit einer Verbeſſerung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zuſammen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es," ſagt' ich, „und will meinen Paß bringen". — Auch dieſer war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt ſchwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erſt fiel mein guter Hellich mir ein. Wir gingen zum engliſchen Geſandten; Hellich mußte ſich für einen Kammerdiener ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen andern eingetauſcht von Lebrun, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterſchrieben von Petion, dem Maire, und ſo war's richtig! — Der Name von Hellich war zum Glück auf dem Paß verſchrieben, und er mußte ſich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er ſchied von mir mit der Verſicherung, mir ſobald wie möglich zu folgen; die Stadt hatte ihm ein Geſchenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Madame ſchlief bei mir die letzte Nacht vor der Flucht. Morgens um 5 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachtſtube mit Madame gehn, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und meine Freimüthigkeit verhinderten die Fragen. Geſpräche über die Meinung der Engländer von der Revolution zerſtreute die Aufmerkſamkeit. Beide Päſſe wurden endlich unterſchrieben. Wir fuhren fort. Verſchiedene Wiederholung desſelben Thema unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturme über's Meer. Wir ſchliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kensington, dem Ziel unſrer Reiſe.

Narbonne iſt ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter ſtarker Mann, aber deſſen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er iſt unerſchöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er iſt vollendet in allen geſellſchaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrſte. Er reißt unwiderſtehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Geſellſchaft trunken! — Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieſer Rückſicht an die Seite geſetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch bei Weitem übertrifft, — dies iſt ſein Freund, Monſieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Beſtreben zu gefallen, Talleyrand entſchlüpft, was er ſpricht, und es umgiebt ihn beſtändig eine leidenſchaftsloſe Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne ſagt, iſt mehr glänzend; was Talleyrand ſagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne iſt nicht durchaus für alle Leute, ſehr empfindſame mögen ihn nicht, er hat über ſie keine Herrſchaft. Talleyrand, ohne weniger moraliſch verdorben zu ſein, als Narbonne, kann die ſelbſt bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beiſpiele!

Alle Franzoſen, vorzüglich die der großen Welt, ſtreben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger davon, und dieſe Vorzüge ſind meiſtens das Beſte, was ſich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Weſen großherzige Simplicität und geſunde Vernunft. Sie können nichts grad und natürlich betreiben, ſie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Beſtreben, recht fein zu handeln, gehn die meiſten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geiſt ſprechen, ſie vertiefen ſich daher blitzſchnell in die feinſten, entlegenſten Verhältniſſe derſelben, ſehn darüber die viel weſentlichern nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und ſchlieſſen meiſtens falſch. Es fehlt ihnen überdies Feſtigkeit und Ausdauer. Sie ſind übrigens gutherzig und handeln ſelten anders ſchlecht, als aus Schwäche. Während meinem Aufenthalte in Kenſington, wo ſich in der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendſten Zirkel ausmachte, verſammelte, hab' ich ſehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden. — Sie glauben nicht, liebe Frau Baſe, wie verſchieden von jenen Menſchen die Engländer in ihrem Karakter und Weſen ſind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundſchaftsverſicherungen, mit wiederholten Aeußerungen ſeiner Dankbarkeit, mit einem Strom von ſchönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich ſah darin nur die Beſtrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder ſchätzen noch lieben. Alſo war ich während der ganzen Reiſe zurückgezogen und ernſt, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagſtücks! —

Unter dieſer Stimmung kamen wir nach Kenſington, und logirten uns ein bei Madame de la Châtre. Dieſe lag im Bett' und war krank; ich verſchrieb ihr was, und ſuchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder beſſer, und ſchenkte mir nachher ein Dutzend der feinſten engliſchen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeſchenk mit einer feinen engliſchen Scheere, deren ſie bedurfte. Narbonne fuhr fort in ſeinem Betragen wie unterwegs. Ich ſagt' ihm geradezu: „Sie ſind zu gut, Sie machen mich beklemmen; Sie kennen mich noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, ob ich Freundſchaft verdiene.“ Er antwortete, ich ſei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm geweſen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an ſich feſſeln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühſtückte allein mit Madame, die der franzöſiſchen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Convenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall iſt, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, ſtand ſie ſchon ſeit neun Jahren in der engſten, vertrauteſten Verbindung mit einem gewiſſen Monſieur de Jaucourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Aſſemblee. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und ſie hatt' ihn kaum halb geleſen, ſo fiel ſie in Convulſionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie ſchrie, ſie weinte, ſie ſchlug mit Händen und Füßen, ſie wollte ſterben, ſie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn ſtürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke ſelbſt. Ich ſchickte ſie fort, um Narbonne zu ſuchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den andern, ſie rief unabläſſig: „Es iſt vorbei, er iſt verloren, ſie haben ihn feſtgenommen; ſie werden ihn umbringen!“ — Ich ſchloß aus dem Allen, daß Jaucourt arretirt worden ſei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zuſtand fing nun an, mich doppelt zu intereſſiren, denn ich dachte, die hätt' eine ſehr gute Gattin werden müſſen unter andern Umſtänden, welche nach neunjährigem Umgang noch ſo heftig für Jemand fühlt, dem ſie gut iſt! — Ich wurde von dieſem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie ſo was Fürchterliches geſehn und wußte mir keinen Rath mehr; als endlich Narbonne kam. — Sein Erſtes war, von den augenblicklichen Anſtalten zur Reiſe nach Paris zu ſprechen; das Zweite, daß man einen Courier hinſenden müſſe, — der Courier wurde gleich geholt und fortgeſchickt; — das Dritte, es ſei am beſten, nur bis Dover ſelbſt zu reiſen, und da die Zurückkunft des Couriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich ſchön; er führte ſie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und ſeine geiſtvolle Geſchäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der ſchönſten Schauſpiele, die man ſich denken kann.

Am ſechſten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung. Madame de Staël war zu Manuel gefahren, damals **Procureur de la Commune**. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, ſich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, ſtill, finſter, in ſich gekehrt, von Kindsbeinen an Republikaner, war übrigens kein böſer Menſch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn geweſen ſein, hätt' er ſterben müſſen. Er iſt ein guter Mann, in dem kein Falſch iſt.

Dieſe gute Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde ſie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da ſie mich ſehr zu intereſſiren anfing, ſo verdroß mich's um ſo mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hauſe, und verſchwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir dieſe Kränkung nicht anthun,“ ſagt' er, „die Weiber ſind ſchamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken hinaus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder.“ — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre geſprochen, ſie nahm den erſten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu ſprechen. — Ich blieb! Von dieſem Augenblick an ſagten ſie, ich ſei empfindlich und ſonderbar wie Jean Jaques Rouſſeau, — und dieſen Karakter hab' ich hernach behalten.

Indeſſen war ich verdammt, die ſchöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Weſen war nicht ſanft, nicht gütig, nicht empfindſam, ſie war vielmehr raſch, lebhaft, mannhaft, heftig ſchneidend zuweilen, und dieſe Frauenzimmer rühren mich ſonſt nicht; aber ſie war ehrlich, fein, offen, hatte die ſchönſte, vollkommenſte weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut ſo weiß und fein, daß es ſogar in England vergeblich geweſen ſein würde, eine ſchönere aufzuſuchen. Ich ſah ſie morgens ehe ſie aufſtand, abends ehe ſie einſchlief, und den ganzen Tag über bald ſitzend, bald ſtehend, bald liegend auf dem Sopha in den ſchönſt-möglichſten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — ſie begegnete mir überdies ſehr freundſchaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Weſen von beſondrer Art hat, deſſen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter dieſen Umſtänden gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, und eine große Menge andrer Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden ſehr brillant. Wir ſpeiſten oft zu achtzehn bis zwanzig Perſonen. Gegenſtände aller Art wurden verhandelt, Syſteme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergoſſen! — Natürlicherweiſe konnt' ich mit dieſen Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher deſto genauer an meine eigne; ich war ſo unfranzöſiſch wie möglich. Meiſtens kalt, ſtreng wahr in allem, was ich ſagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äuſſerſt zuvorkommend, wo ich gefällig ſein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Châtre keine Nadel, kein Etwas, ſo unbedeutend es auch ſei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Diſputiren ſich erhitzten und gegenſeitig einander nicht verſtanden, uneitel, ſtolz-männlich, verſchafft' ich mir eine Art von Exiſtenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich geweſen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rouſſeau, ſtudirte die franzöſiſche Sprache und die Menſchen, die um mich waren, aber meine närriſche Leidenſchaft machte mich zuweilen mißmuthig, und ſtörte die Freiheit meiner Seelenkräfte. Zum Glück zerſtreute ſich die ganze Geſellſchaft. — Narbonne, Madame de la Châtre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweiſe für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich ſelbſt ging nach London, wo mein guter Heiſch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Madame de Staël erhalten, worin ſie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies ſind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf ſie geltend zu machen! — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Brief ſehr ehrlich geſchrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobſprüchen überhäufte, mir die ſchönſten Ausſichten öffnete und ſogar ſchrieb, der König würde mich ſprechen, und hernach würde mein Glück gemacht ſein. — Ich gab den Brief Narbonne zu leſen, er war geſcheidter wie ich, und ſagte nur blos: „Der Mann ſchreibt ſehr gut franzöſiſch"! — Wiewohl er Recht haben mochte, ſo hab' ich dennoch ihm lange Zeit dieſe Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverläſſig aus dem oben angegebenen Grunde, ſeit geraumer Zeit ſich ſehr zurückgezogen; er hätt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Châtre nichts ſagte, von denen er ſah, daß ſie mich quälten. — Bei verſchiedenen freundſchaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kenſington mit ihm einzuleiten ſuchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundſchaftsverſicherungen, verſprach, mich in London zu beſuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. ſ. w. — Heiſch, der ihn beſuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von ſeinen Empfehlungsbriefen noch keinen Gebrauch zu machen, indem er ſelbſt bei verſchied'nen angeſehenen Kaufleuten in London von ſeiner Bekanntſchaft ſich bemühen wolle, ihm einen guten Platz zu verſchaffen. Heiſch war erfreut darüber, und verſprach, Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kenſington gingen wie im Sturm, ich habe ſeitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo ſie noch iſt, nicht wiedergeſehn. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heiſch in London-Coffee-house, Ludgate-hill, einem großen Gaſthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moraliſchen Freiheit. —

Ich hatte damals fünfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu ſein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns ſonſt etwas zuſtieße. — Ich ſprach in Kenſington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich ſtatt aller Antwort, ob ich nicht geſcheidt ſei? —

Dies führt mich, liebe Frau Baſe', wieder auf Ihren Brief. Sie ſchreiben: „In Paris war Ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenſchen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch.“ — Geſetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, ſo ſehe ich kaum, was in der Sache juſt Unmoraliſches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt iſt Verdienen durch Dienſtleiſtungen, die höheren Pflichten nicht widerſprechen, und mich däucht nicht, daß es mehr ſtrafbar iſt, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrſcheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — iſt ſo wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweiſe ſeinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Staël war ſchwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverläſſig der Untergang dreier Geſchöpfe geweſen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, iſt die Bemerkung, daß es gewiſſe Dienſtleiſtungen giebt, die zu edel ſind, um bezahlbar zu ſein, und die man nach Rouſſeau nicht für Geld thun kann, ohne ſich ſelbſt und die Sache zu erniedrigen! Dies iſt unſtreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es iſt nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter uns die Rede geweſen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein haarbreit verſchieden gehandelt haben würde, ſelbſt bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich geſteh' auch eben ſo aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumſtände dadurch vermuthlich zu verbeſſern. Ich wollte mir einen Freund auf Koſten der größten Gefahr machen, deſſen

Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich ſein könnend mir vorzuſtellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mir ſelbſt zu ſchämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Beſorgniſſe mich gefreut, und ich würde dieſen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht ſchreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen ſchief unterrichtet ſein möchten, und wünſcht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, trotz der mancherlei begangnen Fehler, doch wenigſtens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meiſten zu fürchten ſcheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heiſch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu beſehn, legte mich mit Eifer auf die Sprache, ſtudirte die Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr ſo verfloſſen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuſchickte, worin er ſich und ſeine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens fünfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, ſeiner Dankbarkeit für meine ihm geleiſteten Dienſte. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in ſehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geſchäfte ihn verhindert hätten, mich zu beſuchen, und worin er am Ende ſagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächſten Tagen zu mir zu kommen und mich zu ſehn. — Ich war geſonnen, ſeine Obligation zu behalten, im Fall' ich ſie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundſchaftliches Geſchenk würde anſehn können, und ſchrieb ihm daher zurück, ich ſähe ſeinem Beſuche, um ihm meine Dankbarkeit beweiſen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies um ſo mehr berechtigt zu ſchreiben, da Narbonne ſelbſt in ſeinem Billet mir anzeigte, er ſei gegenwärtig bald hier, bald dort, und da das Landhaus, wo er eigentlich zu ſuchen war, zwanzig engliſche Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich ſchon in Paris gekannt hatte, die Bekanntſchaft eines gewiſſen Erichſen, eines ſchwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Es war ein ſehr hübſcher Mann, frei, offen, ſtolz, großmüthig in ſeinem Weſen, dreißig Jahr alt, aber ſeit ſeinem dreizehnten beſtändig auf Reiſen; er war zweimal in Oſtindien geweſen, war, ohne gelehrte Kenntniſſe zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerſt richtig und umſtändlich belehrt. Er verſtand ſich gut auf Menſchen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hauſe war, mit allen ſeinen Verhältniſſen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, ſich für mich zu intereſſiren, und dies Intereſſe wuchs bald zu einem ſolchen Grade, daß er ohne mich nicht fertig werden konnte. Er nahm ſich vor, mich London kennen zu lehren. Wir beſahen eine Merkwürdigkeit nach der andern, gingen täglich ins Schauſpiel, beſuchten alle öffentlichen Häuſer, alle öffentlichen Zuſammenkünfte, und drei Wochen verflogen ſo im Taumel. Erichſen verſtand in einem hohen Grade die Kunſt, zu beobachten. Sein Verſtand brachte mannigfaltig zuſammen alles, was ſeinen Blicken begegnete. Er ſah nichts ohne zu denken, und überraſchte mich oft in großen Zirkeln mit Aufſchlüſſen über einzelne Perſonen, die es unmöglich ſchien ohne genaue Bekanntſchaft mit denſelben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen ſchöpfte. Er machte mich aufmerkſam auf alles, was einem jungen Reiſenden merkwürdig ſein kann, er führte mich zur Kenntniß engliſcher Sitten und engliſchen Karakters; er ſprach mir von der engliſchen Staatsverfaſſung und von den eingeſchlichnen Mißbräuchen in dieſelbe, mit Einem Worte —

ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu erbeuten! — Von den Koſten unſrer Zerſtreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er ſagt', ihm mache das alles nichts aus, ſein Glück ſei gemacht, er wünſche mich zur Geſellſchaft zu haben, und ſo weiter, und er that alles mit einer ſo guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten ſchuldig ward, auch nicht ein bischen in ſeinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Heiſch hatt' unterdeß Gebrauch von ſeinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen ſehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von ſich hören, und das verdroß mich um ſo mehr, weil dadurch ſeine Obligation das Anſehn einer Bezahlung erhielt. Ich wollte ſie zu wiederholtenmalen zurückſenden, aber Erichſen hielt mich immer davon zurück. Er ſagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld iſt beſſer wie ſie ſelbſt; Narbonne würde ſich freuen, ſein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehn Sie keine Thorheit aus falſcher Delikateſſe.“ — Dieſe Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber ſie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichſen faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehn, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reiſewagen und folglich einen leeren Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg iſt, fällt' einem erſt bei, was man noch hätte erforſchen, wornach man hätte ſehn, wovon ſich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris ſo unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn theils kannte man meine Geſchichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Augen verfolgt. Die Gelegenheit war ſchön; ich entſchloß mich und gab mein Verſprechen! — Erichſen war froh darüber. Er ſagte, die ganze Reiſe, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, ſolle mir keinen Pfennig koſten, er habe mir für's Mitgehn, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären, aber es war in London ein gewiſſer Herr Milliet, Banquier von Paris, mit ſeiner Frau. Er war ſo halb und halb mit Aufträgen nach England geſandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete ſich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehn, weil man ſchon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichſen kennen gelernt, und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiſen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichſen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reiſewagen, Milliet mit ſeiner Frau und einem Kammermädchen, Erichſen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechſelten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweiſe kam ich auf meiner Tour bei Madame Milliet zu ſitzen, und ich entdeckte bald an ihr einen köſtlichen Schatz. Sie war nicht ſehr groß, aber äußerſt fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogene Naſe allein hätte ein bischen kleiner ſein können, aber der Mund darunter war deſto hübſcher, und ihre großen ſchwarzen, nie ſtummen, ſanften Augen waren unbeſchreiblich ſchön! Sie war auferzogen worden zugleich mit Madame de Staël von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts verſäumt hatte, ihrem von Natur ſchon regen und thätigen Geiſte Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein ſehr empfindſames Herz, eine reine fleckenloſe Seele und einen ſehr feinen Sinn für's moraliſche Schöne. —

Alle dieſe Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den ſie hatte nehmen müſſen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vier und zwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Staël, wiewohl ſie nicht alle Handlungen derſelben billigte. Sie kannte den Dienſt, welchen ich derſelben geleiſtet hatte. Sie war ſehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehn, und ſehr traurig, weil ſie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklaſſen mußte, der erſt drei Jahre alt war. — Nehmen Sie alles dieſes zuſammen, und urtheilen Sie ſelbſt, ob unſre Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Milliet, aber ſie wurde meine innigſte Freundin. „Sie ſind ein Mann aus meinem Lande,“ ſagte ſie, nachdem wir ein paar Tage beiſammen geweſen waren, und ich fühlte, daß ſie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab' ich eine ſchönere Reiſe gemacht; ſie dauerte ſehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Milliet hatte ſich davor gefürchtet, und ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen verſprochen, aber ſo viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Intereſſantes und Schönes zwiſchen uns vorfiel! — Ungeſtört blieb indeſſen die Freude nicht lange. Erichſen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Milliet anfing auf mich zu halten. Er hielt ſelbſt zu viel auf ſie, und war zu ehrgeizig, um nicht eiferſüchtig zu werden. Ich hätte ſeine ſchwache Seite ſchonen ſollen, aber ich kannte ſie nicht, und nachdem ich ſie kennen gelernt hatte, war es zu ſpät. Er fing an kalt zu werden, fing an, ſich gern an mir zu reiben und bitter zu disputiren. Manche Umſtände trugen dazu bei, ſeine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns vier Tage lang in Dover zurück. Die Millert war neugierig, meine Verhältniſſe mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach vertraute zu werden anfingen. Sie unterſtützte ſehr den Entſchluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich ſchrieb an ihn auf der Stelle, ſeine Obligation würde mir lieb geweſen ſein, hätt' ich ſie betrachten können als wie ein Geſchenk, ſo wie es ein Freund dem andern giebt, falls eine vorhergegangene beſondere Dienſtleiſtung, ſeine Zuvorkommenheit mache daraus eine Bezahlung; ich ſei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und ſtelle ihm ſein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drückte als entehrte; zu gleicher Zeit bekannt' ich mich als ſeinen Schuldner für die fünfzig empfangenen Louisd'or, und bedauert' es recht ſehr, ſie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heiſch, an welchen ich dieſen Brief ſandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befördern! — —

Erichſen merkte, was geſchehen war, und ob er gleich nichts ſagte, ſo haben doch ſpätere Aeußerungen mir bewieſen, daß die Hintanſetzung ſeines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte ſich endlich ein günſtiger, wiewohl ſehr ſchwacher Wind, und wir ſchifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Millert befürchtete ſehr, krank zu werden, und ich bewog ſie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man ſich da gewöhnlich beſſer befindet. Sie ſetzte ſich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Ueberrock und meinen Mantel. Ich ſetzte mich ſelbſt hinter ſie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und ſie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schooß wie eine ägyptiſche Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine intereſſante Unterhaltung ſie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegeſtöber; der Schaum der übereinander ſtürzenden Wellen phoſphoreſcirte. Herr Millet lag in der Kajüte und war krank. Gretchen, gleich einem alten Seehelden, ſaß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, ſchnitt Roaſtbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der ſchönſten Nächte meines Lebens, obwohl vor Froſt meine Kniee zitterten und meine Zähne klappten!

Gretchen fand ſehr ſonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweſte, ſich ſo preiszugeben. Die Millet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und ſie in die Kajüte gehn ließ. Ich demonſtrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl ſei, daß ſie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch Niemand geſchadet habe. — — Gretchen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geſchöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Beſorgniſſe für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu ſein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot ſchwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Millets blieben, und Gretchen und ich ſetzten die Reiſe fort bis Paris.

Wir beſahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche intereſſante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verſchiedenheit unſerer politiſchen Verfangen und die fortdauernde Unterscheidung zwiſchen mir und der Miſtreß nicht wenig bei. Griffiths war wüthender Republikaner, und kannte nur wenig die geheime Geſchichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menſchen, welche anfingen, ſich derſelben zu bemächtigen. Unſre Urtheile waren daher faſt immer ſich entgegengeſetzt, und das war um ſo trauriger, weil man beſtändig überall faſt nur politiſche Gegenſtände verhandelte. Mein Aufenthalt zog ſich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen, wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen uns war ſo ſehr verändert, daß ich unwillkürlich ſagte, ich wollt' ihm hundert und fünfzig Livres in Aſſignaten, ungefähr drei Louisd'or in Geld, die er mir zur Reiſe gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich verſehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nichts hierauf, und ich reiſte fort. —

Meinen Weg nahm ich, [illegible] fand, über Rouen, wo ich einige köſtliche Tage zubrachte. „Lieber Sir," ſagt' eines Tages die Miſtreß, welche mich und auch meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „lieber Sir, dieſe Börſe iſt im eigentlichen Sinne mein unbeſchränktes Eigenthum; betrachten Sie dieſes als das Ihrige, denn wenigſtens bin ich's nicht unwerth, daß Sie was von mir nehmen," und die Thränen liefen ihr über's Geſicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Freiheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand mich ſo gut ich konnt', und verſprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen ſollte.

Ich ſchiffte mich zu Dieppe ein, landete nach ſechsunddreißig Stunden morgens früh am 25. Januar in Brighthelmſtone, und kam noch am Abend deſſelben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Hülfe wieder auf denſelben Fuß ein, wie in Paris, ſuchte Bekanntſchaften zu machen, beſuchte die-

[illegible], legte mich ganz auf's Engliſche, ſtudirte die Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe, die Sitten des Landes, und brachte ſo eine Menge, ich darf ſagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, ſonſt würde dieſer Brief, welcher ſo ſchon zu einer ungeheuren Größe anſchwillt, vollends ein Buch. Es iſt mit Einem Worte das Land der Freiheit, der geſunden Vernunft, der Männlichkeit, der [illegible] und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verſchlingt ſich überall in die Sitten und in den Charakter der Völker, und ohne zu wiſſen, daß man über die Grenze gekommen iſt, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf anſehn, um ſich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines andern Landesherrn iſt.* Nirgends iſt dies auffallender, als wie in England. [illegible], Achtung für's Geſetz, Halten auf Regel, Beſcheidenheit, Höflichkeit, Sparſamkeit, Ruhe, Ehrfurcht für die Güte der Charakter, Nationalſtolz, laſſen ſich leicht in jedem Engländer wahrnehmen. Es giebt in England [illegible], ſo gut wie anderswo, und wer ſich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und lebhaftes Gemälde zuſammenbringen. Aber das [illegible] wenige [illegible] noch [illegible] werden, daß [illegible], überall [illegible] und [illegible] bietet ſich entgegen? — Sie können denken, liebe Freundin, daß man den Vorzügen Englands wenig [illegible] ſtets und der Wunſch dort ſich anzuſiedeln, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange ganz gleichgültige Dinge ſein konnten; aber wie dieſen Wunſch auszuführen iſt? Das war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen meine guten Bekannten zu [illegible], und hatte ſogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um Ärzte, welche ſich bereits [illegible] Grundſätze nicht zu beleidigen. Aber damals begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert wird, um [illegible] anzu[illegible] bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach er-

[illegible] große Bekanntschaft, [illegible] und [illegible] aus [illegible] [illegible] erschafft haben [illegible], um [illegible] zu können; [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] Bekanntschaft [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — Die [illegible] hat wirklich keine festen Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir nicht die großen Theile unsers Körpers, aber nicht die kleinen [illegible] [illegible] können, nicht die innere [illegible] Kräfte, nicht die Art und Weise, wie die Zerstörungen in ihnen entstehen, und wir eben so wenig die innere Natur der [illegible] und ihre [illegible] Wirkungen erforschen können, und weil es nicht möglich ist, in der Therapie reine Erfahrungen zu machen, indem die [illegible] Menge der nicht in Rechnung zu bringenden [illegible] Umstände und Zufälle die [illegible] [illegible] der besten [illegible] [illegible] und [illegible] macht. Die Erfahrung [illegible] [illegible]? — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau [illegible], in [illegible] Fällen, wo man in Deutschland purgirt, läßt man zu Ader in Frankreich und gibt Opium und [illegible] in England. [illegible] in Deutschland [illegible], [illegible] [illegible], und doch werden die Kranke gesund [illegible], und [illegible] es [illegible] [illegible] noch [illegible], wenn sie gar nichts nehmen. Sie [illegible] [illegible], [illegible] Kranke haben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible], und [illegible] [illegible] noch immer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß nicht einmal über die [illegible] eines einfachen [illegible] ist man [illegible] [illegible]? — Um in der [illegible] eines [illegible] [illegible] glücklich zu sein, muß man entweder keinen [illegible] [illegible], oder [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible], aber [illegible] [illegible] sein, um [illegible] [illegible] der Kranke [illegible] [illegible], das [illegible] in den [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] von mir, [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] zu kommen! J. G. [illegible]mann.

N. S. [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] in [illegible]! —

[illegible] Sie [illegible] [illegible], [illegible] Brief [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], daß ich bei der einen oder andern [illegible], wenigstens auf eine kurze Zeit, [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] würde. —

5.

[illegible], den [illegible]. Januar [illegible].

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreise nach England begriffen. Morgen gehe ich von [illegible] ab und komme von da nach Harwich. [illegible] es mit dem Schiffe [illegible] [illegible] [illegible], so will ich Ihnen gern noch [illegible] [illegible] [illegible], lieben, herzlichen Brief vom [illegible]. October [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]! —

Meine [illegible] sind [illegible] gewesen, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]. Meine [illegible] ist [illegible] meiner [illegible] [illegible] [illegible] gewesen. Ich ging von [illegible] nach Hamburg, wo ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — Von [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] meiner [illegible] in [illegible], meinen Vater in [illegible], meine [illegible] in [illegible], [illegible] einen Tag und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ich nach [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible]. Ich bin so [illegible] [illegible], [illegible] nach [illegible] zu kommen! —

[illegible] Sie, [illegible] ich [illegible] [illegible], auf dem [illegible] zu [illegible]! Mein [illegible] [illegible] hat Sie [illegible] [illegible]! Ich bin [illegible]

[illegible]

N. S. Mein [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible], den [illegible] [illegible]

Ich habe den [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible], daß ich [illegible] — [illegible] — [illegible]

[illegible] Ich bin [illegible] — [illegible]

Ich bin wieder auf Reiſen! Es iſt eine ſchöne Exiſtenz, liebe Freundin, ſo von Ort zu Ort zu den beſten, den trefflichſten Menſchen ſich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wiſſenſchaften von Gegenſtand zu Gegenſtand mit ihren Fortſchritten, von dem, was jeder über jeden Zweig das Beſte gedacht, gefühlt oder gelernt hat, ſich gegenſeitig zu verſtändigen, in Lieblingsideen, in ſtillen Gedankengängen, ſich gleich zu begegnen, ſich angeſchloſſen, liebgewonnen, liebgeworden zu werden, und ſo mit den Vorbereitenden ſeines Zeitalters gleichſam eine unſichtbare Kirche zu ſtiften! — Da haben Sie, was ich als Nebenſache treibe, von der Hauptſache in der künftigen Fortſetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Alles ſo recht machen könnte, wie man ſoll! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die ſanfte Freundin der Ruhe und des ſtillen Genuſſes wird in dieſen ſtürmiſchen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getroſt, liebe Frau Wolf! nur nicht zu ſorgſam geſinnt! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir uns erdichten, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die böſen Nachbarn einmal nach Karlsruhe kämen, ſondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegeſohn einmal wieder vor Ihnen ſtünde. Ich will nicht verſprechen, um Sie, wenn's kommt, angenehm überraſchen zu können, und wollte, daß ich deſſen eben ſo gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die andern kommen ſollten, ſie ſich artiger und geſellſchaftlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. G. Weinmann.

VII.

Wir haben Bollmann in ſeinen eigenen Briefen bis nach Wien begleitet, müſſen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zuſammenhang ſeiner Abſichten und Ereigniſſe durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu ſeinen ferneren Schickſalen übergehen.

Die zu Gunſten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeſchlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkſchrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darſtellen ſollte, und alle Beweggründe zu ſeiner Freilaſſung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und deſſen lebhafteſte Theilnahme angeregt; er hatte ſeine eifrigſte Unterſtützung verſprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günſtig angehört, und ihm von angeſehenen und einflußreichen Perſonen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrſchende Stimmung, welche ſogar in den höchſten Kreiſen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu ſprechen wagte, hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der perſönliche Eindruck ſelber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkſchrift gerichtet war, hatte wenigſtens von ihrem Inhalte — denn ſie ſelbſt konnte nicht übergeben werden — Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieſer Gefangenſchaft länger auf ihm haften ſolle; auch ſonſt waren ſeine Aeußerungen im menſchenfreundlichſten Sinne der Sache günſtig, wie auch der Sendung und Perſon Bollmann's insbeſondere. Allein der Gefangene befand ſich nicht mehr in preußiſchem Gewahrſam, ſondern war in öſterreichiſchen ausgeliefert worden, weil man von dieſer Seite den Umſtand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei ſeinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerſt auf öſterreichiſche Vorpoſten geſtoßen, und von dieſen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußiſche Truppen weitergeführt worden ſei. Das Begehren erſchien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt öſterreichiſcher Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in ſtrenger Haft gehalten. Auf ſein Schickſal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchſtens war eine diplomatiſche Verwendung zu verſuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrſchenden Geſinnungen ſehr zu bezweifeln ſchien, und obwohl es Perſonen gab, welche zu ſolchem Verſuche eifrig riethen, ſo fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müſſen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf ſich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreiſen, die man ihm als feindlich geſinnt vorausſehen mußte, verbreitet war, wie günſtig und ſchmeichelhaft der Eifer für ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die ſonſt unbiegſamſten Geſinnungen ſchienen, Alles ſchön zu finden und gut zu heißen, was ſeine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen verſagt ſehen mußte. Sein Entſchluß war ſchnell reif, ſein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenſchaftlichen Stimmung, welcher ſein Gemüth in dieſer Zeit hingegeben war, iſt es wohl bemerkenswerth, daß er während dieſer bewegten Zurüſtungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile feſthielten, daſelbſt ein verliebtes Abentheuer beſtand. Eine flüchtige Bekanntſchaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend ſich darbietend, war die erſte, welche den bisher ſtrengen jungen Mann zugleich mit ſinnlichen Lockungen umſtrickte. Zwanzig Jahre ſpäter, als er in Wien während des Kongreſſes durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, ſprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idylliſchen Begegniſſes, und wandte gern den Ausdruck ſeiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächſtfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtſinnige dies Abentheuer bald vergeſſen, nachdem ihn ſein Geſchäft ſchnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er ſich neuerdings, und hegte ein zartes Glück reinſter Zuneigung im erfriſchten Herzen! Nichts aber vermochte ſeinen Eifer in dem gefaßten Vorſatze zu ſchwächen, keine Neigung und Leidenſchaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg ſobald es die Umſtände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufſuchte, nur die nöthigſten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für ſeinen neuen Plan die ſchlüßlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen die ſtärkſten Aufforderungen ein, Alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit ſich zur höchſten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikaniſche Geſandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten ſich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltſamen Befreiung; und kein Andrer vereinigte ſo alle Eigenſchaften zu dem verzweifelten Unternehmen, wie

Bollmann. Er ſelbſt hatte den Gedanken ausgeſprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er ſchien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überſchwänglich belohnen, in Deutſchland, Frankreich und England erwarb er ſich die Zuſtimmung von Tauſenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichſten Anſprüche auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlinges blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagniſſes, und in dem Anſehn und den Mitteln ſeiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeiſterung für Lafayette brauchte nicht geſteigert zu werden, er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Herſteller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Dieſen Mann aus der Gefangenſchaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen ſchuldig ſey, geworfen worden, ſollte keine unmoraliſche Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel geſetzt wurde, ſo ſollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege ſich jeden Tag ereignet. Mit ſolchen Vorſtellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionairen Schwindels, als einen Freund geſetzlicher Ordnung geſehen, der ſo früh und beſonnen von den franzöſiſchen

Bewegungen ſich abgewendet, in größter Seelenruhe und heitrer Entſchloſſenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders geſtelltem Verhältniſſe, und bei minderer perſönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geſchaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechſeln reichlich verſehen, reiſte Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Feſtlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefſte Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er ſollte möglichſt vergeſſen ſcheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß es, man müſſe den Frieden abwarten; ihm ſelbſt aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, ſein Retter ſei unterwegs.

Als naturforſchender und neugieriger Reiſender nahm Bollmann ſeinen Weg durch das nördliche Deutſchland nach Schleſien, wo er ſich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntſchaften anknüpfte, darunter auch ſolche, die ihm für ſeinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch ſein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Laſt auflegen wollte, und daher ſeine Abſichten noch verſchwieg. Er beſuchte Tarnowitz, an der polniſchen Gränze, und beſah die dortigen Bergwerke; dann begab er ſich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Perſonen empfohlen, unter dieſen an einen Arzt, mit dem er durch wiſſenſchaftliche Anregungen ſogleich in lebhafte und bald auch trauliche Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von pſychologiſchen Erſcheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieſer Einfall ihm nur eben jetzt, hier müſſe ja der berühmte Lafayette gefangen ſitzen. Man wiſſe den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzoſen ſeien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jeſuitercollegium ſtreng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen ſei, habe viel für ſich; ſoviel ſei gewiß, daß einer derſelben ſehr niedergeſchlagen und in tiefe Traurigkeit verſunken ſei. Bollmann meinte, da dürfte der Verſuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in engliſcher Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verſchaffen; ſei es Lafayette, ſo würde der bloße Anblick von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte intereſſant ſein, die Wirkung eines ſolchen Eindrucks zu beobachten, wie ſtark dieſelbe ſei, welchen Vortheil ſie bringe, wie lange ſie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten ſchien die Sache thunlich, es fand ſich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch ſeine Nummer bezeichnet und Niemand namentlich bekannt war, ein beſchriebenes Blatt zuzuſtellen. Bollmann ſchrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er ſie mit prüfendem Bedacht geleſen und ganz unverfänglich befunden, verſprach ihre Beſorgung.

Sie enthielten den Spruch eines engliſchen Dichters, worin der Leſer aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, dieſen Zuruf nicht kalt, ſondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieſes Blatt zu leſen bekam, verſtand er ſogleich den geheimen Sinn, ließ ſich aber nichts merken, ſondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug ſei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorſichtig über ſein Lampenlicht, und durch die Wärme deſſelben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von Allem unterrichtete, was ihm zu wiſſen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von ſeinen Freunden Abgeſendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu ſeiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beſchloß, ohne Zögern ſich dieſer Leitung hinzugeben. Er gab ſtatt des empfangenen Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feſte Bejahung ausdrückte. Bollmann ſah, daß er verſtanden worden; er freute ſich gegen den Arzt des gelungenen pſychologiſchen Verſuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünſchte einen zweiten Zettel auf gleiche Weiſe zu befördern.

Wir wiſſen nicht, ob auch dieſesmal die Mittelsperſon arglos geblieben, oder in ſtillſchweigendem Einverſtändniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die ſich durch die erſte Gefälligkeit für die zweite zu ergeben ſchien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann ſein Geheimniß auszuſprechen oder einen Mitſchuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf ſolche Weiſe den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächſten Zeit thun und erwarten ſolle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortſetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechſel verabredet hatte, reiſte er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, ſchloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher und Wirthſchafter André, der ſeine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre ſpäter nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundſchaftsbund; ſie hatten viele gemeinſame Berührungspunkte, ihre Geſinnungen und Gemüthsarten ſtimmten zuſammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen durfte; doch wollte er auch dieſen Freund, der Manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwiſſen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohlempfohlener und durch ſeine ganze Erſcheinung einnehmender Gelehrter in den angeſehenſten Lebenskreiſen bald einheimiſch; er fand nach allen Seiten die günſtigſten Verhältniſſe, und ſchien außer den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden kein andres Intereſſe zu haben, als in den Zerſtreuungen des Tages mitzuleben. Er ſelbſt aber war unaufhörlich mit ſeinem Vorhaben beſchäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie ſagten blos, Lafayette ſei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entſcheidende Wink, daß der zum Handeln günſtige Augenblick erſchienen ſei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verſtrich, ohne daß Bollmann ſich gefördert ſah. Nur der Herbſt war noch übrig; blieb auch dieſe Jahreszeit unbenutzt, ſo mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächſten Frühjahr aufgeſchoben werden. In dieſer Verlegenheit reiſte Bollmann ſelbſt wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den erſten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn dringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Gefangene hatte ſich mehr und mehr erkranken laſſen, und weil durchaus kein andres Mittel helfen wollte, war der Arzt endlich dahin gekommen, den Genuß der freien Luft als die einzig noch mögliche Rettung vorzuſchlagen. Wollte man Lafayette'n nicht als Opfer des Grams und der Kerkerluſt ſterben laſſen, ſo mußte man ihm Spazierfahrten erlauben. Aber nur erſt gegen Ende des Septembers war die Erlaubniß ertheilt, und erſt wenige Fahrten, unter gehöriger Vorſicht und Bedeckung, waren verſucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieſer Ausfahrten allmälig merkbar werden laſſen, auf dieſen geſtützt, ſie häufiger begehren, durch ausgeſprochene Vorliebe für eine beſtimmte Gegend ihnen möglichſt immer dieſelbe Richtung geben, und ſie in möglichſt weite Entfernung von der Stadt auszudehnen ſuchen. Da dies zu gelingen ſchien, ſo kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anſtalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oeſterreich keinen eigentlichen Mitwiſſer, außer einem jungen Arzt aus Sachſen, Doctor Karl Weigel, der ſein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes ſich bereit erklärte, jedes Wagſtück mit ihm zu theilen. Rückſichten jedoch, deren Verletzung Bollmann ſeinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten dieſen abhalten, an einem gewaltſamen Handſtreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundſchaft und Wachſamkeit nützlich zu ſein. Bollmann fand in Wien einen andern Helfer, der ganz nach ſeinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen ſein Gefährte zu ſein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reiſen zufällig in Wien war, und ſchon den glühendſten Antheil für Lafayette ausgeſprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmanns lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette ſein Leben wage, ſo zahle er damit nur eine Schuld ſeines Vaterlandes, deſſen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn ſie noch vor dem Winter ſtatt haben ſollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln ſo genau und umſtändlich anzuordnen, wie es zur Sicherung des Erfolges nöthig geweſen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anſtalten und größere Zahl der Theilnehmer einerſeits zwar ſicherer gemacht, andrerſeits aber auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beſchloſſen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu beſtehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreiſe ganz offen, ließen ihre Päſſe nach Mähren und Schleſien ſtellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei ſich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebſt einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reiſenden es vorzogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umſtänden zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu erſetzen, deſſen ſie in der Folge benöthigt ſein mußten, und das ſie doch nicht rathſam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten ſie das eine derſelben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden ſie möglichſt jeden Verdacht; ſie galten für naturforſchende Engländer, und durchſtreiften einen großen Theil von Mähren, indem ſie allmälig Olmütz näher kamen, wo ſie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächſte Tag war einer der zu den Spazierfahrten feſtgeſetzten, und wurde daher ſogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November ſandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach Schleſien, und ließen dort Poſtpferde um 6 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr ſetzten ſich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzuſuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er ſaß in einem bedeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutſcher auf dem Bock, ein andrer ſtand hinten auf. Augenblicklich ſprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutſcher Halt, und während Huger abſaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann deßgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieſer hatte auf den Anruf ſeiner Befreier ſchon den Kutſchenſchlag aufgeſtoßen, und warf ſich mit ſeinem Begleiter, der, entſchloſſen genug, ſich an ihn hing, gewaltſam hinaus auf den

Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demſelben Augenblick aber ſtürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit ſtarker Hand niedergedrückt. Inzwiſchen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgeſprungen, und in das Feld geflohen, der andre auf dem Bock, ſobald er ſich unbeachtet ſah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch ſeinen Gegner losgelaſſen, der allein und ohne Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So ſtand denn der befreite Lafayette mit ſeinen nie vorher geſehenen Freunden auf der offnen Landſtraße, und es galt nun für alle drei ſchleunige Flucht. Allein im Augenblicke des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten ſich gebäumt, und als Huger, um Bollmann beſorgt, dieſem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entſprungen, und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachſetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beſchäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angeſehen; noch ſtanden ſie unthätig, aber wie leicht konnten ſie ſich beſinnen und weitere Flucht erſchweren! In dieſem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weiſung über das Nächſtnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren ſchriftlichen Angaben, eine Börſe mit Geld, und beſchwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu beſteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Andern zu warten, ſie würden Mittel ſuchen, ihm zu folgen; kämen ſie aber in dieſer kurzen Friſt nicht nach, ſo möchte er für ſich allein weiter nach Schleſien zu kommen ſuchen; Orte, wo er ſichre Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerſtreben, dem aber ſeine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er ſpornſtreichs davon, und war ihnen bald aus dem Geſicht.

Inzwiſchen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt ſchien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufſitzen laſſen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunſt half, und die größte Eile drängte, ſo rief Huger: das Unheil mit den Pferden verſchulde er, er ſei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derſelbe ſolle für ſich und Lafayette ſorgen, er ſelbſt werde ſchon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er ſich raſchen Laufes dem Walde zu.

Bollmann ſpornte ſein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Haſt folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hof kam, fand er ihn nicht, derſelbe mußte einen falſchen Weg eingeſchlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos geweſen, ja konnte ſogar für Lafayette ſchädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächſten Zufluchtsort in Schleſien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenſeits der öſterreichiſchen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des andern Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erſte Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten ſie unbeſorgt drei Wochen verſteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Päſſe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umſtände des Augenblicks würden beſtimmt haben, welcher Entſchluß wäre vorzuziehen geweſen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig ſogleich wählen müſſen. Allein er dachte nicht an ſich, ſondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da Niemand kam, da ſich an keinem der Orte, wo ſichre Kundſchaft zu erwarten war, die geringſte einfand, nicht von Lafayette ſelbſt, aber auch nicht von ſeinem Entweichen, und noch zum Troſte eben ſo wenig von ſeiner

Wiedereinfangung, ſo faßte Bollmann die Hoffnung und Beſorgniß, derſelbe könne auf einem andern Wege über die Gränze gekommen ſein, und nun ohne Hülfe umherirren. Dieſe Vorſtellung bewog ihn, ſich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, deſſen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann dieſe durchſtreifen wollte, um Lafayette aufzuſuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachſten Anſtalten zu dieſem Zwecke, ſuchte ſeine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch ſchon für jenen zu ſpät, und für ihn ſelber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenſchaft, und Bollmann wurde, als er kaum ſeine kühnen Nachforſchungen beginnen wollte, verhaftet und zuerſt nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müſſen uns nach Lafayette umſehen. Dieſer war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falſchen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem öſterreichiſchen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marſche ſich in dieſer Gegend befand, ausweichen, und ſpäterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den ſtarken Ritt aber war ſein Pferd erſchöpft, und ſtürzte zuſammen; er mußte es liegen laſſen, und ſeinen Weg zu Fuß fortſetzen. Von einem Bauer, dem er einige Goldſtücke bot, erhandelte er bald ein andres Pferd, und ritt ſo gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunsberg wurde er des Weges unſicher, ſeine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde angehalten und vor den Dorfſchulzen geführt. Dieſer wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landſtreicher, und wollte ihn nicht ſogleich losgeben. Lafayette benahm ſich jedoch ſo klug und gemeſſen, daß man ſchon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu laſſen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Menſch in der ganzen Gegend, der ihn ſo genau geſehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue feſt, ohne jedoch ſeine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm auf der großen Straße nachgeſetzt, und glaubte, in Bollmanns Spur die ſeinige zu haben; an die Nebenſtraße hatte Niemand gedacht. Drei Tage lang ſaß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit ſeiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erſt am vierten Tage kam auf die ſpät empfangene Meldung ein Commando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in ſtrengſtem Gewahrſam genommen, und in ſein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar ſchon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er ſeitdem noch drei Jahre in Gefangenſchaft, bis die öſterreichiſche Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andere Gefangene, welche die franzöſiſche Republik für ihn losgab, auszuwechſeln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich; seine Person und sein Name hatten die wenigste Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in ſeinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Oberſten bei der Miliz erhielt, in angeſehenen Verhältniſſen; wegen ſeiner Theilnahme an dem Verſuche zu Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein geprieſen; Lobreden und Gedichte feierten ſeinen Namen noch ſpät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeiſterung für Lafayette ſich in den Vereinigten Staaten ſo glänzend ausſprach. Mozel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht perſönlich zugegen geweſen, auch die Schriften und Geldſummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, ſchon in Sicherheit gebracht hatte, und ſich unter ſeinen Papieren nichts Verdächtiges fand, ſo wurde er bald wieder frei gelaſſen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anſtellung, die er bei dem portugieſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugieſiſche Dienſte und mit nach Italien nahm, wohin er ſelber ſeiner Geſundheit wegen alsbald abreiſte.

Das härteſte Loos ſchien für Bollmann fallen zu müſſen; er war der Urheber und Anführer eines räuberiſchen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen dieſe nicht ungeſtraft laſſen konnte. Seine Freunde zitterten für ſein Leben; das gelindeſte [illegible] [illegible] einige Gefangenschaft über den [illegible] zu [illegible]. Er wurde in Ketten gelegt, kein Licht erhellte seinen Kerker; Alles was ihn bis zur Stunde, jede Verbindung mit der Welt abgeschnitten. Gleich bei seinem ersten Verhör machten aber seine [illegible] Aufrichtigkeit, sein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Würde seines ruhigen und einfachen Wesens einen für ihn höchst vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt ungewöhnliches Aufsehen, überall wurde sie besprochen, getadelt und bewundert, besonders [illegible] am meisten in Wien selbst, wo die besondern Umstände des romantischen Abenteuers mit lebhafter Neugier vernommen wurden, und bald auch das Ergebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menschen sprachen für ihn mit wärmstem Eifer, suchten ihn zu rechtfertigen, zu entschuldigen, besonders zeigten die Frauen großen Antheil. Personen [illegible] höchsten Ranges, durch menschenfreundliche Neigung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu seinen Gunsten, manche scheuten nicht, den [illegible] Grundsätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterstrenge selbst fühlte sich erschüttert. Durch die Kraft dieser allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andere Einwirkungen, deren letzter Zusammenhang auch jetzt mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, wahrscheinlich aber in menschenfreundlichen Verwendungen zu suchen ist, geschah das Wunder, welches

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

V.

[illegible]

Sinn, das ruhige feste Benehmen, mit der heiteren Selbstständigkeit erwarben allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorschläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte sein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Einem lieh er Rath und vertrauliches Interesse schenkte er, und diesem dankte er redlich. Wir haben gesehen, daß er mit seinem Freunde in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem schon erwähnten Briefwechsel, durch welchen das Haus seine Einrichtung vorbereitete, erhielt Bollmann ausführlichen Bericht vom allgemeinen Zustande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Anfange und den Fortschritten der dort möglichen Geschäfte, von den persönlichen Verbindungen und Aussichten, welche sich seinen Unternehmungen günstig zeigten. Diese Darstellung, vier Druckbogen stark, ist ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Ernstes, so wie der redlichen Denkart des jungen Verfassers und noch jüngeren Geschäftsmannes, und dürfte wohl verdienen, bei andrer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein sprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemessen fortgeschrittenen Verhältnisse benutzt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichsten Erfolg, und Bollmann fand sich in der mannigfachsten und ausgebreitetsten Geschäftsthätigkeit. Dabei betrachtete er unablässig die Natur in allen ihren Richtungen, die Wirkungen der Staatseinrichtungen, den allgemeinen Verkehr, des Staatsdienſtes, und ſelbſt der Religion. Die thatſächlichen Verhältniſſe liehen dem Denken, welches zu jenen ein helleres Licht. Das Glück begünſtigte ihn, er gelangte zu bedeutendem Beſitze und Wohlſtand, und lebte geachtet und geliebt unter ſeinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er ſich nun auch durch die Hand einer edlen und liebenswürdigen Frau heimathlich feſtgehalten ſah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte ſich fortwährend; er machte eine große Reiſe durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernſten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politiſchen Leben ſeines neuen Vaterlandes, wo ſich in den damaligen Verhältniſſen zwei beſtimmte Partheien einander gegenüberſtellten, die Demokraten und die Föderaliſten. Bollmann gehörte zu den letztern, in welchen ſich vorzugsweiſe die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitsthume zeigte, dem ſogar ein ariſtokratiſches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieſer Parthei, lauter achtungswürdigen und bedeutenden Männern, ſtand er in naher Verbindung, und durfte erwarten, auch als Staatsmann einſt in ungewöhnlicher Wirkſamkeit aufzutreten.

Inzwiſchen hatte die franzöſiſche Revolution in Europa die wunderbarſten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleons Herrſchaft den höchſten Gipfel ihrer dem Anfange ſchon längſt ungleichartigen Erſcheinungen erwirkte, bis endlich auch dieß Gebäude zuſammenſtürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherſtellung ehemaliger Zuſtände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünſcht, Europa wiederzuſehen, und ſeine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg faſt ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, ſeine Gattin zu verlieren, und fand ſich dadurch um ſo mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutſchland aufzuſuchen. Aber auch der Umfang und die Bedeutung ſeiner Geſchäfte, und neue Unternehmungen, die ſich ihm eröffneten, machten ſeine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktiſchen Phyſik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen ſein konnten. Die bedeutendſten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja ſogar politiſche Zwecke konnten von ſeinem Vermittlungsgeiſte förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den erſten Staatsmännern ſogleich in Verbindung trat; für die Geſchäfte des Handels und betriebſamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen feſten Anhalt, der jeden andern entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er ſich dann begab, lebte auch ſein Andenken im beſten Rufe bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchſten Aemtern und im größten Einfluſſe ſtanden. Auch hier eröffneten ſich ihm eine Menge von

Verhältniſſen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verſchloſſen ſind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo ſich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderwo der Amtsbehörde, zuſtändig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantiſcher Trieb, der ſich leicht begreifen läßt, ſondern auch geſchäftliche Anläſſe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Congreſſe die machtvollſten und glänzendſten Vertreter der europäiſchen Welt ſich ſchon verſammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem öſterreichiſchen Geſandten an, ob ihm der Zutritt in Oeſterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zuſtande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirkſame Geſchäftsmann, der von Lord Caſtlereagh und von dem Fürſten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, geſchweige denn des Haſſes. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andre Ausſöhnungen erfolgt, ganz andre Unbilden vergeſſen worden! Bollmanns vorſichtige Anfrage wurde daher ſehr gut aufgenommen, und durch die Verſicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach

Oeſterreich reiſen, Niemand werde ihn dort wegen der alten Geſchichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Päſſe, und reiſte nach Wien.

Im Oktober 1814 traf er daſelbſt ein, als die Geſchäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geſelligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendſten Perſönlichkeiten ſo leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetſte Beachtung. Er hatte der öſterreichiſchen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauſes Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatiſchen Meeres hatte Oeſterreich einige Linienſchiffe zurückbekommen; in Idria lag Queckſilber angehäuft, das ſeit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verſchifft werden können; dieſe Gegenſtände, im Betrage ſehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau ſollte die Dampfſchifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abgeſchloſſen werden. Während Bollmann dieſerhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der Finanzen hingezogen, und beſonders auf die große Maſſe Papiergeldes, welche aus den frühern Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminiſter Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen ſeiner Geſchäfte gewieſen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu deſſen Einſichten und praktiſchen Fähigkeiten, und klagte über den ſchwierigen Kampf, den er gegen dieſes unaufhörlich ſchwankende Papiergeld zu führen habe; die Verminderung deſſelben ſei durchaus nothwendig, nur vermöge man die beſten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkſchrift, worin er bündig und klar, in der einfachſten Darſtellung, dieſe Hülfsmittel angab. Seine Anſichten und Vorſchläge machten Eindruck, und wurden von allen öſterreichiſchen Staats- und Geſchäftsmännern, denen ſie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürſt von Metternich nahm den Urheber perſönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunſch, derſelbe möchte durch den Präſidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatiſche Anſtellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzſachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmanns Einſicht zu rühmen, und ſuchte eifrig ſeinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und innern Verhältniſſe, ſo wie durch umſichtige Geſchäftskunde und durchdringenden Scharfſinn höchſt ausgezeichnet, erklärte ſich einverſtanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilſamen Finanzmaßregeln, ſo wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmanns Angaben und Entwürfe befolgt, und er iſt ſonach als der eigentliche Stifter dieſer in den öſterreichiſchen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren ſegenreiche Wirkſamkeit noch ſtets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem ſüßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu ſein, in deſſen obrigkeitliche Gewalt er einſt freventlich eingegriffen, und der ihn dafür mit Großmuth und Nachſicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oeſterreichs, auch denen andrer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußiſche Finanzminiſter, Freiherr von Bülow, beſprach mit ihm den Plan, durch Dampfſchiffe die Elbe zu befahren. Der ruſſiſche Finanzminiſter, Graf Gurieff, trat in Briefwechſel mit ihm über den Vorſchlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre ſpäter in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöverſche Staatsminiſter, Graf von Münſter, freute ſich ſeines ausgezeichneten Landsmannes, und ſetzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, ſowohl politiſch als literariſch bedeutenden Kreiſe wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutſche literariſche Zuſtand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neueſten Dichter und Philoſophen ihm faſt unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie ſehr ſie ihn befremdeten. Dagegen war er einer der Erſten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeiſterung von Lord Byron ſprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geſchäfte war weitausſehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andre wichtige Verhältniſſe forderten dringend ſeine Gegenwart in England. Er reiſte vor beendigtem Congreſſe dahin ab.

Die Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung geſetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blüchers und Wellingtons bei Bellealliance wieder ausgelöſcht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergeſtellt. Während der hundert Tage dieſer zweiten Herrſchaft Napoleons war aber auch Lafayette aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräſentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaiſers und ſeiner Entfernung aus Paris geworden, zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmiſchung der Verbündeten in deſſen innere Angelegenheiten, ſich ſtark erhoben und ſich zu dieſem Zweck eine ſchwierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der in dieſer Zeit eine kurze Anweſenheit in Paris machen mußte, ſah den alten Freiheitsfreund ganz in alter Weiſe handeln, in denſelben Grundſätzen wie ehemals, und fand nicht nur dieſe folgerecht, ſondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieſer hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erſcheinen, aber nicht ſich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet iſt, welche in den wogenden Ereigniſſen nicht dem Strome, ſondern unnachgiebig einer ſtarren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien ſchüttete ſich darauf heftig gegen ihn aus, man ſagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falſcheſten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und ſo grobe und unwahre Anklagen ſeinem theuern Lafayette abwehren. Er ſchrieb zu dieſem Behuf eiligſt einen Aufſatz unter dem Titel: „Einige hiſtoriſche Notizen, die neuerlichen Ereigniſſe in Frankreich betreſſend“, ſandte denſelben an Cotta, und dieſer ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäiſchen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, ſofort abdrucken. In der Fluth politiſcher Stimmen machte ſich dieſe bemerklich genug; ſie fiel durch ſchlichte Entſchiedenheit auf, und brachte Thatſachen und Anſichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob ſich als Gegner, und ſchrieb heftig gegen den unbekannten Verfaſſer, nicht ahnend, daß dieſer derſelbe Mann ſei, mit welchem er eifrig Briefe wechſelte, und welchem Oeſterreich eine ſeiner wichtigſten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zuſammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen ſein konnte. Ihn ſelbſt beſchäftigten wieder ganz andre Gegenſtände. Er war bereits wieder in England, und ſchiffte ſich nach Amerika ein, um ſeine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und ſeine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Hier ſchließen ſich aus dieſer und der nächſtfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Geſinnungen, Verhältniſſe, Thätigkeiten und Ausſichten, in welchen Bollmann unermüdet ſtrebte, einigermaßen zu erſehen ſind. Sie machen übrigens keinen andern Anſpruch, als die Züge ſeines Bildes, die wir von ſeiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollſtändigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir alſo keine Ausſchnitte ſenden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutſchland giebt!

Und Frau von Varnhagen — iſt Sie mit Ihnen — geſund — heiter? das Letzte iſt ſchwer in der Mitte von ſo viel bedrängten und ſo viel eklichen Leuten — ich verſtehe hierunter nicht die Pariſer.

Ich wollte, ſie wäre hier. Wenn Ihr in Wien des alten würdigen Pouthon's Thätigkeit zuſagte, ſo würde ſie hier nicht aus der Ekſtaſe kommen, wenn Sie ſähe, wie man groß ſein kann in der Arbeit, und magnifik in Anſtalten des Nützlichen! Demungeachtet ſind die Engländer beſchränkt, kalt, ſteif, wenn Sie wollen. Es läßt ſich ſchwer alles vereinigen!

Der Prinz-Regent ſagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzuſetzen — denn er verhindert uns, ſetzt er hinzu, Exempel zu ſtatuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich laſſe Frau von Varnhagen bitten, ſich vor den Doctoren zu hüten — ſelbſt vor Koreff, wiewohl einer der Beſten. — Meinen Gruß an Oberſt von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn ſo kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch ſeinetwegen verlaſſ' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, ſo ſollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, ſelbſt auf Kartoffeln und Waſſer! —

— Was wollen denn Sie — Sie Alliirte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört?

E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den ſchönen Ausſchnitten, erhielt ich erſt in Amerika, ſpät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausſchnitte ſehr bewundert.

Sie ſehn, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, ſchönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küſte von Irland beinahe geſcheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitän war unvorſichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geiſtes, wie wir umringt waren mit Felſen und nicht wußten, wohin uns wenden. Die Mädchen benahmen ſich recht heroiſch, und wir zogen uns glücklich aus der böſen Lage.

Seit drei Wochen ſind wir hier. Ich ſchrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich laſſe dieſen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehn. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erſte hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umſtänden abhängen. Die Abſicht iſt, wenigſtens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir ſind, ſo zieht mich nichts mehr ſtark nach Amerika zurück, es ſei denn beſſere Ausſichten für dieſe. — Es erſchreckt mich zuweilen, ſie nun in einer Welt zu ſehn, wo, außer mir, ſie Niemand kennt und liebt, und wo ſie Niemand angehören. — Mein Leben ſchien mir nie ſo nothwendig. Weibliche Geſchöpfe, vorzüglich wenn ſie mehr Werth als Schönheit beſitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie, und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich ſo eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend iſt dieſe Revolution doch gewiß, und von mir ging ſie aus, wiewohl mich in der Sache Niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeſte Vortheil entſprungen. Mein Plan iſt in allen Zügen — im Weſentlichen, wie im Beſondern, beibehalten worden, nur hat man ſich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich ſcheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, ſollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen 2½ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank ſollte dieſe gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die ſo eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die ſie dann hätte wieder verkaufen können — und ſo fort. — Dann hätte man den Gang des Geſchäfts in ſeiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genoſſen, und der Kours hätte ſich allmählig gehoben. Statt deſſen erbietet man ſich, ½ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und % zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermaſſe dürfte ſich alſo plötzlich zur Umgeſtaltung verdrängen — das iſt weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigſtens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitſchaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entſtehn. Hat man indeſſen die Münze, ſo bin ich's zufrieden; im entgegengeſetzten Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgeſetzt, zu den Eingeladenen ſagen zu müſſen: ihr müßt wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Syſtems für gefährdet, — ihr Knaben hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich ſeit meiner Ankunft hier geſchrieben. Ob ſie mich wohl brauchten? — Eſterhazy hier war dieſen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Luſt hätte, nach Wien zu gehn? — Das müßte ſich aber doch der Mühe verlohnen, und dann iſt Berlin nicht weit davon — das wäre recht ſchön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne iſt weg, ſobald man Jemand im Wege ſteht, und Sie wiſſen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufſatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen. Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Iſt Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo iſt Wieſel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Kongreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz beſonders, und vorzugsweiſe ſchreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo ſie iſt, und wie ſie iſt, und wo ſie ſein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von dieſem Brief, der Jemand in Wien in üble Laune ſetzen könnte, ich habe mich über Niemand zu beſchweren.

Ich ſetze hier Verſchiedenes in den Künſten in Gang, das mir ſehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungsvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir ſelbſt. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und ſich zubereitet — ein freundlich Wort an Auguſte, wenn ſie in Ihrer Nähe iſt. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr.

E. Bollmann.

Wo iſt Carl Sieveking? —

14.

London, den 25. Oktober 1816.

Ihren freundſchaftlichen Brief vom 8. Auguſt ſo lange nicht beantwortet zu haben, iſt durchaus unverzeihlich. Sie hätten indeſſen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchleſen, wenn man niederdenken könnte ſtatt niederſchreiben. — Ich bin ſehr beſchäftigt, um ein großes chemiſches Etabliſſement zu organiſiren, das mir die Mittel abwerfen ſoll, künftig herumzureiſen, zu thun und zu ſagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um Jemand zu bekümmern. Es läßt ſich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen ſollte.

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Dieſen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. Oktober, welcher nicht der dritte iſt, denn die Italiäner haben ſich noch nicht ſehen laſſen. Die Gewiſſensbiſſe werden nun zu groß. Ich ſetze mich alſo gleich hin, und will nicht aufſtehn bis der Brief expedirt iſt.

Im Juli, als ich Ihnen zuerſt ſchrieb, hielt ich's für wahrſcheinlich, daß man mich veranlaſſen würde, nach Wien zu gehn, und dann hofft' ich Sie zu ſehn. Die Erwartung hab' ich aber längſt fahren laſſen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr beſſer wie die Menſchen, und im chemiſchen Manufakturfach iſt hier noch Vieles zu thun. — Einer meiner Freunde hat das Raffiniren der Zucker ſo ſehr vervollkommt, daß er 1/6 mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für ſeine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausſchlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, ſich derſelben zu bedienen, und hatte ſich ſchon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verſchafft, als ihn der Tod abholte. Er ſtarb vor einigen Wochen. Eine Tochter und ſein Bruder, der Herzog von Norfolk, ſind untröſtlich über ſeinen Verluſt. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schickſal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, ſo wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Aſſociation zu Stande gebracht zwiſchen mir ſelbſt, einem reichen jungen wiſſenſchaftlichen Mann, deſſen Steckenpferd die Chemie iſt, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemiſchen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etabliſſement an der Themſe, eine halbe deutſche Meile von der Stadt, deſſen Beſitzer kürzlich ſtarb. — Da beſtillirt und reinigt man Holzeſſig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Eſſig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf iſt von 100 bis 200 Prozent, ſo viel einfacher, ſchneller und beſſer iſt unſere Art zu arbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn ſagen, die Fabrik verfälſcht die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unſere Arbeiter alle Deutſche ſind. Die Conſumteurs ziehn die gekannte, ſchlechte, theuere Waare der ungekannten, wohlfeileren, ſchönern vor, u. ſ. w. — und dieſe Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu ſchaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch ſelbſt ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die ſchöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeſchloſſene Holz iſt oben. Sein herunter geleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt ſich mit ſeiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieſer Erfindung in ſeinen Pulverfabriken. — Und ſo bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens auf den Beinen, während die Mädchen leſen, ſchreiben, ſpielen, ſingen, Muthwillen treiben u. ſ. w. — um 5 Uhr wird gegeſſen — von 7 bis 9 nehmen die Geſchäftsſchreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beſchäftigen wir uns mit Phyſik, Mineralogie, und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektriſchen Maſchinen u. ſ. w., und amüſiren uns höchlich. Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und ſchlafen ohne uns zu rühren. — Dies iſt buchſtäblich unſere Tagesgeſchichte, worin nur gelegentlich das Schauſpiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazierfahrt — einige Veränderungen machen. — Es ſoll mir indeſſen künftig, wenigſtens an Sie und Ihre liebe Frau zu ſchreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, ſo habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maſchine ſo vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutſchland machen können, wonach uns Allen recht lüſtet. —

Von Gentz habe ich, ſeit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er ſelbſt habe ſich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zuſatz) habe machen müſſen, würden ein Buch erfordern. Die Leute ſeien ſo dumm, das Mißtrauen ſei ſo groß, das Andringen ſo unbändig. Es ſolle indeſſen Alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht ſchön. Auch woll' er, bei der Zurückkunft nach Wien (er war im Bade) gleich ſehn, daß man mir zur Reiſe Luſt mache" u. ſ. w. u. ſ. w. — Der Zuſatz hat, für die gute Sache, beinahe Alles unwiederbringlich verdorben, wenigſtens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erſchwert. — Mit einem ungeheuern baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig geweſen; mit einem beſchränkten (wo denn die ſchon erfolgte Einſtellung derſelben unausbleiblich) war ſie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank ſollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erſte Rückſicht. — Der Ueberfluß des geſunkenen Papiergeldes disponirte das Publikum, zur Bank begierig zu unterſchreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Inſtitution Gewicht und Kraft geben. Statt dieſe günſtigen, zum Zweck ſchnell führenden Umſtände klug zu benutzen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der ⅕ (der Cours war zwiſchen 300 und 400) einen augenblicklichen Gewinn von 20 bis 40 Prozent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die 5/6 auch nur in Anſchlag zu bringen. Die Bankſubſcription wird nun vernachläſſigt, auf die 5/6 ſtürzt ſich Alles hin — die Banknoten ſind dem Publikum nur Anweiſungen auf Geld, um ſo mehr, weil doch Jeder ſchon fühlt, es könne ſo nicht fortgehn. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einſtellen, und der Kredit der Bank wird ſchon zertreten, ehe ſie einmal angefangen hat zu exiſtiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergeſehen? — Die Erſten, welche im Geheimniß waren, die Erſten für die 5/6 an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorſchläge eine Einleitung, ein Inſtrument zu Privatſpekulationen geworden ſind — iſt doch ärgerlich, wenn man ſich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es iſt aber ſehr natürlich, daß man nicht ſehr begierig ſein kann, mich in Wien zu ſehn. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe ſich lohnte, ſo ließe ſich ein recht intereſſantes Pamphlet über dieſe Geſchichte ſchreiben. —

Meinen Aufſatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. „Ich ſchrieb' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr iſt abweſend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufſatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie ſchreiben, war mir ganz unbekannt. Ich wäre gern in Deutſchland, wo ich doch Vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl ſein würde, vorzüglich wenn ich Alles mitbrächte — wo ich auch noch manches wirken könnte — aber es iſt am beſten, jetzt hier fortzuarbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünſchten Lage zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und Zeit und Luſt, eh's ſo weit kommt. —

Es überraſchte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wiſſen. — Da machte ich meine erſten Studien. Der vor einiger Zeit ver-

Univ. Bibl. München

ſtorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hauſe. — Auf der Reiſe nach Wien — nach zwanzigjähriger Abweſenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich ſehr geliebt, dem ich Vieles dankte — todt. Dieſer todt — jener todt — nur Tittel, der Kirchenrath (Logiker, Metaphyſiker), an dem hing noch Leben. — Wenn die Bekannten, Geſchätzten, ſo allmählig ſterben, bemerkt man's nicht, aber nach ſo langer Abweſenheit iſt's wie eine Schlacht. — Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schwebengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze, waren noch da, die Atmoſphäre herum war dieſelbe — die Statuen ſtanden auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erſter romantiſcher Gefühle und Abentheuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerſt allein — was ich noch liebte, jenſeits des Meeres — ich fuhr in derſelben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die ſind mit mir, und Sie in Karlsruhe! —

eine Schlacht. — Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbe-

Ueber dies Land und Vieles hätte ich Ihnen viel zu ſagen. Dies muß ich verſparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlaſſen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau ſein ſoll, die ich nie perſönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine Pflegemutter, ſchrieb ich im Jahre 1798 von Leipzig aus, einen ſehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch exiſtirt. —

Die Domayer war kürzlich in [illegible], und erkundigte ſich nach mir. Wenn ſie zur Stadt kommt, will ich ſie aufſuchen. Graf Bentheim hat London ſchon lange verlaſſen. Poel [illegible] iſt ein guter Menſch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, öſterreichiſche Weſen der lieblichen Fürſtin ſticht mit der engliſchen Kälte recht ab. Gräfin Münſter hat ein kleines Mädchen, — ſehnt ſich nach Deutſchland.

Prinz Coburg und ſeine Prinzeſſin ſind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin dieſe aufgewachſen iſt, hat ſie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfiſche Abnutzung und Verzärtlichung verhindert, die im Hochleben ſo gemein ſind. Sie fühlt ſtark, und will ſtark. Im Trauerſpiel weint ſie Güſſe, lacht im Luſtſpiel, daß der Boden ſchüttert. Sie ſieht auch im Schauſpiel ohne Umſtände denen zu, welchen ſie wohl will — eine ſonderbare Prinzeſſin, aber ein intereſſantes Geſchöpf. — Prinz Coburg hat mich gefragt, wo Profeſſor Wöbel ſei? Wiſſen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals ſechs Jahre Lehrer oder Hofmeiſter in meines Vaters Hauſe, war viel um die Prinzeſſin Charlotte, und unterrichtete ſie im Deutſchen. — Ich habe viel Intereſſantes, ſie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller ſchreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Weitſchweifiges. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf den Kontinent während des Krieges, brachten den Kours herunter, in natürlichen Worten — machten engliſches Geld, machten Pfund Sterling ſpottwohlfeil, folglich kamen auch die engliſchen Waaren dem auswärtigen Conſumenten wohlfeil zu ſtehen, folglich war der Abſatz groß, folglich vermehrte ſich — unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klaſſe, folglich fütterten — indirekt, aber doch recht wirklich, die ungeheuren, von den Committenten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr agirenden Taxen — die arbeitenden Armen. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern ſich, der Kours wird beſſer (wie man zu ſagen pflegt), alle engliſche Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regelmäßigen Marktverhältniſſe, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menſchen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählig aufreiben muß. — Dies iſt die wahre Erklärung des jetzigen Zuſtandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Kriegs Aufwand und Verſchwendung nicht mehr exiſtiren; daß die vorzüglich leiden müſſen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden ſchreien, und Lärm machen, während die Leidensgenoſſen in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, ſich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird [illegible] des Staats deren noch mehr geben, — aber das Lebensprincip des Staats iſt ſtark und unerſchütterlich, und Alles wird ſich ins Reine arbeiten.

Während dieſer Noth iſt es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verſchleudert, weggegeben werden, aber es iſt nothwendig, daß dieſer Zuſtand vorübergehend ſein muß. — Warum erhebt denn Adam Müller ſeine Stimme, und macht conſequent andern Grundſätzen den Krieg? — Wenn Manufakturiſten vorübergehend leiden, ſo befinden ſich auf der andern Seite die Conſumirenden — die größere Anzahl — um ſo viel beſſer. Ein Staatsmann ſollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, Jeder mache, was er am beſten verſteht, und daß ſich die Produkte frei und ungeſtört vertauſchen: das iſt die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Gleichſtehen der Wage, daran ſollte man ſich halten, wie ſich die Natur an die großen Grundſätze hält, trotz gelegentlicher Erſchütterungen und Zerſtörungen. — Wer immer den flüchtigen Umſtänden begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des [illegible], sondern troß des [illegible] gelitten hat, und daß das [illegible] nichts taugt. — Und Ihnen Müller predigt, man solle das [illegible] [illegible]! —

Hier wird man gewahr, daß, wer absetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtige Handel — daß aller Handel — sich in Tausch auflöst. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Handel nothwendig [illegible] haben muß, daß aller Absatz aufhört; daß man also keine Art von Industrie [illegible] weiß haben muß, wenn man einen gesunden Handel haben will,

weiß haben muß, wenn man einen gesunden Handel haben will,

sondern Alles gehen lassen muß seinen natürlichen Gang. — Nach dieser Politik hat man im letzten [illegible] und [illegible] gehandelt — nach dieser möchte man immer handeln, nur daß man vom langbetriebenen [illegible], alten, [illegible] [illegible] auf Einmal nicht abkommen kann. — Und den [illegible] will von Müller den Deutschen [illegible], den Deutschen aufbürden! Oder ist die [illegible] Ware [illegible]? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Erfahrung — nicht [illegible], aber national — bringt den Menschen doch eigentlich erst Verstand, und [illegible] ihn, und [illegible] ihn! — Ich muß nun aufhören, — die [illegible] kommen immer herein, und denken, daß ich unverhältnißmäßig lange sitze. — Doch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit das Geschriebene zu durchsehen — entschuldigen Sie mein Deutsch u. s. w. —

Lassen Sie Ihren Brief nicht [illegible]. Der [illegible] macht [illegible] im Geiste eines deutschen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], daß man das [illegible] [illegible] erlaubt. Leben Sie recht wohl.

E. Bollmann

16.

London, den 28. November 1867.

[illegible] Ihre Briefe, lieber [illegible], und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie soll ich Ihnen erklären, daß ich den erſten ſo lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geſchäften geweſen — ich ſchrieb [illegible] mehrere Male — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geſchriebene nicht mehr zu den veränderten Umſtänden — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort immer in Rückſtand, und Sie wiſſen, wie's in ſolchen Fällen geht.
in Rückſtand, und Sie wiſſen, wie's in ſolchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Bemühungen in Betreff des [illegible]. Sie ſind in guten Händen. Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit [illegible], bitten Sie [illegible] [illegible] zu.

Meine Lage hier iſt noch immer ſo ungewiß, ich bin ſelbſt noch zu wenig hier, um [illegible] von den [illegible] [illegible] [illegible] zu können, ein junger Mann war er [illegible] von [illegible] [illegible] Fähigkeiten, und [illegible]. Wie er ſich [illegible] haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimſter Jugendfreund, [illegible] [illegible], wohnt in [illegible], [illegible] [illegible]. Ich möchte gern hier [illegible] von [illegible] und gegenwärtigen Verhältniſſe hören. Wenn Sie in die Gegend kommen, beſuchen Sie ihn! Mein Name iſt genug. Wir verlebten einige Monate, wie ich in Wien war. Er iſt gebürtig aus [illegible].

Ich habe, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen kleinen [illegible] in meinen Geſchäften hatte ich [illegible] zu werden — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu beſtimmen — mit der Poſt-Behörde ([illegible] Office) [illegible] abzuſchließen — [illegible] [illegible] zu [illegible]

u. s. w. — Also das habe ich nun [illegible] ins Reine gebracht, und wenn die Maschine einmal gehörig im Gange ist, so wird sie wohl [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sein. — Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] die Zeitung [illegible] kann, damit meine eigenen [illegible] frei bleiben, welches ich vorzüglich wünsche.

[illegible] [illegible] Brief, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible], — hat dem Mädchen mehr [illegible] machen, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht [illegible] [illegible] [illegible], und es war doch unmöglich, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] abzuhalten. — Als ich fertig war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geschäft mit [illegible] abzumachen — auch zu erholen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] hörte ich [illegible] [illegible], und [illegible] spielen. Das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich habe auch [illegible] [illegible] kennen gelernt, z. B. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und einige Andere.

Die französische Musik scheint allmählig Gehalt und [illegible] zu gewinnen, aber die deutsche — giebt es denn eine deutsche Musik? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und wenn ich einmal [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] habe ich nur ein paar [illegible] [illegible] — es ist nicht [illegible], [illegible] die englischen [illegible] ganz anders [illegible] die deutschen — [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] zu sein. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], den [illegible] eines [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible] [illegible] aber mögen wir hier die Züge [illegible], die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit und [illegible] [illegible], und sein [illegible] [illegible] und auch [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible], war die hohe Eigenthümlichkeit seines [illegible], durch und durch in alle [illegible] seines [illegible] [illegible], [illegible] nach allen [illegible] seines [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. In der [illegible] [illegible] [illegible] gibt es keine [illegible], keine [illegible]; er hatte sich immer selbst, er hatte sich [illegible], und keine seiner Eigenschaften war ihm nur [illegible] [illegible].

Daher die große [illegible], die große [illegible], mit welcher er allen [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] an ihren Platz stellte, und mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Daher die [illegible] [illegible], in welcher er dem [illegible], der ihm zu [illegible] [illegible], den [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible] [illegible].

[illegible] hatte zu [illegible] [illegible], die [illegible] und [illegible] mit den [illegible] [illegible] einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in dem [illegible] seines [illegible] erleuchteten Sinn und jede geistige Anregung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Kleidung [illegible] [illegible] war in den geringsten Dingen nachlässig; so daß in den Feierstunden, durch die er bisweilen, mehr der [illegible] Achtung halb, als dem eigentlichen Beruf, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reiz seiner Geistes behaftet.

Er war zugänglich und mittheilend, ohne [illegible], um zu fragen, gab er willig jeder Auskunft von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht zu empfangen, wo er [illegible] [illegible] [illegible]. Eine unwillkürlichen Aufsicht, ein bedeutend [illegible] Wort von ihm, hat sich auf die beste Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche [illegible] [illegible] Vorlesungen gebildet.

Nie vergaß er seiner Würde, er blieb [illegible] in ungetrübter Bescheidenheit; in der [illegible] er die [illegible] [illegible] [illegible] hat, wie in dem [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] er, wie jeder [illegible] und immer [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] er seinen Namen nicht [illegible] [illegible], der ihm mit allen [illegible] Europa's [illegible], mit allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in ihre Mitte [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Seine Schüler, Freunde und Verehrer ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgebreitet; ſie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterung und Innigkeit an, deren Documente in Hunderten von Schriften öffentlich beſtehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen einer Privatbibliothek aufbewahrt ſind, deſſen Umfang und Inhalt einer Regierung [illegible] Anſtalt [illegible] läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht Allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er oft vermochte, deſſen leichte Erregbarkeit verbergen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in gerührten Stunden inniger Theilnahme, konnte er durch langverſchwiegene Wärme den kennenden Beobachter überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen, hatte innige Freunde, unter denen die Ausgezeichnetſten und Größten ſeiner Zeit. Ein lebhafter und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Solche wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo oft unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſelbſt. In den Verwicklungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Neigungen und Pflichten, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Perſönlichkeiten unter den Menſchen gleicher [illegible] hervorgebracht, welche jetzt [illegible] das [illegible] verlangen; das Recht und [illegible] trage die Zeit hinüber zu künftigen [illegible], wo [illegible] die [illegible] einer geistigen [illegible] erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, [illegible] Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu erfüllen!

Und aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Verlangen des großen Mannes, bei der Nachricht seines letzten [illegible], in der Würdigung seiner Größe über jede [illegible] hinausgegangen ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so leb' er denn fort und fort in unserem Gedächtniß, der Mann, der [illegible] vom Namen [illegible] und [illegible], und noch [illegible] auch in die weitere Welt!

Graf Schlabrendorf,

weiland Staatsmann, [illegible] Bürger, [illegible]

Züge aus ſeinem Bilde.

Kaum war im Sommer 1824 aus Marſeille die Trauernachricht von dem Ableben des großen Philologen Friedrich Auguſt Wolf zu uns gekommen, und ſchon erſcholl auch von Paris her eine neue Todesbotſchaft, die den Hintritt eines andern Landsmannes meldete, der, gleich jenem, zu den merkwürdigſten und bedeutendſten unſerer vaterländiſchen Ehrenmänner zu zählen iſt! Wer von unſern Landsleuten, der in den letzten Jahrzehnten Paris beſuchte, hätte nicht in dieſer gewaltigen Hauptſtadt alles europäiſchen Lebens und Treibens auch den ſeltſamen Einſiedler, den ehrwürdigen Rathgeber der Deutſchen kennen gelernt, oder doch von ihm gehört, und ſeinen Eigenheiten theilnehmend nachgefragt? Wir wollen von dieſem auch uns perſönlich theuren geehrten Manne eine kurze Schilderung verſuchen! —

Guſtav Graf von Schlabrendorf war zu Stettin den 22. März 1750 geboren. Sein Vater, Vicepräſident der pommerſchen Kriegs- und Domänenkammer daſelbſt, wurde im Jahre 1755 als dirigirender Miniſter nach Schleſien verſetzt, wo er während des gleich im folgenden Jahre ausgebrochenen ſiebenjährigen Krieges durch treffliche Anſtalten und kräftige Maßregeln zur Behauptung dieſer Provinz eifrig mitwirkte, und Friedrichs des Großen Beifall und allgemein ausgezeichneten Namen erwarb. Der Sohn, welcher vom fünften Lebensjahre ſeine Jugend nunmehr in Schleſien verlebte, rechnete deßhalb in der Folge ſich ſtets mit Vorliebe dieſer Provinz angehörig. Seine Erziehung war ſorgfältig und bedachtſam; auf die häusliche folgte die öffentliche; zum Studium der Rechte beſtimmt, bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, und nachher die zu Halle. Die gründlichſten Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen, ſowie in mannigfachen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, begleiteten ihn bald auf den lebensvollen Schauplatz der großen Erfahrungswelt. In ſeinem zwanzigſten Jahre verlor er ſeinen Vater, und die frühe Unabhängigkeit, bei glücklichen Standesverhältniſſen und ſehr anſehnlichem Vermögen, erlaubte ihm, ſeinem regen Triebe nach freiem Forſchen und Beobachten in den verſchiedenſten Zweigen des Erkennens und zu mannigfachen Lebensbahnen ungehemmt zu folgen. Nachdem er Deutſchland und die Schweiz durchreiſt und Frankreich vorläufig geſehen, begab er ſich nach England, wo er ſechs Jahre zubrachte, und eine Zeitlang den Freiherrn vom Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes Landes zum Begleiter hatte. Auch lernte er hier im Jahre 1786 den Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi kennen und ſchloß eine herzliche Freundſchaft mit ihm. Die Staatsverfaſſung und ganze Lebenseinrichtung der Engländer wurde Hauptgegenſtand ſeiner Betrachtung, zugleich widmete ſein frommer Sinn religiöſen und philanthropiſchen Anſtalten ſchon damals lebhafte Theilnahme.

Noch vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution kam Schlabrendorf nach Frankreich zurück, und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode faſt unausgeſetzt in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit einem hohen und kräftigen Geiſte, ſtand er alsbald im drängenden Gewühle des gewaltigen politiſchen Lebens, das vom Jahre 1789 an immer ſtürmiſcher emporſtieg. Leidenſchaftlich ergriff er die frühen Hoffnungen, welche ſich dem neuen Gange der Begebenheiten in den Herzen ſo vieler Zeitgenoſſen aufſchloſſen, und mochte dieſelben auch zuletzt noch nicht aufgeben, als ſie für die meiſten Theilnehmer längſt wieder entſchwunden waren; perſönliche Thätigkeit aber widmete er nur dem, was auf dem Schauplatze ſo wechſelnder Ereigniſſe inmitten ſo vieler Verbrechen und Gräuel ſich als wahrhaft gut und redlich bewahren ließ. Wohlthätig und menſchenfreundlich war er überall eifrig bei der Hand, wo für Einzelne oder für Gemeinſames in dieſer Richtung ſich irgend ein Wirken eröffnet zeigte. In perſönlicher Bekanntſchaft ſtand er nach und nach mit den hervorragendſten Männern der Revolution, und wirkte auch wohl nach Umſtänden auf ihre Anſichten und Wege durch ſeinen Geiſt und Karakter ein; aber niemals fand er ſich bewogen, ſelber eine ſogenannte Rolle zu ſpielen, wie vielfach und dringend auch die Lockungen dazu ſein mochten. Das Schickſal ſo vieler Deutſchen, welche ein Opfer ſolchen Strebens entweder alsbald ſelbſt wurden, oder in ſpäter Enttäuſchung ihren beſten Sinn und Willen als ſolches dargebracht ſehen mußten, beweiſt nur, wie richtig Schlabrendorf ſeine Eigenſchaft als Fremder bei dieſen franzöſiſchen Vorgängen, in aller Begeiſterung für ſie, doch erkannt und bewahrt hat. Mit den Redlichen unter ſeinen Landsleuten hielt er innig zuſammen, mochten auch ihre Wege von den ſeinigen verſchieden ſein. Georg Forſter ſchrieb im Mai 1793 an ſeine Frau von ihm: „Einige Deutſche, die ſich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zuſammen; unter andern iſt ein Graf Schlabrendorf aus Schleſien, der Dich, als Du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reiſteſt, in Zürich geſehen hat; ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriſtie's Hauſe bekannt; ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die Hamburger Zeitung hier Nachrichten ſchreibt. — Schlabrendorf, in dem geſetzten Alter von vierzig Jahren, iſt ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa ſehr genau, beſonders England.“ Vornehmlich Oelsner und Kerner knüpften mit Schlabrendorf enge Freundſchaft. Während der Schreckenszeit wurde dieſer, wie jeder ausgezeichnete Mann, ſchon als Ausländer und Graf, beſonders aber auch als Freund von Condorcet, Mercier und Briſſot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, und mußte achtzehn Monate im Kerker zubringen, früher in der Conciergerie, nachher im Pallaſt Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig, ohne daß dieſer Zuſtand ſein Gemüth erſchütterte oder ſeine Anſichten wankend machte. Seine Haare wurden jedoch grau, und ſein langer Bart erſchien ihm hier zuerſt als eine männliche Zierde, die er ungern wieder ablegte, als ſie ihm nicht mehr aufgedrungen war.

In dem Gefängniſſe fand ſeine Geſprächigkeit, ſeine Umgangsgüte reiche Nahrung. Er gab Rath, er leiſtete Hülfe aus ſeinen Geldmitteln, er ſetzte die Vertheidigungsſchriften — die ſtets vergeblichen — mancher Mitgefangenen auf, er unterrichtete die Lernbegierigen zum Nutzen und zur Unterhaltung in Sprach- und Sachkenntniſſen. Eine Zeitlang wußte er ſich durch den Banquier Schätz über Baſel einige Summen aus dem Vaterlande zu verſchaffen; da er faſt alle Baarſchaft unter die dürftigen Mitgefangenen austheilte, ſo gaben ihm dieſe den Beinamen des Wohlthätigen. Als ihm der Tod auf dem Blutgerüſte ſchon unvermeidlich erſcheinen mußte, übergab er ſein beträchtliches Vermögen, ſo weit es verfügbar war, in Wechſeln, ſeinem Freunde Oelsner, der noch frei war und ihn beſuchen konnte, aber ſchon ſelbſt bedacht ſein mußte, durch Entfernung die ſteigende Gefahr zu meiden. „Nehmen Sie das Geld,“ ſagte ihm Schlabrendorf, „und fliehen Sie, da Sie es noch können. Brauchen Sie es als das Ihre; ſehen wir uns wieder, ſo geben Sie mir zurück, was noch da iſt; werd' ich guillotinirt, ſo gehört es Ihnen ganz.“ Oelsner kam glücklich über die Gränze, und lebte eine Zeitlang in Oberitalien verborgen, litt manche Noth und Bedrängniß, aber hungerte lieber, als daß er den Schatz angegriffen hätte, und unverſehrt lieferte er ihn ſpäter mit tauſend Freuden dem Geretteten wieder aus. Denn durch ein Wunder entkam Schlabrendorf dem Henkerbeil, und zwar knüpfte ſeine Rettung ſich an ſeine unbefangene Eigenart. Eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zum Hinrichten beſtimmten Perſonen; auch Schlabrendorf's Namen wurde ausgerufen, und er machte ſich ohne Widerſtreben und Klagen ſofort auf, um ſeinem Schickſale zu folgen; Faſſung und Gleichgültigkeit waren damals in ſolchem Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur ſeine Stiefel fehlten; er ſuchte ſie, ſuchte ſie mit allem Eifer, der Kerkermeiſter half ſuchen, allein vergebens, ſie waren entwandt, vertauſcht oder in einen Winkel geſtellt, genug, nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, ſagte Schlabrendorf endlich zu dem Kerkermeiſter: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das ſehen Sie ein. Wiſſen Sie was, — ſetzte er mit harmloſer Treuherzigkeit hinzu, — nehmen Sie mich morgen ſtatt heute, es kömmt ja auf den einen Tag nicht an!“ Der Kerkermeiſter fand den Vorſchlag richtig: ein andrer Gewinn, als der klägliche eines Aufſchubs von vierundzwanzig Stunden, fiel dabei Niemanden ein. Der Karren, deſſen Ladung durch Einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erſchien, fuhr mit ſeinen Schlachtofern ab, und Schlabrendorf blieb zurück. Am andern Morgen erneute ſich die Abholung; der Verſäumte, jetzt mit Stiefeln verſehen, war, gleich den Gerufenen dieſes Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt, aber ſieh da! ſein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liſte des erſten Tages abgethan für immer; wer konnte ſo genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotinirt an, die Verſäumniß kümmerte Niemanden, für jeden folgenden Tag hatte man ſchon andern Vorrath genug! Der Kerkermeiſter war kein böſer Menſch, er wollte nicht grade den Angeber machen, aber eben ſo wenig hätte er den Gefangenen nun freilaſſen mögen. Dieſer blieb alſo im Kerker vergeſſen, bis der Sturz Robespierre's, gleich vielen Andern, auch ihm endlich die Freiheit wiederbrachte.

Die ferneren Erſcheinungen der Revolution entzündeten auf's Neue ſeinen ungeſchwächten Antheil an den Hoffnungen eines herrlichen Bürgerſtaats. Während er ſolchen Idealen in den wirklichen Begebenheiten mit Eifer nachſtrebte, richtete er zugleich die Kräfte ſeines edlen Geiſtes und anſehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menſchenfreundlicher Unternehmungen. Um die Stereotypie in Gang zu bringen, wandte er beträchtliche Summen auf. Zur Ermunterung mancherlei Gewerbfleißes, für die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, wie ſpäter für den Verein zur Förderung der chriſtlichen Moral, für die Bibelgeſellſchaft und andre Verbindungen zu ähnlichen Zwecken, waren ſeine großen Beiträge wie ſein geiſtiger Antheil höchſt erſprießlich. Die proteſtantiſche Gemeinde in Paris konnte jederzeit auf ſeine Fürſorge rechnen, die Schulen und das Armenweſen dieſer Glaubensgenoſſen insbeſondere verdankten ihm bedeutende Wohlthaten. Was er für Einzelne unermüdet gewirkt und geleiſtet, in dieſer wie in jeder Zeit ſeines Lebens, wäre unmöglich aufzuzählen. Doch tritt dies Alles in Schatten vor der leuchtenden Wirkſamkeit ſeines eben ſo tiefen als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der hinreißendſten Beredſamkeit unaufhörlich in das umgebende Leben überſtrömte, und beſonders für die zahlreichen Deutſchen, die er in einer langen Reihe von Jahren aus allen Ständen und Klaſſen, Vornehme wie Geringe, zu ſeinem Umgange ſich drängen ſah, in tauſend Beziehungen lehrreich und heilſam wurde. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen und mit ihren flüchtigſten Erſcheinungen vertraut, im Mittelpunkte der lebendigen Fülle der Tagesgeſchichte, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, ja prophetiſch über die politiſchen Gegenſtände; ſeine Einſicht, ſein Urtheil, die für Jedermann offen ſtanden, waren nicht ſelten die Zuflucht der auswärtigen Diplomaten und die Hülfe deutſcher und franzöſiſcher Gelehrten; mancher Bericht, mancher Aufſatz, der unter anderm Namen daheim Aufſehn und Bewunderung erregt haben mag, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich friſch erſtrömenden Reden und Geſpräche. Das berühmte Buch: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Konſulate,“ welches zu ſeiner Zeit (1804) am trüben politiſchen Himmel wie ein Lichtmeteor erſchien, von Goethe und von Johann von Müller ſogleich rühmende Beachtung erfuhr, und für Deutſchland faſt die erſten enttäuſchenden Aufſchlüſſe über den ſelbſtſüchtigen, verderblichen Gang des nach Alleinherrſchaft ringenden Korſen gab, iſt weſentlich ſein Werk, aus ſeinem Geiſt und aus ſeinen Mittheilungen, und dem größeren Theile nach unſtreitig auch aus ſeiner Feder gefloſſen; dem Kapellmeiſter Reichardt, den man lange als Verfaſſer insgeheim, und ſpäter, als die Gefahr geſchwunden war, öffentlich genannt hatte, gebührt nur das Verdienſt, dem Buche ein muthvoller (wenngleich anonymer) Herausgeber geweſen zu ſein, und dem Texte vielleicht hin und wieder einen Zuſatz oder eine im Einzelnen nöthig erachtete Ausdrucksveränderung gegeben zu haben.

Unter Napoleons Herrſchaft hatte Schlabrendorf ſeine heitern Freiheitshoffnungen faſt ganz in düſtern Haß gegen den ſelbſtſüchtigen Zerſtörer derſelben zuſammengezogen. Wie früh er deſſen wahre Art und Bedeutung in Betreff der franzöſiſchen Zuſtände erkannt, berichtet uns ſchon vom Jahre 1801 her ſehr artig Jacobi, der in einem ſpäteren Briefe an Klinger ſagt: „Ein in jeder Abſicht ausgezeichneter Mann, ein Deutſcher, der die ganze franzöſiſche Revolution zu Paris durchgelebt und durcherfahren hat, — er wurde ſchon 1780 in London mein Freund, und ich fand ihn vor nun zwei Jahren in Frankreich wieder, — dieſer ſagte zu mir: „Es war acht Jahre lang hier Alles drunter und drüber gegangen, wie in einer Bauernſchenke, einem Saufgelage, wo Einer den Andern überſchreit, eine Prügelei die andere ablöſt. Da trat Bonaparte mit ſeinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein Erſtes war, alle Lichter auszublaſen. Er brachte keine Entſcheidung, ſondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, ſchrie er: Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion, Moral oder keine Moral; es iſt Alles einerlei; liberté, égalité, dabei bleibt es; und daß jetzt nur Keiner mehr das Maul darüber aufthue, und ſich anders rühre, als man es ihn heißt; denn wie es nun iſt, ſo ſollte es werden, und ſo muß es bleiben! — Dieſelbe Rede, nur nach den Umſtänden ein wenig verändert, hat der große Mann ſeitdem an das ganze Europa gerichtet: Das einzige noch übrig gebliebene Jakobinerneſt, England, ſoll zerſtört werden, und dann wird es ſich mit dem unverſchämten Selbſtdenken und Selbſtwollen überall wohl geben, und alles draußen ſich ebenſo gemächlich fügen, wie es im Innern ſich wirklich ſchon gefügt hat. Mit dem deutſchen Vorwitz hat es ohnedies nichts zu ſagen; man droht nur mit dem Stock und ſogleich iſt alles ſtill.“ Auch in der Folge hörte Schlabrendorf nicht auf, gegen Napoleon immerfort mit allem Nachdruck ſeiner unbeſtechlichen Wahrheitsliebe ſich auszuſprechen. Der däniſche Dichter Baggeſen wurde durch ihn in gleicher Richtung vorzüglich beſtärkt und angefeuert. Schlabrendorf entging der Verfolgung des Machthabers vielleicht nur durch die Zurückgezogenheit und Sonderbarkeit ſeiner Lebensweiſe, die für ihn das vortheilhafte Zeugniß der Unſchädlichkeit ablegen mochte. Im **Hôtel des Deux-Siciles** in der **Rue Richelieu**, wo der Poſtillon ihn bei ſeiner Ankunft aus England zuerſt hingefahren, bewohnte er nach langen Jahren noch daſſelbe Zimmer im zweiten Stock, das er nie verſchloß und immer ſeltener verließ. Ohne alle Bedienung, umgeben von ſpärlichem, zerfallendem Hausrath, in zerriſſener Kleidung, mit allem Zubehör einer cyniſchen Gewöhnung, empfing er, Diogenes von Paris, wie er ſcherzend ſelbſt ſich nannte, in ſeiner Tonne täglich zahlloſe Beſuche von Menſchen aller Stände und aller Nationen, willig jede Arbeit ſogleich unterbrechend, und jedem Geſpräche, das auf die Bahn kam, mit allem Reichthum ſeines Innern ſich hingebend. Keine Rückſicht konnte ihn hemmen, ſelbſt dem unbeſcheidenen Frager gab er, wenn auch unwillig, die ergiebigſte Auskunft; häufiger freilich kam er den Fragen zuvor; zuweilen vier, ja fünf und ſechs Stunden lang konnte er ununterbrochen, im ſchönſten Gedankenzuſammenhange, mit beweglichſter Einbildungskraft und mit ſteigendem Reiz, durch ſeine reiche Rede den Hörer feſſeln, über die Stunden durch die Annehmlichkeit der Mittheilung täuſchend; man erzählt, daß er, am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand einen Freund (Wilhelm von Humboldt) zur Treppe geleitend, mit demſelben am hellen Tage noch im Geſpräch begriffen an ſolcher Stelle gefunden worden. In ſeiner Offenheit verhehlte er ſelbſt den abgeſchickten Spähern, die ihn zu Zeiten aufſuchten, ſeine Geſinnung und Denkart nicht; ein ſolcher Mann, der frei und grade ſeinen rechtſchaffenen Wandel verfolgte, nichts insgeheim und auf Nebenwegen herbeizuführen ſuchte, für ſich ſelbſt nichts Weltliches erſtrebte, keinen Einflüſterungen unbedacht Gehör gab, an keinerlei Ränken jemals Theil nahm und dabei als ein Sonderling erſchien, dünkte den damaligen Gewalthabern eher zu belachen als zu fürchten, und die Polizei Napoleons, die mit dringenderen Sachen beſchäftigt war, ließ ihn unangefochten.

Seine bedeutenden Einkünfte wendete er, da er für ſich faſt gar nichts brauchte, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken. Als er in Preußen wegen ſeines Außenbleibens mit dem Verluſte faſt ſeines ganzen Vermögens bedroht war, blieb ſein gleichmüthiger Sinn ungeſtört, und ſelbſt die für eine Zeit wirklich eingetretene Entziehung der Einkünfte konnte ihn nicht bewegen, durch irgend einen Schritt, der ihm als Zwang erſchien, ſolchen Nachtheil abzuwenden. Er geſtand jedoch ſelbſt, daß er die Vergünſtigung, die einem Staatsbürger zum Aufenthalt im Auslande billigerweiſe gewährt ſein mag, für ſich bis zum Mißbrauche verwendet habe. In beinahe vierzigjähriger Abweſenheit hörte er indeß nicht auf, durch Geſinnung und Theilnahme ein Deutſcher, ein Preuße und noch insbeſondere ein Schleſier zu ſein, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und er wußte und kannte alles genau, was dort in Staatsverwaltung, Rechtspflege, Erziehung, Sittenart und Literatur gethan und betrieben wurde. Kant, Fichte, Klopſtock, Peſtalozzi, Lichtenberg, Schiller, Richter, Voß, den er ſehr liebte, und Goethe, der auch ihm als größter Stern leuchtete, waren inmitten von Paris und der Revolution ſeine treuen Begleiter. Seine Hülfe, ſeine Unterſtützung erſtreckte ſich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath. Als Domherr von Magdeburg ſchloß er auch dieſe Stadt in den engeren Kreis ſeiner Neigungen ein, und bewies dortigen Anliegen der Einzelnen wie des Gemeinweſens ſeine vorzügliche Theilnahme. Große Summen ließ er wiederholt an die preußiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich austheilen. Jede Noth und Verlegenheit fand bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete ſich als einen in der Fremde angeſtellten Armenpfleger ſeiner Landsleute; Gelehrte, Künſtler, beſonders Handwerksburſchen ohne Zahl, empfingen ſeine oft nach Umſtänden äußerſt beträchtlichen Spenden, ohne daß irgend ein Unterſchied galt, als der der Bedürftigkeit. — Im Jahre 1813 endlich nahm er ſich ernſthaft vor, an der kriegeriſchen Erhebung Preußens, die ſeine heißeſten Wünſche und freudigſten Hoffnungen belebte, perſönlichen Antheil zu nehmen; allein böſe Ränke wußten ſeine Abreiſe zu verhindern, ihm wurden keine Päſſe bewilligt, und er mußte die Ereigniſſe in Paris abwarten. Doch hemmte dies ſeinen Eifer und ſeine Mitwirkung nicht; was er nur an Geld und Gut aufzubringen vermochte, große Summen, durch die Bedrängniß der damaligen Zeit in ihrem Werthe noch erhöht, brachte er rückſichtslos dem Vaterlande dar. Wichtige Dienſte leiſtete er der Sache der Verbündeten noch nach dem Einzuge in Paris. Die angeſehenſten Staatsmänner und Feldherrn beſuchten ihn dort. Sein edler Vaterlandseifer empfing zur Belohnung das eiſerne Kreuz, welches ihm, der ſonſt kaum auf Orden und Ehrenzeichen achtete, als eine durch Stiftung und Bedeutung vor allen andern ausgezeichnete Zierde galt. Nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris, im Jahre 1815, regte ſich häufiger in ihm der Wunſch und die Neigung, nach Deutſchland zurückzukehren, und ſeine Tage im Vaterlande zu beſchließen. Gewohnheit hielt ihn jedoch in Paris feſt, und er unterließ jene Rückkehr, wie ſo Vieles, was er eifrig gewollt, und lebhaft beſprochen, indem die Thätigkeit, die ſich ſo leicht dem Durchdenken von Abſichten und Planen zuwandte, nur ſchwer oder gar nicht zu den Anſtalten der Ausführung überging.

Seine Lebensart blieb im Ganzen dieſelbe, nur daß die Beſuche, die er empfing, jetzt auch aus den unteren Klaſſen häufiger wurden, ohne daß die der Vornehmen ſich merklich verringerten; leider auch mit manchen Wichten und Lumpen gab er ſich nur allzu gütig ab, und hatte ſpäter wenig Dank davon. Aus Bequemlichkeit ließ er ſeinen Bart wachſen, bald wurde dies eine Liebhaberei, und zuletzt eine ernſtliche Hauptſache bei ihm, die er mündlich und ſchriftlich mit Lebhaftigkeit vertheidigte und anempfahl. Mehr als früher befliß er ſich jetzt auch des Schreibens. Als Schriftſteller wollte er zwar nicht auftreten, aber gern ließ er ſeine Blätter und Hefte ſchriftſtelleriſchen Zwecken Anderer dienen. Gradezu verſchenken mochte er geiſtiges Eigenthum bisweilen, wie anderes, und die Empfänger durften, ja mußten ſogar daſſelbe nun als Eigengehöriges behaupten. Sein Reichthum an Gedanken und Erſchauungen war ſo groß, daß er alles Ausgeſprochene ſogleich der Welt überließ, und ſeinen Mittheilungsbedarf gleichſam jeden Augenblick ſelbſtthätig aus friſchen Vorräthen erneute. Nach manchen Vermuthungen, denen wenigſtens die Schreibart und der Gehalt mächtig zuſtimmen, dürfte auch die in Leipzig 1816 erſchienene kleine Schrift: „Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung“ von Schlabrendorf herrühren, obwohl man dies geläugnet, und den Profeſſor Hegewiſch in Kiel als Verfaſſer wiederholt genannt hat. Von Schlabrendorf iſt ganz beſtimmt der Artikel Horne Tooke in der **Biographie universelle**, vielleicht auch noch andere Abſchnitte dieſer Sammlung.

Die Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten zeigte ſich meiſt ſehr auffallend; auch wo die Reſultate nicht neu erſchienen, waren es faſt immer die Wege, auf denen man ihn dazu gelangen ſah. Seine tiefſinnigen Ergründungen hatten in ſeinem Kopfe ein vollſtändiges, eigenthümliches Syſtem des Staats ausgearbeitet, eine

Art von Urbild wie Platon's Republik, deſſen Richtung jedoch das gerade Gegentheil der revolutionairen Beſtrebungen war, die ſich unter ſeinen Augen in ſo ſchreckliche Abwege verirrten. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolge; ein Werk über allgemeine Sprachlehre hatte er der Vollendung nahe gebracht, ſeine Forſchungen über Wortabſtammung, ſeine Verſuche in deutſcher Sprachbildung, wären ſehr der öffentlichen Mittheilung werth. Einige theils ihm entlehnte, theils in ſeinem Sinne geiſtvoll vorgetragene und weitergebildete Entwickelungen über Sprachſachen liefert das gehaltvolle und empfehlenswerthe Werk: „Ueber die Sprache (Heidelberg, 1828)“, welches ein würdiger Freund und Verehrer Schlabrendorf's mit ausdrücklich angedeuteter Beziehung auf ihn geſchrieben hat. Denkwürdigkeiten über die franzöſiſche Revolution, im Sinne der Diskurſe des Machiavelli über den Livius, ſchwebten ihm lange als eine Lieblingsaufgabe vor; geſprochen hat er gewiß mehrmals ihren ganzen Inhalt, aber zum Niederſchreiben kam er nicht. Sinnvolle Kernſprüche, in deren oft ſeltſames Gefüge er die Ergebniſſe ſeiner ſittlichen und geſchichtlichen Anſichten einzupreſſen bemüht war, beſchäftigten beide manchen ſeiner ſpätern Tage. In ſolcher Art machte er auch verſchiedene Grabſchriften auf ſich ſelbſt; eine davon, in lateiniſcher Sprache, „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.“

In ſeinen letztern Jahren beſchäftigte ihn auch die Sammlung von Büchern und Schriften in Bezug auf die franzöſiſche Revolution. Er hatte viele tauſend zum Theil allerſeltenſte Sachen zuſammengebracht, und beabſichtigte dieſen einzigen Schatz geſchichtlicher Quellen einer preußiſchen Univerſität zu ſchenken. Aber auch ſein Teſtament war ein Werk, mit dem er ſich lange trug, ohne [illegible]it ins Reine zu kommen; er wollte eine allgemeinere Schulſtiftung mit einem Familienfideicommiß vereinigen, allein ſeine zahlreichen Plane hierzu ſchwankten noch unentſchieden, als der Tod ihn übereilte, und ein aufgefundenes frühzeitiges Teſtament, zu Bentheim ſchon im Jahre 1796 niedergelegt, vor Gericht zur Sprache kam, und den Sinn des Abgeſchiedenen jetzt nur in unreifen und dabei doch ſchon veralteten Beſtimmungen darſtellte.

Schlabrendorf erkrankte nämlich im Sommer 1824, und verließ, auf dringendes Verlangen ſeiner Freunde und ſeines Arztes Dr. Spurzheim, die dumpfe Stadt, um eine ländlichheitre Wohnung unter Obhut eines franzöſiſchen Arztes in Batignolles zu beziehen. Dort verſchlimmerte ſich jedoch ſein Zuſtand, indem er ſchon Beſſerung zu verſprechen ſchien, und der edle Greis, bis in ſeinen letzten Stunden von hohen Vorſtellungen und reichen Gedanken umgeben, verſchied am 21ſten Auguſt 1824. — Baares Geld fand ſich nur ſo wenig vor, daß die preußiſche Geſandtſchaft die Begräbnißkoſten größtentheils verſchießen mußte. Der Präſident des proteſtantiſchen Conſiſtoriums zu Paris, Herr Prediger Goepp, hielt über den Text: „Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen“ eine würdige Leichenrede, und die Beſtattung erfolgte auf dem Kirchhofe des Père La Chaise unter großem Zudrang von Theilnehmenden. Die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft, worunter die Herrſchaft Kolzig in Schleſien, wurde Gegenſtand mehrer Proceſſe, da man das vorgefundene frühe Teſtament von mehren Seiten anfocht. Die Bücherſammlung wurde verſteigert, und ging ſo dem gehabten Zweck auf immer verloren! Möchte der handſchriftliche Nachlaß, in wohlbeſorgter Herausgabe mit anderweitigen Beiträgen verbunden, auch dem größern Kreiſe von Landleuten, die den Verewigten nicht perſönlich gekannt, ein gerechtes Denkmal ſeines Namens werden! —

Wir geben hier vorläufig einige Bauſteine zu einem ſolchen Denkmal. Zuerſt laſſen wir den flüchtigen Umriſſen ſeines Lebens, wie wir ſie eben mitgetheilt haben, einige Züge aus den Hunderten folgen, die ſich von den Eigenheiten des trefflichen Mannes ſammeln ließen, aber nicht alle ſchon jetzt erzählbar ſein dürften. —

Von ſeiner menſchenfreundlichen Hingebung in jeder Art an Hülfsbedürftige und Unglückliche giebt nachſtehende Geſchichte ein ſprechendes Beiſpiel. Während Schlabrendorf in England war, geſchah es, daß ein deutſcher Handwerksburſch daſelbſt wegen verſuchten Straßenraubs vor Gericht geſtellt wurde. Der Unglückliche war auf der That ergriffen, die Sache ſelbſt keinem Zweifel unterworfen, dem Ausſpruch des Geſetzes unausbleiblich; es half nichts, daß der Arme nur im Augenblicke der ſchrecklichſten Noth und ohne Abſicht zu jenem verzweifelten Verſuche geſchritten war; die Todesſtrafe wurde ausgeſprochen. Kaum hatte Schlabrendorf von dem bevorſtehenden Schickſale des ihm ſonſt unbekannten Landsmanns gehört, als er ſich des Verlaſſenen eifrigſt annahm, ihn wiederholt beſuchte, und zuletzt, um ſeine Hülfe und Tröſtung wirkſamer darbieten zu können, mit ihm das Gefängniß ganz und gar theilte. Die Hinrichtung war nicht abzuwenden; Schlabrendorf aber, in ſeiner menſchenfreundlichen Sinnesart muthig ausharrend, begleitete den armen Sünder, in Ermangelung eines Geiſtlichen von deſſen Glauben, zur Hinrichtung, und blieb unter frommem Zuſpruch an des Unglücklichen Seite, bis derſelbe den Geiſt aufgegeben hatte. Der König Georg der Dritte erfuhr dieſen ſchönen Zug hochherziger Menſchenliebe, wurde lebhaft davon ergriffen, und bezeigte dem edlen Grafen ſeitdem eine ganz beſondere Hochachtung. Ein anderer Fall zeigt ſeine Großmuth in nicht weniger hellem Lichte. Ein magdeburgiſcher Kaufmann befand ſich in Paris wegen Schulden in Verhaft. Seine dreizehnjährige Tochter wurde veranlaßt, ſich an Schlabrendorf zu wenden, und that dies nicht vergebens. Die erforderliche Summe betrug achttauſend Franken, und Schlabrendorf hatte davon nur viertauſend zur Verfügung, aber augenblicklich ſchaffte er die fehlenden viertauſend durch ein Anlehen herbei, und die Tochter hatte das Glück, ihren Vater ſofort in Freiheit zu ſehn. Merkwürdig war auch ſonſt ſein Benehmen in Betreff des Geldes. Er beſuchte, ungefähr um die Zeit des Anfangs der franzöſiſchen Revolution, in Karlsruhe den Markgrafen Karl Friedrich, mit welchem vortrefflichen Fürſten er in der ſchönſten, innigſten Bekanntſchaft ſtand. Der Naturforſcher Gmelin fuhr mit Schlabrendorf nach Raſtatt, wo ſie über Nacht bleiben wollten. Das Wirthshaus war aber ganz belegt und voller Bewegung. Mit Mühe erlangte Gmelin von dem Wirthe ein kleines Stübchen gleicher Erde neben der Hausthüre, das ſonſt gar nicht in Betracht zu kommen pflegte. Zur Nacht ſich entkleidend hängt Schlabrendorf ſeinen Rock läſſig an den Thürpfoſten, und legt ſich ruhig ſchlafen. Gmelin wollte die Thüre ſchließen, da verſicherte Schlabrendorf, er könne durchaus nicht in einem verſchloſſenen Zimmer ſchlafen, und die Thüre blieb alſo unverſchloſſen. Schlabrendorf ſchlief alsbald ein, Gmelin aber, der die fortdauernde Bewegung im Hauſe hörte, auch manchmal die Stubenthüre durch Irrthum aufgehen und zuſchlagen hörte, und Ueberfall von Fremden, vielleicht auch Dieberei fürchtete, that [illegible] kein Auge zu. Als er nun am andern Morgen seinem Schlafgemache liegen, holte Lichter, und zeigte aus seinem Sacke hervor einige Rollen Geld und die dreihundertzwanzig Thaler Wechsel, die ruhig am Rheinufer mitgebracht hatten, ohne daß ihm davon bange gewesen! Ein Augenblick dieser Art, wo das Geld der ängstlichen Sorge am höchsten nicht werthgeachtet erscheint, und ein anderer Zug, in welchem die Vorstellung von Recht und Unrecht dem Theile mehr Werth als dem Ganzen beilegt. Ein Wechselhaus in Deutschland hatte an Schiedsmannhof eine Summe von etwa zwanzigtausend Franken zu übermachen, und zeigte ihm an, daß dieses Geld nach beigelegtem Aufträge zu seiner Verfügung bereit liege. In der Berechnung fand er eine Kleinigkeit aufgeführt, er glaubte die Gebühren um ein Geringes überschritten, und auf allen Ansuchen durch Aufschluß und Rechtmäßigkeiten that er Einspruch. Vergebens suchte sich das in weitläuftigerem Maße gerichtete Wechselhaus zu rechtfertigen, er blieb dabei, man habe ihn übervortheilt, und war nicht zu bewegen, das Geld zu beziehen; lieber, als in solches, nach seiner Meinung, dem geringsten Unrecht einzuwilligen, ließ er alles fahren, und lange Jahre hindurch blieb auf diese Weise bei dem betreffenden Hause die ganze Summe unangerührt liegen. Welchen Ausgang die Sache zuletzt genommen, ist uns nicht bekannt geworden. — Mercier, auch Niemeyer im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung nach Frankreich aus dem Jahre 1806 vor

Schlabrendorf [illegible] und [illegible] ergibt, [illegible] kann nachgeholt werden. —

Merkwürdig und unterhaltend wird es dem Leſer ſein, den edlen Greis aus der Feder ſeines Freundes Oelſner, um deſſen allzufrühen Verluſt wir auch ſchon trauern müſſen, mit aller Unbefangenheit vertraulicher Mittheilung rückſichtlos geſchildert zu ſehen. Er ſchreibt:

— „Bei meiner Rückkehr von Frankreich fand ich Schlabrendorf nicht mehr. Obwohl ich ihn krank wußte, länger und gefährlicher, als er ſelbſt glaubte, hatte ich doch nicht geſürchtet, daß er ſchon ſo früh entſchlummern würde. Vielleicht iſt geklagt worden, daß man ihn, ohne Uebergang, aus der verſchloſſenen Einſamkeit ſeiner Wohnung in ein luſtiges Krankenhaus verlegte. Ihm ſelbſt wird vorgeworfen, er habe, der Unbehülflichkeit ſeines Zuſtandes wegen, die Mittel der Geneſung überſchritten. — So alt er auch geworden, hat er doch eigentlich ſein Leben abgekürzt durch die [illegible] Lebensweiſe, in welche er, aus einer Art von Sparen, verſunken war. Nur eine ſehr geſunde und kräftige Natur konnte, ohne zu erkranken, das Sitzen, den Schmutz, die elende Koſt, zehn Jahre lang, aushalten. Unmerklich war ſein Körper auf Dauer angegriffen. Er [illegible] ungewöhnlich, und [illegible] zu entbehren vermochte. In früheren Jahren hat der Schlabrendorf bisweilen, zur Probe, zuweilen vierundzwanzig Stunden, und mehr,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]?" —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] dein Zweck, gilt auch für Mittel doch das Heiligste.

8.

Angelus Silesius:

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

9.

Angelus Silesius:

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

6.

Angelus Sileſius:

[illegible]

Ach, daß wir Menſchen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein Jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſtimmen!

[illegible]:

[illegible]

[illegible]

7.

Angelus Sileſius:

Die Augen der Seele.

Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

— [illegible]

„[illegible]"

— [illegible]

— [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

— Noch mag'ſt du's allenfalls rühmen, nur wollte deshalb nie, ob dürf' ein mit uns athmender Geiſt ungeſtraft ſich regen, wie ſonſt Jener: denn Träumer begrüßt man ſchon dich; bald auch Heuchler; vielleicht Weltſtürmer ſchon; oder gilt' etwa nicht für Höllenſpuk ſo mancher altverehrten Bürgermöbe friſch aufloderndes Jugendfeuer?

Selbſt neuerlich klang etwas nichts, aus der Ferne, als Nordamerika's unendlicher Freiſinn! bis er, zu uns herüberſchleichend, uns bloß wie Schande droht, jeder eilfertigen Kandidatei, jedem aufgedrung'nen Herrſchling.

Umſonſt ſie und erwacht jetzt Hellas ſo ſpät! oder ſoll wohl der Nachbarn alte Geiſtesherrlichkeit, — lange freilich entrückt, durch des Turbans Schwertrechte, dennoch unvertilgbar, und mit jedem Federſtrich, wie bis' euch, überliefert, — ſich daran für glücklich're Enkel neu begründen, durch das Verzweiflungsrecht, das Blutumglänzend Heldenkampf? *

---

* Was hat euch nun, ihr Völker, ſo ſtumm und bang gemacht?
Der Geiſt, den ihr beſchworen, er ſteigt aus tiefer Nacht
Empor in alter Größe, und kennt euch ſeine Hand —
Erkennt ihr es nicht wieder, das ſtolze Griechenland?
Die Funken in der Aſche, ſo der ihr oft gewühlt,
Die Funken, deren Gluthen ihr oft in euch gefühlt,
Sie ſchlugen luſtig lodernd zu hohen Flammen auf —
Flammenwirbel, ihr ſeht es — und noch erhebt ein Brand?
O weh, ſo habt ihr, Freunde, mit Flammen nur geſpielt!
— — — — — — — —

Und Sie entdeckend so lange, behutsamlich sucht es da,
Es klopft an eine Pforte — die schließt ihm eine Hand —
Steht es denn gar so anders, als Sie es sich gedacht, [illegible]

Wilhelm Müller.

2. Einzelwunſch und Geſammtblick.

„Kann es geben öffentliche Meinung, Volkswillen, Gemeingeiſt?"

— Braucht's wohl keine Frage: verneint ſie ein Staatsmann, weder noch [illegible], nachläſſiger Verſchritt? Nirgend freilich ſchaut Erdenaug den Geiſt, während dieſer mundenſichtig ſpukt überall, wie Hamlets Vatergeſpenſt *; ja, was heimlich begehrt jeder Mächtling, verweiſt er in jedem Schauſpiele doch, als Mädingers Geiſt und Laut **; denn was Pflicht ſie hörte für ſich, erkennt Nachtheil dennoch für alle: denn nicht aus höchſteigener Willkür, wie aus offenem Freiheitsdrange, quillt ächtes Geſetz; und ſo wohnt im Volksmunde Himmelswort, hält' auch Erbdünkel es neueren Verſchwendung.

---

* Für Aug' und Ohr gibt es keine Geiſterwelt, ſondern nur die Körperwelt, in welcher [illegible] wohnt und ſchafft.

Jean Paul.

** Gleich einer [illegible] Stimme nach einem Verbrecher mit Sicherheitsbann [illegible]. Es ſind keine Schaudererſcheinungen, [illegible] freilich nur unter der Form einer abgeriſſenen Einſicht, [illegible] er ſie niederzulegen, und mit jener Sorge, die zu den Eigenheiten dieſes [illegible] Geiſtes gehört. Doch hier ſeine Worte ſelbſt:

„Wenn ein ſolcher Kopf das Reſultat Gleiches anſchlägt, iſt es ſchwerlich eine Sache, daß auch jede Nationalverſammlung von [illegible] ſolchen Leuten eben ſolches Zeug anhangen würde? Keineswegs, ich bin vielmehr überzeugt, daß gewiß tolle Köpfe etwas beſchließen könnten, das ausſehen müßte, als käme es von gewiß Klugen."

3. Kinderfrage, Thronfehde.

Gemeinwohl, kann's Gemeinblick tragen? wer ſchlichtet den langen Zwiſt? kein Gewaltſchlag, kein Vernunftdrücken allein: Erfahrenheit nur beſchwichtiget Leidenſchaft, erhebt zum Allbedürfniß endlich der Geſammtregel Unantaſtbarkeit: dann ſteht das Unmögliche da, lichtſcheue Macht erſt mächtig vorm Lichte; längſt Wahres im Kleinen, bald noch wahrer im Großen; und man vergiſſet allmählig den Preis, der heute billig erſchreckt.

4. Waltungskreis.

Wohin? lehrt Weisheit; woher? Geſchichte; Staatskunde ſieht das Heute; Staatsklugheit regelt das Morgen; wie? abgeſtuft nach jenem Wohin. Feſtnageln will Thorheit; nach Neuerung ſpringt Leidenſchaft; denn friſch wieder aufputzen haltloſes Erbgetrümmer mißbehagt viel zu bald jedem: doch Meinungsgewitter zündet, gern Schlag auf Schlag; alles ertränken möchte Löſchwuth; immer taucht Bürgerſinn auf: während noch Standdünkel ſich äſt, und Vermorgung ſich lähmt; bis Herrſchgrimm würfelt, grauer Trug endlich ſtürzt. Denn nur Gemeinziel macht weiſe; nur dorthin, auch Schrittmaß erſt klug. *

* Jedes Herrſchgebände zur Unterjochung der Menſchen, von Machthabern ausgebildet, ſei's in Staat oder Kirche, muß endlich den freien, immer regen, nie ganz ſchlummernden Geiſteskräften des Menſchen weichen. Werden dieſe ganz wach und laut, ſo bleibt nichts übrig, als nur mit ihnen zu wirken, oder, war man früh genug ſchon weiſe und vorſehend, ſo ließen ſie auch urſprünglich ſofort bloß auf einen beſtimmt edlen Zweck ſich leiten. Erſt der Widerſtand zwingt ihnen eine gefährliche Richtung auf, und ſpielt ſie Leuten in die Hand, die ſolche Zeitumſtände perſönlich zu nützen verſtehn.

General von Klinger.

6. Zung' und Ohr, Waltung und Volkſinn.

Zum ſchulgerechten Singen wie Reden führt unſrer Klang- und Hörwerkzeuge Brudergefühl nur: zwar hänſelt bloße Stimmgebärkraft manch derben Verſuch; doch mitfühlender Sinn erſt miſſet ihn ſicher, leitet ihn ſtreng, bis zur Höhe menſchlicher Kunſt: täglicher Anreiz zum Prüfen bildet das Ohr; wie allprüfendes Horchen die Stimme.

Anders nicht erklimmt ſein Hochziel auch Waltungsberuf: darf prüfen kein Waltungshöriger, woher dann jedes Prüfſinns gedeihlicher Wachsthum? und woher je Vollreiſe der Waltung, darf ihrer Häupter Prüfſchau ſich einſchanzen für immer? Schon zu hören dachte Holberg's Kannengießer, wo Keiner ihm verſang; eben ſo glaubt richtig zu ſingen, wer kaum hört.

6. In nämlicher Mundart Partheiſinn.

„Schwanken nicht jene üppig-ärmlichen Bürger, denen Hofgunſt Obdach erbaut, noch im Sprachbau unſindig, zwiſchen Mir zeitlebens und Mich?“

— O nein, in beide haben ſie längſt ſich förmlich getheilt; denn ausſchließlich gehört den Vornehmſten ihr ewiges Mir; drum bleibt auch der rohen Menge nichts weiter, als das geringere Mich: und warum belächelt ihr Spötter den ſtillen Vertrag? Theilt Recht und Pflicht man wohl anders! Fühlt zum Herrſcher erſt jemand den Ruf, gleich kennt er ſonſt nichts, als ſein Recht, doch weh dem Machtloſen, der ſtets nur beherrſcht wird; ihm gebührt bloß zu wiſſen, zu üben, ſeine Pflichten allein.

7. Bruderzeichen und Sammelort.

Das noch Geſtaltloſe, wer zeichnet's! dennoch ahnden wir fern hinaus geiſtiges Menſchthum, ſchon nicht raſtend mehr heut, und ewig nicht mehr: nur verhüllt ein heiliges Dunkel oft uns der Weihe Pfad zum hehren Bundeskreiſe: liegt doch ſein räthſelhaftes Wo und Wie nicht bloß hienieden und nicht jenſeits allein; denn immerfort, zwiſchen beiderlei Welten, ſchwebet und ſchwanket der ächte Menſch *: drum blickt er, bald mitleidsvoll, herab auf die eine, bald verzagend, hinauf nach der andern; und ſo ſchwingt, über manch irdiſche Argheit, gern ſich Vernunftſtolz; ja ſo ſchmiegt auch unter der Staubhülle an himmliſche Reinheit, gern und heitrer alsbald, ſich Herzensdemuth.

[*] Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Goethe.

8. Fernſpur und Fußraum.

Auf unbegränztem Zeitenmeere gehorcht des Menſchthums Entdeckungsfahrt unſerm engen Regelſinne zwar nicht: doch bedarf im ſterblichen Leben der Gattungskeime vielartiges Saatfeld mancher eindämmenden Schutzwehr; uns Erdbewohnern heißend, geſetzliche Freiheit des Bürgers: drum erweitert mehr ſich dieſe und mehr durch wachſende Kunſt unſers Fernblicks; prüft Recht und Pflicht aller ſinnlichen Waltung, bis ausgemeſſen, abgewogen daſtehn, für lebende Bürgerwelt, des jüngſtgebildeten Tages rechtliche Hemmkraft; härter nie zügelnd, als heut noch billig, dem ſinnlichen Zögling geiſtiger Ewigkeit. [*]

---

[*] Bedürfniß, Noth und Gefahr, trieben zwiſchen des Mittelalters Ritter- und Pfaffenthum einen dritten Stand hervor, der gleichſam das arme Blut unſers großen, wirkſamen Staatenkörpers ſein muß, oder es fällt der Körper in Verweſung.

Dies iſt der Stand der Wiſſenſchaft, der nützlichen Thätigkeit, des wetteifernden Kunſtfleißes; durch ihn ging beiden jenen Partheien der Zeitabſchnitt ihrer Unentbehrlichkeit auch nothwendig, aber nur allmählig zu Ende. Hieraus wird demnach ſichtbar, welcher Art die neue Ausbildung Europa's ſein konnte. Nur ein Geiſtesanbau der Menſchen, wie ſie waren und ſein wollten; ein Fortſchreiten durch Betriebſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte. Wer dieſer nicht bedurfte, wer ſie verachtete oder mißbrauchte, blieb wer er war; an eine durch Erziehung, Geſetze und Grundverfaſſung der Länder allgemein durchgreifende Bildung ſämmtlicher Völker und Stände war damals noch nicht zu gedenken .... und wann wird daran zu gedenken ſein? Indeſſen geht die Vernunft, und die verſtärkte gemeinſchaftliche Thätigkeit der Menſchen, ihren unaufhaltbaren Gang fort, und ſiehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beſte nicht zu frühe reifet.

Herder.

III.

Künſtlermährchen aus der Urzeit,

wie noch kürzlich ein ſechsundſechzigjähriger Graubart es humoriſtiſch nachzuerzählen vermochte.

1815.

? „renascentur quae jam cecidere, —“

Nachdem jenes Altmütterchen, das im Munde ihrer ſpätern Abkömmlinge, wenn nicht vielmehr Abartlinge, heutigen Tages nur ſchlechthin noch Natur betitelt wird, ſich bereits durch kräftige und liebliche Vollendung ſo mancher Menſchenform hinlänglich in der Bildhauerei verſucht hatte, fing die Gute auch an zu mahlen; Haut, Nägel, Lippen, Augen und Haar. Ob ſie es damals ſchon verſtand, gehörig Farbe zu wechſeln und zu verſchmelzen, das mag an ihren ziemlich ungleich ausgemahlten Enkeln jeder Kunſtkenner mit noch ſo eigenliebigem Forſchglaſe, wenn nur ſtets nach allgültigen Grundſätzen vom neueſten Zuſchnitt, in Augenſchein nehmen. Doch ſogar aufputzen mußte nothwendig eine Mutter, und am frühen Morgen ſchon, ihre jüngſten Kinder; ſo entſtand denn bald hier ein Lockenſpiel, bald dort ein Wellenſchlag, der Haupthaare und des männlichen Bartes.

Aber welcher tiefere Meiſterſinn mag wohl vorzüglich ihre bildende und ſchmückende Hand geübt, ihr liebendes Auge ergetzt haben? Darf man der Sage trauen, ſo war es jene zarte und ſtrenge Sonderung der Geſchlechter, beide vor ihrer völligen Reife nie zu grell abſtechend, und nur deſto greller hinterdrein.

Eben daher geſchah für den vollkräftigen Mann noch ein Uebriges. Als ihn der Künſtlerin Scharfblick mit jener vorrechtlichen Zierde ſeines bärtigen Kinnes beſchenkte, da verbot ſie ihm nicht allein, je weiblich, geſchweige denn weibiſch oder kindiſch zu erſcheinen, ſondern ſtempelte ſogar an dieſer augenfälligen Lebensuhr aller Mannhaftigkeit jede ſpätere Jahrziffer mit härterem Nachdruck: damit, unter noch ſo verſchiedenartigen Bezügen, ſtets der fortgeſchlichene Schattenweiſer auch den ächten Naturſohn beſtimmt ankündigen müſſe, wie jeder längere Erfahrungslauf eben gebeut, daß er in Sinn und That wirklich ſei.

Lächelnd ſprach darauf das Mütterchen: Begegnen ſich nun meine Söhne und Enkel, in noch ſo weitem Kreiſe, zum ämſigen Geſchäft, zum frohen Genuß, ei, ſo lieſet auch der Jüngſte ſofort, im unverkennbar abgeſtuften Jahrſchmuck aller Mitgeſellen, was er an geiſtiger Bildung und Kraft ſich von jedem Einzelnen verſprechen dürfe.

Doch für des Tages herrſchende Empfindungsweiſe ſchon von jener Altmähre ſicherlich zu viel; und ſelbſt für den gutmüthigſten unſerer bartſcheuen Zeitgenoſſen wenigſtens genug. Denn Rückblicke dieſer Art ſind ja in der feinen Welt nur geſchmackloſe, widerſinnige Traumgeſichte, aus einer unerträglich rohen Vorzeit. Wer, im klügſten der Jahrhunderte, glaubt noch an weiſe Bedeutſamkeit einer angeblichen Naturzierde, die, kraft altvererbter Sitte, niemand mehr aufzeigen darf! Wer von unſern Geſchmackpredigern erinnert und erfreuet ſich wohl noch der kunſtſinnigen Vorſorge, die ſo bedachtſam einſt am männlichen Antlitz jenen ſtattlichen Schleier zwar über den Sitz nahrungsgieriger Sinnlichkeit fallen ließ, nur über keinen der beſeelten Züge, wo im entwildeten Menſchthiere Gefühl oder Gedanken zu leſen ſind!

Nein, ſtatt ſolcher unfreundlichen Denkſtreifereien oder Empfindungsflüge durch Altvaterwelten, die außerhalb eines engen Gehirns doch nunmehr unbeſchaulich bleiben, laſſet uns lieber mit wachen Augen, auf ſo mancher lockenden Prunkbühne, unſere Tageswelt erforſchen, die allein der Mehrheit für wirklich gilt; laſſet uns jedes that- und genußreiche Erfahrungsleben durchwandern, und dort Umfrage halten, ob heute wohl der vollreife Mann ſich darnach ſehne, daß mit jeder höheren Sproſſe ſeiner Lebensleiter auch ſtets das Eigenthümliche der abgeänderten Beſtimmung eben ſo ſchnell und ſicher in die Auge falle, als, mit Beihülfe unſerer Trachten, der Geſchlechtsunterſchied? Würde in unſern ändrungsbedürftigen Tagen etwa jenes überſtrenge Urgeſetz wieder allgemein anerkannt, und plötzlich eingeführt, wie gar wenige nur von den Feinergeſitteten vermöchten fernerhin ihres geſelligen Umkreiſes froh zu werden!

Dank alſo, kindlichen Dank der liebreichen Urkünſtlerin! daß ſie, aus Nachſicht für die unaufhaltbare Bewegſamkeit irdiſcher Sittenzuſtände, nicht allgebieteriſch verwehren mochte, bald in dieſem, bald in jenem Erdbezirk oder Volkſchwarm, ihren mütterlichen Wink ein paar Jahrhündertchen lang zu verkennen; ja, daß ſie die Widerſpänſtigen, obgleich meiſtens beſtimmt, dem ärgſten Witterungsabſtich zu trotzen, wenn nicht gar die ungleichartigſten Himmelſtriche zu durchfliegen, härter nicht, als etwa durch leidendes Kinn- und Zahngebein, erinnern wollte an die eigenwillig abgemähete Beſchirmung!

IV.

Männerbart.

1—5.

Im Bann liegt Bart! kein Rechtsfreund blieb . . . als Geſchicht' und Natur.
Mannheit, Lebenshöh', Eigenausdruck . . . erſt Bartgeſtuf mahlt's!
Hüllt Bart als Schleier doch Nahrungsgier der Sinnlichkeit nur.
Wetterbeſchirmt wär' Kinngebein; entblößt's Junggezier nicht.
Wer mahlt, wer boßlet, Götter- und Rieſenkraft . . . je bartlos?

6—10.

War heil'ger ſonſt nicht Schwur beim Bart, als jüngſt . . . Kawlirparrol?
Gleich Schnauzhaar Eid's kein Pfand! Statt Ring, mehr gölt Sankt Petri Bart.
Schnell rührt auf bärt'ger Wang' uns Thrän'; auch Bartlipp' erſt . . . küßt friſch.
Welch grauem Bartpelz ziemte Leichtſinn, Frechgier, Gleißnerblick?
Wer darf auftreten ſilberbärtig, ein Hofſpaßmacher?

11—15.

Knieend vor Mädchen, vor Staatswaltren, ekelt ein Schneebart.
Nie Leidenſchaft, nur Vernunftmilde, kleidet bärt'gen Greis.
Vom Barte nie, zum Glattkinn' nur, paſſen Kunſtlock' und Zopf.
Schlicht entlarvt Kopfhaar den Nimmergreis halb; Bartſchmuck erſt ganz.
Kräuslerſalb' und Staub verſchmähſt du? ſchabſt dir Jungfrenkinn doch.

16 — 20.

Dünkt mit Recht ſich ganz frei? wer kinngeſchabt . . , höhnt ſtets [illegible]
Ohnbart, Altdeutſchen ehrlos, wollt' äffen Franzthrons Knaben.
Bart noch ſchreckt Europa! wer's nicht lacht . . . als wär's bloß falſcher.
Stempel des Selbſts mit Bart; drum Popanz g[illegible]rägſcheuer Zeit.
Unſtät Rundrauch! gab's Franzhof doch . . . frauenlos und bärtig.

21 — 25.

Bald Pflicht und bald Fluch ward Prieſtren Bart, wie Schädelkrauſe.
Wüthet langer Krieg, wächſt auch Bart! warum dem Schiffervolk nicht?
Naturmahlerei belauſchend, dürft' Künſtler Bart verſchmähn?
Erwecken mißkannte Naturſitt', ziemt's nicht dem Neſtor?
Bart liebt, wer Jugendlarven fremd, einſam ſchaut himmelwärts.

V.

Volkthümlichkeiten.

1 — 5.

Mehr wird, und ſchädlicher, Völkern gehöfelt . . . als Fürſten.
Volkthümlichkeit, Bürgerſinns Urhauch, ſtürmt menſchenfeindlich.
Bürgerſinn ſchmelzen in Menſchenthum, der Aufgaben höchſte!
Kindiſch bleibt Gränzrain, ſinnlich verſtümmelnd geiſt'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreiſt, lähmt einſeit'ger Zweck . . . auf Rieſenbahn.

6 — 10.

Erſt Alle, dann ſich, hemmt Volk, das ausſchließlich möcht' viel ſein.

Bild' auch Schrift manchen Einſiedler, welch Reich? . . . iſt's ummauert!
Oft grell trennt Völkerabſtich; ſchaal widert Hofnämlichkeit.
Zu bilden ungleich, Geſammtwunſch zu dämpfen, zerſtückle!
In üpp'ger Volksanlage, mehrt Irrſal auch Verderbtheit.

11 — 15.

Wird gar zu ſchnell reich ein Volk, hinkt Geiſt wie Herz hinterdrein.
Volkswohl ſteigt nur, wo mit Sinnenglück Schritt hält auch geiſt'ges.
Pfaffenjoch erdrückt Volkſinn, wie Gottinnigkeit ihn hebt.
Tief befreunden ſich Bürgerthum und Gottesgemeine.
Geſetzliches Freithum bahnt himmliſches; hier Schirm wie dort.

16 — 20.

Früh und ſpät half dem Staat ſonſt jeder; treibt nun . . . ſein Scharwerk.
Wer Griechen hieß Weiſer, ſtets auch Bürger; Buchklecker uns!
Erſpäht Europa... Geiſt jedes Welttheils; träumt ſich's dran ſatt.
Wiſſen allein auf Wiſſen geſä't, trocknet Gemüth aus.
Sinnvoll ſchuf Europer ſein Kunſtwerk; Aſiens Hand . . . äfft's nach.

21 — 25.

Aſiens Weltliebſte, uns Göttin! bis Magd? Geiſel? Hausglück?
Hofluſt berauſcht Frauen, daß Haus ſie verkennen und Staat.
Längſt Amerika's Bürger . . . dann Staat frei! Menſchthum dort wann?
Nicht Geſetzform, nicht Staatsglück allein, vollbringt unſren Ruf.
Namlos . . . Volksſtaat überm Meer! Reichsnam' ohn' Volkſinn . . . genügt uns.

26 — 30.

Amerika's Pflug gewinnt Land; Europens Schwert ... Knechte!
Wer Herren ſtets wechſelt, ſieht Käufer nur, fühlt ſich Waare.
Erſt in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie ſonſt wär' man
deutſch?
Träumt Deutſchblut gar kühl, jagt Forſchtrieb es über die Sterne!
Ergriffen glaubt Deutſchland erſt, womit's gern Blindkuh ſpielt.

31 — 35.

Selbſt kaum gelenk, ſinnt ſchon auf Schwerwagniß Teut's Jugend.
Liebevoll iſt deutſcher Ernſt! drum ernſt auch ... deutſche Liebe!
Beim Trunk herzt ſich Ruſſe; traut ſchon Britte; rechten Deutſche.
Pole fröhnt wo er muß, tanzt wo er darf, balgt ſich wie's
kömmt.
Franze witzelt; ſchlau forſcht Italer; Zweck erwägt Britte.

36 — 40.

Gleichthum wünſcht Frankreich, beim Schoß, zum Amt, vorm
Recht, im Freikreis!
Freiheit erſt Geiſtesherrſchau; vorbei ſchießt Sinnenherrſchaft.
Sind Franzen eitel, ſtolz Britten, dünkelhaft gern Deutſche.
Britten, als Inſelvolk groß, werden zur Inſel oft ſelbſt.
Hochadlig verlumpt, Mönchshimmel hoffend, ruhwillt Spanier.

41 — 45.

Ob' nächtliches Antlitz ſchien Menſch; wollt's doch bleiben als
Knecht.
Hieß kaum Schwarzgeblüt frei; wußt's Reich und Schul' auch
zu ordnen.
Erbknecht, bleib's ewig! rief ſonſt Schweiz; ruft türk'ſcher
Obriſtenbund.

Pfahlbürger liebt Kleinrecht; nagelt's morgenländiſch feſt.
Gegen Schöpfungszweck ſtemmt ſich Verſchwörung ... ihr Weichen ja.

46 — 50.

Weltfreithum ſchwebt höher, denn bloß der Altvordern Kriegsglück.
Welch Buntgemiſch! Afriſch noch Spanien; Rußland meiſt aſiſch.
Wo Volk auf ächtem Pfade? ſcheut's noch Einſicht der Menge.
Mag Strafarten erziehn? Schafft erſt Bürger, beſſert Sträfling.
Kein Staat erfüllt ſchon die Urpflicht! Kirche ſelbſt hindert's oft.

51 — 55.

Mich dauert weltflücht'ges Volk! mehr doch Welt, thront einſt Flüchtling.
Für Hof nahm Joſeph alles dem Volk: Hof ... ſein Stamm nun ſelbſt!
Daß Herrſchgier duckte Freiſinn, plündert Judenliſt ... Nachwelt.
Dienſtläufig lief Geld umher; heut wird Allherrſchaft ihm gar!
Todten Stoff überſteigt Geiſt, wie blieb' Obmacht ſtets jenem!

56 — 60.

Herrſcher alle für Einen! dürften's Völker nie äffen?
Zeit lehnt Machtübergipflung: fernen dieß kennt' Jugendrauſch.
Wodurch behält Vernunft je Recht? weil ſacht ſie reifen läßt.
Kein Volksmuth, kein Geſchäftsblick, mag enträthſeln Europa.
Müh' des Entwirrens übernimmt ... allgeduld'ge Natur.

VI.

1 — 10.

Ohrs Stimme ſchnell, Einſicht braucht Weile.
Wahrheit ſuch', und erſchauter folge treu! Wer kann mehr?

Halt aus im Leiden; im Genuß halt ein!
Auf Schicksal lehnt sich [illegible]; [illegible] will Starrsinn.
Himmel such', wie Hölle, in des Menschen [illegible] nur.
Genügsam ist [illegible], [illegible] . . . vergnügt in sich.
Umgang will Ausgleich; strenger Grundsatz . . . heischt mildes
Gewand.
Unverständlich bleibt [illegible], [illegible] noch gar kein [illegible].
[illegible] Selbstvertrauen, weiter noch der [illegible] Zutrauen?
Verloren ist der Mensch erst, wird er sich selbst untreu.

11 — 20.

Vom Thurm sieht jedes Auge frei; vom Thron . . . nur Rücksicht-
[illegible].
In Einem ist kein Hofmann falsch; nie giebt's Recht . . . nur
Gnade.
[illegible] unserm [illegible], braucht [illegible] [illegible] [illegible].
Recht haben überall, gilt für der [illegible] [illegible] nie.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Parteimann [illegible].
Gegen herrschende Meinung wird Machtkampf . . . [illegible].
[illegible] [illegible], [illegible] Hof, der [illegible] [illegible] . . . wird [illegible].
[illegible] ein Hof, müßt' er [illegible] . . . Lüg' und Wahrheit.
[illegible] Machtstreich [illegible] der [illegible] Willkühr [illegible] [illegible].
Menschen [illegible] [illegible], Götter [illegible] . . . [illegible]
Macht.

21 — 30.

[illegible] hat Schicksal mehr, als zu [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] Wahrheit den Hof, nun wird sie [illegible] [illegible].
[illegible] Freiheitstrank [illegible], [illegible] [illegible].
Edles Wollen ist [illegible] Blick auf große Zukunft.
Was [illegible] mir [illegible], als des Menschthums [illegible] [illegible]?
Wer nur mit [illegible] lebt, mißtraut [illegible] [illegible].

Wie Bürgerkrieg sich meldet? gilt Meinung für Hochverrath.
Niederer Halbblick nur sieht Freiheit, Rechtsgleichheit ohne jene.
Der Güter beste, sind nicht Heimfrieden und Wohlwollen?
Langweil nur Theilnahmslosen, drum schwier'ge . . . nur Gemeinplätze.

31 — 40.

Recht haben sofort schon? oder zeigen? welches thut noth.
Menschengleich, beugt als Kind sich Meinung, erwachsen gebeut sie.
Gegen Wind und Fluth kein Schiff! gegen Vernunft nicht Herrschgier.
Alt und neu gilt Manchem für ewig-alt und ewig-neu.
Wie im Bilde, zeigt am Ziel auch, nur was leben und zeigt.
Statt Sechzehn-Heller und -Guter, freut Vierzehnthaler mich.
Unheilbar schlecht glauben die Welt, heischt weder Blick noch Kraft.
Sich selbst kennt Ehrsinn, will zu rasch hier, zu laut er dort.
Heiteres giebt Muth, Ernst schafft Dauer, Heil'ges bringt Ewigkeit.
Nur in der Ahnung lebt manch Wort! denn wie sonst wär' man deutlich?

41 — 50.

Nennt Macht man die Ohnmacht, braucht ihr man nicht zu schelten.
Jungfern und Gewalthabern bietet Vernunft viel Gefahr.
Land- wie Hofadel, Ost und West, mau'rt ein den Gebieter.
Schwächt Gesittung den Thron, bleibt Gemeinwohl Weisheit allein.
Strebt wie sich zeigen das Licht, wird's für Herrscher nicht leuchten?

[illegible] ganz Gemeingeist, doch [illegible] [illegible] in Pracht.
[illegible] zeigt Ritter, [illegible] Washington und Franklin.
Washington's Thaten aber [illegible] [illegible] [illegible] . . . [illegible]-
puppen.
Für Kopf und Herz läßt auch nur den [illegible] sich [illegible] [illegible]
Dem Ritter [illegible] mag aus des [illegible] [illegible].

Kaiſer Alexander von Rußland.

December 1825.

Die Welt hat einen großen Todesfall zu beweinen. Alexander der Erſte, Kaiſer von Rußland und König von Polen, verſchied am 1. December zu Taganrog, dem jetzigen Aufenthalte ſeiner erhabenen Gemahlin, der Kaiſerin Eliſabeth. Die Größe des Verluſtes, der in dieſem Ereigniſſe zu beklagen iſt, ermißt ſich nicht aus den gewöhnlichen Umſtänden allein, welche den Hintritt eines großen Monarchen immer begleiten; ſondern es treten hier die außerordentlichen Beziehungen hinzu, welche aus der Verknüpfung der größten Welt-Ereigniſſe und der edelſten Perſönlichkeit für die Betrachtung ſo reich hervorgehen. In der That bildet der Verein der ſeltenſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes, wie ſie je auf dem höchſten Standpunkte des irdiſchen Daſeins erſchienen ſind, im Konflikt mit den Erſchütterungen eines tiefbewegten Welttheils, eine Reihe von großen, folgenreichen Wirkungen, deren ſegensvollen Fortſchritt an den Begebenheiten ſelbſt zu entwickeln, wie dem künftigen Geschichtschreiber überlassen, jetzt in dem Bilde, welches im Wiederscheine des Gemüthes des Hingeschiedenen sich darum sehen läßt, einen Augenblick festhalten werden.

Von früher Jugend durch weise Führung mit allen Elementen der höheren Bildung umgeben, eignete er sich vorzugsweise Alles an, was der Verstand durch edlen Eifer, der Ausdruck einer wohlwollenden Seele, dem Bedürfniß eines hohen Geistes entsprechen konnte. Doch wurde auch schon in früher Zeit diese schöne und heitre Bildung durch trübe Eindrücke verdüstert, sowohl der Welt im Allgemeinen, die sich in Kampf und Zerstörung darstellte, als auch der eigenen persönlichen Erfahrung, deren Prüfung ihm in großem Maße beschieden war.

Aus solchen Gemüthern sind Richtungen zugleich Gesinnungen. Nur größer und reiner ging Derselbe aus denen hervor. Den innern Kern einer unbestechlichen, tiefen Religiosität verwundeten alle widerstreitenden Bewegungen der Zeit, die verwirrenden Ereignisse und schmerzlichen Umstände, welchen auch der feste Wille nicht immer zu gebieten noch zu entgehen vermag, vermochte ihn dem zu entblättern. Dieser Kern entfaltete sich vielmehr im Gedränge der Schwierigkeiten, von welchen jede politische Richtung umgeben war, nur immer kräftiger, und wurde ihm zur Weihe seiner weltgeschichtlichen Bestimmung, die in den Jahrbüchern ewiger Geschichte leben wird.

Was er für Rußland gethan, im Innern thätig wirkend, des von mannigfaltigem Leben erfüllten Reiches, in unermüdlicher Sorgfalt des Staatsoberhauptes, in segensreicher Thätigkeit des Monarchen, nach außen zu des Landes Schutz, Erweiterung und Ruhm, das wird auch den künftigen Völkern, die sein Zepter umfaßte, in fortdauernder Wirkung noch lange gegenwärtig bleiben, und ihrer Anerkennung werden hier wenige Worte nicht vorgreifen. Aber nicht Rußland allein, sondern ganz Europa — Deutschland, Preußen hier vor allen andern genannt — haben dem Geschick zu verdanken, und in tiefem Gefühle erkennt es auch Alles an, wie sehr und tief sein Verlust betrübt. Selten hätte wohl erscheint eine Regierung durch so umfassende, glorreiche Weltereignisse ausgezeichnet, wie es die seinige war. Von keinem selbstischen Ehrgeize getrieben, seinen alten Verbündeten huldigend, hat er im Waffenkampfe größere Triumphe errungen, als selbst dem unternehmendsten Eroberer in vieler Mühe zu Theil werden. Nachdem so viele Versuche der Entgegensetzung wie der Versöhnung erschöpft worden, um die unersättliche Begier des wilden Eroberungsdurstes, den Zwang drückender Gewalt, unter welchem Europa seufzte, zu stören, zu beschränken, erhielten endlich diese Bestrebungen ein Ziel durch den heldenmüthigen Entschluß und die großherzige Beharrlichkeit Alexanders in dem entscheidenden Kampfe, der in dem Jahre 1812 begann, einem Kampfe, dessen Größe

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Denkwürdigkeiten

des Philosophen und Arztes

Johann Benjamin Erhard

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zu haben, will ich auch nicht rühmen, aber die gegebenen [illegible] und andere Erinnerung, welche die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], glaube ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu haben.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat es von jeher [illegible] [illegible] [illegible] gegeben; man hat in Deutschland über [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible] gar großen Lärm erhoben, und [illegible] [illegible] [illegible] in dem [illegible] [illegible] über [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] ist auch endlich ein [illegible] gegeben worden, um [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] erheben, auf welche man sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich hoffe, daß ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden, obgleich die große [illegible] der Meinungen, in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] war, die [illegible] [illegible] [illegible] nicht immer [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] und habe doch nicht ganz [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] eigenen Zufriedenheit.

[illegible]

Johann Benjamin Erhards

oder

[illegible]

[illegible]

Nürnberg. Meine Mutter war eine [illegible] Tochter. Ich war das einzige Kind, und sie gebar, weil sie ein [illegible] im Wochenbette auf immer [illegible]. Mein Vater verlor seinen [illegible] schon im [illegible] Jahre, und mußte von diesem Jahre an für [illegible] [illegible] zu erwerben suchen. Eine gute Stimme kam ihm dabei zu Statten, und er wurde [illegible]. Seine Anlage zur Musik, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der [illegible] auf dem [illegible] zu einer [illegible] Fertigkeit brachte, und der mein Vater accompagniren lernte, führte ihn in geistlichen [illegible] an, als [illegible] [illegible] seines [illegible] [illegible] kannten. Dieser Umgang und die Bildung seines Geschmacks, der, ein [illegible] Freund [illegible], mit Liebe die [illegible] [illegible] Ge[illegible] suchte, und seinem Sohne schon eine frühe Neigung zu Wissenschaften [illegible], [illegible] bei meinem Vater eine große Liebe zu Künsten und Wissenschaften erwecken, als ihm gleich seine Dürftigkeit verhinderte, sich darin [illegible], und die Unterstützung, die er seiner Mutter gewähren mußte, ihn in die Nothwendigkeit setzte, seinen Unterhalt [illegible], [illegible] seine Kräfte [illegible], und selbst dem Singen zu entsagen.

Die Musik war ihm aber doch Tageserholung, und er konnte, als der Himmel [illegible] ihm keine größere Freude zeigen können, als wenn er ihm einen Sohne geschenkt hätte, der ein Musikus geworden wäre. Er

ordnen. Das Gefühl, wodurch wir einen ſtärkern und hellern Ton unterſcheiden, muß alſo von dem, wodurch wir ähnliche und unähnliche Klänge, z. B. Trompete und Flöte, unterſcheiden, verſchieden ſein, und von unterſchiedenen Theilen unſers Gehörorgans abhängen. Nähere Beobachtung darüber, die ich gemacht habe, kann ich hier nicht mittheilen. Beſſer als mit der Muſik gelang es meinem Vater mir Luſt und Liebe zu den bildenden Künſten und der Mathematik beizubringen, und hier ſchon entwickelte ſich die Wißbegierde in mir.

Meine Erinnerungen gehen in einigen Dingen bis in mein erſtes Jahr zurück, und werden in meinem zweiten in vielen Dingen nur dadurch ungewiß, daß ich bis in mein viertes Jahr meine Träume mit wirklichen Erfahrungen verwechſelte. Es kam bisweilen zwiſchen mir und meinen Aeltern zu einem lächerlichen Streit, wenn ich ſteif behauptete, daß gewiſſe Perſonen mich beſucht, oder gewiſſe Dinge vorgefallen wären, wovon ich mir doch nur geträumt hatte.

Noch in ſpätern Jahren habe ich einigemal völlig, Träume und Wachen nach ihren Vorſtellungen meiner vergangenen Handlungen und den Geſetzen der Cauſalverbindung, und nicht durch das bloße Gefühl der lebhaftern oder ſchwächern Erinnerung der Thatſache zu unterſcheiden. Noch im Jahre 1800, da ich mich in Dresden aufhielt, war dieß der Fall. Es träumte mir, ich hätte bei einem Mechanikus in Nürnberg ein Teleſkop und ein Mikroſkop beſtellt, und als man es mir brachte, ſo konnte ich es ihm nicht bezahlen, worüber ich, nach ſeiner Schilderung, in äußerſt große Verlegenheit kam; und beim Erwachen war mir die genaueſte Rückerinnerung von Allem, was ich ſeit einem Jahre in Nürnberg gethan hatte, nöthig, um mich zu überzeugen, daß es ein Traum war. Aber auch war es damit nicht abgemacht; ein halbes Jahr lang ängſtigte mich öfters der Gedanke, daß die Sache doch wahr ſein könnte, und ich mußte mich von neuem von ihrer völligen Unmöglichkeit überzeugen. Aus dieſem Vorfall iſt mir wahrſcheinlich, daß bei einer Krankheit des Seelenorgans, welche die Erinnerungskraft ſchwächt, oft ein Traum die Urſache der Verwirrung eines Menſchen werden kann. Der entgegengeſetzte Fall iſt bei dem Nachtwandeln, wo wirkliche wachende Handlungen ganz mit dem Traumleben verſchmelzen. Die genauere Entgegenſtellung dieſer Zuſtände iſt einer größern Aufmerkſamkeit werth, als bisher darauf verwandt worden; ſo iſt z. B. bei dem lebhaft Träumenden die Wärme ſeines Körpers über die gewöhnliche erhöht, bei dem Nachtwandler hat man auffallende Kälte deſſelben wahrgenommen. Ich kann hier die Sache nicht weiter verfolgen, und komme wieder zu meiner Hiſtorie zurück.

Außer den leichten Fällen zu Kindern und Wöchnerinnen, welche mir mein Vater überließ, verſuchte ich den auch die Freiheit von aller Furcht vor Geſpenſtern, denn niemand durfte mich durch eine Drohung dieſer Art ſchrecken, und einigen Nachbarinnen, welche mich durch den Mann [illegible] und den großen Hund beängſtigen wollten, wurde gleich die Thüre gewieſen. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Geſpenſter konnte nicht im geringſten durch die Erzählungen meiner Großmutter mütterlicher Seite geſtört werden. Dieſe hatte, außer der Eigenſchaft Geſpenſter zu ſehen, noch eine, welche Mancher hätte, der keine glaubt, nämlich die, ſich nicht im geringſten vor ihnen zu fürchten. Sie erzählte die Auftritte, die zwiſchen ihr und den Geſpenſtern vorfielen, ſo unbefangen wie den Beſuch einer Nachbarin; und ihr Glaube, daß es Geſpenſter gebe, konnte daher, wenn es auch hätte meinen Unglauben wankend machen können, doch keine Furcht bei mir hervorbringen. Ich war vielmehr ſo begierig, ihre Ausſagen durch die Erfahrung zu prüfen, daß ich in meinem dritten Jahre oft bei ihr ſchlief, um das Geſpenſt zu ſehen. Allein nie ließ es ſich ſehen, wenn ich da war, und ich glaubte daher, gegen ſie den Sieg über ihren Glauben errungen zu haben. Dieß war aber vergebens, denn ſie behauptete, daß ich einen unſichtbaren guten Geiſt bei mir hätte, vor dem ſich der andere fürchtete. So lernte ich früh, daß es ungereimt iſt, gegen Behauptungen, welche die Bedingungen möglicher Erfahrung aufheben würden, durch die Erfahrung ſtreiden zu wollen, denn ſie laſſen ſich immer durch eine eben ſo ungereimte Vorſtellung, als die Behauptung ſelbſt iſt, vertheidigen. Der Abergläubige kann durch Erfahrung wohl in gewiſſen Fällen beſchämt, aber nicht überzeugt werden, weil er immer durch das Widerſinnigſte ſich entſchuldigen kann. Ich machte auch nachher in meinem ganzen Leben nicht mehr den Verſuch, etwas ſehen zu wollen, weil, wenn ich es ſähe, mir nur den Verluſt meines Verſtandesgebrauchs anzeigen könnte.

Nachdem ich völlig drei Jahre alt war, wurde ich in eine gewöhnliche Schule geſchickt. Hier glaubte ich nun die gewöhnlichen Dogmen eben ſo leicht, als ich die Geſpenſter nicht glaubte; denn mein Vater hatte ſich nicht gegen ſie erklärt. Mit Demüthigung erinnere ich mich noch, daß ich gar nichts Ungereimtes darin fand, daß ein Menſch, der an dem Glaubensbekenntniß des heiligen Athanaſius zweifelte, eben ſo behandelt würde, als wenn er die größten Schandthaten begangen hätte. Mein Vater, der damals nichts weniger als ein Zweifler war, wollte mich dadurch Zweifeln lehren, daß er in der angenommenen Rolle eines Ketzers oder eines Freigeiſtes gegen die Dogmen mit mir diſputirte, und ich vergoß häufig Thränen, wenn es mir an Gründen fehlte, ihn zu widerlegen. Der Grund meiner höchſten Ueberzeugung lag in dem Gefühle der Wahrſcheinlichkeit; ich konnte nicht ahnen, daß Millionen Menſchen eine

Ungereimtheit glauben und die Entdeckung derſelben als ein Verbrechen anſehen könnten. Hätte ſich mein Vater ſo in eigner Perſon dagegen erklärt, wie gegen die Geſpenſter, ſo würde ich ihm freilich mehr als den Millionen geglaubt haben. Nichts iſt dem Menſchen wohl ſchwerer als Toleranz in Glaubensſachen, ich halte ſie für unmöglich; und nur die feſte Ueberzeugung, daß der Andre wohl in dieſer oder jener Welt, auch ohne unſer Zuthun, die Wahrheit unſeres Glaubens wird anerkennen müſſen, kann den Schein von Toleranz geben. Der wahrhaft Ueberzeugte handelt daher, als wäre er tolerant, und überläßt im feſten Vertrauen, daß es geſchehen werde, die Bekehrung oder Verdammung Gott; der aber durch den Nichtbeifall noch in ſeiner Ueberzeugung, die zu heucheln er ſich Maxime gemacht hat, geſtört wird, ſucht den Zweifler ſelbſt, wenn er es kann, zu vertilgen.

So viel Schwierigkeit ich fand, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, ſo leicht war es mir, die Artikulation derſelben zu unterſcheiden, und ich danke es nur dem ſehr ſchlechten Dialekt meiner Vaterſtadt, daß ich nicht zu einer ganz reinen und deutlichen Ausſprache meiner Mutterſprache gelangte. So gut mein Gedächtniß war, ſo zeichnete ich mich doch in meiner Schule nicht dadurch aus, denn ich ſtrebte nur, den Inhalt einer Sache zu wiſſen, ohne mich ängſtlich um die Worte zu bekümmern. Ich erinnere mich noch, daß mein Schulmeiſter, als ich die Evangelien auswendig lernen ſollte, und ſie ihm herſagte, oft ärgerlich ausrief: „So ſpricht er ohne Anſtoß fort, und lauter andere Worte, als im Buche ſtehen.“ Während ich noch in die gewöhnliche Schule ging, erhielt ich Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und kam in meinem neunten Jahre in die zweite Klaſſe der lateiniſchen Schüler, wie man in Nürnberg die öffentliche Schule, auf welcher ſich die Jünglinge zur Beziehung der Univerſität vorbereiten ſollen, nennt; die erſte Klaſſe iſt die, von der man auf die Univerſität geht, und, ſo viel ich weiß, zählt man auf allen proteſtantiſchen Schulen ſo, da hingegen auf der katholiſchen Schule die erſte Klaſſe (Infima) die entfernteſte von der Univerſität iſt. Woher mag dieſe verſchiedene Art zu zählen kommen? ſollte es auch von den Proteſtanten zum Unterſcheidungszeichen von den Katholiken geſchehen ſein, wie die erſten Chriſten den erſten Wochentag zum Sabbath machten? In dieſer Klaſſe wurde ich, da ich der jüngſte war, der vielleicht je darin war, nicht der Erſte, und es wurde mir daher von Andern vorüberſetzt; dies war die Urſache, daß ich in der Latinität nicht die geringſten Fortſchritte machte, denn mein gutes Gedächtniß ließ mich das völlig behalten, was ich einmal gehört hatte, und ſo erſparte ich mir die Mühe, zu überſetzen, und ſagte bloß, obgleich nicht ganz wörtlich, nach. Etwas von der griechiſchen Sprache, welche meine Aufmerkſamkeit reizte, weil ſie mir ganz neu war, war das einzige, was ich aus dieſer Schule herausbrachte. Ich blieb nur zwei Jahre darin, weil eine erduldete Beſchimpfung mir ſie ſo verbitterte, daß ich nicht nachließ, bis mich mein Vater herausnahm. Die Schüler mußten nämlich alle Sonntage in die Predigt gehen, und der Prediger ſprach ſo leiſe, daß man ihn an dem Ort, wo die Schüler ſaßen, ſchlechterdings nicht verſtehen konnte; ich nahm daher, um der Langweile zu entgehen, Bücher zum Leſen mit. Dies wurde dem Prediger angezeigt, und er gab mir deßwegen bei der Austheilung einer Stiftung einen öffentlichen Verweis, und darüber ward ich ſo aufgebracht, daß ich nicht mehr in der Schule bleiben mochte. Dieſer Vorfall iſt wohl das größte Glück, das mir in meinem Leben aufſtieß! denn obgleich mein Vater nicht die Abſicht hatte, mich dem gelehrten Stande zu widmen, ſo würde ein längerer Aufenthalt in der Schule mich doch zum Profeſſioniſten verdorben, und mir das Studentenleben als das höchſte Gut vorgeſpiegelt haben, und ich würde dann in meinem ſechszehnten Jahre auf Univerſität gegangen, und da der Ehrgeiz, mich auszuzeichnen, mich zum beſtändigen Sitzen über Büchern würde verleitet haben, ein frühes Opfer der ſitzenden Lebensart und der einſeitigen Ausbildung des Gedächtniſſes geworden ſein.

Während ich in die lateiniſche Schule ging, lernte ich in der deutſchen Schule rechnen. Ich faßte dies ziemlich ſchnell, und mit Hülfe einiger Bücher, die ich hatte, übte ich dem mündlichen Unterricht ſo weit zuvor, daß ich, bis ich in der Schule, wo der Unterricht mir dadurch verdrießlich gemacht wurde, daß ich die berechneten Exempel in ein Buch, welches der Bürgermeiſter hieß, ſauber einſchreiben ſollte, zum zehnten Theil des Rechenbuches kam, ſchon das ganze Buch zu Hauſe durchgerechnet hatte.

So weit meine Erinnerungen auch in meine früheſte Jugend zurückgehen, ſo erinnere ich mich doch nicht, daß ich zählen lernte; es iſt mir, als hätte ich es von jeher gekonnt. Eben ſo wenig kann ich mich erinnern, wann ich das Sprechen von ſich ſelbſt in der dritten Perſon, welches den Kindern ſo eigen iſt, mit dem Ich vertauſchte. Wahrſcheinlich folgt das Zählen bei dem Kinde erſt auf das Ich; denn ehe es ſich als Einheit nicht bloß fühlt, ſondern ſich, im Gegenſatze mit allen Andern, auch ſo denkt, hat es kein feſtes Schema von Eins; es ſieht wohl einzelne Sachen, aber es ordnet ſie nicht nach dem abſtrakten Begriffe von Eins. Es kann, bei dem Zählen, der Begriff von der Möglichkeit der Fähigkeit, es wirklich zu vollbringen, nicht vorausgehen, und daher kein Bewußtſein des Nichtkönnens ſtattfinden.

Eine Begebenheit hatte in meiner frühen Jugend ſehr großen Einfluß auf meinen Karakter — der nordamerikaniſche Krieg. Mein Vater las die Zeitungen meiner Mutter zu Gefallen laut, und hatte für die Staaten Partei genommen. Mich intereſſirten ſie daher ſo frühe, als ich nur einen Vortrag einigermaßen begreifen konnte, und es wurde dadurch eine Vorliebe für eine wahrhaft republikaniſche Verfaſſung, deren weſentlicher Karakter darin beſteht, daß die Regierung, von welcher Form ſie übrigens ſei, alle Angelegenheiten der Menſchen als eine **res publica** und nicht als ihre **res privata** behandelt, gegründet, die nie, als mit meinem Leben, verlöſchen wird. Das Leſen der Schriftſteller, aus denen die Jugend nur Latein und Griechiſch lernen ſoll, befeſtigte dieſe Neigung noch mehr, und ich werde ſie nie verläugnen, da ich, getreu meinen eingegangenen Verbindlichkeiten, gehorche, wo ich Unterthan bin, und meine innern Wünſche und Hoffnungen der Vorſehung anheim ſtelle, die ich allein als den Richter darüber anerkenne, und keine Regierung mir Verletzung der Wahrhaftigkeit und des Rechts befehlen wird und darf. Dies Gefühl für Freiheit war aber auch außerdem eine nothwendige Folge meiner Erziehung. Bei aller Neigung, welche mir von meinem Vater zu den Künſten und Wiſſenſchaften eingepflanzt worden, war nie von ihm in mir der Gedanke erweckt worden, daß ich je etwas Andres zu meinem Lebensunterhalt treiben ſollte als ſeine Profeſſion. Alles, was ich lernte, lernte ich, weil ich Vergnügen daran fand, oder meinem Vater zu lieb, denn ich liebte meinen Vater ſo ſehr, daß ich keinen mir angenehmern Spielkameraden kannte als ihn. Wenn mein Vater von ſeinen gewöhnlichen Geſellſchaften auf meine Bitte zu Hauſe blieb, um ſich mit mir zu beſchäftigen, ſo war dies ein Feſt für mich, dem kein andres gleich kam. Dieſe Erziehung, welche mich Künſte und Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen lieb gewinnen ließ, erweckte in mir ein ſolches Gefühl für Freiheit von allem äußern Zwang, daß ich in der Wahl meiner Beſchäftigungen immer nur meiner Neigung, oder der von mir erkannten Pflicht folgte, und alle andern Rückſichten, am erſten die auf äußern Vortheil, vernachläſſigte.

Bei dieſer mir für meinen Karakter ſo vortheilhaften Erziehung führte mein Temperament aber doch einen Nachtheil herbei, den ich, da meine Lebensbeſchreibung, ſo weit ich ſie, ohne in das Leben andrer Perſonen unerlaubter Weiſe einzugreifen, fortführen kann, doch nur als ein pädagogiſches Experiment Werth haben kann, um der vielleicht noch nicht genug auf dieſen Gegenſtand geleiteten Aufmerkſamkeit der Erzieher nicht verſchweigen darf: denn es iſt ſehr wichtig, daß man lerne, den freien Gang der Entwickelung, ſo lange er zum Guten fortſchreitet, nicht zu unterbrechen, ohne deßhalb die Aufmerkſamkeit auf den Weg, den er nimmt, zu vernachläſſigen. Mich führte gerade das, was man am erſten ſeinen eigenen Gang nehmen zu laſſen für rathſam halten könnte, nämlich der religiöſe Karakter, der mir von meiner zarteſten Jugend an eigen war, auf ſonderbare Ausſchweifungen. Ein altes Buch mit Holzſchnitten, das die Geſchichte der Heiligen der Monatstage enthielt, von der ihre ſich auferlegten Büßungen und die wegen ihres Glaubens erduldeten Martern immer den größten Theil ausmachten, erweckte in mir den Hang zur Selbſtzüchtigung, und ich legte mir wegen der Vergehungen, deren ich mich ſchuldig glaubte, allerlei Büßungen auf. So ſehr ich mich für verbunden hielt, jede Vergehung durch körperlichen Schmerz zu büßen, ſo ſehr war ich über die Züchtigungen, die mir einigemal von meinem Vater und in der Schule widerfuhren, aufgebracht: denn ich war feſt überzeugt, daß mir jedesmal unrecht geſchah, und ich weinte immer mehrere Nächte darüber. Eine bigotte Erziehung hätte mich wahrſcheinlich zu einem Heiligen gemacht, und ich würde den gewöhnlichen Karakter der Heiligen, ſich ſelbſt der größten Verworfenheit zu beſchuldigen, und zu predigen, daß man nicht werth ſei der geringſten Gnade Gottes, während man jeden, der dies einem auf's Wort glauben, und einen ſo behandeln wollte, für einen Abgeſandten des Teufels erklärt, in ſeiner ganzen Stärke gezeigt haben. Dieſe Selbſtzüchtigungen erzweckten in meinem eilften Jahre eine Empfindung in mir, die ich noch nicht hätte haben ſollen, und welche, von mir gänzlich mißverſtanden, die Veranlaſſung wurde, daß ich meine Peinigungen bis zu dieſem Punkte trieb. Dies hatte auf meine Geſundheit einen ſchlimmen Einfluß. Dieſen Nachtheil zog mir die Verdachtloſigkeit meiner Aeltern zu, welche nichts Arges ahneten, wenn ich allein in einer entlegenen Kammer oder auf einem Boden mich aufhielt. Als ich endlich den Nachtheil dieſer Peinigungen, durch das Leſen mediciniſcher Bücher, indem früher ſchon durch die Aeußerungen viel älterer Jungen meine Aufmerkſamkeit darauf erweckt worden war, einſahe, ſo koſtete es mir große Mühe, mir dies als Unart abzugewöhnen, was ich mir als ein verdienſtliches-Werk angewöhnt hatte.

Als ich aus der lateiniſchen Schule kam, ſo dachte ich an keine andere Beſtimmung, als meines Vaters Profeſſion einſtens zu treiben; ich arbeitete darauf, und kümmerte mich bis in mein dreizehntes Jahr wenig um Bücher, ſondern trieb mich in den freien Stunden mehr mit meinen Spielkameraden herum. Bloß im Zeichnen, im Klavierſpielen, in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache, hatte ich einigen Unterricht. Da mein Vater gepreßten Draht machte, ſo hielt er es für nöthig, daß ich die Walzen ſelbſt ſchneiden könnte; ich lernte daher graviren, und dies war mittelbar die Urſache, daß ich, wie ich etwas weiter unten zeigen werde, wieder dem Hang zu den Wiſſenſchaften mehr nachhing.

Meine Aeltern waren nicht wohl im Stande, mir außer den nöthigen Schulbüchern noch andere anzuſchaffen, und meine Wünſche in dieſem Falle zu befriedigen; was mir ſo, um ganz geringen Preis, auf dem Trödel in die Hände kam, waren meine erſten Quellen, aus denen ich lernte. Unter dieſen waren die Welt in einer Nuß und Heberichs Lehrbücher die erſten, die mir in die Hände kamen; ich erwarb mir daraus meine früheſten mathematiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe; darauf folgte Imhofs hiſtoriſcher Bilderſaal. Wolfs Anfangsgründe und Krügers Naturlehre. Wolfs Elementa Matheseos in 4., die ich ſpäter auf dieſem Wege erhielt, waren der Grund, daß ich wieder anfing, Latein zu lernen. Aus dieſen Schriften mochte ich lernen; die eigentlichen Kinderſchriften, die damals in die Mode kamen, und die ich bei einigen meiner Kameraden fand, waren meinem Geſchmacke zuwider; es kam mir vor, als wenn mich der Autor zwingen wollte, kindiſch zu ſein, was ich doch durchaus nicht ſein wollte. Käſtners Epigramm auf Raff's Naturgeſchichte für Kinder:

„In dieſem Buch ſpricht bald die Ziege, bald der Aff;
Der Eſel nur allein kann nicht zum Worte kommen,
Denn deſſen Stelle hat der Autor ſelbſt genommen,"

war mir recht aus der Seele geſchrieben *).

Nun ereignete ſich ein Vorfall, der auf meine fernere Entwickelung großen Einfluß hatte. Von meiner früheſten Jugend an war ich ſehr heftigem Naſenbluten aus-

---

*) In den erſten Ausgaben dieſes Buches erzählen die Thiere, außer dem Eſel, ihre Geſchichte ſelbſt.

geſetzt, und als ich in meinem dreizehnten Jahre mehremal Blut auf meinem Kopfkiſſen fand, ſo glaubte ich daher, daß mir die Naſe im Schlaf geblutet hätte; doch da ich endlich ſtarke Schmerzen in der Zunge empfand, ſo wurde ich aufmerkſam, und entdeckte, daß ich mich in die Zunge gebiſſen hatte. Ich dachte darüber nicht weiter nach, bis ich in meinem vierzehnten Jahre bei Tage einen Anfall von Epilepſie, und kurz darauf in der Oſterwoche 1780 in zwei Tagen dreizehn Anfälle bekam. Meine Aeltern waren darüber in der größten Beſtürzung, und konſultirten einen Arzt, Herrn Dr. Beyer, darüber. Dieſer verordnete, daß ich kein Bier mehr und außer Meliſſenthee auch kein warmes Getränke trinken, daß meine Aeltern mir keine Lehrſtunde mehr geben laſſen, und mich von allem Leſen und Rechnen abhalten ſollten. Dies wurde getreulich erfüllt, und ich hatte ein Halbjahr, länger hielt ich es nicht aus, keine andre Beſchäftigung, als meine Profeſſion, aß dabei ſehr ſtark Fleiſch und Obſt, und trank viele Milch. Dieſe Diät beobachtete ich, mit wenigen Ausnahmen, bis in mein dreiundzwanzigſtes Jahr. Was mein Arzt und meine Aeltern aber nicht wußten, und ich oben erzählte, ſchien mir die Haupturſache meiner Zufälle, und ich trug nun von meiner Seite wohl eben ſo viel zu meiner Kur bei, als mein Arzt durch die angeordnete Diät. Ich bekam zwar keinen Anfall von Epilepſie mehr, behielt aber, bis ich nach und nach zu einer etwas erregenden Lebensart überging, eine große Nervenſchwäche, und hatte häufige Ohnmachten, und bei jeder Gemüthsbewegung heftiges Naſenbluten. Von dieſer Zeit an lernte ich ein Gefühl kennen, was mir bisher völlig fremd war, die Furcht in einſamer Dunkelheit. Ueberall ſah ich Geſtalten, die ich zwar als Geſchöpfe meiner Phantaſie anerkannte, die mich aber deßwegen um nichts weniger ängſtigten. Gänzliches Verſchließen der Augen, oder die Bewaffnung mit meinem Stock, Degen, oder auch nur einen Rappier, waren die Mittel, wodurch ich dieſe Furcht beſiegte. Erleuchtung der Zimmer, oder des Weges, den ich ging, half aber auch nicht immer, wenn ich allein war, und beſonders ängſtigte mich, wenn ich ſpät Abends noch Klavier ſpielte, eine große weibliche Figur in einer ſchwarzen Saloppe, welche zur Thür herein kam, und über meine Schultern und in die Noten ſahe. Dieſe Figur erſchien mir zum letztenmale 1791 in Kopenhagen, wo ich mir ein Klavier gemiethet hatte. So lebhaft die Geſichtsvorſtellung von dieſer Figur war, ſo erſchien ſie doch nie vor meinen Augen. Die Täuſchung war hier alſo nicht unmittelbar von der Schwäche der Augen abhängig, ſondern von der Stärke meiner Phantaſie, gegen welche die Verneinung ihrer Vorſpiegelungen durch meine Augen nichts vermochte. Die Eindrücke meiner Sinne waren ſchwächer als meine Vorſtellungen, und doch waren meine Sinne ſehr reizbar. Wenn ich an einer Mauer ging, ſo ſchien ſie auf mich zu fallen; waren bei trübem Himmel und nach einem Regen die Pflaſterſteine ſehr bald trocken und dadurch ſehr weißſcheinend geworden, ſo ſchien es mir, daß ſie mir bis an den Hals gingen, und daß ich durch ſie, wie durch dicken Schlamm, waten müßte; und bei Nacht hörte ich das Echo meiner Tritte an den Mauern ſo ſtark, daß es mir vorkam, als wenn immer jemand mir auf dem Fuße nachfolgte. Mein Geiſt war übrigens ſtark genug, meine Urtheile richtig zu erhalten, aber die ängſtlichen Gefühle konnte er nicht abhalten. Ich finde, daß mein Zuſtand gegen den meiner Großmutter, die Geſpenſter zu ſehen glaubte, ohne ängſtlich zu ſein, ſich zu meinem auf ähnliche Art verhielt, wie der des Nachtwandlers gegen den, den ſeine Träume noch nach dem Erwachen ängſtigen. Sie wurde durch die geglaubten Erſcheinungen gar nicht anders afficirt, als wenn es gewohnte Sinneneindrücke geweſen wären, ob ſie in die Reihe der objektiven Kauſalverbindung paßten, das kümmerte ſie nicht. Der Nachtwandler verliert ſeine ganze That aus dem Gedächtniß, hier bleibt zwar die Erſcheinung und die dadurch veranlaßten Handlungen im Gedächtniß, aber ſie bleiben außer dem Gebiet der Reflexion. Das ängſtliche Gefühl, was in mir entſtand, war gar keine Folge der Erſcheinungen, die ich hatte, denn ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn ich ſie gleich als wirkliche Dinge genommen hätte, ſondern der Reflexion, daß ſie nicht wirklich ſein ſollten.

Wenn ich kolorirte und gekleidete Wachsfiguren in Lebensgröße ſehe, ſo iſt mein Gefühl, obgleich etwas ſchwächer, genau daſſelbe, was ich damals hatte. Perſonen, die ſie, wie ich einigemal erfahren hatte, für lebendig hielten, hatten kein ängſtliches Gefühl, es entſtand erſt, als ſie ſich überzeugten, daß jene es nicht wären. Die Angſt entſteht daher aus der Schwierigkeit, zu einem objektiv gültigen Urtheil zu gelangen, das zugleich ſubjektive Evidenz für uns hat. Eine merkwürdige Erſcheinung, die hieher gehört, iſt das Alpdrücken, welches mich auch manchmal, aber ſelten, befiel; hier glaubt man zu wachen, während man ſchläft, man ſtellt Proben an, kneipt ſich, reflektirt, um gewiß zu werden, ob man wache oder ſchlafe, erhält immer das Reſultat, daß man wache und ſich nicht bewegen könne, und alles zuſammen iſt Traum. Viele Perſonen, wie ich gefunden habe, glauben nicht, daß alles Traum iſt, und ſind ſchwer davon zu überzeugen, daß ihre Ueberzeugung, daß ſie nicht träumten, auch nur Traum war; mich führte dieſer Zuſtand nicht irre, eine kurze Reflexion war hinlänglich, mich davon zu überzeugen. Nach dieſer kleinen Ausſchweifung will ich nun wieder auf meine Jünglingsjahre zurück kommen.

Durch das Graviren fing ich nun an einiges Geld zu verdienen, und da ich gar keine andern Bedürfniſſe hatte, als Kupferſtiche und Bücher, ſo vergrößerte ſich meine Bibliothek. Von einigen Wiſſenſchaften fanden ſich nun zufällig auf dem Trödel nur lateiniſche Bücher; ich mußte daher mich wieder auf's Lateiniſche legen. Ich that dies aber nur zum Behuf meiner Bücher, und verſtand daher Wolf und Baumgarten ſehr gut, ohne daß ich einen Vers im Virgil verſtand.

Ein Jahr nach meinem letzten Anfalle von Epilepſie überließ ich mich meinem Hange zum Studiren wieder ungehindert, nur hatte ich, außer im Zeichnen und Klavier, in keiner Sprache oder Wiſſenſchaft mehr einen Lehrmeiſter. Ich verſahe auch von der Zeit an meinem Vater ſein ganzes Geſchäft.

Von meiner früheren Jugend an war der Hang, mich zu unterrichten, mit dem verbunden, Andere zu lehren; ich hatte beſtändig in allen Fächern, worin ich etwas wußte, wieder Schüler, die ich unterrichtete. Dies war ein großer Vortheil für mich, weil ich mich nicht wohl mit einem dunkeln Bewußtſein von der Sache behelfen konnte; denn da meine Schüler in einer Sache oft wieder meine Lehrer in einer andern waren, ſo ließen ſie ſich nicht mit leeren Behauptungen von mir abſpeiſen, ſondern ich mußte mich gründlich und deutlich erklären.

Meine frühe Bildung war Urſache, daß ich meiſtens Umgang mit ältern Knaben hatte, dies erzeugte bei mir eine frühe Bekanntſchaft mit der Liebe. Es war von meinem zwölften bis zum ſechszehnten Jahre gerade die Siegwart-Wertheriſche Epoche in meiner

Vaterſtadt betreffend. Einer meiner Bekannten hatte ſich erſchoſſen, und ein anderer, Namens Dörrbaum, mit dem ich am innigſten vertraut war, hatte nebſt vielen ſehr guten Eigenſchaften einen ſehr phantaſtiſchen Liebeshandel. Dies ſteckte mich an, und ich wählte mir auch eine Dame, und ſchwärmte in Geſellſchaft mit meinem Freunde. Keine von dieſen Damen erfuhr aber etwas von meiner Liebe zu ihr, und erſt 1794 machte ich die erſte Liebeserklärung. Früher hatte ich aber ſchon mich zur engſten Freundſchaft mit obenerwähntem Dörrbaum verbunden, und 1791 hatten wir meinen bis jetzt noch unveränderlich getreuen Freund Oſterhauſen in unſern Bund mit aufgenommen. Im Jahre 1792 ſtarb Dörrbaum, und ich und Oſterhauſen ſchloſſen ſich nun noch inniger aneinander. Keine Fügung des Schickſals hat ſeitdem unſre Herzen getrennt, kein Schein von Glauben an Untreue uns in unſerm Vertrauen irre gemacht, und wenn wir zwar einigemal mit einander unzufrieden waren, ſo war doch nie der leiſeſte Verdacht von Unredlichkeit in unſere Seele gekommen.

Dörrbaum hatte außer einem nicht ganz guten Einfluß auf meine Gefühle, weil er mich zu verliebten Schwärmereien zu frühe verleitete, einen ſehr guten auf meine Urtheilskraft. Als ich nach meiner Krankheit wieder zu ſtudiren anfing, ſo gab mir dieſer etwas Unterricht im Griechiſchen. Wir exponirten das Neue Teſtament, und er legte es nach der damals gangbaren kühnen Exegeſe aus. Dies ſchwächte in mir den Glauben an die unbedingte Gültigkeit der Lutheriſchen Ueberſetzung, an der richtigen Ableitung der in den Lutheriſchen Katechismus aufgenommenen Dogmatik aus der Bibel, und an der Richtigkeit meiner Religionsbegriffe. In meinem dreizehnten Jahre empfing ich mit vieler Andacht das Abendmahl, und bis in mein fünfzehntes hatte ich keinen Begriff, daß man in dem Dogma der Eucharistie anders denken könne, als die evangeliſche Lutheriſche Kirche, und doch noch an die Bibel glauben. Dieſen Begriff erhielt ich durch Döderleins Exegeſe, aber ich ging ſchnell weiter, und bald folgten auf mehrere Hypotheſen über den wahren Zweck des Todes Jeſu ſchwere an der gänzlichen Ungewißheit dieſer Geſchichte an ſich, und der Akkomodation derſelben nach den Begriffen der an Opfer gewöhnten Völker. Ich fand in der Erzählung, daß aus der Seite Jeſu Blut und Waſſer floß; die Nachahmung des Homers, der den Göttern auch kein rothes Blut vergießen läßt, und die Abſicht, dadurch, daß Blut und Waſſer floß, den Heiden recht einleuchtend zu machen, daß er Gott und Menſch ſei, und dergleichen Erklärungen, warum ſo oder anders erzählt würde, fand ich ſehr viele; kurz, wie mein Aufklärer ſtarb, war ich gegen ihn ſchon ein Freigeiſt. Aus dieſem Beiſpiel mag man ſehen, wie ſchwer es iſt, den Glauben zu läutern, ohne ihn aufzuheben. Der meinige wurde nicht veredelt, nicht mit der Vernunft übereinſtimmender gemacht, ohne daß ſich meine Vernunft nicht über ihn erhoben und ihn zum Gegenſtand einer pſychologiſchen Aufgabe, ſeine Möglichkeit zu begreifen, gemacht hätte. Man würde aber ſehr übereilt die Lehre daraus ziehen, daß man die Glaubensſachen vor den Richterſtuhl der Vernunft ziehen müßte, denn nur, was dieſe wahr findet, iſt es, und macht unſer wahres Leben aus, weil es die Einheit unſers Bewußtſeins bewirkt. Alles andere, was nicht aus dem von der Vernunft Erkannten entſpringt, iſt iſolirt, wie Thaten des Nachtwandlers, oder die geglaubten Geſpenſtererſcheinungen. Der Glaube hängt von den zufälligen Eindrücken ab, über die wir nicht denken, und es kann daher wohl Einheit im gedankenlos ausgeſprochenen Glaubensbekenntniß, aber nie in dem Glauben ſelbſt geben. Nur die Vernunft bringt Einheit hervor; wo ſie noch nicht entſcheiden kann, erlaubt ſie zu glauben; ſie ſtört daher nie den Glauben, ohne etwas Beſſeres, Erkenntniß, dafür zu geben; aber der Glaube, der herrſchen will, ſtört die Vernunft, um das Schlechteſte in den Menſchen, Verzicht auf Einſicht, bei den Menſchen hervorzubringen. Während dieſer Religionsunterſuchungen ſtudirte ich zugleich wieder Mathematik, und es gelang mir in meinem ſechzehnten Jahre, die erſte mathematiſche Evidenz zu empfinden. Ich hatte bis dahin die mathematiſchen Lehren eben ſo gelernt, wie man Sprachregeln und Regentenfolgen in der Geschichte lernt. Ich wollte durchaus die mathematiſchen Sätze aus den Begriffen erklären, und hatte mich bis zur Ohnmacht mit dem Verſuche gemüht, aus den Begriffen der geraden Linie, des Raumes und der Einfachheit, ſchlußgerecht zu beweiſen, daß zwei gerade Linien keinen Raum einſchließen können. Dieſe logiſche Verblendung, die Mathematik zu begreifen, hatte mir vorzüglich Wolf mitgetheilt, denn ich ſahe damals noch nicht ein, daß dieſer ſo verdiente und noch nicht nach Verdienſt geſchätzte Mann die Täuſchung hatte, als hätte er die mathematiſche Methode in die Philoſophie eingeführt, da er vielmehr ſich eben ſo vergebens beſtrebt hatte, die dogmatiſch philoſophiſche in die Mathematik zu übertragen. Endlich ging mir bei dem Lehrſatz, daß Parallelogramme von gleicher Höhe zwiſchen zwei Parallelen einander gleich ſind, auf Einmal Licht auf, und mit einem mir noch unvergeßlichen Gefühle fühlte ich mich nun durch Anſchauung überzeugt, und hatte das Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen mathematiſcher Evidenz und logiſchem Ueberweiſen. Ich empfand nun, daß Mathematik immer überzeugt, ſobald ihre Beweiſe gefaßt werden, und Logik öfters zum Nachgeben zwingt, ohne daß man ſich überzeugt fühlt. So ſehr ich dieſen Unterſchied empfand, ſo konnte ich mir doch noch nicht Rechenſchaft davon geben; dies lernte ich erſt aus Kant. Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Entwickelung des

Gefühls der mathematiſchen Ordnung, hatte es bei mir mit der Einſicht in die nothwendige Unterwerfung unter das ſtrenge Recht, welche jenem Gefühl der Ordnung erſt ein Jahr nachher erfolgte. Sehr frühe hatte ich die Erzählung aus Xenophons Cyropädie von den beiden Knaben, deren beide Röcke ſich verwechſelt hatten, geleſen, aber bis in mein ſiebenzehntes Jahr konnte ich die Richtigkeit des Urtheils des Lehrers über Cyrus Entſcheidung nicht einſehen. Ich erinnere mich aber keines ſo plötzlichen Ueberganges zur Einſicht, wie bei der Mathematik. Das Leſen der Gedichte Oſſians und der Schriften Shaftsbury's, um welcher beiden Schriftſteller willen ich Engliſch verſtehen zu lernen ſuchte, hatte den ſtärkſten mir erinnerlichen Einfluß auf die Bildung meiner moraliſchen Gefühle, und bereitete die deutlichere Einſicht vor.

Ehe ich aber noch Kant's Kritik der reinen Vernunft las, ſo wurde ich durch Mendelſſohn's ſchöne und Sulzer's klare Darſtellung mehrerer Sätze der Wolfiſchen Philoſophie immer mehr für ſie gewonnen, und ich bemühte mich, ſie vernunftmäßig zu begründen. Das Studium von Lambert's Organon, von Spinoza's nachgelaſſenen Schriften, und vor allem eine Fertigkeit in der Dialektik, die ich mir in den Diſputirübungen mit meinem Freunde erworben hatte, führten mich auf viele Mängel in Wolf's Sätzen, und beſonders empfand ich, ſeitdem ich die Ordnung der [illegible] Lehre, [illegible] gestiftet [illegible] und die Uebergangung, welche aus Wolf's demonstrativen Methode hervorgehen sollte. Es war es mir in der [illegible] mit dem Ende der Gewißheit der [illegible] ging, so ging es mir mit dem Begriffe, den [illegible] in seiner Metaphysik von dem Sein des persönlichen Gottes gibt: ich fühlte das Spiel mit Worten, aber auflösen konnte ich den trüglichen Schein noch nicht. Ich verehrte an allen Sätzen der Wolfschen Philosophie, nur nicht an der Richtigkeit ihrer Methode. Ich verlangte immer nach einer anderen Begründung: und ich verlangte sie vorzüglich durch die [illegible] des Wissens aber in der [illegible] Erkenntniß, durch das bloße Denken, [illegible] auch die [illegible] Erklärung der Wirklichkeit, die ich als richtig voraussetzen, konnte. Was das Sein ich durch mich, wollte ich durch Entwickelung finden, und ich [illegible] [illegible], wenn ich auch Lust, zu einem vorhandenen Verhältniß einen Beweis, und was da noch, durch [illegible] des [illegible] [illegible] Verhältniß, zu [illegible], noch, durch das Verhältniß der [illegible] [illegible] und der [illegible] [illegible] die [illegible] Verhältniß, zur Welt gelangen. Das sind [illegible] Dogmatismus, der Gott und die Welt auf ein [illegible] [illegible], und den ich immer noch nur als die Vollendung der Wolfischen Philosophie ansah, ob er gleich eigentlich Spinozismus hätte werden müssen, [illegible] es nicht als

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

mäßig gemacht, und nur die Erkenntniß, daß ich meinem Zwecke selbst noch nicht Genüge leisten, erhielt mich in fortdauerndem Studium und Vervollkommnung. Oft aber stieg meine Hypochondrie mit der Welt zu einem Grade, der mit dem Gefühle der Selbstkenntniß rang, und mich vielleicht noch [illegible] [illegible] [illegible], wenn nicht Freundschaft und Liebe mich wieder erheitert und mir den Gleichmuth im Leben erhalten hätten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Daß ich über die Vorurtheilslosigkeit der Selbstkenntniß der letzten [illegible] [illegible], und ich es mir überhaupt zur Maxime gemacht hatte, in allen Kämpfen der Leidenschaft nicht mehr zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] meinen früheren Darstellungen im Gleichmuth [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] zu behalten. Es ist eine angemessene Regel für jeden Musiker, wenn ihm eine Gemüthsbewegung zu Gebote steht, sich nach den früheren Verhältnissen seiner Darstellungen gleichzeitig zu richten, aber wenn er sich keiner bewußt ist, seiner Neigung, ohne zu [illegible], zu folgen, denn [illegible] [illegible] er [illegible] aber sich nur Schaden zufügen, den er [illegible] kann, wenn sie seiner Natur eine Einheit ist; aber will er, während die Neigungen ihn ziehen, sich [illegible], so bringen sie gewiß keine Lächerlichkeit unter [illegible] [illegible], und er legt sich den Gesetze [illegible], [illegible] um eine [illegible] Handlung begangen zu haben, um [illegible] Mensch geworden zu sein.

[illegible] [illegible] [illegible] endlich meine Bestimmung [illegible], im Jahre [illegible], machte ich die Bekanntschaft des [illegible] von [illegible] auf einer seiner Reisen durch Würzburg. Dieser für seine Kunst einzig lebende Mann [illegible] meine wenigen [illegible] und [illegible] Kenntnisse, er ermunterte mich, mich ganz der [illegible] zu widmen, und versprach mir, wenn ich Würzburg zu meinem Aufenthalte wählen wollte, mich auf das möglichste zu unterstützen. Ich konnte aber nicht daran, bis im Jahr [illegible] meine Mutter starb. Nach [illegible] [illegible] trat ich sie einst Morgens mit einer [illegible] [illegible] [illegible] und im [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible], und meine [illegible], sie [illegible] zu geben, [illegible], sie [illegible] noch [illegible] [illegible] Tage. Ich [illegible] [illegible] noch [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] auch nicht sagen, ob ich sie [illegible] oder [illegible] [illegible]; ich [illegible] zur [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible]. Der Tod meiner Mutter [illegible] mich, über meine künftige [illegible] [illegible], als [illegible], [illegible]. Ich fand es billig, daß mein Vater [illegible] [illegible] hatte, und daß ich, um ihm nicht im Wege zu sein, das Haus verließe. Ich [illegible] mich [illegible] [illegible] und ging im [illegible] [illegible] mit meinem [illegible] [illegible] nach Würzburg.

Hofrath von Siebold hielt ſein Wort. Ich genoß von ihm allen Unterricht, den er ertheilte, unentgeltlich, ich ward von ihm wie ein Sohn behandelt, und er gehört unter die wenigen Perſonen, denen ich für große Wohlthaten verpflichtet bin, und an die mir die Erinnerung derſelben noch ſo angenehm iſt, als wenn ich ſie erzeigt, anſtatt genoſſen hätte.

Zwei Jahre verlebte ich in Würzburg in einem Kreiſe von Jünglingen, denen es ein Ernſt war, ſich zu unterrichten, und dies gab unſeren Freuden, die wir uns nicht verſagten, die Würde anſtändiger und nothwendiger Erholung von unſerer Anſtrengung.

Durch meine Art mich zu bilden zu ſehr gewöhnt, den theoretiſchen Unterricht nur aus Büchern zu empfangen, beſuchte ich außer Siebold's Vorleſungen und dem praktiſchen Klinikum von Hofrath Wilhelmi keinen andern Lehrvortrag, ſondern widmete meine Zeit der Beſorgung von Patienten unter Siebold's Leitung, dem Anatomiren, dem Leſen, dem Nachdenken und dem Briefwechſel über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit meinen Freunden. Der Verkehr mit meinen Freunden milderte in etwas den nachtheiligen Einfluß, welchen das ausſchließliche Lernen aus Büchern auf meinen Charakter hatte. Weil man aus Büchern lernt, [illegible] glaubt man niemand verbindlich zu ſein, es bildet ſich ein ſtolzes Gefühl von ſelbſterworbenem Werthe, und man beurtheilt alle Menſchen nur nach dem, was ſie einem hohen Namen, daß auch in seinem Munde steht. Man nimmt nur drei gemeine Schlußformeln und verachtet zu sehr daß zu den wirklichen Vortheilen des menschlichen Lebens nothwendige Kenntniß gehören, und man weiß, wenn es auch kein völlig gründliches Wissen ist. Man hält das Mangelhafte mit dem Gemeinen in einer Klasse und stellt nur noch dem Bewundernswürdigen, wenn es auch dem Menschen nicht nützen kann.

Im Jahre 1790 im Frühjahre verließ mich zuerst mein Freund [illegible], um eine weite Reise zu machen, und im Sommer darauf verließ ich auch Würzburg. Ich reis'te nach Frankfurt am Main, um die Wahl und Krönung Kaiser Leopolds zu sehen, und hatte davon den Nutzen, daß ich allen Geschmack, solchen lästigen Ceremonien nachzulaufen, verlor, und ging mit wirklichem Vergnügen des Spruchs: „Alles ist eitel,“ zurück, als ich gekommen war. Meine Gemüthsstimmung war in dieser Zeit trauriger, als sie bisher noch je war, denn nun sollte ich wählen, wie ich der Welt nützlich sein und mich selbst ernähren wollte. Meine Wahl des medicinischen Studiums war mehr ein blinder Entschluß als eine durch Ueberlegung auf Anregung bestimmter Neigung getroffene Wahl. Was ich gelernt hatte, lernte ich, weil ich Geschmack daran fand. Was ich that, that ich ohne alle Rücksicht auf Belohnung, weil es mir gefiel. Das dem Spiel meiner Kräfte mußte nun entſagen, ich ſollte arbeiten, um mein Brod zu verdienen, und zwar nicht mit meinen Händen, wie es in meines Vaters Hauſe geſchehen war, ſondern mit meinem Geiſt. Dies daß, und meine Hände helfen, Geld zu erwerben, das kam mir natürlich vor, weil ich es von Jugend auf von meinem Vater geſehen hatte, und ward in meinem Gefühle auch dadurch verſüßt, daß ich von dieſem Gelde keinen andern Gebrauch, als für die Bildung meines Geiſtes, machte; aber dieß freie Spiel meiner Geiſteskräfte einzuſchränken, und das nur durch ſie hervorzubringen, was von andern Menſchen des Geldes werth gehalten wird, dies ſchien mir unmöglich. Hätte meines Vaters Geſchäft zwei Haushaltungen ernähren können, ſo wäre mein Entſchluß gefaßt geweſen, ich wäre bei meiner Profeſſion geblieben und hätte die Wiſſenſchaften und Künſte zu meiner Erholung getrieben; aber ſo hätte ich auch hier ein anderes Joch wählen und nicht blos für Geld arbeiten können, ſondern mir erſt Kundſchaft machen und meine Abneigung gegen alle Kolliſion in Erwerbsſachen mit andern Menſchen überwinden müſſen. Die Stimmung meines Gemüths neigte ſich gänzlich zur Melancholie, und der Gedanke, verhungern zu müſſen, der mich ſchon in der Periode meiner Nervenſchwäche manchmal ängſtigte, wäre wahrſcheinlich zur fixen Idee geworden, wenn meine vielſeitige Bildung mir nicht überall Gegenſtände zur Zerſtreuung gezeigt und meine Religion nicht den Gedanken in mir lebendig erhalten hätte, daß, wenn mein Leben in den Plan der Vorſehung zur Erziehung der Menſchheit gehörte, ſie auch die [illegible] tragen würde, und wenn es nur ein Glied in der Kette der Naturweſen ſein ſollte, es für mich auch ſeinen Werth haben und ich nichts dabei verlieren könnte. Dieſer Gedanke war ſtets mein Troſt in allen Gefahren, und dennoch erhielt er meine Kraft, daß ich, ohne mich um die entſetzliche Zukunft zu bekümmern, mich entſchloß, eine Reiſe zu machen und den Zufall über mich walten zu laſſen. Um meinen Leſern meine Schwermuth begreiflich zu machen, muß ich noch bemerken, daß ich eine ſtarke Neigung hatte, unter den Augen meiner Vaterſtadt zu leben, weil ſie mich, ſo wie die übrigen Zufälligkeiten, zu ſchätzen ſchienen, daß ich auf keinen einzigen Gönner zu rechnen hatte, weil ich nur daran dachte, die Freundſchaft derer, die ich achtete, aber nie die Gewogenheit derer, die mir nützen konnten, zu erwerben. Um dieſen Zug meines Karakters zu erklären, muß ich noch einmal auf die Umſtände meiner frühern Bildung zurückgehen.

Mein Vater hatte bei einer fröhlichen Laune das Talent, die meiſten Menſchen bis zur Täuſchung nachzuahmen. Ich erinnere mich noch, daß ein Bierwirth, als er an der Thüre ſeiner Schenkſtube ſtand, während mein Vater, der immer ſeine Rolle ſpielte, mit ängſtlicher Verlegenheit ausrief: „Nun weiß ich nicht, die draußen oder drinn!“ Da mein Vater deßwegen von daſiger Geſellſchaft geſucht wurde, und ich daher von Jugend auf über die lächerlichen Gebrechen Anderer ſpotten hörte, ſo erwachte in mir ein Hang zur Satyre, der ſich vorzüglich frühe zur Ironie ausbildete. Dieſe Art des Spottes war aber bei mir, ſo wie in der Geſellſchaft, wo ich ihn lernte, ohne alle Bösartigkeit, und jeder ertrug ihn eben ſo gutmüthig, wenn er über ihn ergoſſen wurde, als er ihn muthwillig bei irgend einer Gelegenheit über Andre ergehen ließ. Dies verleitete mich, den Spott bloß als eine Gelegenheit, ſeinen Witz zu zeigen und gar nicht als eine Beleidigung anzuſehen, die jemand übel nehmen könnte. Meine Nachforſchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände gaben mir eine ernſthafte Miene, und meine Gleichgültigkeit gegen alles Gewöhnliche im menſchlichen Leben, das unter dem Namen von Neuigkeiten die Unterhaltung vieler Menſchen ausmacht, machte mich ſtill und gab mir für Viele das Anſehen von Einfältigkeit. Ich ſprach nur dann einige Worte, wenn ſich mir Gelegenheit zu witzigem Spott zeigte, und beleidigte dadurch, ohne daß ich es wollte, um ſo tiefer, da es ganz unerwartet kam und, mein Spiel des Witzes für einen Ausfluß eines boshaften Herzens gehalten wurde. Ich machte mir dadurch viele heimliche Feinde, ohne daß ich es wußte, und jeder, der mich nicht ganz kannte, und dies waren ſehr wenige, machte es ſich zum Geſchäft, mich zu demüthigen, oder, wenn dies nicht gelang, mich noch Mehreren verhaßt zu machen. So lange ich nicht daran dachte, daß man ohne Gunſt ſeiner Mitbürger nicht glücklich unter ihnen leben kann, ſo lebte ich darüber in gänzlicher Sorgloſigkeit; aber nun, da ich meine Lebensart mir wählen ſollte, fing ich es an zu fühlen, und es vermehrte meine Aengſtlichkeit über mein künftiges Schickſal, ohne den lebendigen Entſchluß hervorzubringen, mich zu ändern, ſondern ich fing vielmehr an, diejenigen, über deren Fehler ich bisher nur geſpottet hatte, zu verachten. Nur mein unbedingtes Vertrauen auf meine Freunde, und die Gewißheit, daß dieſe mich liebten, rettete mich von der Klippe, an der Rouſſeau ſcheiterte: mich auf der einen und alle andern Menſchen auf der andern Seite als zwei Parteien zu betrachten. Ich entſchloß mich alſo, eine Reiſe zu machen und meinen Lieblingsgedanken auszuführen, Kant zu ſehen und zu ſprechen. Reinhold in Jena hatte mich durch ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens ſehr angezogen, und ich verſprach mir eine Erweiterung meiner philoſophiſchen Kenntniſſe durch ſeinen Umgang; ich beſchloß daher, den Winter in Jena zuzubringen. Ich fand hier Reinhold ſo liebenswürdig, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte, und ſein Haus war mein liebſter Aufenthalt. Ich kam [illegible] vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundſchaft Wielands. Dies war Lohn genug für dieſe kleine Reiſe, aber es war mir noch mehr beſchieden, — ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wiſſen allein bis dorthin geführt hatte, und der daher meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So wie das Intereſſe am Vergänglichen die Menſchen theilt und Zwietracht unter ſie bringt, ſo einigt ſie das Intereſſe am Unvergänglichen, d. h. an Wahrheit, Kunſt und Recht, und verbindet ſie zur Freundſchaft. Wir wurden daher bald die innigſten Freunde, und die ſeligen Stunden, die wir in Geſellſchaft verlebten, erſetzten mir meinen Oſterhauſen. Ich verſprach ihm, nach meinem Beſuch bei Kant zu ihm zu kommen.

Durch Schillers Bekanntſchaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolſtadt bei ſeinem Schwager zu beſuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichſten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menſchen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere als einen Erſatz für die äußere anzunehmen. Die Prinzen und Prinzeſſinnen kamen beſtändig in dieſes Haus, und meine geringe Fertigkeit im Zeichnen und Kenntniß des Generalbaſſes erwarb mir ihre Gunſt. Ich wurde hier zum erſtenmal Schriftſteller und ſchrieb den Anfang einer Sammlung von Geſprächen, wozu ich den Plan ſchon früher gemacht hatte. Sie wurden unter der Aufſchrift: „Mimer und ſeine jungen Freunde“ in der Thalia abgedruckt.

Der Ton, der hier herrſchte, war die unſchuldigſte Geſelligkeit, die ich bisher geſehen hatte. Ich war eines Abends auf dem Schloſſe und phantaſirte auf Verlangen auf einem Fortepiano; meine Laune gab mir deutſche Tänze ein, und dieſe wirkten auf die Geſellſchaft ſo, daß ſie zu tanzen anfing und ich meine Tänze fortſpielen mußte. Reinhold, der auch auf Beſuch hier war, ſagte mir in's Ohr: „Nun erfahre ich, was ich in meinem Leben nicht erwartet habe, daß ein Hof nach der Muſik eines Philoſophen tanzt“; es hörte es aber doch ein Naheſtehender, der Scherz wurde in der Geſellſchaft verbreitet und gefiel jedermann. — O mein Vaterland, was könnte die Menſchheit von dir hoffen — und was erlebe ich an dir! —

Mit dem Buchhändler Göſchen ging ich zu Fuß zurück nach Jena, und fand auch in ihm einen Freund. Unſere Hoffnungen von der deutſchen Literatur waren groß. Er leiſtete für ſie, was kaum zu erwarten war, und ich blieb in meinen Verſprechungen, doch nicht ganz mit meiner Schuld, zurück. — Auf unſerm Wege beſchäftigte uns der Plan einer Bibelüberſetzung als Toilettenbuch. Die Ueberſetzung wurde von uns vertheilt, und wir ſahen im Geiſte die Früchte dieſes Unternehmens der größern Mittheilung dieſer Geſchichte der Menſchheit, welche dieſes Buch nicht ſowohl durch die Erzählungen ſelbſt, als vielmehr durch die Art, wie erzählt wird, und durch das Umfaſſende in der Darſtellung aller Situationen, in welche die Menſchen als Naturweſen kommen müſſen, liefert. Wir ergötzten uns an dem Einfluß, den das Studium der Bibliothek des älteſten uns bekannten Volks auf die Bildung der Menſchen haben würde, wenn man es einmal als ein in den Plan der göttlichen Vorſehung gehöriges Mittel zur Verſtändigung des Menſchen mit ſich ſelbſt, und nicht mehr als von Gott eingegebenen Buchſtaben betrachten würde. Der Weg wurde uns durch dieſe Betrachtungen ſo angenehm, wie ein Weg zur ewigen Seligkeit. Aus dem Vorhaben iſt zwar nichts geworden, aber es hat ſich doch hinlänglich durch den Genuß, den mir die Erinnerung noch giebt, belohnt.

Von Jena reiſ'te ich über Göttingen durch den Harz und über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen, wo ich von Reinhold an Profeſſor Baggeſen empfohlen war, und von dieſem in das Haus des Miniſters Schimmelmann eingeführt wurde. Mein Aufenthalt daſelbſt gehört auch unter meine ſeligen Erinnerungen. Von Kopenhagen ging ich zur See nach Memel, und von da nach Königsberg. Hier genoß ich den Umgang Kants und lebte ſelige Tage. Die Art, wie ich mit Kant über ſeine Werke ſprach, ſchien ihm unerwartet zu ſein, ich verlangte von ihm keine Erläuterungen, ſondern dankte ihm nur für die Wonne, die ſie mir verſchafft hatten, und ſagte ihm kein ſchmeichelhaftes Wort deßwegen. Dieſe Leichtigkeit ihn zu verſtehen, die ſich in mir ausdrückte, ſchien ihn anfangs zweifelhaft zu machen, ob ich ſeine Werke geleſen hätte, aber bald verſtändigten wir uns und fanden uns als für einander paſſende Geſellſchafter. Es tröſtete mich über manches widrige Urtheil, das manche Gelehrte über mich fällten, daß mir Kant, nachdem ich wieder in meiner Vaterſtadt angelangt war, ſchrieb: „Unter allen Perſonen, die ich bisher nah kennen lernte, wünſchte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie.“ — Von Königsberg ging ich, nach einigem Aufenthalt in den merkwürdigſten Städten, wo ich mehrere mir intereſſante Bekanntſchaften machte, zu meinem Freund Herbert nach Klagenfurt, der mich durch Venedig, Verona und Tyrol nach meiner Vaterſtadt begleitete. Auf dieſer Reiſe lernten wir uns ganz kennen. Unſere Freundſchaft wurde für die Ewigkeit geſchloſſen, kein Schwanken wurde daher in ihr angetroffen, und ich danke ihm meine bisherige Unabhängigkeit von allem, was nicht den Beifall meines beſſern Selbſts hat. Wenn ich es erleben ſollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter, als bis zu dieſer Epoche, mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüſſe auf mein Schickſal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weiſe in die Lebensverhältniſſe noch lebender Perſonen einzugreifen, ohne mich nothwendig parteiiſchen Richtern preiszugeben: dann kann ich erſt ſagen, was ich meinem Herbert verdanke! Mit der erworbenen Freundſchaft meines Herberts ſchließe ich die Geſchichte meines innern Lebens und erzähle mein äußeres mit aller Wahrhaftigkeit in dem, was ich erzähle, aber auch mit Weglaſſung von allem, was ich nicht ganz wahrhaft ſagen zu dürfen glaube. Ich erzähle nun nicht weiter, was nur ich wiſſen kann, ſondern was auch jemand, der mich beobachtet, wiſſen könnte, und ich ſollte von nun an auch in dem Tone des Geſchichtſchreibers von mir reden, aber der Gleichförmigkeit wegen werde ich in dem nämlichen Tone von mir zu erzählen fortfahren.

Ob ich gleich, wie ich oben ſchon erwähnte, in Nürnberg nicht praktiziren wollte, ſo promovirte ich doch auf der Univerſität Altdorf. Meine Disputation wurde über eine Diſſertation, die einen Theil von meinem Organon der Heilkunde unter dem Titel: „Idea organi medici“ enthielt, gehalten, welche nun, da ich meine Gedanken, durch meine Ungeſchicklichkeit latein zu ſchreiben, entſtellte, vergeſſen iſt, und es auch bleiben muß. Mein Examen konnte mir wenig Ehre bringen, denn ich ſagte meinem Examinator in der Anatomie, daß es eilf Paar Gehirnnerven gebe, und dieſer wußte nur neun; dem in der Chemie, daß reines Kali zur Seife gehörte, und dieſer hielt das kauſtiſche für verunreinigtes; und ein dritter, der mich über mitgebrachte Pflanzen examinirte, die ich gerade kannte, nahm es mir übel, daß ich über die Frage, welche Kräfte, ob aperativas, carminativas, incidentes u. ſ. w. ſie beſäßen, lachen mußte, und wurde noch böſer, als ich, da er mit hochweiſer Miene über mein **thema de nutritione** bemerkte, daß ich darinnen der **membrana ruyschiana** nicht einmal erwähnt hätte, ihm ſagte, daß zu ihrer Erzeugung keine Gelegenheit im geſunden lebenden Körper ſich fände. Ich wurde aber doch zur Disputation zugelaſſen und promovirt. Ich weiß mir nur aus meiner melancholiſchen Gemüthsſtimmung, die ich oben ſchilderte, und die mich verhinderte, frei über die Begebenheiten zu reflektiren, zu erklären, daß mich mein Examen weniger belehrte, als mein Streit mit meiner Großmutter über die Geſpenſter, und daß ich erſt ſeit kurzem lernte, daß, ſo wie der Aberglaube nicht durch Erfahrung, der Eigendünkel der Gelehrſamkeit auch nicht durch gründliche Beurtheilung der von ihm nachgebeteten angeblichen Erfahrung zu bezwingen iſt. Nach erlangter Doctorwürde heirathete ich, und wollte mich einer bloß ſchriftſtelleriſchen Laufbahn widmen, um meinen ſehr frühe gemachten Entwurf einer Theorie der Geſetzgebung auszuführen. Mein Organon der Heilkunde, eine Unterſuchung über die Verrückungen, und der philoſophiſche Roman: Mimer und ſeine jungen Freunde, ſollten in Zwiſchenzeiten zur Erholung ausgearbeitet werden, damit mein Geiſt nicht durch Einförmigkeit des Gegenſtandes erlahmte. Durch ein freies Spiel meiner Geiſteskräfte mit allen Gegenſtänden des Wiſſens und Könnens, unter dem Titel: Arkeſilas, wollte ich mich theils auch erholen, theils der Welt meine Stärke in der Dialektik zeigen. Durch Aufforderungen wurde ich auch Recenſent. Unter meine Recenſionen rechne ich die über Herrn Profeſſor Schmids Moral in der Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung, wo ich den Begriff vom Recht in ſeiner ganzen Sphäre darzuſtellen ſuchte, zu den gehaltreichſten. Als Schriftſteller ſetzte ich Mimer und ſeine jungen Freunde in der neuen Thalia fort und arbeitete für den neuen Merkur eine Abhandlung über die Alleinherrſchaft aus. Ich wurde zu dieſer Abhandlung durch eine Rede des Boettie, die ſich als Anhang bei Montagne's Verſuchen findet, veranlaßt. Ich machte mir zuerſt die bloß dialektiſche Aufgabe, ſie zu widerlegen, und hielt es dann aber auch für nothwendig, weil es zur Theorie der Geſetzgebung gehört, um aus philoſophiſchen Principien die Zuläſſigkeit oder Verwerflichkeit der Alleinherrſchaft zu unterſuchen. Ich fand bald, daß alle moraliſchen Principien in der Lehre von der beſten Regierungsform ohne direkten Gebrauch ſind, weil hier der Menſch nicht nach dem genommen werden kann, was er ſein ſoll, ſondern nach dem, was er iſt und nicht ſein ſoll; ferner, daß die Form der Regierung keine Garantie für die wirkliche Güte derſelben ſein kann, und alſo die Form der Regierung keinen andern Werth haben kann, als daß ſie ein ſchönes Symbol der Achtung für Menſchenrechte iſt. Ich leitete daher, was ich noch bei keinem politiſchen Schriftſteller fand, die Form der Regierung aus der Form eines moraliſchen Entſchluſſes ab. Meine Abhandlung gefiel Wieland und wohl auch noch einigen Leſern, aber kein Recenſent bemerkte das Eigenthümliche derſelben. Vielleicht war auch das Reſultat, daß die Alleinherrſchaft ſo ſtatt finden könne, daß ſie alle Forderungen, die der moraliſche Menſch an eine Regierung machen kann, befriedige, nicht in dem Geiſte des Jahrzehents, bei einem Theile der gelehrten Welt, und die freie Unterſuchung darüber nicht nach dem Geſchmack des andern. Der Antheil, den ich von früher Jugend an den Welthändeln nahm, wenn ſie die Rechte der Menſchheit betrafen, machte die franzöſiſche Revolution zu einem wichtigen Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit, aber ſo groß meine Freude über das Unternehmen war, kosmopolitiſche Ideen zu realiſiren, ſo wenig konnte mir die Ausführung gefallen; ich zitterte für Deutſchland und fürchtete mich vor der Verlegenheit, eine Partei ergreifen zu müſſen, wo ich beide haßte, die eine, nach damaligem Sprachgebrauch die ariſtokratiſche, wegen dem, was ſie wollte, und die andere, die demokratiſche, wegen dem, was ſie that. Meine bürgerliche Lage gefiel mir auch nicht, und ſo hegte ich den Wunſch, Europa verlaſſen zu können. In dieſer Stimmung wurde mir von Würzburg aus ein Menſch empfohlen, der ſich für einen amerikaniſchen Oberſten ausgab, ſich William Pearce nannte und mit allen nöthigen Zeugniſſen dieſes Karakters verſehen war. Wie dieſer Menſch zu dieſen Urkunden kam, womit er ſich auch in München und an der öſterreichiſchen Gränze legitimirte, kann ich mir noch nicht befriedigend erklären. Kurz dieſer Menſch gewann durch ſeine Urkunden mein Zutrauen, ich glaubte ihm, daß er mir eine Regimentschirurgenſtelle in amerikaniſchen Dienſten verſchaffen könnte, und war entſchloſſen, mit ihm nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Mein Schwiegervater gab ihm auf ausgeſtellte Anweiſungen Geld, ich reiſ'te mit ihm nach München und Salzburg, von wo er nach Linz und ich zu meinem Freund Herbert, um Abſchied zu nehmen, nach Klagenfurt reiſ'te. In Salzburg wollte er mich wieder erwarten. Bei meiner Ankunft in Salzburg fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief, in dem er mir ſagte, daß er gleich nach München abgereist ſei, und in München fand ich anſtatt ſeiner die Gewißheit, daß er ein Betrüger war. Hier fand ich nun das erſtemal in meinem Leben den Schmerz, ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht und dem Spott preisgegeben zu ſehen. Wo ich mich hinwenden, was ich beginnen ſollte, das war mir im Anfang unmöglich zu entſcheiden; endlich faßte ich den Entſchluß, zu meinem Freund Herbert, der eine Reiſe nach Italien machte, zu ſtoßen und ihn in Verona zu erwarten. Dieſer Entſchluß rettete mein Leben, und ich lernte in den Armen meines Freundes mich über den Betrug tröſten, der mich nur ärmer gemacht und dem Hohn meiner Feinde einige Zeit preisgegeben, aber an meinem Karakter nichts ändern, meinen wahren Werth nicht vermindern konnte. Ich finde nun wahr, was mir der Geiſtlicherath Oberthür in Würzburg ſagte: „Ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie für das Geld, was Ihnen dieſe Geſchichte koſtet, genug Unterricht erhalten haben, und daß Sie ſie einſt nicht mehr unter ihre Unglücksfälle zählen werden."

Bei meiner Rückkehr nach Nürnberg beſchäftigte ich mich wieder mit meinen litterariſchen Planen, und beſonders mit meiner Theorie der Geſetzgebung, von der ich einzelne Abſchnitte ausarbeitete. Die Beſtimmung des formalen Princips iſt in den Horen abgedruckt, unter dem Titel: „Ueber die Idee der Gerechtigkeit als Princip der Geſetzgebung." Die Erörterung der Geſetzgebung in der Idee entgegengeſetzten Princips, oder die bloß materielle Beſtimmung des Willens, iſt in Niethammers Journal unter dem Titel: „Apologie des Teufels" abgedruckt. Ich wählte dieſe Einkleidung, um zu ſehen, wie geſchickt die Herren Recenſenten wären, Einkleidung und Stoff zu unterſcheiden, und fand, daß ſie das nicht konnten. In eben dieſem Journal finden ſich die Erörterung über das materielle Princip der Geſetzgebung und über die Unſchuld. Der Abhandlung über die Unſchuld, oder den durch die Natur der Geſetzgebung unterworfenen, ſollte ſogleich eine zweite folgen, über das Verderben oder den durch die Natur gegen die Geſetzgebung empörten Willen.

Zu gleicher Zeit arbeitete ich auch einen Abſchnitt von meinem Arkeſilas aus und ließ ihn in den deutſchen Merkur einrücken. Es war der über die Heilkunſt. Hatte ich durch meine Apologie des Teufels die philoſophiſchen Recenſenten in Verſuchung geführt, ſo zeigten ſich die mediciniſchen hier in voller Blöße, und die Angſt, daß ſich die Leute nun weniger Recepte, als ſonſt, von ihnen verſchreiben laſſen dürften, raubte ihnen alle liberale Anſicht, mit der dieſer Aufſatz beurtheilt werden mußte. Von den angeführten Recenſenten nehme ich aber die, von welchen die Reviſion der philoſophiſchen, theologiſchen und mediciniſchen Litteratur in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Litteraturzeitung herſtammt, aus.

Nachſchrift.

So weit nur hat der Verfaſſer ſeine Lebensgeſchichte fortgeführt. Sie war durch eine im Jahr [illegible] von einem Zeichner unternommene Sammlung der Bildniſſe berliniſcher Gelehrten, zu welchen dieſe ſelbſt ihre biographiſchen Umriſſe liefern ſollten, veranlaßt worden; Johann von Müller hatte den Anfang gemacht, einige Andre waren gefolgt, und auch Erhard wollte ſeinen Beitrag nicht verſagen, als aber das Unternehmen nach geringem Fortgange ſtockte, ließ er auch ſeinerſeits die

Arbeit alſobald ruhen, und ſo blieb ſie, wiewohl noch oft mit Vorliebe bedacht und ſelbſt für ausführliche Umarbeitung zu einem ſelbſtſtändigen Werk in's Auge gefaßt, unvollendet liegen. Aber auch als Bruchſtück, wie ſie hier gegeben worden, beſteht ſie in feſtem, vielfache Vergleichung aushaltendem Werthe, und darf ohne Frage den ſchätzenswertheſten Mittheilungen ſolcher Art beigezählt werden. Sie findet in der nachfolgenden Auswahl von Briefen theils ihre umſtändlichere Erläuterung, theils ihre weitere Ergänzung. Wir werden von unſerer Seite in beiderlei Hinſicht am gehörigen Orte manche Bemerkung einzuſchalten haben, dürften aber zweckmäßig hier ſogleich die hauptſächlichſten äußeren Züge des ferneren Lebensganges in raſche Ueberſicht zuſammenfaſſen.

Erhard hatte anderthalb Jahre zu Würzburg ſtudirt, und die Unterſtützung, die ſein Vater ihm zukommen ließ, war bei ſeiner Lebensweiſe, die jeden unnützen Aufwand mied, für ihn zureichend geweſen. Allein das Gewerbe des Vaters erfuhr mißliche Störung, und die Hülfsmittel für Erhard dörrten von dieſer Seite aus; ihm blieben jetzt wegen ſeiner ferneren Studien nur betrübte Ausſichten. Sehr gelegen kam unter dieſen Umſtänden das Anerbieten des wohlhabenden Kaufmanns und nürnbergiſchen Bürgers Gelling, dem ausgezeichneten jungen Manne, der ſo große Erwartungen erregte und zum Theil ſchon erfüllte, zur Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und zur Ausführung einer größeren Reiſe, die ihm als ein ſchönſtes Ziel der Befriedigung vor der Seele ſchwebte, die nöthigen Geldſummen darzuleihen; eine Tochter Gellings, mit welcher ſchon freundliche Bekanntſchaft beſtand, war hierbei näherer Antrieb, ihre Neigung gewann Erwiederung, und Erhard trug kein Bedenken, ſeine geiſtigen Hoffnungen wie ſeine häuslichen Geſchicke durch denſelben Entſchluß feſtzuſetzen. Er ſtudirte noch ein halbes Jahr in Jena und trat dann ſeine große Reiſe an, nach deren Beendigung er im Juli 1792 zu Altorf die Doctorwürde annahm, und unmittelbar darauf zu Nürnberg ſich mit ſeiner bisherigen Braut verheirathete.

In Nürnberg hatte er mannigfachen Verdruß. Die dortigen Aerzte verweigerten ihm die Aufnahme in ihr Kollegium unter dem Vorwande, daß er nicht herkömmlich drei Jahre auf Univerſitäten gelebt. Die ärztliche Praxis, in welcher ihm als einem autodidakten Neuerer der zunftmäßige Widerſpruch nicht erſpart blieb, machte ihm keine Freude. Nur allein von Schriftſtellerei zu leben, mußte ſich bald als ſchwierig ausweiſen. Mancherlei Plane kamen unter dieſen Umſtänden in Anregung; ein akademiſches Lehramt wäre ſeinem Wunſche wie ſeinen Fähigkeiten gemäß geweſen, aber weder in Jena, noch in Erlangen, noch in Straßburg zeigten ſich befriedigende Ausſichten; eine Niederlaſſung in Polen, wo ſchon ein Bruder ſeiner Frau anſäſſig war, blieb gleichfalls unausgeführter Vorſchlag. Die zuletzt getroffene Wahl einer vermeintlichen Anſtellung in nordamerikaniſchen Dienſten hatte den unglücklichſten Erfolg. In dieſer Kataſtrophe nahm Erhard, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Herbert, mit dem er nochmals eine Reiſe nach Oberitalien machte. Wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, fand er daſelbſt ſeine Verhältniſſe um nichts gebeſſert; er blieb in ärztlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeiten bemüht, ohne dabei bürgerlich zu gedeihen.

Ein Freund wurde die Veranlaſſung, ihm endlich einen andern Wirkungskreis zu eröffnen. Der als ſachſenkoburgiſcher Miniſter verſtorbene, damals aber in Baireuth bei der preußiſchen Staatsverwaltung thätige Geheimerath Kretſchmann, mit welchem er ſchon früh in litterariſcher Verbindung geſtanden, machte ihn im Jahre 1796 mit dem preußiſchen Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg, damaligen Provinzialminiſter der fränkiſchen Fürſtenthümer, perſönlich bekannt. Dieſer geiſtesrege Staatsmann freute ſich des freimüthigen Selbſtdenkers, ließ ſich gern mit ihm in freiſinnige Unterſuchungen ein, und forderte ihn auf, von ſeiner Theorie der Geſetzgebung zunächſt den Theil zu bearbeiten, der die mediciniſche Geſetzgebung betrifft; wegen ſeines geäußerten Wunſches, in preußiſche Dienſte zu treten, verſprach er ihm bei der bevorſtehenden Organiſation des Medicinalweſens in den Fürſtenthümern die beſte

Berückſichtigung. Wirklich wurde Erhard im Jahre 1797 durch ein Miniſterialſchreiben aus Berlin förmlich nach Ansbach berufen, allein nicht zu Medicinalgeſchäften, ſondern um verſchiedene ſtaatsrechtliche Arbeiten, insbeſondere die Widerlegung der ſeit einiger Zeit erſchienenen öffentlichen Angriffe in Betreff der Ausübung der brandenburgiſchen Landeshoheit in den fränkiſchen Fürſtenthümern, zu übernehmen, wofür ihm eine Beſoldung von jährlich 1[illegible] Gulden, eine den Verhältniſſen damaliger Zeit nach beträchtliche Summe, ausgeſetzt wurde. Doch dieſe Beſchäftigung konnte ihrer Art nach nur eine vorübergehende ſein, und da ſich in Franken nicht ſogleich eine ſeiner würdige Stelle fand, ſo faßte er mit Hardenberg's Rath und Empfehlung den Entſchluß, geradezu nach Berlin zu gehn, dort als Arzt aufzutreten und künftige weitere Anſtellung abzuwarten.

Erhard kam gegen Ausgang des Jahres 17[illegible] nach Berlin und machte daſelbſt den vorgeſchriebenen anatomiſchen und kliniſchen Curſus. Wegen des erſtern [illegible] gab es ſogleich ein Aergerniß; denn die Behörde, dem in eigengeſtalteten Anſichten eben ſo ſtrengen als eifrigen Autodidakten vorweg nicht ſonderlich hold geſtimmt, erlegte ihm auf, den einen ſeiner Vorträge, weil er, ihrem Urtheile nach, „vieles Wichtige und Nöthige von ſeinem Thema gar nicht vorgetragen, manches Unnöthige geſagt, und ſich dagegen mit dem Vortrage mancher dahin eigentlich nicht gehörenden

Dinge eingelaſſen," nochmals zu halten, welches er denn endlich auch zur Zufriedenheit vollbrachte. In der öffentlichen Prüfung hingegen beſtand er als vorzüglich gut, und wurde demnach im Frühjahr [illegible] zur ärztlichen Praxis zugelaſſen. Durch die Brown'ſche Methode, die er in Berlin zuerſt laut verkündigte und folgerecht anwandte, machte er Aufſehen, fand mancherlei Anhang, aber auch Gegner; doch da ihm der Ruf großen Scharfſinns und ausgebreiteten Wiſſens, der ihm vorangegangen, ſtets zur Seite blieb, ſo konnten ihn die letztern an ſeinem Emporkommen auf die Dauer nicht hindern. Im Anfange hatte er jedoch öfters mit Verlegenheiten zu kämpfen, wobei ſein Freund Herbert ihm nach Kräften beiſtand. Gleich im Spätwinter [illegible] machte Erhard auch den Verſuch, im Lehramte aufzutreten. Er unternahm, nach erlangter höchſter Erlaubniß, Vorleſungen für Mediciner über die wichtigſten Lehren der praktiſchen Heilkunde, und zugleich für das größere gebildete Publikum beiderlei Geſchlechts [illegible] Vorträge über phyſiſche Erziehung, Lebensordnung und Krankenpflege, jedoch ohne den gewünſchten Erfolg, weil die Mediciner damals in Berlin zu gering an Zahl und die wenigen zu zunftmäßig waren, das größere Publikum aber dergleichen allgemeinen Vorträgen noch nicht ſo entſchieden, wie ſpäter nach vervielfachten Beiſpielen, öffentlichen Beifall widmete. Die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſetzte Erhard in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Berlin, erſchien Aufſätze in ſeines Freundes Röſchlaub Magazin für die Heilkunde, und in Hufeland's Journal für die praktiſche Heilkunde, ſeine Theorie der Gefühle, die ſich auf das körperliche Wohlſein beziehen, und ſeine Schrift über höhere Lehranſtalten, in welcher letztern er Gedanken ausſpricht, die im gelehrten Kreiſe damals wenig Beachtung fanden, ſeitdem aber in der bürgerlichen Welt zu tiefeingreifender und weitausgebreiteter Wirkſamkeit gekommen ſind. Seine Praxis breitete ſich allmählig aus, mehrere glückliche Kuren, oft in außerordentlichen Fällen, wo andre Aerzte ſchon keine Hülfe mehr hoffen ließen, begründeten ſeinen unbeſtrittenen Ruf. Ungeachtet ſeiner Eingenommenheit für die Lehre Brown's ließ er doch am Krankenbette ganz der Erfahrung ihr Recht, und befolgte deren Vorſchriften auch dann, wenn ſie mit jenen Lehren noch nicht in Zuſammenhang zu ſtellen waren. Sein durchdringender Scharfblick, der unter dem Gewirre der Erſcheinungen leicht und ſicher die weſentlichen erkannte, ſein ungemeines Gedächtniß, welches alles Geſehene oder Geleſene für immer feſthielt und in jedem Augenblick das Bedürfniß darbot, leiſteten dem Arzt die größten Dienſte. Seine Art hatte etwas Gebietendes, Trocknes, Stilles; ſeine Fragen waren wenige, aber faſt immer trafen ſie den entſcheidenden Punkt, oft bis zur plötzlichen Ueberraſchung des Kranken, der das Eigenthümlichſte [illegible]

[illegible]

Die Zeit der [illegible] Im Jahre [illegible] wurde er zum [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] in das [illegible], als [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] bringt sie auch allen [illegible] um, als [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als ob [illegible] eine neue Religion, die sich [illegible]. Diese [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] in Hamburg und Mecklenburg, wie [illegible] sie als [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von Königsberg. Aber ganz Deutschland hat auch Hamburg und Kopenhagen und [illegible] auch Wien und Berlin [illegible], [illegible], wie sie [illegible], [illegible], das [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gemacht. Die [illegible], [illegible] Männer und Jünglinge, ja auch Frauen, [illegible] mit [illegible] [illegible], [illegible] auch das [illegible], aber auch der [illegible] [illegible] [illegible] sie [illegible] in [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible]. Sie [illegible] sie [illegible], es [illegible] gut, aber mit ihrem [illegible] wollen sie nicht [illegible], und [illegible] es [illegible] zu allen [illegible] [illegible]. In der Mitte des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in der Wissenschaft [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], ihre eigene [illegible] [illegible] und [illegible] sie [illegible] zu [illegible]. Sie haben [illegible], und in ihrem [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible], aber die [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]

[illegible]

22.

Der Trieb zur Aſſociation, welcher bei den Franzoſen vorzugsweiſe Coterien angenehmer Geſelligkeit, bei den Engländern Vereine für Zwecke des bürgerlichen Rechts hervorrief, hat ſich bei den Deutſchen von jeher mit unwiderſtehlicher Gewalt auf innerliche Anliegen, auf Gegenſtände ſittlicher und geiſtiger Bildung gewandt. Beſonders in dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, wo die ſtädtiſchen Verhältniſſe nur ein enges Feld boten, Bürgerſchaften und andere Genoſſenſchaften ſich allmählig auflöſten, war das Bedürfniß geiſtigen Zuſammenſchluſſes und gemeinſamer Förderung zum Beſſeren ſehr groß im Volke, und jener Trieb zeigte ſich in wachſender Thätigkeit. Die Freimaurer, die Illuminaten, die [illegible] nahmen [illegible] moraliſche Beſtrebungen in Pflege. Aber auch in kleineren Kreiſen und geſchloſſeneren Cirkeln nahmen Vereine und Bünde überhand, um einen geiſtigen Mittelpunkt jeder Art ſchaarten ſich beide Männer und Frauen zuſammen, man wollte ſich gegenſeitig beurtheilen, ermuntern, ſtärken, aufklären, und auch [illegible] und [illegible] reichlich ſpenden; Zuſammenkünfte und Briefwechſel wurden angeordnet, Geheimſprache und [illegible] üblich, und ſo bildeten ſich viele Verbindungen, unter welchen manche durch Geiſt und Wirkſamkeit größere Bedeutung gewonnen, eine Stellung in höheren Kreiſen, wenn auch eine [illegible] [illegible], doch nicht ohne [illegible] wirkten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat sich in's [illegible] verloren, aber zu betrüglichen [illegible] gewagt, hat auch [illegible] dabei [illegible] und betrügliche Künste eingemischt worden, so waren doch die Anfänge gewiß in den meisten Fällen edel und uneigennützig. Auch in [illegible] Kopfe regten sich dergleichen Vorstellungen, und zwar die edelsten und erhabensten; er stellte sich das allgemeine Ziel, die Menschheit durch Tugend und Wahrheit zu veredeln. Darauf das [illegible] allein in's Auge faßend, wollte er einen Freimaurerorden stiften, der nicht [illegible] zum Zwecke hatte, als dem [illegible] Menschengeschlechte seine verlorenen, Jahrhunderte lang verkannten Rechte durch geistige [illegible] und sittliche [illegible] wiederzugeben. Einem [illegible] Geiste, einem [illegible] Gemüth wie [illegible], mußte das Gelingen eines solchen Planes sehr nahe liegen; Jünglinge und Mädchen huldigten seinen [illegible] [illegible] und fügten sich seiner geistigen Ueberlegenheit, indem sie sich seinem [illegible] [illegible] anschloßen. Die [illegible], welche sich von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] verleiten, sind zu [illegible], als daß sie nicht [illegible] [illegible] sollten, zum [illegible] Rückblick — auf [illegible] in der [illegible] Menschheit immer die wahre [illegible] über die Welt wie über sich selbst zu [illegible] hat — auf die Ver[illegible], welche jeden [illegible] des allgemeinen

Lebensbegriff und für den einzelnen in Abſichten und Richtungen befriedigt.

IV.

Den [illegible] an Wilhelminen wollen wir einen Blick zuwenden, um das Verhältniß im Ganzen zu betrachten, ſoweit nicht das Einzelne, wie es nach und nach hervorgetreten, uns in einiger Anſicht befangen hielt. Die ganze Verbindung iſt nur von Einer Seite begründet, da von den [illegible] Wilhelminens ſich nichts verlautet, jedoch vereinigt ſich auch ſchon auf jener Einen Seite alles, um uns von der Geliebten ein überaus anmuthvolles Bild zu geben: ein günſtiges Aeußere, beſonders die ſchöne Geſtalt mit ſchönen Augen, dann eine anmuthige Lebhaftigkeit des Benehmens, welches auch als begleitende Erſcheinung der [illegible] Empfindungen, der zarten Gedanken und edelmüthigen Plane hervorgeht. Solchem Reize von Eindrücken war nicht zu widerſtehen, der philoſophirende Jüngling, der in politiſcher Betrachtung noch lange zu überlegen und zu wählen meinte, fand ſich ſchon fortgeriſſen, und erfuhr das ganze Uebergewicht eines lieblichen, weiblichen Wohlthuns, zu welchem die [illegible] Wünſche und Plane, die ſich [illegible], [illegible] [illegible] mußten. In der That wird Geiſt und Gemüth des Jünglings ganz entflammt, er bittet der Geliebten jeden Zweifel, jede Beſchämung ab, er liebt in ihr das Vollkommenſte, er erwartet von ihr jede geiſtige Erhebung und ſittliche Förderung, er ſchwelgt in Bewunderung und leidenſchaftlicher Zuneigung. Sein Geiſt macht inzwiſchen große Fortſchritte, ſeine Denkart entwickelt ſich zu hoher Vollkommenheit, er iſt zwar für die Welt noch nicht, aber für ſich zum Manne geworden, und auch dieſe ſchwärmeriſche ſämmtlich haben die innigſte Verbindung mit ſeiner Liebe, die an Allem gebend und empfangend Theil hat. Und trotzdem, bei allem Feuer, bei aller Begeiſterung, bei aller Zärtlichkeit, welche hier ausgedrückt wird, fehlt im Grunde, wir müſſen es ſagen, die eigentliche Liebe ganz! In Wahrheit, ſind es, wenn auch oft die Worte, nicht der Ton und Haltung. Das Leidenſchaftliche, die Spannung, das Verlangen, die Sinnlichkeit, dies alles entbehrt, wie wir wenigſtens hier es ſehen, des einen Vorzugs, der einzig den Charakter wahrer Liebe ausmacht, — der Nothwendigkeit einer beſtimmten Perſönlichkeit? Das unbedingt Individuelle des Mädchens, als tiefſter Grund der ausſchließenden Zuneigung, erſcheint hier nicht als Beſtimmendes; Eigenſchaften ſind es vielmehr, die mit Bewußtſein geſucht, geſchätzt ſind, vielleicht vorausgeſetzt. Könnte dem Jünglinge Einer die Täuſchung benommen, dem Menſchen die Verehrung entzogen werden, ſo ließe ſolche ſich auf Eigenſchaften gegründete allgemeine Vorliebe mit all dieſem Inhalte ſich auf die entſprechenden Perſonen leichtlich übertragen, ohne daß etwas dabei vermißt würde, ſobald nur die Einbildungskraft ſich nicht geradezu abgewieſen findet. Wir können in ſolchem Falle nur das arme Mädchen bedauern, welches, anſtatt wirklicher Gegenſtand perſönlicher Liebe zu ſein, nur gleichſam einer metaphyſiſchen Erhöhung zum Gegenbilde, zum Nicht-Ich, dienen muß; es kann dabei in keiner Art ein wahres Glück herauskommen, wenn auch ein völliges Unglück wohl vermieden bleibt. Eduard ſelbſt begründet in ſeinen Briefen einen Unterſchied von Lieben und Verliebtſein; was er unter dem einen und dem andern zu verſtehen ſcheint, würde erſt verbunden das Gefühl bilden, das er auf die eine Seite allein ſchieben will; die Trennung führt aber auf beiden Seiten zum Ungenügenden. Er muß dieſes wohl gewahr werden; da er die Geliebte nicht liebt, wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſoll, oder wenigſtens werden ſoll mit ihm und durch ihn, ſo ſchwindet alle ſichre Gegenwart in ungewiſſe Zukunft. Die Verſuche, Prüfungen, Bildungsarbeiten, welche eine Zeitlang der Empfindung förderlich geweſen, überdrängen dieſe, wie ſehr auch guter Wille und freundliches Eingehn die Schärfe mildern. Noch andre Stoffe werden herbeigezogen, der Spielraum wird erweitert, die Freunde ſollen mitwirken und mitleben in dem Liebesbunde, aber jemehr hinzukommt, deſto bedenklicher wird der Zuſtand, es entſtehen Einmiſchungen, Zwiſte, Beeinträchtigungen, Rathſchläge, der entscheidende Nachtheil andauernder persönlicher Abwesenheit macht alle diese Uebel unheilbar, und am Ende muß die völlige Unvereinbarkeit des beiderseitigen Wesens und Treibens in ausgesprochenem Bruch sich offen darlegen. Solchem Gange dieser Liebesgeschichte hatte meine Betrachtung bisher zu folgen, und wenn der unerfreuliche Schluß von dem einen Theile dem andern als Folge der entdeckten Unwürdigkeit angerechnet werden will, von dem andern aber jenem vielleicht als Erkaltung und grundlose Härte vorgeworfen sein mag, so wollen wir, für beide Theile billiger, den so gewordenen Ausgang als einen schon im Anbeginn begründeten und somit unvermeidlichen bezeichnen.

V.

Urquijo gehört zu den abenteuerlichen Naturen, in welchen der ganze Mensch an ein Talent, — sei es nun ein größeres oder kleineres —, auf- und hingegeben ist; anfangs gedeiht das Talent üppig von solcher allzu reichlichen Nahrung, nachher aber sinkt und welkt es um so schneller dahin, denn die thörichte Gefälligkeit, die ihm allen Willen läßt, wird ihm als schädliche Ungebühr zuletzt verderblich. Solche Naturen können durchaus reizend erscheinen, ihre bewegte Persönlichkeit beschäftigt und unterhält eine gefällige Aufmerksamkeit, bei welcher das Verdienst ihrer Bildung und ihres Charakters eiliger abgefertigt wird. Urquijo hat dieſen Reiz der im Talent ſchwelgenden Perſönlichkeit in höchſten Maßen ausgeübt, gebraucht, und dann auch verbraucht; geiſtig ſchöner und menſchlich liebenswürdiger als Zacharias Werner und Hoffmann, daß er mit dieſen ſeinen unläugbaren Vettern doch zuletzt gleiches Schickſal gehabt. Die günſtige Theilnahme für eine beſeelte und vielverſprechende Eigenart mußte nach und nach dem Eindruck einer leeren Verzerrung weichen; ein ſchmerzliches Bedauern konnte den Freunden noch verbleiben, das Widerwärtige mußte aber auch ſie abſtoßen. Für Baggeſen, der, berauſcht in Kantiſcher Philoſophie und franzöſiſcher Revolution, ſeine kühnſten Launen im Leben wie in Schriften mit Anmuth, um derentwillen ſie ſogar am Hofe verziehen wurden, geltend gemacht hatte, behielt Erhard immer eine große Vorliebe, ſeiner Erinnerung an die frühere Gegenwart miſchte ſich gern ein Lächeln bei; allein das mehr als dichteriſche Spiel, das jener mit ſich ſelbſt und Andern bis zum Uebermaße trieb, konnte einer fortgeſetzten Verbindung zwiſchen zwei ſo völlig verſchiedenen Naturen durchaus nicht Boden ſichern. Wir durften dieſen Denkwürdigkeiten das Hereinſchimmern der dargebotenen Strahlen dieſes Meteors nicht ganz verſagen.

VI.

Wir ſehen Erhard bisher in dem Kreiſe ſeiner jedesmaligen Umgebung perſönlich hervorragen, die Andenn ihm huldigen, ihn verehren, von ihm Lehre und Beiſpiel ſtets erwarten. Die Selbſtſtändigkeit ſeiner Geiſtesbildung und die Feſtigkeit ſeines auf jene gegründeten Karakters erzeugten dieſe ungeſuchte Wirkung, die ſich nicht nur in dem beſchränkten Kreiſe des Jugendumgangs in Nürnberg zeigt, ſondern auch auf dem freien Schauplatze der belebteſten Univerſitätsſtudien, und ſelbſt auf der Höhe der vornehmen großen Welt behauptet. Selbſt wo ſeine Anſicht mehr Verwunderung als Beifall, ſein Benehmen nicht volle Billigung erfährt, bleibt dieſe anerkennende Verehrung ungeſchwächt. Allein jedem, der eines perſönlichen Anſehens genießt oder bedarf, iſt als Bedingung geſetzt, daſſelbe fortwährend in der Welt durch Erfolge zu rechtfertigen; Unglück und Fehlſchlagen laſſen es ſchwer beſtehen. Doch giebt es Ausnahmen, und Erhard gehört zu dieſen. Die Kataſtrophe, aus welcher ſein Brief an Waſhington hervorgegangen, war zerſchmetternd für jeden Stolz, der ſich auf weltliches Wirken beziehen wollte; welches Vertrauen, welche Führerſchaft durfte der wohl anſprechen, der eben ſelbſt ſo gröblich und verderblich getäuſcht worden? Jener Stolz erſcheint auch wirklich in dem Schreiben an Waſhington völlig gebeugt, aber das ergriffene Hülfsmittel ſelbſt iſt ſchon wieder ganz des Mannes würdig, der zu kämpfen weiß, er nimmt alle Kraft ſeiner inneren Eigenthümlichkeit und das ſtärkſte Bewußtſeyn der äußeren Umſtände zuſammen, und wendet ſich damit ſo kühn als frank unmittelbar an die Behörde, deren Namen gegen ihn ſo betrüglich mißbraucht worden war. Konnte dieſer Schritt auch ſchwerlich zum Ziele führen, — wir wiſſen nicht, ob das Schreiben wirklich abgegangen und angelangt ſei, auch im letzteren Fall aber durfte ein ſo ferner Hülferuf in ſeinem Deutſch kaum hoffen beachtet zu werden —, ſo zeigte er doch den unverlorenen Kern des edelſten Selbſtgefühls, das die beſchämende Demüthigung zwar empfindet, aber nicht in ihr untergebt, ſondern ſie eingeſtehend abwirft, und nach wie vor zu Höherem ſtrebt. Wirklich beſteht das Anſehn Erhards unter ſeinen Freunden auch nach dieſer Kataſtrophe faſt ungeſchwächt fort; ihn zu tadeln, ihm ſogenannten guten Rath zu ertheilen drängt ſich niemand herbei, ihm wahrhaft zu helfen iſt die tüchtigſte Freundeshand bereit. Nur ſein Freund Grundherr, durch redlichen Eifer und ſittliche Ruhe mehr als durch Talente ausgezeichnet, nimmt in dem nachfolgenden Briefe aus dem Unglück Erhards nothgedrungen Anlaß, ihm mancherlei vorzuhalten, was mit jenem Irrſal näher zuſammenhängt, und ſo ihm den einzigen Gewinn, der bei ſolchem Sturze noch zu erraffen iſt, hervorzuheben und zu wahren. Auch von Schiller findet ſich ſpäter ein Brief, der die hochfliegenden Thatgedanken in ſtillere, gelaſſene Wirkſamkeit herabzuſtimmen ſucht. Doch beherrſcht die hohe Meinung, welche die Freunde von ihm haben, immer den guten Willen, den ſie ihm bezeigen. Perſönliche Lebensbedingungen und die allgemeine Lage der Welt übten hierin größere Macht, als der Rath und die Warnung der Freunde, und es ſchien in ſpäteren Jahren kaum denkbar, daß grade bei ihm, der vor allem das Nächſte, das Auferlegte, das dem ausgeſprochenen Beruf Gemäße that, das Entlegne oder Weitführende dagegen willig der Verſehung anheimgab, ſolcher Zuruf je hätte anwendbar dünken können.

VII.

Herberts erſtem Briefe, den dieſe Sammlung darbietet, ſenden wir einige Worte voraus, welche das Verhältniß Erhards zu ſeinem Freunde näher andeuten mögen. Die Art von Geheimniß, welches Erhard in ſeinem biographiſchen Aufſatze durch die Erklärung bemerklich macht, daß er ſeine innere Lebensgeſchichte mit der erworbenen Freundſchaft Herberts abzuſchließen habe, findet jetzt nicht mehr den früher beſtandenen Grund. Daſſelbe vollſtändig aufzuhellen, dünkte jedoch auch gegenwärtig weder in unſrem Berufe, noch ſelbſt in unſerem Vermögen ſeyn. Allein wir ſehen uns in Gemäßheit einer durch vieljähriges Vertrauenverhältniß für dieſen Gegenſtand geleiteten Beurtheilung wohl befugt, den Leſer hier wenigſtens um einige Schritte weiter zu führen, da wir ihn alsdann auf gehörigem Standpunkte ſeiner eignen Sehweiſe wieder überlaſſen. Das Geheimnißvolle, Verſchwiegene, in dem Verfolg der inneren Lebensgeſchichte Erhards, kann nur die unabweislichen Verwickelungen betreffen, zu welchen mit der inneren Geiſtes- und Gemüthswelt die widerſprechenden äußeren Lebensgeſtaltungen ſich verflechten. Seine Verheirathung, ſeine bürgerliche Stellung, ſeine Vermögensumſtände, mußten einer Menge von Beziehungen nach außen ihr nahes Ziel ſetzen, welche von innenher mit allen Bedingniſſen eines lebendigen Fortſchreitens noch behaftet waren. Statt eines fortgeſetzten Aufſchwungs, ſo weit die reinſten und edelſten Kräfte zu eignem wie zu aller Menſchen Gewinn nur irgend kommen könnten, trat eine allſeitige Reſignation ein, die überall hemmen mußte, aber doch nirgend vernichten konnte. Solche Konflikte, welche, nach Erhards Geiſtesart, ſogleich eine innere Verarbeitung in erhöhtem Selbſtbewußtſein und erweiterter Weltanſicht empfingen, fanden ihre vertrauteſte Stätte, ihre möglichſte Erledigung, füglich in einer Freundſchaft, welcher ohnehin ſchon jeder kühnſte Gedankenflug ſich leicht vereinte. In den Bildern und Gefühlen, die den eigentlichen, ſtets erneuten Kern des Lebens bilden, welchen die Meiſten freilich unenthüllt durch ihre dunkeln Tage tragen, mag Erhard das gleichgeſtimmte Weſen Herberts, welches genug Reize der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit darbot, als größten Lebenstroſt in ſich genährt und durchlebt haben, wenn auch ausdrückliche Bekenntniſſe darüber nicht vorhanden ſind, noch vielleicht je ſtatt fanden. Daß Herbert auch äußerlich ſeinem Freunde zum feſten Anhalt gedient, ihn, wie auch manchen Andern, nach Kräften durch Geldmittel unterſtützt, in welcher Hinſicht die großartigſte Unbefangenheit zwiſchen ihnen waltete, darf hiebei nur als Nebenſache anzumerken ſeyn. War Erhard aus freiem Geiſteswirken, wie es ihm vorgeſchwebt und zum Theil ſchon wirklich geworden, zur ſtrengen Ausübung einer beſonderen bürgerlichen Thätigkeit herabgedrängt, die er bei ihren reichen geiſtigen Beſtandtheilen doch nur hinnehmen, nicht mit ſeinem höchſten Berufe für eins halten konnte, ſo war die Wendung, welche die Geſchichte ſeines Herzens nahm, nicht günſtiger. In ſeinem idealen Streben vorübergehend geſtört, aber darum weder der höchſten Anſprüche deſſelben ledig, noch ſelbſt ihre erſcheinenden Geſtalten entbehrend, knüpfte er ein Band, welches ſeinen augenblicklichen Neigungen zwar genügen, aber jene nicht auslöſchen, noch zu ihnen zurückführen konnte. Hier war der Knoten von Erhards Schickſal unauflöslich geſchürzt, durch abweichende Art und Richtung ein weiter Raum des inneren Zwieſpalts eröffnet, und dem Betrachter dürfte bei dieſem Beiſpiele vielleicht wie bei manchem andern der nachdenkliche Ausſpruch einleuchten, daß für Männer, die irgend einem Höchſten unbedingt leben wollen, ein ſolches Band überhaupt nicht ſtatt finden dürfe, da ein durchaus entſprechendes im einzelnen Fall kaum gehofft werden könne. Wir geben dieſer Betrachtung für unſern Fall, wiewohl alle Perſonen, die er betrifft, ſchon verſtorben ſind, hier keine weitere Ausführung, und fügen nur noch hinzu, um ſie nicht ſchlimmer deuten zu laſſen, als ſie an ſich iſt, daß Erhard ſpäterhin noch ſeine Frau für die einzige erklärte, in die er im eigentlichen Sinn verliebt geweſen, und daß wir unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften die Briefe derſelben aus den erſten Jahren ihrer Verheirathung durch die Aufſchrift aus nicht viel ſpäterer Zeit bezeichnet fanden: Lettres of a dear wife. — Was Herberts eignes Schickſal betrifft, ſo wird auch darüber mancher Aufſchluß im Folgenden zu wünſchen bleiben; der Selbſtmord indeß, mit dem er endigte, liegt in den phyſiſchen und metaphyſiſchen Zuſtänden, deren dieſe Briefe erwähnen, ſchon frühzeitig angedeutet. Wir können dem edlen und kühnen Geiſte, der ſo, indem er auf den Höhen der Spekulation ſchwebt, ſich freventlich in ihren Abgrund ſtürzt, unſer Bedauern wie unſere Bewunderung nicht verſagen. —

VIII.

Die Briefe der hochgeſinnten und liebenswürdigen Frau, welche in der Sammlung durch den Namen Eliſe bezeichnet erſcheint, wird kein Gefühlvoller ohne den lebhafteſten Antheil durchleſen können. Dieſe tiefe Ergebenheit, dieſes unerſchütterliche Vertrauen, welche ſich ein ganzes Leben hindurch zu einem entfernten, jedem Wiederſehen entrückten und dadurch gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedenen Freunde gleichbewahren, der einſt als junger Mann der eben erweckten, geiſt- und lebendurſtigen Jungfrau als Lehrer der Weisheit und Tugend in allem Zauber dieſes Verhältniſſes erſchienen, und ihr fortdauernd als ein Vorbild ſittlichen Wandels und reinſten Wahrheitsdienſtes gegenwärtig iſt, — dieſes innige, in der Gattin, Mutter und Matrone gleich ungeſchwächt erglühende Herzensfeuer hat in der einfachnatürlichen Sprache der Briefe, welche hier vorliegen, einen Karakter von Kindlichem zugleich und Erhabenem, der die innerſte Seele zu tiefer Rührung fortreißt. Keine Liebesneigung im gewöhnlichen Sinn iſt hier vorhanden, wiewohl alles ihr Verwandte und was ſonſt ihrem Elemente ſich verſtärkend beimiſcht, aus reicher Quelle ſtrömt; das Perſönliche fehlt inmitten dieſer Gebilde, oder iſt kaum ſchwach angedeutet; an deſſen Statt erſcheint die anſpruchsloſe Entſagung, die in reinſter Verehrung zärtlichſte Freundſchaft, die aufrichtigſte Wendung zu einem Höheren, die herzlichſte Beachtung und Pflege des nächſten Dargebotenen. Wir glauben nicht nöthig zu haben, dem ſinnvollen Leſer hierüber noch mehreres zu ſagen. Dem Bilde Erhards aber würde ein ſchönſter und weſentlichſter Zug fehlen, wenn wir nicht dieſe Zeugniſſe eines Eindrucks mittheilten, der ſeine perſönliche Erſcheinung beſonders in ſeinen früheren Jahren unwiderſtehlich begleitete, und ihn bei Jünglingen und Mädchen, bei dem Weiſen von Königsberg wie bei Staatsmännern und gebildeten Frauen der vornehmen Welt, gleicherweiſe empfahl, hier aber in ſeiner ſchönſten und volleſten Wirkung als das Hochbild eines ganzen Lebens am dauerndſten ſich ausgeprägt hat.

IX.

In Goethe's weſt-öſtlichem Divan wird der Houri, welche vor Mahomet's Paradieſe Wache hält, um nach des Propheten Satzung vorzugsweiſe die Helden und Kämpfer einzulaſſen, von dem angehaltenen Dichter keck erwiedert:

Laſſ' mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Iſt demnach jeder Menſch überhaupt als Krieger anzunehmen, ſo bedarf es keiner beſonderer Herleitung, daß auch kein Gelehrter ohne Polemik recht zu denken ſei; die Friedensliebe mag Angriffskriege unterlaſſen, aber zum Vertheidigungskriege wird auch der Nichtwollende genöthigt, und da litterariſche Verhältniſſe vielfach mit den bürgerlichen ſich durchflechten, ſo werden öfters auch dieſe mit jenen zuſammen auf den Kampfplatz gerathen. Hier gilt es denn nicht mehr allein, welche Sache, ſondern auch, welche Waffen man führt, und mit Recht ſtehen die Männer in beſtem Anſehn, welche mit einer guten Sache und bei redlicher Liebe zum Frieden doch, ſo oft es gilt, die tüchtigſte Kriegsfertigkeit verbinden.

Erhard's erſtes Auftreten fällt in eine Zeit der heftigſten Kämpfe im litterariſchen Deutſchland. Der Durchbruch tieferen Geiſtes und freieren Sinnes fand in der Oberflächlichkeit eines an Einſichten beſchränkten und an Dünkel ſchrankenloſen Autorengeſchlechts den feindlichſten Widerſtand. Die Art, wie Goethe'n, Schiller'n, Jacobi'n und allen vorzüglichſten Köpfen, inſonderheit aber Kanten begegnet und mitgeſpielt wurde, war ohne Zorn wirklich nicht anzuſehen. Das Benehmen der Nicolai und Andrer dieſes Gleichen, welche mit alberner Anmaßung die höchſten Beſtrebungen in den niedrigen Kreis ihrer pöbelhaften Beurtheilung zogen, verdiente Züchtigung, und ſie wurde ihnen richtig zu Theil. Was Schiller und Goethe durch die Xenien, was Fichte durch die Lebensbeſchreibung Nicolai's, hierauf die beiden Schlegel, Tieck und Andre durch andres ähnlicher Art in Deutſchland gethan, kann in ganzem Werth nur dem Sinne einleuchten, welcher ſich alle Umſtände und Lagen jener Zeit zu vergegenwärtigen im Stande iſt. Unſre Litteratur hat ſolchen abwehrenden Arbeiten nicht weniger zu verdanken, als den gründenden, und zweimal im achtzehnten Jahrhundert, in der Mitte deſſelben gegen die Gottſchede, und zu Ende deſſelben gegen die bezeichnete Maſſe der Gemeinen, iſt ſie aus der drohenden Gefahr des traurigſten Verkommens gerettet worden;

denn jene Erſcheinungen, über die wir jetzt lachen, waren in der That von dringender Gefahr, indem auch die Beſſern und die Beſten, wie es bei allgemeinen Einflüſſen unvermeidlich iſt, ſich in den ſchlechten Richtungen mehr oder minder hintreiben ließen, und daher auch ihres Theils von den hereinbrechenden Reinigungswettern mitgetroffen werden mußten. So war z. B. der ſonſt hochverdiente Herder, ſeinen Beruf und ſeine Fähigkeit bedauernswerth verkennend, in der Philoſophie als Gegner Kant's mit unwürdigſten Waffen aufgetreten; ſein Name war jedoch einer der größten, und wenn derſelbe ſeinen vorigen Glanz ſeitdem nie völlig wiedergewonnen hat, ſo zeigt dies, wie ernſt und nachdrücklich der Streit gegen ihn geführt werden mußte.

Schon als Jüngling hatte Erhard mancherlei Anläſſe zu polemiſcher Uebung; ſpäterhin ſtand er mit wiſſenſchaftlichen Autoritäten in ausgeſprochenem Zwiſt; ſeine erſten litterariſchen Arbeiten erfuhren übermüthige und hämiſche Angriffe. In allen dieſen Fällen bewies er die entſchloſſenſte Tapferkeit, immer zur Entſcheidung vordringend, in der Sache ganz ohne Schonung, und alle Kraft der Einſicht und des Ausdrucks zur möglichſten Wirkung zuſammennehmend, und wiewohl ſo rüſtig, doch immer zum Frieden bereit, ſobald er das Nöthige geſagt glaubte. Mehrmals perſönlich verletzt, traf er auch wohl den Gegner perſönlich, und bei der Schärfe ſeiner Waffen öfters tödtlich; aber aus eigner Wahl verließ er nie die Sache, um die Perſon aufzuſuchen. Auch Nicolai hatte ihn perſönlich und ſogar bürgerlich verunglimpft, eine Antwort mußte erfolgen, und ſie erfolgte mit Bitterkeit. Dem öffentlichen Schreiben an Nicolai fügte er noch ein handſchriftliches bei, welches eine Milderung bedeuten wollte, aber ſelbſt bei ſolcher Abſicht nicht vermochte, ohne Ironie zu bleiben. Die ſpätere Druckſchrift an Jean Paul Richter und an Herder muß gleichfalls in der Tagesbeleuchtung jener Zeit beurtheilt werden; ſie iſt ihr nicht eben ungünſtig. Wie gemeſſen, nachgiebig und doch kräftig Erhard bürgerliche Beleidigungen zu behandeln wußte, ſehen wir aus ſeiner Antwort an einen Arzt in Berlin, der ihn übereilt und grundlos einer Ungebühr beſchuldigt hatte. Ueberhaupt ſtritt er, wo es Erkenntniß galt und eine Sache auszumitteln war, ſtrenger und hartnäckiger; in Fällen andrer Art glaubte er oft lieber ein Unrecht oder einen Nachtheil halb oder ganz hinnehmen zu können, als ſich in Kampf einzulaſſen, oder den begonnenen völlig durchzufechten. Seine ſpäteren Lebensjahre waren im Ganzen milde und nachſichtig im geſelligen wie im bürgerlichen Verkehr, ohne darum der Strenge ſeines Urtheils und der Beharrlichkeit ſeiner Anſicht das Geringſte zu vergeben; wer dieſe unmittelbar herauszufordern verſucht war, konnte leicht eine ſcharf treffende, in ihrer Wirkung ſchnöde abfertigende Zurechtweiſung von ihm erfahren, er müßte denn ſelbſt eine Aenderung ſeines Behauptens als richtig anerkannt haben, wie in der durch Friedrich Buchholz veranlaßten Erörterung geſchah, deren ſpäter noch gedacht werden wird. Und ſo dürfen wir in Betreff der polemiſchen Seite unſre Karakteriſtik Erhard's füglich in den Ausſpruch zuſammenfaſſen: er kämpfte viel, in Vergleich ſeiner wenigen Neigung, und in Betracht ſeiner erfolgſichern Kraft, wenig.

X.

Erhard war zu ſehr Philoſoph, um äußerer Ehre und ihren Gebräuchen, welchen er innerem Werthe gegenüber doch nur eine untergeordnete Stelle zugeſtehen wollte, jede zu verſagen. Den Unterſcheidungen und Zeichen, die er freilich nicht erfunden haben würde, wußte er, da die Welt ſie einmal hat, ihre Schätzung nach den Verhältniſſen der Welt richtig anzuweiſen; auch das ſelbſtſtändigſte Werthgefühl mag eine äußere Beglaubigung ſich gefallen laſſen, wenn gleich dieſe bei Thoren und Schwachen auch gar die Sache ſelber werden möchte, mit der ſie doch immer nur unter Zulaſſung möglichen Irrthums zuſammenhängt. Wie in allen Dingen, ſo ſuchte Erhard auch bei dieſem Gegenſtande vor allem den ächten Grund der Sache hervorzuwenden, und hielt ſich an dieſen. So empfing er die von dem Könige der Niederlande ihm durch den Ritterorden vom belgiſchen Löwen gewährte Auszeichnung nicht ohne Freude, und drückte ſeinen Dank in einem Schreiben an den König nach einer beſonderen Weiſe gebührend aus. Eben ſo eigenthümlich iſt das Schreiben abgefaßt, durch welches er bei ſeinem Landesherrn, dem Könige von Preußen, die Erlaubniß nachſucht, den fremden Orden annehmen und tragen zu dürfen. So wußte der in ſeiner Art wohlgegründete Mann bei dargebotener Gelegenheit bis an den Stufen des Thrones die eigenſte Denk- und Empfindungsweiſe nicht weniger ſchicklich als freimüthig darzulegen.

Friedrich Wilhelm Meyern.

Die Zeitungen meldeten im Mai 1829, am 13. deſſelben Monats ſei zu Frankfurt am Main der öſterreichiſche Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, Verfaſſer der Dya-Na-Sore, im achtundſechzigſten Jahre geſtorben. Seine Leiche ſei nach Mainz gebracht, und dort von ſeinen Waffenbrüdern zur Erde beſtattet worden.

Vergebens haben wir, ſeit dieſer einfachen Anzeige, nach einem größeren, das Andenken des trefflichen Mannes würdig belebenden Aufſatz in unſern zahlreichen Blättern uns umgeſehn. Jede fernere Kunde ſchweigt. Bereitet eine Freundeshand uns vielleicht ein ausführliches Bild des Lebens und Karakters des edlen Verſtorbenen, vielleicht mit Hülfe ſeiner nachgelaſſenen, überaus zahlreichen, aber freilich an vielen Orten zerſtreuten Papiere? Oder war in ſeinen letzten Jahren ihm niemand nah, der als Vertrauter ſeines Geiſtes und Sinnes die Fähigkeit und Pflicht zur Uebernahme eines ſolchen Ehrengedächtniſſes hätte vereinen können?

Wie dem auch ſei, wir glauben unſerſeits Dank zu verdienen, wenn wir zur Schilderung des Mannes einen Beitrag liefern, den der Zufall gerade in unſre Hände ſpielt.

Es iſt dies der Brief eines damaligen öſterreichiſchen Offiziers, der nach dem Wiener Frieden in Paris die Bekanntſchaft des durch ſeinen Geiſt und ſeine Sonderbarkeit berühmten Grafen von Schlabrendorf gemacht hatte, und an den einen wunderlichen Alten das Bild eines andern Originals zu überſchicken ſich gedrungen fühlte.

Wir laſſen hier, mit Uebergehung der erſten Seiten des Briefes, deſſen eigne Worte folgen.

„Steinfurt, den 8. Januar 1811."

„Zumeiſt dürften jetzt nicht die auf den Staat gerichteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Wirkung und Gelegenheit haben, ja von ihrem Beruf ganz ausgeſchloſſen bleiben. Gewiß ſind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die ſolche Kräfte hervorbrachten, ohne ſich ihrer Wirkungen zu erfreuen; aber noch mehr die Staatsmänner ſelbſt, die im Stillen hinwelkten, ohne den Stoff ihrer höchſten und ſchwerſten Kunſt gefunden zu haben, weil ſie ihn auf kleinlichen, untergeordneten Wegen verſchwendeten. Um ſo inniger hängt mein Herz an denen, die ich in dieſem Geſchick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Geiſte das Bild gelegt iſt der Beſcheidung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen ſoll. Mein Leben kann noch unbeſtändigen Wechſel erfahren; ich habe ihm ſeinen Willen hingegeben, ſo lange um mich her nichts Wichtiges iſt, was mein Freude und [illegible] waren, erkannte ich erst, so lange nach Erfahrung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] meines Lebens [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn ich mir dachte, ich könne im höheren Alter, nach überstandenen Kämpfen und im Schmerz über die Täuschungen, still und fest so dastehen, wie ich Sie, Hochverehrtester, gesehen habe! [illegible] [illegible] [illegible] ich lange [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ich wünschte dann so zu sein, wie ich Sie, und wie ich Männer [illegible] [illegible], die mir [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Kraft und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu zeigen vermochte! — Ich machte mir schon oft zum Vorwurf, Ihnen damals von diesem Manne nicht gesprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie gestellt habe, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die er [illegible], von der Ihrigen ganz verschieden ist, und nur in der politischen Tugend, die ich [illegible] [illegible] [illegible], will ich die Einheit [illegible] haben! Ich machte seine Bekanntschaft vorigen Winter in Prag, und es traf sich glücklicherweise, daß er einige Monat hindurch mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Kriegs in österreichische Dienste getreten, und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von seinen früheren Verhältnissen habe ich nur wenig, und durch ihn selbst, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat, und er sich selbst nie betrachtete, sondern nur die Dinge, die er gesehen, und die Gedanken, die er gefaßt, bei seinen Gesprächen vor Augen hatte. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in seiner Art [illegible]. Streng und [illegible] [illegible], er bedarf wenig [illegible], geringer [illegible], keine [illegible] Er hat große Reisen mit [illegible], [illegible] und andern wichtigen Personen gemacht, Deutschland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland besucht, Ungarn und Polen gesehen, Italien in allen seinen Theilen durchstrichen, sieben Monate auf Sicilien gelebt, und sich lange in [illegible], in [illegible] und auf der [illegible] aufgehalten. [illegible] ich kann nicht sagen, mit welcher inneren Freude ich ihm zugehört habe, wenn er [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible]?“

Wilhelm Nolte,

[illegible]

Gestorben zu Berlin, den [illegible]

Wir haben den Verlust eines [illegible] [illegible]

Johann Wilhelm Heinrich Nolte wurde am 13. November 1768 zu Berlin geboren. Er ſtammte aus einer achtbaren Bürgerfamilie, und ſein Vater, ein überaus redlicher und mit ungewöhnlicher Klarheit in die Verhältniſſe des Lebens blickender Mann, ſorgte eifrig dafür, durch guten Unterricht die frühzeitig ſchlummernden Anlagen des Knaben zu entwickeln. Dieſer beſuchte von der zarteſten Jugend an die Stadtſchule, ging mit einem reichen Vorrathe von Kenntniſſen und Fertigkeiten zu dem mit dieſer Schule in enger Verbindung ſtehenden Pädagogium, dem nachmaligen Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, über, und gewann hier insbeſondere das Studium der alten und neueren Sprachen lieb, worin er bald die entſchiedenſten Fortſchritte machte. Durch unzulängliche Mittel, eine Univerſität zu beziehen, und für die Erweiterung ſeiner Sachkenntniß eifrig, hätte er gern noch länger die Schule beſucht, als ein glücklicher Zufall ihn unerwartet zur Univerſität beförderte. Die Oberconſiſtorialräthe Teller, Büſching und Gedike prüften ihn gleichzeitig mit ſeinem Jugendgenoſſen [illegible] und einigen Anderen, und die Folge war, daß ihm das königliche Stipendium auf drei Jahre und gleich darauf noch ein zweites zu Theil wurde. Er ging daher Oſtern 1786 nach Halle, widmete ſich dem Studium der Theologie und hörte die wichtigſten theologiſchen Vorleſungen bei Nöſſelt, Knapp und Niemeyer, philoſophiſche und philologiſche bei Eberhard, Jakob und

Friedrich Auguſt Wolf, aber auch die Naturwiſſenſchaften und die Geſchichte zog er mit Eifer in den Kreis ſeiner Studien.

Im Jahre [illegible] nach Berlin zurückgekehrt und noch unentſchieden, ob er die theologiſche Laufbahn verfolgen oder ſich ganz dem Lehr- und Erziehungsfache widmen ſolle, nahm er, jedoch nur auf kurze Zeit, eine Hauslehrerſtelle in einem vornehmen Hauſe an, worauf er, dem Miniſter Grafen von Herzberg durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit und ſeine vielverſprechenden Fähigkeiten empfohlen, bei dieſem berühmten Staatsmanne Secretair wurde. Eine Anſtellung in dem auswärtigen Departement konnte ihm hier nicht entgehen, und es iſt kein Zweifel, daß in dieſer Sphäre ſeine Fähigkeiten volle Anerkennung gefunden haben würden; allein der Rücktritt ſeines Gönners aus den Geſchäften vereitelte dieſe Hoffnungen. Er ließ ſich dies nicht allzu leid ſein, und kehrte gern zu dem Unterrichtsfache zurück, wo ihm, wenn auch minder glänzende, doch um ſo gediegenere Erfolge beſtimmt waren. Er wurde im Jahre [illegible] Lehrer an dem Pädagogium auf der Realſchule, wo er ſowohl in den gewöhnlichen Schulgegenſtänden, als auch im Franzöſiſchen und Engliſchen den vortrefflichſten Unterricht ertheilte. Im Jahre [illegible] empfing er die Stelle eines Profeſſors am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, wie auch eines Lehrers der deutſchen Sprache, der Geographie und Geſchichte bei der Königlichen [illegible]—evangelischen Prinzipien. Seine Klarheit im Vortrage, sein unermüdlicher Eifer und seine freundliche Sanftmuth machten ihn seinen Zuhörern eben so nützlich als werth und angenehm, und hatten ihm als Lehrer von einer gebildeten Jugend den allgemeinsten Dank und allgemeine Zuneigung eingetragen.

Seine ausgezeichnete Wirksamkeit in Halle bis zum Jahre [illegible] in gleichsam fortgesetzter Thätigkeit blieb aber auch höheren Orten nicht unbemerkt und unbelohnt. Man schätzte seine Kenntnisse und Fähigkeiten, mehr aber noch die höheren sittlichen Eigenschaften, welche ihn dabei leiteten, den reinen Antrieb und Eifer, die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß, den sicheren und feinen Takt in Behandlung der Geschäfte und Menschen, den hellen Verstand und die feste Ausdauer, welche er im Kleinen wie in größeren Dingen bewies. Er wurde deshalb in die Oberbehörde des gesammten Unterrichtswesens berufen und in dem damaligen Königlichen Oberconsistorium und Oberschulcollegium zuerst als Assessor, dann im nämlichen Jahre schon als Oberconsistorialrath angestellt. Hier begann eine neue, ihm höchst erwünschte und unter seinen Händen überall fruchtbare Geschäftsthätigkeit, in welcher er sein übriges Leben hindurch getreu geblieben ist.

Die Unfälle des Jahres [illegible] erschütterten ihn tief, stärkten aber zugleich seinen Muth in seiner Anhänglichkeit an König und Vaterland zu fest vereinter Hoffwenig und zu jeder erlaubten Aushülfe ganz und Hingebung. Bei Gelegenheit der neuern Organisation der Staatsbehörden, und da in Folge derselben auch das bisherige Oberconsistorium aufgelöst wurde, erhielt er im Jahre [illegible] eine neue Stellung in der geistlichen und Schul-Commission der Königlichen Regierung zu Potsdam.

Im Jahre [illegible] trat er in das neu errichtete Consistorium der Provinz Brandenburg über, bei welchem er bleibend verblieb. Im Januar des folgenden Jahres geruhte der König, ihm unter ehrenvoller Anerkennung seiner vielfachen Verdienste den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen. Im Jahre [illegible] erhielt er die Auszeichnung, zum wirklichen Oberconsistorialrath ernannt zu werden.

Unmöglich wäre es, hier die Mannigfaltigkeit, den Umfang und die Schwierigkeit der Geschäfte und Arbeiten aufzuzählen, die ihm in dieser Stellung theils von Amts wegen oblagen, theils durch das Vertrauen seiner Mitbürger zugewendet wurden, theils durch freiwilliges Anbieten seines geübten Rathes und seiner thätigen Hülfe sich anschlossen. Einige der gemeinnützigen Anstalten, wie namentlich vor allen die Louisen-Stiftung, das Friedrichsstift und die Gewerbschulen, — welchen er Mitvorsteher und Director war, haben in öffentlichen Blättern bereits ausgesprochen, was sie ihm verdanken, wie sie ihn vermissen; und wer wie vielen Eltern und Kindern ähnliche Wohlthaten gestiftet.

wenn überall der Gedanke und das Gefühl ſogleich die beredten Worte fände!

Obgleich während ſeines ganzen Lebens vorzugsweiſe durch die amtlichen Pflichtarbeiten und in praktiſchen Verhältniſſen hier und dort beſchäftigt, wußte der treffliche Mann doch einige Muße auch zu literariſchen Arbeiten zu benutzen. Er hätte als Schriftſteller, wäre ihm vergönnt geweſen, eigene größere Kompoſitionen zu liefern, unſtreitig ſehr bedeutend werden können, und ſeine Schreibart gehört auch jetzt zu den muſterhafteſten im Deutſchen; allein er hatte auch hier zunächſt den praktiſchen Zweck der Verbreitung von Kenntniſſen und der Erleichterung des Unterrichts im Auge. Es entſtanden außer einer ſchon in vielen Auflagen erſchienenen Chreſtomathie zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche, einer mit Anmerkungen verſehenen ſehr ſchätzbaren Ausgabe des Vicar of Wakefield und einer ähnlichen des Macbeth, insbeſondere die trefflichen Handbücher der franzöſiſchen und engliſchen Literatur und Sprache, die er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Ideler bearbeitet und herausgegeben, und worin die gedrängten, aber alles Weſentliche und Charakteriſtiſche glücklich zuſammenfaſſenden Lebensbeſchreibungen der Autoren in ſolchem gegebenen Rahmen nicht ſelten wahre Meiſterſtücke geworden ſind.

Seine äußeren Lebensverhältniſſe waren ſehr einfach. Er hatte das Glück, ſeinen wackeren Vater, der in dem Sohne ſo ſchöne Hoffnungen erfüllt ſah, bis zu dem Lebensalter von zweiundachtzig Jahren bei ſich zu pflegen. Verheirathet war er nie. Mit einer einzigen Schweſter, die ihn eben ſo heiß liebte, als ſie ihn einſichtig zu würdigen verſtand, lebte er in edlem häuslichen Verhältniſſe glücklich vereint.

Einem weiten Kreiſe bewährter Freunde brachte er ſtets unveränderte Innigkeit und Treue zu; auch die Beziehungen der allgemeinern Geſelligkeit belebten und erhöhten ſich in ſeinem Umgange; die wohlwollende Heiterkeit ſeines Gemüthes, ſein angenehmer Sinn und reich ausgeſtatteter Verſtand äußerten ſich in den feinſten und gebildetſten Formen, und ſein ganzes Benehmen und Geſpräch ſtellten einen Mann dar, deſſen auch die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft ſich hätten rühmen dürfen. Seine Güte und Sanftmuth, welche doch dem Ernſt und der Feſtigkeit, deren das Recht oder die Wahrheit bedarf, niemals Eintrag thaten, blieben ſich auf höheren und niederen Stufen vollkommen gleich. Dieſe Eigenſchaften waren bei ihm durchaus Tugenden, keiner Schwäche entſprungen, noch ſolche erzeugend, mit dem erleuchtenden Talente auch das wohlthuende Wirken verbindend. Von ihm kann die kühne Verſicherung gelten, daß er während ſeiner ganzen Laufbahn niemals einen Mitmenſchen gekränkt, ihm aus Abſicht oder Leichtſinn geſchadet, ihn gehaßt, verkleinert oder getäuſcht habe; vielmehr erſchien er ſelbſt Gegnern wohlmeinend, behülflich und zu jedem Guten freudig.

In den Herzen derer, die ihn gekannt und geliebt, die mit ihm gearbeitet, die durch ihn gewonnen haben, wird er unvergeßlich fortleben, wie in dem Wirken ſelber, das von ihm ausgegangen, und deſſen Segen noch beſtehen wird, wenn auch der theure Name dabei nicht mehr im Einzelnen überall deutlich genannt zu werden vermag! —

Ludwig Robert.

Ludwig Robert wurde geboren zu Berlin im December des Jahres 1778. Die wohlhabende und geachtete Familie, der er angehörte, führte damals den Namen Levin, den ſie ſpäter mit dem Namen Robert-Tornow vertauſchte. Er genoß im elterlichen Hauſe, das durch geiſtige Bildung und geſellige Verhältniſſe vor vielen andern ausgezeichnet war, eine ſorgfältige Erziehung, und den Unterricht, welcher ſeinen vorzüglichen Anlagen zu entſprechen ſchien. Sodann beſuchte er das franzöſiſche Gymnaſium. Den Verſuch, ſich dem Kaufmannsſtande zu widmen, weßhalb er nach Breslau und Hamburg reiſ'te, gab er ſehr bald auf, und lebte fortan ganz den freien Studien und dichteriſchen Arbeiten, zu welchen er die entſchiedenſte Neigung trug. In dem Geſellſchaftskreiſe ſeiner Schweſter Rahel fand er hiezu jede Anregung und Förderniß durch den belebten Umgang der intereſſanteſten Männer und Frauen, welche damals in Berlin zu finden waren. Sein Sinn war aber in gleicher Weiſe dem philoſophiſchen Nachdenken wie dem äſthetiſchen Bilden zugewendet, und neben Göthe wurde ſchon früh Fichte ſein Leitſtern auf dem Wege des Lebens und der Wiſſenſchaft. Eine beſondre Selbſtſtändigkeit bewies er darin, daß er ſich von dem Einfluſſe der Schlegel, die er beide perſönlich wohl zu würdigen verſtand, nicht fortreißen oder beherrſchen ließ, ſondern eine Bahn verfolgte, welche dem Karakter der früheren deutſchen Litteratur mehr entſprach, und zu dem auch die ſpätere, in den ausgezeichnetſten Talenten der Nation, wieder zurückkehrte.

Die lyriſchen Erſtlinge ſeiner Dichtkunſt erſchienen in dem Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen für das Jahr 1804. Sie wurden weniger günſtig aufgenommen, als ſie verdienten; vielleicht, weil ſie auch in der Form weniger, als die der andern jungen Genoſſen, jener Schule huldigten. Sein Eifer wandte ſich aber bald vorzugsweiſe der Bühne zu. Ein Luſtſpiel, „die Ueberbildeten," dem er die **Précieuses ridicules** von Molière ſehr glücklich zum Grunde gelegt, wurde in Berlin mit Beifall aufgeführt, wiewohl die ſatiriſchen Scherze über die Schlegel'ſche Schule und die Parodirung ihrer Formen ihm auch viele Gegner weckten. Der Muſik wohl kundig, dichtete er eine Oper, „die Sylphen," die von dem Kapellmeiſter Himmel komponirt wurde, aber bei der Aufführung nur theilweiſe gefiel, weil Dichter und Muſiker alles

Maß auch des Guten und Beſten, was man dem Publikum an Einem Abend aufzunehmen zumuthen darf, überſchritten hatten. Das Gedicht aber iſt mit großer Sorgfalt entworfen und ausgearbeitet, und darf auch ohne Hülfe der Kompoſition, als dramatiſches Erzeugniß, mit vollem Rechte für ſich beſtehen.

Nachdem Robert einen Theil von Deutſchland geſehen, und auch in Wien einen längeren Aufenthalt gemacht, beſuchte er die Univerſität Halle, wo er jedoch den Vorleſungen wenig Geſchmack abgewann, ſondern meiſt eignen Studien und edlem Freundesumgange lebte. Er machte hierauf eine Reiſe nach Holland, und begab ſich dann nach Paris, wo er ein dichteriſch genußreiches und fleißiges Leben führte, bis ihn die Unglücksfälle Preußens im Jahre 1806 nach Berlin zurückriefen. Für die Bühne lieferte er hier zunächſt wieder eine Ueberſetzung, die des Trauerſpiels „Omaſis“ von Baour-Lormian, welche, in trefflichen Alexandrinern gearbeitet, dieſer Versart für den tragiſchen Gebrauch im Deutſchen neuen Eingang verſchaffen wollte. Eigne Hervorbringungen hielt er, wiewohl ſehr fruchtbar und ſonſt auch gern mittheilend, aus der Oeffentlichkeit immer lange zurück; auch konnte die Rückſicht auf das Publikum ihn ſelten bei ſeinen Arbeiten beſtimmen, die er im Gegentheil völlig frei, nach ganz perſönlichen Antrieben und Stimmungen, oft nur für einzelne Gelegenheiten, oder für einen kleinen Kreis von Hörern abſichtlich einrichtete, und grade an ſolchen Erzeugniſſen das meiſte Behagen fand. Doch übergab er der Bühne nun bald nach einander zwei eigne Werke, „Jephtha's Gelübde," ein Trauerſpiel in Jamben, das in Berlin, Weimar, Hamburg, Mannheim und andern Orten mit Beifall gegeben wurde, und dann „die Macht der Verhältniſſe," ein Trauerſpiel in Proſa, welches auf allen Bühnen Deutſchlands eine große Wirkung hervorbrachte, und heutiges Tages hervorbringt; daſſelbe iſt ohne Zweifel die gehaltreichſte, eigenthümlichſte und kraftvollſte ſeiner dramatiſchen Arbeiten.

In dieſer Zeit hatte er ſich auch durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in deſſen philoſophiſchen Anſichten befeſtigt, mit welchen er ſeine glücklichſten Ueberzeugungen verbinden konnte, und denen er zugleich den leichteſten Uebergang zu den Lehren des Chriſtenthums verdankte, welchen er ſeitdem mit ernſter Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines proteſtantiſchen Forſchers, anhing.

Die fruchtbare Thätigkeit ſeines philoſophiſchen und dichteriſchen Geiſtes wurde durch die Kriegsbewegungen des Jahres 1812 unterbrochen. Geſchäfte, welchen er ſich aus Rückſicht für Andre freiwillig unterzog, führten ihn auf einige Zeit nach Polen, von wo er krank zurückkehrte. Im Frühjahr 1813, als Preußen ſich gegen den Feind erhob, war auch Robert für die Sache des Vaterlandes begeiſtert, und verbreitete, noch unter des

Feindes Herrſchaft, und nicht ohne Gefahr, einen kräftigen Aufruf zum Kampfe. Er ſelbſt hatte früher ritterliche Uebungen ſehr geliebt, als Fechter und Turner große Geſchicklichkeit gezeigt; in jüngeren Jahren würde der Kriegsdienſt ihm eine willkommene Laufbahn geweſen ſein. Jetzt, nicht jung genug, um unter den freiwilligen Jägern zu dienen, getrennt von den Freunden, bei welchen er eine ihm gemäße Stellung hätte finden können, krank und mißmuthig im Gefühl perſönlichen Zurückſtehens, mußte er ſich der Verknüpfung ungünſtiger Umſtände fügen, und einen andern Ausweg wählen, ſeine Geſinnung und ſeinen Eifer zu bethätigen. Er benutzte das Anerbieten des ruſſiſchen Geſandten Grafen Goloffkin, der bei ſeiner Miſſion in Stuttgart ihm eine diplomatiſche Thätigkeit eröffnete, welche für die gemeinſame Sache auf dieſem Punkte ſo wichtig als erſprießlich ſein mußte.

Mit ehrenvollſter Anerkennung ſeiner geleiſteten Dienſte ſchied er noch während des Sommers 1814 aus dieſem angenehmen und zu vertraulicher Freundſchaft gewordenen Verhältniſſe, indem er zu der freien Muße gern zurückkehrte, die ſeiner Lebensgewöhnung mehr als andre Vortheile nöthig geworden war. Den großen Ereigniſſen hatte inzwiſchen auch ſeine Dichtung eigenthümliche Darſtellungen und Ergüſſe gewidmet, und ein Theil der begeiſterten Geſänge, welche ſpäter unter dem Titel „Kämpfe der Zeit“ im Druck herauskamen, waren in Stuttgart gedichtet, und von dem Verfaſſer dort in gewählten Kreiſen, und auch am Hofe, unter größtem Beifall vorgeleſen worden.

Nach einigem Aufenthalt in Frankfurt am Main, ſah er zuvörderſt Berlin wieder, lebte dann einige Zeit in Breslau, wo er in Verbindung mit ſeinem Freunde Schall eine heilſame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, wohin ſeine Neigung, ſein Nachdenken und ſeine Thätigkeit noch ſtets gerichtet waren. Doch lebten in ſeiner Erinnerung die angenehmen Eindrücke des Aufenthalts in Süddeutſchland fort, und als ſeine Schweſter ihren Wohnort auf längere Zeit in Karlsruhe hatte, folgte auch er den Einladungen, welche ihn dorthin und nach Stuttgart zurückriefen.

Hier lebte er darauf mehrere Jahre, im Genuſſe der glücklichſten Freiheit, angeſehen und beliebt in den erſten Kreiſen, die er doch faſt mied und ſtets vernachläſſigte, einzig ſeinen dichteriſchen Beſchäftigungen nachhängend, und in vertraulichem Freundſchaftsumgange nur ſeiner gemüthlichen Neigung folgend. Dabei nahm er an den Bewegungen der Zeit lebhaften Antheil, und ſprach ſeine Geſinnung, die ſtets den Fortſchritten der allgemeinen Entwicklung, dem Menſchenwohl, der Sache vernünftiger Freiheit und ächter Bildung gewidmet war, bald in ſtrengem Ernſte, bald in ſcharfem Witz und heitern Scherzen aus. Der Wechſel des Aufenthalts in den nahe liegenden Städten

Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden, Straßburg, erhöhte den Reiz eines Dichterlebens, dem nichts in der Welt zu fehlen ſchien, und das gleichwohl ſeinen beſten Gewinn noch erſt finden ſollte.

Im Jahre 1818 lernte er ſeine künftige Gattin kennen, Friederike Braun, ausgezeichnet durch bewundernswürdige Schönheit, ſo wie durch ſeltne Vorzüge des Herzens und einnehmende Geiſtesgaben. Robert hatte früher nie an ein Heirath gedacht; jetzt war ſein Entſchluß, als er ſeine Neigung erwiedert fand, unwiderruflich entſchieden. Doch erſt im Jahre 1822 konnte die gewünſchte Verbindung erfolgen, und gleich darauf wurde eine Reiſe nach Norddeutſchland angetreten.

Er begab ſich zuerſt nach Dresden, wo er ſeine Schweſter Rahel fand, welche den Aufenthalt in Karlsruhe ſeit ein paar Jahren wieder mit dem in Berlin vertauſcht hatte; auch zog der Umgang mit Ludwig Tieck ihn beſonders an. Hierauf lebte er einige Jahre in Berlin, und ſeine dichteriſche Thätigkeit wurde nun mehr und mehr auch eine litterariſche, wozu die ſchon früher angeknüpfte freundſchaftliche und geſchäftliche Verbindung mit Cotta reiche Gelegenheit gab. Er nahm beſtimmten und geregelten Antheil an mehreren Zeitſchriften; beſonders aber blieb die Schaubühne ſein Augenmerk, für welche er nicht nur durch eigne größere und kleinere Erzeugniſſe, die zum Theil, wie das Luſtſpiel „Blind und lahm,“ allgemeines Glück machten, zum Theil, wie das ſatiriſche Stück „Kaſſius und Phantaſus,“ dem gemiſchten Publikum nicht eingänglich genug werden konnten, ſondern auch durch Uebernahme von mancherlei Arbeiten, zu welchen Talent und Selbſtverläugnung vereint ſein mußten, durch willigen Beirath, durch belehrenden Unterricht und durch öffentliche Kritik, wirkſam blieb.

Dieſe Thätigkeit und Richtung erlitten durch eine abermalige Veränderung ſeines Aufenthalts, den er im Jahre 1824 auf einige Zeit wieder in Karlsruhe nahm, wenig Unterbrechung. Die Schaubühnen von Karlsruhe und Mannheim erfreuten ſich ſeiner wohlmeinenden uneigennützigen Theilnahme. Eine mit ſeiner Gattin nach Paris unternommene Reiſe blieb ebenfalls nicht ohne Frucht für die Angelegenheiten der Bühne und der Litteratur überhaupt.

Im Jahre 1827 kam Robert wieder noch Berlin, um ſich daſelbſt, wie es ſchien, gänzlich feſtzuſetzen. Ihm waren hier durchaus günſtige Lebensverhältniſſe beſchieden; er genoß des reinſten und vollſtändigſten häuslichen Glückes durch ſeine liebenswürdige und liebevolle Gattin; ſeine Schweſter war ihm eine ſorgſame, zärtliche Freundin; er fand Achtung und Anſehn in jedem Kreiſe, den er beſuchen mochte; ſein Ruf als Dichter hatte ſich ausgebreitet und befeſtigt. Auch in ſeinem Wirken für die Bühne zeigte ſich erwünſchte

Förderniß, und ſeine Arbeiten für das Königsſtädtiſche Theater ſchienen dieſem einen neuen Aufſchwung zu verheißen. Allein dieſe letztere Ausſicht beſtand nicht lange, und auch für das Königliche Theater, wo man durch friſchen Willen die großen Hülfsmittel bisweilen zu einer würdigen und fruchtbaren Kunſtanſtalt organiſirt zu ſehen hoffte, mußten die eifrigſten Beſtrebungen ſich meiſt als vergebliche bekennen.

Die Juli-Revolution in Frankreich und die Zerrüttungen, welche ſie in den Niederlanden und Polen zur Folge hatte, ſo wie die Unruhen, die in mehreren deutſchen Ländern ausbrachen, wirkten auf Roberts Gemüth ſehr verdüſternd. Seine Freiheitsliebe knüpfte ſich an geſetzliche Formen, er wollte Erörterung, Fortſchritt durch Einſicht; rohe Gewalt und wilde Zerſtörung waren ihm verhaßt. Die Sache des Vaterlandes und des vaterländiſchen Königthums erregte ſeinen tiefſten Antheil, ſeinen reinſten Eifer. Indeß mußte er bald erfahren, daß Zeiten der Unruhe und Verwirrung es am meiſten durch das Verkennen ſind, welches ſowohl die richtigen Grundſätze im Allgemeinen, als auch die Denkungs- und Verfahrungsart des Einzelnen trifft. Er ſah die Mehrzahl der Menſchen von ganz andern Geſichtspunkten ausgehen, als die ſeinigen waren; ſeine Aeußerungen wurden mißverſtanden, ſeine Triebfedern nicht begriffen; zwiſchen heftigen und blinden Partheimeinungen fand er für ſeine Ueberzeugungen und Urtheile ſelten eine Stätte. Mißmuthig zog er ſich mehr und mehr in ſein Innres und auf einen kleinen Kreis des Umgangs mit ſeiner Schweſter, mit einigen jüngeren Verwandten und bewährten Freunden zurück.

In ſolcher tiefen Verſtimmung überkam ihn noch der Eindruck der ſteten Annäherung des furchtbaren aſiatiſchen Uebels, welches von Rußland und Polen her ganz Europa in Schrecken ſetzte. Als es unvermeidlich zu werden ſchien, daß die Cholera ſich auch dieſſeits der Oder ausbreiten würde, faßte Robert den Entſchluß, Berlin zu verlaſſen, und fürerſt noch einige Zeit ruhigen Lebens und Dichtens zu gewinnen, fern von den Stürmen der politiſchen Welt und den Angriffen der mörderiſchen Seuche. Die Seinigen redeten ihm lebhaft zu, ja er konnte glauben, ſie durch ſein Beiſpiel zur heilſamen Nachfolge zu bewegen. So reiſ'te er im Sommer 1831 ab, und nahm ſeinen Aufenthalt in Baden, wo er auch den Winter zubringen wollte.

Die gehoffte Ruhe jedoch fand er auch hier nicht. Verdächtigungen ſeiner Denkart und abentheuerliche Mißreden folgten ihm aus der Heimath nach, und er glaubte öffentlich dagegen auftreten zu müſſen. In Baden ſelbſt waren die Gemüther höchſt erregt, die Aeußerungen heftig und ſchrankenlos; er ſah ſeine Meinung mit der ihn umgebenden noch mehr in Widerſpruch, als dies in Berlin der Fall geweſen war, und mußte es geſchehen laſſen, daß Leichtſinn und auch mitunter Bosheit ſeinen redlichen Sinn laut verunglimpften. Stille dichteriſche Thätigkeit und ſein glückliches Gattenverhältniß wurden in dieſer Zeit um ſo mehr ſeine Zuflucht.

Der allgefürchteten Krankheit ſchien er glücklich entgangen, aber in dem bisher bewahrt gebliebenen Lande ſchlich ihn ein andres Uebel todbringend an. Er erkrankte im Juni des Jahres 1832 an einem Nervenfieber, das durch einen Rückfall tödtlich wurde. Er entſchlief, nach vorausgegangenem mehrwöchentlichen Kampfe, gefaßt und ſanft am 5. Juli, unter der treuen Pflege der troſtloſen Gattin, die ſchon nach wenigen Wochen, von der gleichen Krankheit ergriffen, ihm nachfolgte!

Der Eindruck dieſes doppelten Todesfalles wurde allgemein tiefſchmerzlich empfunden. Dem ausgezeichneten Dichter und edlen Menſchen, der ſchönen, heitern Frau und lieblichen Dichterin, — denn auch ihr war die Gabe des anmuthigen Liedes verliehen, — folgten aus der Nähe und Ferne viele herzliche Klagelaute, voll Anerkennung, Bedauern und Sehnſucht. Von den öffentlichen Nachrufen, welche uns bekannt geworden, fügen wir als Zeugniß ehrenvoller Theilnahme hier die beiden nachſtehenden an, einen deutſchen und einen franzöſiſchen, die zugleich als bezeichnende Würdigung des Dichtertalents dienen mögen, deſſen kritiſche

Erörterung und Feſtſtellung wir unſererſeits hier nicht verſuchen.

Noch im nämlichen Monate, da Robert geſchieden war, ſprach W. Häring über ihn im Freimüthigen unter andern Folgendes.

„Der Schmerz um einen bewährten Freund, einen geiſtreichen Dichter, einen werthen Mitarbeiter dieſer Blätter iſt zu neu, unſere Zeit zu gemeſſen, um dieſe Nachricht für unſere Leſer mit mehr als wenigen Andeutungen zu begleiten.“

„Ludwig Robert iſt in Berlin geboren, in den letzten ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von begüterten Aeltern. Seine ausgebreitete Familie lebt hier im Wohlſtande und ehrenvollen Stellungen. Auch er ſelbſt gehörte zu der glücklichen Minderzahl deutſcher Dichter, welche nicht mit dem Bedürfniß zu kämpfen haben. Ohne reich zu ſein, konnte er ſein Leben hindurch eine unabhängige Stellung behaupten.“

„Seine Erziehung und ſeine Studien hat er größtentheils in Berlin vollendet. Vielleicht läßt ſich — im guten Sinne — behaupten, daß ſein beißender Witz nach ſeiner Vaterſtadt ſchmeckt. Natürlich hatte er ihn auf ſeine geiſtreich feine Weiſe ausgebildet.“

„Robert arbeitete langſam. Gedankenloſes Phantaſiren war ihm zuwider. Er mußte ſich über alles, was er ſchuf, volle Rechenſchaft geben können. Nur in dem Cyklus von Gedichten nach Napoleons Sturz,

„die Kämpfe der Zeit,“ erhob ihn die Bedeutung des Momentes zu dithyrambiſchem Schwunge, und dieſe Geſänge ſind wohl poetiſch das Werthvollſte, was Robert geleiſtet.“

„Sonſt war ſeine Muſe eigentlich eine epigrammatiſche, ein Kind unſeres reflektirenden Geſchlechtes. In kurzen Sinngedichten, die von Mund zu Munde gehen, z. B. „Was iſt das Publikum?“ in kritiſchen Parodieen, z. B. das Geſpräch der Königinnen, hat er Ausgezeichnetes geleiſtet.“

„Es darf nicht geläugnet werden, daß ein großer Mißmuth, der bis zur Bitterkeit ging, dem Dichter das Leben verkümmerte. Die Mißverhältniſſe des deutſchen Theaters tragen hieran die Hauptſchuld. Er hatte ſich viel von deſſen Fortſchreiten verſprochen, er hatte viel gehofft für daſſelbe zu wirken, (er hatte es in ſeiner Blüthe kennen gelernt!) und er mußte Zeuge ſein ſeines ſchnellen Verfalls.“

„Der Unmuth, wie man in blinder Thorheit die Rechte der Dichter verkannte, verſchwendend in Garderobe, Dekorationen und dem anhängenden Tand, zu profitiren glaubte, indem man die längſt kümmerlichen Honorarſätze für die Dichtungen, noch herabſetzte (!) und dadurch dem Kunſtwerthe des Inſtituts den Stab brach, übermannte ihn. Er konnte, lange von ſüßen Hoffnungen genährt, einem ihm ſehr werthen Inſtitute nicht ſo ſchnell und gelaſſen den Rücken kehren, wie die meiſten unter den beſſern deutſchen Dichtern, die es längſt aufgegeben, für die bunte Schau- und Gaukel-Anſtalt, heut noch Theater genannt, ihre beſſern Kräfte zu vergeuden. Er hoffte noch lange, er wollte nicht ohne Kämpfe davon gehen, und das war ehrenwerth.“

„Beſonders hatte er durch das neue Königſtädtiſche Theater zu wirken gehofft. Er fand nicht genügende Unterſtützung. Auch war der Ruin dieſes Theaters ſchon durch die zu breite Grundlage, auf der es errichtet, ausgeſprochen. Indeß war die Zeit, wo er mitwirkte, die Blüthezeit des Schauſpiels dort. — Hätten die damaligen Direktoren nur ſo viel als den einjährigen Gehalt Einer Sängerin angewandt, um die produktiven Kräfte der Luſtſpieldichter einmal aufzumuntern und einigermaßen nur für die Arbeit zu entſchädigen, ſo würde dieſe Anſtalt vielleicht mit geringſten Koſten fortgedauert und geblüht haben.“

„Unter ſeinen Luſtſpielen haben wohl diejenigen den meiſten innern Werth, welche im Publikum am wenigſten anſprechen, eine Erſcheinung, die ſehr nahe liegt, weil eine bittere Zeitſatire, wo das negative Element vorwaltet, wie z. B. ſein „Phantaſus und Kaſſius“ und ſein: „Er wird zur Hochzeit gebeten,“ vom Theater herab nicht anziehen kann.“

„Ein geiſtreicher Mann wie Robert, deſſen reflektirendes Dichtertalent ringsum nach Gegenſtänden fühlte, konnte auch nicht fremd bleiben dem öffentlichen Leben.

Er trat nicht poſitiv als Politiker auf, aber ſeine Schriften ſind voller politiſchen Anſpielungen; ſeine ſatiriſche Geißel flog rüſtig umher — ohne zu beleidigen. Allein ein Dichter und Politiker aus Fichte's Schule, der an Perfektibilität glaubte und ihr Herannahen in jedem Zeitumſchwunge zu gewahren meinte, mußte auch darin in der allerletzten Zeit bittere Täuſchungen erfahren."

„Robert gehört zu den außerordentlichen deutſchen Dichtern, welche nicht jede Zeile, die ſie ſchreiben, für den Druck beſtimmen. Er dichtete für ſich; viele Satiren, Xenien, ganze Parodieen, lagen in ſeinem Pulte, die er nur vertrauteſten Freunden dann und wann mittheilte. Es gehörte zu ſeiner inneren Genugthuung, ſich gelegentlich ſo Luft zu machen; dann aber wurde es verſchloſſen, um niemand zu beleidigen."

„Er ſelbſt war oft bitter, ſeine Satire aber blieb nur witzig und ſcharf. Und doch darf von dem Menſchen Robert geſagt werden, daß, wo er jener Bitterkeit Herr wurde, er liebenswürdig war und ein edles, wohlwollendes Gemüth zeigte. Friede ſeiner Aſche!"

Die zweite, franzöſiſche, Stimme iſt die eines jungen liebenswürdigen Schriftſtellers, Eduard de la Grange, welcher noch in der letzten Lebenszeit Roberts deſſen Umgang in Baden genoſſen hatte, und in der Revue des Deux Mondes ſich über den Hingeſchiedenen alſo vernehmen ließ:

Genève, 10 Août 1832.

Permettez-moi, monsieur, de consacrer, dans votre *Revue*, un souvenir à la mémoire de Louis Robert, de Berlin, qu'une mort prématurée vient d'enlever à ses amis. Il n'y a pas encore six semaines que, nous promenant sous les délicieux ombrages de Baden-Baden, nous devisions ensemble sur la poésie et la littérature germaniques. Gravissant ces montagnes boisées de noirs sapins, au milieu des ruines pittoresques des châteaux du moyen âge, il me citait des vers que lui avaient inspirés les *Orientales* de Victor Hugo, et se plaisait à me faire remarquer la singulière facilité avec laquelle la langue allemande peut s'approprier les beautés des chefs-d'œuvre romantiques; quelquefois, par une transition soudaine, s'élançant des régions de la poésie à celles de la philosophie, il me commentait des passages de Fichte, dont il avait été le disciple et l'ami. Sa conversation était tout à-la-fois piquante et instructive, son esprit aimable et enjoué, il y avait de la finesse dans ses observations et de l'atticisme dans ses critiques; mais elles glissaient sur les individus sans faire grâce aux ridicules. Robert appartenait au passé par les goûts et les liaisons de sa jeunesse. Vétéran de l'école de Gœthe et de Tieck, dont il se montrait l'admirateur passionné, il avait milité pour eux, pendant vingt ans, dans les feuilles littéraires, comme un soldat qui défend ses chefs et ses drapeaux. Il a composé plusieurs comédies: l'une d'elle, *die Ueberbildeten*, dont le canevas est tiré des *Précieuses ridicules* de Molière, mais revêtu de couleurs empruntées aux mœurs et aux localités allemandes, a été jouée, pour la première fois avec beaucoup de succès.

en 1819; depuis elle a été reproduite dans un recueil et n'a pas obtenu moins de faveur: je citerai encore *Cassius et Phantasus*, pièce allégorique et satirique, dont le sujet est purement littéraire: Cassius est la raison, et Phantasus l'imagination; enfin une tragédie bourgeoise, *die Macht der Verhältnisse* (la puissance des rapports), qu'on représente aujourd'hui sur la plupart des théâtres de l'Allemagne.

En 1813, Robert paya son tribut à l'enthousiasme de l'époque, par un volume de poésies sur les grands événements qui, depuis 1813, avaient changé la face de l'Europe; mais sa lyre ne connut jamais la flatterie, il ne venait pas bassement au secours des monarques vainqueurs, sa voix généreuse s'élevait comme celle de Jean-Paul en faveur des peuples: véritable patriote dans le bon sens de ce mot, et sincère ami d'une sage liberté, il tirait du passé des leçons pour l'avenir. Il publia ensuite successivement plusieurs nouvelles qui rappellent, par leur côté satirique, la manière de Cervantes, et les poésies épigrammatiques qu'il insérait dans les *Rheinblüthen*, en 1821 et 1825, sont presque toujours présentées sous la forme la plus heureuse.

Robert écrivait dans les *Annales critiques de Berlin*, et plus fréquemment encore dans le *Morgenblatt*, où, depuis 1829, il avait publié les *Nouvelles lettres d'un mort*. C'était une suite à celles du prince Pückler, qui eurent tant de vogue en Allemagne; Robert sut s'approprier ce cadre ingénieux: il datait cette correspondance, tantôt de l'autre monde, et tantôt de celui-ci, soit que l'ombre du dandy voyageur erre encore sur cette terre, soit qu'elle se promène de planète en planète. La veille du jour de notre séparation, il me montra une de ces lettres qu'il venait de terminer, elle était écrite de Saturne; j'y remarquai quelpure allusion à Hermes et au journal de l'église évangélique de Berlin; la tendance de cette feuille est une sorte de jésuitisme protestant, et Robert a toujours été l'antagoniste le plus décidé des piétistes et des mystiques modernes. Cette épître est d'ailleurs entièrement politique: c'est une argumentation judicieuse et acerbe qui s'attaque également aux théories radicales et absolutistes. Les lettres précédentes traitaient des théâtres et de la littérature. Peu de temps avant que la mort ne le frappât, Louis Robert avait composé un prologue pour une représentation que les acteurs de Carlsruhe donnaient à la mémoire de Goethe. Ce sont les derniers vers qui soient sortis de sa plume. A le voir dans son intérieur, si plein d'aménité, si environné de tant de bonheur domestique, comment je pu croire qu'une existence si paisible et si douce ne fût si tôt brisée? — Je lui avais fait lire Stello; il fut saisi d'un tel enthousiasme pour le talent original et la verve créatrice de ce livre si profondément pensé et animé de couleurs si vives, que, malgré sa répugnance habituelle pour les traductions, il avait entrepris de le faire passer dans la langue allemande, croyant ne pouvoir plus richement doter la littérature de son pays qu'en y naturalisant un tel ouvrage.

Wilhelm Neumann.

Friedrich Wilhelm Neumann, geboren zu Berlin den 8. Januar 1781, war der Sohn eines Kaufmanns, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

dem besten Sinne gebildeten [illegible]. Auch bei anderen [illegible], wo [illegible] und [illegible] sich [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], den [illegible] zu [illegible] [illegible] ein [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] wurde.

Er wurde [illegible] bei [illegible] [illegible], eine [illegible] [illegible] und guten [illegible], in [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] zu [illegible], und [illegible] zu [illegible] und ge[illegible] zu [illegible] [illegible], als ihn, [illegible] den [illegible] und den Seinen, im [illegible] Jahre der Tod ereilte. Er starb auf einer Dienstreise, von Magdeburg [illegible], am 6. Oktober [illegible] zu [illegible], nach langer Krankheit, unter der Pflege einer [illegible] Familie, die den Erkrankten liebevoll aufgenommen hatte.

[illegible] [illegible] und so [illegible] als [illegible] [illegible] war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und hatte ihn in [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] und [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Chriſtian Günther, Graf zu Bernſtorff.

Der Name Bernſtorff, einem uralten edlen Geſchlechte in Hannover und Mecklenburg angehörig, glänzt bei vielen Geſchlechtsfolgen in den ſchönſten und reinſten Erinnerungen deutſchen Lebens. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte die Staatsklugheit und Thätigkeit des Freiherrn Andreas Gottlieb von Bernſtorff weſentlichen Antheil an den Verhandlungen, durch welche das Haus Hannover zur Thronfolge in Großbritannien gelangt iſt. Später ſehen wir den Grafen Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff in däniſchen Staatsdienſten die höchſten Ehrenſtellen erſteigen, und als Freund und Beſchützer Klopſtock's ſich ein dauerndes Denkmal in der deutſchen Geiſtesbildung ſtiften. Sein Neffe, Andreas Peter Graf von Bernſtorff, vermehrte dieſen Ruhm, und zeigte als Staatsmann eine ſeltene Größe des Geiſtes und des Charakters, durch die er während ſchwieriger und bewegungsvoller Zeiten Dänemark in glücklichem Friedensſtande und gedeihendem Wohlſtande erhielt. Diedes großen Vaters entſprach der würdige Sohn, deſſen Leben hier in gedrängten Umriſſen zu vergegenwärtigen die Abſicht nachſtehender Zeilen iſt.

Chriſtian Günther Graf von Bernſtorff, geboren zu Kopenhagen am 3. April 1769, war der dritte Sohn aus ſeines Vaters erſter Ehe mit Henriette Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Seine Erziehung im Hauſe der Eltern, theils in Kopenhagen, theils auf dem Familiengute Dreilützow in Mecklenburg, wurde mit liebevoller Sorgfalt in dem Geiſte geleitet, welcher dieſes Haus von jeher auszeichnete. Der Jüngling ſah in der heimiſchen Umgebung die trefflichſten Vorbilder edler Geſinnung und Wiſſenſchaft. Seine Oheime, die beiden Grafen zu Stolberg, ſchon als Dichter berühmt, die enge Verbindung mit Klopſtock, und der Zutritt vieler anderer Männer von höherer Bildung und Würdigkeit erhöhten den geiſtigen Glanz des Hauſes. Wiſſenſchaftlichen Unterricht empfing er durch Privatlehrer. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entwickelten ſich früh. Der Tod der geliebten Mutter, die er in ſeinem dreizehnten Jahre verlor, ließ den Gang dieſes häuslichen Unterrichts ununterbrochen, und bei dem guten Fortſchreiten des Jünglings wurde der Beſuch einer öffentlichen Anſtalt nicht für nöthig erachtet. Dagegen war der Vater frühzeitig bedacht, die vielverſprechenden Anlagen ſeines Sohnes durch entſprechende Thätigkeit zur Reife zu bringen. Kaum achtzehn Jahre alt, verwandte ihn dieſer bereits in Verziehenden diplomatiſchen Arbeiten, unter der unmittelbaren Aufſicht und zur großen Zufriedenheit des Vaters, der ihn zu ſeiner Belehrung alsdann auch eine Reiſe nach Schweden machen ließ, wo gerade der Reichstag eröffnet war, und ſodann, nach der Rückkehr von dieſem erſten Ausfluge, im Jahre 1789, ihn bei dem däniſchen Geſandten in Berlin, ſeinem Oheim, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, als Legationsſekretair anſtellte.

Hier zeichnete er ſich ſowohl durch ſeine Arbeiten, als auch durch ſein perſönliches Benehmen ſo vortheilhaft aus, daß er in kurzer Zeit zum Geſchäftsträger ernannt wurde, und ſchon im Jahre 1791 die Beförderung zum bevollmächtigten Miniſter erhielt. Die durch Glanz und Bildung hervorragende Geſelligkeit Berlins bot in Bernſtorff eine ihrer ſchönſten Zierden; ſeine jugendliche Erſcheinung war ſo anziehend als anmuthig; ſein offener, edler Sinn flößte das ſicherſte Vertrauen ein; ſein freundliches Wohlwollen erwarb jede Zuneigung, und der günſtige Eindruck, welchen ſein damaliger Umgang den trefflichſten Menſchen aus allen Ständen hinterließ, hat auch jener ſpäten Zeit ſich bis in die ſpäteſte für ihn unauslöſchlich fortgepflanzt.

Im Sommer des Jahres 1796 machte er in Begleitung ſeines jüngeren Bruders, des Grafen Joachim von Bernſtorff, eine Vergnügungsreiſe in die Schweiz, wurde jedoch unerwartet von hier abgerufen, um den däniſchen

Geſandtſchaftspoſten in Stockholm zu übernehmen. Beinahe zwei Jahre hatte er dieſem Poſten vorgeſtanden, als er im Sommer 1796 Befehl erhielt, mit beſonderen Aufträgen ſeines Hofes ſich nach St. Petersburg zu begeben, wo ſein Aufenthalt aber nur von kurzer Dauer war. Nach Stockholm zurückgekehrt, wurde er im Mai 1797 ſchleunigſt nach Kopenhagen berufen, weil ſein Vater ſchwer erkrankt war, und er für dieſen, ſo lange derſelbe verhindert bliebe, die Leitung der Geſchäfte übernehmen ſollte. Die Krankheit jedoch endete den 21. Juni mit dem Tode des großen Mannes, und ſein Sohn, zum Staatsſekretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme im Geheimen Konſeil ernannt, trat unmittelbar als Nachfolger für ihn ein.

Bernſtorff verwaltete das ihm übertragene Amt in demſelben Geiſt und Sinne, welcher bisher für Dänemark ſo heilſam und ſegenbringend ſich erwieſen hatte. Er wußte verſöhnliche Milde und ſtrenge Feſtigkeit zu vereinigen, und es gelang ihm, das politiſche Anſehen, welches ſein Vater erworben hatte, ungeſchmälert fortzuführen. Im Sommer 1800 wurde er zum Staatsminiſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und ihm ſein Bruder, Graf Joachim von Bernſtorff, als Direktor des auswärtigen Departements zum erwünſchten Gehülfen beigegeben.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich mit erbitterter Anſtrengung geführte Seekrieg brachte damals das neutrale Dänemark in die unangenehmſten Verwickelungen; die Engländer nahmen däniſche Schiffe weg, und bedrohten Kopenhagen durch ihre Flotte. Die feſte Sprache und geſchickte Unterhandlung Bernſtorff's wandten zuerſt das Uebel eines Krieges noch ab; der zweiunddreißigjährige Staatsmann vertrat mit Erfolg das Recht gegen die Uebermacht, und die Engländer mußten ſogar die Rückgabe ſämmtlicher genommenen Schiffe zugeſtehen. Das folgende Jahr aber ſah dieſelben Verwickelungen nur heftiger wiederkehren, und es erfolgte am 2. April 1801 die Schlacht vor Kopenhagen, worauf dieſe Hauptſtadt ſelbſt von dem Feinde bombardirt wurde. Auf einer Baſtion der Feſtungswerke ſtand Bernſtorff mit dem Kronprinzen-Regenten, jetzigen Könige Friedrich dem Sechſten, den Gang des Kampfes näher zu beobachten, die Bomben flogen in allen Richtungen über ſie hin, und eine fiel und zerplatzte dicht neben ihnen, glücklicherweiſe ohne zu beſchädigen. Der Sieg entſchied ſich, trotz der Tapferkeit der Dänen, zu Gunſten der Engländer, und Dänemark mußte für den Augenblick nachgeben; die ſchwierigen und zähen Unterhandlungen aber, welche mit den engliſchen Befehlshabern gepflogen wurden, führte Bernſtorff ſo kräftig und vortheilhaft, daß er günſtigere Bedingungen erlangte, als man damals zu hoffen wagte. Eben erkrankt, aber ſich gewaltſam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenſtillſtand noch zum Abſchluß, ſank aber nun dies geſchehen, ſo brach die Maſernkrankheit bei ihm aus, und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig geneſen, übernahm er, zur ſchließlichen Feſtſtellung der Verhältniſſe mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte.

Im Jahre 1800 ereignete ſich durch beſondere Verhältniſſe der Anlaß, daß Bernſtorff auf einige Zeit ſich wiederum nach Berlin begab. Die günſtigſten Eindrücke blieben auch von dieſer zweiten Anweſenheit Bernſtorff's daſelbſt am Hofe und in den Geſellſchaftskreiſen zurück.

Daſſelbe Jahr brachte ihm die Begründung ſeines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte ſich im Sommer 1800 zu Emkendorf mit ſeiner Nichte, der Gräfin Eliſabeth von Dernath.

Dieſes und die nächſtfolgenden Jahre war Bernſtorff durch die Zeitumſtände genöthigt, im Gefolge des Kronprinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine däniſche Truppenmacht zum Schutze Holſteins aufgeſtellt war. Dänemark fand ſich zwiſchen den entgegengeſetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichſten Lage, und beſonders gab der fortdauernde Seekrieg theils neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beſeitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. Auguſt 1807 hatte Bernſtorff die entſcheidende, in der diplomatiſchen Geſchichte berühmt gewordene Unterredung mit dem engliſchen Geſandten Jackſen, in welcher die unſtatthaften Forderungen Englands zurückgewieſen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer ſich der däniſchen Kriegsflotte bemächtigten und ſie nach England abführten.

Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher Bernſtorff das Recht und die Ehre des däniſchen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt, und von ſeinem Königlichen Herrn durch Verleihung des Elephanten-Ordens belohnt.

Die Treue und Geradheit, die er in ſeinem Dienſtverhältniſſe wie in jedem andern Lebensbezuge gewiſſenhaft übte, war durch kein Mißgeſchick zu erſchüttern, und ſollte bald auch von einer andern Seite her eine ſeltene Prüfung beſtehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, ſondern zunächſt die perſönlichen Verhältniſſe eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorſtellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müſſen glaubte, und da er auf Schwierigkeiten ſtieß und nicht durchdringen konnte, ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß er der Ehre ſeiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und ſeinem Amte entſagen müßte. Er nahm im Mai 1810 ſeine Entlaſſung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunſt. Der König blieb von ſeiner treuen Verehrung und Anhänglichkeit innig überzeugt und ihm mit aller früheren Zuneigung gewogen.

Um jedoch nicht unthätig zu ſeyn und um ferner dem Staate zu nützen, erbot ſich Bernſtorff, durch beſondere Umſtände ihm ſelbſt unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der däniſchen Geſandtſchaft zu Wien, die ſich gerade offen fand, und ihm auch ſogleich gewährt wurde. In dieſer Anſtellung hoffte er neben ſeiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er auch nach ſo wechſelvollen und bewegten Jahren, in welchen auch ſeine Geſundheit ſehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächſte Jahr aber bereitete durch Napoleons Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden ſollte.

Nach den Unglücksfällen, welche die Franzoſen in Rußland erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umſtände anfangs noch verknüpft, und von der großen Verbindung gegen Napoleon ausgeſchloſſen. Bernſtorff, deſſen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereigniſſe des Jahres 1812 aufhören mußten, ſah ſich den Rückzug nach Dänemark durch die Kriegsheere verſperrt, und wollte mit ſeiner Familie nach Mannheim abreiſen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ſtill abzuwarten. Der edle Kaiſer Franz, hiervon benachrichtigt, ſchickte zu ihm, ließ ihm die Verſicherung ſeiner beſondern Achtung ertheilen, und zugleich den Wunſch ausdrücken, daß er ſeinen Aufenthalt in Wien, wo ihn Niemand ſtören würde, fortſetzen möchte. Im Anfange des Jahres 1814 ſchloß Dänemark ſich der Sache der Verbündeten förmlich an, und Bernſtorff trat wieder in ſeiner vorigen Eigenſchaft auf. Er folgte dem Kaiſer in das große Hauptquartier, und traf nach dem Sturze Napoleons im April zu Paris ein, wo er den Friedens-Verhandlungen beiwohnte, und für die Sache Dänemarks, beſonders auch durch ſeine Perſönlichkeit, ſo vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umſtänden irgend möglich war.

Demnächſt wurde er beauftragt, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder an den Verhandlungen des Kongreſſes zu Wien Theil zu nehmen, und beſonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutſchen Verhältniſſe thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin Bernſtorff den verbündeten Monarchen folgte, bei denen ſämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es ſeinem regen und beharrlichen Eifer, den däniſchen Intereſſen überall die günſtigſte Berückſichtigung zu erhalten.

Seine Rückreiſe von Paris nahm er durch die Schweiz, beſuchte dann in Weſtphalen ſeinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, und fand ſich mit dem Schluſſe des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Beſuche kam, mit ſeiner

Familie, die er in Wien verlaſſen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreiſe nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging.

Er war mit ſeiner Stellung in Wien äußerſt zufrieden, und genoß in den diplomatiſchen wie in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande näheren Poſten vorziehen würde, wenn ein ſolcher ſich zeigen ſollte. Als nun die Geſandtſchaft am preußiſchen Hofe dem Grafen Joachim von Bernſtorff angetragen wurde, wünſchte dieſer, voll Zartgefühl und Fürſorge für den geliebten Bruder, daß demſelben die Wahl zwiſchen beiden Poſten, den Geſandtſchaften zu Wien und Berlin, freigeſtellt würde. Höchſten Ortes wurde dies gern bewilligt, und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne ſeine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land, ſo wie ſeine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweiſe der ihm ſo ſehr befreundeten Stadt, bei dieſem Entſchluſſe weſentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie ſehr dieſe Antriebe ſich in der nächſten Zeit bewähren und zu welcher feſten Geſtalt ſie gedeihen ſollten!

Im Januar 1817 verließ er Holſtein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er alles ſeinen Wünſchen gemäß; die größte Zuneigung und Hochachtung begegneten ihm von allen Seiten, und während ſeine edle Erſcheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen hervortraten, konnten auch die hellen Einſichten und reinen Geſinnungen des vielerfahrenen Staatsmannes nicht verborgen bleiben. Dieſer Verein ſeltener Eigenſchaften erzeugte und rechtfertigte den Gedanken, daß die Leitung der politiſchen Geſchäfte Preußens in den damaligen Zeitumſtänden keinen beſſeren Händen anvertraut werden könnte, als Bernſtorff's, der durch beſonnene Haltung und maßvolle Kraft den Erforderniſſen des Tages am meiſten zu entſprechen ſchien, und in Berlin ſchon längſt nicht mehr als ein Fremder anzuſehen war.

Die erſten Eröffnungen hinſichtlich eines Uebertrittes in den preußiſchen Staatsdienſt wurden ihm bereits im April 1818 gemacht, und gleich im folgenden Monat mit größtem Nachdruck wiederholt. Bei dieſer wichtigen Angelegenheit, welche für ihn mehr eine Sache großen Pflichtberufs, als lockenden Ehrgeizes war, wollte Bernſtorff nicht ſelbſtthätig eingreifen, ſondern unterwarf die Entſcheidung unbedingt ſeinem Herrn, dem Könige von Dänemark. Dieſer gütige Fürſt mißte den treuen Staatsdiener ſehr ungern, wollte denſelben aber ſo ehrenvollem Rufe und großen Wirken nicht entziehen, ſondern ertheilte dem angeregten Uebertritte ſeine volle Genehmigung. Bernſtorff reiſte darauf nach Holſtein, um perſönlich Abſchied von dem Könige zu nehmen, der ihm die gnädigſten Geſinnungen unverändert bewahrte. Unmittelbar nach ſeiner Entlaſſung trat er in preußiſche Dienſte als Geheimer Staats- und Kabinetsminiſter und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Auf dem Kongreſſe von Aachen erſchien er zuerſt in dem neuen Verhältniſſe, mit und neben dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg. Beide Staatsmänner, ſchon aus früherer Zeit befreundet, und die edlen Formen der hohen Lebenskreiſe, denen ſie beide durch Geburt und Bildung angehörten, auf ihre amtlichen Bezüge übertragend, wirkten einträchtig zur Löſung der diplomatiſchen Aufgaben, die ihnen gemeinſam geſtellt waren, und wobei die etwanigen Meinungs-Verſchiedenheiten, welche nach andern Seiten beſtehen mochten, größtentheils unberührt bleiben konnten. Bernſtorff empfing hier auch gleich im Beginne ſeiner neuen Laufbahn das ſchmeichelhafteſte Zeugniß der Achtung und der Gnade von Seiten des Königs, ſeines nunmehrigen Dienſtherrn, durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens, während der Kaiſer Alexander von Rußland ihn gleichzeitig mit dem höchſten ruſſiſchen Orden, dem des Heiligen Andreas, als dem Zeichen ſeines hohen Vertrauens, ſchmückte. Nach der Rückkehr von Aachen trat Bernſtorff in Berlin an die Spitze des ihm untergebenen Departements, und übernahm die Leitung der diplomatiſchen Geſchäfte.

Gleich im nächſten Jahre rief ihn der Gang der Ereigniſſe zu dem Kongreſſe deutſcher Bevollmächtigten nach Karlsbad, wo zur Sicherſtellung des deutſchen Gemeinweſens gegen ruheſtörende Bewegungen die Beſchlüſſe vorbereitet wurden, welche ſpäterhin durch die deutſche Bundesverſammlung zur Oeffentlichkeit gelangten. Dem neuen Kongreſſe, der hierauf in Wien zur Befeſtigung und Erweiterung der deutſchen Bundesverhältniſſe gehalten wurde, wohnte Bernſtorff gleicherweiſe als Bevollmächtigter von Seiten Preußens bei, und ſeine beſonnene Klarheit wie ſein redlicher Eifer blieben auch hier nicht ohne fruchtbare Einwirkung.

Die neuen politiſchen Verwickelungen, welche in Folge der ſpaniſchen Revolution nach und nach hervortraten, gaben in den nächſtfolgenden Jahren Anlaß zu den Kongreſſen von Troppau, Laybach und Verona, wo die wichtigſten und für Europa folgenreichſten Beſchlüſſe zu Stande kamen, zugleich aber auch die erhöhten Schwierigkeiten ſichtbar wurden, welche fortan in dem Gange der europäiſchen Politik ſich geltend machten. Bernſtorff nahm an den Verhandlungen dieſer Kongreſſe Theil, in welchen das Intereſſe und die Sprache Preußens ſtets folgerecht in der gewählten Richtung zu beharren wußten.

Nicht leicht dürfte die neuere Geſchichte einen Zeitraum darbieten, wo die politiſchen Aufgaben größer, die diplomatiſchen Wirkſamkeiten wichtiger und zarter geweſen wären, als die fünfzehn Jahre, während welcher in Frankreich der Kampf der Revolution gegen die Reſtauration ununterbrochen fortdauerte, und alle politiſchen Verhältniſſe Europa's durch dieſen Kampf durchkreuzt und bedingt wurden. Die Ereigniſſe dieſes Zeitraums und die ihnen entſprechenden öffentlichen Maßregeln ſind bekannt, die Thätigkeiten aber, welche darauf eingewirkt haben, der Antheil und das Verdienſt, die hierbei den einzelnen Kabineten und den mit ihrer Geſchäftsleitung beauftragten Staatsmännern zuzurechnen ſind, in Rettung und Förderung des Guten und Rechten, in Abwendung und Milderung der Uebel, dieſe Einwirkungen können ihrer Natur nach nur einem engen Kreiſe von Mitwiſſenden vertraut ſein, und es bleibt künftiger Geſchichtſchreibung vorbehalten, dieſe noch verhüllten perſönlichen Bezüge einſt genau zu erforſchen und darzulegen. Wir beſcheiden uns, hier nur im Allgemeinen auf die haltungsvolle und gedeihliche Friedensſtellung hinzudeuten, welche Preußen während jenes Zeitraums immerfort behauptet hat, auf das Anſehen und Vertrauen ſeines Kabinets, auf die guten Früchte, welche dieſem Boden entſproſſen ſind, und wir dürfen mit Zuverſicht, ohne irgend ein anderes Verdienſt damit beſchränken zu wollen, die Ueberzeugung ausſprechen, daß die von Bernſtorff geführte Geſchäftsverwaltung im Einzelnen wie im Ganzen durch jede künftige Beleuchtung nur immer ehren- und ruhmvoll für ihn ſich darſtellen wird.

Und hier iſt der Ort, wo wir vor andern Eigenſchaften, die er beſaß, der einen gedenken müſſen, die allen übrigen zur feſten Mitte diente, und die ihm ſelbſt die glücklichſte Befriedigung und ſeinem ganzen Wirken eine erhöhte Kraft und Sicherheit verlieh! Bernſtorff war in ſeiner Denkart und Geſinnung durchaus monarchiſch; ſein innerſtes Weſen und jede ſeiner Handlungen folgten dieſer Richtung. Seinem Königlichen Dienſtherrn und Gebieter mit höchſter Liebe und Verehrung zugethan, ſtrebte er vor Allem, den beſtimmten Willen deſſelben zu vernehmen und auszuführen, und dem Sinn und der Anſicht des Monarchen im Allgemeinen nachzufolgen. Dieß that der offenen Darlegung und freimüthigen Erörterung ſeiner eigenen Anſicht keinen Eintrag; er würde dieſe niemals zu verhehlen fähig geweſen, und in manchen, hier undenkbaren Fällen lieber ganz zurückgetreten ſein; aber wo das Gewiſſen geſichert war, fand ihn die Pflichttreue des Dienſtes immer zur Selbſtverläugnung bereit.

Mehrmals im Verlaufe dieſer Jahre ſah Bernſtorff ſeine Thätigkeit durch heftige und langwierige Krankheitsleiden unterbrochen. Ein erbliches Uebel, die Gicht, pflegte ſeit früher Zeit, in längern oder kürzern Friſten wiederkehrend, ihn zu befallen. Die Leitung der Geſchäfte führte er auch noch vom Krankenbette mit glücklichem Erfolge fort, nur in ſeltneren Fällen mußte er kürzere Zeit auf alle Thätigkeit verzichten. Wiederholt ſuchte er, wo nicht Geneſung, doch Linderung, in heilſamen Bädern und im ſtillen Kreiſe der Seinen. Die erneuten Kräfte aber widmete er mit erhöhtem Eifer ſogleich wieder ſeinem Dienſtberufe.

Schon im Jahre 1824 äußerte er gegen Freunde im Vertrauen, daß ſeine Kränklichkeit ihn wohl bald nöthigen würde, ſeinem Amte zu entſagen, und zwei Jahre ſpäter glaubte er, dieſen Zeitpunkt wirklich eintreten zu ſehen; allein das höchſte Zutrauen, welches in ihn geſetzt wurde, und die ſtrenge Pflichtgeſinnung, mit der er ſolches erwiederte, bewogen ihn ſtets wieder, dieſen Schritt noch aufzuſchieben, und das Zureden ſeiner Freunde wie die öftere Beſſerung ſeiner Geſundheitsumſtände ließen ihn nach überſtandener Unterbrechung jedesmal friſchen Muthes die Geſchäfte wieder aufnehmen.

In ſolchem Wechſel war der Sommer des Jahres 1830 herangekommen, und Bernſtorff nach abermaligen ſchweren Leiden in das Bad zu Nenndorf gereiſt, deſſen Gebrauch ſich ihm ſchon früher wohlthätig erwieſen hatte. Jedoch kaum angelangt, empfing er die raſch auf einander folgenden Nachrichten von der in Paris ausgebrochenen neuen Revolution, deren Umfang und Ergebniß mit jedem Tage ſich bedeutender darſtellte. Der Eindruck dieſer zerſtörenden Ereigniſſe wirkte ſo gewaltſam auf ſein Gemüth, daß er auf's neue erkrankte; ſein Geiſt und Wille aber blieben ungebeugt, er vertrieb den heftigen Gichtanfall durch heiße Bäder, und eilte nach Berlin, wo er in der Mitte des Auguſt noch ſehr leidend eintraf. Er übernahm ſogleich mit rüſtiger Kraft die Leitung der Geſchäfte. Die politiſche Lage mit klarer Beſonnenheit überſchauend, wirkte er mit feſtem Eifer in derjenigen Richtung, welche den Umſtänden des Augenblicks die einzig angemeſſene erſchien, und in welcher, zu verſtärkter Kraft und Verbündung, die verſchiedenſten Anſichten zuletzt ſich vereinigten.

Die Erſchütterung in Frankreich wirkte weit über die Gränzen dieſes Landes hinaus, von allen Seiten erhoben ſich Bewegungen, die durch Klugheit zu beſchränken, durch Einſicht zu meiſtern oder durch Gewalt zu hemmen waren. Bernſtorff zagte keinen Augenblick, auch unter dem Zuſammentreffen der verwirrendſten Eindrücke nicht, ſondern wandte gegen jede neue Gefahr nur kältere Faſſung und erhöhte Vorſicht. Die Ereigniſſe nahmen in der That bald wieder eine minder drohende Geſtalt, die Hauptkriſis gelangte durch ihre eigenen Gegenwirkungen zum Stillſtande, und die wichtigſten Streitfragen wurden allmälig in die Schranken friedlicher Verhandlung eingelenkt, wo das Anſehen und die Macht der erhaltenden Grundſätze ſich der Revolution gegenüber im überwiegenden Vortheil finden mußte.

Dieſer Stand der Dinge war vorbereitet, allein noch keineswegs vollendet, als Bernſtorff in Folge der unausgeſetzten Anſtrengung und Thätigkeit aufs neue ernſtlich erkrankte, und nun entſchieden glaubte, den vielen weiteren Kämpfen, die ſich vorausſehen ließen, mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein. Doch ließ er deshalb in ſeinem Pflichtberufe keineswegs nach; die heftigſten Fieberanfälle, die ſchmerzlichſten Kopfleiden durften ihn nicht abhalten, die Geſchäftsarbeiten regelmäßig fortzuführen, und insbeſondere auch die mündlichen diplomatiſchen Verhandlungen täglich zu beſtehen. Ganz in den Leiſtungen lebend, welche die Zeitumſtände von ihm forderten, achtete er nicht ſeiner eigenen Hinopferung. Erſt nachdem ſein Zuſtand, durch dieſe Anſtrengung ſelbſt, endlich dahin gebracht war, daß er glaubte, den Aufgaben ſeiner Stellung mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein, reifte der Vorſatz in ihm, ſich aus dem Staatsdienſt zurückzuziehen. Auch die günſtigere Ausſicht, zu welcher im Allgemeinen die politiſchen Angelegenheiten nicht ohne ſeine thätige Mitwirkung zurückgeführt waren, ſchien ein ſchicklicher Abſchnitt für die eigne Laufbahn, und er äußerte im Frühjahr 1831 den beſtimmten Wunſch, von derſelben abzutreten. Doch ſein Wunſch wurde noch nicht gewährt, ſondern einſtweilen durch die Ernennung eines Staatsſekretairs für die auswärtigen Angelegenheiten nur eine erleichternde Geſchäfts-Anordnung eingerichtet.

Als jedoch die Krankheitsleiden, anſtatt nachzulaſſen, in der nächſten Zeit nur immer häufiger eintraten, und gleichwohl der öffentliche Zuſtand eine fortdauernd geſteigerte Aufmerkſamkeit erforderte, da hielt Bernſtorff es für ſeine Pflicht, den Zeitpunkt nicht abzuwarten, wo ihn die bisherige Klarheit des Ueberblicks verließe, ſondern ſeine Geſchäftsführung ungetrübt einem kundigen Nachfolger zu übergeben, und von einem Poſten abzutreten, deſſen Aufgaben und Verantwortung die nächſte Zukunft noch vergrößern konnte. Er bat im Frühjahr 1832 mit beſcheidenem, doch dringenden Ernſt um ſeine Entlaſſung; und erhielt zwar dieſe nicht, aber die Ernennung eines Amtsnachfolgers entband ihn aller eigentlichen Departementsgeſchäfte. Der König behielt ſich vor, in geeigneten Anläſſen ihn fortwährend zu Rath zu ziehen, und wollte ihn deßhalb auch fernerhin zu ſeinen wirklichen Staatsdienern gerechnet wiſſen. Dankbaren Herzens erkannte Bernſtorff die huldvolle Gnade und das ehrende Vertrauen des geliebten Monarchen, und durfte mit innerer Befriedigung auf eine Laufbahn zurückblicken, die mit nicht minderer Auszeichnung ſchloß, als ſie begonnen hatte.

Nur allzubald nach ſeiner Zurückziehung beſtätigte ſich leider die Beſorgniß, die ihn zu jener bewogen hatte; am 10 März 1833 erlitt er einen erſten Anfall von Schlagfluß. Doch erholte er ſich wieder, und die Ruhe und Muße, deren er nunmehr genoß, wirkten ſo günſtig auf ſeine Geſundheit, daß er ſogar auch an einzelnen Geſchäften wieder Theil nehmen konnte, für welche ſeine Einſicht und Erfahrung begehrt wurden. Im Sommer 1834 fühlte er ſich ſo weit geſtärkt, daß er einem ſehnlichen Wunſch, den er lange gehegt, willfahren zu können glaubte, und mit den Seinigen eine Reiſe nach Kopenhagen unternahm. In dieſer frühern Heimath fand er ſich durch liebe Erinnerung und Gegenwart doppelt angeregt, und freute ſich insbeſondere auch des Wiederſehens und der Huld des Königs von Dänemark, der den treuen Sinn ſeines ehemaligen Dieners mit Rührung anerkannte.

Von Kopenhagen im Herbſte nach Berlin zurückgekehrt, empfand er bald wieder die Nachtheile der rauheren Jahreszeit, doch gab ein wechſelvoller Zuſtand auch Zeitabſchnitte, in denen er eine zunehmende Beſſerung hoffen konnte. In ſolchen Zeiten hegte ſein Gemüth beſonders Ein Verlangen, daß er wiederholt und mit Lebhaftigkeit äußerte; er wünſchte herzlich, noch Einmal den König ſeinen Herrn zu ſehen! Ihn ſeiner innigſten Ehrfurcht und Dankbarkeit verſichern, ſie perſönlich ausdrücken zu können, war ihm ein Bedürfniß, dem in ſeiner Seele jede tiefe und zarte Empfindung ſich verknüpfte. Die Erfüllung dieſes Wunſches vermochte er nicht mehr zu erreichen. Zwar traten wiederholt günſtigere Tagesreihen ein, und die Heiterkeit ſeines Geiſtes wie die Wärme ſeines Gemüths erwieſen ſich noch im Anfange des Jahres 1835 in erhöhter Lebensfriſche, allein gerade in ſolchem verſprechenderen Zuſtande überfiel ihn unerwartet am 18. März ein erneuter Schlagfluß. Die Hülfe der Aerzte war vergebens. Von treuer Liebe der Seinen umgeben, erfüllt mit dem reinen Bewußtſein eines tugendhaften Lebens, und erhoben durch frommes Gottvertrauen, entſchlief er am 28. März im beinahe vollendeten ſechsundſechzigſten Jahre ſanft und ruhig zu einem höhern Daſein, an das er geglaubt, mit dem er ſich ſtets heiter beſchäftigt hatte.

Die Beſtattung geſchah am 1. April mit allem Glanz und herkömmlichen Ehren, die dem ausgezeichneten Range und der Stellung des Hingeſchiedenen gebührten; doch mehr als jene bezeichneten der ungeheuchelte Schmerz und die tiefe Trauer aller Edeln, die ihn gekannt und ihn zu würdigen vermocht, die Größe ſeines Werthes, ſo wie des Verluſtes, den ſein Scheiden uns empfinden ließ.

In der That mag ſelten eine Perſönlichkeit ſo ausgezeichnete Uebereinſtimmung des äußern Erſcheinens und des innern Weſens darbieten, als dieß in ihm der Fall war. Der liebevolle, menſchenfreundliche Sinn, die ſtrenge Rechtſchaffenheit, die hohe Bildung des Geiſtes und die reiche Welterfahrung vereinigten ſich in ihm zu dem ſchönſten Ausdruck echten Menſchenadels, dem Ehrerbietung und Zuneigung nie zu verſagen waren.

Bernſtorff's Karakter als Staatsmann iſt in obigen Umriſſen ſeines Lebens und Wirkens den Hauptzügen nach bereits geſchildert. Erwähnen müſſen wir noch, daß er in jedem Geſchäft mit feſter Beſtimmtheit nur auf die Sache ging, dem redlichen Zwecke nie andere als redliche Mittel wählte, und daß er die künſtlichen Gewebe diplomatiſcher Feinheiten ſehr wohl kannte, doch weder brauchte noch liebte. Von leidenſchaftlichen Antrieben, von eigenem Ehrgeiz und Vortheil findet ſich in ſeiner zwiefachen Dienſtlaufbahn wohl ſchwerlich eine Spur!

Perſönliche Verhandlungen pflegte er nicht ohne Lebhaftigkeit, aber ſtets in verbindlicher Geſinnung zu führen. Die Klarheit ſeiner Anſichten gewann leicht Eingang, und ſeine Gründe beredeten nicht, ſondern überzeugten. Von ſeinen Gehülfen, wie er ſeine Räthe und Untergebenen nannte, forderte er viel; aber das Geleiſtete würdigte er dankbar, und freute ſich jedes Lobes, das er ertheilen konnte. Er wußte zu befehlen; ließ aber zugleich die zarteſten Rückſichten der Billigkeit und Schonung walten. In ſeinen eigenen ſchriftlichen Arbeiten leiſtete er alles ſelbſt, was er von Andern forderte; ſie vereinigten die gründlichſte Darlegung der Sache und die angemeſſenſte Ausdrucksweiſe. Sein Takt für Schicklichkeit, Präciſion und Anmuth in jeder Art von Abfaſſung war bewunderungswürdig, und die ſchwierigſten und bedenklichſten Aufſätze gingen klar und gediegen aus ſeiner Redaction hervor.

Der äſthetiſche Sinn, deſſen er von früher Jugend her theilhaftig war, und den ſeine ganze Geiſtes- und

Lebensbildung treulich gepflegt hatte, zeigte ſich in ſpäteren Jahren auch durch eigene Hervorbringungen, welche einen edeln Inhalt, Gedanken und Bilder frommer Liebe, mit dichteriſchem Ausdruck bekleideten. Oft genug war ſein Geiſt mit ſolchen Gegenſtänden beſchäftigt, bald die Schönheit der Darſtellung, bald die Macht der Gedanken erfaſſend; er wußte auch die ihm fremdeſten Denkarten und Einwendungen zu durchdringen, und in ihnen den Kern des Geiſtes und des Talents hervorzuheben und zu ſchätzen. Sein eigenſter Geiſtesweg aber führte ihn immer auf's neue zu dem Troſte und der Beruhigung zurück, die ihm, wie ſeinem gleichgeſinnten Freundeskreiſe von frühester Zeit durch evangeliſchen Glauben verliehen waren, mit deſſen Kern er ſeine eigenthümlichen Forſchungen und Anſichten durch unbefangenes Gefühl leicht vereinigte.

Wir haben bereits ſeiner Verheirathung zu erwähnen gehabt; ſeine Ehe war ein ununterbrochenes Glück, ein ſeltenes Verhältniß hoher und gegenſeitiger Verehrung. Seine Wittwe und ſeine noch übrigen Geſchwiſter betrauern den liebevollſten Gatten und Bruder, ſeine hinterlaſſenen beiden Töchter den zärtlichſten Vater; in dieſem Kreiſe kann der Schmerz um den theuren Abgeſchiedenen nie verſiegen, deſſen ſchöne Seele ſich hier am liebevollſten und beglückendſten entfaltete. Drei Söhne in frühen Jahren und eine ſchon verheirathete Tochter gingen ihm voran.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]
„[illegible]“
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

6.

Am 28. August 1849.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

6.

Am 9. Januar 1833.

Ich ſuchte Worte, ſuchte Farben,
Das ſtrahlende Bild recht zu geſtalten,
Doch bald die Worte mir erſtarben
Und auch die Farben mir erkalten.
[illegible] mir, wie [illegible] [illegible] Worte ſagen,
Daß aus den Sternen beider Augen
Ein Bild hervorgegangen war,
So [illegible], ſo [illegible],
Doch, [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible]
Mit Schatten zu [illegible] wollen.

Angelus Silesius.

Johannes Angelus Silesius hieß eigentlich Johann Scheffler, und hatte den Namen Angelus, den er als Dichter führte, von einem spanischen Mystiker des sechzehnten Jahrhunderts, dem Franziskaner Johannes ab Angelis, entlehnt, den Zunamen Silesius aber von seinem Vaterlande. Er war geboren zu Breslau im Jahre 1624. Von seinen Eltern ist nichts bekannt, nur wenig von seinen Studien. Man berichtet, schon in seiner Jugend habe er einen entschiedenen Hang zu tiefen Geistesforschungen gezeigt, und besonders des teutonischen Philosophen Jakob Böhmens, so wie Valentin Weigels und Schwenkfelds Schriften fleißig studirt. Die Heilkunde war das Fach, dem er auf der Universität sich widmete, und worin er auch die Doctorwürde empfing. Er ging sodann auf Reisen, hielt sich besonders in Holland längere Zeit auf, wo er die Versammlungen der Frommen fleißig besuchte, und wahrscheinlich wurde er hier auch in die Gemeinschaft der Eingeweihten förmlich aufgenommen, welche in Amſterdam für die Lehre Jakob Böhmens als Wiſſende ſich zu einer Art Loge vereinigt hatten. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erlangte er bei Kaiſer Ferdinand III. den Titel und bei dem Herzoge von Würtemberg-Oels die Anſtellung als Leibarzt. In Oels hielt er gute Freundſchaft mit Abraham von Frankenberg, Jakob Böhmens vertrautem Schüler, der auch das Leben ſeines Meiſters geſchrieben hat. Nach Frankenbergs Tod erbte Scheffler von ihm den Beſitz wichtiger und ſeltner Bücher, ſo wie die handſchriftliche Ueberlieferung mancher Geheimniſſe, welches alles er aber ſpäterhin dem Feuer übergab, vielleicht um einen möglichen Mißbrauch zu verhüten, aber wohl auch weil ſeine Denkart mit dem Weſen jener Richtung nicht mehr ganz übereinſtimmte.

Denn bereits im Jahre 1653, alſo in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre, war in ihm der Entſchluß zur That gereift, die proteſtantiſche Kirche zu verlaſſen, und zur katholiſchen überzutreten, deren Dienſt er ſich ſodann auch ganz widmete. Der bisherige Leibarzt wurde Prieſter und biſchöflicher Rath in Breslau, entſagte jedoch dem letztern Amte bald wieder, und zog ſich zu den Kreuzbrüdern mit dem rothen Stern in ein Kloſter zurück. Aus dieſer Abgeſchiedenheit aber ſuchte er nur um ſo eifriger für das Gedeihen der katholiſchen Kirche thätig zu ſein. Er ſchrieb zuerſt eine kleine Schrift

„Urſachen und Motiven weßhalb er katholiſch geworden“, die noch im Jahre 1653 in Olmütz an das Licht trat. Darauf ließ er unermüdet eine Menge Gelegenheits- und Streitſchriften ausgehen, meiſt unter erdichtetem Namen, und griff in die damaligen theologiſchen Kämpfe heftig ein. Kurz vor ſeinem Tode, der am 9. Juli 1677 zu Breslau erfolgte, erſchien eine Sammlung der vorzüglichſten dieſer Schriften in zwei Folianten, und zum Theil bezeugen ſchon die dort aufgerichteten Titel der einzelnen Aufſätze, mit welcher Wuth und in welcher Mißgeſtalt dieſe Erörterungen in jener Zeit geführt wurden. Sein Hauptgegner in dieſen Kämpfen war der Profeſſor Adam Scherzer in Leipzig, mit dem er viele Streitſchriften wechſelte. Als beſonderer Feind ſtand ihm aber auch der [illegible] Geiſtliche Freitag in Oels entgegen, der auch den Druck der Schriften deſſelben in Schleſien möglichſt hinderte. Dagegen hatte Scheffler den Triumph, daß im Jahre 1662 in Breslau ſelbſt, größtentheils durch ſeine Bemühung, die katholiſche Geiſtlichkeit den Frohnleichnamstag mit öffentlicher Prozeſſion, wobei er ſelber die Monſtranz trug, unter Trompeten- und Paukenſchall feiern durfte, welches dort ſeit der Reformation nicht geſchehen war.

Die Tiefe und Schönheit unſeres Autors ſind nicht in jenen Schriften zu ſuchen, noch in dieſen Verhältniſſen der äußern Lebensſtellung, ſondern vielmehr in ſeinen reingeiſtigen, dichteriſchen Erzeugniſſen ausgedrückt.

Unter dieſen ſind die geiſtlichen Lieder, welche unter dem Titel „Heilige Seelenluſt“ oder „die verliebte Pſyche“ zuerſt im Jahre 1657 zu Breslau, geſammelt und mit Muſik des biſchöflichen Muſikus Georg Joſephi verſehen, herauskamen, am bekannteſten geblieben. Weniger hat ſich das Gedicht, „Betrachtung der vier letzten Dinge“, welches zu Schweidnitz im Jahre 1675 erſchien, im Andenken erhalten. Das wichtigſte aber und genialſte ſeiner Werke, „der cherubiniſche Wandersmann“, das zuerſt in Breslau und zugleich in Wien im Jahre 1657 gedruckt wurde, und faſt ein Jahrhundert hindurch ein weitverbreitetes Erbauungsbuch war, wie deſſen zahlreiche Ausgaben bis zum Jahre 1737 bezeugen, ſank um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in völlige Vergeſſenheit hinab. Der Aufmerkſamkeit der Gelehrten ſcheint dieſer Schatz am frühſten entſchwunden zu ſein, und eine Zeit lang wenigſtens noch im ſtillen Beſitze der Frommen ſich erhalten zu haben, bis er auch hier im Wechſel der Dinge allmählig unterging. Schon Zinzendorf, der die Lieder des Angelus kannte, und eine Auswahl neu herausgeben wollte, gedenkt des cherubiniſchen Wandersmannes nicht. Die litterariſchen Notizen, welche ſich über den Autor hätten finden laſſen, lagen unbeachtet, den Namen wie die Werke deſſelben kannte keiner unſrer neueren Dichter noch Dichterfreunde. Höchſtens wurde noch, an hiezu geeigneten Orten, der geiſtlichen Lieder gedacht, die zum Theil unter dem

Schutze der ſchwerlich zu erweiſenden Angabe, daß die meiſten vor des Verfaſſers Uebertritt zur katholiſchen Kirche gedichtet worden ſeien, in proteſtantiſchen Geſangbüchern Aufnahme gefunden hatten. Die erſten Wiedererwähnungen des cherubiniſchen Wandersmannes ſprachen von ihm als von einer neuen Entdeckung, und wußten für dieſelbe noch gar keine Anknüpfungspunkte.

Friedrich von Schlegel war es, der zuerſt wieder von dieſem Buche volle Kenntniß und gleichſam geiſtigen Beſitz nahm. Durch ihn empfingen wir davon die erſte Nachricht und Mittheilung. Bald wurde die auch andrerſeits geweckte Aufmerkſamkeit thätig, es erſchienen mehrfache Proben, und da nicht zu hoffen war, daß durch Schlegel ſelbſt eine Herausgabe ſo bald zu Stande kommen würde, die auch eigentlich kaum in ſeiner Abſicht lag, indem er es vorzog, einzelne Sprüche durch religiöſe Betrachtungen zu erläutern: ſo waltete kein Bedenken, das äußerſt ſeltne Beſitzthum wieder dem Gemeingute zu nähern, und eine dem nächſten Bedürfniß entſprechende Auswahl für befreundete Leſer dem Druck zu übergeben.

Sie wurde mit größter Gunſt auch in weiteren Kreiſen aufgenommen. Daß hier eine außerordentliche und tiefſinnige Geiſtesart ſich offenbarte, eine Genoſſenſchaft der Weihe, die in Tauler und andern Geiſtern dieſer Ordnung verehrt wird, mußte im Allgemeinen bald einleuchten. Blieb auch das Verſtändniß des Einzelnen ſchwieriger, und ſchienen Gedanken und Bild bisweilen eines beſondern Schlüſſels zu bedürfen, der das Innre eröffnete, ſo war hier der Leſer bei unſerm Autor doch nur in ähnlichem Falle, wie bei allen Schriftſtellern dieſer Art, und ſelbſt bei den eigentlichen Philoſophen, deren nothwendigſte und ergiebigſte Bezeichnungen von jeher den Schein der Unverſtändlichkeit und ſelbſt des Widerſinns tragen mußten. Aber auch genug allgemein Verſtändliches iſt hier vorhanden, und dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen, wie jenen Schriften des Herakleitos, bei denen der weiſe Leſer aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunklen ſchloß.

Wünſchenswerth erſchiene nun allerdings, daß über das Leben und die Schriften des Angelus Sileſius eine umfaſſende kritiſche Arbeit geliefert würde. Die Bezeichnung ſeines Geiſtes, ſeiner Stellung in Zeit und Leben, insbeſondere ſeines Standpunktes in der Reihe früherer und ſpäterer Gleichgeſinnten, endlich eine Würdigung ſeiner Eigenſchaften als deutſcher Schriftſteller und Dichter, wäre ein reicher Gegenſtand der Unterſuchung und Darſtellung. Derſelben hätte ſodann eine neue vollſtändige Ausgabe des cherubiniſchen Wandersmannes zu folgen, ferner eine gute Auswahl geiſtlicher Lieder und ſonſtigen Gedichte, endlich von den proſaiſchen Schriften das Wichtigſte in Bruchſtücken, Auszügen oder Berichten, und wir beſäßen, in wenigen Bändchen, würdig und wohlbewahrt einen Schriftſteller, der in der Reihe unſrer bedeutendſten nie mehr auszulaſſen iſt.

Inzwiſchen hat ſeit einer Reihe von Jahren, durch unſre Anregung, die Aufmerkſamkeit in Deutſchland für den Angelus Sileſius ungemein zugenommen. In Baiern ſind zwei Ausgaben des cherubiniſchen Wandersmannes, wie auch ein neuer Abdruck der geiſtlichen Lieder an's Licht getreten. Jedoch haben auch verſchiedene Urtheile ſich vernehmen laſſen, welche den Sinn für eine ſo mächtige Erſcheinung noch in Unſicherheit und Mißtrauen befangen zeigen, und einen Mangel nicht nur des innern Aufſchwunges, ſondern auch ſogar der gelehrten Einſicht darthun. So hat man unter andern den Vorwurf pantheiſtiſcher Anſichten, der eben ſo bequem ſcheint als er meiſtens leer und grundlos iſt, auch hier anbringen wollen. Wir machen dagegen nur auf den Umſtand aufmerkſam, daß die katholiſche Kirche ſchon die erſten Abdrücke des Angelus Sileſius genehmigt hat, und daß proteſtantiſche Geiſtliche nicht minder für die Verbreitung deſſelben thätig geweſen ſind. Nur ſchwächer und zaghafter, nicht ſtrenger, als die katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen jener frühern Zeit, erſcheint hier der Eifer unſrer Tage.

Wir laſſen aber dieſen Gegenſtand gerne ruhen, und begnügen uns, dieſe Blätter fernerhin als eine perſönliche Gabe der Liebe, der Freundſchaft und der Verehrung denen zu widmen, die ſich an ihnen ohne Aergerniß erfreuen und erbauen!

Saint-Martin.

Ludwig Claudius von Saint-Martin wurde den 18. Januar 1743 zu Amboiſe geboren. Seine Eltern trugen die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, die in jeder Hinſicht vortrefflich war: beſonders eine Stiefmutter rühmt er als die Quelle all ſeines Glückes, indem ſie ihm die Sanftmuth, Aufmerkſamkeit und Frömmigkeit mitgetheilt habe, durch die er Gott und Menſchen lieb geworden ſei. Weniger ſcheint der Vater ſeinem Gemüthe verwandt geweſen. Obgleich von ſchwachem Körperbau, und außerordentlich reizbar, ertrug er doch mit Erfolg alle Anſtrengungen, welche das Ringen nach Kenntniſſen und eine bewegte Lebensart ihm auferlegten. Sein Vater hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und ungeachtet entſchiedener Abneigung für dieſen Stand war der Jüngling auf dem Kollegium von Pontlevoi in Kenntniſſen bald ſo ausgezeichnet fortgeſchritten, daß er in Tours eine Anſtellung empfing. Allein ſeine Neigung führte ihn unter allen Studien und Geſchäften zu dem höheren Gebiete innerer Forſchungen und frommer Weisheit empor, dem er ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſelbſtſtändigen Entſchluß in eigenthümlicher Bahn ſich gewidmet hatte. Die gewöhnlichen Wiſſenſchaften und Bücher ließen ihn unbefriedigt; noch auf der Schule las er ſchon mit Entzücken das Werk von Abadie l'art de se connaître, welches ihn für höhere Dinge entſchied; ſpäter regten Burlamaqui's Schriften ihn mächtig an. Seine Anſtellung in Tours war von keiner Dauer; abermals dem Willen ſeines Vaters folgend, trat er in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre in das Regiment von Foix als Offizier. Hier zeichnete er ſich durch ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten und durch ſittlichen Lebenswandel aus; ſeine Kammeraden waren über ſeine Grundſätze verwundert, fanden ſein Betragen ſonderbar, aber gewannen ihn bald lieb, und ließen ihn in ſeiner Art gewähren, manche ſogar ſchloſſen ſich ihm näher an. Seine Hauptbeſchäftigung machten nun die alten und die neuen Sprachen, die ſchönen Künſte und beſonders die höheren Wiſſenſchaften. Muſik und ländliche Wanderungen wurden ſeine liebſte Erholung. Von größter Wichtigkeit aber war für ihn die Bekanntſchaft, die er zu Bordeaux, wo ſein Regiment in Beſatzung lag, durch einige ſeiner Kammeraden mit dem in die höheren Kenntniſſe eingeweihten Martinez Pasqualis machte, der ihn zu ſeinem Schüler aufnahm. Leidenſchaftlich für die Wahrheit erglüht, widmete er ſich ganz ihrer Erforſchung und Ausbreitung; er verließ den Kriegsdienſt um fernerhin nur ihrem Dienſte zu leben; er machte verſchiedene Reiſen zu ſeiner Belehrung; Studien und ſtille Wohlthätigkeit erfüllten alle ſeine Zeit. Inzwiſchen hatte ihn ſein Weg in allerlei Verbindungen mit Geſellſchaften geführt, die nach derſelben Richtung zu ſtreben ſchienen; ſein überlegener Geiſt ließ ihn bald entdecken, was fehlte und was nöthig war; er trat ſelbſt als Stifter einer Geſellſchaft auf, die nach und nach in weiten Räumen ſich ausgebreitet, aber auch in mancher Weiſe von dem Geiſte des Stifters ſich wieder entfernt hat. In dieſer Sache iſt vieles dunkel geblieben, was wohl niemals völlig zu erhellen ſein mag. Indeß war das neue Unternehmen wahrſcheinlich der erſte Antrieb zu ſeinen nachher zahlreich gewordenen Schriften und zu ſeinen größeren Reiſen in Italien, Deutſchland und England. Sein erſtes Werk, das berühmte Buch des erreurs et de la vérité, ſchrieb er um das Jahr 1774 zu Lyon, wo er ſich mehrere Jahre aufhielt, und ſeine Grundſätze in der Freimaurerloge vortrug; er verfertigte das Buch innerhalb vier Wintermonaten, am Feuerherde der Küche, weil er kein warmes Zimmer hatte. In Rom, Bern, Straßburg, London und Paris ſetzte er abwechſelnd ſeine Arbeiten fort; überall fand er Verehrer und Freunde; angeſehene und ausgezeichnete Perſonen huldigten ſeinem Geiſt und ſeinem Gemüthe. Mächtige Gönner erboten ſich, ihm das Ludwigskreuz mit einem Jahrgehalte zu verſchaffen, allein er lehnte beides ab. Mitten in dieſem großen Weltverkehr blieb er dennoch einſam und zurückgezogen; ſeine Beſcheidenheit und ſein Ernſt hielten den Ruhm ſeines Geiſtes von ſeiner Perſönlichkeit ab, und die äußere Welt war lang in Zweifel, wer unter dem Namen des unbekannten Philoſophen, den er ſich in ſeinen Büchern gegeben, verborgen ſein wollte. Nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen lebte er zu Paris in dem Hauſe der Herzogin von Bourbon, die ihn mit Güte überhäufte. Sie war eingeweiht in die Lehren der Myſtiker, und bewegte ſich darin mit eine Art muntrer Freigeiſterei, die ſie ſpäter, nachdem ſie in Spanien geweſen, mehr und mehr ablegte, ſo wie ſie auch nach Saint-Martin's Tode ſich ganz den Vorſchriften der katholiſchen Kirche hingab, und im Jahre 1824 das erſehnte Loos hatte, betend in der Kirche der Heiligen Genoveva todt hinzuſinken. Saint-Martin befand ſich abermals im Auslande, und grade auf einer Reiſe in Italien, als die franzöſiſche Revolution ausbrach. Er eilte nach Paris, wo er von ſeinem hohen Standpunkte den großen Bewegungen unerſchüttert zuſah, und dieſe eigenthümlich deutete. Den auferlegten Pflichten des neuen Bürgerthums entzog er ſich nicht, ſondern verſah mit Genauigkeit ſeinen Dienſt als Gemeiner bei der Nationalgarde, welches jedoch die einzige Thätigkeit blieb, durch die er an der Revolution wirklich Theil nahm.

Er ſtand unter andern zum letztenmal Schildwacht am Tempel, wo der Dauphin gefangen gehalten wurde, ein Umſtand, der ſein Inneres tief ergreifen, und ihm nur deſto bedeutender ſein mußte, als er früher zum Lehrer des jungen Prinzen vorgeſchlagen worden war! Durch eine Verfügung, welche die Adlichen betraf, wurde er genöthigt Paris zu verlaſſen, und ſeinen Aufenthalt in Amboiſe zu nehmen. Er gab ſeinen Mitbürgern immer das Beiſpiel der Unterwerfung unter die Geſetze, der Rechtſchaffenheit, des Wohlthuns; zugleich aber auch des edelſten Muthes für die Wahrheit, denn inmitten der gefahrvollſten Stürme der Revolution wagte er ſeine kühnſten Schriften herauszugeben, und es iſt ein Wunder, daß er unangefochten blieb. Nachdem die Zeiten wieder ruhiger geworden waren, kehrte er nach Paris zurück, und lebte von neuem ſeinen Freunden und den Studien. Seine Wißbegierde breitete ſich nach allen Richtungen aus; bei ſeinem großen Geiſte verſchmähte er doch keine Gelegenheit auch von Geringern zu lernen, und ſelbſt wenige Monate vor ſeinem Tode beſuchte er noch öffentliche Vorleſungen. Er hatte das Herannahen ſeines Todes geahndet, und ſeinen Freunden angekündigt; mit ruhigem Bewußtſein ſah er ſeine letzte Stunde kommen, und mit Freuden ſogar ſchien er ſeine irdiſche Hülle zu verlaſſen. Er ſtarb gegen 11 Uhr Abends den 13. Oktober 1804 zu Autray bei Chatillon, in dem Landhauſe des Senators Lenoir-Laroche, wohin er am nämlichen Tage aus Paris zum Mittageſſen gekommen war. In ſeinen nachgelaſſenen Schriften ſagt er vom 18. Januar 1803: „Dieſer Tag, der meine ſechzig Jahre erfüllt, hat mir eine neue Welt eröffnet. Meine geiſtlichen Hoffnungen wachſen immer mehr. Ich nähere mich, Gott ſei es gedankt, den großen Genüſſen, die mir ſeit langer Zeit angekündigt ſind, und durch welche die Freuden aufs Höchſte ſteigen werden, von denen mein Daſein in dieſer Welt wie beſtändig begleitet geweſen.“ Sein Hinſcheiden war ſanft und freudig. Einen Prieſter, den man herzugerufen, wollte er nicht annehmen, durch die Weihe ſeiner geheimen Wiſſenſchaften und Verbindungen, wie er glaubte, ſchon höheren Graden einer Hierarchie einverleibt, in welcher die Kirche ſelbſt nur als Mitbeſtandtheil angeſehen wurde. Wir laſſen die Geheimniſſe dahingeſtellt, und halten uns an ſeine offenbare Erſcheinung. Er war ein reiner und edler Menſch, ſeine Tugenden entſprachen ſeinem Geiſte; beſcheiden und ſtill verhehlte ſein Aeußeres die Schätze, die ſein Inneres hegte; mild und freundlich in ſeinem Benehmen, heiter und lebhaft im Geſpräch, konnte er unter Freunden hinreißend liebenswürdig ſein. Er gehört zu den auserwählten Geiſtern, die von Zeit zu Zeit gleich Weſen einer höheren Ordnung unter den Menſchen wandeln, damit deren urſprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern ſichtbar bleibe. Seine zahlreichen Schriften tragen das Zeichen eines eigenthümlichen Geiſtes von außerordentlicher Kraft und Tiefe, aber ſeine Wiſſenſchaft iſt in Geheimniſſe eingehüllt, die einen großen Theil dieſer Schriften verdunkeln, und in welche auf gewöhnlichem Wege einzudringen nicht möglich iſt. Dem Unbefangenen wird jedoch immer genug Vortreffliches darin verſtändlich ſein, um für das Unverſtändliche kein übereiltes Verdammungsurtheil zu geſtatten. — Die in ſeinen Oeuvres posthumes erſchienenen kurzen Sätze, Bekenntniſſe und Bemerkungen, dürften die beſte Einleitung zu ſeiner näheren Bekanntſchaft ſein. —

Goethe.

„Im Sinne der Wanderer.“

Als vor beinahe dreißig Jahren, im Gedränge ſo vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meiſters Lehrjahre damals in der deutſchen gebildeten Welt den unerſchöpflichen Stoff boten, auch zuerſt der Spruch verlautete: Das ganze Buch ſei gleichſam eine Frucht, reich und ſchön um den Kern herumgewachſen, der in ihm durch Textſtellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall ſchon in Beſitz genommen ſei, und die andre ſchmerzlich beklagt, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt worden; — als dieſer Spruch zuerſt vernommen wurde, konnte er faſt nur befremden: denn der leichte Sinn der meiſten Leſer wird im Genuſſe des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze faſt immer unangenehm geſtört, und ſelbſt der tiefere ſcheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte

Geſtalt und auf noch unbetretenem Pfade erſcheint. So wurde denn jene Aeußerung, obwohl von einer Seite her kommend, der man ſonſt gern urſprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und gradedurchgehendes Erſchauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meiſten als ein ſeltſames, nicht zu verſtehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfſchütteln beſeitigt.

Doch hätte ſchon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung ſehr gut geſchehen und der Eingang zu allgemeinerem Verſtändniſſe ſich leicht eröffnen laſſen, wenn jemand des Sinnes geweſen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben ſo kritiſch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweiſe nur dem Stoffe und der Geſtalt deſſelben zu Theil geworden war. In dem Buche ſelbſt lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und heben mußten, und die beiden Textſtellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leiſen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Weſſen Sinn auf inneren Zuſammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntniſſen und Ausbrüchen, welchen die Alte bei Erzählung von Mariannens Tod über deren und ihre eignen Verhältreiſe ſich überläßt, und worin der Zuſtand der Proletarien, der Verwahrloſten und Bedrückten, in erſchütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf ſich hat, als durch ein gewiſſes Nachtſtück die dichteriſche Wirkung wohlfeil zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch erſcheinen, als unvermuthet nachgewieſen wurde, und einer neuen Entdeckung gleichſam, daß jene beiden Texte, auf welche ein ſo großer Werth gelegt werden ſollte, von Göthe'n ſelbſt im Stillen ſchon mit einem beſondern Nachdruck verſehen waren, indem er ſolche bei anderm Anlaß wiederholt, und beide an verſchiedenem Orte nochmals der Betrachtung aufgeſtellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, und den andern in den Beilagen zu Cellini's Lebensbeſchreibung. Vieler nicht ſo unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geſchweigen, die ſich in ſeinen Schriften auch ſonſt für dieſes Thema zahlreich finden laſſen.

Eine ſtarke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meiſters Lehrjahre, ſeit der erſten Erſcheinung dieſes Romans, geſchrieben und vorgetragen, mit einſichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgeſprochen, oder auch mit unzulänglichem Vermögen getadelt und verunſtaltet worden. Der Dichter hat alles dieſes, den Tadel wie das Lob, den guten wie den böſen Willen, ſchweigend vorübergehen laſſen, und ſich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beiſtimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das beſſere Verſtändniß ſeines Werkes bereitete er auf die ſicherſte und bündigſte Weiſe durch deſſen Fortſetzung, die denn auch endlich, nach mehr denn zwanzigjährigem Zwiſchenraume, als Wilhelm Meiſters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand ſich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textſtellen eingedenk waren, die eine derſelben, die Betrachtung über den ſchon genommenen Beſitz alles Bedarfs, in neuer Wendung wiederholt, und die Beſtätigung, welche dadurch für die Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um ſo größer ſein, als Göthe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man ſie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das ganze Werk in veränderter und vollerer Geſtalt nochmals erſchien, kam jene Wiederholung darin ſogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieſes buchſtäbliche Zeugniß, ſprach nunmehr der geſammte Gang und Inhalt des Werkes, wie ſolche von jedem Auge ſichtbar werden konnten, für das Daſein eines tief eingreifenden, aus dem Zuſtande der Welt geſchöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beiden Hauptſeiten, nach der materiellen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

[illegible] auch auf die [illegible] der jetzt eine neue Betrachtung [illegible], ein [illegible] wenig [illegible], ein [illegible] ganz [illegible] Inhalt [illegible] [illegible] bei [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], und zeigte sich in [illegible], [illegible] Beziehung mit den [illegible] [illegible] [illegible] der Wanderjahre. Wir haben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeit [illegible] und die Meinung aufgestellt: die zwei letzten Bücher der [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] von den [illegible] ab, und schließen sich [illegible] den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter [illegible], wollen wir einige allgemeine Betrachtungen, die sich aufdrängen, [illegible], da sie unsern Weg auf diese Art [illegible].

Was man von [illegible] gesagt hat, daß er auf den [illegible] und [illegible] seiner [illegible] [illegible], gilt im [illegible] von jenem [illegible], dem dieser Name im großen Sinne bei [illegible] gebührt, und [illegible] Dichtung gehört nicht eigentlich zu den [illegible], welche den [illegible] tragen, [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] [illegible], und [illegible] die [illegible] [illegible] Welt, so wie die [illegible] [illegible], [illegible] als die [illegible] seiner [illegible] in die [illegible] hatten.

[illegible] Leben und [illegible] gehört [illegible] einem der [illegible] an, die im [illegible] des [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Beſuch bei Goethe.

[illegible]

(Nach einem Briefe.)

[illegible]

das [illegible] [illegible] Geſpräch [illegible] zu [illegible] [illegible], als man wie ein Stück Leben, in [illegible] [illegible] [illegible], ein Gefühl im Ganzen wirkend ohne die einzelnen Bezüge [illegible] [illegible] zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, mit der [illegible] [illegible] Wurzel [illegible], aber [illegible] doch nur als [illegible] Gefühl des Augenblickes [illegible]. Wie jenem [illegible] Fremden zu Athen, der auch [illegible] mit Plato [illegible] Zeugen [illegible] [illegible], ſo man auch zu ſeinem [illegible] [illegible], dem Philoſophen zu [illegible], ſo ging es [illegible] mir, der ich in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], nun auch die [illegible] [illegible] [illegible] gleichmäßigen [illegible] zu [illegible]. Ich blieb auf Goethe's [illegible] [illegible] den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht [illegible]; ſein Sohn und deſſen [illegible] Gattin waren die einzigen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Schwer würde ich einige [illegible] [illegible] aus dem [illegible] Ganzen [illegible]! die [illegible], [illegible] [illegible], die [illegible], [illegible] [illegible], und Gefühl im [illegible], [illegible] mir unter den Händen, wenn ich ſie dem Gedächtniß zum [illegible] und [illegible] [illegible] wollte. Wir ſprachen über [illegible], Goethe mit [illegible] — er ſagt es ſelbſt — [illegible] von Dingen, die ſeine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auch über den Geiſt und die Richtung der [illegible] wicklung der Regierung, über die Gestalten der mäch- tigen [illegible], Napoleon, [illegible], [illegible] Preußen; wie freut' ich mich bei anschaulicher Vor- tragend, daß ich [illegible] alle [illegible] in unsrer vaterländischen [illegible] [illegible] gelegt! Wie gewaltig, eindringlich und anschaulich waren seine Bezeichnun- gen in diesem Gedichte, von welchem [illegible], so daß [illegible] wie den [illegible], [illegible]! Er stellt uns stets und überall die Dinge dar, wie die Menschen sich sie im Leben; er hat [illegible] ihrer Beschaffenheit und Schicksal, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll mehr [illegible] [illegible], weil wir sie noch als Ernst nehmen? — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ein Leben und menschlichen, wie es jemals einer geben kann? In seiner Musik war alle Freiheit [illegible] [illegible] [illegible], und wurde [illegible], zu unsrer Zeit ein geistig erhobenen Frommen, [illegible] [illegible], das Gedicht, der Stimme unsrer Bildung. In dem Schat- ten dieses Mannes wandelte wie [illegible]. Jeder und diese brachte ein Morgen in unsern vaterländischen Gefilden, [illegible] und [illegible] [illegible] wie [illegible] an seinem [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], die in der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], als zu [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] will. Ich [illegible] nicht alles [illegible], weil sie [illegible], und einen [illegible] [illegible] sie [illegible] wird; und [illegible] [illegible] [illegible] iſt deutlicher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe's vielleicht manche Anſicht nicht ſogleich in volle Beleuchtung treten laſſen, manche Aufklärung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weiße Stein den farbigen Schimmer jedes Lichtes, das ihm dargeboten wird, ſicher auf, und vertheilt ihn mit Gleichförmigkeit über das ganze Bild! — Uebrigens iſt Goethe alt, und gerade darin jung, daß er die Weisheit des Alters mit gleicher Friſche und Wahrheit in ſich aufnimmt, wie er jung die Jugend in ſich aufnahm; es iſt eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre ſolche Alte möglich zu ſehn, wie Schlabrendorf und Goethe ſind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und voll hoffnungsreicher Geſundheit ſteht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Arbeit bedacht wie auf Freude, aber die Zeit vollkommen ausfüllend, und nicht das größere Zwiſchengebiete verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über ſein Leben — dieſe gehaltreichen Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefſinnige Klarheit des alten Philoſophen mit der jugendlichen Fülle des alten Dichters vereinigt iſt — den Standpunkt, auf welchem er ſich als Menſch jetzt befindet, ſeine Art und Weiſe des Daſeins, ziemlich vollſtändig und unzweifelhaft zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; der Erfolg iſt ſo ſicher, daß nicht geſtrichen zu haben er jetzt bekannt! — Dieses Nebengemälde, daß die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Musikers antwortete, und mich von dem ersteren zwar viel, aber doch nur in Bezug auf den letzteren lieben ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Talent ich die folgenden Tage mit einer solchen Glut erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Ereignisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich wohl sagen, bin ich um ein großes Glück reicher! —

Rameau.

Das geiſtreiche Buch Diderot's hat uns unter dieſem Namen in launreicher Schärfe einen Karakter dargeſtellt, deſſen ſittliche Verkehrtheit, Konſequenz und Durchführung ſich mit der politiſchen des Fürſten Machiavelli wetteifern kann. Die meiſten eigenthümlichen Züge ſcheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Muſikers, entlehnt zu haben, aber nur daß ihre Zuſammenſtellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener ſonderbare Menſch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit eigen war, die dem Böſen entgegen iſt, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn ſchon an ſich ein ſolcher Karakter zur Unterſuchung reizt und jede genauere Kenntniß deſſelben willkommen iſt, ſo müſſen bei dem Aufſehn und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgeſtattete Ueberſetzung des Diderot'ſchen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau ſich bei zweien unſern Franzoſen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erſte iſt der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen ſeiner Oeuvres choisies et badines ſo von ihm ſpricht:

„Rameau war unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichſte war. Er war Neffe des berühmten Muſikers, und auf der Schule mein Kamerad geweſen; er hatte zu mir eine Freundſchaft gefaßt, die ſich nie, weder von ſeiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dieß Menſchenkind, der ſonderbarſte Mann, den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in ſeinem Geiſte nie erlaubte auszubilden. Ich kann ſeine Art des Scherzes nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in ſeiner empfindſamen Reiſe ausübt. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Inſtinkt von einer ſo pikanten Art, daß es nöthig wäre ſie zu malen, um ſie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Studien, die aus der tiefſten Kenntniß des menſchlichen Herzens hervorzugehen ſchienen. Seine Geſichtszüge, die in der That poſſirlich waren, gaben dieſen Einfällen, die von ihm deſto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug ſchwatzte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben ſo großer und vielleicht größerer Muſiker als ſein Oheim geboren war, konnte ſich nie in die Tiefen der Kunſt verſenken; aber er war geboren reich an Geſang, und hatte die wunderbarſte Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdrucksvollen Geſang zu finden: wie hätte ein wahrer Künſtler ſeine Phraſen ordnen und verbeſſern, und ſeine Partitionen ſetzen müſſen. Er war von Geſicht eben ſo gräulich als luſtiglich häßlich, ſehr oft langweilig, weil ſein Genie ihn ſelten begeiſterte; aber wenn ſeine Gluth ihm zu Gebote ſtand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber er hätte ſeinen Vater des Vermögens ſeiner Mutter berauben müſſen, und er floh den Gedanken, den Urheber ſeines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, ins Elend zu verſetzen. Er hat bei mehreren andern Gelegenheiten Proben von der Güte ſeines Herzens gegeben. Dieſer ſeltſame Menſch lebte leidenſchaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu verſuchen auf dieſe Weiſe von ſich ſprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf ſich ſelber, das er die Nameide nannte, und das er in allen Kaffehäuſern herumbrachte: aber kein Menſch ging es beim Drucker zu holen. Ich machte ihm den Scherz eine zweite Nameide abzufaſſen. Der Buchhändler verkaufte ſie zu keinem

Beſten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn geſcherzt hatte, weil er ſich ziemlich gut getroffen fand. Dieſer Menſch, geliebt von einigen unter denen, die ihn gekannt hatten, ſtarb in einer geiſtlichen Anſtalt, wo ihn ſeine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit, die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur ſeine Aufſeher geweſen waren. Ich halte hier mit Vergnügen ſeine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von ſich gelaſſen hat." — So ſpricht Cazotte, und welcher Leſer dieſer Schilderung ſieht nicht mit gerührter Theilnahme den grauſamen Scherz, den ſich die Natur in dieſer ſonderbaren Miſchung von einander widerſprechenden Gaben gemacht zu haben ſcheint? Dieſer Rameau mit ſeinem einzigen Talent für Muſik und mit ſeiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß ſich mit ſeinem häßlichen Geſicht, ſeiner Lächerlichkeit und Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn ſein Inneres aufgeſeufzt hat! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig iſt als Cazotte, aber doch auch freier ſieht, als die meiſten ſeiner Landsleute. Die Stelle iſt aus dem zwölften Bande des **Tableau de Paris** und lautet wie folgt:

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laie, in den Kaffehäuſern lebte, und alle

Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genie's, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieſes keinen andern Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu ſchaffen. Er predigte dieſe Lehre mit einem ausdrucksvollen Geſtus, und mit einer ſehr mahleriſchen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem ſchönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung ſprach, alles das, ſagte er, von dem Marſchall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes oder Chebanon, geſchieht unbezweifelbar um etwas in den Mund zu ſtecken zu haben, und die Geſetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages, im Geſpräch, ſagte er, mein Oheim der Muſiker iſt ein großer Mann, aber mein Vater der Geiger war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit, denn ich war immer ſehr wenig neugierig die Zukunft auszulauern; ich war über volle zweiundzwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir ins Zimmer trat, und ſo redete: Wie lange willſt du noch ſo leben, in Faulheit und Nichtsthun? es ſind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du, daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich ſehr muntrer Laune war, ſo antwortete ich meinem Vater:

Gehangen zu ſeyn, das iſt ſchon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch mein Vater? — Hör zu, ſagte er: ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwiſchte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick ſo zuzuglitſchen, wie er ſollte, oder vielmehr wie er nicht ſollte; der Henker hatte mir das Hemd gelaſſen, weil es zerriſſen war; Huſaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Säbelhieb den Strick abſchnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte, daß ich zu mir ſelbſt kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und ſagte zu der Frau: Erſchreckt nicht mich im Hemde zu ſehn, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören .... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich ſchrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauſpiel gegeben von dem berühmten Italiener; die erſten Plätze zu ſechs Sols, die zweiten zu drei; jedermann kommt herein gegen Bezahlung. Ich verſchanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich ſchnitt mein Hemd in Stükken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blut bemahlt hatte, und da laß ich nun wechſelsweiſe meine Puppen reden, ſinge, und ſpiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt, indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuſchauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals den Horaz begeiſterte, wußte auch deinen Vater zu begeiſtern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorſtellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiſerkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, ſo daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du ſiehſt, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, du haſt ein neues Hemd auf dem Leibe; hier ſind zwölf Franken, jetzt kannſt du gehn. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet geſtehn, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Caſtor und Pollux. Seit der Zeit ſah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weiſe zerſchneiden, und vor dem Publikum mit Puppen ſpielen, alles, um ihren Mund zu ſtopfen. Das Kauen, nach mir, iſt das wahre Reſultat der erleſenſten Dinge dieſer Welt. Rameau's Neffe, von ſeiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und ſchrieb dem Miniſter um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der Graf von Saint-Florentin, der als Miniſter, wie bekannt, eine ganz abſonderliche Art hatte, ſich die Leute vom Halſe zu ſchaffen, ließ ihn einſperren, als einen unbequemen Narren, und ſeit der Zeit hab' ich nicht mehr von ihm reden gehört. Dieſer Neffe Rameau's hatte an ſeinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und ſo trat er mitten unter ihnen einher, ſeine Neuvermählte am Arm, zu der er ſagte: Ihr ſeid die Tugend, aber ich habe gewollt, daß ſie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einſt bei einer ſchönen Dame zum Beſuch, ſtand plötzlich von ſeinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooſe der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn ſchleunigſt zum Fenſter hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erſchrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falſch! ſagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, deſſen Ohr verletzt worden iſt.“ —

Werther's fünfzigjähriges Jubiläum.

1825.

Fünfzig Jahre ſind es, daß Werthers Leiden in der deutſchen Litteratur hervortraten, die ganze Empfindungsweiſe der Nation aufregten, und ſchnell durch ganz Europa eine Wirkung verbreiteten, deren wenige Bücher in der Welt ſich rühmen können. Die Macht des Inhalts war ſo groß, daß ſie das Leben ſelbſt ergriff und eine praktiſche Gewalt ausübte, gegen welche jeder bloß litterariſche Antheil in Schatten ſtehen mußte. England insbeſondere bewies innigſte Theilnahme für die neue Lebensfülle dieſes Buchs, deſſen Stimmung allem entſprach, was die moderne Zeit den Landsleuten Shakſpeare's in einem ausländiſchen Geiſtesverwandten desſelben darbieten konnte.

Die Zeit jener Empfindſamkeit, deren Mittelpunkt Werther wurde, war eine nothwendige Epoche unſerer Kulturgeſchichte. In den bewegten Fluthen des entfeſſelten Gefühls mußten die ſtarren Formen eines in allen Bezügen pedantiſch verengten Lebens ſich auflöſen, ehe daraus neue Geſtalten zu freier Bildung ſich entwickeln konnten. Wir Jetztlebenden alle haben unſern Antheil an dieſen Ergebniſſen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wiſſen, noch ahnden. Jene Zeit iſt vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt ſie ſich als Uebergang noch ſtets in eigner Lebenserfahrung. Den Eindruck, welchen Werther einſt auf die ganze Generation machte, bewirkt er noch heutiges Tages auf die einzelne Bildungsſtufe des liebenden Mädchens, des beſeelten Jünglings.

Wir ſind hinweg, wie über jenen erſten allzu heftigen Eindruck des Buches, auch über jene erſten Vorwürfe, welche denſelben begleiteten, und in Gegenſchriften, Verdammungsurtheilen und Warnungen überſchwänglich an den Tag kamen. Wir ſind hinweg über die erträumten Gefahren, welche die Schwäche auch hier zu finden glaubte, wie überall, wo ihr Großes und Starkes begegnet, daß ſie dafür zur Vergeltung zu allen Zeiten ſo gern als Unſittliches bezeichnen wollte; die traurige Schwäche, welche da meint, die Tugend ſei zaghafte Furcht, und nicht muthige Tapferkeit! Denn welches ächte Buch, von nur irgend wahrem Gehalt und Kunſtwerth, wäre nicht zuerſt immer von dieſer Seite angetaſtet worden? Wir ſind bei dem Werther gottlob über Aeußerlichkeiten aller Art hinweg; wir ſehen und leben ein Inneres in ihm, das uns niemand mehr verkümmern darf.

In der That iſt es nicht ſowohl die vorgetragene Geſchichte, nicht das tragiſche Loos, zu welchem die Verirrung des Beſten im Menſchen hier geführt wird, nicht die Kraft und Schönheit einzelner Schilderungen, wie ſehr ſie uns auch hinreißen, was uns jetzt mit dem Buche zumeiſt verbindet; ſondern es iſt vielmehr der Geiſt und Sinn, in welchem das Ganze erfaßt und gegeben worden; und dieſer Geiſt iſt der der Natur und Wahrheit, dieſer Sinn der der Schönheit und Liebe. Unſchuldig und hehr, in reiner Kunſtgeſtalt, tritt die edle Erſcheinung vor uns hin.

Aber ſie tritt wirklich vor uns hin, eben jetzt, in eigenſter Geſtalt; in einer neuen, ſtattlichen, handrechten Ausgabe, von der erſten Verlagshandlung nach fünfzig Jahren in faſt unverändertem Abdruck neu an's Licht gefördert! Es war ein ſchöner Gedanke, dieſes Büchlein, das bisher nur immer in der Sammlung der Goethiſchen Werke für das litterariſche Bedürfniß wiederholt wurde, zur Feier ſeines fünfzigjährigen Lebens und Wirkens auch wieder abgeſondert hervortreten, und, gleichſam auf ſeine eignen Füße geſtellt, aus eignen Kräften ſeine beſondere Bahn abermals durchlaufen zu laſſen. Und wahrlich nicht unausgeſtattet erſcheint es vor der Welt! Der hohe Dichter hat die Gluth der Jugend mit der Weisheit des Alters gekrönt. Wie einſt vier unerreichbar ſchöne Stanzen den Fauſt bei ähnlicher Gelegenheit dem Publikum erneuert vorführten, ſo leitet hier den Werther ein wundervoller Prolog auf ſeine neue Bahn, ein Gedicht, vor dem man ſtaunend weilt, und fragt, in welcher Dichterbruſt noch ſolche Kraft des Gefühls und ſolche Reife der Lebenseinſicht zuſammenwohne? Mit aller Friſche des Jünglingslebens redet der Dichter den „vielbeweinten" Schatten an:

Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran, und haſt nicht viel verloren.

Und am Schluſſe heißt es:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen, halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu ſagen was er duldet!

Die Verlagshandlung hat ein wohl getroffenes ſchönes Bild von Goethe dem Büchlein vorangeſetzt, das ſich durch dieſe Mitgabe noch beſonders empfiehlt. In Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken wird noch immer gern der Empfindſamkeit gehuldigt; die ſchlummernde zu wecken und die geweckte zu befriedigen mag denn auch Werther wieder einmal verſuchen! Möge ihm Heil widerfahren auf ſeinen Wegen, möge ihm in würdigen Kreiſen reich erneuerte Blüthe und Frucht gedeihen!

Goethe's natürliche Tochter. — Madame Guachet.

Mit lebhaſtem Antheil erſehen wir, daß die Memoiren der Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti, welche den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert haben, jetzt eben in einer neuen deutſchen Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung erſchienen ſind. Eines der wunderbarſten tragiſchen Geſchicke breitet ſich hier vor unſern Augen aus, und gewährt die anregendſten Betrachtungen. Der Stoff war es werth, von Goethe'n ergriffen zu werden, und es bleibt ewig zu bedauern, daß er ihn nicht bis zum Schluſſe verarbeitet hat. Einem mächtigen und glänzenden Königsgeſchlechte blutsverwandt zu ſein, jedoch von allen Vortheilen dieſes Verhältniſſes ausgeſchloſſen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niedres Unglück verſtoßen zu werden, aus dieſem aber nur aufzutauchen und den Königlichen Verwandten ſich wieder anzuſchließen in dem Augenblicke, da dieſe ſelber ſchrecklich zu Grunde gehen: dieſe Verwicklung hegt in ſich ſelber einen Reiz, der durch die begleitenden Umſtände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze ſich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, denen wir noch kaum entwachſen ſind, erhöht wird.

Bei dieſer Gelegenheit hat ſich aber auch der Zweifel erneuert, ob nicht der Verlauf dieſer Geſchichten eine Erdichtung ſei, die Perſon ſelbſt, welche ſich als Verfaſſerin des Buches angiebt, gar nicht exiſtirt habe! Von mehreren Seiten iſt dieſe Meinung aufgeſtellt und mit mancherlei Gründen unterſtützt worden. Man beruft ſich auf die Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſe Perſon und ihr Schickſal nicht größeres Aufſehen erregt habe, daß ſie ſpurlos habe verſchwinden können, und weder von den Freunden des Königthums noch von deſſen Feinden eifriger und genauer beſprochen worden ſei. Uns dünkt indeß, daß dieſe Unterlaſſung nichts gegen die Aechtheit dieſer Geſchichte zu beweiſen braucht. Wenn man bedenkt, welch ungeheurer und allgemeiner Zuſammenſturz der war, in welchen dieſe einzelne, damals noch dunkle Exiſtenz mitfortgeriſſen wurde, wie viel größere und folgenreichere Schickſale und unmittelbare Thätigkeiten und Leiden ſich den Mitlebenden aufdrängten, und doch bald in ſchnellem Wechſel ebenfalls verſchwanden und vergeſſen wurden, ſo kann man ſich nicht wundern, daß der Klageſchrei eines unglücklichen hülfloſen Weibes faſt ungehört verhallte. Die anerkannten, thronberechtigten Mitglieder der Familie Bourbon erregten kaum noch Aufmerkſamkeit, ſuchten von Land zu Land eine Zuflucht, die ihnen zuletzt nur England noch gewährte, und als die wunderbarſte Wandlung der Dinge ſie unverhofft wieder zu Glanz und Macht berief, mußte man erſt wieder ihre verwandtſchaftlichen Stellungen und Namen lernen! Wie ſollte der um ſeine Anerkennung noch kämpfende, ausgeſtoßene, rechtloſe Sprößling eines Nebenzweiges jener Familie unter ſolchen Umſtänden ſich behauptet haben? Nur der Dichter hatte Sinn und Achtſamkeit für ein ſeltnes Mißgeſchick, in welchem für ihn eine ganze Weltkataſtrophe ſich deutlich abbildete! Daß dieſes Ohr ihren Schmerz vernahm, dieſes Gemüth ihr Verhängniß auffaßte und dieſer Genius es darſtellte, hat der unbeachteten und verkommenen Frau im Gebiete des Geiſtes glänzenderes Daſein geſichert, als das größte Gelingen in der wirklichen Welt ihr je hätte geben können!

Daß aber eine ſolche Perſon, wie dieſe Memoiren vorausſetzen und als ihre Verfaſſerin angeben, wirklich exiſtirt habe, darüber können wir aus zuverläſſigen Nachrichten die beſtimmteſte Verſicherung ertheilen.

Unter den vielen franzöſiſchen Ausgewanderten, welche während der Revolution ſich in Deutſchland umhertrieben, und gegen Noth und Elend eine Zuflucht erſtrebten, kam auch eine Dame nach Berlin, welche ſich Madame Guachet nannte, und auch in ihrem Reiſepaß mit dieſem Namen bezeichnet war. Sie theilte mit ihren Unglücksgefährten das allgemeine Loos, kein anderes Intereſſe mehr zu erregen, als das in den perſönlichen Eigenſchaften oder Leiſtungen unmittelbar dargebotene; der höchſte Rang, die größten Verhältniſſe, die edelſte Geburt, verſchafften keine beſſere Aufnahme, als auch der geringe Abentheurer erwarten durfte; das Vergangene kam wenig in Betracht, wo die Hülfsmittel der Gegenwart es nicht mehr unterſtützten. Man war es ſchon gewohnt, daß jeder Franzoſe ſich für vornehm ausgab, es wäre nutzlos und thöricht geweſen, der Herkunft eifrig nachzuforſchen, wo das Daſein ihr ſo gar nicht mehr entſprach; man hielt ſich an die Bildung, an die Talente, an das nächſte Betragen der Fremdlinge, ſo wie an ihre etwanige Brauchbarkeit, und ließ das Uebrige gern dahingeſtellt. Mad. Guachet war an einige Perſonen in Berlin empfohlen, die zur höheren Geſellſchaft gehörten, der Major von Gualtieri machte ſie mit Fräulein von Schuckmann bekannt, und dieſe brachte ſie zu einigen ihrer Freundinnen, beſonders auch zu Rahel, aus deren Erinnerungen und Briefſchaften die folgenden Nachrichten entlehnt ſind.

Hier fand ſich die freundlich aufgenommene Fremde bald zu näherem Vertrauen hingezogen. Zwar nahm ſie auf den erſten Blick durch ausgezeichnete Schönheit für ſich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, ſie beſaß die mannigfachſten Talente und Kenntniſſe, welche einen ſorgfältigen und reichen Unterricht vorausſetzen. Sie mußte ſchon weit über dreißig Jahre alt ſein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegenſatze mit einer faſt männlichen Stärke und Gewandtheit, die ſich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinſten Handarbeiten, künſtliche Bildwerke von Ton oder Teig, die ſchönſten Blumen, zeichnete und malte, übte Muſik, und wußte ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vorzuleſen. Aber ſie verſtand auch mit Pferden rüſtig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja ſogar zum Hufbeſchlag und Wagenſchmieren bekannte ſie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stichfechten und im Piſtolenſchießen war ſie bereit, es mit jedem Mann aufzunehmen! Als ihr über dieſe ungewöhnliche Ausbildung männlicher Fähigkeiten einiges Befremden bezeigt, und die Erklärung ſo ſeltſamen Vereins von Eigenſchaften gewünſcht wurde, glaubte ſie den Zweifeln, welche ſie erregt ſah, nicht beſſer begegnen zu können, als durch Erzählung ihrer Lebensgeſchichte. Sie ſei aus dem Hauſe Bourbon, vertraute ſie der Freundin, dem Makel unehelicher Geburt ſei ſie durch königlichen Machtſpruch enthoben worden, aber ein feindliches Familienverhältniß habe dieſen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und Alles zum Verderben geworden ſei; ihr Vater, deſſen Liebling ſie geweſen, habe ihr dieſe ſonderbare Erziehung geben laſſen, ſie habe alles lernen müſſen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wiſſen ſolle, die beſten Lehrer in allen Fächern ſeien ihr gehalten worden, unter andern rühmte ſie ſich, Jean Jacques Rouſſeau's Unterricht genoſſen zu haben. Dieſe Erzählung erklärte das Ungewöhnliche durch nur noch größere Sonderbarkeit, und konnte wenig Glauben finden. In den Geſichtszügen allerdings war eine große Aehnlichkeit mit den Bourbons auffallend, allein dieſe Aehnlichkeit konnte auch nur Anlaß geworden ſein, ein Mährchen zu erfinden, dem dann einige Beglaubigung gegeben ſchien. In der Fremde ſich durch erdichtete Bedeutung und Schickſale gläubig vorzuſtellen, einzuſchmeicheln, durchzuhelfen, lag den armen Flüchtlingen ſo nah, wurde von ihnen ſo leichtſinnig und anmaßlich geübt, daß ein ſolcher Verſuch ſchon wenig mehr auffiel, noch für beſonders ſtrafbar gehalten wurde. Rahel mußte die Möglichkeit zugeben, daß die Sache ſich ſo verhielte, wie Mad. Gaudet ſie erzählte; allein der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit behielt die Oberhand, und anſtatt höherer Theilnahme trat vielmehr einige Erkaltung ein. Das Geſchick, aber welches die Arme plagte, erwies wenigſtens in dieſem Zuge ſeine Tücke hier, daß das ausgeſprochene Unglück keinen Glauben, und ſich dadurch nur verſchlimmert fand!

Den Zuſammenhang dieſer Verhältniſſe zu erforſchen, wäre damals in Berlin ſo ſchwierig als unnütz geweſen.

Das Leben des Tages war von stärkern Ereignissen erfüllt; ein Mährchen oder eine Geschichte mehr zu den vielen, die man schon vernommen hatte, konnte die Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Mad. Gachet verließ auch Berlin bald wieder, und wollte nach Rußland reisen, wo sie sich günstige Aussichten eröffnet glaubte.

Wir verlieren hier den Faden ihrer Geschichte; ob sie schon damals nach Rußland gekommen und mit gescheiterten Hoffnungen hierher zurückgekehrt ist, können wir nicht angeben. Wir finden sie aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit zugebracht hatte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft, sie hatte sich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als herrliche Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, daß in allem Abentheuerlichen und Geringern, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt.

Unter Bonaparte's Konsulat schienen in Frankreich für die Ausgewanderten neue Hoffnungen aufzugehen, und auch Mad. Gachet verlangte heftig, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihre Ansprüche dort zu verfolgen. Fräulein von Schellmann begleitete ſie, fand aber die Reiſe und das ganze Verhältniß je länger je mehr bedenklich und unbefriedigend. Als in Frankfurt am Main noch ein anderes Frauenzimmer von guter Herkunft und einigen Mitteln, aber nicht erfreulichem Karakter ſich angeſchloſſen hatte, und ſeine Ränke und Widrigkeiten das Zuſammenleben noch mehr verbitterten, erklärte Fräulein von Schellmann, die Reiſe nach Paris nicht fortſetzen zu wollen, und kehrte von Mainz allein zurück. Sie behielt aber zeitlebens eine lebendige Anhänglichkeit für die ehemalige Freundin, deren unglückliches Loos ſie auch in ſpäter Zeit mit ſchmerzlicher Theilnahme beklagte.

Mad. Gauthier kam nach Paris, wo ſie jedoch die Umſtände ihren Wünſchen nicht günſtig fand. Bonaparte wünſchte die alten adligen Familien für ſeine Herrſchaft zu gewinnen, aber die ehemals regierende Familie mußte er um ſo ſtrenger entfernt halten. Ein zweideutiges, geheimnißvolles Mitglied des Hauſes Bourbon konnte nur ſein Mißtrauen, ſeinen Widerwillen erregen. Da Mad. Gauthier in Paris mit einigen Freunden umging, die ſich in dem Kriege der Vendée thätig erwieſen hatten, ſo vermehrte dies nur den Argwohn der damaligen Machthaber. Sie war in Paris, durch die frühern Verhältniſſe von Berlin her, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden, und lebte einige Zeit in großer Vertraulichkeit mit ihm. Er hat auch das übrige Bild ihrer Erscheinung und ihrer Eigenschaften, wie sie zumal von dem Weimarer Volkswitz her und überliefert worden, durchaus bestätigt. Doch wagte auch er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Vorgebens bezüglich ihrer Abstammung und Schicksale nicht abzusprechen. Sie hatte ihm ihre Lebensgeschichte ausführlich vertraut, und wiewohl er sie als leichtsinnige Frau kannte, die sich in das Wesen einer Abenteuerin verfallen war —, so möchte er sie doch nur für eine Betrogene halten.

Sie hatte ihm unter anderm erzählt, daß sie auf ihren früheren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und daß ihre Kenntniß der politischen Pläne zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe verwendet werden, daß aber eine Benachrichtigung und Unterstützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte. Dessen Günstling und Rathgeber habe jedoch die Probe für eine Schwärmerei gehalten, daß Gesuch sei abgewiesen, und ihr selbst der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahnte nicht, daß er die Person, welche als Gegenstand sein Inneres mit ihren Schicksalen erfüllten und bekümmert hatte, auf seinen Wegen verstieß, und ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm Mitleid und Antheil einflößte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Mit dem tiefen Eindruck langer

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Briefwechsel zwischen Goethe und [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible], heftigen [illegible] und [illegible] [illegible] bedurft, wie einem die [illegible] [illegible] sie in vielen Fällen [illegible] mußte, zu welcher Stellung Schulz gewiß [illegible] gelangt wäre [illegible] er in seinem [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und seinen [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] mit dem [illegible] der [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In dem [illegible] [illegible], auf welche [illegible] [illegible] und [illegible] mit [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] war für die [illegible] [illegible] Schulz [illegible] [illegible], und die [illegible], in die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], mußten ihn [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Schulz die [illegible], [illegible] [illegible], welche den [illegible] so [illegible] eigen ist, und auf [illegible] [illegible] [illegible] war bei ihm, der durch [illegible] und [illegible] sich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] immer [illegible], und als der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Schulz war ein [illegible] Mann, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in seinen [illegible] wie in seinen [illegible], er [illegible] sich [illegible] [illegible] in die [illegible] der [illegible] und [illegible]. [illegible] in den [illegible] [illegible] bei der Regierung [illegible], hatte er in dem Minister Freiherrn von Hardenberg ein thätiges Verhältniß einseitiger und feindlicher Wirksamkeit; auch gewann er durch sein Anzeige mit ausführlichen Plänen, daß in den Geschäften, die gute Meinung dieses Staatsmannes, der ihn nicht wieder aus den Augen verlor.

Durch den Krieg nach Preußen zurückgewandert, war Uhden während der Kriegsläufte mächtig gegen die Tyrannei des Kontinentalsystems; er war einer der entschiedensten und heftigsten Franzosenhasser, hatte jedoch den guten Sinn, bei solchem Treiben sich nicht lange aufzuhalten, sondern wandte seinen Geist und seine Thätigkeit, wo die gemeinnützige Zwecke nicht unmittelbar zu treiben war, alsbald auf höhere Gegenstände der Wissenschaft und der Kunst, und schlug die mannigfaltigsten Wege in vielen Gebieten für seinen Forschungstrieb auf. Nach den Befreiungskriegen bekam er eine hohe Anstellung in dem Kultusministerium. Hier wirkte er in Verein mit Hirt nachdrücklich zu dem Ankauf der Solly'schen Gemäldesammlung, ein Gegenstand, an welchem noch viele Jahre hindurch die einseitigen Kunst- und Bilderfreunde leidenschaftlich anknüpften. Uhden war auch in den politischen Erörterungen, die darauf eine Zeit lang die Gemüther über Politik beschäftigten, einer der heftigsten Eiferer, und bildete mit Schleiermacher und Andern eine Art doktrinairer Partei.

Als aber, in Folge der Karlsbader Beschlüsse, die den Universitäten lästigen Ausschüsse unter dem Namen

Regierungsbevollmächtigten gemacht und Schultz zu dieſem wichtigen Amte für Berlin ernannt wurde, trennte er ſich von ſeinen bisherigen Freunden, und verfolgte nicht nur jede Oppoſition, ſondern verfolgte ſie mit allem Nachdruck. Die ihm verliehene außerordentliche Wirkſamkeit nahm ihn gänzlich ein, und der bisherige Liberale wurde zum grimmen Ultra. Die Demagogen, Studenten, Burſchenſchaften, und ihre Gönner und Anhänger, ſo wie die Schriftſteller, welche in der Oppoſition verharrten, bekamen in ihm den unerbittlichſten, leidenſchaftlichen Feind; er machte in ſeinem Eifer kein Maß, und achtete den Spott nicht, den er bei ſeinen ehemaligen Freunden durch ſeine unwürdige Art erweckte. Sein Grimm, ſeine Starrheit, brachten ihn jedoch in Verwicklungen, wo er keinen Anhang fand. In ſeinem Uebereifer mißkannte er ſeine Stellung gegen höhere Staatsbehörden, er trotzte, beleidigte, klagte an, wo er nur hätte gehorchen und ſich fügen ſollen. Zum Glück für ihn war die höchſte Staatsverwaltung nicht ſo einſeitig ſtreng, ſo rückſichtslos hart, wie er ſie haben wollte, wie er in ſeinem Wirken ſie ausgeſprochen hatte; anſtatt entlaſſen zu werden, wie er von höheren Obern, die ihm gezürnt hätten, möchte erwartet haben, wurde er bloß von ſeiner Bevollmächtigtſchaft entfernt, und mit dem Genuſſe ſeines vollen Gehaltes zur Ruhe geſetzt. Er war ſich ſeiner Rechtlichkeit bewußt, und ſtolz war er in der That ſelbſtändig, er trotzte auf ſeine Unentbehrerklärt, doch hierin [illegible] ſein [illegible] ihn aufgehoben; genug, ſchmerzlich und grollend zog er ſich zurück, überzeugt, daß man ihn bald wieder rufen müſſe, und wählte ſich Wetzlar zum einſtweiligen Aufenthalt.

Hier warf er ſich, um ſeine leidenſchaftliche Stimmung zu zerſtreuen, mit neuem Eifer auf wiſſenſchaftliche Forſchungen, und hier beginnt auch die Mittheilung ſeines Briefwechſels mit Goethe. Schon längere Zeit hatte er ſich dem Studium Goethe'ſcher [illegible] Dichtens und Forſchens mit Liebe gewidmet, war in deſſen Begriffsgebiete eingegangen, hatte der Farbenlehre deſſelben lebhaft zugeſtimmt, in Betrachtungen der Naturphiloſophie, in Literatur- und Kunſtfächern, ſich ihm angeſchloſſen, und auch ſeiner wiſſenſchaftlichen Art eine rechte Innigkeit der Verehrung und Liebe für Goethe's Leiſtungen an Tag gelegt. In der jetzigen Lage, nach und [illegible] gegen die übrige Welt, mochte ſein Gemüth nur um ſo williger alle weiche Zärtlichkeit auf dieſes Verhältniß, das in der That ſeine geringe Geltung für die eigne Empfindung und die größte für die Außenwelt haben mußte.

Schultz hatte den Trieb, ſich mit allgemeinen, ſchwierigen Gegenſtänden zu beſchäftigen, und die Macht ſeines Geiſtes hätte durchaus zu großen Arbeiten ausgereicht. Der Zufall führte ihn auf römiſche Studien, beſonders auf die römiſche Staatsverfaſſung. Geſchichtlicher konnte er ſeine Richtung nicht nehmen. In dieſem Gebiete, wo ein ungeheurer Vorrath [illegible] Kenntniſſe nöthig iſt, können Scharfſinn und Divination ohne jene Grundlage wenig leiſten. Schultz war auf dieſem Boden ein dilettantiſcher Autodidakt, auch ſein Eigendünkel ging bis zur Verwegenheit. Ohne eigentliche Geſchichts- und Antiquitäten-Kenntniß, ohne Griechiſch und mehr als oberflächlich Lateiniſch zu wiſſen, meinte er die vorgefundenen Anſichten umſtoßen, und ein ganz neues Licht anzünden zu können. In den Briefen an Goethe legt er ſeine erſten Verſuche dieſer Art nieder. Er verwirft ohne weiteres die Authentie des Pomponius Mela, der ihm nicht in ſeine Vorſtellungen paßt, und eben ſo die Authentie des Vitruvius. Er täuſcht ſich ſelber, und meint, indem er ſeinen Eigenſinn und ſeine Willkür in Einzelheiten weiterausbildet, dadurch gründlich zu ſein. So weiß er bald ganz genau, daß der Pomponius Mela ein muthwilliges Jugendwerk des Boccaccio iſt, der dabei wahrſcheinlich eine im neunten oder zehnten Jahrhundert auf Monte Caſſino kompilirte Skizze zum Grunde gelegt; ſo weiß er nicht minder, daß Vitruvius im zehnten Jahrhundert, wahrſcheinlich von Pabſt Sylveſter II., als Abt Gerbert zu Bobbio, aus griechiſchen und römiſchen Nachrichten kompilirt worden, mit vielen andern genauen Beſtimmungen, die ſich ihm zugleich als Gewißheit feſtſtellen. Nun iſt es ganz recht und lieb, mit der großen gelehrten Welt hier in offenem Widerſpruch und Krieg zu treten; er zweifelt nicht, die größten Autoritäten unter ſeinen Scharfſinn zu beugen, ſie ſeinem Genius zu unterwerfen!

Merkwürdig iſt es, wie Goethe ſich hiebei gegen den leidenſchaftlichen Freund verhält! Er traut ihm Bedeutendes zu, er weiß, wie ſehr die Männer vom Fach oft verblendet ſind, wie befangen und verlacht oft das Spätbewährte anfangs hat auftreten müſſen; er muntert ihn daher auf, und ſtützt ihn, ſo weit er es vermag; allein er dringt mit Vorſicht auf ſtrenge Gründlichkeit, und dieſe kann im vorliegenden Falle, bei dem Mangel an gelehrter Umſicht und Vollgültigkeit, nur im ſinnlich Poſitiven liegen. Auf dieſes weiſt daher Goethe gern zurück, auf die beſtimmte römiſche Mauer, die vor Augen iſt, auf den deutlichen Einzelbericht des Frontinus von Waſſerleitungen. In die Wagniſſe philologiſcher Kritik geht er nicht ein, nur den Weg freier Anſchauung wünſcht er für die Kritik offen zu erhalten.

Wir ſind andrerſeits überzeugt, daß Schultz nicht in dieſem Wahne gefehlt, ſondern etwas Richtiges wahrgenommen, aber mit Haß und Gewalt übel verarbeitet hat. Sein Karakter verübte hier in der Wiſſenſchaft, wie früher in der Amtswirkſamkeit, die eigenſinnigſten Verkehrtheiten, und wie ſchon hier, ſo mußte auch ſpäterhin dort ſein Verfahren in den größten Nachtheil für ihn ſelbſt umſchlagen. Sein ſpäteres Werk, über römiſche Verfaſſung, gegen Niebuhr, Savigny und Böckh gerichtet, kommt in dieſen Briefen noch nicht vor. Es iſt bekannt, wie er damit in der gelehrten Welt völlig verunglückt iſt; nicht einmal großen Lärm hat er damit bewirken können. Er ging an ſeiner Vermeſſenheit, an ſeinem Stolz und Eigenſinn, buchſtäblich zu Grunde; der Tod übereilte ihn im Groll ſeiner allſeitigen Zerwürfniß und Niederlage.

Schultz bleibt jedoch bei allen ſeinen Mängeln, an denen oft Andre leiden mußten, am meiſten aber er ſelbſt litt, ein Mann von höchſt achtbaren Seiten. Sein Karakter hatte Großartiges, und würde in Verhältniſſen, die ihm ganz entſprochen hätten, das Außerordentlichſte geleiſtet haben. Was er geiſtig zu Tage gefördert, laſſen wir als problematiſch auf ſich beruhen, gewiß aber iſt nicht alles geradehin zu verwerfen, und es bleibt immer ein Verdienſt, ſo rückſichtslos und muthig anzugreifen, wie er gethan. Neben ſeiner Zankſucht und ſeinem Eigenſinn konnte er aber auch ſehr liebenswürdig ſein, ächt bieder und liebebedürftig, wie diejenigen wohl erfahren, die ihn näher gekannt! Auch Goethe kannte ihn von dieſer Seite, und legte gern ſein inniges Herzensvertrauen in das empfängliche Gemüth ſeines Freundes und Anhängers nieder. Zeugniß davon giebt beſonders der Brief vom 10. Januar 1829, der über Goethe's Verhältniß zu ſeinen Werken und dieſer zu dem Publikum die gehaltvollſten Bekenntniſſe mittheilt. — In keinem Fall iſt der Briefwechſel hier ſchon vollſtändig mitgetheilt. Es fehlt der Anfang und der Schluß, die man nach dieſer Darlegung des Karakteriſtiſchen, welches an der Perſon haftet und von ihr auf die Briefblätter übergeht, nur mit deſto größerem Anreize begehren wird.

Geſpräche mit Goethe

in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Wir empfangen hier Goethe's Konverſationen — ein herrliches Geſchenk, für das wir Herrn Eckermann höchlich verpflichtet ſind, — anſtatt aber den Inhalt kritiſch zu erörtern, und in dem Wolkenſpiel und Wetterſtande der Unterhaltungen beſtimmte Formationen aufzuſuchen und geſetzliche Folgerichtigkeiten darin nachzuweiſen, wollen wir lieber die Gelegenheit benutzen und hie und da ein *Wort mitſprechen*, alſo wirklichen Antheil an der Konverſation nehmen, ſie erweitern, fortſetzen, ergänzen; zuſtimmend, erläuternd, beſtreitend, wie es der Anlaß und der Stoff uns grade geſtatten mögen. Das Buch ſelber zu leſen, und nach individuellem Maß in ſich aufzunehmen, und ſich davon anregen und befruchten zu laſſen, wird ohnehin kein Freund deutſcher Bildung und Goethe's verabſäumen. —

I.

Merkwürdig iſt vor allem das Verhältniß Goethe's zu der ſogenannten neuen Schule, den beiden Schlegel, Tieck, Novalis und ihren Freunden. Er wird von ihnen geprieſen und vergöttert, ſo viel ſie nur können; ſie ſuchen alle andern gerühmten Namen um ihn her auszulöſchen, um den ſeinen allein übrig zu laſſen, dem hinfort ausſchließlich aller Weihrauch duften ſoll. Beſonders gehen ſie darauf aus, den Nächſten nach ihm, den ihnen Gefährlichſten und Ungünſtigſten unter allen Namhaften, ſeinen Freund Schiller zu untergraben. Dies gelingt ihnen auch zum Theil, zwar nicht bei dem großen Publikum, wohl aber bei den äſthetiſch Gebildeten, wo Schillers Anſehn noch jetzt an jenen Herabſetzungen leidet, deren Ziel er ſo lange Zeit geweſen. Und wie treiben ſie es? Greifen ſie ihn wiſſenſchaftlich an? durch gründliche Unterſuchungen, tief eingehende Prüfung ſeiner Erzeugniſſe? durch Beweisführungen, denen nicht zu widerſprechen iſt? ſchreiben ſie Bücher, Abhandlungen, Kritiken gegen ihn? Nichts von allem dieſen. Sie ſetzen mit lächelnder Selbſtgefälligkeit feſt, Schiller tauge nichts, ſie bemitleiden die Schwachen, die das nicht einſehn, ſie wiederholen ihren Satz unermüdet, in Verſen, in Proſa, in Vorleſungen, im Geſpräch, ſie rufen ihn beſonders der Jugend zu, die leichtſinnig und prüfungslos das Vernommene tauſendfach wiederholt. Erſt mit Schillers Tode, da ſeine Nebenbuhlerſchaft nicht mehr zu fürchten iſt, bequemen ſie ſich zu einiger Anerkennung, zu der auch ſchon die öffentliche Meinung ſie zwingt, denn es verlautet von vielen Seiten allzu herbe, daß Neid und Ohnmacht ihr abſprechendes Urtheil einſtößen. Die Anerkennung Schillers ſteigt darauf mit jedem Jahr, je nachdem die neue Schule ſeiner mehr und mehr bedarf, um ihn Goethe'n entgegenzuſetzen, mit dem ſie unzufrieden iſt, den ſie auch gern wieder herabbringen und einſchränken möchte, gegen den ſie allerlei Winkelzüge verſucht, den aber geradezu anzugreifen ſie weder den Muth noch die Fähigkeit hat! Man ſehe nur die Vorleſungen nach, in denen bald Wilhelm Schlegel, bald Friedrich ihre frühern Lobſprüche für Goethe bedingen, mit Tadel verknüpfen, oder mittelbar zurücknehmen! Die Urſache hiervon iſt kein Geheimniß. Goethe hat die Vergötterung hingenommen, ohne dafür zu danken; er hat die Talente der Schlegel gelten laſſen, er hat ihre beſſeren Beſtrebungen unterſtützt, aber die Lobſprüche, die ihm gegeben wurden, durch ähnliche zu erwiedern ließ er ſich nicht bewegen; ja er ſcheint früh erkannt zu haben, daß die beiden Brüder weit mehr ſich ſelber meinten, als ihn, daß ſie den Raum zu gewinnen dachten, den ſie um Goethe herum ſäubern wollten, und es war gar nicht ihre Rechnung, daß er ſie nicht hereinrief, und als ſeines Gleichen aufnehmen wollte. Goethe hat nie ſeine Lober angereizt, nie ſie zur Fortſetzung au gemuntert, nie durch Ungerechtigkeit oder Einſtimmung in bloße Partheiſache ſich die Gunſt der Kritiker zu erhalten geſucht. Im Gegentheil, er zeigte es unverholen, daß nur Wahrheit und Aechtheit ihn beſtimmen könne, daß unreines Lob ihn eben ſo wenig angehe, als unreiner Tadel. Er behielt ſeinen geliebten Schiller in treuem Andenken, er wußte ſeinen Wieland zu ſchätzen und zu ehren, und ſonderte ſich ſchon dadurch von der Schlegel'ſchen Parthei ſtreng ab, die ihn vergebens als ihr Haupt und als ihren Führer vorſtellen wollte, er nahm die aufgedrungene Feldherrnſchaft niemals an, und blieb in ſeiner abgeſonderten, ſelbſtſtändigen, freien Stellung. Erſt nachdem die Schlegel ſelber theils in den Hintergrund gewichen, theils zu andern Richtungen übergegangen waren, traten Goethe's unbefangene Urtheile über ſie hervor, z. B. in den Briefen an Schiller, an Zelter, in den Jahres- und Tagesheften, wo er ſie nach Verdienſt würdigt, ſie in einigen Stücken rühmt und ſich ihnen zu Dank verpflichtet bekennt, ſie in andern tadelt, und an ihren Ort ſtellt. Zu bemerken iſt hierbei, daß Goethe nach dem Verſtummen des Schlegel'ſchen Beifalls in den ihm gebrachten Huldigungen keinen Abgang wahrnehmen konnte; die Zeitgenoſſen ſeiner früheren Jahre blieben ſeine treuen Verehrer, und unter den jüngern Mitlebenden wandte ein zweites und drittes Geſchlecht ſich ihm nur ſtets enthuſiaſtiſcher zu. Die Schlegel erſchienen ganz überflüſſig für ihn, und konnten bleiben oder gehen, für den Glanz ſeiner Stellung war beides unerheblich.

In dieſen Geſprächen mit Eckermann wird dieſes Verhältniß auch mehrmals berührt, und bei allem Tadel, der mitunter ausgeſprochen wird, iſt eine große Anerkennung, und ſelbſt eine wirkſame Vorliebe nicht zu verkennen. Ueberhaupt lobt Goethe lieber, als daß er tadelt, und wo letzteres vorkommt, iſt er gewiß dazu gezwungen. Die bedeutendſte Stelle in dieſem Betreff iſt unſtreitig die, wo von Tieck die Rede iſt. Goethe ſagt hier ganz unbefangen: „Als die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugſam bedeutend erſchiene, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dies ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung. Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen, als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum.“ Hier werden die Gegner aufſchreien und ihn des Selbſtlobes beſchuldigen, des Hochmuths, der Anmaßung! Aber hören wir ihn weiter! Er ſetzt ſogleich hinzu: „Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wo iſt wohl noch ein ſolches Wort geſprochen worden, in welchem Hoheit und Demuth ſo herrlich und fromm verbunden ſind? —

2.

Einem harten ſchroffen Satz über Uhland, in Goethe's Briefen an Zelter, ſtellen ſich hier mildere, anerkennende und hochſchätzende Aeußerungen zur Seite. Wir ſehen, daß Goethe den edlen ſchwäbiſchen Dichter vollkommen gelten läßt, aber auch die Seite nicht verſchweigt, von der ſeinem Talente Gefahr drohte, und ſeit einiger Zeit wirklich eingetreten iſt. Auffallend iſt in Uhland die ſeit ſechzehn Jahren ſtockende Produktivität, und zu dieſem Stocken findet ſich der Grund theils in ſeinem eignen Naturell, theils in den Lebensumſtänden, denen er ſich unterwerfen wollte. Doch ſcheint auch in Goethe ſelber ein Hinderniß zu walten, das ſeiner Anerkennung Uhlands immer noch einigen Eintrag thut. Er, der Meiſter lyriſcher Poeſie, der zu zwanzig und zu achtzig Jahren in ſeinen Liedern — wie Friedrich Schlegel ſagt — gleich vortrefflich iſt, ſcheint für fremde lyriſche Poeſie nicht den freien und erregbaren Sinn gehabt zu haben, den er für andere Dichtungsarten ſo herrlich bewährt. Ein Urtheil über Paul Flemming, welches Eckermann mittheilt, beſtätigt uns in dieſer Meinung. Dieſer groſe, jugendfriſche Lyriker, deſſen Gefühl und Ausdruck über zwei Jahrhunderte hinaus noch heute dem höchſten poetiſchen Bedürfniſſe genügen kann, befriedigt Göthe'n keineswegs, und faſt findet er ihn ungenießbar! Hierin können wir ihm durchaus nicht beiſtimmen, obwohl wir es ihm ſonſt nicht verargen, ſondern im Gegentheil hoch anrechnen, daß er einer bloß philologiſchen Bewunderung und Begeiſterung, mit der ſo viele Leute ſich behelfen, gar nicht fähig war. Uebrigens verhehlen wir nicht, daß Flemming's Talent uns dem Uhland'ſchen wohl zu vergleichen ſcheint, in ſofern beide einer Lebensjahrszeit angehören, welche den Liederblüthen günſtig iſt, und nach deren Ablauf ſich dieſe verlieren. Denn, wiewohl Flemming dieſen Ablauf nicht erlebt hat, ſondern nach der Rückkehr von ſeiner Reiſe in den Orient inmitten der ſchönſten Jugend und reichſten Poeſie frühzeitig ſtarb, ſo macht uns doch alles den Eindruck, daß er in ſeiner Poeſie nicht ſo hätte fortfahren können, ſondern daheim in eingerichteten Verhältniſſen und ruhigen Geſchäften ſich mehr und mehr dem Dichten entzogen haben würde, bis dieſes zuletzt vielleicht verſiegt wäre. Dies deutet allerdings darauf hin, daß der bloß lyriſche Dichter in unſrer modernen Zeit nicht mehr der Dichter par excellence ſein kann, ſondern nur eine einſeitige, untergeordnete Stellung in der Poeſie und eine kurze Blüthezeit hat, der wahre Dichter aber in univerſeller Aufnahme und Schilderung des Lebens nie des Stoffes noch der Formen entbehren wird, ſondern in ſtetem Wechſel immer neue Blüthen und Früchte bringt!

5.

Einigemal ſind in Eckermann's Buche Sternchen angebracht, wo wir gerne den Namen ſähen. Zum Beiſpiel, wenn es heißt: „Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von * * * geleſen, und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wir er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.“ Hier iſt der proſaiſche Kommentar zu dem vortrefflichen Xenienſpruch:

„Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.“

Dieſer Spruch ſei allen Kritikern und Urtheilern, denen das Objekt in ihrer Subjektivität zu verſchwinden droht, zur Beherzigung empfohlen! Heine, der doch mit obigen Sternchen ohne Zweifel gemeint iſt, kann mit der Anerkennung ſeines Talents wohl zufrieden ſein; denn, daß ihm Goethe die Liebe abſpricht, damit iſt die Sache noch nicht ausgemacht, man kann auch von Goethe'n appelliren; und eine folgende Zeit und mit mehreren Akten verſehene Gerichtsbehörde, der inzwiſchen mit dem Gegenſtande dieſer Liebe auch dieſe ſelber klar geworden, dürfte einen ganz andern Ausſpruch geben. (Nach zuverläſſiger Auskunft iſt jedoch nicht Heine, ſondern Graf Platen gemeint.)

4.

Als eine Merkwürdigkeit, die uns durch Eckermann's Buch neu beſtätigt wird, iſt es vorlängſt gerügt worden, daß Goethe nirgend in ſeinen vielfachen Schriften und Briefen, wo doch Tauſende ſeiner Zeitgenoſſen genannt und wiedergenannt werden, den Prediger Schleiermacher erwähnt, und auch in den mündlichen Memorabilien kommt er nirgends vor. Dies Schweigen iſt aber gegenſeitig, und auch Schleiermacher gedenkt Goethe's nirgends — ſoviel uns bekannt — noch erwähnte er deſſen gern im mündlichen Geſpräch. Wer bloß die Schriften hätte, und aus dieſen folgerte, könnte in der Zukunft leicht auf die Behauptung kommen, beide hätten gar nicht gleichzeitig gelebt, oder wenigſtens nicht von einander gewußt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, ſo möchten wir den Schlüſſel dieſer Seltſamkeit in dem Verhältniſſe vorausſetzen, das Goethe mit Herder hatte. Dieſes hatte ſich bekanntlich ſehr unglücklich geſtellt. Herder konnte den ſteigenden Ruhm und den Geniusflug Goethe's nicht ertragen, und wo er etwa noch hätte glauben können es ihm gleichzuthun, da hinderte ihn der geiſtliche Stand, der überhaupt Herder's Unglück war. Dieſe Hemmung wollte er ſich nun aber zur Tugend auslegen, und machte daraus eine Würde und Heiligkeit, mit denen er ſeinen Freunden und Nächſten ſehr zur Laſt fiel, und ſich ſelber gegen die zunehmende Grämlichkeit und Vertrocknung nicht rettete. Auch Schleiermacher war durch ſeinen Stand in ſeiner freien Entwickelung gehemmt, und der Gang der theologiſchen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung ſich zu fügen. Von ſolchem Mißverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und wiewohl er Schleiermacher's Geiſt, Scharfſinn, Gelehrſamkeit und andre Gaben höchlich anerkannte, ſo ſchauderte ihn doch, mit ſolchen Gaben ſich einzulaſſen, die er gegen die Welt und gegen ihn ſelbſt unwiderruflich ſchiefgeſtellt wußte. Ein anderer Grund mag in der äußeren Perſönlichkeit gelegen haben, welche für Goethe nothwendig Kraft oder Schönheit haben mußte, wenn er ſich mit ihr befreunden ſollte. Jung, Klinger, Knebel, Meyer, Zelter, Wolf — alle waren von großer würdiger Geſtalt, von tüchtigen Gliedern, kräftigem Auftreten. —

5.

Wir können gar nicht zweifeln, daß in dieſer Stelle „* * * hätte bei ſeinem großen Talent, bei ſeiner weltumfaſſenden Gelehrſamkeit der Nation viel ſein können. Aber ſo hat ſeine Karakterloſigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn ſelbſt um die Achtung der Nation gebracht," wir können gar nicht zweifeln, wer durch dieſe Stelle bezeichnet iſt, wollen aber diesmal nicht indiskreter ſein, als der weimariſche Herausgeber.

Uns aber fällt dabei eine Antwort ein, worin Goethe einen andern Mann, deſſen Karakter ebenfalls in Mißverhältniß mit ſeinem Talent und Wiſſen ſtand, einen unlängſt verſtorbenen Gelehrten, der auch wohl als Freund Ubique wegen ſeiner Polypragmoſyne bezeichnet worden iſt, mit guter Laune zwiſchen Anklage und Entſchuldigung ſtimmt. Eine Freundin Goethe's Frau von Grotthuß, ſtellte ihm einmal ſehr beweglich vor, daß man dem armen Manne doch eigentlich Unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntniſſe aller Art beſitze, und alles ſo leicht und nutzbar zu behandeln wiſſe. Lange ließ Goethe auf ſich einreden, und hörte die zum Theil triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Sie haben gar nicht Unrecht, liebes Kind, es iſt ganz wahr, er brauchte auch gar kein Lump zu ſein, wenn er nicht durchaus wollte!"

6.

Wir finden unter andern einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung ſeines Wirkens, die Macht ſeines Daſeyns, die Eigenheit ſeiner Natur und die Vollkommenheit ſeines Talents. Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einſteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloſter-Penſionnairinnen noch ſchnell in allerliebſten Verſen einen Prolog zur beabſichtigten Aufführung eines ſeiner Trauerſpiele zu Papier gebracht, giebt den ſchönſten Beweis ſeiner Fertigkeit, ſeiner Geiſtesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in ſeinem unaufhörlichen Schriftwechſel mit hohen und höchſten Perſonen nie das rechte Maß verletzt und die zarteſte Schicklichkeit ſtets beobachtet, ſo müſſen wir einigen Widerſpruch erheben. Voltaire'n ſind manche ſtarke Uebertretungen vorzuwerfen, beſonders in ſeinem Briefwechſel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzuleſen iſt. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwiſſenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er ſich aus Irrthum vergreift: es iſt vielmehr mit Bewußtſein und Abſicht, daß er ſeine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es iſt der Uebermuth des Talents und ſeiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine geſagt werden kann, deſſen Grobheiten niemals unwillkürliche, ſondern mit Wiſſen und Willen ausgeübte ſind. Daß aber Voltaire in dieſer Art ſich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beiſpiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1760 an den König von Preußen ſo ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieſer am 10. Junius aus ſeinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernſt und ſcharf antwortete, und ſchließlich in einer Nachſchrift dieſen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté; c'est ce que je vous souhaite. Ainsi soit-il.“ Die Zurechtweiſung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Faſſung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie ſoll er ſich nun benehmen? Hier zeigt er ſich in der That bewunderungswürdig und in ſeiner Natur und Rolle ſo feſt als anmuthig! Er ſchreibt, nachdem er alles Andere ruhig beſprochen, am Schluſſe ſeines nächſten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez qui je vous ai dit des duretés; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, *je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gaussem même*; mais votre métier de héros et votre place de roi ne rendent pas le cœur bien sensible; c'est dommage, car ce cœur était fait pour être humain, et sans l'héroïsme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous êtes avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du suisse *Voltaire*." Alles in dieſer Erwiderung iſt geſchickt, einſchneidend, ſchmeichleriſch, wahr, geiſtreich, und in der ächteſten Manier des Schreibers, ſogar noch ein wenig dreiſt, weil dies in ſeine Art gehört, und weil er nicht allzu hart getroffen ſcheinen darf; die Einwendungen auf das Königthum und die Selbſtverherrlichung des Empfängers ſind umſchleiert, und auch im tiefſten Grunde wahr, ſo daß der König davon ergriffen und durch die Höhe ſeines Standpunktes nicht zur Rachſucht wieder geſtimmt werden muß. Auch vergab der König ſogleich und ſchrieb gleich im nächſten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume." Solche Macht und Gewandtheit des

Geiſtes weiſe unwiderſtehlich, und bewegt ſich ſicher durch ihre Wirkung. Goethe's Ausſpruch wird ſo gelegt auch hier doch eigentlich beſtätigt. —

In Bezug auf Voltaire haben wir noch die nachſtehende Rechtfertigung dieſes Schriftſtellers beifügen wollen, gegen eine Anklage, die auch Goethe mit Unwillen verwarf, und deren authentiſche Widerlegung hier ſtehe. Die Worte ſind einem Aufſatz entlehnt, der eine reiche Blüthen- und Fruchtleſe aus Voltaire's Werken enthält, und künftig vielleicht vollſtändig mitgetheilt ſeyn wird. —

Voltaire, eine der Paſſionen des achtzehnten Jahrhunderts wird im neunzehnten abermals zu einer ſolchen empor geſteigert, und zwar dießmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erſt hervorgerufen werden. Dieſer einzig begabte und vielſeitig regſame Geiſt hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen ſeine Feinde auch nicht unterließen zu zerren und zu quälen nach beſten Kräften. Allein der Parteigeiſt der Frömmler, die er im Intereſſe der Menſchlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, ſuchte ihn neben dem Tadel, den er verdiente, anderer, größerer anzuklagen, den er niemals verſchuldet. Dieß erneut ſich in unſeren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entſtellt, vergiftet, verläumderiſchen Verunſtaltungen Preis gegeben, wo die geringſte litterariſche Kritik, falls ſie angewendet würde, zugleich den Ungrund der Wahlbedingungen darthun möchte. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Verhältnisses sei hier angeführt!

Es ist bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch seine Briefe an die vertrautesten Freunde gern mit der abgekürzten Formel: écr. l'inf. schließen mochte; dieses [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Welt stets gegenwärtige unwillige Meinung zur Verläumdung und Verunglimpfung [illegible], der zu Voltaire's Zeit eine noch handfestere, blutigere Gestalt hatte, als ihm in späterer Zeit wieder zu erlangen leider noch möglich war. Das achtzehnte Jahrhundert hat niemand die Sache anders genommen. Was aber geschieht im Gewissen? Französische Schriftsteller und deutsche Leser — welche dadurch den Beweis der vollständigsten Ungeschicklichkeit, die sie gegen Voltaire [illegible] haben, im vollsten Sinne auf sich selbst laden — erheben sich zu der unbewältigten Behauptung, daß durch jene Formel die christliche Religion selbst gemeint sei, ja noch mehr ist, einer jener Schriftsteller neigt mit Inbrunst die [illegible] Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die christliche Religion; den gewaltigen [illegible] Verfolgt auf ein [illegible] [illegible] [illegible] Gottlosigkeit bezeichnet! Und noch nicht zur Unterstützung dieser [illegible] Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, giftige Behauptung. Der Grunddieſe Ausſage gehört ganz dem deutſchen Schriftſteller an, der das Voltaire's entlehnt. Ein fleißiger Leſer von Voltaire's Schriften, der ſich namentlich in deſſen Briefwechſel eine in ſolchem Maße kaum vermuthete Quelle der leidenſchaftlichen Unterhaltung gefunden, hat ſicherlich eine Spur entdecken können, daß jene Formel ein beſtes Ziel beigelegen wäre; im Gegentheil, die meiſten Stellen erlauben genügend [illegible], zu allen Zeiten und auch noch in andern Fragen zu rechtfertigen den Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube, geſtürzt werden ſollen; und jede andere Auslegung wird zu einer unbegründeten. Hierzu kommt noch die offenbare, unverkennbare Erklärung des Voltaire ſelbſt, die allein hinreicht, um jene verläumderiſche Unterſchiebung in ihrer Nichtigkeit bloßzuſtellen. In einem gewiſſen Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), deſſen Inhalt jenen Gedanken an geiſtliche Beſchimpfung oder kirchliche Wirkung völlig ausſchließt, heißt es geradezu im Begriffe [illegible] unverkennbarem Wortlaute: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf..... c'est là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout; et vous rendrez c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre humain. Vous jugez bien que je ne parle que de la superstition; car pour la religion, je l'aime et la respecte comme vous." Wo bleibt hier die lutheriſche Ausſage? Die

[illegible]

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] —

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

wirklich zu werden [illegible]. Man [illegible] dieß am [illegible] [illegible], wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe seine Bekanntſchaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieſer ſelbſt von jenem Vorgange gibt. [illegible] „[illegible]“ [illegible] hat; [illegible] ſich wirklich aus Goethe's eigener Mittheilung [illegible] ergibt, er habe dieſen [illegible] Namen gegeben, weil ſie anfangs zu einer [illegible]: „[illegible]“ [illegible] Saint-Martin, [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

Lehren wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein [illegible] Fehler, der auf dem weiten [illegible] der [illegible] zu dem [illegible] Strome der alten [illegible] Schriften, zu dem ewig Wechselnden, [illegible] und [illegible], geschäftig war, [illegible] den [illegible] Beweis, daß jener Spruch in der Briefsammlung der Frau von Sévigné vorkomme, und zwar aus dem Munde von [illegible] ganz ungenau (Brief vom 8. Juli 1680), was sie aber kaum aufgenommen und beigefügt. Wie schön und [illegible] Entdeckung auch ein Streiflicht auf Goethe's Schriften fallen, und auch die alte, [illegible] und romantische Schriften es zur Erörterung seines alten Tage wohlthut und anderwärts mochte?

Ähnliche Schwierigkeit verursachten zwei französische Zeilen, welche gegen Ende des [illegible] angeführt sind, und dort in hohem, [illegible] Werth gestellt werden. Es sind die beiden Alexandriner:

„[illegible]
[illegible]"

Die gewiegtesten Kenner französischer Literatur, deutsche Schriftsteller in Paris selbst, welche die Frage vernahmen und sie zu beantworten sich [illegible], konnten die ursprüngliche Quelle jener Verse nicht nachweisen; sie waren in Racine, Corneille, Molière, Boileau nicht zu finden, und [illegible] fand einen ältern und [illegible] [illegible] angeleben zu müſſen. Dieſer iſt nun endlich gefunden! Allerdings eines älteren und gewiß alten Dichters, aber keines tragiſchen, ſondern eines heiter-anmuthigen, bei dem man ſie wohl am wenigſten geſucht hätte! Die beſten Zeilen ſind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdigen Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das weniger geleſen wird als ſeine Fabeln, obwohl es ihn als Menſchen köſtlich zeigt und ſeines Dichternamens keineswegs unwürdig iſt. Er war ein treuer Anhänger des von Ludwig's des Vierzehnten Ungnade hart getroffenen und grauſam verfolgten Finanzminiſters Fouquet, zu deſſen Gunſten er ein ſchönes elegiſches Gedicht herauszugeben wagte, und auf das harte Geſchick des Gefallenen jene lieben Verſe anwandte, die allerdings die reinſte menſchliche Geſinnung athmen und die ſchönſte ſittliche Milde gleichſam in einer Naturbetrachtung ſchildern.

Frauen in Mannskleidern.

Einem Leser des Göthe'ſchen Wilhelm Meiſter's fällt es endlich als eine Sonderbarkeit auf, daß die intereſſanten Frauen dieſes Romans größtentheils in Mannskleidern erſcheinen. In der That, die liebliche Mariane, gleich im erſten Capitel, zeigt ſich uns als junger Offizier, den ſie eben auf der Bühne dargeſtellt, und bleibt den übrigen Abend in dieſem Coſtüm. Mignon wird ſogar für einen Knaben gehalten, ihrer Kleidung wegen, und weigert ſich lange, dieſe mit weiblicher zu vertauſchen. Die ſchöne Gräfinn auf dem Schloſſe erſcheint als Jägerburſche, ſpäterhin Natalie als Amazone zu Pferde, doch noch halbmännlich, und die wirthſchaftliche Thereſe kann auf ihren Wanderungen durch Feld und Wald der Männertracht gar nicht entbehren. Dieſe Sonderbarkeit, die allerdings eine iſt, und bisher noch nicht angemerkt worden, auch ſich unbemerkt ohne Abſicht nicht wiederholt, kommt jedoch weniger auf Rechnung des Dichters, als man etwa glauben möchte. Sie iſt vielmehr eine Wirkung des Zeiteinfluſſes, unter dem die Anfänge jenes Romans entſtanden ſind, und der bei Herausgabe deſſelben noch nicht ſo fern und fremd geworden war, um eine Abänderung dieſes Koſtüms zu bewirken. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte nämlich den entſchiedenen Hang, ſich anders anzuziehen, als die vorhergegangene Zeit. Alles wurde verſucht, orientaliſche, türkiſche Tracht, für Kinder die mannigfachſte Ausſchmückung, zuletzt überwog in Frankreich die Männerkleidung der Engländer, der einfache, für Herren und Diener gleichförmige Frack, und dieſe Mode, welche von den Vornehmſten des Hofes ausging, half nicht wenig den Unterſchied der Stände aufheben, der ſonſt durch die Verſchiedenheit der Kleidung bezeichnet war. In dieſe Bewegung fiel auch die Sucht der Frauen, ſich der nun ſo bequemen, jeder Freiheit günſtigen Kleidung zu bedienen; ja es fehlte nicht an der Behauptung, die Männerkleidung ſei weit anſtändiger, für die Sitten günſtiger und bewahrender als die bisherige Tracht der Frauen. (Bei uns hat Friedrich Schlegel in dieſer Hinſicht eine pikante Bemerkung in ſeinem verrufenen Roman angebracht!) In Frankreich war es bald allgemein guter Ton, daß vornehme Damen in Männertracht ausgingen, unbegleitet und recht eigentlich emancipirt, lange vorher, ehe dieſes Wort gebraucht wurde! Die Königin Marie Antoinette machte große Promenaden auf dieſe Weiſe, beſuchte ſogar, was ſonſt nicht möglich geweſen wäre, in ſolcher Verkleidung den Opernball. Die Kaiſerin Katharina und andere Fürſtinnen erſchienen vor den Truppen in männlichem Kriegsrocke. Natürlich wurde die Mode in Deutſchland nachgeahmt, und ſie dauerte noch tief in die Zeiten der Revolution hinein. In Berlin ſah man eine angeſehene Dame, die für eine Freundin der Königin galt, ſehr oft in Männertracht ſpazieren reiten. Wir finden nun in dem Buche: „Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel“ eine Gräfin von Schlabrendorf, die als Mann gekleidet reiſte. Sehr natürlich, daß mit anderem Koſtüm der Zeit auch dieſes in den Roman überging, der vor ſo vielen andern ein treues Bild der Zuſtände, der Sitten und der Denkart ſeines Zeitalters iſt, aus dem er hervorwuchs.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Bauernfeld, Theater. 1r und 2r Bd. Inhalt: die Bekenntniſſe. — Franz Walter. — Helene. — Der Zauberdrache. 1835 und 1836. 8. br. 3 Thlr.

Bechſtein, L., die Reiſetage. Aus meinem Leben. 2 Theile, 1836. 8. br. 2 Thlr. 16 gr.

Erlach, Freih. F. von, die Volkslieder der Deutſchen. Eine vollſtändige Sammlung derſelben von der Mitte des funfzehnten bis in die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Fünf Bände. gr. 8. 1834—36. 8 Thlr. 8 gr.

Geib, K., die Sagen und Geſchichten des Rheinlandes. In umfaſſender Auswahl geſammelt und bearbeitet. 1836. gr. 8. cart. 2 Thlr.

Guttenſtein, D. W. L., Geſchichte des ſpaniſchen Volkes. In gedrängter Ueberſicht dargeſtellt. 1r Bd. 1836. br. 1 Thlr. 6 gr.

Hamilton, Oberſt, die Menſchen und die Sitten in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile in einem Band. 1834. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Laube, H., Moderne Charakteriſtiken. 2 Theile. 1835. 8. 3 Thlr.

— Reiſenovellen. 1r 2r Bd. 1835. 8. br. 4 Thlr.

— Reiſenovellen. 3r 4r Bd. 1836. 8. br. 3 Thlr.

— Liebesbriefe. 1836. 8. br. 1 Thlr.

— die Poeten. Novelle. 8. broſchirt. 1 Thlr. 12 gr.

— die Schauſpielerin. Novelle. 1836. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Le Petit, Sittengallerie der Nationen. Das Buch der Völker in Bildern und Vignetten. 1836. gr. 8. cart. 1 Thlr. 12 gr.

Lewald, A., Aquarelle aus dem Leben. 4 Theile. 1836 und 1837. 6 Thlr.

Saintine, der Verſtümmelte. Aus dem Franzöſiſchen nach der 4ten Auflage. 1835. gr. 12. 18 gr.

Schutt, Ida, Linda. Epiſches Gedicht in drei Geſängen. 1836. 8. cart. 1 Thlr. 8 gr.

Zinkgref's, J. W., ſcharfſinnige Sprüche der Deutſchen, Apophthegmata genannt. In einer umfaſſenden Auswahl herausgegeben von D. W. L. Guttenſtein. 1835. gr. 8. 1 Thlr.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1837.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von [illegible] & [illegible] in Mannheim

Inhalt des zweiten Bandes.

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Herkommen. Erſte Jugend 3
Jugendfreunde 25
Die Univerſität 86
Rahel 151
Die Schlacht von Deutſch-Wagram 179
Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg 252
Am Hofe Napoleons 292

Kritiken.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1833. 12. 311
Kritiſche Tageswerke 332
Immermann:
  1. Trauerſpiele von Karl Immermann. Hamm und Münſter, 1822. 8. 339
  2. Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre. Von Karl Immermann. Münſter, 1823. 8. . . . 345
  3. Cardenio und Celinde. Trauerſpiel von Karl Immermann. Berlin, 1826. 8. 349
Helene von Tournon. Erzählung von Amalia von Helvig, geborne Freiin von Imhof. Berlin, 1821. 12. . . 355

Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. Von Johann Peter Eckermann. Stuttgart, bei Cotta, 1824 358
Das Mädchen von Andros, eine Komödie des Terentius, in den Versmaßen des Originals, überſetzt von F. M. B. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. W. L. Heyſe. Berlin, 1826. 4. 360
Das Leben der Frau von La Mothe-Guyon, von ihr ſelbſt beſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Henriette von Montenglaut, geb. von Crenſtain. Drei Theile. Berlin, Sander, 1826. 8. 364
Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften. Herausgegeben von ſeinem Enkel Ernſt Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's, von Friedrich Cramer. Halberſtadt, 1828. 12. 369
Rußland in der neueſten Zeit. Eine Skizze von C. Pabel. Dresden und Leipzig, 1830. 8. 373
Wanderung durch Vaterhaus, Kriegeslager und Akademie zur Kirche. Mittheilungen aus dem bewegten Leben eines evangeliſchen Geiſtlichen. Magdeburg 1832. 8. 378
Notice sur Goethe. Genève, 1832. 8. 383
Ueber Goethe's Fauſt, als Einleitung zu Vorträgen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirſchberg, 1833. 4. . . 386
Memoiren eines deutſchen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816. Leipzig, 1833. 8. 391
Memoiren eines preußiſchen Offiziers. Herausgegeben von C. Herloßſohn. Leipzig, 1833. Zwei Theile 12. 396
Biographiſche Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Erzählt von Dr. Friedrich Cramer. Mit einem Facſimile. Quedlinburg und Leipzig, 1833. 8. . . 400
Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, Brockhaus 1833. 8. . . 403
Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Ludwig Rellſtab. Berlin, Duncker und Humblot, 1833. Drei Theile. 8. 407

Die Xenien aus Schiller's Muſenalmanach für das Jahr 1797. Geſchichte, Abdruck und Erläuterung derſelben. Danzig, 1833. 12. 411

Abendſtunden; herausgegeben von Dr. Franz Theremin. Berlin 1833. Duncker und Humblot 8. 415

Goethe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz, 1834. 8. 423

Friedrichs des Zweiten Anti-Machiavel, nach einer Original-Handſchrift herausgegeben. Hamburg, 1834. Friedrich Perthes. 8. 429

Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. ſ. w., bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, bei G. Reimer 1834. 8. 436

Le Monde comme il est; par le marquis *de Custine*. Paris, chez Eugène Renduel 1835 2 Vols. 8. . . . 444

Die drei Perioden der königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, und: König Friedrich der Zweite als Geſchichtſchreiber. Zwei akademiſche Reden von Friedrich Wilken. Berlin, 1835. Bei Duncker und Humblot, 8. 455

Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von A. Krech. Berlin, 1835. 4. 458

Leben des königlichen preußiſchen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Leipzig, Brockhaus, 1835. Zwei Theile. 12. 461

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Bekannt gemacht und mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Dorow. Auf Stein geſchrieben im lithographiſchen Inſtitute des Verlegers. Erſtes Heft. Berlin, 1836. Verlag von L. Sachſe und Comp. 4. 471

Gedichte.

Epigramme des Platon 479
Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen 486
Die Brüder Warnawa in Hameln 487
An eine ſchöne Frau 488
Mädchenſpiegel 490
Romanze 493
Betrachtung 494
Herbſtgefühl 495
An den Ueberſetzer Voß 496
Weſentliches 501
Verlorne Gegenwart 503
Auf der Reiſe 506
Der Edelknabe der Kaiſerin Kunigunde 509
Johanna Stegen in Lüneburg 519
Der Fürſtengarten 521
Stimme des Kranken 523
Die Ruſſen in Holland 525
An der Nordſee 527
Sand 529
Wie es geht 530
Uebereinſtimmung 533
Fiat applicatio! 533
Falſche Götter 535
Goethe's Werke 536
Friedrich Auguſt Wolf's Marmorbüſte 537
In Rauch's Werkſtatt 538
Tieck's Gedichte aus Italien 539
Verſagt und gewährt 543
Nur weiter 544

* * *

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Herkommen. Erſte Jugend.

Familiennachrichten und Geſchlechtsregiſter hat man bisher hauptſächlich nur aus Abſichten der Eitelkeit und des äußern Vortheils geſammelt und aufgeſtellt, es iſt aber kein Zweifel, daß ſolche auch zu einer tiefen und wichtigen Belehrung gereichen könnten, wenn man ſie ſie zu ſolchem Behuf einrichtete. Die Aufeinanderfolge, Verbreitung und Dauer eines Geſchlechts, die Miſchungen, welche es durch Aufnahme und Abgabe von Gliedern erfährt und bewirkt, die Verpflanzungen nach andern Orten und Ländern, die Wandlungen der äußern Verhältniſſe, die Geſtaltungen der Karaktere und der Talente, alles dies würde, in gehöriger Maſſe beſtimmter Einzelheiten überſichtlich dargelegt, der Gegenſtand ungemein anziehender und lehrreicher Betrachtungen ſein. Solche Fäden des Privatlebens, — denn auch die Königsgeſchlechter dürften in dieſem Sinn keine andre Auffaſſung anſprechen, — durch größere Zeiträume fortgeführt, müßten ſelbſt den Lauf der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen. Die fortſchreitende Wiſſenſchaft der geſelligen Lebensverhältniſſe, wozu doch, aus ihren geringen Anfängen, die ſtatiſtiſchen Bemühungen ſich künftig emporheben müſſen, hätte die neuen Thatſachen zu ergreifen, und würde unfehlbar die außerordentlichſten, überraſchendſten Folgerungen und Anwendungen daraus gewinnen. Es entſtünde ſolchergeſtalt eine neue Art die Genealogie zu treiben, in einem höheren Sinn und zu edlerem Zweck, als die bisherige, nur der äußern Vornehmheit dürftig — und nicht ſelten unwahr — dienende. Freilich käme hierbei alles auf den eindringenden Blick und die ordnende Hand des Bearbeiters an. Ich will keineswegs ein ſolches Muſter zu geben hier unternehmen, inzwiſchen mögen im Sinne des Geſagten einige flüchtige Familiennachrichten, die ſich grade darbieten, meiner eignen Lebensſchilderung vorangehen.

Der Stamm, dem ich angehöre, iſt altſächſiſch, in Weſtphalen von frühſten Zeiten heimiſch und ausgebreitet. Das „uralte, berühmte, ritterliche Geſchlecht von Enſe," wie der weſtphäliſche Geſchichtſchreiber von Steinen es nennt, theilte ſich früh in zwei Linien, deren eine, mit Beibehaltung des goldnen Wappenfeldes, von der im Walde bei Arensberg gelegenen und in der Soeſter Fehde zerſtörten Burg Varnhagen ſich mit dieſem Namen nannte, die andre ein ſilbernes Feld und den Namen Schmidtwindt annahm. Schon vom dreizehnten Jahrhundert an kommen die von Enſe, als Ritter, Burgherren, Droſten, fürſtliche Räthe, Domherren und Freiſtuhlsherren, im Kreiſe der weſtphäliſchen Heimath zahlreich vor, bald kriegeriſch bewegt, bald friedlich ſeßhaft. Gleich darauf erſchienen auch die beiden Linien, von welchen die Varnhagen'ſche ſich als die hervorragende zu erkennen giebt. Im fernern Verlaufe der Zeit finden wir dies Geſchlecht von den Waffen und Fehden des Ritterlebens mehr und mehr ablaſſend, hingegen deſſen Äſte dem geiſtlichen und gelehrten Stande nachgehend, wo mit nicht geringern Ehrenvorzügen ſich Wohlfahrt und Bildung vereinigten. Dieſe Richtung gewann entſchiedenere Stätigkeit durch Konrad von Enſe genannt Varnhagen, kölniſchen Kanonikus, der als Paſtor zu Iſerlon daſelbſt im Jahre 1520, mit Vollmacht des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Köln, eine Blut- und Erbvikarie zu St. Martin ſtiftete, und mit Grundbeſitz und für die damalige Zeit beträchtlichem Einkommen ausſtattete. Dieſe Predigeranſtellung beſteht noch heutiges Tages mit mannigfachen Vortheilen, als ausſchließlicher Beſitz der Familie Varnhagen. Gleich der erſte Inhaber jedoch, Johann von Enſe genannt Varnhagen, nahm eifrigen Antheil an der durch Luther bewirkten Glaubens- und Kirchenreformation, führte ſie, nach manchem Widerſtreit, in Iſerlon ſiegreich ein, und mit ihm wurde, unter Zuſtimmung des Stifters, ſowohl die Vikarie als auch die übrige Familie proteſtantiſch. Die nächſte Folge war die Verheirathung des bisher eheloſen Vikarius. Seine erſte Frau, — denn er heirathete ſpäter zum zweitenmal — war eine von Kettler, Schweſter des nachherigen Herzogs von Kurland, Gotthard von Kettler, und aus dieſer Verbindung entſprang die Reihe meiner näheren Vorfahren, die nun faſt ohne Ausnahme, indem auch jene Stiftung fortwährend einwirkte, ſich vorzugsweiſe dem gelehrten, und, neben dem geiſtlichen, beſonders noch dem ärztlichen Stande widmeten. Befriedigt in heimiſchem Anſehn, mittlerem Wohlſtand und gedeihlichem Wirken, lebte die Familie lange Zeit ſtill fort, ohne aus dem engen vaterländiſchen Bezirk herauszutreten. Durch erwählten Stand und Verhältniſſe dem Bürgerthume zugewendet, hegte ſie auch einen dieſem entſprechenden Freiſinn, dem der kleine rückwärts liegende Schimmer nicht ſchadete; dieſer mochte erlöſchen oder ſich erneuen, beides ſchien nicht ſehr erheblich. —

Das früheſte Beiſpiel eines in weiterer Welt ſich verſuchenden Sinnes gab einer von Johann von Enſe's Enkeln, der während des dreißigjährigen Krieges in Roſtock ſtudirt hatte, dann des Königs Guſtav Adolph von Schweden und ſpäter der Königin Chriſtina Leibarzt geworden war; er ließ ſich in Schweden häuslich nieder, und hatte daſelbſt eine anſehnliche Nachkommenſchaft, deren Fortbeſtehen noch in neueren Zeiten kund war, und erſt in den neuſten aus Mangel an Nachrichten ungewiß geworden iſt.

Ein Bruder dieſes nach Schweden gegangenen Varnhagen hatte die Rechte ſtudirt und war Bürgermeiſter in Altena geworden; ſein Sohn, mein Aeltervater, folgte ihm in dieſem Amte, war aber zugleich Doctor der Arzneikunde, die er nach dem Vorgange ſeines Oheims ebenfalls in Roſtock ſtudirt hatte, und deren Würden und Ausübung ſeitdem in dieſer Linie ſich durch alle Geſchlechtsfolgen herab vererbten.

Doch geſchah in andrer Hinſicht eine wichtige Unterbrechung des gewohnten Familiengangs durch meinen Urgroßvater Johann Bernhard, der ſich als Arzt in Paderborn niederließ, und daſelbſt durch das überwiegende Einwirken der Jeſuiten, welche von jeher viel Anziehendes für gelehrte und kluge Leute hatten, zur katholiſchen Kirche übertrat. Dieſer Glaubensänderung leitete nun natürlich auch ſeine Nachkommen, und zwar äußerlich trennend genug von dem proteſtantiſch gebliebenen Theil der Familie, innerlich aber nicht ohne die ſtarke Zugabe eines freien Unterſcheidens und Zweifelns, mitunter ſogar eines in Scherz und Ernſt ausbrechenden Widerſpruchs, welchen die herrſchenden Einflüſſe der ſpäteren Zeit ebenfalls mächtig hervorriefen, und den die Beſchäftigung mit Natur- und Heilkunde auch nur noch förderte.

Mein Großvater ſtudirte gleich wieder auf einer proteſtantiſchen Univerſität, zu Leyden in Holland; machte dann große Reiſen, beſuchte Rußland und Oeſterreich, und wollte Wien zu ſeinem Wohnort erwählen, wo aber ſeine Niederlaſſung durch entgegenſtehende Verdrießlichkeiten mit dem berühmten und einflußreichen Arzte van Swieten geſtört wurde. Er kam darauf nach Düſſeldorf, wurde kurpfälziſcher Rath betitelt, und nahm, ungewöhnlich in der Familie, eine Frau aus weiter Fremde, die Tochter eines Kaufmanns aus St. Petersburg. Das gute Anſehen, in welchem er bei Stadt und Regierung geſtanden, verſchafften ſeiner Wittwe nach ſeinem frühzeitigen Ableben die nicht unbedeutende Hofſtelle einer Oberkammerfrau (*Garde des Dames*) bei der Gemahlin des Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, deſſen Hof in Mannheim durch Kunſtbildung und Glanz ſich vor vielen auszeichnete.

Mein Vater genoß zwar auch zuerſt bei den Jeſuiten den gewöhnlichen Schulunterricht, doch ohne daß ihre Leitung und Geſinnung ihn einnehmen konnten, er ſtudirte dann, dem Beiſpiele des Großvaters folgend, die Arzneiwiſſenſchaft, erſt in Heidelberg, darauf in Straßburg und Paris, heirathete, nicht ohne Widerſtreben ſeiner ſehr katholiſchen Mutter, eine Proteſtantin, aus Straßburg, mit der er ſich ſchon während der Univerſitätsjahre verlobt hatte, und ließ ſich in Düſſeldorf nieder. An diesem Orte kam ich den 28. Februar 1795 zur Welt.

1795.

Daß die Stellung der Himmelskörper im bestimmten Augenblicke der Geburt eines Menschen auf dessen ganzes Geschick einen entscheidenden Einfluß übe, kann man hier gelten lassen; unzweifelhaft liegt in dieser Annahme der Sinn eines großen Verhältnisses, in welchem der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus unmittelbar zu stehen sich wohl berühmen darf. Näher indeß, als die Berechnung und Deutung jenes Einflusses der Gestirne, drängt sich uns heutiges Tages als bedingend für das entstehende Einzelleben die Stellung der Geschichtsmächte auf, in welche die neue Geburt eintritt; und von Goethe's Beispiel angeleitet, müssen wir diesen einige Betrachtung widmen, um den nachherigen Verlauf ferner einzuleiten.

Das Jahr 1795 bezeichnet, wie jeder Zeitpunkt der Geschichte, eine ganz bestimmte Stufe von Gewordenem und Werdendem, und darin ist jedem, der diesem Moment angehört, ein unwiderruflich gegebenes Schicksal. Mag auch die Resultate stets, günstig oder ungünstig, bedingen, wie auch Bildung und Kräfte innerhalb des festgestellten Moments auf die Lebensbahn selbst zurückwirken, immer bleibt die allgemeine Nothwendigkeit jenes bestimmten Moments das Grundgesetz und Weltanſicht, kaum nicht zu verſchieden iſt. Auch in meinen Lebensereigniſſen kann ich das Weſentliche jenes Bildungsproceſſes überall deutlich genug verfolgen, und daß ich damals, dort, und unter ſolchen Einflüſſen geboren wurde, erkenne ich, wenn auch nicht als meine erſte That, wie ein Fremder es einſt abſchätzig ausdrücken wollte, doch als meine erſte Liebe und immerdauernde Neigung, deren Eigenart in allen meinen Erzeugniſſen ſich wiederfindet.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte ſeine weltumgeſtaltenden, mit allgemeiner Aufregung verfolgten Aufgaben bereits thätig geleitet, das Mittelpunkt und Ruhmesſtätte ſeiner Arbeiten war gelöst, das Weltbürgerthum glaubte man nah, die vollſtändige Entwicklung war im Gange, die grossartigſten Erfolge aller Zeiten nah. Die eigentliche Mitte, von welcher eine gänzliche Umgeſtaltung aller europäiſchen Lebensverhältniſſe betrieben wurde, war Frankreich; religiöſe Toleranz, Staatsverfaſſung, Erziehung, Geſelligkeit, alles wollte ſich auf neuen Grundlagen völlig verändert erheben, die alten Vorurtheile weichen, der Staat ſelbſt erneut ſich altlich ſtufen, und die lebhafte, geiſtreiche, für Umgang und Mittheilung leicht aufgeſchloſſene Nation wirkte durch ihre Sitten und Wichtigkeit unwiderſtehlich auf die andern Länder ein, ſelbſt Polen und Rußland nicht ausgenommen, welche weder entlegen genug, noch ſo weit zurück waren, um ſich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Doch [illegible] wurde mir natürlich auf [illegible] ge- [illegible] dennoch erfüllte mich nun der Eindruck der schönen Räume, die gute Einrichtung und [illegible] Behaglichkeit, die sich nach mehreren Seiten [illegible] hatte, so wie die [illegible] Gespräche in Hof und Garten, wo man den [illegible] Aufenthalt im Freien genoß. Ein [illegible] Zug von Trost und [illegible] doch [illegible] in dem Kloster- [illegible] so wie [illegible] Worte von Glück und [illegible] gefühlt, machten mir doch am [illegible] ganz [illegible].

Das Gefühl der guten Laune [illegible] auch die [illegible] Kleidung. Sie [illegible] und ihre [illegible]. Sie [illegible] daß [illegible] Laune an sich eine strenge Behandlung in den Augen der übrigen Nonnen [illegible] daß eine [illegible] Neigung gegen das Kloster [illegible] in [illegible] die man [illegible] zu bleiben [illegible] die [illegible] von den [illegible] daß [illegible] unter den [illegible] Die [illegible] in Köln [illegible] aber [illegible] zu [illegible] so [illegible] zu ſchen. Nachdem aber die Franzoſen jene Stadt [illegible] Tage beſetzt hatten, indem er die Gelegenheit nahm, und einem Zuge, von franzöſiſchen Beamten und Gendarmen begleitet, forderte er unverzüglich im Namen der Obrigkeit [illegible] [illegible], der nun nicht zu verweigern war; die Bauern hatten keine Luſt zu irgend einer Vertheilung, man [illegible] ſie, und ſchlug ihnen auf dem Fuße, und ſie mußten ſie [illegible] den [illegible] Befehl [illegible]. Auf dieſe Weiſe [illegible] die [illegible] aber alle Vorſtellung; kein Geſang, kein Streit, weder Bild noch Stand, nur die [illegible] Gefühle! Man konnte ſie zu eſſen, die Bauern hatten die ganze [illegible] und Arbeit [illegible] an, ſie aber aßen nicht [illegible], ſondern [illegible] die Speiſen allein mit den Fingern, ihren Kopf [illegible] [illegible], wo ſich gar [illegible] ergab, ſie gern die letzten [illegible] [illegible] wollten. Als die Bauern ſie [illegible], erkannte ſie [illegible] eine Stimme, welche, [illegible] einen Inhalt, welche aber [illegible] [illegible], und [illegible] war, ſie ſollten die [illegible] [illegible] [illegible] geben. Ein neu [illegible] [illegible] und [illegible], was wohl ſie nicht gemerkt in Folge der langen [illegible] [illegible] [illegible], aber [illegible] nicht [illegible], [illegible]. Eine letzte Enttäuſchung und Entwürdigung [illegible] [illegible] zu [illegible] ſchien, den Franzöſiſchen und [illegible], im Gegentheil, [illegible] den ſich durch alle [illegible] [illegible] gleich, und

Werke der Andacht und frommer Milde bezeichneten ihre tägliche Beschäftigung. Sie lebte so zu Köln in einer Stiftung, wohin sie auf Kosten des Klosters verlegt worden war, und viele Jahre in Umständen doch leidlichem Zustande, still und sanft, erfreut durch den öftern Besuch des Bruders und der Frau und Kinder desselben, mit denen sie sich zwar wenig aber doch gern unterhielt, und starb eines seligen Todes verschieden um das Jahr 1064 in hohem Alter.

Jugendfreunde.

Berlin, 1803. 1804.

Selten mögen einem Menschen die [illegible] [illegible] sich [illegible], als mir den [illegible] [illegible], in welchem ich, vom Ende des [illegible] bis tief in den Sommer hinein, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging! Durch mein Verhältniß hatte ich mich grade nur in so weit gebunden, um [illegible] und Maß für das tägliche [illegible] zu halten, meine Pflichten begegneten mir nur meine Selbstständigkeit, ich genoß zum erstenmal die [illegible] des [illegible] [illegible] und [illegible]. Was ich war, dachte, arbeitete, [illegible] und that, [illegible] mir niemand mit keinem [illegible] in der Stadt noch, hatte niemand durch fremde Rücksichten und Zwecke [illegible] [illegible]; meine Eigenschaften, die bisher gleichsam hinter einem [illegible] und deren [illegible] hatten zurückstehen müssen, konnten nun erst sich [illegible], mein eigenes [illegible] Wesen hatte nun Raum und Freizu jedem Entſchluß und jeder Handlung hin. Dieſes Gefühl hätte in jedem Fall das Ergebniß meiner veränderten Lebensſtellung ſein können, daß dem aber durch eine Dauer von Monaten eine nur ſtets geſteigerte Gewährung entſprach, war die Folge des glücklichſten Zuſammentreffens von Begünſtigungen, wie ſie nicht oft ſich vereinigen wollen!

Ich muß zuerſt als eines wunderbaren Reizes, der in täglich erneuertem Wechſel ſich als unerſchöpflich erwies, der Localität gedenken, welche nicht glücklicher ſein konnte. Schloßartige Wohnung, weit über das Bedürfniß hinaus geräumig und ſtattlich, im Innern mit allem Behage einer behaglichen, theils holländiſchen, theils engliſchen Lebensart verbinden, erhob ſich, auch für den äußern Anblick bedeutend und geſchmackvoll, zwiſchen hohem Vorhof und ausgedehntem Garten. Von der Straße zurückgezogen wandte ſich das ganze Leben des Hauſes um ſo entſchiedener nach der Gartenſeite hin. Schattige Gänge, Raſenplätze, hochſtämmige Bäume und mannigfaches Gebüſch, Blumenbeete, Obſt- und Küchenpflanzungen, ſelbſt ein Pavillon zwiſchen Treibhäuſern, gaben dem weiten Raume in ſinniger Anordnung die heiterſte Mannigfaltigkeit, und dieſe grünende und blühende Magik gab jedem Tag und jedem Augenblick die reine, edle und heilſame Gelegenheit zu dem reinſten Genuß, welchen das Herz erfaſſen kann, zu dem Genuſſe der Jugend und des Sommers in ihrem lieblichſten Verein.

Während der erſten Zeit ſchlief ich nach dem Garten hinaus, in einem Saale, der als gräfliches Kabinet diente. Mit dem frühſten Tage, vom Glanze der bewegten Wipfel, von den Stimmen der Vögel, dem erquickenden Morgenhauche getroffen, ſtand ich lebensfroh auf, eilte in das ſonnige Grün, beſchäftigte dort oder am offenen Fenſter des Bibliothekzimmers, und hatte mit wechſelndem Entzücken ſchon viel geſchwärmt und geleſen, wenn nach und nach das übrige Haus erwachte, und die Geſchäfte und Pflichten des Tages ſich andrängend einſtellten. — Faſt kein Tag verging ohne Geſellſchaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Alexander zur Lippe, Prediger Dräſeke, Graf Caſa-Valencia von der ſpaniſchen Geſandtſchaft, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi nebſt dem italiäniſchen Dichter Biſchi, lernte ich in dieſem Kreiſe kennen, auch dem damals jugendlichen und geiſtbewegten Adam Müller und der von ihm geliebten Madame Sander, die als ſchöne Frau durch den Ruf mir ſchon bekannt war, begegnete ich hier zuerſt, nicht ohne merkwürdige Beziehung. — Graf Alexander zur Lippe, edel, großſinnig, gebildeten und ſtrebenden Geiſtes, aber auch eigenſinnig, eindrücklich und abſchweifend, lebte in empfindſamſter Seelenſchwingung, und verbreitete Rührung und Innigkeit um ſich her, die aber bei leiſen Anläſſen wunderlich aus der unbedingteſten Spannung auch in Schärfe und Schwere umſchlugen, womit er ſich und

Andre dann nicht wenig quälte, bis man ihn wieder, was nicht ſchwer wurde, auf Scherz und Laune zurückbrachte. In erhabenen Freundſchaften lebte er mit edlen Frauen; einen abweſenden Freund, Herrn von Brockes, führte er bei jeder Gelegenheit zärtlichſt im Munde; auch mit mir tauſchte er jetzt Händedruck und Vertrauensworte, und durchſuchte meine Neigungen und ſeine; die Leidenſchaft, zu welcher eine jugendliche Schöne ihn entflammt hatte, verbarg er keineswegs, wenn auch die letztere ſelbſt als ein zartes Geheimniß verſchwiegen blieb.

Einen neuen Mitſtrebenden entdeckte und gewann ich in einem jungen Manne, der in dieſem Hauſe von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde, und auf dem Komtoir beſchäftigt war, aber ſich außer den beſtimmten Zeiten wenig ſehen ließ, und überhaupt in ſeiner ſchweigſamen Stille ſich kaum bemerkbar machte, obgleich er für durchaus klug und kundig galt. Eines Tages führte zufälliges Geſpräch uns näher zuſammen, wir vertieften uns in Betrachtungen des Lebens und der Poeſie, ſeine Verſchloſſenheit hielt gegen meine andringende Wärme nicht aus, er bekannte mir, daß auch er dichte, und wollte mir ſeine Erzeugniſſe nicht vorenthalten. Seine Gedichte waren klar und empfindungsvoll; ſie entzückten mich; und als ich den Andern meine gemachte Entdeckung mittheilen, ihnen die Verſe wiederholt vorleſen durfte, wollte man das Wunder kaum glauben; vereinigte ſich aber bald in Lob und Beachtung des aus ſeinem bisherigen Inkognito hervorgetretenen Dichters, und ich genoß die reinſte Freude, in Wilhelm Neumann einen ſo würdigen als fähigen Freund erworben zu haben. Daß er eine Neigung im Herzen hegte, war nicht aus ſeinen Gedichten allein zu gewahren; ſeine Gewöhnung zu ſchweigen ließ jedoch keinen näheren Aufſchluß erfolgen, erſt ein Jahr ſpäter wurde dieſer mir durch unglückliche Umſtände enthüllt; inzwiſchen war die ganze Gemüths- und Geiſtesſtimmung von dieſer innern Wärme belebt und erhöht.

Neues Zuſtrömen erfolgte zu dieſen ſchon anſchwellenden poetiſchen und ſentimentalen Fluthen durch die Bekanntſchaft, die mir nach einiger Zeit in Charlottenburg mit einem preußiſchen Offizier zu Theil wurde, der, auf die erſten leiſen, gleichſam freimaureriſchen Zeichen einer ſolchen Brüderſchaft, ebenfalls ganz unvermuthet ſich mir als Dichter enthüllte, und zwar als einer von der ſeltſamſten Art, die größtentheils ſchon darin begründet lag, daß dieſer deutſche Dichter eigentlich ein Franzoſe war. Herr von Chamiſſo hatte als Knabe mit ſeinen Aeltern die Heimath beim Ausbruche der Revolution verlaſſen, war als Emigrirter nach Berlin gekommen, hier bei der verwittweten Königin als Page und darauf als Offizier im Infanterieregiment von Götz angeſtellt worden, und in dieſem Verhältniſſe geblieben, während ſeine Familie, gleich den meiſten andern

Emigrirten, denen es geſtattet war, begierig das Vaterland wieder aufgeſucht hatte. Den Franzoſen konnte Chamiſſo in keinem Zuge verläugnen. Sprache, Bewußtſein, Sinnesart, Memoiren und Wendungen, alles erinnerte an ſeine Herkunft, nur war ſein ganzes Weſen dabei mit einer beſondern, ſeinen Landsleuten ſonſt nicht grade eignen Ungeſchicklichkeit behaftet, die doch viele Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausſchloß, ſondern ihnen nur etwas Wunderliches zugeſellte, woraus denn allerlei hervorging, was er ſelbſt oder Andre als Unfall oder Uebelſtand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handſchuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meiſten aber und ſichtbarſten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anſtrengungen mit einer Art von Meiſterſchaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil beibehalten mußte. Er hatte deutſche Lieder und Elegieen gedichtet, ſogar einen Fauſt in Jamben angefangen, und ich hörte mit Staunen und Bewunderung, was er davon mit ſeiner zerquetſchenden Ausſprache, in einer Thür ſtehend, und den Durchgang hemmend, mir aus dem Gedächtniß herſagte. Auch dieſer Poeſie wurde ich ſogleich ein rühmender Verbreiter, und alsbald des Dichters, der ſich als der bravſte Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzensbruder. Die deutſche Bildung und Sprache waren der

Gegenſtand ſeiner tiefſten Verehrung und Sehnſucht, und unſre Beſtrebungen in dieſem Gebiete arbeiteten ſeitdem im förderlichſten Verein. War aber ſein Geiſt durchaus den Deutſchen zugewandt, ſo hatte doch in ſeinem Herzen eine ſchöne Landsmännin den Vorzug behalten, welche durch Schickſale hierher verſchlagen war; ſie vereinte mit tiefer Schönheit eine ſeltne Bildung, wie ſie denn Engliſch und Italiäniſch vollkommen ſprach, und eben ſo den Shakſpeare und Taſſo wie ihren Racine las. Ihre Auszeichnung und Lage deutete auf höhere, doch unglückliche Verwickelungen, deren Geheimniß aber, aller Forſchungen ungeachtet, ſtets bewahrt geblieben.

Unſer verſtärkter Bund gerieth nun in thätige Bewegung, wir bereicherten durch Austauſch unſre Gefühle und Anſichten, theilten einander unſre Schriftſteller mit, und ſuchten uns gemeinſchaftlich zur Höhe der Litteratur emporzuheben. Ich begann Klopſtock, Voß und Wieland weniger feſtzuhalten, wiewohl ich ſie nicht aufgab, ſondern ihren ſchon mißkannten Werth noch mit Glück behauptete, ſelbſt einmal gegen Adam Müller, der mir auch Hölty, Salis und andre ſolche noch einräumen mußte. Dagegen ſtieg Schiller mächtig empor, und alle überragte mehr und mehr Goethe, deſſen Schriften, und beſonders Wilhelm Meiſter, unſre Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums und die Sprüche des Novalis führte hauptſächlich Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich ſtill und laut zu vielenmalen. Neumann hatte ſich manches von Tieck erſehen; Schleiermacher wurde genannt, ich erhielt ſeine Monologen zum Geſchenk, und dieſer ſtrenge, aber ſchwungvoll ausgedrückte wiſſenſchaftliche Inhalt wurde mit dem lyriſch-ſentimentalen des Hölderlin'ſchen Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürſtenden genoſſen. Wir hatten Alle erſtaunlich viel zu lernen, und nicht bloß nach innen, ſondern auch nach außen hin zu lernen, um unſrem geiſtigen Erſchauen die erforderliche Unterlage zu geben, und dieſes Lernen konnte für uns nur aus fortwährendem Erleben und Betreiben hervorgehen. Wir ſahen einander bei allen Gelegenheiten; jeder ſonſt gleichgültige Beſuch, jede Fahrt über Land, jedes Geſchäft wurde uns bedeutend und fruchtbar, und wir waren weit entfernt, dieſe Bildungsſchule unangenehm zu finden, ſo ſehr wir deren Mängel in Betreff der wünſchenswerthen gelehrten Kenntniſſe und Uebungen einſahen. Die Geſellſchaft gewann durch dieſe geiſtige Bewegung zuſehends an Leben und Reiz, und die Sprüche des paradoxen Ernſtes, die Einfälle der Laune und des Witzes fielen ſo reichlich ab, daß wir anfingen, ſie in ein kleines, zu dieſem Zwecke gehaltenes blaues Heft zu ſammeln, wo beſonders die wunderlichen und oft ungemein treffenden Schlagworte Lippe's ſich anhäuften. Die Frauen behaupteten in dieſem Treiben ihre Stelle, und waren ihm nach Kräften förderlich, wiewohl ſchon mitunter einige Regungen zuckten, die wegen des Weitergehens bedenklich machen konnten, denn eine der erſten Wirkungen unſrer wetteifernden Thätigkeit mußte ſein, daß wir gewahr wurden, wir ſeien bisher, wie in der Litteratur, ſo auch im Leben, allzu zahm und billig geweſen, und nun annahmen, wir dürften vieles keck als gemein und gering verwerfen, was wir bisher geachtet, und müßten uns, um nicht als geduldige Haſenfüße zu gelten, als ſtößige Böcke gebärden. Die Schlegel'ſchen Geſinnungen und Beiſpiele hatten viel Verführeriſches für junge Leute, welchen, bei ſchon befeſtigter Bildung, ihre abgetragenen Unarten als etwas doch vielleicht Geniales zum nochmaligen-Wiederanprobiren noch nicht zu entfernt lagen. Aber wir hielten, gutgeartet und brav, uns bei allen Lockungen doch beſcheiden genug. —

In dieſe chaotiſche Gährung, aus der ſich nach Zufall und ohne Ziel und Ordnung alles neu geſtalten ſollte, fiel uns zum Glück bald ein ſtärkeres Licht der Autorität, durch welche, neben ſo vielem Schwankenden und Verworrenen, auch wieder Feſtigkeit und Zuſammenhang vor Augen ſtand. Ich lernte nämlich Fichte'n kennen. Eine Dame, die ich öfters beſuchte, lud mich mit ihm zuſammen in ihre Loge, um die Braut von Meſſina zu ſehen. Späterhin ſahen wir ebenſo die Eugenie von Goethe. Mit Ehrfurcht huldigte ich dem tiefen Geiſt und großen Karakter, mit Freimüthigkeit forderte und beſtritt ich ſeine Ausſprüche, ſoweit meine

Kräfte reichten. Er ließ mich freundlich gewähren, und beſchied mich wohlwollend in ſeine Wohnung. Hier ſah ich einen Weiſen, deſſen Handlungen mit ſeinen Worten und Lehren Eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von ſittlicher Würde ſtrahlte. Willig gab er mir Bedürftigen ſeine leitenden Rathſchläge, ließ ſich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klaſſiſche Alterthum, ſagte mir gradezu, ich müſſe vollſtändiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot ſtrengen Wandel und eiſernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Bemühung mit eigentlicher Philoſophie entſchieden zurück. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu ſehen, wenn er ſo ſprach, die Gradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleitete ſeinen erhabenen Ernſt. Wenn ſeinen Ermahnungen ganz nachzuleben auch weder mein Sinn noch ſelbſt die Gelegenheit erlaubte, ſo blieb doch dies Vorbild tief in meiner Seele, und ich nahm von Zeit zu Zeit immer meine Zuflucht zu dem herrlichen Mann, der dann jedesmal mit Nachſicht und Kräftigung meinem guten Willen beiſtand. Auch Chamiſſo machte ſeine Bekanntſchaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns Alle blieb fortan über allem trüben irren Gewoge des Lebens dieſer Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuverſichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu vereinigen und zu ſtärken. — —

Für mich gab es in meinen Verhältniſſen fortwährend Ertrag genug, um von dem, was ſich Widriges und Läſtiges andrängte, mich nicht gänzlich befangen zu laſſen. Eine Fahrt nach Potsdam ließ uns heitre geſellige Freude an dieſem ſchönen Orte genießen, und ich wurde mit dieſem denkwürdigen Aufenthalt eines großen Königs umſtändlich bekannt. Ich ſah Fichte'n von Zeit zu Zeit, und immer mit nachhaltiger Herzſtärkung. Mit den jüngern Freunden ging der poetiſche Verkehr lebhaft fort, und unſre Poeſie athmete nicht blos in unſern Gedichten, ſie war das Element, in welchem wir lebten. Mit Chamiſſo knüpften ſich die Bande ſtets feſter. Dagegen war mit Lippe mehrmals Gefahr völliger Entzweiung, er nahm alles übel, auch die Erwiederung deſſen, was er doch ſelbſt eben verübt hatte, und einſt ging er in düſtrer Wuth grimmig von mir weg, weil ich ihm den ſchlechten Spaß, daß er mir den Knoten der Halsbinde im Geſpräch neckend gelöſt hatte, nicht ohne die gleiche Vergeltung hingehen ließ; da er dann ſchmerzlich bei Chamiſſo klagte, daß ich ihn hätte erwürgen wollen, bis dieſer von mir den Anlaß erfuhr, und mit mir darüber lachte, ja ſogar einige heroiſche Verſe darüber lieferte. Dergleichen begütigte ſich doch auf der Stelle wieder, und ſolche Vorfälle und Begegniſſe trugen unſrem Zuſammenleben nur eine ſtärkere Unterlage von Geſchehenem und Verarbeitetem zu.

Aber auch an wichtigen Gegenſtänden konnt' ich meine Betrachtung in dieſer Zeit üben. Unerwartet fand ich mich mit der Freimaurerei beſchäftigt. Ich hatte gehört, daß Fichte, nachdem er weder bei den Gelehrten noch beim großen Publikum hatte durchdringen können, zu dem Verſuche gekommen war, ſeine Lehre dem Freimaurerorden zur Pflege und Ausbreitung zu übergeben, und dieſem ſelbſt dadurch eine neue Weihe zu verſchaffen. Der Gedanke, dieſe geheimnißvolle Geſellſchaft, die ſich in ihrer eignen Geſchichte und Bedeutung längſt nicht mehr zurecht zu finden ſchien, und deßhalb nach Umſtänden, bald abentheuerlicher Sehnſucht, bald menſchenfreundlichen Allgemeinheiten ihre weite Form und bequeme Maſſe leihen mußte, dieſen in allen Welttheilen wirkſamen Bund von Verbrüderten zu einem Organ der Philoſophie zu machen, die Stufen ſeiner Weihe nach dem Lichte der Wiſſenſchaft beſtimmen zu laſſen, und gleichſam ein Pythagoräiſches Inſtitut in unſrer Zeit wieder hervorzurufen, ein ſolcher Gedanke hatte allerdings etwas Großes und Lockendes, womit grade ein Fichte die hoffnungsvollſten Ausſichten verbinden durfte. Freilich war die Sache gleich bei der erſten Berührung völlig geſcheitert, und es zeigte ſich, daß man über die Fähigkeit des Ordens wie über die Stimmung der Mitglieder durchaus falſch geurtheilt hatte, und daß die Zwecke, Gewohnheiten, Liebhabereien und Kämpfe der Loge auf tauſend Meilen von der Wiſſenſchaftlehre abſtanden. Aber daß Fichte auch nur einen Augenblick hatte glauben können, hier feſten Grund zu finden, gereichte noch immer bei uns der Maurerei zum Ruhme, und durfte das Intereſſe nähren, mit welchem gelegentlich die Geheimniſſe zur Sprache kamen, über die man am liebſten doch perſönlich zu erfahren wünſchte, wie es damit beſchaffen und was eigentlich daran ſei. Meine Aufmerkſamkeit war durch obige Erwähnung wieder auf die Freimaurerei gewandt, und ich äußerte wohl einmal die Ungeduld, noch nicht das in Preußen geſetzlich erforderte fünfundzwanzigſte Lebensjahr erreicht zu haben, um zu dieſen Myſterien zutrittfähig zu ſein.

Dies war nicht unbeachtet geblieben. Profeſſor Darbes, ein nicht ungeſchickter Portraitmahler, vorzüglich aber als heitrer und kundiger Lebemann geſchätzt und geſucht, war in der Berliner Geſellſchaftswelt ſehr ausgebreitet; ſeine Kunſt, ſein unterhaltender Humor, ſeine gewandte Sprechfertigkeit, und beſonders auch die Freimaurerei, welche er von Grund aus zu kennen und mit Eifer zu treiben im Rufe ſtand, gaben ihm in den vornehmſten wie in den mittlern Kreiſen leichten Zutritt und ein gewiſſes Anſehn. In Kopenhagen geboren, von katholiſchen Aeltern ſtammend, die ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatten, aber bald verwaiſt und früh in die Weltſchule gekommen, hatte er ſich in

St. Petersburg und Riga, wo er am meiſten gelebt, franzöſiſche Denkweiſe, Bildung und Betragen, wie ſie in der vornehmen Geſelligkeit andrer Nationen wiederzufinden waren, und ebenſo den vollkommen freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, glücklich angeeignet; die Freimaurerei fügte ſo vielen Leichtfertigkeiten einen gewiſſen Ernſt und feierlichen Hintergrund bei, wodurch die ganze Perſönlichkeit eine vortheilhafte Bildung erhielt. Man konnte ihn für einen Abbé halten, für einen klugen und ausgearbeiteten, dem das Geiſtliche nur ein Mittel zum Weltlichen iſt. Er war ein kleiner, blonder, raſcher Mann, auf magern aber breit und feſt geſtellten Beinen mit zurückgebogener Haltung einen etwas hängenden Leib und ein zugeſpitztes kahles Haupt tragend, von ſtrenggehaltener Miene, die ſich aber jeden Augenblick in die poſſenhafteſte Grimaſſe verziehen konnte, aus grauen lebhaften Augen feſt und keck umherblickend, dabei ſtets bereit zu reden und vorzutragen, ſei es, daß er Geſchichten erzählte, oder Lebensmaximen dozirte, oder auch, indem er die Geſellſchaft anredete, bald Einzelne heranzog, bald wieder allein ſprach, die wunderlichſten Poſſen mehr aufführte als vortrug, und dies alles mit einem Sprudel von Humor und Gebärden begleitete. Die Aufmerkſamkeit der Hörer fehlte ihm nie, ihres Lachens war er gewiß, und ihr Beifall entging ihm ſelten. Seine Hauptmaxime war, man müſſe es gut haben und fröhlich ſein, und indem er ſich faſt zum Narren der Geſellſchaft machte, bezeigte er den größten Abſchen, der Narr des gemeinen Lebens zu ſein. Er hatte den Uebermuth, den vornehmen Leuten an ihrer reichbeſetzten Tafel mit heftiger Beredſamkeit begreiflich zu machen, daß er ja nur deßhalb zu ihnen komme, weil er ſich gerne hören laſſe, und lieber bei ihnen Kapaunen und Champagner genieße, als für ſich allein magres Rindfleiſch und Weißbier. Seine betriebſame Klugheit erſtreckte ſich auf hundert kleine Erfindungen und Vortheile, die er höchlich anpries, und in allen kleinen Verlegenheiten des Lebens war er unerſchöpflich an Auskunft und Hülfsmitteln. Mit Stolz rühmte er, daß ich weiß nicht welcher geiſtreiche Miniſter von ihm geſagt: „C'est un grand homme dans les petites choses!“ Eben ſo wußte er ſich viel damit, daß er ſeine Dienſtfertigkeit ſtreng auf ſolche Fälle beſchränke, wo dieſelbe als letzte Zuflucht in Anſpruch genommen werde, nur wenn man bei allen andern Freunden ſchon vergebens geweſen, dann erſt ſolle man zu ihm kommen, und dann ließ er ſich auch keine Mühe und Anſtrengung verdrießen. Von ſeinen Sonderbarkeiten und Einfällen wäre noch viel zu erzählen, der Stoff bedürfte aber eines Diderot, um nach allen Seiten gebührend ausgebildet zu werden. Denn neben dem oberflächlichen Weltgetriebe war ihm eine tiefere Richtung nicht abzuſprechen, und im Grunde ſeines Weſens wohnte die menſchenfreundlichſte Gutmüthigkeit, redliche Geſinnung, und wahrhafte Tugenden der Geſelligkeit. Er hatte Zeiten der tiefſten Schwermuth, in denen er ſich aber nicht ſehen ließ, ſondern einſame Spaziergänge machte, oder ſich auf ſein Zimmer verſchloß. Als ſeine Einkünfte ſchwächer wurden, ſchränkte er ſich mit vielem Gleichmuth ein, ging zum Beiſpiel in das gröbſte Tuch gekleidet, und zeigte ſich ſo mit Behagen in den Sälen der Reichen und Vornehmen, von denen er jede Geldhülfe ſtolz verſchmähte. Bei den Eindrücken, die ich von dem Manne ſo lange Jahre in der Seele trug, war es mir keine geringe Freude, als ich vor einiger Zeit ſeinen Namen unerwartet in des Architekten Weinbrenner Selbſtbiographie vorkommen fand, begleitet von Erzählungen und Zügen, worin ich ihn ganz wiedererkenne. Auch freut es mich, in Weinbrenners Buche die guten Eigenſchaften des Mannes, bei anfangs zweideutiger Erſcheinung, durch den Verfolg in helles Licht geſetzt zu ſehen.

Dieſer Mann erſuchte mich eines Nachmittags in Charlottenburg, wo er einige Zeit wohnte, ihm auf ſein Zimmer zu folgen, wo er geheim und vertraut mit mir zu reden habe. Wir ſetzten uns auf das Sopha, den Thüren gegenüber, die er weit offen ſtehen ließ, denn ſo, ſagte er, nicht durch Zuſchließen, ſichre man ſich am beſten gegen alles Lauſchen, indem man die Thüren des Vorzimmers im Auge habe, und jeden Kommenden gleich in der Ferne wahrnehme. „Sie ſprachen neulich, ſo bei [illegible] an, von der Freimaurerei, und wünſchten von ihren Geheimniſſen näher unterrichtet zu ſein. Ich kann Ihre förmliche Aufnahme in den Orden nicht bewirken, weil hier das obrigkeitliche Verbot nicht zu umgehen iſt, und dann bin ich auch ſelbſt ohne Einfluß und Verbindung mit den hieſigen Logen, ſeitdem die Feßler'ſche Spaltung, von der neulich die Rede war, ſein und mein Ausſcheiden zur Folge hatte. Allein ich kann dennoch Ihren Wunſch erfüllen. Hören Sie mir zu! Seit langer Zeit ſchon fühlen wir, die wir höher im Orden ſtehen und tiefer eingeweiht ſind, daß ſeine Grundlagen verändert werden müſſen. Die großen Geheimniſſe und der furchtbare Eid, ſie zu verſchweigen, kamen uns längſt als veraltet vor, wir entbanden uns dieſer Feſſeln, und berechtigten uns gegenſeitig, mit dem Inhalte wie mit der Form der Sache im Intereſſe derſelben nach eignem freien Urtheil zu ſchalten. Was als weſentlich der Maurerei noch inwohnt oder mit Wahrheit ihr beigelegt werden kann, hat mit ihrer jetzigen Beſchaffenheit nur noch ſchwachen Zuſammenhang. Man iſt nicht Maurer, weil man in die Loge aufgenommen worden, man kann es in höherem, und ſelbſt von der Loge anerkannten Sinne, auch außerhalb derſelben ſein. Ich finde bei Ihnen alle Eigenſchaften, die Ihnen Anſpruch geben, dem Orden anzugehören, und ich will, wenn es Ihnen genehm iſt, Sie in denſelben vollſtändig einweihen.“ Dieſer Rede, die ich mit Dank und Eifer annahm, ſolgten weitläufige Mittheilungen aus der Geſchichte und über die gegenwärtigen Verhältniſſe der Freimaurerei, über ihre Gebräuche, Einrichtungen, und andre Aeußerlichkeiten. Mir wurde empfohlen, der Sache weiter nachzudenken, und gegen niemand ein Wort davon zu reden. Dieſe Belehrungen wiederholten ſich, wobei meine Erwartung doch im Ganzen wenig befriedigt wurde; weder der eigentliche Urſprung der Geſellſchaft noch ihre beſtimmten Zwecke wollten recht hervortreten, die Zeichen und Worte und Ceremonien erſchienen als iſolirte Alterthümer, deren Bedeutung in dem Schwall modernen Auslegens und Hinzumiſchens ganz untergegangen; das Vorhandene wurde größtentheils als gemein und verwerflich vorgeſtellt, das Beſſere als erſt in Künftigem zu hoffen. Und bei allen dieſen Gebrechen und Scheinſamkeiten ſollte das freimaureriſche Treiben überhaupt doch in höchſtem Werthe ſtehen, und die Neigung des ausgeſtoßenen und abtrünnigen Bruders hielt, der Einſicht entgegen, an demjenigen feſt, was durch ſo lange Jahre die richtigſte und vertrauteſte Lebensgewöhnung, der Gegenſtand ſo vieler Thätigkeit und die Quelle ſo mannigfachen Ertrages geweſen war! Aus dieſem Zwieſpalt der Zuneigung und des Widerwillens kam Darbes nicht heraus, wie ein Liebhaber, der die ungetreue Geliebte zugleich ſchelten und doch noch preiſen möchte, und in dem Mißgefühle, welches ſich einſtellte, wenn ich dergleichen Widerſpruch nicht mitmachen konnte, fanden auch unſre Lehrſtunden nach und nach ihre Stockung. Mir aber war der Blick in ein weites Feld menſchlicher Thätigkeiten und Beziehungen eröffnet worden, in die lockendſten Ideen der Begeiſterung und der Schwärmerei, deren Eintritt mir nur als gleichzeitige Enttäuſchung gewährt wurde, wie ſie wohl ſelten einem jungen Manne an ſolcher Schwelle vorausgegeben wird.

Von einer andern Seite her ſollte nicht minder ein Streifen der Welthändel aus ihren dunklen Wirrgängen mich einen Augenblick hell anſchimmern. Ein engliſcher Jude Lewis Goldſmith, damals gerühmt als Verfaſſer freimüthiger politiſchen Schriften, dann als Herausgeber des zu Paris in engliſcher Sprache erſcheinenden Tagblattes Argus bekannt, und ſpäter als Urheber der lügenhaften Schmähſchrift über den Hof von Saint-Cloud berüchtigt, kam während des Sommers 1803 nach Berlin, und ſprach als alter Bekannter in unſerm Hauſe ein. Er ſchien mit Geld überflüſſig verſehen und in großem Behagen zu leben, von den politiſchen Verhältniſſen und Perſonen wußte er viel Merkwürdiges mitzutheilen, und für den Erſten Konſul Bonaparte nahm er heftig Parthie, doch ſichtlich weniger aus Ueberzeugung als aus Prahlerei und Vortheil, denn er verhehlte nicht, daß er ſein Glück auf jenen Mann geſtellt habe, und noch weniger, daß ſein Glück in Wohlleben beſtehe. Seine Munterkeit gefiel ſich im Aufſchneiden und im Schadenfreuen, und ſo ſehr uns Andern dies widrig war, ſo ſehr unterhielt es den Hausherrn, dem der keke Ton des Geſellen faſt nicht weniger imponirte, als die Sendung, auf welcher derſelbe jetzt begriffen war, und die er ihm als altem guten Freunde nicht hatte verhehlen wollen. Er befand ſich nämlich auf einer Reiſe nach Warſchau, mit geheimen Aufträgen Bonaparte's und großen Vollmachten und Kreditbriefen verſehen, um den dort wohnenden franzöſiſchen Kronprätendenten, nachherigen König Ludwig den Achtzehnten, zu verſuchen, ob er gegen große Geldvortheile, die ihm Bonaparte anbieten ließ, zu deſſen Gunſten auf die Krone von Frankreich würde verzichten wollen. Gleich nach der Abreiſe des Goldſmith vertraute mir der Hausherr dies Geheimniß, wodurch er, zur Berichtigung meines geringſchätzigen Urtheils, ſeinen Freund mir recht hoch zu ſtellen meinte. In der That war die Sache bedeutend, und ſehr geheim; ſie gab einen frühzeitigen Blick in die damals noch ſorgſam verhüllten Plane des Erſten Konſuls, und man hat ſpäter den Vorgang läugnen wollen. Der Mann kam nach einiger Zeit von Warſchau zurück, ich ſah ihn auch dann wieder, aber nur flüchtig, ſeine mißmuthige Eile ließ genug errathen, daß er keinen Erfolg gehabt, wie denn auch ſeine eigne Ausſage beſtätigte. Mir war in meiner damaligen Stimmung nichts gleichgültiger, als die politiſchen Tagesbegebenheiten, ein Gedicht war mir wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreiſe naher Herzens- und Geiſtesbeſchäftigung bedeutender, als alle Schlachten und Friedensſchlüſſe: aber gleichwohl war mir das nahe Vorbeigehen einer ſo beziehungsreichen Staatsſache zu merkwürdig, als daß ich nicht vielfach darüber nachgedacht und ein frühes Vorbild für viele ſpätere Erfahrungen darin aufgefaßt hätte. —

Ein Staatsmann beſſerer Art und höherer Bedeutung wurde mir in dem portugieſiſchen Geſchäftsträger Pinheiro-Ferreira vertraulich bekannt. Äußerſt klein und ſchmächtig von Geſtalt, faſt nur ein Knäbchen von Anſehn, ſo daß man von ihm ſagte, er ſei ein Küchlein über der Sparlampe ausgebrütet, wußte er doch durch gemeſſenes und feines Betragen, und durch einen ſchönen Ernſt, wie er Südländern öfters eigen iſt, einen wirkſamen Eindruck von Würde zu geben, und um ſich her Achtung zu gebieten. Ich weiß nicht, wodurch eigentlich ſeine Zuneigung mir gewonnen wurde, allein er ſchenkte ſie mir in hohem Grade, und ſprach viel mit mir über deutſche Dichter, denen er unbedingten Preis widmete, ſo wie er mir auch von portugieſiſcher Litteratur vieles erzählte, und beſonders den Dichter Diniz anrühmte, von dem er Verſe mit Begeiſterung herſagte. Auch über Homer und Homeriſche Mythologie nahm er meine deutſchen Einſichten, ſo weit ich ſie mittheilen konnte, begierig auf, und bezeigte nur einiges Mißtrauen gegen das, was unmittelbar von den Schlegel herrührte. Er machte mir kein Geheimniß von ſeiner politiſchen Lage, und ich erſtaunt zu hören, daß er ein Gefangener der Inquiſition geweſen, und vom ſichern Tode nur durch den großmüthigen Beiſtand des Prinz-Regenten von Portugal gerettet worden, der ihm eine diplomatiſche Anſtellung im Auslande zum Schutz gegeben, welchen im Inlande dauernd ihm zu gewähren alle ſeine Macht nicht ausgereicht haben würde. Die erlittenen Drangſale hatten ihm ein trübes Gewölk auf der Seele zurückgelaſſen, das ihn doch nicht hinderte, auch den heiteren Gefühlen ihr Recht zu geben. Denn das unſcheinbare Männchen hatte ſchon von Portugal einen hübſchen Knaben mitgebracht, der auf frühere Verbindungen deutete; in Berlin aber durfte er ſich der Aufmerkſamkeit zweier Damen zu gleicher Zeit erfreuen, die gleichſam um ihn wetteiferten. Er heirathete ſpäter die eine derſelben und nahm ſie mit nach Braſilien, wo er zwanzig Jahre ſpäter als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und darauf als ſolcher in Portugal ſelbſt, eine wichtige Rolle ſpielte, und den gemäßigten Konſtitutionellen angehörte, bis die Umgeſtaltung der Dinge ihn ſeinen Aufenthalt in Paris nehmen ließ. Ich las ſeinen Namen in den Zeitungen nie ohne innigen Antheil, und begrüßte [illegible] mit Worten [illegible] [illegible] [illegible], die er mir in mein Stammbuch geschrieben hatte. —

Hier ist nun noch eines persönlichen Erlebnisses zu gedenken, welches [illegible] Eindruck auf [illegible] jener Zeit machte. Eines Abends, da ich von [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], machte [illegible] [illegible], und bei dem [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] von [illegible], welche [illegible] der [illegible] des [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] hatte ich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible], daß ich mir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] mein [illegible] [illegible] gegen [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Man hatte uns einen großen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] die [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] durch [illegible] [illegible] der [illegible] und durch [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] die [illegible] und [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] in die [illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible]. Ein [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], und ein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] in [illegible] und [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] die [illegible] durch die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], der [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], in [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

seine [illegible] [illegible] sich, und [illegible] einen [illegible] Schwung [illegible] wollte, als er [illegible] konnte. August [illegible] bezeigte von Weimar her seine Theilnahme für mich. Den größten Werth aber behielt Fichte's [illegible], und dieselbe war besonders mir vortheilhaft, wie ich bei folgender Gelegenheit erfuhr. Als ich einst [illegible] die Treppe zu ihm hinauf stieg, traf ich [illegible] mit einem Offizier nach dem [illegible], wir wurden beide [illegible], und der Offizier übergab einen Brief aus [illegible] vom Minister. Es war ein Freund von [illegible] und [illegible], und [illegible] Zeit von ihnen [illegible]. In diesen [illegible] Kriegsjahren hatte sich die [illegible] [illegible] und philosophische Begeisterung [illegible], und [illegible] Gebildeten [illegible], bis zur größten Verzweiflung. Von Minister und Werner [illegible], kam er nach Berlin, [illegible] Fichte und Schlegel zu hören, und [illegible] einige [illegible] Aufsätze [illegible] zu lesen, welche er mit [illegible] [illegible], die für ihn und die Welt gleiche Wichtigkeit hätten. Er hat [illegible] im Kriege sich sehr brav gehalten, und [illegible] Wirklichkeit [illegible] ihn von seinen Phantasien geheilt zu haben. Dennoch aber mußte man ihm seinen guten Willen anrechnen, wie auch Fichte that. [illegible] [illegible] mich bei Gelegenheit [illegible] Gedicht, als ich [illegible] kannte, welches ich [illegible]. [illegible] und [illegible] Schicksal sollte ich ihn doch kennen, meinte jener, und als ich nach [illegible] [illegible], und eine [illegible] Bekannten [illegible] über durch die Bemerkung beleidigen wollte, daß ich auch bei einigen Menſchen kein Zeit habe, weil in der neueren Literatur entzündeten, wendeten ſich Fichte und hörte unerwartet ſagen: „Wenigſtens gedichtet haben Sie lange, das ſieht man!“ Ein beſtimmtes Urtheil über meine Gedichte, um welches ich jetzt ihn zu bitten wagte, wollte er weiter nicht geben, und meinte, ich trage ihm in dem vorigen; ſetzte aber dann doch, er halte mich für den Hauptcharakter der Gedichte, daß aber, um Dichter zu ſein, jene kleine lyriſche Stücke nicht entſcheiden, ſondern man müſſe ein größeres Ganze, einen Roman, ein Epos oder ein Drama geliefert haben. Das letztere nahm ich mir tief zu Herzen, dem erſteren Theil dieſes Spruches aber konnt' ich im Innern nicht beiſtimmen, als bloßhin in Betreff einiger perſönlichen Fertigkeit; für das Weſentliche der Poeſie hielt ich Chamiſſo's geſchmackvolle und Ehrenwerte entſchieden über mich.

Da Auguſt Wilhelm Schlegel zum Winter öffentliche Vorleſungen ankündigte, ſo ließen wir uns dieſe gute Gelegenheit nicht entgehen. Seine Ueberſicht der deutſchen Dichtkunſt in ihrer geſchichtlichen Entwickelung, und die Weisheit, die er aus früheren Zeiten reichlich mittheilte, waren mir von großem Nutzen. In den Maß von einzelnen Kunſtwerken und Dichtern, die ich auch ſelbſt aufgezählt, kam mehr Ordnung und Zuſammenhang, ich lernte auch für mein eigenes Dichten ſchon

Stücke betreten, und wie es zu vermeiden und zu erfahren sei, wurde mir klar. Uebrigens muß ich gestehen, daß Schlegel uns schon damals schien, mehr Talent als Geist zu haben, und wenn ihm auch [illegible] und ich auch großes Interesse widmeten, so wollte er doch den Andern wenig mehr gefallen, und sie sprachen geringschätzig von ihm, welches ich ihnen als Uebermuth anrechnete. Eine starke Stütze gab ihnen freilich das Urtheil Fichte's, der einmal unumwunden erklärte, Tiefe fehle dem ältern Bruder und Klarheit dem jüngern, gemeinsam sei ihnen beiden aber der Haß, welchen sie allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Ehrfurcht, die sie gegen das Höhere empfänden, welches sie selbst doch weder zu sein noch zu läugnen vermöchten, und daher aus Verzweiflung übermäßig lobten, so ihn selbst und Goethe'n. Unwillkommen schlossen solche Aeußerungen mir das geheimste Innere von literarischen Ansichten und Verhältnissen auf, die ich für die reinsten und einmüthigsten gehalten hatte. Allein mir schien, daß auch der Eigenheit Fichte's etwas nachzusehen sei, und ich wollte daher die Sachen nicht so ganz schlimm glauben, als er sie aussprach, und am wenigsten konnt' ich den andern zugestehen, dergleichen so zu richten und zu verdammen, wie dies einem Fichte eben durfte, weil er eben Fichte war.

Einen lustigen Abend brachte uns die Aufführung von [illegible] [illegible] nach Molière's Précieuses [illegible], die er ſehr artig bearbeitet und den neueſten Theaterideen angepaßt hatte. Wir waren ſämmtlich im Theater, und obwohl die Ausfälle auf die neue Schule und beſonders das Lächerlichmachen der Sonettform und der Aſſonanzen im Ganzen und zum Theil nicht behagten, ſo dachten wir doch ſchon parteiiſch genug, um darüber hinwegzuſehen und durch vereintes Klatſchen ſowohl das Einzelne wie das Ganze gegen Wind und Wetter durchzubringen. Nach geendigtem Schauſpiel gingen wir zum Italiener, ließen Punſch und ſüße Weine geben, und berauſchten uns mehr noch als in dieſen in unſern eigenen Reden, Stegreifgedichten und theatraliſchen Ausbrüchen. Ich zog im erhitzten Taumel Chamiſſo's Degen, und als man mich entwaffnen wollte, wurde Neumann an der Hand verletzt, glücklicherweiſe nicht bedeutend, auch ging der Abend ungeſtört fort, bis tief in die Nacht, wovon mir weiter keine Erinnerung blieb, und ein paar wüſte Tage die ſtrafende Folge waren.

Der Winter war unter ſolchen Freuden und Leiden verſtrichen und ein neuer Frühling angebrochen. Unſerer Dichtergeſellſchaft aber drohte, nachdem ſie kaum ſich recht einzuleben angefangen, leider auch ſchon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig wurde durch ſeine geſchäftliche Laufbahn von Berlin nach Warſchau entführt, Theremin hatte in Genf ſeine geiſtlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren um zu promoviren, Neumann erhielt die Nachricht von dem Todesfall ſeines Vaters, und ſeine Mutter berief ihn dringend nach Caen, wo er fortan bis zum Tod immer verbleiben ſollte. In dieſer Zeit gerade ſchloſſen ſich aufs innigſte unſre Herzen aneinander, unſre Empfindungen, Wünſche und Geiſtesrichtungen entfalteten und erhoben ſich auf den Schwingen der glühendſten Vereinbarung, unſer Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwiſchen uns wie vernichtet. Als Haupt und Meiſter unſeres Bundes ſtand jetzt entſchieden Koreff da, welcher an Kenntniſſen und Geiſtesgewandtheit uns Alle übertraf, und durch ſein tiefergriffenes Gemüth, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenſchaft mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und lyriſcher ſtimmte, wie durch ſeine verſchwenderiſche Phantaſie und Laune uns feſſelte. Was wir noch zu lernen hatten, war ihm längſt erworben, er gab uns Anleitung und Rath, ſelbſt den erſten Unterricht, zum Beiſpiel im Griechiſchen, wollte er beſtreiten. Seine Liebe und ſein Willen für uns zeigten ſich grenzenlos. Beſonders mir galt ſeine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entſagen wolle, er pries die göttliche Heilkunſt als den erhabenſten Beruf, er ſtellte ſie in das hellſte poetiſche Licht, und verſetzte ſie aus dem dürftigen Boden, auf welchem ich ſie nur kannte, in Mitte alles Zauberreichthums der Naturphiloſophie, die mir durch ihn zuerſt aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo ſie als Königin ſchalte. Mit der Poeſie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Conſil und ein Rezept waren in ſeiner Darſtellung nur verſchiedene Ausflüſſe derſelben Göttlichkeit. Genug, es war ihm ausgemacht, daß ich den Homer und Platon griechiſch leſen, aber daneben Schelling und Reil ſtudiren, und zugleich eigne Dichtungen hervorbringen müſſe. Seine Vorſtellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, ſein eignes Beiſpiel wirkte verführeriſch, denn ſelten mag ſich in einem Menſchen ein ſolch angeborner Sinn und Geiſt für die Heilkunſt mit ſo zuſammen entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie in Koreff der Fall war, der auch als Student ſchon nach allen Weltſeiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt vielfach in Anſpruch genommen wurde. —

Im Frühjahr 1804 ſah Berlin bedeutende litterariſche Gäſte. Schillers Anweſenheit erregte große Bewegung; nicht nur in allen Geſellſchaftskreiſen bemühte man ſich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor ſeiner Wohnung ſchallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht geſehen, ich war grade verſtimmt, und mochte die Gelegenheit, die ich beſonders bei Fichte ſehr gut finden konnte, nicht aufſuchen. Ebenſo entging mir Frau von Staël, von der allgemein geſprochen wurde, und die uns ſchneller, als ihre Abſicht war, wieder entſchwand, weil ſie die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit ihres Vaters empfangen hatte. Sie entführte Schlegel'n mit ſich nach der

Schmerz, was wir nicht umhin konnten ihr zur Ehre zu rechnen, obgleich wir es ihm verdachten. Ungefähr in dieſer Zeit kam auch Johann von Müller von Wien, um in Berlin eine höchſt liberale Anſtellung zu genießen, und der Geſchichtſchreiber Friedrich des Großen zu werden. Auch dieſe Erſcheinung machte Aufſehen, und der Name klang uns bedeutungsvoll entgegen, wenn auch wenigſtens mir der Mann ſelbſt damals noch nicht bekannt wurde. Noch ehe der Sommer kam, und bevor die Freunde ſich dahin und dorthin nach ihrem Berufe zerſtreut hatten, ſchien auch für mich die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes zur Aenderung meiner Lage ſich dringender aufzuſtellen. Mir waren neue Lockungen, Entwürfe und Ausſichten zum Studiren geworden, dann mußte ich mein bisheriges Verhältniß als völlig unterhöhlt erkennen, ich konnte meiner Arbeit auf dieſem Boden täglich weniger Frucht und Gedeihen verſprechen, auch ſeine Lebensblüthen für mich waren abgeblüht.

Nach einigen Rathſchlägen und Ueberlegen ſchied ich aus dem Hauſe, nicht ohne den innigſten Schmerz; denn die theuerſten Erinnerungen und die treuſte Anhänglichkeit hielten mich ihm auf immer verknüpft. Ich zog zu Chamiſſo, der mir gaſtliche Zuflucht angeboten hatte. In dieſer Zeit machte ich mit dem Grafen Caſa-Valencia nähere Bekanntſchaft. Wir laſen zuſammen deutſche und ſpaniſche Gedichte, ich erklärte ihm jene, er mir dieſe. Er ſelbſt war ein glücklicher Dichter, und oft ſchrieb er in meiner Gegenwart improviſirend artige Verſe hin, oder überſetzte die eben geleſenen deutſchen in ſpaniſche, die Spinnerin von Goethe, und ein Lied von mir, waren ihm in Aſſonanzen, die ich noch bewahre, beſonders wohlgelungen. Zwei Bändchen ſeiner handſchriftlichen Gedichte, die er als Offizier im Felde mitführte, hatte er durch einen Ueberfall in den Pyrenäen eingebüßt, aber da die Quelle ſeiner Lieder ihm nach Wunſch immer ſtrömte, ſo bekümmerte jener Verluſt ihn wenig. Die ſpaniſche Litteratur kannte er gut, und als gründlicher Sprachkenner wurde er dem Profeſſor Ideler bei ſeiner in Berlin erſchienenen vortrefflichen Ausgabe des Don Quijote ſehr behülflich. Er ſprach mir auch von Rahel Levin, die er oft ſah, und deren Witz und Art ihn lebhaft anregte; er konnte ihr Weſen nicht ganz begreifen, bewunderte aber deſſen Eigenheiten, indem er zugleich verſuchte, wiefern ſich ihnen widerſprechen ließe. Meinen eifrigen Wunſch, dort eingeführt zu werden, wollte er erfüllen, wir kamen aber zu ſchnell auseinander. Er wurde nach einiger Zeit vom Geſchäftsträger, welches er damals war, zum Geſandten befördert, und verließ Berlin noch vor dem Jahre 1806. In der ſpaniſchen Revolution nahm er, gleich den meiſten ſpaniſchen Diplomaten, mehr gezwungen als willig, Parthei für Joſeph Bonaparte, gerieth ſpäter in's Gedränge und zog ſich nach Amerika, wo er das Unglück hatte, in einer Volksbewegung zu Mejico das Opfer des Haſſes zu werden, der ihn als Vornehmen und als Altſpanier treffen mußte.

Die freie Zeit benutzt' ich nach Herzensluſt. Wir ſahen auch den von Brockes und Lippe empfohlenen Heinrich von Kleiſt, einen liebenswürdigen belebten jungen Mann, der ſich uns freundſchaftlich anſchloß, aber ſorgfältig noch verhehlte, daß er ſchon als Dichter aufgetreten und Verfaſſer des Trauerſpiels „Die Familie Schroffenſtein“ ſei, und überhaupt den Genius und die Kraft noch nicht verrieth, durch die er ſich nachher berühmt gemacht, er gab ſich nur als einen antheilvollen Strebenden, und ſchrieb mir in ſolchem Sinne in mein Stammbuch: „Jünglinge lieben in einander das Höchſte der Menſchheit, denn ſie lieben in ſich die ganze Ausbildung ihrer Naturen ſchon, um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die ſich eben entfernen. Wir aber wollen einander gut bleiben. Heinrich Kleiſt.“ Eine ſtärkere Bewegung verurſachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle ankam, und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in ſeinem Fache, der chineſiſchen Sprachkunde, für einen Adler galt, oder zum wenigſten gelten wollte, der ganz friſch von Weimar, Jena und Halle kam, überdies von Koreff uns geſendet war, und ſich unſren jungen, unreifen Sachen mit nachſichtsvoller Gleichſtellung anſchloß, mußte uns von außerordentlichſtem Reize ſein. Für ſeine orientaliſchen Studien und einige Poeſieen der neuen Schule bezeigte er vollen Ernſt und große Achtung, alle andere Gegenſtände behandelte er mit Scherz und Uebermuth. Poeſieen deklamirte er in Fülle, und meiſt ging er aus dem urſprünglichen Text in parodirenden Humor und in die tollſten Stegreiffratzen über. Wir gingen viel mit ihm, und brachten Tage und Nächte mit einander zu, im Thiergarten, beim Italiäner, bei ihm, bei uns, oft bei ganz geringer, zuweilen bei üppiger Bewirthung. Er ſchien darauf auszugehen, alle Leute und Verhältniſſe zu verhöhnen, und leiſtete darin alles, was geübter Witz, muthwillige Ausgelaſſenheit und freche Dreiſtigkeit vermögen. Aus kleinen Unfällen machte er ſich nichts, gegen manche ſchützte ihn das Anſehn des berühmten und geachteten Vaters, bei welchem er auch wohnte, andern wich er zu rechter Zeit durch Davonreiſen aus. Wir erlebten tauſend Spaß mit ihm, und ließen uns um deswillen auch manche Verlegenheit oder üble Nachrede gefallen, beſonders hielt ſich Neumann zu ihm, und war faſt ſein beſtändiger Begleiter. Wir waren indeß ſo leicht nicht abzufinden, und auch eine ernſte und fruchtbare Seite mußte das Verhältniß uns gewähren; Klaproth konnte nicht umhin, uns mit der Lage und dem Inhalt ſeiner näheren Studien bekannt zu machen, und dies blieb nicht im Allgemeinen ſtehen, ſondern bildete ſich auch im Beſondern zu förmlichen Unterrichtsſtunden im Perſiſchen aus, das er uns als leicht und gewinnreich anrühmte, und Chamiſſo drängte ihn ſogar zu den Anfangsgründen des Chineſiſchen. So wenig dieſe Studien eigentlichen Grund bei uns hatten und ſo bald ſie auch abbrachen, lieferten ſie den Gewinn, für alle Folgezeit immer auf's neue ſchätzbar, dieſe eigenthümliche Welt einmal aus einem ihr ſelbſt angehörigen, mit ihren eignen Mitteln errichteten Standpunkt auch nur von der Gränze näher angeſehen zu haben. Klaproth war auf dieſem Gebiete, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverläſſig, doch noch am meiſten feſt und ſicher, in jeder andern Richtung durfte man ihm keinen Augenblick trauen, er trieb mit Kenntniſſen wie mit Verſprechungen Scherz, und ſeine lebhaften Thorheiten gingen ohne viel Bedenken auch in ſchlimme Wirklichkeit über. Wenn er einen mahnenden Gläubiger in unſrer Gegenwart wegkomplimentirte, und dem Vertröſteten, den kaum die Thüre entlaſſen hatte, feierlich den Homeriſchen Vers anwandte:

„Jener hofft's! doch mit nichten gewährt ihm dieſes Kronion!“

oder wenn er die Akademie der Wiſſenſchaften, in deren Verſammlungsſaal er bei Gelegenheit, daß Handwerker darin zu thun hatten, als müßiger Herumſtörer einen Augenblick mit hereingedrungen war, dadurch verhöhnte, daß er einen alten Degen an Bindfaden von der Decke des Zimmers auf den grünen Tiſch herunterſchweben ließ, und auf dieſen dazu die Verſe aus Horaz mit dicker Kreide ſchrieb:

> Destrictus ensis cui super impia
> Cervice pendet . . .

ſo war dies allerdings nur poſſenhaft, und im Nothfall bezahlte der Vater die Schulden, wußte auch den Zorn ſeiner akademiſchen Mitbürger zu beſänftigen. Aber es gab auch andre Fälle, wo die Tücke wirklichen Schaden anrichtete, oder gar ernſtliche Strafe zur Folge haben konnte. —

Hamburg, 1804—1806.

Als willkommene Erſcheinung kam aus Berlin der verſpätete aber noch endlich dem Drucke fertig entwundene zweite Jahrgang des Muſenalmanachs zu. Die Beiträge der frühern Theilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortſchritt, das Steigen unſers poetiſchen Vereins aber that ſich bedeutend in den neuen Theilnehmern dar. Koreff, Karl von Raumer, Auguſta Klaproth und Wolfart waren hinzugekommen, Theremin hatte ſeinen Namen genannt, unſern Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte ſelber mit vier Gedichten in unſrer Reihe ſtand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, es fehlte nicht an den Hülfsmitteln der Verbreitung, auch kam er in den

Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war dennoch in einem weiten Kreiſe nicht unbedeutend, und mehrte bei ſolchen Poetiſchgeſinnten, welche dem neuern Weſen ihren Sinn oder ihr Herz eröffnet hatten, unſer Anſehn und unſre Verhältniſſe. —

Einige Bekanntſchaften von höherer Anregung hatten inzwiſchen auch in meinem nächſten Bereichte ſich aufgethan, und es kamen die poetiſchen und überhaupt die litterariſchen Intereſſen bei Gelegenheit des grünen Büchleins nur um ſo lebhafter zur Sprache. Am eifrigſten und hingegebenſten zeigte ſich Heinrich Julius, der nach einer in Berlin bei Feßler überſtandenen Erziehung nun im väterlichen Hauſe bequem ſeine Kenntniſſe erweiterte, bis er zu ſeiner Zeit irgend einen Lebensentſchluß faſſen würde. Er ſtudirte ſpäter in Heidelberg Medizin und hat ſich in der Folge durch ſeine verdienſtlichen Arbeiten zur Verbeſſerung der Strafanſtalten und Gefängniſſe bekannt gemacht. —

Der bedeutendſte Mann, welchen ich in dieſer Zeit ſah, war ohne Zweifel Doctor Veit, ein aus Breslau gebürtiger, in Hamburg anſäſſiger Arzt. Zwar verhielt er ſich zu meinen mediziniſchen Vorſtellungen noch problematiſch; allein er hatte ſtrengwiſſenſchaftlichen Grund und Geiſt, und ſein tiefer, gebildeter Verſtand führte ihn ſicher und feſt auch in Gebieten, die nicht gerade die ſeinigen waren. Ein Aufſatz von ihm über Pascal, auch manche mündliche Erörterungen, gaben mir einen hohen Begriff von ſeiner Einſicht, desgleichen mußte ich in ihm den Arzt dankbar verehren; gleichwohl ermaß ich ſeinen vollen Werth damals nicht, woran zum Theil ſeine ſcherzhafte und etwas mephiſtopheliſche Manier Schuld war, die ihn als Hausarzt am wenigſten kleidete, und ihm auch oft genug völlig verunglückte. Daß ich in ihm einen Jugendfreund Rahel's zu ſchätzen, und ſeine gehaltreichen, mit ihr gewechſelten Briefe einſt kennen lernen würde, lag in jener Zeit ungeahnet verborgen.

Ein helleres Licht ſtrahlte mir auf, als Friedrich Heinrich Jacobi im Februar 1805 zum Beſuch von Eutin nach Hamburg kam. Er ſtand im Begriff Holſtein zu verlaſſen und ſich nach München zu begeben, wohin er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften mit anſehnlicher Beſoldung berufen war. Wollte ich den berühmten Landsmann noch ſehen, der, ſchon ein Dreiundſechziger, aus dem nördlichen Deutſchland ſich für immer entfernte, ſo durfte ich dieſe Gelegenheit nicht verſäumen. Mehr aber, als der Landsmann, reizte mich in ihm der mit Fichte in Verkehr ſtehende, der von Fichte im Leben Nicolai's hoch anerkannte Geiſtgenoſſe, der Freund von Goethe, von Voß, von Jean Paul Richter und ſo vielen Andern. Ich faßte mir ein Herz und ging zu ihm. Mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nahm er mich auf, er hatte meinen Vater kaum, aber noch ſehr wohl meinen Großvater gekannt; meine Beziehung zu Fichte und mein Eifer für die neuere Poeſie regten ſein beſonderes Intereſſe und ich darf ſagen ſeine lebhafte Neugier auf, denn es war das erſtemal, daß ihm ein Jünger aus jenem Kreiſe perſönlich vor Augen ſtand, und dieſes lebendige Beiſpiel gab ihm einen offnen Blick in dieſe Zuſtände und Geſinnungen, von denen ſo viel Abentheuerliches im Schwange ging, und in ſein eignes Verhältniß zu denſelben, wie er denn kaum erwartet hatte, dort noch ſo gut zu ſtehen und ſo gerechnet zu werden, wie er an mir es erkennen mußte. Er führte mich zu ſeinen beiden Schweſtern, in welchen mich die niederrheiniſche Natur ſtärker anſprach, als in ihm, der in allgemeiner geiſtigen Bildung das Oertliche oder Provinzielle mehr überwunden hatte. Da er bei Sievekings im Hauſe wohnte, wurde ich ſeinetwegen daſelbſt eingeladen, wo ich mich in einer großen gemiſchten Geſellſchaft von Herren und Damen fand, aber nicht ahnete, daß ich es war, auf den dieſe Verſammlung ihr Augenmerk vorzüglich richtete. Denn Jacobi hatte das Wunder erzählt, daß er unvermuthet einen Landsmann gefunden, der noch nicht lange von Berlin gekommen, und ein eifriger Schlegelianer ſei, und nun hatten es die Andern recht darauf angelegt, mich auf die Probe zu ſtellen. Jacobi redete mich über Tiſch bei allgemeiner Stille mehrmals ſehr liebreich an, und gab mir Anlaß mancherlei Urtheile zu äußern, weitere Geſpräche verknüpften ſich damit, und wiewohl alles in beſter Geſtalt und ohne eigentliches Gefecht ablief, ſo hatte das Ganze doch etwas von kriegeriſcher Demonſtration, bei welcher man die Truppen, die ſich ſchlagen könnten, wenigſtens hin und her rücken läßt. Mir fiel aber gar nichts bei der Sache auf, und mir ahnete nichts von der gefährlichen Rolle, in die man mich geſtellt hatte. Ich war freimüthig wie immer, und beſcheiden aus wahrer Achtung. Erſt viele Jahre nachher ſagte mir Perthes, der auch zugegen und im Geheimniß geweſen, daß man mich habe auf's Korn nehmen und zum Uebermuth verleiten wollen, da man denn nachher um ſo leichter mich würde in Verwirrung und in mir die Schlegel'ſche Schule zu einer Niederlage gebracht haben. Aber Perthes meinte, ich habe mich damals vortrefflich aus der Sache gezogen, mit ſolcher ſchicklichen Haltung und gemeſſenen Gewandtheit, daß man mir nichts anhaben gekonnt, ſondern mit Verwunderung mich habe gelten laſſen. Er fügte hinzu, ich hätte ſchon damals meinen Beruf zum Diplomatiker völlig bewährt. Wenn ich dieſes Lob einmal annehmen ſoll, ſo trägt lediglich meine Unbefangenheit davon die Ehre, denn ich kann betheuern, daß ich weder Abſicht merkte noch hatte, und dieſe Wirkung einer Eigenſchaft, an deren Statt man meiſtentheils lieber Klugheit vorausſetzen will, habe ich noch oft zu meinem großen Vortheil, aber auch nicht ſelten zu meiner gänzlichen Verkennung, erfahren müſſen.

Bei wiederholten Einladungen und vertraulichern Geſprächen konnte ich Jacobi'n meine ganze Lage umſtändlich aufdecken. Er bewieß mir väterliches Wohlwollen, verſprach in München, wo ſich ihm ſo mannigfacher Einfluß eröffne, an mich zu denken, und hielt nicht für unmöglich, daß ich als geborner Pfalzbaier von der dortigen Regierung berückſichtigt würde. Vor allen Dingen ermahnte er mich zum Fleiß, zum immerwährenden, beharrlichen Fleiß, um, nach Seneca's Spruch, mit der Eile der Zeit durch die Schnelligkeit ihrer Benutzung zu wetteifern. An meinem Verlangen zum Griechiſchen nahm er um ſo erregtern Antheil, als er ſich in gleichem Falle mit mir befand, und den Mangel ausreichender Kenntniß dieſer in neuere Bildung ſtets gewaltiger eingreifenden Sprache mit jedem Jahre ſchmerzlicher empfunden und nie erſetzt hatte. Mein Bemühen fand ſeinen ganzen Beifall, aber es dünkte ihn zu hart und ſchwer, ohne fremde Hülfe durch die Anfangsgründe ſich durchzuringen, er machte mich mit dem Profeſſor am Gymnaſium und Direktor der Johannisſchule, dem erſt kürzlich von Kloſter-Bergen hierher verſetzten Doctor Gurlitt bekannt, und hoffte, es werde ſich mit dem trefflichen gelehrten Mann ein Unterricht irgendwie verabreden laſſen. Bald nachher reiſ'te

Jacobi nach München ab, und ich habe ihn nicht wiedergeſehen, noch mit ihm eine weitre Verbindung gehabt. Der edle Eindruck aber ſeiner ſchönen hohen Geſtalt, der geiſtreichmilden Geſichtszüge, der eindringlich angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung, kann mir niemals erlöſchen. In ſeiner Erſcheinung war die Vornehmheit eines Weiſen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch ſein Gemüth einige Neigung verrieth, die auf einen, weder dem Geiſte noch der Leidenſchaft nach, völlig beruhigten Zuſtand deutete, welchen er gleichwohl in ſich zu haben und nach außen darzuſtellen nicht aufgeben konnte. Sein perſönlicher Umgang aber war ſo anmuthig und gewinnend, daß auch entſchiedene Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren früheren litterariſchen Urtheilen zum Trotz, bei perſönlichem Beſuch in München als ſeine innigen Verehrer von ihm geſchieden ſind. Neumann kam gegen Ende des März nach Hamburg. Mit welchem Entzücken nahm ich ihn auf, welch erhöhtes Leben brachte mir ſeine Gegenwart! Jetzt war ich wieder in unmittelbarem Zuſammenhange mit allem, was ich in Berlin gewonnen hatte, und alles, was mich in Hamburg umgab, wurde mir freundlicher. Auch er ſchien unſer Zuſammenſein als ein Glück zu empfinden, und vermehrte dadurch das meinige. Er fand mich übrigens in dem angedeuteten Zuge des Griechiſchlernens, und ſäumte nicht ſich anzuſchließen, ich führte ihn zu Gurlitt, der einen zweiten

Schüler dieſer Art mit freudiger Verwunderung aufnahm, und ihm denſelben Gang, wie früher mir, anwies. —

Gegen Ende des Mai hatten wir eine Gelegenheit unſre Faſſung und Standhaftigkeit bei einer harten Anfechtung darzuthun. Die bisherigen ungünſtigen Rezenſionen unſrer Almanache hatten uns mehr oder minder verdroſſen, aber nicht kränken dürfen, da ſie von keinem Orte herkamen, den wir anerkannten, ſondern im Gegentheil meiſt von ſolchen, denen wir zuerſt uns als Feinde gezeigt. Wir tröſteten uns mit unſrem eignen Bewußtſein und mit der ausgeſprochenen oder vorausgeſetzten Zuſtimmung der Häupter, welchen wir als erwählten Führern angehören wollten. Die neue jenaiſche Litteraturzeitung, das Blatt, bei welchem Goethe an der Spitze ſtand, Auguſt Wilhelm Schlegel, Bernhardi, und ſogar Werner mitwirkten, und welches überhaupt als das Organ des raſchen geiſtreichen Fortſchreitens galt, hatte bisher über uns geſchwiegen, wir dachten, wenn daſſelbe nur erſt von uns ſpräche, ſo würde damit unſre litterariſche Empfehlung vollendet ſein. Jetzt brachte die jenaiſche Zeitung uns ihren Spruch, aber wie ſollten wir überraſcht werden! Nicht mit Einer Rezenſion, wie gewöhnlich, ſondern ausnahmsweiſe gleich mit zweien, einer kürzern und einer ausführlichern, durch zwei verſchiedene, in ätzender Schärfe wetteifernde Rezenſenten, wurden wir abgefertigt, für flache, talentloſe Nachahmer der Schlegel erklärt, als abſchreckende Beiſpiele der traurigſten Verirrung aufgeſtellt, gänzlich verworfen, und zuletzt noch durch ein Spottſonett grimmig verhöhnt! Das war mehr, als wir verdient hatten; in manchen Beſchuldigungen war die Ungerechtigkeit offenbar, der Tadel auf äußern Schein begründet, z. B. die Bezeichnung einiger Gedichte in unſrem Almanache durch Sternchen ward für eine ſchlechte Nachäfferei des Schlegel-Tieck'ſchen Muſenalmanachs ausgegeben, wo auch ſolche Sternchen vorkämen, wobei der Rezenſent freilich nicht ahndete, daß jene wie dieſe grade ein- und dieſelbe Perſon verdeckten, nämlich Fichte'n. Ich hielt die Litteraturzeitung ſelbſt, und bekam die Blätter ganz friſch von der Poſt. In ſolcher Lage befindet man ſich wohl ſelten, wir ſahen einander an, zergliederten das Geſagte, und jemehr wir Stoff darin zum Widerſpruche fanden, um deſto ſchlimmer ſtellte ſich die Thatſache, daß wir gerade von dorther ſo arg mißhandelt waren. Unter den entfernten Freunden richtete dieſe geplatzte Bombe nicht geringe Verwüſtung an, der Eine war höchſt unwillig, der Andre konnte nach Jahren noch ſeine ſchmerzliche Empfindlichkeit nicht verläugnen, Robert verſchwor in ſeiner Unluſt alles fernere Druckenlaſſen. Was mich über die Mißempfindung ſchneller hinweg hob, war der Eindruck, welchen die Sache nach außen machen wollte. Ein Uebelwollender hatte ſich die einzelnen Blätter am Tage ihrer Ankunft verſchafft, und ſie in unſrem Hauſe anonym abgegeben. Man verſtand kennt, daß auch darin ſehr recht gethan ſei, welche mit zarter Schonung alles in Stillſchweigen vorübergehen laſſen, und nur mit ängſtlicher Sorge, bis ich ſelbſt von der mir zu Theil gewordenen Mißhandlung zu reden anfing, und ich nun auch jene Bosheit und dieſes Mitleid erfuhr. Das aber ſetzte mich gleich in gehörige Verfaſſung, ich konnte jenen böſen Willen verachten, und bedurfte dieſer bedauernden Schonung nicht, mit Heiterkeit bot ich den forſchenden Blicken und ſchonenden Geredem den überlegenſten Trotz, und mir war wirklich ſo zu Muth, daß ich mich über das ganze Ereigniß ernſthaft und ſcherzend weit hinausſetzen konnte. Veit, der vielleicht mit etwas Schadenfreude mich gebeugt zu ſehen erwartet hatte, und mich ſo guter Dinge fand, ertheilte gleich geringer von dem, was ſo wenig erſchüttert hatte, und Reinhold lachte nur mit mir über die uns widerfahrene Ehre. Denn auffallend zeigte ſich von den böſen Rezenſionen durch Rückſchlag ſogar eine günſtige Wirkung, wo wir ſie am wenigſten erwartet hatten. Richtung und Gang der neuen jenaiſchen Zeitung waren keineswegs allgemein gebilligt, geheim und öffentlich ſtanden dem neuen Geiſte viele durch Gelehrſamkeit und Würden achtbare Männer entgegen, und weit entfernt, daß wir z. B. bei Gurlitt durch den Tadel von Jena her verloren hätten, ſtiegen wir dadurch bei ihm, und der alte wackre Ebeling meinte, daß wir zu gut wären, um der neuen Schule anzugehören, und uns derselben nun völlig entschlagen sollten.

Aber ganz und gar nicht war das unsre Meinung. Ein Brief von Friedrich Schlegel aus Köln erfriſchte und befeſtigte in dieſer noch mehr das Vertrauen, welches uns nach dieſer Seite zog. In einem Hefte der Europa hatte Schlegel die litterariſche Anfrage ergehen laſſen, ob und wo die deutſche Ueberſetzung, welche Adam Olearius, wie die Vorrede zu Meninski's Lexikon erwähnt, von dem Guliſtan und Boſtan des Dichters Saadi aus Perſien mitgebracht habe, vielleicht handſchriftlich noch vorhanden ſei? Der Zufall aber hatte mich dieſe Ueberſetzung gedruckt auffinden laſſen, und ich nicht verſäumt dieß zu melden, indem ich zugleich unſern Almanach überſandte und von unſern Beſtrebungen umſtändlichen Bericht gab. Hierauf nun antwortete Schlegel ſehr freundlich und ermunternd, billigte unſre Studien, weniger unſre Poeſie, indem er, wie ſchon früher Fichte, ſtatt kleiner lyriſchen Stücke, bei welchen auch überdieß die Gefahr walte, daß ſie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer ſelbſt würden, größere Arbeiten verlangte; und wiewohl ſeine Worte eher abſchreckend als aufmunternd zu deuten waren, ſo dankte ich ſie ihm, der ernſten Meinung und des gewichtigen Inhalts wegen, doch von ganzem Herzen, und fand mich durch ſolchen Zuſpruch mehr geehrt, als durch Schmeichelei oder Schonung. Der Brief wurde auch den Freunden kräftig mitgetheilt und von allen froh aufgenommen, hatte jedoch in Betreff unsrer Geschichte keinen bemerkbaren Einfluß, wir machten lustige noch wie vor, je nachdem der Tag sie gab und erlaubte, und verschoben größere Pläne auf künftige Zeit. —

Ich zog bei Neumann ein, und wir befanden uns zwar in einiger Enge, aber doch ganz gut. Unverhofften Glücks warfen wir uns mit allen Kräften und auf das Griechische, und nahmen jede Gelegenheit wahr, die sich unserm Verlangen darbot. Wir suchten uns förmlich zu Mitgliedern des Gymnasiums aufzunehmen, besuchten aber hauptsächlich die Lehrstunden des Johanneums. Zum erstenmal genoß ich frei und ungetrübt das hohe Glück, einer Förderung und Wirkung die herrlichen Geschichtswerke zu durchschreiten, zu welchen hohe Neigung und tiefes Bedürfniß mich schon so lange Zeit hindrängten, wo keine Jugendlebendigkeit es heftiger zu andern Gegenständen gelenkt hätte. Die schönen Sommertage waren es jetzt mir dadurch erst recht, daß ich, dem Freunde gegenüber, im Genuß aller Lockungen des lichten und milden Wetters, aber durch noch höheren Reiz gefesselt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt über den Büchern sitzen konnte, und ich empfand in dem beharrlichen, unablässigen Fleiß eine Befriedigung, ein Wohlsein und Gedeihen, wie sie nicht oft im so vielfach gestörten Leben erreicht werden. Die Wochen, welche uns auf diese Weise dahin flossen, [illegible] gewiß zu den besten, die wir gehabt haben. Warum konnten sie nicht ungehemmt in [illegible] auf sich zu Zeiten entwickeln? Weiß der Himmel, weshalb den [illegible] [illegible] sich wieder als [illegible] [illegible] wollte, aber dieser Zug vom Wagen wollte sich nicht in's [illegible] hinführen lassen. Nicht daß wir aufgehört hätten, fleißig und eifrig zu sein, [illegible]! Aber der [illegible], große Hauch, der in unsre Segel blies, der uns ruhig und freundlich auf seiner Bahn weiter [illegible], dieser Glücksstern, der zugleich [illegible] und ein und weiter, hatte etwas von des [illegible] [illegible], wie er von solcher [illegible] hatte. Der Erfolg würde außerordentlich gewesen sein, hätten wir so [illegible] [illegible], dann zum [illegible] hätten wir auf die [illegible] Wagen [illegible] und die Streifen des Wagens hinter uns lassen; ich kann sagen, daß dieser [illegible] mir für alles weitere Studium den eigentlichen Durchbruch gegeben. Wir hatten [illegible] in [illegible], kleine Vorträge über den [illegible] vom [illegible], über den [illegible], dann über [illegible] [illegible], über den [illegible], und daß auch über den [illegible], die [illegible] des Herzog und den [illegible] des [illegible]. Wir waren [illegible] auf einmal mitten in das Wagengetriebe des [illegible] versetzt, und mußten [illegible] arbeiten, um [illegible] im Strome zu bleiben. [illegible] hatte seine Freude daran, und daß und [illegible] und ausdrücklich mit Rath und That. Der Homer war mir nach Inhalt und Form nicht mehr so neu, daß ich ihm eine volle Liebe jetzt erst hätte gewinnen können, aber ein [illegible] Verstehen im [illegible] jener herrlichen Sprache und im [illegible] des [illegible] Hexameter sich anzueignen, war eine beständige Lust, ein ununterbrochenes Genießen. Schiller rückte mir zu [illegible] der gute Herodotus meine Neigung an, den ich zuerst hier und gleich in seiner ursprünglichen Anmuth und Lieblichkeit kennen lernte. Die Erzählung des griechischen Freiheitskriegs gegen die Perser entzückte mich, ich eilte aber der Schule, wo dieser Schriftsteller grade gelesen wurde, weit voran, und suchte in den Geist von mehreren Seiten zugleich einzudringen, wozu ich mir auch die Wesseling'schen und Valckenaer'schen Anmerkungen, in welchen ich das eigentlich philologische Wesen näher kennen lernte, zu Hülfe nahm. Mit dem Lateinischen macht' ich mich weniger [illegible], und die [illegible] horazischen Formen wurden neben den gewaltigen Griechen mir fast [illegible].

Wir konnten mit den [illegible] Mitschülern nicht [illegible] gekommen sein, ohne [illegible] [illegible] unter ihnen aufgefunden zu haben, mit denen eine geistige Verbindung möglich war. Diese [illegible] Schule [illegible] in ihrer stillen [illegible] mehr [illegible] und [illegible] Geist, als wir zu vermuthen wagten. Zuerst habe

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] Eigenschaften [illegible], und daß Morgens [illegible] bei [illegible] Mädchen, [illegible] meine Ruhe und Gefälligkeit für die den geringsten Reiz hatten. Diese [illegible] Entfernung [illegible] und [illegible] aber [illegible] durch die große [illegible] [illegible] Zusammenlebens noch [illegible] [illegible]. Dabei wurde der weite Weg von den [illegible] zur Stadt, und was da [illegible], wollte er sich daß regelmäßig werden, den [illegible] [illegible], und so entschloß er sich einen [illegible] lang und gut, und nahm mit Hülfe seiner Theologen eine eigene Wohnung in der Stadt, wodurch ich einer großen Last ledig wurde, obwohl ich mit Neumann nicht wenig in Sorgen stand, und man auf ihn [illegible] hatte, daß wir und [illegible] hatten, daß seine neuen Bekannten ihn zu [illegible] [illegible] nicht halten lassen.

Aber auch ich hatte das [illegible] [illegible] auf dem Lande in dieser gewonnenen Entschließung nicht lange [illegible] sein. Das Haus hatte eine Gastwirthschaft, welche in der Woche sich gar nicht, und selbst an Sonntagen nur mäßig besucht wurde. Die meiste Zeit war der ganze Raum, Saal, Garten, [illegible] und Wälder, für uns allein da, herrliche Vormittage und Nächte verlebten wir im Freien, und nicht selten ließen wir den Gesang [illegible] am Waldesrand mit den schlummernden Vögeln bald in die Weite [illegible]. In dieser schönen Freiheit traf mich noch ein Freund, der mich auf ein paar Tage von Leipzig her besuchte, und ich meines Glückes Gedächtniß [illegible]. Gleich [illegible] aber hatten sich alle drei [illegible], indem der Saal nicht selten mit [illegible] wurde, und die gemeinschaftliche Landsmannschaft ihre Festlichkeiten dahin verlegte. Hunderte von Studenten strömten nun zu allen Tageszeiten ab und zu, und das Gelärm der Wachen und das Getöse bei den Festlichkeiten überstieg alle Vorstellung. Meine [illegible] hielt gegen diese Bedeutung Stand, und da mir solche Nähe auch in andrer Hinsicht mancherlei gegenseitige Mißdeutungen und Geringschätzigkeiten zuziehen mußte, die auch zum Glück, bei großer Duldsamkeit von meiner Seite, ohne Ahndung abliefen, so sann ich oft [illegible], diese Wohnung zu verlassen und ebenfalls in die Stadt zu ziehen, [illegible] [illegible] ein Stubenzimmer [illegible] [illegible] und [illegible] konnte. Es war, wenige Wochen nach meiner Ankunft, daß gewaltige und [illegible] Zusammenkünfte durch zufällige Nachlässigkeiten [illegible] [illegible] aufgehalten, und von [illegible] Freien [illegible] keiner mehr mit dem Rathe, zu sagen die Studien, in welchen wir so wenig zu [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] in [illegible] Richtungen!

Die Vorlesungen hatten angefangen, und fleißige und eifrige, als wir in dieser Zeit waren, ließen sich wohl keine Zuhörer finden. Die alte Geschichte bei Wolf war ungemein vielseitig und anregend, er trug weniger eine Erzählung, als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor, und nöthigte die Zuhörer unaufhörlich zu [illegible]

Entſchiedenheit und Klarheit, daß man am Schluſſe der Stunde ſich ſtets in der heiterſten und erhobenſten Stimmung, in der angeregteſten Aufregung aller Geiſteskräfte fand. Meiner philologiſchen Neigung verſagte ich nicht, in den Frühſtunden die Exegeſe der Briefe des Apoſtel Paulus bei Schleiermacher zu hören, und meinen medizinischen Studien ſollten vorläufig die geiſtreichen Vorleſungen von Steffens über philoſophiſche Phyſiologie und experimentale Phyſik genügen, indem nur den völlig medizinischen Vorleſungen eines Reil, Loder oder Kurt Sprengel noch nach [illegible]. Bei Schleiermacher empfand ich bald entſchiedenen Genuß; ſeine Behandlung des Gegenſtandes, die ſcharfe Kritik, die feine Dialektik, waren bildend auch für unbefangene Einſicht, und ſelbſt dem Gemüth eröffneten ſich aus dieſen geiſtvollen und klaren Entwickelungen ſittliche Einwirkungen. Steffens dagegen riß gleich im Anfang ſeine Zuhörer zu Begeiſterung hin, es war unmöglich in ſeinen Vorträgen von ſolchen Anſchauungen, großartigen Verknüpfungen und blühenden Sprachwerken, die ſeiner Beredſamkeit entquollen, ſich einer aufmerkſamen Theilnahme zu erwehren. Ich vertiefte mich mit Freudigkeit in die naturphiloſophiſchen Anſichten und Ausdrücke, ich ſah mit Verwunderung das begeiſterte Leben einer [illegible] Stoff [illegible] [illegible], ich freute mich der Lebendigkeit eines Vortrags, der immer ein bewegtes Herz erkennen ließ, und ſelbſt in dem Feuer

Kampfe des Lebens mit der damals erst halb bezwungenen deutschen Sprache einen neuen Reiz empfing. Diese Vorlesungen waren auf solche Weise ein stets erneuertes Fest, ein Genuß, dem man mit gleichem Vergnügen täglich und wieder entgegenblickte; sie zeigten aber ihren höchsten Werth erst dann, wenn man sie mit den Schleiermacher'schen gleichsam in ein Ganzes verflocht; diese Weltansicht und jene Mittheilung schienen sich wechselseitig zu vervollständigen, und beide Männer, in den Hauptsachen einverstanden und zusammenstimmend, hatten sich ganz in diese Gemeinschaft gestellt, welche für die älteren und vertrauteren ihrer Jünger in aller Kraft wirklich bestand, so daß die Theologen auch Steffens hörten und die Naturforschenden sich Schleiermachern anschlossen.

Mit wahrem Eifer lagen wir neben allem andern auch philologischen Studien ob, und besonders blieb meine Liebe dem Homer zugewendet. Wir verschafften uns leicht die früheren Vorlesungen Wolf's über die Ilias in nachgeschriebenen Heften, die Prolegomena wurden nach Inhalt und Form wiederholt in Betracht gezogen, und selbst die Weitläufigkeiten des Eustathius schreckten mich nicht ab, ich las einen großen Theil seines Kommentars mit genauem Aufmerken durch. Wie das Homerische durch Wolf war aber auch das Platonische durch Schleiermacher jetzt in Halle stark im Schwange, und wir selbst hatten beides auch schon so viel eingesogen, als daß nicht die fernere Beſchäftigung damit ſich auch in dieſer Zeit unwiderſtehlich aufgedrungen hätte. Die Arbeiten von Heindorf, in welchem ſich der Schüler Wolf's und der Freund Schleiermachers bei demſelben Stoffe glücklich vereint fanden, und die Wolfiſche Ausgabe des Gaſtmahls, ſo wie die beiden Bände der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzungen gewährten die erwünſchteſten Hülfsmittel und unerſchöpfliche Anregungen. Ich ſetzte auch den Herodotus noch fort, und ſuchte mir mancherlei mit der griechiſchen Anthologie zu ſchaffen. Das Tüchtigſte aber, was wir unternahmen, und was uns, hätten die Umſtände nicht ſo frühe Unterbrechung herbeigeführt, außerordentlich gefördert haben würde, war die Privatübung, die wir unter Leitung Immanuel Bekker's, welchen damals Wolf ſeinen gediegenſten und liebſten Schüler nennen durfte, im Leſen des Ariſtophanes und im Schreiben des Griechiſchen anſtellten. Es war auch ſchon heilſam, des geringen Standes unſrer Anlage neben einer ſolchen Meiſterſchaft recht inne zu werden und zu bleiben.

Was irgend in Halle von ausgezeichneten jungen Leuten war, konnte uns nicht entgehen, denn außer den genannten Vereinigungsorten gab es ſchwerlich andre, wo Geiſt und Bildung bedeutend aufgeſtrebt hätten. Ich muß einige dieſer Jünglinge hier vorläufig nennen, auf deren Weſen und Wirkung ich noch öfter werde zurückkommen müſſen. Einer der erſten und vorzüglichdigſten war Rikeland Horkel und Reil, der Medizin befliſſen, aber ſeit längerer Zeit faſt nur Zuhörer von Steffens und Schleiermacher, indem die philoſophiſche Richtung bei ihm jede andre zurückdrängte. Sein dialektiſches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines gar nicht ſchönen, aber raſchen und bezeichnungsvollen Sprechens unterſtützt, ſcheute weder die größten Maſſen noch die feinſten Verwickelungen. Mit den Naturwiſſenſchaften ſchon ziemlich vertraut, hatte er ſeine Stätte jetzt vorzüglich in Schleiermacher's Ethik aufgeſchlagen, und von hier aus ſich um das Alterthum, worin er ebenfalls mit Hülfe Bekkers das Verſäumte nachzuholen ſtrebte, um Geſchichte und Dichtkunſt eifrig bekümmert, beſonders aber die Lebensverhältniſſe ſelbſt, die Neigungen, Thätigkeiten und Formen des einzelnen Daſeins wie die Geſelligkeit, zum Gegenſtande ſeiner nie raſtenden Unterſuchungen und Beſprechungen erwählt. Da er mit ſeinen eignen Zwecken und Neigungen gar nicht auf dem Reinen war, auch in perſönlicher Hinſicht durch eine Drüſenkrankheit ſich in ein eignes Mißbehagen gegen die Natur verſetzt fand, ſo war ſein Geiſt ſehr zum Ironiſchen und Humoriſtiſchen hingetrieben, und darin eben ſo gewandt als kühn, und oft wirklich bewundrungswerth. Eine Eitelkeit, die er ſelbſt verdammte, beherrſchte ihn; er mochte ſich nicht unvortheilhaft zeigen, und weil er doch in mancher Hinſicht nicht anders konnte, that er es grade aus Rache, und eiferte mit ſeiner gekränkten Eitelkeit, wie er denn ſein etwas röthliches Haar, das ihm ſehr mißfiel, doch wieder mit Stolz in größter Ueppigkeit an Backen und Unterkinn erſt recht zur Schau trug. Ich fühlte mich ſehr zu ihm hingezogen, und voll Theilnahme für ſeine Gaben und Schwächen, er aber hielt ſich anfangs etwas zurück, und ließ ſich erſt nach und nach gewinnen. Einen näheren Freund hatte er ſchon an Adolph Müller, einem Mediziner aus Bremen, der in vieler Hinſicht das Gegentheil von ihm war. Ein ſchöner, geſunder und einfacher Jüngling, hatte dieſer ſein erwähltes Studium gemeſſen verfolgt, und dabei die höheren Bahnen der Naturphiloſophie und der Ethik nicht verabſäumt, auch die Gaben der Poeſie reich in ſich aufgenommen. Künſtleriſche Uebung der Muſik, worin auch Harſcher mit ausübender Liebhaberei wiſſenſchaftliche Einſicht verband, vollendete ſeine perſönliche Bildung zu harmoniſcher Bedeutenheit. Mit beiden in geiſtiger mehr als herzlicher Innigkeit ſtand Alexander von der Marwitz, aus der Mark, erſt neunzehnjährig, aber an klaſſiſcher Bildung, an Geſchichtskenntniß, philoſophiſcher Auffaſſung und perſönlicher Haltung ganz außer Verhältniß dieſer Jahre reif und ſicher. Er war edel, ſtolz, ernſt und raſch, gebieteriſch von Gemüth und Geiſt, aber auch fein und zart im Beſchauen und Bemerken, für künſtleriſche Sprachdarſtellung mit Sinn und Gaben vorzüglich ausgeſtattet, wodurch auch ſeine Freundſchaft mit Bekker um ſo feſter begründet wurde. Ein Schleſier, von Przyſtanowski, ungeachtet ſeines polniſchen Namens ganz deutſch, bildete ſeine guten Anlagen für philoſophiſche Naturwiſſenſchaft im Stillen beharrlich aus. Zwei Brüder Ruſt aus Deſſau, beide der Muſik wohlkundig, zeigten den beſten Willen. Andre drängten ſich lebhaft heran, Manche mit mehr Eifer als Berechtigung, wie es ſchien, und daher ohne ſonderlichen Erfolg und Dank. Noch Andre machten ihren Namen und Empfehlungen einen Augenblick geltend, ohne doch ſonderlich beachtet zu werden. Ein Doctor Klinger aus Wien und der Prediger Blanc, welcher von Berlin nach Halle geſetzt worden war, fehlten bei Schleiermacher ſelten; auch ſah ich daſelbſt vor ihrem Abgange von der Univerſität noch mehrmals die Philologen Karl Thiel und Johannes Schulze, von welchen der letztere in Litteratur und Staatsverwaltung durch ſeine wiſſenſchaftliche Wirkſamkeit und ſeinen für das geſammte Unterrichtsweſen in Preußen gedeihlichen Eifer die ehrenvollſte Berühmtheit erlangt hat. Ich ſuchte ferner einen jüngern Bruder von Theremin auf, lernte Neanders neue Freunde Strauß und Budde kennen, und erinnerte mich auch dem damals ſehr jungen Börne aus Frankfurt am Main, der unter Reils Aufſicht und Obhut ſtudirte, öfters begegnet zu ſein.

Umgang und Freundſchaft ſolcher Art auf der Univerſität zerſtreuen nicht, ſie beleben und kräftigen vielmehr die Studien, und gehören weſentlich mit ihnen zuſammen, denn die Wiſſenſchaften und Geiſtesarten treten dabei in ihrer Wechſelbeziehung hervor, und die Gemeinſchaft wie die Verſchiedenheit der Gegenſtände, mit denen man beſchäftigt iſt, wird jedem ächten Streben zur größten Förderung. Ein wichtiges Erforderniß ſcheint jedoch hierbei, daß der Verkehr möglichſt unter Studirenden abgeſchloſſen bleibe, und nicht nach andern Lebensgebieten ſo ſehr hinausverlockt werde, wo der wiſſenſchaftliche Boden weicht, und die befangnen und auch wohl oberflächlichen Verhältniſſe einer entwickelteren Lebensſtufe anheben. Neumann und ich, die wir früher in die Prüfungen des Erlebens geworfen, als zu den Studien gekommen waren, hatten den Willen, uns jetzt in dieſe redlich einzuhalten, allein die Thatſache, daß unſer Sinn größtentheils darüber hinausging, ließ ſich weder läugnen noch abwenden, ſo wenig eine völlig aufgegangene Blüthe ſich wieder auf den Stand einer geſchloſſenen Knoſpe zurückzwängen läßt. Schon den Andern waren wir mehr als gewöhnliche Studenten. Unſere Schriftſtellerei machte ſich ruchbar, und fand hier ſogar Beachtung; unſer neuſtes Opus, der Ausfall gegen Merkel, wurde gut geheißen, und man las in vielen Zeitſchriften Lob darüber. Die Profeſſoren behandelten uns als junge Gelehrte. Dies trat recht auffallend hervor, als gegen Ende des Mai Bernhardi auf ein paar Tage nach Halle kam. Wir waren beſtändig mit ihm, und wer ihn wollte, lud auch uns mit ein. So war ich der Gaſt des Geheimenraths Schmalz und des Profeſſor Hoffbauer in der Geſellſchaft auf dem Jägerberg, einem ſchönen Luſtorte in der Stadt, wo der Berliner Freund bewirthet wurde. Wir genoſſen auch das gute Glück des vertrauten Zugegenſeins und Theilnehmens, als die würdigen Alten bei Fröhlichkeit und Wein wieder jung wurden, und ihren Geiſt in ſtudentiſche Freiheit ſetzten. Der gute Hoffbauer ließ nicht nach, ſondern ſchleppte uns Alle zu noch beſſerem Weine, wie er ſelbſtgefällig verſicherte, in ſeine Behauſung, wo er uns, während er ſelbſt in den Keller hinabſtieg, zu einer Gartenlaube wies. Hier trafen wir einen Mitbewohner des Hauſes, den Profeſſor Konopack, der im Schlafrock bei einer Pfeife den Brunnen trank, und ſich ungern geſtört ſah. Da er dies ſogar merken ließ, ſo wurde er ſogleich die Zielſcheibe eines Schwarms von Sticheleien, die mehr oder minder empfindlich ausfielen. Wolf ergriff eine Waſſerflaſche, und ihren Inhalt verächtlich erkennend rief er aus: „Was iſt das, Herr Kollege, ich glaube gar, Sie laſſen das jus strictum lariren? Nun, das wollen wir auch thun, und ſo machen Sie uns vor allem etwas Platz, damit wir das ſchlechte Waſſer hier durch guten Wein erſetzen.“ Der Nüchterne entzog ſich hierauf ganz im Stillen. Wolf aber war im Zuge, freute ſich, daß der Konopack ſich gepackt habe, und alle die Scherze, Launen, Bemerkungen und

Witzeleien, die geiſtreich und unerſchöpflich aus ihm hervorgingen, wären ſchon damals kaum zu behalten geweſen, geſchweige denn jetzt wiederzugeben. Als Hoffbauer endlich mit Flaſchen beladen taumelnd emporſtieg, wandte ſich die Verhöhnung auch gegen ihn, ſeinen köſtlichſten und theuerſten Wein fand man bei weitem nicht gut genug, ja ganz abſcheulich, und Wolf, der ungeachtet der luſtigen Stimmung ſich durchaus nicht betrinken wollte, wußte alles Aufnöthigen des beeiferten Wirthes, der grad jenes zu bewirken wünſchte, durch das einfache Hülfsmittel zu täuſchen und zu vereiteln, daß er die erneuten vollen Gläſer ſtets willig annahm, aber jedesmal vor unſern Augen den Inhalt hinterrücks ausgoß; indem er laut verſicherte, es fehle an Feuchtigkeit, die Pflanzen verdorrten und müßten begoſſen werden. Ich deute natürlich nur den äußerlichen Umriß dieſer Sachen an, die geiſtige Belebung derſelben mag ſich jeder nach dem Bilde hinzudenken, welches er von Wolfs aufgeregtem und völlig freigelaſſenen Genius zu faſſen im Stande iſt. Aber auch Bernhardi's muntere Geſelligkeit muß dabei in Anſchlag kommen, ſo wie der liebenswürdige Eifer des tauben Hoffbauer, der ſchon des Zuſtandes genoß, in welchen die Andern gleichfalls zu verſetzen er weder Koſten noch Bemühen ſparte. Mir wenigſtens blieb dieſer Abend als Maßſtab und Beiſpiel für ſo manches dieſer Art, was erlebt oder berichtet wird, zum ſteten Rückblick unzerſtörbar im Andenken.

Während der ſchönen Sommermonate kam hierauf noch andrer Beſuch nach Halle, der ſchon eine Zeit lang angekündigt und uns höchſt erwünſcht war. Achim von Arnim erſchien, und bezog in Gibichenſtein bei Reichardt die für ihn ſchon bereit gehaltene Wohnung. Seine ſtattliche Größe und edle Haltung, ſein ungezwungener Freimuth und geſelliger Frohſinn, vereinigten ſich zu einem durchaus wohlthätigen Eindruck. Man ſah ihm ſogleich an, daß in ihm, weder über ihn ſelbſt noch über die Außendinge, ein ſtörender Zweifel war, daß er ſeinen Neigungen harmlos folgte, und durch keinerlei falſche oder verdeckte Anſprüche geleitet wurde. Auch daß das Glück ihn durch Naturgaben und Umſtände günſtig bedacht, ihn zu keinen verkehrten oder beengten Verhältniſſen hinabgedrückt, ſondern ihm jede Entwicklung erleichtert hatte, ließ ſich an dieſem gelungenen Menſchengebilde wohl wahrnehmen. Ich ſpreche hier von ſeiner damaligen Erſcheinung, was in ſpäterer Zeit dieſes heitre Bild hin und wieder getrübt haben mag, bleibe künftigem Orte, ſofern es nöthig ſein wird, vorbehalten. Arnim war für mich ein herrlicher Anblick, den einiges übelwilliges Reden Harſchers und kopfſchüttelnde Lächeln von Marwitz und ſelbſt von Steffens, ſo wenig wie die Reichardt'ſche Umgebung, welche hier ganz untrennbar war, mir nicht verkümmern konnten. Mit mehr liebevoller Offenheit war mir noch niemand entgegengekommen, mein grüßendes Wort aus Hamburg hatte den freundlichſten Sinn zu herzlichſter Erwiederung aufgefordert, und ich ſah mich auf den beſten Fuß zu dem anſehnlichen jungen Mann geſtellt. Gleichwohl entſtand keine eigentliche Vertraulichkeit, und ſowohl das Reichardt'ſche Weſen, als auch unſre ſehr abweichenden Beſchäftigungen, hielten uns auseinander. Eine zweite ausgezeichnete Erſcheinung war Karl von Raumer, der Freund Koreff's, und auch ſchon unſer Genoſſe durch ſeine Almanachsbeiträge. Von mittlerer Geſtalt, leicht und beweglich in Gliedern und Sinn, verband auch er Heiterkeit und Ernſt in ſeinem jugendlichen Weſen, das neben kräftigem Uebermuth auch zarte Schwärmerei durchblicken ließ. Er hatte mit beflügeltem Geiſte die Kunden der Natur und der Geſchichte ausgebeutet, und alles Wiſſen zu den glänzendſten Ideen verarbeitet, die er reich gebildet und ſanft in jeder Mittheilung lebhaft darbot. Steffens war mit ihm in traulicher Freundſchaft, Schleiermacher aber, der ſich mit dem Jünglinge Du nannte, zeigte faſt verehrende Liebe für ihn, und nahm ſeine nur oft flüchtigen Aeußerungen wie goldne Sprüche eines Begeiſterten auf. Auch Raumer eilte uns mit Herzlichkeit zu empfangen, ſprach mir von ſeinen großen Studien zur Begründung philoſophiſcher Geſchichtseinſicht, die nach Maßgabe der noch ſehr dürftigen Mittel ſchon geradezu auf Indien und auf das Sanskrit losdrangen, und zeigte mir in ſeinen Auszügen und Sammlungen Früchte eines erſtaunlichen Fleißes, die ich aus meinen Büchern mit einigen ſeltenen Gaben ſehr erwünſcht vermehren konnte. Zu meinem Leidweſen aber war auch Raumer von dem Reichardt'ſchen Kreiſe ganz befangen, und zwar mit den ſtärkſten Banden, denn er war heftig verliebt, ſchon mit der Hoffnung zu heirathen, wie auch ſpäter in Erfüllung ging. Dieſe Gebundenheit wirkte kühlend auf unſer Verhältniß, und die außerordentliche Gunſt Schleiermachers und die künftige Verſchwägerung mit Steffens konnte Raumern auch ſonſt in den jüngern Kreiſen nicht gegen die ſcharfen Zweifel und Angriffe ſchützen, welche Harſcher und Marwitz, deren ſtolze Strenge im Verſagen bis zur Härte ging, über die Tüchtigkeit und Gründlichkeit ſeines Strebens und Wiſſens faſt mit Feindſchaft ausdrückten; ihren Liebling gegen dieſe zu vertheidigen gelang den Meiſtern ſelbſt nicht immer, um ſo weniger mir, der ich mich ſeiner ſtets annahm, während jene dagegen feſt auf ihrem Sinn auch in der Folgezeit verharrten. Bekker und Przyſtanowski aber, welche auch ſchwer ſich zur Anerkennung bequemten, und Raumern damals gar nicht wollten gelten laſſen, mußten in ſpäterer Zeit ſeine Anziehungskraft um ſo ſtärker erfahren, indem ſie bei näherem Zuſammenleben leidenſchaftliche Zuneigung für ihn faßten.

Unter den Ausflügen, die wir in die Landſchaft machten, — am häufigſten nach Gibichenſtein, niemals nach Paſſendorf, wo die Menge der Studenten jenſeits der preußiſchen Acciſe im Sächſiſchen zu wohlfeilerem Taback und Bier täglich hinzog, — war auch eine Fahrt nach Lauchſtädt, dem lieblichen Badeorte, wo die weimariſche Schauſpielertruppe im Sommer ihre Vorſtellungen gab. Neumann, Marwitz, ich und noch zwei Andre beſtiegen an einem ſchönen Tage zuſammen ein Wägelchen, das uns auf den ſchlechten Wegen, mit Hülfe eifrigen Geſprächs noch ſchnell genug an Ort und Stelle brachte. Die ſchattenreichen, breiten Anlagen, einladenden Gebäude, und bunte regſame Geſellſchaft, überraſchten uns wie eine erquickliche Oaſe in der Oede der zurückgelegten und nochmals zurückzulegenden Stunden und Räume. Wir trafen, wie dies an Theaterabenden gewöhnlich war, noch viele halliſche Gäſte dort, ſo wie auch aus Leipzig, Merſeburg und Weimar der Beſuch nicht fehlte. Unſre Hoffnung, Goethe'n zu finden, blieb aber leider getäuſcht. Um ſo eifriger waren wir, ſeine Eugenie zu ſehen, welche zu unſrer Freude ſtatt eines angekündigten andern Stückes gegeben wurde. Arnim, der auch mit Geſellſchaft gekommen war, fand ſich zwiſchendurch zu uns, und unſer gemeinſames Vergnügen wurde noch durch den Reiz erhöht, welchen die anmuthige Erſcheinung der Demoiſelle Jagemann aus Weimar für uns hatte; ſie war nicht zum Mitſpielen, ſondern nur als Zuſchauerin gekommen, da ſie jedoch mit Arnim wohlbekannt und von ihm lebhaft empfangen war, ſo hatten auch wir näheren Gewinn von ihrer

Gegenwart. Das Stück wurde vortrefflich gegeben, die Hauptrollen mit leidenſchaftlicher Wirkung, das Ganze mit einem ſchönen Maße und wohlthätiger Ordnung, daß man alsbald fühlte, über dieſem Kunſtweſen müſſe großer Verſtand und tiefe Bildung mächtig ſchalten. Graff als Herzog, Madame Wolff als Eugenie, machten einen tiefen Eindruck, der auch die ſonſt laute Studentenſchaar zu aufmerkſamer Stille bezwang. Ueberhaupt thaten Schauſpieler und Zuhörer beiderſeits ihr Beſtes, und das kleine Haus, von deſſen Erbauung uns Goethe ſo antheilvollen Bericht giebt, konnte in der That ein Muſentempel dünken, in welchem Sinn, Anſtand und Zuſammenſtimmung des Oertlichen wie des Spiels den Mangel reicherer Mittel vergeſſen machten.

Die Verbindung mit den entfernten Freunden litt bei den neuen Bekanntſchaften auf keine Weiſe; mein in jedem Sinn belebteſter Briefwechſel fand mit Hamburg Statt, desgleichen mit Berlin. Am wenigſten wurde Chamiſſo vergeſſen, der in Hameln ſeiner verlangten Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt ungeduldig harrte, und dann unverzüglich zu uns zu kommen gedachte. Er hatte in Nenndorf die Bekanntſchaft des Barons und der Baronin von Fouqué gemacht, und uns von dem Ehepaar viel Liebes mitgetheilt. In ſeinen Planen und Abſichten wurde er auch von dieſer Seite nur beſtätigt, da Fouqué ebenfalls das Kriegsweſen verlaſſen und ſich ganz der Dichtkunſt ergeben hatte. Der Sommer war indeß ſtark vorwärts geſchritten, und die Antwort auf das eingereichte Abſchiedsgeſuch kam nicht; aus ſehr natürlichem Grunde, denn daſſelbe war unbefördert bei dem Oberſten liegen geblieben, und mußte wiederholt werden. Aber in der Zwiſchenzeit hatten die politiſchen Ausſichten ſich wieder getrübt, und die Möglichkeit eines Krieges war näher getreten, der Abſchied, welcher früher ohne Schwierigkeit zu erlangen geſchienen, wurde jetzt unthunlich, und Chamiſſo genöthigt, eine entſchiedene Wendung der Dinge in ſeiner bisherigen Lage ferner abzuwarten. Er und wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen, und hofften nur, daß die Ungewißheit nicht lange dauern würde. Unſer Briefwechſel aber diente zugleich unſrer litterariſchen Thätigkeit, denn ich hatte mit Chamiſſo die Fortſetzung des Almanachs und mit Neumann die Herausgabe einer andern Sammlung von Aufſätzen im Sinn, wozu wir die angemeſſenen Beiträge verabreden und einfordern mußten. Chamiſſo ließ uns Verſe und Proſa nicht fehlen, Bernhardi gab ein humoriſtiſches Todtengeſpräch, meine Schweſter eine wohlgearbeitete Novelle, und Reinhold und Theremin verſprachen Gedichte, ſo wie auch Fouqué, der mir durch Bernhardi ein Exemplar ſeiner eben erſchienenen dramatiſchen Hiſtorie vom Ritter Galmy überſandt, und mir durch ein ſolches unverhofftes Ehrengeſchenk, an welches ein brieflicher Verkehr ſich ſogleich anſchloß, keine geringe Freude gemacht hatte. Zwar der Almanach kam nicht zu Stande, weil der hamburgiſche Buchhändler der unentgeldlich angebotenen Waare mißtraute, gern aber verlegte er die andre Sammlung, für welche er ſogar ein billiges Honorar zu geben ſich bereit erklärte. Manche der dem Almanach beſtimmt geweſenen Gedichte mochten wir ungern zurücklaſſen, und ſchoben ſie daher zwiſchen die andern Aufſätze ein, da der gewählte Titel „Erzählungen und Spiele" jede Miſchung erlaubte; wir handelten darin ganz naiv und arglos, und waren einigermaßen betroffen, aber doch gleich mit dem Witze des Schickſals einverſtanden, auf welchen Chamiſſo aus der Ferne uns erſt aufmerkſam machen mußte, daß durch unſre Anordnung der bethörte Verleger nun dennoch drucke, und ſogar bezahle, was er umſonſt nicht gewollt hatte!

Ich zeigte mehreres zum Druck beſtimmte vorher Schleiermachern, und erbat ſein Urtheil und ſeine Rathſchläge. Neumanns Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen des Boccaccio und Machiavelli konnten, als zu wörtlich der fremden Sprache folgend und daher die deutſche verrenkend, keinen förmlichen Beifall erhalten, allein ſo überwiegend neigte die von Voß und W. Schlegel in Gang gebrachte Ueberſetzungskunſt, zu der auch Schleiermacher bei ſeinem Platon ſich bekannte, auf Nachbildung äußerer Formen hin, daß jene Mißgebilde, welche ſpäter in Woltmanns Tacitus noch ſogar überboten wurden, als äußerſte Verſuche noch immer des

Druckes werth dünkten. Ein Mährchen von Chamiſſo fand Schleiermacher ſehr ſchön, und lobte auch ein dramatiſches Spiel von mir, welches in künſtlichen Formen einen erzwungenen Stoff mit einiger Gewandtheit verarbeitete. Früher ſchon hatte er meine Ueberſetzung der Epigramme Platons mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit genauer Sorgfalt mir manche Verbeſſerung angegeben. Der Beifall und die Aufmunterung eines ſolchen Meiſters waren mir unſchätzbar, und ich verhehlte nicht, mit welchen heißen Empfindungen ich hier mich anzuſchließen begehrte, wo mir ſolche Gunſt und Förderung ſchon gewährt wurde. Dergleichen ſentimentale Bezeigungen wies die ſonſt kühle Beſonnenheit Schleiermachers gar nicht ab. Jemehr ich aber unter Einwirkung ſeines Umgangs und ſeiner Vorträge in eigner Bildung fortſchritt, deſto mehr empfand ich Zurückhaltung und Scheu, meine Verehrung in jener anſpruchsvollen Weiſe nach augenblicklichen Aufwallungen darzulegen; durch ſteigenden Gehalt und tiefere Innigkeit wurde meine Ehrfurcht nur beſcheidener und ſchweigſamer. Dies aber wurde von Schleiermacher unglücklicherweiſe verkannt; die Veränderung entging ihm nicht, allein er ſchob ſie irrig auf ſelbſtiſche Kälte und hochfährtigen Dünkel, welche ihm mein beſſeres Gefühl zu verdrängen ſchienen. Er äußerte etwas dieſer Art, Löbell erfuhr davon ich weiß nicht wie, und machte eine gehörige Klatſcherei daraus, die mir durch

Neander endlich zu Ohren kam. Kein größeres Unrecht konnte mir widerfahren, ich empfand es gekränkt, aber mehr noch empört, und ſtand jetzt nur um ſo trotziger in dem Scheine da, welchen zu zerſtreuen ich um keinen Preis auch nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte. Daß zugleich meiner vielen und ſchönen Kenntniſſe gedacht worden, und Schleiermacher gemeint hatte, ſie machten mich hochfährtig, erregte mein bitteres Lachen, denn ich fühlte tief die Unzulänglichkeit alles meines Wiſſens, ſah mich in vielem hinter den gemeinſten Anfängern zurückſtehen, glaubte nie genug zu thun, um die beſchämenden Blößen zu decken, deren ich mir bewußt war. Meine Hochachtung für Schleiermacher wurde jedoch durch dieſes Begegniß nicht geſchwächt, noch mein Benehmen gegen ihn ſeitdem verändert. Auch wandte er ſich bei nachfolgenden Gelegenheiten auszeichnend und traulich zu mir, indem er zugleich gegen Andre meine Geſinnung und meine Fähigkeiten rühmte; aber dennoch warf jenes erſte unglückliche Mißverſtehen den Keim einer Unvereinbarkeit zwiſchen uns aus, welche in der Folge neue Irrungen nur um ſo leichter entſtehen ließ.

Von Berlin her war die Gründung eines beſondern Gottesdienſtes für die Univerſität betrieben und ſo weit gefördert worden, daß dieſe Anſtalt am 3. Auguſt, als dem Geburtstage des Königs, wirklich eröffnet werden konnte. Eine leerſtehende, bisher zu andern Zwecken gebrauchte Kirche war der Akademie überwieſen, und Schleiermacher zum akademiſchen Prediger beſtellt. In jetzigen Tagen würde ſich niemand über ſolche Einrichtung wundern, ſondern die Meiſten ſie ganz in der herrſchenden Ordnung finden, und Mancher vielleicht mit jammervollem Rückblick auf die arge Vergangenheit ſogar die Frage aufſtellen, wie man bis dahin eines dergleichen nur habe entbehren und einen ſolchen Mangel verantworten mögen? Man muß aber in die Stimmung von damals ſich zurückverſetzen, um zu begreifen, welch auffallende Neuerung und welch gewagter Verſuch dieſe Sache war. Das Chriſtenthum war durch philoſophiſchen Antrieb und poetiſche Behandlung in der letzten Zeit allerdings wieder zu größerem Anſehn gekommen, aber deßhalb glaubte man doch der kirchlichen Seite noch völlig fremd bleiben zu dürfen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermachers als eines tiefdenkenden, geiſtreichen, gelehrten Mannes dazu, um ein ſolches neues Predigtamt bei Ehren zu halten, indem Profeſſoren, Bürger und Studenten, deren Mehrzahl ſich kaum einfallen laſſen konnte, eine fromme Erbauung zu ſuchen, und doch insgeſammt gewiß ſein durften, eine durch Scharfſinn und Gemüthlichkeit merkwürdige Rede zu vernehmen. Wirklich war die Kirche gepreßt voll, und eine angemeſſene Stille ehrte den Redner, der aber die herrſchende Stimmung ſeiner bunten Gemeinde ſo gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf welchen er ſie zu erheben wünſchte, gleich durch die Wahl des Textes andeutete, und über die Worte des Apoſtels Paulus predigte: „Ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht; denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht Alle, die daran glauben.“ Man hörte ihn aufmerkſam und ehrerbietig an, und verſprach ſich, dieſe würdige Unterhaltung fortzuſetzen, in welcher wir näheren Jünger eine ſegenreiche Kraft ſchon lebendiger verſpürten. In der That hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöſe Element, auf deſſen Hervorrufung Schleiermacher ſeine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden, indem auch die hierfür empfänglichen Gemüther ſich eifriger herandrängten, und die bloß aus Bildung oder Neugier zuſtrömenden mehr und mehr abfielen.

Ich verſäumte dieſe Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöſes Bedürfniß zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abſchnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich nie verlaſſen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier ſo zu ſprechen, wenn auch noch ſo zuſammengedrückt und zerknittert, ſtets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hatte bis dahin einer Kirche ſich wahrhaft verbinden können; die proteſtantiſche ſchien den

Glauben, mit welchem ſie ſich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegte natürlich trocken und nüchtern genug zu ſein. In dem Zeitpunkte der Vernünftelei jener Kirche und des Aberglaubens der katholiſchen ſchien das religiöſe Gefühl völlig verſchwunden; das Reinſittliche konnte ohne ſolche Unterlage für ſich recht gut beſtehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philoſophie herzuleiten, womit die vortrefflichen Weiſen der Griechen und Römer ſich ebenfalls hätten behelfen müſſen. Die geſchichtlichen Geſtalten der weltlichen Erſcheinungen des Chriſtenthums durften am wenigſten anziehen, ſie hatten zu der vernünftigen Liebe nun eben auch kein anderes Verhältniß, als die Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und es war faſt allgemein die Anſicht verbreitet, daß alles Hierarchiſche ſich überlebt habe und völlig weichen müſſe, während der geiſtige Hauch und die lebhafte Wärme der urſprünglichen Liebe freilich zu ewigem Fortwirken berufen ſeien. In dieſem Sinne wirkte auch Schleiermacher, und ſein unermüdliches Beſtreben ging hauptſächlich dahinaus, die Religionslehre von dem Buchſtaben der Bibel ganz unabhängig zu machen. Durch meine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bei Schleiermacher und durch die andringende Macht ſeiner Lehrweiſe fand ich mich hier ganz erfriſcht und der weiten Bahn meiner Religionsbe-

Schlüſſe zu einer beſtimmten kirchlichen Anſicht hingeleitet, und es gelang mir einigermaßen, dieſe, ſo weit ich ſie kennen konnte, in ſolcher Richtung aufzufaſſen. Allein ſchon verlautete, dieſe Lehre ſei Pantheismus, die allein gültige und anerkannte, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich ſowohl das Perſönliche und die Empfindungen, die mir urſprünglich gegeben waren, ergänzend hinzuthun mußte. Zu dieſer lag mir aber die ſicherſte Vergleichung für manches Vorgetragene, was in ſeiner gleichſamen Darſtellung geiſtig zu unterſuchen ich nicht geſchickt war, das aber gleichwohl in mein Gemüth nicht eindrang. Da hielt Schleiermacher unter andern eine gewaltig hinreißende Predigt über das Sterben, in welcher die Vernichtung perſönlicher Fortdauer nach dem Tode von den ſämmtlichen Naturforſchern entwickelt war, die ſich gleichſam zum Organ jenes allgemeineren Geiſtliches herauszuheben; ich ließ mich eine Zeit lang überreden, jenes Vernehmen, dem auch die Naturphiloſophie durchaus ſchon zuſtimmte, ſei die Wahrheit, und ich fühlte, nach einigem Schwanken, daß eine ſo neue, früher nie an meine Seele gelangte Anſicht wohl erregen konnte, mich bei der Anſicht ſo beruhigt, wie ich es vorher geweſen war; allein mit beſſerem Tag und Recht, als in ihr ſelbſt lag, denn es dauerte nicht lange, ſo wurde ich gewahr, daß ich die neue Anſicht nur als ſolche gehegt, ſie aber nicht als Ueberzeugung in mein Innerſtes aufgenommen hatte; ſondern im

Gegentheil, während ich mich zu ihr zu bekennen meinte, den festen Glauben an die [illegible] der [illegible] wie im tiefsten Wesen unerschütterlich festhielte. So ging es mir auch mit andern Predigten, bei denen mehr eine geistige Unterhaltung, und oft nur eine [illegible] Gewandtheit im Spiele war, wenn aber ein wirklich religiöser Inhalt zur Sprache kam, dabei denn auch leider die [illegible] schwärmerige Entwicklung gefährlich [illegible] blieb.

Diese Schleiermacher'schen Predigten waren schon im Zuge, als auch die Religion noch von einer ungewöhnlichen Seite und in einer ganz besondern Bedeutung [illegible] und empfangen werden wollte. Zacharias Werner hatte seine Weihe der Kraft geschrieben, und Iffland sie in Berlin auf die Bühne gebracht. Der Dichter wollte die Religion, welche er auch für sich als [illegible] und [illegible] nicht meinte, mit Hülfe eines guten Geschmacks, den er [illegible], dem Publikum eingeben, und hoffte bei dieser Gelegenheit auch seine [illegible] [illegible] Gaben an den Mann zu bringen. Die Bühne [illegible] und das Kreuz, an der Stätte waren schon in diesem Sinne [illegible]. Ein Schritt weiter, und Luther stand auf der Bühne, wo er in jedem Falle zur Wirkung kam [illegible], um dann jedoch auf's äußerste zu verflachen, hatte der Verfasser dem [illegible] und [illegible] protestantischen Helden ein katholisches Gewand [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

([illegible])

[illegible]

[illegible] und [illegible] hatte gelitten, man merkte man die [illegible] bis auf weiter [illegible] hin.

Herzlich empfingen mich [illegible] und [illegible] Müller, die den Sturm ruhig überstanden und dem franzöſiſchen [illegible] nicht gefürchtet hatten, aber ſo mit [illegible] [illegible] und Einſicht, [illegible] [illegible] ſich auf ſeine Weiſe.

Für die Univerſität waren alle Profeſſoren noch vor[illegible], die Studenten [illegible] [illegible], die Profeſſoren ohne Wirkſamkeit und Beſoldung. Die Bürger hatten zu der [illegible] Plünderung auch noch die [illegible] [illegible] und mit den [illegible] Schaden der [illegible] Jugend zugleich die Koſten des [illegible] Kriegs, die Unterhaltung eines franzöſiſchen [illegible], und manches andere zu tragen, und viele Familien mußten dem [illegible] [illegible] einen [illegible] Verluſt [illegible] [illegible] [illegible]. Aber iſt [illegible] groß das Gegentheil. [illegible] [illegible] man in allen Ständen und [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible], und in andern Zeiten als [illegible] oder gar als [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] aber ganz [illegible] ein, aber [illegible] man [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur Mittheilung und zur [illegible] [illegible], ſo [illegible] man [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] ein, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], und ſo der Krieg [illegible] [illegible]

[illegible] die Gemüther in Spannung und den Blick und die Hoffnung in die Ferne [illegible], so lebte man getrost so fort, und war bei dem Wenigen so vergnügt und heiter, als man später bei dem Reichlichern, unter [illegible] gesteigerter Besteuerung, kaum gewesen war.

Die Professoren vermochten zum Theil aus guten [illegible] früherer Zeiten [illegible] [illegible], Andere [illegible] [illegible] ein [illegible] mit, hauptsächlich Schriftstellerei, [illegible] die [illegible], bei dem Stillstehen der [illegible], [illegible] zu [illegible], und die Gelegenheit in dem [illegible] und [illegible] Deutschland, auch selbst dem [illegible] Kriege, und [illegible] mitten in ihm, [illegible] [illegible] [illegible] war. [illegible], [illegible], Niemann, Kurt Sprengel und [illegible] [illegible] [illegible] gehörten zu der ersten Klasse, [illegible] und die meisten [illegible] zu der zweiten; [illegible] [illegible] gleich nach der ersten [illegible] sich [illegible] [illegible], und mit [illegible] [illegible] seine [illegible] und [illegible] Arbeiten wieder aufgenommen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seiner [illegible] Freunde, die ihm [illegible] in Kopenhagen eine [illegible], [illegible] in Holstein und Hamburg [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] war auch [illegible] ein [illegible] Schmerz, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in allen gewohnten Kreisen wurde ein [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] die ganze [illegible], [illegible] bei [illegible]

[illegible] [illegible] man den [illegible] Eindruck der [illegible] [illegible] auf diese [illegible], [illegible], aber [illegible] auch in's kleine zusammengedrängten und [illegible] städtischen Gebilde.

Von andern politischen [illegible] sah ich wenige, und diese nicht oft, nur Schmalz, Hoffmann, und ein paar Andere, denen ich von Berlin her einen Besuch zu machen hatte. Ich mußte natürlich von den Hauptstädten viel erzählen, und man hörte mich [illegible] an. Dies geschah ganz besonders auch in der Gesellschaft auf dem Jägerberge, wohin Schmalz mich in eine Art von Klub führte, der politische und freimaurerische Elemente verband. Hier lernte ich den als Kriegsgefangenen auf sein Ehrenwort entlassenen General von [illegible] [illegible] kennen, welcher [illegible] den [illegible] Zweck machte, den von den Franzosen in [illegible] weggenommenen Degen Friedrichs des Großen für einen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], und den [illegible] als geraubt und in guter Hand befindlich anzusehen.

Einen Patrioten eigner Art lernte ich in dem [illegible] [illegible] [illegible] kennen, an den ich einen Brief seines Freundes, des [illegible] [illegible], abzugeben hatte. Diese einstimmige Haltung der deutschen Frauen und Mädchen hatte im [illegible] [illegible] des [illegible] seiner [illegible], und der Wünsche, die dem der König und die Königin von Preußen als [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] Romane zugewendet, sich zu [illegible] Thätigkeit aufgeraffet, und war dabei als Schriftsteller so [illegible] und [illegible] gebildet, daß er, wie er uns selbst erzählte, seine Vielseitigkeit dadurch [illegible] zeigte, daß er sich nur an zweien Tagen der Woche erlaubte zu schreiben, weil er sonst ganz übermäßig viel schreiben würde, und den Markt seiner Hervorbringungen durch Ueberfülle [illegible] [illegible]. Er hatte eine häßliche Frau, aber eine artige junge Nichte bei sich, die er sehr eingezogen hielt, er glaubte ihre [illegible] nicht gut genug bewachen zu können, und [illegible] ihr kaum andre Leute zu sehen, nur zu [illegible] [illegible], wo die strenge Haltung ihre Anforderungen befriedigte und ihre Vorurtheile höher machte; das gute Mädchen hatte nicht einmal den Genuß, an dem [illegible] Familientische den jugendlichen Durst zu stillen, denn sie durfte keine Zeile von des Oheims Romanen lesen, die er wie das ärgste Gift ihr vorenthielt, und denn er doch alle [illegible] [illegible] zu [illegible] kein Bedenken trug, wenig schmeichelhaft in der That für das Publikum, daß er einer [illegible] mit einer Wirkung [illegible], deren geistige und moralische Verantwortlichkeit er bei den Seinigen nicht als zweifelhaft [illegible]! Er hatte in seinem artigen Landhaus am Garten, an der Seite dicht vor dem Thore, durch die Plünderung viel gelitten, [illegible] aber nur einen halben Tag mehr in der Woche sich zum Schreiben zu gestatten, um deſſen zu bleiben, daß aller Verdacht bald wieder eingeſchläfert ſein werde. Die vielen weiblichen Empfindungen und alten Verhältniſſe, welche er in ſeinen Romanen durchgearbeitet und ausgelegt hatte, waren bei ihm ſelbſt, vielleicht eben wegen des ſteten Aufwandes und Verbrauchs, jetzt in geringem Vorrathe zu ſpüren, er nahm alles ziemlich hart und plump, und wollte die Zärtlichkeit für ſeinen Freund Sander, deſſen traurige Gemüthsſtimmung ich ihm ſchilderte, nicht ſonderlich aufkommen laſſen. Als [illegible] Patriot dagegen zeigte er keine Eigenheit in dem Bekenntniß, daß er ſich auch [illegible] Einquartierungen mit Vergnügen [illegible] laſſe, und bei den [illegible] [illegible], man läge ihm noch vor, ſeine [illegible] weiter zu führen doch nicht [illegible] wurde!

Hierüber hatte [illegible] [illegible] Zeit ſeine vergangenen Tage; nicht durch eigne Verſchuldung, die er ſich doch immer zum Vorwurfe gemacht hätte, ſondern durch die Macht der Umſtände, gegen die kein Widerſpruch nicht hülfe, ſah er ſich von allem Zwange befreit, den ſeine Beſtimmung ihm auferlegte, die weiblichen [illegible], von denen er ſich losſagte, und denen er ſich endlich nun ſo [illegible] hingeben wollte, ſo länger er ſie bisher gemieden hatte, warum gleich allen übrigen nicht gehalten, ihm konnte nicht der geringſte Vorwurf treffen, daß er ſie nicht behielte; an Muth und Glück anderer Art ließ er es aber nicht mangeln, im Gegentheil, er war einer der Menſchen, die unaufhörlich ſtudiren, nicht nur über den Büchern ſitzend, was er auch vortrefflich konnte, ſondern im Gehen und Stehen, in jedem Geſpräch, bei allen Gegenſtänden. Aber ſeine Studien wollten dieſer Art gemäß auch möglichſt frei ſein, ohne äußern Plan und vorgeſtecktes Ziel nur ihrem eigenen Bedürfniſſe folgen, dies fügte ſich jetzt von ſelbſt, alles war ja für die nächſte Zeit ſtillgeſtellt, und er wie jeder andre einzig auf's Abwarten angewieſen.

Der Kreis der dagebliebenen oder in der Stille zurückgekehrten jungen Leute war in Halle noch anſehnlich genug. Adolph Müller, Harſcher's herzvertrauter Freund, Przyſtanowſki, die beiden Ruſt und Dohna, der junge Loder, Lange und Pfeffer, machten ſchon eine bunte Geſellſchaft aus. Bald kam auf meine dringende Aufforderung auch Neumann von Göttingen zurück, wohin er mit Theodor verſprengt worden war, bezog ein Zimmer auf gleichem Flur mit dem meinigen, und wenn unſre Beſchäftigungen uns mitunter trennen durften, ſo hielten alle andern Bezüge uns doch täglich und innig vereint.

Durch den Fortgebrauch der Arzneien Erhard's war meine Geſundheit allmählig geſtärkt worden, ich griff das Leben und die Studien wieder mit friſchen Kräften an. Mit ſtärkſtem Willen warf ich mich auf die Arzneiwiſſenſchaft und quälte mich mit dem Beinknöcheln, mit der nie genug zu wiederholenden Betrachtung der Knochen, rechtſchaffen ab; auch las ich medizinische Bücher mit fleißigem Bedacht. Aber wie ſtreng ich auch wollte, die Sache ging ſchlecht von Statten, ſie fand in der Unmittelbarkeit der Gegenwart keinen fortwirkenden Trieb, keine Genoſſenſchaft, und kaum die nöthige Gelegenheit, denn auch der Bedarf an Büchern und andern Hülfsmitteln war nicht immer leicht herbeigeſchafft. Die Studien allgemeiner Bildung dabei zu verſäumen, hätte mir überdies ein Hochverrath geſchienen, ich pflegte ihrer alſo nebenher, und ſchnell waren und blieben ſie im Vortheil. Ich arbeitete mit größtem Fleiße den Homer durch, beſonders zu wiederholten Malen die Ilias, wobei ich wiederum Wolfs Hefte und den Euſtathios zu Hülfe nahm, ſuchte in den Platon einzudringen, in den griechiſchen theils, theils in den durch Schleiermacher verdeutſchten, las mit Neumann zuſammen und deshalb mit erhöhtem Vergnügen den Xenophon, und war auch mit andern griechiſchen und lateiniſchen Autoren noch mannigfach beſchäftigt. Das Anregendſte und Ergiebigſte aber waren unſre gemeinſchaftlichen Unterhaltungen, wo Harſcher, unter ſtets erneutem Zweifel und Gegenſtreit, mit eigenthümlicher und unerſchöpflicher Dialektik uns alle Heer- und Schleichwege der philoſophiſchen Forſchung durchmachen ließ, und wie die Lehren von Schleiermacher und Steffens, daneben Platons und Plotin's aus entſprechendem Standpunkte, dann Schellings und Fichte's, im Hintergrunde: ferner Kants, Leibnitzens und Spinoza's, in vielfachſter Wendung betrachteten und handhabten, zu unſäglicher Geiſtesübung, wenn auch nicht zu ſonſtigem Stoffertrag.

Eine ſtets erneute Stärkung und Nahrung für dieſe Geſpräche waren die Abende bei Schleiermacher, die regelmäßig Freitags wieder gehalten wurden, und für die ſich hoher Ernſt und frei Laune wie Offenheit und feine Rückſicht zum ſchönſten Gleichmaße verbunden hatten. Schleiermacher war an ſolchen Abenden meiſt ſehr liebenswürdig, ſeine Schärfe galt damals mehr den Gegenſtänden als den Perſonen, den Anweſenden nie, er ſprach ſinnig und angenehm über wiſſenſchaftliche Dinge, beſonders über die ſchwierigſten und anziehendſten ethiſchen Fragen, welche Harſcher mit unermüdetem und gewandtem Eifer zur Sprache brachte; dabei wurden auch die politiſchen Nachrichten, zwar mit ſtärkſten Wünſchen und Hoffnungen für Preußen, doch im Ganzen, beſonders von Schleiermacher ſelbſt, mit Umſicht und Billigkeit, ihrem Intereſſe gemäß aufgenommen und beurtheilt.

Wir Jüngern ſaßen oft ſchon Nachmittags in ernſten und lebhaften Geſprächen zuſammen, bis die Stunde heranrückte und wir zu Schleiermacher gingen, wo wir das heftig Durchgeſtrittene nun vor der leitenden Einſicht, gleichſam in höherer Klaſſe, nochmals ruhiger und feiner beſprachen, und ſchneller und entſcheidender zu einem Ziele kamen; ja es geſchah mitunter, daß wir am ſpäten Schluſſe des Schleiermacher'ſchen Abends noch nicht des Erörterns und Verhandelns genug hatten, ſondern dort weggegangen wieder bei mir einkehrten, und noch bis in tiefer Nacht unſre arbeitende Geſelligkeit fortſetzten, welche ſelten durch irgend eine Bewirthung, und niemals durch andre, als die mäßigſte getragen wurde. Einmal blieben Harſcher, Neumann und ich auf dieſe Weiſe nach dem Schleiermacher'ſchen Abend auf meinem Zimmer die ganze Winternacht hindurch beiſammen, und das Geräuſch des wiederaufſtehenden bürgerlichen Verkehrs und das graue Licht des ſpäten Morgens fiel in unſre noch lebhaften Geſpräche; ein heißer Kaffe nahm uns die Schauer der Ueberwachung leicht hinweg, erfriſcht und geſtärkt mochten wir jetzt nicht ſchlafen gehen, der Tag leuchtete heller auf den gefrornen Schnee, und ſo waren wir kurz entſchloſſen, und ſchritten frohen Muthes nach dem drei Meilen entlegenen Petersberge zu, beſtiegen die Ruine, hielten in einer Bauernſchenke mit Eiern unſre Mittagsmahlzeit, und kehrten dann, durch die anfangs noch ſonnenglänzenden, ſpäter nur ſchnee- und ſternenhellen, ſchweigenden Froſtgefielde nach Halle zurück, mehr noch erregt als ermüdet durch die äußere und innere Bewegung, aber denn doch endlich des Schlafes bedürftig, den wir uns reichlich verdient hatten.

Wolf war uns in dieſer Zeit weniger zugänglich, ausgenommen Bekker'n, der ſeine Neigung, wie ſein Heil ganz auf ihn geſtellt hatte, und ihn faſt jeden Tag ſah. Wahrhaft vornehm in Studien und Leben hielt Wolf ſich mit Ernſt und Witz den Zeitumſtänden ſtets überlegen. Wir wußten ihn thätig und munter, vernahmen manches ſchlagende Wort von ihm, genoſſen unabläſſig mittel- und unmittelbar der Früchte ſeines Geiſtes und Wiſſens, und waren ſehr mißvergnügt, als plötzlich dieſer Mann in den Lärm eines niedrigen Geklatſches gezogen wurde, und gegen gemeine Gegner öffentlich in die Schranken treten mußte. Die zahlreichen Unbedeutenheiten, die ſich, durch trockne, geiſtloſe, doch unläugbar auch ſo noch ihres Orts nützliche Fortpflanzung des gemein Erlernten, zu dem Profeſſorſtand aufgeſchwungen haben, in welchem ſie ſich äußerlich auf gleicher Stufe mit dem ſchöpferiſchen und tiefdenkenden Genie ſehen, ſind auf unſern Univerſitäten von jeher gegen die einzelnen Bedeutenheiten verſchworen, durch die ſie verdunkelt werden. Dies war in Halle, bei großer Achtung und Furcht, auch die herrſchende Richtung gegen Wolf, der in ſeiner Größe und Rüſtung einem Reil, Steffens, Schleiermacher, Nöſſelt, und ihres Gleichen zwar eine Freude, vielen Andern aber ſtets ein heimlicher, nie zu verwindender Aerger war. Nun hatte ſich auch in letzterm Kreiſe, wie in jedem, die Einnahme und Plünderung von Halle mit allen ihren Auftritten und Bedrängniſſen gehörig durchgeklatſcht; manches beſchämende Geſchichtchen eigner Verwirrung und Schwäche hatte man durch Aufſpüren und Heranziehen fremder Begegniſſe wenigſtens auszugleichen, wo nicht zu überbieten geſucht. Wolfs beißender Witz war ſeinen Kollegen oft genug empfindlich geworden, mit höchſter Schadenfreude daher vernahm und förderte man das Gerede, auch Wolf, der große Wolf, habe zur Zeit des Gefechts im Keller geſeſſen, und nachher, als er ein Exemplar ſeines Prachthomer zur begütigenden Ehrengabe dem Marſchall Bernadotte habe darbringen wollen, ſei ihm die Zueignung an den König bedenklich geworden, die er daher, durch den das Buch tragenden Bibliothekdiener noch auf der Straße habe herausſchneiden laſſen, der ſie auch ſpäter, da die Ueberreichung durch Zufälligkeit unterblieben war, wieder habe hineinkleben müſſen. Die erſte Angabe warf einige Lächerlichkeit auf Wolf, die zweite aber war durchaus gehäſſig, ſeiner Ehre wie ſeinen künftigen Verhältniſſen zum höchſten Schaden geſtellt. Manche Leute glaubten dergleichen überhaupt gern, andre, die ein ſo thörichtes und ſchlechtes Benehmen nur mit dem Verſtande Wolfs nicht zu reimen fanden, wollten doch ſeinen Karakter weniger als Hinderniß dabei angeſehen haben.

Kaum indeß vernahm Wolf die ſchmähliche Nachrede, als er ſich mannhaft hinſtellte, und in dem halliſchen Wochenblatt eine ausfordernde Zurechtweiſung ergehen ließ, welche in ihrer gelungenen bündigen Art hier eine Stelle wohl verdient. Seine Erklärung lautete: „Es umſchleicht mich ſeit ein paar Monaten hier in der Stadt, vielleicht auch in Briefen nach fremden Orten, über eine am 18. Oktober vorigen Jahres von mir beabſichtigte Handlung, ein lügenhaftes unwürdiges Gerede, welches auch weiterhin von Perſonen, die mich nicht kennen, oder von der Veranlaſſung nichts wiſſen, noch mehr von Uebelwollenden, auf eine gehäſſige, ja ehrenrührige Weiſe wiederholt und ausgebildet werden kann. Dies zwingt mich, hierdurch öffentlich anzuzeigen, daß ich ſeit dem 20. Januar, nach dem Gutachten eines Rechtsgelehrten, eine rechtliche Unterſuchung darüber bei einem hieſigen Gerichtshofe veranlaßt habe. Bis zur Beendigung der Unterſuchung erkläre ich hiermit einem jeden, der ohne Beweis die verbreitete Geſchichte weiter erzählt, oder ſie auf irgend eine Art zum Nachtheil meiner Ehre erwähnt, den erſten für einen leichtſinnigen, verächtlichen Schwätzer, den letzten für einen boshaften Verläumder. Möchte dieſe Anzeige, außer ihrer nächſten Abſicht, zugleich jedem, der es in gegenwärtiger Zeit bedarf, bei ſeinen Reden nicht weniger, als bei Handlungen, Vorſicht empfehlen, damit ihm nicht nach ſo vielen andern auch Geſundheit des gemeinen Menſchenverſtandes oder des Herzens verloren gehe. Für ſolche werden hier, dem Zwecke dieſes Blattes gemäß, ein paar Verſe eines alten Sittenlehrers am rechten Orte ſtehen:

> Laß dich nicht ſchadfrohes Gered' ablocken von Arbeit!
> Wenige Zeit hat übrig für Zank und Getümmel des Marktes,
> Wer nicht Habe daheim auf ein völliges Jahr ſich geſammelt.

Halle, den 15. Februar 1807. F. A. Wolf.“ Der Schluß fand inſonderheit allgemeinen Beifall, wegen der anmuthigen Nutzanwendung, die auf manche der Schächer, die man ſo ziemlich alle namentlich herzählen konnte, nur allzu gut paßte. Schleiermacher hatte ſeine herzliche Freude über Wolfs Erklärung, und zweifelte nicht an deſſen gutem Rechte dazu, wir Jüngern ſtimmten ganz überzeugt und mit Leidenſchaft für ihn. Allein, grade weil man die Namen ſo beſtimmt wußte und nannte, konnten die ſcharf Getroffenen doch nicht ſogleich ſchweigen, ſondern mußten wenigſtens verſuchen, ſich ſolchem Unglimpf leidlich zu entwinden. Die Sache wurde vielfach verhandelt, auch vor Gericht in aller Ausführlichkeit, und nach mancher Verwicklung und Weiterung durch Zeugen und Eide, kam es zu dem Beſchluſſe, daß der Bibliothekdiener, auf deſſen verworrner Ausſage zuletzt alles beruhte, und dem jene Leute in unſchicklicher Vertraulichkeit die für ihren Appetit mundrechten Geträtſche gleichſam aufnöthigend abgefragt hatten, wegen ſeiner verläumderiſchen Angaben, die er nicht erweiſen konnte, mit verdienter Gefängnißſtrafe belegt wurde. Hiermit war aber alles noch nicht abgethan; einer der Gegner ließ nach einigen Monaten, da Wolf ſchon Halle mit Berlin vertauſcht hatte, eine ſogenannte aktenmäßige Erzählung der Sache drucken, welches für Wolf der Anlaß werden mußte, die Unrichtigkeiten, die er hier vorgelegt ſah, durch eine ausführliche Schrift darzuthun, welche jedoch durch die Ungunſt eines ſolchen verdrießlichen Stoffes, den die auch ihrerſeits diesmal etwas gezwungene Witzlaune des Verfaſſers nicht aus aller Langweiligkeit herausfördern konnte, einen nicht befriedigenden Eindruck machte, ja das Mißgeſchick hatte, manche ſchon weggeworfene Zweifel über die Sache wieder aufzuregen, und das Endurtheil im Ganzen unſicher geſtellt zu laſſen. Ich meinerſeits aber war und blieb überzeugt, daß Wolf's wohlbekannte Schwächen, die in kleinen Liſten und Vorkehrungen zuweilen ſichtbar wurden, doch nie zu dem Aeußerſten einer ſolchen Thorheit und Unſchicklichkeit ſich verirrt haben konnten, als jenes angebliche Herausſchneiden der Zueignung, dem auch alle Zeichen und Umſtände völlig widerſprachen, unter den damaligen Verhältniſſen geweſen wäre.

Auf der Univerſität ohne ſogenannte Suiten zu leben, hätte keine Art gehabt. Wir hatten aber die unſrigen in eigner Weiſe. Dahin kann wohl gerechnet werden, daß wir bei dem Konditor Schelling am Markte unſre Laune, bald gegen einander ſelbſt, bald gegen die dort verkehrenden Philiſter, doch meiſtens harmlos, walten ließen. — Einmal hatte einer von uns den Cid von Herder aus der Hand gelegt, der neugierige, durch ſeinen vornehmen Philoſophennamen noch beſonders zum Scherz aufregende Ladenwirth greift darnach, ſchlägt das Buch auf, und ſieht den Titel an, man fragt, ob er ſich auch auf Bücher verſtehe? — O ja, meine Herren, erwiederte er, das ſeh ich gleich, daß dies ein juriſtiſches Buch iſt. — Ein juriſtiſches? fragen wir verwundernd, ei wie ſo? — Nun es heißt ja der Eid, antwortete er, das iſt doch ein juriſtiſcher Gegenſtand. — Man kann [illegible]en, wie gelacht wurde. Aber nun wollte man dem Alten zeigen, mit wie großem Rechte man ihn auslache. - Keine Möglichkeit! Er blieb feſt bei ſeinem Eide, man mochte ſich noch ſo viele Mühe geben ihm das deutliche C vorzuhalten, ihn zu belehren, daß das Wort Cid ein Name ſei, ihn zu überzeugen, daß das Buch eine Geſchichte in Verſen und keine Abhandlung enthalte, er ließ ſich nichts weismachen, wie er für unſre Abſicht nahm, ſah zwanzigmal wieder das ihm aufgedrungene Blatt an, und las mit ſelbſtzufriedenem Lachen, wie einer, der ſeiner Sache gewiß und über ſolche Fopperei hinaus iſt, richtig jedesmal: der Eid! Wir hatten wirklich die volle Verzweiflung, in unſrer Weisheit und Geſchicklichkeit — denn nun war es zur ordentlichen Aufgabe des Ehrgeizes und Wetteifers geworden — keine Mittel zu haben, keinen Weg zu finden, um den guten Mann ſeines groben und offenbaren Irrthums inne werden zu laſſen. Wir mußten beſchämt abziehen, und verkannten in Scherz und Lachen keineswegs die ernſte Seite eines ſolchen im Leben oft bedeutend hervortretenden Beiſpiels von vergeblichem Kämpfen entſchiedner Einſicht gegen die in ihrer Beſchränktheit nur um ſo feſter ſtehende vorgefaßte Meinung. —

Zwiſchen unſren geiſtigen Arbeiten und geſelligen Scherzen drängte ſich aber noch eine beſondre Thätigkeit hervor, welche beide Elemente in ein gemeinſames Erzeugniß geſtaltend vereinigte. Unſre Studien, Geſpräche und Erholungen, wie reichhaltig und lebhaft ſie auch ſein mochten, blieben doch, ohne den Zuſchuß der Vorleſungen, gleichſam verwaiſt, konnten kaum unſre Zeit ganz ausfüllen, aber bei weitem nicht unſre Triebe und Kräfte, welche viel größere Anſprüche machten, als wir ſelbſt befriedigen konnten. Daß wir in dieſem Zuſtande die Dichter zu leſen nicht vergaßen, verſteht ſich von ſelbſt, wir lebten eben ſo ſehr mit den Geſtalten ihrer Welt, als mit denen der wirklichen. Da regte ſich der Eifer eignen Hervorbringens, und durch Jean Paul Richters Flegeljahre, die uns wie alle Schriften dieſes Autors ſehr anzogen, geriethen Neumann und ich auf den Einfall, gemeinſchaftlich einen Roman zu ſchreiben. Kein Plan wurde verabredet, als der, die neuſte Zeit und deutſche Verhältniſſe zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu ſuchen, im Uebrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich ſchrieb flugs das erſte Kapitel, Neumann eben ſo raſch das zweite, ſo ging es mit dem dritten und den folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerſtreitenden Richtungen, mit ſtörenden Wendungen und abſichtlich bereiteten Schwierigkeiten ſo treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Kapiteln ſich in größter Spannung und ganz beſonderem, dieſer Entſtehungsart zu verdankendem Reize darſtellte, wir uns aber auch ſo verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichen Zuſammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhauſen her noch Fouqué, dem ich davon geſchrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löſte durch ein hübſches Kapitel den Knoten, den er ſofort aber wieder ſchürzte. Das auf dieſe Weiſe vermehrte Manuſkript gab auch uns neuen Sporn, und ſo rückte der Roman, bei nicht grade regelmäßigem Wechſel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollſtändigen erſten Bande vor, unter tauſend geſelligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorleſen und Beſprechen des Fertigen, durch eifriges Erſinnen des Künftigen, durch zahlloſe Anſpielungen, Ironien, kleine Ränke und Frevel der Abfaſſung, ſo wie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die ſich an ſolche Thätigkeit anknüpften, für uns und unſern engern Kreis eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns ſelbſt und andre lebende Perſonen, mehr oder minder deutlich, und nicht grade geſchmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptſächlich durch Neumanns Einfall und Talent, noch ein beſondrer Gewinn der wirkſamſten Figuren geworden. Gleich im zweiten Kapitel parodirte er vortrefflich des Geſchichtsſchreibers Johann von Müller ſchwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komiſchem Abbild, ich brachte ein ſolches von Johann Heinrich Voß in ſchwerfälligſten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meiſters vorwegnehmend, dieſen Helden mit dem Markeſe umherreiſen und gar üble Begegniſſe erleben; ſpäter zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutſchheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigſtens an gedrängter Fülle des mannigfachſten Inhalts und Intereſſe's hat es dieſem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht, daß Freundſchaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier beſtechen, wenn ich ſage, daß einige Parthieen des Buches, namentlich aber das Bruchſtück aus Hans Striezelmeiers eigner Lebensbeſchreibung in Johann von Müllers Manier und der Steckbrief Jean Paul Richters auf ſich ſelbſt, beides von Neumann, zu den köſtlichſten Scherzen unſrer Litteratur gehören, und durchaus werth ſind erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuſchließen, was dieſen Roman betrifft, ſo führ' ich noch an, daß wir uns mit dem

Manuſkript noch lange herumtragen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, ſogar Schleiermacher zum Bewunderer hatten, in Nennhauſen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Kapitel, Bernhardi eine Epiſode von Anekdoten beizutragen hatte, Harſcher aber ein Kapitel über Muſik, welche beſonders gegen Reichardt gerichtet werden ſollte, ſchuldig blieb, und ein Beitrag von Chamiſſo zu ſpät kam, unſerm Freunde Reimer unter dem Titel: „die Verſuche und Hinderniſſe Karl's“ in Verlag gaben. Der Druck wurde erſt gegen Ende des Jahres 1808 fertig, da im ſüdlichen Deutſchland ſchon ein neuer Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich bevorſtand, und im nördlichen allerlei Unruhen drohten; die Verlagshandlung fand nicht gerathen, ſich auf dem Titel zu nennen, noch ließ ſie das Buch gehörig anzeigen, und ſo gewann dieſes nicht den Schwung und machte nicht das Glück, wozu ſonſt, nach dem Inhalt und den Beziehungen, alle Hoffnung begründet geweſen wäre. Doch ging die Erſcheinung nicht ohne einiges Aufſehen ab, und wurde in manchen Kreiſen lebhaft beſprochen. Auguſt Wilhelm Schlegel, dem ich das Buch nach Genf, wo er bei Frau von Staël lebte, zugeſchickt hatte, glaubte mich den alleinigen Verfaſſer und der berühmte Kritiker, der früher ſchon einmal die Proſa der Frau von Wolzogen für die von Goethe gehalten hatte, merkte nichts von der Verſchiedenheit der Zeugſtücke, die hier, und zum Theil doch mit ziemlich groben Näthen, zuſammen gefügt waren!

Zwölf Jahre ſpäter, als mit den ächten Wanderjahren Wilhelm Meiſters zugleich die falſchen erſchienen waren, kam auch unſer Doppelroman wieder zur Sprache. Unſer Einfall, Wilhelm Meiſtern perſönlich und gegen Goethe tadelnd auftreten zu laſſen, war offenbar die Wurzel jenes berüchtigten Buches, und ich erlebte für meinen Antheil an der Ungebühr die gerechte Strafe, an vielen Orten, und auch in Weimar ſelbſt, eine Zeit lang für den Verfaſſer der falſchen Wanderjahre gehalten zu werden. Er hat nur ſeinen frühern Einfall weiter ausgeführt, dachte man, und ließ meine ſonſtige Denkart, Richtung und ich darf ſagen, Fähigkeit, die alle dem ſchlechten, heuchleriſch-albernen Buche widerſtritten, ganz außer Rechnung. In Hamburg war das Gerücht ſo allgemein verbreitet und ſo beſtimmt geglaubt, daß ich mich zu einer öffentlichen Berichtigung gedrungen ſah.

An einen zweiten Theil des Doppelromans war wohl gedacht worden; einiges lag ſogar angefangen und mehreres war vorbereitet; allein Reiſen und andrer Wechſel des Lebens hielten uns zuerſt viele Jahre getrennt, und als Neumann und ich uns vom Jahre 1819 an wieder auf längere Zeit in Berlin vereint ſahen, und es uns artig dünkte, dieſe Jugendluſtbarkeit wieder aufzunehmen, wobei Neumann ſchon vorſchlug, um der Zeit gemäß mit gleicher Keckheit die Schreibart der neuen Schriftſteller zu parodiren, und die Ironie dadurch zu vollenden, daß auch mancher der frühern Mitarbeiter jetzt als tauglicher Stoff zum Inhalte des Romans verwendet würde, unterblieb doch jeder Verſuch, da wir bald wahrnehmen konnten, wie uns die Jahre und Verhältniſſe zwar nicht die Freude an dem Einfall verkümmerten, aber doch den zur Ausführung erforderlichen nachhaltigen Humor und Eifer, ſo wie ſelbſt die nöthige Muße, verſagen dürften.

Rahel.

1808.

Unter den mancherlei Perſonen, die wir in unſerem Kreiſe oft beziehungsreich nennen oder ſchildern hörten, waren die angeſehenſten Männer und die merkwürdigſten Frauen, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und ſeine Frau, Burgsdorf, Ludwig Tieck, und noch Andre ſolchen Ranges, mit welchen jedes edle Intereſſe unſrer Bildung ſich verknüpft fand. Kein Name jedoch war vielfältiger und bedeutender genannt, als der von Rahel Levin; das Verlangen, ſie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Die Dame des Hauſes, wo wir zuſammen kamen, ſprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbarem, und wenn auch in das ſtrömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. daß zuweilen mehr Bedacht auf äußern Schein und mehr Einklang, wenn auch nur verſtellter, mit der gewöhnlichen Welt zu unterſcheiden ſchien, ſo hatte ſie es doch in keiner Weiſe hehl, daß ſie vor ihr ſonſt in jeder weſentlichen Beziehung ſich beuge und ihr unterordne. Wenn eine Frau, die ſelber ſo gebildet, ſo kenntnißreich, ſo fein und ſittig vor unſern Augen ſtand, daß ſie uns für alles Frauenweſen faſt ein höchſtes Muſter zu ſein ſchien, in ſolcher Weiſe von einer andern ſprach, und ſie unbedingt über jede Vergleichung erhob, ſo war das freilich ſehr auffallend, und Harſcher insbeſondere drang darauf, jene möchte ihre Freundin einmal mit uns zuſammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunſten der erſteren ausfallen zu ſehen im voraus entſchloſſen war, und dies offen genug bekannte. Der Beſuch wurde verabredet, Rahel erſchien, aber nur auf eine Stunde, da ſie nicht ganz wohl war, und alſo wenig dazu geſtimmt, den etwas befangenen Zuſchnitt der kleinen Geſellſchaft abzuändern. Harſcher gewann ihr keine Aufmerkſamkeit ab, und als Schleiermacher kam, und gleich erfreut und ermuntert ſich neben ſie ſetzte, und mit ihr ein lebhaftes Geſpräch einging, wurde jede andere Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erſtaunt, ſowohl im Scherze als im Ernſte Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu ſehen, indem er willig jede Unterordnung anzunehmen ſchien, und wirklich ein paarmal wie geſchlagen verſtummte, oder doch gar ſehr zu kurz kam. Als nach raſchem Verlauf eines lebhaften Geſprächs ihr Wagen ihr gemeldet wurde, und ſie mit dem Verſprechen künftigen längeren Beſuches ſich wegbegab, bot Schleiermacher mit Verbeugung ſich zum Begleiter an, brachte ſie zu ihrem Wagen, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden; mehr aber, als die Worte, zeugte ſeine Stimmung für den guten Eindruck, denn ſie blieb aufgeweckt und gefällig für den ganzen Abend. Für uns war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und ſeit langer Zeit nicht ſo belebt geſehen. Die Dame des Hauſes ſuchte vergebens bei Harſcher den Dank für ihre bereitwillige Veranſtaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichſam nur für Schleiermacher geworden, und kaum verſchwunden war, ihn ärgerte ſogar deſſen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erſcheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu achten er gewiß fähig war. Ich theilte ſeine Mißempfindung, allein in ganz anderem Bezuge, denn ich wünſchte ſehnlich, mit dieſem wunderbaren Weſen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern ſo ſchnell verblaßten, und ſchon fand ich insgeheim mich mit ihm einverſtandener und zuſammengehöriger, als mit allen dieſen.

— In dieſem Herbſt hielt Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation. Unter den Zuhörern fand ich Ludwig Robert, mit dem ich die faſt abgebrochene Bekanntſchaft erneuerte; auch ſeine Schweſter Rahel ſah ich mit ihm regelmäßig einzuüben, und ich widmete ihrer anziehenden Erſcheinung die lebhafteſte Aufmerkſamkeit, wobei doch ein ſo raſch und leicht unter ſolchen Umſtänden ſich ereignendes Aufblühen des Gefühles diesmal durch Eigenheit des Zufalls unterbleiben ſollte.

1808.

— In dieſer Stimmung, ſo verbunden, ſo empfänglich, voll und bedürftig in Geiſt und Gemüth für neuen Reiz und neuen Stoff, begegnete ich eines Nachmittags in noch ſchwierigem Frühlingswetter unter den Linden Rahel, ihre Begleiterin war mir wohlbekannt, ich redete beide an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab ſich, ſo unbefangen als unmittelbar, auch ein Geſpräch mit Rahel ſelbſt. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vorgehen zu laſſen; ich ſuchte unter andern einige ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, die auf Umwegen bis zu mir gelangt waren, mit Bedeutung ſo hinzuwerfen, daß darin bald eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, bald ein werbender Begriff lag. Sie bemerkte dieſes, ſah mich durchdringend an, gleichſam mein Unterfangen an mir ſelber abzumeſſen, und erwiederte dann, ſie könne es wohl vertragen, daß man ſie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falſch geſchehe; ſie hatte in der That einiges in der Verſicherung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Lieb, wiewohl selten recht glücklich, immer recht [illegible]. Ich sah nun Rahel recht und auch in ihrem ganzen [illegible]- und Umgangskreise. Hier mußte mir nun bald ein wunderlicher Abstand klar werden, der zwischen ihr und ihrer Umgebung lag. Sie stand in der Mitte eines großen Kreises gänzlich allein; nicht verschüchtert, nicht verkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie sie es [illegible] und [illegible], sondern gleichgültig [illegible] [illegible] geschätzt, aber auch eigensinnig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit sich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, [illegible] sie als [illegible] und [illegible] hervortreten, konnte man ihr nicht absprechen, eigenthümliche [illegible]- und Einsichten, Sinnlichkeit, Geist, Witz und Laune mußte man ihr zugestehen, aber [illegible] glaubten die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu haben, und auch [illegible] die größere Vollkommenheit und [illegible], welche sie sich [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. Wie kam, und Rahel kaum [illegible] sich und als Freundin [illegible], glaubten sie die [illegible] zu sein. Von der Flamme aller Begeisterung, von dem [illegible] [illegible] Mitgefühls, von dem heiligen Drange der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, den Eigenschaften des Lebens und [illegible], von diesem inneren Wesen wußten die Meisten nichts. Sie blieb aber [illegible] allein, und so ist es [illegible], bei [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] und [illegible], von [illegible] und [illegible], und

[illegible]

[illegible]

ziehung der außerordentlichen Geſtalten, welche zum Theil reichlich ſich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das wirkliche Leben zu blicken, wo nur der Glanz der Wahrheit und die Kraft der Darſtellung beſtehen und ihr volles Vergnügen daraus zu [illegible] vermochten. Das Leben war nicht in ſeinen äußern Verhältniſſen, ſondern vielmehr aber durch ſeinen innern Gehalt, dem jene ſich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, herrliche Menſch, den kein hoher Standpunkt höher machte für ſeine Stelle, als die ſeine großen und ſchönen Eigenſchaften, begünſtigte, hatte hier ſeine reinſten Empfindungen, ſein innigſtes Streben und Denken, ſeine edelſten Erholungen, im Genuß einer geiſtvollen gemüthvollen Freundſchaft geſucht, einer Freundſchaft, deren ſtarkem Vertrauen ebenſo ſein politiſches Sinnen wie ſeine zarteſte Liebeswelt und jede Wendung des bedrängten Geiſtes und Herzens ſich eröffnen durfte, des Vortheils gewiß, wie doch nur die mitergriffene Neigung ihn herauszufordern pflegt. Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldts, waren dieſem Kreiſe durchaus geſellt, halb um Wünſchen und Bedürfniß von außen zu ſammeln, halb um davon zu bringen, und immer ihren beſten Gehalt hier zu finden. Graf Tilly, Guſtav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürſt von Ligne, Graf [illegible], [illegible], [illegible], und ſo viele andere Diplomaten, Militärs, Gelehrten und Künſtler, hatten ſich eingefunden, und mit feinerem Sinne und [illegible] Geſellſchaft geiſtigen Umgang ſich angelegentlichſt und [illegible] gemacht. Eine aufgezeichneter Damen wären viele zu nennen, und den verſchiedenſten Lebensſphären, doch ſämmtlich darin gleich, daß ſie [illegible] und [illegible], ſondern irgend ein Ideen und weiten Umzug von Verhältniſſe zum Grunde lag. Eine herrliche Bildergalerie, durch welche ich unter [illegible] Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder nämlich alle neuen und gegenwärtig, der Kunſt ſelbſt ſagt durch die Zeitverhältniſſe völlig aufgelöſt, nachdem [illegible] die einzelnen Gemäldeſtücke durch Tod, Entfernung und andere Wandelbarkeit die [illegible] Reihen gebrochen hatten.

Aber nicht nur durch welche Sammlung bedeutender Bildniſſe wurde mir gezeigt, ſondern auch ein anderes Gebiet aufgeſchloſſen, der das [illegible] Gemälde ungleich ſtärker anſprach. Dabei gehörte zu den ſchönen Bildern, denen die Natur und das Geſchick die Gabe zu leben nicht verſagt hatten. Und dazu gehörte, was [illegible] enthüllen mußte, wenn die Weiſe der [illegible] Empfindung dieſes Geiſt und dieſen Sinn [illegible] ergriff, ſie anzuregen, ſie zu [illegible], das konnte ein Dichtungsgefühl [illegible]; doch [illegible] die Einblicke, die mir wurden, alles was ich zu einem Ring gewonnen war. Die Macht der Perſönlichkeit hatte der Unabhängigkeit die ethiſche Richtung gefunden und aufgegeben; zwiſchen Welt und ſeinem Untergang' ſchien dagegen gering und kaum noch mitleidenswerth. Die Briefe und Tagebücher, welche mir als einziges Vermächtniß des Verſtorbenen zum Leſen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe und Rouſſeau in dieſer Art bekannt iſt, nur ſelten hinanreicht; ſo mögen die Briefe an Frau von Humboldt geweſen ſein, deren Nachlaß ſelbſt als unvergleichlicher mit allem andern erwähnt, ein ſolches Feuer der Wahrheit mag auch in ihnen gebrannt haben! Dieſe Papiere, nachdem ſie lange in meiner Verwahrung geweſen, ſind leider im Jahre 1813 verloren und wahrſcheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes Bild geben. Es ſcheint, als ſollte dergleichen nicht zum literariſchen Denkmal werden, ſondern heimgehen mit den Perſonen, denen es unmittelbar gehörte. Nicht lang ſaß ich über dieſen Blättern, ich konnte kommen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, aber vielmehr, was in meiner Ahnung geſchlummert, wurde mir zur wahren Beſtätigung. Nur das kränkte mich ein Traum, daß ich zu dieſen Schriften gekommen war, und an ſolchem Leben ſo wahren Antheil genommen.

Die Liebe und Kraft perſönlicher Lebensentwicklung waren mit der Schönheit und Bildung dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſteslebens in engem Bündniſſe, ſo bewegten ſich beiderlei in lebhafteſter Uebereinſtimmung. Schon ſeit lange, weit früher, als irgend eine öffentliche Meinung der Art ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Geiſtes eingenommen und begeiſtert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgeſtellt, ihn für den höchſten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Gefühlen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das ſehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen, denn ſogar im Verneinen ſo eingeſtändlicher giebt man die Beziehung zu, allein damals, wo der ſtändige Haufe noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Namen ganz Andere weit voranſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die Form der größten Erzeugniſſe noch ſehr im Zweifel verharrte, und meiſt an kleinlichen Nebenſachen und äußerlichen Unbequemlichkeiten hing, damals war es kein Geringes, mit geſundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuſchungen und Mißverſtändniſſen ſogleich das Rechte und Wahre herauszufühlen und mit lautem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreiſe ihrer Freunde ſchnell zu einer Art von Cultus gediehen, und allen Seiten ſein leuchtendes, beſeligendes Wort eingeſchlagen, ſein Name zur höchſten Verſtändigung geworden.

als die beiden Schlegel und ihre Anhänger, ihnen beeifert und ergriffen von jenem Antrieb, dieſe Richtung in der Litteratur feſtzuhalten unternahmen. Bemerkenswerth erſcheint es, daß, während dieſe Männer ihre Huldigung doch nicht ohne einige Abſicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerſeits dabei mit völligem Selbſtvergeſſen verfuhr; ſie hatte Goethe'n im Karlsbade perſönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerkſamkeit und Antheil ihren Umgang gepflogen, wie auch noch ſpäterhin denſelben mit Hochſchätzung geſucht, ohne daß ſie im geringſten eine Verbindung feſtgehalten, einen Briefwechſel veranlaßt hätte, im Gegentheil, ſie erwähnte wenig der Perſon, deſto begeiſterter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntſchaft, ſondern die weſentliche, die das Leſen ſeiner Schriften gab, genoß und zeigte ſie mit Stolz und Freude. Spät erſt entdeckte ich unvermuthet in alten Briefen die aus Goethe's Mund vernommenen für Rahel rühmlichen Aeußerungen, welche ihr von Freunden berichtet, von ihr ſelbſt aber vergeſſen waren. In der Philoſophie ſtand ihr gleicherweiſe der edle Fichte voran, für deſſen Geiſtesſtärke ſie ſtets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch ſein Geiſtesgehalt bei weitem nicht alles abſchloß, was ihr Gedankendrang forderte oder geſtalten mochte. Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher, ja ſelbſt Schelling und Steffens, waren ihr theils perſönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth.

In der Muſik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die italiäniſche Schule im Geſang, und nebenher auch im Tanze, allem andern vorziehend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegenſatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, ſo waren ihr eben ſo früh und ſo entſchieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrſcher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtſein erwachende litterariſche Kritik ihre muthigen Angriffe gegen dieſe Götzen der Menge gerichtet hatte. Namentlich klagte ſie, daß Iffland, abgerechnet ſein großes perſönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch ſein wachſendes Anſehen und Einwirken die Bühne und Schauſpielkunſt in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde, wie ſelbſt dem Publikum, die ſchlechteſten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Dieſe Polemik hat Wurzel gefaßt, und ſich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht ſo ſehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienſt der richtigen Veranſchlagung durch vielfältigen Augenſchein leider bewährt ſtände. — —

Ich war nicht ſo bald in dieſen neuen Lebensſtrom eingegangen, als ich ſchon eilte, auch meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen, und ihnen alles zu gönnen, was ſie davon ſich anzueignen Fähigkeit und Neigung haben mochten. Sie ließen anfangs manchen Zweifel und Unglauben ſpielen, der mich ſcherzend verwirren ſollte, mußten aber bald den Ernſt meiner Ueberzeugung erkennen, und ſich zuletzt der durch hundert unabweisliche Zeugniſſe ſprechenden Geiſtesmacht beugen. Eine Freundin war verwundert und wollte nicht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verſtehen könnten, meinte jedoch lächelnd, intereſſant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Ein hartnäckiger Widerſacher blieb mir Harſcher, wiewohl ich grade ihm die eindringlichſten und häufigſten Mittheilungen machte. Er war ſehr fähig anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte ſich oft ganz hingeriſſen von tiefen und reichen Einzelnheiten, die ich ihm berichtete, ſo daß er die Andern ſchalt und beſchämte, welche bei ihm Tadel und Widerſpruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er flammend ausrief: „Hier iſt alle Tiefe der Schleiermacher'ſchen Ethik, was ſag' ich, hier iſt mehr als Schleiermacher, denn hier iſt die Wiſſenſchaft in Form des Lebens ſelbſt!“ Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, ſondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in ſeinem Gemüthe lagen, und gegen ein ſo freies und geſundes Weſen, wie ſich in Rahel darſtellte, um ſo bitterer ausbrachen, als dies mit ſeinem krankhaften und zerknitterten im beſſern

Gegenſatze war. Er konnte etwas ſo Selbſtſtändiges, aus dem Ganzen Lebendes, und, ohne Kunſt und Anſtrengung, Wahrheit und Schönheit Produzirendes ſchlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eiferſucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältniſſe wieder abzuziehen. Er ſelbſt folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichſte Aufnahme, genoß der belebendſten Geſpräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein grade das verdroß ihn wieder, er wollte ſich nicht überboten ſehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er ſagte, nicht wollte Herr über ſich werden laſſen. Seine ernſtlichen Erörterungen aber, ſeine ſpöttiſchen Launen, und was er ſonſt verſuchte, nichts hatte diesmal die geringſte Gewalt auf mich, er ſah es ſelber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden, daß ich neben der neuen Hinneigung auch unſrem alten Verhältniſſe nach wie vor die treuſte Befliſſenheit widmete, und mich nach dieſer Seite ebenſowenig wie nach jener irre machen ließ. — —

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen ſein, ſie dort ſo oft als möglich zu beſuchen. Meine Arbeiten drängte ich zuſammen auf den früheren Theil des Tages, meinen ſonſtigen Umgang ſchränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, ſo ließ ich ſelbſt den dunkelnden

Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmeſſen, um den meiſt drangvollen Tag in der labendſten Erholung zu beſchließen.' Die größere Einſamkeit, in welcher ich die Freundin hier ſah, gab unſerm Geſpräch und ganzen Zuſammenſein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thüre des kleinen Hauſes in der abgelegenen Schloßſtraße, die kühlen Spaziergänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus ſtillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, dieſe Reize der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die Pracht des Mond- und Sonnenhimmels, ſind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhebendſten Geiſtesflügen und den zarteſten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenſchaftlichen Spannungen und geſelligem Widerſtreite genugſam eröffnet blieb, und daher von ſentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war. — —

Theils mit ſich ſelber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbeſtimmten Zukunft gewaltſam hinausſtrebend, war die ſchöne Sommerzeit verfloſſen, und während der Ferien mußten die Entſcheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, deſto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unſrer Verbindung. Wir ſuchten den Schmerz durch Geiſtesſtärke zu verſcheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zuſammen ein Glück empfanden, dem auch die Trennung ſein Weſen laſſen mußte, überſchlich uns die trauervollſte Wehmuth. Es ſchien Thorheit, Wahnſinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorſätze unverändert, und durchaus einwilligend ſtimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth, uns zu trennen, geſtärkt durch die Kraft des Zuſammenſeins. Meine Lebensentwicklung war noch unvollſtändig ſogar in ihren Umriſſen, deren Geſtalt ſich abſchließen, ſich nach vielen Seiten über viele Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben ſollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der ſtrebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entſagen laſſen, im ruhigen Genuſſe weicher Tage wäre ich nur unglücklicher geweſen. Ich mußte fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugſamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben ſich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte dieſe unwiderſtehliche Nothwendigkeit, ohne derſelben klar bewußt zu ſein, und alle entgegengeſetzten Verſuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß, der Wechſel des Lebens und die Vielgeſtalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit ſtärkſter Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erſchien ſelbſt die Trennung nur als

Nebenſache, die ſich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerſtreuende Thätigkeiten uns in Anſpruch. — — Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorſtellen mußte, daß ich dieſe Augen bald nicht mehr ſehen, dieſe Hand nicht mehr küſſen, dieſe Stimme nicht mehr hören ſollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlaſſen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiederſehens ſich um ſo ſtärker emporhoben, und einigen Troſt gewährten. — —

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieſer Jahre älter, und dieſer Umſtand, welcher unſre ganze Lebensſtellung weit auseinander zu rücken ſchien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in ſich ſelber wahr geweſen. Allein er beſtand nur als Zufälliges, und war in allem Weſentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieſes edle Leben, dem ſchon ſo mannigfache Weltanſchauung geworden, ein ſo großer Reichthum von Glücks- und Leidenslooſen zugetheilt geweſen, dieſes Leben erſchien unzerſtörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geiſtes, der in freier Höhe über den Tageswogen ſchwebte, ſondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Daſein, waren wie in friſche Klarheit getaucht, und die reinſte, erquickendſte Gegenwart ſtand herrſchend mitteninne zwiſchen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch verſagt ſein. Meine Univerſitätsjahre waren noch nicht abgelaufen, der Verſuch in das bürgerliche Leben einzutreten durfte nicht unterbleiben, und kaum an der Schwelle von dieſem ſah ich mich durch innere Unruhe und den Drang der Zeiten zu dem mannigfachſten Wechſel der Verhältniſſe fortgeriſſen. Zweimaliger Kriegsdienſt, Reiſen, Zerſtreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverſtändniſſe, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feſte Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wiſſe, erſchüttern, und das unermüdete Hinſtreben zu dieſem Ziel auch nur einen Augenblick ſchwächen. Sechs Jahre vergingen auf dieſe Weiſe, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiederſehens, in welchen die Vorſätze und Hoffnungen ſich neu beſtärkten. Endlich, nach erfolgtem Umſchwunge der allgemeinen Verhältniſſe, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutſchen Vaterlandes, von Paris, wo ich ſchwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den ſchönſten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am

27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anſchließen.

Die neunzehnjährige Zeit unſres ſodann wenig unterbrochenen, zu ſtets erneutem Bewußtſein des Glückes erhobenen und an innerer Entwicklung reichen Zuſammenlebens zu ſchildern, darf ich vielleicht in ſpäterer Zeit, wenn die Fortſetzung der begonnenen Denkſchriften mich wieder anziehen kann, mit geſtärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Die

Schlacht von Deutſch-Wagram,

am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Bayern, dem Verluſte von Wien, und dem Fehlgehen ſo mancher Aufſtandsverſuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die öſterreichiſche Sache, und mit ihr die deutſche, diesmal wiederum verloren ſcheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage ſpäter, da niemand dies mehr hoffen durfte, ſtand ſie in dem herrlichſten Siegesglanze! Die geſchlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines ſchleunigen Rückzuges r[illegible]enden Truppen hatten den ſtolzen Gegner bei ſeinem weiteren Vordringen über die Donau ſtreitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aſpern erklang weithin durch Deutſchland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, ſeit ſeinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erſte, die er verlor, und vollſtändig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptſchlacht. Der Erzherzog Karl zuerſt entrang dem gewaltigſten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen ſolchen Sieg; und wenn auch ſpäterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, ſo überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner ſo ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schleſien, wo wir durchreiſten, war die Begeiſterung allgemein; der Zauber der Unbeſiegbarkeit, durch die jüngſten Glücksfälle erſt recht befeſtigt, war von Napoleon gewichen, man ſah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerſtand ihn gehemmt; er war geſchlagen, ſein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und faſt geſchieden von Frankreich, er die mißlichſte Lage überſtehen ſollte, ſo konnte die Hoffnung ſchimmern, es [illegible] ſich mit ihm ſchon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an ſeine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies ſolle ſein letzter Feldzug in Deutſchland ſein, ſich ſelber zum Verhängniſſe geſprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufſtande, Norddeutſchland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der

Rheinbund ſelbſt nicht ſicher, ſeine Fürſten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte ſich überall erheben. Man hielt alle günſtigen Ausſichten, mit denen man ſich vor Eröffnung dieſes Krieges geſchmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter ſolchen Vorſtellungen, Glückwünſchen und Verheißungen, ſetzten wir eilig unſre Reiſe fort. Zwei unſrer Reiſegenoſſen mußten aber in Schleſien noch zurückbleiben, und wir kamen nur unſer vier nach Mähren, mit deſſen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich ſprach uns das Land mit ernſten und heitern, von mächtigen Verhältniſſen und großem Zuſammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menſchen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir ſie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieſer Mangel an Begeiſterung zu fürchten gab. Ein gelaſſenes Zutrauen ſchien über Glück und Unglück hinaus ſich einer guten Sache verſichert zu halten, und für dieſe pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geiſtiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitſchichtiges Regierungsweſen, und das Verhältniß einer größtentheils ſlawiſchen Bevölkerung zu dieſem, ſchienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes ſchon vorwärts in

Thätigkeit; die Beſitzer der Herrſchaften und Güter, die junge Mannſchaft aus den Dörfern und Städten, die kaiſerlichen Beamten ſelbſt, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder ſah man einige ſchwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere ſtoßen ſollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aſpern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erſchienen war. Begierig griffen wir nach dieſem Heft, welches den früheren, eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereigniſſes vor Augen ſtellte. Die ſachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einſchreitend, machte auf uns einen begeiſternden Eindruck, ſie wurde laut vorgeleſen, vielfältig überdacht und beſprochen; vor- und rückwärts knüpften ſich hier die mannigfachſten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verluſt der Oeſterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen ſei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieſer wohl ſein; ich mußte das ausſprechen, ohne daß weder ich ſelbſt noch die Andern ſich weiter dabei aufhielten.

Wie eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes verſäumen könnten, da ſchon die bis dahin dauernde Waffenſtille ein Wunder dünkte, deſſen Fortſetzung mit jedem Tage ſich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein beſonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war ſchon früher in des öſterreichiſche Heer getreten, bei Aſpern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er ſchwer danieder lag. Wir fanden ihn in einem üblen, faſt hoffnungsloſen Zuſtande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geſchütz anzuſprengen, damit deſſen Aufſtellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieſer Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätſchenkugel der Oberſchenkel zerſchmettert, und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, ſo weit von der Heimath in dieſem Jammer, und ſo mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzuſehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieſes Wiederſehen nicht einmal dauernd, ſondern nur auf kurze Zeit beſchränkt ſein konnte. Das Beiſpiel eines ſolchen traurigen Vorganges mußte den Eifer der beſchloſſenen Nachfolge noch anſpornen und befeſtigen; man fühlt ſich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um ſo williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei ſeine tröſtliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuſchauer ſein konnten, ſo trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel ſein ferneres Geſchick aufzuſuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo ſein Bruder diente, ſo gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Abſehen gleichfalls auf die Reiterei geſtellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz friſches Verhältniß nur durch mich ſelber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und ſonſtige Anknüpfungen verſchmäht hatte. Wir ſchieden froh und leicht, und ich zuerſt fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartiere zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landſtraße gleichen Weges dahinſchritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um ſchneller fortzukommen, und mir ſein Geſpräch ganz erwünſcht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundſchaft einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußiſchem oder franzöſiſchem Soldatenweſen gehabt, mußte hier gänzlich ſchwinden, und ein durchaus verſchiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Beſtandtheile und Verhältniſſe anders geſtellt, wie ſchon dem flüchtigſten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten ſchwer auszudrückende, aber für die Anſchauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge ſich nur beſtätigte, und mit dem Namen: ein öſterreichiſcher, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu ſagen, ein kaiſerlicher Soldat, die urſprünglichſte, ſelbſtſtändigſte, und man möchte ſagen unveränderlichſte Geſtalt eines Kriegsweſens bezeichnete, das auf der ſtarken Verknüpfung der verſchiedenartigſten Völkerſchaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der früheſten Morgenhelle des 21. Juni trat ich in Deutſch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbſchlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfriſche über mich gekommen war, fuhr der Poſtillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir ſogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich ſei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligſt wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt verſicherte, daß ich keine Botſchaft zu überbringen hätte, ſondern nur in meinen perſönlichen Angelegenheiten käme. Man verſtand wenigſtens, daß der Generaliſſimus nicht dürfe geſtört werden, und ließ es damit gut ſein. Ich aber fand mich in einer ſonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einquartirung überfüllt, die nächſten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien belegt, wie ſich an den vielen Schildwachen gleich-

men ließ, die faſt vor jeder Thüre aufgeſtellt waren; ein Wirthshaus gab es unter ſolchen Umſtänden überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einſtweilen ſich niemand um mich bekümmerte, ſo ſuchte ich auf gut Glück in dem nächſten Hauſe, wo ſchon einige Bewegung zu blicken war, ein
Hauſe, wo ſchon einige Bewegung zu blicken war, ein
vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsquartiere dort, die mich gaſtlich aufnahmen, und mir ſogar Theil an ihrem Frühſtück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die ſich aufdrängten, bequem überlaſſen, und mir den ferneren Verlauf meines Abenteuers in Gedanken feſtzuſtellen ſuchen. Einige Offiziere kamen, und nachdem ſich leicht ein Geſpräch angeknüpft, ſahen ſie mich faſt ſchon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verſtehen konnte, auch widerſprachen ſich ihre Meinungen theilweiſe. Ich ſetzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, ſchriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienſtwillige Hand höheren Orts abgeben.

Als die Sonne höher geſtiegen und das ganze Hauptquartier lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich ſah mir Deutſch-Wagram und das aufſtehende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttauſenden hier vielleicht der einzige bürgerlich Gekleidete, überall ſo ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich ſei oder was ich wolle, meinen Paß hatte ſeit Olmütz noch niemand wieder zu ſehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte ſich vor meinen Augen. Die unabſehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram floſſen die Strömungen dieſer mannigfachen Regſamkeit zuſammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verſchiedenſten Geſchäften und Koſtümen,

Grade, in den verſchiedenſten Geſchäften und Koſtümen,

in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachtdienſte, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten ſich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oeſterreich ſind die ſchönen ganz außerordentlich ſchön, die der Huſaren, Ulanen und ungariſchen Grenadiere gewährten den herrlichſten Anblick; neben dieſen nahmen ſich freilich manche andere, beſonders auch die des deutſchen Fußvolks, um ſo unanſehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Maſſen zuſammenſtehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erſchien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hoſen das Unſcheinbare und Auffallende ſonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Geſtalten und Geſichter waren ähnliche Gegenſätze wahrzunehmen; zwangloſe Beweglichkeit und pedantiſche Starrheit, muntere Laune und finſterer Ernſt, behagliche Trockenheit und wilde Leidenſchaft. Deutſche, Franzoſen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Madſcharen erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemiſch aller dieſer. Doch die Verſchiedenheit ſo vieler Völker, Sprachen, Geſtalten und Sitten hier in der Gemeinſchaft nicht verſchwand, aber doch wie von einem höheren Zuſammenhange gebunden erſchien, war grade das Eigenthümliche dieſes kaiſerlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch daſſelbe Soldatenweſen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallenſteins dargeſtellt hat, und in der That ließen ſich nicht nur die ähnlichen Verhältniſſe und Vorgänge, ſondern größtentheils auch noch dieſelben Truppenſtämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweiſen laſſen. Bei den wunderlichen Namen und altfremdartigen Redensarten, welche hier im Verborgenen plötzlich die Aufmerkſamkeit erregten, wehte mich unverkennbar auch die Luſt des abenteuerlichen Simpliciſſimus noch an, jenes einſt vielgeleſenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger einmal durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeiſter jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu ſehen!

War in dem Hauptquartiere die Bewegung bunter, glänzender, und nicht ohne die Zugaben [illegible] und reicher Lebensweiſe, ſo ging es dagegen im eigentlichen Lager ernſthafter und ſtiller zu. Jeder Raum war abgemeſſen, die Eintheilung der Reihen und Gaſſen ſtreng beobachtet. Ueberall war die wachſamſte Aufſicht und Ordnung, kein wildes Lärmen, kein Streit; die Truppen ſah man beſchäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erheischte, am meisten aber mit Exerciren. Vom frühen Morgen an wurden Rekruten und größere Abtheilungen eingeübt, denn die erlittenen starken Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte. Diese fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit,

sollte. Diese fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit,

mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge erfolgten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter bataillonsweise zum Gebet in's Gewehr, immer auf's neue [illegible] der Trommelschlag die Feldwachen und Compagnien zum Anhören des [illegible] Gebets; [illegible] [illegible] [illegible] gen, so wie im Augenblicke die ausdrücklichen [illegible] [illegible] aufgestellt; die preußischen Regimenter hatten namentlich ihre Feldmusiken dabei, und nun mit einschneidender Deutlichkeit unterbrach die [illegible] [illegible] die große Stille. Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel, und der Mitte jedes Regiments erhob sich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienst bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bescheidenen Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten sich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Stroh und Befestigung das Ansehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsheer in seiner ausdauernden Geduldigkeit, gehobenen Bewegung, ruhigen Lebensart und unerschütterlichem Gleichmuthe, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, [illegible] Last und [illegible] Lebendigkeit dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sicherer vertrauen zu [illegible], als sie [illegible] von solcher [illegible] geführt wurden. Einige Züge, welche den [illegible] Soldaten ganz bezeichnen, mögen mit jenen Zügen [illegible] [illegible] [illegible]. Ein [illegible] [illegible] wurde während der Schlacht [illegible], und von [illegible] Kameraden [illegible] angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut," erwiederte er, „der [illegible] ist schon im vollen [illegible] gegen die Franzosen los!" Einem Soldaten wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein [illegible] zusammengeschlungen; [illegible] betrachtete er das Stückchen, und sagte [illegible]: „Das ist gutes Gewehr!" Einen [illegible] Grenadiere, die einen [illegible] gefunden hatten, fragte ein [illegible] Offizier, wo sie [illegible] sei? „Wir sind das [illegible]," war die [illegible] Antwort, die [illegible] lagen [illegible]. Der [illegible] [illegible] macht hier das [illegible].

Am Abend vor dem nächsten Tage war ich noch von der Gegend und der eigentlichen [illegible] einen bestimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die [illegible] Anhöhen bei dem Wege von [illegible] nach dem [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] wollte, wußte nicht, weil er nun [illegible] [illegible] hatte; aber die [illegible] mit den [illegible] aber, die sich [illegible], [illegible] er noch zu [illegible] und [illegible], mit jedem Tage [illegible] [illegible] das [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wolle, als er [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] was ich weiß.

Die [illegible] Stellung war in der [illegible] [illegible] [illegible]. Nach einem heißen, langweiligen, [illegible] Tag, der uns [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat, [illegible] am [illegible] Juni Abends [illegible] von der [illegible] der [illegible], dem [illegible] eine [illegible] Erhöhung: Eine starke Kompagnie, so [illegible] man sah, [illegible] von der [illegible] [illegible] [illegible] auf eine kleine Insel, die [illegible] genannt, hinübergegangen, die sich [illegible] noch durch einen [illegible] [illegible] von dem [illegible] [illegible] [illegible], sie legten eine [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] durch einen [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] bei [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht gestatten, und [illegible] [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die Unterhandlungen, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible] habe seine Truppen [illegible] [illegible], um [illegible] mit ganzer Macht [illegible] und eine Schlacht zu liefern. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in seiner Stellung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], da der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für seinen [illegible] [illegible], als [illegible] gegen die [illegible] und [illegible]. Mit [illegible] [illegible] in Bewegung. Die [illegible] noch einige Zeit, allein um [illegible] Uhr [illegible] [illegible]

die Herstellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwischen der großen und den kleinen Inseln, die fortgesetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schanzen, die Instandsetzung der Wege auf der Lobau, die Anlage von Batterien und Pulvermagazinen, alles das konnte nicht verborgen bleiben, am entscheidendsten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern Donau sich heranzogen; unter andern sah man vom Bisamberge aus am 2. Juli das [illegible] [illegible] Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generalissimus beschloß, das Unternehmen des Feindes zu verhüten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen, und ihm den Rückweg zu versperren, den die Lobau darbot. Die [illegible] Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit seiner Hauptmacht auf dem Marchfelde von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau herüberzubrechen; jetzt wurde [illegible] am 3. Juli um 9 Uhr Abends der [illegible] [illegible], seine Truppen sollten auf das linke Ufer herüberziehen, und zugleich die Marschroute vorgeschrieben, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein thätiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Meldung, wenn in der Nacht Kanonade erfolge, die [illegible] in Ruhe zu bleiben, kaum aber unentſchieden zu ſein. Endlich begann, ſobald es dunkel geworden, nur noch an der Donau ein heftiges Geſchützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbomben der Haubitzen und Granaten; faſt zwei Stunden donnerte das Geſchütz von beiden Seiten, denn die Franzoſen hatten faſt gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf den Inſeln zu zerſtören ſuchten, die Zerſtörung der unſrigen und die Einäſcherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das öſterreichiſche Geſchütz vermochte wenig gegen die ſtarken Werke der Inſeln; die franzöſiſche Mannſchaft auf den Inſeln, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigſten beſchoſſen wurde, legte ſich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte ſich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in kleinem Bereich lag zuſammengedrängteren Häuſer und ſchlechter Nachdruck, ſein Geſchütz war zahlreicher und wirkſamer; in kurzer Zeit ſtand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unſre Batterien hatten Deckung gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt geweſen, verdunkelte ſich der Himmel mit ſchwarzen Gewitterwolken, der Regen ſtrömte nieder, die Flammen minderten ſich, das Geſchütz feuerte ſpäter und verſtummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, welches von über das [illegible] [illegible], daß von dem Geräuſch des Donners erſtickt, und im Brauſen der Regenſtröme und dem Geheul des Windes ſo erſtarb, daß derſelbe auch das Getöſe hätte verhallen müſſen.

Den Feind, deſſen Vorſicht ſich nur auf und deſſen Hülfsmittel bereit waren, mußte dieſe Sturmnacht doppelt begünſtigen. Er hatte die neben der [illegible] [illegible] auf dem linken Ufer über Mühlleiten und Wittau ſich erſtreckende Fläche zum erſten Punkte ſeines Uebergangs erwählt, wo ſeine Truppen ungehindert Fuß faſſen und im Angeſichte des Marſches von Stadt-Enzersdorf ſich raſcheſtens ungehindert entwickeln konnten. Dieſe Richtung hatte man öſterreichiſcherſeits am wenigſten möglich erachtet; ſie war kühn und gefahrvoll, beſonders wenn der rechte öſterreichiſche Heertheil bei Wittau ſtehen blieb, oder ſogleich wieder dorthin zurückte; es gehörte zu ihrem Gelingen die ganze Meiſterſchaft der gründlichen Anordnungen und gewiſſenhaften Berechnungen Napoleon's, die ſichere Ausführung aller ſeiner Befehle durch eine ſo ſtrenge als geübte Mannſchaft, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch ſeinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick ſchon überſtanden zu haben, bevor der Gegner ihn bemerken konnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux überſetzen, ſie wurden von dem Oberſten Baſte mit 10 Kanonierſchaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beſchützte. Die öſterreichiſchen Vorpoſten zogen ſich aus den Schanzen, welche ſie hier aufgeworfen und mit einigen Feldſtücken beſetzt hatten, ohne Verluſt zurück, und der Feind konnte ſich vor Mühlleithen auf der Schuſterwieſe und dem Hanſelgrunde befeſtigen. Gleichzeitig war der Oberſt Sainte-Croix, Adjutant des Marſchalls Maſſena, mit 2500 Mann übergeſchifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile 6 Brücken geſchlagen, zu denen alle Gerätſchaft fertig gehalten war. In raſchem Laufe zog zuerſt das Fußvolk des Marſchalls Maſſena, ſodann deſſen Reiterei und Geſchütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marſchalls Davouſt, des Generals Oudinot; ſtill und geordnet nahmen ſie ihre vorherbeſtimmten Stellungen. Um drei Uhr Morgens ſtanden mehr als 60,000 Mann zuſammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligſt nachrückten; erſt um Mittag trafen die letzten ein, während die vorderſten ſchon im vollen Gefecht mit Oeſtreich waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im erſten Treffen als linker Flügel, gelehnt an die Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marſchall Maſſena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marſchall Davouſt; hinter dieſen, als zweites Treffen, die Truppen des

Marſchalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiäniſche Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marſchalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Küraſſiere. Die ganze Streitmacht Napoleons betrug hier mehr als 180,000 Mann, worunter 12,000 Mann Reiterei nebſt 600 Kanonen. Uebergang und Aufſtellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erſte Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieſes gelungene Ergebniß; der Sturm hatte ſich inzwiſchen gelegt, die Sonne verſprach einen heitern Tag, und nach vier Uhr erhob ſich mit erneuter Gewalt der Donner des Geſchützes. Neue Rauchſäulen ſtiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marſchall Maſſena ließ durch ſeine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberſt Sainte-Croix endlich wegnahm; eben ſo wurde das Schloß Sachſengang zwiſchen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerſtand erobert. Ein Theil der öſterreichiſchen Vortruppen unter dem General von Nordmann bedrohte, über Rutzendorf anrückend, auf einen Augenblick die rechte Flanke der Franzoſen, aber der General Oudinot drängte ſie bald zurück, und unaufhaltſam entfaltete ſich nun die Angriffslinie Napoleons, überall durch zahlreiches vorangebreitetes Geſchütz bezeichnet. Der Marſchall Davouſt drängte die öſterreichiſchen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neuſiedel heran, ſeine äußerſte Rechte durch zwei Dragonerdiviſionen unter den Generalen Grouchy und Pully ſo wie durch eine Diviſion leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marſchall Bernadotte wandte ſich gegen Pysdorf und Raſdorf; der Marſchall Maſſena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er ſich an der Donau, und beſetzte, nach Maßgabe, daß ſie geräumt wurden, die öſterreichiſchen Verſchanzungen von Eßlingen und Aspern. Dieſe Verſchanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; ſie wurden nur langſam verlaſſen, und ſogar die ſchwerſten Geſchütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generaliſſimus hatte den raſchen und unter Begünſtigung der ſtürmiſchen Nacht ſo glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, ſondern ſich auch ſchon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günſtig geordnet; ihre ſämmtlichen Heertheile waren in zuſammenhängender Bewegung, überall wechſelſeitiger Unterſtützung fähig und verſichert; die öſterreichiſchen Heertheile aber ſtanden noch viel zu weit auseinander, als daß ſie dem ſo raſch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Geſammtſtärke der Oeſterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebſt 410 Stück Feldgeſchütz; die Truppen waren in nachfolgender Weiſe eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarſchalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau geſtanden, weiter hinauf lehnte ſich an den Strom rechts der ſechſte Heertheil unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war, in dieſer Befehlführung abgelöſt hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß-Plauen die Umgegend des Biſambergs beſetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von ſämmtlichen Regimentern zuſammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarſchalllieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Maſſe der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürſten von Liechtenſtein; ferner bei Wagram der erſte Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derſelben Richtung angeſchloſſen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarſchalllieutenant Fürſten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-

Neuſiedel unter dem Feldmarſchalllieutenant Fürſten von Roſenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebſt der Reiterei zur Hand geweſen, die Grenadiere nicht ſogleich, und die beiden Heertheile am Biſamberge ſtanden noch faſt zwei Meilen entfernt. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich der Erzherzog Generaliſſimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, ſondern erſt weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzoſen zur Zuſammenziehung ſeiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwiſchen Samersdorf und Markgrafen-Neuſiedel einnahm, den erſten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke ſelbſt anzugreifen, ſich vorzugsweiſe auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von ſeiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptſchlag zu thun. In dieſem Sinne traf er alle Anordnungen. Die Vortruppen hatten den Befehl, ſo wie auch die längs der Donau vorgeſchobenen Abtheilungen des ſechſten Heertheils, ſich fechtend zurückzuziehen, und ſich, jene dem linken Flügel, dieſe dem rechten der Hauptſtellung anzuſchließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zuſammenzuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entſendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, beſonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch ſie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl geſandt, mit allen dortigen Truppen ungeſäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marſchiren, und in Gemeinſchaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derſelbe Befehl wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Beſorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und ſeitwärts bloßgegeben war, bis zur entſcheidenden Stunde einen ſchweren Stand haben könnte, das Herbeikommen friſcher Truppen auf dieſer Seite noch beſonders zu beſchleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgeſandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab ſich, daß zwar am ſelbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten ſeien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenſtehe. Bis dahin jedoch ſchien der Kampf ſich leicht und gewiß ausdehnen und ſchwebend erhalten zu müſſen, da ſo große Kräfte in ſo weiten Räumen ſich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürſten von Liechtenſtein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo ſie gegen Mittag ein lebhaftes Gefecht mit dem über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marſchalls Bernadotte beſtand, und die ſächſiſche Reiterei desſelben mehrmals zurückwarf; in dieſem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, öſterreichiſche Küraſſiere und ſächſiſche Dragoner, welche beide von demſelben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, den Namen führten. Die öſterreichiſche Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geſchütz weichen. Sein Hauptabſehen hatte der Kaiſer Napoleon auf die Stellung von Wagram ſelbſt und auf den linken Flügel der Oeſterreicher gerichtet, deſſen äußerſte Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neuſiedel bezeichnet wurde. Oeſterreichiſcherſeits erkannte man die Richtung ſehr wohl, beſetzte die Anhöhe jenes Thurms mit einer Batterie, und wollte ſogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarſch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleons rechter Flügel Glinzendorf erreicht; ſeine Mitte ſtand in Rasdorf; am wenigſten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aſpern beſetzt. Immer ſtärkere Batterien fuhren auf, immer größere Truppenmaſſen kamen in's Gefecht, die ganze Linie ſtand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unſrer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauſpiele zugeſehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns ſauſte von Kanonenkugeln, die man uns verſchwenderiſch zuſchickte, und bald krachten antwortend auch unſre Batterien. Das Fußvolk erhielt Befehl, ſich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, ſo ſtellten die Regimenter ſich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generaliſſimus ſprengte mit ſeinem Stabe vorüber und hielt dann vor unſrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebne nieder, wo die feindliche Linie ſtets näher rückte, man ſah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in ſeinem Beruf als Feldherr lebte; der Entſcheidungskampf ſchien ſeinem ganzen Weſen ein nachdrücklicheres Anſehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um ſich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuverſicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer ſeiner Adjutanten raſch zurück, und rief: „Freiwillige vor!“ Sogleich war faſt die ganze Kompagnie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächſte Batterie des Feindes zu ſtürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geſchrei eilten wir den Abhang hinab; da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir ſollten nur den Rußbach beſetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe ſei. In Plänkler aufgelöſt, hinter Weidenſtämmen und hohem Korn, harrten wir ſchußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenſchüſſe und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unſre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geſchützes, das über uns hinwegſchoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und wenigſtens doppelt ſo viele Schüſſe lieferte, als das unſre, welches doch weit beſſere Bedienung hatte, um ſo mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unſer Geſchütz batterieweiſe vereinigt ſtand, ſo konnte der Feind ſich ihm leichter entziehen, dagegen das ſeinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgeſäet war, und gleichſam anſtatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war ſein Fußvolk, die Diviſionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeſchlagen worden.

Der Kaiſer Napoleon indeß ſah mit Ungeduld den Tag unentſchieden hingehen, er glaubte den Hauptſchlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umſonſt ſein Uebergewicht hierher gewendet haben. Raſch ordnete er ſeine Truppen zum Sturm. Der Marſchall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieſes Ortes die Mitte der öſterreichiſchen Linie zu ſprengen. Zwei gedrängte Sturmſchaaren ſollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der öſterreichiſchen Stellung erſteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile ſchon dicht an unſre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung ſich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entſpann. Dieſer ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eiſengeräuſches bei Handhabung von mehr als zwanzigtauſend Flinten in ſolcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in dieſen erſten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorſtellung gemäß, theils ſogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichſten Geſchützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöſe des ſogenannten Kleingewehrs, dieſer Waffe, durch welche gewöhnlich auch unſre neueren Schlachten zumeiſt mörderiſch werden. Indem dieſes Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generaliſſimus nach Wagram ſprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, ſondern Fußvolk, welches auf die Höhen ſtürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geſchütz- und Gewehrfeuers begünſtigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geſchrei anlaufend, brach zuerſt die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der franzöſiſchen Garden unbemerkt über den Rußbach, ſie erſchienen plötzlich auf der Höhe und ſtürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Bureſch an der Spitze der Regimenter Zach und Joſeph Colloredo ſie mit Entſchoſſenheit empfing, und der Fürſt von Hohenzollern das Chevaurlegers-regiment Vincent gegen ſie anführte. In dem Gefolge dieſes tapfern Generals müſſen wir den damals neunzehnjährigen Huſarenlieutenant Joſeph von Zedlitz anmerken, der ſchon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit ſich ausgezeichnet hatte, ſpäterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des ſtandhaften Fußvolks erſchüttert, durch das ungeſtüme Einhauen der Reiter übereinander geworfen, war der Feind ſchnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb ſie mit großem Verluſt weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Diviſionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Diviſionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche ſie ſchnell auf die Höhe und grade auf den Zwiſchenraum des erſten und zweiten Heertheils führte; ſie warfen ſich gegen den Flügel des erſteren, und begannen denſelben aufzurollen. Der franzöſiſche General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob ſich ein ſcharfer Kampf, man wechſelte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unſern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die ſchwache Linie hätte widerſtehen können, ſie wurde geſprengt, die äußerſten Enden ſchlugen ſich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelſang und ein Theil von Erzherzog Rainer ſahen ſich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im erſten Anſtürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberſchenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge ſein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang ſehr groß, und konnte ſchlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generaliſſimus, begleitet von ſeinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte ſelbſt herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte ſie perſönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denſelben Eifer; der Oberſt Graf zu Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelſang, ermuthigte durch Ruf und Beiſpiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmſchritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Diviſionsmaſſen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürſt von Hohenzollern, mit ſeinen tapfern Chevaurlegers von dem ſiegreichen Einhauen wiederkehrend und dieſe zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, ſäumte nicht, auch dieſe anzugreifen, und während ſie unter den Säbelſtreichen blutete, richtete zugleich der Oberſtlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätſchenſchüſſen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerſchmettert, erleiden die Franzoſen ungeheuern Verluſt; ſie ſind ohne Geſchütz, weil daſſelbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch ſie wird von dem Fürſten von Hohenzollern, der zu den Chevaurlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Huſaren von Heſſen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur Trümmer retten ſich. Ueberall, wo der Kampf am heißeſten, ſah man den Erzherzog Generaliſſimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelſang hieb einen Franzoſen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah ſein Gewehr abſchießen wollte; ein franzöſiſcher Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zuſammengeſchoſſen, als er ſchon dem Erzherzoge zurief, er ſolle ſich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifſchuß, ungeachtet deſſen er zu Pferde blieb und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im öſterreichiſchen Heere als General diente, hatte ſchnell hintereinander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verluſt an Todten und Verwundeten. Die Oeſterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, dieſen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer deſſelben Regiments einen franzöſiſchen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generaliſſimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zuſtehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarſch zu ſchlagen.

Inzwiſchen hatte auch der Marſchall Davouſt mit einem Theile ſeiner Truppen bei Markgrafen-Neuſiedel den Rußbach überſchritten, und während er die öſterreichiſche Stellung aus 60 Kanonen in der Front mit größtem Nachdruck beſchoß, griffen die beiden Diviſionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oeſterreicher zu gewinnen ſuchte. Alle dieſe Angriffe wurden durch den Fürſten von Roſenberg muthig abgeſchlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzoſen über den Rußbach zurückweichen; ſie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas ſpäter, als dieſe geſcheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marſchall Bernadotte führte die Sachſen gegen dieſen Ort, welchen der Oberſt von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieſer verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderiſches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeſchlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in unſrer Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieſer ſchmerliche Anblick und der freudige unſres Oberſten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langſam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geſchützdonner, allein er entfernte ſich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines ſiegreichen Vorſchreitens. Wirklich war das höchſt gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleons, das noch unerſchütterte Heer im erſten Anlaufe zu ſprengen, gänzlich fehlgeſchlagen und in eine theilweiſe Niederlage ausgegangen. Er konnte ſeinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beſchuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzoſen und Sachſen aus Irrthum auf einander geſchoſſen haben ſollten, theils die Läſſigkeit des Marſchalls Bernadotte, dem er ohnehin ſchon grollte und den er in der Meinung herabſetzen mochte. Jedoch konnte er ſeinem Glücke noch danken, welches zwar den raſchen Sieg ihm heute noch verſagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generaliſſimus hier noch friſche Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und ſeinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, ſo würde es um das franzöſiſche Heer ſchlecht ausgeſehen haben; die vier von der Höhe zurückgeſchlagenen Diviſionen warfen ſich auf die rückwärtsſtehenden, und riſſen ſie mit ſich tert, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiſerliche Garde ſtand bei Raßdorf unerſchüttert, und gab einen feſten Anhalt, um welchen ſich die Truppen wieder ſammelten. Die öſterreichiſchen Heertheile aber, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren ſchon früher feſtgeſetzten Beſtimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die geſammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,[illegible] Mann, und von dieſen waren ſtarke Abtheilungen einzeln verwendet, andre ſchon den ganzen Tag im Gefecht geweſen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide Theile benutzten ſie nur, um den Kampf am nächſten Tage mit gerüſteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieſer Ereigniſſe, welche bisher aus unmittelbarem Anſchauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine ſichre Prüfung und zuverläſſige Geſtalt um ſo leichter zu geben war, als für ſo engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch da, wo er eigentlich ſchon aufhört, noch gewiſſermaßen nachwirkt.

Diesmal ſcheint auf öſterreichiſcher Seite der Ueberblick und Entſchluß, was nunmehr zu thun ſei, ſchneller und kräftiger gefaßt worden zu ſein, als auf franzöſiſcher, wo der ungünſtige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiſer Napoleon begnügte ſich während der Nacht, ſeine Truppen bei Raßdorf zuſammenzuziehen, um aus dieſer Mitte ſie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erſt mit Tagesanbruch entſchied er ſich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generaliſſimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach geſtilltem Brande in einem der geretteten Häuſer wiederum ſein Hauptquartier genommen, für die zu erneuernde Schlacht an ſämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, beſtehend aus dem ſechſten und dritten Heertheil und den Grenadieren, ſollte ſich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau geſtützt in gleichlaufender Richtung mit dem Bache von Stammersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürſten von Lichtenſtein gedeckt. Mit dieſer Bewegung im Zuſammenhang beſtimmte ſich das Vorrücken der Mitte; der erſte Heertheil nach Aderkla, links an den Rußbach geſtützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch beſetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewieſen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beſchäftigen, bis der Erzherzog Johann demſelben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in ſeinen Poſten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebſt einer Batterie auf der Höhe von

Stammersdorf aufgeſtellt. Der ſechſte und dritte Heertheil ſollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erſte und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde beſonders empfohlen und das unwirkſame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlachtordnung des Fußvolks waren Bataillonsmaſſen, mit Plänklern voran. Dieſe Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generaliſſimus bei dem Heere eingeführt, und ſie war in der Schlacht bei Aspern durch den glücklichſten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu ſechs Kompagnieen, ſtellten dicht zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hierdurch geſchloſſene Vierecke, welche, in großen Zwiſchenräumen von einander aufgeſtellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; ſie marſchirten in dieſer Ordnung, ſchlugen Reiterangriffe zurück, ſtürmten ihnen ſogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht geſprengt; gegen Geſchütz waren ſie im Nachtheil, doch gab es auch dagegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von ſeiner Verbindung mit der Donau abzuſchneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu verſprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entſchluſſes entſprach leider die Ausführung nicht; ſchon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte ſich in der Dunkelheit der Nacht, für die Truppenbewegung ſelbſt aber wäre bei ſo großen Räumen ein raſcheres Fortſchreiten nöthig geweſen, als in ſo kurzen Friſten die gewünſchte Erlöſung leiſten konnte. Seine Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beſchleunigung ſeines Anmarſches, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiſer Napoleon, welcher in dieſer Schlacht keineswegs mit ſo ſicherer Ueberlegung und Vorausſicht, als man ſpäter wollte glauben machen, einen feſten Plan verfolgt, ſondern mehrmals ſchwankend nur nach den Umſtänden des Augenblicks verfahren zu haben ſcheint, und dabei große Mißgriffe beging, ſuchte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeſchlagenen Verſuch zu erneuern, aber mit größerer Vorſicht und Stärke. Er zog deshalb ſeine Macht mehr zuſammen gegen die Mitte ſeines Heeres, in die Gegend bei Raſdorf, wo die Gezelte ſeines Hauptquartiers aufgeſchlagen waren und er ſelbſt, an der Spitze ſeiner Garde, während der weiteren Schlacht, ſich aufhalten wollte. Der Marſchall Davouſt mußte mit dem rechten Flügel ſich dieſer Mitte nähern, und hinter Großhofen aufſtellen, der Marſchall Maſſena mit dem linken Flügel die Donau verlaſſen, wo nur die Diviſion Boudet bei Aspern zum Schutze der Schiffbrücken ſtehen blieb, und ſich rechts gegen Aderklaa heranziehen. Schon waren dieſe Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Ausführung, als unerwartet das Feuer des Geſchützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neuſiedel bis Wagram begann und durch den Näherkommen zeigte, daß die Oesterreicher zum Angriff vorschritten. Napoleon bemerkte diese Absicht, und trat seine Bataillone aus dieser Stellung, um seinem entgegenstehenden Gegner keine Blöße zu geben. [illegible] [illegible], seine Ueberlegenheit [illegible] in den [illegible] Stunden auf der Seite der [illegible] Stadt, sie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewonnene Stellung des Kampfes wieder für sie zu gewinnen war. Ein ernsterer Versuch gegen Wagram, wie er wohl im Plane Napoleons gelegen haben mag, wäre in diesem Augenblick schon deßhalb unmöglich gewesen, weil auch auf dieser Seite der Angriff der Oesterreicher im Vortheil war.

Der erste Vortheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generalissimus seinen persönlichen [illegible] [illegible], hatte das [illegible] [illegible] Ziel für seinen [illegible]. Der [illegible] von [illegible] machte an der Spitze einer Schwadron von [illegible] Generalstabs den [illegible], [illegible] [illegible] von den [illegible] [illegible], die während der Nacht und [illegible] abgezogen waren, und [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] es [illegible] Offizieren gelungen, [illegible] einige vom [illegible] des [illegible] [illegible], [illegible] dann die [illegible] [illegible] Posten zurück, und [illegible] darauf dem Regimente sich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Bataillone zu decken, deren Front den Feind [illegible], den rechten Flügel [illegible] an

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu bringen.

[illegible] zum Angriff, [illegible] zum Angriff, Napoleon [illegible]

[illegible] gelungen.

Allein der Kaiser Napoleon hatte bereits einen neuen [illegible]. „Die [illegible] der Garde soll [illegible],“ rief er, und [illegible] Kanonen, [illegible] franzöſiſchen Kanonen weggenommen, aber Kartätſchen-kugel ſtreckte ſie nieder, wirft ſie zurück; doch litten auch die Franzoſen großen Verluſt, ſie büßten einen Theil ihrer Kanonen, ihrer Beſpannung ein.

Der Kaiſer Napoleon hatte den Marſchall Macdonald [illegible] zurückgerufen, doch ſcheint dieſer weitere Bewegung noch [illegible]. Er ließ [illegible] [illegible] Geſchütz und [illegible] im [illegible] Kanonenfeuer [illegible], mit [illegible] Tage [illegible] [illegible] und [illegible]. Durch das [illegible] Geſchütz der Truppen war die Schlachtordnung ſeiner Mitte mehrmals geſtört worden, er ſtellte ſie durch Aufſtellung neuer Truppen her. Inzwiſchen kamen Meldungen von Maſſena, der rechte Flügel der Oeſterreicher gewinne noch immer Boden, die Diviſion Boudet ſei auf die Inſel zurückgeworfen und habe ihr Geſchütz verloren, die Oeſterreicher [illegible] die Brücke [illegible], ihr Geſchütz [illegible] im Rücken des franzöſiſchen Heeres. Napoleon hatte dieſes alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, ſondern nur den Blick unverwandt gehalten auf die Gegend von Markgrafen-Neuſiedel gerichtet. Als er wahrnahm, daß der Marſchall Davouſt die Höhe dort genommen und ſein Geſchütz die Flanke der Oeſterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt iſt es Zeit!“ und ſandte dem Marſchall Macdonald den Befehl zum Angriff des öſterreichiſchen rechten Flügels, er ließ neben die Diviſionen Lamarque und Brouſſier, [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible]

Schwarm unter der Anführung des Generals Macdonald neben Aderklaa vorüber gegen Süßenbrunn, auf den öſterreichiſchen mittleren Heertheil, deſſen linken Flügel der erſte Stoß trifft. Der Erzherzog Generaliſſimus iſt auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfere General Vukaſſowich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein ſeine Truppen laſſen ſich nicht erſchüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und [illegible] dringen in die linke Flanke des Feindes, deſſen geſchwächte Schwarm kaum noch widerſtehen. Napoleon läßt den Anfall durch die Küraſſiere des Generals Nanſouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterſtützen, allein ſie werden durch Kartätſchen zurückgeſchmettert. Darauf rücken die franzöſiſche Diviſion Durutte und die baieriſche Diviſion Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um dieſem Luft zu machen, wenden ſich die Diviſionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, dieſe auf Breitenlee. Das Gefecht, hartnäckig und mörderiſch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oeſterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter dieſen Ereigniſſen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Als die Franzoſen noch nicht in den

Uhr hielten, wie das ganze zweite österreichische Armeecorps, das zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgestellt war, aber wie sie ebenfalls standhielten, wie das dritte österreichische Armeecorps bei Wagram, von dem Vorrücken der andern Abtheilung, so konnten sie doch unmöglich im Geräusche des heftigsten Kanonendonners, das von der Donau bis jenseits Markgrafen-Neusiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke schien die Zahl und die Gewalt der Geschütze sich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des österreichischen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die französischen Truppen, welche bei Großhofen über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Abtheilung des Generals von Frelich vertrieben, und standen dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche sie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürst von Rosenberg gegen diese Umgehung zwei seiner Regimenter eine Flankenstellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmassen zusammenziehen ließ, gegen drei andere feindliche Kolonnen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor deren Front eine lange Reihe von Geschütz, welches donnernd näher kam; der Erzherzog Generalissimus war persönlich herbei geeilt und leitete das Gefecht. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neusiedel waren tapfer abgewiesen worden. Einsich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die gemachten Gefechte seinen rechten Flügel wieder [illegible] worden, hatten die sämmtlichen Truppen der Uebermacht weichen müssen und das Dorf den Franzosen überlassen. Der tapfere General Freiherr Peter von Vecsey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichst hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erscheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andere Wendung geben. Schon war zu [illegible], viele Truppen würden zu spät eintreffen, allein so lange ihr Eintreffen noch möglich schien, mußte die Stellung mit ungeschwächter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen zusammen und suchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da [illegible] dem zweiten Haupttheile bei [illegible] nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürst von Hohenzollern also für seine Front nicht besorgt sein durfte, wohl aber den [illegible] Haupttheil [illegible] [illegible] sah, so [illegible] er [illegible] mit eigenem [illegible] 3 Bataillons und 6 Schwadronen Verstärkung; das Gefecht wurde durch deren [illegible] Eintreffen auf den äußersten linken Punkt, die sie [illegible] hatten, [illegible] [illegible], jedoch in seinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war schon zu groß. Der Marschall Davoust hatte ein Drittheil der ganzen französischen Heeresmacht hier beisammen. Die österreichischen Truppen waren alle schon im Kampfe, kein Rückhalt stand zu [illegible] [illegible] kam, während die bei Raßdorf aufgeſtellte feindliche Truppenmaſſe unerſchöpflich nach jeder Richtung immerfort Verſtärkungen ausſandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oeſterreicher ſah ſich neuerdings angegriffen. Der heftigſte Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neuſiedel unterhalten. In dicht geſchloſſenen Maſſen, zahlreiches Geſchütz vor und neben ſich führend, von Plänklerſchwärmen umgeben, drangen die feindlichen Diviſionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturme heran, während die Diviſionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die öſterreichiſche Reiterei unter dem Feldmarſchallieutenant Grafen von Noſtitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Oberſten Herzoge und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf ſich wiederholt den Angreifenden entgegen, ſie ſchlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein ſie war zu ſchwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarſchallieutenant von Nordmann ſich geſtellt hatte, hielt gegen die beiden erſten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieſer tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erſchütterte Truppe nicht länger widerſtehen und der Feind gewannen mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Diviſion Morand den Thurm von Markgrafen-Neuſiedel an und ſetzte ſich in demſelben feſt. Bei dieſem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar ſchon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberſt Oudet, tödtlich getroffen, von deſſen Zauber der Perſönlichkeit und Natur ſo wunderbare Dinge umliefen. Noch hielten ſich die öſterreichiſchen Bataillonsmaſſen auf dem andern Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarſchalllieutenant Fürſten von Hohenlohe-Bartenſtein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, der hier durch eine Kartätſchenkugel verwundet wurde, ſchlugen ſie mehrere Angriffe ſtandhaft zurück. Der Fürſt von Roſenberg wollte ſogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Verſuch aufgeben, da ein ſengendes Kartätſchenfeuer ſeine Leute niederſchmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erſchien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu hoffen und zu rechnen, der letzte günſtige Augenblick, wo das unerwartete Erſcheinen friſcher Truppen im Rücken des Feindes entſcheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oeſterreicher hatte bisher geſiegt, die Mitte ſich ſtandhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geſchlagen, und dies Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entſcheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generaliſſimus dem vierten Heertheil der Befehl, ſich zurückzuziehen. Nochmals warf die öſterreichiſche Reiterei hier die franzöſiſche von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarſch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdeſtoweniger unaufhaltſam vor, entwickelte zuletzt 8 Diviſionen, und folgte langſam den öſterreichiſchen Truppen, die ſich in Bataillonsmaſſen geſchloſſen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verſchanzungen einen feſten Anhalt dargeboten, ſo würde hier der linke Flügel des öſterreichiſchen Heeres ſich haben ſtützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verluſt zurückſchlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde ſie als verſpätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen ſtehen und hielt Bockfließ beſetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger ſtets in gehörige Ferne zurückgewieſen; bei Bockfließ hielt eine ſchwache Bataillonsmaſſe des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis 6 öſterreichiſche Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Huſaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Huſarendiviſionen unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei dieſem Anlaß in dem amtlichen Berichte geſagt wird, daß er die rühmlichſten Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner militairiſchen Talente abgelegt habe, beſetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz entblößt und bald heftig angegriffen war, beſonders aber durch das ſeitwärts einſchmetternde Geſchützfeuer litt, ebenfalls ſeinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungeſtümer an, und ſein verheerendes Kreuzfeuer traf die öſterreichiſchen Maſſen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erſt, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts ſich gegen Weſten wendet, zurückgehen und ſeine geſchloſſene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, dieſen wollte die feindliche Reiterei benutzen und ſprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs beſetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewieſen. Alles Geſchütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verluſt in feſter Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des erſten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram ſtand, folgte dieſer Bewegung; die übrigen Truppen dieſes Heertheils behaupteten ſich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo beſonders die auf den linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geſchütz beſchoſſen wurde. Erſt nach 2 Uhr empfing dieſer Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langſam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungeſtümer nachdrängte, warf der Oberſt Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelſang ſich im Sturmſchritt entgegen, wobei er verwundet wurde, und hemmte durch dieſen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungsluſt. Der Marſch wurde ſodann über Gerasdorf in beſter Haltung fortgeſetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. ſ. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklaſſen, von denen wenige gerettet wurden, als dieſe Dörfer, zum Theil ſchon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöſcht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derſelben Richtung über Gerasdorf folgten. Der Feind beſchoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarſchallieutenant d'Aſpre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in ſo guter Verfaſſung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, ſtürmten unerwartet die franzöſiſchen Garden heran, nahmen eine Batterie, und ſuchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des erſten Heertheils einzubrechen ſtrebte; dieſer aber, ſchnell in Maſſen geordnet, ſchlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die öſterreichiſche Reiterei ſprengte nun herbei, das Küraſſierregiment Liechtenſtein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeiſter von Galleis des erſtern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeiſter von Tettenborn mit ſeiner Schwadron Chevauxlegers warf die feindlichen Küraſſiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generaliſſimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner ſeine Schwadron und ein unter ſeinen Befehl geſtelltes Jägerbataillon zunächſt am Feinde hielt. Der ſechſte Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde ſpäter Aſpern geräumt, und darauf ſeinen Rückzug langſam unter ſtetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgeſetzt. Auch hier wurde der ungeſtüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmaſſen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Huſaren von Kienmayer mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der weitere Rückzug geſchah in geordneter und ſchlagfertiger Haltung: dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oeſterreicher, und alle Anſtrengung der franzöſiſchen Befehlshaber und ihrer ſelbſteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiſer Napoleon bewunderte die ſtrenge Ordnung der vor ſeinen Augen langſam ſich entfernenden Heertheile, und verſagte dem Erzherzog Generaliſſimus das Lob nicht, welches ein ſo hartnäckiger Widerſtand und eine ſo feſte Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anſtrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle ſeine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenſeits der Donau an ſich gezogen, ſo daß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigſtens 160,000 gefochten hatten. Die Franzoſen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Laſalle und Duprat, Beſſières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oeſterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, deſſen Vortruppen erſt Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzoſen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erſcheinung zu begegnen, ſo rückte der Erzherzog nicht näher heran, ſondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind geſtoßen, der die Beſtimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das franzöſiſche Heer war von dieſer Seite dem verderblichſten Ueberfall ausgeſetzt. Vergebens bemüht ſich der General Pelet, in ſeinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiſer Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch dieſen Zug in ſeinen Berechnungen aufgenommen, bei ſeinen Anordnungen berückſichtigt und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatſachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog iſt ſein ſpätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat ſich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geiſtesmuth und die Feldherrngaben dieſes Prinzen ſind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieſer Eigenſchaften ihn beſchuldigen. Im Allgemeinen muß geſagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmaſſen im öſterreichiſchen Heere nicht immer ſo leicht und raſch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünſcht wurde, und ſelbſt der Erzherzog Generaliſſimus hatte während ſeines oberſten Kriegsbefehls, unter welchem das öſterreichiſche Heer ſich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm dieſen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf öſterreichiſcher Seite fochten bei Wagram höchſtens 100,000

Mann. Von dieſen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das franzöſiſche Bulletin den General von Nordmann einen Verräther ſchmähte, weil er franzöſiſcher Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieſes Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generaliſſimus ſelbſt und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geſchütz gingen 9 Stücke verloren, deren Beſpannung getödtet war. „Es gehört unter die ſonderbaren Ereigniſſe dieſes Krieges,“ ſagt der öſterreichiſche Bericht, „daß in dieſer Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Beſiegte.“

Wie wenig der Muth und die Kraft des öſterreichiſchen Feldherrn und ſeines Heeres gebeugt waren, zeigten ſchon die nächſten Tage. Der Erzherzog hatte ſeinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, ſondern wider alles Erwarten, aber kühn und abſichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufſtellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil ſich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzoſen neigte; jedoch hemmte der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die weiteren Feindſeligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog, durch perſönliche Verhältniſſe bewogen, ſeinen bisherigen

Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensſchluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und beſonders die Schlachten von Aſpern, Wagram und Znaym, ließen in Oeſterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtſeyn nicht untergehen konnte. Auch den Franzoſen blieb dieſer Krieg ein Gegenſtand ernſten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutſchen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutſcher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das öſterreichiſche Heer des Jahres 1809. —

Das Feſt

des Fürſten von Schwarzenberg zu Paris,

im Jahre 1810.

In raſchem Fluge hatten wir die reichen Länderſtrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni ſtrahlte verſengend in ſeiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluthen uns im grünenden Freien faſt verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düſtre Straßenenge der unermeßlichen, volksbewegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cérutti, deren Namen ſeitdem gewechſelt haben, fanden wir beſtellte Zimmer und jede erwünſchte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reiſe faſt ohne Ausruhen ſofort in den Wirbel dieſer geſchäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir ſahen von allen Seiten beſtätigt, was uns ſchon unterwegs überall war verkündet worden, daß in

Paris jetzt kein größeres Anſehen, keine wirkſamere Empfehlung gelte, als die des öſterreichiſchen Namens. Auch war derſelbe, abgeſehen von dem überragenden, jedem Franzoſen ehrfurchtgebietenden Daſtehen der Kaiſerin Marie Louiſe, für welches die Geſchichte nichts Vergleichbares zu haben ſchien, in einer Weiſe repräſentirt, mit der ſchwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte. Der öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt Karl von Schwarzenberg, ein ſchöner ſtattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat ſeiner ſelbſt ruhig bewußt, ſtellte ein entſprechendes Bild der Hoheit ſeines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Biederſinnes jener deutſchen Landsleute dar, die dem einſt allgemeinen Oberhaupte noch in ſeiner Beſonderheit angehörig verblieben waren. Der leutſeligen Freundlichkeit des Fürſten ſtimmte die geiſtvolle Güte und regſame Theilnahme ſeiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu, die heranwachſenden, wohlgebildeten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten ſich in gleichem Sinne belebt, und ſo die ſämmtlichen Hausgenoſſen. Die Ehren- und Geſchäftsverhältniſſe der Botſchaft waren durchaus günſtig und angenehm geſtellt, ſie waren in Paris die einzigen, welche von franzöſiſcher Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängſteten und hülfloſen Aufmerkſamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politiſchen Beziehungen am Hofe Napoleons, ſelbſt die ſeiner Brüder nicht ausgenommen, höchſt widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verſchiedenen Diplomaten und Militärperſonen, welche dem Botſchafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunſt ſolcher Umſtände äußerſt vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret, ein feiner, ſtillfleißiger und undurchdringlicher Geſchäftsmann, der Major von Tettenborn, durch die glänzendſten ritterlichen Eigenſchaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeiſter von Böhm und andere höhere Angeſtellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Element, und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erſcheinung im Ganzen überſchwenglich verliehen war, athmete das ſchwarzenbergiſche Haus ein allgemeines, vertrauliches Wohlbehagen, ein faſt unterſchiedloſes Zuſammengehören, woran auch Fremde, welche dieſen Kreis betraten, nach Sinn und Luſt Theil nahmen. Wir Oeſterreicher aber wurden ſämmtlich als Mitglieder des Hauſes gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günſtigen Rath, wirkſame Förderung, und waren für immer, wie groß auch die Zahl ſein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Oeſterreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botſchafters, Fürſt Joſeph von Schwarzenberg, hatte nebſt ſeiner

Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie, ſeinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenſo der Fürſt von Eſterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten beſondre Aufträge des öſterreichiſchen Hofes mit den franzöſiſchen Behörden zu verhandeln. Der Oberſt Graf von Bentheim, als Ueberbringer eines Schreibens des Kaiſers an ſeine Tochter die Kaiſerin, der Graf Kaspar von Sternberg. der Graf von Paar, zwei Grafen von Sickingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Oeſterreicher von Rang und Bedeutung, waren theils durch Geſchäfte und Verbindungen, theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort feſtgehalten. Politiſche Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten ſogar dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaiſers Napoleon, ſich perſönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebſt ſeinen diplomatiſchen Angehörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern hervorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgebildete Perſönlichkeit des im kräftigſten Mannesalter ſtehenden Miniſters war höchſt einnehmend und bedeutend, bei gemeſſener Haltung vollkommen frei, in heiterer Gelaſſenheit lebhaft, und gleicherweiſe fähig erſcheinend, ſowohl den ſchwierigſten Staatsgeſchäften als den flüchtigen Bewegungen liebenswürdiger Geſelligkeit die entſchiedenſten Erfolge abzugewinnen. Ihm als dem Gaſte des franzöſiſchen Kaiſers war das Hotel des Marſchalls Ney, welches die herrlichſte Ausſicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewieſen, und alle Pracht und Ueppigkeit kaiſerlicher Bewirthung und Dienerſchaft zu Gebote geſtellt. Auch hier war jeder Oeſterreicher täglich eingeladen und willkommen, ſowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der ſich hier beſonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergiſchen über.

War auf dieſe Weiſe ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, ſo erweiterte ſolcher ſich doch noch ins unbeſtimmte durch den eigenthümlichen Umſtand, daß in jener Zeit nicht bloß die Oeſterreicher, ſondern faſt alle Deutſchen in Paris, die Geſandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der ſouverain gewordenen wie der mediatiſirten deutſchen Häuſer, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reklamation anzubringen hatten, und ebenſo die deutſchen Gelehrten und Künſtler, ſich eifrig und beharrlich zu der öſterreichiſchen Botſchaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen ſuchten, und perſönliches wie geſchäftliches Vertrauen ihr zuwandten, ſo daß vielleicht niemals vor- und nachher auf dieſem Punkte die ſämmtlichen deutſchen Intereſſen eine ſo wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieſer zugleich glänzenden und angenehmen Welt als öſterreichiſcher Offizier ſchon vollkommen angehörig, noch beſonders aber durch günſtige Bezüge und Umſtände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glückliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzoſen befreundeten Außenſeite, in dieſem ganzen Kreiſe durchgängig eine wahrhaft deutſche Geſinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein feſtes Halten an dem Vaterländiſchen, daß man den Kaiſer Napoleon noch immer als verhaßten Feind anſehe, und ſich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in dieſem Friedensglanze gefalle, ja im voraus an der Ausſicht auf künftig zu erneuernden Krieg ſchon jetzt ſich labe. Dieſe Empfindungen nach Erfodern des politiſchen Verhältniſſes zu verbergen, konnte nicht ſchwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austauſch, ſowie an die Unſicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längſt gewöhnt war, und Napoleon nährte jenen Sinn faſt gewaltſam, indem ſein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die öſterreichiſche Verbindung zwar den höchſten Werth lege, ſofern ſie ihm ſchmeichle und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeige, daß er ſelbſt aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rückſicht bewogen ſein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder ſchroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herkömmlichen und als ſolchen ausdrücklich vorgeſchriebenen und demnach nichts weiteres beſagenden Redensarten und Bezeigungen durfte die abgeneigte Geſinnung um ſo freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzoſen ſelbſt, und zwar der angeſehenſten und einflußreichſten, ihr zuſtimmte, und nicht blos die Altadelichen und heimlichen Royaliſten, die ſich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, ſondern ſogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleons anzugehören ſchienen; ſie ſuchten ihrem durch des letztern Handlungsweiſe oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umſtände geſteigerten Oppoſition, gern einen auswärtigen Anhalt, um ſo mehr, als ihnen jeder Eifer in dieſer Richtung jetzt nur günſtig auszulegen, ja gleichſam als Schmeichelei für den Kaiſer geboten war, und ſie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle ſich auf dem Gebiete des unverbrüchlichſten Geheimniſſes ſicher wußten. So ſchwach war die Herrſchaft Napoleons in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl ſeiner höheren Vertrauten, Diener, Günſtlinge und ſonſtigen Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht, ſchon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er perſönlich rechnen durfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geiſtesbewegungen, welche mir an dieſem Orte ſchon beſchieden waren, oder noch werden ſollten. Gleich am erſten Abende ſuchte und fand ich glücklichſt meinen Freund Chamiſſo, der nicht wenig überraſcht war, mich hier und ſo wiederzuſehen. Auch Immanuel Bekker, der halliſche Freund und Gefährte, ließ ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek, dem täglichen Felde ſeines ſtaunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geiſtreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anſpruch genommen, im eleganten Kabriolet faſt immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregitzer, und bald auch zeigte ſich aus Hamburg Karl Sieveking anweſend. Dieſen ältern Freunden reihten ſich ſchnell neue deutſche Bekanntſchaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerſt den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Dr. Haſe, ferner einen jüngern Harſcher aus Baſel, Olivier aus Deſſau, den lebensfrohen von Pilat, damals Privatſekretair des Grafen von Metternich; ſpäterhin wird auch noch Dr. Gall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zuletzt, immer aber weſentlich als ein erſter, zu erwähnen ſein.

Wir Jüngern sahen uns fast jeden Tag gemeinsam, und unsre Beschäftigungen, die jedem sehr verschieden und zum Theil sehr ernstlich und dringend oblagen, wovon späterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unsern Vergnügungen, worin wir ganz übereinstimmten, auf das schicklichste zu verflechten. In dem Hotel Napoleon hatten wir unsern zuverlässigen Sammelort, nahmen von hieraus unsre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Gesellschaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein traulisches, von geistigen und gemüthlichen Interessen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreise, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unsre stillen Abende in dem damals ganz verlassenen, aber noch stets dem wetterwendischen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft ganz allein die leeren Säle durchschritten und der zahlreichen Dienerschaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben so stille Aufenthalt in einem schönen Garten der Rue Richer, wo eine Verwandte Friedrich Schlegel's wohnte, die mancherlei deutsche und französische Beziehungen um sich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichsten und lohnendsten Gebilden zu rechnen sein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgewühl von Paris sich als heimischen ungleichartig absonderten und aufrechterhielten.

Das Intereſſe des Tages drang inzwiſchen überall durch, und ſo ſahen wir denn auch von allen Seiten ſowohl die Feſtlichkeiten rüſten, welche bereits vorüber und von uns verſäumt [illegible], als auch beſonders das eine letzte Feſt [illegible] anfertigen, durch das nach Wohlthäter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abſchließen und, wie Jedermann vermuthete, überbieten würde. Wirklich ſah man in dem [illegible], und hauptſächlich in dem weiten Gartenraume daſelbſt, die umfaſſendſten Anſtalten täglich fortſchreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verſchiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerk [illegible] und üppiger Pracht ſich aufgliedern ſollte. Man betrat mit ungläubigem Anſehen wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geſchäftig war, und in wenigen Tagen ſchon ſeine rohe Arbeit unter dem koſtbarſten Prunke verſchwunden ſein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verſchieben, als der Tag des Feſtes endlich angeſetzt, der Kaiſer und die Kaiſerin hatten die Einladung angenommen, und ſo ſtand dieſes Ziel unwiderruflich feſt. Der Eifer und die Geſchäftigkeit mußten nun verdoppelt werden, man arbeitete die Nächte hindurch, deren Kühle den Werkleuten ſogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des ſeit Wochen ausgeglühten Himmels keine Raſt bringen durfte. Hoch waren Balken und Bretter aufgeſchichtet, nach beiden die Gärten, welche täglich von der Sonne geglüht wurden, das Laub der Bäume und Sträucher verſengt, und Blüten und Zweige, die ſchmückend dem Feſte dienen ſollten, mußten künſtlich erhalten werden. Ueber das Feſtliche müſſen wir noch einiges Beſtimmtere angeben.

Der Vorſteher bewohnte das ehemalige Hotel de Monteſſon in der Rue de Montblanc, ein anſehnliches, zwiſchen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend ſchien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für dieſe Zeit gemiethet, und überall die nöthige Verbindung angebracht. Dieſe weitläuftigen Räume waren mit geſchickter Berechnung eingetheilt, und den verſchiedenen Generalen und Miniſtern des Feſtes zugewieſen. Zunächſt den Prachtſälen des erſten Hotels hatte man ſtufenweiſe einen Gartenraum, der über Beet und Blumen gegen die entfernte Mitte bis zu einer mäßigen Waſſerfläche führte, mit großen Platten überlegt, und auf dieſen, nach damals in Paris üblicher und auch bei allen wichtigen Feſten angewandter Sitte, den ungeheuren Hauptſaal von leichtem Zimmerwerk aufgeſchlagen. Die für ſolchen Fall ſchon bewährten und empfohlenen Baumeiſter hatten dieſen Aufbau, gleich den früheren, ſo geſchickt als geſchmackvoll ausgeführt, und in dieſer Hinſicht war alles nur in der hergebrachten Ordnung geblieben. Die Decke und die Seitenwände, nach außen

[illegible]

[illegible]

„[illegible]
[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiser bei der [illegible] eingestiegen sei, ist, wie manche andere jener Schilderung des Vorganges, eine [illegible].

[illegible] will ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] Zeugen [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible].

Ich war mit der [illegible] [illegible], welche durch das [illegible] der [illegible] im [illegible] auf einen [illegible] [illegible] [illegible] wurde, einen [illegible] [illegible], und [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], als das [illegible] und [illegible] des [illegible] [illegible] in einen [illegible] [illegible] [illegible]; ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], ich wandte mich um, und [illegible] [illegible] zu dem [illegible] [illegible], mein erster Blick [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible], aber [illegible] [illegible] zum [illegible] und [illegible] zum [illegible] ist [illegible] [illegible], eine [illegible] [illegible] [illegible] auf mich [illegible], und [illegible] mich [illegible] in ihre [illegible] [illegible], einige [illegible] [illegible], die mit [illegible] [illegible]: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gestorben,“ und Andere, die [illegible] nach [illegible] [illegible], [illegible] mich [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], daß ich mich erst im [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] und nach dem [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible]. Hier hatte [illegible] in den Garten entlaſſen, der Zugang war durch Menſchen nicht mehr verſperrt, allein der ganze Saal ſtand in hellen Gluth, während an dem Portale auch die [illegible] wogte, [illegible] mit gewaltiger Eile in den Garten [illegible], während von innen die Flammen jeden Moment in [illegible] Gluth aus den [illegible] [illegible] Raum von Gluth und Zerſtörung zeigte. [illegible] Garten zu entkommen.

Hier zeigte ſich nun das gräßlichſte, herzergreifende Schauſpiel! Wer vermöchte es zu beſchreiben! Das ganze Schauſpielhaus loderte in Flammenſäulen empor, die noch eben in dieſen glänzenden Räumen verſammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff des Herrlichſten Europa's, brauſte entſetzlich durcheinander; allgemeiner Schrecken, verzweifelte Gebärde, Angſt und Sorge für die Nächſten, waren an die Stelle des heutigen Reizes, der begeiſterten Spannung getreten. Man ſuchte und rief die Seinigen, man durchbrach rückſichtslos das Gedränge, jeder hatte nur ſein perſönliches Ziel im Auge, ſtieß hinweg, was ihn hemmte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Männer ſuchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten ſie zuletzt nur in den Reihen des Zuges noch geſehen, aber dann plötzlich fortgezogen, ohne ſie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schickſal des andern, man hörte Jammernde und heftig Rufende, man erblickte Damen, die ſich mit leidenſchaftlicher Freude den wiedergefundenen Gatten in die Arme warfen, man ſah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Laſt der Rettungſuchenden eingebrochen, viele Perſonen geſtürzt, von Nachdringenden getreten, von ſtürzenden Gebälken ſchwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden geworfen, der Großherzog von Oldenburg wurde die [illegible]

Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hülfe österreichischer und französischer Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pflegemitteln gelabt, während noch andre ihm die brennenden Kleider vom Leib schnitten. Außerdem hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen diesem Gewühl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfnisse der Festlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, wo manche Herren und Dienstleute gleichgültigen Leichtsinn, die Furcht und Bestürzung weniger zeigten. Auch die vom Brande abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfeleistung gewaltthätig Raum, und die von höflicher Bewirthung aufgeschreckten Lakayen und Kammerdiener drängten sich in ihren flitternden Kostümen und mit noch glänzenden Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der hohen Gesellschaft umher, die in solcher Zerrüttung jede Würde außer Acht gelassen hatte.

Mit bewundernswürdiger Festigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine Leute gesammelt, daß seine verletzte Tochter rettend, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Fürstin war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir schalten hier am besten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokesch, in seinen schätzenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umstände wiedergiebt: „Der Fürst Joseph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gedränge gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden so eben gestanden, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser aus dem [illegible] selbst eine nahe Seitenthüre, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!" rief eine Stimme ihm zu. Er fliegt nach dem Orte hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich ist. Da faßt seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahnung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor hen auf. Er kehrt zurück zum Saale. Die Treppe ist gestürzt. Uebereinander wälzt sich die tobende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schützender Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte gerissen war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine windende Gestalt, der das Kleid am Leibe verglüht und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es ist die Fürstin von der Leyen. Ein schwedischer Offizier, der diese so eben aus dem Saale getragen hatte, versichert, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln gesehen zu haben, wunderbar zugleich und entsetzlich! Fürst Joseph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Geräusch die ganze Zeltdecke des Saales ein, und wie aus hohler Esse wallt Rauch und Glut aus den Trümmern empor. Alles ist verloren.“

So weit dieser Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu diesem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelstunde verflossen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereignisses zugegen. Die mannigfache Geschäftigkeit für die Beschädigten, Suchenden, Nachfragenden, und die stürmende Eile aller Umgebungen ließen den flüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine sorgsame Prüfung zu. Allein für manche Angaben bürgen sowohl die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die ſchriftlichen damit verglichenen Ausſagen aller andern Augenzeugen ein ziemlich feſtes Ergebniß liefern. Wenn der Moniteur die Fürſtin von Schwarzenberg ſchon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Weſtphalen, dem Fürſten Borghese und dem Grafen Regnault ſprechen läßt, ſo iſt dies zuverläſſig ungegründet; die Verwechſelung des Namens war ſo leicht, auch konnte gutgemeinte Abſicht ſolche Verſicherung im Augenblicke hervorrufen. Wenn aber gar der ehemalige Palaſtpräfekt von Beauſſet in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt: „*On vit s'élancer une femme jeune, belle, d'une taille élégante, … poussant des cris douloureux, des cris de mère*“ … und in dieſer Weiſe fortfährt, die „*déchirante apparition*“ zu beſchreiben, ſo folgt er lediglich einer dichteriſchen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürſtin als ſchon gerettete außerhalb des Saales geſehen oder geſprochen, Niemand ſie in denſelben zurückkehren geſehen. Eine ſolche Rückkehr wäre ſogar eine völlige Unmöglichkeit geweſen. In der erſten Zeit würde der entgegenſtürzende Menſchenſtrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieſer noch ganz verſiegt war, die ungeheure Gluth ſelber, welche ihn jagte und ſchon ereilte, und unmittelbar ſeine Stelle einnahm. Dieſe Gluth wurde in wenigen Minuten ſo heftig, daß man dem brennenden Eingange, wie ich als Augenzeuge, der ſelber das Aeußerſte hierin verſuchte, betheuern darf, auf zehn Schritte nicht ohne die Gefahr nahen konnte, in dem verſengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzuſtürzen, ja ſelbſt der Blick vermochte in dieſes Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darſtellungen, ſo wie jede künftige, ſind nach dieſen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schickſale der Fürſtin hatte man anfangs noch keine ſo ſchlimme Vermuthung, man durfte ſie gerettet hoffen, ſie konnte mit andern Perſonen weggefahren, ſie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingeſunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuſer aufgenommen ſein; man hörte nicht auf, ſie zu ſuchen, zu erforſchen, und der unglückliche Fürſt Joſeph erſchöpfte ſich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Verſprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt, und ungeachtet die Feuerſpritzen ſchon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel ſelbſt ergriffen, und drohte auch dieſes in Aſche zu legen. Das Archiv gerieth zuerſt in Gefahr, es zu retten war die größte Anſtrengung nöthig; alle Oeſterreicher legten Hand an, Waſſer zu tragen, Geräthe fortzuſchaffen, Haken und Aexte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, ſelbſt die Uniform, die in der Hitze nur läſtig, und wie die ganze Bekleidung, durch Brand, Waſſer und Arbeit ſchon vielfach beſchädigt war.

Die Fremden hatten ſich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauſes, ſowie mehrere franzöſiſche amtliche Perſonen arbeiteten und forſchten noch immer auf dem Schauplatze ſo großen Unheils und Jammers. Anſtatt der geſchmückten und frohen Gäſte füllten kaiſerliche Gardeſoldaten, durch herbeigeeilte Verſtärkung wohl gegen tauſend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieſer neue ernſtprächtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontraſt mit eigenthümlicher Macht. Ein noch ſtärkerer Eindruck ſtand bevor.

Der Kaiſer hatte die Kaiſerin nur bis zu ihrem Wagengefolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St. Cloud in den elyſäiſchen Feldern ihrer harrte, und war dann nebſt einem Adjutanten ſtracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Ueberrock, und ſein Erſcheinen verbreitete Ernſt und Schweigen. Er hieß alle vorhandene Fremden ſogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu beſetzen, und ordnete ſelbſt die Anſtalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Waſſerſtrahl einer Spritze ſoll ihn hiebei unverſehens getroffen und faſt umgeworfen haben, ohne daß er ſich dadurch ſtören ließ. Die Erkundigungen über die Beſchädigten brachten nunmehr bald eine zuverläſſige Ueberſicht zuwege, die Nachforſchungen wegen der noch ſtets vermißten Fürſtin wurde mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich ging ein furchtbares

Gericht über die Anſtalten und die dabei betheiligten Behörden. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois, hatte einen harten Stand, er ſollte Alles wiſſen, Allem vorgeſehen haben, von Allem Rechenſchaft geben; die rauhe Strenge Napoleons beeiferte den geſchmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entſchuldigte ſich nur leiſe, wandte ſich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiſer zurückeilend, und ihm die inzwiſchen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenden Worte demüthig abnehmend. Am ſchlimmſten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General, Graf Hulin, der ſeinen Eifer zeigen und auch wohl zu eignem Beſten den Zornausbrüchen des Kaiſers einen Gegenſtand anweiſen wollte, ſtürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, ſtieß ihn mit der Fauſt mehrmals vor die Bruſt und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon ſah ſtreng und blitzend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeiſters, der nach langer Gefängnißſtrafe ſchimpflich aus dem Dienſt entlaſſen wurde. Von einiger Schuld der Fahrläſſigkeit mag er, wie der Herzog von Rovigo behauptet, nicht freizuſprechen geweſen ſein, die Hülfe war nicht ſchlagfertig, nicht im erſten Augenblicke wirkſam, allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entſchuldigten, und allgemein war die Ueberzeugung, daß ſchon bei dem Austritte des Kaiſers aus dem Saale, — und vorher konnte keine Spritze auf dem Platze, ja kaum gerufen ſein, — keine Macht der Löſchanſtalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indeſſen wurden die Bemühungen, über das Geſchick der vermißten Fürſtin Auskunft zu erlangen, heftig und angſtvoll fortgeſetzt. Die vornehmen Hof- und Staatsdiener Napoleons flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder, immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten ſo wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beſchickt, die ganze Nachbarſchaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch ſprühende Brandſtätte ſo viel als möglich durchſucht; Alles umſonſt. Ein Bild des troſtloſeſten Jammers irrte der unglückliche Fürſt umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erſcheinend, die körperliche Erſchöpfung ließ ihn faſt ſchon zuſammenſinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anſtrengungen aufregte. Man ſuchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und Anrede des Kaiſers glitten ſtumpf an dieſer ſtarren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtloſen Daſeins überdrüſſig, und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthſtellen bezwungen worden, ſchon ohne Gegenſtand perſönlicher Thätigkeit, kehrte nach St. Cloud zurück. Die Grenadiere ſeiner Garde aber richteten ſich zum Uebernachten ein, und ſelten mag ein Biwack ſo glänzende und köſtliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gaſtmahl des Hofes beſtimmten Speiſen und Weine wurden ohne vielen Unterſchied ausgetheilt.

Auch wir Andern, nach ſo vielfacher Arbeit und Erregung endlich müßig und matt, von den aufeinander gefolgten heftigen Eindrücken verſtört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung ſuchen, ſetzten uns zu den erſten den beſten der reichgedeckten Tiſche, und genoſſen der vorhandnen Labung. Begierig tauſchten wir jetzt unſre einzelnen Wahrnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten ſich die mannigfachen Umſtände, ergänzten ſich die getheilten Anſchauungen, ſtellte ſich allmählig einiger Zuſammenhang auf; man hatte ſo vieles zu fragen, ſo vieles zu berichten, allein Schrecken und Beſorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei ſo vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahndungen genug.

Das Gewitter, welches ſchon lange am Himmel geſtanden, brach jetzt als ein grauſenvolles Zwiſchenſpiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauſchte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erſt durch ihn gelöſcht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht ſich wieder zertheilte, ſah zwiſchen den ſchweren Wolken ſchon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die ſo eben durchlebten Ereigniſſe, welche, wie ein verworrener Traum, nicht faßbar noch verſcheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibſeln zu unterſuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in ſchweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandſtätte, ein düſtres Angehäuf von Schutt und Wuſt; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauerſteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen Tieflücken ſchmutzige Waſſerpfuhle zuſammengeſtockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth faſt unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir ſtiegen Graf Hulin und Dr. Gall forſchend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin ſtehen, ſieht ſtarr vor ſich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doctor Gall, kommen Sie hierher, hier iſt ein menſchlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den dieſe Worte hatten; jeder Nerv wurde erſchüttert, die Bruſt mit Angſt erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräuſch und ſuchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewiſſern; erſt nach und nach wurde er unſern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe ein ſchwarzgebrannter, eingeſchrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menſchliche Geſtalt in dieſer Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Bruſt nur, welche zufällig im angeſammelten Waſſer zu liegen gekommen war, hatte ſich erhalten, und ihre friſche Weiße ſtach gräßlich gegen die übrigen mumienſchwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt ſolcher Zerſtörungsanblicke, ſtieß doch dieſer mein Auge unwillkürlich zurück. Gall ſtieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürſtin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden ſich an dem Körper, ſie wurden dem Botſchafter gebracht, der unfern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; ſie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In dieſem Augenblicke der ſich entfaltenden Gewißheit entſank Allen der Muth, tiefe Trauer ſenkte jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar ſtarke Gewitterſchläge, die letzten, erſchütterten gleichzeitig die Atmoſphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürſten Joſeph von Schwarzenberg ſein Unglück beizubringen, und zu gleicher

Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umſtände ihrer Lage gaben wenigſtens die tröſtliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt ſei. Wahrſcheinlich hatte ſie, abgeſchnitten von dem Hauptausgange, oder das dort ſtockende Gedränge zu meiden wünſchend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen geſucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erſtickt und erſt nachher durch die Flammen ſelbſt ergriffen worden, mit dem einſtürzenden Bretterboden aber in jene Waſſertiefung hinabgeſunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerſtörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarſten Traumbilder ſchreckten das hinſinkende Haupt ſchnell wieder zum wachen Anſchauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um ſo volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen ſchon ſeine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige Bewegung verſetzt. Die Nachricht von dem Brande, durch den Glutſchein unmittelbar verkündet, hatte ſich mit Schnelligkeit weithin ausgebreitet. Man vermuthete Anſchläge gegen das Leben des Kaiſers, den Ausbruch irgend einer großen Verſchwörung, Ungewißheit jeder Art ſpannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt geweſen ſei, daß die

Feinde des Kaiſers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich ſich des verhaßten Herrſchers, ſeiner Familie und ſeiner anhänglichſten Diener entledigen gewollt, beſtand einen Augenblick allgemein, ſtreifte wenigſtens die Vorſtellung der meiſten Franzoſen, und war bei manchen auch ſpäterhin nicht leicht auszutilgen, die dawiderlaufenden Berichte und Zeugniſſe wurden zweifelnd angehört; erſt am dritten Tage erſchien der ausführliche Bericht im Moniteur, deſſen abſichtsvolle Faſſung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Uebereinſtimmung ſo vieler Augenzeugen und gegen den ſtarken Beweis, welcher in Napoleons fortgeſetztem Benehmen lag, kein grundloſer Wahn ſich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten.

Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man faſt nur in dem Rückblick auf die allbeſprochene Begebenheit und in den düſtern Nachwirkungen derſelben fortlebte. Die Beſtattung der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauerprunke feierlich vollbracht. Dann kamen hintereinander die Leichenbegängniſſe der Fürſtin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach ſchrecklichen Leiden im Verlaufe der nächſten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden ſtarben; im Ganzen waren über zwanzig Perſonen verunglückt, mehr oder minder beſchädigt über ſechzig. Die junge Fürſtin von Schwarzenberg, der Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entriſſen, das der unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen danieder, während deren man für ihr Leben beſorgt war; auch das Wiederaufkommen des ruſſiſchen Botſchafters Fürſten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verluſt an Koſtbarkeiten; man ſchätzte ihn auf ein paar Millionen; der öſterreichiſche Botſchafter trug neben ſeiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Perſonen, denen er das Verlorne oder Beſchädigte erſetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereigniſſes war unverkennbar. Er ſetzte ſich unwiderſtehlich in Gemüth und Einbildungskraft feſt, und wiewohl man von obenher Alles anwandte, um ihn herabzuſtimmen und auszulöſchen, ſo erhob er ſich doch in düſtren Weiſſagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der öſterreichiſchen Erzherzogin Marie Antoinette und des franzöſiſchen Dauphins, nachherigen Königs Ludwigs XVI., zurückgingen, ſolche mit dem ſpäteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaars in Bezug ſetzten, und den neuſten Vorfall nur zur Beſtätigung dienen ließen, daß über den Verbinbungen Frankreichs nach dieſer Seite ein warnendes Verhängniß ſchwebe. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubiſchen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigſtens ſcheinbares Recht nicht fehlen laſſen! —

Am Hofe Napoleons.

Paris, 1810.

Unſre Anweſenheit in Paris dauerte ſchon mehrere Wochen, und noch immer fand keine diplomatiſche Audienz Statt. Endlich wurde dieſe angeſagt, und wir rüſteten uns, dem Kaiſer Napoleon vorgeſtellt zu werden. Vorher führte der Fürſt von Schwarzenberg uns noch zu einigen Großen des Hofes und Reichs, beſonders aber zu Berthier, dem Fürſten von Neufchatel und Wagram, wie er damals hieß. Wir fanden eine zahlreiche Verſammlung, die Herren herumgehend und im wechſelnden Geſpräch, dem man doch einige Behutſamkeit anmerkte, die Damen feierlich auf ihren Stühlen, und nicht ſehr lebhaft unterhalten. Der General Graf von Neipperg, mein Oberſt, und ich, waren wie es ſchien die einzigen Fremden, und man bemächtigte ſich unſer mit Beeiferung. Berthier war äußerſt freundlich, er hatte ein gutmüthiges, zuvorkommendes Weſen, und die Art Ruhe, welche mit großer Tüchtigkeit ſich immer gern verbindet. Mir hat er ſehr gefallen, und ich konnte die Meinung, welche ſchon damals ihm alle höhere Fähigkeiten abſprechen wollte, gar nicht gelten laſſen. Kraft, Sicherheit und Erfahrung ſprachen aus ſeinem ernſten Geſicht, und was er ſagte, war lebendig und klar. General Neipperg nöthigte ihn zu einem ziemlich ausführlichen Geſpräch über die Schlacht von Marengo, und einige Einzelheiten derſelben wurden eifrig durchgeſprochen. Berthier hatte dieſe Schlacht in einer beſondern Denkſchrift geſchildert, aber mit großen Irrthümern, ſowohl in Verſchweigungen als in falſchen Angaben, welche man faſt nur als abſichtliche anſprechen konnte, die Vorgänge waren ſo geſtellt, wie die ſpätere Willensmeinung des Kaiſers ſie forderte; hauptſächlich ging die Sage, dem in der Schlacht gebliebenen General Deſaix ſei manches Verdienſtliche beigelegt worden, welches noch Lebenden gebühre, aber in dieſen anzuerkennen und zu belohnen dem Sinne des Kaiſers nicht genehm ſei. Dem kundigen Neipperg gegenüber hatte Berthier einen harten Stand, doch führte er ſeine Sache gut, wußte immer neue Thatſachen und Gründe anzuführen, und wie damals, ungeachtet der Vortheile der Oeſterreicher, der Sieg dennoch den Franzoſen zufiel, ſo blieb hier auch im Geſpräch Berthier, ungeachtet der Gegner gewiß größeres Recht hatte, im Vortheil. Als darauf hingedeutet wurde, wie zweifelhaft noch ganz zuletzt, da Deſaix ſchon gefallen war, die Sachen geſtanden, und wie Bonaparte ſelber noch unſicher mißtraut habe, meinte Berthier, darin habe der Feldherr ganz Recht gehabt, wenn auch der Sieg ihm bereits errungen gedäucht, und fügte nachdrücklich hinzu: „C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commencement d'une victoire.“ Die Ankunft mehrerer Damen ſtörte die Unterredung, Berthier ging jene zu begrüßen, und that es mit vieler Anmuth.

Man rühmte Berthier, daß er, ungeachtet ſeiner fürſtlichen Hofhaltung und großen Reichthums, in ſeinem Benehmen ſchlicht und in ſeinen Anſprüchen mäßig geblieben ſei, noch immer den alten Ton mit ſeinen Kriegsgenoſſen habe, und für den Kaiſer wohl die treuſte Anhänglichkeit, doch keineswegs den höfiſchen Dienſteifer zeige, den ſo viele Andre, und namentlich Davouſt, auf die alleruntergebenſte Weiſe an den Tag legten. Von Bernadotte hingegen erzählte man, daß er mit der ihm eignen Fröhlichkeit laut über das Hofweſen ſpotte, den Kaiſer in ſeiner angenommenen Scheinwürde lächerlich finde, ſich ſelber noch immer zu republikaniſchen Grundſätzen bekenne, und ſeiner Fürſtenwürde ungeachtet mit den alten Waffengefährten ganz auf brüderliche Art umgehe.

Berthier hatte uns freundlich gefragt, wie wir uns in Paris vergnügten, ob wir die Kunſtſammlungen ſchon alle beſucht hätten, und davon nahm ein ältlicher franzöſiſcher General, deſſen Namen ich nicht erfahren konnte, die Gelegenheit über das Muſée Napoléon zu ſprechen, wobei er ſeine Verwunderung bezeigte, nur ſo wenige der eroberten Kunſtwerke in Paris zu ſehen, denn er habe in den fremden Ländern, ſagte er, wohl dreimal ſo viel einpacken ſehen, zwiſchen dem Abſchicken und Ankommen aber ſcheine ein großer Theil eingeſchwunden. Wie nachläſſig man überhaupt mit dem Weggeſchleppten umging, davon kann folgendes Beiſpiel genügen. Napoleon hatte das preußiſche Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Roßbach wegnehmen und nach Frankreich abführen laſſen; daſſelbe war ohne Kunſtwerth, eine ſchlichte Säule von Sandſtein, aber durch ſeine Bedeutung dem franzöſiſchen Kriegsruhm ein unſchätzbarer Beſitz. Gleichwohl verlor ſich dieſe Säule, und als man nach geſchloſſenem Frieden Muße fand an ihre Aufſtellung zu denken, war ſie nirgends zu finden. Der Kaiſer tobte, man erkundigte ſich unter der Hand, unter andern auch bei Chamiſſo, wie ſie denn wohl ausgeſehen habe, und war nahe daran, eine falſche unterzuſchieben. Endlich fand ſich doch die ächte unverſehrt in Breſt wieder, und man wußte nicht, wie ſie dorthin gerathen ſei. Sie ſteht jetzt, durch die Tapferkeit der Preußen wieder erobert, als zweifaches Siegesdenkmal auf ihrem urſprünglichen Ort.

Bei Berthier ſah ich auch Denon wieder, der aber mit all ſeiner Freundlichkeit nur einen widrigen Eindruck machte, und in ſeinem hohen Hute, Halsbinde mit Stulpſtiefeln und Sporenmanſchetten einem gemeinen Reiter gleich ſah. Auch ein ehemaliger Adjutant des Kaiſers, und jetziger Kammerherr, den ich in Wien als Militair ſehr hübſch gefunden, nahm ſich in ſeinem rothen geſtickten Hofrocke ganz vertrackt aus. Damit die Geſellſchaft noch bunter würde, kamen auch zwei Geiſtliche in rothen Strümpfen, und ſchienen ſich des hübſchen Lebens, das an dieſer Stätte der Revolution ihnen wieder zugefloſſen war, gar ſehr zu freuen. Berthier hatte ſich mittlerweile in ein Nebenzimmer entfernt, und die Geſellſchaft war entlaſſen. Als die Geiſtlichen weggingen, flüſterte mir der eine, — es war der Kardinal Maury — im Vorbeiſtreichen die Worte bedeutend in's Ohr: „*Nous avons beaucoup de joie de vous voir ici!*“ Ich ſah ihm erſtaunt nach; was er laut und öffentlich als eine gewöhnliche Artigkeit hätte ſagen können, ſagt er mit heimlicher Freude, und mir? Es bezog ſich aber wohl auf den Umſtand, daß von öſterreichiſcher Seite ganz kürzlich die dringendſten Verwendungen für den Pabſt geſchehen waren.

Am Sonntage den 29. Juli war ſeit dem Brandunglück wieder die erſte Audienz des Kaiſers, und man verhieß, ſie würde ungemein feierlich und prächtig ſein. In Berlin hatte ich Napoleon einmal unvermuthet und ungeſucht geſehen, auch in Wien und Schönbrunn nachmals, aber ſtets in zu großer Entfernung, als daß es ein beſtimmter Eindruck hätte werden können. Bei dem Feſte des Fürſten von Schwarzenberg hatte ſich mir der Anblick des Mannes in dem Sturme der entſetzlichen Vorgänge, welche dieſes Feſt unterbrachen, wieder verdunkelt. Ich nehme daher an, daß ich ihn zuerſt an dem Tage geſehen, wo ich ihn recht geſehen, auch und bequem, und hinreichend lange, an dem Tage jener Vorſtellung. Die häufige Gelegenheit, die ſich mir ſeitdem ereignete, in den Tuilerien und in Saint-Cloud, — an letzterem Orte beſonders bei den herrlichen, nur für den Kaiſer und ſeine Hofgäſte beſtimmten Bühnendarſtellungen, wo Talma, Fleury und die Raucourt glänzten, — diente nur dazu, jenen Haupteindruck zu befeſtigen und gleichſam auszuarbeiten.

Wir waren nach den Tuilerien gefahren und kamen durch ein großes Gedränge von Garden und Volk in ein Gemach, von welchem ich unter dem Namen der Salle des ambassadeurs öfters gehört hatte. Die Art, wie hier in dem engen, überverzierten Raum ſo viele erlauchte Perſonen dicht zuſammengedrängt ſtanden, hatte etwas lächerlich [illegible], worin die [illegible] der Pariſer ſich gar zu gern üben. Die reichſten Uniformen und Staatskleider arbeiteten ſich mit Mühe und Sorge durcheinander hin und her, von köſtlichen Steinen [illegible], die im Gedränge Beſchädigungen erlitten, und durch die nahe Gefahr immer den Blicken in allen Bewegungen gleichſam beſchäftigten. Das Geſpräch war laut und lebhaft von allen Seiten, man ſuchte Bekannte, beſſern Platz, größere Höhe. Eine herrliche Stimmung, eine mächtige Spannung hielten Alles [illegible], und auch man mitzuklingen nicht vermochte, war nichts [illegible] hier zu erregen. Der ganze Anblick hatte etwas Feſtliches, man befand ſich [illegible], und wartete [illegible]. Mit beſonderem Wohlgefallen jedoch verweilte mein Auge auf den Mitgliedern der öſterreichiſchen Geſellſchaft, deren Haltung und Betragen nicht die Würde verläugnete, die dem alten Kaiſerhauſe gebührte. Beſonders hatte der Fürſt Schwarzenberg ein ſtattliches Anſehen, ſeine Ruhe war ohne Läſſigkeit, ſein Ernſt ohne angenommenes Gewicht, und eine rechtſchaffene Güte lag in dem Ausdruck ſeines ganzen Weſens, das ſich auf dieſe Art vortheilhaft unterſchied von der lächelnden [illegible], der [illegible] Spannung, und der weltmänniſchen Wichtigkeit, die aus dem Weſen ſo vieler Andern, die ihre Stellung an dieſem Hofe nicht erkannten, und kein Gefühl ihres Verhältniſſes hatten, widrig hervorblickten. Dies gilt beſonders von den Perſonen, welche von der Zeit mit fortgeriſſen und doch von ihr vergeſſen waren, wie dies bei ſo vielen Hofleuten der armen Höfe der Fall ſein mußte. Wenn dieſe Leute, die vornehmſten und gewandteſten, die in ſo vielen und weiten Kreiſen zu finden waren, wenn dieſe hier ſo unbedeutend und leer daſtehen, wenn ſie hier nicht glänzen, in ihren Goldſäumen, Stickereien und Kreuzen, im Gefühl

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gedichte.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1833. 8.

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren liegt zwischen dem Erscheinen des dritten Theils von Goethe's Lebensbeschreibung und der [illegible] dieses [illegible], mit welchem nun das Ganze [illegible] [illegible] [illegible]. Diese Zwischenzeit hat uns häufige Mittheilungen aus Goethe's Leben, [illegible] und [illegible] [illegible] von [illegible], Zeitgenossen, literarischen und geschichtlichen [illegible] aller Art, reichlich zukommen lassen; doch konnte keine [illegible] Fülle und für den eigenthümlichen [illegible] [illegible] haben, das wir so lange vergeblich hofften in dem zusammenhängenden und abgeschlossenen Vortrage von Dichtung und Wahrheit dargestellt zu sehen. Nun sind diese Hoffnungen erfüllt, [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] solcher Abtheilungen lieber abwich, womit sich oft ein Zufall, daß im geringsten Umfange den größten Wechsel zusammenließ. Früheren Winke, so daß Erscheinen der einzelnen Theile dieses Werkes hat begleitend, haben die Leser mit eigenen Vorsätze beschlossen für die damaligen Hefte [illegible] gefehlt, und wenigstens den besten Druck mit Eile aufgeschrieben, mit welchen der Eindruck und Gewinn eines solchen Werkes ein zusammenwirkend Gemüth erfüllt hatte. Auch so langjähriger Unterbrechung verging uns noch immer die [illegible] Erwartungserfüllung, die dem schon weit entlegenen Anfange sich beigesellte, auch den Schluß aufzunehmen, und wie der große Zwischenraum der Zeit und die Gestalt des Werkes noch unvermischt als Schatten hervorgehen läßt, so nimmt auch noch jetzt unvermischten [illegible] Einheit und Ehre des Werks, und darf in diesem Falle gleich zuförderst die Ansicht bemerklich machen, welche mit der Form der Gestaltungen hier zugleich die der äußerlichen Umstände so mächtig das Heraustreten zeigen.

Ein kurzes Vorwort erinnert den Leser an die Nothwendigkeit, in welcher sich der Dichter bei seiner Behandlungsweise befindet, die Zeitfolge der äußerlichen Ereignisse bisweilen einem höheren Zusammenhange der geistigen Geschichtstheile unterzuordnen, und so macht er auch gleich bemerklich, daß die hier dargelegte Erzählung nicht gerade das Ende des vorigen Werkes, sondern vielmehr dessen Hauptfiguren sämmtlich nach und nach wieder entſtehenden und werdenden Zeit. Zunächſt ſchließt ſich der eigentliche Vortrag mit einem heiteren Blick auf die glücklichen Verhältniſſe und Umſtände, welche für den jungen Mann [illegible] zuſammengewirkt, nach manchen Kämpfen und Zweifeln, einen äußern und innern Frieden herbeizuführen. Solche Ruhepunkte ſind die Zeiten, die Haltungs- und Ruhigungsmomente des Lebens, das aber ſeiner Natur nach in ihnen am wenigſten zu weilen vermag, und ſo ſehen wir auch hier ſolche Zeiten, kaum angedeutet, ſogleich wieder zu wechſelnder Bewegung übergehen. Schon das philoſophiſche Studium, welches ſich den Studien und der Lehre des Spinoza widmet, und deſſen Beruhigung auf Klarheit beruht, vermag in dieſem Kreiſe der Speculation nicht lange auszuharren, ſondern eilt, den Schwung und die Geſtalten deſſelben dichteriſch anzuwenden. Was hier über Spinoza ſo klar als tief aus unmittelbarer Lebenserfahrung aufgefunden iſt, wird für jede künftige Betrachtung dieſes gegen die Welt in immer von Zeit zu Zeit erneutem Mißverſtändniß [illegible] Philoſophen ein unverlöſchbares, vollkommenes Licht bleiben, und [illegible] einigermaßen [illegible] wünſchen, daß auch die Ausführung des ſo reizend als einfach zu denkenden dichteriſchen Gebildes von einem Beſuche des ewigen Juden bei Spinoza uns mitgetheilt wäre. Die innige Verknüpfung, welche bei Goethe alles und jedes mit ſeinem productiven Talente hat, führt ihn mit leichter Wendung aus den [illegible] und schmerzlichen Tiefen wieder auf die heitre Bahn seines dichterischen Treibens, wo sich aber auch zugleich, durch fremdes Eingreifen in sein Autorrecht, durch unbefugtes Herausgeben und Nachdrucken seiner Schriften, ein widerwärtiger Zwiespalt öffnet, den er zwar für diesmal durch ein launig-heftiges Gedicht wohlgemuth abthut, dessen Grund aber auch in der Folgezeit noch oft in verschiedenen Mißverhältnissen störend hervorgetreten hat.

Nach Erwähnung von ein paar munteren, den Geist und Luftiges Goethischer Jugend leicht und lebhaft bezeichnenden Vorgängen, sehen wir uns zu glänzender Gesellschaft eingeführt, und hier einem holden Wesen gegenüber gestellt, dessen Lieblichkeit und [illegible] [illegible], und die wir durch den Namen Lili erkennen, welch schon bekanntes Gebiet anmuthiger Bezauberung uns aufgenommen. Nun kann wohl von höchstem Lebensgefühl, von reichstem Genuss der Tage, von Glück und Segen die Rede sein, aber an jenen äußeren und inneren Frieden, welcher sich anfangs verkündigen wollte, ist nicht mehr zu denken, und an seiner Statt waltet die [illegible] Leidenschaft, von allem Wechsel begleitet, den sie erst im inneren Leben entzündet, und dann unaufhaltsam auch in das äußere hinausstreut. Ehe wir aber in diesen Zauberkreis völlig eingehen, doch schon mit dem ersten guten Eindruck behaftet, zieht uns der Dichter noch schnell die früheren und sehr betrübenden [illegible] zurückführen, in welchen Jung-Stilling uns hier wiederbegegnen muß. Mit diesen schweren, durch die angeknüpften Betrachtungen des Dichters zu den wichtigsten Bezügen erhobenen, und sogar im eigenen Stoffe noch erheiternden Drangsalen schließt das sechzehnte Buch.

In dem folgenden Buche blüht, leuchtet und athmet ganz das Verhältniß zu Lili. Wir haben den Dichter von den bittern Empfindungen, für welche das unschuldige Mädchen den Gegenstand sein mußte, mit Antheil und Mitgefühl zu den höheren Studien begleitet, die nach und nach seine Neigung erstieg, und wir sind durch Friederikens liebliche Erscheinung mitschuldig der Unbeständigkeit geworden, die man dem Entsagen oder Aufgeben früherer Neigung zum Vorwurfe zu machen pflegt. Nicht ganz so hell, und also minder gerechtfertigt, zeigten sich die ungenannten und wie es scheint in einiger Mischung durcheinander wogenden Leidenschaften, gegen welche Friederikens Bild zurückweichen mußte, und aus denen die Werther'schen Stimmungen sich nährten. Dagegen tritt nunmehr diese neue Leidenschaft in allem Glanz und in aller Kraft ihres vollen Uebergewichtes und ihrer erwiesenen Berechtigung auf. Wie gegen die aufgehende Sonne der schönste Stern, so muß gegen Lili selbst Friederike dahinschwinden, und da von Pflichten und Verbindlichkeiten, welche schon außerhalb des Gebietes der Neigung liegen und denn oft unglücklich genug bedingend zurückwirken, hier glücklicherweiſe keine Rede iſt, ſo darf der getroffene Sinn frei und froh dem neuen Lichte folgen. Daß jede neue Neigung in dem Dichter einen Fortſchritt bezeichnet, immer nur einen höheren Gegenſtand auch mit erhöhtem Gemüth erfaßt, dies thut ihn dar als der Liebe treu und der Wahrheit, in ihrer menſchlich möglichen und gebotenen Entwickelung, welches eine höhere Treue iſt, als die gewöhnlich dafür geltende äußere Beharrlichkeit bei einem zufällig erſten Begegniß. Das Verhältniß zu Lili zeigt ſich aber nicht nur reicher, tiefer und ſchöner, als alle früheren, ſondern in der Reihe der Jugendneigungen auch als das höchſte und letzte; ihm folgt kein ähnliches; was weiterhin von Neigungen und Leidenſchaften „unſeres Freundes“ ſichtbar wird, und größtentheils in Dichtungsgeſtalt für alle Zeiten zu verehrender, ſinnender, lehrreicher Betrachtung daſteht, gehört einer neuen Folge an, worin andre Richtungen und Bezüge hervortreten, nicht geringeren Werthes, als die bisher dargelegten, aber von einem ganz verſchiedenen Karakter, und daher mit jenem dargebotenen höchſten Lebensglücke, wofür Goethe ſelbſt es erklärt hat, nicht zu vergleichen noch zu meſſen.

Der Verlauf dieſer Liebesgeſchichte, von dem erſten Sehen und Kennenlernen bis zur Verlobung, wohin diesmal die Sache wirklich gelangt, iſt ein ununterbrochenes Gedicht, das den reizendſten und bedeutendſten Stoff in den ſchönſten Formen und Maſſen mittheilt, und gleichſam die beiden Endpunkte der Poeſie zuſammenſchlingt; denn der Stoff iſt ganz in dem Elemente ſeiner urſprünglichen Naivetät und Unſchuld, ſeiner idylliſchen und lyriſchen Naturfriſche verblieben, und zugleich iſt die Darſtellung mit aller Kraft und Ueberlegenheit der höchſten, bewußten und reifen Kunſtbildung ausgerüſtet. Achtzigjährige Weisheit und Ueberſicht und fünfundzwanzigjähriges Feuer der Empfindung und des Geiſtes ſind hier in lieblicher Gemeinſchaft gegenwärtig, und beleben einander wechſelſeitig. Dieſe ſo zarten als gediegenen Blätter bilden in dieſer Art ein Kleinod, das wahrhaft als einzig zu ſchätzen iſt, dem keine Litteratur etwas Gleiches zur Seite zu ſtellen hat. An Schönheit und Macht der Schilderung ſolcher innigen, lebenvollen und dabei flüchtigen Zuſtände können nur einige der herrlichſten Blätter von J. J. Rouſſeau neben dieſen noch zu nennen ſein, aber an Geiſt und Reife ſchon nicht. Die Feier des Geburtstages von Lili, die träumeriſche Wandernacht Goethe's und andre ſolche Vorgänge, ſind beinah ſceniſche Idyllen mit plaſtiſcher und muſikaliſcher Ausſtattung geworden, und jeder Umſtand und Bezug dieſer glücklichen Tage iſt in den goldnen Worten des Dichters zu einem ſelbſtſtändigen kleinen Kunſtwerk ausgeprägt. Die ſchon bekannten Lieder erſcheinen faſt neu, ſo ſehr gewinnen ſie ſelbſt durch den Ort, wo ſie nun ſtehen, und ſo ſehr ſtreuen ſie Licht und Wärme auf ihre Umgebung aus.

Die Gunſt der Wirklichkeit kann aber auch ſelten für dichteriſches Erforderniß ſo glücklich gefunden werden, wie hier der Fall iſt. Die Lage von Offenbach, ſo nah bei Frankfurt, und doch abſeits von dem gedrängten ſtörenden Stadtleben, dabei ſelber im ſtädtiſchen Werden begriffen, und ſchon in dieſer Art geſellig, bei noch ländlichem Zuſchnitt; die glückliche Miſchung der Perſonen, ihr guter Zuſammenhang, ihre nicht zu große Zahl, welche grade hinreicht, um den Schauplatz zu beleben, ohne ihn zu überdrängen; die eifrige Thätigkeit des heitern Muſikers André, die antheilvolle Genoſſenſchaft eines würdigen Ehepaars, des Pfarrers Ewald und ſeiner Frau; endlich die beiden Hauptgeſtalten ſelbſt, die reizende Lilli und der ſchöne Jüngling Goethe, beide zu freier Entfaltung ihres reichen begabten Innern gegenſeitig angezogen, und wenigſtens eine Zeit lang allen Aeußerlichkeiten überlegen: dieſe Aufzählung allein ſchon läßt das beinah fertige Gedicht erblicken! Und doch iſt es hier nur die wirkliche Wahrheit, welche zur Dichtung geworden, ohne ihre eigenſte Geſtalt aufzugeben. Wir haben hiefür ein beſondres Zeugniß beizubringen, das bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen ſei. Vor vielen Jahren, als dieſer Theil von Goethe's Leben noch nicht geſchrieben war, pflegte der nun verſtorbene Pfarrer Ewald, als Theilnehmer und Vertrauter jener

Verhältniſſe, uns ſeine Erinnerungen aus der glücklichen Zeit, die er als die ſchönſte und belebteſte ſeiner eignen Jugend mit froher Innigkeit gern zurückrief, vielfältig und umſtändlich vorzutragen, und ſeine Erzählungen, die ſich bis zu den kleinſten Zügen und Bemerkungen verliefen, wie er denn auch die mannigfachen Gedichte an Lilli mit dem Ton und Ausdruck ihrer frühſten Recitation behalten hatte, bewirkten dem eifrigen und aufmerkſamen Hörer durchaus denſelben Eindruck, welchen er jetzt aus der von Goethe ſelbſt gegebenen Darſtellung empfängt, und durch die Einzelheiten, deren er ſich aus jenen Erzählungen erinnert, werden ihm ſowohl die beſonderſten Züge als auch das Ganze dieſes neuen Bildes auf das vollſtändigſte und zuſtimmendſte beſtätigt. So daß alſo auch bei dieſem Theile von Goethe's Leben abermals das wichtige Wort Jacobi's gelten dürfte, der von den früheren in einem Briefe an Dohm ſagt: „Ich muß den Erzählungen Goethe's das Zeugniß geben (ich erlebte ja ſo vieles mit!), daß ſie oft wahrhafter ſind, als die Wahrheit ſelbſt."

Die durch Erwiederung glückliche Liebe hatte anfangs keine Hinderniſſe, in ihrem Fortgange nur ſolche, die zu überwinden oder doch zu beſtehen waren, und nahm aus ihnen, durch Vermittlung einer beiderſeitigen Hausfreundin, Dlle. Delf, deren ſelbſtwilliger Eifer in vorgeſetztem Handeln trefflich bezeichnet wird, bald den Aufſchwung zu der ſchönen Stufe, wo die Liebenden ihre Vereinigung gebilligt ſahen, und ſich als Braut und Bräutigam begrüßen durften. Hier jedoch entwickelt ſich in den Grundlagen der Verhältniſſe, die nun näher vor Augen kommen, ein ernſtlicher Widerſtreit, der die ſchon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllen muß. Die Verſchiedenheit der Lebenskreiſe, Gewöhnungen und Anſprüche, die ſich vereinigen ſollen, tritt für die nähere Betrachtung ſcharf und beängſtigend hervor, und die Liebenden ſelbſt, obwohl ihrer Neigung verſichert, und ihr zu folgen entſchloſſen, fühlen es, daß ihr beſter Wille in den gegebenen Umſtänden wenig ausrichten könne, ſondern lieber, mit Verzichtung auf alles Ueberkommene, einen ganz neuen Boden und Anfang des Lebens zu ſuchen habe. Dies führt den Autor zu einer überſichtlichen Betrachtung der ganzen damaligen Weltlage, ihrer großen politiſchen Beziehungen, der Geſtaltung der Standesunterſchiede, der von dieſen Bedingungen abhängigen Lebensausſichten, und insbeſondre der ihm perſönlich offenſtehenden, wobei ſeine zweifache Eigenſchaft, die litterariſche und bürgerliche, wiederholt zur Sprache kommt.

Es braucht nicht verſichert zu werden, daß dieſe Schilderung durch Tiefe und Klarheit des Richtigeingeſehenen und Treffendausgeſprochenen abermals die ganze Meiſterſchaft darlegt, die wir in ähnlichen Ueberblicken der früheren Theile bewundert haben; die Biographie hat ihren Zuſammenhang mit der allgemeinen

Geſchichte nie ſchöner und gründlicher dargethan, und dieſe Abſchnitte können als einzelne fertige Kapitel einer deutſchen Nationalgeſchichte gelten, deren Ganzes noch fehlt, und lange noch fehlen wird. Die Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben erſcheint zwar gleich anfangs vortheilhaft und befriedigend, indem die doch engen Schranken, von welchen ſie umgeben iſt, dem Einzelnen kaum fühlbar geworden; allein die Bedeutung, welche er durch das Uebergewicht geiſtiger Fähigkeiten in einem allgemeinen Kreiſe mehr und mehr gewinnt, entbehrt des entſprechenden Ausdrucks in den äußeren Verhältniſſen; die Wege der Litteratur gingen damals noch durch ödes Gefild, nur der eine Klopſtock war auf ihnen als Dichter zu einer leiblichen Lebensſtellung gelangt, und dabei hatte noch der religiöſe Gegenſtand ſeiner Dichtkunſt entſcheidend eingewirkt; für Goethe war eine ſolche Begünſtigung nicht abzuſehen, und ſeine praktiſche Tüchtigkeit in Geſchäften, wie fertig und fruchtbar ſie auch erſcheinen mochte, verſprach dafür keinen nahen Erſatz. Seine eignen Anſprüche, wie die ſeiner Geliebten, waren willig, ſich in's Enge zu ziehen, um ein beſcheidenes Glück zu gewinnen, welches allerdings der größten Opfer werth ſchien. Allein im tiefſten Bewußtſein konnte man ſich nicht verhehlen, daß die Richtungen und Bilder, welche man aufgeben wollte, ſchon im Gemüth und Sinn unberechenbar eingedrungen ſein mußten, und auch jenſeits des Weltmeeres, wohin der Blick ſich gewendet hatte, unheimlich Störendes befürchten ließen. Die Ferne als ſolche lockte nicht, das Nächſte an und für ſich ſtieß nicht ab; die beiden Bahnen, welche einzeln jedem heiter und angemeſſen waren, wurden erſt durch ihre Vereinigung ſchwierig, und auch der Muth und das Selbſtvertrauen der Jugend konnten, durch die Bilder, welche ſich herandrängten, beunruhigt werden. Dabei rief kein offner Widerſpruch die Geiſter des Trotzes und Eifers in den Kampf; ihrem eignen Gange war die Sache überlaſſen, nur wohlwollende Warnung und verſtändiger Rath wirkten ein. So konnte es geſchehen, daß die ſchon verlobten Liebenden, ohne ausdrücklichen Zwang und fremdes Hinderniß, durch die leiſe, aber mächtige Wirkung der gefühlten Unvereinbarkeit ihrer unreifen und nicht einander entſprechend ausgeſtatteten Zuſtände, ſich wieder trennen ließen, indem ſie wohl nicht in die Trennung willigten, aber ſie werden ſahen und anerkannten. Dieſer ganze Hergang, welcher im Weſentlichen für das Verſtändniß keine Dunkelheit behält, iſt gleichwohl von dem Autor in den einzelnen Zügen mit einem zarten Helldunkel behandelt, welches nur eben verhindert, auf das Einzelne zu ſcharf den Blick zu heften, und dieſen grade im Hingleiten über das Ganze die Bedeutung zu ſuchen nöthigt. Merkwürdig ſind in dieſem Betreff die Worte Goethe's, die er mündlich gegen einen Freund geäußert, daß die Tiefe und Zartheit ſeines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton ſeiner Erzählung gewirkt, und er den leidenſchaftlichen Gehalt dieſes Verhältniſſes keineswegs ausgeſprochen habe; was denn insbeſondere auch von dieſem wunderbaren Auseinandergehen gelten muß.

Die Empfindungen, welche den wiederkehrenden Kämpfen dieſer nur allmähligen und im Augenblicke niemals unwiderruflichen Entſagung angehören, haben durch den Dichter zum Theil ihren lyriſchen Ausdruck empfangen. Schmerz und Trauer ſind in dieſen Gedichten aber ſtets von dem Eindruck einer gegenwärtigen oder doch erreichbaren Anmuth und Lieblichkeit überwogen, und auch bittrer Verdruß wandelt ſich in wunderliche Laune, ſo daß das Glück und die Heiterkeit dieſes Verhältniſſes auch in dieſem Betreff hervorragend bleiben. Ueberhaupt aber zeigt ſich in Goethe's Poeſie eine kräftige Steigerung, und es iſt karakteriſtiſch, daß er, in deutſcher Vorzeit nach Anhalt und Beiſpiel umherblickend, nicht zu den Dichtern des Mittelalters zurückgeht, ſondern bei dem derben und tüchtigen Hans Sachs ſtehen bleibt, wofür denn auch die gültigſten Erklärungsgründe gegeben werden. Die Wirkung dieſes Meiſterſängers iſt bei Goethe, dem er doch mehr Liebling als Muſter ſein konnte, lebenslänglich merkbar geblieben, und ein weſentliches Element ſeines ächt-deutſchen Karakters. Wir können nur beklagen, daß grade von dieſer Art ſo manches verloren iſt, andres nur in

Andeutungen noch fortlebt, oder wenigſtens für jetzt nicht mitgetheilt werden ſoll. Wir dürfen nicht verkennen, daß auch das Grundgedicht des Goethe'ſchen Genius, welches keinem ſeiner Jahre und keiner der Epochen ſeiner Dichtung, ſondern gradezu allen angehört und ſie alle umfaßt, daß der Fauſt, wenigſtens in ſeinen Anfängen, aus jenem Element hervorgeht. Mit dieſem großen Gegenſtande finden wir den Dichter auch in jener Zeit erfüllt, indem er lebhaft vermißt, daß die Gegenwart ihm weder die Stoffe noch die Formen anbietet, deren er bedarf, und die erſt eine ſpätere Entwicklungsſtufe bringen ſollte.

Mitten in die mannigfachen Bewegungen jener Herzensunruhen und dieſer dichteriſchen Angelegenheiten trifft der Beſuch der beiden Grafen zu Stolberg, die mit dem Grafen von Haugwitz auf einem Ausfluge nach der Schweiz begriffen ſind, und Goethe'n leicht zur Mitreiſe bereden. Ein lebendiges Bild wird uns von dieſen in der Geſchichte deutſcher Geiſtesbildung höchſt bedeutenden Männern gegeben; wenige Auftritte, kurz und ſchlicht erzählt, ſtellen uns ohne Mühe auf den Standpunkt, wo uns ſo viele ſpätere Verwirrungen und Mißverſtändniſſe völlig begreiflich werden, mehr ſagen uns ganze Bücher nicht, als dieſe wenigen Seiten klar machen. Goethe berichtigt und ergänzt die Anklageſchriften von Voß, ohne daß er ihm eigentlich widerſpräche. Wer die Zeiten und Zuſtände vergleichen will, mag zu lehrreichem Nachdenken veranlaßt ſein, wenn er die Jünglingsgeſtalt betrachtet, in welcher die nachher ſo geſetzten und geſetzlichen und hochverehrten Männer damals jene Gegenden durchſtürmen, wo doch ein regeres Lebensfeuer ſchon minder aufzufallen pflegt. Die vor einigen Jahren vernommene Erzählung des Grafen von Haugwitz von manchen Vorgängen jener Reiſe möge hier abermals für die Treue der Goethe'ſchen Darſtellung als ein Zeugniß angeführt ſein, indem ſie, mit dieſer ſonſt übereinſtimmend, nur die geniale Perſönlichkeit Goethe's heller leuchten ließ, als deſſen eigne Nachrichten es wollen zu erkennen geben. Daß der Ungeſtüm der Gefährten von andrer Art war, als die Genialität des auch nicht eben zaghaften Dichters, geſteht dieſer ſelbſt, wie auch, daß er nicht ungern, was der Scharfblick des Freundes Merck richtig vorausgeſehen hatte, auf der weiteren Wanderung ſich von ihnen trennte. Einiges Verwundern und Lächeln muß es hiernach wohl erwecken, wenn man gedenkt, daß, nur ein Jahr ſpäter, der gute Klopſtock den jüngern Stolberg nicht wollte nach Weimar reiſen laſſen, weil er für ihn die dortige Lebensart fürchtete, und in wehmüthiger Beſorgniß ſich die Autorität nahm, den verſprochenen Beſuch deſſelben unglimpflich abzuſagen. —

Merck, den wir eben genannt, erſcheint ferner, wie in den früheren Theilen, als ein durch Karakter und Verſtand eigenthümlich ausgezeichneter Mann, deſſen

Freundſchaft und Denkart nicht ohne Einfluß auf Goethe bleibt. Sehr wäre zu wünſchen, daß die zerſtreuten Blätter und Nachrichten, welche von dieſem Manne noch übrig ſind, zu rechter Zeit geſammelt würden, da es doch immer denkwürdig ſein wird, die wirklichen Züge näher zu betrachten, von welchen einige dem Fauſtiſchen Mephiſtopheles verglichen werden konnten. Nächſt dieſem alten Bekannten finden wir in dieſem Theile auch Goethe's Schweſter wieder, und zwar nicht mehr im älterlichen Hauſe, ſondern als Schloſſers Gattin. Ihr Zuſtand in Emmendingen, das Verhältniß ihrer äußern und innern Bildung, die Wirkſamkeit ihrer Eigenſchaften, und beſonders ihr Einfluß und ihre Macht über den Bruder, dem ſie die Trennung von Lilli als unerläßlich einleuchten läßt, werden mit außerordentlichen Meiſterſtrichen hingezeichnet, und während der Autor faſt verzichtet, das ſchwierige Bild zu vollbringen, ſo iſt es ihm unter dem Zweifel ſchon fertig geworden. In ſolchen Zeichnungen offenbart ſich der wahre Seher, deſſen Auge die tiefſten und abſonderlichſten Kombinationen, die ſich zu dem Weſen eines Menſchen vereinigen, durch ſein Hinblicken auch ſogleich für Andre ſichtbar macht. Eben ſo vollendet ſich uns auch das Bild Lavaters, der, allerdings ſchon ein andrer, als in dem dritten Theile, doch noch genug derſelbe iſt, um nicht einer ganz neuen Schilderung zu bedürfen. Liebenswürdig und ehrenwerth bleibt ſeine Perſon, dagegen erſcheint ſein phyſiognomiſches Talent in faſt dämoniſcher Macht, und ſein religiöſer Eifer überläßt ſich mehr und mehr der Ueppigkeit eines warmen und überſchwänglichen Dahinwallens, das ohne feſte Gedankentiefe, und ſelbſt ohne den erforderlichen Gehalt gelehrter Kenntniß, bei aller hineingelegter Gefühlsſtärke, ſich zuletzt doch nur in Schwäche verliert. Sehr wichtig und beziehungsreich iſt alles, was Goethe über die Lavater'ſche Phyſiognomik ſagt, und es wäre wohl der Mühe werth, jenes Werk und die ganze Richtung aus dem heutigen Standpunkte kritiſch zu beleuchten, wozu die Mittel in Hegel's Phänomenologie reichlich gegeben ſind. Die phyſiognomiſche Beſchreibung der beiden Stolberg iſt hier aus Lavater eingerückt, und mag den Reiz wecken, das Buch ſelber wieder zur Hand zu nehmen.

Von neuen Perſonen lernen wir in dieſem Theile, außer den bereits erwähnten, nicht viele kennen. Der alte Bodmer iſt mit billiger Achtung als ein guter Alter dargeſtellt. Goethe's Freund Paſſavant tritt nicht bedeutend hervor. Die Markgräflichen Herrſchaften in Karlsruhe werden nur im Vorübergehen, und daſelbſt auch der Herzog und die Herzogin von Weimar eben nur erwähnt. Hingegen erſcheint Dlle. Delf, die vermittelnde Hausfreundin, noch zuletzt ausführlich in der ganzen Thätigkeit ihres Karakters.

Die Schweizerreiſe iſt eine der glücklichen Schilderungen, wie ſie Goethe ſo einzig gelingen, in welchen Naturanſchauung, äußerliche Begebenheiten und Zuſtände, und die tiefſten Geiſtes- und Gemüthsſtimmungen zu dem lebendigſten Geſammteindruck ſich verbinden. Die Neigung zu Lilli begleitet den Wandrer in dieſe Berge, haucht ihm ſüße Lieder ein, und reißt ihn zuletzt, da er ſchon im Begriff ſteht nach Italien hinabzuſteigen, gewaltſam in das heimiſche Mainthal zurück. Zwar weiß er ſchon, und hat mit dem Verſtande ſchon zugegeben, daß die Geliebte nicht mehr ihm angehören ſoll, allein dem Herzen und den Augen gehört ſie dennoch an, und der beglückende Umgang dauert fort, wenn auch unterbrochen und geſtört. Der Kampf erhöht nur die Leidenſchaft, ſie ringt mit Möglichkeiten und Entſchlüſſen, ſie ſtrömt poetiſches Leben aus, mit welchem ſie auch das Störende ſich unterordnet und aneignet; doch zwiſchen allen dieſen wächſt unaufhörlich die Trennung, beſtärkt ſich nur immer die Entſagung.

Wie ſchon mehrmals nimmt auch jetzt den Bedrängten ſein produktives Talent in Obhut; ein heiterer und fruchtbarer Zeichner Kraus regt die Kunſtliebe nach dieſer Seite zu praktiſchen Uebungen an und rückt durch ſeine Bilder nebenher die Weimariſchen Verhältniſſe nah und traulich vor den Sinn. Jedoch kann dieſe Lockung, da kein ächter Beruf ihr geſellt iſt, nicht lange feſthalten, und Goethe ſtürzt ſich in ſein eigentliches dichteriſches Element, wir ſehen den Egmont aus den Wogen emporſteigen, und zwar aus dem tiefſten Grunde einer großen, erſchütternden Betrachtung über das Walten eines Dämoniſchen, das in Natur und Geſchichte ſich offenbart. Was über die Erforderniſſe und die nähere Behandlung dieſes großen dramatiſchen Stoffes erläuternd geſagt wird, muß jeden nachdenkenden Leſer willkommen anregen. Hier wird auch der dieſem Bändchen vorgeſetzte Spruch: Nemo contra deum nisi deus ipse als der Sache angehörig entwickelt und aufgeſtellt.

Nun aber wird dieſer vielfach erfüllte Zuſtand nicht länger haltbar, die höchſte Spannung drängt zu Entſcheidungen, zu Entſchlüſſen. Was aufzugeben ſei, ſteht feſt; wohin aber nun Sinn und Muth ſich wenden ſoll, darüber ſchwankt alles, und doch muß der nächſte Schritt die ganze Lebensfolge beſtimmen. Die Neigung iſt für Weimar entſchieden, wohin die dringendſten Einladungen, die günſtigſten Ausſichten locken, vor denen aber der Vater warnt, und bemüht iſt, das herrliche Bild Italiens vorzuhalten. Dieſes Schwanken verlängert ſich durch nothgedrungenes Abwarten nicht gerechneter Zufälle, und ſetzt ſich ſogar in die genommenen Entſchlüſſe hinein unausgeſetzt fort, die Leidenſchaft ſucht in dem Aufſchub noch einigen Gewinn zu faſſen, der aber ſchon entrückt iſt, und ſo erſcheint gleichſam im Schlußchor aller Elemente und Motive, welche dieſes Leben zuſammenbilden, die Hauptentwicklung deſſelben, wodurch, nach einem letzten Kampfe, der dem Spruche ahndungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verſtändigkeit und lockender Vorſtellungen den Sieg läßt, unſer Freund und Dichter endlich dem verheißungsvollen Weimar zugeführt wird, wo ſich die größten und glücklichſten Schickungsloose für ihn erfüllen ſollten.

Auf dieſem Boden angelangt, bleibt uns der Dichter fortan in heiterem Tageslichte, von nun an wird ſeine Erſcheinung und ſeine Thätigkeit mehr und mehr öffentlich, der Nation angehörig, und kann nicht mehr in völliges Dunkel zurücktreten. So groß der Verluſt auch in aller Hinſicht ſein mag, daß ſeine Erzählung uns nicht auch in die reizenden, geſtaltenreichen und bewegten Anfänge dieſer neuen Lebensſtufe einführt, ſo können wir denſelben doch, was den Stoff anbelangt, eher verſchmerzen, als wenn uns eine der früheren Perioden fehlte; dieſe konnte nur Goethe ſelbſt mittheilen, für jene dürfen allenfalls auch andre Erzähler eintreten. Ueberhaupt mögen wir bei dem Abſchluſſe dieſer vier Theile von Wahrheit und Dichtung nicht zu ſehr trauern über das, was noch fehlt. Gleich im Beginne dieſes Werkes ſprach ſich die Meinung aus, für den wahren Vertrauten und Freund des Dichters bedürfe es dieſer Erläuterungen nicht, das eigentliche

Leben deſſelben ſei vollſtändig in ſeinen Dichtungen, und Goethe ſelbſt hat in ſolchem Sinne geſagt, ſeine Denkſchriften ſeien ein Verſuch ſeine poetiſche Konfeſſion zu ergänzen. Wenn wir aber auch nicht zu dem Stolze jener Meinung uns erheben, ſondern uns des Gegebenen ſehr bedürftig und durch ſolches unendlich bereichert eingeſtehen, ſo dürfen wir doch hinwieder uns dabei beruhigen, und allen dringendſten Forderungen genügt finden. In der That haben wir ein wenn auch nicht geendigtes, doch vollſtändiges Werk vor uns; die Grundlagen ſind unveränderlich, die Beſtandtheile nach allen Verhältniſſen beſtimmt, der Aufbau bis zu gewiſſer Höhe durchgeführt; nun können weiter hinauf die Gebilde doch nur mit geringen Veränderungen ſich wiederholen, und in dieſem Sinne hätten wir, wäre die Stelle nicht ſchon beſetzt, als Titelſpruch dieſes Theiles die eignen Goethe'ſchen Worte vorgeſchlagen: „Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen.“ Wirklich könnte uns die Folge faſt nichts anderes zeigen, und ſchon bisher mußte bemerklich ſein, daß auch die größte Macht des Genius und die reichſte Fülle des Lebens, welche den einzelnen Menſchen bedeutend machen, im Grunde nur Variationen weniger einfachen Themen ſind, zweier oder dreier tiefen Erlebniſſe oder Empfindungen, mit welchen aller Reichthum der vielfachſten Erſcheinungen bezeugt wird.

Kritiſche Tagesworte.

1. Lord Byron.

Ein vornehmer, genialer Engländer, zu reich, um zu arbeiten, zu frei, um zu dienen, zu überdrüſſig, um blos empfindend zu genießen, zu geiſtvoll, um ein Narr zu ſein, zu unruhig, um nichts zu thun — er dichtet. Die Poeſie iſt ihm, wie einſt dem Grafen Alfieri, ein Surrogat des Lebens, daher, bei allen großen Vorzügen ſeines Genie's, nicht glückliche Befriedigung, ſondern trüber Behelf des zerriſſenen Innern. Die Fluth des Tages trägt ſeine Werke, wie die Meereswogen die Schätze ſeiner Landsleute, auf den ſeemächtigſten Schiffen, unter der günſtigſten Flagge.

2. Lady Morgan.

Als Miß Owenſon zeigte ſie früh in ihren Roma-
Als Miß Owenſon zeigte ſie früh in ihren Roma-
nen tiefe Gluth des Herzens, hohen Adel der Seele, geiſtvolle Weltkenntniß, großen Naturſinn. Als Lady Morgan zeigte ſie manche Frivolität durch die Freiheit ihrer Denkart und die Offenheit ihrer Aeußerungen. Liebe für ihr Volk und Land — ſie iſt eine Irländerin — heißer Antheil bei deſſen Unglück und Bedrückung, beſeelt ohne Ausnahme alle ihre Schriften. Ihr darſtellendes Talent ragt weit vor dem ihrer Rivalen empor, an Wärme, an Keckheit, an Tiefe und Wahrheit des Gemüths.

3. Walter Scott.

Walter Scott verſteht das dichteriſche Handwerk, und gefällt ſich darin; daher ſeine breite, einzelne Ausführung. Seine Romane ſind auseinander gezogene, mit wohlgearbeiteten Verzierungen überladene Novellen. Er würde aus jeder Novelle des Cervantes, wenn ihm der Stoff zur Bearbeitung vorgelegen hätte, drei Bände gemacht haben. Er macht ſeine Beſchreibungen, weil er will, und weil er ſeine Bilder für ſich ſelbſt, ſtatt durch innere Züge im Geiſte, erſt durch äußere auf dem Papiere gewinnt und feſthält. Er iſt nicht durch den Stoff ſelbſt genöthigt zu einer Schilderung, ſondern nur immer gewilligt. Das eigentliche Leben der dichtenden Kunſt fehlt ihm; und wie nahe er daran hinſtreifen möge, die feinſte Scheidelinie bleibt hier unerfüllbar tiefe Kluft.

4. Génie du Christianisme.

Der Verfaſſer iſt ein Dichter in allen Lebens- und Geſchichtsdarſtellungen, mit Ausnahme der — Dichtkunſt. Das Buch iſt das [illegible] und unabſichtlichſte von der Welt. Das ganze Chriſtenthum iſt darin nur als eine Vorrathskammer von Zierrath und Prunk angeſehen, den man im Leben noch nicht ſo [illegible] angewandt, noch nicht ſo [illegible] [illegible] habe, als ob man durch den neuen [illegible] und [illegible] dieſe alten Schätze mit [illegible] [illegible] und [illegible] dem Geſchmacke zur Schau geſtellt werden ſoll! Nun ſind Kirche, Hof, Große, Künſtler, Gelehrte und Prieſter, Alles zuſammen nur poetiſche Motive, die ſeit einiger Zeit zu ſehr vernachläſſigt werden. Er ſtellt das Chriſtenthum gleichſam in Gala vor, ein Anblick, der den Weltmann ergötzen kann, aber den Frommen, der von dem Weine des Evangeliums erfüllt iſt, beleidigend zurückſtoßen muß.

5. Fouqué.

Er hatte ein ſchönes Talent für Lied, Romanze, Nachbildung; als letztere gelang ihm ſelbſt das dramatiſche Heldengedicht einmal, [illegible] Sigurd dem Schlangentödter. Aber ſelbſt Undine hätte keine Erzählung, ſondern nur eine Romanze werden ſollen. Vom Uebrigen ſchweigen wir. Die Poeſie will nicht als geſpenſtiſche Wache auf die leeren Trümmer des Ritterthums ſich bannen laſſen.

6. Hoffmann.

Nach der geſellſchaftlichen Welt, ſoll er nicht allzu hoch ſich verſündigen, auch der Geiſter-Jungfrau gehuldigt haben. Darum iſt Hoffmann nicht Jean Paul. Aber gerade an dieſem gefällt Vielen das Sentimentale nicht, ſondern bloß das Komiſche. Nun gut, hier haben ſie die herausgeſchnittenen Theil, mit vielen neuen originellen Zügen und Gebilden bereichert [illegible], aber, wie geſagt, es verſündigt ſich allzu leicht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat, [illegible] [illegible] zu [illegible]! Er vergeſſe nicht, daß das Drama, und das [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] will, [illegible] [illegible] der [illegible] und der [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], und er wird ſich, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] des [illegible], [illegible] des [illegible] — [illegible] nicht getrennt werden [illegible] [illegible] — [illegible]. Eine Forderung der [illegible] geht er für nicht allen leicht hin! Die [illegible], welche die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] verhüllen, iſt bei einem jungen Dichter gewiß ein gutes Zeichen, aber die Rückſicht gegen [illegible] hat er [illegible] [illegible] [illegible] nicht mehr empfunden, und in Betreff des [illegible] auch [illegible] [illegible] vergriffen. — In [illegible] und Darſtellung hat der Dichter [illegible] nicht [illegible] mehr [illegible], als nur mehr zu [illegible]. Er wird in Zukunft, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] iſt „[illegible]" das vorzüglichſte unter den gegebenen Gedichten.

6.

Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre Wilhelm Meiſters. Von Karl Immermann. Münſter, 1823. — Dieſe Erſcheinung iſt in einer Zeit, wo das [illegible] dieſer Kritik auf allen Seiten ſo [illegible] gefühlt, und ihre Einwirkung in allen Zweigen der Literatur doch ſo ängſtlich vermißt wird, als [illegible] geringer Bedeutung zu nennen. In der That iſt der Mangel an ächter Kritik [illegible], bei [illegible] in allen Zweigen, daß wir in [illegible] verwelkt und verwaiſt. Wenn wir die geiſtreichen Kritiken Goethe's — die goldenen Worte z. B. über Calderon und Shakſpeare, über Byron, Manzoni, [illegible], in den Heften von Kunſt und Alterthum — nicht [illegible] ausnehmen, ſo [illegible] im weiten [illegible] Kritiker [illegible], außer den ſchätzbaren Stimmen von A. W. und Fr. Schlegel, von Tieck, von Humboldt, und einigen Andern [illegible], [illegible], um die einzige Mitte zu nennen, welche [illegible], Geiſt, Witz und Kraft in dem Maße vereint, um die Kritik im höheren Sinne zu [illegible]. Mit würdigem Ernſte tritt jetzt Immermann auf. [illegible] dieſer Schrift iſt den ganzen Brief zu [illegible]. Doch hat er ſich gleich einen Gegenſtand von großem Inhalt [illegible], um [illegible] zu [illegible]. Dieſer Gegenſtand liefert nicht weniger, als die [illegible] hat auch in der [illegible] und [illegible], die [illegible] des [illegible] und [illegible], der [illegible] und der [illegible], als Erzählung, [illegible], [illegible] und [illegible] der [illegible] zur Sprache kommen. Die Kritik hat [illegible]. Das [illegible], [illegible] wurde, [illegible] [illegible] der „falſchen Wanderjahre“ [illegible] an. Die Kritik, Wilhelm Meiſtern mit dem [illegible] auf Wanderſchaft zu ſchicken und ihm Goethe's [illegible] zu leihen, kommt [illegible] in dem Buche: „Die [illegible] und [illegible] Kunſt, Berlin [illegible]“, [illegible] [illegible] iſt nun eine ganze Reihe von [illegible] hervor gekommen! — [illegible] zu werden, und die um immer neue Gedanken fort zu spinnen, um tiefer in [illegible] [illegible] Schätze [illegible]. Dieses [illegible] [illegible] ist bei Zimmermann's Darstellung. Er legt zwar [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible], er [illegible] den Standpunkt der Unparteilichkeit, und stellt sich ganz auf die Seite Goethe's; aber welchen [illegible] [illegible] [illegible] nicht von [illegible] durch seinen [illegible]? Die [illegible] aller [illegible] er [illegible] [illegible], er [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] so lange, bis er es auch auf dem Wege der Erfahrung wirklich gefunden hat. Er theilt sich seine Sache ordentlich ein, und nimmt die Punkte für Punkte vor; kein Gegenstand ist ihm zu gering, um ihn ungeprüft zu verwerfen, keine Rücksicht zu [illegible], um sie unerwähnt zu lassen. Er ist dabei weder [illegible] aufgeschwommen, noch [illegible] [illegible], sondern [illegible] und sich [illegible], und [illegible] in [illegible] [illegible], geht er die Untersuchung [illegible] vollständig und mit allen Belegen. Er hat aber die [illegible] alle diese Bestimmungen von dem Willen der [illegible] und ihrem [illegible]. Eine [illegible], [illegible] [illegible] — auch nicht bloß in [illegible] Dingen — [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible], mit allen [illegible] der [illegible] aufgerissen, sind in [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible], aus denen ein [illegible] [illegible] [illegible], die Art und Weise, wie es sich [illegible], die Beziehungen, in welche es [illegible] — [illegible] [illegible], [illegible], als [illegible], immer wieder [illegible] [illegible] Geheimniſſe ſind hier in lebendiger Wahrheit zu Tage gelegt. Ueber die Beziehung der Dichtkunſt zum Chriſtenthum iſt ein tiefſinniges Wort ausgeſprochen, wie es bisher noch nicht gehört war! Viele neue und auffallende Sätze ſprach der Verfaſſer mit ſo ſicherem Urtheil, in ſo begründeter Geſtalt aus, daß man ſich einbilden könnte und meinen, er ſage Bekanntes. Manche einfache Bemerkungen und Ausſprüche, die faſt unbemerkt im Redefluſſe hinklingen, konnten nicht ohne Wegräumung ganzer Maſſen von Irrthümern ihre feſte Stelle finden. Ueber Schiller ſagt er unvergleichliche Sachen, treffliche Wahrheiten, durch Vorurtheil und Feigheit auch in erleuchteren Gemüthern bisher faſt erſtickt. Ueber den Künſtler des Zeitalters, Goethe's, über die Eigenheiten ſeiner Poeſie, dann einzeln über den Fauſt, den Egmont, die Iphigenie, Eugenie — lauter goldene Worte, und beſonnene Blicke, die vorher noch nicht gehört worden! Nur ein großer Sinn iſt ſolcher Auffaſſung fähig. — Sehr treffend hat der Verfaſſer in dieſer Schrift ſelbſt den Grund angegeben, weßhalb unverſtändigen Zeitaltern auch der Dichter in verſtändiger Weltabgeſchiedenheit erſcheint. Unſer Schiller hat mit ſeiner ganzen Bildung auch die Dichtkunſt offenbar zu der Höhe geführt, wo die getrennten Gebiete des Geiſtes in Verbindung treten, ſich vermiſchen und durchdringen. Unſere Dichter ſind nicht wie die des Mittelalters, wo keinem Aufgabe dem glücklichen Minneſinger ein heiliges Buch erweckt, innerhalb deſſen er zu gebieten wiſſe und wolle; unſere Dichter müſſen außer jener Gabe noch manche andere beſitzen; ſie dürfen nicht nur, ſie müſſen ſogar, in gewiſſem Maaße, als Dichter zugleich Philoſophie, Religion, Natur- und Geſchichtskunde, Gelehrtheit und Kritik vereinigen, weil dieſe insgeſammt jetzt ein Theil des Lebensſtoffes geworden ſind, das für jene Zeit die Erſcheinungen und Abenteuer der Welt allein ausmachten. Unſere Dichter ſind unſere Lehrer zugleich und unſere Weiſen. Seit Leſſing hat dieſes [illegible] in unſerer Litteratur ſich immer weiter entwickelt; Herder, Jean Paul, Schiller, die beiden Schlegel, Tieck, und Goethe ſelbſt, ſind leuchtende Beiſpiele. Hiermit iſt denn auch genug erklärt, wie wir denſelben Schriftſteller, den wir kürzlich als einen ausgezeichneten Dichter angerühmt, dieſem unbedenklich nun auch als ächten Kritiker preiſen dürfen, und wir wünſchen, daß beide Richtungen, in verhältnißiger Entfaltung, ſich in dieſem edlen Geiſte, zur Freude vieler Gleichgeſinnten, immer herrlicher entfalten mögen.

2.

Cardenio und Celinde. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Berlin, 1826. Ein in ſeinem Gehalte ſehr ausgezeichnetes Werk, ein Erzeugniß, dem unverkennbar ſein Gepräge aufgedrückt iſt! Der Verfaſſer, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerſpielen ſeine dichteriſche Laufbahn ſehr bedeutend begann, und ſeitdem durch mehrere wichtige Werke fortſchreitend ausgebildete, hat in dieſem neueſten einen abermaligen Fortſchritt beurkundet, der ihn entſchieden auf eine Stufe ſtellt, welche keiner der vielen gleichzeitigen Mitſtrebenden in dieſem dramatiſchen Fache bis jetzt erreicht hat. Dieſe Anerkennung geben wir um ſo zuverſichtlicher und unparteiiſcher, als gerade das gegenwärtige Trauerſpiel, welches ſie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unſer Dichter verbindet mit Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derſelben, welche durch Bewunderung an große Muſter keineswegs gefährdet iſt in Nachahmung überzugehen. Im Gegentheil, ſie hat ſich mehr zu hüten, daß ſie nicht, durch übergroßes Feſthalten an ſich ſelber, ihre urſprünglich freie Geſtalt verliere, und in Eigenſinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu ſeiner größeren Selbſtſtändigkeit einer fortwährenden Hingebung derſelben, und nur in dem freien Wechſel beider Richtungen wird in der Poeſie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hingegeben hat, als ganz und immer ſich ſelbſt, der iſt zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weiſe der Maſſe an; wer aber zu ſehr zurückhält und beharrt, der vereinſamt; beide ſcheiden aus dem Kreiſe des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß ſich bewegend gleichſam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie ſetzen, erſt dann iſt ſie gelungen ſie ſelbſt. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerſpiel einen großen Erfolg dargethan; auf dieſen gründet ſich unſer entſchiedenes Lob; wo der Erfolg noch unvollſtändig erſcheint, darf ſich verhältnißmäßig unſer Tadel anknüpfen. — Der gewählte Stoff iſt einer der ſchönſten und glücklichſten für die tragiſche Behandlung. Wir können hier nicht in die Vergleichung eingehen, wiefern Immermann von ſeinen Vorgängern, die den nämlichen Stoff behandelt haben, abweicht, oder mit ihnen zuſammentrifft. Andere Blätter haben hierüber bereits Einiges beigebracht. Uns genüge hier im Ganzen die kraftvolle, höhere Haltung anzuerkennen, welche ſowohl den Zuſchnitt der Begebenheit als die Entwickelung der Charaktere in dem Immermann'ſchen Werke vortheilhaft bezeichnet. Durch eine weiſe Oekonomie, die von großer Selbſtbeherrſchung zeugt, iſt in der Fülle hier ein ſeltenes Maß beobachtet, deſſen Gränzen in den meiſten Fällen weder Ueppigkeit überſchreitet, noch zu enge Zuſammenziehung des Nothwendigen unerfüllt läßt. In der Handlung iſt raſcher Fortgang, nirgends müßige Hemmung, und die Charaktere bedürfen zu ihrer völligen Entwickelung keiner andern Hülfsmittel, als der in der Handlung begründeten Thätigkeit. Die Charakterzeichnung Cardenio's, des dunkelglühenden Spaniers, iſt meiſterhaft; dann Celinde's, der reizenden Selbſtſtändigkeit in Liebesſchuld; ferner Olympia's und Lyſander's, an welchen beiden einer minder kundigen Hand viel mißlingen konnte. Auch die übrigen Karaktere ſind gut gehalten, und gemäß ihrer verſchiedenen Betheiligung gebührend hervorgehoben. Durch die warme, ja glühende Farbengebung des dichteriſchen Ausdrucks iſt gleichwohl der Konflikt beider Gegenſätze in heitere Gemeinſchaft zuſammengefaßt. So wird der Leſer, angezogen von dem Inhalt und von der Darſtellung, durch den Wechſel der Scenen und Akte von Anfang bis zu Ende von ſtets belebter Theilnahme begleitet, und kommt erſt mit dem Schluſſe wieder zu Athem, und mag alsdann erſt überlegen und prüfen, was ihm denn eigentlich dargeboten worden. Von wenig Büchern läßt ſich dergleichen rühmen! — Betrachten wir aber nun näher die organiſchen Beſtandtheile, auf welche das Gegebene ſich in dieſer Bearbeitung zurückführen läßt, ſo unterſcheiden wir zunächſt vierfachen Gehalt, der ſich zu dem Gemälde gruppirt. Zuerſt die Liebesgeſchichte in ihrer einfachſten Auffaſſung, der eigentliche Kern des Ganzen; dann die Univerſität, welche den Schauplatz liefert; hierauf die Zauberei, die als Einwirkendes bedeutend wird; endlich im Hintergrunde die Schlacht von Lepanto, gleichſam den Anfang und das Ende verſöhnt zuſammenſchlingend. Von dieſen vier Hauptſtücken finden wir die Liebesgeſchichte durchaus gelungen, den Hintergrund trefflich benutzt und an das Weſentliche glücklich angeſchloſſen, die Univerſität größtentheils mit Wirkung aufgeführt, beſonders auch zuletzt, wo die Worte des Kanzlers ernſt und würdig das Tragiſche zu höherer Beziehung aufſchließen:

„Der Weisheit Schüler, die ihr mich umſteht,
Seht hier des Todes grauſe Majeſtät!
Im Schoß der alma mater, die gegründet
Auf Frieden, hat ſich Krieg entzündet.
Es ſoll der Hörſaal heut geſchloſſen ſein,
Ein jeder kehre prüfend bei ſich ein;
Denn tiefre Lehren, als des Lehrers Mund
Zu geben weiß, macht dies Verhängniß kund."

Dagegen können wir dem, was in der Univerſität ſich als Studentenweſen, und, zum Gegenſatz deſſelben, aus dem Bürgerleben als Philiſterei darſtellt, nicht vollen Beifall geben; es finden ſich glückliche Umriſſe eines ächten Humors, einzelne treffende Züge, aber das Ganze läßt unbefriedigt, man fühlt darin ein Zuwenig, und doch zugleich ein Zuviel, woraus man ſchließen muß, daß hier das rechte Maß noch nicht vorhanden. Völlig tadelhaft aber dünkt uns die Art, wie der vierte jener Beſtandtheile, die Zauberei, den übrigen beigemiſcht worden. Sie erſcheint uns gar nicht dramatiſch, ſondern macht den an ſich ganz dramatiſchen Stoff durch ihre Beimiſchung novellenartig. Das Geiſterreich wird bei Shakſpeare auf ganz andere Weiſe in's Spiel gebracht, als Bild und Ausdruck für das Menſchlich-Wirkliche, nicht aber an deſſen Statt; wir ſprechen natürlich nicht von denjenigen Stücken, wo das Feenhafte als eine eigene Welt in willkürlicher Selbſtſtändigkeit auftritt, ſondern von Hamlet, Macbeth u. ſ. w. Aber in der That iſt in dem Immermann'ſchen Trauerſpiele die Zauberei nicht nur ſtörend, ſondern auch überflüſſig, und es müßte dem Dichter ein Leichtes ſein, durch wenige Züge die Hexe Tyche aus dem novellenartigen Karakter in den ächt dramatiſchen herüberzuführen. Die Geſichtspunkte, aus welchen dieſer Tadel ſich ergiebt, laſſen ſich hier nicht ausführlich begründen. Gehen wir von dem Ganzen auf das Einzelne zurück, ſo finden wir in dieſem neuen Stücke Immermann's den reichſten Schmuck poetiſcher Züge, den wir ſchon ſeinen früheren Erzeugniſſen nachrühmen konnten, in nur noch größerer Gediegenheit wieder. Nicht nur einzelne Stellen in großer Anzahl, ſondern ganze Auftritte ließen ſich zum Beweis anführen. Meiſterhaft iſt z. B. das Geſpräch Cardenio's mit Celinde'n, wo dieſe ihren Widerwillen gegen die Ehe, ſelbſt gegen die Ehe mit dem Geliebten, kund giebt, und wo der Dichter das gröſte Lob verdient, dieſen zum vollen Laufe ſo verführenden Stoff in dem Maße ſo weniger feſten Schritte gehalten zu haben. Wir ſchließen unſere Anzeige mit lebhaftem Dank für den Dichter, mit neuen Erwartungen von ihm, und mit dem guten Vertrauen, daß ſeine dramatiſchen Erzeugniſſe künftig nicht nur dem Leſer aus dem Buche, ſondern auch dem Zuſchauer und Hörer von der Bühne herab zum Genuſſe gereichen werden.

Helene von Tournon. Erzählung von Amalia von Helvig, geborne Freiin von Imhof. Berlin, 1821. 12.

Die ſchöne Erzählung, welche die geiſtreiche Verfaſſerin uns hier ſchenkt, gehört der beliebten Gattung an, die das Geſchichtliche mit dem Dichteriſchen verwebt, und unter den Händen der berühmteſten Schriftſteller in unſern Tagen ſo großes Glück gemacht hat. Der Stoff iſt aus den Memoiren der Königin Margaretha von Valois genommen und eben ſo anmuthig als rührend; ſchon früher hat die Hand einer franzöſiſchen Schriftſtellerin von Ruf, der Frau von Souza, ſich daran verſucht; die gegenwärtige Bearbeitung aber iſt ganz unabhängig von jener entſtanden. Wir wollen dem Genuſſe der Leſer durch Mittheilung des Ganges und der Hauptzüge der Geſchichte nicht vorgreifen; wir begnügen uns blos, unſere Meinung auszuſprechen, daß die Behandlung eben ſo gelungen, als die Wahl des Stoffes glücklich iſt. Die Pracht des Hoflebens, die feine Sitte damaliger Bildung, die tiefſte Liebesinnigkeit erregter Herzen, wie ſie in dieſen Formen ſich zu geſtalten und zu entwickeln hat, alles dies hat hier eine würdige, mit den Gegenſtänden vertraute, in beiden Sphären, jenes äußeren und dieſes inneren Lebens, einheimiſche Feder gefunden. Frau von Helvig, an Stärke und Schönheit des Talents wie an Reinheit und Sicherheit der Richtung gewiß eine der erſten unſerer jetztlebenden deutſchen Dichterinnen, hat ihre reiche Gabe der Darſtellung wie im lyriſchen Fache, ſo auch im epiſchen ſchon früh bewährt. Schiller ſelbſt war es, der die Erſtlinge ihrer zarten Jugendmuſe, das liebliche Epos: „Die Schweſtern von Lesbos“ in die Litteratur einführte. „Die Sagen vom Wolfsbrunnen“, ein ſpäteres Erzeugniß, in welchem nordiſche Dichtung an die Oertlichkeit von Heidelberg glücklich angeſchloſſen worden, bewies, daß die Dichterin nicht minder in ſchöner Proſa als in wohllautenden Hexametern zu ſchalten vermag. In gegenwärtiger Novelle aber zeigt ſie ſich als Meiſterin von mehr als einer Kunſt. Viele der ſchönen dichteriſchen Züge verrathen zugleich das Auge und die Hand, die mit der Kunſt der Mahlerei innig befreundet ſind. Mit Leichtigkeit ſtellen ſich die einzelnen Auftritte ihrer Erzählung dem Leſer ſichtbar vor Augen, und wie die Einbildungskraft kann auch ſogleich der Griffel ihrem Vortrage folgen. Dabei weiß ſie die beſchreibende Ausmahlung todter Einzelheiten, welche Walter Scott's Romane ſo ſehr dehnen und belaſten, zu vermeiden, vielmehr iſt alles hier fortſchreitend und lebendig, und nirgends ein Uebermaß, das in dem Umfange des kleinen Werkes von anderthalbhundert Seiten ſtörend würde. In das Ganze iſt ein eigenthümlicher geiſtiger Reiz verflochten, der die Begebenheit in dem Lichte einer reichen Vorſtellungsweiſe und feſten Denkart erſcheinen läßt. Man ſieht, daß die Verfaſſerin über die Looſe der Welt, die Schickungen des Lebens und die edleren Bezüge deſſelben, mit Ernſt und Wärme tief gedacht hat, und daß die Ergebniſſe dieſer Gedanken, auch wenn die letzteren nicht ausdrücklich hingeſtellt ſind, jedem Gegenſtande zu gute kommen, der in die Sphäre dieſer Behandlung tritt. Der Quelle, aus welcher der Stoff diesmal geſchöpft iſt, mag es zum Theil zuzuſchreiben ſein, daß der Ton der Erzählung, beſonders im Anfang, etwas alterthümlich gehalten worden, welches jedoch die meiſten Leſer nicht einmal tadeln werden. — Das artige kleine Buch, dem eine entſprechende Ausſtattung beſonders auch durch eine Zeichnung von Cornelius gegeben worden, iſt der hohen deutſchen Fürſtin, Prinzeſſin Wilhelm Königliche Hoheit, in ſechs ſchönen Stanzen zugeeignet, und verdient allgemein die günſtige Aufnahme, die ihm in dieſem höchſten Kreiſe noch vor der öffentlichen Bekanntwerdung ſo reich zu Theil geworden iſt.

Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. Von Johann Peter **Eckermann**.
Stuttgart, bei Cotta, 1824.

Von dieſem Buche müſſen wir ein Wort ſagen. Der Verfaſſer hat eine gelaſſene, ruhige Einſicht in die Poeſie und Kritik, und iſt ein feiner, kundiger Leſer der Goethe'ſchen Schriften, zu deren Verſtändniß und Würdigung er nach ſeiner Weiſe redlich beiträgt. Mit den klaſſiſchen Alten ſcheint er wohlvertraut, wenigſtens hinlänglich, um durch ihren Geiſt die Scheu empfangen zu haben, ihren großen Geſtaltungen nicht mit modernem Dünkel abentheuerliche Phantasmen unterzuſchieben. Unter den Neuern iſt ihm wie billig Shakſpeare hochgeehrt, unter den Neueſten unſer geiſt- und lebensvoller Jean Paul Richter. Uns haben dieſe wohlgemeinten Blätter mehr zugeſagt, als manche der gerühmten, aber doch nur faſtidioſen Wunderlichkeiten, die über Goethe in kritiſchen Bänden an den Tag gekommen ſind. Ohne Anſpruch auf blendende Blitzſchläge oder gewaltiges Wetterleuchten in ſeinem äſthetiſchen Bemühen, giebt Herr Eckermann meiſt nur einfache Sätze, gleichſam die Elemente des Dichter-Verſtändniſſes, ſtillkräftige Wahrheiten, verkannt oft genug und außer Acht geſetzt, aber dennoch feſtbeſtehend und unentbehrlich, wie die Lehrſätze der Grammatik, auf die auch der beſte Redner zuweilen verwieſen werden muß. — Das Buch wird eröffnet durch einzelne Gedanken und Anſichten, in denen ſehr viel Schönes und Treffendes vorkommt. Ueber Natur und Kunſt in der Poeſie, über poetiſche Karaktere, über die Ausbildung der ſinnlichen Anſchauung, über den poetiſchen Stoff und die poetiſche Form, über die Wahl der letztern z. B. bei dem deutſchen Trauerſpiel, und über andere Gegenſtände dieſer Art verbreiten ſich die folgenden Aufſätze. Die ausführlichen Bemerkungen über die „Wahlverwandtſchaften" machen dem ſicheren, durch keinen Wahn bethörten, durch keine Schwäche der Gewöhnlichkeit geängſteten Kunſtſinne des Verfaſſers, ſo wie ſeiner liebevollen Aufmerkſamkeit für dieſes Goethe'ſche Meiſterwerk, alle Ehre; doch ließe ſich für die Anſicht des Ganzen auch wohl noch ein andrer Geſichtspunkt feſthalten, als der hier gewählte, und wir möchten, nicht zum Schaden der tiefen Dichtung, wohl das grade Gegentheil der von dem Verfaſſer aufgeſtellten Ergebniſſe ausführen! — Höchſt merkwürdig iſt die Richtung, in welcher der Verfaſſer die Poeſie, nachdem ihre Unabhängigkeit von moraliſchen Zwecken im Einzelnen nun wohl hinreichend bei den kritiſchen Richterſtühlen feſtſteht, dennoch im Ganzen wieder auf ein höchſtes ſittliches Gebiet zurückleitet, und dieſe ſittliche Beziehung in allen Abſtufungen ſinnreich durch Goethe's Gedichte verfolgt. — Sehr treffend und beachtenswerth ſind die Bemerkungen über den Zuſtand und den Einfluß unſerer heutigen Kritik=Verwaltung, beſonders in den Tagesblättern, und wie nöthig oder doch wenigſtens wünſchenswerth es ſei, daß eine litterariſche Erſcheinung nicht blos durch den Verlauf der Zeit allmählig, ſondern augenblicklich und gleichzeitig in lebendiger Berührung durch ächte Kritikworte zu ihrer gebührenden Würdigung gelange. — Wir glauben, daß nicht nur jeder ſinnvolle Leſer deutſcher Dichtungswerke manche Befriedigung, ſondern auch insbeſondere jeder Genoſſe der zahlreichen Schaar, die an unſerem Parnaß aufzuklimmen bemüht iſt, manche gute Belehrung aus dieſem Büchlein ſchöpfen kann!

Das Mädchen von Andros, eine Komödie des Terentius, in den Versmaßen des Originals, überſetzt von F. M. V. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. W. L. Heyſe. Berlin, 1826. 4.

Es iſt ein glückliches Zeichen der Bildung, ſowohl bei Nationen als bei Individuen, wenn ihnen, neben eigenthümlicher, ſelbſtgeſchaffener Geiſtes= und Kunſtwelt, die klaſſiſche Litteratur der Griechen und Römer in rechten Ehren und guter Uebung bleibt. Der Werth der unſterblichen Hervorbringungen des Alterthums beruht, außer den Vorzügen einer in ſich ſelbſt vollendeten, ihrer Art unerreichbaren Meiſterſchaft, für uns noch beſonders auch darauf, daß ſie uns eine andere, eine abgeſchloſſene Welt darbieten, eine Vergleichung für die unſrige, einen neuen Standpunkt für dieſelbe, und ſomit alle die Beziehungen und Verbindungen, Anregungen und Thätigkeiten, durch welche zu wahrhafter, freier Bildung der Geiſt emporringt. Dieſes Vortheils wird ſchon jeder inne, der nur zwei oder mehre Sprach- und Litteraturgebiete, wenn auch nur moderner und nahverwandter, verbindet und umfaßt, um wie viel mehr aber derjenige, dem die ganze Macht und Herrlichkeit der antiken Welt in die moderne herüberſtrahlt! Wir Deutſche haben es uns von jeher angelegen ſein laſſen, die klaſſiſche Litteratur ämſig zu pflegen, ihren Geiſt und ihre Werke uns treulichſt anzueignen, und die ausgezeichnetſten, fruchtbarſten Erfolge haben dieſe Bemühungen gekrönt. Der eigentlichen philologiſchen Arbeiten zu geſchweigen, ſo ſind in unſrer eignen Litteratur, binnen etwa ſiebenzig Jahren, in jener Richtung Ergebniſſe hervorgebracht worden, dergleichen in ſo kurzem Zeitraum die ganze Litteraturgeſchichte kaum noch ein Beiſpiel aufweiſen kann. Unſre Sprache iſt eine andere geworden, eine ganz neue Dichtung hat ſich erhoben, eine neue Ueberſetzungskunſt, die ſich auch für moderne

Sprachen und Formen ergiebig beweiſt. Die Arbeiten Klopſtock's, Ramler's, Voß's, Goethe's, Schlegel's, Wolf's und Anderer, die in ſolcher Weiſe das klaſſiſche Alterthum unter uns gepflegt und angeſiedelt, ſtellen ſich als ein Nationalverdienſt dar, dem wir die wichtigſte geiſtigſte Eroberung verdanken. Noch ſind wir indeß keineswegs in genügendem Beſitz, wir haben noch vieles zu gewinnen und anderes wiederholt zu befeſtigen; immer neu will dieſer Boden bearbeitet ſein. Nicht erfreulich wäre daher, wenn der litterariſche Eifer, durch ſo mancherlei andere Gegenſtände und Reize angezogen, in jener Hinſicht geſchwächt erſchiene oder minder fruchtbar; dennoch war dies in den letztern Jahren einigermaßen der Fall; der von Voß, von Humboldt und Wolf gebahnte Weg zeigt ſich weniger befolgt als in früherer Zeit. Um ſo freundlicher begrüßen wir eine Erſcheinung, welche, wie die hier anzuzeigende, ebenſo beſcheiden als verdienſtlich und werthvoll, in der feſten Bahn jener Vorgänger einen neuen Preis zu verdienen wagt; neu auch in Betreff des Gegenſtandes, denn Terentius erſcheint uns hier zum erſtenmal in dieſer ſeiner eigentlichen Geſtalt. Der Ueberſetzer hat ſich ſeine Aufgabe mit Einſicht und Strenge geſtellt, und ſie im Ganzen mit Treu und Gewandtheit gelöſt. Die Bedingungen dieſer noch wenig behandelten Versmaße mußten um ſo ſchwieriger zu erfüllen ſein, als auch die Sprachweiſe ſelbſt, in welcher die römiſche Komödie ſich deutſch vernehmen laſſen ſoll, hier neu zu geſtalten oder zu wählen war, denn nichts Anerkanntes konnte zum Vorbilde dienen. Die Leichtigkeit des Ausdrucks, die Natürlichkeit und Anmuth des Redefluſſes ſind hinwieder um ſo lobenswerther, je mehr ſie mit der metriſchen Genauigkeit und Ausbildung, die oft nur auf Koſten jener ſich erreichen zu laſſen ſcheint, gleichen Schrittes zuſammengeht. Der Ueberſetzer hat in beiden, in der Leichtigkeit wie in der Strenge, alles geleiſtet, was von glücklichem Takt und bewährter Geſchicklichkeit zu verlangen ſteht. Durch ſeine gelungene Arbeit, in welcher ſich überhaupt ein lebhafter, auffaſſender und anſprechender Geiſt regt, iſt uns nicht nur ein ſchätzenswerthes metriſches Gebild in unſerer Sprache mehr geworden, ſondern nun auch für jeden Laien, deſſen Verlangen das fremde Idiom entgegenſtand, die Möglichkeit eröffnet, eine Komödie des Terentius in deſſen eigenſtem Geiſt und eigenſter Geſtalt deutſch anzuſchauen und zu genießen. Hierzu hat der Herausgeber durch ſeine zweckmäßigen Anmerkungen beſtens beigetragen. Die Vorrede ſpricht mit gründlicher Einſicht und treffendem Urtheil von der Ueberſetzungskunſt und deren verſchiedenen Arten, ihren Schranken und Abwegen. Die Einleitung handelt von den Versmaßen; die genaue und klare Darſtellung zeigt den mit dem Gegenſtande völlig vertrauten Meiſter. Möchten ſolche metriſche Studien, deren Werth nur derjenige vollkommen würdigen kann, der ihre Tiefen erdringt, von unſern jungen Dichtern nicht ſo ſehr vernachläſſigt werden, als gewöhnlich zu geſchehen pflegt! Dieſe ſcheinbar geringfügigen Einſichten und Uebungen hängen doch zuletzt mit den höchſten Erſcheinungen und Wirkungen der Kunſtſchönheit zuſammen, ſie bilden ſchon für ſich allein einen weſentlichen Zweig der Dichtkunſt und Sprachkunde. Den Schluß des Buches macht die Ueberſetzung einer Satire des Horatius (I, 9) vom Herausgeber, zu deren Lobe wir nur zu ſagen brauchen, daß ſie dem von Friedrich Auguſt Wolf in dieſer Art aufgeſtellten Muſter würdig zur Seite ſteht. Der Anlaß, welchen wir in Betreff manches Einzelnen, ſowohl bei dieſer als bei der erſtern Ueberſetzung, noch zu beſondern Bemerkungen nehmen könnten, möge billig andern Blättern, welche derlei näher angeht, zur Benutzung verbleiben.

Das Leben der Frau von La Mothe-Guyon, von ihr ſelbſt beſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Henriette von Montenglaut, geb. von Cronſtain. Drei Theile. Berlin, Sander, 1826. 8.

Wie man auch urtheilen mag über die Denk- und Gefühlsweiſe, welche in dieſem Buche herrſchen, ſoviel kann als ausgemacht gelten, daß daſſelbe zu den merkwürdigſten und eigenthümlichſten Erzeugniſſen der litterariſchen Welt gehört. Sehen wir auf den wahren Ertrag eines Buches, auf die Stimmung, welche nach dem Leſen zurückbleibt, auf den geiſtigen und ſittlichen Gewinn, der in jener Stimmung ſich zu erkennen giebt, ſo giebt es kaum eine Gattung, welche in dieſem Betreff mehr leiſten und wirken kann, als wohlgeſchriebene Selbſtbiographieen. Die verſchiedenſten Arten der Behandlung, des Stoffes und des Talents erreichen auf dieſer Bahn daſſelbe Ziel. Jedes ächt und wahrhaft aufgezeichnete Menſchenleben iſt ein Spiegel, in welchem jedes andere ſich beſchauen kann; im Innern der Seele, in den geheimſten Eindrücken, Wünſchungen und Begierden iſt das Geſchick des Menſchen gleich, das verſchiedene Maß der Zutheilung, die verſchiedene Aeußerungsweiſe der Bildung, ja die verſchiedenen Verhältniſſe ſelbſt, unter welchen jedes Leben auftritt, erſcheinen nur als ſo viele verſchiedene Beleuchtungen deſſelben Gegenſtandes, des immer anziehenden und hauptſächlich wichtigen, des Menſchendaſeins überhaupt. Sei es Benvenuto Cellini oder Rouſſeau, Jung-Stilling oder Retif de la Bretonne, Alfieri oder Goethe, der uns ſeine Lebensgeſchichte erzählt, immer wird ſich ein hohes Intereſſe und eine reiche Belehrung damit verknüpfen, freilich verſchieden nach dem Maße der Welt, die ſich darbietet, und des Geiſtes, der ſie umfaßt. Wenn ſich mit Rouſſeau und Goethe in dieſer Hinſicht ſchwerlich ein dritter Autor gleichſtellen läßt, ſo gebührt doch der Frau von Guyon unter den Andern unbeſtreitbar ein erſter Platz; ſelbſt der treffliche Jung-Stilling muß ihr an geiſtiger Eigenheit und einem ſeltſamen Reize weit nachſtehn, obwohl er mehr äußeres Leben mit darſtellt. Dieſe wunderbare Frau, in deren Daſein alles, was im Menſchen leibt und lebt, ſich vergeiſtigte, deren Sinne, nach innen gewandt, dort alles wiederfanden, was ſonſt nur die Außenwelt zu geben pflegt, deren Gemüth durch Ueberreizung ſeine zarteſten Anlagen bis zur Heldenſtärke trieb, iſt ein leuchtendes Meteor im Gebiete des frommen Enthuſiasmus. In dieſem Gebiete, wo wir leider ſo oft Schwächlichkeit und Albernheit ihr trübes Unweſen treiben ſehn, erſcheint ſie mit Licht und Kraft, mit philoſophiſchem Scharfſinn und ächter Begeiſterung, nicht als verdrehte, unſichre Kopfhängerin, ſondern als kühne, freie Virtuoſin, geliebt und verehrt von dem edlen Erzbiſchof von Cambray, dem herrlichen Fenelon, befehdet und verfolgt von dem gewaltigen Biſchof von Meaux, dem großen Boſſuet; auch Frau von Maintenon und Ludwig der Vierzehnte ſelbſt nehmen an dieſen Dingen nahen Antheil, es entwickelt ſich ein großer Kampf der innerlichen Geiſtesgewalt mit den äußerlichen Mächten der Kirche und des Staats. Die ſüße Liebesinnigkeit, welche die edle Frau beſeelt, ihre Herzenskraft, welche jene in ſeltſamen Bildern und Worten hervortreibt, werden jetzt leichteres Verſtändniß finden, als damals, wo allgemeine Einſicht und umfaſſende Geiſtesbildung ungewöhnlich waren, und jedes Gebiet gleichſam nur von ſeinem beſonderen Wiſſen und Wollen erfüllt war. Jetzt wird niemand den reinen und hohen Verhältniſſen mit dem Pater Lacombe eine rohe Mißdeutung geben wollen; im Gegentheil, wir werden die Umgeſtaltung, welche hier die unteren Seelenkräfte in höhere erfahren, mit Bewunderung anerkennen, und dem philoſophiſchen Gehalt nachforſchen, der dieſen ſogenannten Schwärmereien innewohnt und in ihnen fortwirkt. Solche Myſtiker, licht und kraftvoll, dürfen uns willkommen ſein, auch wenn wir ihrer Richtung nicht angehören können noch wollen; ſie ſtärken uns allenfalls auch in der unſrigen. Wir empfehlen daher mit gutem Gewiſſen dieſes Buch allen und jeden Leſern und Leſerinnen, denen die Betrachtung innerer Zuſtände und der Einblick in merkwürdige Entwickelung eines hochbegabten Menſchen nicht ohne Reiz iſt, und welche Unterhaltung und Belehrung und Erbauung ſich gern vereinen. Das franzöſiſche Original iſt äußerſt ſelten, daher die Ueberſetzung daſſelbe nicht blos in Hinſicht der Sprache vertritt, ſondern auch denjenigen willkommen ſein muß, die das Buch ſonſt wohl franzöſiſch zu leſen vorzögen. Die Uebertragung des Werkes der Frau von Guyon, welches ſie „die Ströme“ (les Torrens) genannt hat, von Koſegarten, iſt mit Beifall aufgenommen worden; das eigentliche Hauptwerk unſerer fruchtbaren Verfaſſerin, dieſe Lebensbeſchreibung, darf nicht minderen erwarten. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit ein paar charakteriſtiſchen Worten, welche uns über Frau von Guyon von guter Freundeshand zugekommen ſind. „Madame Guyon“ — heißt es in einem uns vorliegenden Fragment — „konnte nicht ohne Welt leben, im gleichen Maß mit allen Menſchen, — und wollte doch mit der Welt nichts zu thun haben; hatte ein engelhaftes Gemüth und philoſophiſchen Geiſt. Sie dachte mit großer Kraft in's Leere hinein, und dichtete, weil ihr Herz Nahrung bedurfte, die ganz beſtimmte, erzählte Geſchichte vom Chriſtus noch einmal nach. Sie ſtellte gleichſam ſein Leben in ſich auf: lebte es noch Einmal, wurde zum Chriſtuskinde; weil ſie ſich nicht erlaubte, ein anderes Leben zu führen.“ Noch iſt zu bemerken, daß die Ueberſetzerin auch einige der zahlreichen Gedichte der Frau von Guyon in deutſchen Verſen wiedergegeben hat. Jedoch finden wir die Auswahl nicht vortheilhaft; die kleinen lyriſchen Stücke wären vorzuziehen geweſen, es giebt darunter Sachen von großer Originalität und Kraft, wie z. B. dieſe Zeilen:

Venez, amour divin, et faites sur mon âme
L'ennui de vos rigueurs et l'excès de vos flammes;
Brûlez, brisez,
Rongez, et détruisez,
N'épargnez pas les coups,
Tendre, tendre, si mon coeur est à vous!

Sanftere Zärtlichkeit iſt im folgenden:

Qui se plaint de sa rigueur,
Ne l'aime guère;
Qui se plaint de sa rigueur
Ne l'a pas donné son cœur;
Il veut un autre salaire
Que l'amour de son vainqueur.
Qui se plaint de sa rigueur,
Ne l'aime guère.

Ein andermal fordert ſie geradezu, Gott wolle doch nicht ſo lang Geduld haben, da er ja die Herzen ändern könne. Solche Stücke wünſchten wir überhaupt zu leſen, ſo wie das herrliche Lied von Fenelon: „Adieu vaine prudence, je ne te dois plus rien", welches ganz im Geiſt und Gedanken der Guyon gedichtet iſt, und in edler, faßlicher Einheit, bei ſo erhabenen Gedanken, wenig ſeines Gleichen hat.

Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften. Herausgegeben von ſeinem Enkel Ernſt Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's, von Friedrich Cramer. Halberſtadt, 1828. 12.

Lichtwer iſt unſeres Wiſſens der einzige deutſche Dichter, der aus Gottſched's veralteter Schule ſich in der nachfolgenden literariſchen Periode mit Ehren behauptet, zu aus dem Ungemeinen hat noch entschieden gefangen hat. Dieser Eindruck allein verbürgt schon ein bedeutendes Gefühlsleben, einen gediegenen Gehalt, eine gelungene Form seiner Gedichte. Und so verhält es sich in der That. Seine Fabeln vorzüglich sind es, die ihm unter den besten deutschen Schriftstellern einen ehrenvollen Rang sichern, und noch jetzt leben viele derselben im Munde der Jugend fort, gleich denen von Gellert und Gleim, die man noch immer nicht, wie jetzt auch in dieser Beziehung alles Mögliche schon versucht worden, durch Eigenmächtiges und Geschmackloses hat verdrängen können. Um nur bei Pfeffels Fabeln zu bleiben, wem von uns wären nicht „die böhmischen Musikanten“ und „der kleine Fischer“ wohlbekannt und in angenehmer Erinnerung? Die hier dargebotene Sammlung der poetischen Schriften von Pfeffel unseres Dichters bildet hiermit unsere Literatur, wir begrüßen sie als eine hochschätzbare Gabe. In einem hübschen Duodez-Bande, bequem in die Tasche zu stecken, billig und sehr geschmackvoll, finden sich alle Fabeln, soweit von Pfeffel noch vorhanden ist, vier Bücher Fabeln, ein Volksgedicht: „Die Macht der Gewohnheit“ in fünf Büchern, und vermischte Gedichte. Unter den letzteren sind einige ganz vorzügliche, und hätten wir gewünscht, daß deren nicht mehrere aufgenommen worden. Der Dichter war, wie man sieht, nicht sonderlich fruchtbar, er dichtete nicht Tag für Tag, auch für Honorar, nicht auf Bestellung, sondern in Stunden der Weihe.

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] und [illegible] wenig [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] die [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] den [illegible] und [illegible] [illegible] in dem [illegible] [illegible], die den [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aus [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] ging eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und in einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist. Die [illegible] [illegible] ist [illegible] ein [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] Zeit und nicht [illegible] mit [illegible] [illegible] mit den [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Wird man also [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible], und [illegible] wir die [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] ist sie nicht [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] die [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Es ist ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], die wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], und die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ausgiebt, und noch immer zu neuen Darſtellungen Anlaß giebt. Dieſer Mannichfaltigkeit ſeiner [illegible] gemäß, verſucht der Verfaſſer einen ſolchen gelungenen Wechſel von Goethe's Lebensumſtänden mit allen ſeinen Farben und deren Hinzufügen der inneren Geſchichte deſſelben zu verbinden, und auf ſolche Weiſe ein vollſtändiges, durch Bild treuer poetiſchen und geiſtigen Seelenſchilderung hervorzurufen. Dies iſt ihm vortrefflich gelungen, durch ruhige, milde Darſtellung von Einzelheiten, durch feine, poetiſche Erörterung, durch einfache, [illegible] [illegible]. Dieſe natürlich kann ſie uns nicht allein von ihm, was der Verfaſſer mittheilt, weder in den Quellen, noch in den Berichten und Betrachtungen, die ſich darauf vorfinden, allein auch das Bekannte gewinnt in ſo gefälliger Form einen neuen Reiz, daß man [illegible] gern eine ſolche Wiederholung, die [illegible] in ihrem Inhalt und Zweck eigenthümlich iſt, und neue Beobachtungen darin giebt, darin vermiſcht. Sie erſcheint in dieſer Darſtellung aber, was Goethe's wiſſenſchaftlichen Geiſt und Gang betrifft, eine bedeutend tiefe Abhandlung, wie ſie [illegible] von dem Verfaſſer [illegible] längſt erwarten ließ, der ſich als Deutſcher und tüchtiger Gelehrter durch ſeinen Aufenthalt in manchen Wegen jener Richtung bereits öffentlich hergegeben hat. Auch noch andere Seite gewiß [illegible] und [illegible] Schrift mit [illegible] und [illegible] Neuigkeiten. Einige Nachrichten, die Verbindung Goethe's mit [illegible] betreffend, müſſen wir als wichtige Aufſchlüſſe, die auch auf andere hinüberreichen, hier willkommen heißen. Eben ſo die merkwürdigen Äußerungen über Mirabeau's [illegible] Selbſtgefühl und Unfehlbarkeit, auf Anlaß der neuerlich von Dumont herausgegebenen Erinnerungen an dieſen Revolutionshelden; ſogar ein Streiflicht aus den Memoiren des Fürſten von Talleyrand blitzt hier auf, wodurch zum erſtenmal das bisher geſchichtliche Daſein jener Denkſchriften des Erzdiplomaten außer Zeit durch ein unbeſtreitbares Zeugniß erwieſen wird. Die noch ſonſt aus Goethe's Geſprächen beigebrachten Urtheile und Bemerkungen ſind wichtig und anmuthig, und zeigen, wie alles von ihm, das eigne Kennzeichen ſtill und mächtig auf. Ueberhaupt wird Goethe's Werth, wie hier ſich die Menge der Urtheile über alles verbreitet, theils auch jungen vortrefflichen Kennern der ſich [illegible] [illegible], auch vollkommen das natürliche und wohlthätige in unſrer Nation verbreiten, und auch die Gegner werden ſich wider Willen vorzugsweiſe mit ihm beſchäftigen müſſen, und gerade an ihm ihre geiſtreichſten Proben liefern. Sind doch diejenigen, welche ſo ſehr über Mangel an Religion in ihm klagen, durch den heiligen Eifer, den ſie bei dieſer Gelegenheit zeigen, mit ihrer eigenen Frömmigkeit ſchon im vortheilhafteſten Lichte! und erwerben doch ebenſo diejenigen, welche wohl nur den früheren Goethe gelten laſſen, aber den ſpäteren für ſchwach geworden erklären, nur [illegible] [illegible]

[illegible] Goethe gleichen Schritt gehalten zu haben! [illegible] mit vollem Rechte sagen: „Son esprit était resté créateur, observateur et productif jusqu'à la fin, et ne [illegible] sciences physiques; celles-ci étaient tout ce qu'elles pouvaient être à cet âge. Non, Goethe n'a point eu le douloureux avertissement de sa fin prochaine par le sentiment du déclin de ses facultés; mais il l'a pressentie en supputant le nombre des ans écoulés, et à la vue [illegible] qui se formaient autour de lui.“ —

[illegible] Goethe [illegible]

und geſteht er, daß ihn der Neid getrieben; durch welches ſchädliche Bekenntniß nun gleichſam von ſelbſt die angeführte Probe von Cendrillons Pantoffel erledigt, denn dem feinen gewandten Fuße, welcher den plumpen ſchmierigen Stiefel unter die Menge geſchleudert, kann dieſer ſchimmernde paſſen und angehören, aber die vielen Autoren — mögen zuſehen, wie ſie das Ungewitter vermeiden! —

Ueber Goethe's Fauſt, als Einleitung zu Vorleſungen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirſchberg, 1830. 8.

Wir dürfen dieſe kleine Schrift nicht mit Stillſchweigen übergehen, obgleich der Raum, ihren Inhalt vollſtändig zu betrachten, hier nicht hinreichend genug iſt. Herr Schubarth hat ſich bisher durch Schriften ausgezeichnet, welche ein eigenthümliches kritiſches Talent kund geben, das aber in einer gewiſſen Einſamkeit verharrt. Dieſe Einſamkeit beſteht indeß nicht darin, daß er in ſtille, noch kaum betretene Orte vordringt, und den einen mühſamen, [illegible] Boden verſucht: nein, er wandelt auf den betretenſten Pfaden unſerer Kritik, behandelt davon ſchon am meiſten bearbeitete Gegenſtände, und gründet und ſtützt ſich auf alle beſſern Vorarbeiten. Das Eigenthümliche und Einſame, das

Neuprosa und Tagesliteratur, welches in seinem Streben verbunden ist, gründet sich auf die besondre Richtung, die er sich gegen das Bestehende gewählt hat. Diese Richtung schneidet zwar durch über alle bisherigen Wege, und indem er, ohne andern Ausgangspunkt, als den einer ziemlich willkürlichen Meinung, und ohne wahres Ziel, jener Richtung folgt, ist er in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf den gangbaren Straßen, welche Lessing, die Schlegel, Tieck und Andere gebaut und geschmückt haben, aber auch dazwischen auf ihrem Feld und mittlerem Gebiete. Hierbei fehlt es nicht an scharfen Bildverbindungen, geistreichen Ueberblicken, scharfsinnigen Einzelheiten. Aber eine sichre, feste Grundlage, die zugleich für Nachfolgende brauchbar wäre, mangelt überall. Diese Kritik ist für eine philosophische nicht philosophisch genug, für eine historische nicht genug geschichtlich, auf eine dieser Seiten aber muß jede ästhetische Kritik sich wesentlich gründen, wenn sie nicht bloß eine launenhafte, sondern eine wissenschaftliche sein will; und die gemeine wird sogar beide verlieren. Sollten wir den Verfasser mit einem schon bekannten Schriftsteller vergleichen, so möchte es mit Adam Müller geschehen, der eine ähnliche Erscheinung war, und eigentlich durch die bloße Stellung, welche er zuerst gegen die vorhandenen Richtungen nahm, — indem er diese sämmtlich bezeichnete, — alles Glänzende, Geistreiche, Wirksame gewann, womit seine schönen Gaben austrachten. Dabei hat unſer Verfaſſer zwar nicht den eleganten Schwung verführeriſcher Beredſamkeit, aber ſtatt deſſen mehr Ernſt und Tiefe der Betrachtung ſelbſt. Die kritiſchen Andeutungen Adam Müllers über manche Stücke Shakſpeare's, und die Standpunkte, welche er ſich für Goethe'ſche Werke zu wählen pflegt, dürften hier der Erinnerung im Ganzen nicht abzulehnen ſein.

Zuvörderſt will der Verfaſſer den Karakter der Deutſchen in ihrer geiſtigen Entwickelung, ſodann die Stellung Goethe's in dieſer und ſeinen vorzüglichſten Erzeugniſſen, endlich ihn als Dichter des Fauſt betrachten. Die Art, wie er zu erſterem Behufe mit Hermann, Theoderich, Karl dem Großen, ſodann mit Luther gebart, kann unmöglich befriedigen, ja kaum leidlich hinhalten; auch die Verſuche, aus den Lagen und den Bedingungen des Allgemeinen die Nothwendigkeiten der Geſtalt Goethe's begriffsmäßig zu konſtruiren, entbehren des feſten Grundes, auf welchem ſicher aufzutreten iſt, man eilt darüber hin, wie über ein noch zu dünnes Eis, dem man nicht trauen kann. Mit den Annahmen über Roman und Drama kömmt es nicht auf's Reine, dieſe Formen der Poeſie wollen ſich ſo nicht einfangen laſſen, hier wird Walter Scott ohne Zug und Recht mit eingepackt, dort bleibt Cervantes vergeſſen liegen, und da ſchlüpft der ganze Roman aus dem Netze heraus! Jemehr der Verfaſſer ſeine gegenſtändigen Schemata verläßt, und auf das Einzelne kommt, deſto fruchtbarer und gehaltvoller wird er. Die Bemerkungen über Shakſpeare'ſche Karaktere ſind in ihrer Einzelheit ſchätzbar, eröffnen weitern Einblick und Nachdenken. Dagegen verleitet ihn ſein Schema zu völligem Mißkennen der Iphigenia und des Taſſo, in denen er alle tragiſchen Mächte verabſchiedet meint! Ueber den Werther ſagt er Treffendes, Tiefeindringendes. Wir erwähnen hierbei vor allem eines wichtig-ſonderbaren Umſtandes mit den eignen Worten des Verfaſſers: „Aus mündlicher Mittheilung — ſagt er — erinnere ich mich, wie Goethe erzählte, Napoleon ſei der einzige geweſen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß im Werther aufmerkſam gemacht, das bis dahin den ſchärfſten, kritiſchen Blicken entgangen, weil er es allerdings ſo künſtlich verſteckt, wie der Schneider ſeine künſtliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch irgendwo ein Riß kommt. Als ich um nähern Aufſchluß bat, erwiederte er mir, ich ſei durch das, was ich über Werther in meiner Beurtheilung bereits geſagt, auf beſtem Wege es ſelbſt zu finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen." Sollte hiermit das von dem Verfaſſer kurz vorher Angemerkte gemeint ſein, daß es auffallen müſſe, wie Werther ſo ganz und gar nichts dafür thut, in den Beſitz Lottens zu gelangen, da es doch möglich und erlaubt, und ſie noch durch kein entſchiedenes Band ihm entzogen war, ſo könnten wir dies doch nicht unbeſtritten gelten laſſen, und müßten, wenn darin wirklich Napoleons von Goethe zugeſtandene Bemerkung beſtehen ſollte, auch dieſen beiden Autoritäten fürerſt noch zweifelnd gegenüber bleiben. Auch über die Wahlverwandtſchaften ſagt der Verfaſſer Würdiges und Klares, wovon viel albernes Geſchrei, das man noch heutiges Tages über das angeblich Unſittliche dieſes Romans verführt, völlig zerſchellen muß. In Wilhelm Meiſters Lehrjahren eine Verlaufsähnlichkeit mit dem Alten Teſtamente zu finden, wo denn für die Wanderjahre, was zwar nicht ausdrücklich geſagt iſt, das Neue Teſtament zur Vergleichung ſich von ſelbſt bietet, iſt wenigſtens neu und ſeltſam genug; der Verfaſſer wird uns erlauben, erſt mehrmals Athem zu holen, ehe wir über einen ſolchen Gegenſtand mitreden. Das verfehlteſte Wort ſcheint uns das über Eugenien, mit welcher eine Art Apologie der mittlern Stände gemeint ſein ſoll.

Ueber den Fauſt, den eigentlichen Gegenſtand der Schrift, finden wir unter vielem andern Gutgedachten die Kernbemerkung, der Dichter lege in dieſem Werke nicht das Geſtändniß ab: ſo ſei der Menſch, weil er ſo ſein müſſe; ſondern habe nur ſagen wollen: ſo ſei der Menſch, weil er die Freiheit ſich nimmt, es zu ſein, ohne zu müſſen. Doch wird jetzt, da das vollendete Gedicht unſern Augen und unſerm Nachdenken eröffnet liegt, die Kritik dieſes koloſſalen Werkes einen ganz neuen Aufſchwung zu nehmen haben, und ſchon iſt dazu in dieſen Blättern ein ſo gründlicher als geiſtreicher Anfang gemacht worden, wie er in ſo frühem Augenblick nur irgend zu erwarten ſein konnte.

Der Verfaſſer ſchließt damit, daß die neidloſe, wahrhafte Anerkennung unſeres Dichters in ſeiner ganzen Größe, Herrlichkeit und Einzigkeit auch eine Art ſittlichen Problems ſei, und übergiebt die in Widerſpruch und Verneinung verharrenden Gegner ihrer eignen, troſtloſen Verdammniß.

Eine wichtige Angabe iſt der von Goethe ſelbſt entworfene Plan zu einem zweiten Theile von Pandora's Wiederkunft, wo man über den Reichthum, welchen der Dichter in dieſer großartigen Dichtung noch entfalten und ordnen wollte, mit Recht erſtaunen muß. —

Memoiren eines deutſchen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816. Leipzig, 1833. 8.

Ein wirkliches Leben, das ſich während eines wichtigen Zeitraums in großer Welt und Staatsſachen hinreichend umgethan hat, liegt dieſen Memoiren zum Grunde, die Perſon, an welcher ſich die Erlebniſſe aufreihen, iſt nicht ſchwer zu errathen, und wir finden es glaublich genug, daß der Text, der vor uns liegt, größtentheils aus des Mannes eignen Aufzeichnungen ſtamme. Nach dieſen vorausgeſchickten Angaben [illegible] man nun meinen, daß eine für Unterhaltung und Belehrung ergiebige Ausbeute erfolgen müßte. Das iſt aber nicht der Fall. Zwar langweilig kann man dieſe Memoiren nicht nennen, es wird immerfort raſch erzählt, und auf jeder Seite ſtehen einige Thatſachen, ſo daß man ſo viele Mannigfaltigkeiten ſich nicht eben verdrießen läßt. Aber im Ganzen iſt doch die Bearbeitung gar zu oberflächlich, und die wichtigſten Ereigniſſe und merkwürdigſten Perſonen werden aufgenommen und entlaſſen, ohne daß etwas Sonderliches dabei gewonnen würde, weder allgemeine Schilderungen, noch einzelne [illegible] wodurch eine hellere Beleuchtung der Gegenſtände und eine beſtimmtere Einſicht in ihre Beſchaffenheit und ihren Zuſammenhang hervorginge. Eben ſo, wo geſellige Verhältniſſe berührt und die kleinen Geheimniſſe des Privatlebens enthüllt ſind, erkennt man zwar genugſam den Stoff, der durch Aergerliches und Beißendes ergötzen könnte, aber aus Mangel gehöriger Behandlung bleibt dieſer Stoff größtentheils ohne Wirkung, und man genießt ihn ohne rechten Geſchmack und Dank. Der Verfaſſer hat es doch ſogar für einen bloßen Weltmann etwas zu leicht genommen, ſowohl mit dem Aufſchreiben, als auch wie es ſcheint mit dem Leben ſelbſt, das wenig

Eigenthümliches zeigt, ſondern faſt nur ein gewöhnliches Mitmachen deſſen, was die Verhältniſſe des Tages dem Tage auswerfen. Dabei können wir große Geſinnungen und tiefe Gedanken allenfalls miſſen, aber irgend eine Feinheit der Beobachtung, irgend eine Anmuth des Beſchreibens haben wir dafür von dem gebildeten Weltmann zu fordern, es müßte denn ſein, daß er uns an deren Statt das noch ſeltnere Geſchenk einer im verfeinertſten Lebenselement bewahrten Unbefangenheit des Sinnes und Naivetät des Ausdrucks brächte! Von dem allen aber iſt hier nichts. Unſer Graf von Schlitz geht durch ſeine Bahn, wie ein Handwerksgeſell durch die ſeine, er läßt das Meiſte dahingeſtellt, oder vorausgeſetzt, und bemerkt nur das nothdürftigſte Nächſte. Dies letztere bei den Handwerksgeſellen kennen zu lernen, hat noch ſeinen Reiz, eben weil es uns nicht ſo nahe liegt, und etwas Eigenes ſich darin abſpiegeln kann, aber bei dem Grafen iſt es nur das gleichgültige Alltägliche, dem erſt ein Intereſſe durch beſondre Ereigniſſe oder durch geiſtige Verarbeitung herzukommen müßte. In Frankreich würde der Verfaſſer ſelbſt, oder auch ein Freund, ein Gehülfe, der Herausgeber, ja nöthigenfalls der Buchhändler ſogar, dieſe Materialien, welche doch einmal eine gute Grundlage bilden, mit einigen Händen voll Salz beſtreut haben, und es wären höchſt genießbare Memoiren geworden; bei uns ſind ſie in ihrer ungewürzten Bereitung aufgetiſcht, und ſie ſchmecken weniger, und nähren gar nicht. Dazu kommt noch der große Uebelſtand, daß die meiſten Namen, an die ſich irgend ein vorübergehender Reiz knüpfen will, faſt immer nur mit Buchſtaben und Sternchen angedeutet. Auch für den nicht ſchon unterrichteten Leſer eine wahre Qual, denn hundert Vorſtellungen und Beziehungen, die er mit dem wirklichen Namen allenfalls verbinden und dadurch das Erzählte beleben und erhöhen könnte, müſſen nun unterbleiben, und er bewegt ſich zwiſchen Masken und Räthſeln fort, deren Löſung ihm aus dem Buch allein nicht werden kann. Zu rügen iſt daneben noch die Ungenauigkeit in Beſchreibung der wirklich mitgetheilten Namen; auf der erſten Seite wird des Grafen Hofmeiſter irrig Leiſering genannt; er hieß aber Leuchſenring, ein ſchon aus Goethe's Leben und aus Jakobi's Briefwechſel ſehr bekannter Name, und es hätte ſich über den Mann, der als ein ſentimentaler Ordensſtifter aus dem Reich nach Berlin kam, von da den Baron Labes (nachherigen Grafen von Schlitz) auf Reiſen begleitete, nachher eine Hofdame heirathete, und mit dieſer aus Liebe zum Jakobinerthum nach Paris ging, wo er unter der Kaiſerregierung und Reſtauration ein herbes dunkles Leben führte, und im Jahre 1827 ſtarb, noch viel Merkwürdiges ſagen laſſen, ſo daß der Leſer gleich anfangs auf den intereſſanteſten Boden geſtellt geweſen wäre. Aus dem Gebiete der eigentlichen Staatsſachen iſt uns nichts vorgekommen, was als erheblich und neu zu bemerken wäre; einige Anekdoten aus dieſer Sphäre mögen doch beides vielleicht für manche Leſer ſein. Die Nachrichten über den diplomatiſchen Gang der Verhandlungen wegen Sachſen auf dem Wiener Kongreſſe konnten im Augenblicke, als der Verfaſſer ſie ſchrieb, ein gutes Zeugniß für ſeine diplomatiſche Gegenwart und Aufmerkſamkeit abgeben; ſeitdem iſt die Neugier in dieſem Betreff vollſtändiger befriedigt worden, oder auch unbefriedigt erloſchen. Der Verfaſſer hat es auch eigentlich mehr auf ſeine perſönliche Geſchichte angelegt, und da finden ſich freilich Andeutungen und Bekenntniſſe genug, die aber nicht zu gehöriger Reife kommen, und ſowohl Verwicklungen als Aufſchlüſſe auf halbem Wege ſtehen laſſen. Wenn man auf ſo bedenkliche Sachen hinweiſen mag, wie S. 80 in den erſten Zeilen, ſo ſollte man mit andren Dingen nicht mehr ſo große Umſtände machen. Die litterariſche Geſtalt und vielleicht auch der hiſtoriſche Werth des Buches würde allerdings gewonnen haben, wenn die darin unläugbare Richtung zum Aergerniß und Verfänglichen noch etwas mehr wäre ausgebildet worden; und daß der moraliſche Werth dabei noch ungefähr eben ſo gut zu ſtehen käme, als bei der jetzigen halben Zurückhaltung, iſt ganz außer Zweifel. —

Memoiren eines preußiſchen Offiziers. Herausgegeben von C. Herloßſohn. Leipzig, 1833. Zwei Theile. 12.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verſtändiger Einſicht den nicht zu verkennenden Werth ſolcher Denkſchriften an, welche auf untern Stufen des Lebens und der Bildung dennoch ein eignes und in ſeiner ächten Wirklichkeit ſtets betrachtungswürdiges Daſein abſpiegeln, und ſelbſt den größeren Geſchichtsereigniſſen im Widerſcheine der perſönlichen und örtlichen Einzelheiten oft eine ganz neue und überraſchende Färbung leihen, die den Gang und Gehalt des Geſchehenen nicht ſelten beſſer einſehen läßt, als manches weitausholende Darlegen und Erklären in's Allgemeine hin. Aus dieſem Geſichtspunkte zeigen wir dieſes kleine Buch gern als eine Vermehrung der ſchon bekannten Familie der Feldjäger, des Deutſchen Gil-Blas u. ſ. w. an, um welche ſich Goethe faſt zuerſt ein ſo großes Verdienſt erworben.

An der Aechtheit dieſer Memoiren haben wir keinen Zweifel; als Dichtung wären ſie das größte Beiſpiel von Enthaltſamkeit, das ein Autor je geben könnte, denn überall herrſcht darin das Wirkliche nur als ſolches, und verſchmäht jeden Zuſatz von Abentheuerlichem und

Reizendem, das nicht ſchon in jenem läge; auch bleibt das geiſtige Auffaſſen der Dinge fortwährend im gleichmäßigen Verhältniſſe mit dieſen ſelbſt, und ſo macht das Ganze den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewieſenen Kreiſe treu verbleibenden Unbefangenheit. Das Buch iſt bei dieſer Beſchaffenheit für geſchichtliches Intereſſe wie für bloße Unterhaltung am rechten Orte und zu ſeiner Zeit empfehlenswerth genug, und möge mit vielen Brüdern, die auch nichts Ueberſchwengliches bringen und ausſprechen, unverkümmert dahingehen.

Der Sohn eines Bürgermeiſters von Neuſtadt bei Neiße in Schleſien iſt es, der hier ſeine Lebensgeſchichte erzählt; im Jahre 1770 geboren, ſah er noch die letzten Ereigniſſe der Regierung Friedrichs des Großen, wurde durch jugendliche Unbeſonnenheiten frühzeitig dem Kriegsdienſte zugeführt, und durfte in Berlin mit guten Ausſichten bei der Artillerie eintreten. Hier hatte er einen Vetter, den Mahler Rode, deſſen Hausweſen und Künſtlerart geſchildert wird. Als Bombardier zog unſer Autor mit nach Polen, wo die unglücklichen Verhältniſſe des Landes und der Einwohner den guten Sinn des Mannes nicht gleichgültig ließen, auch eine ordentliche Liebſchaft an- und abſpann, alles aber in Maß und Schranken blieb, ohne Abentheuer und Kataſtrophe. Der Krieg gegen Frankreich bricht aus, und führt uns zuerſt in die Champagne, ſpäter, nach dem fürchterlichen Rückzug, zur Belagerung von Mainz, und nachdem dieſe Feſtung erobert worden, kehrt alles im Frieden zur Heimath. Unſer Autor, der inzwiſchen Offizier geworden, wird in Schleſien angeſtellt, und leiſtet daſelbſt bei dem Einbruche der Truppen Napoleons in den Jahren 1806 und 1807 treffliche Dienſte, beſonders bei der Vertheidigung der Feſtung Silberberg, die auch von dem Feinde nicht erobert wird. Mit dem Frieden von Tilſit hören die Denkſchriften auf, obwohl der Verfaſſer erſt viel ſpäter geſtorben zu ſeyn ſcheint.

Ein wackres Gemüth, von keinen ausgezeichneten Fähigkeiten, aber von gutem leichten Sinn und thätiger Lebhaftigkeit getragen, bildet hier eine Art mäßigen Deutſchen Karakters, wie er uns in den mittlern Regionen des Lebens oft und leidlich genug zu begegnen pflegt. Auch ſein Mittheilungstrieb gehört ganz in dieſe Sphäre, und wird in ſeinem einfachen Zuge nur bisweilen geſtört durch etwas geſteigerte, koſtbare oder auch geſchmacklos muntre Ausdruckweiſen, die theils noch von der Schule Zeugniß geben, theils als zufällige Beute aus dem Weltverkehr aufgehaſcht ſind. Die Betrachtungen, die unſer Verfaſſer häufig anſtellt, wollen ſich gern erheben, und ſind meiſtens gut und brav, ohne doch ihren Flug ſonderlich auszudehnen. Seltſam aber nimmt ſich ein Abriß der Franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte aus, den er in aller Kürze nach damaligen flüchtigen Auffaſſungen mittheilt. Man ſieht wenigſtens, welche Thatſachen zumeiſt, und in welcher Geſtalt dieſe ſich im Publikum feſtgeſetzt hatten. Die meiſten Namen ſind dabei grauſam verſtümmelt, welches der Herausgeber wohl mit ganzem Recht ſo gelaſſen hat. Nur an ein paar Stellen wird eine ſpätere Handanlegung ſichtbar, z. B. wo im Revolutionskriege ein Großherzog von Baden genannt wird, und nur ein Prinz von Baden gemeint ſein kann. Manche Anführungen aus dem Kriegszug in der Champagne könnten faſt aus Goethe entlehnt ſcheinen, wenn nicht die Uebereinſtimmung weit beſſer noch ſich daraus erklärte, daß gleichzeitig und unter gleichen Umſtänden von derſelben Sache geredet wird.

Die höchſten Punkte des Büchleins ſind gleich im Anfange das perſönliche Erſcheinen Friedrich des Großen — wo dieſer Namen vorkommt, fühlt man gleich eine ſtärkende Luft —, und ſpäterhin die tapfre Geſinnung und der treue Eifer für die Sache Preußens. Man möchte wünſchen, die glänzenden Ereigniſſe der nachfolgenden Kriege gleichfalls dieſem Leben zu Gute kommen zu ſehen.

Wir rechnen es dem Herausgeber zum Verdienſt, daß er dieſe Blätter, zu welchen er in dem Vorworte ſeine eignen Gefühle und Empfindungen nicht ganz übereinſtimmend andeutet, dennoch mit Billigkeit gewürdigt und litterariſch gefördert hat. —

Biographiſche Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Erzählt von Dr. Friedrich Cramer. Mit einem Facſimile. Quedlinburg und Leipzig, 1833. 8.

Die Staats- und Kriegsgeſchichten aus den Zeiten des Ablaufes des ſiebzehnten Jahrhunderts und des Ein- und Vorſchreitens des achtzehnten ſind uns hinlänglich bekannt. Auch das Privatleben aus jenem Zeitraum kennen wir bei den Franzoſen ſehr reichlich und vielartig, wenig aber das der Deutſchen, und auch da faſt nur denjenigen Theil, der ſich als Nachahmung des franzöſiſchen Lebens darſtellt, und in franzöſiſcher Sprache überliefert worden iſt. Die damalige Stufe der Geſellſchaftsausbildung in Deutſchland, wie die der deutſchen Sprachentwicklung verwieſen das augenblickliche Lebensbedürfniß nothwendig auf die Hülfsmittel des Auslandes, welches ſie bequem und ſchmeichelnd darbot. Für die Schilderung der deutſchen Höfe und der höheren Geſellſchaft, ihrer Tagesverhältniſſe, Vergnügungen, Liebſchaften, Geiſtesarten, Beſchränkungen und Freiheiten war die Thätigkeit des Baron Pöllnitz überall voran, und faſt ohne Mitbewerber, das ganze Fach in ſeinen verſchiedenen Unterabtheilungen verſah er faſt allein; er ſchrieb ernſte Denkſchriften der Regierungs- und Hofgeſchichten, leichte Reiſenachrichten zur launigen Unterhaltung, und die Herzens- und Liebes-Geſchichten wußte er in ein romanenhaftes Bild angenehm zuſammenzufaſſen, in dem berühmten Buche, das unter dem Titel la Saxe galante unſere Vorfahren einſt allgemein anzog und bezauberte, und noch bis in die ſpäte Zeit hinein gern geleſen wurde. Die Geliebte des Kurfürſten von Sachſen, Auguſts des Starken, die ſchöne und geiſtreiche Gräfin Aurora von Königsmarck, trat in dieſer Darſtellung beſonders anmuthig und bedeutend hervor, weit über den Kreis der gewöhnlichen Maitreſſen hervor, und gab ein Gegenbild zu den berühmten franzöſiſchen Frauen dieſer Art, denen der Hiſtoriker nicht umhin kann, wie ſehr es ihn auch verdrießen möge, eine große und anhaltende Aufmerkſamkeit zu widmen. In Auroren ſchien ſogar die zweifache Rolle einer la Vallière und einer Maintenon einigermaßen verbunden zu ſein, und die Mutter des tapfern Grafen von Sachſen ſchien auch den Ruhm einer Monteſpan ſich aneignen zu dürfen, ſo daß die drei Hauptmaitreſſen Ludwigs XIV. gleichſam hier in Einem Bilde vereinigt ſcheinen dürften. Dieſes Bild fand ungemeine Gunſt, und ſelbſt unter den Deutſchen, wo die Sittenſtrenge, auch wenn die That ihr gar oft wie anderwärts entſchlüpft, doch öffentlich gern und ſtark das Wort führt, iſt Aurora faſt immer mit beſonderer Milde und Nachſicht beurtheilt worden; man glaubte für ſie faſt eine Ausnahme zuläſſig. — Indeß hat dieſe Gunſt ihr bisher keinen eignen Geſchichtſchreiber werden können, ihre merkwürdigen Schickſale und Verhältniſſe blieben in dem Helldunkel, in welches Pöllnitz ſie geſtellt hatte, auf welchen als einzigen Gewährsmann der gäng und gäben Nachrichten man ſich gläubig verließ. Erſt jetzt verkündet ſich ein ganz neues Licht über dieſes bewegte Leben, ſeitdem ein glücklicher Zufall vielſeitige und ausführliche Denkſchriften, die Familie Königsmark betreffend, in die Hände des Dr. Cramer gebracht hat, dem als ſorgfältigen Erforſcher und Mittheiler hiſtoriſcher Denkmale wir ſchon für mehrere wichtige Gaben Dank ſchuldig geworden ſind. Von dieſen ſchätzbaren Urkunden empfangen wir in vorliegender kleinen Schrift vorläufig im Auszuge den weſentlichen Ertrag, und wir ſehen daraus, daß die Erzählungen von Pöllnitz durchaus ohne feſte Grundlage, theils willkürlich erſonnen, theils unzuverläſſig aufgegriffen ſind, und ſich in allen Beziehungen weſentliche Berichtigung erfahren. Das Merkwürdige, Bedeutende und Romanhafte verſchwindet deshalb aber keineswegs aus dieſer Lebensbeſchreibung, im Gegentheil ſie gewinnt faſt eben ſo an Reiz wie an Gehalt, und die Wahrheit der Geſchichte iſt hier ſo phantaſiereich wie nur die erdichtete Fabel es ſein mochte. Durch den abentheuerlichen Ausgang ihres Bruders, der in Hannover plötzlich verſchwand und nie wieder zum Vorſchein kam, wird Aurorens eignes Schickſal mitbedingt, und die geſammte Familie erſcheint in Ereigniſſen und Karakter als ein zuſammengehöriges

Ganze. Im Intereſſe der Geſchichtskenntniß jener Zeit und Verhältniſſe können wir daher nur eifrigſt wünſchen, daß der Verfaſſer die umſtändlichen Königsmarckſchen Denkwürdigkeiten, auf welche dieſe Schrift zurückweiſt, baldigſt herausgeben möge, in der Geſtalt und Bearbeitung, wie es die Sache erfordert. Die gegenwärtigen Blätter beweiſen zur Genüge, daß der Verfaſſer ſorgfältige Forſchung und eindringende Kritik in gefälligen Vortrag glücklich zu verſchmelzen weiß; doch würde man immer von den urkundlichen Schriften ſelbſt eine nicht allzu ſparſame Mittheilung wünſchen dürfen. —

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8.

In dem anmuthigen Gewand eines leichtfaßlichen Romans empfangen wir durch dieſes Buch eine inhaltſchwere Mittheilung. Die Angabe „aus den Papieren eines Diplomaten" könnte der Form nach erdichtet ſein, und ſie dürfte dem Weſen nach gleichwohl richtig bleiben, denn dieſe Blätter beurkunden ihren Verfaſſer als einen klugen und eindringenden Beobachter der vornehmen Geſelligkeits- und Staatswelt, die ſich ſeinem Anſchauen darbot, und nicht alle Diplomaten dürften im Stande ſein, ſo weſentliche Verhältniſſe gleich herauszuheben und ſicher auszuſprechen, als hier in Betreff Rußlands vielfältig geſchehen iſt. Daß ein Augenzeuge ſpricht, läßt ſich nicht bezweifeln, und ſeinen höheren Standpunkt bezeichnen die milde Ruhe, der bei aller Strenge mancher Urtheile doch freundliche Sinn, wir möchten ſagen die ſittliche Zartheit, die durch das Ganze verbreitet ſind. Wenn uns jemand verſicherte, eine Frauenhand habe beim Niederſchreiben dieſer Papiere die Feder geführt, ſo hätten wir dagegen nichts einzuwenden, und der männliche Gehalt wäre deßhalb nicht geringer anzuſchlagen.

Die Schilderungen der vornehmen Welt haben in allen Ländern ſo ziemlich denſelben Stoff, und müſſen auch großentheils dieſelben Reſultate liefern; allein neben dem Allgemeinen bildet ſich überall doch immer ein eigenthümliches Beſondere aus, das hier als Ruſſiſch, oder genauer zu reden, als Petersburgiſch, genug hervorgehoben wird. Die äußerſten Spitzen dieſer Erſcheinung werden uns gezeigt, und zugleich ihr tiefſter Grund enthüllt. Ueber einige Verhältniſſe, an welchen das ruſſiſche Staats- und Einzelleben noch leidet, wird mit großer Unbefangenheit die ſchlichte Wahrheit ausgeſprochen, wie man ſie ſelten findet.

Als eigentliche Mitte des Ganzen und als Hauptfigur dieſer beweglichen Gruppen erſcheint die edle, feſte Geſtalt des Generals von Klinger, der lebend und [illegible] eingeführt wird. Dieser ehrenwerthe Staatsmann, welcher den Namen deutscher Redlichkeit und Treue während eines langen Lebens durch sein leuchtendes Beispiel im nördlichen Rußlande herrlich bewährt hat, ist [illegible] Bildniß noch nie so gründlich geschildert, so ganz in seinem tiefsten Wesen erfaßt und erklärt worden. Unser Autor muß den trefflichen Mann genau gekannt haben, von dessen Geist und Ansichten gewiß manches in diese Blätter übergegangen ist. Nicht minder anziehend und wichtig ist die Charakterzeichnung, welche uns in das reiche Gemüth des Kaisers Alexander blicken läßt, und uns mit der innigsten Theilnahme für den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Monarchen erfüllt, dem ein höheres Streben entschieden innewohnte, und [illegible] [illegible] Glück in seiner hohen Stellung verlieh [illegible]. Der Geschichtsforscher empfängt hier wichtige Aufschlüsse über die zum Theil widersprechenden Richtungen, die sich in Alexanders Regierung gezeigt haben. Ueber das Verhältniß zu Frau von Krüdener wird hier mehreres mitgetheilt, was wir der Wahrheit gemäß glauben dürfen, und dabei noch eigens sonst ausgesprochen wissen. Daß [illegible] von Krüdener zum Behuf ihrer Wirksamkeit allerlei Hülfsmittel nicht verschmähte, die sich auf keine Weise rechtfertigen lassen, hat sogar ihr Freund Bergasse ihr vorgeworfen, der mit im Geheimniß war, als die [illegible] [illegible] mit der Seele [illegible] angeredet wurde, und ſpäterhin von dieſem Schritt im Vertrauen bekannte, er habe ſich ordentlich geſchämt, ein ſo plumpes Spiel mitzumachen! Eine Notiz, daß der Fürſt Hardenberg in Paris die erſte Kenntniß von der Stiftung der heiligen Allianz durch ſeinen Leibarzt Doctor Koreff empfangen habe, ſcheint uns nicht ohne näheren Beweis anzunehmen. —

Die Anſichten des Verfaſſers über Welt und Leben zeugen von einem redlichen, wohlbeabſichtigenden Sinn, der weit um ſich ſchaut in ſeiner Zeitumgebung, und doch eben ſo gern, wie Geſellſchaft und Staat, die Angelegenheiten des Gemüths und des Herzens zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen nimmt. Manches wird in fremder Perſon ausgeſprochen, z. B. die geiſtlich Saint-Simoniſtiſche Anſicht über den Vorzug einer Aufopferung und Milde vor der Kriegerſitte. In einigen Urtheilen fehlt es nicht an Kühnheit, die überall zu vertreten ſchwer ſein möchte. Zuweilen finden wir auch Mißgriffe, wie z. B. die Parallele der Entführung des Herzogs von Enghien mit einem neuern Vorgange, der in allen Motiven, Umſtänden und Folgen eine gänzlich verſchiedene Phyſiognomie hatte, und ſeinem Weſen auch im geringſten nicht von der Einwirkung geweſen iſt, die dem hier beigemeſſen wird.

Mit einem artigen Gedanken, deſſen Ausführung gar nicht übel wäre, ſchließen wir folgende Stelle an: „Ich möchte wohl, daß zur Rechtfertigung des jetzigen, ſo

[illegible]

[illegible]

Erzählungen, Skizzen und Novellen von Ludwig Rellstab. Berlin, Duncker und Humblot, [illegible]. Drei Theile. 8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu [illegible] ist [illegible] [illegible] [illegible] immer [illegible]

[illegible] kleine Buch, von dessen [illegible] man mit Recht sagen kann, daß es den [illegible] in sich trägt, wie [illegible] auch seine mannigfachen Schriften [illegible] Dichter- und [illegible] vielseitig [illegible] haben. Der Inhalt theilt sich in zwei Abtheilungen, von welchen die erste, „der [illegible]" überschrieben, aus einer Reihe von Gedichten besteht, die bei sehr [illegible] Form in den [illegible] und [illegible] [illegible]. Ein [illegible] Schmerz und ein inniges Vertrauen athmen in dieser Poesie, die in den [illegible] und [illegible] Bildern sich bewegt, und besonders in den Sonetten ist ein [illegible] [illegible] und [illegible], wie es der Hauch Petrarca's [illegible] nicht schöner [illegible] konnte; die übrige poetische Form erscheint hier nur als der natürliche Ausdruck des in [illegible] [illegible] [illegible]. Die Empfindungen [illegible] Innigkeit und reiner Einfachheit gleichen sich auch [illegible] [illegible] Schmerz und Demuth, wie in [illegible] [illegible] Sonett, daß wir als Probe hier einschalten:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Du meinst, [illegible] noch nach [illegible] [illegible],
Daß [illegible] noch [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
Die [illegible], die [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible]
Die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von den [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible],
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] ist ein [illegible], [illegible] [illegible],
Und [illegible] ist [illegible] [illegible] von [illegible]."

Auf diese Gedichte folgen „drei Gespräche," worin die [illegible] Kunst des Dichters sich auch auf diesem Felde so wenig, und sich immer unglücklich, ungeheuren Fehle des Dialogs im größten Umfang zeigt. Sie sind von sehr verschiedenem Inhalt und Ton. In dem ersten wird das Erwachen eines Dichtertalents in dem Gemüthe des Jünglings und sein [illegible] [illegible] mit einem [illegible] und Sehnsucht dargestellt. Johannes sieht das Naturschöne einer schönen Erscheinung ein, wobei die Einbildungskraft ein wirklich und gleichmäßig nicht [illegible] Bild zu geben ist, daß die wirkliche zur [illegible] [illegible], und das poetische [illegible] geben muß, daß [illegible] aber den [illegible] deutschen Künstler nicht [illegible], auch hinter seine sinnlichen Stoffe zurück hält. Das Naturschöne wird zum [illegible], wenn die Darstellung in sinnlichen Stoff, und sie zu tragen im Ton einer [illegible] [illegible] [illegible] iſt. Dieſe Beiſpiele nun iſt hier mit großer Meiſterſchaft behandelt, und zu dieſer rechnen wir auch den Takt und das Maß, mit denen zu rechter Zeit abgebrochen wird. Aus ganz einfachen, ja gewöhnlichen Zügen entwickelt ſich eine geiſtige Wirkung, der eine überraſchende Heiligkeit entquillt, und die das Geſpräch verſchwinden, welches von manchem Leſer beliebte Frage: „Du haſt gut geſprochen!" [illegible] zu [illegible] ausgeſprochenen Bedeutungen, deren Bild man geworden ſein, ohne den Eindruck, den es gegeben hat, zu verlieren. Das zweite Beiſpiel: „die geiſtliche Brautſchaft," enthält keinen bedeutenden Gehalt in einem ſo überſichtlichen Momente, daß aber in der Behandlung ſelbſt mehr und mehr gewichen wird, und erfüllt, um wichtige Wahrheiten in dieſer Geſtalt erkennen zu laſſen. Der Verfaſſer bewegt ſich in dieſem Geſpräche mit vollkommener Freiheit und Leichtigkeit, und wenn er großen Stoffe ausführlich in dieſe Art [illegible] wollte, ſo wäre ihm ein Erfolg zu verſprechen, der unter und Tendenzen auch einnehmen, bei unſern [illegible] Tendenzen vielleicht nur Einem, den wir aber hier nicht gerne nennen mögen, zu Theil geworden iſt. Vielleicht Raum iſt auch in dem dritten Beiſpiele: „der Ritter von der traurigen Geſtalt," das Ideal und Wahre weniger gelungen, und der Grundgedanke mit der humoriſtiſchen Begleitung in einigen Stellen geblieben.

Die dritte Abtheilung, faſt die Hälfte der ganzen Schrift, iſt ein Verſuch: „von dem Weſen der myſtiſchen Theologie." In dieſem Aufſatze verläßt der Verfaſſer die Form des eigentlichen Kunſtgebildes, und bleibt im ſchlichten Vortrag der erörternden Unterſuchung. Das Merkmal ſeiner Künſtlerſchaft zeigt ſich aber auch hier in der klaren Methodik, mit der er, ohne umſtändliche Einleitung und Abſchweifung, aber gleichwohl mit innerer Wärme, ſeinen Weg bedachtſam fortſchreitet, und bei jedem Schritte das Ziel ſich im Auge behält. Er nimmt in der Theologie eine dreifache Richtung an, die hiſtoriſche, die philoſophiſche und die myſtiſche, deren jede ihren eigenen Grund haben, und keine der andern weichen dürfe, ja dieſe zur Vervollſtändigung bedürfe. Nachdem er die Anlagen einer jeden dieſer Richtungen beſtimmt, wobei doch der philoſophiſchen, wie mir dünkt, ihr Standpunkt nicht ganz nach Gebühr gewieſen, entwickelt er näher das Weſen der myſtiſchen Theologie, für welche er den beſſer bezeichnenden Namen „Theologie der unmittelbaren Wahrnehmung" vorſchlägt, begleitet deren Übungen und Wanderungen von den großen und kleinen Pfaden, auf welchen Johann Gerſon und Tauler gewandelt, und zeigt, daß dieſe mit den Wegen der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Theologie in völliger Übereinſtimmung zu denſelben Zielen gelangt, und die Fehler auch der beiden andern Richtungen aufdeckt, ſo in gewiſſen

Sinne unmöglich iſt. Die wiſſenſchaftliche Prüfung dieſer Begriffe, wie ſie der Verfaſſer feſtgeſtellt hat, und die Erörterung dieſes Gegenſtandes überhaupt kann in dieſer Anzeige keinen Raum finden. Wir wollen hier nur dem Verfaſſer zum Ruhme bemerken, daß keine Verdammung einer philoſophiſchen Religionswiſſenſchaft und keine Vertheidigung der myſtiſchen Theologie ihn vor vielen heutigen Theologen auszeichnen, die ſich in Beſchränktheit, für jede freie Anſicht verſchloſſenen Standpunkten halten wollen! Der ganze Aufſatz iſt übrigens in friedlichem Geiſte zur Verſöhnung und zur Vereinigung geſchrieben, und der Verfaſſer bekennt in der Vorrede, daß, wenn er bei dieſem Gegenſtande, über den ſo weniges feſtſtehe, geirrt habe, er gern eines Beſſern ſich belehrt ſehen werde.

Die ganze Stimmung dieſer Abendſtunden, der Zug gemüthlicher Gedanken und Empfindungen, der ſich durch die verſchiedenen Aufſätze windet, die geiſtig milde Bewegung, die über dem Ganzen ſchwebt, giebt dieſes auch der Hoffnung des Verfaſſers, „daß auch nach Abänderung deſſen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, etwas allgemein Erbauliches und vielleicht Erhebliches übrig bleiben werde,“ zur beſten Gewähr ſein, und ſie wird ſich gewiß reichlich erfüllt ſehen. —

Goethe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Coblenz, 1834. 8.

Gleich nach dem Erſcheinen des zweiten Theils von Goethe's Fauſt gab Referent in dieſen Jahrbüchern einen flüchtigen Ueberblick des neuen Werkes. Den erſten Stimmen, welche über dieſe Dichtung und dieſen Nachlaß des verewigten Dichters geſprochen wurden, das neben einer vielbekannten und vertrauten Seite zugleich eine befremdende und überraſchende zeigte, genügte eine gewiſſe Zurückhaltung in dem Allgemeinen, welche jedoch nicht hinderte, daß der Inhalt überſichtlich erhellt, glücklich gedeutet und die reichen Geſtaltungen und Bezüge des Ganzen zu eindringlichem Verſtändniß erſchloſſen wurden. Seit zwei Jahren, daß wir den vollendeten Fauſt beſitzen, iſt keine andre Stimme laut geworden, welche mit gleicher Liebe und Gründlichkeit darüber geſprochen hätte, und wir glauben, daß der genannte Aufſatz, den auch der Verfaſſer ſelbſt nur als einen vorläufigen anſehen will, auf weithinaus die Grundlage und Richtung für alle geſunde Kritik des Fauſt wird bleiben müſſen.

Jedoch läßt Referent, der es ſelber ausſpricht, daß Zweifel verſchwinden werden, wenn der Sinn des vollkommenſten Gedichts ſich völlig entſchleiert, dem kritiſchen Erforſcher noch ein weites Feld, deſſen Anbau nur durch Zuſammenwirken der mannigfachſten Kräfte und der raſtloſen Zeit erfolgen kann. Wir freuen uns, dieſes Feld von einem ſo trefflichen Führer, wie Herr Deycks hier in dieſer Schrift erſcheint, mit ſo hellem Sinn und rüſtiger Kraft, betreten zu ſehen! Durchdrungen von Goethe'ſchem Geiſte, mit wiſſenſchaftlicher Kenntniß ausgeſtattet, und auf dem Standpunkte der Bildung ſtehend, wo ſich Wahrheit und Schönheit in der höchſten Lebensbetrachtung vereinigen, ſchreitet unſer Verfaſſer, obwohl von ganz anderer Seite heraustretend, mit der von Roſenkranz eröffneten Bahn in größter Uebereinſtimmung, und wo die Anſichten und Urtheile über das Einzelne von einander abweichen, liegt ſelbſt in dieſer Verſchiedenheit mehr gemeinſames Bemühen, als trennende Einſeitigkeit. In der Anerkennung des Gegenſtandes, in der Würdigung ſeines Werthes und ſeiner Bedeutung, in dem Urtheil über die hohe Vortrefflichkeit auch des zweiten Theils der Tragödie und über den tiefen und nothwendigen Zuſammenhang desſelben mit dem erſten, ſind beide Kritiker durchaus einig.

Das Verhältniß der beiden Theile des Fauſt, und deren Gliederung in Akte und Scenen, ſo wie den Inhalt und die Form jedes dieſer Glieder insbeſondere, legt Herr Deycks durch die ſcharfſinnigſten Aufſchlüſſe uns klar vor Augen, und der Zuſammenhang des ganzen

Gedichts, die Einheit und Feſtigkeit ſeines Ganges, die Tiefe der Abſicht des Dichters und die künſtleriſche Meiſterſchaft der ſpäteren wie der früheren Ausführung, treten in ein ganz neues Licht. Er behauptet, mit vollem Rechte, das ganze Werk ſei das Erzeugniß derſelben ſchöpferiſchen Kraft, deſſelben Dichtergeiſtes, und in dieſem Betreff gleichartiger und zuſammenſtimmender, als man bisher noch habe gelten laſſen. Man wußte ja, daß Goethe zu hohen Jahren gekommen; man fand ſich mit dem früheren Fragment eingelebt; die ſpätere Ergänzung befremdet und beunruhigt; es war die bequemſte und ſcheinbar gültigſte Ablehnung, daß man ſagte, man ſpüre Kälte und Trockenheit des Alters, der zweite Theil habe nicht das Leben des erſten, ja kaum einen rechten Zuſammenhang mit ihm, man halte ſich an das Werk der Jugend. Selbſt Roſenkranz läßt dieſer, man kann ſagen faulen und heuchleriſchen Meinung, indem er ſolche zwar beſtreitet, noch zu viel Gewicht; ſie wird mit den Jahren immer mehr ſchwinden, bei jedem wiederholten Leſen nimmt ſie ab. Hier aber wird dies Verhältniß durch gründliche Nachweiſungen glücklich ins Klare gebracht; zuvörderſt durch den Inhalt und die Beziehungen der beſondern Scenen oder Gruppen; dann aber auch durch die Aufmerkſamkeit, welche der Verfaſſer der geſammten Geiſtesentwicklung Goethe's zugewendet hat, und als deren Ertrag ihm alles ſogleich zur Hand iſt, was in den verſchiedenen Schriften

Goethe's, oft weit zerſtreut, über die Abſicht und Richtung, ſo wie über den Inhalt und Fortgang ſeines Fauſt geſagt worden. Wir ſehen daraus, daß der Dichter in dem Plane des Ganzen niemals irr geworden, daß dabei die tiefſten Erſchaue ſeines Geiſtes und die mächtigſten Lebenseindrücke ihn geleitet, daß jede Willkür und zweckloſe Laune ihm fern geblieben, und daß er zwar im höchſten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, und die neueſten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein daß zum Theil grade diejenigen Scenen, die am ſpäteſten bekannt geworden, und die man für das Erzeugniß ſeiner letzten Jahre, wohl gar als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu erzielenden Abſchluß, gehalten hatte, daß grade dieſe in der Zeit ſeines mittleren Lebens und ſeiner höchſten dichteriſchen Kraft entſtanden ſind!

Herr Deycks folgt dem Goethe'ſchen Gedichte Schritt für Schritt; indem er immerfort den Zuſammenhang im Auge behält, beleuchtet er die einzelnen Geſtalten. Sein deutlicher und angenehmer Vortrag, der niemals müßig abſchweift oder unnütz verweilt, macht dem Leſer dieſe Wanderung leicht, und gewährt ihm als Ertrag das reinere Verſtändniß, den unendlich geſteigerten Genuß des unabweislichen Gedichtes. Denn ſo ſteht Goethe's Fauſt in der Litteratur und dem Leben einmal feſt, daß kein gebildeter Deutſcher ihn laſſen und aufgeben kann; ungern, mühſam, mit Widerwillen ſogar mag er daran gehen, immer wird er gezwungen ſein, ihn durch und durch zu kennen, die Sprüche deſſelben als nächſte Lebensbezeichnungen anzunehmen, und in dieſen wohlgelegten Geleiſen die Laſten des Tages und der Zukunft fortzubewegen!

Wir können hier in das Einzelne uns nicht verbreiten. Andre, und an andern Orten, werden das Geleiſtete dankbar aufnehmen, und ausführlicher beſprechen. Nur zwei Punkte ſeien uns noch zu berühren erlaubt. Der eine iſt das ſeltſame und ſchauerliche Räthſel, welches der Dichter als „die Mütter“ bezeichnet hat. Der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit unſers Verfaſſers ſind darüber ſehr ergiebig, und wir können ſeine Erklärungen vollkommen gelten laſſen; allein aus jeder möglichen Erklärung, und wäre ſie uns von Goethe ſelbſt noch übrig, müſſen wir zuletzt zu der von Roſenkranz gegebenen aufſteigen, als bei welcher allein wir uns wahrhaft beruhigt finden; es iſt dies ein glücklicher Strahl kritiſcher Divination, dem der Dichter, falls auch ihm dadurch ein erhöhter Ausdruck ſeines Gebildes erſt geworden wäre, nur um ſo freudiger gedankt haben würde. Der zweite Punkt betrifft den ariſtophaniſch kecken Streich, wo der Teufel durch ſein auf die Engel gerichtetes Gelüſt um ſeine Beute kommt. Unſer Verfaſſer, der die Meiſterhand des Künſtlers auch hier anerkennt, gefleht den Wunſch, Goethe möchte dieſe den zarten Sinn verletzende Scene unterdrückt und die himmliſche Reinheit völlig außerhalb des teufliſchen Bereichs gelaſſen haben. Wir pflichten dieſer Meinung nicht bei. Dieſe Teufelei, worin die kühne Erfindungskraft Goethe's durch die noch bewahrte Anmuth und Heiterkeit ſich auf dem höchſten Gipfel der Meiſterſchaft zeigt, iſt der nothwendige Gegenſatz des erhabenen, innigen und heiligen Elements, in deſſen Meer das Ganze verſchwimmen ſoll. Die Schilderung des Himmels ohne ſolchen Gegenſatz würde nur fade ſein können, wie auch Dante's Paradies, ohne ſeine Hölle und ſein Fegefeuer, nur eine ſchwächliche Dichtung ſein würde, ja poetiſch gar nicht zu ertragen wäre.

Herr Deycks ſtellt einige der gangbaren Anklagen und Vorwürfe gegen Fauſt und gegen Goethe — beſonders die alberne Behauptung, Fauſt hätte ein Fragment bleiben müſſen, und habe als ſolches ſein großartigſtes Ende in Gretchens Verzweiflung gehabt, alles ſpäter Hinzugekommene aber ſei vom Uebel — in ihrer ganzen Blöße dar. Er widerlegt jedoch nicht eigentlich polemiſch, ſondern ſucht mehr durch freundliche Erweckung des Verſtändniſſes den Unverſtand zu entfernen. Ueberhaupt drückt er ſich ſtets mit Maß und Billigkeit aus und läßt ſogar allzu nachſichtig die von M. Enk in Wien erſchienenen Briefe über Goethe's Fauſt, in welchen doch nur ſehr geringe Anſichten zu Tage kommen, für ein achtbares Buch gelten. — Wir wünſchen unſerm Verfaſſer, deſſen Beruf, in höherer Geiſtesſphäre zu forſchen und zu bilden, durch ſeine gegenwärtige Schrift außer allem Zweifel ſteht, zu den trefflichen Eigenſchaften, welche er ſchon beſitzt, nur noch ſtrengere Abfertigung derjenigen Widerſacher, die nicht als würdige anzuerkennen ſind. Freilich bemerkt er am Schluſſe des Vorwortes, „daß er denjenigen, welche von vorn herein überzeugt ſind, es könne nicht das Werk eines Greiſes Dichtergluth, und der Erguß eines Naturverehrers Frömmigkeit enthalten, nichts zu ſagen habe.“ Und damit ſind wir denn auch zufrieden. —

Friedrichs des Zweiten Anti-Machiavel, nach einer Original-Handſchrift herausgegeben. Hamburg, **1834.** Friedrich Perthes. 8.

Anti-Machiavel ou examen du *Prince de Machiavel.* Corrigé pour la plus grande partie d'après le manuscrit original de *Frédéric* II. Avec une introduction et des notes historiques. Hambourg, chez Frédéric Perthes. 1834. 8.

Friedrich der Große, deſſen Andenken und Wirkung eine Reihe von Jahren durch Weltereigniſſe, die ſich zu ihm fremdartig ſtellten, für uns einigermaßen zurückgetreten ſchien, lebt aufs neue unter uns auf, in ſeiner alten Größe und Herrlichkeit, und nicht nur bei uns, ſondern gleichzeitig im Auslande. In Frankreich, dem mit ſich ſelbſt ſo viel beſchäftigten Frankreich, erſchien vor wenig Jahren eine neue Lebensbeſchreibung des großen Königs; gleiches ereignete ſich in England. Bei uns hatte die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, bearbeitet von den Offizieren des Generalſtabes, ein helles Licht auf die Ereigniſſe jener Zeit geworfen, wobei die Geſtalt des Königs nur ſtets gewinnen mußte. Das Hauptwerk aber, worin alle Seiten Friedrichs zuſammengefaßt werden, lieferte Herr Profeſſor Preuß, der zuerſt ein vollſtändiges Bild des Lebens und der Regierung des Königs gegeben, und die wahre Würdigung deſſelben zuerſt möglich gemacht hat. Der erſte Theil ſeines größeren Werkes, das er mit muthigem Eifer und langjährigem Fleiße, mit ſorgfältiger Sachkunde und freiſinniger Redlichkeit, ja man kann ſagen, mit Selbſtverläugnung, in patriotiſchem Sinn ausgearbeitet hat, erſchien wie eine Wünſchelruthe, welche plötzlich an alle verborgenen Schätze der Erinnerung und der Denkmale anſchlug, überall das Bild Friedrichs belebte, und für ſein Andenken jede Thätigkeit aufregte. Dies Buch hat unläugbar, nicht nur für Friedrichs Staat und Land, für Preußen, ja für die Monarchie überhaupt, neuen Eifer und Anhang geworben. Bloßem Zufall iſt dieſe gleichzeitige Wiederbelebung nicht beizumeſſen, ſie ſteht in dem Gange der allgemeinen Entwickelung, in der Reife des Gegenſtandes, in den Bedürfniſſen und Ausſichten des Zeitalters begründet. In den Kreis der neuerwachten löblichen Thätigkeiten gehört auch die aufmerkſamere Sorgfalt für die Schriften des Königs, welche nur allzulange litterariſch verwahrloſt worden, und deren vollſtändige, hergeſtellte, ergänzte und gereinigte Sammlung den Wünſchen der Vaterlandsfreunde nicht vorenthalten bleiben wird! Allerdings wird ein ſolches Unternehmen nicht ohne Aufſicht und Hülfe der Staatsbehörde geſchehen können.

Einſtweilen aber bietet ſich hier zu einem ſolchen, jedem Preußen und jedem Geſchichtsfreunde wünſchenswerthen öffentlichen Ehrenmale ein wichtiger Beitrag aus Privatmitteln dar. Herr Dr. Gottlieb Friedländer fand im Beſitze ſeiner Familie die merkwürdige Handſchrift eines der frühſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche Friedrichs, der Prüfung und Widerlegung des berühmten Buches von Machiavelli, genannt vom Fürſten. Friedrich hatte dieſe Schrift bekanntlich noch als Kronprinz entworfen und an Voltaire geſandt, der ſie in Holland zum Druck beförderte. Man wußte, daß Voltaire ſich der ihm ertheilten Befugniß, an dem Buche zu feilen, wegzuſchneiden, allenfalls auch hinzuzuthun, reichlich bedient hatte. Der König ſelbſt, der während des Druckes der Schrift auf den Thron geſtiegen war, erklärt in einem Briefe an Voltaire, daß er in dem

Gedruckten ſeine eigene Arbeit nicht mehr wiederfinde; doch ließ er den von Voltaire überarbeiteten Text in der Folge gelten, und die Berliner Zeitungen durften das Buch lobend anzeigen.

Für uns aber beſteht freilich ein höheres Intereſſe, des Königs urſprüngliche Arbeit vor Augen zu haben. Denn was ein ſolcher Mann eigenthümlich will und ausdrückt, ſei auch der Gegenſtand nicht gerade der wichtigſte, kann für ſeine durch Liebe und Bewunderung ihm angehörigen Freunde — und ſolche wird Friedrich wohl unter allen gebildeten Völkern bis ans Ende aller Zeiten haben — niemals gleichgültig werden, darf vielmehr allgemein für wiſſenswerth und belehrend gelten. Hier aber iſt nichts Geringfügiges der Gegenſtand unſerer Nachfrage, es betrifft die geiſtige Form, worin ein großer König hinſichtlich ſeines Berufes als Volks- und Staatsführer ſeine wahren Ueberzeugungen niedergelegt hat, an deren freiem Ausdrucke ſich ſeine ſpätere Handlungsweiſe meſſen läßt, wo dann leicht zu ſcheiden ſein mag, was dem ungehemmten Geiſtesfluge und was dem bedingenden Drange der Welt zugerechnet werden müſſe. Ein Theil dieſer urſprünglichen Arbeit — leider nicht das Ganze, aber doch ein beträchtlicher, weit der größte Theil — tritt nun wirklich aus langer Verborgenheit an das Licht. Die Handſchrift war in guter Hand bewahrt, ſie kam in die beſte zur Herausgabe. Mit gründlicher Sorgfalt, wie wir ſolche von dem deutſchen Gelehrten ſtets erwarten dürfen, in klarer, bündiger Sprache, giebt Hr. Friedländer uns kritiſche Nachricht von der Schrift des Königs, ihren Schickſalen, ihren Ausgaben; ſodann handelt er von der ihm überkommenen, vorher noch nie benutzten Handſchrift, ihrer Herkunft und Beſchaffenheit; wodurch denn der korrekte Wiederabdruck des ganzen Textes gehörig eingeleitet iſt. Das bisher im Druck ſchon bekannt Geweſene iſt beibehalten, ſofern nicht die Handſchrift eine ältere Abweichung darbietet; dieſe aber iſt jedesmal, ſo wie alle größeren und kleineren Zuſätze, welche aus ihr hergeſtellt worden, durch beſonderen Druck ausgezeichnet.

Bei der vergleichenden Ueberſicht, welche ſich nun ſehr leicht gewinnen läßt, findet ſich die Bemerkung des Königs freilich ſehr begründet, daß in jener Geſtalt das Buch ihm kaum noch als ſeine dünke. In der That hat Voltaire nicht nur die Schreibart im Einzelnen an hundert Stellen nachgebeſſert, ſondern auch ebenſo oft ganze Sätze und Ausführungen geradezu getilgt oder ins Kurze gezogen. Wir können deßhalb aber noch nicht in den Tadel einſtimmen, zu welchem ſowohl unſer Herausgeber, als bei gleichem Anlaſſe Hr. Prof. Preuß, gegen Voltaire uns allzu geneigt ſcheinen! In ſeinem Verfahren erkennen wir weder Dreiſtigkeit noch Anmaßung, denn Friedrich hatte ihn erſucht und ermächtigt, dem Buche vor dem Abdrucke jede kritiſche Nachhülfe zu ertheilen, die ihm zweckmäßig dünkte. Was er aber in dieſer Art ausgeübt, — mag es auch noch ſo viel ſein, und ſelbſt dem Könige einen Augenblick allzu viel gedünkt haben, — müſſen wir für den damaligen Zweck im Ganzen gutheißen und als dankenswerth achten, ja die außerordentliche Gewandtheit und den ſichern Takt, durch welche er in ſeinen eigenen Schriften unübertroffen daſteht, auch hier bewundern! Damals kam es darauf an, dieſem merkwürdigen Buche, deſſen Urſprung nicht eingeſtanden werden ſollte, dem aber die doch eigentlich deutſche und noch dazu prinzliche Feder gar manche Rauhigkeit gelaſſen hatte, eine litterariſch glatte und minder auffällige Geſtalt zu geben. Dies hat Voltaire ſehr glücklich ausgeführt, und das Ganze, gereinigt von Sprachwidrigkeiten wie von Unfertigkeiten des Ausdrucks und der Behandlung, lesbar in die Welt geſchickt. Wir dürfen uns über die Wiedererlangung und Veröffentlichung des urſprünglichen Entwurfes freuen, weil wir ein ganz anderes Intereſſe bei der Sache haben; allein, von Voltaire unſern Geſichtspunkt zu fordern, den auch weder Friedrich noch die Leſewelt damals haben konnte, wäre ſehr ungerecht.

Unſer Herausgeber verweilt, wie es der Gegenſtand erheiſcht, auch bei dem weſentlichen Mißverſtande, in welchem ſowohl der große König als Voltaire hinſichtlich der Beurtheilung des Machiavelli mit dem größten Theile ihrer Zeitgenoſſen befangen waren. Sie hatten keine Ahndung, daß das Buch vom Fürſten, welches ihnen eine Unterweiſung in ſchändlichen Grundſätzen und im verderblichſten Sinne abgefaßt ſchien, jemals eine mildere Anſicht zulaſſen, und daß ſein Urheber als ein edler und freigeſinnter Mann gelten könnte. Es iſt das Verdienſt der deutſchen Geſchichtsforſcher, daß Machiavelli jetzt allgemein in günſtigerem Lichte betrachtet wird. Sie haben den Verſuch, ihn zu rechtfertigen, vielfältig unternommen, zum Theil freilich in ganz widerſprechender Weiſe; dennoch hat, nicht ſowohl Machiavelli, deſſen Leben und Karakter jetzt offen genug daliegen, um niemanden mehr als ein moraliſches Ungeheuer erſcheinen zu können, wohl aber das Buch vom Fürſten, ungeachtet aller ſcharfſinnigen Erklärungen, geſchichtlichen Aufſchlüſſe und geiſtigen Vermittelungen, immer noch etwas Räthſelhaftes, was am Ende der gelehrten und ſinnreichen Unterſuchungen, aus welchen ſeine Unſchuld hervorgehen ſoll, unaufgelöſt übrig bleibt. Auch wir ſind der Meinung, daß das frühere unbedingte Verdammungsurtheil gegen das wunderliche Buch nicht beſtehen könne, und daß eine beſchwichtigende Auslegung für daſſelbe zu finden ſeyn müſſe. Allein wir glauben, daß das eigentliche Wort, durch welches jeder Zweifel gehoben und eine klare Einſicht begründet wäre, noch nicht geſprochen iſt. Auch der Folgezeit nach wird das Buch, ſo ſcheint es, immer wieder als Räthſel auftauchen und verſinken, je nachdem die Verſuche, ſich ſeiner zu bemächtigen, dem Gelingen näher treten oder abfallen.

Neben dieſem Räthſelhaften des Sinnes und Zweckes wird dann auch mit vielen Sätzen des Buches, man mag ſie nun als Ausſprüche des Thatſächlichen oder als wirkliche Lehren und Ermahnungen betrachten, immerfort ein tiefer Abſcheu ſich verknüpfen, zu welchem, offen oder geheim, das menſchliche Gefühl ſich jedesmal erregt findet, wenn das Gedeihen der Staaten wie der Einzelnen, anſtatt auf den Grundlagen der Gerechtigkeit und der Wahrheit, auf denen des Verbrechens und der Lüge ſich erheben ſoll. Und wir werden immer den Fürſten preiſen und ſegnen, der ſolche ſcheinbare Lehren zu widerlegen in früher Jugend die Feder ergriff, und auf dem Thron ſein langes Leben hindurch das Vorbild eines klugen, tapfern, die Menſchheit ehrenden und ſein Volk beglückenden Herrſchers geblieben iſt!

Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin u. ſ. w., bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, bei G. Reimer 1834. 8.

Die brandenburgiſch-preußiſche Geſchichte hat in neuerer Zeit vielfache Bearbeitungen erfahren, durch welche die große Schwierigkeit, dieſen merkwürdigen Zuſammenlauf von Begebenheiten in ſeiner wahren Lebensrichtung aufzufaſſen und in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt und Bewegung klar hinzuſtellen, nur immer deutlicher geworden iſt. Die Urſache der beſondern Schwierigkeit liegt in dem Entwicklungsgange ſelbſt, in der Macht der Fortſchritte, in dem ſtets hinausdrückenden und noch von keinem forſchenden Auge zu ermeſſenden Umfange der Möglichkeiten künftiger Beſtimmung, zu welcher dieſes Staatsleben emporzuwachſen hat. Außerdem aber leidet die brandenburgiſch-preußiſche Geſchichte auch noch gar ſehr an Aufhellung und Feſtſetzung vieler Einzelheiten, wo die Angaben theils mangeln, theils ſich widerſprechen, und die kritiſche Unterſuchung noch kein ſicheres Ergebniß geliefert hat. Selbſt höchſt wichtige und glänzende unſrer vaterländiſchen Vorgänge ſchimmern bis jetzt in einem Lichte, welches wenn auch nicht die Haupterſcheinung, doch manche Nebenumſtände unſicher läßt; und das Bedürfniß, die Geſchichte nicht nur zu wiſſen, ſondern auch lebendig anzuſchauen, entbehrt ſehr ungern ſolcher Einzelheiten, durch die nicht ſelten auch den Hauptſachen eine erhöhte Theilnahme zugewendet wird.

In den Vorgängen dieſer Art gehört der Feldzug des großen Kurfürſten gegen die Schweden im Jahre 1675, die wichtigen Ereigniſſe von Rathenau und Fehrbellin, welche ſchon als Kriegsthaten und Beiſpiele muthiger Entſchloſſenheit einen ſelbſtſtändigen Werth haben, aber durch die ihnen verknüpften Folgen nicht minder bedeutend ſind. Die vorliegende Schrift behandelt dieſen anziehenden Gegenſtand, indem ſie die vorhandenen Nachrichten ſorgfältig zuſammenſtellt, durch Vergleichung unter einander prüft, und bisher unbenutzte handſchriftliche Hülfsmittel mit heranbringt. Der Verfaſſer hat ſeiner Aufgabe großen Fleiß und Eifer gewidmet, und ſeine Darſtellung bezeugt überall den treuen Sinn des redlichen Forſchers, der, wie er es ſelber ausſpricht, „erſtlich bemüht iſt, der Wahrheit zu dienen.“ Sein Verdienſt erſcheint am größten und fruchtbarſten in genauer Ermittelung der eigentlichen militäriſchen Bezüge, der Anordnung der Märſche, des Laufs der Gefechte, der ſichern Beſtimmung der Zeit und Oertlichkeit. In letzterer Hinſicht kam dem Verfaſſer die gründliche Kenntniß der Landesgegend, welche der Schauplatz jener Kriegsereigniſſe war, zu Statten; er hat ſolche genau erforſcht, den in ältern Zeiten von der heutigen Beſchaffenheit verſchiedenen Zuſtand hervorgehoben, und nach dieſer zuverläſſigen Leitung einer noch jetzt anſchaulichen Wirklichkeit die geſchichtliche Ueberlieferung auf ihre richtigen Punkte zurückgeführt. Die beigefügten Abbildungen geben eine willkommene Ueberſicht, und wir dürfen dieſe Unterſuchung, welche die Landesbeſchaffenheit überhaupt und das Terrain der einzelnen Kriegsvorfälle betrifft, und die ſchon in früherer Zeit durch einen Aufſatz des Freiherrn von [illegible] glücklich eingeleitet worden, durch die dankeswerthen Bemühungen des Verfaſſers nunmehr für vollſtändig abgeſchloſſen erachten.

Den ſonſtigen Ergebniſſen der hier ausgeübten hiſtoriſchen Kritik vermögen wir nicht immer beizutreten. Wir müſſen im Allgemeinen bemerken, daß in neuerer Zeit, wo man mit beſonderem Eifer neuen handſchriftlichen Quellen nachſpürt, und aus dieſen die bisherige Kenntniß und Darſtellung der Geſchichte nicht zu ergänzen und aufzuhellen, ſondern auch wohl in ganz neue Geſtalt umzubilden unternimmt, dieſes Beſtreben ſehr oft eine bedenkliche Richtung genommen und neue Irrthümer veranlaßt hat. Der Anblick alter Urkunden und Schriften übt einen eignen Reiz, die Beſchäftigung mit ſolchen neu aufgefundenen und bisher wenig oder gar nicht benutzten Blättern erzeugt einen Hang, ſie zu überſchätzen, ſie zum einſeitigen Maßſtabe anzunehmen, und alles zu verwerfen, was nicht aus ihnen geſchöpft, oder mit ihnen nicht in Uebereinſtimmung iſt. Beſonders legt man auf das Schweigen ſolcher Zeugniſſe ein unverhältnißmäßiges Gewicht, und thatſächliche Angaben, die ſich in bisherigen Ueberlieferungen vorfinden, ſollen plötzlich nichts gelten, weil ihrer in beſtimmten Papieren, deren Vollſtändigkeit und Entſtehungsart noch erſt zu prüfen wäre, nicht gedacht worden iſt. So hat man, auf Urkunden geſtützt, deren Unzulänglichkeit grade für den beſtimmten Zweck offenbar am Tage liegt, den brandenburgiſchen Miniſter, Grafen von Schwarzenberg, gegen frühere Anſchuldigungen zu rechtfertigen, den Herzog von Friedland alles Verrathes gegen den Kaiſer freizuſprechen gemeint, und die als Urtheil und Anſicht der mit- und nachlebenden Welt auf uns gekommenen Angaben durch bloße Verneinung aufzuheben geglaubt. Man wird aber Zeugniſſe, die einmal beſtehen, nicht ſo leicht verwerfen dürfen, wenn man nicht nachweiſen kann, daß ſie in der Sache ſelbſt ihren Widerſpruch finden, und wie, durch Irrthum oder Abſicht, ſie haben beſtehen und ſich behaupten können. Es ſoll auch die Erzählung Friedrichs des Großen von dem Pferdetauſche zwiſchen dem großen Kurfürſten und dem Stallmeiſter Froben, ſo wie die Nachrichten über den Vorgang mit dem Prinzen von Heſſen-Homburg bei Fehrbellin, blos deshalb ungegründet ſein, weil das Tagebuch des Kammerherrn von Buch und Pufendorfs Geſchichte des großen Kurfürſten dieſer Umſtände nicht erwähnen. Unſer Verfaſſer pflichtet den Kritikern eifrig bei, welche jene Angaben, die neben Friedrich dem Großen noch den Freiherrn von Pöllnitz für ſich haben, durchaus beſtreiten und verwerfen; nach unſerer Meinung ſehr mit Unrecht. Als die genannten Schriftſteller ſchrieben, war die lebendige Ueberlieferung jener früheren Zeiten noch nicht erloſchen (ſie iſt es ſogar noch jetzt nicht, wie ſelbſt die vorliegende Schrift bezeugt), und beide lebten in Verhältniſſen und Stellungen, wo eine weſentliche und ſtändige Kenntniß der jüngſtvergangenen Vorfälle und Umſtände ſicher übertragen und feſt bewahrt ſein konnte. Die Annahme, Pöllnitz habe jene Geſchichten erfunden, iſt nicht willkürlich, und kann, ſo lange man nicht nachweiſt, daß er überhaupt Fabeln erſonnen, und zu dieſer einen beſondern Anlaß gehabt habe, nur als ein leeres Vorgeben erſcheinen. Das Schweigen Voltaire's und Nicolai's (und ebenfalls auch der Leibmedicuſſe!) beweiſt gar nichts. Wie viele Ereigniſſe und Bezüge von Wichtigkeit werden grade von Zeitgenoſſen übergangen, aus hundert Gründen und Zufälligkeiten, die hier nicht aufzuzählen ſind! Man muß dabei genau erwägen, was alles zu einer beſtimmten Zeit unbekannt oder im Gegentheil allzu bekannt ſein mochte, was bedeutend oder unwichtig erſchien, unangenehm oder bedenklich zu erwähnen war. Es gibt heutigen Tages Dinge, die jedermann weiß, aber ſchwerlich ſagt, und ſelbſt für ſich niederzuſchreiben Bedenken trägt; und eben ſo andre, deren Erwähnung aus Mislaune oder Uebelwollen abſichtlich vernachläſſigt wird. Die beſtimmte Angabe Friedrichs und Pöllnitzens iſt durch parteiiſche Muthmaßung nicht zu beſeitigen, und wird in der geſchichtlichen Kunde einſtweilen auch ihre Stelle feſt behaupten. In der Sache ſelbſt iſt durchaus keine Unwahrſcheinlichkeit aufzuſtellen; ein beſtimmter Widerſpruch findet ſeitens der Erzähler, welche die erwähnten Umſtände verſchweigen, auch nicht Statt. Der Urheber all dieſes Zweifels iſt diesmal der alte Sammler und Schriftſteller bekannte Oberrendant König, auf dem ſich auch unſer Verfaſſer als auf den Gewährsmann beruft, der dieſe Sache ganz auf's Reine gebracht habe. Dieſer Mann war fleißig, aber ohne allen Geiſt und Urtheilskraft. Er gehörte zu den hiſtoriſchen Forſchern, welche alles gethan zu haben glauben, wenn ſie Einzelnes an Einzelnes reihen, dieſe gegen einander halten, vergleichen und abwägen. Aber auf ſolche Weiſe gedeiht keine ächte hiſtoriſche Kritik, dieſe geht nur aus einer umfaſſenden Durcharbeitung großer hiſtoriſcher Stoffe, aus einer tiefen, auf Menſchenkenntniß und Lebenserfahrung gegründeten, und durch vielgeübte Studien allſeitig gebildeten Einſicht hervor, einer welche die genaue Kunde und das ſorgfältige Hin und her Wenden des Einzelnen Falles ganz entbehren können muß.

Für die hier zur Sprache gekommene Streitſache tritt aber noch ein ganz eigner Umſtand ein! Unſer Verfaſſer ſtützt ſich in Betreff ſeiner gegen die erwähnte Geſchichte Friedrichs ausgeſprochenen Zweifel und Verneinung hauptſächlich auf den Oberrendant König: allein dieſer ſelbſt hat ſeine Zweifel ja ſchließlich bereut und zurückgenommen! Warum iſt dies nicht beachtet? Wie ſchwer man, auch bei dem redlichſten Willen und ſtrengſten Eifer, in dergleichen Erörterungen und Zuſammenſtellungen die Gefahr vermeidet ſich in Irrungen zu verwickeln, beweiſt eine andre Stelle unſrer Schrift, wo es heißt: „Friedrich der Zweite machte ſein eigenes Zeugniß zweierklärt, daß die ganze Erzählung aus den späteren Ausgaben der Memoiren, namentlich aus der von [illegible], weggelassen ist. Nun ist bekannt, daß der König eine Durchsicht und Verbesserung der ersten Auflage [illegible] [illegible] vornahm, um sie von [illegible] [illegible] zu reinigen." [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; aber die Sache verhält sich umgekehrt; gerade in den früheren Ausgaben, namentlich in dem ersten Abdruck, in den Mémoires de l'Académie de Berlin, fehlt jene Erzählung, und erst in späteren ist sie hinzugefügt, mit den einleitenden Worten: „Il est digne de la sagesse de l'historien de rapporter la belle action que fit un écuyer de l'électeur dans ce combat." [illegible] [illegible] [illegible], wenn dem Könige nachgesagt wird, er [illegible] auch den Prinzen von Hessen-Homburg „als einen [illegible] [illegible]", der König spricht nur von bouillant courage und vivacité, und d'avoir engagé avec trop de légèreté la bataille [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Einige Schriftsteller, z. B. auch der Verfasser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Biographie von König [illegible] [illegible], — [illegible] [illegible] zu berichtigen, und [illegible] in einer andern Schrift, [illegible] [illegible] die geschichtliche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sein.

Le Monde comme il est; par le marquis de Custine. Paris, chez Ungher Bossange 1835. 2 Vols. 8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fülle der Welt wie in den Tiefen der Seele heimiſchen Wirklichkeit bedingt. Wenn zuweilen die erhabene Kunſt und die Wiſſenſchaftlichkeit des Ariſtoteles vermißt werden, — wie dieß hinreichend in dem [illegible] Ge[illegible] des Inhalts [illegible] einleiſt, — ſo bieten doch Wahrheit und Lebendigkeit nicht, und das Ganze [illegible] [illegible] Züge der [illegible] Beobachtung, die treffendſten Bemerkungen, die geiſtreichſten und gewichtigſten Betrachtungen. Selbſt für die politiſche Beurtheilung des heutigen Frankreichs gewährt das Buch eine [illegible] Ausbeute, und es iſt unterhaltend, [illegible] [illegible] nach ſeinen Zuſtänden einmal aus dem Standpunkt einer eigenthümlichen Perſönlichkeit betrachtet zu ſehen.

Hr. von Raumer kennt Frankreich und ſeine Litteratur. In einer Stelle ſeines Buches werden die Wechſelwirkungen [illegible] von Goethe angeführt, ſowie mit einem Mißverſtändniß, das freilich auch in Frankreich noch oft genug vorkommt. Er meint nämlich, daß Goethe's Roman lehre die Auflöſung der Ehe und vernichte deren Heiligkeit. Dieß iſt allerdings der Stoff und Gegenſtand, aber nicht ſein Inhalt. Warum wird man dieſe Darſtellung anklagen dürfen? Wäre er richtig, wäre es erlaubt, den Inhalt lediglich nach dem Stoffe zu beurtheilen, welches Verdammungsurtheil müßte Hr. von Raumer gegen ſein eigenes Buch auszuſprechen haben! Wie ſehr weit entfernt, [illegible] ſolche Beſchreibung zu geben, [illegible]

[illegible]

Die drei Perioden der Königlich preußischen Akademie der Wiſſenſchaften, und: König Friedrich der Zweite als Geſchichtſchreiber. Zwei akademiſche Reden von Friedrich Wilken. Berlin, [illegible]. Bei Duncker und Humblot. 8.

[illegible] und wiſſenſchaftlicher [illegible] einen Gegenſtand des höchſten wiſſenſchaftlichen Intereſſe's erhält, und dieſen mit ſolcher Sachkenntniß und Kunſt behandelt als gefällige Behandlung für allgemeine Einſicht und Anregung beiträgt.

Die erſte der beiden Reden giebt eine gedrängte Überſicht der [illegible] Entſtehung und Wirkſamkeit der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wobei der [illegible] Stifter derſelben auch in der hohen Tüchtigkeit zu erkennen iſt, womit er ſich, auch einer jener Zeit gemäß und in ihren Verhältniſſen begründet iſt, einleuchtend würdigt und gelten läßt, wenn auch für andre Zeit längſt andre und entgegengeſetzte Forderungen eingetreten ſind. Die dritte Rede, ſo wie die folgende, eine eigentliche Feſtrede iſt, ſo darf gleich hier die Rede gewendet auch der würdigen Haltung gedacht werden, mit welcher ſich dem Deutſch [illegible] unſere mit eifrig [illegible], allen [illegible] begegnen vermittelt werden.

Die zweite Rede iſt durch ihren Gegenſtand und Umfang die bedeutendere. [illegible] Preußen hält [illegible] weiter und auf. Immer einen [illegible] behandelten ſein Bild, das immer höher hervortritt, je mehr der [illegible] ſich aus den Urkunden und Zeitläufigen, das ſeinen Blick vermehren wollte, [illegible], und das Wahre und Weſentliche [illegible]. Wir ſind dabei gelangt, auf einen Punkt ge-

[illegible] und [illegible] [illegible]. Die in den [illegible] [illegible] zu der von Friedrich [illegible] und [illegible] einen [illegible] [illegible] bildet, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vollkommen [illegible], und wenn wir nicht [illegible] [illegible], daß das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible] zu danken ist, welcher den König [illegible] und von ihm [illegible], so [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] Zeit für [illegible] [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Als [illegible], als [illegible], als [illegible] [illegible], hat Friedrich durch [illegible] [illegible] und [illegible], welche nach ihm die [illegible] [illegible], so wie durch die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] Zeit über [illegible] [illegible] und [illegible] von den [illegible] der [illegible], von [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch das [illegible] [illegible], wenn es [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu betrachten. Die [illegible], das [illegible] [illegible], die [illegible] an [illegible], haben [illegible] [illegible] gemacht. [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu eigene[illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], — [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] [illegible] ist, — [illegible] die [illegible] [illegible], welche wir von [illegible]

Hand beſitzen, haben einen zu wichtigen Zweck und ſind durch Inhalt und Abſicht zu bedeutend, als daß es für die Beurtheilung Friedrichs gleichgültig ſein könnte, welchen ſelbſtſtändigen Werth wir ihnen beizumeſſen haben.

Herr Geheimrath Wilken hat ſich dieſe ſchöne Aufgabe geſtellt, und betrachtet Friedrich den Großen als Geſchichtſchreiber. Wie andre Zweige unſrer Gelehrſamkeit und Literatur hat auch die Geſchichtſchreibung in neueren Zeiten einen gewaltigen Aufſchwung genommen, und bei vielen Großen und [illegible], daß ſie geleiſtet, ihre Beiſpiele doch bei weitem höher geſtellt, als ſie ſelbſt ſolche bisher noch zu erfüllen im Stande war. Denn, wenn wir genauer prüfen und erwägen, ſo möchte, in Betreff der Darſtellung, nur ſehr wenig von den gerühmten Geſchichtswerken unſerer Zeit denen des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt vorzuziehen ſein. Gleichwohl haben Dünkel und Einbildung auch in dieſem Kreiſe dem Hange nicht widerſtanden, auf das [illegible], und namentlich auf die Geſchichtsbücher Friedrichs, mit vornehmer Geringſchätzung herabzuſehen, und manche Gelehrte wollten ihren Werth nur als Verſuche gelten laſſen, die man einem andern als der königlichen Hand kaum annehmen würde. Indeſſen [illegible] Wilken ſpricht allerdings den hohen Werth aus, welchen dieſe Schriften an und für ſich haben, und beſtimmt bedeutend auch auf dem Gepräge, das hier den Schriftſteller und den König ganz unzertrennlich macht, allein Müller ist bekanntlich des Königs immer in einer gewissen Zurückhaltung befangen geblieben, die auch seinen größten Lobsprüchen stets etwas Unheimliches leiht. Desto erwünschter vernehmen wir endlich den erfahrenen Mann vom Fach, den gründlichen Geschichtsgelehrten, der selbst das Schlachtfeld gesehen, mit seinem unbefangenen Urtheil das Verdienst Friedrichs auf diesem Gebiet hervorheben und mit Sicherheit aussprechen.

Der Verfasser zeigt, wie der König auch als Geschichtschreiber seinen hohen königlichen Standpunkt nicht verläugnet, daß ihm die Wahrheit das Erste und Höchste gewesen, daß er nicht seinen Ruhm oder seine Rechtfertigung zur Absicht gehabt, sondern die Ehre des Vaterlandes, das Denkmal seiner Kampfgenossen, die Belehrung seines Volks. Wie Friedrich von dem Gefühle der Pflichterfüllung durchdrungen und beseelt gewesen, tritt uns auch hier wieder überall vor Augen, und gleichsam wird uns diese Gesinnung „daß sie als gemeinnützliche große That des Königs“ verkündigt und uns ihn erklärt: „daß der Fürst der erste Diener des Staats sei.“ Seine Geschichtschreibung ging aus derselben Absicht hervor, die ihm den Anti-Machiavell eingegeben hatte, von welchem Werke hier sehr treffend bemerkt wird, daß er seinen eingebildeten Feind bekämpft, sondern daß die Grundsätze, wenn er entgegen tritt, doch wirklich in Machiavelli's Werke zum Finden, gleichviel in welchem Sinne, ausgesprochen dastehen, und nur durch Mühe und Kunst der Inhalt und die Einkleidung auf eine für Machiavelli ehrenvolle Art sich deuten lassen.

Ueber das Verfahren Friedrichs in Betreff der Quellen, die er bei seinen Geschichtsbüchern benutzt hat, und über sein kritisches Eindringen in den Zusammenhang der Ereignisse und Zustände, die er schildert, wird das Erforderliche hier zu seinem Orte gesagt. Wenn ihm in Einzelheiten hin und wieder eine Unrichtigkeit nachgewiesen, irgend ein Mangel gezeigt werden kann, so ist unser Verfasser so berechtigt, darauf keinen zu großen Werth zu legen. In der That ist zu solchen Rügen in des Königs Schriften seltner Gelegenheit, als man gewöhnlich glaubt, und er pflegt öfter strenger und gewissenhafter in seinen Angaben zu sein, als mancher sogenannte gelehrte Geschichtschreiber, dessen ganzes Studium und ganzes Verdienst in kleinlicher Genauigkeit besteht, und wenn man ihm diese absprechen muß, durchaus zusammenfällt! In Friedrichs Geschichtsbüchern wird mit Recht als die Hauptsache gepriesen, daß der Autor in der Mitte der Begebenheiten gestanden, als Feldherr und Staatslenker auch die in der Zeit entfernteren Ereignisse scharf einzusehen und richtig zu beurtheilen wußte, und überhaupt durch Stellung und Geist die größten Vorzüge vereinigte, die jemals einem Geschichtschreiber zu Theil werden können.

Es kann nicht verhehlt werden, daß die Darstellung des Königs, zwar immer lebhaft und feurig, doch im

Ton und Ausdruck ungleich iſt. Ein hoher edler Fluß der Rede iſt bei ihm oft durch beißende Scherze, durch flüchtige Wendungen unterbrochen. Es iſt ein König, der ſchreibt, nach Trieb und Laune, der im Schreiben zugleich ſich ſelber giebt und geben darf, nicht ein Schriftſteller, der ſich ängſtlich einer Regel fügt, und ſich ſelbſt verläugnen oder in angenommener Haltung zeigen muß. Doch darf der König nichtsdeſtoweniger auch durch Stil und Vortrag, im Ganzen betrachtet, noch immer den beſten Geſchichtſchreibern nicht bloß ſeiner Zeit, ſondern aller Zeiten, beigezählt werden, und in einzelnen Schilderungen verdient er, wie hier mit Recht behauptet wird, den größten Meiſtern des Alterthums, einem Thukydides und Polybius, einem Salluſtius und Tacitus, ebenmäßig zur Seite zu ſtehen. Wir danken es unſerm Verfaſſer, daß er dieſe gerechte Anerkennung auszuſprechen ſich nicht geſcheut, die aus eines Andern Munde leicht als enthuſiaſtiſche Vorliebe gelten könnte, aus dem ſeinen aber ſich als [illegible] auf Kenntniß und Einſicht gegründete Ueberzeugung verbürgt. —

Erinnerungen an Winckelmann. Abhandlung von
A. Krech. Berlin, 1835. 4.

Wenn bisweilen bändereiche Schriften in unſern Anzeigen ohne Nachtheil für die Wiſſenſchaften übergangen werden dürfen, ſo haben wir dagegen um ihrer Bedeutung willen auch öfters kleine Schriften hervorzuheben, deren Erſcheinungsweiſe die allgemeine Aufmerkſamkeit ſonſt wenig in Anſpruch zu nehmen pflegt. Dies iſt der Fall bei dem trefflichen Aufſatze, deſſen wir hier gedenken. Als Einladungsſchrift zu einer Schulprüfung, — unter welcher Geſtalt im Preußiſchen oft die ausgezeichnetſten und werthvollſten Abhandlungen erſcheinen, oder vielmehr verborgen bleiben, — wird uns hier eine friſche und lebhafte Schilderung Winckelmann's dargeboten, in welcher einige Züge wo nicht völlig neu, doch mit beſonderer Kraft gezeichnet ſind. Was einen ſolchen Heros unſerer Bildung und Litteratur auf würdige Weiſe beſpricht, darf uns nicht gleichgültig ſein, es gehört nicht uns allein mehr an, ſondern der ganzen kunſtgelehrten Welt, die unſern großen Landsmann ſich angeeignet hat. Nach der meiſterhaften Darſtellung durch Goethe, der ſorgſamen Herausgabe der Werke durch J. Schulze und Meyer, der Briefe durch Förſter, und manchem guten Werke von Gurlitt, Morgenſtern und Andern, iſt die Betrachtung Winckelmann's und ſeiner Schriften und Wirkſamkeit noch keineswegs abgeſchloſſen, ſondern eigentlich erſt gründlich angeregt, und wir freuen uns, hier einen ſchätzbaren Beitrag dazu mitgetheilt zu ſehen. Der Herr Verfaſſer giebt durch denſelben ein ſchönes Zeugniß geiſtvoller und eindringender Beſchäftigung mit einem ſo werthvollen Gegenſtande. Vier beſondere Karakterbezüge deſſelben ſind es, welche er diesmal hauptſächlich hervorhebt, und ſeinen Abſchnitten als Ueberſchriften ſetzt. Sie heißen: Religion, Unabhängigkeit, Darſtellung, Reiſeluſt. Dem Herrn Verfaſſer ſind Goethe's Anſichten und Ausſprüche wohlbekannt und in hohem Werthe: es iſt kein geringes Lob für die ſeinigen, daß ſie neben ſo Großem und Vollendeten ein ſelbſtſtändiges Verdienſt gar wohl behaupten können. Von beſonderer Wichtigkeit für die Einſicht in Winckelmann's Karakter erſcheint uns vorzüglich der erſte Abſchnitt, wo die Meinung Goethe's, daß in Winckelmann das Heidniſche eingeboren geweſen, beſtritten und dafür die Nachweiſung verſucht wird, er ſei im Herzen immerdar ein proteſtantiſcher Chriſt geblieben. Die Gründe und Zeugniſſe hiefür ſind allerdings triftig, und die Vorliebe Winckelmann's für proteſtantiſche Lieder bleibt ein merkwürdiger und rührender Zug in ihm. Ob indeß die kindliche Gewöhnung an eine beſtimmte Kirchenform, beſonders wenn dieſe ſelbſt ſo mannigfache Denkweiſen in und neben ſich gedeihen läßt, wie damals die proteſtantiſche, einen wahren Glauben an deren dogmatiſchen Inhalt nothwendig vorausſetze, darüber dürfte uns wenigſtens einiger Zweifel bleiben. Uebrigens meint der Herr Verfaſſer nicht, durch ſeine Deutung ein Lob für Winckelmann einzutauſchen, ſondern nur den Tadel, dem derſelbe auch ſo nicht entgehen kann, aus andrer Richtung herzuleiten. In den nachfolgenden Abſchnitten iſt gleicherweiſe viel Eigengeſchautes und glücklich Zuſammengeſtelltes, und das Ganze auch vortrefflich geſchrieben, welches einer Schrift über Winckelmann, der ſelber den größten Werth auf gut Schreiben legte und daſſelbe für „das ſchwerſte Menſchenwerk“ erklärte, nur ein Merkmal mehr giebt, daß ſie ihres Gegenſtandes würdig ſei. Zu bemerken bleibt noch, daß dieſe Abhandlung zugleich die hundertjährige Feier des Tages bezeichnet, an welchem Winckelmann als Schüler in das Köllniſche Gymnaſium zu Berlin aufgenommen worden; dieſe Aufnahme geſchah am 18. März 1735. —

Leben des königlichen preußiſchen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Leipzig, Brockhaus, 1835. Zwei Theile. 12.

Unſer Bericht wird hier auf wenige Worte ſich beſchränken dürfen. Der ganze Gehalt und Werth dieſes reichen Buches iſt nämlich innerhalb des bewegungsvollen, heitern und anziehenden Gebietes aufzufaſſen, wo die Wiſſenſchaft und das Leben zuſammenfließen, und ihre Vereinigung nach beiden Seiten erhöhten Gewinn zurückwendet. Wenn aber ſonſt die Lebensbeſchreibungen der Gelehrten ihr hauptſächliches Intereſſe doch meiſt nach dem beſonderen Fache hin behalten, dem dieſe grade angehören, ja ſogar die Abfaſſung in den meiſten Fällen dies ausdrücklich bezweckt, ſo ſtellt dagegen das vorliegende Buch in dieſem Betreff ein andres Verhältniß auf. Auch hier findet ein nächſter Antheil und Reiz unſtreitig für die Arzneiwiſſenſchaft und deren Ausübung Statt, da es das Leben eines Arztes iſt, das erzählt wird; allein dieſe Seite hat hier, wie fruchtbar und glänzend ſie auch ſei, durchaus nicht das Uebergewicht, ſondern dieſes gehört entſchieden der andern Seite an, der des allgemeinen und perſönlichen Lebens, bei welchem die Bezüge der Wiſſenſchaft, innerhalb deren jenes ſich bewegt, nur noch als untergeordnete mitgehen.

Denn ſofern mit Recht ein Unterſchied anzunehmen iſt, ſolcher Menſchen, deren ganzes Daſein aus urſprünglicher, rein und voll ſtrömender, nie raſtender Quelle zu fließen ſcheint, und ſolcher, denen nur ein abgeleitetes, wechſelnd ſtockendes oder nur trüb und karg fließendes, verliehen ward, ſo muß der herrliche Mann, deſſen Andenken hier gefeiert wird, als eines der ſeltenſten und auserwählteſten Beiſpiele der erſtern Art gelten, als unmittelbar hervordringend aus dem klarſten und vollſten Strome des Daſeins, als ein fortwährender Lebensquell ſelber, der durch Geſtein und Felder ſeine ſegenvolle Fluth ergießt, und Friſche, Fruchtbarkeit und

Heil ausbreitet, unermüdet im hellen Sonnenſchein wie im dämmernden Sternenſchimmer. Alles in und an ihm iſt Luſt und Muth des Lebens, Kraft und Thätigkeit, Genuß und Ertrag deſſelben; die ausgezeichnetſten Eigenſchaften, die er beſitzt, die höchſten Verdienſte, die er erwirkt, alles ſteht und gedeiht in ſeiner heitern Lebendigkeit, als dem gemeinſamen Elemente, welches in ihm jedes andern Stoffes, der herandringt oder ausſcheidet, mächtig bleibt. Dieſe Lebendigkeit iſt der Grund, die Kraft und der Glanz ſeines ganzen Weſens.

Ernſt Ludwig Heim, geboren 1747 zu Solz im Herzogthum Meinungen, geſtorben zu Berlin 1834, war ein langes Leben hindurch, von der Univerſität an bis in ſeine letzten Tage, einer der thätigſten und glücklichſten Aerzte, die es jemals gegeben hat. Er war vorzugsweiſe dieſes, ein ausübender, hülfreicher Arzt, und alles andre, was er außerdem noch Ausgezeichnetes leiſtete, als Naturforſcher, als Lehrer, tritt gegen ſeine unmittelbar praktiſche Thätigkeit in den Hintergrund. Hiemit wäre nun ſchon die außerordentliche Bedeutung und Wirkſamkeit eines ſolchen Lebens genugſam ausgeſprochen; allein auch dieſe ordnen ſich, wie ſchon erwähnt worden, einer höheren Erſcheinung unter, die von ſeiner Perſönlichkeit ausgeht. Seine ärztliche Meiſterſchaft iſt von der liebenswürdigſten Eigenthümlichkeit begleitet, deren Grund unerſchütterlicher Gradſinn, kindliche Unſchuld und Treue, reines Gottvertrauen und heitre

Pflichterfüllung ſind, und in unverſiegbarem Frohſinn, rüſtiger Thatkraft, kühnem Freimuth und launiger Munterkeit immer friſch und ſelbſtſtändig durch Welt- und Tagesgedränge die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Seine kräftige Originalität vereinigte herrſcherliche und kriegeriſche Eigenſchaften, — letztere ſogar von der raſchen, bei anſcheinender Wildheit doch umſichtigen und klugen Art eines leichten Reiters, wie er ja auch im eigentlichen Sinne mit größter Vorliebe war, — mit menſchenfreundlichen, liebevollen und zartſinnigen, die insgeſammt, zu jedem Dienſte bereit und jeder Aufopferung fähig, ganz wieder dem Arzte zu Gute kamen, ja ihn gewiſſermaßen ausmachten, denn die Wirkſamkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung war nicht minder troſtreich und heilſam, als die ſeiner ärztlichen Verordnungen.

Der Lebenseindruck eines ſolchen Mannes wird in der Hauptſtadt, wo er in allen Klaſſen, geringen und vornehmen, eine der namhafteſten, verehrteſten und geliebteſten Notabilitäten war, noch lange fortdauern; die Zeitgenoſſen erſchöpfen dieſen Schatz des Andenkens nicht, ſondern vererben ihn auf ein nachfolgendes Geſchlecht, das der eignen Anſchauung entbehrt. Dieſem kömmt nun das vorliegende Buch glücklich zu Hülfe, indem es die vorhandenen Ueberlieferungen in ein geordnetes Bild zuſammenfaßt, und jeder beſondern Erinnerung einen feſten Anhalt bietet, der auch viele hier bei dem großen Reichthum übergangene oder nicht ausdrücklich hervorgehobene Züge noch aufnehmen kann, z. B. den merkwürdigen Auftritt, wie Heim zum erſtenmale des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel anſichtig wurde, und manches Aehnliche, was wenigſtens für künftige Mittheilung aufzubewahren iſt.

Dieſes Buch in einem Auszuge zur Ueberſicht bringen zu wollen, wäre das undankbarſte und unnützeſte Geſchäft. Eine ſolche Gabe muß ganz und vollſtändig genoſſen werden, und niemand darf ſie ſich verkümmern laſſen. Die Schrift gleicht hierin dem Gegenſtande, den ſie behandelt; man darf nur auf ſie hinweiſen, ſie empfiehlt ſich durch ſich ſelbſt, und belohnt den Leſer durch unmittelbare Einwirkung.

Lebensbeſchreibungen erfreuen gewöhnlich am meiſten durch ihren Anfang, wo noch die frühere Jugend, der Kampf der Bildung und der mit der Welt geſchildert wird; gelangt man in die mittlere Zeit, wo die Höhe erſtiegen iſt, die Bahn dann gleichförmig fortläuft, ſo ſchwindet größtentheils der Reiz; und gegen das Ende, wo vielleicht Ruhm und Ehre und Gewinn jeder Art am reichſten ſich mehren, aber die Kräfte abnehmen und das Alter allmählig dem gemeinſamen Schickſal entgegenſinkt, umdüſtern ſich die glänzendſten Lebensläufe, und laſſen oft nur einen ſchmerzlichen Eindruck zurück, den zu mildern bisweilen auch die geiſtige Ausſicht des Fortwirkens und Weiterlebens mangelt, wozu der Menſch ſo gern ſeine Zuflucht nimmt. Hier iſt dieſer Nachtheil kaum wahrzunehmen. Das Leben des thätigen und glücklichen Arztes ſcheint am wenigſten zu altern; Heim insbeſondere iſt kräftig und wirkſam bis in das höchſte Greiſenalter, iſt antheilvoll und vergnügt bis zum letzten Entſchlummern, und ſieht jenſeits deſſelben getroſt und heiter nur neue Anfänge und Entwicklungen.

Wir genießen des unſchätzbaren Vortheils, Heim in dieſer Lebensbeſchreibung großentheils durch ihn ſelbſt kennen zu lernen. Aus ſeinen zahlreichen Papieren, Briefen und Tagebüchern, ſind die meiſten Begegniſſe, Stimmungen und Verhältniſſe mit ſeinen eignen Worten erzählt und ausgedrückt. Kein andres Mittel konnte uns ſo in das ächte Weſen des Mannes blicken laſſen, ihn uns ſo ganz in ſeiner Reinheit, Redlichkeit und Herzensgüte zeigen. Die Auswahl und Verarbeitung ſolcher Bruchſtücke zu einem gelungenen Ganzen iſt mit glücklicher Hand geſchehen; nur der innigſten, verehrungsvollſten Liebe und dem kundigſten Takte konnte dieſe Behandlung in ſolchem Grade gelingen. Der Reichthum iſt mit ſeltener Maßhaltung dargeboten, nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel, denn da, wo ein Uebermaß zu befürchten ſein konnte, tritt alſogleich der geiſtig zuſammenfaſſende, wünſchenswerth ergänzende, mit den Erforderniſſen der Anſchauung und Darſtellung wohlvertraute Herausgeber ein. Wir müſſen ihm danken, daß er uns Heims Worte ſo gern giebt, und können hinwieder nur bedauern, wenn er nicht ſelbſt das Wort führt, denn

Schreibart, Ton, Haltung, ſind immer vortrefflich. Gleich im Anfange des Buches, in Schilderung des Schauplatzes und der Vorgänge der Jugendzeit, ſind Beiſpiele der klarſten und kernhafteſten Schilderung, wie nur eine Meiſterhand ſie geben kann.

Zum Schluſſe ſei noch eine Betrachtung erlaubt, welche ſich unter dem Leſen das ganze Buch hindurch mehr und mehr hat erheben und beſtärken wollen, daß nämlich in ſolchen Schriften unſre beſten Denkwürdigkeiten zu erkennen ſind, welche das innere Leben der Deutſchen in ſeiner beſcheidenen Weltlichkeit darlegen, und meiſt ſchon durch ihren Stoff, eben ſo aber auch durch die Richtung, in welcher ſie ihn bewegen, einen troſtreichen, erheiternden, ja erbaulichen Karakter darthun. Vergleicht man ſolche Lebensgeſchichten, wie die gegenwärtige von Heim, und — um noch einige andre zu nennen — die von Meierotto durch Brunn, die Denkwürdigkeiten Erhards, das Leben Fichte's durch ſeinen Sohn, die eigne Lebensbeſchreibung Jung-Stillings, vergleicht man dieſe mit den hervorragenden Erzeugniſſen der Franzoſen im Fache der Memoiren, ſo giebt ſich ein ungeheurer Unterſchied zu erkennen, den wir wohl befugt ſein dürfen in folgenden Spruch zu faſſen: daß, wenn wir aus den franzöſiſchen Memoiren vorzugsweiſe begreifen lernen, wieſo die Welt in ſich zerfallen und zerbrechen muß, uns in den bezeichneten deutſchen Schriften wenigſtens einige der Fäden und Betriebe ſichtbar werden, wodurch ſie zuſammenhält.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Bekannt gemacht und mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Dorow. Auf Stein geſchrieben im lithographiſchen Inſtitute des Verlegers. Erſtes Heft. Berlin, **1836**. Verlag von L. Sachſe und Comp. 4.

Wir hatten kürzlich von einem talentvollen jungen Schriftſteller das behaglich-kecke Geſtändniß zu leſen, ihm ſei perſönliche Theilnahme und Verehrung für unſre großen Männer eigentlich fremd, wenigſtens nicht angeboren. Müßten wir dieſe Aeußerung als ein Zeichen der Zeit nehmen, worin ſich deren weitverbreitete Gleichgültigkeit zu erkennen gäbe, ſo fänden wir ſie für das Allgemeine nicht weniger bedauernswerth, als ſie es ſchon für den Einzelnen iſt, der ſich damit der reinſten Quellen des Glückes und der Freude verluſtig bekennen will. Doch werden wir bei näherem Ueberblick unſern ſorglichen Unmuth leicht wieder beruhigen. Solcher unerfreulichen, und, wie uns dünkt, auch in jenem Worte noch keineswegs erhärteten Sinnesart widerſprechen von allen Seiten die thatſächlichen Beweiſe des lebhafteſten Antheils, der beſeelteſten Verehrung, welche mehr und mehr für unſre großen Namen ſich erheben. Die Bildſäulen, deren Errichtung im Werk oder im Vorſchlag iſt, die Denkwürdigkeiten und Briefwechſel, welche von Jahr zu Jahr den Schatz unſrer Lebenskunde mehren, beweiſen eine ganz entgegengeſetzte Richtung, welche den Ertrag und das Werk des Geiſtes nicht kalt abſondern und dahinnehmen, ſondern vielmehr den Zuſammenhang mit der Wärme und Friſche des perſönlichen Daſeins, aus dem ſie hervorgegangen ſind, eifrig bewahren will. Unter dieſen Geſichtspunkt dürfen wir auch das Unternehmen ſtellen, welches ſich in dem vorliegenden erſten Hefte glücklich ankündigt.

Der hohe Werth der Handſchrift, ihre unerſchöpfliche Verſchiedenheit und Eigenthümlichkeit, und ihre tiefen Bezüge auf ein darin offenbar und geheim ausgedrücktes Innere, ſtehen heutiges Tages in allgemeiner Anerkennung feſt. Nach dem Abbilde der Perſon ſelbſt, wie der Mahler oder der Bildhauer es giebt, ruft kein andres Mittel ſo unfehlbar und beſtimmt uns die Gegenwart eines Menſchen hervor, als ſein geſchriebenes Wort, worin der Ausdruck ſeines geiſtigen Weſens mit ſeiner leiblichen Eigenſchaft zuſammenfließt. Der Reichthum ſinniger Unterhaltung und fruchtbarer Einſicht, welche durch den Anblick handſchriftlicher Denkmale hervorzurufen ſind, wird jedoch erſt recht klar, wenn größere Sammlungen mit vollſtändiger Wahl angeordnet und mit ſichrer Kenntniß erläutert werden. In neueren Zeiten hat eine hohe und edle Liebhaberei ſich vielfach dieſem Gegenſtande zugewendet; wir können Goethe und den Fürſten von Metternich als eifrige Sammler nennen, deren Lebensſtellung freilich auch für ſolchen Nebenzweck leicht einen Gewinn abwarf, der für nicht ſo Begünſtigte nur durch außerordentliche Glücksfälle erreichbar wird. Wenig aber iſt bisher in Deutſchland geſchehen, ſolche Schätze durch treue Nachbildung in Gemeingut zu verwandeln, ſie der Nation zu Genuß und Belehrung öffentlich anzubieten.

Wir müſſen dem Herausgeber der vorliegenden Probe aufrichtig danken, mit dieſem Unternehmen hervorzutreten. Durch eigne Lebensverhältniſſe voll reicher Beziehungen und ausgebreiteter Weltanſchauung, durch Eifer und Ausdauer, ſo wie durch beſondere Gunſt der Umſtände, welche demjenigen nicht zu fehlen pflegt, der mit Ernſt ein richtiges Ziel verfolgt, iſt Herr Hofrath Dorow gewiß vor vielen Andern befähigt, in dieſer Art etwas Vortreffliches zu leiſten. Dies iſt um ſo mehr gleich im Beginn anzuerkennen, als das ganze Geſchäft ſeine Schwierigkeiten und ſein Verdienſt hinter dem Gelingen ſelber gleichſam verbirgt, und ſeine Anſprüche auf den Dank des Publikums keineswegs zur Schau trägt. Die Eigenſchaften, deren ein Autor zur Ausſtattung eigner ſelbſtſtändiger Schriften bedarf, ſind hier ebenfalls unentbehrlich, um einer anſcheinend in Sammeln und Erläutern abgethanen Arbeit geiſtigen Halt und gutes Geſchick zu ſichern. Die Auswahl, ſowohl der Perſonen als der Blätter, die Sorgfalt in den begleitenden Angaben, die Geſichtspunkte, der Takt und das Maß in den erläuternden Bemerkungen, alles dies wird hier von entſcheidender Wichtigkeit.

In jedem Betracht dürfen wir dieſe begonnene Sammlung beſtens anempfehlen. Von dreißig berühmten Perſonen, die theils der Welt im Allgemeinen wichtig, theils vorzugsweiſe dem deutſchen Vaterlande werth und bedeutend ſind, empfangen wir fünfunddreißig handſchriftliche Zeugniſſe, welche meiſtens noch durch den beſondern Inhalt oder die eigenthümlichen Umſtände, unter denen ſie geſchrieben worden, ein erhöhtes Intereſſe haben. Die zwei Briefe des Fürſten von Hardenberg, die merkwürdigen Briefe von Gentz, Achim von Arnim, Friedrich Auguſt von Wolf, Fichte, Wilhelm von Humboldt, Heyne, Voltaire, Blücher, Winckelmann, würden auch ohne das Bild der eigenthümlichen Handſchrift, in blos gewöhnlichem Druck, eine willkommene Gabe ſeyn; um wie viel mehr ſind ſie es jetzt, da ſie die unmittelbaren Lebenszüge darſtellen! Die Handſchriften von Schleiermacher, Wieland, Bülow von Dennewitz, Ferdinand von Braunſchweig, Jean Jaques Rouſſeau, Katharina der Großen, Herder, Forſter, Kant, Borowsky, Gräfin Genlis, Iffland, Jung, Reichardt, Johann von Müller, Heinrich von Kleiſt, Hippel und Dumouriez, erfreuen das Auge und den Geiſt mit unendlichen Anregungen dieſer mannigfachen, in bunter Miſchung prächtig leuchtenden Lebensgeſtalten, welche der Herausgeber durch gedrängte biographiſche und kritiſche Notizen dem Leſer noch vertraulicher nahe rückt. Ein ſehr karakteriſtiſches Bild von Gentz aus deſſen Jugend ziert das Titelblatt als Vignette.

Wir billigen es, daß keinerlei Reihefolge noch Rangordnung bei den mitgetheilten Artikeln beobachtet worden; jede zu wählende würde ihre Schwierigkeiten gehabt, und den Beginn und Fortgang des Werkes nur geſtört haben. Allein die Möglichkeit, die einzelnen Artikel nach Gutdünken und Eigenwahl zuſammenzuſtellen, hätten wir gern jedem Beſitzer bewahrt geſehen, und deßhalb wünſchten wir, daß jedem Artikel ein eigenes Blatt beſtimmt und dieſem die nöthigen Erläuterungen ebenfalls ſelbſtſtändig beigegeben wären. Freilich würde das Ganze, welches jetzt auch durch ſeinen mäßigen Preis empfehlenswerth erſcheint, durch ſolche Einrichtung etwas vertheuert werden. Einige Ungenauigkeiten im Abdrucke des Textes würden zu rügen ſein, wüßten wir nicht, daß dergleichen in deutſchen Schriften, aller Sorgfalt ungeachtet, ſich faſt unvermeidlich einſchleichen!

Für das zu erwartende zweite Heft hoffen wir vor allem die Handſchrift Friedrichs des Großen, welche ſchon, wie wir vernehmen, dieſem erſten zugedacht war.

Sodann möchten wir aber noch den Wunſch ausdrücken, daß der Herausgeber auch die Handſchriften Lebender nicht ausſchließen, ſondern im Gegentheil den Kreis grade dieſer recht weit ausdehnen, und hierdurch auch das nächſte Intereſſe der Gegenwart an ihren eigenen Geſtalten berückſichtigen möge! —

Gedichte.

Epigramme von Platen

[illegible]

An Friedrich Schleiermacher.

[illegible]

1.

[illegible]

2.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

8.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

9.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

10.

[illegible]

[illegible]
[illegible]

11.

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

An eine ſchöne Frau.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mädchenſpiegel.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Romanze.

* * *

Wie wird mir der Tag ſo lang!
   Noch nicht kommen will der Abend:
Iſt die Sonne doch hinunter
   Und der Mond heraufgegangen:
Ungeduldig, [illegible], wartend,
   Blick' ich aus dem hohen Walde
In das [illegible] und [illegible]
   Unausſprechlichen Geſtalten.
[illegible] ſchauen über die [illegible]
   Aus dem andern [illegible],
Und die ſüßen Abendlüfte,
   Das Gewölk mit Golde malend,
Schlagen mit dem leiſen Flügel
   In das [illegible] meine Wangen.
Doch am hohen Himmel kommen
   Sterne nach einander [illegible],
Und der [illegible] ſpielet
   [illegible] Schimmer in die [illegible].
O wie lange ſoll ich harren,
   Wie [illegible] ſich die Blicke.

O wie lange [illegible] ich [illegible]
[illegible] ich Dich zu [illegible] [illegible]?
[illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible],
Die [illegible] [illegible],
Und [illegible] [illegible] [illegible]
Nach den [illegible] [illegible] [illegible].
O du heil'ge Nacht, [illegible],
Mit dem dunklen Schleier [illegible]
[illegible] du die [illegible] [illegible],
Die das [illegible] [illegible] [illegible],
Die dem [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible],
Dann, o du, die [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] auch den [illegible] [illegible]
Mit dem dunklen Schleier [illegible],
[illegible] [illegible] den [illegible] [illegible]
[illegible] noch ein [illegible],
[illegible] die [illegible] [illegible],
[illegible], [illegible], [illegible]!

Betrachtung.

Daß ich an das Geſtade bin entronnen
Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummerumnacht'ges Herz erhellen,
Denn nirgends glüh'n des Lebens goldne Sonnen.

Was iſt mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn ew'gen Schmerzes Fluthen mich umquellen,
Und bitt're Wehmuth fühl' an's Herz mir ſchwellen,
Daß nicht im Glück mein Leben hat begonnen? –

Ich ſenke in mich ſelbſt die Augen nieder,
Und ſehe nicht die heit'ren Blüthenſtunden,
Die mit des Frühlings Nah'n das Herz umwinden.

Nicht weckt man den ſüßern Drang mir wieder!
Das ſchönſte Glück iſt früh dem Blick entſchwunden,
Noch hält eng' ſolcher Schmerz die müden Glieder.

Herbſtgefühl.

Nürnberg, am 28. October 1808.

Die Felder ſehn in warmem Sonnenſcheine,
Vom ganzen Herbſt[illegible] ſchon umſtrahlet,
Und einzeln [illegible] in [illegible] Glut blühet,
Ob Sommerluſt verſpätet nur erſcheine.

Vergeblich, daß die Wehmuth leiſe weine! —
Im Grabgewande [illegible] der [illegible],
Und hüll' den weißen Schmuck zur Erde [illegible],
Doch macht die [illegible] und alleine.

Wohl weiß ich, daß der Frühling wiederkehret,
Ich darf um ihn nicht hoffnungslos verzagen,
Und Blüthenzeiten muß das Leben bringen.

Doch alles Leid, was mich jetzt verzehret,
Daß ich nur dir und [illegible] darf ſagen,
Mag doch Thränen mir in's Auge bringen.

An den Ueberſeßer Voß.

Galliamben.

1809.

In dem hohen Meer dahinſchifft ungezwungen von dem Drang
Des erregten Sturms ein Schiff dort zu dem nördlichen Gefild;
Wie der Schaum ſich hoch emporbäumt und am Kiele ſich überwallt,
Wie das Geäſt der Wind im Tauwerk ſich vereiniget mit Geheul,
Wie der Planken Fügung aufkracht, überwältiget von der Fluth,
Wie der Wolken dichtes Nachtgrauen die Gewäſſer und die Geſtirn'
Ueberzieht, und rings der Angſtſchrei der Geſcheiterten ſich erhebt:
Doch ſegelt fort das Schiff hin, nur beſchleuniget in dem Lauf.
Ein beſchwingter Schwarm emporſteigt ſich bedrängend auf dem Verdeck,
Und es ſchallt ein hoher Päan der Begeiſterten in die Fluth,
Die gebändiget von des Liedes Macht nun mit ſchmeichleriſchem Welle
Schon ſanft umrauſcht den Schiffbord, ſo der ſtürmenden widerſtand.
Und beginnt! o Heil! hervorbricht an dem nächtlichen Horizont

Den erstaunten Blicken Eos, die Verkündigerin des Tags,
Und im Purpurschein der Meerfluth und des feierlichen Gewölks
Hochflattert schwer am Mastbaum von den Zephyren unerfüllt
Das bewegte Segel, weit senkt sich der Wimpel drüber hin.
Wie der frohe Schwarm die Windstill' und dem freundlicheren Gestad
Sich genahet schaut, hinabstürzt zu den Rudern er ungesäumt,
Und die Fluth wie Silber aufblitzt in gemeinsam Ruderschlag;
Und der hohe Bord auf einmal mit Belaubungen sich erfüllt,
An den Rudern schmiegt abwärts sich ein wonnigliches Gewind,
Wo der Eiche Laub und Epheu sich verflechten mit dem Gezweig
Der Platan' und Myrth' und Weinreb' in dem grünenden Labyrinth;
Und der Mast ergrünt als Palmbaum und es schlingt ihm um das Haupt
Die Viol' und Ros' und Krokus und die Lilie sich zum Kranz.
Und o Wunder! welch ein Anblick! von Belaubungen überdeckt
Ist entschwunden alles Holzwerk: o wie zauberische Gewalt,
Die der Blumen Füll' und Laubgrün so gestaltete zu dem Schiff!
Heil! Heil! o starker Fährmann! so erschallet von dem Gestad
Dir die huldigende Begrüßung, und von Tausenden wiederhallt
Schwingt fern, o Roß, dein Lobpreis zu den Höhen sich des Gebirgs,
In der dunklen Waldesschlucht', und dem königlichen Palast.
Heil, kühner Mann, der muthvoll den Gefahren du dich ergabst,
Aus der Tempelgrotte Delphi's die Orakel uns zu empfahn,
Und der trauervollen Heimath die Erleuchtungen des Gesangs,
Die ein Gott den Söhnen Hellas austheilte, zu verleihn.

Ja geweihet du von Apollon, von den Chariten du geweiht,
Die den Zauberſchwung des Wohllauts, des helleniſchen, dir enthüllt,
Und enthüllt die Kraft des Stammvolks zu bemächtigen ſich des Horts,
Daß froh der neuen Argo, den Verheißungen du vertraut,
Die untrügliche dir ein Gott ſprach in dem prieſterlichen Gemüth!
O wie folgt mit Liebesinbrunſt zu den Deinigen dir die Schaar,
Die zu neuer Menſchheit Anbau mit Geſängen du uns bezwangſt!
Es entſteigt ein Greis dem Schiffsbord, und verjünget ihm von dem Mund
Aufſchallt ein Heldenlied, froh des lebendigeren Getöns,
Das in raſcher Kraft dahinwogt in verſchwiſterter Melodie,
Die, o Voß, mit Heldenzorn bald ein Begeiſterter du ergriffſt,
Bald liſtenreich mit Schlauheit du erlauſchteſt in dem Hain!
Ja, des Chiers ſüßer Mund tönt! der askräiſche, ihm geſellt,
Lehrt frommer Tugend Anbau in dem friedlicheren Gefild;
Schon drängt zum frohen Siegspreis mit Bewunderung ſich der Hirt,
Da zum Wettgeſang das Waldlied von Sikelia ſich erhebt;
Auch Roma's ſtolzes Lied folgt dem Germanier unentweiht
Zu den Schlachtgefilden Herrmann's vom entweiheten Kapitol;
Es entſteigt dem Schiff ein Jüngling, und das Barbiton in der Hand
Ihm erklingt von Lebensweisheit und beſeligendem Genuß;
Und in edler Sängerfreundſchaft ſich dem Feurigen ein Gefährt'
Anſchmiegt, der liederkühn drang aus den Wäldern, und zu den Höhn
Sich erhob, den frommen Ahnherrn zu verherrlichen des Auguſt.

O beglückte Sänger, huldvoll von dem Mächtigen ihr geſchützt,
O warum, der euch an Ruhm gleich, nur in traurigerem Geſchick
Ungleich, warum den Zorn weckt, unverſöhnlichen er allein?
Es entſteigt mit holder Anmuth der Verbannete zu dem Strand,
Wo dem ſüßen Klagelied horcht der geſittetere Barbar.
Schaut! freudig ſchwingt an's Land jetzt in dem jugendlichen Gewühl
Der umkränzten Knaben Schaar laut mit den Fittigen ſich heran!
Sie der Gaſtgeſchenke ſorgſam obwalteten auf der Fahrt,
Zahlloſer Gaben Reichthum, die verſchwenderiſch dir gehäuft
Die entzückten Sänger dankbar als Vergeltungen dir, o Voß,
Der erglühten Liebesandacht, die den Herrlichen du gehegt!
Dir des Epos ſanften Aufſchwung, dir Idyllien, dir die Gluth
Der erhabnen Ode, Liebreiz der geſelligen ſie verliehn!
Ja das vielbegehrte Kleinod des berauſchenden Dithyrambs
Strahlt krönend dir um das Haupt hell wie das abendliche Geſtirn!
O wo ſäumt, wo ſäumt uns Atys, der das leuchtende Diadem
Um das Haupt dir ſchlang am Meerſtrand, wo den Weinenden überfiel
Der Cybelle grauſer Wahnſinn, den vergebens er nun bereut!
Von dem Ufer ſcheucht ein Leu wild in die Waldungen ihn zurück,
Und die Arme flehend ſtreckt noch, die verſchwindenden, er empor.
O wohlauf! du kühner Fährmann, unerſchrocken denn nun gelenkt
In die aufgethürmte Salzfluth, den Unſeligen zu befrein!
Es erblüht in neuer Fahrt ſtets ja nur herrlicher dir das Schiff,
Und es leuchtet dir ein Geſtirn vor in dem trügeriſchen Gefluth,
Das in dunkler Nacht dahinrafft den Vermeſſenen zum Geklipp,

Und zerſtreute Glieder auswirft der Geſcheiterten an das Land.
Dir allein iſt hell die Sturmnacht, die erdonnernde, dir allein
Nach Geſetz und Maß gefügt hat Galliamb' ſich und Anapäſt,
Auf, auf! in Ida's Waldgraun ſich beflügele der Geſang!

Die Aufforderung blieb, wie wohl vorherzuſehen war, unerfüllt; der Atys des Catullus iſt noch nicht überſetzt; wenigſtens ſo nicht, wie es Voß von ſich oder Andern fordern müßte.

Weſentliches.

1809.

Ob dieſe Liebe mir
Mehr Freuden bringet oder Leiden?
Ich weiß es nicht.
Es fehlt an beiden nimmer;
Sie fließen überſchwänglich,
Aus Doppelquellen,
Und oft ſind die einen
Die andern.
Wer vermag
Den raſchen Wechſel,
Die Wandlungen und Geſtalten
Der Liebesgaben
In ſtarker Herzensſchläge
Gedrängtem Leben
Zu ſcheiden und auszugleichen?
Ja wohl, auch dieſe Liebe,
So reich und ſchön,
Sie hat ihre Thränen,
Ihren Jammer,
Ihre Verzweiflung!

Doch ihre Gaben alle,
Ihr Unglück und ihr Glück, —
Sie ſind nur Schwingen,
Die über Glück und Unglück,
Auch über ihr eignes,
Mit Himmelskraft
Das Herz erheben.

Verlorne Gegenwart.

1809.

Schon ſo lange ſteigt die Sonne
Aus dem Oſten hell hervor;
Immer wieder Thauestropfen,
Morgenröthen, Vogelſtimmen,
Schwimmen dämmernd ihrem Glanze vor.

O wie viele Sommermorgen
Sind mir golden aufgegangen!
O wie viele Winternächte
Lagen ſilbern auf der dunkeln Erde,
Langſam kommend meinem Bangen,
Und ſo furchtbar eilend meinem Hoffen!

Immer ferne noch von meiner Lieben
Findet mich die neue Sonne,
Und ihr Schimmer geht an mir vorüber,
Gleich als wär' er fortgeblieben.

Immer noch in enger Tageszeit
Sorgenbrütend eingeſchloſſen,
Seh' ich heitre Stunden weit
Mich begrüßen durch die Gitterfenſter,
Und ich winke lächelnd ihnen nach.

Bringen dieſe Wolken Segen?
Immer noch in herbem Trauern
Harret ſchmachtend jede Kunſt;
Gleich dem Epheu ſaugt, an feuchte Mauern
Angeſchmiegt, die grüne Fülle
Statt des Himmelregens Nebeldunſt.

Schwere Laſt noch immer drückt
Freier Zukunft blut'gen Flügel;
Immer ſeufzend noch im armen Volke
Wallt erwartungsvoll das Herz!
Kriegeswuth vorüber raſet,
Friedenslüfte wieder ſchmeicheln,
All' unzeitig dieſem Schmerz!

Weit erleuchtet liegt die Erde
Unabſehbar aufgethan;
Meereswogen weit hinüber
Segeln die beherzten Meiſter,
Und es flattern Siegesgeiſter
Jauchzend ſtolz auf ihrer freien Bahn,

Könnt' ich ſchiffen, forſchen, ſiegen
Mit den Günſtlingen der Zeit!
Ihnen leuchten Stern' und Sonne,

Ihnen rauſcht Vergangenheit
Mit der Zukunft Hoffnungswonne
In dem Fluge friſcher Gegenwart!

Doch in blüh'nde Kindheit kam
Harte Jugend ſchnell herein;
Alter kommt, noch eh des Glückes Reife,
Thatkraft weicht, noch eh die That genaht,
Und des öden Harrens müder Gram
Schlürft den letzten Funken ein.

Sage mir, o hehre Sonne,
Warum weckſt du mich zu ſolchen Tagen?
O vergönne tiefe Schlummernacht!
Willſt du darum nur mir weiter ſchreiten,
Um den Lebensſtillſtand anzuſchauen,
Den verzaubernd Trennung mir gebracht?

Auf der Reiſe.

1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauſchen,
Alter Eichen Rieſenbau
Trägt mit ſtarken Aeſten grüne
Zweige hoch im Himmelblau;
Buſch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das ſcheue Wild,
Aus dem ſchwankenden Gezweige
Muntrer Vogelſang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leiſe
In dem hellen Wieſenbach,
Und die Sehnſuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünſtig nach;
Ach, ſie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen ſie ereilt.

Goldnes Feld dort ſteht im Glanze
Sommerlichen Morgenſcheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land beſtellt,
Doch des Jahres beſter Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfaſſen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Bruſt dich drücken,
Küſſen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geiſtesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunſt und Stirn des Denkens,
Mutterbruſt der Wiſſenſchaft!

Und in dieſes Landes Mitte
Schallet noch ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutſche Wälder rauſchen,
Unſre ſtolzen Fluthen gehn,
Unſres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrſcherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns geſandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land.

Schlug mit ſcharfen Adlerklauen
Mit den gier'gen Schnäbeln feſt
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Neſt!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Heimiſch wirſt du nimmermehr!
Bald erſcheint uns der Befreier
Siegbekränztes Heldenheer!
Und du wirſt des Feldes Dünger,
Und du wirſt der Wellen Spiel,
Und du wirſt das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünſchtes Ziel!

Der Edelknabe der Kaiſerin Kunigunde.

1.

Wie der Mond aus dunklen Wolken
   Kummerblickend niederſcheinet,
Dort ein ſchönes Antlitz bleich
   Schaut hervor aus ſchwarzem Schleier.
In des Domes hohen Hallen,
   Barfuß auf den harten Steinen,
Wandelt langſam ſchweren Schrittes,
   Von zwei Frauen nur begleitet,
Ach! die Kaiſerin, nicht würdig
   Solche tiefe Schmach zu leiden!
Doch die, ſo mit Kron' und Zepter,
   Mit des Reiches Oberſchleiern,
Auf dem Throne glorreich ſtrahlend,
   Dennoch Demuth konnte zeigen,
Kann auch jetzt im Bußgewande
   Nicht vom ſchönen Hoheit ſcheiden.
War die Fürſtin Kunigunde
   Nicht in hohem Glanz erſchienen.

Wenn der Abendſonne helles Licht
Auf der weiten Erde verbreitet,
Noch in feierlichem Glanze
Bannen jeden düſtern Zweifel,
Der Gewalt nur, dem am nächſten
Das Kleinod vertraut und eigen,
Der allein giebt es dem Feuer
Preiſend hin, der ſtrenge Heinrich.
Stolz und herrlich er vom Saale
Jetzt die Stufen niederſteiget,
Tritt hervor, und findet alle
Seine treuen Diener weinen,
Die zu Roſſe in dem Schloßhof
Seiner harr'n zur Jagd bereitet.
Finſter wälzt er da die Augen,
Kehret um in dunklem Schweigen,
Und in ſtrenger Furcht geſchloſſen
Neigt ihr ungewohntes Leben.
Viel Herzoge, viele Grafen,
Brennen wohl in tapfrem Eifer,
Unterdrückter Wahrheit Ehre
Zu befrein mit ſchnellem Schwerte,
Und in einem offnen Kampfe
Für die Kaiſerin zu ſtreiten:
Doch die aufgezückten Schwerter
Gleiten abwärts in die Scheiden.

2.

Siehſt du dort das blüh'nde Leben,
In der zarten Jugend Farben

Freundlich ſchimmernd, daß ermahnte
Von den ſchönen gelben Haaren
In der Kaiſerin Geſichte
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Nacht,
Und er ſieht ihm ſeiner Seite
Eine Weiſung iſt gekommen,
Daß er von der holden Herrin
Nimmer wieder ſcheiden laſſen.
Als ſeine Schwelle
Ihr allein zu weihen hatte.
Darum als des großen Kaiſers
[illegible] [illegible] Geſandten
Die hochbetagte Prinzeſſin
Ihrem Herrn zur Braut, gewonnen
Und in prächtiger Geleiten
Mit der hohen Jungfrau traten.
War das fromme Kind geſtorben
Ihr gefolgt und Dienerſchaft,
Unverändert in dem Kloſter
Der Geliebten weihenend,
Deren hohen Eidſchwur nimmer
Endlich der kaiſerliche Namen
Jugend zu erfüllen vermochte
In den Tagen ihrer Freuden.
Sieh, das holde Jugendantlitz
Glänzt wieder ſchnell erblichen,
Und erbebet gleich ſich wieder
Traurig mit bedeckten Wangen!
Aufwärts vom innern Blick
Will er Segensworte ſagen,
Von unbekümmerten Weltkämpfen

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]
  [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Ruſſen in Holland

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

An der Nordſee

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Die [illegible] hat [illegible],
doch in der [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] doch [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Wie es geht.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ob dem frisch Verlorenen
[illegible] auch Hoffnung nun [illegible], —
Dem [illegible] [illegible]
Sich die [illegible] [illegible]

In des Nacht [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]

In des Tags Erscheinungen
Sieht man, wie man kann, die [illegible],
Im Gewirre der Meinungen
Wird Hoffnung leicht zum Wahn.

Uebereinſtimmung.

Dresden, 1822.

Hier auch [illegible] begegnen wir uns! Sie ſteht, und beſchaut mich,
    Widerwärtiges Weib ſtarrend und blickend, wie ſtets.
Denkt ſie dabei: „Schon wieder den unvermeidlichen Anblick!"
    Nun! ſo haben wir ja Beide daſſelbe gedacht!

Fiat applicatio!

Ein Meiſter edler Malerei
Von hohem Sinn und echter Kunſt,
Malt' einen Kriegsmann einſt; die Gluth
Der Tapferkeit, die Heldenkraft
Mannhafter Stirne, kühn und groß,
Durchſtrömten Haltung und Geſtalt,
In [illegible] Farbenſchein;
Und menſchlich Glück und menſchlich Leid,
Im Siegesſtolz und Wundenſchmerz,
Durchklangen die zerriſſne Bruſt.

Ein Stümper ſchrie: „Daß Gott erbarm!
Ein ſchöner Held mag das mir ſein!
Seht Ihr denn nicht an Rock und Hut,
Daß es nur ein Gemeiner iſt?
Da lob' ich andere Heldenbild
Im hochgelobten Künſtlerſinn!“

Und ſiehe! ſtellt ein Bild er vor;
Zwar ſchien es allen jämmerlich,

Ganz ſeelenlos und matt und trüb,
In greller Aufgeblaſenheit
Ein ſchneiderhaft Armſünderweſen;
Doch Federhut und Achſelband,
Und Ordensſtern und Feldherrnſtab,
Die waren ſorgſam angebracht.

„Seht Ihr nun wohl den Unterſchied?
Was mahlt euch jener doch für Wichte?
In Wachtſtub und vorm Schilderhaus
Könnt Ihr das Vorbild dazu ſehn!
Gemein iſt ſolch ein Kunſtbeginnen,
Gemein, ſo wie ſein Gegenſtand.
Ich aber mahl' in höh'rem Stile,
Und höh're Helden! Was ich mahle,
Ihr ſeht es ja, ſind Generale!“

Falſche Götter.

Aus armſel'gen Begriffen, wie Ihr ſie begreift, mit erlogner
Sinn- und Sittlichkeit, ſtets mit dem Marke begnügt,
Schmücket Ihr euch Vorbilder zurecht von Tugenden, wie ihr
Eben zur Ausfüllung euerer Laſter ſie braucht:
Heldenthum, Mannheit, Unſchuld und Lieb', und — o ſchrecklich —
Weiblichkeit, habt Ihr glücklich zuſammengeflickt
Aus viel Lappen und Läppchen; doch nur hanswurſtiſche Puppen
Sind's, die, ſonder Ader, als Ideale ſich bläh'n.

Goethe's Werke.

Nein! Er altert euch nicht; vergebens harret Ihr laurend,
Daß ihm wechſelnde Zeit raube den blühenden Schmuck!
Kind und Jüngling und Mann ſind hier nicht Stufen des Alters;
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Ziehn auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft euch
Xenienwetter, er klärt immer ſich göttlicher auf.

Friedrich Auguſt Wolf's Marmorbüſte von Friedrich Tieck.

1823.

Die vordem Sprachformen, den flüchtigen Stoffen, des Marmors
Hell vorſtrahlende Kraft liehen in plaſtiſcher Kunſt:
Weihe des Geiſtes, die Macht der Gelehrtheit, Fülle des Scharfſinns —
Sehet! ſie leihen anitzt geiſtige Flamme dem Stein.

In Rauch's Werkſtatt.

Auf die Bildſäule der Königin von Preußen.

1828.

Das iſt Schlummer, im Schlummer die lieblichſte Fülle des Lebens,
Jugend erblühete nie ſchöner in Mütterlichkeit.
Schlägt ſie die Augen nicht auf, die göttlichen? Regt ſie die Hand nicht?
Nein; doch ſtill! daß nicht ſtöre das fragende Wort!

Tieck's Gedichte aus Italien.

1823.

Italien! wundervolles Land,
Wo des Lebens Zauberkraft
In üppigſter Allgeſtalt
Sich der Sehnſucht entgegen beut,
Wohin die Völker antheilgierig ſich drängen
In Kriegeszügen und Friedenskreiſen:
Erkenneſt du noch der Deutſchen
Weltherrſchenden Anſpruch,
Nun im Geiſtesblitze,
Wie einſt in des Schwertes?

Ja, noch ſenden wir ſtets
Unſre Machtgeſandte dir,
Zu empfangen, einzufordern
Deiner köſtlichſten Gaben
Vorbehaltne Huldigung,
Die Blüthe deines Lebensbaumes,

Deiner Begeiſterung Feuerquell,
Deiner Schauwürdigkeit Strahlenmeer!
Unſ're Dichter, unſ're Künſtler,
Friedliche Eroberer,
Durchziehen nach dieſem Tribut
Deine in Vergangenheit
Und in Gegenwart
Fülleſtrotzende Herrlichkeit:
Und vor allen andern
Miteifernden Völkern
Eröffnen dem Deutſchen
Deine reichſten Kammern ſich.

Oder hat irgend ein and'rer
Dich Heimſuchender
Mehr jener Gaben erhoben,
Als Winckelmann einſt, der kunſtſelige
Statthalter deines hohen Roms?
Als unſer Heinſe, der in deutſcher Armuth
Doch königlich ſchwelgte
In deinen Gewährungen?
Als Goethe, der mit Begier und Macht
Eines Gottes begabt,
Im Wolluſtraube des Anſchauens
Allen Lichtglanz deines Genius
Mit trunk'nem Götter-Auge ſah?
Ruhmvoll erheben ſich
Aus dieſer Siegesbeute
Hohe Tempel im Vaterlande,
In der Dichtung Sternenhimmel
Unvergänglich geſtiftet;

Keine fränkiſche Corinna,
Kein brittiſcher Byron,
Hochragend ſonſt,
Reicht da hinan.

Solchen Landsleuten nun
Erſcheint ein neuer Genoß,
Gabenheimführend geſellt,
Tieck, der liebliche Sänger!
Heilungſuchend
Betrat er ſchmerzlich
Die glücklichen Gefilde,
Und in Dichtergrübeln
Durchforſcht er wandelnd ſie;
Und ſtolz verſchmähend,
In eig'ner Wahl und Stimmung,
Gewohnter Schätze bekannt Gepräge,
Heiſcht' er neue, ſeltſamliche
Früchte von dem reichen Dichtungsboden,
Der die Wirklichkeit entfeſſelt
Zu phantaſtiſchem Bilderſpiel!
Und Italien ſieht
In der neuen Beraubung
Sich neu verherrlicht.

Sei willkommen im Vaterlande,
Schöner Fremde Glanzerſcheinung,
Neuer Gruß dem Geiſtesleben,
Während das Irdiſche der kargen
Und nur immer kargeren
Gewöhnlichkeit erliegt!

Du bethörſt den überdrüſſigen Blick —
Wenn auch nur taglang täuſchend —
Mit verwandelter Ausſicht
Jeglicher Nähe!
Wie wenn plötzlich um unſre Wohnung
Aus der flachen Oede
Anmuthreiche Hügelgegend
Sich erhöb' in lieblichem Strahl des Südens;
Munteres Leben mit reizender Bewegung,
Mit lauen Lüften die ſternhelle Nacht,
Mit glüh'nden Farben der glanzvolle Tag,
Schmeichelnd den Sinn umwogten,
Und die traurigen Geſchichten all
Vergeſſen, in fernen Wolken nur
Zum Hintergrunde der Landſchaft aufgethürmt!

Verſagt und gewährt.

Fort abmühet und fort ſich das Menſchengeſchlecht in Begierde,
Durch Jahrhunderte ſtets ringend nach edlerem Loos,
Hoffnungsvoll aus wirrender Nacht und zerrüttender Drangſal
Goldener Zeit Anfang endlich im Segen zu ſchaun;
Aber wie Jahr auf Jahr raſtlos auch wandelt die Sonne,
Keiner der Tage noch hat je die erſehnte gebracht!
Stets rückkehrt in Dunkel die arbeitvolle Bewegung,
Kaum hellt flüchtiger Strahl dämmernd das nächtige Grau.
Goldene Zeit, unerreicht auf weithinwogender Weltbahn,
Nicht Jahrhunderten, nicht ringendem Menſchengeſchlecht
Glänzend gewährt, ſie erſteht mühlos in des eigenen Herzens
Einſamkeit, und, ſtill, redlichen Willens Gewinn.

Nur weiter.

Erſtlingsſonne des Jahres, ſie ruft frühzeitiger Blüthen
  Drängende Knospen an's Licht [illegible] Lüfte hervor;
Noch nicht dauert die mildere Luft, nicht dauern die Blüthen,
  Nochmals kehret in Eis ſcheidender Winter zurück.
So bei geiſtigen Lichtes erwachendem Erſtlingsrufe
  Willigſter Eifer hervor bringt in Verhöhnung und Tod.
Aber getroſt! bald herrſcht allſchimmernde Fülle des Frühlings
  Doch ringsum, wenn auch früheſte Blüthe verkommt.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1838.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]. Er hatte auch im siebenjährigen Kriege mitgefochten, [illegible] als Rittmeister seinen Abschied genommen und sich auf das Land zurückgezogen, wo er in [illegible] und [illegible] Beziehung ein tüchtiges und [illegible] Leben führte. [illegible] [illegible] und [illegible] hatte er [illegible], und [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] gehabt. [illegible] „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].“ [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Frau von Fouqué [illegible] Roman „[illegible]“ [illegible]

[illegible] Fouqué. [illegible]

[illegible]

ſich aus, die geringen Vorräthe waren wohlbekannt, und ſo gab Neuenhofen ordentlich den Eindruck einer ſchönen Gegend. Wir machten auch einigen Beſuch in der Nachbarſchaft, anderer fand ſich von ſelber ein. Die Abende verbrachte man geſellig bei Thee und Abendeſſen, zuweilen wollte für den alten Vater wohl eine Schachpartie ſich einſchieben, zuweilen auch vergnügte man ſich mit Piſtolenſchießen oder Kegeln, letzteres vorzüglich einem alten verkrüppelten Offiziere aus dem ſiebenjährigen Kriege, Herrn von [illegible], zu Liebe, der bei ſeinem Zuſtande für den Reſt ſeiner Lebenstage geſchmackvolle Zerſtreuung gefunden hatte, und an jenem Spiel beſonders Vergnügen fand.

Das Unglück Preußens und die geringen Hoffnungen, die man von dem damals noch fortdauernden Kriege haben konnte, wurden wirklich durchgeſprochen, wie im Vorjahre auch die glänzenden Beſchlüſſe und Erklärungen des preußiſchen Miniſteriums vor dem ungeheuren Fall. Man läugnete den eingetretenen Wechſel nicht, man ſah die Folgen rieſengroß vor ſich, und konnte nicht an ſie glauben, man wußte in den Mächten der Welt kein Rettungsmittel mehr, denn auch an den Waffen verzweifelte man ſchon, und auf die Volksaufſtände wollte man nicht rechnen; aber dennoch meinte man, es könne und müſſe Alles wieder umgewendet werden, und zwar jetzt und gern, dieſe Aufgabe drückte ſich der Empfindung mit lauterer Stärke unauslöſchlich ein.

Ein anderer Gegenſtand, der uns viel und ernſtlich beſchäftigte, war Bernhardi's Angelegenheit. Der bedeutende Kreis, in welchem er ſeine ſchönſten Jahre gelebt, hatte ſich allmählig aufgelöſt, Friedrich Schlegel war nach Paris gegangen, Wilhelm Schlegel lebte bei Frau von Staël in der Schweiz, Ludwig Tieck in München, aber ſchlimmer, als äußere Trennung hatte Zwieſpalt hier die ſchönſten ſo tiefen Bande der Vereinigung gelöſt. —

Kaum waren wir von Nennhauſen in Berlin zurück, ſo ergab ſich plötzlich für uns die Gelegenheit eines ſchönen Feſtes. Wolf konnte nicht in Berlin ſein, ohne daß ſeine ehemaligen Schüler aus allen Kreiſen der Hauptſtadt ihn eifrig begrüßten, und die eigentlichen Philologen ſich ſchaarenweiſe um ihn verſammelten. Die verſchiedenen Generationen ſeiner Schüler lagen zum Theil weit auseinander, Heindorf und Buttmann zum Beiſpiel ſtanden gegen uns Jüngſte ſchon wieder als Lehrer da. Dieſe gemeinſame Huldigung ihm aber in dieſer Mannigfaltigkeit vereinigt darzubringen, veranſtalteten wir ein Mittagsmahl im Thiergarten; Wolf wurde eingeladen, wie zu einem gelegentlichen Mittagseſſen von vier oder fünf Perſonen, und der treffliche Mann war ſo überraſcht als gerührt, eine ſo ſtattliche Verſammlung von mehr als dreißig Gäſten zu finden, worunter nur zwei oder drei, wie z. B. Neumann, nicht ſeine leiblichen Schüler waren. Eine geiſtreiche Munterkeit, den von jeder Pedanterei, durchſtrömte die ganze Geſellſchaft. Wolf's heiterer Geiſt beherrſchte die Gemüther, man fühlte ſich von dem Hauche der gebildeten Vorwelt überall angeweht. Ich aber hatte im Stillen noch eine andre Ueberraſchung vorbereitet, zog nun Heindorf und Buttmann in's Vertrauen, und während unter ſämmtliche Gäſte die Abdrücke eines Gedichtes ausgetheilt wurden, forderten jene mich auf, daſſelbe vorzutragen. Gleich das Motto aus Goethe: „Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn,“ wurde mit ſtürmiſchem Beifall und Klange der Gläſer aufgenommen, dann las ich mit tiefer Bewegung und freudiger Kraft in die horchende Stille einen Dithyrambus in Galliamben, wie ſchon ehemals Voß einen an Wolf gerichtet hatte, wozu ich nun in Deutſchland das erſte Seitenſtück lieferte. Nur ein ſo ſchwieriges Metrum, einſt von Wolf ſelber als faſt unnachahmlich Voß'en zur Aufgabe geſtellt, konnte dieſer Gelegenheit würdig entſprechen, ſein Schritt und Tanz trugen im Schwunge den nicht allzu kurzen und deſſen Inhalt ſiegreich dahin, und erregte die ſchon günſtigen Hörer zu ausbrechendem Jubelruf. Ich war als Verfaſſer nicht genannt, aber Niemand hatte darüber Zweifel, und Wolf richtete an mich, nachdem auf ſein Wohlſein nochmals mit Begeiſterung getrunken worden, zum Danke zwei vortreffliche Galliamben, die er aus dem Stegreif herſagte, auch hierin alſo unter ſeinen Jüngern ſich als überragender Meiſter behauptend, denn Galliamben aus dem Stegreife, wem außer ihm hätte das nur einfallen dürfen! Leider kann ich in meinen Papieren dieſe beiden Verſe nirgends auffinden, und in meinem Gedächtniß nicht vollſtändig. Die herrlichſte Stimmung dauerte nun fort, viel heiteres und wichtiges Philologiſche kam zur Sprache, man beredete feſter die Herausgabe des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaft, und ich weiß kaum ein zweites Feſt, das durchgängig in ſo ſchönem Ausdruck geiſtiger Erregung verblieben wäre.

Wenn nicht irgend eine ſchaffende Richtung ſich damit verbindet, ſo laſſen Fleiß und Eifer in den Studien nicht viel Beſonderes von ſich ſagen, das bloße Erlernen ſtellt ſich nur als einförmige Wiederholung dar. Letzteres war jetzt mein Fall; mir ging eigentlich nirgends ein neues Licht auf, ich ſuchte mir in bekannten Feldern nur immer größeres Material anzueignen, ich verſäumte die Kollegia ſelten, und eilte ihnen in meinen Vorbereitungen oft nur allzu weit voraus, was freilich nur um ſo leichter zur Folge hatte, daß ſie gegen den Schluß mir unerträglich wurden, und ich ſie meiſt eine Zeit vorher ſchon aufgab. Die vielen Verhältniſſe und Zwiſchenſpiele ſtörten mich in meinen Arbeiten zuweilen, dieſe bekamen aber auch neue Friſche und Stärke durch die Anregungen, von denen ich ergriffen, aber nicht erfüllt wurde. Im Gegentheil, mit jedem Tage mehrte ſich mir die Menge der Lebensverhältniſſe und der Beſchäftigungen. Ich hatte den Oberbibliothekar Bieſter kennen lernen, und dabei von Litteratur und Gelehrten mit ihm ſo frank und frei geſprochen, als wüßte ich gar nicht, daß er einer beſondern und ſehr beſtimmten Parthei in dieſem Reiche angehöre, und uns junge Poeten in ſeiner Berliner Monatsſchrift bitter recenſirt habe; daß ich die Schlegel rühmte, Fichte'n bewunderte, Schleiermacher'n pries, ließ ihn arge Geſichter ſchneiden, wenn ich dagegen Wolf hoch verehrte, erheiterten ſich ſeine Züge wieder, und er ſchmunzelte von Wohlgefallen, als ich über Zacharias Werner mich luſtig machte; er ſchien zu glauben, in der neuen Schule gäbe es gar keine Unterſchiede, wer ihr angehöre, müſſe es mit Haut und Haar, und jedes dumme Götzenbild gut heißen, das irgendwo in der äußern Uebereinſtimmung mit dieſer Kirche vortrete; er ſchüttelte den Kopf, ſprach aber nicht ungern mit mir, und brachte mich auch in die Säle der Bibliothek. Ich verfiel unter andern auf die deutſche Litteratur aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und las mich bald mit großer Vorliebe hinein. Die Harsdörfer'ſchen Schriften eröffneten einen Wuſt halb verarbeiteten poetiſchen Stoffes, Paul Flemming, den ich ſchon früher theilweiſe gekannt, wurde für immer eines meiner Lieblingsbücher, unerſchöpfliche Luſt und Nahrung aber gaben mir die Geſichte des Philanders von Sittewald, oder Moſcheroſch wie der

Autor eigentlich hieß, und daneben der bedeutende Roman vom abentheuerlichen Simpliciſſimus nebſt ſeinen zahlreichen Anhangſchriften in ähnlichem Sinn oder von demſelben Verfaſſer, der noch jetzt ſeinem wahren Namen nach nicht bekannt iſt, denn daß Samuel Greifenſon von Hirſchfeld nicht der wahre Name, ſondern nur wieder ein erdichteter ſey, war mir ſogleich unzweifelhaft. Die ſchreckliche Verwilderung in den deutſchen Zuſtänden jener Zeit hielt den Zeiten, die wir ſelbſt erlebten, einen noch tröſtlichen Spiegel vor. Die Lebhaftigkeit und völlig ungehinderte Derbheit der Darſtellung that einer Stimmung wohl, die auch aus argen Wirklichkeiten hervorgetrieben war, und Sprache und Schreibart des Buches reizten ein ſtarkes philologiſches Intereſſe auf. Feiner, höher, und auch etwas alterthümlicher, ſprach und ſchilderte Philander; die großen Vorzüge dieſes Proſaiſten ruhten auf gelehrtem Ertrag und friſchem Leben zugleich. Ueber den Simpliciſſimus gedacht' ich eine litterariſche Unterſuchung auszuarbeiten; ſie unterblieb wie ſo vieles andre, was im Augenblick verſäumt wird, und wozu ſpäter die Gelegenheit ſich nicht wieder findet. Aber ich hatte die Freunde und Bekannte ſo viel und oft von den Eigenheiten und Ergötzlichkeiten dieſer Autoren unterhalten, ſie mit ſo häufigen Anführungen und Redensarten von dort gequält, daß endlich beſchloſſen wurde, man wolle ein für allemal ſehen, was an der Sache ſei. Es wurde ein Abend bei'm Italiäner feſtgeſetzt, Schleiermacher, Reimer, Bernhardi, Adolph Müller, auch Marwitz und Schütz, wenn ich nicht irre, und noch einige Andere kamen bei Thiermann zuſammen, ich gab einige Worte zur Einleitung, und las dann im Simpliciſſimus von Anfang ein tüchtiges Stück, und darauf aus der Mitte ſprungweiſe die würdigſten Kapitel, mit einer Wirkung und einem Beifall, die ich mir nicht vorgeſtellt hatte, oft mußt' ich inne halten, um den Jubel und das Gelächter verbrauſen zu laſſen, man that ſich in Florentiniſchen Weinen gütlich, aber noch mehr in Erſchütterung des Zwerchfells, und beſonders an Schleiermacher konnte man recht anſchaulich wahrnehmen, was der deutſche Ausdruck: „Eine Lache aufſchlagen" eigentlich bedeuten wolle. Mit gleicher Fröhlichkeit wurde auch dem Doppelroman ein ſolcher Abend gewidmet, und wenn manche Hörer, unter welchen nothwendig auch Schleiermacher ſein mußte, zu mehrern perſönlichen Anſpielungen eben nicht einſtimmen wollten, ſo wurden ſie doch unwiderſtehlich in den ironiſchen Humor fortgeriſſen, welchen das Ganze gebot, und der vollſte, lauteſte Jubel wurde ſelbſt den Stücken, die man mißbilligte, zu Theil

Ich hatte während des Sommers eine raſche Reiſe nach Hamburg machen wollen; aber es waren dort einige Umſtände grade zu dieſer Zeit nicht günſtig, und der Beſuch wurde auf den Herbſt hinaus verlegt, dagegen erhielt ich eine freundſchaftliche Aufforderung, in der Nähe auf dem Lande ein paar Erholungstage im heißen Sommer zuzubringen. Marwitz waltete in Friedersdorf, dem bedeutenden Rittergute ſeines Bruders, der ſelber fern in Preußen dem ſchon verzweifelten Kriege noch mit brennendem Eifer beiwohnte. Ungeachtet der Laſten und Leiden vom Feinde, unter welchen das ganze Land ſeufzte, war das herrſchaftliche Leben auf dem Gute noch reichlich genug ausgeſtattet, und Marwitz entbot ſeine Freunde in die gaſtliche Einſamkeit. Schleiermacher befand ſich ſchon ſeit mehreren Tagen dort, und zwiſchen Arbeit und ländlichem Vergnügen ſehr behaglich. Nun machten auch Reimer, Adolph Müller und ich uns auf, um ebenfalls einige Tage dort zu bleiben, und dann mit Schleiermacher zurückzukehren. Den größern Theil des Weges, ſo weit wir der Straße nach Frankfurt an der Oder folgten, fuhren wir, den übrigen Theil, linksab über Landwege hin, legten wir zu Fuß zurück, und erreichten durch unerfreuliche Gegend und gewaltige Tageshitze noch früh genug, um durch ein nachträgliches Mittagsmahl uns laben zu können, den ſtattlichen Edelhof, der indeß weniger durch ſeine Gebäude, Gärten und Luſtanlagen ſogleich in die Augen fiel, als durch ſeine umliegenden, bis in den Oderbruch hinab ſich erſtreckenden und vortrefflich bewirthſchafteten Ländereien ſeinen gründlichen Werth nach und nach zu erkennen gab. Marwitz bemühte ſich, nach beſten Kräften den Wirth zu machen, wir lernten ſeine ganze Liebenswürdigkeit kennen, die Hülfsmittel der Gegend, welche wirklich gegen den Oderbruch hin einigen Reiz gewann, das Bemerkenswerthe aus der in Bildern und Denkmalen vergegenwärtigten Geſchichte des Hauſes, die beſtehenden grundherrlichen und landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, alles wurde betrachtet, beſprochen; was an Büchern und Kunſtſachen vorräthig war, daneben was Küche und Keller vermochten, mit Fröhlichkeit genoſſen. Nur hatten die erſten Stunden des Zuſammenſeins leider eine harte, ſchwere Verſtimmung dazwiſchen zu verarbeiten. Wir brachten nämlich die Berliner Zeitung und mit ihr die erſte zuverläſſige Nachricht von den Bedingungen des am 9. Juli zu Tilſit geſchloſſenen Friedens mit. Wir hatten ſchon in Berlin die Sache genug verhandelt, unſern Schmerz und unſre Wuth zur traurigen Faſſung hinabgeredet. Nun fanden wir mit unſrer troſtloſen Gewißheit uns noch muthigen Hoffnungen, geſpannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeſchlagenheit ganz betäubt, als ſie dieſe ſchmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen, ſie hatten keine Gunſt des Siegers gehofft, ſondern großen Verluſt erwartet, aber auf die Herabſetzung Preußens, auf ſo ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf ſolches Benehmen, wie Feind und Freund jetzt zeigte, waren ſie nicht gefaßt. Alle Plane und Ausſichten, die man für den ſchlimmſten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man ſah keinen Boden mehr, denn ſelbſt das unbeſtimmte Verbleiben der Franzoſen auch in denjenigen Ländern, welche Preußen wiedererhalten ſollte, war ſchon ausgemacht, und dem kläglichſten Zuſtande kein Ende abzuſehen. Der Eindruck war bis zur Beſchämung abſchwächend, und drängte ſich zwiſchen allem Zerſtreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch beſonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte ſchon im voraus übel genug hatten ſchmecken laſſen! Geiſteskraft und Jugendmuth ſetzten ſich aber doch bald wieder ſo weit in's Freie, daß ſinnvolle, forſchende Geſpräche mit den gewöhnlichen Tagesdarbietungen abwechſeln, und auch Scherzreden ſich wieder einfinden konnten. Laue Abende der köſtlichſten Art wurden bei Sterngeflimmer im tiefen Schattendunkel hoher Bäume weit über die Mitternacht hinaus verlängert, und niemand mochte an Schlafengehen denken, während die reinſte Luft die Bruſt erfriſchte, und die edelſten Gedanken über Natur, Welt, Geſchichte, Wiſſenſchaft und Poeſie ausgeſprochen wurden; denn Marwitz hatte den Willen und die Kraft, immer das Höchſte und Größte zur Sprache zu bringen, und auch Schleiermacher's oft hartnäckige Schweigſamkeit in ſchönen Redefluß aufzuthauen. Manche Stunde, des frühern Nachmittags etwa, im Garten oder Saal, wurde auch dem Vorleſen gewidmet. Glückliche Ueberſetzungen aus griechiſchen Schriftſtellern hatte Marwitz verſucht, eigne Abhandlungen philoſophiſch-geſchichtlicher Art verfaßt, dann kamen Sachen von Goethe an die Reihe, der Aufſatz unter andern von den Gemählden Polygnot's zu Delphi, deſſen Inhalt mit Begeiſterung gehegt und verarbeitet wurde; der neuſte Zuwachs des Doppelromans, der mitgenommen worden war, um nach Zeit und Stimmung ihm vielleicht ein Kapitel zuzulegen, gab auch ſeinen Theil zur Unterhaltung. So vergingen mehrere Tage in einem wahrhaft erhöhten und befriedigten Daſein, dem zuletzt auch das politiſche Ungethüm des heilloſen Tilſiter Vertrags nicht viel mehr anhaben konnte. Wenn etwas im Innern dieſes kleinen Kreiſes hätte ſtören können, ſo wäre es nur eine gewiſſe unangenehme Reizbarkeit Schleiermacher's geweſen, die er beſonders gegen mich zu haben begann, und von der einige ſchnöde Ausbrüche mir damals zuerſt auffielen. Er hatte zwar ſchon längere Zeit vieles gegen mich, es ſchien ihn manches zu verdrießen, ſowohl in meinem guten als auch in meinem ſchlechten Vernehmen mit ſeinen nähern Freunden, allein er bezeigte mir es nicht. Jetzt aber ließ er ſich in einzelnen Augenblicken unwillkürlich gehen, und ſuchte mich bisweilen mit meinen Behauptungen ſo recht eigentlich abzukappen, in manchen Fällen gewiß ganz unverdient, ſo daß wir ihn deßhalb mit Verwunderung anſahen. Ich glaube faſt, daß ihm auch meine politiſche Geſinnung nicht genügt, und manche meiner übermüthigen Aeußerungen ihm, jedoch mit größtem Unrecht, den Verdacht gegeben habe, ich könne auch allenfalls zu den Franzoſen mich bequemen, und es iſt möglich, daß ich über ſeine Niedergeſchlagenheit, obgleich mein Schmerz gewiß nicht geringer war, als der ſeine, mich zu raſch und überlegen hinweggeſetzt habe. Seine ſcharfen Ausfälle, die indeß nur einzeln blieben und ſein übriges Benehmen gegen mich nicht änderten, hatten darum keine wirkliche Störung zur Folge, weil ich ſie meiſt nur abgleiten ließ, und mehr ihre Wunderlichkeit zu begreifen ſuchte, als ihre Spitzen zurückwerfen wollte. Welcherlei Geringfügigkeiten aber Schleiermacher aufgriff, um ſeiner bittern Laune gegen mich Luft zu machen, kann folgendes Beiſpiel zeigen, das mir beſonders erinnerlich geblieben iſt. Mir war im gewöhnlichen Geſpräch, ganz harmlos und flüchtig, als von maroden Soldaten die Rede war, die Bemerkung entſchlüpft, dieſer Ausdruck werde im Simpliciſſimus ganz eigen abgeleitet, nämlich von einem Kaiſerlichen Regimente Merode, deſſen Leute wenig vor dem Feinde, aber ſo häufig auf allen Landſtraßen und in allen Quartieren rückwärts zu finden waren, daß, wo man einen ſolchen Nachzügler antraf, man ſchon im voraus wußte, der ſei von Merode, und man daher die ganze Gattung nur Merodebrüder genannt habe; dieſe Bemerkung ſchaltete ſich zwangslos ein, man konnte ihr den Platz gönnen, man konnte ſie auch fallen laſſen, es war ganz gleichgiltig. Mit hitzigem Eifer aber fuhr Schleiermacher dagegen los, widerſprach der Zuläſſigkeit dieſer Etymologie, und tadelte mich hart, wie ich nur ſo aberwitziges Zeug aufſtellen könne, da ſei ich einmal wieder ohne Sinn und Ordnung verfahren, kurz, ich wurde gleichſam in ein gewaltiges Vergehen geſtellt, wodurch zugleich ein Zuſammenhang mit frühern Sünden angedeutet, und mir eine tiefe Zerknirſchung aufgebürdet werden ſollte. Ich hatte jene Ableitung indeß gar nicht behauptet, ſondern nur erzählt, aber ſelbſt wenn ich ſie heftig und mit Eigenſinn verfochten hätte, würde ich mich darum noch nicht als ein ſtrafbarer Beleidiger des Sinnes und der Ordnung gefühlt haben, der auf den rechten Weg müſſe zurückgeſcholten werden! Ich ſah vielmehr in dieſer auffahrenden Hitze einen Mangel ſittlichen Maßes, und die Andern ſchienen Aehnliches zu empfinden; nachdem ich Schleiermacher'n beſcheiden, doch trocken genug erwiedert, er ſolle das nicht mit mir, ſondern mit dem Simpliciſſimus ſelber abmachen, ſetzte ſich das Geſpräch über die Geſchichten und Schnurren jenes Romans munter fort. Keine Spur von Verſtimmung haftete, und auch Schleiermacher befand ſich leicht wieder im freundlichſten Geleiſe. Indem ich dieſes niederſchreibe, fällt mir noch ein andres Geſchichtchen dieſer Art ein, das ich erzählen muß. Aus dem Leſen altdeutſcher Bücher waren mir manche alterthümliche

Ausdrücke und Formen geläufig, und ich brachte ſie zuweilen anſtatt der gewöhnlichern, im Geſpräch mit an. So ſagte ich ohne Umlaut, nicht nur „es kommt," was auch bei Andern ſchon häufiger gehört wird, als „es kömmt," ſondern auch eben ſo gern „fallt, fahrt, ſchlagt, tragt," wo freilich jetzt Gebrauch und Regel „fällt, fährt," u. ſ. w. verlangen. Hierüber ſchalt mich Schleiermacher mit beißenden Worten, ganz unverhältnißmäßig, und um mich recht zu beſchämen, meinte er: die Juden ſprächen ſo, und es hätten ſchon Leute wegen meines Mitmachens dieſer kauderwelſchen Art ihn gefragt, ob ich denn ein Jude ſei! Dieſer Verdacht aber, der mich ganz niederdonnern ſollte, war mir nur zum Vergnügen, ich lachte herzlich darüber, und ſagte, das ſei ſo was böſes nicht, und wir beide hätten ja gemeinſame Freunde und Freundinnen, von denen wir, weil der Pöbel ſie ſo ſchimpfen könne, nicht geringer dächten. Dießmal war Schleiermacher der Abgefertigte. Der Sprachſtreit über jene Form aber dauerte noch ſpäthin fort, und gab in unſerem Kreiſe noch mehrmals zu Erörterungen und Neckereien Anlaß, die mich indeß nicht irre machten. Lange nachher, beim Wiederſehen nach einer Abweſenheit, in welcher ſich viel an mir geändert hatte, fragte mich Chamiſſo mit Luſtigkeit: „Sagſt Du noch, es fallt?" — Wie's fällt! erwiderte ich.

Als wir Gäſte endlich wieder abziehen wollten, mußte ich dennoch einen tief verſtimmenden Eindruck hinnehmen, den ich aber in mir verſchloß. Wir hatten zum beſtimmten Tag einen Wagen aus Berlin nach Müncheberg beſtellt, bis dahin wollten wir zu Fuß wandern. Dies aber gab Marwitz nicht zu, ſondern nöthigte uns, für dieſen Theil des Weges ſein Fuhrwerk anzunehmen. Worin aber beſtand dieſes? Den Wagen freilich gab er ſelbſt, den Vorſpann aber mußten die Bauern liefern, vier Pferde wurden eben ſo viel Landleuten in der Zeit der dringendſten Feldarbeit zur Frohnfuhre für die Herrſchaft abgefordert, und als einige Beſchwerde darüber und ſogar eine halbdreiſte Erkundigung, wie ſo dieſe offenbar nicht landwirthſchaftliche Leiſtung jetzt von ihnen gefordert werde, unter den Bauern laut wurde, bedeutete man ihnen gebieteriſch, ſie ſollten „zur Tanzfuhre“ anſpannen, denn allerdings waren ſie durch ein altes Herkommen verbunden, wenn die Herrſchaft zum Tanz fahre, ſie mit vier Pferden hin und zurück zu ſchaffen. Die herrſchaftliche Berechtigung war ſchon drückend genug, in dieſem Fall aber noch mehr die Anwendung, denn die armen Leute hatten doch klar vor Augen, daß nicht die Herrſchaft, und eben ſo wenig zum Tanze, gefahren wurde! So kamen wir alſo mit der Tanzfuhre, über die noch genug geſcherzt wurde, nach Müncheberg, wo wir die guten Leute, die mit ihren Pferden einen ganzen Arbeitstag verſäumt und dabei möglichſt knapp vom Mitgenommenen gezehrt hatten, durch reichliches Trinkgeld einigermaßen ſchadlos hielten. —

Berlin empfand von dem Frieden nichts. Eine theilweiſe Fenſterbeleuchtung in mehreren Straßen der Stadt gab nur ein ſchlechtes Bild dürftiger Freude, wo in der That mehr Urſache zum tiefſten Schmerze vorhanden war. Einige preußiſche Offiziere hatten ſich die Befriedigung nicht verſagt, ihre bis dahin geächtete Uniform wieder anzulegen, allein ſchnell belehrte ein ſtrenges Verbot des franzöſiſchen Kommandanten die Voreiligen, daß hier noch niemand ſich unterſtehen dürfe, wieder ein Preuße zu ſein. Franzöſiſche Verwaltung, franzöſiſche Beſatzung, die letztere noch die wenigſt feindliche, ſetzten ihr Weſen fort, als habe der Krieg noch nicht aufgehört, ſie richteten ſich auf längere Zeit nur noch bequemer und drückender ein, und verhehlten es nicht, daß ſie nun erſt recht alle Hülfsmittel des Landes noch erſchöpfen wollten. Vorſtellungen der ſtädtiſchen Behörde, der ſtändiſchen Körperſchaften, der Gemeinden, nichts fruchtete, die Laſten ſtiegen in's Ungeheure. In dieſer Zeit des Jammers fühlte man ſich gewaltſam auf das geiſtige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte ſich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieſer Wirklichkeit ſein mußten. Nicht wenig verſtärkt wurde dieſer Sinn durch das Wiedererſcheinen Fichte's, der von Königsberg über Kopenhagen nach

Berlin unerwartet gegen Ende des Auguſt zurückkam. Er hatte geglaubt, nach dem ausgeſprochenen Frieden nicht länger ſchicklich bei der Königsberger Univerſität als Gaſt verweilen zu dürfen, und ſeinen weitern Beruf jetzt auf der alten Stätte abwarten zu müſſen. Eine öffentliche Thätigkeit freilich war für den Augenblick nicht abzuſehen, auch ſchloß er ſich ganz in die Abgeſchiedenheit einer mitten im George'ſchen Garten anmuthig gelegenen Wohnung ein, nur bewährten Freunden zugänglich. Außerordentlich freuten wir uns ſeiner hellen, kräftigen Gegenwart, ſeiner unerſchütterlichen Denkart und ſeiner feſten Zuverſicht. Bernhardi, Wilhelm von Schütz und ich hielten uns treulich zu ihm. Fichte hatte viel von dem Königsberger Aufenthalt zu erzählen, unſre Anſichten und Urtheile über Ereigniſſe und Perſonen empfingen neues Licht. Unter andern brachte er die Zeitſchrift Veſta mit, welche von ihm ſelbſt anziehende Aufſätze über den Machiavelli enthielt, und uns in den Herausgebern von Schrötter und von Schenkendorf zwei eifrige Kämpfer kennen lehrte, von welchen die deutſche Sache ſich noch manches verſprechen durfte. Auch die Anfänge des nachher ſo berühmten Tugendbundes oder ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins, wie er eigentlich hieß, lagen hier ſchon verknüpft, waren aber in vorſichtiger Heimlichkeit nur dunkel angedeutet. Lebhafter und tagfreudiger ſtrahlte uns ein Gedicht an, das Fichte gleichfalls mitgebracht hatte, und mit ſeinem gewaltigen Nachdruck bedeutend verließ. Es war eine dem ruſſiſchen Kaiſer bei ſeinem Eingange in Königsberg gedruckt überreichte Ode, worin der Geiſt Friedrichs des Großen die tröſtlichſten Verheißungen in den kühnſten Bildern ausſprach. Wenn wir Strophen leſen, wie dieſe:

„Doch weiß von niemals ſinkendem Glanze, o Gott
Der Rache Pfeil die Brut Napoleons,
Und nicht er herrſchet, wie dein [illegible]
Berg, in der Königlichen Stadt gebietet,“

ſo fühlten wir die zerſtörenden Schauer der göttlichen Macht und rächenden Kühnheit, und ſahen die Poeſie, gleich einem Krieger zum Tode gerüſtet, die wirklichſten und unmittelbar nächſten Gefahren muthig herausfordern. Denn der unglückliche Palm war um viel Geringeres erſchoſſen worden, und Napoleon's Haß und Grimm ſah in dem Feinde niemals einen Edeln, mit dem ein glimpflicheres Verfahren geboten ſein könnte, ſondern ſtets nur den gemeinen Gegner, deſſen man ſich raſch und kurz entledigt. Wir fragten begierig nach dem Verfaſſer und hörten, als ſolcher bekenne ſich ohne Scheu der Geheime Ober-Finanzrath Stägemann in Königsberg, bisher nur als Dichter in Scherz- und Liebesgeſängen bekannt, jetzt aber in höherem Schwunge ſein glückliches Talent dem Vaterlande weihend, ein vortrefflicher Kopf, auch in Staatsgeſchäften als tüchtig gerühmt. Wir riefen dem Heil und Segen zu, und

wir

gehabten es auch wahrſcheinlich, wer von uns die Gelegenheit haben möchte, ihn perſönlich zu ſehen, ſelbſt zu ihm gehen, ihm von dieſer begeiſterten Stimmung ſagen, und ihm zugleich unſer Aller Namen für die Freude danken, die wir durch ſein Gedicht empfanden. Wir nahmen übrigens Abſchrift von dieſem, und gaben ihm unter der Hand auch noch jede mögliche Verbreitung.

Ein Kern wackrer Offiziere, die nur auf die Gelegenheit warteten, um für ſo viel erlittene und von ihnen ſelbſt gerade am wenigſten verdiente Schmach des preußiſchen Namens eine rächende Vergeltung zu nehmen, geſtaltete ſich unter den Einwirkungen des Tugendbundes immer feſter, und in anderem Kreiſe konnte mir manches von dieſem Streben nicht entgehen, ohne daß man mich unmittelbar aufzunehmen verſuchte. Jede gute Geſinnung wurde herbeigezogen und befeſtigt, jeder gute Wille, jedes auch brauchbare Hülfsmittel ſorgfältig wahrgenommen, dabei der Gang der großen Ereigniſſe aufmerkſam beobachtet, und jeder Nachtheil des Feindes begierig hervorgehoben. Dieſer vereinten, von ſo vielen Seiten mit unerſchöpflicher Zuverſicht und Beharrlichkeit fortgeſetzten Arbeit, die in den engſten Schranken nur mit den dürftigſten Mitteln gegen die Rieſenmacht Napoleon's zu wirken unternahm, dieſen im Stillen genährten und gemehrten Kräften war es doch zu danken, daß die Flamme des Vaterlandes auch in der größten Verdunkelung nie ganz erloſch, und ihre verbreiteten

Stelle in der Folge ſogleich erhalten konnte. Allein viele Compagnieen und Escadronen waren verhältnißmäßig doch immer nur eine kleine Schaar und den Zuſätzen von Offizieren, die durch Zertrümmerung des preußiſchen Heeres ſämmtlich in die Welt verſprengt waren. Die wenigen Truppen, welche Preußen nach dem Frieden von Tilſit in ſeinen Verhältniſſen noch behalten konnte, bedurften nicht des größten Theils der ehemaligen Offiziere, und waren für eine [illegible] lange überfüllt. Die große Menge mußte ſich andre Auswege ſuchen, und es fehlte nicht an unrühmlichen [illegible], was alles aus einem preußiſchen Offizier werden konnte! Die meiſten jedoch wollten oder mußten bei dem gewohnten Handwerke bleiben, und wenn auch die Schande, noch während des Kriegs ohne Befehl als Meineidige in die Reihen des Feindes übergetreten zu ſein, im Ganzen nur auf diejenigen ruhte, die ſich von dem Fürſten von [illegible] für das durch Napoleon's aus preußiſchen Kriegsgefangenen errichtete Regiment führen ließen, ſo war doch jetzt, nach geſchloſſenem Frieden, der Zwang allgemein, wo nicht unter feindlichen, doch unter fremden Fahnen ein Unterkommen zu ſuchen. Geburt und Verhältniſſe, ſelten freie Wahl, führten eine beträchtliche Anzahl in den Dienſt des neugegründeten Königreichs Weſtphalen; andre fanden Anſtellung im Großherzogthum Berg, im Königreich Sachſen, im Herzogthum Warſchau; die Rheinbundsfürſten

Staaten, welche der Rheinbund zu größeren militairiſchen Kraftanſtrengungen nöthigte, nahmen gern auch das preußiſchen [illegible], wo man Zucht und Feſtigkeit einheimiſch wußte, die eingeübten Exerziermeiſter und [illegible], deren ſie bedurften. Vorzüglich nach Baiern und Würtemberg kamen in dieſer Zeit manche Offiziere, die nachher dort ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Ich möchte kaum, daß damals gleichermaßen ein Zug nach Oeſterreich ſtattgefunden hätte, eine gewiſſe Abneigung ließ dieſem Staate in dem preußiſchen Sinne noch zu viel [illegible], die erſt ein paar Jahre ſpäter ſich einigermaßen verlieren ſollte.

Wilhelm von Schütz war in dieſer Zeit bemüht, [illegible] [illegible] in Dichtung aufzuſtellen, und wählte dafür unter andern die Form des antiken Drama's, die er aber [illegible] nicht den altgriechiſchen [illegible] [illegible] [illegible], ſondern den [illegible] [illegible], und namentlich [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. Die herbe, verrenkte Sprache, den in gemeiner [illegible] [illegible] [illegible], kurz alle geiſtigen Gebrechen dieſer einſeitigen Uebertreibung, nahm er ſich zum Muſter, und arbeitete ſie mit Fleiß und Sorgfalt zu einer [illegible] aus, die [illegible] wegen dieſer [illegible] [illegible] den Geiſt im Allgemeinen nicht anſprechen, und [illegible] von Tieck und Bernhardi mit großer [illegible] aufgenommen wurden, auch durch viele glückliche Bilder und Schönheit-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] mit der alten Welt, das [illegible] Interesse der neuen aber [illegible] sich immer [illegible], und ließ keine [illegible] aufkommen. Politik und der alte [illegible] konnten sich an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Interesse und [illegible] [illegible] [illegible] Politik [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch daß Kaiser Napoleon [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] wurde, [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] worden, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible] war [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]

[illegible], blieben auch gegen das eindringende [illegible] in unsere guten Winkel, und hörten die langsame Botschaft, die erst nach Berlin zurückkehrte, geduldig an. Ueberall wo wir durchkamen, sahen wir französische Truppen und Verwaltungen zum [illegible] in das befreite Land aufgestellt; ein trauriger Anblick, der dadurch nicht besser wurde, daß auch die Franzosen dieses Land überhaupt gar nicht [illegible] fanden, wie auch die [illegible] auch im vergeblichen Grimme eifrig bedauerten.

Berlin.

Eine neue Lebensepoche begann, und für mich ganz ausgezeichnet unter eigenthümlichen Bedingungen. [illegible] hatten daß immer bei jedem Abschnitte frohe Stimmung und glückliches Ereigniß mich getragen hatten. Doch [illegible] es endlich, daß ich jenes Gefühl nur verdrängen, seine Wirkung durch Fleiß und Geisteskraft abstellen wollte, von allen Seiten häufte sich mir eine besondere Schwierigkeit, die denn auch nur allzu schnell in mancherlei Widerwärtigkeiten sich entfaltete. [illegible] [illegible] allerdings in meiner Gemüthsart, deren Neigungen und Triebe sich in voller Freiheit bewegen durften, während aber in meinen Verhältnissen, welche mit Unbequemem und Unwürdigem zusammengedrängt, [illegible] [illegible] [illegible], und indem sie [illegible] [illegible], doch auch aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Das

Weiſe jedoch muß ich dem allgemeinen Zuſtande zurechnen, der unwiderſtehlich den Einzelnen ergriff, wie er die Geſammtheit ergriffen hatte; wohin man blickte, ſah man Störung, Zerriſſenheit, nach allen Richtungen nur ungewiſſe Zukunft, den politiſchen Kräften unterſtanden vergehend die geſelligen und geiſtigen. Sie mußten es fühlen, daß das bürgerliche Leben, das ſie trug, erſchüttert war. Daß die Univerſität Halle niedergeworfen blieb, war vielleicht für keinen Menſchen ein ſo großer Verluſt, als eben für mich; dort hätte ſich mir in geordneter äußerer Lebensſtellung und ruhig anſtändiger Muße alles vereint, deſſen ich bedurfte, und das ich nun in dem großen Weltgewühl mit weitgreifenden und eilig geſchäftigen Blicken doch nur vergebens wieder zuſammenzuleſen trachtete. Denn auch für die Wiſſenſchaften fehlte jede Einheit und Zuſammenſtimmung, ſie boten ſich keiner Ueberſicht mehr dar in nothwendig [illegible] und durch den [illegible] der zerfallenen Lehranſtalten, die Lehrer bildeten keine Gruppen mehr, noch weniger die Schüler; jeder ging nach Zufall dem ungewöhnlichſten Gewinne nach, wie der Tag ihn geben wollte. Denn, wie locker auch das Band ſein mag, welches die verſchiedenartigſten, einander entgegengeſetzten Disziplinen, und, in den gleichartigen, oft einander widerſprechenden, die älteren Lehrmeinungen und eigenſinnigen Lehrer auf unſeren Univerſitäten zu verbinden pflegt, ſo gewährt doch ſchon der Rahmen, der alles dieſes, wenn auch ſcheinbar willkürlich und gewaltſam, gleich dem eines Landſchaftsbildes, zuſammenhält, einen ſichern und beruhigenden Abſchluß. Hierin helfen die Mitſtrebenden ebenſo, und in vielen Fällen mehr noch, als die Lehrer, und der Blick auf deren Zahl und Kraft iſt dem Studenten nicht weniger belebend und ermuthigend bei ſeinen Arbeiten, als dem Soldaten, der zum Sturme vorſchreitet, das Aufſchauen der Schaaren, die unter namhaften Führern zu gleichem Werke vorangehen oder nachfolgen. Aber mir fehlte in dieſem Zeitraume durchaus jedes Vorbild, welchem ich hätte nachſtreben, das mir hätte ein Beiſpiel ſein können. Die tiefe, erſt heimliche, dann mehr und mehr ſich offenbarende Verſtimmung und Unluſt, welche die Folge aller dieſer Zuſtände war, wurde nur allzu ſchnell ein mitwirkender Theil derſelben, und half ſie in dem gegebenen Kreiſe noch mehr hervorbringen.

Ich ſah Fichte'n bisweilen, ich ſah Wolf, und hielt mit Bernhardi und mit Wilhelm von Schütz fleißige Gemeinſchaft. Des letztern Trauerſpiel, der Graf und die Gräfin von Gleichen, mir vom Entſtehen her durch freundſchaftliche Mittheilung ſchon vertraut, war jetzt im Druck erſchienen, und gab mir zu mancherlei, dem Autor nicht willkommenen Äußerungen Anlaß, die ich, um ſie gegen heftigen Einſpruch beſſer zu vertheidigen, ſchriftlich zuſammenfaßte, wodurch ſie nachher in der Jenaiſchen Litteraturzeitung abgedruckte Recenſion wurde, welche Bernhardi, der als Mitarbeiter oft um Beiträge gemahnt wurde, dorthin abſchickte und mit Hülfe einer anfänglichen Täuſchung einſchwärzte, indem er die Buchſtaben enha zur Bezeichnung wählte, welche der Redaktion als der Kern ſeines Namens unbedenklich einleuchten, während ſie doch eben ſo, was den grammatiſchen Grübeleien dieſes auch gar gern ſpielenden Sprachgeiſtes nicht entgangen war, den Kern meines Namens bildeten, den ſie diesmal auch allein zu bedeuten hatten, welchen aber, als den eines Fremden und Unaufgeforderten, niemand rathen konnte. Die Redaktion war in der Folge, als ſich der kleine Streich entdeckte, ſehr ungehalten gegen Bernhardi, und fand ſeine Ausrede unzulänglich, mir aber verſchloß ſie mit der mißbrauchten Hinterthüre nun auch das Hauptthor um deſto ſorgſamer. So hatte weder Schütz, dem ich dramatiſches Talent abſprach und nur lyriſches Weſen in dieſen angeblich dramatiſchen Formen zugeſtand, noch ich ſelbſt, der ſich jener kritiſchen Anſtalt ſchlecht empfohlen hatte, und am wenigſten Bernhardi, deſſen Verbindung dort ſeitdem völlig aufhörte, von dieſem Verſuche viel Vergnügen, und ſogar das Honorar für die wenigen Blätter ſollte in der Aufrechnung einiger Rückſtände durch die bloße Ziffer verzehrt werden! An ſonſtigen kritiſchen Aufſätzen, z. B. über den Sympathieſchwamm, an Gedichten, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, Entwürfen und Bruchſtücken zu größeren Arbeiten, brachte ich in dieſer Zeit zu Papier, was mir nicht bewahrt geblieben iſt.

Heiterer und kräftiger ließ unſer Treiben ſich an, als im December Schleiermacher mit ſeiner Schweſter und der Tochter Wolf's von Halle zurückkehrte, um nun, möge es werden wie es wolle, ſich ganz in Berlin feſtzuſetzen. Im Januar 1808 folgte auch Harſcher endlich nach, begleitet von Wilhelm von Williſen, einem neuen Freunde, den er in Briefen ſchon genannt hatte.

Fichte begann im December ſeine Vorträge, und ich verfehlte nicht, ihnen beizuwohnen, die in dem runden Saale des Akademiegebäudes vor einer zahlreichen Verſammlung von Herren und Frauen gehalten wurden. Der treffliche Mann ſprach mit kräftiger Begeiſterung dem gebeugten und irr gewordenen Vaterlandsſinne Muth und Vertrauen zu, ſchilderte ihm die Größe der Vorzüge, die ſich der Deutſche durch Unachtſamkeit und Entartung habe rauben laſſen, die er aber gleichwohl jeden Augenblick als ſein unveräußerliches Eigenthum wieder ergreifen könne, ja ſolle und müſſe, und wies dafür als das wahre, einzige und unfehlbare Hülfsmittel eine von Grund aus neu zu geſtaltende und folgerecht durchzuführende Volkserziehung an. Sein ſtrenger Geiſt ging auf vollſtändige Umſchaffung unſrer Zuſtände aus, wobei er nichts weiter verlangte, als daß überall das Weſentliche im Sittlichen wie im Geiſtigen gefördert und ausgebildet, das Scheinſame und Hohle dagegen aufgegeben und ſeinem eignen Abſterben überlaſſen würde, dann, meinte er, werde ſich ohne gewaltſame Umkehr, durch bloße Entwicklung, aus dem Vorhandenen und Beſtehenden die ganze Kraft und Herrlichkeit, deren die Nation ſeufzend entbehre, unmerklich und unverhinderlich von ſelbſt hervorbilden. Dabei war er billig genug, ſeiner ſonſtigen Art entgegen, welche ſogleich alles oder nichts gegen einander ſtellte, auch jeden geringſten Keim des neuen Lebens, jeden theilweiſen noch ſo kleinen Anfang der gebotenen Entwicklung dankbar aufzunehmen und ſchon mit ſolchem fürerſt begnügt ſein zu wollen. Sein geiſtig bedeutendes, mit aller Kraft der innigſten und redlichſten Ueberzeugung mächtig ausgeſprochenes Wort wirkte beſonders auch durch den außerordentlichen Muth, mit welchem ein deutſcher Profeſſor im Angeſicht der franzöſiſchen Kriegsgewalt, deren Gegenwart durch die Trommeln vorbeiziehender Truppen mehrmals dem Vortrag unmittelbar hemmend und aufdringlich mahnend wurde, die von dem Feinde umgeworfene und niedergehaltene Fahne deutſchen Volksthums aufpflanzte, und ein Prinzip verkündigte, welches in ſeiner Entfaltung den fremden Gewalthabern den Sieg wieder entreißen und ihre Macht vernichten ſollte. Der Gedanke an das Schickſal des Buchhändlers Palm war noch ganz lebendig, und machte manches Herz für den unerſchrockenen Mann zittern, deſſen Freiheit und Leben an jedem ſeiner Worte wie an einem Faden hing, und der durch die von vielen Seiten an ihn gelangenden Warnungen, durch die Bedenklichkeiten der preußiſchen Unterbehörden, welche Verdruß und Schaden für ſich von den Franzoſen befürchteten, ſo wenig wie ſelbſt durch den Anblick eingedrungener franzöſiſcher Beſucher, ſich in dem begonnenen Werke ſtören ließ. Man konnte ſie nicht ohne Ergriffenſein und Begeiſterung anhören, dieſe Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerſchaft hinaus ſich als Reden an die deutſche Nation erklärten, als ſolche weit und tief gewirkt und ſeitdem ſtets als eine der früheſten und ſtärkſten Erregungen der volksthümlichen Anſprüche und Betriebe in Deutſchland gegolten haben. Merkwürdig iſt es, daß dieſes Werk bei ſeiner bedeutenden Verbreitung und Wirkſamkeit dennoch ſeinen unmittelbaren Abſichten und Vorſchlägen keinen Eingang gewonnen hat; nirgends iſt auch nur ein Verſuch gemacht worden, ſolche Volkserziehung einzuführen, und wenn einige Schüler Fichte's ſpäterhin eine Erziehungsanſtalt in ſeinem Sinne zu gründen ſuchten, ſo hat dieſelbe doch gar bald, indem ſie ſich den gewöhnlichen Anforderungen des Tages mehr und mehr bequemte, die beſondern Eigenthümlichkeiten, worin ſie dem Geiſte des verehrten Meiſters zu huldigen glaubte, wieder abſtreifen müſſen. Von meinen nähern Freunden hörten nur Bernhardi und Schütz dieſe Vorleſungen; die andern hielten ſich davon zurück. Daß Harſcher, der Fichte'n noch gar nicht gehört und geſehen hatte, dieſe Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ, war unverzeihlich; aber Schleiermacher wirkte dabei wenigſtens mittelbar ein, er zeigte bei jedem Anlaſſe nur Abneigung gegen Fichte, ſpöttelte gern über deſſen Beginnen, und es reizte ihn weniges ſo auf, als wenn man Fichte's Geiſt und Richtung anrühmte. Unter den Zuhörern fand ſich Ludwig Robert, mit dem ich die faſt abgebrochene Bekanntſchaft erneuerte, auch ſeine Schweſter Rahel ſah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erſcheinung die lebhafteſte Aufmerkſamkeit, wobei doch ein ſo nah und leicht unter ſolchen Umſtänden ſich ereignendes Anknüpfen des Geſprächs diesmal durch Eigenſinn des Zufalls unterbleiben ſollte.

Ich hörte die Vorleſungen Schleiermacher's über Ethik mit großem Eifer, fand aber nicht die Befriedigung, die ich, beſonders nach Harſcher's Anpreiſungen, der in dieſen mehr ſinnreichen als tiefen Schematen lebte und webte, und mit ihnen überall herumleuchtete, hatte erwarten dürfen. Das Nachſchreiben, womit ich mich quälte, ermüdete mich vollends, ich gab dieſes ſehr bald, und allmählig auch ſelber die Vorleſungen auf, welches mir freilich in dem ganzen Kreiſe nicht zur Empfehlung gereichte. Ueberhaupt regte ſich in dieſer Zeit zwiſchen uns viel Abweichendes und Entzweiendes. Eine ziemlich gleichartige, in Zahl der Perſonen nicht allzu beſchränkte und doch gewiſſermaßen abgeſchloſſene

Geſellſchaft bildet alsbald ein Gemeingut von Urtheilen, Empfindungsweiſen, Formen und Scherzen des Umgangs, woraus jeder ſeinen täglichen Bedarf ohne Anſtrengung nehmen und mit faſt unfehlbarem Erfolge verbrauchen kann. Dieſes Kotterieweſen, welches ſo bequem, aber auch ſo gefährlich iſt, weil es den Geiſt des Einzelnen faſt entbehrlich macht, die Eigenthümlichkeit auflöſt, und die Stelle nicht einmal, wie doch das Leben in der großen vornehmen Welt noch thut, wenigſtens leer läßt, ſondern ſogleich mit Geringem auszufüllen ſucht, dieſer beſchleichende Anhauch wurde uns durch Friſche der Studien, durch unruhige Jugendkraft, und ſelbſt durch den allgemein ausgebreiteten Ernſt der Weltverhältniſſe größtentheils abgewehrt; einiges aber quoll dennoch wie durch Ritzen und Spalten in unſrer Mitte hervor, und bethörte uns zu ernſtlich-thuendem Spiel. Dieſes ſtreifte nahe an heftiger Entzweiung hin, denn wir hielten eiferſüchtig darauf, jede Zumuthung, die den Schein einer Autorität haben konnte, ſchnöde zurückzuweiſen. So zerſtörten wir das Kotterieartige wieder, indem wir es bildeten, und Schleiermacher, der von jeher einen großen Hang gehabt, in unergiebigen Gewohnheitsübungen ſich bequem zu ergehen, fand ſich in ſeinem Behagen durch uns oft mißmuthig aufgeſtört. Doch zu guter Letzt, ehe ſie völlig verſchwand, erhob ſich noch Einmal ſeine ganze Freundlichkeit und Heiterkeit gegen mich, indem er aus ſeiner Weiſe faſt in die meinige überging, und die Blüthe dieſer Stimmung mußte ſogar ein Gedicht an mich ſein! Da ein Gedicht von Schleiermacher an mich jedenfalls etwas Phänomenhaftes iſt, ſo muß ich dieſe Zeilen hier wohl mittheilen. Der Anlaß war folgender: Ich hatte ſcherzend erklärt, ich würde für die jungen Damen nichts mehr ausſchneiden, wenn ſie nicht meine Bildchen durch Gegengeſchenke erwiederten, wozu ſie durch allerlei kleine Handarbeiten leicht Rath finden könnten. Die Forderung galt für höchſt anmaſſend, und ſollte durch einen empfindlichen Streich gerügt werden, wobei Schleiermacher die Worte zu liefern übernahm. Sie geriethen ihm aber ganz über Erwartung angenehm und ſchmeichelhaft. Ich empfing nämlich an meinem nächſten Geburtstage von unbekannter Hand ein Käſtchen, bei deſſen Eröffnung mir zuerſt ein Blatt Papier in's Auge fiel, zierlich beſchrieben, Verſe, die alſo lauteten:

An Varnhagen.

Zum 21. Februar 1806.

Dichter laſſen gern ſich ſchenken,
Freun ſich ſchöner Angedenken,
Wollen ausgezeichnet ſein;
Drum empfange heut die Gaben,
Welche wir bereitet haben,
Freundlich ſo gedenkend dein.

Du verachteſt nicht das Kleine,
Liebſt vielmehr das Zierlichfeine,

Drum iſt klein, was wir geſandt: —
Handſchuh erſt, daß ſie nicht leidet,
Die ſo ſauber mahlt und ſchneidet,
Deine kunſterfahrne Hand.

Deine Stimme zart und ſüße,
Daß nicht für den Kopf ſie büße,
Sich ein Mützchen warm und ſchön!
Wärmend wird's auch dazu dienen,
Wenn die Muſe dir erſchienen,
Die Begeiſtrung zu erhöhn.

Auch ein Jäckchen zu der Mütze!
Glaube nur, es iſt dir nütze
Bei den Abendſtreiferein.
Heb' es auf für ſchlimmre Tage,
Mög' es von der Krankheit Plage,
Heilend dich ſodann befrein!

Dichter ſind ja arme Teufel,
Darum iſt wohl ſonder Zweifel
Dir die Verſe groß genug. —
Um den Dank dir zu erſparen,
Sollſt du nimmermehr erfahren,
Wer geſpielt dir den Betrug. —

Die hier benannten Sachen lagen in der That alle zierlich gearbeitet vor Augen, doch überaus klein, zu keinerlei Gebrauch. Die Quelle dieſes Muthwills konnte mir nicht zweifelhaft ſein, die Geberinnen verrieth ihr Lachen, als ich von meinen empfangenen Geſchenken erzählte, und ganz ernſthaft hinzufügte, ich ſei ſchon damit bekleidet; die Liſt in Tieck's blondem Eckbert half hier glücklich; daß aber Schleiermacher zu dem Scherze mitgewirkt und ſo hübſche Verſe dazu gemacht hatte, war denn doch ein auffallendes Zeugniß ſeiner mir freundlichen Geſinnung, die ſich nur unter zufälligen kleinen Bitterkeiten bisher verſteckt zu haben ſchien. Wirklich ſtellte ſich auf einige Zeit ein beſonders von ſeiner Seite zuvorkommenderes Benehmen ein. Doch kam es zu keiner eigentlichen Erklärung, und die Annäherung hörte im Gedränge der Tageswogen bald wieder auf. Auch behielt der Schlußvers jenes Gedichts in ſo fern Recht, als die Urheberſchaft nie ausdrücklich eingeſtanden wurde, wiewohl der Augenſchein deutlich genug ſprach, und auch das Gedicht noch heutiges Tages ſeinen Vater nicht verläugnen kann, weßhalb auch ſeine Aufbewahrung hier um ſo günſtiger verziehen ſein mag, da ſtets merkwürdig bleibt, zu ſehen, was ein ſolcher Mann auf dergleichen verſtohlenen Nebenwegen bisweilen glücklich erzielt! —

(Hier wäre, der Zeitfolge gemäß, der Abſchnitt „Rahel, 1807" anzuſchließen, der aber ſchon im zweiten Bande abgedruckt ſteht.)

Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harſcher war verſtimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu ſehr, ſeine äußeren Anſprüche gegen ſeine inneren ſo weit zurückſtehen zu finden, und einen Mann, mit dem er ſich geiſtig auf gleicher Linie fühlte, nur als unſcheinbarer Student zu begrüßen, deſſen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert iſt er mehr noch als ich, und ſeinen Wunſch, den Mann wie er leibt und lebt zu ſehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgeſprochen. Ich bin auch nur ein unſcheinbarer Student, aber das iſt mir eben recht, und ſo ging ich getroſt hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich ſogleich als Jean Pauls Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schweſter. Ein Kind wurde geſchickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Beſuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet, und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen“ scherzhaft beschrieben hat, und wie mir auch er sprach, [illegible] den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist mittelgroß, hat ein volles, gutgeformtes Gesicht, feine, seelenvoll blickende, und dann wieder gutmüthig [illegible] Augen, einen freundlichen auch im Schweigen [illegible] bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und dabei [illegible] etwas [illegible] gernd, nicht eine [illegible], die mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von [illegible] und Sächsischem sein mag, [illegible] die Gewalt der Sprache [illegible].

Ich mußte ihm zunächst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu berichten hatte. [illegible] daß er in Berlin als [illegible] in dem [illegible] schen Hause gewohnt, wo ich den [illegible] im Garten an der [illegible] gesehen, mit [illegible] in der Hand, [illegible] man ihn als den „[illegible]“ gering [illegible], und manches Interessante, was ich damit verbinden mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu fragen, als zu erzählen. Seine Frau war durch aus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz ſchlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es ſchon wußte, daß ſein Witz und Humor nur ſeiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen ſchreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen ſein mündlicher Ausdruck ſelten etwas davon verräth, ſo fiel es mir doch ſehr auf, bei dieſer beſtändigen inneren Bewegung, in der ich ihn ſah, und bei dieſer Lebhaftigkeit, der er ſich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu ſehen. Sein übriges Betragen glich ſeinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Geſpanntes, nichts Abſichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; ſeine Höflichkeit war die größte Güte, ſeine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rückſichtsvoll, aber für ſich ſelber dabei möglichſt ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Beſprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundſtimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgend ein Vorſtellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten ſeiner nicht ſcharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darſtellen ſeiner ſelbſt. Erſt lobte er alles, was von neuern Erſcheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müllers Vorleſungen, über

Friedrich Schlegel, über Tieck, und Andere. Er meinte, die deutſchen Schriftſteller müßten ſich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo ſchon alles verdorben und verloren ſei; und hatte doch eben Adam Müllern gerühmt, daß der es verſtehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er iſt überzeugt, daß aus dem Aufſchluſſe der indiſchen Welt für uns nichts zu gewinnen ſei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir ſchon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegels Bemühungen mit dem Sanskrit, als müſſe ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Geiſt ihm jetzt nur als ein proteſtantiſcher denkbar ſei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Proteſtant jetzt katholiſch werde, und mit dieſer Anſicht hatte ſich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholiſche Geiſt in Friedrich Schlegel mit dem indiſchen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher ſprach er achtungsvoll, meinte aber doch, ſeinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenſchwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weiſen zu ſpüren, als in allem gelehrten Scharfſinne Schleiermachers, was ich freilich nicht ohne ſtarken Widerſpruch durchlaſſen wollte. Fichte von deſſen Reden an die deutſche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräuſch franzöſiſcher Trommeln, er ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entſchiedenheit dieſer Kraft ängſtigte ihn, und er ſagte, er könne dieſen Autor nur noch grammatiſch leſen, mit dem Inhalte ſeiner Philoſophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit ſeiner Frau allein. Auch dieſer wußte ich von ihrer Vaterſtadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältniſſe und Perſonen hatte nach allem, was ſie ſchon mit angehört, noch eine große Nachleſe zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; ſanft, fein, ſittig, verband ſie mit dem ſchönſten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Geſellſchaftsgaben und freiere Welteinſicht, als Jean Paul zu haben ſchien. Sie wollte ſich aber dem trefflichen Mann auch in dieſer Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zuſammen führten. Ihre drei Kinder ſind ſchöne, liebliche, friſche Geſchöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, iſt der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm ſieht; in der That iſt er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die ſtarken Knochen und Sehnen ſeiner kleinen Arme mit Erſtaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, ſahen ſehr lieblich aus, und zeigten, bei ſchon merkbarer Verſchiedenheit der Anlagen, das gemeinſame Gute der Eltern unzweifelhaft.

Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und sie riefen mir unsre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zusammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich spät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlassen, um meinen Reisegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm essen würde; Letztern zu Jean Pauls Mittagstische mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend gesprächig und äußerst gutgelaunt verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere? Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen je vergessen!" rief er lebhaft aus; „Das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was Kraft in mir an Sinn und Verständniß gewinnt; sie ist die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!" (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn auch die Feinheiten [illegible] als Natürlichkeit preisen, ist in den meisten Fällen grade das, was wir Jammer nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach, und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er an Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüthes, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er erwähnte sich zweier Briefe von Rahel, und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen werth, sie habe auch wie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und karakterisirt; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben würde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger, fuhr er fort, sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie mir so hin zu ſagen pflegte, etwas weiter einfällt, ſo mache ſie es ſo: Sie iſt eine Künſtlerin, ſie lebt eine ganz neue Sphäre an, ſie iſt ein Naturphänomen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, aber weit darüber hinaus, — und ſo muß ſie denn auch unverheirathet bleiben!“ Er pries mich glücklich, eine ſolche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichſam prüfend und meinen Werth meſſend, wodurch ich, noch ſo jung, mir das verdient habe? Ich gewann ſichtbar in ſeinen Augen durch dieſe Begebung. Als ich am Abend dies alles Harſchern wiedererzählte, war auch dieſer ganz benommen von der Macht ſolcher Verſicherungen, denen er ſich doch nur gezwungen beugte, denn nur er die Vereinigung nicht ſelbſt aufgebracht, wie er ihr nun zuſtimmen mußte, war ſie ihm zuſtand ſchwer und faſt peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, ſtellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harſcher bedauerte, nothwendig Briefe ſchreiben zu müſſen, und blieb unfreiwillig im Wirthshauſe. Jean Paul war eben von einem Spaziergange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hauſe. Wir kamen auf ſeine Schriften, dieſe bei den meiſten Autoren ſo bedenkliche Seite, welche der eine gar nicht berührt wiſſen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei ſo liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in ſeinem ganzen Weſen. Der Zufall [illegible] [illegible] aber der [illegible] [illegible] Phantaſie-ſchwärmer, wie in Goethe's „ſingende Tiefſinn" und Jean Paul's „Traum eines Wahnſinnigen" deuten. Es war auch kein Exemplar nach Bayreuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul [illegible] es zu [illegible], und wies mir in [illegible] bei [illegible] den Erfolg an. Solche Phantaſieen, ſagte er, wie jener Traum einer ſei, könne er keineswegs hervorrufen, die Stimmung bringe, wenn er nur geſtimmt ſei, habe er ganz vollkommen in ſeiner Gewalt, er ſetze ſich an's Klavier, phantaſire da auf dem Inſtrumente, überlaſſe ſich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und ſchreibe dabei ſeine Bilder hin, freilich wohl auch einer gewiſſen vorbedachten Richtung, aber doch ſo frei, daß dieſe ſelbſt oft verändert würde. Nach einer ſolchen Stimmung ſage er, fragte er einige, wenn er den Tonſetzer oder Sänger in der höchſten Begeiſterung reden ließe, dieſe Tage bei denen ganz er ſelber. Nach erzählte [illegible] von den Tönen jenes Traumes, von der [illegible] der Phantaſie, die aber ihm erſt hier gewonnen werden, und die zu den größten und geheimnißvollſten aller Wunderwerke gehören, mußte ich mir [illegible] ſo recht erkennen, als ich die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit erwachen, mit welcher dem Dichter dieſe Gebilde zuwuchſen. Er hatte ſich in dieſer Zeit einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu ſchreiben, die dem Glauben ſelbſt entbehrlich ſcheinen, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], jetzt aber [illegible] der Traum [illegible] kommen. Ich [illegible] auch den „[illegible]" und [illegible] zu meinen [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible] „[illegible]" [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einen Brief von Hauſe zu bekommen. Ich erzählte ihm auch die Beſchreibung des [illegible], des ausgezeichneten [illegible], und daß auch wir unſern Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch in [illegible] kennen [illegible]. Er ſchien auch ganz [illegible] zu, denn ich das [illegible], das er [illegible] gut und gelungen vorge[illegible] kommen ließe, und rechnete es mir [illegible] an, daß ich den Drang gefühlt, ihn kennen zu lernen. Er verließ [illegible], wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die mich verleitet gehabt, gerade meine geliebteſten Dichter und [illegible] Meiſterwerke anzugrei[illegible], er weiß nicht gut, ſagte er, daß die [illegible] Arbeit, die den tiefſten Erinnerungen der bekannten [illegible] bringen, [illegible] doch die engliſchen und deutſchen Dichter, auf die jener ſich in Gedicht und [illegible] an [illegible] verlaſſen konnte. „Nicht, nicht eben, rief er aus, kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen iſt! Das Äußerliche mag noch fehlen, ich bin nicht gut, wenn habt Ihr auch das Menſchliche zu verantworten, wenn ich jemand einen [illegible] geben, ſo würde ich [illegible] auf mich!“ Er gefiel ihm recht wohl, daß auch [illegible] und [illegible], wie ich ihm erzählte, in dem Werke nicht gefehlt, ſondern zu ſtarken Zweifeln veranlaßt hätten. „Das iſt die Jugend, ſagte er lächelnd, [illegible] es einem durch den Magen zu jagen, ſo [illegible] die Freude nicht! Doch wenn die Werke dann [illegible], werden die Blicke ſo recht auch das Vorzüglichſte noch [illegible]?“ Nun [illegible] und [illegible] [illegible] er, [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er. [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] er [illegible], daß [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], und auch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] er [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] ist ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], als alle [illegible]. [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible], als auch [illegible]!“ Ich hatte in meinem [illegible] den [illegible] [illegible] zu [illegible] als zu [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], daß Jean Paul [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], und Jean Paul mit [illegible] [illegible], ja mit einem [illegible] von [illegible]. —

[illegible] [illegible] [illegible] aus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich Jean Paul, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible]: „[illegible] [illegible], ich [illegible] zu [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] und [illegible] und [illegible] mit [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ich [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] ein [illegible], [illegible] [illegible] ist [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible]!“ [illegible] [illegible] ein [illegible], und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. —

Noch eine ganze Woche blieb ich mit der trefflichen Gattin in [illegible] Gespräch, dessen Gegenstand meist Jean Paul selbst war, dann auch [illegible] mit [illegible], wenn sie einen neuen [illegible] erzählte. Ich kam jetzt in mein Wirthshaus, und [illegible] [illegible] eingeschlossen, [illegible] noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigsten Züge dieses Abends an, und als wir am andern Tage wieder zusammengekommen waren, [illegible] man für meinen [illegible] die [illegible] und [illegible] Unterhaltung nicht, indem ich [illegible] [illegible] und [illegible], was alles er verloren hatte! —

Während ich in [illegible] war, kam der [illegible] [illegible] wirklich an das Tageslicht. [illegible] weiß ich [illegible] doch nicht aber [illegible], wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte er nach [illegible] keine Kunde. Das Buch, [illegible] erschienen, und [illegible] [illegible] angekündigt, fand auch lange Zeit seinen Weg zu Jean Paul's [illegible]. Noch am [illegible]. März [illegible] schrieb er nach [illegible] folgendes Blatt an mich: „Ihre [illegible] macht nicht bloß meinen Kindern, sondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur kenne ich die [illegible] [illegible] oder [illegible] [illegible]. — [illegible], daß sie nicht zu [illegible] [illegible] [illegible] sich einbildete, — und [illegible] Ihre Bogen. Doch [illegible] auch bei diesen kleinen, kleinen [illegible]. Haben Sie denn so viel Bogen als Vorgeld, daß Sie auch ein Paar weniger nicht trugen? — Sie sind der größte Bogen-[illegible], da Sie Ihnen [illegible] [illegible]. In andern [illegible] [illegible] kann ich Ihrem Roman nicht [illegible], wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unparteilichkeit. Ich wünschte ihn bald. Schicken Sie [illegible] [illegible], und könnte [illegible] am besten geschehen [illegible] durch ein [illegible] [illegible] Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Dieser Brief aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern weit in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, [illegible] und [illegible], und kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1809, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen neuen Umschwung erlitten, und mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes kühne Wort war zu behaupten, nicht jede Beschreibung festzuhalten, Verhältnisse und Stellungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon [illegible] Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] worden, als ihm in Bayreuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß der

Brief gerade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neuestes Buch, des Doktor „Katzenbergers Badereise“, gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Arzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeort [illegible] befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's vom vorigen Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen ließen mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann lud ihn ein. Wir haben nicht erfahren, was er von diesem Buch vernommen, aber dabei [illegible] ähnlichen Bilder gewechselt hat, ob er sich darum mit heiterer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch mißlicher Empfindlichkeit geschwiegen. Auch gegen einige andre Freunde, welche später mit ihm in engere Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Vorschule und Friedenspredigt“ geäußert, vielleicht ist ihm das Buch selbst nie vorgekommen? Nicht zum ersten- und letztenmale wäre das Freundlichste einem geheimen Verborgen und Verschwinden gleich geworden, wo das öffentlich verborgene Eigenthum auf diese Weise am besten gegen alles Bekannt- und Ruchtbarwerden geschützt ist?

Tübingen 1808, 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen! Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderfältig gefärbte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Genüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch glaub' ich schon, daß der Ausgang es als ein verfehltes Abenteuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die wir sprachen, sind aller Achtung werth; aber das Ganze wirkt auf uns gewiß niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Marwitz und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß alſo doch etwas in der Sache ſein, was uns beide ſo beunruhigt und beängſtigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beſchuldigen, aber deſto mehr die große Verſetzung, die wir zu leichtſinnig gewagt, den ungeheuren Abſtand des Lebens hier von unſerem in Berlin; wir dachten den ſo leicht zu ertragen, und ich ſehe ſchon, wir beide können es nicht! — Für mich iſt das Schlimmſte, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu ſein glaubte, ſich hier grade am heftigſten erneuen. Von allen Seiten beſtürmen mich Zweifel und Verlangen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefſten des Herzens will, das iſt mir klar und gewiß; aber davon iſt nicht die Rede! Die Rede iſt davon, daß ich eine Geſtalt finde, in der mein Leben ſich das Ziel jenes innerſten Wollens aneignen könne, und da ſind ſo viele Wege, da begegnen mir auf jedem günſtige und widrige Zeichen. Es iſt kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieſer Beruf iſt mir lieb, und ich kann darin glücklich ſein. Aber es liegt in den Umſtänden, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und ſo lieb mir der Ort an und für ſich iſt, ſo wenig darf ich ihn jetzt für mich wünſchen. — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulaſſen, die franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen iſt, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes ſich als freie Deutſche erhalten! Soll man überhaupt in ſolcher Zeit ſich niederlaſſen? Und was kann man ſonſt thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich alſo auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutſchland iſt noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, ſo bleibt mir ein entſchiedener Anſpruch ewig unbefriedigt. Aber auch geiſtige Thätigkeit reizt mich, litterariſche, auf das geſellſchaftliche Leben wirkſame; ſollt' ich nicht als Schriftſteller leben können, und auch hier mitunter die gewünſchte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was ſoll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, ſo fern ich gewählt habe, und auch da zuerſt nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das ſteht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'ſchen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich faſt ſchämte einzutreten; ſo winzig, eng und ſchmutzig hab' ich neue Bücher noch nie wohnen ſehen, alte wohl! Und noch dazu iſt dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hauſe ſind, von wo ſie ausgehn. Der eine, ewig beſchäftigte, aber dennoch gutmäßig aufmerkſame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor ſprechen wollte, zwei ſchmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant ausſah, ſogar ein Sopha breitete ſich hinter einem Tiſche, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu ſehen bekommen, denn Studenten und Profeſſoren haben ſo ſchwelgeriſche Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geſchmeidig in eckigen Manieren, in ſchwäbiſcher Gemächlichkeit raſch; er war prompt, artig und meinen Wünſchen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch ſchon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit ſeiner Frau und ſeinen zwei artigen Kindern ſah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das luſtige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beſte Laune ſetzte; auch die Frau war voll Güte, doch ſehr gehalten, maßvoll und verſtändig, im Praktiſchen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte gefliſſentlich eine prächtige Beſchreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernſtieg, von der reizenden Lage, der ſchönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten lauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländiſcher Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das ſüßeſte Behagen, daß man hier ſolchen Glanz nicht nöthig habe.

und in der geringſten Einrichtung ſich behelfe. Dabei läugnet Cotta ſeine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuſer, und in ſeinen Geſchäften gedeiht alles beſtens. Und wie klug ſpricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig iſt ſein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändleriſchen Intereſſen verſteht, ſo ſind ſie ihm doch gar nicht das Höchſte; er hat ſein eignes Urtheil, ſeinen eignen Geſchmack. Wir ſprachen von Heinrich von Kleiſt's Pentheſilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neue Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einſiedlerzeitung ihm übel mitſpielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zuſammenzog, und ſeine Kämpfer Weiſſer und Haug gegen ſie anrief. Auch in politiſchen Urtheilen fand ich ihn ſcharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausſehend, unerſchrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So ſehr wir, beſonders in litterariſchen Dingen, entgegengeſetzter Meinungen waren, ſo leicht und friedlich tauſchten wir dieſe aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert ſchien. Ich glaube, mir dem Norddeutſchen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachteſſen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit ſei zu gehen; um 8 hatte ſchon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häuſern abſcheulich, ein ſchmutziges Neſt, ſchwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, ſehen ſchrecklich aus, mittelalterige Fenſterchen, ſchiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tiſch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch ſich ſelbſt daran aufzuhängen, ſind die Möbel. Was man verlangt, iſt nicht zu haben, fremd, vom Hörenſagen bekannt; man ſchämt ſich, man ſcheint ſich frech, ſo viele Anſprüche zu machen. Dagegen iſt die Landſchaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den ſchönſten Spaziergängen ein, die Hügel bieten die reichſten Ausſichten, die ganze Gegend hat einen lieblich ſchwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben ſoll. Wie reizend fänden wir dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein

Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Neſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Mann, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unſres Lobes nicht, aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich, eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien einſpinnen, ſeine Ideen können auch in der Einſamkeit geſund reifen, er iſt weniger auf das Leben in und mit der Welt beſchränkt, als ich; beſchränkt, das iſt der Ausdruck, denn angewieſen darauf iſt er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus dieſem Loch, in das wir gefallen ſind, ſich um jeden Preis hinausretten. Wir haben ſchreckliche Tage unter wechſelſeitigen Bekenntniſſen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußere Umſtände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieſer großen Kriſis war: fürerſt weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, beſonders für mich, der ich von Urſprung an in widerſtreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von dieſen, fortgeriſſen von andern, verſpätet und verfrüht zugleich! Harſcher nun, ſo nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in dieſen Tagen nach Baſel; dort wird er ſich beſinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch ſobald meine jetzt erſchöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachſen ſind, was zum Frühjahr gewiß geſchieht, aber auch vielleicht früher, mache mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das ſein wird? Ich weiß es ſelbſt nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit iſt mir recht, — wenn ſich das Eine mir erfüllt! Wien ſteht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider ſchwank' ich nicht allein, Alle ſchwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Ausſichten; wo kein Punkt feſt iſt, alles nur in fortwährender Bewegung ſich gegenſeitig bedingen ſoll, da iſt ſchwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch gibt uns der neuſte Entſchluß wieder Muth, wir ſind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harſcher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich ſelbſt habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harſcher iſt längſt in Baſel, und lād't mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hauſe mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſien ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft, aus dieſem geringen Faden ſpann ſich die ſchönſte Verbindung. Die uns damals wegen unſres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn iſt ein ganz anderer, und wie reich iſt uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Troſt für ſchlechte Poeten, für ſchlechte Schriftſteller, aber in der That ein Troſt, ſobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind Goethiſch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung, aber ſein Geiſt iſt doch aus unſerer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht ihn mir werth.

Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied“ und „die drei Lieder“ gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Luſt und Schmach?“ — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Bekker ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen

Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe, — der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier ſo wohlſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe ans Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher ſollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Univerſität, er folgte der Beſtimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es ſei ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche, und ſo das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts ſonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich ſchmerzt, und ſo lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch ſchon Kranke mit Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reiſ't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und man weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im

Schlaf anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es iſt nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidnen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück; in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen, — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernſt überall die dünnen Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal verlaſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den Kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in dieſem Schwaben iſt ſo gedrängt und nah, kaum iſt ein Gegenſtand erſehen, ſo iſt er auch ſchon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine ſolche Stadt zu ſehen, die ordentliche Häuſer hat, ſehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebſame, wohlhabende Einwohnerſchaft, deren Schlag mir hübſcher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die erſten Geſichter mich irre führten. An allem ſieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsſtadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinſinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da iſt, iſt von ſonſt. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die ſich durch Arbeitſamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigſten Antheil an dem ganz demokratiſchen Gemeinweſen hatten, und ihre jährlichen Magiſtratsperſonen frei wählten; daß ſie auch kriegeriſch in früherer Zeit geweſen, bezeugen die hohen Mauern, feſten Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die ſchmerzlichen Empfindungen anſähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsſtadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier ſchütteten ſie ihre bittern Klagen über die erlittene Veräußerung vertrauensvoll gegen mich aus. Die armen Leute ſehen die Franzoſen als die allgemeinen Unheilsſtifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingeſetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrſchaft, denn die Franzoſen drückten ſchwer auf die Fürſten, und dieſe dann um ſo ſchwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrſchte dieſe Unzufriedenheit, der franzöſiſche Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieſes ſteht nirgends mit ihnen in einer gemeinſamen, einträchtigen Maſſe vereint. Wunderbar ſtellen ſich damit die neuen preußiſchen Anordnungen in Gegenſatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen leſen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinweſens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden ſoll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den beſten Mund, doch gewiß im beſten Sinne, — die Zeitungen melden von einer Adreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt Königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wiedergegeben würde, verſetzte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob! ſeufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr verkäuflichen und überhaupt ſeltenen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Doch auf unſere Rechnung der Kaiſer Octaniemand wie ein liebes Fremdes als Meines angehört war, darüber hatte Arnim unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei heftigem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. — Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Troſt. Was ſie mir ſchreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Glück. Mir iſt als wär' ich erſt durch ſie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Beſonders iſt der ältere Briefwechſel, den ſie mir geſchickt, reich an ſtarkem Ausdruck des Lebens, und den höchſten ſittlichen Standpunkten, in reichſter Mannichfaltigkeit. Juſtinus, mit dem ich jetzt auch viele Blätter las, auch einige aus den neueſten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preiſen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht nach dieſem Leſen, begreift nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerſtag den 1. December 1808. Nach einem zerſtreuten, unruhig verbrachten Abend las ich den Wilhelm Meiſter, und las ein gewaltig Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darſtellung. Es war als hörte ich eine ſchöne, kräftige Troſtſtimme in der Bruſt, als fühlte ich eine ſanfte ſtreichelnde Hand auf den Augen, als flöße der Tag wieder in ſilbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Wie hat mich der Meiſter ſo entzückt, wie bei dem dießmaligen Leſen, er rührt mich innig, und reißt mich zu ſtaunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge wieder ſehe, manches neue. Den Stil ſtudir' ich bis in's genaueſte Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn jetzt gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu ſetzen, im Deutſchen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Hoffmann die Weihnachtsbilder von Schürzenmacher als etwas Ähnliches pries, ſo dünkt mich jetzt dieſe Proſa gegen jene doch nur wie eine erſchlaffte Melone neben der anmuthigen Pfirſiche. Und dieſer Zauber der Vortrefflichkeit, dieſer wunderbare Liebreiz, erſcheint mir am ſichtbarſten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Flecken in dem Buche aufzuſpüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — wirklich ſuche und aufgefunden. Es iſt aber als ob die Einſicht in dieſe Schwächen auch die Vorzüge heller ſtrahlen machte. Mir iſt als wanderte ich an einem Feiertage durch die kunſtreiche, geheimnißvolle Werkſtatt des Dichters, ſähe ſeine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinſten Gebilde, in das er verarbeitet worden, ſähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er ſich bedient, und könnte ihm ſein ganzes Verfahren abſehen, und es ſo gut wie er machen, — wenn er mir zu allem dieſen nur noch ein bischen ſeinen Kopf und ſeine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Thorheit führt mich immerfort zu ſolche

Untersuchungen, welche mit Ungeduld genau zu betrachten ist; sogar die Unterschiede eines Ganzen und seiner Gliederung gewinnt' ich nur auf diese Weise, und ich sehe auch dem altdeutschen Volksmuse auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Betrachtung erhöht. — Ich bin aber weit," und ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben verlasse, fliegen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Behelf ausgeschnittener Bildchen auf meinem Tische liegen, als Zeichen und Denkmäler schöner Stellen heraus; die Bildchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle ist der Dank für jenes Bildchen. Wie mit Jean Paul's Zettelkästen, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gebunden wurde. Aus Hutten's Leben hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Büchlein, die weiße Decke verschlossen, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, zeigte ich den schauerlichen Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als kindlicher Denker und als geübtester Psycholog zeigt. Sein milder, gütiger Sinn, die christliche Frömmigkeit, mit der er kindlichen Glauben auf den Grundsätzen des Christenthums geschöpften, als [illegible] und politischen Ereignisse davon abhängig macht, die Form seiner Betrachtungen, [illegible] nicht andere [illegible] auf einen Augenblick hin, und auf's [illegible] er auf's angelegentlichste [illegible] ein, daß er [illegible], und [illegible] so gethan hat, [illegible] die deutsche Wissenschaft nicht [illegible], sondern den deutschen [illegible] entwickelt. Wir dürfen also, und er ergibt, Einstimmung erwarten, aber in einigen Stellen ist doch der gemeine Aberglauben hervorgehoben! Die Erinnerungen des Aberglaubens muß man [illegible] meisten [illegible], doch sind die deutschen Regionen, mit denen sich der [illegible], dem Auge [illegible] nicht ganz leicht, sondern sie den Zweifeln überläßt, die kaum durch Erinnerungen begünstigt sind. [illegible] der Art, [illegible] Namen dem Wasser nicht zu gut, als daß er bei manchen Gläubigen [illegible], was sie als Erinnerungen des Aberglaubens erweist. Aber diese wissenschaftlichen Beschreibungen vom ländlichen Standpunkt der Sache, vom [illegible], und [illegible] vergleichen, stellt er als ursprüngliche Naturverehrung hin. [illegible] ist allerdings, diese Weise hier [illegible], aber hat er nicht [illegible] Gesellschaft und [illegible] Verstand genug, um die andere Weise zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Weise bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eigenem Maß. Die auffallende Gegenüberstellung von Sagen zum Beispiel, die hier und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] in Frankfurt am Main [illegible] Jünglings [illegible]

Tübingen, Anfang Januar [illegible]. Ich lebe in der größten Einsamkeit. [illegible]

Garten hin, wo auch [illegible] [illegible]. Man stellte die Fenster [illegible] in die Nacht hinein, das heißt [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auf die [illegible], als Nachtschwärmer, auf der Straße den Mädchen aufzuspielen. —

Ich mache das [illegible] ab, weil ich muß; außerdem ließ' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, wenn ich alles sage, die heterogensten Sachen unternommen, und nicht aus willkürlichem Wechsel, denn, sie haben alle ihren [illegible] Bezug in mir, und auch nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist [illegible] zum Räderwerk. Ich habe [illegible] [illegible] [illegible] gemacht, ich habe den ganzen Horaz durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von anderem Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible], und [illegible] Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit [illegible] und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Vorwürfe [illegible], daß [illegible]! Vielleicht schick' ich künftig [illegible] Bemerkungen [illegible] zu lesen. —

Tübingen, Mitte Januar 1809. Kerner, der nach seiner [illegible] Doktorpromotion gleich nach Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. [illegible] ist [illegible] [illegible], und blieb auch ganze Stunden. Da gehn wir die [illegible] Gespräche: die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das [illegible], [illegible] den [illegible] angegriffen, [illegible] vertheidigt. Immermann ist voll künstlerischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und [illegible] gegen den [illegible] macht, so hat er vielleicht [illegible] ganz [illegible] entgegengesetzt, und einen kleinen Theil [illegible] widmet hat, weil [illegible] eigentlich bedeutender ist. Ich habe ihm das einmal bemerkt, daß sein Eifer gegen die [illegible] und weltliche [illegible] ist, und er [illegible]. Ein paar junge [illegible], [illegible] und [illegible], nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, [illegible] und [illegible] und auch wohl, die [illegible] Meinungen [illegible] hervorzurufen. Ich habe aber auch von einem andern Dramatiker zu reden, den ich bei [illegible] traf, ebenfalls einem Doctor, und zwar wieder von ganz anderem Schlag, als die beiden genannten, hoffentlich hab' ich mit ihm [illegible] Dichter[illegible] [illegible]. Ich [illegible] auch den [illegible]. [illegible] daß er [illegible], wie [illegible] in den „[illegible] und [illegible]“ beschrieben ist, so ist doch ein ganz anderer und guter Kerl! Man kann es fühlen, daß er in früheren Jahren [illegible], wo er die [illegible] eine andere [illegible] gab, als jetzt! Er [illegible] eine sehr gute [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] zu [illegible], hat sich von [illegible] [illegible]

[illegible], wollt' er ſingen, ſo [illegible] er Sonette, [illegible] von [illegible], ließ Schelling'ſche Formeln in ſeinen Dichtungen [illegible]. Kurz, iſt hier der eigentliche Philolog an der Univerſität, und wirklich ein gründlicher und geiſtreicher [illegible], [illegible] in ſeinem Fach, und überhaupt für Schönes und Gutes leicht empfänglich. Da er aber als [illegible] wenig Fertigkeit und Schärfe beſitzt, ſich leicht mit [illegible], leicht mit [illegible], leicht [illegible] läßt, ſo kann er ſeine Sachen nicht mit dem nöthigen [illegible] vertheidigen, die Kollegen [illegible] ihn, die Studenten bezeigen ſich [illegible], zu Hauſe giebt es auch [illegible] Schelte, da bleibt denn die [illegible] die einzige [illegible], — aber iſt das [illegible] ein neues [illegible], das man ihm [illegible] weiſen will? Er [illegible] den Mann [illegible] Jahren [illegible] und [illegible], und [illegible] nach [illegible], die keine Gegenſtände kennen, keine [illegible] einſchlagen, [illegible] Studien [illegible]. [illegible] [illegible] er mich, mich, liebe Freunde, und man [illegible], was das heißt! [illegible] iſt es auch [illegible] [illegible] [illegible]! Nun, ſo hört! Er ſuchte einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach iſt, aber den Homer und Platon lieſt, der mit [illegible] und [illegible] bekannt iſt, der den Dichter und [illegible] [illegible] [illegible], der die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], dem die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der zum [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] und Prinzessinnen beklagt und einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch [illegible] gewürdigt wird, und diese Elegie ist von Genz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, daß [illegible] Andern nicht so gut gefallen. Dann alle seine langverhaltenen Noten an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eigenen nicht mehr bekannt gewordenen Schriften an, er bittet, daß er [illegible], daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies kleine Glück einen geheimen Stachel von der Schwäche eingedrückt! Denn, wenn ihn ich auch nicht mehr, so erinnert es jetzt, Genz ist der [illegible] in der [illegible] Literaturgeschichte, der meine Gedichte doch so schön aufgenommen und herausgegeben hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langverhaltenen Mann findet, ist er schüchtern und besorgt wegen jener That, und fragt Kenner's ängstlich, ob ich nicht etwas davon weiß, und [illegible], daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein Verhältniß schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er dergleichen gemacht, was er nun liebt und klagt, und daß diese ihn nun doch wieder mit Liebe, denn er langweilt mich ungeheuer, und verlieren mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin schon gestraft genug ist! — Ich gebe auch den [illegible] Geschäften die [illegible] Meinung, daß man im Vergnügen vorsichtig sein und bedenken möchte, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man ſpäter ſich werde hinſetzen wollen! —

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar [illegible]. Ich konnte heute nicht ſchreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Bruſt wie in einen jungen Baum ſeine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht ſelber ſchön, aber ſchöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die ſchmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch ſchon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreiſe nahm mir heute die Angſt, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte ſich frei ergehen, und ſich jedem lieben Eindruck überlaſſen. Die Luft war warm und ſtill, die Gegend hell, die Landſtraßen feſt und trocken, und ſehr belebt. Rings am Himmel ſtand doch viel Gewölk, aber klein, ſtill, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken ſchienen ſich nur zu bewegen, um ſich in einem zarten weißen Flockenſchleier über die Himmelsfläche langſam auszubreiten; feine Nebelſtreifen ſchwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löſte ſich das dichtere Gewölk ſanft in duftigen Nebel auf, der ſpielend herumwogte mit dem Winde. Längs einem Steinbache des

Nachts ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinſeins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieſes Ziel fehlte mir! Und ſo mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verſtummen des vorher ſo lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüſtert vom dickſten Abendnebel, der dicht vor meinen Fenſtern die ſchwarzen Dächer überſchwebt. Als ich hinausging, ſah ich Küraſſe ſchimmern, auf dem Rückwege begegneten mir württembergiſche Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten und Weſten allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die franzöſiſchen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgeleſen, und mehr daraus erſehen, als ſie zeigen wollen. Näher aber, als dieſe Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich. Dort ſcheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgeſehen, und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutſchland? — iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache die deutſche ſich diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegeriſchen Ausſichten machen auch all meine Pläne wieder ungewiß. Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in

Deutſchland aufſuchen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es verſuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen ſich vielleicht neue Ausſichten! In Wien ſtehen ſie einladend offen. Meine Wege ſind leider ſtets Umwege. —

(Hier wären, außer andern, noch nicht mittheilbaren Abſchnitten, der Zeitfolge nach die beiden ſchon im zweiten Bande abgedruckten: „Die Schlacht von Wagram“ und „Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg“ einzuſchalten.)

Steinfurt 1810, 1811.

Gegen das Geräuſch und den Glanz des Pariſer Aufenthalts machte die Einſamkeit und Stille, die wir beim Eintritt in Weſtphalen empfanden, den ſchneidendſten Gegenſatz. Die ganze Beſchaffenheit des Landes, die Art wie daſſelbe bewohnt und bebaut wird, alles giebt ihm ein ſtilles, düſteres Anſehn. Bewaldete Hügel beſchränken den Blick, in der Fläche wechſeln Sand und Wald, und Moor und Haide, zwiſchen denen ſich Ackerfelder mühſam hervorarbeiten. Da es keine Dörfer giebt, ſondern die Bauerhöfe vereinzelt liegen, und zwar meiſt abſeits der Straße im Gebüſch verſteckt, ſo ſcheint die Bevölkerung noch geringer, als ſie wirklich iſt. Wie abgeſondert dieſe Leute von der übrigen Welt leben, ergab ſich unter andern in der treuherzigen Neugier, mit der ſie uns fragten, ob es denn wirklich wahr ſei, was man erzähle, daß der Kaiſer Napoleon ſeine erſte Gemahlin verſtoßen und zur zweiten eine Tochter des Kaiſers Franz bekommen habe! Sie wollten es nicht recht glauben, ſo wenig wie ſie früher an die Siege der Franzoſen hatten glauben mögen, bis die Einſetzung franzöſiſcher Behörden begreiflich machte, daß das Münſterland wenigſtens für jetzt der fremden Herrſchaft unterworfen ſei; doch zweifelte keiner, daß über kurz oder lang endlich dennoch Anton Viktor kommen und als Fürſt in ſeine Rechte treten würde; dieſer öſterreichiſche Erzherzog war nämlich noch zuletzt, als ſchon die Stürme der Zeit das Land ergriffen hatten, zum Fürſtbiſchof von Münſter gewählt worden, und das Volk hoffte auf ihn wie auf einen Verheißenen, und nannte ſeinen Namen öfter und bedeutſamer, als es vielleicht geſchehen wäre, wenn er wirklich regiert hätte.

Im Frühjahr, als ich Steinfurt von Böhmen aus beſuchte, hatte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich im Herbſte wiederum dort einſprechen würde, und zwar von der entgegengeſetzten Seite; mir war aber dieſe Wiederkehr nicht unlieb, und ich hoffte die Muße der nächſten Monate für mancherlei Arbeiten wohl anzuwenden.

Steinfurt, oder Burgſteinfurt, wie der Name eigentlich heißt, bis dahin der Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft, war jetzt ein franzöſiſches Städtchen, das ſeinen Maire hatte, dem die frühere Landesherrſchaft eigentlich wie die übrigen Einwohner untergeordnet war. Allein die willkürliche Verfügung hatte die tauſendfachen Sach- und Namensbezüge des auf Jahrhunderte gegründeten frühern Zuſtandes ſo plötzlich nicht umwandeln können, dieſer frühere Zuſtand war in allem, was das Oertliche betraf, nach wie vor in ungeſtörter Wirkſamkeit, und für den Anſchein keine Veränderung merklich, als daß die gräfliche Leib- und Schloßwache von 50 Mann, welche ehmals bewaffnet und von einem Hauptmann befehligt waren, jetzt ohne Waffen und ohne Offizier, aber doch in ihrer rothen Montur, ihren Dienſt verſahen.

Die gräfliche Familie bewohnte das dicht an der Stadt liegende, von dem kleinen Fluß Aa rings umgebene und ehmals wohlbefeſtigte Schloß, auf deſſen einer Seite der große, prächtige, von dem regierenden Grafen mit eifriger Liebhaberei und ungeheuern Koſten angelegte, weit und breit berühmte Luſtpark, Bagno genannt, ſich über einen bedeutenden Raum erſtreckte, der mit herrlichen großartigen Spazirgängen, See- und Waldſtrecken, mächtigen Waſſerfällen und Springbrunnen, aber auch mit Grotten, Tempeln, Sälen, Kiosken, Moſcheen und ſo weiter, überall erfüllt war, und in letzterer Hinſicht den Geſchmack einer vergangenen Zeit nicht allzu günſtig darſtellte. Alles war zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet, zu großen Feſtlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erſcheinung kommen ſollte; ein großer Saal war eigends für die Konzerte erbaut, welche von der Kapelle des Grafen aufgeführt wurden, und in denen neben ſeinen wohlbeſoldeten, aus Italien mit großen Koſten verſchriebenen Kammerſängern, auch er ſelbſt bisweilen ſich auf der Flöte hören ließ, die ihm zu ſolchem Behuf ein Edeldiener auf ſeidnem Kiſſen darzubieten hatte; es fehlte nicht an geräumigen Tanz- und Speiſeſälen, nicht an ſchicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorſtellung anweſender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geſchehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geſchmückte Prachtſchiffe bereit, um ſowohl die Herrſchaft und etwanige vornehme Gäſte, als auch begleitende Janitſcharenmuſik, in langſamer Prunkfahrt umherzuführen; an andrer Stelle ſtieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengeſetzte Bühnen beſtiegen, und von da aus die beſtellten Diener anwieſen, die mächtigen Figuren auf die beſtimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Waſſerfälle ſtürzten, und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Verſailles kaum nachzuſtehen glauben. Der regierende Graf liebte nach alter Weiſe, durch ſolche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen ſo Staunenswerthes möglich war, und er ſelber fühlte ſich ſo ſehr als Mittelpunkt eigner Selbſtſtändigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derſelben faſt zu vergeſſen ſchien. Nicht nur, daß er Hofſtaat und Leibwachen und Beamte und Dienerſchaft jeder Art in möglichſt großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemählde, Münzen, Bildwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigens erbauten Kunſthauſe vereinigt; er ſandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage verriethen, zu ihrer Ausbildung auf Reiſen oder auf die Univerſität, mit dem Beding, ihre erworbene Geſchicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrſchaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlaſſen, daß niemand im Lande ein Amt erhalten ſolle, der nicht ſeine Vorbereitungsſtudien auf der Schule zu Steinfurt gemacht habe. So ſehr klein war das Gebiet doch nicht; der Graf hatte zu der Grafſchaft Steinfurt die beträchtlichere Bentheim ererbt, und weil dieſelbe an Hannover von dem letzten Beſitzer verpfändet war, ſogleich die Einlöſung zu bewirken geſucht, welche jedoch erſt durch Frankreich zu Stande kam, indem Napoleon in die Rechte Hannovers getreten zu ſein behauptete, und die Löſungsſumme für ſich einzog; der Graf beſaß ferner die Herrſchaft Alpen am Niederrhein, in Holland die Herrſchaft Batenburg und einen Zoll an der Maas. Bei allem Aufwand war er zugleich ein ſtrenger Haushalter und ſeinen Vorbildern auch darin ähnlich, daß er einen baaren Schatz geſammelt hatte. Sein begründeter Wohlſtand und ſein ſtrebendes

Anſehn hatten in der That ſo günſtig für ihn gewirkt, daß bei der Auflöſung des deutſchen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur zweierlei Looſe blieben, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten, oder zu Unterthanen ſolcher Begünſtigten hinabgedrückt zu werden, es ſich in der Meinung ſehr natürlich darbot, dem Grafen von Bentheim könne nur das erſtere Loos beſchieden ſein. Die Eröffnungen hierzu von Seiten Frankreichs hatten wirklich Statt gefunden, Verhandlungen mit dem Miniſter Talleyrand waren dem Abſchluſſe nah, Karten des künſtigen, durch zu mediatiſirende Nachbarn ſehr vergrößerten Gebietes waren ſchon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen ſo gut wie anerkannt, als plötzlich eine andre Anſicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf, und dieſe Verhältniſſe in drückender Unſicherheit ſtocken ließ. Der Graf war ſogleich nach Paris gereiſt, um ſeine Gerechtſame zu vertheidigen, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleon's mit allen Ehren aufgenommen, und perſönlich als ein regierender Herr behandelt, während ſeine ſachlichen Anſprüche immer weniger Rückſicht erfuhren, und die franzöſiſchen Behörden in ſeinem Lande immer entſchiedener eingriffen. Je ungünſtiger ſeine Verhältniſſe daheim ſich ſtellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, ſondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder zu werden. In dieſer Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, proteſtirend, ſollizitirend, Napoleon und ſeine Miniſter bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und ſich nichts vergebend, ſonſt aber höchſt eingezogen und ſparſam in ſeiner Lebensweiſe. Er hatte den ehmals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Abſätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andre nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Aufſchmückung ſeiner Perſon, die Blicke auf ſich, wenn er im Garten des Palais-Royal ſpaziren ging, und ſein Secretair ihm voranſchreiten mußte; allein das Lächeln hierüber ſchwand in Vergeſſenheit, ſobald man ihn ſprach und näher kannte, man fand einen einſichtsvollen, wohlunterrichteten und in ſeiner Sphäre höchſt gebildeten und gewandten Herrn, deſſen Verſtand und Urtheil auch Napoleon ſelbſt alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf ſolchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim ſtets ungünſtiger zu ſtehen kam, erſt als Mediatiſirter dem Großherzogthum Berg unterworfen, und zuletzt gar mit Frankreich einverleibt wurde, da er denn, weil ein Unterthan des franzöſiſchen Kaiſers keine andern Titel haben konnte, als welche dieſer ihm verliehen oder beſtätigt hatte, nunmehr ſtaatsbürgerlich mit jedem ſeiner ehmahligen Unterthanen gleichgeſetzt war. Unverdroſſen harrte er in Paris auf Herſtellung oder Entſchädigung, bis er endlich den Sturz Napoleon's erlebte, und darauf ſpäterhin, unter ganz veränderten Verhältniſſen, hergeſtellt in bedeutende Gerechtſame und für andre durch die Fürſtenwürde entſchädigt, in die Heimath zurückkehrte.

Damals aber, als wir von Paris in Steinfurt angekommen waren, lag eine ſolche Wendung der Dinge faſt außer dem Bereiche jeder Hoffnung. Die gräfliche Familie hatte ſich, in Erwartung einſtiger Wiederkunft ihres Hauptes, mit den obwaltenden Verhältniſſen leidlich eingerichtet, und führte unter dem Druck und der Einſchränkung, welche mehr den Stand des Hauſes im Allgemeinen trafen, aber den einzelnen Mitgliedern kaum fühlbar wurden, ein heitres, vergnügtes Leben. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holſtein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtſein ihres Ranges ein menſchenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regſamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Perſonen lieb und werth wurde. Der Erbgraf Alexis, einfach und verſtändig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, ſtand durch biedre Rechtſchaffenheit und leutſelige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geſchwiſter ſorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Eine ältere Schweſter, Fürſtin von Solms-Lich, ſchon in jungen Jahren verwittwet, befand ſich mit ihren vier Söhnen zum Beſuch anweſend; zwei jüngere Schweſtern, ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit, waren noch unverheirathet zu Hauſe. Ein jüngerer Bruder, in däniſchen Kriegsdienſten angeſtellt, wurde von Kopenhagen erwartet. Jüngere und ältere Geſellſchaft bot die Stadt und Umgegend gar nicht ſparſam dar: das Hofleben hatte ſich allmählig in ein geſelliges bequemes Landleben herabgeſtimmt, und die Annehmlichkeit und Befriedigung aller Theilnehmenden dabei nur gewonnen. Selbſt die Wirthſchaftsſorge trat als willkommene Thätigkeit in die Vergnügungen des Tages, und bildete freilich einen wunderlichen Gegenſatz mit manchen noch beibehaltenen feierlichen Formen; die ausgeſchmückten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blaſend einluden, riefen freilich manchmal die Hofdamen von der Beſorgung der welſchen Hühner, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, doch wurde ſelbſt dies nur ein Anlaß heitern Scherzes, und erhöhte das Bewußtſein, wie frei man ſich in ſolch unentſchiednen Zuſtänden aller beengenden Rückſichten entäußere. Der feſte Grund innrer Würde und edler Geſinnung konnte in dieſer trefflichen Familie niemals wanken, mochte ſie in den ſtolzen Anſprüchen eines regierenden Hauſes, oder in den beſcheidenen einer Gutsherrſchaft erſcheinen!

Einige Jahre vor mir hatte Juſtus Gruner als junger Gelehrter in Steinfurt eingeſprochen, und in ſeiner nachher gedruckten Reiſebeſchreibung ſowohl das Leben als die Perſonen umſtändlich geſchildert; ich fand alles noch ziemlich in demſelben Stande, wie er es beſchrieben, und mußte beſonders in das Lob einſtimmen, welches er den gräflichen Damen ertheilte, wiewohl ich dasſelbe weder ſo ſchwungvoll noch ſo empfindſam ausgedrückt haben würde, als Gruner, der ſich dieſer ſchon damals veralteten Art noch zu guter letzt mit allem Eifer hingegeben hatte. Die Damen waren wohl anfangs etwas betroffen, ihre Erſcheinung, Vorzüge, Aeußerungen und nebenher ſo manches Unerhebliche, öffentlich beſprochen zu ſehen, allein die beſeelte Anerkennung und faſt leidenſchaftliche Verehrung, die der junge Enthuſiaſt ausdrückte, beſonders wenn er die herrlichen Geſangſtimmen pries, die ihn hier entzückt hatten, erwarben ihm Verzeihung für eine Dreiſtigkeit, welche offenbar aus beſter Meinung hervorging. In der That war ſowohl die Fürſtin von Solms-Lich, als ihre beiden jüngern Schweſtern, mit großartiger, durch beſten italiäniſchen Unterricht zu höchſter Meiſterſchaft ausgebildeter Stimme begabt, deren mächtige Wirkung mit ſo vielem andern Zauber vereint den Hörer unwiderſtehlich hinreißen mußte.

Das geſellige Leben auf dem Schloſſe war anziehend und genußreich; das Bagno bot den täglichen Spaziergängen hinreichende Abwechſelung, auch Fahrten in die Nachbarſchaft wurden unternommen; der Austauſch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernſt und Munterkeit fanden unerſchöpflichen Stoff. Der Sonntag war nach alter Sitte eine Art Hoftag, die gräflichen Beamten wurden zur Tafel gezogen, die angeſehnſten Herren und Frauen des Städtchens für den Nachmittag und Abend eingeladen. Dann erſchien auch regelmäßig der Maire, ein reicher Arzt Doktor Houth, der früher in Holland ſein Glück gemacht und darauf der Praxis überdrüſſig hieher ſich zurückgezogen hatte; in bequemem Hauſe und ſchönem Garten genoß er nach ſeinem Sinne ruhige Tage, die er durch das ihm auferlegte Amt ungern unterbrochen ſah. Er hatte große Kenntniſſe, ſtudirte noch immer weiter, liebte Gemählde und Muſik, und war durch Denkart und Geſchmack ganz dem Schloß ergeben, wo man hinwieder die freiwillige Unterordnung und Dienſtwilligkeit eines Mannes, der durch ſein Amt unendliche Vexationen ausüben konnte, dankbar zu ſchätzen wußte.

Wir machten Ausflüge nach Borghorſt und nach Langenhorſt, zweien Fräuleinſtiftern, wo über das Schickſal der unverheiratheten alten und jungen Damen, denen nach der Abſicht fürſorglicher Vorfahren hier ein begünſtigtes Daſein bereitet ſein ſollte, die eigenſten Betrachtungen anzuſtellen waren. Mir kam es vor, als wenn die ältern und jüngern Damen mit einer Art von Verzweiflung dieſe Begünſtigung genöſſen, und durch die ihnen gelaſſene Freiheit auch des letzten Troſtes entbehrten, des Troſtes gezwungen zu ſein! Mehr aber, als das Schickſal dieſer Erwachſenen, zog mich das eines Kindes an, das ich an einem jener Orte kennen lernte. Die Mutter war eine Edeldame aus dem Münſter'ſchen, der Vater ein franzöſiſcher Emigrant, der jene verführt hatte, beide waren davongegangen, und das Kind von der Aebtiſſin aus Mitleid aufgenommen worden. Bei dem vornehmen und ſtrengen alten Fräulein galt aber die Erziehungsweiſe, welche Häring in ſeinem Cabanis ſo lebendig zu ſchildern gewußt; das kleine, zarte Mädchen wurde mit äußerſter Härte behandelt, mußte angeſtrengt arbeiten, bekam nicht ſatt zu eſſen, und erlitt bei dem geringſten Verſehen die grauſamſten Strafen; oft blieb es Tage lang an einem finſtern Ort eingeſperrt. Urſprünglich von lebhaftem Naturell, war das arme Luiſchen doch ſchon ſo abgemüdet, daß es der härteſten Strafen gar nicht mehr achtete, ſondern ſie mit dumpfer Gleichgültigkeit als unvermeidliches Geſchick hinnahm. Um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſtahl es freilich bei jeder Gelegenheit Brot, Zwieback und dergleichen, doch ohne andere Sachen, als nur Eßwaaren anzutaſten. Mehrmals war es ſchon fortgelaufen, aber immer bald wieder entdeckt und zurückgebracht worden, um die ſtrengſte Beſtrafung zu erleiden. Dabei klagte dann die Aebtiſſin, die ſich gegen das Kind ſelbſt und gegen Fremde immer einer abgöttiſchen Liebe für daſſelbe rühmte, über die ſchwärzeſte Undankbarkeit, eingeborne Bosheit und tückiſchen Trotz. Ich ſah das arme Kind, das wir im voraus als ein Ausdruck von Verderbtheit bezeichnet worden war, und ließ mich näher mit ihm ein; es war bleich und mager, die Augen gutmüthig, doch unterdrückten Blickes, die Geſichtszüge ſchienen im Uebergange zur Verzerrung begriffen, ſie mußten mit der Zeit häßlich werden, die kleine Stirn war ſchon wie von Leid und Gram verwüſtet. Aus reinſter Wahrhaftigkeit, die keiner Heuchelei wie keiner Klugheit fähig war, hatte es ſchon mehrmals, das fünfjährige Kind, zur Aebtiſſin geſagt: „Gott! es ſterben ja immer Leute, warum ſtirbſt du nicht? Wenn du doch nur erſt todt wärſt!“ Als ich dort war, wollte es nach der Kirchmeſſe gehen, um die aufgebauten Buden zu betrachten, und ſich für einige durch Stricken verdiente Stüber etwas Kuchen zu kaufen, aber ein Regen trat ein, und nun mußte der Ausgang unterbleiben: „Ach! ich möchte ſo durch die Luft hinfliegen!“ ſagte es am Fenſter ſtehend, die nun vergeblichen Stüber in der Hand, und betrübt der vielleicht nicht wieder zu hoffenden Gelegenheit nachblickend; und doch konnte es mir gleich darauf wieder den ſo grauſamen Regen rühmen, daß er gut ſei für's Land und das Korn wachſen mache, das ſchon ſo hoch ſei, wie das gebreitete Händchen von der Erde auf zeigte. Ich war erſchüttert von den Eindrücken, die ich empfing. Dies war kein böſes Kind, vielmehr ein liebes, gütiges, aber tiefunglückliches: Eine Kindheit ohne Liebe und Hülfe, freudenlos, verkümmert, allen

Wohlthaten entrückt, welche die Natur auch der Armuth noch ſpendet, und zwiſchen das Räderwerk falſcher Begriffe und Bildung geworfen, und ohn' Erbarmen von dieſem zerquetſcht und zerſtört! Vier Monate früher hatte ich in der Wetterau ein anderes Kind zu ſehen Gelegenheit, von dem man mir gleichfalls geſagt hatte, es ſei ein Beiſpiel urſprünglicher Bösartigkeit, die durch keine Mittel ſich bezwingen laſſe. Die kleine Joſephine war nicht, wie Luischen, eine arme Waiſe, ſie lebte im Schoß der Familie, in hoher und reicher Sphäre, ſie genoß gütiger Behandlung, hinlänglicher Freiheit und zweckmäßigen Unterrichts; ſie hatte nicht zu klagen, aber Alle klagten über ſie; ein Mißverhältniß war allerdings vorhanden, und das achtjährige Mädchen konnte dies nicht aufheben. Ich fand auch dieſes Kind durchaus nicht böſe, im Gegentheil heiter und unbefangen, aber heftig, und, einmal geſtört, unbeugſam hartnäckig. Der erſte übereilte Ausſpruch, ſie ſei böſe, war ihr als eine unverdiente Beſchuldigung auf die Seele gefallen, und hatte ſie zu der Irrbahn getrieben, auf der nun alles ſie befeſtigte, ſtatt ihr die Hand zu reichen, um wieder davon abzukommen. Für Joſephinen war ein verſtändigendes Wort einzulegen; Luischen konnte nur eine Schickung retten, zu der ich nicht das Werkzeug zu ſein vermochte! Aber im Schmerz über dieſe und ähnliche mir aufgeſtoßene Beiſpiele ſchrecklicher Kindermißhandlung und Verwahrloſung ging ich einige Zeit mit dem Gedanken um, unter dem Namen einer Plauderin einige Blätter in die Welt zu schicken, an denen sich vielleicht hin und wieder ein trübes Loos dieser Art etwas erhellte. Das Vorhaben war indeß zu unreif, um nicht gegen näher anliegende Thätigkeit und Beschäftigung zurückzustehen.

Wir hatten einen der schönen Herbsttage benutzt, um eine Fahrt nach Bentheim zu machen. In großen, schweren, aber je mit sechs Pferden bespannten Kutschen legten wir die dritthalb Meilen schlechten Weges rasch genug zurück. Man fährt über die sogenannte Brechte, eine wilde Strecke, die noch während des dreißigjährigen Krieges ein schöner Wald war. Das Land wird in dieser Richtung hügelig und romantisch, man glaubt sich aus der westphälischen Ebene weit weg in ein Gebirgsland versetzt. Schon von fern sieht man das alte Schloß auf seiner ansehnlichen Höhe und den großen, wohlhabenden Marktflecken hervorragen, der sich am Fuße des Abhangs hinzieht; dasselbe liegt auf einem weiten Felsenboden, der sich bald mehr bald weniger erhebt, und giebt mit seinen mächtigen Mauern und starken Thürmen ein Bild ursprünglicher Festigkeit. Ganz glaublich hat schon Drusus hier ein römisches Kastell erbaut, um die in dieser Gegend wohnenden Tubanten in Gehorsam zu erhalten, der Ort war zu einem festen Kriegsposten vorzüglich geschickt, und weit umher kein ähnlicher zu finden. Sämmtliche

Klingen ſind hier überall ausgegraben worden. Der Grundbau des jetzigen Schloſſes ſoll entſchieden römiſches Mauerwerk ſein, und auch die ganze ſüdliche Steinwand, die von ungeheuern Quadern hoch aufgethürmt die ganze Länge des Hauptbaues glatt abſchneidet, wird für älter als die eigentliche Ritterzeit gehalten. Dieſe gewaltige Wand dürfte keine Sturmleiter zu fürchten haben, und kaum durch das ſchwerſte Geſchütz zu zerbröckeln ſein; ein runder Thurm, der die ſüdweſtliche Ecke bildet, zeigt wirklich an ſeinen Mauern, die einige Ellen dick ſind, die Spuren abgeprallter Kanonenkugeln, welche von den Franzoſen in frühern Kriegen, als hannöverſche Truppen ſich hier feſtgeſetzt hatten, fruchtlos verſchoſſen worden, nur das Dach wurde zertrümmert. Ein viereckiger Thurm auf der ſüdöſtlichen Seite ſcheint noch feſter, doch hat der Blitz oben auf der Plattform eines der vier ſteinernen Wachthäuschen aufgeriſſen. Die nördliche Seite iſt ohne Thürme, weil der Felſen hier ſteiler emporragt, und durch ſeine Steilheit jeden Angriff unmöglich macht. Ein alter Heidentempel iſt auf dieſer Seite mit in das Schloß verbaut, man weiß aber nicht, welche Gottheit hier verehrt worden. Durch zwei unterirdiſche Treppen, welche durch die Felſen durchgebrochen ſind, kommt man hier zu den ſchönſten Spaziergängen, die theils außerhalb der Burgmauer, aber noch ganz auf der Höhe liegen; uralte Bäume ragen hier empor mit gewaltigen Stämchen und umgebenen Gärten, Gipfel so entzückender und Licht, wie ich es vorher nie gesehen; der ganze Abhang, der sich dann allmählig zur Ebene senkt, ist mit Bäumen und Buschwerk reich überwachsen. Von einer hohen mächtigen Mauer eingeschlossen, und ganz noch zur Burg gehörig, liegt östlich ein geräumiger Lustgarten, wo man nach allen Seiten die herrlichste Aussicht hat, nach Eisenach, und weit in das [illegible], während nach der andern Seite von den Bäumen das Auge tief in Gebüsch eindringt. Merkwürdig sind am Ende des [illegible] [illegible] noch einige wunderbare gleichgeformte Felsenmassen, die eine, ohne Loch, wie ein aufrecht stehender runder Pfahl, der von oben zusammengedrückt worden, heißt das Teufels [illegible], denn der Sage zufolge hat dieser einmal mit dem Kopf auf diesem Kissen geschlafen, und einige oben [illegible] Linien gelten für die Spuren [illegible] dem allzu weichen Stein eingedrückten [illegible]. Die Macht des Pflanzenreichs zwischen all diesen Felsen und Mauern war außerordentlich, [illegible] hatte ihm niemand gewehrt, und aller Fugen der Steine [illegible], Blumen [illegible] an der hohen Mauerbekleidung, [illegible] [illegible] war wieder im Uebergange zur Wildniß.

Einige Zimmer, zu leichtem Gebrauch leidlich eingerichtet, standen zu unsrer Verwendung; wir [illegible] ein [illegible] [illegible] unter lieblichen Gesprächen, [illegible] der

Ort und seine [illegible] [illegible] Burg; unter Merkwürdigkeiten befinden wir auch die entsetzlichen Gemächer und das [illegible] der Thürme, [illegible] und gewölbte Gefängnisse zeigten sich, ein tiefes Burgverließ, in welchem die [illegible] [illegible] erzählen, eine Marterkammer, [illegible] [illegible] Werkzeuge [illegible] [illegible] [illegible], aber auch über ein alter Mann auf dem Schlosse, der in seiner Jugend sie noch [illegible] haben. Viele Sagen, [illegible], [illegible] und Plätze waren in einem besondern Gemach aufgezeichnet. Eine Kapelle noch ziemlich erhalten, zum Theil [illegible] Gewölbe [illegible] die ehemaligen [illegible] [illegible] [illegible] Bild, das Bild der berühmten weißen Frau, die auch hier [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] sie die Familie betreffen, und besonders bei Todesfällen der Glieder [illegible] soll, wurde uns durch die Zeit [illegible] [illegible], aber [illegible] uns besonderen [illegible] nicht gezeigt werden; die alte kleine Schloßherrin aber, welche behauptete, [illegible] uns [illegible] die [illegible] Erscheinung gesehen zu haben, [illegible] sich [illegible] jeder [illegible] [illegible] Frauen, so [illegible] und [illegible] wie die ganze Kirche. Nachdem wir auch [illegible] Blick außen [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] besichtigt, und einen Blick auf die [illegible] [illegible] geworfen, auf deren [illegible] unter andern das Rathhaus zu [illegible] erbaut worden, sahen wir uns [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] andern [illegible] auch seinen eigenen Glauben und in Oesterreichischen Kriegsdienste zu [illegible]. Wir sahen dann auch die fromme Familie Droste von Vischering, welche in Münster durch den [illegible] [illegible] und [illegible] Gesinnungen in [illegible] [illegible] Haus, und [illegible] unter den [illegible] [illegible] zu [illegible] suchte. In dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der, bald nach seinem Übertritte zur katholischen Kirche, das Hauptglied der Familie von Droste wegen seines [illegible] geworden hatte, mochte ich nicht umgehen; ich habe ihn [illegible], ihn zu [illegible], und doch habe ich keine Erinnerung für ihn, ich konnte mit ihm [illegible] [illegible] zu Wort nur als [illegible] und [illegible] [illegible]. Was die [illegible] von ihm und dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Meinung nicht. Er zeigte sich von dem [illegible] [illegible] gegen die Franzosen und ganz besonders gegen Napoleon erfüllt, allein [illegible] [illegible] und [illegible] die Preußischen [illegible] [illegible], die er als Preußen, und [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible], so war ihm doch jetzt die [illegible] die Franzosen, daß [illegible] [illegible] von Preußen in den Rhein [illegible] war, um [illegible] Haus, der [illegible] [illegible] [illegible], trotz aller [illegible] der Franzosen, durch die [illegible] [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] wurde. Wie seine [illegible], so [illegible] seine Augen, wie der [illegible] [illegible] hatte, und [illegible] [illegible], wie er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]

[illegible] —

[illegible]

ſich entfernen, erſtaunte ich nicht wenig, einen Mann [illegible] vor der Thüre ſtehen zu ſehen, der [illegible] war, durch das Schlüſſelloch zu ſehen. Er war von der Dienerſchaft, hatte hier aber nichts zu ſuchen. Mein plötzliches Erſcheinen in ſeinem Rücken, da er mich im Zimmer glaubte, [illegible] ihn ſo, daß mein [illegible] Fragen nicht auf den [illegible] [illegible], ſondern nur ſeine Verwirrung mehrte. Doch war mit dieſer Neugier, über die ich ihn ertappt, eine [illegible] Abſicht nicht gerade zu verbinden, und ich ließ den Mann mit einem Verweiſe gehen. Daß ich ihn aber auf dieſe Art feindlich machen, war ſehr wahrſcheinlich, und dieſe [illegible] und [illegible] [illegible] machten [illegible] [illegible] auf meine in der [illegible] [illegible] [illegible] gemacht haben, da kann, aber [illegible] die [illegible], die [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]tigte. Die Entdeckung war mir ſehr unangenehm; ich dachte unwillkürlich an die Blicke, die mir aufgefallen waren, und wollte mich mit [illegible] Bemerkungen aller Art. Das hatte nicht ganz [illegible], ſollte ſich doch durch einen [illegible] beſtätigen.

Mittlerweile hatten vom [illegible] aus [illegible] [illegible] der [illegible] Bewegungen unter den [illegible] Truppen angefangen, und es war deutlich zu erkennen, daß [illegible] allmählich immer ſtärker nach den [illegible] Gegenden ſich zuſammenzogen. Das langſame, aber [illegible] und [illegible] [illegible] in gleichwichtigen Meinungen ließ einen noch entfernten, aber entschiedenen Bruch vermuthen. Wirklich waren dies erste [illegible] Anstalten zu dem Kriege gegen Rußland, der in der Seele Napoleon's als natürlich unvermeidlicher und beschloſſen, in den öffentlichen Verhältniſſen noch unter dem Scheine der größten Freundſchaft verhüllt war, und daher für gewöhnliche Augen nicht [illegible] werden konnte. Die Westfaliſchen [illegible] Kriegsrath mußte auch die Staatsgeſchäfte [illegible] war, und ſo wußte man als ein Ereigniß lange voraus, aber Krieg werden würde, weil man wieder aufgehört hatte, es zu glauben. Mit diesen Truppenzügen durch Weſtphalen kam auch eine Abtheilung davon [illegible], ein franzöſiſches Regiment Jäger zu Pferde bezog daselbſt für einige Zeit Quartier. Diese Gäſte brachten in unsere Tage einen ganz neuen Schwung; der franzöſiſche Einfluß wurde auf dem Gebiete, er und die meiſten dieser Offiziere nahmen an der Geſelligkeit eifrig Theil, die Geſpräche [illegible] immer unterhaltend [illegible], und nahmen ſich eine neue angenehme Wendung, denn ſowohl der Adel [illegible], mit dem die Franzosen vom erſten Tage [illegible], als die Beamtenſchaft, die ſie auch jetzt aufbringen wollten, waren in gleichem Maße geneigt, ſich daran zu halten. Doch in dieser Zeit mehrere öſterreichiſche Offiziere, aus Weſtphalen gebürtig, das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich benutzten, um ihre Heimath wiederzuſehen, aber hier von den franzöſiſchen

Geſchäfte wechſelweiſe angeboten und beobachtet wurden, und den franzöſiſchen Offizieren aber ſchon wiederholt in widrige Berührung gekommen waren, konnte auf beiden Seiten die Spannung nur vermehren. Im Gaſthofe, und um weniger Gefährliches führen zu müſſen, wurde das Spiel herbeigezogen. Nachmittags gingen einige Stunden im Billardhauſe hin, Abends nahmen Karten oder Schach die Unterhaltung in Anſpruch.

Jedoch traten auch hier bei näherem Umgange und der anfänglichen Gleichmäßigkeit die perſönlichen Eigenheiten ſichtbarer hervor. Der franzöſiſche Oberſt war wirklich als ein Kriegsmann, in ſeinem Handwerk tüchtig und ganz beruhigt, dem Kaiſer ergeben ſoweit als nöthig war, und nicht zurückhaltend, übrigens von wenig Bildung, aber ſehr bemüht, dieſen Mangel zu verdecken. Ein paar jüngere Offiziere wollten bei jeder Gelegenheit ihren Eifer in der Begeiſterung für den Kaiſer bethätigen, einer derſelben von altadeliger Geburt, ſah nichts anders, als in Napoleon den großen Erhalter der Herrlichkeit des Vaterlands. Ein alter Rittmeiſter gehörte der früheren Revolutionszeit an, hatte zuerſt unter Pichegru und Moreau gedient, und verhehlte nicht, daß ihm der neue Zuſtand der Sachen wenig behage. Bei einem Spaziergange ſchloß er mir ſein Herz völlig auf, nannte Napoleon den Unterdrücker der Freiheit, und verwünſchte deſſen ganzes Regierungsweſen, das überall nur auf rohe Gewalt gegründet ſei und auf

Geſchäftsführung bemerkte. Wenn mir bei ſolchen Reden noch einiges Mißtrauen geblieben war, ſo mußte dieſes völlig ſchwinden an dem letzten Nachmittage vor dem Abmarſch der Franzoſen. Ich ging mit dem Rittmeiſter im Garten einſam ſpazieren, der nahe Abſchied bewegte ihn, er drückte mir die Hand, und verſicherte mich, meine Denkart, ſo weit er ſie habe kennen lernen, habe ihn, ja ſie gebiete ihm für mich eine wärmere Theilnahme. Dann plötzlich überraſchte er mich durch dieſe Worte: „Sie ſind jung, Sie können noch viel erleben, bewahren Sie Ihre Kräfte für beſſere Zeiten, aber deshalb auch Ihr Leben! Sie ſind nicht vorſichtig, Sie ſtürzen ſich umſonſt in Gefahr! Was ſchreiben Sie für Briefe? Ich will nichts wiſſen, mißverſtehen Sie mich nicht, ich will Sie nur warnen! Hören Sie als Beweis meines Zutrauens, was ich Ihnen mittheilen muß! Als ich neulich in München war, ſagte mir ein alter Kamerad, der jetzt in einem höheren Bureau dort angeſtellt iſt, wie es mit in Straubing ginge, die Leute dort ausſähen und was ſie thäten, und als ich ihn fragte, was ihn zu dieſer Meinung beſtimme, erklärte er, daß man gewiſſe Kenntniß von dort habe, und daß Schlimmes durch allerlei Spioniren beobachtet werde; man wiſſe, daß hier gegen die bayeriſche Regierung gearbeitet, daß gewiſſe Pläne hierdurch geſchmiedet würden. Junger Freund, damit können nur Sie gemeint ſein, nehmen Sie ſich in Acht. Sie wiſſen nicht, was unſre Polizei für Hülfsliche Mittel anwenden. Stecken Sie alles Geschriebene ein, ſo lange Sie hier im Lande ſind!" Ich wurde nicht wenig durch dieſe Mittheilung beunruhigt; zwar Briefe hatte ich nur wenige und ſehr unſchuldige geſchrieben, aber mir fielen meine verwünſchten Blätter ein, die ich nun gewiß heimlich entwendet glauben mußte. Ich bedankte mich dieſer biedern und dankenswerthen Warnung, nahm alles Verfängliche in meinen Papieren aus, und was ich nicht verbrennen wollte, brachte ich vorläufig in ſichern Verſchluß.

Glücklicherweiſe trat bald nachher auch der Zeitpunkt unſerer Abreiſe ein, und wir verließen gegen Ende des Januars 1821 dieſe Gegend, um zuerſt einige Wochen in Lich zuzubringen, von wo wir auch Laubach und Büdingen in der Wetterau beſuchten. Hierauf brachten wir lange Zeit in Frankfurt am Main zu, und reiſten dann ohne Aufenthalt, wiewohl nicht ohne Abenteuer, nach Wien.

Meine Blätter über Paris, welche ich ſo glücklich nach Oeſterreich gebracht, vervollſtändigte ich wieder, und nachdem ſie von mehreren Freunden mit Beifall waren geleſen worden, ſandte ich ſie von mir, im Sommer 1821 zu Leipzig, dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Golz, aus deſſen Nachlaß ich ſie erſt im Jahre 1824 wiedererhielt. Von den entwendeten Blättern aber fand ich eine Spur im Jahre 1823 in Hamburg. Man brachte in das nächſte

Hauptquartier Schriften und Bücher, die sich in der Wohnung des französischen Polizeidirektors Grafen von d'Aubignosc zurückgelassen fanden. In einem alten bestaubten Pack fiel mir ein Blatt auf, welches ich bald als eine in's Französische übersetzte Stelle von mir über Napoleon erkennen mußte, die als Extrait d'une brochure bezeichnet war. Dabei lagen zwei Abdrücke der Ode von Stägemann an den Kaiser Alexander.

Die Nachbarschaft war ehrenvoll, aber auch gefährlich. Zum Glück waren diese Anklagestücke beiseit geschoben worden, und jetzt, in unsern Händen, nur Zeugnisse, wie sehr die Zeiten sich verändert hatten! —

* * *

Frankfurt am Main, den 28. Februar 1821. Mein lieber Fouqué freut sich, daß er seinen Brief mir in diese Gegend schickt, und wünscht anstatt des Blattes selber hier zu sein. „Das mir sehr liebe Frankfurt! — so schreibt er mir aus Nennhausen, — das mir von langer Zeit wie ein freundliches Weihnachtsbild herüber blickt. Der silberblaue Main, mit seinen milden Ufern! Jedoch habe ich das alles auch im Winter gesehen, und es war dennoch so schön. Doch will ich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, wie viel des eigenen Lichtes von den Gegenständen ausging, und wie viel auf sie hinüberstrahlte aus meiner Jünglingsbrust, im vollen Stolz auf den vollbrachten erſten Feldzug, in aller traumumglänzenden Hoffnung auf neue, weit glorwürdigere, in aller romantiſchen Erwartung unerhörter Abentheuer und Liebesgeſchichten. Ich taugte damals nicht viel. Die raſende Selbſtheit des Zeitalters mit ihren thörichten Schwindeln hielt mich ſchlimm beſeſſen; es war nur grade ſo viel des Rechten und Guten noch in mir wach, als taugte und nothwendig war zur Ausſaat in eine beſſere Zukunft. Ich dichtete auch wenig, und ſchlecht, weil ich mir mein Leben ſelbſt zu einem wunderbaren, höchſt prahlenden Epos ausſpann, aber eben deßhalb leuchteten die wirklichen Umgebungen wie goldne Fernſchlöſſer mit Demantengehängen verziert, und, wie geſagt, ich weiß nicht, ob alles ſo ſchön war, als es mir in der Erinnerung mit hellen Farben aufſteigt, ſobald einer ſagte: Frankfurt am Main!" — Mit welcher Wehmuth erfüllt mich der Brief meines Freundes! Wie ganz anders fühl' ich mich jetzt hier, auch nach meinem erſten Feldzug, und auch noch jung (morgen werd' ich fünf und zwanzig Jahr) um nicht des Alters wegen den ſüßen Einbildungen glücklicher Lebensgeſchicke entſagen zu müſſen! Unwillig von Schmerz und Zorn ergriffen, ohne Ermunterung irgend einer Art, jeder begeiſterten Stimmung fremd, in ſtetem Warten ohne Halt und Ruhe, ſeh' ich die flüchtigen Tage vorübergehen. Meine Wünſche für mich ſelbſt ſind beſcheiden, aber faſt hoffnungslos, ich lebe mich ſtets auf's neue weitab verſchlagen! Und ſo auch liegt das Allgemeine, für das ich die kühnſten Wünſche mit feſtem Vertrauen hege, mir noch in dunkler, dunkler Ferne.

Wie jedes deutſche Land und jede deutſche Stadt früher auf eigne Weiſe die Kraft und das Gedeihen der Nation darſtellte, ſo auch jetzt wieder auf eigne Art ſpricht jedes Land und jede Stadt den allgemeinen Jammer aus. Welch' verſchiedene Bilder geben Hamburg, Münſter, Halle, Wetzlar, Hannover, Regensburg, oder Heſſen, Baireuth, Tyrol, überall iſt es ein andrer, ein eigenthümlicher Verluſt, und überall doch nur die eine Urſache dazu, die fremde Herrſchaft! Wie traurig ſteht auch dieſes einſt ſo glückliche und ſtolze Frankfurt da! Die alte Reichsſtadt, welche in ihren Mauern ehmals die Wahl und Krönung des Kaiſers geſchehen ſah, froh der Freiheit und des mit ihr verbundenen Wohlſtandes, wie ſehr iſt ſie geſunken! Zwar belebt ſind auch jetzt noch die Straßen und Märkte, mancher gute Erwerb iſt noch in den Händen der Bürger, ja ſogar auch neuer Reichthum entſtanden, und der Name der Stadt iſt auf das ganze Gebiet eines bedeutenden Großherzogthums ausgedehnt worden; allein der innere Kern deutſchen Lebens iſt angegriffen, und ſchwindet täglich mehr dahin. Die Verfaſſung der Stadt war voller Mängel und Mißbräuche, das giebt jeder Verſtändige zu; aber nur aus eigner, einheimiſcher, freier Entwicklung können ſolche Fehler verbeſſert werden;

die fremde Hand kann abſchaffen, aber nicht heilen, nicht verbeſſern. Das bezeugen auch hier tauſend Klagen, die laut den Arm des Rächers und Befreiers anrufen. So fordert eine ſtrenge Konſkription — an ſich die gerechteſte Maßregel, aber unter dem fremden Joche die ſchrecklichſte — nun auch das Blut der Unglücklichen, das in fremden Schlachten am Tajo und vielleicht an der Wolga ſoll verſpritzt werden, damit die Nachbleibenden um ſo ſichrer gefeſſelt ſeien! Eine billige Vorſtellung der Bürger, daß die Befreiung vom Kriegsdienſte durch Stellvertreter auf dieſelbe Weiſe, wie es in Frankreich geſchieht, eingeführt würde, iſt mit Härte abgewieſen worden, und die Behörde zieht das Loskaufgeld ein, während die übrigen Kriegspflichtigen nun doch die beſtimmte Anzahl zum Dienſte ſtellen. So haben es die Deutſchen in vielen Stücken ſchlimmer, als ſelbſt die Franzoſen, und ich habe ſchon von vielen Leuten hören müſſen, für das äußre Gedeihen müßte das Volk wünſchen, gleich völlig zu Frankreich geſchlagen zu werden. Doch iſt es wahrlich nicht der äußre Vortheil allein, der die Wünſche des Volks beſtimmt. Hier iſt ſeit langer Zeit gleichſam ein Stapelplatz des franzöſiſchen Weſens für Deutſchland, unzählige Bezüge reichen nach Frankreich hinüber, ſeit Jahren ſind hier franzöſiſche Truppen und Verwaltungen, aber ungeachtet alles deſſen hat ſich faſt nichts von franzöſiſchem Sinn hier feſtgeſetzt, vielmehr eine immer ſtärkere Gegenſtemmung erhoben. — Ich habe einem Balle des Caſino beigewohnt; die Geſellſchaft war zahlreich, alter Adel, Kaufleute, Offiziere von der franzöſiſchen Beſatzung. Unter den Frauen waren bildſchöne Geſichter, die Anzüge reich und geſchmackvoll; man verſicherte mit Beſtimmtheit, ſeit fünfzehn Jahren habe keine namhafte Frankfurterin ſich mit einem Franzoſen verheirathet. Der Gouverneur der Stadt, Graf Taſcher, ſcheint ein gutmüthiger, muntrer Menſch, er befand ſich anſpruchslos in der Geſellſchaft, und man bekümmerte ſich wenig um ihn; aber andre Franzoſen wollten ſehr als Herren auftreten, und nahmen dem Gouverneur ſogar übel, daß er ſein Anſehn nicht ſtrenger behauptete. Sehr angenehm war mir die Bekanntſchaft des Herrn von Gontard, ehmaligen öſterreichiſchen Oberſtlieutenants im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, der mich nach vielen ſeiner alten Kammeraden fragte. Wie ein romantiſches Land, von dem wüſte Meere trennen, lebt in dem öſterreichiſchen Heere noch das ſogenannte „Reich" in beſtem Andenken, und wiederum ſteht den Reichern eben ſo das ſchöne kaiſerliche Heer in der Erinnerung, welches in dieſen Gegenden ſo lange Zeit mit wechſelndem Glücke gekämpft. Wie viele Frankfurter ſprachen mit Entzücken von jenen frühern Jahren! Nun ziehen täglich hier unter unſern Fenſtern die franzöſiſchen Truppen vorbei, und lärmen mit ihren Trommeln und ihrer Muſik durch die Straßen. Ich ſollte deſſen ſchon gewohnt ſein. Ich werd' es nie gewohnt. —

Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm II. vor dem Friedberger Thore den dort am 2. December 1792 gefallenen Heſſen hat errichten laſſen, iſt mir noch werther und lieber geworden, als im Frühjahr 1809, da ich es zum erſtenmale ſah. Friedrich Wilhelm II. hatte in Künſten hohen und edlen Geſchmack. Die Einfachheit des Ganzen, der viereckige Stein, der auf Baſaltſchichten ruht, die großen ehernen Sinnbilder, Helm, Schild, Widderkopf und ſo weiter, alles zuſammen macht einen würdig-ernſten Eindruck, wie ſelten ſolche Denkmäler pflegen, die gar leicht in der Anlage verunglücken. Auch die Namen der Gemeinen ſtehen auf der ehernen Tafel. Solcher Steine ſollte man mehr in Deutſchland finden! Sie reden zu allem Volke, während Schrift und Erzählung nur in einem ſich ſtets verengenden Kreiſe fortbeſtehen. —

Ich will mich abwenden vom Staat und Krieg; Gottlob, das Vaterland hat noch andre Seiten, die nicht gleich jenen beſchädigt und verdorben ſind. Hier iſt Goethe geboren; deß will ich gedenken, und mich freuen! Die ganze Stadt iſt mir ſein geweihtes Denkmal: hier erblühten die kindlichen Sinne, hier ſogen ſie zuerſt die Lebensnahrung ein, die nachher aus ſeinen herrlichen Schöpfungen über die ganze Nation ſich verbreitete; dieſe Häuſer hat er betreten, dieſe Straßen durchwandelt, unſchuldig und ahndungsvoll, dieſer Glockenſchlag tönte ihm und maß ihm die Stunden ab, dieſe Mitbürger umwogten ihn! Wie im Zauberſchwunge rauſchen alle frühern Auftritte und Begegniſſe Wilhelm Meiſters neubelebt an mir vorüber, und die reine, blühende Seele Goethe's tritt daraus hervor. Geliebter Dichter, der du aus deutſchem Boden und Leben wie ein Rieſenbaum dich erhebſt, und den grünenden laub-reichen Wald jüngerer Bildung um deinen mächtigen Stamm verſammelſt, ein Mittelpunkt und Urbild des Vaterlandes, laß mich hier dich in Gedanken als zartes Bäumchen umfaſſen, und deine junge Rinde küſſen! —

Harren und Streben.

Prag 1811. 1812.

Nach dem wechſelvollen Leben, das ich ſo lange geführt, erſchien der herkömmliche Beſatzungsdienſt und überhaupt der ganze Aufenthalt in Prag ſehr beſchränkt und einförmig. Die drückenden Zeitläufte machten ſich überall fühlbar, der ſinkende Werth des Papiergeldes verurſachte auf allen Seiten Verluſt und Unſicherheit, der geſellige Zuſammenhang war ſchwach, und auſſer der ſchroffen Trennung der Stände wirkte hier auch der Unterſchied der Volksſtämme ſehr merklich. Doch ſtanden die deutſch und die böhmiſch redenden Eingebornen noch nicht ſo ſehr von einander ab, als von beiden wir deutſche Ausländer, die wir an Sinn, Richtung und Gewohnheiten hier entſchieden fremd waren, und trotz manches Bemühens nicht heimiſch wurden. Beſonders traf dies die zahlreichen Offiziere, welche aus Norddeutſchland wegen des Krieges nach Oeſterreich gekommen waren, und jetzt im Heere noch fortdienten. Auf einander angewieſen, hielten wir ſo viel als möglich zuſammen, erfuhren aber auch, daß die Gleichheit des Aeußerlichen noch lange keine Gemeinſchaft bildet. Die mir am werthvollſten geweſen wären, hatte der Zufall entfernt, und der Nähe und Bereitwilligkeit mancher Anweſenden mocht' ich mich lieber entziehen. Dagegen hört' ich zwei deutſche Namen jetzt in Prag nennen, nach denen ich früher dort und anderswo vergebens gefragt hatte, und zu welchen ich mich lebhaft hingezogen fühlte. Der Hauptmann Ernſt von Pfuel, mir aus dem Lebenskreiſe von Nennhauſen ſehr wohl, aber noch nicht perſönlich, bekannt, war der eine dieſer Männer; der ehemalige preußiſche Miniſter Freiherr vom Stein, geächtet von Napoleon und hochgeehrt von allen deutſchen Vaterlandsfreunden, war der andre.

Stein war in Berlin durch die franzöſiſche Achtserklärung mitten in ſeinen Amtsgeſchäften überraſcht worden, und hatte ſeine Zuflucht nach Oeſterreich genommen. Hier waren während des Krieges ſeine Hoffnungen und ſein Haß heftig angeregt, und auch nach dem Frieden hielten beide ſich voll unmuthigen Eifers aufrecht. Er wollte jetzt in Prag möglichſt ruhig abwarten, wie die Weltereigniſſe ſich ferner entwickeln würden; der Ort war zur Beobachtung wohlgelegen, bot vielerlei Hülfsmittel, und auch geſelligen Anhalt genug für einen Mann, der durch Geburt und

Würden überall zu den Kreiſen der hohen Ariſtokratie gehörte.

Von ſeiner unbeugſamen Geſinnung, der Schärfe ſeines Geiſtes und der ungemeinen Heftigkeit ſeiner Gemüthsart, erzählte man vielerlei Züge, welche ihm überall, wo der Franzoſenhaß glühte, Bewunderung und Zutrauen erwarben, und einen Helden in ihm ſehen ließen, auf den das Vaterland einſt würde rechnen dürfen. Zwar fanden ſich ſchon damals manche Stimmen, welche ſo raſchem Muthe nicht ganz vertrauen wollten, an den Grundſätzen des Staatsmannes vieles tadelten, ihn thörichter Vorurtheile für alles Alte beſchuldigten, und denen die Befreiung Deutſchlands weit eher durch maßvolle Klugheit und beſonnene Tapferkeit, als durch heftigen Ungeſtüm zu hoffen ſchien; ſolche Stimmen riefen dann auch wohl die Umſtände zurück, durch welche Stein in ſeine jetzige Lage gerathen war, und höchſt unzeitig einen Wirkungskreis verloren hatte, der ihm für ſeine Zwecke nicht ſchöner geboten ſein konnte. Dieſe Umſtände konnten allerdings ſeiner Beſonnenheit nicht zum Lobe gereichen; doch waren ſie damals nur ungefähr bekannt, der genauere Hergang aber war folgender. Von Königsberg ſollte drr Aſſeſſor Koppe mit Aufträgen nach Berlin und weiter in das nördliche Deutſchland abgeſendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel, wo viel getrunken worden war, und fand den ſchon Reiſefertigen, der ſich die letzten Befehle erbat; Stein hieß ihn einen Augenblick warten, trat an ein Pult, und ſchrieb ſtehend in Eile und Eifer noch an den Fürſten von Wittgenſtein einen Brief, den jener empfing, und dann abreiſte. Die Sache blieb ſo gut wie vergeſſen, als plötzlich die Nachricht kam, Koppe ſei von den Franzoſen aufgefangen und ſeiner Briefſchaften beraubt worden. In der Unruhe und Beſorgniß, welche dies erregte, bekannte der Graf von der Golz, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, er ſei in großer Angſt wegen einiger Briefe, in denen er ſich über Napoleon ſcherzend ausgelaſſen. „Das war recht dumm von Ihnen!“ fuhr ihn Stein ſogleich an; und ſodann befragt, was er ſelber dann für Briefe geſchrieben, verſetzte er gutes Muthes: „O was ich geſchrieben habe, das dürfen die Franzoſen alles leſen!“ Bald nachher las er ſeinen Brief an den Fürſten von Wittgenſtein im Moniteur abgedruckt, und mußte nun den Inhalt, auf den er ſich vorher kaum hatte beſinnen mögen, allerdings für verfänglich und unbedacht erkennen. Bei dem lautgewordenen Unwillen Napoleon's konnte Stein nicht füglich preußiſcher Miniſter bleiben. Er reichte daher ſeine Entlaſſung ein, dachte indeß auch jetzt ſo wenig an Gefahr, daß er vorläufig nach Berlin zu reiſen wagte. Hier aber las er unerwartet im Moniteur ein Decret Napoleon's aus Madrid, durch welches le nommé Stein, als Aufruhrſtifter gegen die Franzoſen, vogelfrei erklärt wurde. Für Stein blieb nun nichts übrig, als zu fliehen. Da die Wege nach England verſperrt waren, ſo konnte nur Oeſterreich eine ſichere Zuflucht bieten. Die franzöſiſchen Behörden hatten bei den preußiſchen bereits die Auslieferung des Geächteten nachſuchen müſſen, thaten jedoch nichts, was ſeine Flucht hindern konnte; in dem Decrete war le nommé Stein nicht auch als der Miniſter bezeichnet, dieſe Unbeſtimmtheit kam ihm zu Statten, er behielt zwei Tage Zeit, ſeine Anſtalten zu treffen, und gelangte glücklich nach Oeſterreich.

In ſolchen Fällen aber zeigt ſich die Aechtheit eines Karakters im glänzendſten Lichte; die wahre Größe iſt von ihren ſie begleitenden Mängeln unabhängig, und Schwächen und Irrthümer werden ihr nicht angerechnet; die Stimme des Volks, von richtigem Gefühl geleitet, hält ihre ächten Helden über Unfälle und Mißgeſchicke empor, und ſpricht ſie los von der Verpflichtung des Erfolgs. Daß Blücher bei Lübeck ſich mit ſeinen Truppen gefangen geben mußte, hat ihm in der Meinung nicht geſchadet, man ſah in ihm nicht minder den Helden, dem die Zukunft anzuvertrauen ſei. Eben ſo können wir von Stein ſagen, daß die erzählte Uebereilung, welche ſo große Entwürfe und Bereitungen zerrüttete, ihm in der Meinung eigentlich kaum geſchadet hat; man bedauerte das Vorgegangene, lächelte darüber, aber die Verehrung und das Zutrauen nahmen nicht ab, im Gegentheil, Stein's Unfall beglaubigte ihn als unwiderruflichen Feind der Franzoſen, dem keine Ausſöhnung möglich ſei, und deſſen Verſehen ſogar nur den Eifer kund gab, der in jeder auch kleinſten Gelegenheit ſich ſelber bloßzuſtellen kein Bedenken trug. In ſolchem Anſehen und ſolcher Würdigung lebte Stein bei den Beſten und Würdigſten auch in Prag.

Er ſtand mit den vornehmen Familien in hergebrachtem Verkehr, hielt ſich aber im Ganzen ſehr zurückgezogen, und hatte nur wenig Umgang, der auch ſelten ſeinen Anſprüchen genügen konnte. Denn er machte unausgeſetzt die größten Forderungen. Ehrenfeſt und deutſch wollte er die Menſchen, aber auch fein und wohlgeſittet, von wiſſenſchaftlicher Bildung, aber auch entſchloſſen und thatkräftig, wo möglich noch unterhaltend durch Geiſt und Witz. Freilich war er ſelbſt dies alles, aber nur ſelten wurde ihm dergleichen dargeboten, in Prag nur durch Pfuel, die Grafen von Sternberg, und vielleicht noch zwei bis drei Andere. Er war auch ſchon zufrieden, ſolche Eigenſchaften theilweiſe vorzufinden, oder in ſolcher Richtung den guten Willen. Ich hatte über Paris und Napoleon mancherlei aufgeſchrieben, war kürzlich durch einen großen Theil von Deutſchland gereiſt, hatte ja auch ſchon gegen die Franzoſen gefochten, dies alles, wovon Stein hörte und angezogen wurde, verſchaffte auch mir die Gunſt, daß er mich kennen lernen wollte. Pfuel führte mich zu ihm.

Der Empfang ſollte freundlich ſein, die Abſicht war nicht zu verkennen, aber trotz derſelben gerieth er doch ziemlich ſchroff und rückſichtslos. Man ſah es dem Manne gleich an, daß er ohne viele Umſtände zu verfahren liebte, und faſt nur gezwungen, durch entſchiedenes Machtanſehen, wahre Geiſteskraft oder trotzige Selbſtſtändigkeit, einen andern Menſchen ſo gelten ließ, um mit ihm auf einer Art von gleichem Fuße zu verkehren. Ich werde mich nicht rühmen, gegen Stein irgend eine Poſitur behauptet zu haben; wie hätte ich daran denken und dies mir gelingen können. Aber ich kann ſagen, daß auch er mir im geringſten nicht imponirte, und daß ich ihm gegenüber meine Selbſtſtändigkeit irgend beſchränkt gefühlt hätte. Ich fand ihn einfach und ungezwungen, ganz ohne Stolz und Schein, und ſo war ich ebenfalls einfach und natürlich, ohne andere Unterredung, als welche der äußerliche Abſtand gebot. Gleich bei dem erſten Beſuche, bei Erwähnung mancher politiſchen Bezüge, in dem Urtheil über Perſonen und Schriften, thaten ſich merkliche Verſchiedenheiten der Anſichten hervor, und Stein ſchien verwundert, daß ich die meinigen nicht ſogleich berichtigen ließ. Doch reizte ihn der Widerſpruch nicht unangenehm, und er lud mich lebhaft und dringend zu häufigen Beſuchen ein. Ich hatte dazu mehr als Einen Antrieb. Meine Verehrung war aufrichtig und unbegränzt; den hohen Werth eines ſolchen Mannes erkannte ich mit allem

Eifer, mit entſchiedener Hoffnung künftigen Erfolgs, ſowohl für die allgemeine Sache, als für mich insbeſondere. Hier ein näheres Verhältniß anzuknüpfen ſchien in meinen Lebenszwecken ganz eigentlich begründet, früher oder ſpäter mußten wir doch in gleichen Richtungen zuſammentreffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir dabei nur Ehre und Vortheil erwachſen würde. Aber ich hatte noch ein anderes Anliegen. Für meine künftige Laufbahn mußte ich Studien unternehmen, die ich früher hatte vernachläſſigen dürfen, und für welche mir jetzt in Prag ſowohl Anleitung als Bücher fehlten. Mit völligem Vertrauen hatte ich dem kenntnißreichen Staatsmanne meine Unwiſſenheit aufgedeckt, und ſeinen Rath und Beiſtand erbeten, um auf kürzeſtem Wege in die Zweige praktiſcher Staatskunde einzudringen, deren ich am meiſten zu bedürfen ſchien. Sehr bereitwillig ſagte er mir Hülfe zu, ſowohl durch mündliche Belehrung, als durch den reichen Vorrath ſeiner Bücher, die er nach Prag hatte nachkommen laſſen.

So oft ich nun zu Stein kam, hörte ich gleichſam ein Privatiſſimum über Gegenſtände der Staatswirthſchaft, erläutert durch Beiſpiele aus dem Geſchäftsleben ſelbſt, wobei zwar keine geordnete Folge herrſchte, aber doch die wichtigſten Anſichten und Thatſachen mir auf die lebendigſte Weiſe dargeboten wurden. Seine eigne Lebhaftigkeit riß ihn fort; jede Unkunde, die er wahrgenehmen glaubte, jeder Zweifel, der ſich zu äußern wagte, ſteigerte ſeinen Eifer und er nahm ſich die Geduld, in die ausführlichſten Erläuterungen einzugehen. Bei ſolcher Gelegenheit fehlte es nicht an perſönlichen Bemerkungen, beſonders über preußiſche Staatsbeamte, und die Kritik ihrer Handlungen gab ihm noch mehr Herzenserleichterung, als mir Belehrung, wobei mir nicht entging, daß in der Sache und in der Form ſeine raſchen Ausſprüche als parlamentariſche Oppoſition oft von außerordentlicher Wirkung hätte ſein müſſen. In ſeinen Lieblingsvorſtellungen ganz ritterlich geſinnt, auf einen ſtarken und reichen Adel haltend, war Stein zugleich der eifrigſte Bauernfreund, und wollte den Landmann durchaus frei und ſelbſtſtändig wiſſen. In dieſem Betreff rühmte er die neue preußiſche Geſetzgebung, die zwar nicht, wie man faſt allgemein geglaubt, von ihm ausgegangen war, aber doch jede Förderung erhalten hatte. Hierbei kam er auf die Verdienſte des in Königsberg verſtorbenen Profeſſor Kraus, deſſen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleiſt deutſche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus ſehr herabſetzte, und ihn für einen bloßen Nachſprecher Adam Smith's erklärte, deſſen Grundſätze, als den Gewerbefleiß zum Nachtheil des Adels begünſtigend, ſchon nicht mehr gelten ſollten. Stein aber ſagte von Kraus: „Der Mann hat mehr gewirkt und geschaffen, als diese Herren zu vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Leben durch ihn zugenommen, seine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und Geſetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideen aufgeſtellt, ſo iſt er dafür auch kein unbeſtändiger Sophiſt geweſen, und die einfache Wahrheit klar und rein vorgetragen, auf ihren richtigſten Ausdruck gebracht, und Tauſenden von Zuhörern erfolgreich mitgetheilt zu haben, iſt ein größeres Verdienſt als durch Geſchwätz und Paradoxien Aufſehen zu erregen. Aber ſo verhält es ſich nicht einmal; Kraus war kein Nachbeter, Kraus hatte eine anſpruchsloſe und doch geniale Perſönlichkeit, die ſeine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Einſichten, großer Anwendungen, und ſetzte auch durch ſein unerwartetes Urtheil oft in Erſtaunen. Wenn er bloß ſein A. B. C. vortrug, ſuchte er das B. nicht hinter das C. zu ſetzen, und eine ſolche Neuerung als geiſtreich aufzuführen. Leſen Sie ſeine Schriften, klar und einfach iſt da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht. Nebenher leſen Sie wie auch die Franzoſen, um zu vergleichen und zu prüfen, die Leute haben auch viel gethan!" Wenn Stein ſo eiferte, gerieth ſeine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte, und die Worte gedrängt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf ſein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, weldenn er hatte jenen geheimen Widerspruch, auf den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Feinde entgegen [illegible]! Mit ihm ein Gespräch zu haben, war ein [illegible] Kampf, eine [illegible] [illegible], [illegible] konnte man sicher sein, durch eine [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] zu sehen, [illegible] [illegible] [illegible] der große [illegible], machte [illegible] und ganz [illegible] sein, sich als Widersacher [illegible], und [illegible] einen [illegible] [illegible], einen [illegible] [illegible], und [illegible] irgend einen [illegible] Eindruck in ihm [illegible]. Dies gab dann auch dem Umgange Gentz's einen eigenen Reiz, und ließ die Erregung, in welcher sein Gespräch [illegible], eine [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Kaiser Alexander [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], daß sich [illegible] [illegible] [illegible] gegenüber nur [illegible] durch einen [illegible] [illegible] [illegible], ganz [illegible] war, und für Gentz eine so große Zuneigung als Bewunderung empfand.

Durch Gentz wurde ich auch mit mancherlei Zusammenhang der politischen Dinge bekannt, der mir bisher entgangen war. Ich, dessen [illegible] [illegible] [illegible], und in Berlin, und im [illegible] Deutschland [illegible] wurde, und [illegible] [illegible] Weg und [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible], die keine [illegible] nicht [illegible] [illegible]. Gentz hatte [illegible] [illegible] [illegible], und war von [illegible], was in Berlin [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] waren die Männer bald hergezählt. Nicht ſo hoch ſchätzte er Niebuhr, den er als preußiſchen Staatsbeamten und als gründlichen Gelehrten gleich ſehr ſchätzte, und deſſen Buch über die Geſchichte Rom's er mir gern mittheilte, wobei er in aller Bewunderung des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit doch bemerkte, daß Niebuhr eigentlich kein Deutſch ſchreibe, ſondern im Deutſchen immer Engliſch werden wolle, durch deſſen Lektüre und eifriges Studium er ſeinen Stil verdorben habe. Von den deutſchen Gelehrten dachte er im Ganzen nicht vortheilhaft, doch lobte und empfahl er die Schriften von Heeren als gründlich und praktiſch, und beſonders pries er Fichte'n wegen ſeiner Reden an die deutſche Nation; die Philoſophen mochte er ſonſt wenig leiden, und erklärte die damaligen neueſten geradezu für verrückt. Auch Schleiermacher's philoſophiſche Religion war ihm zu gefährlich und in Betreff der Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig. Große Stücke hielt er auf Juſtus Gruner, von deſſen Muth und Gewandtheit im Geheimkriege der preußiſchen Behörden gegen die franzöſiſche Polizei und Herrſchaft die merkwürdigſten Beiſpiele erzählt werden. Von ihm wird ſpäter noch die Rede ſein.

Hatte ich bei dieſen Unterredungen und Aufſchlüſſen mich nur belehrend zu laſſen und Anſichten und Urtheile zu erwerben, ſo gab es dagegen andere Gegenſtände, bei welchen mir eine thätigere Rolle zugewieſen war.

Um ihm viele Staaten nöthig, und zugleich [illegible] aufzufinden, hatte Stein ein ernstes Studium der französischen Revolution vorgenommen, er wollte [illegible] Ereignissen, und welchen die Geschichte der [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] auf den Grund gehen, ihre Farben und [illegible] [illegible] kennen. Die [illegible] [illegible] Hülfsmittel lagen auf seinem Tische, er las die Schriften aller Parteien, und scheute die großen [illegible] und [illegible] nicht, um die öffentlichen Verhandlungen und die Quelle zu studiren. Seine Gespräche [illegible] natürlich [illegible] auch auf diesen Gegenstand ein, über den seine Empfindungen und Belehren [illegible] er am liebsten selbst einem [illegible] [illegible] [illegible] hätte. Jeder [illegible] Schritt [illegible] die fortgeschrittenen, in dem [illegible], [illegible] ich immer die Eindrücke jener Epoche genau [illegible]. Sein Haß gegen die Revolution war [illegible], besonders in den ersten Zeiten, wo noch so oft durch wenige [illegible] und einige [illegible] allein hätte gewendet werden können. Die Franzosen von 1789 war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die Republikaner [illegible] die von Napoleon [illegible] und den Deutschen [illegible] und [illegible] [illegible] Kriegsglücke, die [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ihn mit [illegible], er [illegible] [illegible] Haß, den [illegible], den [illegible] [illegible] und [illegible] keine Kraft und Entschlossenheit [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] und [illegible] einige [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] der Eintracht von Bürgern, ein Fest [illegible], desgleichen man nicht gesehen hatte. [illegible] Stadt, [illegible] und freundlich, hatte es gerade in dieser Zeit gezeigt und [illegible], [illegible] der Dinge [illegible] auch [illegible] Gruppen [illegible], wo man [illegible] sich vergessen zu wollen schien. Es gab daher diesem Regimente, welches in jener Eintracht und [illegible] gewesen, ein militärisches Fest, zu welchem, da die schönen öffentlichen Anlagen an der [illegible], [illegible] oder Baumgarten genannt, [illegible], die ganze Stadt [illegible] Theil nahm. [illegible] und [illegible], hatte er das [illegible] nicht [illegible], und es [illegible] Glanze und [illegible], daß die [illegible] hier in eine [illegible] gezogen worden, zu welcher [illegible] Gäste, welche [illegible] der [illegible], [illegible] von dem [illegible] und den [illegible] in offenen Wagen [illegible], und [illegible] an der [illegible] der [illegible]. In der [illegible] fehlte es nicht, an [illegible], [illegible] und [illegible] eben so wenig; die [illegible] des [illegible] Regimentes [illegible], und so [illegible] es seiner [illegible], daß der [illegible] und [illegible] Regiment nicht mehr [illegible], [illegible] das ganze

Herz und Kopf zu verwirren [illegible]. Die schöne Kunst und Wissenschaft hatte [illegible] selbst abgewonnen, und [illegible] höhere Zweck machten die kühnen Eigenheiten, welche doch gewaltig von dem Geiste der Zeit zeugten, zur Klugheit bekehrt.

Bei meiner Rückkehr nach Prag fand ich noch Alles erfüllt von dem schönen Schauspiel, und manche meiner jüngeren Kameraden so aufgeregt, daß sie erwarteten, ich müsse von Wien nur nicht bloß die Kriegserklärung, noch die Gewißheit mitbringen, daß ein Volkskrieg nahe sei, und man [illegible] [illegible], [illegible] gegen die Franzosen ins Feld zu ziehen. Ich konnte ihnen freilich von allem diesen nichts, sondern nur berichten, wie ich ein Fest zu Ehren des Königs von Rom mitangesehen, worauf denn die Kriegserwartungen sich für den nächsten Sommer auch in die [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible] verwandeln mußten!

Ich für mein Theil aber war noch tiefer [illegible] [illegible], und konnte seit langer Zeit meinen ganz [illegible] einem [illegible] [illegible] mit Unlust entgegensehen. Schon in Dresden hoffte ich sie zu treffen, allein, da sie dort einen weiteren Tag nicht [illegible], so eilte ich nach Berlin, um sie abzuholen. Ich fand sie mit ihren Verhältnissen schon ganz [illegible], und gewannen sie darauf nach Leipzig, wo wir den besten Theil des Sommers in schöner Muße zu verbringen hofften.

Die Schilderung des dortigen Badeaufenthalts muß ich künftig [illegible] laſſen. Hier ſei nur in Kürze geſagt, daß der Fürſt von Ligne und die fürſtlich Clary'ſche Familie, der Herzog von Sachſen-Weimar, die Gräfin von Waldburg-Truchſeß, geweſene Oberhofmeiſterin am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel, der Fürſt von Windiſchgrätz und der Graf von [illegible], Graf und Gräfin von der Goltz aus Berlin, Frau von [illegible], die Gräfin von Schlabrendorf, Frau von Grotthuß und viele Andere, deren Namen ſich leider entſchlüpfen, eine ziemlich bunte Geſellſchaft bildeten, in welcher es lebhaft genug herging. Clemens Brentano beſuchte mich; Fichte und Friedrich Auguſt Wolf kamen; die Gräfin von der Recke brachte Tiedge'n mit; Beethoven konnte trotz ſeiner Wildheit auch nicht entgehen; nur Goethe blieb leider weg, auf den wir gehofft, und Gentz und Marwitz, die zu kommen verſprochen hatten. Die politiſchen Dinge wurden in der [illegible] Zerſtreuung nicht vergeſſen, ſondern im Gegentheil vielfach [illegible] und fortgeſetzt. In mir befeſtigte ſich der Gedanke, den Kriegsdienſt, der ſchon überall die Ausſicht brachte, mit den Franzoſen als Verbündeten gehen zu müſſen, bei ſolcher Gelegenheit zu verlaſſen, und mir wo möglich eine andere Laufbahn in Preußen zu eröffnen.

Gegen die Mitte des Septembers mußte Rahel nach Dresden, um Marwitz [illegible] erwarten, und kam nach Berlin zurück. Der Abschied brach mir das Herz, nur die gewisse Aussicht, elend zu einem baldigen Wiedersehen zu [illegible], gab mir den Muth, diese Trennung zu ertragen. —

In Prag erwarteten mich vielfache Arbeiten. Der Umgang mit Stein erneuerte sich, und beschränkte die [illegible] meiner Studien und Versuche. Allein ich hatte mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, und blieb von vielen Zufälligkeiten abhängig. Die litterarischen Unternehmungen verlegten sich in meine ersten Beschäftigungen. Ich hatte Beethoven einen Operntext versprochen, einen andern, den er schon bearbeitete, hatte ich umzudichten; äußerer Rücksichten wegen übersetzte ich den [illegible] von Racine in deutsche Jamben, und obgleich ich in acht Tagen damit fertig war, und mehr Gewinn davon zog, als von irgend einer andern litterarischen Arbeit, so reute mich doch die schöne Zeit, die ich besser anders hätte verwenden mögen. Zu Hormayr's Archiv, zu Fouqué's und Neumann's Musen gab ich litterarische Beiträge, die mich allerdings zwar nicht viel, doch immer einige Zeit kosteten. Eine kleine Sammlung von Liedern und Rahel's Briefen, welche, da sie [illegible] Goethe's betrafen, [illegible] nicht ohne dessen Erlaubniß drucken wollte, gab [illegible] in Weimar [illegible], [illegible] mir die erste [illegible] Veränderung mit Goethe verkehrte, dessen Weisheit und Dichtung einen erklärteren war, und mich nun mit dem erfüllt hatte. Den Anstrengungen der Geselligkeit, des Theaterbesuchs, der Spazierfahrten konnte ich nicht entgehen, und mußte mich damit schleppen, und diese Vergnügungen mancher andern Genüsse wegen zu leben.

Beethoven, der von Teplitz in Begleitung seines Freundes Oliva nach Wien zurückreiste, hielt sich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Absicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich seine ganz übermuthschimmernde, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren hatte, auch gefährliche Geselligkeit, gefährlich, indem sie das leichte Vertrauen herausforderte, ohne diesem doch Sicherheit zu gewähren. Ich machte Bekanntschaft mit der Gräfin von Pachta, der Jugendfreundin Rahel's, und mit dem Professor Meinert. Auch den berühmten Altmeister der slawischen Sprachforschung, Abbé Dobrowsky, lernte ich näher kennen. Dagegen hatte ich wenig Beruf, die böhmischen Großen in ihren Häusern aufzusuchen, weit behaglicher war es für mich in dem gastfreien Hause des Schauspieldirectors Liebich zu verkehren, wo außer der Blüthe der eigentlichen Theaterwelt, in welcher besonders die Damen, Auguste Brede und Julie Löwe, beide durch Schönheit und Talent und die erstere auch durch eine feinere Geistesbildung hervorragend, zu bemerken waren, auch die entgegengesetztesten Personen aus der höhern Gesellschaft sich einfanden, und wo überhaupt ein eben so vielfältiger als ungezwungener Ton herrschte.

Ich übergehe hier eine Menge von Erscheinungen, Mienen und Entwicklungen, welche zum Theil den reichsten Stoff romantischer Lebensbilder darbieten, und eile zunächst nur die Dinge flüchtig zu erwähnen, welche mit der Wendung der politischen Angelegenheiten in Zusammenhang stehen.

Der Winter war mir trotz aller Zerstreuungen doch größtentheils in Stille und Fleiß vergangen. Mit dem Frühjahr wurden die Aussichten zum Kriege zwischen Rußland und Frankreich immer deutlicher, und brachten alles in unruhige Bewegung. Die Uebungen früher Thätigkeit wurden vorgenommen; die Reitbahn, der Fechtboden, die von dem Grafen zu Pappenheim mit thätigster Beihülfe Pfuel's errichtete Schwimmanstalt, wurden fleißig besucht. Die größten Ansicht und Ueberlegungen über Einzelnes in den Gemüthern, welchen Antheil bei den bevorstehenden Ereignissen der Einzelne in den jetzigen Verhältnissen nehmen könne, welche wenn er nehmen dürfe! In Prag hatten sich die kühnsten Wünsche und Entwürfe zum Hasse gegen Napoleon zusammengedrängt. Der Kurfürst von Hessen-Kassel lebte dort als Privatmann, mit vielem Anhang und seinem größtentheils geretteten Schatze, voll Trotz und Vertrauen auf eine Umkehrung der Dinge, und stets bereit, zu einem ſolchen mit allen Kräften entgegenzuwirken. Von Stein iſt ſchon geſprochen. Karl von Noſtitz, Pfuel, und noch andre Norddeutſche, die ſich hier zuſammenfanden, waren nur zum Kriege gegen die Franzoſen in öſterreichiſchen Dienſt getreten, und keineswegs geneigt, nun an der Seite der bisherigen Feinde zu fechten. Franzöſiſche Emigrirte der beharrlichſten Art, und meiſt in öſterreichiſchem Kriegsdienſt, unter ihnen der Fürſt von Rohan, der Major von Trogoff, der Marquis von Favras, Sohn des im Anfange der Revolution hingerichteten Vertrauten Monſieur's nachherigen Königs Ludwigs des Achtzehnten, hatten hier ihren Aufenthalt; desgleichen ein Korſe, der Hauptmann Pozzo di Borgo, Neffe des berühmten Diplomaten und wie dieſer voll bittern Haſſes gegen den allgewaltigen Landsmann. Die Zahl ſolcher Geflüchteten mehrte ſich mit jedem Tage. Aus Sachſen traf der Major von Boſe ein, dann der Oberſt Rühle von Lilienſtern. Von Berlin nahm der bisherige Polizeipräſident Juſtus Gruner hieher ſeine Zuflucht; aus Hamburg kam als Flüchtling unter fremdem Namen der Buchhändler und Schriftſteller Bran, welchen der Marſchall Davouſt wegen Ueberſetzung und Bekanntmachung der ſpaniſchen Aktenſtücke des Cevallos wollte erſchießen laſſen; er dankte ſeine Rettung nur dem Umſtande, daß die Leipziger Polizei, kopfſchüttelnd über den unglaublichen Namen Bran, den das franzöſiſche

Verfolgungsſchreiben angab, ſich faſt einbildete, der Mann müſſe Grand heißen, und daher einen Mann dieſes Namens feſtnehmen ließ, wodurch der nun einzig richtige Grand gewarnt wurde, und eh' der Irrthum aufgeklärt war, nach Böhmen entwich.

Daß Preußen in ſeiner Lage nur mit Frankreich ſich verbünden könne, war längſt ausgemacht. Bald wußte man auch mit Sicherheit, daß eine öſterreichiſche Hülfsmacht mit den Franzoſen vereint ſein würde. Eine allgemeine Beſorgniß zeigte ſich, welche Regimenter dies Loos treffen würde, dem entgehen zu können als das größte Glück erſchien. Selbſt als man vernahm, der tapfere und hochverehrte Fürſt Karl von Schwarzenberg bringe den Umſtänden das Opfer, und werde den Oberbefehl über dieſe Truppen annehmen, ſah man weniger auf dieſes Beiſpiel, als auf das entgegengeſetzte des Generals von Wintzingerode, des Majors von Tettenborn, des Generals Grafen von Wallmoden, welche den Abſchied ſchon genommen hatten oder nehmen wollten, um in ruſſiſche Dienſte zu treten.

Mittlerweile hatte der franzöſiſche Kaiſer von allen Seiten ſeine und ſeiner Verbündeten Schaaren zuſammengezogen, und der ungeheure Heereszug wälzte ſich unaufhaltſam durch Preußen und Polen gegen Rußland hin. Napoleon ſelbſt kam mit ſeiner Gemahlin nach Dresden, wohin der Kaiſer und die Kaiſerin von

Oeſterreich, welche ſeit kurzem in Prag eingetroffen waren, ſich nun ebendahin verfügten. Während dieſer Zuſammenkunft, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, hatte Prag eine nicht geringe Bedeutung, als ein ſo naher Sammelort entgegengeſetzter Strebungen, als Beobachtungspoſten engliſcher und ruſſiſcher Agenten, und, bei ſolcher Nähe, gleich wohl nicht im Bereich der Macht und Willkür Napoleons. Dies letztere wurde in einem Vorgange, der unter unſern Augen geſchah, ſo auffallend als tröſtlich offenbar.

Durch die wachſenden Anſtalten zum ruſſiſchen Kriege, die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, der ſich ankündigte, war das Gemüth Stein's in heftige Bewegung geſetzt, die Ankunft und Gegenwart Gruner's, der öfters heimlich zu ihm kam, hatten ihn noch mehr aufgeregt, und wo und wann man ihn nun ſehen mochte, immer fand man ſeine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenſchaftlich. An ein ruhiges Geſpräch war nicht mehr zu denken. Von Arndt, der ſich nach Rußland geflüchtet hatte, war der zweite Theil ſeines Geiſtes der Zeit erſchienen, und Stein, wahrſcheinlich der Einzige in Prag, war im Beſitz der Druckbogen. Aus dieſen las er mit geſteigertem Ausdruck die heftigſten Stellen laut vor, doch ſelten brachte er eine ganze Seite zu Ende, ſo ſtark ergriffen ihn Zorn und Freude, und ſo heftig fühlte er den Drang, ſelber dazwiſchenzureden. „Seit Burke, rief er aus, iſt nichts von ſo ächter politiſcher Beredſamkeit erſchienen, von ſo eindringlicher Wahrheit!“ Dieſe Schreibart empfahl er mir zur Nachahmung: „Auf dieſem Weg, ſchrie er mich an, mögen Sie ſich verſuchen, thatſächliche Wahrheit, nicht metaphyſiſche Phraſen! Verſtehen Sie mich, Herr Metaphyſikus?“ Durch was ich dieſen Titel mir verdient haben mochte, weiß ich nicht, aber Stein bezeichnete mich noch in der Folge mehrmals ſo, und ich behielt davon lange Zeit eine Art Kriegsnamen, der freilich nicht eben kriegeriſch lautete. Doch meinte er es keineswegs übel mit mir. Er hielt mich unverbrüchlich der guten Sache zugethan, und ſprach Erwartungen aus, zu deren Erfüllung er mich nur ſtärker anſpornen wollte. Schließlich meinte er, in einer Zeit, wo ſo viele Hunderttauſende ſich einander die Hälſe zu brechen eben im Begriff wären, ſei es beſſer gar nicht zu ſchreiben, ſondern ſelber mit loszuſchlagen.

Während der Zuſammenkunft der beiden Kaiſer in Dresden war Stein doch beſorgt, die Franzoſen möchten ſeine Auslieferung fordern, oder die öſterreichiſche Behörde, vielleicht um jenes zu vermeiden, ihn den Augen des Feindes in größere Ferne entrücken wollen. Dieſe Beſorgniß mußte auf's höchſte ſteigen, als er unerwartet von Seiten des ruſſiſchen Kaiſers die Einladung empfing, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen, und dort eine bedeutende, zunächſt auch für die deutſchen Verhältniſſe wichtige Wirkſamkeit zu übernehmen. Stein war ohne viel Beſinnen ſogleich entſchloſſen, ſeine Familie ſollte in Prag bleiben, er ſelbſt machte ſich reiſefertig; aber die Sache hatte nicht ganz geheim bleiben können, und einige Tage gingen jedenfalls noch in unerläßlichen Anordnungen hin. Aengſtlich blickten wir während dieſer Tage nach Dresden hin, jeder Augenblick brachte Gefahr, das Vorhaben Stein's konnte angezeigt werden, der Befehl ihn zu verhaften ſeiner Abreiſe zuvorkommen. Einmal in der Gewalt des Feindes, war ſein Leben ſchwerlich zu retten. Stein ſelbſt beſtand dieſe Kriſis mit voller Kenntniß der Gefahr, doch in unerſchütterter Seelenſtärke. Dabei verhehlte er ſich nicht, welch zweifelhaften Schickſalen er entgegenging. Wurden die Ruſſen überwunden, ſo war er für immer auch der letzten Zuflucht, die ihm in Deutſchland noch geblieben war, beraubt, für immer von den heimathlichen Verhältniſſen, Beſitzungen, Hülfsmitteln, ja ſogar von ſeiner Familie getrennt, und ſelbſt Rußland vielleicht gewährte keine Freiſtätte mehr für ihn. Doch nichts änderte ſeinen Entſchluß. „Wundern Sie ſich nicht, — ſagte er zu einem Bekannten, der im Vertrauen war, — daß ich auf gut Glück, wie ein junger Menſch, eine neue ungewiſſe Bahn antrete! Wer ſein Vaterland verloren hat, der iſt nothwendig ein Abendtheurer. Ich habe keine Wahl; ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt ſuchen!“ Um die Mitte des Mai reiſte er ab. Als wir nach einiger Zeit hörten, er ſei durch Mähren und Galizien glücklich nach Rußland gelangt, athmeten wir auf, denn noch immer hatten wir gefürchtet, noch unterweges möchte ein Unglück ihn anhalten. Seine Abreiſe machte einen ungeheuern Eindruck; daß man in Rußland an ihn gedacht hatte, gab einen hohen Begriff von der dortigen Einſicht und Umfaſſung, man ſah in der ruſſiſchen Sache nun auch die deutſche, ſie war in Stein gleichſam anerkannt und einverleibt.

Die öſterreichiſchen Behörden hatten die Sache ruhig geſchehen laſſen; als in Dresden das Geſchehene ruchtbar wurde, ließ der franzöſiſche Kaiſer mehr Verwunderung als Verdruß darüber aus, und that verächtlich, als ſei im Grunde nichts daran gelegen. Ein großer und verhängnißvoller Irrthum, der ſchwer zu büßen war! Stein's Anweſenheit in St. Petersburg war ein außerordentliches Gewicht auf der ruſſiſchen Seite; ſein Anſehn und Einfluß wirkten auf die Beſchlüſſe des Kaiſers, auf die Stimmung der höchſten Kreiſe, und überhaupt auf die Maßregeln und Anſtalten des Krieges mit unwiderſtehlicher Gewalt. In den ſchlimmſten Augenblicken, als die Franzoſen in Moskau eingezogen waren, wankte ſein Muth und ſeine Stärke nicht. Sein beredter Haß fachte zum Widerſtande, zur Ausdauer an. Unter den Mächten, durch welche Napoleon geſtürzt worden, wird Stein immer in erſter Reihe zu nennen ſein. —

Inzwiſchen erreichte die Zuſammenkunft in Dresden ihr Ende, Napoleon eilte ſeinem ſchon an die Grenzen Rußlands vorgerücktem Heere nach, und der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich nebſt der Kaiſerin der Franzoſen kamen nach Prag, wo zu Ehren der geliebten Herrſcher und des fremden hohen Gaſtes alles ein feſtliches Anſehen gewann, und der Krieg und alle politiſche Sorge und Befangenheit eine Zeit lang vergeſſen ſchien. Der Graf von Metternich ſtrahlte in allen Vorzügen ſeiner Perſönlichkeit, und während er mit hellem Blicke die großen Möglichkeiten, die ſich für ganz Europa nunmehr aufſchlöſſen, erfaßte und erwog, die Verbindungsfäden ſorgſam in der Hand hielt und zurecht legte, ſchien er nur mit heitern und angenehmen Dingen beſchäftigt, nur bedacht, die Vorkommenheiten des Tages mit Würde und Anmuth gelaſſen abzuthun. Ich hatte das Glück, ihn faſt jeden Tag zu ſehen, und nie werd' ich beſonders die herrlichen Abende bei ihm auf dem Hradſchin im Pallaſte des Fürſten von Lobkowitz vergeſſen, wo eine kleine Geſellſchaft in völliger Unbefangenheit und Gleichheit, die ſelbſt durch die Gegenwart des Großherzogs von Würzburg kaum geſtört wurde, ſich bis in ſpäte Nacht der anmuthigſten Unterhaltung erfreute, und geiſtreiches Geſpräch mit vortrefflicher Muſik abwechſelte. Der Kapellmeiſter Pär, zum Gefolge der Kaiſerin Marie Louiſe gehörig, ſetzte ſich zum Fortepiano und phantaſirte; mit ihm wetteiferte der Freiherr von Kruft, aus der öſterreichiſchen Staatskanzlei, der gleichfalls ein Meiſter war; bisweilen ſpielten ſie beide zugleich, und ſuchten durch zwiefaches Improviſiren ein Ganzes hervorzubringen, eine geniale Uebung, wobei ſie einander die Gedanken an den Augen abſahen, aus erſten Andeutungen ganze Richtungen errathen mußten, und durch Begegnen, Meiden, Einlenken, Wiederfinden, Loslaſſen und Zuſammenſtimmen, eine geſpannte Theilnahme und oft die außerordentlichſte Wirkung hervorbrachten.

Die Theilnahme an ſolchen Vergnügungen hemmte jedoch den Fortgang der Entwürfe nicht, zu denen die Zeitumſtände immer dringender aufriefen. Ich war entſchloſſen, den öſterreichiſchen Dienſt zu verlaſſen, von Pfuel und Williſen wußte ich daſſelbe, und wenn meine Lage und Verhältniſſe mir den Weg nach Rußland für jetzt verſperrten, ſo war auch Norddeutſchland ein weites Feld, auf welchem, in möglichen Fällen, mancherlei zu unternehmen ſein konnte. Hierin beſtärkte mich Gruner, der nach Stein's Abreiſe etwas thätiger hervortrat, aber nun auch ſchon mehr Aufmerkſamkeit weckte, und ſich beobachtet und gefährdet wußte. Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen, und als Leiter der hohen Polizei im Beſitz großer Mittel und Kundſchaften geweſen. Die gefährlichſten franzöſiſchen Späher waren in ſeine Schlingen gerathen und ſpurlos verſchwunden; ſeine Liſt wie ſeine Verwegenheit brachten den Franzoſen großen Schaden, aber, dieſe erkannten ihn längſt für ihren Feind, und als, in Folge des Anſchluſſes von Preußen an Frankreich, franzöſiſche Truppen auf Berlin marſchirten, durfte er deren Eintreffen nicht abwarten, legte ſein Amt nieder und entwich nach Böhmen. Er ſtand mit den ruſſiſchen Behörden in thätigem Vernehmen, und hielt in ganz Deutſchland ſeine gleichgeſinnten Verbündeten rege. Sein großer, klug angelegter und bei ſeinen Hülfsmitteln gar nicht unausführbarer Plan war, im Rücken der franzöſiſchen Heere, ſobald dieſe weit genug in Rußland vorgedrungen wären, überall ihre Kriegsvorräthe in Brand zu ſtecken, jede Nachfuhr zu hemmen, beſonders aber die Pulverwagen auffliegen zu laſſen. Daß er in Prag ungeſtört bleiben durfte, die gelungene Ueberkunft Stein's, und die günſtige Stimmung, die er überall antraf, machten ihn aber allzu ſicher, er prüfte nicht genug, wem er ſein Vertrauen ſchenken dürfe, und beſonders unvorſichtig war ſein Briefwechſel. Das Beiſpiel Stein's hätte ihn warnen ſollen, allein er ging in Leichtſinn nur weiter. Er hielt ſeine Briefe noch für ganz ſicher und ihre Geheimſchrift für unentdeckt, als ſchon längſt fremde Augen ſie durchliefen, den Inhalt erforſchten, und den ganzen Zuſammenhang einſahen. Vergeblich wurde er gewarnt, er glaubte ſeinen Beobachtern überlegen zu ſein, und ihnen, wie er ſich ausdrückte, eine Naſe gedreht zu haben. Eine Unterredung mit dem Grafen von Metternich, mehrere vertrauliche Beſprechungen mit dem General Freiherrn von Koller, anſtatt ihn zur Beſonnenheit zurückzurufen, regten nur ſeinen Uebermuth an. Die öſterreichiſche Regierung ſah den Zeitpunkt kommen, wo ſie ihn nicht mehr würde ſchützen können; die franzöſiſchen Behörden in Berlin, in Hamburg, hatten gegen ihn die ſchärfſten Angaben in Händen, jeden Augenblick mußte man erwarten, ſeine Auslieferung begehrt zu ſehen, und mit ſo triftigen Gründen und gebieteriſchem Drange, daß man nicht würde widerſtehen können. Um ihn zu retten und größeres Unglück zu verhüten, kam man den Franzoſen zuvor, Gruner wurde unerwartet von öſterreichiſcher Seite verhaftet und als Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt; ſeine Papiere und Gelder entgingen auf dieſe Weiſe den Franzoſen ebenfalls. Er ſelber hat in der Folge dies Begegniß als eine Wohlthat anerkennen müſſen, behielt aber doch eine bittre Erinnerung dabei, welche der erſte Eindruck in ihm hinterlaſſen hatte.

Uns Andern, die wir gleich ihm des Schlüſſels noch entbehrten, verurſachte dies Verfahren große Betroffenheit und Sorge. Wir hielten unſre Abſichten mehr verſchwiegen, und ſuchten jeder ſeinen Weg für ſich allein. Der Graf von Metternich kannte meine Wünſche, in Preußen angeſtellt zu werden, und wiewohl er verbindlichſt äußerte, mich lieber in Oeſterreich behalten zu wollen, bot er mir doch von freien Stücken ſeine wirkſamſte Empfehlung bei dem preußiſchen Staatskanzler an. Auch empfing ich dieſe von ihm, noch bevor er Prag verließ, wo er auch nach der Abreiſe des Hofes noch einige Zeit verblieben war. Seltſam genug hatte ich auch ſchon von Gruner ein ſolches Empfehlungsſchreiben an Hardenberg, und ein drittes ſollte mir auf die günſtigſte Weiſe durch Wilhelm von Humboldt zu Theil werden. Dieſen nämlich hatte ein höchſt erfreuliches und erwünſchtes Ereigniß, die Ankunft des Königs von Preußen in Prag, von Wien hieher gerufen, und daſſelbe rückte mich plötzlich allen preußiſchen Verhältniſſen näher, als es Briefe und Empfehlungen vermocht hätten. Mein Oberſt erhielt den angenehmen Auftrag, den König bei Beſichtigung der Stadt und Umgegend zu begleiten. Williſen, der vor kurzem von Wien angekommen war, und bei mir wohnte, war hiebei mitthätig, und als das Schlachtfeld, wo Schwerin gefallen war, beritten wurde, zeigte er ſo klare Kenntniß und ſichern Ueberblick, daß ihm die größten Lobeserhebungen zu Theil wurden. Ich vernahm für mich gnädige Aeußerungen, die meinen Wünſchen die beſte Hoffnung gewährten.

Nachdem der König zum Gebrauch des Bades nach Töplitz abgegangen war, gedachten Williſen und ich nun auch ernſtlich unſrer Abreiſe nach Berlin. Dabei ſtieg indeß nunmehr manches Bedenken auf, an welches früher nicht gedacht worden war. Die Franzoſen und ihre dienſtbaren Helfer, deren es damals unter den Deutſchen leider viele gab, waren endlich auf die Perſonen und Betreibungen, welche von Prag ausgingen, aufmerkſam geworden, beſonders beunruhigte ſie der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, der alles zu unterſtützen bereit ſchien, was im nördlichen Deutſchland gegen die Franzoſen unternommen werden mochte. Die franzöſiſche Heeresmacht verlor ſich in immer größere Ferne, im Rücken lagen große Landſtriche faſt entblößt, der Einbruch einer kleinen feindlichen Schaar konnte die größte Verwirrung anrichten. Man hatte die kühnen Züge Schill's, des Herzogs von Braunſchweig-Oels, den Streifzug des Lieutenants von Katt, den Aufruhrverſuch des weſtphäliſchen Oberſten von Dörnberg, noch in gutem Andenken. Unter dieſen Umſtänden wurden die franzöſiſchen Geſandtſchaften, die Polizei- und Kriegsbeamten, zu größter Wachſamkeit und Strenge angewieſen; der Mittelpunkt aber aller polizeilichen Aufſicht für das ganze nördliche Deutſchland war der Graf d'Aubignosc in Hamburg, mit welchem die Behörden in Dresden und Berlin fleißige Verbindung unterhielten. Pfuel hatte ſich zuerſt aufgemacht und Prag verlaſſen. Sein Ziel war Rußland, aber der Weg, den Stein noch hatte nehmen können, war jetzt verſchloſſen, und ihm blieb nur der größere Umweg über Dänemark und Schweden. Ernſt und ſchweigſam, hatte er ſein Vorhaben nicht unnöthig mitgetheilt, und ſuchte daſſelbe mit größter Klugheit auszuführen. Aber ſchon war er jenen Behörden verkundſchaftet. Durch kluge Liſt entkam er in Hamburg den Nachſtellungen des Grafen d'Aubignosc, der ihn aber um ſo ſicherer in Kopenhagen zu fangen meinte, und deßhalb einen Befehl dorthin ergehen ließ. Pfuel traf zwar früher als dieſer dort ein, aber die Weiterreiſe war ohne neue Paßunterſchrift unmöglich, und dieſe zu erlangen, bedurfte es der wenigen Stunden, die er als Vorſprung über ſeinen Verfolger gewonnen hatte. Die köſtliche Zeit verſtrich, und ſchon war er entſchloſſen, das Wageſtück zu unternehmen, ſich in den Sund zu werfen und ſo die ſchwediſche Küſte ſchwimmend zu erreichen, als ſein Freund, der öſterreichiſche Geſandte von Buol, den er mitten in der Nacht aufſtörte, noch im letzten Augenblick Mittel fand, ihm die Paßunterſchrift vor Tagesanbruch zu verſchaffen, worauf er ſich bei Helſingör einſchiffte, und ſchon mit gutem Winde die Wogen durchſchnitt, als der nacheilende Verhaftbefehl ankam. Dieſer Vorgang, welcher uns in der Hauptſache ſogleich bekannt wurde, gab uns viel zu denken, beſonders weil wir befürchten mußten, daß derſelbe Verrath, der ihn betroffen, auch uns nicht verſchonen werde. Dieſer Verrath, falls eine ſpätere Vermuthung ſich beſtätigt ſände, wäre den begleitenden Umſtänden nach einer der ſchändlichſten, die je verübt worden, und ich unterlaſſe daher, einen ſo argen Verdacht näher anzudeuten. Jedoch reiſten wir nach der Mitte des Auguſt endlich getroſt ab.

In Töplitz, wo wir uns dem König von Preußen auf's neue vorſtellten, und deßhalb ein paar Tage verweilten, widerfuhr mir eines der wunderbarſten und wichtigſten Begegniſſe. Ich empfing eine beſtimmte und ausführliche Warnung, meine Reiſe nicht fortzuſetzen, der franzöſiſche Geſandte Graf von Saint-Marſan in Berlin ſei angewieſen, Pfuel's, meine und meines Reiſegefährten Ankunft ſogleich nach Hamburg an d'Aubignosc zu melden, uns auch in keinem Falle weiter reiſen, ſondern verhaften zu laſſen; wir ſeien ſämmtlich beſchuldigt, Aufſtände gegen die Franzoſen anſtiften zu wollen, Pfuel ſei zwar glücklich entkommen, deſto ſchärfer aber werde man nun mit uns verfahren. Dies alles hatte der Graf von Saint-Marſan ſelbſt verſichert! Aus welcher Quelle jedoch mir dieſe Mittheilung kam, ziemt mir noch zu verſchweigen, obwohl die menſchenfreundlichſte Abſicht, mit Gefahr eigner Bloßſtellung ausgeführt, mich zur treueſten Dankbarkeit verpflichtet hat, für welche der lauteſte Ausdruck eine Befriedigung wäre! — Wir kämpften eine Zeit lang, und überlegten Gefahr und Gewinn; da jedoch unſre nächſten Zwecke wirklich harmlos waren und nicht über Berlin hinausgingen, keinerlei Beweis gegen uns möglich ſein konnte, und ſelbſt unſre Eigenſchaft als öſterreichiſche Offiziere uns ſchätzen mußte — wir hatten klüglich nur Urlaub genommen, und gedachten den Abſchied nach Umſtänden einzureichen, — ſo ließen wir uns nicht abſchrecken, ſondern ſetzten unſre Reiſe fort, und gelangten auch ungehindert nach Berlin.

Die preußiſche Hauptſtadt war von franzöſiſchen Truppen beſetzt, und wir meldeten uns herkömmlich bei dem Marſchall Augereau und bei dem Kommandanten General Durutte, gleicherweiſe bei der preußiſchen Behörde. Ungeachtet des guten Anſcheins, mit dem wir aufgenommen wurden, bemerkten wir bald, daß man uns beobachtete, welches wir uns indeß nicht beſonders anfechten ließen. Nach einigen Wochen wollte Williſen ſeine Eltern bei Magdeburg beſuchen, hatte aber kaum das weſtphäliſche Gebiet betreten, als er verhaftet und auf das Kaſtell nach Kaſſel abgeführt wurde. Nur dies erfuhr man über ihn, und weiter nichts. Durch dieſen Vorfall wurde natürlich auch meine Lage geſpannter und bedenklicher, ich durfte nicht wagen, den Umkreis der Stadt zu überſchreiten. Von den Kämpfen und Mißgeſchicken, die ich hier zu beſtehen hatte, den Hoffnungen und Ausſichten, die ſich abwechſelnd erhellten und verdunkelten, werd' ich vielleicht künftig eine Schilderung verſuchen, die durch das Eigne einer ſolchen Uebergangszeit wohl anziehend werden könnte. Ich erwähne hier nur, daß ich an dem Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten Grafen Stephan von Zichy den ſchärfſten Anhalt fand, bei dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg die günſtigſte Aufnahme genoß, ja ſogar von dem Grafen von Saint-Marſan durch Einladungen ausgezeichnet wurde. Doch ungeachtet alles guten Anſcheins blieb ich in der ſchwierigſten und bedenklichſten Lage, gehemmt bei jedem Schritt, in jeder Thätigkeit. Obgleich in glanzvoller Geſelligkeit, verlebte ich einen traurigen Winter. Mein Troſt war Rahel, in deren Nähe zu ſein mir alle Widrigkeiten überwog. Ein andrer Troſt erſchien, und bildete ſich zu immer beſſeren Hoffnungen aus, als der Brand von Moskau kund wurde, die Siegsbriefe der Franzoſen verſtummten, die Nachricht von ihrem Rückzug und Verderben erſcholl, und dieſes endlich vor Augen erſchien in den jammervollen Trümmern des großen Heers. Die Ruſſen rückten ſiegreich heran, überſchritten die Oder und ſtanden ſchnell vor Berlin, wo der Oberſt von Tettenborn mit ſeinen Koſaken im erſten Anlaufe den Feind einige Stunden durch die Straßen jagte, nach wenigen Tagen aber die verſtärkten ruſſiſchen Truppen entſchieden einrückten.

Aus peinlichem Zwang aufathmend, im vollen Gefühl der Freiheit und neuen Lebens eilte ich zu Tettenborn. Ich fand hier Pfuel als Major vom Generalſtabe angeſtellt. Wir Alle freuten uns des Wiederſehens. Mein Verhältniß war ſchnell entſchieden, Tettenborn nahm mich ſogleich als Hauptmann für den ruſſiſchen Dienſt in Anſpruch, und vertraute mir ſeine auf Hamburg gerichtete Unternehmung. Ich war zu allem bereit, aber ich war auch ſchon in preußiſchen Kriegsdienſt berufen, und hatte zunächſt Depeſchen der preußiſchen Behörde als Kurier nach Breslau zu überbringen, wo der König, der Staatskanzler und die übrigen Häupter der Geſchäftsführung ſich ſchon ſeit einiger Zeit aufhielten. Da die Sache der Ruſſen und Preußen hier ſchon für ein- und dieſelbe erklärt war, ſo hatte mein Anliegen keine Schwierigkeit. Breslau war zum Kriegsheerd geworden, alles ſtrömte von Eifer, Waffen und Kampf war das allgemeine Verlangen. Auch von dieſen Tagen wird künftig noch einiges Nähere zu berichten ſein. Ich ſah auch Stein hier wieder, zwar auf dem Krankenbette, aber noch Geiſt noch in voller Kraft!

Ich eilte nach Berlin zurück und von da nach Hamburg, welches Tettenborn mittlerweile ſchon glücklich erreicht und beſetzt hatte. Bevor ich nun zur Schilderung der Kriegsereigniſſe übergehe, denen ich in den Jahren 1813 und 1814 beigewohnt, möge mir erlaubt ſein, von dem tapfern Anführer, dem ich das Glück gehabt als einer ſeiner Adjutanten anzugehören, etwas ausführlicher zu reden, und deſſen frühere Lebensverhältniſſe und Thaten flüchtig hier einzuſchalten.

Tettenborn.

Das Leben der Kriegsmänner hat den eigenen Reiz, daß neben dem Talente hier hauptſächlich der Karakter wirkt, der ſo frei und ſchnell eingreifend hervortritt, als im Aufruf aller Kräfte des innern und äußern Menſchen, im Kriege; nirgends erſcheint entſchiedener der Vorzug einer feſtentſchloſſenen und ſchnellfertigen Perſönlichkeit, von der zuletzt doch faſt alles in den Ereigniſſen des Lebens abhängt, indem ſogar das, was man Glück zu nennen pflegt, meiſt nur der Inbegriff der Wirkungen iſt, die aus dem dunkeln Zuſammenhange der Eigenſchaften aufſteigen. Ein Beiſpiel ſolcher Betrachtung bietet auch der Lebenslauf des tapfern Generals, von dem wir jetzt und hiernächſt zu reden haben, und der unter den Befehlshabern in den denkwürdigen Kriegen der Jahre 1813 und 1814 als einer der eigenthümlichſten und bedeutendſten anzuerkennen iſt.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 geboren. Sein Vater war früher dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte gefolgt, wo der Name Tettenborn ſchon aus älterer Zeit in gutem Andenken ſtand, hatte dann dieſe Laufbahn verlaſſen und als Markgräflich badiſcher Jägermeiſter in der Grafſchaft Sponheim eine ſeinen Wünſchen gemäße Anſtellung erhalten. Als in der Folge Napoleon mit gewaltſamer Willkür die Forderung durchſetzte, alle in dem Umfange ſeiner Herrſchaft auch von deutſchen Gebornen dürften nur ihm dienen, wurde ſtatt dieſes Geburtsorts ein anderer vorgeſchoben, nämlich das Stammgut Tettenborn in der Grafſchaft Hohenſtein, und dieſe Angabe pflanzte ſich urkundlich fort, nachdem ihr Zweck längſt aufgehört hatte. Nur bis in ſein ſechſtes Jahr blieb der junge Tettenborn auf dem linken Rheinufer und kam dann nach Raſtatt, wohin ſein Vater als Oberjägermeiſter war berufen worden. Er empfing im väterlichen Hauſe ſorgfältigen und nach damaliger Weiſe gründlichen Unterricht, der ſogar zu gelehrter Bildung führen ſollte, wiewohl bald ſichtbar wurde, daß dies nicht die Richtung ſei, zu welcher die urſprünglichen guten Anlagen ſich neigten. Aber auch in den ſpäteren, bei gewähltem Ziele, unter ganz veränderten Lebensumſtänden, bewährte ſich die Wirkung dieſes erſten Unterrichts als guter Gewinn. Daſſelbe gilt von dem Einfluß frommen Gemüths und Beiſpiels, welche durch die Mutter auf den Knaben wirkten; ſie war eine geborne Gräfin von Ey, eigentlich Eyben, einem Geſchlechte im ſüdlichen Land. Günſtig war dem Jugendleben auch das Thun und Treiben des Vaters, dem das betrübte Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, wo dann die Gelegenheit und Aufforderung ſich ununterbrochen darbot, in freier Natur zu verweilen und umherzuſchweifen.

In ſeinem dreizehnten Jahre, als er groß und wohlgebildet herangewachſen war, wurde der Knabe an den kurfürſtlichen Hof nach Mainz geſchickt, und daſelbſt unter die Pagen des Kurfürſten aufgenommen. Noch lebt in mancher Erinnerung die Pracht, Heiterkeit und geſellſchaftliche Bewegung, welche damals den Mainzer Hof auszeichneten und die Stadt erfüllten; in ſeiner Sorgloſigkeit lebte man den täglich wechſelnden Vergnügungen, angeführt von dem Geiſte der Bildung und des Widerſpruchs, der gegen die alten kirchlichen Ideen allgemein erwacht war, der aber gleichſam als ein neuer Reiz der Unterhaltung eingeflochten wurde. Auch die drohende Nachbarſchaft der erſten und weiter ſchreitenden franzöſiſchen Revolution, und der ſchon ausgebrochene Krieg machten auf die leichtſinnige Vergnügluſt wenig Eindruck, als plötzlich um die Herbſtzeit im Jahre 1792 die unerwartete Annäherung der Franzoſen alles aus dem Taumel aufſchreckte. Mit dem Erſcheinen des Generals Cuſtine flüchtete der Kurfürſt mit ſeinen Getreuen und ſeinen Günſtlingen eilig nach Aſchaffenburg, der üppige Hof löſte ſich auseinander, und bis sich glücklicherweiſe ein wieder zuſammengelaufenen [illegible] ſich auch die franzöſiſchen Truppen in Mainz einzogen, und ſchon wenige Tage darauf in das elterliche Haus nach [illegible] zurück.

Die Wendung der Ereigniſſe ſchien auf noch länger die bisherigen Verhältniſſe zu verwirren, auf deren Fortbildung zu wachen dem Vater obliegen ſchien; und um den Sohn ſeine Zeit gleich wieder zweckmäßig verwenden zu laſſen, ſandte er ihn ſchon im nächſten Jahre nach Aſchaffenburg, um ſich unter der Leitung des berühmten [illegible] [illegible] den Rechtswiſſenſchaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange, ſondern bezog noch im nämlichen Jahre die Univerſität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald wieder mit Jena vertauſchen mußte. Von hier rief ihn unerwartet die Nachricht nach Hauſe, daß ſein Vater erkrankt ſei, den er auch nicht mehr am Leben fand. Seine unbezwingliche Neigung zum Kriegsſtande, früher nur mühſam unterdrückt aus Rückſicht für den Vater, der in ſeinem angeſehenen und einträglichen Amte den Sohn zum Nachfolger zu haben wünſchte, brach nun, da kein Einſpruch mehr ihn hinderte, hervor, nachdem auch ſeine Mutter ſchon früher verſtorben war, mit aller Heftigkeit aus; er verließ die angefangenen Studien, und trat gleich im Jahre 1799 als Cadet bei dem Joſeph Kinsky'ſchen, ſpäteren [illegible]'ſchen, Chevauxlegersregiment in das öſterreichiſche Heer.

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] erhalten, und hätte, [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible], von dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], er [illegible], [illegible] [illegible] ganz [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] von ſo [illegible], als er [illegible] mehr im [illegible] war. [illegible] [illegible] zu [illegible], er [illegible], daß er von der ganzen [illegible] nicht das [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible], und [illegible] das [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] hätte!

Im Jahre [illegible] rüſtete ſich Oeſterreich auch zum neuen Kriege gegen die Franzoſen, und ſie [illegible] durch [illegible] [illegible] ihre Hoffnungen [illegible] [illegible]. [illegible] war mit einem Theile des [illegible] [illegible] [illegible] Regiments, die [illegible] er [illegible], in Ulm [illegible], während der andere Theil unter dem [illegible] ſich nach [illegible] [illegible] hatte. [illegible] [illegible] und [illegible], die ihm [illegible] wurden, [illegible], er zu [illegible] [illegible] [illegible]. Als aber der [illegible] [illegible], General von Mack, in [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in Ulm [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ſich [illegible] in die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ein Theil des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Der Erzherzog Ferdinand [illegible] den [illegible] [illegible], und [illegible] durchzuschlagen und nach Böhmen zu entkommen. Vandamme [illegible] nach Böhmen [illegible] in Böhmen eingedrungen hatte. Vandamme [illegible] nicht, an einem Orte [illegible]

Nach erfolgtem Frieden wurde [illegible]

Mit neuem Muthe und neuen Kräften kehrte er wieder zu den Beſchäftigungen des Friedensſtandes und in den [illegible] der [illegible] [illegible] und Wien [illegible], wo er in den [illegible] Kreisen mit immer [illegible] [illegible] wurde. Im Jahre 1808 [illegible] ihm der Antrag, den Fürsten von Schwarzenberg, der als österreichischer Botschafter nach St. Petersburg ging, als [illegible] und [illegible] zu begleiten. [illegible] [illegible] hier eine neue Laufbahn eröffnet, die [illegible] wirklich [illegible] war, und die ihm [illegible] [illegible] [illegible]; er willigte ein, [illegible] auch [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], folgte dem Fürsten, der schon voraus war, in [illegible] ein, und kam mit ihm gegen Ende des Jahres in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politischen Verhältnisse mit sehr [illegible] [illegible] [illegible], und kostete große Kraft des [illegible], wenn dem Fürsten von Schwarzenberg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu haben, und [illegible] [illegible] Ende der [illegible] noch zu [illegible] war, so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] [illegible]. Als im Mai 1809 die Nachricht von dem Ausbruche des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich in St. Petersburg eingetroffen war, wurde [illegible] von dem Fürsten mit wichtigen Aufträgen als Courier zu dem Hauptquartier gesandt, welches nach dem [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] Sieg bei Aspern erkämpft hatte, auf einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegensah. Diese erfolgte nach mehreren Wochen, die Schlacht von Deutsch-Wagram. Wir haben schon anderwärts erwähnt, daß Tettenborn für seine Tapferkeit und Auszeichnung in dieser Schlacht durch den Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, sein Name in dem amtlichen Berichte ehrenvoll genannt, und ihm die Deckung des Rückzuges, den die Oesterreicher in bester Ordnung gegen Znaym nahmen, übertragen wurde. Nach wenigen Tagen wurde bei diesem Orte schon wieder eine zweitägige Schlacht geliefert, welche aber durch den inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Auch in dieser Schlacht leistete Tettenborn die ausgezeichnetsten Hülfsdienste sowohl dem Erzherzoge Karl als auch dem General Grafen von Bellegarde, welcher den linken Flügel der Oesterreicher befehligte, zu dem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenstillstandes wurde Tettenborn von dem Erzherzoge, der großes Vertrauen in seine persönlichen Gaben setzte, wiederholt an den Fürsten von Neufchatel und an Napoleon selbst, wodurch der Zutritt zu vortheilhaften Bedingungen sehr gefördert wurde.

Nach dem Wiener Frieden ging der Fürst von Schwarzenberg als österreichischer Botschafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denselben in gleicher Eigenschaft wie früher nach St. Petersburg. In unserem

Ferner ist nicht leicht eine Botschaft von höherem Range, bald weiser Zurückhaltung und bedeutendem Ansehn, und zugleich von so ruhiger Würde und großartiger Einfachheit geführt worden. Die Preußischen hatten in dem Schwarzenbergischen Hause einen sichern Anhalt, die vornämlich Zusammenhielte, während zugleich das ausgezeichnete Preußische über den Preis von allen [illegible] gleichen und fremden Häusern behaupteten. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth sich Talleyrand in diesen Verhältnissen bewegte, kann schon aus dem bisher Mitgetheilten ersehen werden; er war in dem vollsten Vertrauen des Fürsten, und wurde zu den innersten Geschäften zugezogen, außerdem aber lag ihm ein großer Theil der äußern Darstellung und des mannigfaltigen geselligen Herkommens ob, zu welchem diese großen Verhältnisse unausbleiblich Anlaß geben. Mit Gewandtheit löste er die schwierige Aufgabe des fortgesetzten Umgangs mit den Franzosen; er hatte [illegible] das beste Vernehmen mit den Gliedern des Hauses, den ausgezeichnetsten Frauen und vielen Gesellschaften, ohne daß er jemals im Schwarzenbergischen seine Zuflucht genommen, oder die feindlichen Gesinnungen, die sie hegten, durch Verläugnung beleidigt hätte. Den Fürsten durch heftige Zudringlichkeit Achtung und Ehre einzuflößen, wie die einzige Art mit ihnen fertig zu werden. Sie verstanden einigermaßen, die schwierige Gefälligkeit zu bewegen, doch sie durch nicht gelingen wollte.

wie Manche zu ihrem Schaden erfahren mußten, ſo beſtrebten ſie ſich nun um ſo mehr, dieſelbe anzuſchwärzen. Napoleon ſelbſt, der gegen Tettenborn immer Abneigung empfand, und dies wenig verhehlte, ließ ihn am Ende gelten.

In dieſe Zeit fällt das durch ſeinen Ausgang unglücklich berühmte Feſt des Fürſten von Schwarzenberg, wo mehrere der angeſehenſten Perſonen verbrannten, und viele durch die Flammen ſchwer beſchädigt wurden. In der erſten Beſtürzung konnte manchem der Anweſenden wohl der Gedanke von Verrath aufſteigen; ein franzöſiſcher General, von ſolchem Argwohn ergriffen, wandte ſich heftig an Tettenborn mit einer ungeziemenden Frage; doch dieſer, empört durch den Verdacht und erfüllt vom Drange des Augenblicks, faßte ſtatt aller Antwort den dreiſten Frager an bei den Schultern, und ſchleuderte mit grimmiger Kraft ihn rücklings zu Boden. Napoleon, Zeuge des Urſprungs und der Ausbreitung des Feuers, war von jedem Mißtrauen entfernt, und glaubte vielmehr die Aufopferung und Beihülfe, welche mehrere Mitglieder der Botſchaft bei dieſer Gelegenheit auch für ſeine und der Kaiſerin Sicherheit bewieſen hatten, beſonders belohnen zu müſſen. So empfing denn auch Tettenborn den Orden der Ehrenlegion.

Napoleon's perſönliche Stimmung aber wurde damit nicht günſtiger. Im Gegentheil ging er immer darauf aus, auch an Zettelsdorn, wie an ſo viele Andere, die ihm nicht gefielen, unangenehme und verwirrende Fragen zu richten, die ihm aber auch öfters unangenehm erwiedert wurden, und dies im Augenblicke meiſt ungeahndet, weil Napoleon wohl ſchneidende Worte, aber nicht den Witz zurückſchlagende hörte. Als er den Befehl gegeben hatte, daß an ſeinem Hofe auch die Militärperſonen, welche bisher in ihren dienſtmäßigen Uniformen erſchienen waren, nur in franzöſiſcher Hofkleidung erſcheinen durften, und dies auch die fremden Geſandtſchaften traf, welche Zettelsdorn, der von dem Regimente Klenau zu den Huſaren von [illegible] verſetzt worden war, mit der Uniform doch nicht zugleich den unentbehrlichen Schnurrbart ablegte, und erſchien mit dieſem in der nun vorgeſchriebenen Hofkleidung; Napoleon ärgerte ſich darüber, und redete ihn hierauf mit den Worten an: „Ein Schnurrbart iſt doch wohl lächerlich bei dieſem Rock!“ worauf Zettelsdorn raſch und trotzig erwiderte: „Vielmehr dieſer Rock bei einem Schnurrbart!“ Eine Antwort, die doch nicht [illegible] einem jedermann ſo bekannten [illegible] kam [illegible]! —

Zettelsdorn reiſte einigemal bei wichtigen Anläſſen von Paris nach Wien. Niemals aber wurde dieſe Reiſe ſchneller ausgeführt, als da er die Nachricht von der Niederkunft der Kaiſerin Marie Louiſe zu überbringen hatte, und die hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg beinahe zurücklegte, und dann zu Pfergen in ſolcher Eile weiter, daß er die ganze Reiſe binnen vier Tagen und zehn Stunden vollendete. Man ſprach allgemein von dieſem Reiterſtück, und gedachte dabei ähnlicher, die dem Herzoge von Alba und Karl dem Zwölften von Schweden nachgerühmt werden.

Doch die Zeit nahte ſchon, in welcher ſolchen Kräften und Anſtrengungen das ernſtere Kriegsfeld ſich wieder eröffnen ſollte. Längſt ſchon erkannte man, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland unvermeidlich ſei, und Tettenborn konnte früher als Andre vorausſehen, daß Oeſterreich diesmal nicht als Feind gegen Napoleon auftreten werde. Er aber wollte nicht in den Fall kommen, mit den Franzoſen zu dienen, ſondern gegen ſie fechten. Er fand ſich demnach im Frühjahre 1812 bewogen, ungeachtet ſeiner glänzenden Stellung und ſeiner verſprechenden Ausſichten, ſeinen Abſchied einzureichen, und begab ſich, nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er unter Kammeraden und Höheren mehr Billigung und Zuſtimmung fand, als ſich öffentlich zeigen durfte, über Ungarn nach Rußland, wo er ſchon rühmlichſt bekannt war, und mit offnen Armen empfangen wurde.

Tettenborn trat in das ruſſiſche Heer als Oberſtlieutenant ein, und wurde zu dem General Freiherrn von Wintzingerode geſandt, der mit anſehnlicher Truppenſtärke die Straße von Twer zu decken hatte. Bei dieſem General, als einem ebenfalls im öſterreichiſchen

Dienſte geweſenen Waffenfreunde, durfte er die günſtigſten Verhältniſſe erwarten, allein unglücklicherweiſe war derſelbe kurz vorher in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen, aus der erſt ſpäter die Koſaken ihn wieder befreiten, und der General Kutuſoff, Neffe des Feldmarſchalls, hatte den Befehl über jene Truppen übernommen. Dieſer General galt allgemein als ein ſtarker Widerſacher aller Fremden im ruſſiſchen Dienſt, aber ſonſt als ein rechtſchaffner, wohldenkender Mann und als ein ausgezeichneter tapfrer Krieger. Seine Abneigung gegen die Fremden ſchien anfangs auch gegen Tettenborn zu walten, nach einiger Zeit aber, als mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er ſchon eine günſtigere Geſinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolge des Feldzugs, der theilnehmendſte und thätigſte Anerkenner eines Verdienſtes, das ſich unter ſeinen Augen ſo trefflich bewährte, und dem er Gerechtigkeit zu verſagen nicht fähig war.

Nach dem Abzuge der Franzoſen von Moskau rückte Tettenborn mit dem Vortrabe der Kutuſoff'ſchen Truppen zuerſt wieder daſelbſt ein, wo unter rauchenden Trümmern alle Gräuel der Verwüſtung und Auflöſung fortdauerten, denen nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt er die Befehlsführung eines abgeſonderten Truppentheils, und den allgemeinen Auftrag, dem Feind auf ſeinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er that dies mit ſolchem Erfolg, lieferte ſo glückliche Gefechte, und nahm dem Feinde ſo viele Gefangene, daß ihm der Oberbefehlshaber, um dieſe Vortheile zu vergrößern, die unterhabenden Truppen anſehnlich mehrte. Hiedurch war Tettenborn in den Stand geſetzt, die wichtigſten Dienſte zu leiſten, da die Umſtände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs dem entſchloſſenen Anführer einer fliegenden Truppe ſolche Unternehmungen möglich machten, deren Schwierigkeiten, in gewöhnlichen Kriegsverhältniſſen, für ganze Heeresabtheilungen unüberſteigbar ſein konnten. Wir ſahen Tettenborn früher durch abgeſeſſne Reiter einen Wald angreifen und einnehmen; bei dem Bach Pliſſe lieferte er das Gegenſtück dazu, indem er den Uebergang, den ein franzöſiſches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Ruſſen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Huſaren mit dem Säbel in der Fauſt erzwang, und das feindliche Fußvolk ſämmtlich gefangen nahm. Tag für Tag griff er den Feind auf dem weiteren Rückzuge bis zur Bereſina unermüdlich an, drängte deſſen Flucht, und nahm ihm Kanonen, Pulverwagen, Gepäck, und beſonders viele Gefangne. Er wurde ſodann nach Lepel entſandt, um die dort aufgeſtellten baieriſchen Truppen zu überfallen, die er aber ſchon abgezogen fand. Zu Kobilnicki und in der Umgegend, machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppentheile gefangen, und ſetzte darauf mit angeſtrengter Eile ſeinen Marſch nach

Wilna fort, wo er ſpät am Abend mit ermüdeten Reitern anlangte, aber dennoch ſogleich die Vorſtadt wegnahm, und daſelbſt über 3000 Franzoſen gefangen nahm.

Wilna war der Hauptort für die Franzoſen geworden, wohin die ganze Rückzugsmaſſe des Heeres ſich drängte, und daſelbſt, in Hoffnung vorhandener Hülfstruppen und großer Vertheidigungsanſtalten, das erſehnte Ziel zu finden wähnte, wo dem ſchrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert raſtlos eindringenden Verderben endlich Einhalt geſchehen würde. Doch dieſe Hoffnung war eitel; auch hier war keine Rettung bereitet, und an dauernden Widerſtand gegen die verfolgenden Ruſſen nicht zu denken; der Rückzug mußte, unter faſt ebenſo verzweiflungsvollen Umſtänden wie bisher, immer fortgeſetzt werden, und kaum, daß die Weichſel noch eine Schutzwehr ſcheinen konnte. Aber wenn auch auf keine Weiſe Wilna gegen ruſſiſches Fußvolk lange haltbar war, ſo fanden ſich doch für den Augenblick ſo zahlreiche franzöſiſche Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zuſammen, ſo große Hülfsmittel und Vorräthe dort angehäuft, daß der Feind, bis das ruſſiſche Fußvolk herankam, leicht Zeit gewinnen konnte, ſich in beſſern Stand zu ſetzen, die nicht zu rettenden Vorräthe zu zerſtören, und beſonders die Truppenmenge, jetzt faſt nur aufgelöſte Haufen, aber doch immer herſtellbar in geordnete Kriegerſchaaren, an die Weichſel zurückzuſchaffen. Daher war es für den ganzen Feldzug von äußerſter Wichtigkeit, hier dem Feinde keinen Augenblick zur Beſinnung zu laſſen. Tettenborn, nur die Nachtheile des Verzuges im Auge habend, ließ ſich durch keine Schwierigkeit abſchrecken, ſondern trotz des faſt allgemeinen Zweifelns und Abrathens beſchloß er ungeſäumten Angriff, und noch vor Anbruch des Tages ſtürmte eine Kompagnie [illegible]ßjäger, die er auf Schlitten hatte nachkommen laſſen, die nächſten Thorpoſten, nach deren Bewältigung er von zweien Seiten mit 3 Koſakenregimentern und 4 Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren in die Hauptſtraßen eindrang, wo einige noch zuſammenhaltende franzöſiſche Bataillone anfangs ihm herzhaft entgegenrückten, bald aber, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr ſtreckten, theils im Fliehen niedergemacht wurden. Der Angriff hatte den Feind dergeſtalt überraſcht, daß die Gegenwehr ohne Plan und Umſicht nur nach Zufall geſchah, und die ganze Stadt binnen kurzer Zeit in den Händen der Ruſſen war. Zum Theil hatten die Juden, welche überall in Polen gegen die Franzoſen heftig entbrannt waren, dieſe während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet, ſo daß ſie ganze Schaaren als ihre Gefangne ablieferten.

Der Verluſt, den die Franzoſen durch dieſen unerwarteten Schlag erlitten, war ungeheuer. Sie verloren in Wilna 48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangne, ungerechnet 24,000 Kranke, die in den Spitälern lagen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfniſſen aller Art. Der letzte Anhalt des zerrütteten Heeres auf dieſer Seite war verloren. „Von dieſem Zeitpunkte hauptſächlich, ſagt Napoleon in ſeinen dem General Montholon diktirten Bemerkungen begannen die großen Verluſte dieſes Feldzuges, und nichts konnte unvorhergeſehener ſein, als dieſes Ereigniß von Wilna."

Tettenborn übergab die Stadt dem General Tſchaplitz, der mit dem Vortrabe des Admirals Tſchitſchakoff herangeeilt war, und rückte gleich am folgenden Tage gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marſchalls Macdonald, der noch bei Mitau ſtand, mit dem Könige Murat, der in Königsberg die zerſtreuten Truppen ſammelte, zu unterbrechen. In dieſer Gegend ſtieß Tettenborn auf preußiſche Truppen, mit welchen es aber, da man ſich gegenſeitig gute Geſinnung zutraute, zu keinem ernſtlichen Gefechte kam; nach einigen Scharmützeln erhielten ſie Befehl, ſich über den Niemen zurückzuziehen, und Tettenborn ging ungehindert nach Tilſit vor, wo die Einwohner ihn mit begeiſtertem Jubel empfingen. Nach einigen weiteren leichten Gefechten zwiſchen Tilſit und Ragnit hob der inzwiſchen von dem General von Yorck mit den ruſſiſchen Befehlshabern eingegangne Waffenſtillſtand auch dieſen Anſchein von Feindſeligkeit zwiſchen den Ruſſen und Preußen auf, dieſe letztern trennten ſich von den Franzoſen, und Tettenborn konnte nun den Marſchall Macdonald, der ſeinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortſetzte, mit größtem Nachdruck verfolgen.

In Königsberg aber wurde Tettenborn durch eine Roſe am Fuß, die als Folge der überſtandenen Beſchwerden und der ſtrengen Kälte dieſes außerordentlichen Winterfeldzugs ihn befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzoſen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Ruſſen Halt machen wollen, dann ſollte die Weichſel das unüberſchreitbare Ziel ſein, indem die Beſorgniß waltete, man möchte die Stärke und Ueberlegenheit, die ſich gegen den eingedrungenen Feind gezeigt hatte, mit jeder zunehmenden Entfernung von den ruſſiſchen Gränzen wieder einbüßen. Allerdings waren die Truppen, welche unmittelbar hinter dem Feinde her waren, ihn drängten und jagten, nur gering an Zahl, und auch die übrigen, in weiten Abſtänden nachfolgenden, hatten durch Gefechte, Märſche, Entſendungen vielfache Schwächung erlitten. Die Franzoſen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder näher, geboten über ganz Deutſchland, und der Beſitz aller feſten Plätze von der Weichſel bis zum Rhein gewährte ihnen überall Sicherheit, ihre geretteten Heerestrümmer zu ſammeln und mit neuen Zuſchüſſen aus dem Innern Frankreichs und ſeiner Bundesländer zu verſtärken. Alle dieſe Betrachtungen jedoch konnten gegen die Macht der Thatſachen nicht beſtehen; das Verderben des Feindes offenbarte ſich mit jedem Augenblicke vollſtändiger und verzweifelter, Furcht und Schrecken gaben willig auf, was die Waffen vielleicht nur ſchwer errungen hätten, an Widerſtand im offenen Felde war nicht zu denken, die Flucht ging unaufhaltſam fort, die Verfolgung ſtürzte faſt gezwungen in den leeren Raum. Unter ſolchen Umſtänden, zu welchen ſich die lautwerdende Stimme des deutſchen Volksgeiſtes und die guten Ausſichten diplomatiſcher Thätigkeit geſellten, empfingen die ruſſiſchen Truppen neuen Befehl vorzugehen, und den Ereigniſſen blieb überlaſſen, wie und wo ſie ihr Ziel finden möchten.

In Folge dieſer veränderten Anſicht erhielt nun Tettenborn, der inzwiſchen Oberſt geworden war, von dem General Grafen von Wittgenſtein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichſel zu gehen, und ſo weit vorzudringen, als es die Umſtände zuließen. Tettenborn empfand hierüber ſo große Freude, und fühlte ſich ſo glücklich, der erſte zu ſein, der ſeinen deutſchen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzoſenherrſchaft erſcheinen ſollte, daß er ungeachtet ſeines Fußübels unverzüglich von Königsberg aufbrach, und ſeinen Marſch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortſetzte. Noch hielten zwar anſehnliche franzöſiſche Truppenſchaaren ſich auf dem rechten Ufer der Oder, die Feſtungen waren alle ſtark beſetzt, und die Hauptſtärke der Ruſſen noch weit zurück; allein Tettenborn beſchloß dennoch, auf das linke Ufer der Oder vorzurücken, um dem Feinde hier keine Zeit zu neuen Maßregeln zu laſſen und die bereits angeordneten zu hintertreiben.

Zu Wriezen, wo der Uebergang geſchah, traf der Oberſtlieutenant Konſtantin von Benkendorf, welcher den Vortrab Tettenborn's befehligte, ein weſtphäliſches Bataillon, nahm daſſelbe nach geringem Widerſtande gefangen, und Tettenborn empfing gerade beim Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun raſch gegen Berlin vor, welches der Marſchall Augereau noch mit 10,000 Franzoſen und zahlreichem Geſchütz beſetzt hielt. Dieſer ſandte den General Poinſot mit etwa 2000 Mann bis Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Ruſſen entgegen, um ſie von der ſchon durch mancherlei Gährung bewegten Hauptſtadt noch abzuhalten. Die Franzoſen hatten keine Reiterei, die Ruſſen kein Fußvolk, und ſo mußten beide Theile mit großen Schwierigkeiten kämpfen, indem jene das freie Feld nicht behaupten, dieſe hingegen den Angriff der Ortſchaften und feſten Stellungen nicht unternehmen konnten. Tettenborn wollte jedoch nicht vergeblich ſo weit vorgedrungen ſein; noch jenſeits der Oder, doch ſchon in der Nähe, ſtreifte mit einer fliegenden Schaar der General Tſchernyſcheff, dieſen forderte Tettenborn auf, ſich mit ihm zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung zu vereinigen, und fand bereitwilliges Gehör. Tſchernyſcheff ging mit ſeinen Koſaken und Huſaren über die Oder, vereinigte ſich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieſer den General Poinſot bei Werneuchen durch einige zurückgelaſſene Poſten über ſeinen Abmarſch noch einige Zeit getäuſcht erhielt, und beide Anführer rückten nun vor Berlin.

Die beabſichtigte Ueberrumpelung dieſer Stadt wurde jedoch durch ungünſtige Umſtände verzögert, und dann brachte der Zufall ſie nur theilweiſe zur Ausführung. Die Ruſſen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine ſtarke franzöſiſche Rekognoszirung vorrückte, welche zurückzutreiben Tettenborn ſogleich einige Koſakenregimenter vorführte. Der Feind gerieth in Unordnung, und ſuchte ſchnell das Thor von Berlin wieder zu erreichen; Tettenborn aber drang in raſcher Verfolgung dahin nach, überwältigte die Thorwache, und ſprengte mit ſeinen Reitern raſch in die Stadt, die alsbald nach allen Richtungen von Koſaken umſchwärmt und unerwartet der Schauplatz kriegeriſcher Auftritte war. Tettenborn ſelbſt rückte bis auf den Alexanderplatz, wo ſich einiges franzöſiſche Fußvolk wieder geſammelt hatte, und einen geordneten Widerſtand lebhaft unterhielt. Inzwiſchen hatten die Koſaken ſchon im erſten Augenblick gegen 500 Gefangene und viele Beutepferde fortgeführt, jagten zum Schrecken der überraſchten Franzoſen und zum Jubel der Einwohner durch die Straßen ſogar der Friedrichsſtadt, und obgleich die Franzoſen in Berlin noch gegen 8000 Mann ſtark waren, einzelne Truppenabtheilungen ſchon vorher unter dem Gewehr, und auf mehreren Plätzen und Brücken Kanonen aufgepflanzt ſtanden, ſo war doch die Beſtürzung des Feindes ſo groß, daß dieſe Anſtalten nutzlos blieben; ganze Salven aus dem Kleingewehr gingen in die Luft und wenn das Geſchütz losgebrannt wurde, war gewiß kein Koſak mehr in der Richtung deſſelben. Die Unruhe des Volks brach auf mehreren Punkten unverhohlen aus, und konnte jeden Augenblick den Franzoſen verderblich werden; jedoch fehlte ein entſchloſſener Anführer, der die Geſinnung zur That gemacht hätte. Weil nun den eingedrungenen Koſaken von den ruſſiſchen Truppen, die vor der Stadt geblieben waren, keine Unterſtützung kam, ſo gewann der Marſchall Augerau die nöthige Zeit, ſeine Truppen in der Wilhelmsſtraße zuſammenzuziehen, und rückte mit zahlreichem Fußvolk und Geſchütz heran, wodurch Tettenborn, nachdem er drei Stunden ſich in der Stadt behauptet hatte, endlich zum Weichen gezwungen wurde. Er zog faſt ohne Verluſt wieder auf das freie Feld, wohin der Feind, ungeachtet ſeiner Uebermacht, nicht zu folgen wagte.

Der kühne Handſtreich war in der Hauptſache zwar nicht gelungen, machte aber für die ruſſiſchen Waffen den vortheilhafteſten Eindruck, und zeigte, welchen Erfolg man hätte hoffen dürfen, wenn von allen Seiten mit gleicher Entſchloſſenheit, wie von der einen, wäre eingewirkt worden. Allgemein galt das Unternehmen für einen der glänzendſten Reiterzüge, wie denn auch der Kaiſer Alexander zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit den St. Wladimirorden zweiter Klaſſe mit ſchmeichelhaften Ausdrücken an Tettenborn ſenden ließ. Der ganze Ueberfall koſtete wenige Koſaken, die einzeln in den Straßen verirrt, ſich zuletzt abgeſchnitten fanden; ein tapferer und liebenswürdiger Offizier, Wilhelm von Blomberg, der auch ſchöne dichteriſche Gaben hatte, war gleich im erſten Anreiten durch eine Kugel getödtet worden. Die Franzoſen verſchwiegen ihren Verluſt, allein die Gefangenen konnte man in Pankow angehäuft ſehen, wohin die Berliner, trotz der franzöſiſchen Wachſamkeit, in den nächſten Tagen ſchaarenweiſe ſtrömten.

Nachdem der Marſchall Augereau den General Poinſot von Werneuchen wieder an ſich gezogen hatte, hielt er Berlin und das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage beſetzt, um die Trümmer aufzunehmen, welche der Vicekönig Eugen von der Oder zurückbrachte, wodurch die franzöſiſche Macht in und um Berlin auf 10,000 Mann ſtieg. So verſtärkt, und wieder mit einiger Reiterei verſehen, wagten die Franzoſen nun öftere Ausfälle, und vor den Thoren fielen täglich blutige Gefechte vor, in welchen die letzten Ueberbleibſel franzöſiſcher Gardereiterei von den Koſaken übel zugerichtet wurden. Dieſer Zuſtand dauerte fort, bis das ruſſiſche Fußvolk über die Oder gegangen war und gegen Berlin heranrückte, auf welche Nachricht die Franzoſen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte an der Spitze ſeiner Truppen in die Stadt, wo die Einwohner ihn mit größten Freudenbezeigungen empfingen; die Koſaken warfen ſich ſogleich auf den abziehenden Feind, deſſen letzte Züge ſie noch innerhalb der Stadt erreichten, und blieben in beſtändiger Verfolgung hart auf ſeinen Ferſen. Der General Graf von Wittgenſtein langte mit ruſſiſchem Fußvolk an, und traf die kräftigſten Anſtalten zur weitern Kriegsführung.

In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bette hüten, weil die Roſe bei der ſchonungsloſen Anſtrengung wieder ſchlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit raſtloſem Eifer neuen Unternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte ſich das Augenmerk der Ruſſen auf Hamburg gelenkt; außer den militäriſchen Gründen, die einen Zug dorthin anriethen, waren auch politiſche Abſichten vorhanden, unter welchen die nahe Einwirkung auf Dänemark, die Eröffnung der unmittelbaren Verbindung mit England, und ſelbſt der Eindruck, welchen die Befreiung der wichtigen Handelsſtadt in St. Petersburg machen mußte, ſehr in Betracht kamen. Die unzufriedene Stimmung der Hamburger war bekannt, ſo wie auch der ſchwache Zuſtand der franzöſiſchen Macht in jenen Gegenden, wo man einen äußeren Angriff noch gar nicht erwartete. Jedoch würde dieſer Zug nach Hamburg, ſo zweckmäßig und günſtig er auch erſchien, wohl nicht zur Ausführung gekommen ſein, wäre nicht in Tettenborn zugleich der tüchtigſte und bereitwilligſte Führer vor Augen geweſen, der kein Bedenken trug, ſich mit einer kleinen Schaar auf vierzig Meilen weit von der Hauptſtärke zu entfernen, und ſich in eine Verwicklung von Ereigniſſen einzulaſſen, deren Wendung niemand abſehen konnte. Er legte ſeine Entwürfe vor, erörterte die Aufgaben, die ſich darbieten konnten, zeigte die Maßregeln, die er auszuführen dachte, und alles wurde gutgeheißen und angenommen. Er empfing die nöthigen Befehle und Vorſchriften, und an der Spitze von 4 Koſakenregimentern, 2 Schwadronen Iſjum'ſcher Huſaren, 2 Schwadronen Kaſan'ſcher Dragoner, und 2 Stücken leichtes Geſchütz, verließ er am 12. März Berlin, und rückte raſch gegen Mecklenburg vor. Ein ſchreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging vor ihm her und erhöhte ebenſo den Muth der Freunde, als er den des Feindes niederſchlug.

Wir gehen jetzt zu der näheren Betrachtung derjenigen Ereigniſſe über, welche dieſen Zug und ſeine

Folgen derſelben, und bemerken nur noch, daß die Erzählung, ſowohl der hamburgiſchen Sache als auch der ferneren Kriegszüge Tettenborn's nicht erſt neuerlich aufgeſetzt, ſondern größtentheils noch im Laufe der Begebenheiten ſelbſt niedergeſchrieben, und ſchon in den Jahren 1813 und 1814 gedruckt worden iſt. Im Weſentlichen dieſe frühere Auffaſſung beizubehalten, ſchien um ſo nöthiger, als eine vollſtändige Ueberarbeitung ſchwerlich Statt finden konnte, ohne zugleich die Urſprünglichkeit zu gefährden, welche vielleicht den ganzen Werth unſerer Darſtellung ausmacht.

Hamburg

im Frühjahr 1813

Die Geſchichte der Tage, in welche wir jetzt eintreten, ſchien anfangs in dem Aufſtehen anderer Städte und Länder Deutſchlands, wozu damals Hoffnung und Ausſicht war, ſich wiederholen zu müſſen, und Hamburg keinen Anſpruch zu haben, in der allgemeinen Erhebung mehr zu bedeuten, als ihm nach Verhältniß der Lage und Kräfte zukam. Nachdem aber das Beiſpiel dieſer Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ihr allein das Loos geworden, für ihre kühne Entſchloſſenheit die ſchweren Geſchicke zu erdulden, welche wie ein großes Trauerſpiel die Theilnahme der Zeitgenoſſen heftig aufregten, ſo ſteht auch ihre Geſchichte während dieſer Zeit als ein eignes, abgeſchloſſenes Ganzes da, und gewinnt einen höheren von den allgemeinen Ereigniſſen ſich unabhängigen Werth.

Der Verfaſſer konnte nicht ohne die tiefſte Bewegung des Geiſtes und Herzens dieſe Entwicklungen betrachten, die unter ſeinen Augen vorgingen, und den die weſentlichen Momente aller Weltveränderungen enthielten; er faßte bald den Gedanken, ſich einen Antheil an dieſen Vorgängen, die zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigſtens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben. Von dieſem Vorſatz konnte der Schmerz über den unerwarteten Ausgang ihn eine kurze Zeit abziehen, die ruhige Betrachtung aber, wie viel wichtiger nun dieſe Ereigniſſe geworden, und die verworrenen und falſchen Anſichten, welche ſich verbreiteten, mußten ihn darauf zurückführen.

Denn das Urtheil der Menge wie der hervorragenden Einzelnen ſchwankte in entgegengeſetzten Irrthümern, und die Unwiſſenheit entſtellte wie die Lüge mit verläumderiſchen Zügen das edle Bild dieſer vaterländiſchen Thatſachen. Auch konnte nicht ſo leicht die Wahrheit inmitten ſo vieler Leidenſchaften und Meinungen durchbrechen, denen insgeſammt das Licht der klaren Einſicht fehlen mußte. Denn alles, was den Staat betrifft, verweilt bei uns Deutſchen größtentheils in der Heimlichkeit ſtiller Verhandlungen, und ihrem Weſen nach können die Gründe und Triebfedern ſelten, was ſichtbar wird, nur wenigen Eingeweihten bekannt ſein; die Vorgänge in und bei Hamburg machten hievon keine Ausnahme, ſie erlitten überdies einen Zuſammenfluß der ungewöhnlichſten Verwicklungen, wie in ſo kurzer Zeit und ſo engem Raume ſich ſelten vermengt haben. Der Verfaſſer aber war ſo glücklich, einen Standpunkt zu haben, der ihm in das Innere und Äußere einen gleich freien Blick gewährte, und die Entwickelung des Einzelnen wie die Ueberſicht des Ganzen erleichterte; und wenn er auch die nationale Geſinnung bekannte, ſo durfte er ſich doch von allen Vorurtheilen frei fühlen, welche grade hier den Einen ſo vielfältig befangen hielten. Wer dabei eingeweiht iſt in den ganzen Zuſammenhang, wird leicht erkennen, wie treu der Verfaſſer es iſt; wer aber bloß Augenzeuge der Erſcheinungen war, der möge von der Wahrheit dieſer Darſtellung einen günſtigen Schluß auf die Wahrheit der andern Angaben machen, welche der Prüfung minder offen liegen.

* * *

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres 1813 die Gemüther durch das ganze nördliche Deutſchland hielt, hatte in näherer Zwiſchenzeit ſich auf's höchſte geſteigert, und der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen bevorſtehen. Der Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft war durch alle erdenkliche Maßregeln der Strenge, der Mißhandlung, der Angſt und Verfolgung, mehr genährt als niedergehalten worden, und zeigte ſich offener und unruhiger, je näher die zuſammengerafften Reſte des in Rußland untergegangenen Heeres den Anblick einer Niederlage darboten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maßstab hatten, die Vernichtung, welche, wie leicht, auf geringere Ursachen zurückzuführen, suchte man immer zu steigern und hervorzuheben: ein weit größeres Verderben hatte Napoleon seinem eigenen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jetzt fühlte jedermann, daß auch für Deutschland der Augenblick der Freiheit gekommen sei; nur wie er zu ergreifen wäre, lag noch in dunkler Ungewißheit. Besonders hatten diejenigen Landschaften, welche in französische oder westphälische Departements verwandelt waren, den größten Drang, das Joch abzuwerfen, doch, ohne [illegible] bereitet, ohne Zusammenhang und Vertrauen, fühlten sie zu sehr ihre Vereinzelung und Schwäche, um selbstständig die Waffen zu ergreifen. Desto sehnsüchtiger blickten sie auf die Annäherung der siegreichen Russen.

Gleichwohl eilte der ungeduldige Eifer der Unterdrückten diesem Zeitpunkt noch voran. Im französischen Gebiete selbst, in einer Stadt, welcher die russische Hülfe damals noch sehr entfernt war, in Hamburg, wo die französische Herrschaft recht im Gegensatze mit dem vorigen Freiheitsglück die unerträglichste Last und [illegible] gewesen war, brach am 24. Februar, bei einem unbedeutenden Anlaß am Altona'er Thor, der langverhaltene Grimm furchtbar aus. Eine große Menschenmasse, die sich wegen [illegible], von den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] wurden zu Bataillonen gebildet, um sie mit dem [illegible] zu [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an, und vorzüglich [illegible] [illegible] [illegible] und Vorstadt.

Am Morgen des 20 März, hielt [illegible] seinen Einzug in die Stadt. [illegible] [illegible] es ein [illegible] Fest, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] der Erinnerung [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] an [illegible] Tage von den [illegible] [illegible] ab. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible]. [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in die Stadt [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

die engen Straßen bedeckte, und jeden Augenblick [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible], [illegible] und Blumen und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „Hoch [illegible] [illegible], unser [illegible], unser [illegible]!“ und „Hurrah!“ und „Hoch [illegible]! Hoch [illegible]!“ und „Heil dem [illegible], dem [illegible]!“, und „Heil“ und „[illegible]“ [illegible] [illegible] [illegible] durch die Lüfte, daß [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], Frauen und Mädchen [illegible] weiße Kleider, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] durch die [illegible] [illegible]. Man drängte sich, [illegible] [illegible] [illegible] zu werden, [illegible] die Pferde, [illegible] sie mit grünen Zweigen und Blumen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Pferde [illegible] [illegible] [illegible]. Man sah [illegible] und [illegible] vor Freude, Alt und Jung die Hände zum Himmel [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] den [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] dem Volke mitgetheilt wurde. Unter lautem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Geistlichkeit gelangte er bis zu seiner Wohnung, wo der Jubel [illegible] [illegible]. Allgemein erfüllte den Eindruck, daß keine große Kriegsmacht, sondern eine kleine Schaar, kein fremder Fürst oder Herrscher, sondern ein Priester, ein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Mann, der mit seinem Heldenmuth [illegible] seinem Volke [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; ob schon die Zeit [illegible], wo dem Wenigen, wo dem Einen die größten Dinge vollbracht werden. Die Stadt war Abends erleuchtet; auch [illegible] [illegible] die [illegible] des begeisterten Volkes als [illegible] [illegible] Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf besondere Art, kundzuthun. Im Schauspiel verherrlichte sich das [illegible] [illegible] des Priesters, [illegible] [illegible] mit seinen Officieren in der [illegible] [illegible] Loge erschien, als [illegible], auch die Frauen, [illegible] auf, mit langem Beifall des Volk: „[illegible] [illegible] [illegible]", worauf man [illegible] das Schauspiel [illegible] konnte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurde. Die [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] Schauspielerin [illegible] [illegible] [illegible] und mit der [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] des [illegible]

[illegible] [illegible], [illegible] ihm die Bürger die Würde auf, und zeigten ihm mit Zuthulichkeit und Freude, wo ſie ihn auf ihren Schultern und dem Wagen trugen. Er hatte keinen [illegible] Zug erlebt, er war der Held des Volkes geworden, ſein Name ſchallte weit im Lande umher und über die See hinüber.

Am folgenden Tage erſchienen zugleich zwei Bekanntmachungen, durch welche Tettenborn auf höhern Befehl den Hamburgern ihre Schiffahrt und Handlung [illegible], dagegen alles franzöſiſche Eigenthum angegeben und eingezogen befahl. Die geſchloſſenen Douanenhäuſer, welche für mehr als [illegible] Thaler eingezogene Waaren enthielten, übergab er der Stadt, damit das widerrechtliche Eigenthum den ehemaligen Beſitzern unentgeltlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die nun als eine freie und ſelbſtſtändige Macht angeſehen wurde, erhielt den Auftrag, dieſes Geſchäft, ſo wie alle andern, die [illegible] betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen. Durch dieſes uneigennützige Verfahren erwarb Tettenborn auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Anſprüche, und überall wurde ſein Name geprieſen und ſein Ruhm verherrlicht. Daß er keine [illegible] hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erſcheinen, haben viele alte und neue Beiſpiele bewieſen, allein wir rühmen doch immer die, denen edler Sinn [illegible] Klugheit vermählen.

Unmittelbar nach dieſen Anordnungen wandte Tettenborn ſogleich die ganze Kraft ſeiner Thätigkeit auf die Werke des Krieges und die neuen Streitkräfte, die hier geſchaffen werden ſollten. Die Rückſicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachläſſigt werden, die Mittel, ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Widerſtande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigſte und Erſte, und vor allem anderen nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein des Augenblicks verführt, ſich leicht der Täuſchung hingeben, daß von den Franzoſen gar nicht mehr die Rede zu ſein brauche, und ein großer Theil der Einwohner folgte nur allzuſehr dieſem Wahne, der überhaupt in Deutſchland großen Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des früheren Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzoſen getreten war. Niemand iſt aber in ſolchen Zeiten aufmerkſamer, und wußte genauer die vereinigte Kraft aller Gutgeſinnten ſich zu wenden habe, redete Tettenborn gleich am 20. März durch folgenden Aufruf: „Hamburger! Ihr hebet die unter der franzöſiſchen Regierung beſtandenen Behörden auf, und alle die rechtlichen Formen eurer Verfaſſung herzuſtellen, und ſetzet die alten verfaſſungsmäßigen Behörden wieder ein. Dieſe ehrwürdige und wichtige That, womit ihr das Werk eurer Rettung begonnen, und nach dem ganzen Deutſchland ein Beiſpiel aufgeſtellt habt, macht auch den Befehlshaber meines erhabenen Kaiſers und der

Achtung der ruſſiſchen Nation werth. Nicht in eine eroberungsſtädte, ſondern in eine altdeutſche Stadt führtet ihr uns ein, und ſo nur durften wir euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unſerem Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutſchen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutſchlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch iſt das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollſte Geſchäft iſt jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutſchen Boden zu verjagen, die bereits dreihundert Meilen weit von den ſiegreichen ruſſiſchen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieſer verhängnißvollen Zeit, wo um die höchſten Güter der Menſchen geſtritten wird, die Hände in den Schooß legt. Noch Einmal alſo: zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaiſers werdet ihr euch unter eigenen Panieren verſammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos beſchieden, euch zuerſt gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu ſein. Tettenborn.“

Er kündigte hierauf dem Rath und der Bürgerſchaft an, daß er, dem Auftrage ſeines Kaiſers gemäß, eine hanſeatiſche Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hanſeſtädte für die Dauer des Krieges mit den Ruſſen und Preußen vereinigt fechten ſollten. Die Aufforderung, ſich zu dieſer Legion zu melden, erging unter dem 20. März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlaſſen, wo unterdeſſen der Oberſtlieutenant von Benkendorf mit einigen ruſſiſchen Truppen eingezogen, und mit gleicher Begeiſterung und Freude, wie in Hamburg, aufgenommen worden war.

Der Zulauf, um ſich unter die Freiwilligen einſchreiben zu laſſen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen ſchon betrug die Zahl der eingeſchriebenen mehrere Tauſend, doch mußten von dieſen manche, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entſprachen, abgewieſen werden. Viele angeſehene junge Leute, die die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen hatten, und in üppiger Lebensweiſe aufgewachſen waren, ſah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen ſich von der franzöſiſchen Konſkription losgemacht, und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden, ſich jetzt ſelbſt unter die Waffen zu ſtellen.

Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen Geldverhältniſſen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wolle, ſondern bloß anzeigen werde, was zur Ausrüſtung der Truppen nöthig ſei, die Anſchaffung ſelbſt aber der Stadt überlaſſe. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerſchluß 200,000 Thaler als vorläufige Summe für die Koſten der Einrichtung bewilligt, und einer eigends dazu beſtellten Kommiſſion die Verwendung übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politiſchen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet iſt, und da weiß, mit welch äußerſter Leichtigkeit Millionen aufgebracht, und in den ſchon unglücklichen Zeiten noch Hunderttauſende hingegeben wurden, die man zu erſparen nicht einmal den Verſuch machte, der wird über die Geringheit jener angewieſenen Summe erſtaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es iſt bemerkenswerth, daß der Rath ſogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürgerſchaft, welche ſie zahlen ſollte, die vorgeſchlagene Summe verdoppelte. Aber freilich zeigte ſich ſchon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterſchied der Geſinnung, der die nachtheiligſten Wirkungen äußerte, und wohl eingeſehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den alten Behörden ſo unzulänglich und langſam betrieben, daß ganze Tage der koſtbarſten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hinderniſſe wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Beſorgniſſe gezeigt, Sicherungen verlangt und Anſtöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt, und mit klarem Sinne angeſehn, die Sache von ſelbſt gehen mußte. Tettenborn hatte mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung überall ſelbſt anzuordnen und zu befehlen, mußte in die kleinſten Einzelnheiten der Ausrüſtungen eingehn, und am Ende aller Arbeit doch durch das Anſehn der Gewalt bei jenen Behörden durchdringen. Die entſchiedene Sprache, die bei dieſen Gelegenheiten geführt wurde, half auf einige Zeit, und brachte regſamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die inneren Verhältniſſe Hamburgs werden darthun, wie ſowohl jene Unannehmlichkeiten, als auch manches andere Uebel, das ſich ſpäter entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtſein untergeben, und durch einen kräftigen Geſetzeszuſtand bei der glücklichſten Verfaſſung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, ſobald er es wollte, das Gefühl des perſönlichen Geltens erhöhen, ſie mußte ihn auf ſich ſelbſt, auf ſein eignes Wirken und Wollen, vorzüglich anweiſen, und dadurch ſeinen Karakter kräftigen. Die Hamburger ſind daher auch von allen Zeiten her, vor andern Großſtädtern, beherzt und kühn geweſen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringſte, weit entfernt, ſich etwas bieten zu laſſen oder ohne Noth zu dulden, iſt zu dreiſten Rückwirkungen ſtets bereit, wie denn im Auslande allgemein der Hamburger als grob verſchrieen iſt. Die ſtarken Arbeiten, der Matroſenverkehr, und die Wohlhabenheit, trugen ſämmtlich dazu bei, dieſen Sinn zu nähren. Dieſe Unterlage bildete ſich bei dem Mittelſtande in eine große bürgerliche Tüchtigkeit aus, die ſich auf mannigfache Art offenbarte, in gewöhnlichen Zeiten durch ſtrenge Ehrbarkeit des Lebens, und durch muſterhafte bis zum Eigenſinn getriebene Rechtſchaffenheit im Handel, in bedrängten Umſtänden durch große Aufopferung, in dieſen letzten Zeiten durch den außerordentlichen Eifer mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlandes führen half.

Ueberhaupt waren die Gedanken der Hamburger von jeher auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die äußern Verhältniſſe deſſelben, als vielmehr auf deſſen innere, ſtille Einrichtungen, die nirgends ſo eigenthümlich, reichlich, zweckmäßig waren, als in dieſer nur durch künſtliche Vereinigung raſtloſer Thätigkeiten beſtehenden, an ſich landarmen, zum Theil auf moraſtigen Inſeln unter vielem Ungemach zuſammen gedrängten Stadt. England mit den anlockenden Bewegungen ſeines politiſchen Lebens lag hier den Blicken nah; Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung; die Kraft altdeutſcher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was unſre Zeit grade am meiſten bedurfte, politiſcher Sinn fand ſich vielfach vorbereitet und angeſammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge praktiſcher Männer und edler Patrioten, deren erfolgreiche Thätigkeit das Gemeinweſen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im ſtillen Leben des vaterſtädtiſchen Kreiſes verbarg; das Andenken der Reimarus, Sieveking, Kirchhof, Büſch, und vieler Andern, die dieſen ähnlich waren, lebte ſelbſt in dieſen Zeiten der Zerſtörung und des Leichtſinnes noch fort. So viel Vortreffliches fand ſich in Hamburg vor, ſo viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Geſinnung, wäre nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerſtreut und vernichtet worden durch einen Umſtand, der nicht unglücklicher hätte ſein können! Die Sache verhielt ſich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der ruſſiſchen Truppen die freie Verfaſſung hergeſtellt wurde, war es wohl bei klugen und einſichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn ſo unbedingt die alte Verfaſſung wieder anzunehmen, und die Leitung der Dinge grade denſelben Händen, die ſie ehemals geführt hatten, zu übergeben ſei. Es galt hier die folgenreiche Entſcheidung zwiſchen der Wahl eines ganz neuen Senats und der Wiedereinſetzung des alten, deſſen Mitglieder zum Theil auch unter den Franzoſen dieſelben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie franzöſiſche Formen hatten, verwalteten. Das Anſehn und Herkommen ſprach für letzteres, die Erwägung deſſen, was zu leiſten ſei, für jenes, die Furcht, im erſten Augenblick ſolcher lebhaften Bewegung das Gewicht frühern Anſehns und Gewohnheiten nicht entbehren, und die Hoffnung, nach und nach die gewünſchten Aenderungen dennoch herbeiführen zu können, entſchieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfaſſung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derſelben. Der größte Theil der Senatoren war alt und ſchwach, der Geſchäfte entwöhnt, und ohne Neigung, ſich aufs neue damit zu befaſſen. Die wenigen Beſſern hatten nicht Kraft genug, die geſammte Laſt der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf ihre neue politiſche Rolle kaum vorbereitet; ſo kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfniſſe der Gegenwart, ohne Geiſt für ihre Leitung blieb. Ebendaſſelbe galt von dem Kollegium der Oberalten, und den andern Ausſchüſſen der Stadt, ſo wie von den Anführern der Bürgerwachen; nirgends fand ſich unter den wirklich in der alten Verfaſſung Angeſtellten ein Mann, der, kraft ſeiner Stelle und ſeines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerſchaft war Friſche, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden Nichtigkeit, Beſorgniß und Unfähigkeit. Alle Verſuche, dies zu verbeſſern, mußten vergeblich ſein, ſo lange nicht der Senat erneuert wurde, eine Maßregel, die niemand vorzuſchlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war alſo eine Regierung vorhanden, die wenig von dem erfüllte, was man von ihr erwartete. Der ruſſiſche Befehlshaber mußte ſie anerkennen, ſich an ſie wenden, mit ihr verhandeln, mittlerweile ſelbſt alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehen ſollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend iſt, daß man ſie geſchehen macht, gleichviel, ob gern oder ungern, ſo giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den perſönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es iſt unmöglich, den Menſchen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirken, grade die freie Neigung und Kraft mußte die hier obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt deſſen ergab ſich, ſo oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beſchwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja ſelbſt hin und wieder, doch zur Ehre der Stadt ſei es geſagt, ſelten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Dieſe Mühſeligkeiten und Hinderniſſe erfuhren nicht allein die fremden Militairperſonen, ſondern auch die trefflichen Bürger, die mit lebhafterem Eifer ſich das Wohl des Ganzen angelegen ſein ließen, und hiebei nicht ohne Geſetzmäßigkeit wirken wollten. So geſchah es, daß die ganze Stadt, ohne ihr Verſchulden, oft unvortheilhafter erſchien, als die Geſinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit groſſer Kraftwirkungen in der Ungunſt ſolcher Umſtände faſt erlöſchen mußte. Statt im Bewußtſein ihrer wiedergekehrten, und von den Ruſſen anerkannten Selbſtſtändigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte der Senat kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß er das Befohlene ausgeführt hatte; ſtatt mit Dänemark, mit England und Preußen unverzüglich eigne, zur Befeſtigung der vaterſtädtiſchen Sache nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, brachte er nach langem Zaudern kaum die Abgeordneten an den Kaiſer Alexander auf den Weg. Man könnte noch vieles anführen, was eben ſo verſäumt worden iſt, wenn nicht an dieſem ſchon genug wäre. Der Senat war und blieb in allen Stücken hinter den Forderungen zurück, welche der Drang der Zeit ihm auferlegte, und daher fanden die mannigfachen, ſchönen Kräfte nirgends Einheit und Zuſammenhang. Eine Friſt von ſechs Monaten hätte in lebendiger Entwickelung das Zerſtreute ſammeln und ordnen, das Verwahrloſte aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünſchte Einheit entſtanden; dieſe Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Hierin lag etwas Verhängnißvolles. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umſtände fällt, kann man nur die geringere Schuld noch den Menſchen zurechnen.

Wir kehren zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, ging die Errichtung der hanſeatiſchen Legion raſch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlaſſung auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten und der Legion einzuverleiben. Man verſchrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, ſorgte für die Beſpannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbeſſern, ſchaffte die übrigen Rüſtungsſtücke ſo gut als möglich herbei. Die ſonſt an Hülfsmitteln ſo reiche Stadt bot deren für die militäriſchen Bedürfniſſe unglaublich wenige dar; manche Gegenſtände mußten unter großen Schwierigkeiten aus dem Däniſchen herbeigeſchafft werden; die Unbekanntſchaft mit allen kriegeriſchen Anordnungen und Beziehungen ſetzte jedem Schritte unausweichliche Hinderniſſe entgegen, die nur durch unermüdete Aufſicht und unverdroſſene Selbſtbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte ſehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorſchriften und Anleitungen zum Dienſt und zur Uebung wurden daher um ſo nöthiger und man eilte dieſelben abzufaſſen. Außer den Hanſeaten bildete ſich nach Tettenborn's Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem hannöverſchem Major von Berger, auch dieſe waren aber größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weiſe in Stade zuſammengebracht. Der Oberſt Graf von Kielmannsegge warb hannöverſche Jäger.

Inzwiſchen hatte ſie in Haarburg, Lüneburg, Stade, und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis Bremen, ein Aufſtand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von Tettenborn forderte, und ſo viel möglich erhielt. Verlaufene franzöſiſche Soldaten, Douaniers, ja ſogar Gendarmen und Offiziere wurden von dieſen Leuten täglich als Gefangene nach Hamburg eingebracht, wobei es jedesmal die größte Mühe koſtete, die Wuth des erbitterten Pöbels zu bändigen, der beſonders den Douaniers mit Koth und Steinen arg zuſetzte. Von Zollenſpieker, aus dem Billwärder, Ochſenwärder und den Vierlanden kamen wackre Männer, die ſich erboten, den Landſturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; ſie erhielten Befugniß und Unterweiſung. Auch in dieſen Landſchaften gab es oft mit der Schwäche und Beſorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beſeitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirkſamkeit, die meiſten hatten auch bei der franzöſiſchen Regierung ihre Dienſte fortgeſetzt, und veränderten mit dem neuen

Eintauſch ihrer alten Titel nicht immer die inzwiſchen eingeſogenen fremden Geſinnungen; in einem kleinen Umkreiſe waren die Behörden verſchiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berückſichtigen. Die Gegenſtände der Schiffahrt und des Handels, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgiſchen Regierung anheimgeſtellt, mußten doch in vielem Betracht die Einwirkung des ruſſiſchen Befehlshabers anſprechen, der die Ausrüſtung zweier Kaper, und anderer, theils bewaffneter, theils zum Transport von Pferden eingerichteter Schiffe betreiben ließ.

Eine andre Beſchäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des franzöſiſchen Eigenthums, und die ſorgfältige Aufmerkſamkeit, welche auf die zahlreichen Franzoſen gewendet werden mußte, die ſich, zum Theil von älterer Zeit her in Hamburg und der Umgegend aufhielten, und denen viel Geſindel aus allerlei Nationen beizurechnen war, das während der franzöſiſchen Herrſchaft und in ihrem Dienſte ſich hier eingeniſtet hatte. Dieſes alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, da beſonders die Bevölkerung Hamburgs eben ſo gemiſcht, als die Oertlichkeit in und außer der Stadt überaus verworren und ſchwer zu beaufſichtigen iſt. Hiezu kommt noch, daß die hamburgiſche Regierung, nach der großartigen Weiſe freier Staaten, die Fremdenpolizei von jeher läſſig betrieben hatte, und die Ruſſen dies Fach ganz allein verſehn mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleiſtung dazu beſtimmter Beamten. Der nichtswürdigſten Verräther, die das öffentliche Urtheil einſtimmig als ſolche bezeichnete, waren eine große Anzahl vorhanden, vornehme und geringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die verſteckten ſein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Unterſuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Perſonen nahm viele Zeit weg, war mühſam und blieb doch meiſtentheils ungenügend. Die entſchiednen Schelme, Kundſchafter und Knechte der Franzoſen, die ſchändlichen Werkzeuge ihrer Erpreſſungen, wurden, höherem Befehl gemäß, auf deſſen ſtrenge Ausführung beſonders der Miniſter vom Stein im Hauptquartier des ruſſiſchen Kaiſers unerbittlich beſtand, zur Ausſetzung an der franzöſiſchen Küſte beſtimmt. Manche gaben zwar vor, dort ihren gewiſſen Tod zu finden, weil auch die franzöſiſche Regierung ſie als Feinde verfolge; andre wollten ihren Haß gegen Napoleon jetzt durch die größten Schmähungen darthun; franzöſiſche Emigranten, die ſich den Gewalthabern Napoleon's zu den niedrigſten Dienſten verkauft hatten, meinten eiligſt ihre adliche Geburt und royaliſtiſche Geſinnung wieder geltend zu machen; Stein aber wollte von keinen Rückſichten hören, keine Unterſchiede, ja kaum eine genaue Prüfung geſtatten. Ungefähr dreißig Perſonen wurden wirklich eingeſchifft und an der holländiſchen Küſte gelandet. Allein ſchon die zweite

Sendung unterblieb, und nach dem erſten Schrecken regte ſich der franzöſiſche Anhang nur um ſo thätiger, wie denn bald der Feind von allem, was vorging, die ſchnellſte Kundſchaft empfing. Die größte Strenge, der furchtbarſte Schrecken wäre hier vonnöthen geweſen, um das Uebel auszurotten, und ſelbſt blutige Schauſpiele hätte man nicht tadeln können. Aber man fing ſchon an, eine mögliche Umkehr der Dinge zu berückſichtigen; man wollte nicht künftige Rache herausfordern, berief ſich auf Menſchlichkeit und Großmuth, und erlangte von dem Kaiſer Alexander die Zurücknahme der anbefohlnen Strenge. Nicht zu berechnen iſt, wieviel die Gelindigkeit, welche darauf in allen Maßregeln eintrat, der hamburgiſchen Sache geſchadet hat. Nachdrückliches Verfahren verſichert die Gemüther und beruhiget den Geiſt; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, iſt in Staatsſachen beharrliche Strenge nützlich. Die Sache Hamburgs aber erforderte unnachlaſſende Kraft, geſchloſſene, unerbringliche Feſtigkeit; jede Lücke, jede Weichheit öffnete dem Feinde den Eintritt. So geſchah es auch hier. Der Eifer der Untergeordneten ward irr und erſchlaffte, ſobald er von obenher geringern Ernſt zu ſehen meinte. Viele ſonſt wohlgeſinnte Männer, den Zuſtand des Kriegs und der Empörung, in dem ſie ſich befanden, verkennend, wollten ſchon überall den

Maßſtab ruhigen Friedens anlegen, und mußten aus ihrem Wahn bisweilen hart aufgerüttelt werden.

Inzwiſchen hatte der engliſche Major von Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kuxhaven beſetzt, und den Aufſtand der Bauern bei Bremerlehe, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, unterſtützt. Tettenborn ſetzte ſich ſogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu ſeinem Leidweſen, daß von Helgoland vor einiger Zeit alle vorräthig geweſenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, deſſen Nachtheil durch nichts erſetzt werden konnte. Jedoch eilte Tettenborn, die mit England aufgeſchloſſene Verbindung möglichſt zu benutzen, und ſchickte einen ruſſiſchen Offizier, den Rittmeiſter von Bock, dem er einen doniſchen Koſaken zur Begleitung gab, mit Briefen an den Prinzen-Regenten und [illegible] den ruſſiſchen Botſchafter nach London, wo die Erſcheinung eines Koſaken, des erſten, den man je dort geſehen, die außerordentlichſte Aufregung machte.

Der nahen Nachbarſchaft wegen mußten die Dänen die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Hamburger ſowohl als der Ruſſen auf ſich ziehen. Das Verhältniß zu Dänemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der ruſſiſch-preußiſchen Sache, zwei ſchwierige Seiten, die ſo viel als möglich umgangen werden mußten. Die Ruſſen nämlich waren Verbündeten der Engländer und der Schweden, von denen die erſteren wegen der alten Beleidigungen, die letztern wegen der Abſichten auf Norwegen, den Dänen gleich verhaßt waren. Die Schiffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht ſtattfinden, die Verbindung mit den engliſchen Schiffen mußten ſie wenigſtens nicht zu hindern verſprechen. Die verſchlungenen Gränzen zwiſchen dem hamburgiſchen und däniſchen Gebiete trennten beide längſt nur dem Namen nach, der mächtige Lebensverkehr ging darüber hin, und dieſen zu erhalten waren Vergünſtigungen und ſtillſchweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Kommandant von Altona, Oberſtlieutenant von Haffner, bot hiezu bereitwillig die Hand. Nur im Betreff der verlangten Entfernung vieler von Hamburg nach Altona gezogenen Franzoſen, die dort frei das Geſchäft des Ausſpähens trieben, waren alle Vorſtellungen und Beſchwerden lange fruchtlos, und das nachtheilige Treiben dauerte, ungeachtet des von däniſcher Seite endlich ertheilten und oft wiederholten Verſprechens, bis zu Ende fort. Die überwieſenen Kundſchafter, die in Hamburg ſeitdem noch oft ergriffen wurden, waren ſämmtlich von Altona hereingekommen.

Die thätige Mitwirkung der Schweden zu dem Kriege gegen Napoleon war längſt erwartet; ſie ſchien nun bald erfolgen zu müſſen, und es war wichtig, von allem, was in dieſem Betreff vorging, frühzeitig unterrichtet zu ſein, um davon zum Beſten der hamburgiſchen Angelegenheiten jeden Vortheil ſchnell wahrzunehmen. Tettenborn knüpfte deßhalb die nöthigen Verbindungen an und widmete dieſen Verhältniſſen die größte Aufmerkſamkeit.

Eine dringende Verhandlung wurde gleichzeitig mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin gepflogen. Tettenborn ſtellte dem Herzog lebhaft vor, wie wichtig es für ihn ſei, daß Hamburg gehörig behauptet würde, und weil der faſt gänzliche Mangel an Fußvolk hiebei ſehr bedenklich war, ſo erſuchte er ihn, das Bataillon Grenadiere, welche in Ludwigsluſt ihm zur Leibwache dienten, nach Hamburg rücken zu laſſen. Der Herzog willfahrte, und ſtellte das [illegible] Mann ſtarke Bataillon, die einzige Truppe, die ihm ſeit den Verluſten im ruſſiſchen Feldzuge noch geblieben war, unter der Anführung des Oberſten von Both zu Tettenborn's Verfügung.

Alle dieſe zahlreichen und mannigfachen Geſchäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, laſteten mit vielen andern ganz auf Tettenborn, der ſeine militairiſchen, unmittelbar den Feind betreffenden Aufgaben mit diplomatiſchen Maßregeln, mit den Geſchäften ſo verſchiedener Verrichtungen, mit den Rückſichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entſcheidung politiſcher und ſogar kaufmänniſcher Fälle, mit dem bald ſchwebenden, bald ſtaſenden Anregen läſſiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechſel und Drang der Arbeit verbinden mußte. In ſeinem Hauptquartier arbeitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die raſtloſeſte Thätigkeit, und er ſelbſt war ſtets das Vorbild unermüdlichen Eifers und angeſtrengter Hingebung. Er entzog ſich den Huldigungen, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, den begeiſterten Ehrenbezeigungen des dankbaren Volkes, das auf den Wegen, wo man ihn zu ſehen hoffte, ungeduldig und meiſt vergebens harrte; ihn beſchäftigten ausſchließlich die ernſten Aufgaben, welche ſich hier überreich zuſammendrängten. Mit treffender Urtheilskraft und ſchneller Findung wußte er das Nothwendige einzuſehen und herbeizuführen, die Umſtände zu benutzen, Hinderniſſe zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die reifſte Ueberlegung konnte ſelten Treffenderes liefern, als die erſte Eingebung des Augenblicks gewöhnlich ſchon dargeboten hatte.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere hatten ſich bei Tettenborn eingefunden, theils durch ſeine Perſönlichkeit und den Ruf ſeines Namens angezogen, theils durch die Sache ſelbſt, welche er unternommen hatte, ihm zugeführt. Sein Kriegsgefolge vergegenwärtigte die älteſten deutſchen Zeiten, wo freiwillige Anſchließung mehr als verpflichteter Dienſt die Truppen ihrem Anführer verband. Außer den ruſſiſchen

Offizieren, welche ſeiner Truppenabtheilung und ſeinem Stabe unmittelbar angehörten, dem Rittmeiſter von Lachmann, dem Major von [illegible], von Laſchkareff, und Andern, gab es deren viele, welche von ihren Vorgeſetzten die Erlaubniß erhalten hatten, den Krieg in ſeinem Gefolge mitzumachen, junge Ruſſen aus den angeſehenſten Familien, ein Graf von Gurieff, ein Fürſt Gagarin, ein Graf von Pahlen, der Graf Friedrich von Neſſelrode, zwei Freiherrn von Schilling, der Marquis de la Maiſonfort, ein Graf Tranf, ein Freiherr von Berg; aus Oeſterreich kamen die ehemaligen Regimentskameraden Tettenborn's, Freiherr von Droſte-Viſchering und Freiherr von Herbert, beide deshalb in ruſſiſche Dienſte tretend; aus Oldenburg der Graf von Münnich, aus Hannover ein Graf von Hardenberg, Rittmeiſter von Wenckſtern, aus Hanau, aus Heſſen der Graf Karl von Heſſenſtein, aus Mecklenburg ein Graf von Bothmer, ein Herr von Blücher und viele Andre noch aus den benachbarten Ländern. Beſonders zahlreich waren die Preußen, unter ihnen ſtand obenan der Freiherr von Canitz, Adjutant des Generals von York, ein ausgezeichnet kriegskundiger und tapferer Offizier, der in höherem Auftrage dieſen Kriegszug begleitete; der Rittmeiſter von Bismarck aus Schönhauſen; ein Rittmeiſter von Hake; ein Herr von Klitzing aus der Priegnitz; Herr von Hochwächter aus Pommern, und noch Viele, deren Namen zum Theil später zu nennen sein werden. Der schwedische Husarenlieutenant Albert von Staël, Sohn der berühmten Schriftstellerin, von seinem General mit einem Auftrage nach Hamburg gesendet, erlangte die Erlaubniß, einstweilen bei Lützowern dienen zu können. Manche dieser Offiziere fanden Anstellung bei den neuen Truppen; der Graf Joseph von Westphalen, schon längere Zeit im tiefen Verborgenen auf solche Gelegenheit harrend, half die hanseatische Reiterei errichten, zu deren Befehlshaber er bestimmt wurde; sein Bruder Rudolph, der als Domherr seine Aussichten zu katholischen Kirchenämtern aufgab, trat ebenfalls bei dieser Truppe als Offizier ein. Die Hanseaten mußten doch immer noch den größten Theil ihrer Offiziere aus ihrer eigenen Mitte nehmen, und es fehlte nicht an muthigen jungen Männern, die sich dazu eigneten. Mehrere derselben traten in den Stab und das Gefolge Tettenborn's; Eduard Sieveking, ein trefflicher junger Mann, so gebildet als tapfer; Meyer, aus einem Kandidaten der evangelischen Kirche zum tüchtigen Kriegsmann umgewandelt; Philippsthal, ausgezeichnet durch seltnen Muth und scharfen Blick; [illegible] und [illegible], mit kriegswissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet; [illegible] und Böhm, junge muthige Reiter voll Eifer und Thätigkeit. Diese zahlreiche und glänzende Gesellschaft vermehrte sich ab und zu noch durch den Besuch von Offizieren, welche, anderen Truppenkörpern angehörend, hier willkommene ſich anſchloſſen, und an den Unternehmungen und Gefechten Theil nahmen; der ruſſiſche Major von Pfuel, ein leidenſchaftlicher kühner Kriegsgeiſt; die Hauptleute von Karl und Alexander von Rennenkampff, beide auch ausgezeichnet im Kriege, wie in Litteratur und Kunſt; dann der aus Öſterreichiſchem in ruſſiſchen Dienſt übergekommene Major Karl von Noſtitz, welcher auch hier den ſchon erworbenen Ruhm bewährte; der Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin; ferner Alexander von der Marwitz, der Graf von der Gröben, und noch Andere, welche theils aus dem Wallmoden'ſchen, theils aus dem Dörnberg'ſchen Hauptquartier ſich einfanden.

Für die Mannigfaltigkeit und den Drang der Beſorgen und Geſchäfte, welche hier zuſammenkamen, waren jedoch der Gehülfen immer noch zu wenige, beſonders da die Mehrheit derſelben auf perſönliche [illegible] vor dem Feinde angewieſen war; hierin aber ließen die Koſaken wenig zu thun übrig, und die neuen Truppen mußten erſt ausgebildet werden. Für die ſchwierigeren Aufgaben des Anordnens, Einrichtens, der Verwaltung, der ſtets erneuerten Unterhandlungen und Rückſprachen, der Ermittlung von Hülfsquellen, des Wahrnehmens der Vortheile und Rückſichten, welche ſich aus den täglich wechſelnden Umſtänden ergaben, für alle dieſe Geſchäfte und Arbeiten blieb nur eine geringe Anzahl von Perſonen übrig; [illegible] und [illegible] hatten in dieſem Bereiche großen Antheil, hauptſäch-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]. Der englisch-hannöversche General von Dörnberg, eine aus Russen und Preußen gemischte Schaar von etwa [illegible] Mann befehligend, war schon am 31. März bei Werben über die Elbe gegangen, hatte sich aber vor den [illegible] [illegible], die sich von Magdeburg aus gegen ihn wandten, wieder auf das rechte [illegible] zurückziehen müssen. Inzwischen war General Morand mit [illegible] Mann und 10 Kanonen über die Elbe nach Lüneburg vorgerückt, um die Einwohner [illegible] [illegible] unter dem [illegible] von [illegible] Kosaken eine französische Abtheilung, welche die Stadt besetzen wollte, mit den Waffen in der Hand gefangengenommen hatten. Ein hartes Strafgericht drohte sich über die unglückliche Stadt zu ergießen, und keine Hülfe sie retten zu können. Die Franzosen waren kaum eingerückt, als sie auch schon die [illegible] aufstellten, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] am 2. April [illegible] [illegible] werden sollten. General von Dörnberg hatte sich aber mit [illegible] und [illegible] von [illegible] vereinigt, war rasch aufs neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg [illegible] im Anzuge. Sie trafen eben zu rechter Zeit ein, um die Stadt vom [illegible] zu bewahren, und griffen den [illegible] [illegible] an. Die Franzosen wehrten sich tapfer, doch als General Morand tödtlich verwundet wurde, und [illegible] ein Rettung zu erblicken war, streckten die Übrigen die Waffen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ſchen in den Flüſſen geſtürzt, und dem Feinde ſeine [illegible] unmöglich gemacht. Ein vollſtändigerer Sieg und ein glänzenderes Gefecht konnte wohl ſchwerlich geliefert werden. Die Truppen hatten die größte Tapferkeit bewieſen, und den durch Zahl und Stellung ſtärkern Feind nicht nur geſchlagen, ſondern vernichtet. Die Einwohner ſelbſt hatten ebenmäßig an dem Gefechte Theil genommen, und mehrere Franzoſen niedergemacht. Man rühmte auch die Unerſchrockenheit eines Lüneburger Mädchens, Johanna Stegen genannt, die im heftigſten Feuer den preußiſchen Jägern Pulver und Blei zugetragen hatte.

Der Sieg Dörnbergs bei Lüneburg verbreitete in Hamburg die außerordentlichſte Freude, die [illegible] Gemüther wurden wieder beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieſe Stimmung brachte alles Volk wieder in Bewegung, das in der Erwartung und Ungewißheit des Schickſals geſtockt hatte. Jetzt erſt glaubten ſich endlich auch die an dem Ruder [illegible] hohen Rathsherren mit Sicherheit auf die Seite begeben zu können.

Jedoch wußte der [illegible] geführte Verlauf der Franzoſen, ſich wieder an der [illegible] ſchließen, die [illegible], daß ein [illegible] ſich günſtiger [illegible]. Wallmoden aber gewährte der Krieg des Kronprinzen in Sachſen nicht mehr die glänzenden Hoffnungen, welche man vor einiger Zeit gehegt hatte. [illegible] beschloß sich an den [illegible] [illegible] zu [illegible]. Unter solchen Umständen konnte auch Hamburg nicht große [illegible] zu [illegible] haben, und [illegible] es [illegible], die [illegible] [illegible] der [illegible] durch geeignete Vertheidigungsmittel zu behaupten. Da die Hauptmacht der Russen und Preußen in Sachsen keine Truppen mehr abgeben konnte, so blieb Tettenborn auf die Mittel angewiesen, die er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Außer den [illegible] [illegible], die dem [illegible] [illegible] [illegible] hatte, erlangte er noch mit Mühe, daß ihm der preußische Hauptmann von [illegible] mit [illegible] Mann zugeschickt wurde. Die hanseatischen Truppen, die sich unter Tettenborns Schutz und [illegible] [illegible] zu bilden angefangen hatten, waren entweder noch nicht fertig, oder sie [illegible] [illegible] die Elbe weiter [illegible] gegangen, um sich unter dem Oberbefehl des [illegible] [illegible] von Wallmoden ein [illegible] [illegible] des künftigen [illegible] bilden sollte. Unter solchen Umständen verlangte Tettenborn [illegible] Hülfe, die [illegible] [illegible] Truppen [illegible] [illegible] sich zu [illegible]. Hamburg leistete [illegible] Bataillone und [illegible] Schwadronen, Lübeck [illegible] Schwadronen und [illegible] Mann zu Fuß. Das erste Bataillon wurde dem Hauptmann von [illegible] unterstellt, das zweite dem Hauptmann von [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] mit den [illegible] Preußen des Haupt-

[illegible] von [illegible] unter deſſen Anführung das dritte hanſeatiſche Bataillon. Die Reiterei der Hanſeaten betrug gegen [illegible] Pferde; die erſte Schwadron, von einem Rittmeiſter [illegible] befehligt, ritt der Rittmeiſter von [illegible] ein, und führte ſie auch zuerſt gegen den Feind in einem glücklichen Überfalle jenſeits der Elbe. Ein Bürger von Hamburg, Namens [illegible], hatte auf eigne Koſten eine ganze Schwadron ausgerüſtet, meiſtens Schlächtergeſellen, weil er ſelbſt ehemals Schlächtermeiſter geweſen war; weil er jedoch zur Anführung nicht taugte, ſo wurde er nur als Stabsrittmeiſter angeſtellt, und dadurch ſein Ehrgeiz mehr [illegible] als befriedigt. Auch an Geſchütz wurde gedacht, und es gelang zwei Batterien zu errichten, eine von 6 Stücken zu Fuß, welche dem Hauptmann [illegible], und eine reitende von gleicher Anzahl, welche dem Hauptmann [illegible] übertragen wurde; außer dieſen beiden Offizieren, die ſich eifrig angeboten, wäre kein dritter leicht dazu zu finden geweſen! Eben ſo leicht iſt es zu denken, die nöthigen Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen zuſammenzubringen, ſo war unmöglich, wie bei andern Waffen, dazu Freiwillige erwarten durften. Überhaupt alle Gegenſtände der Bewaffnung und Ausrüſtung fehlten, und waren nur mit unſäglicher Mühe und großen Koſten zuſammenzubringen. Nicht allein, daß es an Gewehren mangelte, auch ſogar Piſtolen und Säbel waren nicht in hinreichender Anzahl aufzustellen; in den [illegible] wurden [illegible] Piken, die das [illegible] aufgestellt, auch einige Schneidermeister empfingen statt der Säbel nur Lanzen, welche sie endlich auch nicht behielten.

Die Bürgergarde, glücklicherweise [illegible] nur mit wenigen Gewehren, und größtentheils nur mit Piken versehen, wurde [illegible] [illegible], und fing auch wohl noch an, sich in das angewandte [illegible] zu setzen, aber der Geist der Sache drängte [illegible] alle die Spielereien und Lächerlichkeiten zurück, welche bei solchen erst im Entstehen begriffenen Anstalten kaum zu vermeiden sind. Herr von [illegible] griff die Sache entschieden und kräftig an, und bildete [illegible]. Wären unter allen diesen Umständen nur [illegible] Mann Preußen oder andere deutsche Soldaten von einiger Disciplin und Kriegserfahrung gewesen, so hätte sich das Korps, dem es nur an Übung und Waffen fehlte, bald an dem Kern vereinigt und sich gleichartig machen können. Allein die Mannschaft, welche den Freischaren und der Bürgergarde zum Vorbild und Anhalt dienen konnte, war der Zahl nach zu gering, und überdies auch selbst schon größtentheils anderweitig gebraucht.

Die Bewegung des General [illegible], die mit der Niederlage bei [illegible] geendigt hatte, war in der That nicht so ganz glücklich gewesen, als sie beim ersten Anblick scheinen mochte. Es zeigte sich gleich darauf, daß ihre [illegible] gemeinschaftlich mit unseren Trupgen, welche von der Elbe kamen, angeordnet und Lüneburg zum Vereinigungspunkte beſtimmt worden war. General Montbrun rückte mit 10000 Mann, denen der Marſchall Davouſt an der Spitze der Haupttruppe folgen ſollte, am 4. April in Lüneburg ein, wo er aber ſtatt des General Morand nur die Spuren ſeiner Niederlage fand. Dörnberg hatte ſich nämlich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den dortigen Uebergang über die Elbe, den der Feind wohl hätte mit ſeiner Macht verſuchen können, zu vertheidigen. Hamburg ſah ſich auf's neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber die Palliſaden und Thore waren abgetragen, und die Brücken überall unterbrannt; es fehlte an Geſchütz, die Beſatzung beſtand faſt nur aus Reiterei. Die Einwohner kamen in große Bewegung; man hatte durch die früheren Vorfälle ſchon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe werden könne, und daß man auf ernſtliche Prüfung gefaßt ſein müſſe. Der Muth und Eifer der Bürger war mit dieſem Gedanken vertraut, und zweifelte nicht, ſich gegen den verhaßten Feind durch eigne Kraft zu behaupten. Tettenborn verſäumte keinen Augenblick, die Maßregeln zu treffen, welche die Umſtände erheiſchten und zuließen. Die Truppen wurden in Bereitſchaft geſetzt, die gefährlichſten Punkte bewacht, und wo Ueberſchwemmungen möglich waren, dieſe ſo weit vorbereitet, daß ſie auf den erſten Wink entwickeln konnten. Glücklicherweiſe waren in dieſen Tagen einige tauſend Gewehre aus England angekommen, und konnten ſogleich vertheilt werden. Die drei hanſeatiſchen Bataillone wurden nun völlig bewaffnet; auch 2000 Mann der Bürgergarde empfingen Flinten, die übrigen mußten ſich noch ferner mit Piken behelfen. Der Major von Berger, der mit ſeinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, ſetzte ſich ſogleich nach deren Empfang in Marſch gegen die Elbe. Das erſte hanſeatiſche Bataillon marſchirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenſpieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanſeatiſche Reiterei rückte ſchon aus, die erſte Schwadron unter der Leitung des Rittmeiſters von [illegible]. Beim Zollenſpieker kamen am 6. April die erſten hanſeatiſchen Truppen mit den Franzoſen in's Gefecht. Eine Abtheilung von 90 lübeckiſchen Schützen nebſt 10 Dragonern zu Fuß waren über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Sie ſtießen beim erſten Dorfe auf etwa 400 Mann franzöſiſchen Fußvolks, mit welchen ſie ein hitziges Gefecht anfingen, worin die Franzoſen einige Leute verloren und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte ſich trotz ſeiner Ueberlegenheit faſt gar nicht hervor, und die Hanſeaten gingen unverfolgt und ohne weiteren Verluſt über die Elbe zurück. Die Koſacken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich ſah man in Hamburg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer, bald in geringerer Zahl eindringen. Der Feind fand nicht rathſam, an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche Streifparteien in ſeinem Rücken jeden Augenblick ſeine Verbindungen unterbrachen, und ihm bei jedem unerwarteten Angriff das Beiſpiel des General Morand ſchreckend vorſchweben mußte. Er zog ſich von dem Ufer zurück. General Montbrun räumte am 9. April Lüneburg, und der Marſchall Davouſt ging mit allen ſeinen Truppen hinter die Aller zurück, deren Brücken er ſorgfältig hinter ſich abbrach. Den größten Theil der ruſſiſchen Reiterei nebſt 2 hanſeatiſchen Schwadronen und 2 ruſſiſchen Kanonen, ſandte hierauf Tettenborn unter Anführung des Oberſtlieutenants von Benkendorf gegen die Weſer und bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Koſaken vereint den Dienſt verſahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit eingeſehen, wie nothwendig es ſei, Hamburg vor einem erſten Anfall zu ſchützen, und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſe Aufgabe war nicht klein. Tettenborn ließ durch den Major von Pfuel die Oertlichkeit genau in Augenſchein nehmen, und die Punkte beſtimmen, wo Schanzen angelegt werden ſollten. Die erſte Vertheidigungslinie war die

Elbe ſelbſt, mit ihren vielen Inſeln, vom Zollenſpieker bis Haarburg, allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es ſchwer, jeden Punkt derſelben mit ſo wenigen Truppen zu beſetzen, und es war zu vermuthen, daß es dem Feinde bei wiederholten Angriffen gelingen müſſe, irgendwo durchzubrechen. Die ganze Gegend beſteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberſchwemmungen geſchützt, und mit unzähligen Gräben durchſchnitten ſind. Der ganze Billwärder konnte unter Waſſer geſetzt werden, und die zweite Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von beſonderer Wichtigkeit war. Die Hauptſache blieb aber immer die nächſte Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle und durch einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils erſt errichtet wurden. Der Hammerbrook, der ganz überſchwemmt wurde, machte von dieſer Seite Hamburg unangreifbar, ſo lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die beſten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und einiges Geſchütz aufgeſtellt, das, ſo unzulänglich es auch war, doch der Vertheidigung ein gutes Anſehn gab; der Hauptwall erhielt ſeine Bruſtwehr wieder, ſo wie auch die Außenwerke an dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterrammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zuſtand gebracht, indem man die Erde in tiefen Einſchnitten wegnahm, und ſo den Graben herſtellte. Auch auf der ſogenannten Feddel, einer Inſel jenſeit des Grasbrooks, ſtiegen Schanzen empor.

Alle dieſe Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgeſetzt, ſo daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch der Vollendung nahe war, nicht genug erſtaunen konnte. Die Franzoſen ſelbſt, ſo gern ſie die Anſtalten der Ruſſen verkleinert und geſchimpft hätten, konnten nicht umhin, das Geleiſtete öffentlich zu loben. Außer dem Major von Pfuel hatte der Hauptmann Schäffer, ein vorzüglicher Genieoffizier, das größte Verdienſt um dieſe Sache; in dem weiten Bereich dieſer Befeſtigungen ordnete er alles ſelbſt an, führte die beſtändige Aufſicht, und leitete alles mit eben ſo großem Eifer, als bewährter Geſchicklichkeit; ohne ſich ſeiner Leiſtungen zu überheben, wirkte er im Stillen mit unermüdeter Anſtrengung fort, und war nicht allein geſchäftig, die Schanzen gegen den Feind anzulegen, ſondern auch ſie gegen ihn zu vertheidigen, wie er denn auf der Inſel Wilhelmsburg, auch außer ſeinem Beruf, freiwillig unter die vorderſten Plänkler in's heftigſte Feuer ging.

Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgeſinnteren Bürger ſelbſt wünſchten nichts eifriger, als ſie geregelt und in ſtrengerem Dienſt unterrichtet zu ſeyn, um ſie aus dem ungewiſſen Schwanken zu reißen, in welches die Unwiſſenheit über das, was zu thun ſei, und wie man ſich in eintretenden Fällen zu benehmen habe, ſie immer auf's neue verſetzen mußte. Friedrich Perthes war hiezu beſonders thätig, und indem er kräftig zur Einigkeit rieth und wirkte, und ſeinen Freund Heß auf alle Weiſe unterſtützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu erſetzen, was dieſem fehlte. Man bedurfte eines einſichtsvollen, kriegserfahrenen und dienſtkundigen Offiziers, der mit Heß gemeinſchaftlich an der Spitze ſtehen, und die Formen, die zu militairiſcher Brauchbarkeit unentbehrlich ſind, nach und nach einführen ſollte. Tettenborn konnte keinen ſeiner Offiziere dieſem Geſchäft ganz hingeben, dem nur wenige im Stande waren vorzuſtehen, und das auch niemanden anlocken konnte, der ſchon an ſeinem militairiſchen Platze ſtand. Um ſo glücklicher war es, daß grade derjenige, welcher durch Herz und Geiſt und Kenntniß dazu am meiſten erwünſcht ſein mußte, wenigſtens zum Theil dieſen Auftrag erhielt. Der Hauptmann von Canitz wurde beſtimmt, Heß mit Rath und That an die Hand zu geben. Dies geſchah mit dem beſten Erfolg, und es wurde geleiſtet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter dieſen Umſtänden möglich war. Freilich wäre zu wünſchen geweſen, daß er ganz und gar den Oberbefehl über dieſe Bürgergarde übernommen hätte, allein eben ſo ſehr ſchien der Geiſt dieſer Anſtalt einen Hamburger, und einen Bürger, zum Anführer zu erheiſchen, als das Verhältniß eines preußiſchen Offiziers nicht wohl auffordern konnte, ſich einer ſolchen Aufgabe zu unterziehen. Canitz verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine ſchriftliche Anweiſung, wie ſie ſowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienſte ſich zu verhalten habe, und legte ſo den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt, ſich völlig zu entwickeln.

War in dieſem Zweige der hamburgiſchen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländiſchen Sache bekümmerte, und nach Mitteln ausſehn ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falſcher Richtung Schreitende zu berathen, ſo mußte in andern Zweigen, die nicht ſo unmittelbar mit der ruſſiſchen Behörde zuſammenhingen, und durch deren Antrieb gekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regſamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens ſich nach Hülfe umſah. Es wurde bei dieſer Gelegenheit zum Erſtaunen offenbar, wie karg unter die Menſchen die Gabe ſtaatsordnender Einrichtungen und die Fähigkeit zu geſetzgeberiſcher Wirkſamkeit vertheilt ſind. Jeder weiß, was noth thut, jeder erkennt den Fehler wo es gebricht, jeder fühlt ſich willig zum Guten zu helfen;

aber öffentliches Auftreten, entſchloſſenes Anfangen und Fortreißen der Genoſſen wird durch tauſend Umſtände des bürgerlichen und geſelligen Lebens gehindert, ſo daß es dann immer an dem Erſten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten ſich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an ſittlichem Halt in den Begriffen und die Abweſenheit feſter Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet iſt.

Eine Hoffnung jedoch, dieſem Uebel in der Folge abgeholfen zu ſehen, zeigte ſich auch für Hamburg in der gemeinſamen Verwaltungsbehörde, welche der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen für das nördliche Deutſchland einſetzten, und der Leitung des Miniſters Freiherrn vom Stein übertrugen. Die Lage der Dinge forderte laut einen ſolchen Mann, in deſſen ſtarker Seele der Eifer für die vaterländiſche Sache zu heftiger Leidenſchaft geworden war. Sein untadlicher Wandel und die Reinheit ſeiner Geſinnung gaben ihm das Recht furchtloſer Strenge und Wahrheit gegen jederman. Als ſeine Gehülfen nannte man die trefflichſten Männer. In Hamburg hegten mehrere angeſehene Einwohner den Wunſch, es möchte der preußiſche Geheime Staatsrath Niebuhr als Beauftragter der Mächte dort erſcheinen; in ſeiner frühern Stellung als Bankdirektor zu Kopenhagen hatte er den Ruf großer Geſchäftskenntniß und ſtrenger Rechtſchaffenheit erworben, und wiewohl er ſeitdem in Preußen aus aller Staatsthätigkeit zurückgetreten war, um ſich ganz ſeinen gelehrten Arbeiten zu widmen, ſo hatte er doch dieſe bei dem erſten Schimmer der beſſern Hoffnungen wieder verlaſſen, in Berlin ein neues Tagblatt den preußiſchen Korreſpondenten gegründet, und ſuchte kräftigſt im vaterländiſchen Sinn einzuwirken. Mit Perthes, Heß, mit Dehn in Altona, und vielen Andern, ſtand er in freundſchaftlichen Beziehungen; es war die Rede davon, aus eignem Antrieb ihn zu berufen, da er denn, an der Spitze ſolchen Zutrauens, leicht die Beſtätigung abſeiten der Mächte würde empfangen haben. Das Gerücht nannte bald auch andre preußiſche Staatsbeamte, denen die Verwaltung der Hanſeſtädte abſeiten Stein's zugedacht ſein ſollte, und mit Wohlgefallen wurde der Name Stägemann vernommen; allein die Ernennung verzögerte ſich, und ſiel endlich auf keinen der Genannten, ſondern auf den ruſſiſchen Geheimen Rath von Alopeus, den ältern der beiden Brüder, einen Mann von ſtarkem Karakter und von großem Ruf in der Diplomatik, der aber ſelbſt bekannte, ſich in ſeiner neuen Beſtimmung noch ziemlich fremd zu fühlen. Er war zum Kommiſſarius für die deutſchen Länder nördlich der Elbe beſtellt, traf aber in einer Zeit ein, wo Hamburg ſchon täglich in Gefahr ſchwebte, und er blieb daher in Mecklenburg, wo er ſpäterhin ſich der hamburgiſchen Sachen zwar annehmen wollte, jedoch ohne Frucht und faſt ſchon ohne Gegenſtand. Für Hamburg fiel alſo dieſe wichtige Hülfe, welche ſich aus der Stein'ſchen Verwaltungsbehörde hätte ergeben können, durch die anfängliche Säumniß und die nachherigen Umſtände gänzlich aus.

Inzwiſchen hatte Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherung erfahren, ſie bewarben ſich fortdauernd um die Freundſchaft der Ruſſen, und ſuchten dieſelbe durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Ruſſen und Hamburger, ſondern auch die Engländer ſelbſt, fanden die Elbſchifffahrt vollkommen frei, ſogar von Altona ſegelten Schiffe nach England ab, das Kriegsverhältniß zwiſchen Dänemark und England ſchien vergeſſen; auch ſpäterhin, als die Elbe wegen der franzöſiſchen bewaffneten Fahrzeuge nicht mehr ſicher war, ging der Poſtenlauf nach England durch Holſtein bis zum Ausfluß der Elbe ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die däniſchen Behörden in Holſtein der Befehl von Kopenhagen ergangen, die von den Ruſſen wiedereingeſetzten hanſeatiſchen Obrigkeiten anzuerkennen, und mit ihnen als ſolchen in Verkehr zu treten. Noch entſchiedener bezeigte ſich die freundſchaftliche Geſinnung der Dänen durch die vertrauliche Eröffnung, welche Tettenborn abſeiten der däniſchen Befehlshaber empfing, daß ſie angewieſen ſeien, alle ihre dortigen Truppen, ſobald der General es verlange, ihm zur Beſetzung von Hamburg und Lübeck anzubieten.

Was mit dieſer letztern Zuvorkommenheit gemeint ſei, erklärte ſich bald durch ein Schreiben des Fürſten Sergius Dolgoruky, der am 23. März mit beſondern Aufträgen des Kaiſers Alexander in Kopenhagen angekommen, und mit dem däniſchen Kabinet in raſche Verhandlung getreten war. Der Kaiſer, wohlgeſinnt für Dänemark, hatte wie überall ſo auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung verſuchen wollen, und ſeinen Abgeſandten beauftragt, dem däniſchen Hofe für den Verluſt von Norwegen, der durch die früheren mit Schweden geſchloſſenen Verträge wider Dänemark ausgeſprochen war, reichliche Entſchädigung zu verheißen, im Falle Dänemark gleich auf der Stelle dem franzöſiſchen Bund entſagen und ſeine Waffen mit denen der Ruſſen und Preußen vereinigen wollte. Der däniſche Hof war auf dieſe Eröffnung eingegangen, und wünſchte ſich in der Ausſicht auf jene Entſchädigung zunächſt der Hanſeſtädte zu verſichern. Der Fürſt Dolgoruky, erfreut über das ſchnelle Gelingen ſeiner Unterhandlung, und voll Eifer, der Sache der Verbündeten einen im Augenblicke ſo bedeutenden Zuwachs von Streitkräften zuzuwenden, ſagte den Dänen die einſtweilige Beſetzung von Hamburg und Lübeck zu, und forderte demgemäß Tettenborn auf, ungeſäumt die beiden Städte den däniſchen Truppen zu überlaſſen, und dagegen deren unmittelbare Mitwirkung gegen die Franzoſen zu gewärtigen. Tettenborn, höchſt betroffen über eine Zumuthung, welche den Fortgang des ſo glücklich begonnenen Werkes der Befreiung plötzlich zu hemmen, das Beiſpiel des Aufſtandes gegen den Feind für das übrige Deutſchland zu vernichten, und alle Hülfsquellen dieſen Gegenden für den Augenblick in fremde Hände zu liefern drohte, war weit entfernt, hierauf ſo ſchnell einzugehen. Er wußte, daß des Kaiſers Abſicht nicht ſei, die kaum hergeſtellte Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Hanſeſtädte gefährden zu laſſen, er durchſchaute die Sache in allen ihren Beziehungen, ſowohl politiſchen als militairiſchen, und verſagte einen Schritt, welchen auszuführen er ſich nicht einmal für befugt halten durfte. Er antwortete dem Fürſten Dolgoruky, daß er eine Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht ohne unmittelbaren Befehl ſeiner Kriegsobern entſcheiden könne, und überdies das Geforderte dem Vortheile des Kaiſers und ſeiner Verbündeten keineswegs gemäß halte. Er beförderte ſogleich einen Eilboten in das große Hauptquartier, um über dieſen Vorgang zu berichten, und die wahre Lage der Dinge dort würdigen zu laſſen. Was er vorausgeſehen hatte, geſchah; der Kaiſer Alexander belobte Tettenborn's richtige Anſicht und kluge Zurückhaltung, und empfahl ihm die fernere Behauptung der beiden Städte; der Fürſt Dolgoruky, ſo wurde hinzugefügt, ſei in ſeinem Eifer, wenn auch in beſter

Abſicht, zu weit gegangen, und ſeine mit dem däniſchen Kabinet genommene Abrede wurde als ein Ueberſchreiten ſeiner Vollmachten für ungültig erklärt. Den däniſchen Befehlshabern, welche nach den von Kopenhagen empfangenen Weiſungen nun immer zudringlicher ihren Beiſtand anboten, und ſich bereit erklärten, Hamburg und Lübeck mit ihren Truppen zu beſetzen, dankte Tettenborn mit großer Höflichkeit für ihr Anerbieten, von welchem er ſich vorbehielt Gebrauch zu machen, ſobald die Umſtände, die jedoch in dieſem Augenblicke noch nicht dringend wären, es erheiſchen würden. So ſahen ſich die Dänen, welche gemeint hatten ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligſt in den Beſitz der beiden wichtigen Städte zu gelangen, jetzt nur auf weiteres Abwarten verwieſen, und durch ihr eignes Wort ſich zu denjenigen Leiſtungen verpflichtet, die abgeſondert von dem vorausgeſetzten Gewinn ihnen nur eine bedenkliche Laſt ſeyn konnten!

Das däniſche Kabinet verfolgte indeß, ungeachtet das Ausweichen Tettenborn's einige Verſtimmung verurſachte, ſeine neue Richtung mit thätigem Eifer. Dänemark ſchien in der That, den Verbündeten angeſchloſſen, nach eigenem Willen eine große Rolle übernehmen zu können, ſich gewiſſermaßen die Stelle und das Verdienſt, welche für Schweden offen ſtanden, noch vor dieſem aneignen, und bei günſtiger Wendung des Krieges die größten Vortheile hoffen zu dürfen.

In dieſem Sinne wurden ungeſäumt die nöthigen Schritte gethan. Der Graf Karl von Moltke wurde an den ruſſiſchen Kaiſer, der Graf Joachim von Bernſtorff mit umfaſſenden Vollmachten nach London abgefertigt, um Dänemarks Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich anzubieten, und auf möglichſt vortheilhafte Bedingungen abzuſchließen. Tettenborn empfing von beiden Unterhändlern auf ihrer Durchreiſe durch Hamburg die beſten Zuſicherungen über die Entſchiedenheit jenes Beitritts, und über den Nachdruck, mit welchem derſelbe ausgeführt werden würde; ſie wiederholten eifrigſt das Anerbieten däniſcher Hülfstruppen, und in gleichem Sinne lauteten die fernern Briefe des Fürſten Dolgoruky aus Kopenhagen, ſo wie die Erklärungen des Generals von Wegener und des Oberſtlieutenants von Haffner, welche wiederholt verſicherten, ſie hätten Befehl, ihre Truppen auf das Verlangen Tettenborn's vorrücken zu laſſen. Einen unangenehmen Eindruck machten neben dieſen Verſicherungen einige freilich aus untergeordnetem Betrieb hervorgegangene Verſuche, unter den Einwohnern von Hamburg den Wunſch anzuregen, daß die Stadt ſich in den Schutz und die Obhut Dänemarks begeben möchte, wobei denn die Geſinnungen und Abſichten der Ruſſen mehrfach verdächtigt, und auch die Verhandlungen des Fürſten Dolgoruky in mancherlei Entſtellungen abſichtlich verbreitet wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn allerdings manche Hamburger unter ſolcherlei Gerüchten und Vorſtellungen einiges Bedenkliche aufgriffen, und mit der Zuverſicht auch den Eifer ſinken ließen. Doch von andrer Seite wurde derſelbe wieder um ſo ſtärker angefacht.

Während alles dieſes vorging, begann es nämlich an der obern Elbe, nach einem langen, damals unbegreiflich dünkenden, und gewiß höchſt nachtheiligen Stocken der Kriegsbewegungen, nach und nach lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit ſtanden, beide ſchienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geſchehn war, ſchien über das, was bevorſtand, zu täuſchen. Die nordiſchen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugſam verbürgten Sicherheit Hamburgs ein überflüſſiger Zuwachs erſcheinen, die Aufſtände in den Ländern jenſeits der Elbe verſprachen einen ungeheuren Stoff zur Bildung neuer Kriegsvölker, wie damit auch im Mecklenburgiſchen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeſchritten wurde. Dieſe und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Urſache geweſen ſein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzuſenden, indem nur etwa 150 Mann preußiſcher Dragoner unter dem Major von Schill, einem Bruder des bei Stralſund gebliebenen, als einziger Nachſchub ankamen.

Dagegen traf am 17. April der Generallieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der den öſterreichiſchen Kriegsdienſt mit dem großbritanniſchen vertauſcht hatte, aber auch dem ruſſiſchen angehörte, und die Beſtimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheers zu befehligen, der aus verſchiedenen Bundestruppen zuſammengeſetzt werden ſollte. Der Ruf ſeiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, ſeines hellen Blicks in die Staatsverhältniſſe, ſeiner tapfern Entſchloſſenheit vor dem Feind, und der edlen Eigenſchaften ſeines Gemüths, war ihm vorausgegangen, und vielmals wurde ſein Name in Deutſchland mit großen Erwartungen genannt. Er fand keine andern Truppen vor, als die wenig zahlreichen Abtheilungen Tettenborn's, Dörnberg's und Benkendorf's, und die neuerrichteten, kaum völlig ausgerüſteten und jedenfalls ungeprüften Schaaren, welche wenigſtens einer Beimiſchung alter Truppen bedurft hätten, um an dieſen einen feſten Anhalt zu finden. Da jede jener Abtheilungen in ihrer Weiſe thätig war, und ſchon ihre durch den Augenblick gebotene Aufgabe hatte, ſo war an Zuſammenziehen dieſer Kräfte nicht zu denken, und eben ſo wenig an eine ſtrenge Einheit des Oberbefehls, da auf allen Punkten die Umſtände ſchnell wechſelten, und raſche Maßregeln forderten. Wallmoden erkannte dieſe Lage der Dinge und wollte nicht ſtörend in ſie eingreifen; er ließ Tettenborn die hamburgiſche Sache in der angefangenen

Art fortführen, und begab sich nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, von wo er ſpäter einige glückliche Züge gegen den General Sebaſtiani und den Marſchall Davouſt unternahm.

Tettenborn, der häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und ſowohl die Hanſeaten und Bürgergarden, als auch die Arbeiten an den Feſtungswerken faſt täglich in Augenſchein nahm, hatte auch den Feind nicht aus den Augen verloren, ſondern eine ſtarke Schaar Reiterei nebſt zwei ruſſiſchen Kanonen unter Anführung des Oberſtlieutenants Konſtantin von Benkendorf gegen die Weſer vorgeſchickt. In Bremen war ſeit dem 23. März mit Napoleon's beſondern Aufträgen der General Vandamme angekommen, und ſuchte in die vom General Carra-Saint-Cyr nur läſſig betriebene Kriegsanſtalten größere Thätigkeit bringen. Das Erſcheinen der Ruſſen und Hanſeaten ſo nah vor den Thoren ſetzte ihn in Wuth, allein da ihm wenig Reiterei zu Gebote ſtand, ſo konnte er nichts ausrichten. Die kleinern Gefechte fielen ſtets zum Vortheil der Ruſſen aus. Faſt täglich wurden aus dortiger Gegend Gefangene nach Hamburg eingebracht. Mit Ungeduld ſah Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarſchiren könnte, um das dem Feind ſo lang überlaſſen gebliebene und unter ſeinen Mißhandlungen ſeufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hanſeſtadt wiederherzuſtellen.

Man hatte unabläſſig und mit unſäglicher Anſtrengung an der Ausbildung dieſer Truppen gearbeitet, in der Erwartung, ſie in kurzem ſo weit gefördert zu ſehn, daß ſie dem Feind entgegengeführt werden könnten, wurde am 21. April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunſtreich und prächtig geſtickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgiſchen Prediger, Doktor Rambach, verrichtete die Feierlichkeit in Gegenwart Wallmoden's und Tettenborn's, des Senats, und einer großen auserleſenen Verſammlung, unter Paradirung aller in Hamburg anweſenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem rührenden und begeiſternden Feſte, und die vaterländiſche Geſinnung wurde hier durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche geſteigert und befeſtigt. Auch das für die Einwohner der Hanſeſtädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Geſetz ſo allgemein, daß ſich niemand ohne daſſelbe zeigen durfte. Als eines beſondern Ausdrucks der Geſinnungen der Hamburger für Tettenborn müſſen wir hier noch gedenken, daß demſelben durch einſtimmigen Beſchluß des Senats und der Bürgerſchaft das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde, eine Auszeichnung, welche ſeit dem tauſendjährigen Beſtehen der Stadt auf dieſe Weiſe vor ihm niemandem widerfahren.

schieden war. Der Senator Bartels, dessen Muth und Thätigkeit in diesen drangvollen Tagen vielfach voranſtehen mußten, erließ an Tettenborn bei Unterzeichnung des Bürgermeiſters ein Schreiben, welches ihm ſpäter den Grimm der Franzoſen und die Verfolgung von Seiten des Marſchalls Davouſt zuzog.

Vandamme indeſſen, da er die ruſſiſchen Truppen keinen ihrer bisherigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen ſah, urtheilte bald, daß es ihnen noch ganz an Fußvolk mangeln müſſe, und wollte daher den Schimpf, von einigen Koſaken und Baſchkiren aus Bremen beſchränkt zu ſein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa [illegible] Mann zu Fuß und 6 Kanonen am 10. April gegen Ottersberg vor, und drängte die vorgeſchobenen Poſten bis Rothenburg auf der Hauptſtraße zurück, indem die plänkelnden Koſaken wohl wie früher die dichten Maſſen des Fußvolks umſchwärmen, aber nicht durchbrechen, und alſo deren Marſch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte Benkendorf bei Rothenburg die Zurückgedrängten aufgenommen, als er ſogleich mit ſeiner ganzen Reiterei, unterſtützt von zwei Kanonen, die vorgedrungenen Franzoſen ungeſtüm anfiel, ſie in die Flucht warf, und unaufgehalten bis vor die Thore von Bremen verfolgte, unter beſtändigem Kartätſchenfeuer, das [illegible] verheerend die flüchtigen Reihen lichtete und dem Feinde gegen [illegible] Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über 100 Geſangene und alles Gepäck eingebracht, das derſelbe mit ſich geführt hatte. Die hanſeatiſche Reiterei hatte an dieſem Gefecht rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanſeatiſchen Fußvolks ziehen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, daſſelbe bald auf die Probe zu ſtellen, und etwas Ernſtliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine ſächſiſche Abtheilung, 80 Mann ſtark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzoſen zu den Ruſſen über, indem ſie erklärten, für die deutſche Sache ſtreiten zu wollen. Die Mannſchaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo ſie alsbald dem zweiten Bataillon der Hanſeaten einverleibt wurde. Der früher erlaſſene Aufruf an die Sachſen war alſo doch nicht ganz fruchtlos geblieben, nur ſchon auch ſchuldiges Vorurtheil vom Offizier, und vielfache Hinderniſſe anderer Art dem Soldaten dieſen kühnen Schritt des Uebergehens erſchweren mochten. Die vielen Deutſchen, welche Napoleon unter ſeinen Truppen hatte, waren eben ſo geſtimmt wie dieſe Sachſen, und man mußte nur eilen, ihnen die günſtige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Geſinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten ungeſtört fort, ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben ſo oft ſolche, die von den Landſtürmern und bewaffneten Bürgern ergriffen waren, als solche, die sich den Gefahren hatten ergeben müssen. Unter den ersteren befanden sich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marschalls Davouſt, General [illegible].

Doch konnten diese Vorgänge nicht hindern, daß der Feind, im Bewußtſein des großen Uebergewichts an Fußvolk und Geſchütz, eine entſcheidende Bewegung unternahm, welche die Ruſſen zwang, das linke Elbufer für jetzt aufzugeben. Glücklicherweiſe wurden dieſe frühzeitig von dem feindlichen Vorhaben unterrichtet. Der hannöveriſche Poſtmeiſter zu Celle hatte einen franzöſiſchen Kourier, der ſich als Ueberbringer wichtiger Befehle ankündigte, feſtgehalten und die Papiere deſſelben nach Hamburg an Tettenborn abgeliefert. Aus dieſen ergab ſich, daß der Feind geſonnen ſei, die bei Lüneburg durch Morand's Niederlage vereitelte Bewegung jetzt von verſchiedenen Seiten auf einen und denſelben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßſtabe zu wiederholen. Der Marſchall Davouſt rückte mit 12,[redacted] Mann von der Weſer gegen Lüneburg vor, während der General Sebaſtiani mit [redacted] Mann von der mittleren Elbe her gegen Gifhorn marſchirte. Die ſämmtlichen verbündeten Truppen in dieſen Gegenden waren nicht einer einzigen dieſer feindlichen Abtheilungen gewachſen, um ſo weniger allen den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht abgeſchnitten zu werden, ver-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

ren. Auch glaubte man keine Möglichkeit der Neu[illegible] zu erhalten, und fragte ſich, was bei einem Frieden, der etwa jetzt geſchloſſen würde, irgend Eine Macht für Hamburg zu verwenden hat? Unbegreiflicherweiſe ſuchte ſelbſt die Stimmen des Publikums zu beſchwichtigen, die Unterhandlungen des Fürſten Dolgorucki in Kopenhagen wurden zur Sprache gebracht, und es fehlte nicht an Leuten, welche geradezu behaupteten, Hamburg und Lübeck ſeien ſchon Eigenthum der Dänen, und man ſcheute ſich nicht, angeſehene Namen zu nennen, um dergleichen zu erhärten. Dieſe Gerüchte und Befürchtungen wurden in Hamburg und in der ganzen Umgegend abſichtlich verbreitet, um die Sache des [illegible] Glück [illegible] [illegible], ja Manche hatten im Stillen mit dem Feinde ſich abgefunden, während die Andern doch zu weit vorgeſchritten waren, um ſolchen Verrath noch zu verhehlen zu können. Die engliſchen Behörden hielten für nöthig, um bei den hannöverſchen Unterthanen nicht alle Luſt zur Theilnahme am Kriege erkalten zu laſſen, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu laſſen, die mit beſtimmter Haltung die Zuſicherung enthielt, daß England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

Durch dieſe allgemeine Unruhe mußte natürlich auch Tettenborn ſich mehr oder minder gehemmt fühlen. Wirklich hatten die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]

Bewegungen gehörten, und beſonders auch durch die mit Oeſterreich angeknüpften Verhandlungen bewogen, [illegible] ſich den [illegible] hingegeben, daß in Deutſchland [illegible] keine Aufſtände und Volksbewegungen angeſtiftet, ſondern die Ehre und die Kraft der Völker nur nach Maßgabe des [illegible] der Heere unter der [illegible] geregelter Verwaltung bewegt werden ſollten, weshalb denn auch in den Städten, welche im Rücken des franzöſiſchen Heeres oft ganz von Truppen entblößt [illegible] einer Aufſicht zum [illegible] der [illegible] bedurften, die [illegible] nicht verlacht, ſondern im Gegentheil die [illegible] entſprechenden Stimmen oben gedämpft wurden. [illegible] öffentlich auszuſprechen, [illegible] Name [illegible] geworden, beſonders da für die [illegible] der Volksbewaffnung das größte Gewicht [illegible], und Hamburg [illegible] durch [illegible] ſich nach [illegible]. [illegible] im Volke, den Hamburgern [illegible] und [illegible] anzuordnen, nicht befugt, [illegible] und [illegible] anzuſchaffen, und nicht [illegible] zu [illegible], ſich auch [illegible] ſich zu beſchäftigen, in dieſer Zeit, wo man Aufrufe und Volksverſammlungen [illegible], und [illegible] zu [illegible]. Wir werden auf dieſe Umſtände [illegible], und [illegible] Unterlaſſung zum Vorwurf gemacht haben.

In dieſer Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erſchreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet ſei, und ſchon in die Elbzen Schanzen um sich verstärkte, mit Macht gegen Hamburg vorrückte. Die Insel Wilhelmsburg hat einen sichern Marschboden, der überall von Wassergräben durchschnitten ist, so daß man sich mit Truppen und Geschütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche zugleich in mannichfachen Bogen die Insel vor der Fluth schützen, und selbst nach Art bei hochstehendem Wasser kaum zu befahren. In Voraussicht dessen hatte Tettenborn die äußerste Spitze der Insel, wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterstützung, als durchaus unhaltbar gegen einen ernstlichen Angriff im voraus preisgegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Hamburg zu bestreichen, das Geschütz dorthin bringen müssen, wo es weder zu retten noch zu vertheidigen war, die Vorkehrung getroffen, daß die Kanonen, im Falle sie zurückgelassen wären, auf der Stelle unbrauchbar gemacht werden konnten. Als der günstigste Ort für den Überfall war der nördliche Theil der Insel und die sogenannte Fähre ausersehen, wo auch an Verschanzungen thätig gearbeitet wurde. Da holte in der Nacht vom 8. zum 9. Mai der General Vandamme, unter Begünstigung der Dunkelheit, vermittelst zusammengebrachter Böte eine starke Truppenmacht, deren [illegible] Mann bei Hamburg versammelt standen, herüber und auf Wilhelmsburg landeten sie, welche der Oberst Graf von Kielmansegge, welcher auf der Insel den Befehl führte, keine andern Posten auf die Redoute zurückzuziehen, und keinen eigentlichen Widerstand dort zu leisten. Allein der Feind hatte [illegible] die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], und man [illegible] [illegible] herankommen, als man den [illegible] [illegible] [illegible] war. Die Bestürzung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrenen Truppen entstand, und dass, nach einigen vergeblichen Schüssen, in [illegible] [illegible] Flucht überging, konnte den Verlust der ganzen Insel nach sich ziehen, da eine geraume Zeit [illegible] [illegible] der wenigen Offiziere, die [illegible] [illegible] [illegible] Erfahrung und Besonnenheit hatten, vergeblich blieb, und in dem ersten Augenblick hätte leicht die Insel von dem Feinde genommen werden können. Doch wagten die Franzosen nicht, so weit vorzugehen. [illegible], der die Hauptposten auf dem [illegible] hatte, sandte nach [illegible] 2 Kompagnien Mecklenburger zur Unterstützung, und den [illegible] von [illegible], der die Leitung der [illegible] übernahm; dieser sammelte die geflohene Mannschaft, stellte ihre Reihen her, und flösste ihnen durch seine eigne Festigkeit neues Vertrauen und neuen Muth ein; dann setzte er sich an die Spitze der Mecklenburger, ermunterte sie mit lautem, [illegible] [illegible], und führte sie rasch zum Angriff, die [illegible] folgten. [illegible] [illegible] im [illegible] vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf sich der Feind eiligst in die Flucht, die er durch [illegible] [illegible]

Schanze und einer Mühle zu decken suchten. Während des Vordringens auf [illegible] [illegible] den dänischen Oberstlieutenant von Haffner, der als Parlementair zu den Franzosen gegangen war, angeblich um sie zu benachrichtigen, daß die Dänen ihnen nicht gestatten würden, sich wieder in den Besitz von Hamburg zu setzen. Er war von ungefähr 20 Franzosen umgeben, mit denen er in die Hände der Russen fiel, und dies Zwischenereigniß veranlaßte einen kurzen Waffenstillstand, während dessen man sich wechselseitig erklärte. Der Oberstlieutenant von Haffner wurde sogleich freigegeben, die ihn begleitenden Franzosen aber gefangen genommen, weil auch auf deren Seite einige Hanseaten, die dem Stillstande vertraut hatten, hinterlistig waren festgehalten worden. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer seiner jenseitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Insel gereinigt, bis auf die südliche Spitze, die von dem feindlichen Geschütz bestrichen wurde. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 200 Mann gekostet. Die Hanseaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen, altes hamburgisches Geschütz, waren vernagelt zurückgelassen worden.

Die Franzosen hatten gleichzeitig einen Angriff auf den Ochsenwärder gemacht, und fingen an, hier sich allmählig auszubreiten, indem sie die 600 Hanseaten, welche dort aufgeſtellt waren, zurückdrängten. Tettenborn beorderte auf dieſe Meldung das Lauenburgiſche und das dritte hanſeatiſche Bataillon von Bergedorf und dem Zollenſpieker her dem auf Ochſenwärder gelandeten Feind in die rechte Flanke; dieſe Truppen griffen lebhaft an, und die Franzoſen, welche abgeſchnitten zu werden fürchteten, widerſtanden nicht lange, ſondern ſchifften ſich mit einem Verluſt von [illegible] Mann wieder ein, indem ihre Batterieen auf dem jenſeitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die Hanſeaten hatten hier etwa [illegible] Mann verloren, worunter 3 Offiziere.

Dieſe beiden Gefechte waren glücklich geendigt worden, allein der gute Erfolg konnte nicht die Einſicht auslöſchen, die ſich aus den beiden Vorgängen für die Hamburger ebenſowohl, als für Tettenborn und ſeine Offiziere in der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte dieſe Lage wenigſtens nicht ganz verborgen geblieben ſein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denſelben Verſuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, wovon er Ueberfluß hatte, koſtete, während auf der ruſſiſchen Seite auch der Sieg die ſchon ſo geringe Truppenzahl verminderte, und ein einziger Unfall beim Zollenſpieker, Ochſenwärder, oder auf Wilhelmsburg, die Stadt auf's Spiel ſetzen mußte. Tettenborn meldete ſeine Lage durch Couriere auf's neue, an allen Orten, wo er glaubte Hülfe und Unterſtützung zu erlangen, während er zugleich eifrig darauf dachte, die vorhandenen Mittel in ſich ſelbſt zu verſtärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute ſind, den Beiſtand von Landſtürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung, beſtehenden Bewaffnungen zu übernehmen, ſo gab doch Tettenborn ſich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und verſuchte, ſich auf die Bürgergarden zu ſtützen, die ſeinem Wunſche allerdings begierig entgegenkamen, und laut begehrten, an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarſchiren. Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewiſſe Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernſt und das Gewicht der Ueberlegung ihres Zuſtandes entfernten jeden Uebermuth, und machten Geſetzmäßigkeit und Eintracht wünſchen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar ſein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufſtand ſchrecklicher und verderblicher iſt, als geregelte Truppen, und da jedem bekannt war, daß dieſe Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrſcher verbrochen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen ſie abzuwehren hätten.

Die neuen Vorkehrungen fanden ſchnell Gelegenheit ſich zu bewähren. Nachdem es nämlich den Vormittag des 10. Mai's ruhig geblieben war, entſtand plötzlich gegen Mittag ein großer Alarm, es hieß, die Franzoſen wären 3000 Mann ſtark in Billwärder eingedrungen, und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter ſprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und ſchlugen größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man ſich einſtweilen am ſicherſten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf auf ihre Waffenplätze, und fanden ſich jetzt zum Ernſte zahlreicher ein, als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick, dieſe wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häuſern hervorſtürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu ſehn. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg ſchien ſtatt des Goldes jetzt nur Eiſen zu haben! Wie alles bereit ſtand, und gegen den Feind zu marſchiren dachte, ergab ſich, daß der Lärm bloß durch einen unbedeutenden Scharmützel, bei dem einige Schüſſe gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzoſe mehr dieſſeits der Elbe ſei. Tettenborn war unterdeſſen nach dem ſogenannten Letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu ſein ſchien, und hatte perſönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo ſie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwakirten. Jedoch blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet ſie bei dieſen Ereigniſſen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Abſichten ihres Hofes vorausſehn konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl erhalten, und ſollten ihrem Verſprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; Tettenborn, durchdrungen von der Einſicht in die Unzulänglichkeit ſeiner eignen Mittel, und ohne Hoffnung deren größere noch zu rechter Zeit von andrer Seite zu bekommen, nahm von dem entſtandenen Tumult Anlaß, die Dänen zur Hülfleiſtung aufzufordern, die er freilich nur in der äußerſten Noth begehren wollte, weil zu befürchten ſtand, daß die hereingezogenen Truppen nicht wieder hinauszubringen ſein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, da ſchon der Eindruck däniſcher Uniform gut auf die Bürger und unangenehm auf die Franzoſen wirken mußte. Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberſtlieutenant von Haffner in Altona, und mit dem General von Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck etwa 3000 Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß nicht wenige Schwierigkeiten gemacht wurden, ſo weit geführt, daß der General von Wegener endlich Abends auf dem Letzten Heller perſönlich erſchien, und alles Verlangte zu leiſten verſprach.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein franzöſiſcher Parlementair, der Oberſtlieutenant Reveſt, vom Generalſtabe des Generals Vandamme, auf der Elbe am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhauſe gebracht. Sein Verlangen, den General Tettenborn zu ſprechen, wurde ihm rund abgeſchlagen, daher er ſich bequemen mußte, ein Schreiben vom General Vandamme abzugeben, und ſeinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu ſagen. Er begann mit der prahleriſchen Erwähnung des Siegs, welchen Napoleon bei Lützen erfochten habe, und ſchloß mit der Aufforderung, daß die Ruſſen Hamburg, um dieſe wichtige Stadt nicht der Verwüſtung auszuſetzen, durch Vertrag übergeben ſollten. Einige zurechtweiſende Antworten brachten ihn bald außer Faſſung, und er wußte nun in ſeinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man ſein Schreiben nach dem Letzten Heller hatte ſchicken müſſen, wo Tettenborn daſſelbe erſt bei ſeiner Wiederkehr von einer Beſichtigung vorfand, und dann ſogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in ſeiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzoſen ihn jetzt nicht mehr erkennen, und vom Ufer aus das Boot in Grund ſchießen würden, worauf man ihm denn bewilligte, auf dem Blockhauſe zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebärdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn Tettenborn nicht hatte ſprechen wollen, und obgleich über ſeine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, ſo war es doch bald ruchtbar, daß ſeine Aufforderung ſchnöd' abgewieſen worden.

Den 11. Abends rückten nun wirklich die Dänen in Hamburg ein, zur unbeſchreiblichen Freude der Einwohner, die ſich nun ſchon ganz gerettet und für immer geſichert glaubten; ein Bataillon nebſt 10 Kanonen zog auf den Grasbrook, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgeſtellt, ebenfalls von einer Batterie unterſtützt, während andere Truppen ſich bei Bergedorf verſammeln ſollten, um den Zollenſpieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde für die Dänen von den Bürgern geſorgt; nur daß ſie im Biwak lagen, ſonſt konnten ſie Gäſte ſcheinen, die man eingeladen, um ſie zu bewirthen, ſo reichlich wurde ihnen an Speiſe und Getränken das Beſte dargereicht. Sie erſchienen als gute Nachbaren, die in der Noth hülfreich bei der Hand ſind, und die brave Mannſchaft hatte in der That keinen andern Wunſch, als nun wirklich einmal auf die Franzoſen loszuſchlagen, mit welchen ſie durch einen verabſcheuten Bund, der ihren Groll eben ſo ſehr heimlich genährt, als öffentlich zurückgehalten hatte, ſo lange Zeit vereinigt geſchienen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anweſenheit beſtens zu benutzen, wollte Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf die Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompanieen Bürgergarden ſich freiwillig erboten. Hier aber zeigten ſich gleich die Bedenklichkeiten der däniſchen Anführer; ſie hatten bei Bewilligung der Hülfe nach den früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die ſie jetzt, bei ſo ſehr veränderten Umſtänden, gegenüber den wieder zum Angriff herangerückten Franzoſen, nicht mehr in ganzem Umfang auszuführen und doch auch nicht ganz zu unterlaſſen wagten; ſie ſahen wohl, daß Tettenborn ernſtlich vorhabe, ſie mit in den Krieg *hinein zu verwickeln*, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden konnten; doch wollten und durften ſie auch nicht unnütz daſtehn, während ſelbſt die Bürger in's Feuer gingen, und ſo ſtellten ſie denn, nach vielem Verhandeln, die Bedingungen feſt, daß ihre Truppen, ihr Geſchütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweiſe aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde wehren würden, nach Hamburg vorzudringen; daß aber nur zwei Kompanieen auf Wilhelmsburg hinübergeſchifft werden ſollten, um die dortige Beſatzung zu verſtärken. Die letztere Beſchränkung blieb wenigſtens noch geheim, und ließ denn doch für Freund und Feind die Thatſache ſichtbar werden, daß die Dänen gegen die Franzoſen kämpften, und ſchon um deßwillen befahl Tettenborn, ſobald die zwei Kompanieen übergeſetzt waren, raſch zum Angriff vorzurücken. Dies geſchah von der Feddel her mit großem Ungeſtüm; Dänen, Mecklenburger, Hanſeaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und eine franzöſiſche Brigade leichter Truppen unter dem General Gengould wurde in die Flucht geſchlagen. General Vandamme eilte hierauf ſelbſt herbei, und ſtürzte mit der Diviſion Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, ſie ſo ſchnell nicht wiederfinden konnten. Das Gewehrfeuer war ſehr heftig, kaum eine Viertelſtunde hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Maſſen zurück, dann aber mußten ſie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beſchießen konnte, weil die eignen zurückkommenden Truppen den Weg verſperrten. Eine Schanze lag ſeitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marſchiren mußte, jedes weitere Vordringen unterſagen, und ſich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweiſe ergriff der Schrecken des plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von einigen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf den Deich und eiligſt rückwärts nach dem Ueberſchiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen ſich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in übereilte Flucht fort; die Truppen, anſtatt die Schanze zu beſetzen und von dort aus den Feind zu hemmen, ſuchten nur die Schiffe zu erreichen, um nach dem Grasbrook zurück zu gelangen. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, wenigſtens hatte Tettenborn ſie mit Abſicht an die Spitze des Angriffs geordnet; die Hanſeaten waren die letzten, welche das Feld räumten, und verloren am meiſten, unter andern ihren Bataillonsführer, der mit einer Anzahl ſeiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannſchaft verloren; einige Dänen aber, die von den Franzoſen gefangen worden, ſchickte der General Vandamme zurück, indem er behauptete, Frankreich ſei mit Dänemark nicht im Kriege. Das verlorne Geſchütz war von geringem Werthe.

Unterdeſſen hatte auch das zweite hanſeatiſche Bataillon von dem Ochſenwärder wieder nach Wilhelmsburg übergeſetzt und gleichfalls die Franzoſen angegriffen, ſuchte beſonders nach dem Ueberſchiffungspunkte der Franzoſen zwiſchen Haarburg und Wilhelmsburg vorzudringen, um ſie abzuſchneiden und ſie den andern, von der Feddel andringenden Truppen entgegen, zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Der Anfang war ungemein glücklich; bald aber drang auch hier der Feind, der inzwiſchen durch eine ganze Brigade, deren Anführer ein in franzöſiſche Dienſte getretener Fürſt von Reuß war, mit großer Uebermacht auf die Hanſeaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beſtändigem Feuern zurückwichen; hier aber konnten die Schiffe die ganze Mannſchaft nicht auf Einmal überſetzen, ſie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Waſſer fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entſchloſſen gegen den Feind Stand hielten, der ſie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, ſich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Waſſer, im Angeſicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als ſie ſich verſchoſſen hatten, kein Ausweg übrig. So fiel auch der Anführer dieſes Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieſer Gefechte iſt nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzoſen, die ſelbſt aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Diviſionen die Rede iſt, hervorgeht, und gegen welche auf unſrer Seite, alles mitgerechnet, höchſtens 2000 Mann gefochten, in Anſchlag bringt, und doch lag es nur an einigen Zufällen, die oft im Kriege ſo bedeutend werden, und ſich nicht beherrſchen laſſen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzoſen endigte.

Da der Feind jetzt Meiſter der ganzen Inſel Wilhelmsburg und der daran ſtoßenden Feddel war, ſo konnte er aus dieſer Nähe die Stadt mit Granaten und Bomben bewerfen, und es war vorauszuſehn, daß dies eine große Beſtürzung hervorbringen würde. Die beiden hanſeatiſchen Bataillons waren größtentheils aufgerieben, der Ueberreſt erſchöpft und zerſtreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo ſie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten ſie ſich neben dieſem Muthe auch wieder mit tauſend Meinungen und Beſorgniſſen unnütz ab. Ueberall waren gefahrvolle Poſten, viele darunter von höchſter Wichtigkeit, und keiner konnte hinreichend mit Truppen beſetzt werden, auf deren kriegsgeübte Feſtigkeit wäre zu rechnen geweſen. Die geringſte Unternehmung des Feindes, die jetzt gelang, konnte entſcheidend werden. Zwar legten einige däniſche Kanonenboote ſich zwiſchen die Inſeln und die Stadt, allein der Wechſel der Ebbe und Fluth hinderten ſie, zu den günſtigen Stellen hinzudringen, und ſie konnten nur einen Theil der vielen Uebergangspunkte beſtreichen. Tettenborn behielt ſein

Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ hier, der Feddel gegenüber, einige Batterieen errichten; ungefähr 1000 Bürgergarden und eine Abtheilung Mecklenburger nebſt den Dänen biwakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber auf dieſer Seite wurde der Oberſt von Both beſtellt. Auf dem Hamburgerberge ſtanden Bürger mit ihrem Geſchütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberſtlieutenant von Gunderſtrupp vom Iſumſchen Huſarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors von Buſch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine ſtarke Abtheilung zur blauen Brücke geſchickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze Innere der Stadt hatten die Bürger beſetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluſte der Inſel, nicht eben tröſtlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Allein ſie ſollte nicht lange mehr ſo verbleiben, und gleich an demſelben 12. Mai, wo das zwiefache Gefecht Statt gefunden hatte, erhielt Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte ſein können. Der däniſche Abgeſandte Graf Joachim von Bernſtorff war in England gar nicht angenommen, ſondern ſchnöde zurückgewieſen worden, indem das engliſche Kabinet erklärte, mit Dänemark nur im Einverſtändniſſe Schwedens unterhandeln zu wollen. Die Wirkung einer ſolchen Abweiſung war leicht zu berechnen, es ſtand zu erwarten, daß Dänemark nun auf's neue ſich an Frankreich anſchließen, oder, wenn nicht dies, doch auf jeden Fall ſeine Truppen zurückziehen würde; in fünf bis ſechs Tagen konnte der Befehl dazu eintreffen, denn der Graf von Bernſtorff war bereits zu Glückſtadt an's Land geſtiegen und auf dem Wege nach Kopenhagen. Dieſe ſchreckliche Vorausſicht ſo lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der däniſchen Truppen noch verſichert zu bleiben und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu laſſen, mußte des Generals erſte Sorge ſein, die zweite auf Mittel zu ſinnen, den unabwendbaren nahen Verluſt durch irgend eine neue Hülfe zu erſetzen. Die dringendſten Berichte ſandte er an Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein in letzterem mußte die entlegene hamburgiſche Sache gegen dringend nahe Angelegenheiten zurückſtehen, und Wallmoden hatte den gemeſſenen Befehl, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die mittlere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgeſandte Boten erwarteten ihn in Stralſund. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts anderes übrig, als zu verſuchen, ob nicht die ſchwediſchen Truppen, die in Mecklenburg, den Kronprinzen abwartend, ſtillſtanden, zur Rettung Hamburgs herbeizuziehen wären. Tettenborn wandte ſich an den General Döbbeln, der mit einer ſchwediſchen Diviſion am nächſten ſtand, und ſchilderte demſelben die bedrängte Lage Hamburgs mit der Aufforderung, in dieſer Noth Hülfe zu leiſten; allein die Unterhandlung zog ſich in die Länge und blieb noch unentſchieden.

Die Franzoſen ſäumten indeß nicht, ihre Fortſchritte zu benutzen, und neue zu verſuchen. Nachdem ſie ſich auf der Wilhelmsburg feſtgeſetzt und von dieſer Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten ſie auch den Uebergang beim Zollenſpieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung zwiſchen Tettenborn und Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13. Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenſeitigen Ufer von den Hanſeaten ſchon früher hatte geräumt werden müſſen, landeten etwa 220 Franzoſen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinſel beim Zollenſpieker, um zum weitern Uebergang vorläufig feſten Fuß zu faſſen. Der tapfre Major von Berger hatte aber nicht ſobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und 200 Mann Hanſeaten und Lauenburger unter dem Hauptmann von Lucadou dahin überſetzen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrſcheinlich um andere Truppen nachzuholen. In dieſer Lage war ihm kein Rückzug möglich, und gezwungen unterhielt er anderthalb Stunden das heftigſte Gewehrfeuer, dann aber ſtürmten die

Hanſeaten und Lauenburger, von ihrem tapfern Anführer ermuntert, mit gefälltem Bajonet hervor, worauf die Franzoſen die Waffen wegwarfen und ſich gefangen gaben. Mehrere, die ſich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, über 70 waren getödtet, die übrigen, worunter 40 Verwundete, gefangen. Der Verluſt der Unſern betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Dieſem verunglückten Verſuche ließen die Franzoſen hier keinen zweiten folgen; man begnügte ſich gegenſeitig, von Zeit zu Zeit das Geſchütz auf einander ſpielen zu laſſen, wo unſre vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verurſachten, und unter andern ein paar Schiffe voll Franzoſen, die ſich vom Ufer in die Mitte des Stroms gewagt hatten, in Grund bohrten.

Der Wechſel von Beſtürzung und Freude, den dieſe Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung; die nahe Bedrängniß führte aber, bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther, immer auf's neue zu der ungewöhnlichſten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürgergarde raffte die Leute von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte ſich kein Menſch mehr blicken laſſen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienſte der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinaus gelaſſen, damit ſich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringſten verdächtig ſchien, wurde angehalten und auf die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dieſes thaten die Bürger aus eigner Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug ſich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern iſt es, wie bei dieſer Maſſe von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufſicht blieben, und aus allen Volksklaſſen zuſammengetreten waren, während ſo vieler heftigen Anläſſe, nichts Ausſchweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil ſeiner Offiziere, alle Truppen und die meiſten Bürgergarden, befanden ſich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden hielten ſich zurückgezogen, keine Regung ging in dieſer Zeit von ihnen aus, keine Abſicht oder Geſinnung wurde von ihnen in dieſen ſtürmiſchen Tagen kund gegeben. Das, was ſie nothgedrungen beſorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geſchah mit der größten Unordnung, auf manchen Poſten litt die Mannſchaft über vierundzwanzig Stunden lang Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchſt gering war; ſogar die eignen Mitbürger die unter tauſend Ungemach auf entlegenen Poſten ſtanden, wurden häufig vergeſſen. Außerdem waren die Sendungen von Lebensmitteln beim Abgeben meiſt größer, als beim Ankommen. Unter ſolchen Umſtänden mag die Stadt das Vierfache deſſen bezahlt haben, was wirklich verbraucht worden iſt. Eine allgemeine Unzufriedenheit äußerte ſich laut und heftig gegen dieſe Anordnung. Gegen einzelne Perſonen wurden Beſchuldigungen ausgeſprochen, welche zwar grundlos, aber darum nicht minder gefahrvoll waren. Beſonders verdächtigte man die wieder eingetretenen Mitglieder des Senats, welche auch unter den Franzoſen Aemter geführt hatten. Für Tettenborn's Verhältniß und Lage war dies alles höchſt beſchwerlich und nachtheilig.

Am 14. Mai glaubten die Vorpoſten bei anbrechendem Tage durch den Nebel große Maſſen franzöſiſchen Fußvolks auf der Veddel zu ſehn, die gegen das Ufer marſchirten, um ſich einzuſchiffen, ſogar Kanonen meinte man zu erkennen, und als dieſe Meldung ſich in der Stadt raſch verbreitete, hielten die Einwohner jetzt den nachdrücklichſten Angriff auf den Grasbrook, der kaum noch zu vertheidigen ſchien, für gewiß, ja die Mitte der Stadt ſelbſt ſah man ſchon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Weibsleute nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterien der Bürger auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grauſenvolle Ungewißheit, ob der Feind ſchon gelandet ſei, ob er vordringe, machte den Zuſtand der Einwohner verzweiflungsvoll. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch ſolche, die ſonſt den Dienſt meiden mochten, ſich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, ſah man keinen Feind auf der Veddel, die Franzoſen lagen ruhig hinter den Deichen, und von Batterieen fand ſich keine Spur. Jedoch wurde auch in den folgenden Tagen, da alles ſtill blieb, und der Feind ſich begnügte, ſeine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der Ruhe froh, ſondern alles lebte in angſtvoller Erwartung, die von dem kleinſten Anlaß in heftige Bewegung geſetzt wurde. Das Unglück, das ſich näherte, kündigte ſich den geſpannten Gemüthern in ſicherer Schrecklichkeit an, die Mittel, es abzuwehren, lagen zu ſehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwiderſprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erſchienen eben durch dieſes Ruhigbleiben ſchon als eine unzulängliche, unzuverläſſige Hülfe; daß Tettenborn, bei ſeinem kühnen und kriegsmuntern Geiſte, mit den Dänen keinen Angriff unternehmen wollte, ſchien entſcheidend, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, ſo konnte man die Urſache nur in dem Nichtwollen der Dänen ſuchen, welches die Hamburger auf das ſchlimmſte zu deuten alle Urſache hatten. Und doch wußten die Meiſten nur halb, wie die Sachen ſtanden, und konnten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen von Bernſtorff noch nicht überſehen.

In manchen Augenblicken ſchmeichelten ſie ſich wieder mit der Hoffnung der däniſchen Hülfe, mit der

Annäherung der Schwedischen, mit herbeieilender russischer oder preußischer Verstärkung, mit dem bei Groß-Görschen von den Russen und Preußen erfochtenen Siege und dessen zu hoffender Nachwirkung, auch auf die Verbesserung des Zustandes an der Niederelbe; während der Eingeweihte längst von allem diesen wenig oder nichts hoffen durfte, sondern von allen Seiten nur immer mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung der Dinge heranreifen sah. Die unglücklichen Menschen aus ihrer Täuschung, sofern diese noch bestand, zu reißen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen; sie absichtlich darin zu befestigen, wäre ein grausames Spiel gewesen, das doch nicht lange hätte bestehen können. Unter diesen Umständen schien das Beste, ganz zu schweigen, und nur die Thatsachen reden und wirken zu lassen, da die Friedlichern zur verzweifeltsten Gegenwehr nicht erst in den Gemüthern erweckt zu werden brauchten, sondern ihrem Gemüthe glühend eingedrückt waren. Die in den Zeitungen mitgetheilten Nachrichten von dem Vorrücken der schwedischen Truppen an die Elbe, und andre dergleichen Angaben, waren nicht auf die Hamburger, sondern auf die Franzosen berechnet, die über Bremen mehr Tagesblätter bekamen, und durch solche Vorspiegelungen allerdings langsamer und vorsichtiger wurden. Sie erfuhren kein Detail, keine Tagesberichte, die Versprechungen ergeben oder gehindert hätte, nur konnte nur ſagen, und nicht völlig was zu ſagen, denn der Wille und die Geſinnung bedurfte keiner Bearbeitung, ſondern nur Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf andere Beiſtand; letzterer mußte fremden Mächten durch Angſt und glückliches Unterhandeln gleichſam abgezwungen, erſteres in dem gährenden Volke ſelbſt entwickelt werden, und freilich iſt eine Bevölkerung von 100,000 Menſchen ein Stoff, aus dem ſich außerliche Kräfte entwickeln können; wo ein ſolcher gegeben iſt, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte unverzüglich anwerben, und die Mittel auch an das Licht treten würden, denn auch ein Volk kann ewig, läßt ſich nicht bezwingen und unterdrücken, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, ſo lange es ſich nicht ſelbſt aufgab. Die Bürgergarde war der ſtärkſte Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Dienſt während einer ſorgenvollen Zeit, und durch den vielen, von ihr mit größtem Eifer lange [illegible] Dienſt, nach wenigen Tagen erſchöpft, und ungeſtörten begleiteten Mühe und Freude. Es wäre den Bürgern recht lieb geweſen, vom Feldmarſchall [illegible] mit ganzer Macht ſich in offenen Kampf zu ſtürzen, und in blutiger aber kurzer Entſcheidung Tod oder Freiheit zu finden; allein ſchleichende Aufführung war weder erträglich noch möglich. Die Feindſeligkeit einer überall durch[illegible] Angriff, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Wachen, Schanzen, Geſchütz, ſchon

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] Truppen [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hamburg ab. Welche Bestürzung unter den Einwohnern, welche [illegible] unter den Truppen [illegible] [illegible], ist kaum zu schildern. Sie [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hamburg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

im Stammbaume der Stadt nach. Er suchte auf eine andere Art zu ihrem Besitz zu gelangen, als durch einen Angriff, dessen Erfolg doch immer zweifelhaft war, und der auch im Gelingen eine große Menge Leute kosten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dazu allein [illegible] hätte. Die Unterhandlungen zwischen Altona und Hamburg wurden eifrig betrieben; der Präsident von Kaas war mit Vollmachten angelangt, um in das Hauptquartier Bernadotte's zu reisen, und hielt sich unterwegs in Hamburg eine Zeit lang bei dem Marschall Davoust auf, und was man von den geheimen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Neutralität, sondern auf ein völliges feindliches [illegible] an Frankreich. Bei dem [illegible] Verkehr zwischen den Nachbarstädten, die sich in vieler Hinsicht als Eine betrachteten, und denen die [illegible] Verhältnisse ein [illegible] [illegible] bieten, als daß, obwohl jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimen Verhandlungen der Dänen in Hamburg bekannt, man sprach laut davon, daß letztere mit den Franzosen vereinigt die Stadt angreifen, aber wenigstens auf glimpfliche Weise doch einschränken würden und den Russen nur freien Abzug gestatten würden, und so hätten die unglücklichen Hamburger nur [illegible] Truppen, die sich eben den [illegible] und [illegible] gezeigt, [illegible] feindliche Heere [illegible], und zwar um so gefährlicher, als man auch dieder Seite die wenigsten Veränderungen getroffen hatte, da die [illegible] der Dänen sich [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] zu können. Gegen die Franzosen waren die an der Elbe aufgeworfenen Befestigungen auch bei noch [illegible] Frost [illegible] [illegible], da der Strom sie [illegible]; von dem Lande her hatten sie noch [illegible] [illegible] [illegible]. Ein anderer [illegible] [illegible] noch [illegible] Sorge. Nach dem großen [illegible] in der letzten Zeit [illegible] man [illegible] Pulver an zu bilden; der Vorrath reichte für [illegible] [illegible] nur noch auf einige Tage hin, [illegible] [illegible] [illegible] auf den Wällen nur auf wenige Schüsse. Diese aber, und die Besorgniß, daß, wie auch der Krieg enden möge, Dänemark für Hamburg immer der nächste [illegible] bleiben würde, von dessen Händen die Stadt [illegible] [illegible] einen Theil schon durch die [illegible] der Elbe zu gewärtigen hatte, machte die Einwohner [illegible] gegen, auch gegen diesen Feind mit [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], als Befehlshaber der Bürgergarde, der schon lange mit [illegible] Erfolg gegen die [illegible] Stimmungen gekämpft hatte, und zum Theil von ihnen [illegible] war, erklärte bei dem Senat, und machte dem [illegible] die Anzeige, daß auf die Bürgergarde [illegible] nicht zu rechnen sei, und sie [illegible] gegen die Dänen nicht fechten würde. Die Hamburger befanden sich allerdings in einer [illegible] Lage, ohne alle Möglichkeit der Aussöhnung mit

Napoleon, bedrängt und bewältigt von der Uebermacht eines vordringenden Feindes, ſahen ſie eine Schlappe nach der andern erleiden, eine Hoffnung nach der andern verſchwinden, und allgemach einen [illegible] Freund entſchwand. Macht und Selbſtändigkeit hat es meiſt nur [illegible], daß der Einzelne wiſſe und vertraue, auch die Anderen, und wo nicht Alle, doch die Meiſten, ſeien ihm gleichgeſinnt. Dieſe Uebereinſtimmung fehlte, und ſie zu erregen wären Hülfsmittel [illegible] geweſen, wo kaum die Volksmaſſen [illegible]. Ein begeiſternder Volkswille aber, der die dunkle Kräfte der Maſſen an's Licht zu rufen und zugleich zu leiten gewußt hätte, erſtand nicht. Die Volksmaſſen ſahen alle auf Tettenborn, und erwarteten ſeinen Beiſtand; allein er konnte vorübergehende Unglücksfälle wohl ſtören, aber nicht verhindern. Es wäre leicht geweſen, das aufgeregte, eifrige Volk, deſſen Volkshaß gegen die Franzoſen ein ſo großes Beiſpiel gegeben, durch hinlängliche Kriegsmacht, um möglich verwendet an der Stelle [illegible] und vertheidigen zu können, und dem den [illegible] der Freiheit in ungewöhnlichen Maße [illegible] zu laſſen, die verbündeten Mächte und ganz Deutſchland hätten den letzten [illegible] kräftig geſtärkt; allein das Schickſal hatte nun einmal dieſe [illegible] Pfade hier eingeſchlagen und dem [illegible], um das [illegible] hervorgehoben, waren auch alle [illegible] dieſelben zugetheilt. Es war jetzt, gleichviel durch weſſen Schuld, mit Hamburg auf das lediglich gekommen, wo es nur noch galt, sich bis zur Verzweiflung zu wehren, und lieber unterzugehen, als sich zu ergeben. Aber obgleich der Reichthum und Wohlstand der Hamburger nicht in ihren [illegible] bestehe, die ohne Freiheit wenig werth sind, und die [illegible], die [illegible] und das Vertrauen auf [illegible], ihr wahrer Reichthum, so überall [illegible] hätten, so [illegible] dennoch alle vor dem Gedanken, den Staat den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Siegeslohne seiner Macht nur als eine rauchende Brandstätte zurückzulassen. Mit Tettenborn [illegible] nichts mehr zu hoffen hatte, als [illegible] und [illegible], zogen sich die Besitzlosen zurück, die [illegible] es eine Wohlthat, nicht Grausamkeit, gewesen wäre, wenn man, sogar wider ihren Willen, das [illegible] Rostopschin's nachgeahmt hätte. [illegible] haben es [illegible], nicht diesen Untergang gewählt zu haben, allein es war richtig, daß erst die Wiederkunft der Franzosen mit allen Gräueln der [illegible], langsamen Ausführung [illegible] jene Absicht [illegible] machte!

Noch einmal schien für Hamburg ein glücklicher Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von trübem Himmel zu verschwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte Hamburgs Schicksal zu Herzen genommen, und endlich den Abgeordneten der Stadt seinen unverzüglichen Beistand zugesagt; am 21. Mai kam der General von Tawaſt von Seiten des Kronprinzen zu Tettenborn, um demſelben den Anmarſch neuer ſchwediſcher Truppen anzukündigen. Ein Theil derſelben ſollte in Hamburg ſelbſt einrücken, die Hauptmacht aber Wallmoden's Heertheil zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verſtärken, um die Franzoſen durch dieſen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzuſtehen. Nichts konnte erwünſchter ſein, und ſchon war alles abgeredet, als auch der General von Boye eintraf, um wegen der ſchwediſchen Truppen von den Dänen, durch welche ſie in Hamburg jeden Augenblick eingeſchloſſen werden konnten, eine Sicherſtellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die däniſchen Generale ſich verpflichteten, jede Aenderung ihres neutralen Verhaltens gegen die Schweden achtundvierzig Stunden früher anzuzeigen, ehe ſie thätig einſchritten.

Mit dieſem Anliegen ging der General von Boye am 20. Mai ſelbſt nach Altona, und Tettenborn ſchlug alle ihm durch Eifer und Klugheit eröffnete Wege ein, ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Entſchließungen der däniſchen Befehlshaber geltend zu machen.

Während dieſer Verhandlungen hatten die Franzoſen die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raſchen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 20. von Wilhelmsburg aus nach dem Ochſenwerder übergegangen, hatten die ſchwachen

Posten des lauenburgischen Bataillons nämlich überall zurückgedrängt, und sich bereits in dieser Insel sehr ausgebreitet und theilweise festgesetzt, ehe die Meldung davon an Tettenborn gelangte. Dieser eilte sogleich herbei, und führte die zurückgewichenen, aber durch sein Erscheinen gleich ermuthigten Truppen persönlich gegen den Feind vor, und ließ sie eine günstige Stellung nehmen, wobei er sich lange Zeit dem heftigen Kugelregen der feindlichen Plänkler aussetzte. Da jedoch die Franzosen hier mit Macht übergegangen waren, und weiter vordringen zu wollen schienen, um die Russen von dieser Seite abzuschneiden, so ließ er schleunig das Bataillon Bremen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marschiren, um diese so lange zu behaupten, bis der von Wallmoden anzuführende Angriff den Feind von selbst hier wieder zum Rückzuge nöthigen würde; er selbst nahm sein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochsenwärder zu begegnen war die Stadt entblößt worden; wurde diese angegriffen, so konnte man nichts dahinschicken, was nicht anderswo eine Lücke gelassen hätte, und so blieb nur auf die ungewisse Hoffnung zu rechnen, daß die Franzosen ihren Angriff auf die Stadt selbst noch nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die verlangte Hülfleistung der Dänen; von beiden Seiten erdieß Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, ſtatt in Bergedorf einzutreffen, hatten ſich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen dagegen waren vorgegangen, und ſtanden ſchlagfertig in Altona und in Schiffbeck, ſo daß ihre Stellung eben ſo drohend erſchien, als ihre Abſicht feindlich zu vermuthen war, ſie brauchten nur noch einen Schritt zu thun, um Hamburg ſelbſt und alle dortigen Truppen unrettbar einzuſchließen.

Auf das Verlangen des Generals von Döbeln hatte der, ſtatt des abgerufenen Generals von Wegener in Holſtein jetzt den Befehl führende Generalmajor von der Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu Feindſeligkeiten überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch wohlunterrichtete Perſonen die Gewißheit, daß zwiſchen den Dänen und Franzoſen ein Vertrag abgeſchloſſen, und die däniſche Kriegsmacht in Holſtein ganz den Verfügungen des Marſchalls Davouſt überlaſſen ſei, daß alſo jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen ſelbſt, oder über das däniſche Gebiet von den Franzoſen, zu erwarten ſtehe. Der ſchwediſche General erklärte hierauf, in dieſem Fall hieße es die ſchwediſchen Truppen, die nach Hamburg kämen, geradezu dem Feind als Gefangene überliefern, und ihre rückgängige Bewegung, ſchon durch das Vorgehen der Dänen veranlaßt, könne nur fortzuſetzen ſein. Unter dieſen Umſtänden, bei der Mißſtimmung der Bürgerſchaft, dem Mangel an Schießbedarf der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Feindlichkeit der Dänen, mußte Tettenborn, der noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche dem ſtets ſich verſtärkenden Feinde kämpfend entgegenſtand, in der Nacht auf den 30. Mai dem Major von Pfuel nach Hamburg den Befehl ſenden, die Stadt zu räumen, und mit den wenigen dort noch befindlichen Truppen durch den Billwärder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Senat hatte ſchon früher aus eignem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathſchlagt, und ſandte jetzt Abgeordnete nach Altona, um die däniſche Vermittelung zu erbitten.

Heß löſte durch eine ſchon für ſolchen unglücklichen Fall im voraus gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach ſchon nicht mehr beiſammen war, und ſich in den letzten Tagen nur in ſehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angeſehenſten Einwohner, beſonders ſolche, die ſich auf irgend eine Weiſe für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden ſich zum Theil ſchon im Däniſchen, theils begaben ſie ſich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr [illegible] Mann, geſchah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüſſe, welche die Franzoſen gegen Morgen von der Feddel gegen die Stadt thaten, wurden noch von den Batterieen auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarſch geſchlagen, und die däniſchen Truppen ſetzten ſich in Bewegung. Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwärders ſah man der ganzen Länge nach däniſche Truppen mit zahlreichem Geſchütz aufgeſtellt, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die hinter unzugänglichen Verhauen längs der Gränze die Landſtraße beſtrichen. Eine Stunde ſpäter hätten ſie vielleicht ſchon Befehl zum Angriff gehabt, und das kleine Häuflein wäre in den Engen des Billwärders vernichtet oder gefangen worden. Der General von der Schulenburg band ſich auch nicht an die zugeſagte zweiſtündige Aufkündigung, ſondern fing die Feindſeligkeiten ſogleich an; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten durch das Steinthor den Nachtrab der Ruſſen, nahmen 4 hanſeatiſche Reiter gefangen, und wechſelten noch am Abend mit den Koſaken bei Bergedorf einige Schüſſe. Von Bergedorf an machte das preußiſche Bataillon die Nachhut, und der Tag ſollte nicht vergehn, ohne die Franzoſen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg wieder gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuſe waren ſie in zahlreicher Menge auf Stegen und gelegten Brettern übergegangen, und drängten die preußiſchen Plänkler zurück. Der Oberſtlieutenant von Borck eilte dahin, ſetzte ſich an die Spitze ſeiner tapfern Leute, redete ſie kräftig an, und ſetzte ein hartes Wort darauf, wenn einer von ihnen einen Schuß thäte; ſo ſtürzten ſie mit gefälltem Bajonet auf die Uebermacht des Feindes, und warfen alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über 400 Mann, von denen ein Theil durch Bajonet und Kolben, ein Theil im Waſſer umkam, nur wenige retteten ſich über den Fluß zurück. Von den 80 Preußen, die dieſes Heldenſtück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweiſe, daß es die Truppen ſchonen heißt, wenn man ſie mit dem Bajonet angreifen läßt.

Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verluſt am 31. Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen Wallmoden's angelehnt ſtand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas begonnen wurde, die Nachricht des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzoſen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen, dem zu einer ſolchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht ſcheut die herzzerreißende Wirkung ſolchen vaterländiſchen Trauerſpiels wie Phrynichus in verwünſchendem Danke zu erfahren.

Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommnes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereigniſſe, denen ich als Augenzeuge beigeſellt geweſen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu ſchildern verſuche. Denn war auch dieſe Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch ſelbſt eines großen Heertheils, ſondern nur einer mäßigen Truppenzahl, ſo darf ſie doch durch die Selbſtſtändigkeit des Anführers, und durch die Leiſtungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Geſammtbild dieſes ganzen Krieges ſich zuſammenſetzt, der auf unſrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Salluſtius ſagt, er habe bei Betrachtung der römiſchen Thaten und Schickſale oft überlegt, wodurch wohl am meiſten unter ſo großen Erſchütterungen und Gefahren der Staat erhalten und gerettet worden, und er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutſche Geſchichte hat ſolche Zeiten, welche ganz durch das Daſein einzelner Helden getragen werden, ſo die Zeiten Friedrich Wilhelms des großen Kurfürſten, ſo die Friedrichs des Großen. Aber völlig das Gegentheil von ſolcher Erſcheinung zeigt ſich in dem letzten Befreiungskriege, wo der Ruhm der Ereigniſſe, durch welche die deutſche Sache in ſo hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle ſich niederſenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürſten, tapfre Feldherren, einſichtsvolle Staatsmänner, doch eben deßhalb nennt er ſich nach keinem ausſchließlich, ſondern ſchwebt als namenloſes Eigenthum in hoher Gemeinſchaft über der ganzen Nation.

Bei dieſer Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zuſammengedrängt, ſondern mit dem geiſtigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erſcheint, und faſt in jedem Beſtandtheile gleichartig ſich wiederfindet, bei dieſer Eigenthümlichkeit darf die abgeſonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereigniſſen, auch ſelbſtſtändiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäſar's, Friedrich's oder

Napoleon's eine ſolche Nebenreihe darzuſtellen hätten; in den letztern iſt die Perſon des Oberfeldherrn die feſte Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Beſonderheit nur eine Ausſtrahlung von dort; hier umgekehrt ſtrömen die Strahlen aus dem Umkreiſe zu einer ſolchen Mitte zuſammen, zu der ſogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter ſchildern, ſich den namhaften anſchließen.

* * *

Der Fall Hamburgs machte den erſchütternden Beſchluß einer Reihe von Kriegsereigniſſen, welche der freudigen Zuverſicht, die ſie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entſprachen, ſondern die vaterländiſchen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabſtimmten. Die Schlachten von Groß-Görſchen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit friſchem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erſt kürzlich gegen den ſchon fernen Feind ausgezogen waren, der jetzt mit angeſtrengter Raſchheit wieder nah, und gleich in Schleſien wieder eingedrungen war. Die Schlachten ſelbſt waren für den Feind kaum Siege zu nennen, aber in ſeinen Händen ſah man erſtaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, beſtärkte und neue Bundesgenoſſen. Das ruſſiſche Heer mußte beſorglich gewahr werden, welch neue Wechſelfälle ſo fern von der Heimath ihm zu beſtehen waren; die preußiſchen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesſtrecken ermeſſen, welche faſt ſicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küſten der Oſtſee zurückgezogen, auf den Abſchluß der zum Theil ſchwierigen Bedingungen, unter denen ſie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe ſchien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade ſie am meiſten uns in den Dänen erweckt hatten. Oeſterreich rüſtete, aber ſein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die ſchwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Beſitz von Sachſen und einem Theile Schleſiens, bot in aller ſeiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigſten Anſtrengungen auf, und ſeine Heere wuchſen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll ſtand die zuſammengeſetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegeriſchen Alleingebieten des furchtbarſten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln ſchien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutſchland ausgebreitet; das Verhängniß ſchien die Anſtrengungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den franzöſiſchen Kaiſer nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der beſtürzten Hoffnungen gefeſſelt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, ſondern lebten hoffnungslos faſt um ſo ſtolzer fort, und in unſern Reihen wünſchte jeder nur die Fortſetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet ſehen. In dieſem Sinne bereitete ſich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs das Aeußerſte geleiſtet; er hatte Streitkräfte geſchaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf dieſem Punkte zuſammengehäuften Schwierigkeiten unabläſſig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erſt am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verluſt wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufſtellen, die Männer vom Kriegeshandwerk hatten jede militairiſche Obliegenheit dazu ſchon längſt verneint. Der Kaiſer Alexander ſandte ihm zur Anerkennung ſeiner verdienſtvollen Ausdauer den St. Annenorden erſter Klaſſe mit den ſchmeichelhafteſten Ermunterungen. Der beſte Troſt lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und

Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, ſondern mit ſeiner Reiterei wieder im freien Felde, und ſeinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, ſich entſchloſſen anſchickte.

Er hatte in den nächſten Tagen nach der Räumung Hamburgs ſeine Truppen bei Lauenburg zuſammengezogen, und ſeine Vorpoſten gegen Bergedorf und die Gränze von Holſtein vorgedrängt. In Boitzenburg ſtanden die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannſchaft und Geſchütz, denn obwohl die Angaben in der wieder franzöſiſchen hamburgiſchen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzoſen prahleriſch übertrieben, ſo befanden ſich doch in Hamburg, nach ſichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigſtens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unſrigen, und was in dieſen der entſchloſſene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelungenen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes ins Unbeſtimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir ſahen in der That auch alsbald däniſche Huſaren gegen uns erſcheinen, und mit den Koſaken und hanſeatiſchen Reitern plänkeln, und obwohl die däniſchen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen ſich den franzöſiſchen verbündet ſahen, ſo machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem ſtrengen Gange kriegeriſcher Verhältniſſe keinen Unterſchied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzoſen, denen untergeordnet zu ſein ſie ſich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, ſo würde ihm, nachdem die Dänen ſich ſo raſch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei geſtanden haben, mit aller Reiterei ſogleich in Holſtein einzufallen, das Land zu überſchwemmen, die Truppen zu zerſtreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geſchehen konnte, hat das Gelingen des ſpätern, viel ſchwierigern Verſuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entſcheidungen abwarten, die erſt den Geſichtspunkt aufſtellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln ſei. Dieſes verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem ſie ihre eigentlichſten Feinde nicht länger als Gegner vermiſſen ſollten, erhöhte die Spannung nach dieſer Seite außerordentlich.

Die Franzoſen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, ſich in dem unglücklichen Hamburg feſtzuſetzen und ihre vorhabenden Zerſtörungen zu beginnen, als ſie auch ernſtere Verſuche machten, in das Lauenburgiſche einzudringen, durch deſſen Beſetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn ſah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerſtehen, da die Einengung dieſes Landſtrichs zwiſchen der Oſtſee und dem Elbſtrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch raſche Angriffe auf ſeine Flanken und kühne Einfälle in ſeinen Rücken, zu ängſtigen und aufzuhalten, die einzige Art dieſes gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachſen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, deſſen Hauptmacht ſich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs ſtreifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden's, und längs der Oſtſee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich ſie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß ſie ſich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es ſchien daher das Beſte, dieſe Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloſer Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer verſagte, bot das linke deſto herrlicher dar, und der nicht raſtende Unternehmungsgeiſt Tettenborn's nahm ſogleich dorthin ſein Augenmerk, um in das Hannöverſche und Braunſchweigiſche einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weſer und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu raſcher

Wendung bereit, deſſen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweiſe zu bedrohen.

Bevor jedoch dieſer Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines franzöſiſchen Offiziers überraſcht, der in Begleitung eines ruſſiſchen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindſeligkeiten, zufolge eines geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, einzuſtellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzoſen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernſthaften Angriff auf unſre Vorpoſten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereigniſſe die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erſchüttert, der den Sieg, wenn er ſonſt nirgends zu finden wäre, im Tode aufzuſuchen bereit war, ſo erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenſtillſtandes auch die Muthigſten mit Beſtürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erſchien. Lieber geſchlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Geſinnung aller Krieger. Die Bedingungen ſchienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rückſicht auf Hamburg konnten ſie nur auf's neue den unſeligen Schmerz anreizen, den der Verluſt dieſer beſten deutſchen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzoſen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich geweſen, allein weder Freund noch Feind wußte bei den Hauptheeren ſchon deſſen Fall; die geringſte Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätte dieſen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Ausſicht, daß der Waffenſtillſtand nach acht Tagen die erſchöpften Kräfte ablöſen würde, eine ſo kurze Zwiſchenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten geweſen, und hart an der Grenze des Verderbens gerettet worden. Damit dieſer Schmerz noch erhöht würde, mußte auch erſt in Lauenburg ein Schreiben des ruſſiſchen Staatsſekretairs Grafen von Neſſelrode eintreffen, welches vorausſetzte, Tettenborn ſei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiſer wünſche die Stadt um jeden Preis gerettet, und ſolle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls ſein geſammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er dieſe Zeilen ſelbſt, nach dem Willen des Kaiſers, als den Befehl dazu anzuſehen. Eines oder das andere, dieſes Schreiben, oder jene Nachricht von dem Waffenſtillſtande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unſer, denn der Waffenſtillſtand hätte hier alles geliefert, deſſen man bedurfte, Zeit zur Befeſtigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anſchaffung von Pulver, zur Ankunft angemeſſener Verſtärkung, zur Entſcheidung der däniſchen und ſchwediſchen Verhältniſſe.

Infolge gegenſeitiger Uebereinkunft wurde die ruſſiſche Waffenſtillſtandslinie von dem Ausfluſſe der Trave vermittels Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die franzöſiſche lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwiſchen beiden Linien eingeſchloſſene Strecke wurde für neutral erklärt, und ſollte von beiden Theilen unbeſetzt bleiben. Die Neigung der Franzoſen zur gewaltſamen Anmaßung und zur Uebertretung der Verträge, ſo oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, ſondern bloße Laune und Gewohnheit ſie dazu anreizte, blieb während aller wechſelnden Zuſtände des Krieges immer dieſelbe, und auch hier wurden ſie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und anzufeinden, und ſich über Verletzungen von unſrer Seite zu beſchweren, ſo wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beſchwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatſächlichen Eingriffe durch den ſeine Vorpoſten befehligenden General Deniſſoff kräftig zurückweiſen. Er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Boitzenburg.

Während dieſes langen und verlängerten Waffenſtillſtandes entwickelten und geſtalteten ſich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anſtrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen ſelbſt Napoleon mit ſeiner ungeheuren Thätigkeit in den ſchon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln ſeines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleiche entgegenzuſetzen vermocht hat. Allein die getrennten Ausrüſtungen der Verbündeten ließen ſich, beſonders im Anfange, nicht gleich ſo deutlich überſehen und ermeſſen, und man betrachtete in großer Beſorgniß dieſe Weſtgrenze, die man von dem Feinde beſſer, als von uns ſelbſt bewacht zu ſehen fürchtete, und die, neben der Ausſicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines ſchlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen feſtgebannt hielt. Ja die beſten Hoffnungen derjenigen, welche der Perſönlichkeit der Fürſten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Klägliche und Schwankende, dem jeder Bündnißkrieg ausgeſetzt iſt, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußiſchen Rüſtungen gaben das Beiſpiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anſtrengung, wie ſie ſeit dem Anfange des franzöſiſchen Revolutionskriegs nicht waren geſehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der ſie nur durch die weiſeſten Maßregeln der Regierung und die allſeitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leiſtungen gaben den preußiſchen Rüſtungen in dieſer Stille einen ſo ſicheren und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geſchaffen ſah, als man hatte bereiten ſehen. Der Zumarſch ruſſiſcher Verſtärkungen dauerte ununterbrochen fort; darunter fand ſich auch die ruſſiſch-deutſche Legion, die nach der Niederelbe beſtimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unſrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zuſammengeſetzten Nordheeres, in welchem Wallmoden's Truppen einen Heertheil, und in dieſem die Truppen Tettenborn's eine beſondere Schaar bildeten. Engliſche Truppen landeten an der mecklenburgiſchen Küſte. In Mecklenburg ſelbſt wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landſturms, nach dem Muſter der preußiſchen mehr betrieben als aufgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohnheit kriegeriſcher Anſtalten, und ſelbſt die Störungen durch die Anweſenheit ſo vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirkſam werden; deſſen Fortgang hatte die Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, wenn es ſpäterhin nicht an Gelegenheit fehlte, ſich auszuzeichnen. Ueber Oeſterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauensvolle Zuverſicht jedoch bald hell und heiter erhellt zu ſehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, deſſen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland ſich um die Ruſſen das größte Verdienſt erworben hatte, ſollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, ſich denſelben mit größerem Dank von den übrigen Mächten erwarten. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unmittelbar benachbarten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Beſitz Norwegens zugeſichert, eine Zuſicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunſt hier ſich zu Maßregeln gezwungen ſähe, die einen Fürſten ſeines rechtmäßigen Beſitzes willkürlich berauben ſollte, ſo kann man zur Entſchuldigung anführen, daß der däniſche Hof ſchon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen ſich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem franzöſiſchen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müſſe, weil Rußland bei dem bevorſtehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordiſchen Mächte zugleich unverſichert bleiben konnte. Das däniſche Kabinet ſchien auch in der That, nach dem Untergange des großen franzöſiſchen Heeres in Rußland, ſich den Ruſſen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück ſich von den Franzoſen entfernte. In der Hoffnung, wegen Norwegen eine gütliche Vergleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinſchaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiſer von Rußland die däniſchen Unterhandlungen wohlwollend aufgenommen, und die preußiſche Regierung hatte unter dieſen Umſtänden den Abſchluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden drang darauf einen betreffſchen Kabinets, der ſchon dazu eingenommen war, als eine große ſchwediſche Partei war wegen der Beziehungen zu Frankreich aufgegeben ſah, und ſich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, daß erſt durch den Erfolg widerlegt werden ſollte. Die Blüthe der ſchwediſchen Kriegsmacht war nach einem [illegible] Aufenthalt in Pommern gebildet, zu einem Kriege beſtimmt, in welchem Schweden nur auf Koſten Dänemarks gewinnen konnte; die Ausſicht, durch die geringſte Verletzung jene, die Schweden nicht wie die andern Länder erſtrebte, [illegible] das Ausland verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, [illegible] zu einer [illegible] heit auf, die allerdings verbot ſich in ſolche Thätigkeit vorſichtig einzulaſſen. Die Truppen, welche ſchon auf dem Meere gelitten hatten, beiſammen zu halten und das Weitere abzuwarten, ſchien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel geſetzt werden ſollte. Der Kronprinz ſtand in doppelter Eigenſchaft da, als ſchwediſcher Thronfolger und als Feldherr; als jener ſah er ſich wegen des Verluſtes ſeines Landes wenig beruhigt, als dieſer keinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, deſſen Oberleitung ihm zugeſagt war, nicht entſprechen. Schweden hat ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt, keine große Bedeutung in dieſem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, ſondern mit dieſen und alſo auch mit Schweden in freundliche Ver-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible] Die [illegible] und [illegible] Die Jäger [illegible] und [illegible] und [illegible] Ein Zug [illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible] Die Jäger [illegible] den ganzen Tag [illegible] Die [illegible] und [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

ſich, um im rechten Augenblick unvermuthet hervorzubrechen; das Dorf [illegible] wurde ganz mit Jägern beſetzt, während man [illegible] ein Theil der [illegible] [illegible] verdeckt hielt, und den andern Theil des [illegible] unter [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] am [illegible] Tage [illegible] [illegible] als gewöhnlich, und erſt ſpät am Nachmittage [illegible] [illegible] [illegible] eine Veränderung. [illegible] [illegible] Zögerung des Feindes machte die [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] zum Angriff war. Die Franzoſen machten den [illegible] [illegible] auf den linken Flügel, und das [illegible] [illegible] ſich zuerſt mit einem [illegible] der [illegible] [illegible] Linien, das von den [illegible] der [illegible] [illegible] Linien, und 8 Kanonen [illegible] wurde. Die Franzoſen [illegible] den Angriff, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] die [illegible] war verloren, und die [illegible], den Feind zur [illegible] [illegible] allein zu laſſen, [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible], [illegible] der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], auf die [illegible] ein, die in großer Entfernung mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ſich in [illegible] [illegible] hatten, und bei [illegible] [illegible] Angriff in Menge [illegible] wurden. [illegible] [illegible] [illegible] ſich [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible], mit [illegible] [illegible], die [illegible]

[illegible] zu [illegible] [illegible] angefüllt [illegible] Franzosen blieben auf dem Platze, [illegible] weil die Reiterei [illegible] in die Mitte [illegible]. Die ganze Linie des Feindes [illegible] bis in die späte Nacht dauerte; unsere Truppen [illegible] zurück. [illegible] Gefecht, in welchem [illegible] Mann gegen mehr als [illegible] gestanden hatten, [illegible] zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachtet hatte, unter solchen Anführern zu erwarten habe.

In den folgenden beiden Tagen [illegible], daß auch der Feind [illegible], wo unsere Truppen [illegible]. Er nahm seine Richtung [illegible] auf [illegible], und man sah ihn [illegible] auf der Straße nach [illegible], während nur einzelne Abtheilungen sich unsern [illegible] entgegenstellten, und [illegible] in jener Richtung abzogen. Kaum [illegible] von dem [illegible] des Feindes in

Wittenberg entwichen, als er sogleich Patrouillen in den durch viele Seitenbewegung entblößten Raum schickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, [illegible] weggenommen und Posten aufhoben; ein Kosakenregiment blieb bei Wittenberg dicht an die Hauptmacht der schwedischen Truppen dicht angeschlossen, und beobachtete jede feindliche Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schweinitz und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenberg dem Feinde entgegengeschickt, der schon in dieser Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die sich fechtend zurückzog, sich zugleich in Schweinitz ankam, gleich darauf mit etwa [illegible] Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren gesammte Zahl über [illegible] Mann betrug, und sich [illegible] bei Schweinitz lagerte.

Tettenborn ging nun selbst mit allen Kosaken und den Lützow'schen Reitern in den Rücken des Feindes, und auf derselben Straße, welche dieser genommen, über Wittenberg hin nach gegen Schweinitz, allein der Feind hatte seine Truppenabtheilung zurückgezogen, sondern alles eilig beisammen gehalten, und den Rückmarsch eilig angenommen, so daß die Hoffnung, diesen zu überfallen, fehlschlug. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch diesen Marsch die Verbindung des Feindes mit seinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Wittenberg auch wurde der Major von Lützow mit einer ſtarken Parthei nach [illegible] abgeſandt, um den Feind ganz zu umſchließen, und ihm auch von dieſer Seite alle Nachricht abzuſchneiden. Dieſer letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchſte Wichtigkeit. Während nämlich der Marſchall Davouſt mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See ſtand, und nach jeder Richtung die dichte Umzäunung, welche die Koſacken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit ſeiner Uebermacht einen Entſcheidungsſtoß auszuführen, ſo daß man mehr als gewöhnlich behutſam ſein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marſch gewinnen zu laſſen, kam die Nachricht bei uns an, daß die franzöſiſche Hauptmacht aus Sachſen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen ſei, und dieſer in der Nähe von Berlin bei Zoſſen alle Truppen zuſammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorſpiel ſchon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine beträchtliche Truppenmaſſe auf der Straße nach Berlin im Anmarſch war, und der Kronprinz weder ſeine verſammelten Truppen vor der nahen Schlacht ſchwächen, noch in ſeiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungeſtraft geſchehen laſſen durfte, ſo ſandte er an Wallmoden den Befehl, den Marſchall Davouſt zu verlaſſen, und ſchleunigſt nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marſchiren. Zuanderen hätte mit ſeinen Truppen ſtehen bleiben, und den Marſchall Davouſt über den Ummarſch der andern zu täuſchen haben. Wallmoden ſetzte ſich ſogleich am 17. Auguſt in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieſer neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgeſchickt. Tettenborn zog ſich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte deſſelben, ſowohl um nicht die Rückzugsſtraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die ſchöne und vollkommen offne Ebene, welche ſich von Schwerin gegen Ludwigsluſt unüberſehbar ausbreitet, auf den Fall eines Angriffs für ſeine Reiterei vor ſich zu haben; er nahm ſein Hauptquartier in Lübtheen, wo Wälder und Buſchwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwiſchen dem Feind und den Unſrigen liegend jede Angriffsbewegung deutlich entdecken ließ, auch im unwahrſcheinlichen Falle, daß ſie bloß um die feindlichen Lager gezogenen Reiterpoſten überfallen und verdrängen würden.

Der Marſchall Davouſt hatte während der Abweſenheit Wallmoden's alſo am höchſtens 20000 Mann vor ſich, von welchen er ſich, der jetzt mehr als 30,000 Mann hatte, die ſpäterhin nach authentiſchen Liſten bis zu 35,000 ſtiegen, ohne die 10,000 bis 12,000 Dänen, anmaßte, glücklicherweiſe in der Lage hätten ließ; er ahndete ſo wenig, was bei uns vorging, daß er noch ängſtlicher als vorher ſich auf ſeine Stellung beſchränkte. Eine kühne Bewegung von ſeiner Seite in dieſem Augenblick, und ein raſches Vordringen durch die Priegnitz in die Mark Brandenburg, hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzoſen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchſt gefährlich, ja bei Davouſt's Truppenzahl für den Feldzug auf dieſer Seite entſcheidend werden können, wenigſtens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre ſie zu ſchlagen, immer rückwärts haben weichen müſſen, und der Kronprinz, von allen Seiten bedroht, ja für ſeinen Rückzug nach Stralſund beſorgt, hätte mit ſeinen geringen Kräften ſchwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löſte glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, und dieſe bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unſere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbeſetzten Weg, überall ſchwärmten Koſaken, deren Anzahl durch ihre ſtete Bewegung unberechenbar groß erſchien; die Patrouillen des Feindes, welche ſich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; ſo gewann es den Anſchein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr ſelber anzugreifen bereit wären.

Dieſe geſpannte Lage dauerte jedoch nicht lange; ſchon am 25 Auguſt kam die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit ſeinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherſtehende Truppen in die Gegend von Magdeburg abſenden konnte.

Unbeſchreiblich, und vielleicht zu ſehr vergeſſen iſt der Eindruck, welchen dieſe erſte Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte ſich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das ſeitdem der Gefährte unſerer Waffen blieb, und nur bisweilen zu ſchlummern ſchien, um deſto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, die ſpäter noch Einmal durch den General Bülow bei Dennewitz gelang, hatte dem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Menge einen erhöhten Glanz verliehen. Zwar nur Preußen waren zum Kampfe gekommen, aber der Kronprinz hatte mit kriegskundiger Einſicht ſeine ganze Stärke in der kürzeſten Zeit auf den bedrohten Punkt ſo verſammelt und aufgeſtellt, daß der Feind die Unmöglichkeit des Gelingens einſah, und die Schlacht nicht auf das äußerſte kommen ließ, ſondern, mit der Niederlage eines Theils ſeiner Truppen zufrieden, die übrigen gar nicht in's Gefecht brachte. Auch unſere Stellung gegen den Marſchall Davouſt gewann nun eine andere Anſicht, ſein Vordringen konnte weder ſo gefährlich, noch unſerer fernerer Rückzug ſo nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterſtützte, und dieſer bei jedem Schritt auf größere Verſtärkungen führte.

Unſere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu beläſtigen und ſeine Wirkſamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug franzöſiſcher Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannſchaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei dieſem Gefechte büßten wir auch Einige der Unſrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältniſſen lebte und noch glücklicheren entgegen ſah, dem frühſten Waffenrufe gefolgt, und nebſt vielen ſeiner ſächſiſchen Landsleute in die Lützow'ſche Freiſchaar getreten, wo er ſowohl wegen ſeines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeiſtes, als wegen ſeiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu ſterben, und in der That verſchob ſeine Geneſung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er ſich bei ſeinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungeſtümer Verwegenheit ſtürzte er bei dem erſten Begegnen auf den Feind, und fiel, von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, ſeine Geſinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unſchätzbarem Werthe, der Hauptmann Schaffer, deſſen wir ſchon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß ſein Name nicht ſogleich vergeſſen werde; er war in dieſen Tagen auf einem Streifzuge jenſeits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwiſchen hatte der Marſchall Davouſt den General Loiſon gegen Wismar abgeſchickt, und dieſer, nach mehrern Gefechten mit dem General von Vegeſack, die Stadt beſetzt. Die Beute war nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte, deſto beträchtlicher ſollten die Gelderpreſſungen ausfallen, die ſich der General Loiſon daſelbſt nebſt der ſchnödeſten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Roſtock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubſucht, und ein Verſuch, dahin vorzudringen, wurde ſogleich gemacht. Allein der General von Vegeſack ſchlug die Franzoſen bei Neu-Bukow, und warf ſie wieder auf Wismar zurück, welches ſie darauf ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldſummen vollſtändig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind ſich fortwährend ganz ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen geſondert ſtanden, da ſie auf Märſchen und in Gefechten mit den Franzoſen gemiſcht erſchienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahgelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausſchickte, beſtanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geſchütz folgte, das bei jedem Angriff der Koſaken ſogleich vorgefahren wurde und zu feuern anfing. Tettenborn verlegte ſein Hauptquartier nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beſchränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchſtreifen zu laſſen, auch in dem Lager ſelbſt ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden ſeine Poſten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager geſprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei ſich gehabt, erſah man, daß der Feind in beſtändiger Beſorgniß war von uns ernſthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um ſeine ganze Stärke beiſammen zu haben. Seine

Poſten zog er aus Vorſicht alle ein, damit dieſelben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr mit den Koſaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorpoſten Fußvolk ſähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger ſchlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüſch gedeckt, und ſchoſſen ihre Büchſen ab, der Lärm durchdrang ſogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unſern ſtreuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortſchritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen ſich vor Tag wieder auf ihre Poſten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg geſandt, welchen Ort aber noch vor ſeiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanſeatiſchen Reiterei bei Vicheln einen guten Angriff gemacht, und den Feind geworfen. Durch alle dieſe glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachſenden Unternehmungen, wurde der Feind immer mehr und mehr eingeſchüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit ſich zu keinem Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der ſo groß und ſo peinlich war, daß der Marſchall Davouſt ſogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausſchickte, ohne in dieſem Falle glücklicher zu ſein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat dieſe Abgeſchiedenheit des Marſchalls in Schwerin durch ein ſcherzhaftes Lied artig beſungen. Ein mit dem Kourier, der ihm überbringen ſollte, aufgefangener Brief der Marſchallin Davouſt an ihren Gemahl gab durch ſeinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu ſcherzhafter Beluſtigung.

Die Begierde ſich mit dem Feinde zu meſſen, war durch das Betragen deſſelben bei unſern Truppen täglich ſtärker entbrannt, es ſchien eine Schande, den nicht anzugreifen, der ſich vor unſerm Angriff ſo offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbſtüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeſchrieben war, zu überſchreiten; und Wallmoden ſelbſt bezeigte häufig Luſt, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, ſeine gute Stellung, und ſodann die Zuſammenſetzung unſrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen ſchienen, um von jedem Hauptſchlage abzumahnen. Auch blieb es bei dieſem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, ſich ſtärker gegen Roſtock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Kriwitz nach Warin zu marſchiren beſchloß, um mit dem General von Begeſack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren ſollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von ſcharfem Verſtand und gelaſſenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß ſeiner Gründe unter den vorhandenen Umſtänden vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieſer Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuſchalten, welche ſich ſchon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieſes Kriegs nur beſtätigt haben. Wenn Truppen neu ſind, ſo iſt dies ein Uebel, das man berückſichtigen muß, ſobald es ein ernſthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel iſt noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch ſeinen Geiſt die feſte Gemeinſchaft zu bilden, die aus verſchiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unverſuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus ſchlechten Truppen gute macht. Allein die meiſten neuerrichteten Truppen, beſonders die ſogenannten Legionen, haben immer eine ſchlechtere Rolle geſpielt, als ſie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeiſterung und des Volksſinnes in unſerer Zeit und Nation noch wenig reif, und durch militairiſche und politiſche Vorurtheile geſtört war. Selbſt die Thatſachen ſcheinen nicht lehrreich genug, und es erhält ſich, trotz der überzeugenden Erfahrung ſo vieler Kriege und auch dieſes letzten, eine militairiſch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche ſich doch, wenn ein groſſer Antrieb ſie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den beſten altgeübten Heeren entgegengeſtellt haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeiſterung und Volksſinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erſtaunenswürdiges Minimum ab, wie ſich dies ehemals bei den Franzoſen, und jetzt neuerdings eben ſo bei den Preußen, erwieſen hat. Mit dieſen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit ſchwerer zu vernichten und deren Unzuſammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlaſſen und der Marſchall Davouſt mit allen Truppen den Weg über Gadebuſch rückwärts nach der Stecknitz eingeſchlagen habe. Die Poſten, die er hatte ſtehen laſſen, um ſeine Bewegung zu verdecken, wurden ſogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengeſetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marſch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwiſchen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen ſchleunigſt zum Vorrücken befehligt; der Rittmeiſter von Herbert folgte mit einem Koſakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebuſch nach, der Rittmeiſter Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Koſakenregiment, ſuchte demſelben die Flanke abzugewinnen, der Oberſt Graf von Kielmannsegge rückte mit ſeinen hannöverſchen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die geſammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm ſelbſt unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marſch geſetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zuſammen, wo das Volk ſie mit dem größten Jubel empfing, und in der brauſenden Aufwallung einen der Einwohner, der ſich von den Franzoſen zum Spion hatte brauchen laſſen, beinah zum Tode mißhandelte, ſo daß man denſelben mit Mühe der Volkswuth entriß, und zur Unterſuchung gefangen ſetzte.

Der Marſchall Davouſt hatte den Schwerinern geſagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlaſſe ihn, eine feſte Stellung rückwärts zu nehmen, man möge ſich wohl hüten, darin eine Flucht zu ſehen, er würde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachſen und Böhmen drucken laſſen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzoſen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das vortheilhafteſte geſchildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieſes Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten, und dieſe erſchreckten den Marſchall Davouſt dergeſtalt, daß er ſeine ängſtliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, ſondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beſchloß dieſer Feldherr ſeinen mecklenburgiſchen Feldzug, in welchem er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit ſeiner beträchtlichen Streitmacht einer geringen Truppenſchaar gegenüber zum Geſpötte wurde. Napoleon hatte ihm, ſo lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mecklenburg beſtimmt, allein er ſelbſt ſchien nicht genugſames Vertraun auf dieſe Schenkung zu ſetzen, um in jeder Verheerung des Landes ſchon ſein Eigenthum beſchädigt zu glauben; die Franzoſen hatten ungeſtraft alle Plünderungen und Ausſchweifungen begangen; die ſchlimmſten Klagen aber führte man über die Dänen, welche von den franzöſiſchen Behörden durch mangelhafte Verpflegung abſichtlich genöthigt wurden, ihren Bedarf unordentlich und gewaltſam herbeizuſchaffen. Die däniſchen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwiſchen durch ſeinen nächtlichen Marſch mehrere Stunden Vorſprung gewonnen, und wurde erſt jenſeits Gadebuſch erreicht, wo die Koſaken ſeinen Nachtrab angriffen, und unter beſtändigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind ſich widerſetzte, um nicht ſeinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu laſſen. Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3. September, daß von Gadebuſch ungefähr **2000** Franzoſen, welche mehrere Kanonen bei ſich führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Abſicht nur ſein konnte, durch Gewinnung der ſüdlichen Spitze des Schaalſee's die Koſaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geſchehenden Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa **1000** Jägern und Koſaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die aber bei ſeiner Annäherung Zarrentin ſchon wieder verließ, und den Weg nach Mölln einſchlug. Erſt auf den Höhen hinter Gudow ſtellte ſie ſich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während deſſen unſer Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp deſſelben in Zarrentin eintraf. Man ſchlug ſich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unſere Jäger aus den Hecken und Büſchen des offneren Feldes bald vertrieben war, ſchien ſich in dem Walde behaupten zu wollen, beſonders da er bald merkte, daß er mehr und beſſeres Geſchütz als wir habe. Aber eine plötzliche und raſche

Bewegung, welche Tettenborn mit einem Koſakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entſchied dieſen ſogleich, ſeinen Rückzug auf Mölln eilig fortzuſetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verſtärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man ſchlug ſich bis ſpät Abends, mit abwechſelndem Glück, und beiderſeitem Verluſt. Tettenborn hatte inzwiſchen auch eine Parthei gegen Büchen geſandt, und dieſen Poſten, ſo wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem, dem Feinde abgenommen, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir ſie behaupten konnten. Der Feind, welcher ſeine Reiterei gegen die unſere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder ſolchen Gelegenheit eine Menge Leute, die verſprengt und flüchtig den raſchen Koſaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten dieſe einzelnen Poſtengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unſrigen noch die Franzoſen eigentliche Fortſchritte machten. Doch hatte der Feind auf dieſem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unſer Verluſt mochte über 200 Mann betragen, worunter viele der beſten Lützow'ſchen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanſeatiſche Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, ſchon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verluſt, den die von ihm geführte hanſeatiſche Reiterei ſchmerzlich empfand. Inzwiſchen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernſten Entſchluß gezeigt, die Stecknitz mit Anſtrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unſrer Verſuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartier des Marſchalls Davouſt befand ſich in Ratzeburg, wo er ſich, wie in Schwerin, der durch Seen und ſumpfiges Uferland geſchützten Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben ſo unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen ſich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beſchränken mußte, zeigte eine trübe Ausſicht, die ſich unberechenbar ausdehnte, und ſowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage läſtiger wurde; in unruhiger Spannung erſpähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab ſcharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt, als geſtillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendſte Aufforderung, ſeinen freiwilligen Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzoſen rührten ſich nicht, und der Marſchall Davouſt begnügte ſich in ſeinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die ſelten über eine halbe Stunde weit geſchahen und meiſtens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten ſchon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offenes Feld für raſche Unternehmungen ſich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiſer Aufſtände im Hannöverſchen mahnend zu rufen ſchien. Auch konnte der Marſchall Davouſt, ſobald wir auf dieſer Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, ſondern mußte für ſeine Verbindung, mit Frankreich ſowohl, als mit den franzöſiſchen Heeren, höchſt beſorgt werden, und deßhalb irgend eine Gegenwirkung verſuchen, zumal noch nicht der Zeitpunkt gekommen war, wo er ſich auf ſich ſelbſt beſchränken und darein ergeben durfte, innerhalb ſeiner Bollwerke eingeſchloſſen zu ſein. Daß er unſer Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, ſich durch die Gefahr, welche der Feind in ſeinem Entfernen von Hamburg ſah, hinlänglich geſchützte, und überdieß durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegeſack eine gute Stütze für ſeine Landwehr und ſeinen Landſturm fand. Zufolge dieſer Erwägungen verlegte Wallmoden ſchon am 6. September ſein Hauptquartier nach Dömitz, wohin ſich auch alle unſere Truppen in Marſch ſetzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten ſchon ſeit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöverſche gemacht, und die Stadt Dannenberg ſelbſt ohne Unterbrechung beſetzt gehalten. Der Feind, um alle ſeine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte dieſe Seite ganz entblößt. In dieſen Tagen jedoch ſandte der Marſchall Davouſt ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befeſtigung war, zum Mittelpunkte der Bewegungen zu machen, eine Brücke daſelbſt über die Elbe zu ſchlagen, einen ſtarken Brückenkopf auf dem jenſeitigen Ufer anzulegen, und dann mit geſammter Macht über die Elbe zu ſetzen, die Stellung an der Stecknitz aber einſtweilen nur bewachen zu laſſen. Dadurch traf man entweder auf den Marſchall Davouſt, im Fall er auf unſere Bewegung auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er ſeine Macht wegen der Beſetzung Hamburgs mehr, als wir die unſrige, getheilt haben mußte, mit vortheilhafter

Aussicht eine Schlacht liefern, aber man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Wallmoden ließ in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Partheien auf Kundschaft über die Elbe hinüber. Weil aber in diesen Tagen die feindlichen Posten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehreren Punkten vorzurücken versuchten, so kehrte er selbst mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück. Tettenborn, welcher seit dem Gefechte bei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boizenburg und Zahrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht der Franzosen vereitelt, die sich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, räthlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen

Aufklärung glaubte man ſchwerlich heute zu vermeiden, und ſtatt derſelben nur ein Gewebe dunkler Verſchiebungen zu finden. Sie alle zu beſeitigen, war ſchon wegen der Widerſprüche unmöglich, ſie auch nur theilweiſe aufzuklären immer mißlich. Die dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbeſtimmtheit hatte gleichwohl wieder eine Entſchuldigung in ſeinen eigenen höchſt peinlichen Verhältniſſen; ſein perſönliches Gewicht war zuſammengefügt aus dem der verſchiedenen Mächte, deren Bundesgenoſſe er war, und jeden Augenblick mußte er dieſes bei denen ſelbſt geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden ſahen mißtrauiſch auf die künftigen Vortheile, welche ſie durch vorausgeleiſtete Dienſte erſt einernten ſollten; die ruſſiſchen und preußiſchen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen ſtanden, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das doch in ſeiner Wichtigkeit beſtand, und in gewiſſen Rückſichten die Macht eines gebietenden Feldherrn ſehr beſchränkte. Der Kronprinz, um dieſer Abneigung ſo wenig als möglich Wirkſamkeit zu laſſen, mochte ſeine eigentlichen Abſichten und Wünſche nicht im voraus immer preisgeben, ſondern glaubte ſie gewiſſer auszuführen, wenn er erſt im Augenblicke ſelbſt, wo die Gelegenheit es forderte, ſich mit jeder Beſtimmtheit ausſpräche, bis dahin aber alles in dunkler Unſicherheit ſchweben ließe. Wir müſſen zugeſtehen, daß er im Ganzen dieſer Kriegführung an das richtige Zeitverhältniß, der bestimmten Ansicht und des persönlichen Antheils bei irgend einer Gelegenheit entfaltet habe; seine dichterischen Darstellungen aber erschienen als Ungeschicklichkeit und Widerspruch, wenn nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine Betheiligung in diesem Kriege überhaupt zeigte sich allerdings sehr verschieden von derjenigen, zu welcher die deutschen Gemüther aufgefordert waren; allein seine Rechtsgesinnung und sein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutschen Sache dennoch nahe genug.

In diesen Tagen hatten wir die ausführlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeschreibliche Freude, welche sie erregten, wurde auch nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die Begeisterten Waffenbrüder noch so sehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Aussicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entscheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Abwehrung und Beschäftigung des Marschalls Davoust mit seiner überlegenen Macht leicht ein eben so großes Verdienst und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenstärke zu erwerben vergönnt gewesen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn und die Ehre und Namen die Geschichtsblätter aller Kriegsschauplätze über die bisherigen Leistungen, welche auf diese so sehr

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] nicht mehr nöthig war, und ist es nicht schon ein Übergang, ein Fall, wie nicht zu [illegible] pflegt, der [illegible] und [illegible] [illegible] gemacht würde, daß den einzig [illegible] Ausgang zu [illegible]?

Wir brachten die Nacht in der [illegible] zu, am Mittag darauf die Meldung erhielt, daß der Marschall Davoust, [illegible] [illegible] von der geringen Stärke der ihm entgegenstehenden Truppen, [illegible] gegen Magdeburg als gegen [illegible] im [illegible] sei. Auf diese Nachricht [illegible] Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil seiner Truppen über die Elbe zurück, er selbst nahm sein Hauptquartier in [illegible]. Wir andern aber blieben in der [illegible], wo noch immer Gefangene eingebracht wurden, und [illegible] Beiträge der [illegible] [illegible] [illegible] wurden. Die [illegible] von [illegible] war bei Lüneburg [illegible]gangen, und hatte auf der [illegible] noch [illegible] einen [illegible] [illegible] mit einer Abtheilung Franzosen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. Da die Elbe nun [illegible], wenige [illegible] von den [illegible] bei der [illegible] wurden in [illegible] aufgestellt[illegible], andere in den [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] gestellt, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu können, das ganze Land bis [illegible] und [illegible] lag offen da. Die [illegible] von [illegible] war gerades auf Lüneburg gegangen, und in der Nacht, welche den Feind in größter Eile bis [illegible] verfolgt, aber mit Erbitterung verlassen hatte, ohne Widerstand eingerückt. Das [illegible] brachen nun am 26. September aus der Görde auf, und marschirten nach Lüneburg, wo das Hauptquartier und die [illegible] bleiben, während Tettenborn mit den Kosaken weiter zog und nach [illegible] erreichte. [illegible] er von hier aus den [illegible] von Harburg in der Richtung von [illegible] auf die Straße von Hamburg nach Bremen, [illegible] den [illegible] von [illegible] auf die Straße von Hamburg nach [illegible], wo [illegible] einen [illegible] gegen [illegible] und Davoust zu [illegible] hatte, mit großer [illegible] den Feind warf, und [illegible] Gefangene erhielt. Andere Parteien [illegible] und [illegible] an, und [illegible] an der Elbe [illegible], Bleckede und Lauenburg, [illegible]. Die Stadt Lüneburg wurde auf das sorgfältigste [illegible] und [illegible], um den Feind über unsere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuschung zu erhalten. Durch diese Anstalten und [illegible] von Wallmoden erhielt unser [illegible] Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Richtung; seine Communication [illegible] mit Bremen [illegible] und [illegible], seine Stellung an der Stecknitz in der Front durch [illegible] bedroht, [illegible] Kraft genug waren, um seine Stellung zu verlassen, und er [illegible] auf dem linken [illegible] durch Truppen bewerkſtelligt, deren Stärke er nicht zu ſchätzen, aber, nach allen Bewegungen, die er machen ließ, für ſehr bedeutend halten mußte, die Hauptmacht der Truppen Wallmoden's ſtand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jenes Zutrauen, jenes [illegible] des franzöſiſchen Feldherrn konnte erſchüttert werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwiſchen erhielten wir auf dem nächſten Wege über Mölln die Nachricht, daß der Feind, obſchon er Ratzeburg beſetzt gehalten, auf dieſer Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreiſtündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unſern auch Wittenburg verlaſſen hätten. Allein der Feind zog ſich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Wittenburg kam er gar nicht, ſo daß dieſe ganze Angriffsbewegung ein bloßes Scheinmanöver blieb, ſei es nun, daß er gleich anfangs nur einen ſolchen beabſichtigt habe, oder durch die Beſetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von ſeinem höheren Plane abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzoſen an der Steckniz in verſtärkter Bewegung blieben, beſorgte Wallmoden ein neues ernſtliches Vordringen derſelben in das Mecklenburgiſche, und rief auch Tettenborn ungeſäumt nach Boizenburg zurück, um [illegible] bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzugehen. Die aufgelöſten Bataillone wurden [illegible] nach Dömitz beſtimmt, mit Ausnahme der von dem Rittmeiſter von Heinitz befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant von [illegible] in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigſtens ſo lange als möglich die Ehrſucht des Feindes nach dieſer Seite rege erhalten, und ſich alle Rückſichten, um ihn nach Kräften zu ſchwächen und zu [illegible]. Am 28. September Mittags marſchirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Bleckede ſtehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten ſich inzwiſchen aufgeklärt, ſie waren eine Folge des [illegible], welche die Ruſſen ihm erregt hatten, und die Franzoſen, nach [illegible], einmal [illegible] gerathen, gegen zahlreiche Verſtärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die [illegible] Schanze gehörig zu beſetzen, und einen Angriff von dieſer Seite abwehren zu können. Wir [illegible] nach [illegible] am 29. [illegible] wieder nach Dannenberg zurück, um das [illegible] und [illegible] Blick, und [illegible] am folgenden Tage mit den Reitern wieder nach Lüneburg. Die verſtärkten Bataillone gegen wieder an die Elbe und gegen Lauenburg vor, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, denn auch der Feind hatte [illegible] Verſtärkung [illegible] hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hauptort, und deſſen Nähe dem Feinde unerträglich Anlaß zu Verdruß. Beſorgniß, Rathloſigkeit und Zweifel geſchienen hatten, die deren Gleiche man auch ſeinen Gegenwirkungen eine Art von Mattheit ſehen konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Hamburg und die Harburger Schanze beſchränkt, die Koſaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die Franzoſen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Morand, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes ſehr geſchwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unſeren Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Wappenzeichen der franzöſiſchen Herrſchaft, die ſämmtlichen Schilder der Douanen, und dieſes Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewieſen die Einwohner in Aufſuchung verſteckter Franzoſen und Anzeigung franzöſiſchen Eigenthums. Außer unſerem eigenen Siege brachten wir auch die erſten Nachrichten von den bedeutenden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten gleichzeitig erlitten hatte; dieſe Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit ſtrenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeſchoben; ſie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weſer und ihre Hauptmacht ſonach von dem Feinde nur wenig zu ſehen war, und kleine Gefechte ohne Bedeutung wenig vermochten, ſo war bald alles mit den Kriegsbedürfniſſen überſchwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des angeführten Verlangens unentgeldlich gebracht wurden, und der Feind ſah ſich an den Harz und die Stadt keine wichtigen Anlehnungspunkte zu Schanzen gemacht. Am beſchwerlichſten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unſerer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erſchienen, ſich vereinzelten und ſich wieder zuſammenzogen, und ihren feindlichen Bewegungen gewandt oder verſchwunden waren; ſie fingen Kouriere, Poſten und Zufuhren auf, machten alle franzöſiſche Verwaltung unmöglich, ſchnitten Nachrichten ab und verbreiteten falſche, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marſche und in den Quartieren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da ihre Beweglichkeit ſelbſt in Ungewißheit über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Koſaken, die an demſelben Tage an verſchiedenen Orten geſehen worden waren, zuſammenrechnete, eine ungeheure Zahl herausbrachte, ſo vermehrte ſich nur die Schwierigkeit, etwas gegen ſie zu unternehmen. Der franzöſiſche General von Oſten marſchirte von Hamburg mit Fußvolk und Geſchütz gegen die Streifereien, welche den Mittelweg von Harburg nach Buxtehude und Stade hielten, allein die Koſaken wichen immer aus, bei Hollern entſtand ein hitziges Gefecht, worin ſie eine Anzahl Gefangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken nach Harburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unſere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kourieren, die zwiſchen Hamburg und Bremen gingen, aufzulauern, ſo daß dieſe endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja ſogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von dem franzöſiſchen Oberſten Grafen von Salm-Kyrburg, der zufolge der Brieſſchaften eines aufgefangenen Kouriers mit [illegible] weſtphäliſchen Reitern einen Parteigang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren.

Etwas beſſer hielt ſich der Feind zunächſt der Elbe; die Beſatzung von Harburg war bis auf [illegible] Mann verſtärkt worden, und die Hoopter Schanze und der Zollenſpiker wurden mit mehreren Bataillons beſetzt; auch wir hatten inzwiſchen gegen [illegible] Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieſer Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winſen, Artlenburg und Hohnſtorf ſchlug man ſich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen ſehr viele Leute; wir hatten in manchen dieſer Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl [illegible] bis [illegible] Mann eingebüßt. Bei einem ſolchen Gefechte war im Dunkel der Nacht ein franzöſiſcher Offizier mit 6 Mann verſprengt worden, und wurde erſt einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Abſicht gehabt, ſich durch nächtliche Märſche bis nach Magdeburg durchzuſchleichen, und war ſo überzeugt von der Niederlage unſrer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marſchall Davouſt den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achſelzucken der Zuverſicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekoſtet, viel Leute!“ — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeiſter von Herbert gefangen genommen. Unſere Mittheilungen dagegen gelangten durch dieſen letztern ſicher bis zu den engliſchen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzoſen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unſern Nachrichten von dem großen Kriegsſchauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptſachen jedesmal ſchleunig durch den Druck mitzutheilen, um ſolchem Eifer möglichſt zu entſprechen. Das Zuſtrömen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihefolge von Druckblättern, die von ſelbſt eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinſchaftlichen Namens bedurften. Die durch unſern Zweck erzeugte

Rückſicht auf die Oertlichkeit der nächſten Gegend machte den Marſchall Davouſt bald zu einem Hauptgegenſtande dieſes Blattes, welches, mit dem Hauptquartier Tettenborn's ſeinen Erſcheinungsort wechſelnd, und unentgeltlich ausgetheilt und verſandt, in kurzem eine ungeheure Gunſt und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an ſatiriſchen Ausfällen, in welchen die gute Laune unſers Hauptquartiers ſich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützow'ern ſtand, ihre Beiſteuer gaben. Die Franzoſen waren bisher gewohnt, ſolche Feindſeligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer ſich, als man ihnen nicht das Gleiche, ſondern Beſſeres bot, und ihr erſchöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marſchall Davouſt hier bald als der Vandale Gänſerich, bald als Robinſon und **Hermite de Ratzebourg** bezeichnet wurde. Dieſe Zeitung hat uns ſeitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis ſie zuletzt in Frankreich mit dem 16. Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marſchall Davouſt blieb. Wir haben der litterariſchen Nebenſache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unſrer Meinung nicht geringe Verdienſt anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieſer Weiſe offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und keine Möglichkeit einer Ausſöhnung ſich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verſchmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rückſichten und Glimpf aller Art noch ſorgfältig dieſe Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußiſchen Jägern, die ſich verſchoſſen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzoſen endlich wieder Meiſter von Lüneburg wurden, hatte ſie ſich verſtecken müſſen, und auch ſpäterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und ſogar mancher Einheimiſchen erfahren müſſen, bis ſich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ ſie aufſuchen und zu Tiſche einladen, als eine würdige Kriegsgenoſſin; ihr Betragen war hier eben ſo unbefangen ſittſam, als es dort unbefangen muthig geweſen war. Um ſie nicht neuer Rache des Feindes auszuſetzen, wurde ſie, die bald entſchloſſen war, alte Verhältniſſe gegen neue zu vertauſchen, mit für ſie günſtiger Ausſicht nach Berlin befördert. Es iſt ein Zeichen des Geiſtes, der unſern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Triebe ſich zu dem Kampfe berufen glaubten, der ſonſt nur Männern obliegt; eine Erſcheinung, die ſchwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwiderſprechlich die gerechte Sache zu erkennen gibt. Wir nennen bei dieſer Gelegenheit noch Eleonoren Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem ſtillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen Auguſt Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'ſchen Jägern beigeſellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, ſondern wäre auch als Mann ausgezeichnet geweſen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel ſie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlaſſen. Sie entdeckte ſich einem Offizier, durch deſſen Vermittlung ſie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen ſtarb ſie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kameraden, deren Liebe und Achtung ſie in hohem Grade beſeſſen hatte.

Die Nachrichten von unſern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichſten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schleſien, und der Mark Brandenburg ſchon ganz nach Sachſen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahlreiche Streifſchaaren zogen in ſeinem Rücken und auf ſeinen Flanken ungeſtraft umher, und beſuchten Braunſchweig und ſogar Kaſſel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tſchernyſcheff mit 3000 Pferden vorgeſchickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in dieſen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereigniſſe immer feſtere Grundlage boten. Der Marſchall Davouſt hatte ſeine Hauptſtärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochſenwärder, beim Zollenſpieker und bei Lauenburg verſammelt; er ſchien äußerſt beſorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, deſſen Befeſtigung er eilig vermehren ließ. Bei dieſer Lage der Dinge erſuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Vegeſack beobachten zu laſſen, da der allgemeine Zuſtand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieſer Seite zu befürchten gab, ihm ſelbſt aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf ſein Erſcheinen wartete, um ſich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverſtanden; und was er in Rückſicht des Marſchalls Davouſt wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugeſtehen. Dieſen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, dieſe Feinde nicht länger unangetaſtet in ſeinem Rücken zu laſſen, wenn er, wie er ſchon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um ſich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er ſandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Verſuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzoſen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß ſie bei dem erſten Anlaß ſich hinter die Eyder zurückziehen würden, geſondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieſes Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte ſeine Truppen bei Gadebuſch zu einer kräftigen Angriffsbewegung verſammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeiſter von Herbert und Lieutenant von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Koſaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede auf Kähnen, die er früher hatte zuſammenbringen laſſen, über die Elbe, und marſchirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff beſtimmt; allein der Marſchall Davouſt hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergeſehen, und ſchleunig alle Truppen aus dem Ochſenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, ſo daß die natürliche Schwierigkeit, welche die ſumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegenſetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderſeitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zuſtande; der General von Vegeſack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber ſtehenden Vorpoſten, bei welchem die hanſeatiſche Reiterei ſich ſehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanſeatiſcher Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können ſchien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zuſtand ertragen, der allen ſeinen Eigenſchaften widerſprach, und ſeine ausgezeichnetſten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem ſchleſiſchen Heer über die Elſter gegangen ſei, und den Feind fortwährend hart bedränge, ſo wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Ausſicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu ſein ſchienen, während die Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug ſchon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tſchernyſcheff nach Kaſſel und die glänzende Einnahme dieſer Stadt hatte Schrecken und Beſtürzung weithin verbreitet; allein durch ſtärkere, von Frankfurt her im Anmarſch befindliche franzöſiſche Truppen bedroht, waren die Ruſſen von Kaſſel wieder aufgebrochen, und eilten, indem ſie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

(Der Verfolg im vierten Bande.)

Inhalt des dritten Bandes.

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Seite
Studien und Störungen. Berlin 1807 1
Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter 61
Tübingen. 1808. 1809 83
Steinfurt. 1810. 1811 127
Harren und Streben. Prag 1811. 1812 168
Tettenborn 213
Hamburg im Frühjahr 1813 219
Kriegszüge von 1813. 1814 382

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

Druck von [illegible] & [illegible] in [illegible].

Kriegszüge von 1813 und 1814.

(Schluß des im vorigen Bande abgebrochenen Abschnittes).

Gerade in diesem Zeitpunkte, als die Franzosen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte Tettenborn den Plan, mit einer fliegenden Schaar an die Weser vorzudringen und Bremen zu überfallen. Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeist seines Freundes nicht länger zu lähmen. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen entgegenstellten, ungemein groß. Von Boitzenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, also ein viertägiger angestrengter Marsch durch zum Theil unwegsame Gegenden. Die geringste Nachricht aber, die während dieser Zeit der Feind von unserer Bewegung erhielt, mußte deren Zweck vereiteln. Bremen selbst war mit Wall und Graben befestigt, die Thore durch Schanzpfähle geſichert; zwiſchen Bremen und Haarburg lag der Zwiſchenpoſten Rotenburg, der ſehr gut verſchanzt und ſtark beſetzt war; der Marſchall Davouſt konnte ohne alle Gefahr eine anſehnliche Truppenſtärke von Hamburg aus abſenden, um uns auf unſerem Marſche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erſt auf dem Rückmarſche, abzuſchneiden, während die Beſatzung von Bremen, Nienburg und Minden uns auf der andern Seite entgegenrückten; gegen alle dieſe Gefahren blieb nur ein einziges Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen Ausführung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite des Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung gab. Allein Tettenborn ließ ſich durch keine Betrachtung von Schwierigkeiten abſchrecken; was er mit großer Kühnheit entworfen, das führte er mit ſorgfältiger Vorſicht aus, und indem er dieſe beiden entgegengeſetzten Eigenſchaften mit ſtarker Kraft zuſammenhielt, errang er bei allen ſeinen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der den Augen der Welt ſo gern als das Glück des Feldherrn erſcheint, und doch meiſtentheils die innerſten Beziehungen auf deſſen Karakter und auf das Zuſammenwirken der Dinge in ſeinem Geiſte hat. So war es hier, wo die Kühnheit ins Verderben führen, die Vorſicht die Unthätigkeit bewirken mußte, und nur beide in rechtem Maaß zur Einheit gebracht, der Sache gewonnen waren.

Abends am 9. October versammelte Tettenborn auf dem linken Elbufer bei Bleckede die Auswahl von Truppen, welche er zu seinem Zuge nach der Weser bestimmt hatte, nämlich [illegible] Kosaken, etwa so viel preußische Jäger, die zum Theil auf Wagen gefahren wurden, und 4 reitende hanseatische Kanonen, worunter 2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant von [illegible] mit einer Abtheilung Kosaken nach Celle geschickt worden, um allen Verkehr gegen Harburg hin auf das strengste zu sperren, und ein gleicher Befehl nach Lüneburg an den Lieutenant von [illegible] ergangen war, brach Tettenborn am 10. October mit den genannten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf, und marschirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghausen nach [illegible]. Am zweiten Tage ging der Marsch nur bis Soltau. Am dritten über Vißelhövede nach Verden, wo wir am 12. Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und wegelosen Öden der Lüneburger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beschwerden eines Marsches, der auf Nebenwegen unbemerkt sein Ziel zu erreichen strebte, war das Fußvolk, dem die Wagen selbst bald zu Hindernissen wurden, und das Geschütz mit unbeschreiblicher Arbeit in eiligem Zuge fortgerückt worden, und folgte gleichwohl nur langsam den Kosaken nach, die in einzelnen Partheien schon weit vorausstreiften. Von Vißelhövede aus schickte Tettenten den Oberſten von Pfuel mit einer ſtarken Abtheilung Jäger und Koſaken nebſt einer Kanone gegen Rothenburg ab, um dieſen wichtigen Poſten zu gleicher Zeit mit Bremen anzugreifen, und ihn zu verhindern, ſogleich Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Hamburg zu ſenden. Der Major Deniſoff eilte mit einer andern Abtheilung Koſaken voraus, um bei Hoya durch die Weſer zu ſchwimmen, und alle Zugänge von Bremen auf der andern Seite im voraus zu ſperren. Die nach allen Seiten ausgeſchwärmten einzelnen Koſaken hielten jeden Beobachter von unſerem Marſche entfernt, und ließen keinen Menſchen über die aufgeſtellte Linie hinausſchlüpfen; vermöge dieſer Anordnung konnte der Feind allenfalls erfahren, daß hin und wieder einzelne Koſaken geſehen würden, was ihn wenig beunruhigen durfte, da er ſchon gewohnt war, dieſe in der größten Entfernung von ihrem Hauptkorps zu ſehen, daß aber hinter dieſen vorgeſchobenen Streifzüglern ſich in dunkler Maſſe bewege, das konnte niemand ahnden und blieb unverrathen. Einige Franzoſen, theils Gensdarmen, theils Beamte, die ſich bei unſerer Ankunft flüchten, oder nach derſelben kundſchaften wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, Tettenborn ſelbſt wandte mehrmals durch ſein ſcharfes Auge die Gefahr ab, die unſerem Unternehmen durch die frühe Entdeckung drohte; einen franzöſiſchen Offizier, der zu Pferde ſchon faſt entkommen war, entdeckte er in ſeinem großes Heer, und ließ die noch glücklich andere umkehren und einbiegen.

Im Westen wurde das [illegible] um eine Meile von [illegible] geschlagen, und [illegible] der [illegible] [illegible] mit den [illegible] wieder an, um mit dem [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible]. Die [illegible] [illegible] von [illegible] nach [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible], in welcher [illegible] und [illegible] mit den [illegible] großen [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible], und [illegible], die mit den [illegible] an der Spitze [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in [illegible] eines [illegible] [illegible] der [illegible] auf die [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war ein [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] nach dem General [illegible], zu [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible], daß er [illegible] für einen [illegible] General [illegible], da er sich nicht [illegible] konnte, daß hier ein [illegible] [illegible], ein [illegible] von dem [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible], [illegible] [illegible] dem [illegible] in [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible]. Eine [illegible] wurde sogleich nach [illegible]burg geschickt, und [illegible] den [illegible] [illegible] auf. Der [illegible], der [illegible] die [illegible] [illegible] hatte, gab auch die ein [illegible] [illegible], und mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] und ein [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible], gegen den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gährung unter den Franzosen, Bürger und Soldaten in allen französischen Provinzen, die ihnen nicht mehr in Sicherheit auf ihrem Boden bleiben konnten. Die Stadt Triest war jetzt völlig von allen andern französischen Streitkräften abgeschnitten, und konnte von keiner [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für sich allein [illegible]. [illegible]

[illegible], die [illegible]

Die [illegible] in Bremen [illegible] und [illegible], um [illegible] und [illegible] und [illegible] welche [illegible] und [illegible] die [illegible] und [illegible] geschickt. Wallmoden wollte nämlich, nachdem, daß schon den Franzosen, die Unternehmung auf Bremen gelungen war, die Truppen von dort wieder an sich ziehen, um seine Kräfte beisammen zu halten, da [illegible] der Marschall Davoust sich regen sollte, die dänischen [illegible] [illegible] auf dieser Seite [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Nicht nur hatten sich [illegible] [illegible] [illegible] an der [illegible] Stadt, sondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu [illegible], in Hamburg eine beträchtliche Macht zusammen. Eine große Truppenmasse unter dem General [illegible] aus Holstein wurde in [illegible] eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung sie nehmen würde. Wallmoden hatte schon den [illegible] mit einem [illegible] [illegible] gegen Hamburg gehabt, und [illegible] er seine Absicht ganz aufgeben, auch den erhaltenen Befehl [illegible] wollte, verlegte er sein Hauptquartier am 28. October nach [illegible], nicht ganz von Bremen, um die [illegible] vermittelst einer [illegible] [illegible] zu [illegible], und nicht zu weit von [illegible], um nicht [illegible] [illegible] durch zwei [illegible] [illegible] mit dem [illegible] zu sein. In Bremen blieb der Major von [illegible], vom [illegible] Dragonerregiment, als Befehlshaber zurück, und sorgte dafür, daß das [illegible] der Wälle und [illegible] der [illegible] [illegible] wurde, damit im [illegible] Falle der Feind den [illegible] wieder einen [illegible] fände. Die Nachricht, [illegible] [illegible] Transporte von Ottersberg her zu [illegible] wollen, machte die Vereinigung dieſer Truppen [illegible] zu vollſtändigen. Unbegreiflich bleibt die Gelaſſenheit, mit welcher der Marſchall Davouſt alles anſah, was in ſeiner Nähe und in ſeinem Rücken vorging; er konnte wenigſtens den Ueberfluß ſeiner Truppen mit einigem Vortheil gegen uns abſenden, und Tettenborn, ohne ſich zu fürchten, erwartete das, allein von dieſer Seite blieb alles ganz ruhig, außer daß die Beſetzung von Rotenburg Verſtärkung erhielt, und von Hamburg aus eine Streifwache nach Lüneburg unternommen wurde. Da Tettenborn jetzt nur allein Bremen bei ſich hatte, ſo behielt er ſich in völliger Freiheit, und konnte auf den verſchiedenſten Punkten, ſobald etwa von Kaſſel, Hamburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranziehen ſollten, [illegible] aber das ſpätere Rückzug verhindert ſein. Seine Vorpoſten wurden dem Feinde auf der Straße nach Ottersberg entgegengeſchoben, und zogen ſich allmählich vor deſſen Annäherung wieder gegen Bremen zurück. Eine Parthei unter dem Rittmeiſter [illegible] von [illegible] hatte Nienburg beſetzt, die Weſerbrücke zerſtört und die Schiffsgeräthe [illegible] [illegible]. Gegen die Mündung der Weſer hin, wo die beiden Schanzen bei Bremerlehe und Blexen ſchon von dem Feinde beſetzt waren, gegen Oldenburg und Hamburg hin, ſtreiften unaufhörlich Koſackenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, ſondern auch ihm [illegible] und Munition, und dem alle Einwohner ent- gegen, die dem, zu einer vereinigten Bewegung mit allen übrigen festen Punkten zugleich, völlig gewachsen wären. Als der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte, und schon in Vegesack eingedrungen war, ohne daß man genau seine Stärke wußte, so ließ Tettenborn die Kosaken die Stadt räumen und den Major von [illegible] seine Aufstellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Stade der Befehl geschickt, die dortige Besatzung über die Elbe schleunigst herüberzuziehen, um nöthi- genfalls, statt eines Rückzugs, [illegible] einen küh- neren Streifzug nach Hannover oder Braunschweig machen zu können.

Am 22. Oktober rückten die Franzosen, 2000 Mann stark, unter dem General [illegible] wieder in Bremen ein, doch ohne weiter gegen Achim vorzudringen, und ohne sich mit den anderen festen Punkten, die nicht nur durch Kosaken, als durch den Strom von einander getrennt waren, in Verbindung zu setzen. Der Feind wagte auch [illegible] nicht einmal in der Stadt zu über- nachten, sondern rückte [illegible] auf das freie Feld, und kam Nachmittags wieder in die Stadt. Wir erhielten in diesen Tagen die Nachricht erst von dem Siege Blücher's bei [illegible], und dann durch den [illegible] [illegible] von [illegible] von dem großen allgemeinen Siege bei Leipzig. Das [illegible] und anderen [illegible] Geschütz [illegible] den Feind auf die Nachrichten vor, die er am folgenden Tage auch eigenhändig von der völligen Niederlage erhalten hatte. Der General Tettenborn hielt nun nicht für rathſam, länger an der Weſer zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 20. October, nachdem er die Stadt vier Tage inne gehabt. Der Major von Pfuel folgte dem mit einem Koſackenregimente ſogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm noch viele Gefangene ab, der Major [illegible] rückte wieder in Bremen ein. Die Partheien gingen nach allen Seiten weiter und immer weiter vor. Der Lieutenant von Hochwächter meldete, daß ſich der Feind bereits in Harburg mit dem Zollenſpieker außerordentlich zuſammenzöge, allein die Bewegungen des Marſchalls Davouſt waren ſeit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten bloß zur Folge, daß Wallmoden einige Truppen unter dem Oberſtlieutenant Graf von [illegible] nach Lüneburg vorrücken ließ, und ſein Hauptquartier auf das linke Elbufer richtete, für den Fall, daß der Marſchall Davouſt, weil dem Kaiſer Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen ſein konnte, zur Deckung Hollands hätte abmarſchiren wollen. Um dieſer Abſicht jedenfalls zu widerſtehen, ließ Tettenborn in dem Landſtriche zwiſchen Oldenburg und Bremen zahlreiche Streifzüge machen, die den Feind wenigſtens ſo lange aufhalten mußten, als [illegible] ſeyn war, daß Maßregeln die einzelnen Feinde. Allein der Marſchall Davouſt blieb durchaus ruhig, und begnügte ſich, einige Truppenabtheilungen nach Stade nach Harburg und Bremervörde zu ſchicken, die mit den verſchanzten Stellungen von Bremerlehe und Blexen eine Art Vertheidigungslinie vor dem ſüdlichen Elbufer bildeten. Tettenborn ließ dieſe Linie beobachten, und ſandte ſeine leichten Partheien nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu laſſen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant von Schimmelpfennig rückte in Oldenburg ein; der Major von Pfuhl, der von der Verfolgung des Generals Lauberdière zurückgeführt und gleich in andrer Richtung wieder ausgeſandt worden war, warf den Feind in einem hitzigen Gefechte bei Weſterſtede, überfiel eine Menge einzelner Poſten und flüchtiger Haufen, und drang bis nach Jever und Emden vor; der Rittmeiſter von Bismarck ging über Osnabrück bis nah an Münſter, wohin ſich der General Lauberdière, nachdem er in Osnabrück die Beſatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra-Saint-Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeiſter Graf von [illegible] beſetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangener wurden durch dieſe verſchiedenen Partheien, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu erzählen ſind, eingebracht; die Franzoſen mußten überall in der Eile der Flucht alles zurückließen, was ihre Regierung und ſie ſelbſt an Geld und Vorräthen auf Koſten der armen Einwohner zuſammengehäuft hatten. Das Volk empfing unſre Truppen überall mit den größten Freudenbezeigungen, und ſchlug ſich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gendarmen herum. Tettenborn leitete, obwohl unpäßlich, alle dieſe Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend verblieb, bis er am 4. November ſein Hauptquartier wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die franzöſiſchen Behörden von dieſem Augenblicke an aufhören, und die Stadt wieder als freie Hanſeſtadt in ihre frühere Verfaſſung zurückkehre. Da jedoch eine Menge neuer Thätigkeiten, auf welche dieſe Verfaſſung nicht berechnet ſein konnte, dem langſamen Gange geſetzmäßiger Verhandlungen nicht überlaſſen werden durfte, ſo wurde, auf den Vorſchlag Tettenborn's, die Leitung der Geſchäfte während dieſer dringenden Zeiten einſtweilen einem Ausſchuſſe von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerſchaft übergeben. Der Senator Smidt, den Eifer des Bürgers mit den Fähigkeiten des Staatsmannes vereinend, ordnete und leitete hier die ſchwierigſten Angelegenheiten; Doktor Georg Kerner in Hamburg hatte dieſen ſeinen Freund einſt als den Franklin von Bremen bezeichnet, was ſpäter an den Marſchall Davouſt gelangte, der aber aus Irrthum hiebei ſtatt des Namens Franklin den Namen Lafayette aufſaßte, und daher Befehl gab, dieſen gefährlichen Mann zu verhaften und nach Frankreich abzuführen; nur durch beſonnene Entſchloſſenheit entging Smidt dieſem Loos, und konnte nun gleich ſeine erhaltene Freiheit der wiedererlangten ſeiner Stadt widmen. Auch Friedrich Perthes aus Hamburg fand ſich ein, und wirkte durch Rath und That erfolgreich zu allem Guten. Die erſte Beſchäftigung des Ausſchuſſes beſtand darin, den bremiſchen Beitrag zur hanſeatiſchen Legion ſchleunigſt bewaffnet und gerüſtet aufzuſtellen. Schon am 17. Oktober hatte Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen: „Einwohner von Bremen! Eure hanſeatiſchen Mitbrüder in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beiſpiel gegeben, und ſich zahlreich zu den Waffen geſtellt, um in dieſem heiligen Kriege für die allgemeine Freiheit, und für die Freiheit der alten Hanſe, die ſich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr konntet ihnen dieſe Theilnahme und dieſe Anſtrengungen beneiden, aber der Gang der Ereigniſſe mußte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeit lang noch entfernt halten. Endlich erſcheint euch der Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entſchluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf, und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, ſind würdige Söhne deſſelben, nur ſie ſind der Mitgenoſſenſchaft an dem künftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanſeatiſchen Legion in vielen Gefechten ſich rühmlichſt ausgezeichnet; die Scham müßte jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre thäte. Auf alſo, bewaffnet euch, ſammelt euch zu den Fahnen der Hanſa, und beweiſet, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und Glücke dieſes Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnſucht entgegenblicken, und euch mit offenen Armen erwarten! Tettenborn!"

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major von Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterei unter dem Befehl des Rittmeiſters von Eelking; die Truppen waren bald ausgerüſtet, und zeichneten ſich durch Haltung und Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böſe, errichtete auf ſeine alleinigen Koſten überdies eine ganze Kompanie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten ſich verpflichtete, nahm ſelbſt die Büchſe in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten ſich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war eine neue Schlacht, in weiter Ferne von jener, bei Hanau geliefert worden, und ſo glücklich ſtanden die Sachen, daß Napoleon, ſchon um nur fliehen zu können, ſiegen mußte. Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere ſich vorwärts in die befreiten Länder, im Vorrücken wachſend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr verſiegte. Alle Länder, zwiſchen Elbe und Weſer, die Küſten der Nordſee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, ſahen mit freudigem Erſchrecken die alten Ketten abfallen, in denen ſie ſo lange geſchmachtet hatten. Zwiſchen allen Feſtungen hindurch zogen die Schaaren unſerer heldenmüthigen Truppen unaufhaltſam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatſache in tauſend Segnungen, die keine Liſt des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unſern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutſchland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die ſchwediſchen Truppen marſchirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden weiter nach Weſtphalen, die Ruſſen zogen ſich an der Weſer hinab nach Bremen. Während die geſchlagenen und zerſtreuten Heerſchaaren Napoleon's nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachſen dazuſtehen, und die Geſammtheit Deutſchlands mit aller Anſtrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den ſich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind ſeinen beſondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereigniſſe hatte man, wie ſchon oben erwähnt, vermuthen dürfen, daß der Marſchall Davouſt ſeine Truppen zuſammennehmen und nach Holland durchzubrechen verſuchen würde; mehrere ſeiner Maßregeln beſtärkten in dieſer Vermuthung; die Generale Pecheux und Oſten ſtanden mit 5000 Mann in Haarburg, Stade war von 3000 Mann beſetzt, die ſtarken Poſten von Rothenburg, Bremerlehe und Bleren konnten ſich an dieſe anſchließen, und die noch übrige franzöſiſche Beſatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch dieſe Stadt ganz den letztern überlaſſen und alle Franzoſen mitgenommen werden. Wallmoden wandte ſeine ganze Wachſamkeit auf dieſe Seite, um den Feind wo nicht ganz zu hindern, doch nicht unbeſchädigt abziehen zu laſſen, und Tettenborn hielt in gleicher Abſicht fortdauernd die Weſer beſetzt. Erſt in ſpäterer Zeit erfuhr man, daß Davouſt allerdings den Befehlen Napoleon's zufolge hätte mit allen Truppen nach Holland ziehen ſollen, allein dies nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die ruſſiſchen und ſchwediſchen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Beſorgniß in Rückſicht des Marſchalls Davouſt endlich verſchwinden: der General von Wintzingerode traf am 12. November mit dem von ihm befehligten ruſſiſchen Heertheil in Bremen ein, und ſechs Tage ſpäter der Kronprinz von Schweden. Die günſtigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzoſen durch das aufgeſtandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bei Bremerlehe und Bleren, und die Räumung von Stade, ließen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung deſſen zu ſchreiten, was gegen Dänemark beſchloſſen war. Alle unſere Truppen ſetzten ſich in Marſch von der Weſer nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General von Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach, und eines Theils der Truppen des Generals von Wintzingerode, mit welchem dieſer bei Düſſeldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, änderte ſich auch das Verhältniß, in welchem Tettenborn bisher geſtanden hatte; der Kronprinz von Schweden nahm ihn unter ſeinen unmittelbaren Befehl, und ertheilte ihm, am Schluſſe vielfacher Verabredungen, keine andere als ganz allgemeine Vorſchriften, die Art und Weiſe der Ausführung und jede Berückſichtigung neuer Umſtände ganz ſeinem freien Urtheile überlaſſend. Das preußiſche Fußvolk und das hanſeatiſche Geſchütz gab Tettenborn demnach ab, und behielt zu dem fernern Feldzuge bloß ſeine Koſaken, mit denen er ſich am freieſten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlaſſen konnte. Dieſe

Koſaken hatten ſchon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, ſich an ſtrengere Kriegszucht und beſtimmteres Gehorchen vor dem Feind gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterei auf, ſondern auch, im Plänkeln auf durchſchnittenem Boden, mit dem beſten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle andern Truppen bei Boitzenburg, wo eine Schiffbrücke geſchlagen worden, über die Elbe zurückgegangen waren, und ſich wieder längs der Stecknitz verſammelt hatten, brachen auch wir am 4. December von Boitzenburg auf, um zwiſchen den andern Abtheilungen durch, als fliegende Reiterſchaar, in das Innere von Holſtein raſch einzudringen. Der Marſchall Davouſt hatte gleich bei Annäherung des Kronprinzen von Schweden ſeine Truppen von der Stecknitz zurückgezogen, während die Dänen 10,000 bis 12,000 Mann ſtark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Heſſen ſich bei Oldesloe verſammelten und daſelbſt eine gute Stellung nahmen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die däniſche Regierung, durch diplomatiſche Vorſpiegelungen und untreue Hoffnungen eingeſchläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holſtein glauben mochte, und noch bis zuletzt überzeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwohl ernſt damit wurde, und eine ſo große Truppenſtärke, die man über 40,000 Mann ſchätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erſchien, ſo fand ſich nichts vorbereitet, um einen feſten Widerſtand zu leiſten, den doch die Art des Landes ſo ſehr begünſtigt, und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde. Aber weder war eine zu dieſem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zuſammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Feſtungen auch nur mit dem Nothwendigſten verſehen. So ſtand die reichſte und wichtigſte Landſchaft dem Beginn unglücklicher Verhängniſſe offen, die den däniſchen Staat an den Rand des Verderbens bringen ſollten! Die däniſche Staatskunſt wurde groſſer Fehler beſchuldigt, daß ſie den Bund mit den Franzoſen eingegangen, ohne kräftig darin aufzutreten, und daß ſie eben ſo wenig im rechten Augenblicke ſich davon loszuſagen gewußt, ſondern das Unglück habe kommen ſehen, ohne daſſelbe abwenden zu können, noch ſich darauf vorzubereiten zu wollen. Dies alles wurde ihr laut und ſcharf vorgeworfen, und überhaupt die Sache Dänemarks auf die ungünſtigſte Weiſe dargeſtellt. Beſonders that ſich Auguſt Wilhelm von Schlegel hervor, der als Sekretair des Kronprinzen von Schweden ſich in deſſen Hauptquartier befand, und im ſchwediſchen Sinne mehrere franzöſiſche Flugſchriften und Aufſätze ſchrieb, welche hauptſächlich gegen die Dänen gerichtet waren. Doch bewährte ſich auch dießmal die alte Bemerkung, daß jede Staatsführung leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen ſei, und ſo konnten auch die däniſchen Wortführer die Sache ihres Landes am beſten durch Gegenbeſchuldigungen vertreten.

Am 4. December rückte der Kronprinz von Schweden mit ſeiner ganzen Truppenmacht über die Stecknitz nach Holſtein vor. Der Marſchall Davouſt zog alle franzöſiſchen Truppen zuſammen und gegen Hamburg zurück, wodurch er die rechte Flanke der bei Oldeslohe aufgeſtellten Dänen unbedeckt ließ. Die Beſorgniß des Marſchalls, daß die Dänen um die drohende Gefahr abzuwenden, dem Bündniſſe mit Frankreich allzuſchnell entſagen möchten, hatte ihn abgehalten, ſie auf das Herannahende aufmerkſam zu machen, und zu den kriegeriſchen Maßregeln aufzufordern, durch welche ſie vielleicht mit Glück hätten widerſtehen können. Er traute den Dänen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieſelben jetzt unbedenklich ihrem Schickſale. Während der General Woronzoff mit 7000 Ruſſen über Bergedorf die Franzoſen gegen Hamburg verfolgte, rückte Wallmoden gerade auf Oldeslohe, und der Marſchall Stedingk mit den ſchwediſchen Truppen gegen Lübeck vor. Tettenborn ſeinerſeits eilte über Trittau in das Innere von Holſtein einzubringen, ſchnitt alle Verbindung zwiſchen Hamburg und Oldeslohe ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er ſich des Dorfes Elmendorſt bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Koſaken behauptet wurde. Bevor aber die Vortheile auf dieſer Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Heſſen die Stellung bei Oldeslohe, die durch uns umgangen und durch Wallmoden auch in der Fronte bedroht war, und zog ſich über Segeberg gegen Kiel zurück. Tettenborn hatte nicht ſobald Nachricht von dieſer Bewegung, als er ſchleunigſt aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und ihn wo möglich zu überholen. Durch die entſetzlichſten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Moraſt ſanken, dann über tiefe Graben ſetzten und häufig ſtundenlang ſich durch Buſchgewäſſer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unſer Marſch in den folgenden Tagen ohne Unterſchied Tag und Nacht gegen die Eyder fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6. December vor Tagesanbruch erſchien Tettenborn in Bramſtedt, zum größten Erſtaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige däniſche Offiziere, die ſich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigſten Papiere aller Art fielen in unſere Hände. Das Merkwürdigſte war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Heſſen, worin die ganze Lage der däniſchen Sachen auf das deutlichſte enthüllt wurde. Die Franzoſen, hieß es unter andern, hörten ſchon ſeit drei Monaten auf, die feſtgeſetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgeſetzt werden, ohne ſelbſt Jütland in Gefahr zu bringen, es müſſe daher auf alle Fälle ſchleunigſt ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, damit der Graf Chriſtian von Bernſtorff im großen Hauptquartier der Verbündeten inzwiſchen Einleitungen zu dem ſo nöthigen Frieden treffen könne. Von dem Marſchall Davouſt war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenſtillſtand eingeſchloſſen werden könne. Dieſes Schreiben wäre auf jeden Fall zu ſpät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Heſſen noch zu nützen, da er ſchon in völligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden hingegen offenbarte daſſelbe immer früh genug die ganze Schwäche der Feindesſeite, um mit deſto größerer Zuverſicht das Angefangene durchzuführen.

Von Bramſtedt aus ſandte Tettenborn eine Parthei unter dem Rittmeiſter von Bismark unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit däniſchen Abtheilungen ins Gefecht kam, und nachdem ſie vor den Thoren von Kiel ſich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkſtelligte; eine andere Parthei, von dem der Gegend ſehr kundigen Rittmeiſter Grafen von Bothmer geführt, ging ſeitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 däniſchen Reitern, die nach vergeblichem Widerſtande ſämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die franzöſiſche Reiterei, welche unter dem General Vichery den General Woronzoff bei Wandsbeck noch zuletzt angegriffen hatte, durch die ruſſiſche Reiterei des Generals von Pahlen mit großem Verluſt geworfen und zum Theil niedergeſtochen worden. Lübeck hatte ſich an die Schweden unter dem Marſchall Stedingk ergeben, deſſen Truppen den Dänen auf dem Fuße nachfolgten. Bei Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanſeatiſche Bundestruppen gegen ſie mitfochten, berühmten Orte, kam es zu einem heftigen Treffen, worin die Dänen geſchlagen wurden.

Unſer Marſch ging nun über Neumünſter und Nortorp eiligſt gegen die Eyder fort, und zunächſt auf die Feſtung Rendsburg, welche von den Dänen nur erſt ſchwach beſetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach Rendsburg gehen ſollten, nebſt deren Bedeckung, und über 300 Gefangene. In einem Dorfe, wo däniſche Truppen verſteckt lagen, befand ſich Tettenborn mit wenigen Koſaken mitten unter ihnen, ohne es zu wiſſen, bis ſie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hielt der Feind das Dorf Jevenſtedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geſchütz beſetzt, und hatte daſſelbe gegen einen erſten Angriff der Koſaken behauptet; Tettenborn wandte ſich daher, weil auf dieſer Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und Wallmoden ſchon in vollem Vorrücken hieher begriffen war, mit ſeinen Koſaken links an der Eyder hinab, um einen Uebergang zu ſuchen, und Rendsburg auf der andern Seite abzuſperren, die Zufuhren zu verhindern, und in das Innere von Schleswig zu ſtreifen. Am 9. December Abends erreichte er das Ufer der Eyder, gegenüber von Friedrichsſtadt, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Koſaken überſetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich darauf Huſum beſetzt, wo die däniſchen Truppen eiligſt abzogen, und 10 Kanonen zurück ließen. Alle Koſaken Tettenborn's befanden ſich ſchon auf dem rechten Ufer der Eyder, und ſeine Partheien ſtreiften rechts gegen Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordſee hin, wo die Schanze von Vollerwick, den Ausfluß der Eyder beherrſchend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeſchloſſen wurde. Schon bereitete ſich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig ſelbſt, und hatte eine ſtarke Parthei nach Flensburg abgeſchickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwiſchen der däniſchen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergeſehenes Ereigniß nöthigte denſelben ſeine Truppen möglichſt zuſammenzuziehen, und zwiſchen Rendsburg und Schleswig ſeine Aufmerkſamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil ſeiner Truppen zwiſchen Rendsburg und Kiel am 9. December über die Eyder geſandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernförde, wohin man glaubte daß er ſeinen Rückzug nehmen würde, abzuſchneiden. Schon war Dörnberg über Wittenſee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einſchlug und dadurch die Verbindung zwiſchen Dörnberg und Wallmoden, die über Kluvenſiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. mit Dörnberg wieder vereinigt zu ſein dachte, ſah ſich plötzlich durch die ganze däniſche Truppenmacht, welche nach Rendsburg marſchirte, überraſcht und angegriffen. Das Dorf Sehſtedt wurde eine Zeit lang durch Fußvolk der ruſſiſch-deutſchen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beiſammen hatte. Die Gegend war den Dänen günſtig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unſern ſtanden beengt zwiſchen Einhegungen, Gebüſch und Sümpfen, welche die alte Eyder hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern

Bataillons ſtanden zwiſchen Sehſtedt und der Eyder und hielten die Straße beſetzt. Der Feind drang unaufhaltſam vor mit Fußvolk, Geſchütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In dieſem Augenblick brach die däniſche Reiterei, welche ſich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit ſolch ungeſtümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und verſprengt wurde, was ſich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die ſich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden ſelbſt war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Huſaren und die mecklenburgiſchen Jäger hielten den Feind endlich in ſeiner Verfolgung auf, und machten ſelbſt einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergeſtellt wurden. Der Prinz Guſtav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieſer Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer ins Gefecht geführt und den Feind ſchon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, ſchlugen ſich inzwiſchen auf ihre eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis ſpät Abends fort, während die Hauptmaſſe der däniſchen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegeſack gehofft.

der mit ſchwediſchen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erſt nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eyder vorzugehen.

Dieſes Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, ſchien anfangs nachtheiliger, als ſich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeit lang ſeiner nächſten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denſelben herfallen, ſandte eiligſt an Tettenborn den Befehl, ſeine Truppen bei Kropp zuſammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen, und ſich mit ihm den Rückweg über die Eyder bei Friedrichsſtadt ſichern zu können. Die Gefahr war aber ſogleich wieder entſchwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenſtillſtandes, der zwiſchen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeſchloſſen worden, unſere Truppen eine willkommene und höchſt nöthige Ruhezeit ſchenkte.

Tettenborn verlegte ſein Hauptquartier nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwieck, welche anfangs keinen Vorſchlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeiſter von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernſtlich angegriffen und aus den ſchon früher eroberten und dienſtbar hergeſtellten Kanonen ſo wirkſam beſchoſſen worden, daß ſie noch vor dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes ſich hatte ergeben müſſen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfriſt nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfniſſen, nebſt 90 Kanonen, fielen in unſre Hände.

Der Waffenſtillſtand war durch öſterreichiſche Dazwiſchenkunft zu Stande gekommen, und der öſterreichiſche Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenſchaft eines öſterreichiſchen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes waren hart, denn indem auf der Hauptſeite die Waffen ruhten, durfte die Beſchießung von Glückſtadt und Friedrichsort ungeſtört fortgehen, und beide Feſtungen fielen. Aber die Lage der däniſchen Sachen konnte auch nicht große Anſprüche begründen. Die eigentlich ſtreitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Beſatzung von Rendsburg, wo ſie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen in der unvorbereiteten Feſtung durch Uebermacht eingeſchloſſen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inſeln vereinzelt, waren weder als Heer beiſammen, noch ſelbſt einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfniſſe fehlten, und das völlig ſchlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, daß man geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarſchiren brauchte, ließ auch die eiligſten Maßregeln zu ſpät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war möglich, denn das däniſche Volk, das ſeinen Wohlſtand ſchon lange leiden, und nun ſein Letztes aufs Spiel geſetzt ſah, ſuchte die Urſache ſeines Mißgeſchicks nicht in den Verbündeten. In Holſtein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unſerer Sache ergeben, die ſie allgemein als die Sache der Freiheit anſahen; ja manche Eiferer wünſchten jeden Frieden mit Dänemark hintertrieben zu ſehen, um die Hoffnung zu haben, bei fortgeſetztem Kriege von dieſem Staate abgeriſſen und rein deutſchen Verhältniſſen zugetheilt zu werden. An die Errichtung eines Landſturms in den Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemeine Stimme für ſich hatte, in dieſem Fall unbezweifelt die Verbündeten. Erſt in Jütland konnte die däniſche Regierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das ſie durch den General von Wegener zu den Waffen aufrufen ließ; doch auch dieſes begründete nur geringe Hoffnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die beſten Landſchaften vom Feinde beſetzt, die übrigen zu Waſſer und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde auf ſich ziehen. Norwegen abzutreten schien in diesem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie und durch welchen Schritt Dänemark in diese verzweifelte Lage gerathen war, darüber geht jetzt keine Untersuchung, es sah die Thatsachen vor sich, und mußte im Zwange derselben handeln. Allein sei es, daß die österreichische Vermittelung eine zu große Eile zeigte, sei es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünsche der Verbündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem Rheine abgerufen zu sehen, genug, der dänische Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar sehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen solche Entschädigungen, daß man unwillig alle Verhandlung abbrechen mußte. Die Hanseſtädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordseeküste bis Ostfriesland hätten allerdings einen schönen Zuwachs des dänischen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutschland geworden wäre. Nachdem diese und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenstillstand unter ungenügenden Verhandlungen beinah abgelaufen war, ohne daß man dänischerseits ernstliche Anstalten zum Frieden, wohl aber die eiligsten zum Kriege machte, so glaubte der Kronprinz von Schweden in der dänischen Regierung keine andere Absicht zu erkennen, als die Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu stimmen, und dann nur allein gegen diese

Macht den Frieden [illegible]; wenn die Fürsten Mächten den Kampf gegen die [illegible] fortsetzten, bleibt nur die deutschen verbündeten Truppen sich abgesondert hätten. Der Kronprinz wurde in seiner Meinung bestärkt, als mit dem völligen Ablauf des Waffenstillstandes die Friedensbedingungen von Frankreich und der Pforte von Rußland nicht mehr in seinem Hauptquartier zu [illegible] erschienen, und, statt wegen der Hauptsache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenstillstandes ankündigten, die nicht Wochen oder einen [illegible] zu [illegible] [illegible]. Der Kronprinz [illegible] mit genauer Umsicht, daß für eine bloß militärische Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenstillstandes wäre, es ihm mit einem Trompeter, der einen Brief auf den Vorposten abgegeben hätte, vollkommen genug gewesen wäre, und die Erklärung von Mächten, die bloß untergeordnete [illegible] wegen [illegible], und bloß nach die Hauptsache betreffen mußte, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigen, was [illegible] [illegible] sei. Er verkannte die seinem Hauptquartier folgenden Minister der verbündeten Mächte, und sprach in ihrer Gegenwart dem [illegible] [illegible] offen aus, daß die [illegible] Regierung gegen die allgemeine Sache verschuldet habe, und auch sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], von welchem sie die verbündeten Mächte, die [illegible] [illegible] [illegible] gegen den Hauptfeind [illegible] „[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] an, und wichen erst in die Wälder zurück, als sie merkten, daß die Hauptmacht nachkam, und sie es mit mehr als einem bloßen Streifcorps zu thun hätten. Die Einwohner des ganzen Landes [illegible] nicht abgeneigt, bei erster Gelegenheit feindlich gegen uns aufzutreten, sie waren bewaffnet und zum Theil erst vor Kurzem von Seiten der Regierung mit allen Kriegsbedürfnissen versehen und zum Aufstande angereizt worden; auf den andern Festungen konnten sie alle Hülfe erwarten, und im äußersten Falle boten ihr die [illegible] und Schlupfwinkel eine sichere Zuflucht dabei. Hierzu kam noch, daß durch die [illegible] Sorge der französischen Regierung bereits die Nachricht von den Unfällen verbreitet war, welche Blücher in [illegible] bei Montmirail, Vauchamps und Champaubert erlitten hatte, und die wir zuerst in [illegible] erfuhren, und nur den [illegible] Uebertreibungen [illegible] und lügenhaften Zeitungen hatten wir es zu danken, daß das Volk, im Zweifel an der völligen Wahrheit derselben, den Aufforderungen zum Aufstande noch nicht folgte. Dieser Zustand in Frankreich zeigte uns gleich anfangs, welch andern Charakter der Krieg hier annehmen könnte, und [illegible] [illegible] seine [illegible], Spanien und [illegible].

Am 20. Februar erreichten wir endlich, nachdem wir noch einen [illegible] einem [illegible] zwischen allen Festungen uns durch das [illegible] [illegible] hindurchgewunden, rückten die erſten ruſſiſchen Truppen, mit ſtarken [illegible] in [illegible] ein, wo der General von Wittgenſtein ſein Hauptquartier hatte. Die Lage, in welcher wir die Dinge laſſen, wollen wir in Kürze mittheilen. Blücher hatte ſeinen Rückzug auf [illegible] ſehr glücklich bewerkſtelligt, und das [illegible] Heer war durch die Verbindung mit dem großen [illegible] Schwarzenberg'ſ, das ſich zu dieſem Behuf etwas zurückgezogen hatte, wieder in Stand geſetzt dem Feinde die Spitze zu bieten. Dieſen beiden Heeresmaſſen gegenüber bewegte ſich Napoleon mit ſeinen Schaaren in ungewiſſen Entwürfen, und obwohl [illegible] ſich [illegible] mit den [illegible] errungenen Vortheilen, ſchien er gleichwohl eine allgemeine Schlacht in dieſem Augenblicke nicht gerade [illegible] zu wollen. Nie hatte man ein [illegible] [illegible] nach der [illegible] Heeresmacht des Kronprinzen von Schweden [illegible], als gerade jetzt, da eine ſtarke Macht, unter einem tüchtigen Anführer, in Napoleon's linker Flanke aufgeſtellt, deſſen [illegible] hätte theilen und ſeine [illegible] [illegible] kommen müſſen.

Das Hauptheer aber war gewiſſermaßen noch in den [illegible] zurück, und nur zwei Heertheile, die Ruſſen unter Wittgenſtein und die Preußen unter Blücher, ſtanden [illegible] bei [illegible] und [illegible], aber ohne Rückhalt, vereinzelt, und viel zu ſchwach, um nicht im Falle, daß Napoleon mit aller Macht ſich auf ſie wirkte, eiligſt ſich auch den Widerſachern zurückweichen zu müſſen. Wintzingerode hatte deßhalb ſeine Wachtpoſten mit größter Vorſicht getroffen, und deßhalb auch Solſchna, welches er mit Sturm genommen, dem Feinde wieder überlaſſen, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegen die Moskwa und Ruza zu wenden. Der General Alexander von Benkendorf, welcher auf dieſer Seite die ruſſiſchen Vortruppen befehligte, hielt Swenigorod beſetzt, und ſandte Parteien aus, die jedoch, ohne etwas vom Feinde zu entdecken, wiederkehrten. Die Stille und Ungewißheit, welche bei jenen Siegen Napoleon's in den Kriegsbegebenheiten herrſchte, gab dem ganzen Zuſtande etwas Unheimliches, das durch die beunruhigenden Unterhandlungen mit Napoleon, die zu Tarutino gepflogen wurden, und durch die namentlich Anzeigen von unerſchöpflichem Vorrathe in großer Kälte, ausgeſprochen vermehrt wurde. Napoleon's unermüdlicher Unternehmungsgeiſt, und mehr noch ſeine durch alle Erfolge nicht unterdrückte Sicherheit in bedenklichem Feldherrngefühl, welche Rußland bot, auch als ihm ſchon in dem Sinken und Wanken ſeiner Sterne das Glück ſeinen Beiſtand zu verſagen begann. In einem ſchnellen Frieden, den man jetzt noch ziemlich vortheilhaft hoffen konnte, ſchien den Ruſſen der beſte Ausweg für alle mißmuthige und ängſtliche Betrachtung, und das Verlangen nach Frieden gewann um ſo leichter Laute und freie Stimme, als jetzt die Unſern gegangen haben wollte, um das Allgemeine, dem er seinen persönlichen Wunsch nachsetzte, damit zu bereichern.

Nachdem Wintzingerode die anfängliche Bestimmung Tettenborn's für den gegenwärtigen Augenblick bedeutend zweckmäßig befunden und demselben völlige Freiheit gegeben hatte, seine Bewegungen nach eigner Beurtheilung zu leiten, marschirte dieser sogleich an die Marne vor, und übernachtete am 28. Februar in La Chaussée bei Epernay. An diesem Tage war bei dem General von Benckendorf, nach längerer Ungewißheit über die Ereignisse bei den großen Heeren, die Nachricht eingetroffen, daß Blücher die französische Heeresmacht dem Hauptheere Schwarzenberg's gegenüber habe stehen lassen, die Verbindung mit diesem freiwillig aufgegeben habe, und mit dem ganzen schlesischen Heere in starken Märschen wieder in der Richtung auf Paris nach Meaux vorrücke. Diese kühne herrliche Bewegung, vielleicht die wichtigste in dem ganzen Feldzuge, und ein erfreulicher Beweis, daß weder der Feldherr noch sein Heer, selbst nach den letzten Unfällen, sich durch das Ansehn Napoleon's schrecken ließen, wurde gleichwohl anfangs verkannt und erregte einige Besorgniß, indem man das Hauptheer Schwarzenberg's bedroht, als auch die einzelnen Heertheile von Wintzingerode und Blücher, dadurch der Ueberlegenheit Napoleon's völlig preisgegeben zu sehen meinte. Aber vielmehr Napoleon's eigne Flanke und seine Hauptstadt Paris waren durch den kühnen Entschluß des alten unerschütterlichen Feldherrn, der, ohne zu zaudern, wieder zum kräftigsten Angreifen überging, gefährlich bedroht, und Napoleon durfte dieß nimmermehr ruhig zugeben. Was jedoch in Folge dieser Bewegung Blücher's bei dem französischen Heere vorging, darüber war alles in völliger Ungewißheit, da in diesem Augenblicke nirgends eine nahe und feste Berührung mit dem Feinde bestand, und er hinter dem Vorhange seiner äußersten Posten ungestört hin und her marschiren konnte. Tettenborn faßte sogleich seinen Entschluß, brach am folgenden Morgen mit seiner Kosakenschaar von Rheims auf, ging bei Epernay über die Marne und nahm seinen Marsch in gerader Richtung gegen die Aube nach Arcis, mit dem Vorsatz, nicht eher anzuhalten, bis er auf den Feind stieße, überzeugt denselben auf dem Marsche rückwärts gegen Paris, oder vielleicht gar noch in seiner Stellung zu finden. In Vertus traf er den General Grafen von Langeron, der von Chalons mit etwa 1000 russischen Reitern Blücher's nachfolgte, aber von den Bewegungen des Feindes ebenfalls nicht das Geringste wußte. Tettenborn setzte jedoch mit Gewißheit voraus, daß Napoleon auf eine so große Bewegung, wie die von Blücher unternommene, eine entsprechende Gegenmaßregel getroffen haben müsse; seine Beurtheilung sagte ihm, jene Gegenmaßregel könne nur darin bestehen, daß Napoleon dem schlesischen Heere eilig nachgehe und daſſelbe ſeitwärts einzuholen trachte, und er ſetzte daher ſeinen Marſch unverändert in der Richtung fort, die ſich mit des Feindes kreuzen mußte. Abends langte er in Fère-Champenoiſe an, und gedachte erſt am folgenden Tage mit dem Feinde zuſammenzutreffen. Dennoch aber ſandte er den Rittmeiſter von Bismarck mit einer Abtheilung Koſaken auf die Straße, die ſchräg vor uns von Vertus nach Sezanne führte, und auch in der Nacht kam dieſer unerwartet mit dem Feinde ins Gefecht. Andere Partheien waren nach Hauſſimont, Mailly und Sezanne abgeſchickt worden. In Fère-Champenoiſe kam Nachts Feuer aus, und der Umſtand, daß daſſelbe in einem unbewohnten Gebäude entſtanden, führte zu der Vermuthung, daß die hochaufſchlagende und in der Ebene weit geſehene Flamme als ein abſichtliches Zeichen unſer Einrücken verſtändigen ſollte. Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen geſichert, und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts, welches der Rittmeiſter von Bismarck ganz in unſrer Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem Tage aber wurde dieſer plötzlich durch die größte Uebermacht gedrängt, und eine franzöſiſche Truppenſchaar von beinahe [illegible] Reitern und vielem Geſchütz warf ſich gegen uns herüber. Wir waren alsbald zu Pferde, räumten Fère-Champenoiſe, und zogen uns auf die Ebene, die ſich von dieſem Orte rückwärts gegen Vertus wellenförmig hinzieht.

Der Vortrab der Franzoſen rückte nach, und wurde hier, ungeachtet er 10 Schwadronen entwickelte und 6 Stücke Geſchütz ſpielen ließ, von Tettenborn mit 2 Koſakenregimentern nicht nur im Vorrücken gehemmt, ſondern auch einigemal mit gutem Erfolg zurück gejagt.

Die Plänkler, welche ſich hervorwagten, wurden größtentheils von den Koſaken niedergeſtochen, viele gefangen, Mammeluken und Dragoner der Kaiſerlichen Garde. Nun war kein Zweifel, daß Napoleon in der Nähe ſei und der Kern ſeiner Truppen. Gleich darauf bedeckten ſich die Höhen ganz ſchwarz mit dichten Reitergeſchwadern, und man unterſchied deutlich 7 Regimenter, der Ausſage der Gefangenen nach ſämmtlich von der Garde. Auf die erſten Schüſſe war Napoleon herbeigeeilt, um zu ſehen, was es gebe, hatte dann eine große Maſſe Reiterei hier vorgeſchoben, die Plänkler perſönlich angetrieben und die Kanonen ſelbſt gerichtet, während ſeine eigentliche Heeresmaſſe auf der Straße nach Sezanne unaufhaltſam fortmarſchirte, von unſern Partheien aufmerkſam begleitet. Die Koſaken zogen ſich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem ſie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgeſandten Plänkler zu überraſchen, die der Hauptrupp des Feindes ihrem Schickſale überließ, indem er weder geſchloſſen hervorzubrechen, noch ſich zum Einzelgefecht ebenfalls aufzulöſen wagte. Tettenborn hielt ſich mit der Auswahl ſeiner Koſaken zunächſt am Feind, engte ihm in ſeinem Vorrücken immer noch ein, und bewirkte durch ſeine drohende Entſchloſſenheit, daß die Franzoſen nicht weit über Fère-Champenoiſe vorgingen, ſondern bald ſtehen blieben, und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgten. Napoleon's Bewegung aber war durch dieſes Gefecht entdeckt, und ſeine ganze Abſicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von dieſem Marſche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und andrer alten Truppen vollführte, theilte Tettenborn ſogleich den verſchiedenen Befehlshabern der zunächſtſtehenden Truppen mit, und ſandte Kouriere links zu Schwarzenberg und rechts zu Blücher, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaiſers und ſeiner Garden meldend. An beiden Orten war man höchſt erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man einigermaßen vermuthet hatte, doch keineswegs als ſchon geſchehen wußte. Napoleon ſah ſeine doppelte Hoffnung getäuſcht, indem er nun weder Blücher'n überraſchen, noch Schwarzenberg länger über die Schwäche der ihm gegenüber ſtehen gebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Tettenborn folgte in den nächſten Tagen unabläſſig der Bewegung des franzöſiſchen Kaiſers in deſſen rechter Flanke nach, ſandte Partheien voraus und hinterher, und behielt ſo die genaueſte Kunde von der Richtung des Marſches mit jedem Schritte. Unſer Haupttrupp ging über Vertus, Champaubert und Montmirail, die Partheien von dort gegen Revillon, La-Ferté-Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald die Gewißheit, daß die franzöſiſche Macht die Richtung auf La-Ferté-ſous-Jouarre nehme, und dort über die Marne gehen werde. Tettenborn beſchloß ſogleich, den Feind auch jenſeits der Marne zu begleiten, und zu dieſem Zwecke höher hinauf ebenfalls über den Fluß zu gehen; wir marſchirten noch Abends am 2. März von Montmirail nach Chateau-Thierry ab, wohin ſchon früher der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment vorausgegangen war, und jenſeits den preußiſchen Major von Falkenhauſen, der eine Streifparthei des ſchleſiſchen Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch dieſen ſo einſichtsvollen als tapfern Offizier ließ Tettenborn auf's neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleon's an Blücher gelangen. Die Brücke bei Chateau-Thierry war aber leider ſchon geſprengt, und Tettenborn mußte noch höher hinauf an der Marne einen andern Uebergang ſuchen, der am 3. März bei Dormans auf Kähnen geſchah, wodurch freilich beinah der ganze Tag verloren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte die von Tettenborn dorthin vorgeſandte Koſakenparthei einen franzöſiſchen Kourier aufgefangen, der von Paris nach Troyes geeilt, und weil er den franzöſiſchen Kaiſer dort nicht mehr gefunden hatte, ſchleunig umgekehrt war, und ihm gegen die Marne nachfolgen wollte.

Seine Brieſſchaften waren eben ſo merkwürdig, als zahlreich. Alle laufenden Dienſtgeſchäfte, ſowohl des Kriegsminiſters als des Miniſters des Innern, Liſten von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortſchritte Lord Wellington's im ſüdweſtlichen Frankreich, über die ſchlechten Erfolge der Bewaffnungsanſtalten, und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zuſtandes der Sachen Napoleon's beitrug, befand ſich in unſern Händen. Das Merkwürdigſte waren jedoch Auszüge der auf der Poſt zu Paris geöffneten Briefe; von den Schweſtern Napoleon's an bis zu den geringſten Beamten und Krämern war jederman dieſer geheimen Unterſuchung ausgeſetzt, Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen, gelangten auf dieſe Weiſe reichlich an den franzöſiſchen Kaiſer, dem jeder Poſttag auf dieſe Weiſe eine Anzahl von Perſonen zum Opfer früherer oder ſpäterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königin Hortenſia ſah man, daß Napoleon ſelbſt einen Augenblick alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bei Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des ſchleſiſchen Heeres ſeine alte Zuverſicht wiedergefunden, und nun auch das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen Blücher's blieben wir in den folgenden Tagen völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er ſich über La-Ferté-Milon gegen Soiſſons zurück, welche Stadt Wintzingerode, der auf die Nachricht von Napoleo'ns Marſche ſich von Rheims näher an Blücher gezogen hatte, entſchloſſen geweſen war wieder zu nehmen. Zwiſchen ihm und uns befand ſich das franzöſiſche Heer, das ſich gegen Nordoſten gewendet hatte, und uns abermals die rechte Flanke bot, in der wir, nun auf dem rechten Ufer der Marne und von dem Fluſſe aus vorgehend, alle Bewegungen beobachteten. Allein Napoleon war mit außerordentlichen Eilmärſchen, auf welchen die Truppen kaum einige Stunden Raſt halten konnten und haufenweis ermattet liegen blieben, ſogleich weithinaus rechts marſchirt, und als wir am 4. März nach Fère-en-Tardenois marſchiren wollten, fanden wir dieſen Ort ſchon vom Feinde beſetzt, und uns bereits, ſtatt in ſeiner Flanke, in ſeinem Rücken. Von Chateau-Thierry rückte der Feind, der uns entdeckt hatte, und hier unſer ungeſtörtes Walten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gegen uns an, und da die Gegend der Reiterei nicht günſtig, auch der Feind überlegen und mit vielem Geſchütz verſehen war, ſo zogen wir ebenfalls rechts ab nach Ville-en-Tardenois, um von da über Rheims die Verbindung mit Wintzingerode im Bogen wiederzugewinnen. Am 5. März marſchirte Tettenborn von Ville-en-Tardenois nach Rheims, wohin ſchon in der Nacht eine Parthei vorausgeſandt worden war. Nahe bei der Stadt erfuhr er aber, daß ſchon am frühen Morgen die Franzoſen Rheims überfallen und beſetzt hatten, wobei die dort zurückgelaſſene geringe ruſſiſche Beſatzung durch Mithülfe der Einwohner gefangen worden ſei. In demſelben Augenblicke wurde er ein Regiment franzöſiſcher Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen auf der Straße von Fismes auf Rheims zu marſchirte. Unverzüglich warf er ſich mit 2 Koſakenregimentern auf dieſe franzöſiſche Reiterei, die zur Kaiſerlichen Garde gehörte, und ſprengte dieſelbe nach verſchiednen Angriffen in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem franzöſiſches Fußvolk und Geſchütz uns nun auch aus der Stadt entgegen kam, die verfolgenden Koſaken nahe vor den Thoren abhielt, und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortſetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes geweſen war, und dieſen Abend in Berg-au-Bac ſein wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres zu umgehen, oder daſſelbe um ſeine rückwärtige Verbindung beſorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlaſſen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächſten Wege Epernay zu gewinnen, und uns jenſeits der Marne in Sicherheit zu ſtellen. Von dem Heertheile

Wintzingerode's ſo wie von dem Heere Blücher's gänzlich abgeſchnitten, und ohne Hoffnung, auf den unberechenbaren Umwegen nah zum Tage der unvermeidlich nahen Schlacht jene Truppen zu erreichen, konnte Tetterborn ſeiner Beſtimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleon's zu bleiben, deſſen Bewegungen zu beobachten, und von jeder dem Heere Schwarzenberg's ſogleich genaue Nachrichten zu geben. Dieſes Heer war ſeit der Abweſenheit des franzöſiſchen Kaiſers und ſeiner beſten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder beſetzt worden; der Attaman Platoff ſollte mit 2000 Koſaken über Sezanne gegen La-Ferté-Gaucher vorrücken, blieb jedoch nach erhaltenem Gegenbefehl ſchon in Fère-Champenoiſe ſtehen.

Bei Epernay war alles zum Sprengen der Marnebrücke bereit, im Fall der Feind von Rheims eine Truppenſchaar hierher abſenden würde. Ein Koſakenregiment von den Truppen des Generals Nariſchkin, welches ſich verſpätet und ebenfalls Rheims wider Erwarten ſchon vom Feinde beſetzt gefunden hatte, kam nach Epernay zurück und ſchloß ſich an Tettenborn an. Gleich am folgenden Tage erhielt dieſer die Nachricht, daß der ruſſiſche General Graf von Saint-Prieſt mit 6000 Mann ruſſiſcher und preußiſcher Truppen und

20 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarſchirt ſei, und in Beaumont ſein Hauptquartier habe. Dieſer gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 1000 Mann und 6 Kanonen an, und forderte Tettenborn auf, zur Wegnahme dieſer Stadt am 7. mitzuwirken. Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, ſo war er doch ſogleich dazu bereit, erſchien am frühen Morgen vor Rheims, zog die Aufmerkſamkeit des Feindes durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der weſtlichen Seite, und dehnte ſeine Koſaken auf der Straße von Fismes aus, um das Entfliehen der franzöſiſchen Reiterei zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welches von den Franzoſen mit Fußvolk beſetzt war und von dieſem und zugleich von den Einwohnern heftig vertheidigt wurde, nahmen die Koſaken mit Sturm; die franzöſiſchen Dragoner wurden, ſo oft ſie ſich auf dem Glacis zum Plänkeln hervorwagten, ſowohl einzeln als in Maſſe in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tags und der General Graf von Saint-Prieſt kam nicht, obwohl er nur einige Stunden entfernt war: erſt nach Mittag ſandte er den General Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch irgend Anſtalten zum Sturm zu treffen, und ſo verging der Tag in matten Kanoniren, wobei viele Leute nutzlos verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, alle ſeine in der umliegenden Gegend befindlichen Truppen zu benach-

richtigen, endlich gegen Abend ungefähr **1000** Mann Reiterei zur Verſtärkung von der Seite von Bery-au-Bac erhielt, ließ man dieſe ruhig nach Rheims einrücken, und der General Emmanuel zog ſich mit einbrechender Dämmerung wieder ganz auf die Haupttruppe zurück, wobei der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment ihm den Rückzug decken mußte. Tettenborn fand keinen Beruf, zu ſolchen Unternehmungen ferner mitzuwirken, und ging am 8. März nun auch mit ſeinen Truppen wieder nach Epernay, indem er jedoch ſowohl Rheims als Fismes durch Partheien fortdauernd beobachtete.

Schon am 7. März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soiſſons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte, und am 9. noch heftiger zu werden ſchien. Durch den Rittmeiſter von Bismark, der im Rücken des feindlichen Heeres bis über Fismes hinaus geſtreift war, einige glänzende Gefechte gehabt, und mehr als **100** Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über die Wendung der Ereigniſſe, und ſogleich eilte Tettenborn am 10. März von Epernay, welches er durch den Major von Droſte beſetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port-a-Binſon, von wo er den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſakenregimentern noch weiter nach Dormans verſchickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten, und den

Rückmarſch Napoleon's über dieſen Fluß keinen Augenblick unentdeckt zu laſſen. Inzwiſchen hatten der Major von Falkenhauſen und der Major von Lützow ſich mit dem General Grafen von Saint-Prieſt in Verbindung geſetzt, und dieſem von dem General von Gneiſenau den Befehl zukommen laſſen, mit allen ſeinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verſtärkungen über 11,000 Mann betrugen, gegen die Aisne vorzudringen, um dem Feinde den möglichſt großen Schaden zuzufügen. Auf dieſem Wege erhielten wir endlich auch beſtimmte Nachrichten über die Vorfälle vom 7. und 9., die uns, weil weder die Franzoſen noch die Unſern gleich darauf entſcheidende Bewegungen machten, ziemlich zweideutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verſtändniß nöthig ſein, dieſer Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Blücher hatte von Meaux ſeine Partheien ſchon bis Lagny, ſechs Stunden von Paris, vorgeſchickt, als die Annäherung des franzöſiſchen Kaiſers auf ſeine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und ſich mit den Generalen von Wintzingerode und von Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand geſetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu beſtehen, welche Napoleon, der ſchon mit den Marſchällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen ſchien. Da Soiſſons ſich dem General von Bülow am 3. März übergeben hatte, ſo konnte die Vereinigung des ſchleſiſchen Heeres mit den beiden Heertheilen des Nordheers über jenen Ort ohne Hinderniß geſchehen. Weil aber Napoleon, mit einer ihm gewöhnlichen Bewegung, deren Zweck er auch dießmal nicht ganz verfehlte, den äußerſten linken Flügel unſers Heeres zu gewinnen ſuchte, um daſſelbe für die Verbindung im Rücken beſorgt zu machen und von dem großen Hauptheere bei Troyes völlig zu entfernen, deßhalb längs der Front immer weiter rechts hinauf marſchirte, bei Fismes über die Veſle, bei Berry-au-Bac über die Aisne ging, wo er durch den General Nanſouty in einem hitzigen Gefecht ſich der Brücke bemächtigte, und endlich ſogar über Corbeny und Craonne ſchon gleichſam von hinten gegen Laon vorrückte: ſo ſah ſich Blücher genöthigt, ſeine vortheilhafte Stellung zwiſchen Soiſſons und Vailly zu verlaſſen, und dem Feinde nachzugehen, um bei Craonne mit ihm zuſammen zu ſtoßen. Hier ſollte es am 6. März zur Schlacht kommen, allein Napoleon hatte auch dieſe Stellung bereits überflügelt, Craonne und die umliegenden Wälder beſetzt, und ſeine Hauptmacht ſchon gegen Laon vorgeſandt. Dahin zog nun auch eilig Blücher ſeine Truppen zuſammen. Auf dieſem Marſche wurde am 7. März der General von Wintzingerode, der größtentheils Reiterei und reitendes Geſchütz bei ſich hatte, und zunächſt an dem Feinde hinaufziehen ſollte, um deſſen erſten Anfall abzuhalten, von der ganzen franzöſiſchen Macht unweit Craonne angegriffen. Das

Treffen wurde von den ruſſiſchen Truppen mit größter Tapferkeit eine ziemliche Zeit beſtanden, bis ſie endlich, nachdem das ſchleſiſche Heer ſeinen Marſch nach Laon vollendet, ſich ebenfalls gegen Laon zogen, nicht ohne bedeutenden Verluſt, der jedoch bei den Franzoſen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marſchall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwiſchen war auch Soiſſons von den Unſrigen verlaſſen worden, und die Franzoſen rückten auch von dieſer Seite gegen Laon vor, wo es am 9. März früh zwiſchen den beiderſeitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzoſen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soiſſons hin liegen, allein der General von Wintzingerode eroberte dieſelben noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzoſen geſchah jedoch von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale von York und von Kleiſt mit den preußiſchen Truppen ſtanden. Der Feind drang Nachmittags aus Feſtieux vor, und ſchickte ſtarke Abtheilungen Reiterei noch mehr rechts, um unſere Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gewinnen. Bei dem Dorfe Athies, wohin die Preußen hatten zurückweichen müſſen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderiſchen Gefecht, das unentſchieden bis zum Abend dauerte, indem beide Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griffen Yorck und Kleiſt den ſchon der Ruhe zugewendeten Feind unvermuthet an, und warfen denſelben, nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonet in das Kartätſchenfeuer vergingen und auf das Geſchütz eindrangen, gänzlich über den Haufen. Der Heertheil des Marſchalls Marmont und die Reiterſchaar des Generals Arrighi wurden geſprengt, 46 Kanonen genommen, und 2000 Gefangene gemacht. Der franzöſiſche Kaiſer hatte inzwiſchen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen Blücher's gegenüber geſtanden, und griff nun ſeinerſeits am 10. März dieſen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon ſelbſt, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er ſeinen ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt; er ſelbſt war im Eifer vom Pferde geſprungen und hatte eine Kanone gerichtet; doch alle ſeine Anſtrengungen waren vergebens, ſeine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeſchlagen, und in der Ueberzeugung, hier nichts ausrichten zu können, zog er endlich am Abend ſeine Truppen aus dem mörderiſchen Gefecht. Napoleon hatte ſein Vorhaben aufgeben müſſen, und war bei Laon in ſeinem Unternehmen geſcheitert; aber keineswegs konnte man dieß eine Niederlage nennen, nach allen ſeinen Verluſten ſtand er noch immer ſchlagfertig, und zog ſich weder nach Soiſſons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem zweifelhaften Stillſtande, in welchem Napoleon neue Plane ſann und neue Gelegenbeiten erhöhte; die Erwartung deſſen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchſter Spannung. Blücher war erkrankt, und außer ihm wagte Niemand, dem furchtbaren Gegner die Einleitung der Ereigniſſe zu entreißen, und die Ruhe, welche dieſer ſich gab, ließ man ihm ungeſtört.

Es trat nun eine ſehr ſchlimme Zeit ein, in welcher nordwärts das ſchleſiſche Heer, nach ſo vielen Märſchen und Schlachten, und bei der Krankheit Blücher's, nothwendig in ſeinen Unternehmungen innehalten mußte, ſüdwärts aber das Hauptheer unter Schwarzenberg erwartungsvoll harrte, daß Napoleon, dort abgewieſen, ſich ihm wieder entgegen werfen würde; und in der Mitte zwiſchen beiden hielt nun auch der gebeugte Gegner ſein wunderbares Spiel eine Weile eingeſtellt. Seinen nächſten Bewegungen ſah man mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit entgegen, die Verbindung zwiſchen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger geſucht, und das Einziehen von Nachrichten gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war ſo ſehr im Stande, dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leiſten, als Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des franzöſiſchen Heeres ſtand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge ſeiner kühnen Partheien ausdehnte. Rechts ſtand er mit dem General Grafen von Saint-Prieſt, der noch immer in der Gegend von Rheims geblieben war, über Epernay in Verbindung, links über Vertus mit dem tapfern und kriegskundigen General Kaiſſaroff, der jetzt ſtatt des Attamans Platoff die Koſaken in Fère-Champenoiſe befehligte; jener gehörte zu dem Heere Blücher's, dieſer zu dem Heere Schwarzenberg's, und ſo war eine zwar loſe und weitläufige, aber doch zuſammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Nur machte die Nachläſſigkeit, welche zuweilen im Beſorgen der Briefe Statt fand, und bei ſo vielen Zwiſchenpoſten einer ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Kriegsmacht unvermeidlich war, oftmals die eingezogenen Kunden durch Verſpätung fruchtlos, und manche gelangten wenigſtens nicht an Alle, denen ſie beſtimmt waren. Auch wurde das Einziehen und das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umſtand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, ſchwierig und gefahrvoll.

Das unverhinderte Hin- und Hermarſchieren und beliebige Verrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es ſeinen heftigen und nachdrücklichen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beſchränkte ſich dies ganz allein auf die Ortſchaften, wo er mit ſeinem Heere erſchien oder unmittelbar einwirken konnte, in dieſen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinſchaftliche Sache zu machen; ſich überall hätten ſie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre

Feindſeligkeiten durch dieſe Theilnahme aufs Spiel zu ſetzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maires, ſchmähte und ſtrafte die Gemeinden, welche ſeinen Aufforderungen nicht Folge geleiſtet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienſt freiwilligen Aufſtandes dem Zwange der Nothwendigkeit, dem ſie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit ſchuldig geworden, ſahen ſie ſelten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eigenes Heil fechten, was ſie ungern begonnen hatten. Die Ausſchweifungen unſerer Truppen, von welchen die franzöſiſchen Blätter ſchreckliche Beſchreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beſchreibungen, ſondern ſogar als diejenigen, welche ſich die franzöſiſchen Soldaten in ihrem eigenen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens, der durch dieſe wiederholten Vorſpiegelungen entſtand, begann allmählig diejenigen Anordnungen und Gewaltſamkeiten hervorzurufen, die früher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unfügſameres und böswilligeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht ſtreitenden Theile der Franzoſen in dieſem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, ſo waren alle Thüren und Fenſterladen dicht verſchloſſen, die Menſchen von den Straßen verſchwunden, die

Gebirgen verſteckt; hatte man den Weiler endlich aufgefunden, ſo hieß es jedesmal, es ſei nicht das Geringſte zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erſchöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu verſuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuſchaffen ſei. Es verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geſchah als Parlamentiren, und nach langem Warten erſchienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der ſelten einen Augenblick verſchont iſt, und Ruhe und Erholung kaum aufſchieben darf, ohne Gefahr ſie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, ſuchte ſelbſt, und fand gewöhnlich alles im Ueberfluſſe, und erbitterte zu gerechter Rache und übermäßiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beſte den Leuten weg, die ihn durch einen ſolchen Trug zuerſt beleidigt haben. Nahm ein Koſak ein Bund Stroh vom Hofe, ſo ſchrie alles über Plünderung, brachte er einen Ochſen ins Lager, ſo klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit durch ſolches Betragen in reichlichem Maße entſtand. Daß die Wegweiſer an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entſpringens, und diese Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menſchenrechtsverletzung darſtellte, hatten die Koſaken in Rußland von den Franzoſen abgeſehen. Bisweilen war die Art, wie ſich die franzöſiſchen Bauern aufhielten, was [illegible], begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landſtraße einigen Bauern, ſo war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle ſogleich anfingen zu fliehen, um nicht als Wegweiſer mitgehen zu müſſen. An verſchiedenen Orten, wo einſichtsvolle Maire's und ſonſt Bürger den Befehlshabern der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging Alles in größter Ordnung und beſter Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortſchaften jedoch blieb in jener unerbittlichen Feindſeligkeit. Die Einwohner flüchteten ſich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den [illegible] Hütten im Walde verſteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Piſtolen bewaffnet, um Raub und Mord den umherziehenden Partheien, Infanterie und Cavallerie aufzulauern. Entſprungene Kriegsgefangene, [illegible] Soldaten, [illegible], [illegible], und ſelbſt Offiziere, geſellten ſich nach und nach zu ihnen und brachten ſie in mehr militäriſche Ordnung, für die der Franzoſe bis zu einem gewiſſen Grad überhaupt ſo leicht empfänglich iſt. Aus den Feſtungen, die größtentheils nicht umſchloſſen, ja ſogar kaum beobachtet waren, erhielten viele Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterſtützung, Vorrath und Zuſammenhang. Wirkliche Parteigänger mit ihren [illegible] ſtreiften im Rücken unſrer Heere, und waren an jedem Ort ſogleich durch die bewaffneten Bauern verſtärkt. Da die [illegible] Bauern ſich aber [illegible] [illegible]

Kittel trugen, ſo gaben ſie oft den Soldaten von nächtlichen [illegible], nach denen ſie die Poſten auf den Höhen aufſtellten, Patrouillen machten, und die Wache ausſchickten. Fragten ſie die Wachen ſelbſt, ſo erkannten ſie oft [illegible] [illegible], und Hunderte von franzöſiſchen Soldaten kamen in voller Uniform unter dem blauen Kittel [illegible] [illegible]. Dieſer Volkskrieg, der als ein merkwürdiges Beiſpiel der Macht daſteht, welche Napoleon's unermeßliche Ueberlegenheit über die [illegible] [illegible], ein Volkskrieg, den das Volk, ohne Regierung, gegen Willen und Neigung, [illegible] [illegible], nachdem es ihn erſt ſo unmöglich gehalten hatte, erſtreckte ſich vom [illegible] bis in die [illegible], vor ihren Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihrem Rücken. Schon konnte kein Courier mehr ohne Bedeckung von wenigſtens 100 Pferden ſeinen Weg fortſetzen, jeder Befehl mußte durch eine Partei überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegen und verloren, das [illegible] der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerſt ſchwierig; in jedem Dorfe, in jedem Walde lag ein [illegible] Feind. Bei [illegible] [illegible] Kriege, wenn andere Lebensmittel ſich erhielt, der Volkskrieg ſich im Innern belebt, und Napoleon und [illegible] [illegible] nach die [illegible] gehalten hätte, ſo würden dieſe Maaßregel nicht der [illegible] [illegible] zu einem Rückzuge gezwun-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

In der Voraussetzung, daß die [illegible] von [illegible] und [illegible] nur die [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible] [illegible] von [illegible] und dem [illegible] [illegible] des [illegible], mit den [illegible] Tettenborn und [illegible] einen [illegible] zur [illegible] [illegible] zu machen. Tettenborn [illegible] sich daher am 24. März von [illegible] nach [illegible] an den [illegible] [illegible], und [illegible] auf dem [illegible] [illegible] der Marne nach [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] waren. [illegible] [illegible] die [illegible] an, daß die [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegen [illegible], als gegen die [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] waren. Der General von [illegible] [illegible] daher das [illegible] [illegible], [illegible] Tettenborn allein den [illegible] gegen [illegible], und die [illegible], sich mit Blücher wieder in Verbindung zu setzen, und [illegible] mit den übrigen [illegible] nach [illegible] zurück, um [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] des Feindes nicht [illegible] zu lassen. Tettenborn ging [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] durch die Marne, und [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] gegen [illegible] [illegible].

Napoleon hatte die [illegible] Blücher's gegenüber der beiden Marschälle Marmont und Mortier mit verminderter Macht Stand halten, und mit [illegible] [illegible]

Mann ſeiner beſten Truppen, und einem großen Theil ſeiner, von Paris gekommenen Verſtärkungen, ſich wieder gegen Blücher gewendet, um das Hauptquartier des Verbündeten anzugreifen. Er marſchirte in einer Richtungen, die bei La-Ferté-ſous-Jouarre, Château-Thierry, Epernay und Chalons über die Marne gingen. Wenn er den Gegner durch Entſchloſſenheit plötzlich aufhielte, und ſich ſelbſt [illegible], um nicht zu ſchlagen, plötzlich zurückzöge, ſo gewann er noch einen Sieg [illegible] mehr Zeit, und konnte ſich [illegible], wenn er ſich wieder vereinigt [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible]. Sein Angriff war ganz einfach, er wollte plötzlich die innere Flanke unſerer Heere zum Ziel, [illegible] ſeine Seite [illegible] [illegible] [illegible] war, [illegible] [illegible] gewonnen, und [illegible] mehr zum Rückzug als er [illegible]. Auf dieſe Weiſe legte er die [illegible] gegen uns [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] konnte noch eine gewonnene Zeit [illegible] [illegible]. Wenn jemand behaupten ſollte, daß unſere Truppen [illegible] wirklich nicht [illegible] dem gegenüberzuſtehen, ſo braucht derſelbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 80,000 Mann ſich immer [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible] und Blücher [illegible], wo ſich ein [illegible] [illegible], immer ſich den [illegible] Rückzug, und gleichwohl auf jener Seite [illegible] und [illegible] ein Heer von beinahe 200,000 Streiter hatte! Doch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ſeiner vollkommen gelungen, wenn nicht der

Zufall die Schlacht von Arcis-sur-Aube gegen die Alliirten herbeigeführt hätte. Da nämlich das Benehmen Napoleon's ziemlich nicht länger zu verkennen war, verließ das Heer Schwarzenberg's seine bisherige Stellung, und ging an der Aube abwärts gegen Arcis-sur-Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20. März eintreffen sollte, nachdem es den Tag vorher in Troyes gewesen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeschobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verspätet worden, als Fürst Schwarzenberg's doch nicht angelangt, wie vergeblichen Frage der Sammlung zusammengezogenen Truppen nicht geschehen, und jene Abtheilungen waren abgeschnitten und verloren, wenn man nicht den Feind bei Arcis aufhielt. Schwarzenberg ging daher unverzüglich dem Feinde mit aller Macht entgegen, hielt ihn über die Aube und Arcis besetzt das Flüßchen, und griff ihn an, da kein anderes Mittel war, entschlossen an. Nach heftigen zweitägigen Gefechten, in welchen unsere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall schlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieser unverrichteter Sache und mit einem Verlust von 12 Kanonen und vielen Gefangenen am 22. März von Arcis wieder ab, wo er ein gewisses Loos gefunden hatte.

Inzwischen hatte Feldmarschall Blücher vom Feinde ganz unbehelligt gelassen, und sich Chalons am 20. März Rheims besetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezogen und nach allen Richtungen Partheien ausgeſandt, vorzüglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon am folgenden Tage war die Verbindung mit dem nördlichen Heere glücklicherweiſe ganz hergeſtellt, indem die Partheien Tettenborn's in Rheims auf die Truppen Winzingerode's ſtießen, der auch bald ſelbſt dort einrückte. Blücher zog ſich nun mit allen ſeinen Truppen näher an die Marne, und wollte ſich aller Uebergangspunkte verſichern, um ſie dem Feinde zu verſchließen, ſollte er ſich dieſer zurückbemächtigen, für ſeinen eigenen Gebrauch aber die Brücke bei Epernay behaupten. Dieſen Ort hatte jedoch der Feind noch mit 4000 Mann Fußvolk und 2 Schwadronen Reiter beſetzt. Tettenborn ſandte den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſackenregimentern dahin, um den Feind zu vertreiben. Der General Vincent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfangs mit ſeiner Reiterei aus vor die Stadt entgegen, und hielt gegen mehrere Tirailleurangriffe Stand, bis unvermuthet die Koſacken mit lautem Geſchrei zu ernſtlichem Angriff heranſtürmten, die 2 Schwadronen über den Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvolk, welches den Eingang derſelben beſetzt hielt, wurde niedergemacht, und unter beſtändigem Gemetzel der Feind durch die Stadt bis wieder auf das Feld verfolgt, wo ſich der General Vincent mit einem geringen Ueberreſte in die Wälder rettete. Während dieſes glänzenden Gefechts erſchien jenſeits der Marne über der Vorſtadt der Truppen des Generals von Winzingerode, die über die [illegible] [illegible] in Epernay eingingen.

Schon am 22. März sah Tettenborn aus den Berichten seiner ausschwärmenden Parteien zu vermuthen Anlaß, daß Napoleon nach den Gefechten bei Arcis-sur-Aube, deren Ausgang wir keineswegs nicht ganz ungünstig für uns glauben mußten, sich unerwartet gegen die Marne und ganz auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, aber auch zugleich unserm Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Tettenborn sandte daher auf beiden Seiten der Marne mehrere Parteien aus, um gegen Vitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Coole und Sommesous, kaum war der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, so wurden in seinem Rücken Nachrichten eingefangen und Couriere aufgefangen. Der kaiserliche Lieutenant [illegible] hatte das Glück, einen Courier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends dessen Papiere nach Châlons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem [illegible] Bulletin von der Schlacht bei Arcis, welches einen Sieg auf seiner Seite verkündigte, daß auch sein Bericht über den [illegible] den Siegern bleiben konnte, befanden ſich darunter die merkwürdigſten Briefſchaften in größter Menge; der Marſchall Lefebvre z. B. ſchrieb an ſeine Gemahlin, Napoleon ſei bei Arcis mit ſeinem Gefolge durch den Angriff eines ungariſchen Huſarenregiments, das ohne Zweifel nicht wußte, wen es vor ſich hatte, in größte Gefahr gerathen, und habe ſelbſt nach Degen und Piſtole gegriffen, ein Pferd ſei ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wiſſe, und anderes dergleichen. Die Hauptſache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's ſelbſt an die Kaiſerin Marie Louiſe, worin er ausdrücklich ſagte, daß er auch ohne bei Arcis vollſtändig geſiegt zu haben, dennoch weiter vormarſchire, um ſich ſeinen Feſtungen zu nähern, und die feindlichen Heere ſowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen.

Nach dieſen Aufſchlüſſen war keine Zeit zu verlieren. Der General von Wintzingerode nahm die ſämmtliche Reiterei ſeines Heertheils, etwa 8000 Pferde, nebſt 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23. März von Epernay gegen Vitry vor, zog Tettenborn und Che[illegible] an ſich, und marſchirte am folgenden Tage gegen die Feſtung Vitry; die Verbindung der beiden großen Heere war nun auch ſchon ohne Hinderniß über Vertus und Fère-Champenoiſe hinter dem Rücken Napoleon's bewerkſtelligt, und beide Feldherren, Blücher und Schwarzenberg, von allem gegenſeitig benachrichtigt.

ſammen überein, jetzt mit verbundenen Kräften ſich von beiden Seiten gegen Napoleon zu werfen, und den Krieg wo möglich mit Einem Schlage zu endigen. Blücher zog daher von Rheims auf Chalons, Schwarzenberg von Arcis-ſur-Aube auf Vitry dem Kaiſer Napoleon nach, und ſchloſſen, ſtatt diesmal in größere Trennung ſich vor ihm zurückzuziehen, und ihm, wie er erwartet hatte, größere Landſtrecken freizugeben, mit kühner Einſicht ihre geſammte Heeresmacht hinter ihm zuſammen. Man hatte eben ſo ſehr gehofft, als vermuthet, Napoleon könne vielleicht dennoch ſogleich wieder umwenden, ſobald er ſeine Erwartung nicht in Erfüllung gehen ſähe, und dann wäre es in der großen Ebene zwiſchen der Marne und Aube zur Schlacht gekommen, wo unſere zahlreiche und vortreffliche Reiterei, die bisher wegen mißlicher Vertheilung häufig im Nachtheile gegen die weit ſchlechtere Reiterei der Franzoſen geſtanden hatte, in Maſſe hätte wirken können. Allein Napoleon war bereits auf dem Wege nach Saint-Dizier, und hatte nur eine ſchwache Abtheilung hinter ſich zurückgelaſſen, welche zunächſt an Vitry einige Dörfer auf der Straße beſetzt hielt.

Das Hauptquartier Schwarzenberg's war am 23. März in Pougy geweſen, und kam am 24. nach Vitry, wo auch der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen eintrafen. Hier wurde beſchloſſen, mit vereinigten Kräften unmittelbar auf Paris zu marſchiren, wohin der Weg jetzt offen war, und bloß der General von Wintzingerode mit Reiterei und reitendem Geſchütz dem Kaiſer Napoleon folgen zu laſſen, um denſelben nicht aus den Augen zu verlieren, ſeine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben. Wenn man die Lage der Sachen im Ganzen überſieht, ſo wird man nicht umhin können, dieſem Entſchluſſe das Lob großer Kühnheit zu geben. Napoleon hatte den Kern ſeiner Truppen bei ſich, und konnte ſich mit den zahlreichen Beſatzungen ſeiner Feſtungen vereinigen; der General Maiſon in den Niederlanden hatte ſich ſchon in Verbindung mit dem General Carnot geſetzt, bedrohte Brüſſel, und konnte bald vielleicht Napoleon die Hand bieten; hinter unſerm Heere war alles im Aufſtande, der durch Napoleon's Erſcheinen nur noch geſteigert werden mußte; der Marſchall Augereau beſchäftigte zahlreiche Truppen bei Lyon, und konnte von dort herangezogen werden; unſere Heere verloren ſich immer tiefer in Frankreich, getrennt von ihren Hülfsquellen, in einem verwüſteten Land, ohne Verbindung, Zufuhr, Erſatz, Stützpunkte, und konnten bald vor der Hauptſtadt des Reichs ſtehen, deren Volksmenge fähig war, ein großes Heer zu beſchäftigen, zu vernichten. Alles dieſes durfte die größten Bedenklichkeiten erregen; allein nie iſt das Weſentliche von dem Scheinbaren beſſer unterſchieden worden, und die erwählte Maßregel war die rechte, auch wenn ihr Erfolg minder günſtig ausgefallen wäre.

Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bedeutung ſchon von einander getrennt. Die großen Heere brachen am 24. und 25. März von der Aube und Marne nach Paris auf, und trafen am 25. bei Fère-Champenoiſe die vereinigten Truppen der Marſchälle Marmont und Mortier, die von Soiſſons nun auch wieder an Napoleon ſich anſchließen wollten; nach kurzem aber blutigen Kampfe wurden dieſe geſchlagen und vernichtet, und der Marſch gegen Paris unaufhaltſam fortgeſetzt.

Wintzingerode rückte noch vor den Abend des 24. März mit ſeiner geſammten Reiterei aus Vitry gegen Saint-Dizier, wohin Napoleon ſeinen Marſch genommen hatte, getreu der Abſicht, die Verbündeten von Paris abzuziehen, und ſich ſeinen Feſtungen zu nähern. Tettenborn führte Wintzingerode's Vortrab, und hatte 5 Koſakenregimenter, das Iſum'ſche Huſarenregiment, und 8 reitende Kanonen unter ſeinem Befehl. Der Feind war ſchon am Nachmittage aus der Nähe von Vitry weggezogen, und wurde erſt mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thièblemont erreicht, wo ſein Fußvolk noch ein lebhaftes Geplänkel zu beſtehen hatte. Am nächſten Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgeſetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in Saint-Dizier eingeholt, wo ſich ſogleich ein hitziges Gefecht entſpann. Der Feind hielt Saint-Dizier mit Fußvolk ganz beſetzt, um den Marſch der andern Truppen, welche daſelbſt wieder über die Marne gegangen waren, und längs des Fluſſes zurückmarſchirten, zu decken. Aus dieſer Richtung des Marſches ſchien hervorzugehen, daß Napoleon ſeine Truppen doch aufs neue gegen unſere großen Heere werfen wolle, und von ihrer auf Paris genommenen Richtung einige Kunde erhalten habe. Wir ſahen, wie jenſeits des Fluſſes die gedrängten Maſſen des Feindes, in der nun veränderten Richtung gleichſam uns entgegen kommend, längs des Ufers hinab und dann links die Höhen hinauf wegmarſchirten. Tettenborn ließ ſogleich ſein Geſchütz hart am Ufer aufpflanzen, und begann ein mörderiſches Feuer mit Kugeln und Granaten in die nächſten franzöſiſchen Truppenzüge, die alsbald voller Angſt und Schrecken und mit Verluſt vieler Todten in die Wälder zerſtoben. Da zugleich ein Koſakenregiment durch die Marne ſetzte, und die in Saint-Dizier zurückgebliebenen Franzoſen, welche ſich bis dahin tapfer gehalten hatten, abzuſchneiden drohte, ſo ſuchten auch dieſe in den Wäldern Schutz. Der Feind hatte jedoch nicht lange dieſes Feuer ausgehalten, als er auch einen Theil ſeines Geſchützes wieder zurückholte, und auf den vortheilhaft beherrſchenden Anhöhen bei dem Dorfe Valcour, durch welches ſeine Straße als Engweg hinaufführte, über 16 Kanonen aufpflanzte, die bald das Feuer der unſrigen überboten, und Tettenborn nöthigten, die letztern zurückzuziehen. Bei dieſer Gelegenheit fuhr eine Kanonenkugel ſo dicht über Tettenbor's Kopf dahin, daß ihm die Mütze durch das Sauſen verſchoben wurde; in ruhiger Haltung nahm er die Mütze ab, ſchwang ſie in der Luft, und dankte den Franzoſen für den ſchönen Gruß, welches den Koſaken ſo gefiel, daß ſie in ein lautes Hurrah darüber ausbrachen. Der Feind behielt jene Höhen bis gegen Abend beſetzt, da er ſeinen Rückzug gegen Waſſy fortſetzte. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und vertrieb ihn noch aus dem Dorfe Humbecourt, fand aber unmöglich weiter vorzudringen; die nächſten Dörfer waren ſämmtlich ſtark mit Fußvolk beſetzt, das die hartnäckigſte Gegenwehr leiſtete: ein Zeichen, daß die Hauptmacht des Feindes ſehr in der Nähe ſein mußte, und kein größeres Annähern unſerer Truppen erlauben durfte. Das Plänkeln dauerte jedoch die ganze Nacht, während welcher man den Raum vor uns bis Waſſy in weiter Ausdehnung durch unzählige Wachtfeuer erhellt ſah, die ſich beſonders auch zu unſerer Rechten längs des Waldes bis ganz in unſere Nähe erſtreckten. Tettenborn brachte die Nacht in Eclaron zu; der General von Wintzingerode hatte ſein Hauptquartier in Saint-Dizier; eine beträchtliche Anzahl Truppen unter dem Befehl des Generals Tſchernyſcheff hatte er ſchon von Vitry aus gegen Montier-en-Der geſchickt, ſeitwärts von Waſſy, zur Sicherung der rechten Flanke.

Frühmorgens am 26. März fand Tettenborn die Dörfer, welche der Feind am vorigen Tage beſetzt gehalten, keineswegs verlaſſen, ſondern die Franzoſen rückten aus denſelben mit viel ſtärkerer Mannſchaft dem Angriffe der Koſaken ſogar entgegen. Sehr deutlich unterſchied man große Truppenmaſſen in der Ferne, welche immer näher kamen, und denen immer andere nachfolgten. Tettenborn ſchätzte ſie wenigſtens auf 30,000 Mann, worunter ſehr viele Reiterei. Schon gingen die Franzoſen auf allen Punkten zum Angriff über, und zwangen die Koſaken mit Gewehrfeuer und Kanonenſchüſſen zum Weichen; eine beträchtliche Reiterei entwickelte ſich auf beiden Flügeln. Tettenborn hatte gleich im erſten Augenblicke Wintzingerode'n von dem Vorgehenden benachrichtigt, und denſelben verſichern laſſen, daß das ganze franzöſiſche Heer wieder umkehre, und gegen ſie heranrücke. Das Vordringen der Franzoſen geſchah ſo ſchnell und in ſo großen Maſſen, daß an kein Aufhalten zu denken war; gegen 2 Kanonen, welche Tettenborn zur Unterſtützung der Koſaken feuern ließ, fuhren gegenüber ſogleich 10 franzöſiſche Kanonen auf. Der Augenblick wurde dringend, die örtliche Lage gewährte nicht Spielraum für ein einziges Koſakenregiment, und im Rücken befand ſich jener Engweg durch das Dorf Valcour, den der Feind mit ſeinem Fußvolk durch die Waldung nur unvermerkt früher als wir zu gewinnen brauchte, um uns ganz abzuſchneiden; es blieb daher nichts anders übrig, als ungeſäumt über die Marne zurückzugehen, welches Tettenborn auch augenblicklich that, nachdem er ſo lange als möglich auf dem linken Ufer Stand gehalten, um Wintzingerode'n Zeit zu geben, ſeine Anſtalten zu machen. Dieſer General wollte anfangs noch die Meldungen des Generals Tſchernyſcheff von Montier-en-Der abwarten, welche ihm über die Bewegung des Feindes erſt vollen Aufſchluß geben ſollten. Indem aber Wintzingerode noch zweifelnd erwog, ob wirklich Napoleon mit ganzer Macht heranmarſchire, und noch anſtand, den Meldungen Tettenborn's vollen Glauben beizumeſſen, ſah er dieſen plötzlich von großer Uebermacht zurückgedrängt, und ſich ſelbſt faſt im nämlichen Augenblicke angegriffen. Mit unglaublicher Schnelligkeit entfaltete ſich die franzöſiſche Macht, Truppen drängten ſich an Truppen und wogten in die Ebene herab, und in wenigen Minuten ſtand alles im Gefecht. Eine große Anzahl Geſchütz beſtrich die Ebene und beſchoß die Stadt Saint-Dizier. Die Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doch zu ſehr durch Weingärten und Zäune durchſchnitten, und zu nah auf allen Seiten durch Gehölz und Niederungen umſchloſſen, als daß möglich geweſen wäre, die zahlreiche ruſſiſche Reiterei mit Vortheil zu gebrauchen. Noch wäre es möglich geweſen, durch einen ſchleunigen Rückzug einem Gefechte zu entgehen, das keinen glücklichen Ausgang haben konnte. Tettenborn machte dringend darauf aufmerkſam; allein unglücklicherweiſe befanden ſich in Saint-Dezier 700 ruſſiſche Jäger zu Fuß, das einzige Fußvolk, welches Wintzingerode bei ſich hatte, dieſe wollte er nicht verlieren, und daher den Rückzug noch aufſchieben, er ſandte alſo an Tettenborn den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, während er ſelber die Stadt Saint-Dizier vertheidigen und im Nothfall ſich auf Bar-le-Duc zurückziehen würde.

Mittlerweile hatte der Feind, unter fortdauerndem Kanonenfeuer von den Anhöhen bei Valcour, zwiſchen dieſem Orte und Saint-Dezier mit großen Maſſen Reiterei, mit Fußvolk, und ſelbſt mit Kanonen, durch die Marne geſetzt, und rückte unaufhaltſam gegen die Straße von Vitry vor. Die ruſſiſche Reiterei und reitenden Kanonen waren hinter dieſer Straße auf der Ebene vertheilt, hinter ihnen der Wald, vor ihnen der Feind, der mit heftigem und überlegenem Kanonenfeuer immer näher in ihre Reihen ſchmetterte; Gepäck und Handpferde waren noch nicht zurückgeſchafft, und veranlaßten Unordnung, welche bei ſolch unerwarteter Wendung der Sachen ſich bald verbreiten mußte. Vor jener Straße rechts ſeitwärts hielt Tettenborn mit etwa 1000 Pferden, worunter 4 Schwadronen Huſaren, alles Uebrige Koſaken. Eine Maſſe von wenigſtens 10,000 Pferden war bereits dieſſeits der Marne und zwiſchen Tettenborn und Wintzingerode trennend vorgeſchoben. Tettenborn ſah ſchon den Augenblick, wo ſich dieſe Maſſen plötzlich entfalten und alles über den Haufen werfen würde, auch rückte immer mehr Fußvolk und Geſchütz über den Fluß und ſtellte ſich zum Kampf. Umzukehren war nicht mehr, indem jene Reitermaſſen ſchon ganz nah, und durch die Fliehenden nicht mehr, kaum noch durch die Standhaften einigermaßen in Scheu zu halten waren. Tettenborn faßte daher den kühnen Entſchluß, nahm ſeine 1000 Reiter zuſammen, und warf ſich an ihrer Spitze mit heftigem Ungeſtüm auf jene Maſſen, die eben anfingen ſich zu entwickeln; mit unerſchrockner Tapferkeit fielen die Huſaren und Koſaken in die franzöſiſchen Reihen, und jagten die fliehenden vor ſich her, das erſte Treffen wurde gänzlich geworfen, das zweite deßgleichen, und ein großes Blutbad in dem wilden Gemenge angerichtet. Allein plötzlich entfalteten ſich zu beiden Seiten neue Maſſen franzöſiſcher Reiterei, deren immer mehr und mehr aus dem Hintergrunde herbei kam, das Mißverhältniß der Zahl war zu ungünſtig für die Unſrigen, und konnte durch alle heldenmüthige Tapferkeit nicht aufgewogen werden; ſie kamen unglücklicherweiſe zugleich in das Feuer des feindlichen Geſchützes und konnten der Uebermacht nicht länger widerſtehen, ſie wurden nun auch ihrerſeits geworfen, und von dem Feinde auf der Straße nach Vitry verfolgt, wohin auch das Gepäck und die Handpferde flüchteten und große Störung verurſachten.

Tettenborn, welcher mit ſeinen Offizieren bis zuletzt im Kampfe ausgehalten hatte, und lange Zeit perſönlich in Gefahr geweſen war, ſammelte ſeine Truppen bei dem Dorfe Perthe, plänkelte noch den nämlichen Abend mit dem Feinde, und zog ſich in der Nacht nach Marolles gegen Vitry. Sein ganzer Verluſt betrug etwa 40 Mann. Die übrigen auf der Ebene bei Saint-Dizier aufgeſtellte Reiterei Wintzingerode's, welche den Angriff der Franzoſen erwartete ohne ihm zuvorzukommen, wurde ſchlimmer geworfen und zerrüttet, ſie verlor beträchtlich an Mannſchaft und mehrere Kanonen. Wintzingerode verließ, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung noch am Nachmittage Saint-Dizier und zog ſich nach Bar-le-Duc, von dem Feinde beſtändig verfolgt, den er jedoch immer, wenn er zu nahe kam, mit gutem Erfolg zurückwies.

Dieſes Gefecht, obwohl es einen ungünſtigen Ausgang nahm, iſt für eines der glücklichſten des ganzen Feldzugs erkannt worden, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drei volle Tage verlor, während welcher Zeit ſeine Hauptſtadt preisgegeben blieb. Er war nämlich überzeugt geweſen, daß das ganze Heer Schwarzenberg's hinter ihm herzöge, und Wintzingerode hatte dieſe Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in Saint-Dizier Wohnungen für den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen laſſen, indem er ſeine Reiterei nur für den Vortrab des Hauptheeres ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich ſchien. Napoleon, der dieſes auf der Stelle durch einige ihm ergebene Einwohner von Saint-Dizier erfuhr, machte deßhalb in Waſſy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück, und dachte eine Schlacht zu liefern, bei welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu ſeinem Vortheil waren. Er befand ſich in Perſon bei der Reitermaſſe, auf welche Tettenborn einſprengte, deſſen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er noch beſonders rühmte, als er ſchon auf der Reiſe nach Elba mit Unbefangenheit die Ereigniſſe beſprach, die ſeinen Sturz herbeigeführt hatten. Noch am folgenden Tage wollte er ſich nicht eingeſtehen, daß er ſich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo der tapfre preußiſche Oberſt von Schwichow mit ſeiner kleinen Beſatzung ſich ſchon ganz auf einen Sturm gefaßt machte. Hier aber, nachdem Napoleon ſeine koſtbare Zeit in unnützen Bewegungen verſchwendet, erfuhr er plötzlich die Niederlage der Marſchälle Marmont und Mortier, ſowie den Marſch der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die ermüdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärſchen fort, um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedrohten Hauptſtadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Truppen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pferde fielen um, und eine Anzahl Kanonen wurden ins Waſſer verſenkt, weil die Beſpannung mit jedem Tage ſchlechter wurde. Nichts deſtoweniger kam Napoleon nur um wenige Zeit zu ſpät, er war ſchon in Fontainebleau, als Er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang geweſen wäre, ſo viel iſt gewiß, daß ſich Paris nicht ſogleich ergeben hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erſchienen wäre, und daß die Erſtürmung dieſer Stadt bei einem dann gewiß allgemeinen Aufſtande des Volks zu den mißlichſten und zweifelhafteſten Unternehmungen gehört hätte; Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris und der nächſten Gegend verſtärkt, würde den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgeſetzt haben, und in Rückſicht aller dieſer Betrachtungen war es, daß der Kaiſer Alexander bald nachher die ſchmeichelhafte Aeußerung machte, er dankte es dem General Wintzingerode, daß er ſchon in Paris ſei. Tettenborn's Angriff aber, obgleich die erſten Vortheile ſchnell wieder verloren geben mußten, galt für eine ſeiner ſchönſten Waffenthaten, deren Erfolg darin unſchätzbar war, daß Napoleon noch mehr in ſeiner falſchen Richtung feſtgehalten wurde, und dabei eine Zeit verlor, die für die große Wendung der Dinge entſcheidend war.

Nachdem Wintzingerode und Tettenborn ſich in Chalons wieder vereinigt hatten, brachen ſie am 28. März über Saint-Dizier und Montier-en-Der nach Troyes auf, wo ſie am 30. März ankamen, ohne jedoch den Nachtrab Napoleon's zu erreichen; eine Menge Spuren ſeines Durchmarſches fanden ſich auf jedem Schritte. Eine Poſt hinter Troyes hatte er die Truppen ihren Marſch allein fortſetzen laſſen, und war mit Kourierpferden, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Fontainebleau vorausgeeilt.

Von Troyes ging Tettenborn über Villeneuve-l'Archevêque an die Yonne nach Sens vor, welche Stadt noch vom Feinde beſetzt war und neue Verſtärkung durch den General Allix erhielt. Nachdem zwar die Vorſtadt durch die Koſaken weggenommen worden, die Stadt ſelbſt aber durch Beſchießen mit Granaten nicht zur Uebergabe zu bringen war, wollte Tettenborn einen andern Uebergang über die Yonne ſuchen, um gegen Fontainebleau vorzudringen; allein die Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris, wo die Verbündeten eingerückt, die Thronentſetzung Napoleon's durch den Senat verkündigt, und die Rückkehr der Bourbons ausgeſprochen worden war, hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch ſein Betragen nicht, wie unangenehm dieſe Wendung der Dinge ihm ſei, und wie gern er wenigſtens noch die Zwiſchenzeit, ehe die vollſtändige Beſtätigung einträfe, zur Ausübung des widerſpenſtigen Trotzes verwenden möchte, der ſich bald in allen franzöſiſchen Truppen zur herrſchenden

Stimmung erhob. Dieſe Ruhe wurde für uns aufs neue unterbrochen, indem wir in Bray an der Seine den Befehl erhielten, unverzüglich auf die Straße von Auxerre zu marſchiren, um den Kaiſer Napoleon, der ſeine Abdankung noch verzögerte, und vielleicht nach dem Süden zu entkommen trachtete, wo er noch zahlreiche Truppen in ein furchtbares Heer zuſammenziehen konnte, in dieſem vermuthlichen Vorhaben zu verhindern. Wir marſchirten eiligſt von Bray in Einem Zuge fort bis Villeneuve-le-Roi, wo wir aber bereits öſterreichiſche Truppen fanden, dann die ſichere Nachricht von Napoleon's ruhiger Anweſenheit in Fontainebleau, darauf von ſeiner Abdankung und ſeinem Vertrage, und endlich den Befehl zum Rückmarſche nach Bray erhielten. Die Truppen wurden nach Sens und Pont-ſur-Yonne verlegt, von wo ſie bald nachher, indem ſchon der Frieden mit Frankreich geſichert und dem Abſchluſſe nahe war, den Weg nach dem Rhein zurück antraten. —

Von Bray wurde ich mit Aufträgen an den ruſſiſchen Generalquartiermeiſter General von Diebitſch, ſo wie an den General von Wintzingerode, nach Paris vorausgeſandt. Auf erhaltene Einladung kam bald nachher auch Tettenborn ſelbſt mit den meiſten ſeiner Offiziere dort an. Ein merkwürdiger Schauplatz war in dieſer Hauptſtadt vor uns aufgeſchloſſen, welche nun die Krieger faſt aller Völkerſchaften Europa's in ſich vereinigte, ſo wie die mächtigſten Herrſcher, aus deren Sieg und fernerem Bund eine neue Geſtaltung der Welt hervorgehen ſollte. Die franzöſiſche Revolution ſchien durch die Wiedereinſetzung der Bourbons und das verkündigte Verfaſſungsgeſetz, die Charte genannt, völlig abgeſchloſſen. Doch fehlte es nicht an Zeichen, daß Frankreich fortwährend einen ungeheuren Gährungsſtoff in ſich trage, den die neue Regierung nicht ſo leicht beruhigen, vielleicht nur mehren würde. Die Kriegsherrſchaft Napoleons lebte in den Trümmern ſeiner Heere, in ſeinen Einrichtungen und Anſtalten, die man größtentheils beſtehen ließ, heimlich und offenbar fort; die revolutionairen Grundſätze und Meinungen, welche nur Napoleon bisher niedergehalten hatte, wachten täglich lebhafter auf, und ſtellten ſich herausfordernd zum Kampfe gegen diejenigen Kräfte, welche die Zeiten vor der Revolution, trotz der Charte, erneuern zu wollen ſchienen. Doch der große Umſchwung der Dinge, der täglich neue Erſcheinungen, Thätigkeiten und Bezüge hervorrief, der Drang der Geſchäfte, zu deren Verfolg ſchon die Blicke nach London und nach Wien gerichtet waren, und beſonders das tägliche Lebensgewühl, welches Sinn und Geiſt umfing, ließen die Betrachtung auf den damals nur noch untergeordnet erſcheinenden franzöſiſchen Regungen nicht allzu ſehr weilen.

Ich ſah in Paris auch Stein wieder, in wie anderer Stellung als damals in Prag! auf dem Gipfel der

Glücks, in Sieg und Macht, dem ſchmachvoll geſtürzten Gegner mit ſchon geſchwächtem Haſſe nachblickend. Aber auch die Revolution ſah er als völlig überwunden an, oder glaubte das, was noch übrig ſei, leicht unterdrückbar. Er wollte nicht von Gefährlichkeiten und Sorgen hören, und ſelbſt ſein Jugendfreund, der Graf von Schlabrendorf, der auf ganz anderem Standpunkte den Verlauf all dieſer Weltereigniſſe miterlebt, konnte mit keiner ſeiner Bemerkungen bei ihm durchdringen. Beide Männer, einig im Haſſe gegen die Herrſchaft Napoleon's und in der Freude über deſſen Sturz, gingen in allen Folgerungen, welche ſie von da ab wünſchten und hofften, nach ganz entgegengeſetzten Richtungen, und ſo bildete ſich frühzeitig in dieſen beiden Freunden die Spaltung ab, welche ſpäterhin ſo ausgebreitet und andauernd in Deutſchland die Meinungen und Anſichten ergriffen hat. —

Von dem ferneren Aufenthalt in Paris, dem Wiederſehen Metternich's, Hardenberg's, Wilhelms von Humboldt, der Bekanntſchaft mit Frau von Staël, mit andern bedeutenden Perſonen, ſo wie von manchen perſönlichen Begegniſſen und Erfahrungen, wird in einem andern Abſchnitte zu reden ſein.

Biographiſches.

Lafayette. — Bollmann. — Huger.

Durch die „Denkwürdigkeiten Bollmann's“ iſt neuerlich die Aufmerkſamkeit auf den abenteuerlichen Rettungsverſuch gelenkt worden, den dieſer eben genannte Hannoveraner, in Gemeinſchaft mit dem Amerikaner Huger, zur Befreiung des General Lafayette aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz mit eben ſo viel Kühnheit als Geſchicklichkeit unternommen, und für den erſten Augenblick wirklich ausgeführt hatte. In England iſt auf Veranlaſſung jener Denkwürdigkeiten auch die Berichte wieder gedruckt worden, die über jenen Vorfall dort aus Huger's Mittheilungen aufbewahrt liegen. Wir haben keine Spur gefunden, daß dieſe Berichte in Deutſchland irgendwo mitgetheilt worden, oder auch nur bekannt wären, und glauben daher unſeren Leſern einen Dienſt zu erzeigen, indem wir dieſelben hier in Ueberſetzung vorlegen, wobei wir nur hin und wieder einiges Unwichtige weggelaſſen und einiges Erläuternde beigefügt haben.

[illegible]

[illegible] und [illegible], ist eine [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] in der Welt [illegible]

Zwischen der Erzählung, die nach Hoffmann, und derjenigen, die nach Fouqué gearbeitet ist, finden sich bedeutende Abweichungen. [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] und auf die [illegible] [illegible], die der [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible], die [illegible] ihm in [illegible] [illegible] [illegible] hat, [illegible] [illegible]. [illegible] mit von Hoffmann [illegible] in [illegible] [illegible] den eigenen [illegible] [illegible] haben, von Fouqué aber [illegible] die eigenen [illegible], [illegible] [illegible] die von einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] im [illegible] und die [illegible] Erzählung [illegible] [illegible] [illegible], als die Fouqué'sche.

Es ist als z. B. in der [illegible] ein offenbarer Irrthum, wenn die englische [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible] in die Zeit [illegible] [illegible], als Hoffmann mit Fouqué nach Italien kam, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als Hoffmann [illegible] [illegible] in Italien war, als er nach Fouqué [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] Salvator's [illegible]. [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Kaum hatte er

[illegible]

[illegible]

Ufers gerückt. Doch konnte von ſeiner Ankunft eine kleine Weile verſtreichen, wenn der ganze Hergang nur von den Wilden geſehen werden. Die Kameraden waren gereizt, und das Volk aufgebracht. Vielmehr verlang ſeinen Verfolgern bleibt, da er vorgeht, ſelbſt zu ihnen zu gelangen. Hunger war nicht ſo glücklich, er war von einem Trupp Leute umringt, die ihn nicht aus dem Wagen ließen; da ſie aber, wie er, nur zu Fuß waren, ſo würde es ihm doch vielleicht geglückt ſein, ſeinen Schlupfwinkel zu erreichen, hätten ſich ſeinen Verfolgern nicht noch andere beigeſellt, die, noch nicht ſo ermüdet, ſchneller ihn einholen konnten. Im Augenblick, als er einen verſchloſſenen Ort zu erreichen ſuchte, um nur ein paar Sekunden ſich aufhalten zu können, lief er ganz erſchöpft und athemlos zu Boden. Ein Mann kam auf ihn zu; Hunger bat ihn [illegible], wenn er ihn nicht verrathen wollte; der Mann griff mit der einen Hand nach der Pistole, während er, die mit der andern [illegible], ſeinen Verfolgern zurief, ihm zu Hülfe zu kommen. Jeder Widerſtand war unnütz, Hunger wurde im Triumph nach [illegible] zurückgeführt, innerlich ganz aufgerichtet durch den Gedanken, daß er den Verſuch gemacht, einen Mann auf dem Throne zu befreien, den er als den größten Monarchen der Erde hielt. Er wurde als Staatsgefangener in den Kerker von [illegible] eingeſchloſſen.

Unterdeſſen ſchlug Talmotte den ihm vorgeſchriebenen Weg ein, und kam ohne Hinderniß bis zu einer kleinen Stadt, ungefähr zehn Meilen von [illegible] entfernt; hier trennten ſich die Wege, der nach [illegible] lag rechts. Unglücklicherweiſe wählte er den andern. Bald argwöhnte er, den falſchen eingeſchlagen zu haben, und fragte einen Mann, der ihm begegnete, ob dies der Weg nach [illegible] wäre? Der Mann ſah ihn neugierig an, und ſagte ihm endlich er hätte den rechten Weg verfehlt, und [illegible] einen andern gezeigt, ſagte er dabei, der werde ihn bald wieder zurecht bringen. Dieſer Mann, dem Talmotte's ganzes Weſen, ſein mit Schaum bedecktes Pferd, ſein [illegible] [illegible] auffallen, argwöhnte bald, es könnte ein entwichener Staatsgefangener ſein, und zeigte ihm daher einen Weg, welcher wieder zurück in die kleine Stadt führte, [illegible] [illegible] und theilte den Magiſtratsperſonen ſogleich ſeine Vermuthung mit, ſo daß Talmotte, während er ſich auf dem rechten Weg wieder wähnte, ſich plötzlich von Bewaffneten umringt ſah, die ihn vor den Richter brachten. Er blieb jedoch ſo [illegible] und unerſchrocken, daß er bei dem Verhör, welches er jetzt zu beſtehen hatte, die befriedigendſten, wahrſcheinlichſten Antworten gab. Er ſagte aus, er ſei ein Kaufmann aus [illegible], der zum Beſuch bei Freunden in [illegible] geweſen, und daß er, weil ihn Geſchäfte drängen, [illegible] er gewollt, [illegible] aufgehalten, [illegible] noch [illegible] [illegible] [illegible], er [illegible]

[illegible] [illegible], ihn nicht aufzuhalten, denn wenn sein längeres Ausbleiben in Troppau bemerkt würde, so könnte er leicht deshalb um seinen Dienst kommen. Der Richter war so sehr durch diesen Bericht von ihm eingenommen, daß er sich für völlig befriedigt erklärte, und eben im Begriff stand, ihn zu entlassen, als die Thür eines inneren Zimmers sich öffnete, und ein junger Mann eintrat, der dem Richter Papiere zum Unterzeichnen brachte; während dieser sich dazu anschickte, faßte der junge Mann Lafayette's ins Auge, und flüsterte dem Richter ins Ohr: „Was sagt Ihr, daß es sei? Das ist der General Lafayette, ich war gegenwärtig, als die Preußen ihn den Oesterreichern übergaben; er ist es, ich bin meiner Sache ganz gewiß." — Lafayette beschwor den Richter, ihn zu hören, der Richter entgegnete: Worte wären hier umsonst, er müsse sich gefallen lassen, sogleich wieder nach Olmütz abgeführt zu werden. Entmuthigt und überwunden, unterwarf er sich seinem harten Schicksal, und ward auf der Stelle nach Olmütz zurückgebracht.

Bollmann, dem es geglückt war, jeder Verfolgung zu entkommen, gelangte ohne Aufenthalt nach dem Orte, wo der Wagen auf sie warten sollte; da er diesen hier noch fand, und noch keine Spur von Lafayette, so fing er an, unruhig zu werden, und Alles zu ahnden. Er schickte den Wagen wieder fort, und ritt nun auf Umwegen weiter, immer noch hoffend, seine Freunde

Wunden auf einem anderen Wege entkommen sein; aber vergebens konnte er Nachricht bekommen, bis endlich am dritten Tage das Gerücht, [illegible] hätte entfliehen wollen, und sei wieder eingeholt, auch ihn erreichte, und all seinen Hoffnungen auf einmal ein Ende machte. [illegible] bereitet, die Wahrheit zu erfahren, ging er nach [illegible] zurück. Hier hörte er bald das traurige Ereigniß, und auch, daß sein Freund Hugo gefangen sei. In Verzweiflung, von dessen Unglück die erste Ursache gewesen zu sein, und fest entschlossen, alles mit ihm zu theilen, übergab er sich freiwillig, und wurde als Gefangener auf das Schloß geführt.

Wir müssen den Leser bitten, nun [illegible] an seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Hugo zu beschränken, von dessen Leiden der Schreiber dieses besser unterrichtet ist, als von denen [illegible], da Hugo ihm selbst alles selbst mitgetheilt hat. Kaum war er als er eingebracht worden, meldete ihm der Gefangenwärter, er möge sich auf ein Verhör von den ersten Magistratspersonen des Landes vorbereiten. Er wäre angeklagt, an einer Verschwörung gegen die österreichische Regierung Theil genommen zu haben. Dies Verhör wurde durch einen Polizeidiener vermittelt, einen jungen Mann von wohlwollendem Ansehen, der Mitleid mit Hugo's Lage zu fühlen schien, und der, wenn Hugo solche Antworten gab, die dem Richter nicht seine Lage verschlimmern konnten, sie ihn immer wiederholen ließ und ihren Sinn zu mildern verſuchte, ſowie auch ihm immer verſicherte, er hätte wohl dieſes oder das ausdrücken wollen, und ihn bat, ſich doch noch zu beſinnen. Hager erkannte bald die gute Abſicht, und entſchloß ſich, ganz der beſſeren Einſicht des jungen Mannes zu vertrauen.

Nach dieſem und vielen darauf folgenden Verhören erklärte ihm der Richter, er hätte keine Gnade zu erwarten, und möchte auf das Aergſte gefaßt ſein. Dieſe Ermahnung, die ihm ſo oft wiederholt wurde, fing an, einigen Eindruck auf ihn zu machen, und, ſich zurückrufend, daß er in der Gewalt eines abſoluten Herrſchers ſei, konnte er ſich der allertrübſten Vorſtellungen nicht erwehren. Der Ort, worin er in Gewahrſam gebracht, war ein dumpfer Kerker, ohne Licht, die gröbſte Koſt ſeine Nahrung, nachts wurde er angefeſſelt, ſeine eigenen Kleider waren ihm genommen, und er mit ſolchen bekleidet worden, die ſchon manche unglückliche Gefangene vor ihm getragen hatten. So verbrachte er die erſten drei Monate ſeiner Gefangenſchaft. Nach dieſer Zeit wurde er in ein beſſeres Gefängniß gebracht, von einem künſtlichen matten Licht ſpärlich erleuchtet, beſſere Kleider und geſündere Koſt wurden ihm gegeben, und ſeine Lage verbeſſerte ſich auf alle Weiſe. Eines Tages überraſchte ihn der Beſuch ſeines jungen Freundes, des Dolmetſchers. Seine Freude, endlich ein gütiges menſchliches Antlitz zu ſehen, war unbeſchreiblich. Jener unterrichtete Hager'n, daß der öſterreichiſche Hof geglaubt habe, die Garniſon von Olmütz ſei in die Verſchwörung verwickelt geweſen; da man aber bis jetzt hiervon nicht den geringſten Beweis habe, ſo ſei man überein gekommen, Bollmann und Huger den Prozeß zu machen, und man habe deßhalb nach Wien geſchrieben, damit einige Rechtsgelehrte von dort die hieſigen Richter bei dieſem Prozeß unterſtützen möchten. Zum erſtenmal erfuhr jetzt Huger das gänzliche Mißlingen ihres Plans, und daß Bollmann mit ihm unter einem Dache wäre. Bald entdeckte er ſogar, daß er das Gefängniß gerade über dem ſeinigen bewohnte. Von nun an wurde er viel milder behandelt, und der Gefangenwärter, der bis jetzt das tiefſte Stillſchweigen beobachtet hatte, ließ jetzt in ſeiner Strenge ſehr nach, und kam oft ihn zu beſuchen, und obſchon es ein Mann war, der nicht viel Worte machte, ſo unterbrach ſeine Gegenwart doch die Todtenſtille, und Huger war glücklich, wenn er ihn eintreten ſah.

Er machte nun vielfache Verſuche, irgend eine Verbindung mit Bollmann ſich zu eröffnen, und endlich gelang es ihm. Er bemerkte, daß daſſelbe Fenſter, welches ein kümmerliches Licht in ſeine Zelle warf, zugleich auch Bollmann's Gefängniß erleuchtete. Er bröckelte ein Stück Kalk von der Wand ab, und kritzelte damit auf ein ſchwarzſeidenes Tuch, welches er um den Hals trug, einige Worte; dieſes band er an einen Stock feſt, kletterte nun die Wand hinan, und hob den Stock ſo hoch als möglich an dem gemeinſchaftlichen Fenſter empor, bis es Bollmann's Aufmerkſamkeit erregt hatte, welcher, nach vielen Anſtrengungen, ſich deſſen bemächtigte, und bald eine Antwort, durch daſſelbe Hülfsmittel, ihm zuſtellte. Entzückt, dieſe Communication gefunden zu haben, verging nun kein Tag ohne irgend eine Mittheilung. Dem jungen X. verdankten ſie überdieß noch manche Erleichterung ihrer Lage, denn durch einige Geſchenke wußte er die Frau des Gefangenwärters günſtig für ſie zu ſtimmen, die ihnen heimlich Bücher, Eſſen, Wein und wärmere Kleider verſchaffte, und endlich auch ein Zuſammenkommen der beiden Freunde bewerkſtelligte; das erſte war nur kurz; nach und nach jedoch wurde ihnen vergönnt, jeden Tag einige Stunden mit einander zuzubringen. Die folgenden Zeilen ſind der Auszug eines Briefes, den Huger damals an einen nahen Verwandten ſchrieb, und den wir, da er eine genaue Schilderung ſeiner Gefühle giebt, den Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Es iſt mir ebenſo unbekannt, wie dieſe Sache mag dargeſtellt worden ſein, als wie man überhaupt in jetzigen Zeiten über einen Verſuch, Lafayette zu befreien, denken mag. Die Motive jedoch, welche mich veranlaßt haben, dazu mitzuwirken, dürfen nicht von denen beurtheilt werden, welche jedes Unternehmen nur von dem Erfolge oder dem Mißlingen deſſelben abhängig machen. Glauben Sie mir, es war weder leichtſinnig unternommen, noch unbedachtſam ausgeführt, ſondern es mißlang durch Zufälligkeiten, welche keine Vorſicht hätte abwenden können.... Zu der Kränkung des Mißlingens geſellte ſich noch das Elend eines Gefängniſſes, welches jeden Begriff, den man in England davon hat, überſteigt. In einem engen Raume, gerade groß genug für ein Strohlager, acht Kreuzer zu meinem Unterhalte, nachts angekettet, ohne Bücher und ohne Licht, ſo verbrachte ich die erſten drei Monate meiner Gefangenſchaft. Nach dieſer Zeit wurde meine Lage nach und nach beſſer; aber es war mir weder erlaubt, meinen Freunden zu ſchreiben, noch von meinen Ketten befreit zu werden, oder irgend den kleinſten Zuſammenhang mit der Welt zu haben, bis vierzehn Tage vor meiner Befreiung. In ſolcher Lage kann nur die Ueberzeugung, nichts Entehrendes gethan zu haben, uns diejenige innere Befriedigung gewähren, und uns mit dem erforderlichen Muthe ausrüſten, welche nöthig ſind, einen ſo raſchen und entſetzlichen Wechſel des Glückes zu ertragen; aber es hat mir auch auf der andern Seite die Gewißheit verſchafft, daß, wenn man ein ruhiges Gewiſſen hat, man in keiner Lage der Welt ganz unglücklich ſein kann. Die tägliche Gewohnheit verſöhnt uns bald mit dem Anblick manches im Anfang widerlichen Gegenſtandes; die Hoffnung verläßt uns nie gänzlich, und die Seele findet durch ſie immer Beſchäftigung. — Bollmann war in demſelben Hauſe, und unſere Bemühung, eine Verbindung zwiſchen uns möglich zu machen, gab uns angeſtrengte Beſchäftigung. Durch die Schwierigkeit, zu unſern Wünſchen zu gelangen, wuchs nur unſer Eifer, und das kleinſte Gelingen belohnte uns reichlich für tagelanges Verſuchen und Arbeiten. — Eines Tages fand ich auch die Mittel, meine Ketten loszumachen, und ein unbeſchreibliches Entzücken durchſtrömte mich. — Der Sklave, dem ſein Herr die Freiheit ſchenkt, kann nichts Aehnliches empfinden, denn ihn drückt das Gefühl der empfangenen Wohlthat; aber ein Menſch, der früher frei war, und dann ſeine Ketten zerreißt, hat die doppelte Genugthuung, einmal ſeinen Feind zu bewältigen, und dann ſeine Befreiung nur ſich ſelbſt zu verdanken. Meine Freiheit war zwar nur in der Einbildung, denn ich war immer noch mit Mauern und Wachen umgeben; ich ließ mir von der Wirklichkeit meine Freuden aber nicht trüben, und ich glaube, ich war glücklicher in jenem Augenblicke, als viele Andere während ihres ganzen Lebens, und ſo iſt meine lange Gefangenſchaft denn nicht ganz troſtlos oder ganz freudenleer geweſen."

Endlich nach ſieben Monaten wurden ſie unterrichtet, daß die Kronfiſkale angekommen, und bei der Unterſuchung wurde nur das einzige Faktum gegen ſie angeführt, daß ſie einen Verſuch gemacht hätten, einen Staatsgefangenen zu befreien.

Nachdem dieſes Faktum einmal feſtgeſtellt und erwieſen, wurden ſie nach ihrem Gefängniß zurückgebracht, um daſelbſt ihr Urtheil zu erwarten, welches der oberſte Richter fällen ſollte. Jede Erleichterung wurde ihnen fortan gewährt. — Einige Tage vergingen, ehe ſie ihren jungen Freund X. ſahen, und als er kam, waren ſie nicht wenig verwundert, von ihm zu hören, daß ihnen die Strafe lebenslänglichen Gefängniſſes würde zuerkannt werden. Er tröſtete ſie jedoch, indem er ihnen den Wink gab, daß dieſes ſtrenge Urtheil wohl gemildert werden könnte, da der Richter die ausgedehnteſte Vollmacht erhalten habe, und es ihm ſogar freiſtände, ihnen alle Beſtrafung gänzlich zu erlaſſen.

Vor allem bedurften die Gefangenen jetzt der Geldhülfe. Bollmann beſaß kein Vermögen, und da Huger keinen Kredit in Oeſterreich hatte, ſo hätte es einer langen Zeit bedurft, ehe er ſich einen Wechſel von London verſchaffen könnte. — In der Nähe von Olmütz wohnte ein ruſſiſcher Edelmann von den feinſten Sitten und dem wohlwollendſten Herzen; er hatte ſchon früher an dem Schickſale der Gefangenen lebhaften Antheil genommen, ihnen manche Erleichterung zufließen laſſen, und auch jetzt erbot ſich der edelmüthige Mann, ihnen jede nöthige Summe vorzuſchießen und ihnen Reiſegeld bis Hamburg zu geben.

Da nun hiermit die größte Schwierigkeit überwunden war, ſo war es nun an der Zeit, die Geſinnungen des Richters zu ſondiren. Dieß konnte X. leicht thun, da er als Dollmetſcher in beſtändigem Verkehr mit ihm war. Er merkte bald, daß der Richter es nicht übelnahm, wenn er zu ihren Gunſten ſprach. Da nun dieſer Punkt gewonnen, kam es bald zu Erklärungen. X. ſtellte ihm vor, daß man ſich in Wien von allen Seiten für die Gefangenen verwendete, und der amerikaniſche und der engliſche Geſandte dort ihren ganzen Einfluß für ſie geltend machten. Die Gefangenen ſelbſt hatten auch ſchon eine Bittſchrift nach Wien an den Kaiſer ſenden dürfen, die ſehr gute Aufnahme gefunden hatte.

Der Richter gab endlich Gehör, und verſprach, ſeine Vollmacht ganz zu Gunſten der beiden Gefangnen anzuwenden. Ihre Gefängnißſtrafe wurde erſt auf vierzehn Jahre verringert, dann auf ſieben, dann auf Ein Jahr, dann auf einen Monat, und zuletzt auf eine Woche, nach deren Verlauf man ſie aus dem Gefängniß entließ. Sie begaben ſich ſogleich zum Richter, um ihm für die Erleichterungen zu danken, welche er ihnen geſtattet, und drückten ihm beim Abſchiede die Hand.

Es iſt nicht zu erwarten, daß ſie länger in Olmütz blieben, als nöthig war, um dem ruſſiſchen Edelmanne ihren Dank abzuſtatten, beſonders aber dem edlen X., deſſen Güte ſie jede Erleichterung verdankten, die ihnen im Gefängniß zu Theil geworden. — Lafayette blieb im Gefängniß bis zum Ende des Jahres 1797, wo er, nachdem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich Friede geſchloſſen, auf den Antrag des General Bonaparte freigelaſſen wurde.

Brief des Generals Lafayette an Herrn Huger.

(Dem engliſchen Herausgeber von Letzterem mitgetheilt.)

Hamburg. (Das Datum fehlt.)

Mein theurer Huger! Derſelbe Freund, deſſen Befreiung Sie ſo großmüthig unternommen, und deſſen klopfendes Herz im Augenblicke, wo er dem Leben und der Freiheit wiedergegeben, ſich Ihnen zuwendet, ſpricht hier zu Ihnen, und beeilt ſich, Ihnen den Tribut ſeiner unausſprechlichen und gränzenloſen Dankbarkeit zu zollen. Was Sie für mich gethan, und wie Sie es gethan, knüpft mich auf ewig an Sie mit den Banden der Bewunderung und der Liebe. Ihre Leiden und Ihre Gefahren, die Sie mit ſo viel Kraft und Seelenſtärke ertragen haben, fanden in mir nicht ſo viel Feſtigkeit, und inmitten der Schrecken und der Angſt, von welchen man nicht erlaubt hatte mich zu befreien, von dem Tage Ihrer Gefangenſchaft bis zu Ihrer Befreiung, war ich ſo grauſam durch dieſe Vorſtellung gemartert, daß es mir wahrſcheinlich das Leben gekoſtet haben würde, hätte mich die geſegnete Nachricht Ihrer Befreiung nicht trotz der Befehle, ſie mir zu verſchweigen, erreicht. Es würde vergeblich ſein, wollte ich Ihnen meine Gefühle ſchildern. — Wie hart hat man Sie behandelt, mein bewundernswürdiger Freund! ich fürchte ſehr, daß Ihre Leiden während Ihrer Gefangenſchaft Ihrer Geſundheit geſchadet haben könnten. Ich beſchwöre Sie, mich von allem, was Ihr Wohlergehen betrifft, und was mich ſo nah angeht, auf das Genaueſte zu unterrichten. Ich wünſchte, es wäre mir geſtattet, die genauen Umſtände unſeres Unternehmens mit Ihnen zu beſprechen, und den großmüthigen, aufopfernden Antheil, den ſie dararan hatten, mit dankerfülltem Herzen anzuerkennen. Damals fortzueilen, ehe ich Sie zu Pferde ſah, war unmöglich, und ich kehrte um, als ich durch Ihr Ausbleiben befürchten mußte, daß Ihnen etwas zugeſtoßen ſei. Dann vermuthete ich wieder, daß Sie, während ich Sie geſucht, auf einem andern Wege davon gekommen, und obſchon ich einſah, daß es beſſer für mich wäre, das öſterreichiſche Gebiet zu verlaſſen, ſo hätte ich doch, wäre mir Ihr Schickſal bekannt geweſen, unmöglich meinen Weg fortſetzen können, und da ich es dennoch gezwungen that, ſo konnte ich es nicht bereuen, daß man mich wieder ergriff.

Sie wiſſen, daß zwölf Monate ſpäter meine Frau und Töchter meine Gefangenſchaft theilten. Durch ſie ward mir der Troſt, von Ihnen zu hören. Sie wähnten, daß es ihnen erlaubt ſein würde, Ihnen von

Olmütz aus zu ſchreiben, und ich hoffte, durch ſie Ihnen und Bollmann meine Dankbarkeit ausdrücken zu können. Wie groß unſer Leidweſen war, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, da Sie gehört haben werden, daß ſelbſt einige Zeilen, welche die Mutter ihrem Sohne zu ſchreiben wagte, und welche ſie dem amerikaniſchen Konſul zuſchickte, in Wien angehalten und ihr wieder zurückgeſchickt wurden.

Meine beiden Freunde, Latour-Maubourg und Puzy, bitten mich, Ihnen den Ausdruck Ihrer Achtung und Liebe zu Füßen zu legen, welche ſie bis zum letzten Athemzuge ſtolz ſein werden für Sie zu empfinden.

Es war den 19. September, fünf Monate, nachdem die Feindſeligkeiten aufgehört hatten, daß man uns freiließ. Dies war von Seiten Frankreichs gefordert worden am erſten Tage der Konferenzen zu Leoben, und Verſprechungen wurden gemacht, aber nicht erfüllt, den wiederholten Anträgen wurde wiederholentlich ausgewichen. Endlich wurde mein früherer Adjutant, Louis Renin, von Buonaparte und Clarke nach Wien geſchickt, um dieſen Zögerungen ein Ende zu machen, und obgleich wir kürzlich einige Vorſchläge, welche man uns gemacht, zurückgewieſen hatten, ſo kam man doch überein, uns hierher zu bringen, wo wir in amerikaniſche Hände abgeliefert werden ſollten, da man früher ſchon verſprochen, uns zu vermögen, das deutſche Gebiet in zehn Tagen zu verlaſſen. Da aber die Geſundheit meiner Frau den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, uns in einer ſo vorgerückten Jahreszeit einzuſchiffen, ſo ſind wir im Begriff, uns für den Winter auf Däniſchem Gebiete niederzulaſſen, wahrſcheinlich im Holſtein'ſchen, welches, obgleich eine deutſche Provinz, doch dem Könige von Dänemark gehört, einem Freunde der Republik und einer ſehr unabhängigen Macht.

Meine Geſundheit iſt beſſer, als ich erwartet habe, und wenn gleich ich noch ſchwach und erſchöpft bin, ſo werde ich mich doch bald erholen. Meine beiden Freunde, und beſonders Puzy, ſind angegriffener als ich; doch werden auch ſie hoffentlich bald wieder hergeſtellt ſein. Von unſerer Dienerſchaft iſt einer in einem beſorglichen Zuſtande; die andern haben viel gelitten, ſind jedoch auf dem beſten Wege. Meinen Töchtern geht es ganz leidlich. Meine Frau iſt ſeit funfzehn Monaten in einem beklagenswerthen Zuſtande. Friſche Luft und einige Bewegung hätten vielleicht ihr aufhelfen können, aber dieſe Erleichterungen wurden ihr fortwährend verweigert. Sie iſt abgemagert und ſchwach. Das Uebel, welches früher in den Armen ſaß, hat ſich nun in das eine Bein feſtgeſetzt; glücklicherweiſe ſind die innern Theile befreit geblieben, und nur die Extremitäten angegriffen. — Alle Aerzte ſtimmen darin überein, daß es ein Wahnſinn wäre, den Ozean zu durchſchiffen, bevor ſie einigermaßen hergeſtellt; und ſo ſind wir denn im Begriff, gemeinſchaftlich ein Lazareth zu bilden, und uns gänzlich darauf zu beſchränken, unſere Geſundheit zu pflegen.

Sie ſehen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen das Beiſpiel gebe, recht umſtändlich zu ſein, und ich hoffe, Sie werden mir nicht das Geringſte verſchweigen, was meinen Helden und Wohlthäter betrifft. Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Freude an meiner Freiheit mir ſehr durch die Nachricht verbittert worden, daß Mißhelligkeiten zwiſchen der Republik und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Die genauern Umſtände ſind mir noch gänzlich unbekannt, aber das weiß ich gewiß, daß nichts unpolitiſcher für beide Theile ſein kann, und daß meine heißeſten Wünſche darauf gerichtet ſind, alles auf freundſchaftlichem Wege beigelegt zu ſehen. Dergleichen hätte gar nicht verfallen müſſen. Ich hoffe, es wird alles gut werden, wollte Gott, ich könnte dazu mitwirken!

Leben Sie wohl, mein theurer Huger. Grüßen Sie alle unſere Freunde in Ihrer Gegend der Vereinigten Staaten. Wann werde ich wohl des ſüßen Glückes theilhaftig werden, Sie wiederzuſehen, um mir mit Ihnen alle Umſtände zurückzurufen, die ſo ehrenvoll für Sie, ſo unſchätzbar für mich ſind, alle Umſtände Ihres edlen, gütigen und bewunderungswürdigen Betragens bei dem großmüthigſten Unternehmen, von welchem ich je gehört habe! Wann werde ich Ihnen nur den kleinſten Theil meiner Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrücken können, die Ihr perſönlicher Karacter, Ihre heldenmüthige Freundſchaft, Ihre Aufopferung für mich, mir einflößen, und die mich auf ewig an Sie knüpfen mit allen Gefühlen, die ein von Dank und Liebe erfülltes Herz nur durchglühen können! Ihr ewig ergebener und dankbarer Lafayette."

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erſchienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den früheren, einen Reichthum ſchätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauſpielers, der ſo lange Zeit eine Zierde der franzöſiſchen Hauptbühne war. Die geſellige und litterariſche Welt, beſonders aber die Theaterwelt, wie ſolche im Anfange und unter den Einflüſſen der Revolution ſich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der perſönliche Standpunkt Fleury's, und daß er alles auf ſein Fach, ſeine Kunſt und ſein Verhältniß bezieht, gibt ſeinen Mittheilungen ein eignes Intereſſe, und macht ſein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit dieſem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leſer dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei dieſem Anlaſſe des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutſchland bis jetzt nichts dieſen Memoiren Aehnliches aufzuweiſen haben; denn die Lebensgeſchichte des Schauſpielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramſtedt über Schröder, ſind nach einem allzuengen Zuſchnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Tieck oder Iffland, oder Schröder ſelbſt, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten ſolche Darſtellungen liefern müſſen! Dieſe Männer hätten allenfalls mit unſerm Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffaſſung und guter Beurtheilung ihrer eignen und der ſie umgebenden Kreiſe glücklich wetteifern können. Vielleicht finden ſich Jetztlebende angeregt, in dieſer Bahn ihre Kräfte zu verſuchen. Einſtweilen empfehlen wir allen Genoſſen und Freunden der Bühne die Memoiren von Fleury, und liefern zur Probe ſeiner Darſtellungsart und Behandlung eines der vielen Bilder, die er von Menſchen und Zuſtänden ſo bezeichnend zu geben weiß. Er ſpricht von dem Geſellſchaftskreiſe der Frau von Sainte-Amaranthe, die Revolution hat ſchon angefangen, und zwei vornehme Herren, entgegengeſetzter Meinungen und Anſichten, ſtellen ſich dort einander gegenüber; es ſind dieſe der Marquis von Condorcet und der Graf von Tilly, letzterer derſelbe, der uns auch kürzlich in „der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel" begegnet iſt. Wir laſſen nun Fleury reden:

„Der Marquis von Condorcet war kein täglicher Beſucher des Hauſes, und bisweilen vergingen Monate, ohne daß man ihn ſah; wenn er aber kam, ſo wußte er ſeine Gegenwart ſo entſchieden darzuthun, daß man ihm noch danken mußte, nur ſo wenige Stunden uns zu widmen. Ich habe mehrere ſeiner glänzenden Sprudelreden mit angehört, die wohl mehr zu ſeinem Ruhme beigetragen haben, als ſeine Schriften. Er war das Muſter eines litterariſch-gebildeten Vornehmen, und verſtand, wie kaum ein anderer, die Unterhaltung im läſſigſten Tone zu führen, ohne darin die geringſte Nachläſſigkeit zu geſtatten. Ein eigenthümlicher Gedanke, den er ſich in den Kopf geſetzt hatte, gab ſeinem Geiſte einen bedeutenden Schwung; er glaubte an die unendliche Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts und zweifelte nicht, daß der Menſch es zu einer Art von Halbgott bringen werde; zur Unſterblichkeit, wenigſt abgerechnet; zur höchſten Vollendung, etwas bedingt nur! Nach einem Erziehungsplane, der aber noch erſt aufzufinden war, wurde aus jedem Individuum ein Voltaire; nach einer Lebensweiſe, die er in Umriſſen angab, mußte jedes Kind ein Herkules, jeder Greis ein Methuſalem werden; und alle dieſe herrlichen Verbeſſerungen begannen — mit der Einnahme der Baſtille!“

„Champcenetz ſpottete in ſeiner gewohnten Weiſe über dieſen philoſophiſchen Traum, und behauptete, wenn die Menſchen nicht ſind, wie ſie ſein ſollten, ſo müſſe man annehmen, ſie ſollten nicht anders ſein.

Der ſtärkſte Einwand gegen die Möglichkeit meines Syſtems der Vervollkommnung iſt Champcenetz ſelber! ſagte dann Condorcet.“

„Doch kein ſtärkſter Gegner, und gewiß kein erfolgreicher, war der Graf von Lille, den man in der Geſellſchaft nur den ſchönen Lille nannte. Ich hatte meine Luſt, beide im Kampfe gegen einander zu ſehen; meiſtentheils ſchien mir Lille recht zu haben; aber Condorcet glänzte dann nur um ſo mehr, und gleichwohl ſprach dieſer einzig nur zu überzeugen, während jener nur um zu glänzen das Wort ergriff.“

„Aber was für ſchöne Sachen auch prophezeihte Condorcet! Die Verſchlingungen ſeiner Zauberträume waren ſo verführeriſch! Seine neue Welt zeigte eine ſo vortheilhafte Verſchiedenheit gegen die andere, alles erſchien bezaubernd! Die Weiber, wie waren ſie ſchöngebildet, gut und getreu! Die Männer, wie groß, edel, impoſant! Und nun gar unſer Frankreich! Niemals hat Mohammed ein halbes Viertel der Herrlichkeiten geträumt, welche Condorcet zwiſchen dem Rhein und den Pyrenäen hervorrief! und dieſes Muſterland war beſtimmt, den Nationen ein ſo gutes Beiſpiel zu geben! Ganz geſtreckt kamen die Zweige der Civiliſation, der Literatur, der Kunſt, des Ackerbaus; alles wuchs groß empor: welche Menſchen! aber auch welche Blumen! welche Früchte! man konnte ein jetziges Deſſert gar nicht mehr anſehen. Die Kirſchen wurden wie

Pfirſiche, die Pfirſiche ſo groß wie Melonen, und für die Sonne, welche dieß alles reifte, war Coutancet freigebiger als der reiche Schöpfer: er vergoldete ihre Scheibe und vermehrte ihre Strahlen."

„Tillo protegirte vielleicht genug ſolche Blütenblätter; er blieb viele Fußblättchen wie Kartenblätter um. Und darf ich es geſtehen? ich that und lieb: warum! Vielleicht, weil Coutancet's Art und Weiſe, Unrecht zu haben, ihren Reiz ausübte, dagegen die Art und Weiſe Tillo's, Recht zu haben, einiges Widerſtreben zurückließ."

„Von Coutancet iſt vielleicht die Rede geweſen, und in anderer Geſchichte gebührt ihm ein Platz neben den Männern, die ſich mit großen, aber unausführbaren Anſichten geſchleppt haben. Aber Tillo's hat man noch gar nicht erwähnt, und dieß wundert mich; denn unter den Experimenten der damaligen Zeit iſt er eine Merkwürdigkeit, und verdient in ſeiner Eigenheit gekannt zu ſein."

„Tillo hatte wirklich Geiſt, obgleich er darauf ausging und ſich zu viel damit wußte; über Meinungen ſowohl als über Thatſachen ſollte man ſeinem Ausſpruch immer beipflichten. Die Bücher hatten ihm eine große Eitelkeit angebildet, und er hatte ordentlich mitgeſprochen. Er ging etwas aus den Hüften, etwas aus den Schultern herausſchlenkernd; ſein Haar trug er von Stirn und Schläfen weggeſtrichen, um der Begeiſterung eine ſeinen Gäſten zu gewähren. Seine Wäſche war etwas geflickert, ſeine Weſte ein wenig geflickt; übrigens, im Zimmer, ſetzte er wohl aus Vorſicht den Hut auf, wie ein Hofdiener, der ſich der Krone nicht entſchlagen kann; den Daumen in der Weſtentaſche und die übrigen Finger trommelnd, trommelte er den Takt der Melodie aus der Romanze: „*Valeureux Almaïde cavaro*,“ während ſein großes ſchwarzes Auge ringsum alle Frauen umfaßte: Almaïde war der ganze Beruf, die Rolle aufgenommen. Wenn er ſprach, durfte man nur zuhören ſein; und er ſprach immer. Wenn er einem ſagte: „Ich habe mit dem und dem ein Geſpräch gehabt,“ ſo konnte man ſicher ſein, daß er „dem und dem“ nur einen Monolog vorgetragen. Glücke, daß er ſeine Geſchwätzigkeit durch eingeſtreute Maximen und ſeine Plauderſucht durch Erzählungen verbarg! Er erkannte den luſtigſten Unterhaltungsſtoff methodiſch in drei Theile, und ordnete gern mit dem philoſophiſchen Namen: die Freiheit der Vergnügungen und die Gewißheit des Todes; ungefähr wie es Hilton in den ſchläfrigen Geſängen der Liebestafel als curram Gebrauch gewonnen, um die Einwohner von der Börſe abzuwehren. Er gab ſeinen Zuhörern am lebhafteſten Vorſtellungen ſeiner ſelbſt; allein er gab dem Gedanken nicht Ausdehnung genug. Niemals ließ er die anziehenden Reihenfolge fehlen: oberflächlich leicht, und gründlich tief; anfangen in der Weiſe des Geſell-Parnaß, endigen in der des

[illegible]

„[illegible]“ —

[illegible]

[illegible]

Carl Philipp Moritz

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Siegmund von Seckendorff

[illegible]

[illegible]

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, [illegible] von Seckendorf, und kam in Erlangen den [illegible] November [illegible] zur Welt. [illegible]

[illegible] seine Kenntniß der Sprachen und ausländiſchen Dichter.

Nach längerem Aufenthalt in Italien wurde die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in die Heimath zurückgerufen, [illegible] er wenig Anlagen am Hofe zu Bayreuth, [illegible] [illegible] ein, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] in Weimar, wo durch die Herzogin Amalia und ihren Sohn, den Herzog Karl August, schon ein glänzender Kreis edler Geister gegründet und in herrlicher Entwicklung war. [illegible] [illegible] erhielt am Hofe zu Weimar eine Anstellung als Kammerherr, weniger ein Amt, als ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] dem heutigen Leben [illegible], ohne [illegible] zu [illegible].

Er machte sich bald beliebt in dem ganzen [illegible] von Weimar, zu dessen [illegible] [illegible] er durch sein [illegible] und [illegible] Wesen, wie durch seine mannigfachen Talente und Kenntnisse, welche stets bereitwillig und [illegible] [illegible] waren, [illegible] [illegible]. Er genoß in vorzüglichem Grade das Vertrauen und die Gunst beider Herzoginnen, der Mutter und der Gemahlin des Herzogs, [illegible] nicht ganz gleiche [illegible] [illegible] [illegible] hatten, welche zu gewinnen [illegible] nur [illegible] Kraft und [illegible] gelang. Mit Goethe und [illegible] [illegible] mit Wieland lebte er in herzlicher Freundschaft, mit Herder's, der gleich ihm [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] Stellung [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in guten Stunden und [illegible] Verstimmung. Daß Wieland und Seckendorf einander am meisten anzogen, lag in beiderseitiger Humanität und Sinnesart begründet; milde, [illegible] Gefühle, der Heiterkeit und den [illegible] des Gemüths gleichermaßen zugänglich, gefälligen, gleichmäßigen Umgang, aber gewisse Launen, [illegible] Rückfälle und gewaltige Forderungen; ausgesprochenes Talent in [illegible] Richtung, und dabei ein [illegible], ganz dem ergebenen Gemüthe: — wie hätte Wieland da widerstehen, den innigen Freund nicht an sein Herz drücken sollen! Auch gedachte er seiner Musik, und rühmt seine in Musik gesetzten Lieder, seine [illegible] und geschmackvollen Uebertragungen aus dem Spanischen und Portugiesischen. Noch in spätern Jahren, beim Anblick seines [illegible] Bildniß, indem er die Feier seines Geburtstags schildert, und einer Morgenmusik von Musikliebhabern erwähnt, die ihm unter einem Fenster seines Schlafzimmers gebracht worden, schreibt er an Merck: „Schon die Musik, die [illegible] und mit [illegible] Beifall über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung gesetzt, besonders durch die Melodie eines der lieblichen Lieder aus der Composition eines vor vielen Jahren [illegible] verstorbenen (aber lebet!) ewig glücklichen Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit und an so viele selige Stunden, die ich [illegible] [illegible]

Talent für Musik, Gesang, Dichtkunst und gefällige Umgangsformen [illegible], [illegible], um so mehr das zu [illegible] zählte, die mehr als Ein Tropfen Wermuth in das [illegible] [illegible] [illegible] gemischt war." [illegible] wir uns erinnern, den Goethe eingeführt in seinen [illegible] mit [illegible] und [illegible] gewonnenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] gefunden. Eschstruth hatte schon im Jahre 1780 eine Sammlung Lieder- und andere Texte, mit der [illegible] von dem geschickten Musik, herausgegeben; ein Heft, worin ein Gedicht von dem [illegible], und zwei [illegible] nach Goethe's [illegible] „[illegible]" waren, folgte auch im nächsten Jahre, und bald darauf ein drittes. Viele Kompositionen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible], gewannen den größten Beifall, und manche wurden als Lieblingsstücke weit und breit in gebildeten Kreisen gespielt und gesungen.

In Meusel's Magazin für Künstler und [illegible] [illegible] [illegible] erschien von Eschstruth eine kurze Schilderung einiger kleinen [illegible] [illegible] des [illegible] und des [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ein [illegible] auf den [illegible] in [illegible] wenig bekannten [illegible] des [illegible] [illegible] von [illegible], und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in seinen [illegible] mitgetheilt hatte.

Ein Singspiel „Cupido“ genannt, welches Seckendorf gedichtet, wollte er nicht selbst in Musik setzen, sondern überließ dasselbe dem Kapellmeister Wolf in Weimar, mit dessen Musik versehen das kleine Stück auf die Bühne kam, und eine Zeit lang mäßigen Beifall erhielt.

Als sein Hauptwerk aber ist zu betrachten „das Rad des Schicksals, oder die Geschichte des Tschoangsi's,“ welches in der Gelehrtenbuchhandlung zu Dessau 1783 in zwei Theilen erschien. Dies ist einer der vielen Versuche, eigne Zustände, Gefühle, Klagen und Wünsche in ferne Gegenden und Zeiten zu verlegen, und unter deren buntfarbigem Gewande harmlos und frei auszusprechen. Haller's Usong ist der höchste Gipfel dieser Dichtungsart; die persischen Briefe von Montesquieu, Wieland's Könige von Scheschian, gehören einer höheren Gattung an; leichte Fäden und launiger Witz walten in Voltaire's [illegible], ein lieblicher [illegible] Schwung in [illegible] Hymnen; das Rad von Seckendorf wurde als eigenthümlich und geistreich zu seiner Zeit sehr gerühmt; wir lassen dasselbe in seinem Werthe, möchten es aber dem Range der obengenannten Werke gleichstellen.

Nicht eben durch literarische Verdienste, wohl aber die trefflichen Eigenschaften und Kenntnisse Seckendorf's und seine ganze Persönlichkeit, vermuthlich auch die eifrige Empfehlung des Grafen von Görz, der [illegible] und meisterhaften [illegible] in den gewöhnlichen [illegible] werden, lenkten die Augen [illegible] auf ihn, und unvermuthet [illegible] er die Erinnerung zum gewöhnlichen [illegible] [illegible]. [illegible] geboren im Jahre 1764; allein schon am 28. April 1793, noch nicht [illegible] Jahre alt, starb er in [illegible], wohin er sich zu seinen [illegible] begeben hatte. Sein Gemüth war durch unglückliche Neigungen, besonders durch eine, die ihn in Italien gefesselt hatte, aber seinen leidenschaftlichen Wünschen nicht entsprechen konnte, und sein Geist durch [illegible] gereizt, seinen Körper [illegible] mit dem seinem innern Leben ganz abhängigen Organismus nicht lange hatte widerstehen können. Da wurde er im Beginn der Laufbahn, die sich ihm so glänzend eröffnet hatte, und deren [illegible] vielleicht noch neue Kräfte und Erfolge in ihm geweckt haben würden, glücklich für die Welt, gewiß aber [illegible] für die Kunst, hinweggerafft!

In der letzten Beziehung [illegible] und [illegible] eine Wahrnehmung, deren wir noch zu gedenken haben, und welche eigentlich der Punkt ist, um dessentwillen wir [illegible] vorzuführen bewogen sind. Denn, gestatten wir es uns, ungeachtet aller [illegible], aller geistigen und [illegible] [illegible], und ungeachtet der [illegible] Bewunderung, welche uns der [illegible], [illegible] des übrigen [illegible] weiſen zu dichten, ſich für ihn noch zuletzt ergab, würden wir dennoch kaum von ihm geſprochen haben, wenn nicht aus ſeinem Seelenleben eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wäre, gegen welche jene äußeren Umſtände in den Schatten treten, oder vielmehr erſt ihr neues Intereſſe erhalten.

Dieſe Merkwürdigkeit iſt ein Traum. Wir ſetzen denſelben hieher, wie wir vor vielen Jahren ihn handſchriftlich in durchaus glaubwürdiger Abfaſſung und Ueberlieferung vorgefunden haben.

„Ungefähr ein halb Jahr vor ſeiner Krankheit und ſeinem Tod träumte Seckendorf dieſen Traum. Er ſah einen Menſchen in gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung zu ihm kommen, welcher ihm ſagte, er ſolle ſich etwas von ihm ausbitten und wählen, ob er lieber ſeine zukünftigen Schickſale erfahren, oder ſeine vergangenen der Reihe nach noch einmal ſehen wollte. Seckendorf ſagte, die Zukunft wolle er Gott überlaſſen, es würde ihn aber freuen, wenn er ſein vergangenes Leben wieder ſo wie ganz im Gemälde vor ſich ſehen könnte. Nun gab ihm der erſchienene Mann einen Spiegel, in dieſem ſah er ſich als ein Kind von drei Jahren, ſah wieder alle Hofmeiſtergeſchichten, die er damals hatte, mit denen er ſich wachend kaum mehr erinnern konnte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in ſeiner Jugend mit ſeinen Eltern hatte, erſchien ihm da ſo lebhaft, ſo genau, als ob ſie wirklich erſt geſchähen;

ſo ging er denn durch ſeine Kinder- und Jugendjahre fort; — alles was er je gethan, oder was ihm begegnet war, wurde ihm in dieſem Spiegel wiederholt, ſo daß er endlich auch auf die Geſchichte ſeines Aufenthalts in Italien kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn ſein Geſchick in Italien gelaſſen hätte; dieſe ſah er auch im Traum auf einem Bette liegen, ſie winkte ihm zu, und er ging zu ihr. „Wir müſſen uns trennen, ſagte ſie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange ſein. Nun müſſen Sie mich aber auf einige Augenblicke allein laſſen." Er ging alſo aus dem Zimmer, und wie er einige Minuten nachher hinein kam, lag ſie weit ſchöner und einer Verklärten ähnlich auf dem Bette, und zu ihren Füßen that ſich ein Vorhang auf. Seckendorf ſagte zur Frau von Kalb, welcher er dieſen ganzen Traum erzählte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da geſehen, könne er nicht beſchreiben: er habe, als der Vorhang aufgezogen worden, eine Menge ſchön verklärter Geſchöpfe geſehen, die Hellung habe ſeine Augen geblendet, und alles ſei vergnügt und in Bewegung geweſen; eine dieſer verklärten Schönen habe ſeine Geliebte bei der Hand genommen, und langſam zu ſich hinein gezogen, dann ſei der Vorhang wieder zugefallen. Darüber wachte er auf, und dachte ſeinem lebhaften Traume nach; ſchlief aber doch wieder ein, und der nämliche Menſch erſchien ihm wieder, und fragte ihn, ob er zufrieden geweſen ſei mit dem, was er ihm gezeigt habe? und ob er auch wohl gerne noch einmal alle Menſchen, die er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſchte? Seckendorf ſagte, daß es ihm das größte Vergnügen ſein würde. Er erhielt alſo auf's neue einen Spiegel, in dem er der Reihe nach alle Menſchen, ſowohl lebende als todte, die er in ſeinem ganzen Leben gekannt hatte, vorbeigehen ſah, mit dem Unterſchied, daß die noch lebenden glücklichen ihn alle freundlich anſahen und ſtehen blieben, diejenigen aber, von denen er wußte, daß ſie unglücklich geworden, und mißvergnügt lebten, gingen alle mit der Hand vor den Augen ſchnell ohne ſich umzuſehen vorbei, und alle, die er ſo mit der Hand vor den Augen vorbeigehen ſah, ob er gleich vorher nichts von ihnen wußte, ob ſie glücklich oder unglücklich lebten, waren die letzten. Er ſchrieb nach dieſem Traum an alle ſeine alte Bekannte, und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen, und immer trafen ſie mit ſeinem Traum überein. Die Verſtorbenen, die er in dieſem Spiegel ſah, hatten eine ganz einförmige Kleidung, die ſie vor den Andern auszeichnete, ſie blieben alle einen Augenblick vor ihm ſtehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand, einige ſchwanden aber auch nur wie ein Blitz, die Hand vor den Augen habend, vorbei, doch ſo, daß er ſie erkennen konnte. Dieſes war ihm das Allerſchrecklichſte ſeines Traumes, und wenn er darauf kam, brach er immer ſehr ſchnell ab, weil er zu ſehr alterirt war. Seinen Vater, die Frau von Kalb, ſonſt alle ſeine Freunde, und auch Perſonen, die er nur wenig kannte, ſah er wieder in dieſem Spiegel. Nun wachte er wieder auf, ſtand auf, weil er vor Angſt ſich nicht zu faſſen wußte, und ſah, um ſich die Gedanken zu zerſtreuen, zum Fenſter hinaus; es ſchlug eben drei Uhr. Endlich legte er ſich wieder nieder, ſchlief ein, und dachte auf's neue im Traum ſeinem vorhergehabten Traume nach, machte im Traume ein Gedicht auf ſeinen Traum, komponirte im Traum dieſes Gedicht, und wachte dann wieder auf. Er konnte nicht mehr im Bette bleiben, ſtand auf, ließ ſich ein Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum nebſt dem Gedicht und der Kompoſition auf, legte ſich aber nicht mehr zu Bette, ſondern dachte ſeiner Traumgeſchichte nach.“ —

Das im Traum gedichtete Lied heißt:

„Holde ſüße Phantaſei,
Immer wirkſam, immer neu,
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern,
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zu leben ſchafft!

O wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach,
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum;
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie,
Täuſcherin, verlaß mich nie,
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir,
Auch im Tode folge mir!"

Dieſe im Traum erzeugte Poeſie und Muſik dürfte wohl einzig ſein, und ſchon deshalb aufbewahrungswürdig. In beiden ſcheint das Maß, welches dem Verfaſſer für ſeine Gedichte und Kompoſitionen im Wachen geſtellt war, durch den Traum nicht geſteigert. Das Gedicht iſt jedoch von eigenthümlichem Klang und ſchreitet in einem Takte fort, der wie aus innrem Pulsſchlage kommt.

Der Traum ſelbſt iſt wunderbar und ergreifend, er ſetzt eine kräftige und zarte Phantaſie voraus. Die Antwort: „die Zukunft wolle er Gott überlaſſen," iſt erhaben und fromm. Sie erinnert an eine ähnliche Seelenſtimmung, welche der Konſiſtorialrath Büſching von ſeiner Großmutter erzählt; ſie hatte wenige Wochen vor ihrem Tode eine Erſcheinung, die einer ſeit dreißig Jahren verſtorbenen geliebten Tante ähnlich ſah, und ihr liebreich winkte; die fromme Frau jedoch, ungeachtet ihrer Liebe zu der Verſtorbenen und deren verklärten Anſehens, wollte ſich mit der Erſcheinung nicht einlaſſen, ſondern ſagte: „Ich habe es mit niemand als mit meinem Gott zu thun;“ legte ſich abgewendet auf die Seite und hielt die Augen verſchloſſen; ſo erwartete ſie wachend den nahen Morgen.

Die Fähigkeit zu ſolchen durchbildeten, ſinn- und bedeutungsvollen Träumen, oder vielmehr Traumgeſichten, iſt unſtreitig eine hohe und ſeltne Begabung der Seele, würdig, mancher weltlich höchſtgeſchätzten und glänzend wirkſamen gleichgeſtellt zu werden. Der Traum von Seckendorf iſt in ſich ſchön, durch ſeine Bilder und ſeinen Gang und ſein Ergebniß; aber auch der eigentliche Gehalt iſt bedeutend, rührend und ſchauerlich. Er zeigt eine ſich über das eigne Leben ſchauend erhebende Seele, und regt zu Bedenken und Nachdenken auf. Wer aber ſo träumen kann, der ſcheint wirklich mit dem Leben dem Abſchluſſe nah, und inſofern durften wir ſagen, daß Seckendorf zwar wenig bejahrt, aber dennoch zu guter und rechter Zeit geſtorben ſei! —

Leuchſenring.

In einer Galerie Goethe'ſcher Perſonen darf der Name Leuchſenring einen bedeutenden Platz anſprechen; er war in der kräftigen Jugend Goethe's mit dieſem und ſeinen Freunden in lebhaftem, ja man kann ſagen innigem Verkehr, wirkte auf die geſelligen Verbindungen und das geiſtige Streben jener Zeit vielfach ein, und ſeine perſönliche Gegenwart wußte überall ein gewiſſes Anſehen und Vertrauen zu gewinnen. Doch wurde er durch ſein vielfältiges Einmiſchen, Theilnehmen und Vermitteln, und durch die Bedeutung, welche er ſich auf dieſe Weiſe von ſeinen Umgebungen gleichſam erborgte, dieſen bald unbequem, er verletzte durch Anmaßlichkeit, zu der ſeine Rolle leicht verleiten konnte, und man wurde ſeines Thuns um ſo überdrüſſiger, als man zu entdecken glaubte, daß er aus eignem Boden nichts hervorbringe und leiſte, ſondern nur von dem Daſein der Andern mitlebe. Goethe fühlte ſich beſonders aufgereizt, dieſe Uſurpation als ſolche bloßzuſtellen, und die Hohlheit der ganzen Rolle zu enthüllen. Großen Einfluß übte hiebei unſtreitig Merck, der ſeine eigne Bitterkeit in Goethe's Gemüth überſtrömen ließ.

Daß aber Merck am meiſten gegen Leuchſenring eingenommen und von ihm abgeſtoßen war, dazu fand ſich zwiefacher Grund. Erſtlich die ſcharfe Entgegenſetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geſchmeidig, ſentimental und in aller Thätigkeit müſſig war, die andre hingegen kalt und ſtreng, ſchroff und höhniſch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muſe immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entſchieden, denn eigentlich war Merck, ungeachtet der ſtärkſten Entgegenſetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen weſentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchſenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirkſam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feſte Stellung zu finden, in der ſeine Kenntniſſe und Gaben ihre geſammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchſenring mußte ihm ein geſpenſtiſches Abbild ſelbſt erſcheinen, und weil er dies in der ihm am meiſten entgegengeſetzten Weiſe, in ſentimentalen und geſellig-eitlen Täuſchungen, auftreten ſah, ſo mußte es ihn bis zum Abſcheu anwidern.

Goethe erzählt, wie in Koblenz bei dem Geheimenrath von Laroche, oder eigentlich bei deſſen Frau, der einſt berühmten und beliebten Schriftſtellerin Sophie von Laroche, im Mai 1771 eine Art Kongreß theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten wurde, wozu auch Leuchſenring beſchieden war, der von Düſſeldorf herauf kam. „Dieſer Mann, ſagt er, von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Litteratur, hatte ſich auf verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Schatullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der Andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Tariſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und litterariſche Verkehr bald weiter um ſich.“

Das Allgemeine dieſer Bezüge, welches Goethe hier ſo glücklich zuſammenfaßt, hilft uns das beſondere Verhältniß unter den rechten Geſichtspunkt ſtellen, und Leuchſenring hier nur als einen Mitgeher ſeiner Zeit erkennen, nicht als einen Quertreter, der in ihr ſelbſt ein Zerrbild geweſen wäre. Sein Bedürfniß und Eifer empfindſamer Mittheilung waren nicht andrer Art, als die, in denen ſich außer der Frau von Laroche, auch die beiden Jacobi, Wieland und Herder gefielen, und von denen auch Goethe nicht zu allen Zeiten frei blieb.

„Solche Korreſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, — fährt Goethe fort, — wurden ſorgfältig geſammelt, und alsdann, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Diskurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.“

Goethe geſteht, daß Leuchſenring's Schatullen in dieſem Sinne manche Schätze enthielten, und rühmt beſonders die Briefe von Julie Bondeli, eines vortrefflichen Frauenzimmers, deren Briefwechſel mit Rouſſeau ihrem Namen für immer ein würdiges Denkmal ſichert. Goethe ſagt ferner, daß er dieſen Vorleſungen, wenn auch nicht alles gehaltreich war, gern beigewohnt habe, er dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt worden ſei, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe.

Kaum aber trat Merck hinzu, ſo wurden dieſe Eindrücke geſtört. „Er hatte, ſagt Goethe, nicht lange jene Briefwechſel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, ſo wie über die Perſonen und ihre Verhältniſſe, gar manchen ſchalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichſten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen ſein ſollten. Von politiſchen Geheimniſſen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewiſſen Zuſammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menſchen aufmerkſam, die, ohne ſonderliche Talente, mit einem gewiſſen Geſchick, ſich perſönlichen Einfluß zu verſchaffen wiſſen, und durch die Bekanntſchaft mit vielen aus ſich ſelbſt zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier, bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern ſollte: denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.“

Das Treffende dieſer Bemerkungen iſt nicht zu verkennen, ſie ſind an ſich wahr, und bezeichnen ein weitverbreitetes Element des Geſellſchaftslebens. Auch ihre Anwendbarkeit auf Leuchſenring ſcheint ganz gegründet, und wir können wohl annehmen, daß eine Hauptſeite ſeiner Erſcheinung von dem ſcharfen Mephiſtopheles-Sinne Merck's mit Recht ſo aufgefaßt und Goethe'n überliefert werden konnte.

Völlig ohne Uebergang und in gewagtem Sprunge dünkt uns Goethe zu dem Folgenden zu gelangen, wo er ſagt: „Dem ſei nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in Satyros oder dem vergötterten Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, wenigſtens mit gutem Humor dargeſtellt."

Goethe ſpricht in der Folge nicht wieder von Leuchſenring, und in dem Vorangeſchickten, wie wenig es auch günſtig für dieſen laute, finden wir doch keineswegs die Rolle begründet, die ihm in dem Faſtnachtſpiele als Pater Brey aufgebürdet wird. In Goethe's Erzählung iſt er ein Menſch, der zwar ſeine Schwächen und Unbequemlichkeiten hat, ſonſt aber noch bedeutend und ehrenwerth genug daſteht; in dem Faſtnachtſpiel aber zeigt er ſich als ein elender und verächtlicher Lump. Wir glauben hier durchaus Merck's bittere Laune und gehäſſige Uebertreibung zu ſehen, von denen Goethe's Sinn damals beherrſcht wurde, und denen er ſein Talent gleichſam als Scharfrichteramt leihen mußte. Daß einige Züge und Aeußerungen des Pater Brey in Leuchſenring ſich wiederfanden, oder auf ihn zu deuten waren, dürfen wir freilich als gewiß annehmen, denn der damalige Goethe'ſche Kreis bezeigte ſeine Schadenfreude laut genug, und Friedrich Heinrich Jacobi beſtätigte noch in ſpäteren Jahren, in den vier Verſen:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalch verſtreichen.
Und dann zu malen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß;"

ſei der Mann auf das vollkommenſte geſchildert. Allein wir glauben, daß ihm durch ſolche Bezeichnung im Ganzen doch Unrecht geſchehen ſei, ein Unrecht, das damals, von dem jungen ungeſtümen Goethe gegen einen beinahe Gleichaltrigen ausgeübt, ſo groß nicht erſcheinen konnte, in der Folge aber durch Goethe's wachſenden Namen und gebietendes Anſehen ganz unverhältnißmäßig werden mußte. Für unſere Anſicht ſpricht ſchon der Umſtand, daß Goethe von dem einmal dichteriſch Ausgeſprochenen und Feſtgeſtellten zwar nichts zurücknahm, aber doch fernerhin nie die Gelegenheit ergriff, — ſo oft und dringend ſie ſich auch darbot, — das Mißurtheil gegen Leuchſenring zu wiederholen, zu erhärten und weiter auszuführen. Von Leuchſenring aber müſſen wir rühmend anmerken, daß ſich keine Spur findet, er habe auf dieſen heftigen Angriff, den er wohl erkennen und tief empfinden mußte, und dem zu begegnen er ſich damals wohl gegen Goethe noch ſtark genug glauben durfte, jemals rachſüchtig reagirt, oder deshalb den Genius und die Macht des Dichters weniger anerkannt, obgleich auch ihm die Gelegenheit nicht fehlte, deſſen Feinde zu verſtärken und den Riß zu vergrößern, der denſelben öfters von der Gunſt des Publikums zu trennen drohte.

Doch wir müſſen, um den Mann in ſeiner wahren Geſtalt aufzufaſſen, aus dieſem Momente ſeines vorübergehenden Zuſammenſtoßes mit Merck und Goethe zu dem Ueberblicke ſeines geſammten Lebenslaufs hinaustreten, des früheren und des ſpäteren, und da bleibt uns freilich nur zu bedauern, daß die Nachrichten, wenn auch im Einzelnen ſehr zuverläſſig und beſtimmt, doch im Ganzen nicht reichlich ſind.

Franz Michael Leuchſenring war zu Langenkandel im Elſaß im Jahre 1746 geboren, und hatte im Hauſe der wohlhabenden Eltern eine gute Erziehung genoſſen. Seine Studien, die er wahrſcheinlich auf der Univerſität zu Straßburg machte, waren weniger auf ein beſtimmtes Fach, als auf allgemeine hiſtoriſche und litterariſche Kenntniſſe gerichtet; er vereinigte gründliche Gelehrſamkeit mit weltlicher Gewandtheit, und wußte ſehr gut zu ſprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Franzöſiſche beſonders ſprach und ſchrieb er mit vollkommner Geläufigkeit.

Ein Verwandter von ihm lebte als Leibarzt in Darmſtadt, zog ihn dorthin und machte ihn am Hofe bekannt. Seine Perſönlichkeit gefiel, er war nicht groß, nahm ſich aber vortheilhaft aus, ſeine Kurzſichtigkeit erlegte ſeinem lebhaften Weſen ein wohlthätiges Maß auf ſeine Bildung und Kenntniſſe waren ausgezeichnet, ſein Karakter untadelhaft. Er wurde zum heſſen-darmſtädtiſchen Hofrath ernannt, und begleitete den heſſiſchen Erbprinzen im Jahre 1769 zur Univerſität nach Leyden. Hier lernte ihn Friedrich Heinrich Jacobi kennen, gewann ihn lieb und trat in vertrauliche Verbindung mit ihm. Leuchſenring begleitete den Erbprinzen ſodann auch nach Paris und in die Schweiz. Ueberall fand er ausgezeichnete Aufnahme, knüpfte merkwürdige Bekanntſchaften an, und lernte die verſchiedenartigſten Menſchen und Verhältniſſe kennen.

Weder für eine beſtimmte Wiſſenſchaft, noch für irgend eine Kunſt begabt, aber mit großen Kenntniſſen, lebhafter Auffaſſung, reizbarem Gefühl und raſcher Einbildung ausgeſtattet, dabei der vornehmen und literariſchen Welt kundig, in die moraliſchen und geiſtigen Bezüge und Betriebſamkeiten der Menſchen eingeweiht, fand er ſich auf das ſtärkſte zu der Wirklichkeit des Lebens hingezogen, und Menſchen, Verhältniſſe, geſellige Strebungen und Intereſſen wurden der Stoff, in welchem ſein Geiſt und ſein Gemüth arbeiteten. Wir bemerken hiebei, daß ſolche Richtung in der Welt ſehr häufig iſt, und oft die reichſten Gaben und ſchönſten Eigenſchaften in ſie verflochten ſind. Findet ſich zu dieſer in's Allgemeine und Weite führenden Richtung ein freier, unabhängiger, oder wohl gar vornehmer Stand, ſo können ſich heitere und glänzende Lebensgeſtalten entwickeln, an Höfen, in der Diplomatie, oder wo ſonſt geſellige Repräſentation und Thätigkeit gilt. Wo dieſe Begünſtigung fehlt, aber neben den großen, auf die Welt überhaupt gerichteten Kräften wenigſtens Ein beſtimmtes Talent ſich zeigt, das gar nicht einmal an ſich bedeutend zu ſein braucht, aber unter den Menſchen einen anerkannten Stand und Beruf begründet und ſeine vorbereitete Bahn hat, ſo gewinnt jene allgemeine Richtung darin Schutz und Anhalt, und wird glücklich verdeckt oder getragen. Wo aber keine dieſer Beimiſchungen vorhanden iſt, und jene Richtung für ſich allein ſteht und in voller Stärke wirkt, da iſt der ſo Begabte ſehr zu bedauern, er befindet ſich gegen Welt und Menſchen im größten Nachtheil, und der lebendige Stoff, in welchem er zu arbeiten gewillt und genöthigt iſt, zeigt ſein Leben zuerſt darin, daß er die Einwirkung und den Einwirker zurückſtößt; als Abentheurer, Intrigant, Sonderling, ja vielleicht unter noch ſchlimmern Bezeichnungen und Verdächtigungen wird der Suchende von den in der vorhandenen Einrichtung und in den beſtimmten Lebensfächern feſt und behaglich Anſäſſigen gemieden und verſtoßen.

Dies war der Fall bei Leuchſenring. Er hatte kein Nebentalent, das ihm einen Stand oder ein Fach angewieſen hätte. Er war, nach Vollendung jener Reiſe, ein Hofrath ohne Amt, ein Gelehrter ohne gelehrten Betrieb, ſeine Geiſtes- und Gemüthsart im Verein warten ihn unwiderſtehlich auf die Geſellſchaftswelt. Dieſe bloß zum Genuß zu gebrauchen, war er nicht frivol genug; ein höherer Trieb drängte ihn, mit Ernſt und Gründlichkeit dort einen edleren Gewinn zu ſuchen und aufzuweiſen.

Jacobi erzählt, Leuchſenring ſei ihm als ein Mann von vielem Geiſte erſchienen, der aber beſtändig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet ſei. Schon damals in Leyden habe er einen geheimen Orden der Empfindſamkeit ſtiften wollen, habe in Korreſpondenzen gelebt und gewebt, und ſei immer mit Briefſchaften bepackt geweſen, aus denen er vorlas. „Ich war ihm viel zu muthwillig, ſagt Jacobi, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete, und vornehmlich mit Weibern lieber ſcherzte als phantaſirte. Dennoch hat er ſich länger mit mir, als mit irgend einem andern von ſeinen Freunden vertragen. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Goethe das Faſtnachtſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten.“

Die Epoche der Empfindſamkeit in der deutſchen Gefühlsbildung und Litteratur iſt bekannt genug. In Goethe's Wahrheit und Dichtung finden ſich einzelne Gruppen aus jener Zeit unübertrefflich dargeſtellt. Aber das ganze Treiben des deutſchen Lebens im dritten

Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts iſt im Zuſammenhange noch nirgends geſchildert worden. Für einen aufmerkſamen und eindringenden Geſchichtsforſcher wäre doch ein höchſt ergiebiger und dankbarer Stoff, und wir bedauern in dieſer Hinſicht, daß eine Geſchichte der deutſchen Litteratur ſeit Friedrich dem Großen, welche im Meßkatalog vor zwei Jahren ſchon angekündigt war, von dem geiſtreichen jungen Schriftſteller, der ſie unternommen hatte, wieder aufgegeben ſcheint. Die Empfindſamkeit, die Phyſiognomik, der Sturm und Drang, das Genieweſen, die geheimen Bünde, die Illuminaten, die Geiſterſeherei, die deutſche Bühne, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Aufregungen des deutſchen Lebens, hätten hier beſprochen werden müſſen.

Ein Leben der Empfindſamkeit war damals nicht ſo lächerlich, wie er jetzt erſcheint. Uebrigens war in Deutſchland eine wahre Sucht, geheime Vereine für geiſtige Bedürfniſſe, Geſellſchaften zur gegenſeitigen Veredlung, Brüder- und Schweſterſchaften für moraliſche und religiöſe Zwecke zu begründen, oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei ſpielte in jener Zeit eine wichtige Rolle. Auch die Kirche und die Regierungsgewalten blieben aller Einmiſchung fern. Nicht alle ſolche Bünde waren ſo harmlos, wie der Ritterbund in Wetzlar, von dem Goethe ſpricht, oder die Vereinigung von Bürgerstöchtern in Nürnberg, welche Johann

Benjamin Eckart gebildet hatte. Daß aber der Orden der Empfindſamkeit wenigſtens in Bezug auf den Staat völlig geiſtreich und anſtändig gemeint war, dürfen wir wohl mit aller Zuverſicht annehmen.

Bald nach dem [illegible] [illegible] mit dem Erbprinzen in Darmſtadt, wo ſein [illegible] aufhörte, machte er eine Rheinreiſe, und bei dieſer Gelegenheit war es, daß er auch an dem Congreß zu Ehrenbreitſtein Theil nahm, und in den näheren Verkehr mit Merck und Goethe gerieth, wo ihm ſo übel mitgeſpielt wurde. Jedoch wurden nicht alle Freunde von ihm abgezogen. Sophie von Laroche blieb ihm mit treuer Anhänglichkeit zugethan, eben ſo Wieland; Goethe's nachheriger Schwager, Johann Georg Schloſſer, verläugnete ſeine gute Meinung und Zuneigung nicht, und Jacobi ſpielte von ihm zwar mit Scherz, aber auch mit Theilnahme und Wohlwollen. „Ich habe vergangenen Freitag vergeſſen, — ſchreibt er am 17. Juni 1771 an Sophie von Laroche, — Ihnen Ihren [illegible] vom 1. Juni (ohne Zweifel einen Brief von ihm) zurückzuſchicken; Sie empfangen ihn einliegend mit dem von G. [illegible] geht unſer Lieber jetzt zu Bergzabern, in einem roſenfarbenen ſeidenen Kleide, hinter der [illegible], und weidet, von deſſen Elementen angeglänzt, neben den Chamillen und Roſenblättern. Gleich eine empfindſame Schilderung! [illegible]

[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], c'est que je [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Il faut [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]." [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible]: „[illegible] habe ich von [illegible] [illegible] [illegible] Leuchsenring einen Brief erhalten. Ich glaube, er [illegible] [illegible] [illegible] einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß er nicht [illegible], [illegible] er [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; ich [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich kann nicht leiden, daß man mit einem [illegible] [illegible] einen [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]." Wenn auch Merck [illegible] [illegible] mit ihm in [illegible] [illegible], [illegible], wie er [illegible], [illegible] ganz [illegible] [illegible] von [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] an [illegible] vom [illegible] [illegible] [illegible]: „Leuchsenring hat [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit Merck [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]," und Sophie von [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] an Merck: „[illegible] [illegible] [illegible] Leuchsenring, [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zeit zu Zeit benutzt habe, zu irgend einer [illegible] [illegible] [illegible]. Seine [illegible] [illegible] [illegible], auf seine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Es geschah oft, daß im Januar [illegible] die [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf seine [illegible] [illegible], und [illegible] mit großer [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] in Noth, [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], wenn man ihm [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible]: „[illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß ich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible]!" [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], daß er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]!

[illegible] [illegible] [illegible] einige Zeit bei dem [illegible] von [illegible] zu. [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ten, welche er [illegible] hat die [illegible] erkennen, den Juden ein Gewerbe zu geben, welches sie auch aller Welt kennen lehren; das [illegible] war von geben, und die geheime Geſellſchaft machte ihnen weiß, ob ſie den [illegible] Juden ab, [illegible] wurde ein Tanz und Geſänge erhalten, weil doch die Männer einen Vorwurf und Namen hatten. Ein alter, als Knabe ein Buch über- den von ſeinen Erzählungen, daß urſprünglich Chriſten würde, die geheimen Geſellſchaften hat man der Maurer- geſellt, der ſich überall eindränge, man haben ſie nicht geleſen, dann nicht. Und auch ungläubig wurde ich Gründe auf den [illegible]-Schriftſteller, ich, daß ich zu einer Zeit, wo der nicht weniger in die Sinne kam, ich, der zu dieſen Studien weder Neigung noch Muße hatte, und einem ganz andern Arbeitskreiſe folge, daß [illegible] auch angefangt werden dar-: leſen Sie in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek das Heft der Anzeige von den Reden des [illegible]. Und ein Bericht von [illegible], den geſetzlich Glied in der Hand, warum es nicht gehen wollte, kann doch keinen Feinde als Bünd- niſſe bekämpfen, weil man es bei weitem. Im Ganzen [illegible] die ich ſo recht als Sie, ich gehe nicht gern, ohne zu wiſſen, wohin, laſſe mich ungern leiten von Leuten, die ich nicht kenne, und Sie, ich kann es nicht verhehlen, bin nicht ſo ganz geheilt von gewiſſen apprehensions, welche [illegible] betrifft." Was ſagte, Johannes von Müller, der [illegible] auch von

[illegible]

[illegible]

[illegible], welche schon viele Freunde hatten, auch in ihrem [illegible] zu weit gingen, und im Ganzen große Blößen gaben, wovon ihre [illegible] Gegner nicht [illegible], [illegible] später in andern [illegible] [illegible], wo sie allerdings leicht und gefällig erschienen, und machten bald als [illegible] [illegible] und [illegible] gemacht, vor ganz [illegible] über für ein Märchen, für eine Erfüllung [illegible]'s erklären.

Gleichwohl nahmen die politischen Freunde [illegible], der bei diesen Streitigkeiten vorzüglich in's Gedränge gekommen war, sich seiner eifrigst an. Dieser wunderliche Mann, dessen alte und liebenswürdige Jugenderinnerung und Poesie so vortrefflich geschildert hat, der aber im Zusammenhange seiner [illegible] und seines Einflusses in unserer Literatur noch nie gehörig dargestellt worden, ist schon eine der merkwürdigsten Gestalten jener Zeit. Seine [illegible], seine [illegible], sein [illegible] an den [illegible] [illegible], an den [illegible] [illegible], sein [illegible] und seine [illegible], seine [illegible] aus seinen [illegible], bilden ein [illegible], als [illegible] zu [illegible] [illegible]. Er hatte den Vortheil, als protestantischer Prediger einen bekannten Namen zu haben, [illegible] aber war er [illegible], mit seinen Erzählungen, Reden, Betrachtungen, im Grunde auch nur eine Art [illegible], und da wir auch über [illegible] als einen [illegible] [illegible] haben, so

[illegible]

[illegible]

[illegible] September [illegible] [illegible] in Zürich gefunden zu haben. — Das Wiedersehen alter Bekannten, mit welchen wir lang' auf alter Verbindung waren, erinnert uns an so viele kleine Nebenumstände der vergangenen Zeit, daß wir dadurch das Leben doppelt zu genießen scheinen; auch sind diese Erinnerungen eine Art von Maßstab, nach welchem wir den Weg messen, den wir zurückgelegt haben, und womit wir zugleich den Wachsthum unserer Weisheit und den Umfang unserer neu erworbenen Erfahrungen überschlagen können. — Meine Freude, Sie wieder zu sehen, würde aber dennoch viel größer gewesen sein, wenn Ihr Verhältniß mit meinem und Ihrem Freunde Lavater sie nicht gestört hätte. Ich wußte nur wenig von diesem Verhältniß, als ich nach Zürich kam, und stellte mir vor, es würde uns nicht hindern, dennoch oft alle drei zusammen zu sein, und, wie es uns gefreut hätte, unsere [illegible] und zu fassen. Sie, hoffte ich, würden uns die Erfahrungen mittheilen, die Sie auf Ihren Wanderungen gesammelt hätten; Lavater sollte diese mit seinem so viel umfassenden Blick in den ihm eigenen Gesichtspunkt stellen, und dann mit seinem unerschöpflichen Witz sie beleben, und ich wollte zu dieser Arbeit das Einzige, was man von einem Gast fordern kann, wenigstens den offenen Sinn mitbringen, der solchen Werken auch eine Art [illegible] ist. — Das alles aber wurde mir durch den kalten Abstand verdorben, der in unsern Tagen sich edel, was gut denken und reden kann, vereinigte. Ich fand Sie herzlich gegen Lavater eingenommen; Sie konnten ſeinen Namen kaum nennen, ohne Ihren Weltpatriotismus in Bewegung zu ſetzen, und zeigten mir ſo viele ſchwarze Wolken, die Lavater über unſern ſchönen deutſchen Himmel zu ziehen drohe, oder ſchon gezogen habe, daß es mir beinahe ſelbſt anfing bange zu werden. Auf der andern Seite empörte ſich Lavater's Menſch- und Schweizergefühl beinahe eben ſo heftig gegen Ihren Weltpatriotismus, der ſich, wie er ſagte, anmaße, jede That ſeines Lebens, jedes Wort ſeines Mundes aufzufangen, und nach einem Codex, den er nicht anerkenne, vor Richtern, denen er nicht gehuldigt habe, zu richten. — Ich fühlte bald, daß ich zwiſchen Ihnen beiden keine angenehme Rolle ſpielen würde, und mußte alſo die Hoffnung der ſchönen Stunde aufgeben, die ich mit Ihnen beiden zu genießen hoffte."

Schloſſer ſchildert hierauf die ſchwierige Lage Lavater's, fügt mancherlei Betrachtungen bei, und macht endlich den Vorſchlag, der Streit möchte nicht weiter öffentlich geführt, ſondern durch erwählte Schiedsrichter im Stillen beigelegt werden. Dies war offenbar zu Gunſten Lavater's, und zum Nachtheil Leuchſenring's, beſonders aber Nicolai's und ſeiner Freunde, welche in der Sache noch weit ſtärker aufgetreten waren, als Leuchſenring, und nun Gefahr liefen, den Schein ungerechter und leidenſchaftlicher Anklage auf ſich beruhen zu laſſen.

Da Leuchſenring auf dieſes Schreiben innerhalb acht Wochen nicht geantwortet hatte, ſo wurde Schloſſer ungeduldig, und ſeine bittere und verletzte Freundſchaft brach nun aus; er ließ das Schreiben, worin er den Vorſchlag machte, die Sache nicht mehr öffentlich zu behandeln, im Deutſchen Muſeum abdrucken.

Mit dieſer perſönlichen Streitigkeit verwickelte ſich eine andere. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Starck, der ebenfalls ſein Leben in geheimen Verbindungen hingebracht, war auf den Grund ſeiner Schriften und Beſtrebungen mit Heftigkeit angeſchuldigt worden, ein heimlicher Katholik zu ſein. Der Streit wurde ſehr bitter, die Berliner wurden mit gerichtlicher Verleumdungsklage bedroht, ſie konnten die Beweiſe nicht genügend durchführen, und da Starck in der Folge Oberhofprediger in Darmſtadt wurde und ſich an ſein Lebensende dieſes proteſtantiſche Amt ausfüllte, ſo ſchien jede Anklage durch die That widerlegt, und auf ſchmählichen Wahn und furchtbaren Leichtſinn gegründet.

Leuchſenring gab auf Schloſſer's Brief eine ſanfte und unbedeutende Erklärung im Januarhefte 1787 der Berliniſchen Monatsſchrift. Allein die Gegenpartei, welche durch die angeſehenen und achtungswerthen Namen Jacobi, Herder, Claudius, Lavater, Stolberg, Schloſſer, Johannes von Müller und anderer ſolchen Übermacht vertrieben wurde, und allerdings ein geiſtiges Uebergewicht behauptete, behielt in dem Streite die Oberhand. Die Jeſuitenriecherei wurde als oberflächliches, wahnvolles Treiben, als vorlaute und thörichte Anmaßung, zur Ruhe verwieſen.

Erſt in ſpäteren Jahren, als der Uebertritt Stolberg's zur katholiſchen Kirche, dem darauf Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Zacharias Werner, die jüngern Schloſſer in Frankfurt am Main, und ſo viele Andere nachfolgten, von denen Schleiermacher ſagte, „daß ſie nur in zwei verſchiedenen Formen ihre religiöſe Unfähigkeit an den Tag zu legen beſtimmt waren," als endlich der Jeſuitenorden wirklich hergeſtellt wurde, und die römiſche Hierarchie in manchen Ländern offen das Haupt erhob, da wurde man nachdenklich auf jene früheren Angaben und Behauptungen zurückgeführt; aber Nicolai, Gedike, Bieſter, waren ſchon todt, Leuchſenring verſchollen, als die Zeit ihnen dieſe Genugthuung gab, und als ſogar die wunderbare Ueberraſchung erfolgte, daß der angeblich fälſchlich beſchuldigte, gerechtfertigte Stark, nachdem er lange Jahre in Darmſtadt als Oberhofprediger ein Proteſtant geſchienen, auf dem Todbette doch wirklich als Katholiken ſich bekannte, und in katholiſch geweihter Erde begraben zu werden verlangte! —

Wir müſſen jedoch hier noch anmerken, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland die litterariſchen Größen unter ſteten Stürmen und Stößen lebten, und bald hier, bald dort unerwartete Niederlagen und klägliche Ausgänge eintraten. Nicht bloß Nicolai und Bieſter und Leuchſenring verblichen, auch auf der andern Seite wurde manches Anſehn erſchüttert und niedergeſtreckt. Jacobi erhielt ſich mit Mühe aufrecht gegen die großen ſpekulativen und kritiſchen Mächte, die ihn überholten, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel; Claudius und Stolberg ſchwanden im üppigen Anwuchs einer kräftigeren Litteratur dahin; Lavater blitzte nur durch ſeinen gewaltſamen Tod noch einmal im deutſchen Intereſſe auf; Herder ging an ſeiner vermeſſenen Unternehmung gegen Kant und an ſeiner neidiſchen Grämlichkeit über Goethe und Schiller zu Grunde; am traurigſten erging es Johann Georg Schloſſer'n; dieſer rechtſchaffene, biedere, mit reichen Kenntniſſen und großem Talent ausgerüſtete, allgemein hochgeſchätzte und verehrte Mann erwies ſich zuletzt nur als eine Miſchung von Philiſterthum und Phantaſterei, ſein Enthuſiasmus für Caglioſtro brachte ſeinen Verſtand in üblen Ruf, ſein Verhalten gegen die ſpäteren Erſcheinungen der Weltereigniſſe und Litteratur zeigte nur eine völlige Ohnmacht und Erſtorbenheit.

Inzwiſchen war Leuchſenring wieder nach Berlin gekommen, und lebte daſelbſt nach wie vor in großer Achtung und Annehmlichkeit. Nicolai näherte ſich beeifert dem Manne, den er als einen wichtigen Verbündeten anſehen mußte, die gleichgeſinnten Gelehrten ſeines Kreiſes bezeigten ſich nicht minder zuvorkommend. Leuchſenring wurde jedoch beſonders auch in die vornehmeren Kreiſe gezogen. Er gewann in dieſen durch ſein feines Betragen, ſeine Gabe zu ſprechen, ſeine ſtets anziehende Unterhaltung große Gunſt und Zuneigung, hauptſächlich aber die einer Hofdame, eines Fräuleins von Bielefeld, die von ſeinen enthuſiaſtiſchen Vorſtellungen ganz eingenommen und durch ſeine Ueberredungsgabe völlig bezaubert wurde.

Er konnte ſich auch hier wieder nicht verſagen, auf's neue die Stiftung eines Ordens zu unternehmen. Derſelbe ſollte Frauen und Männer zu Mitgliedern haben, und deren Veredlung durch Wahrhaftigkeit und Wohlthun fördern. Die Zahl der Theilnehmer war nicht ſehr groß, allein der Orden beſtand längere Zeit und ging in neue Verzweigungen über, denen manche in der Folge namhaft gewordene Perſonen angehörten, die zu nennen noch jetzt einigen Reiz hätte, aber eben deshalb hier unterlaſſen wird.

Bisher hatte Leuchſenring, außer der Herausgabe der erwähnten franzöſiſchen Zeitſchrift und einigen deutſchen Aufſätzen, Briefen und Erklärungen über die heimlichen Jeſuiten und Katholiken, wenig Litterariſches geleiſtet. Man hatte ihm mehrere Schriften beigemeſſen, unter andern die Briefe eines reiſenden Franzoſen, als deren Verfaſſer nachher Riesbeck bekannt wurde, der freilich mit Leuchſenring in Verkehr geſtanden hatte und manches aus ihm geſchöpft haben mochte. Jetzt aber beſchäftigte er ſich ernſtlich mit einem großen Werke, welches die deutſche und franzöſiſche Litteratur umfaſſen, und den Deutſchen zeigen ſollte, daß die Franzoſen nicht blos leichtfertige Schriftſteller, ſondern auch tiefe Denker und ſtrenge Gelehrte hätten, den Franzoſen hingegen, daß die Deutſchen nicht immer ſchwerfällig, ſondern auch geiſtreich und anmuthig wären. Er hatte alle Kenntniſſe und Fähigkeiten, ein ſolches Buch mit Geiſt und Erfolg auszuführen, und würde vielleicht ſchon damals einen Theil der Wirkung hervorgebracht haben, welche ſo viele Jahre ſpäter durch das berühmte Werk der Frau von Staël, wenigſtens nach der franzöſiſchen Seite hin, verurſacht worden.

Während aber jene neue Beziehung in höchſter Blüthe ſtand, und Lehrer und Schülerin vereint über mancherlei Entwürfen brüteten, ihre hochfliegenden Gedanken zur Ausführung zu bringen, und zugleich ihr beiderſeitiges Zuſammenbleiben irgendwie zu begründen, erfolgten in Frankreich die erſten Ausbrüche der großen Umwälzung, welche in allen folgenden Jahren an Bedeutung und Furchtbarkeit zunahm. Der Anfang aber dünkte vielverſprechend im Guten, und regte die Theilnahme der edelſten Deutſchen an. Leuchſenring erblickte in jenen Bewegungen den Aufgang des Heils der Welt; alle ſeine Plane der Menſchenbeglückung ſchienen ſich dort, wo man den Vorurtheilen entſagte, Freiheit und Gleichheit verkündigte, den Krieg für abgeſchafft und das Geſetz als herrſchend erklärte, zu verwirklichen. Eine Zeit lang ſah er den Ereigniſſen, in welchen ihm ſeine Sache gefördert dünkte, aus der Ferne mit erregtem Antheil zu, beſprach und erläuterte ſie nach ſeinen Anſichten, und bemühte ſich, ſeine Bewunderung und ſeinen Eifer auch in Andern zu erwecken. Da jedoch dies Beſtreben auf bedeutenden Widerſpruch ſtoßen mußte, und ihm, wie er behauptete, auf Befehl des Generals von Biſchoffwerder, der für ein Mitglied geheimer Geſellſchaften galt, und als General-Adjutant des Königs einen großen Einfluß hatte, die Andeutung geſchah, er ſolle Berlin verlaſſen, ſo faßte er den Entſchluß, dem ſeine Freundin ſogleich beitrat, nach Paris, als dem Mittelpunkte des neuen Heils, zu reiſen und ſich dort einzubürgern. Zelter war in Gefahr, wegen loſer Reden, wie er ſelbſt an Goethe ſpäter ſchreibt, mit Leuchſenring zugleich über die Grenze geſchafft zu werden. Fräulein von Bielefeld entſagte allen Vortheilen ihrer heimiſchen Verhältniſſe, gab dem bewunderten Freund und Lehrer ihre Hand und reiſ'te mit ihm nach Paris.

Es ging dem Ehepaar nicht beſſer, als ſo vielen andern Deutſchen, die ihre Hoffnungen auf die franzöſiſche Revolution ſetzten, und ſich deren Ereigniſſen anvertrauten. Leuchſenring und ſeine Gattin fanden in dem Fortgange der Revolution ſich immer weiter von den Richtungen entfernt, die ſie gewählt zu haben glaubten; ſie erlebten die Stürme, in welchen der anfängliche Schimmer der Freiheit völlig erloſch, ſie beſtanden die Gräuel und Gefahren der Schreckenszeit, und nachdem ſie eine heftigbewegte, kriegführende und erobernde Republik geſehen, in welcher die kleinlichſten Leidenſchaften das Gemeinwohl verſchlangen, mußten ſie zuletzt unter ein ſoldatiſches Kaiſerthum ſich beugen, in welchem alle Träume, die ſich an den Beginn der Revolution geknüpft hatten, rettungslos vernichtet ſchienen.

Aber auch in andrer Beziehung erging es dem enthuſiaſtiſchen Ehepaar ſchlimm. Es ergab ſich, daß die Gemüthsarten unvereinbar ſeien; bei getäuſchten Hoffnungen, innerem Unmuth, äußerer Noth und Bedrängniß, trat die Entgegenſetzung um ſo bitterer hervor, und ſtieg bis zur Gehäſſigkeit und Feindſchaft. Arm, beſchränkt, auf einander angewieſen, unter ſich allein, dienten ſie ſich gegenſeitig zum einzigen Stoff der Behandlung, an dem ſich alle Leidenſchaft, Kränkung, Weltüberdruß und Lebensnoth ausließ und erſchöpfte, an dem ſich aber auch alle Bewunderung, Stärke, Ausdauer und Zuverſicht erneuerte, deren Beide fähig und bedürftig waren, denn ſie konnten auf keine Weiſe von einander laſſen, und Leuchſenring's Frau hielt ihn immerfort für den erſten Menſchen der Welt, er ſie für das ausgezeichnetſte Weib, deren Gemüth er jedes Heldenthum zutraute.

Für Leuchſenring's Rechtſchaffenheit iſt das unzweideutigſte Zeugniß, daß er in Paris, wo die Gelegenheit für ihn ſo günſtig war, jede verſchmähte, mit ſeinen Talenten und ſeiner Denkart zu wuchern. Durch geringe Anbequemung an die herrſchenden Parteien, durch einige Verläugnung ſeiner Grundſätze und wahren Wünſche, hätte er leicht angeſehene und vortheilhafte Stellen erlangen, oder ſolche Dienſte leiſten können, bei denen großer Gewinn ſicher iſt. Die Anerbietungen fehlten nicht, das Direktorium und ſpäter ſogar die Kaiſerregierung eröffneten ihm günſtige Ausſichten, er wäre für zahlreiche Geſchäfte und Poſten brauchbar und erwünſcht geweſen. Aber alles wies er unbedingt von ſich, mit keinem der wechſelnden Gewalthaber wollte er zu thun haben, weil ſie alle außerhalb der Bahn gingen, welche er für die rechte hielt. Er zog es vor, als die mitgebrachten Hülfsquellen erſchöpft waren, und die Noth auf's Höchſte ſtieg, als ärmlicher Sprachmeiſter ein mühſames Brot zu erwerben, das oft nicht einmal ausreichte.

Die ganze Stärke ſeines Karakters entwickelte ſich unter dieſen Umſtänden, und die ſtrenge und herbe Ausdauer bei ſeiner Ueberzeugung wirft auch auf ſeine frühere empfindſame Zeit ein vortheilhaftes Licht; das Gefühl, welches ſpäter eine ſolche Geſtalt annahm, mag ſich wunderlich und ſeltſam ausgenommen haben, echt und aufrichtig aber muß es geweſen ſein.

Leuchſenring's ſtörriger Trotz erwies ſich nicht nur gegen die franzöſiſchen Gewalthaber, ſondern auch gegen ſeine deutſchen Landsleute, die ſich vielfach mit ihm in gleicher Lage, wenn auch äußerlich nicht ſo bedrängt fanden. Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner, der Graf von Redern, Herr von Schack, Wilhelm von Humboldt, ſelbſt der preußiſche Geſandte Marquis von Luccheſini, ſpäter der General von Kruſemarck und der Freiherr von Brockhauſen, boten ihm ihre Hülfe an, aber es gehörte außerordentliche Kunſt dazu, ihn hierdurch nicht aufzubringen. Nur wo er ein beſonderes Vertrauen zu den Geſinnungen hatte, bequemte er ſich in ſeltnem Falle, die Hülfe anzunehmen, und außer von Schlabrendorf, Oelsner und Humboldt dürfte er ſchwerlich von jemand eine ſolche Dankbarkeit ſich haben auflegen laſſen.

Dem Umgange der Landsleute aber konnte er nicht entſagen, und wenn er auch bisweilen den Verſuch machte, ſich ganz auf ſich zu beſchränken, ſo zog ihn das Herz doch immer wieder dahin, wo deutſch geſprochen und deutſche Gedanken und Erinnerungen ausgetauſcht wurden. Eine große Tröſtung und Ermunterung empfand Leuchſenring, und beſonders ſeine Frau, in dem liebreichen Umgang mit der Familie von Humboldt, deren Aufenthalt in Paris grade in eine Zeit fiel, wo die Lage Leuchſenring's an völliges Elend gränzte und die innere Zerriſſenheit des Zuſammenlebens mit ſeiner Frau bis zur Verzweiflung ging! Frau von Humboldt ſorgte mit wohlthätiger Fürſorge wenigſtens für die Frau, denn den Mann konnte man in manchen Beziehungen nur aufgeben und gehen laſſen. Sie ſchrieb hierüber am 5. Juli 1801 an Rahel Levin, die kurz vorher Paris, wo ſie ebenfalls für Leuchſenring als erwünſchte Landsmännin erſchienen war, wieder verlaſſen hatte, dieſe antheilvollen Worte: „Für die gute arme Leuchſenring ſuchen wir eine Wohnung. Sie ſoll noch inſtallirt werden, ehe wir fortreiſen. Meine Abreiſe zerreißt ihr die Seele. Die Arme! die an allen Freuden des Lebens ſo verarmt iſt, daß ſie die Fähigkeit zum Genuß verloren hat. Sie grüßt Dich tauſendmal, und wünſcht ſehr Deine Zurückkunft. Sie meint, Du könnteſt den größten Einfluß auf ihr Glück haben, wenn Du viel und oft mit ihrem Mann redeteſt, — Du verſtändeſt es vorzüglich, ſeine Ideen zu entwickeln, und ſie ihm ſelbſt klar zu machen. Vieles über ſie kann ich Dir nur mündlich erzählen; aber es freut mich unbeſchreiblich, zu hoffen, daß ich ſie in einer etwas, etwas beſſern häuslichen Lage verlaſſen werde. Frau von Pobeheim nimmt ſich ſehr hübſch in Rückſicht ihrer.“ Zu ſolcher Beſſerung war meiſt Leuchſenring ſelbſt das größte Hinderniß; er gefiel ſich in ſeinem Kampfe mit dem Geſchick, er ſuchte Troſt im Dulden und Entbehren. Selbſt der eigne Bruder ſeiner Frau, Baron von Bielefeld, der eine Zeitlang preußiſcher Geſchäftsträger in Konſtantinopel war, und nachher oft in Paris lebte, vermochte nicht für ſeine Schweſter eine dauernde Aushülfe anzuordnen.

Aller Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen, deren Gang er verabſcheute, für immer entſagend, warf ſich Leuchſenring, in tiefſter Zurückgezogenheit, auf ſeine alten Lieblingsſtudien, die Sprachkenntniſſe. Er wollte ein allgemeines Wörterbuch aller bekannten Sprachen, und zugleich einer neuen, ſehr leicht zu lernenden Sprache ausarbeiten, welche letztere als analytiſche Methode für alle Wiſſenſchaften und zum raſchen Verſtändniß aller auf der Erde vorhandenen Sprachen dienen ſollte. Er glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der bisherige Vorrath des Stoffes noch allzu gering ſei, und bemühte ſich daher, aus Amerika und Aſien von den verſchiedenartigſten Sprachen möglichſt ausreichende Wörterverzeichniſſe zu erhalten. Einige franzöſiſche Gelehrte, unter andern Garat und Cabanis, ſcheinen dem Unternehmen günſtig geweſen zu ſein und daſſelbe gefördert zu haben. Indeß konnten auch hier ſeine gewiß ſinnreichen und nach Maßgabe der damals vorhandenen Hülfsmittel gründlichen, aber auch in Sonderbarkeit und Willkür befangenen Vorſtellungen zu keinem Ziel, und noch weniger ſeine Arbeit dahin gelangen, als wirkliches Buch öffentlich hervorzutreten.

Im Jahre 1802 kam Friedrich Schlegel mit ſeiner Frau nach Paris; um ſo viele Jahre ſpäter, als Leuchſenring, kam er doch in ähnlichem Drange dahin, er ſah ſich in Deutſchland beengt, er wünſchte freieren Spielraum, und die wachſende Herrſchaft Bonaparte's dünkte ihm noch immer eine Art Freiheit und Gleichheit. Damals noch revolutionair und republikaniſch geſinnt, machte er auf Leuchſenring den angenehmſten Eindruck, und gewann deſſen größtes Vertrauen. Auch die Frauen wurden nahe bekannt. Aber die Verhältniſſe Leuchſenring's waren nach außen und innen ſchon ſo verwildert, daß nichts mehr Boden und Beſtand hatte. Seine Entzweiung mit ſeiner Frau erreichte den höchſten Grad, er behauptete, ſie ſei das ſchlechteſte Weib unter der Sonne; er zeigte Schlegel'n eines Tages ein ſorgfältig geſchriebenes Buch, welches die Ueberſchrift hatte: „Tagebuch über die Abſcheulichkeiten meiner Frau," und nichts als die geringfügigſten Vorgänge enthielt, aus welchen nur ein thörichter, ſelbſtquäleriſcher Wahn ſchwere Beſchuldigungen machen konnte. Mehrmals verſuchten die unglücklichen Ehegatten ſich zu trennen, ſie konnten aber nicht von einander laſſen, unter aller gehäſſigen Leidenſchaftlichkeit lag die tiefſte Zuneigung, das größte Vertrauen, die höchſte Meinung. Als Leuchſenring einſt, nach empörenden Auftritten, in Zorn und Bitterkeit weggegangen war, und mit freudiger Einſtimmung ſeiner Frau, um nie wiederzukommen, ein entlegnes Quartier für ſich allein bezogen hatte, machte ſie noch in der Nacht den Weg durch die ganze Stadt, um den Armen aufzuſuchen, und zu ſehen, ob ihm etwas fehle. Friedrich Schlegel meinte, wie man ſage, daß Ehen im Himmel geſchloſſen würden, ſo dürfe man von dieſer Ehe wohl behaupten, ſie ſei in der Hölle geſchloſſen worden, eine wahre Ehe durch keine Gewalt aufzulöſen, aber furchtbar und entſetzlich.

Ludwig Achim von Arnim, der bald nachher in Paris eintraf, bekam von Leuchſenring die wunderbarſten Eindrücke. Derſelbe war ihm auch noch deßhalb beſonders merkwürdig, weil der Baron Labes oder nachherige Graf von Schlitz, welchen Leuchſenring auf Reiſen begleitet hatte, Arnim's Oheim war. Er verarbeitete ſie nach ſeiner Weiſe, indem er Wirkliches und Erdichtetes glücklich zuſammenfügte, und auch mit Hülfe des letztern nur das vollkommnere Bild des erſtern zu geben ſuchte. Der Prediger Frank in dem bisher noch nie gewürdigten und beinahe vergeſſenen Roman „die Gräfin Dolores“ trägt die weſentlichſten Züge von Leuchſenring's Eigenheit. Wir heben einige Stellen aus. Nachdem der Dichter von Frank's Heirath und Eheleben geſprochen, welches am meiſten nach willkürlicher Annahme vorgeſtellt iſt, ſagt er von ihm: „Sahen ihn die Leute auf der Straße, ſo flüſterten ſie einander zu: Das iſt auch noch einer von den Jakobinern; ſo ſtruppig erſchien ſein Haar, ſein Rock ſchmutzig und zerſtoßen. Machten ihm Bekannte darüber Vorwürfe ſo lachte er gleichgültig, und antwortete: Wer ſo etwas erlebt hat, der ſollte es nie aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſchen laſſen, ſonſt wäre er ein Spiel jeder fremden Laune; die Menſchheit wird immer neu in ihren Beſtrebungen, wer aber nach etwas geſtrebt; der ſoll ſich der Zeichen ſeiner Mühe, der Schwielen und Narben, nicht ſchämen; der Menſch kann nichts beſſeres thun, als alt werden, und der Jugend ſeine Bekenntniſſe auf den Weg geben. — Fragte man ihn nach ſeiner Frau, ſo fuhr er fort: Nur Eins läßt ſich nicht lehren und nicht lernen: die Liebe, wer um das Glück ihrer erſten reinen unſchuldigen Wahrheit betrogen, der ſucht überall vergebens; ſein Geſchmack iſt nicht rein, ſeine Galle miſcht Bitterkeit in das Süßeſte. — Fragten ſie ihn, womit er ſich innerlich beſchäftige, ſo antwortete er: Mit der Philoſophie, ich habe ſie völlig ausgedacht, ich kann es mit meinen Papieren beweiſen, daß alles, was darüber erſcheint, nur ein Glied meines Syſtems iſt. — Baten ſie ihn um ſein Syſtem, ſo klopfte er den Leuten auf die Schulter, und ſprach: Verſucht's einmal, eure Freuden, eure Schmerzen, alles euch ſo zu durchdenken, daß euch nichts mehr ſtöre, dann will ich euch in die Lehre nehmen. — Manche Deutſche beſuchten ihn, erzählten von großen politiſchen Unternehmungen, da rief er einmal: Ihr ſeid mir ein wunderliches kleines Geſchlecht, ihr möchtet gern etwas Gutes gethan haben, aber nichts thun; wahrlich, wenn es ſo leicht wäre, etwas Großes zu vollbringen, ich wäre auch ein großer Mann geworden, und könnte es noch jetzt ſein." — Ein andermal läßt Arnim ihn ſagen: „Ich habe keine von allen in Kirchen oder Tempeln verehrte Religion, aber ich habe doch eine, und wir wollen einmal und wieder fragen, ob es nicht die allgemeine wird. Merken Sie wohl auf, ich habe politiſche Geſinnung, Enthuſiasmus, Glauben; dieſe Religion zählt ſchon viele Märtyrer; Sie kennen mich, ich lüge nie, auch ich werde als Republikaner fallen." Es iſt merkwürdig, wie treffend Arnim dieſe Reden im Jahre 1811, man weiß nicht ob man ſagen ſoll nach- oder vorgedichtet hat! —

Nach dem Sturze Napoleon's und der Wiederkehr der Bourbons erfuhr Leuchſenring, der inzwiſchen auch alt und mürbe geworden war, in ſeinem Schickſal eine weſentliche Erleichterung. Für ſeine Frau wurde von Berlin her, wo ſelbſt am Hofe noch große Theilnahme für ſie fortdauerte, eine geſicherte und regelmäßige Unterſtützung angeordnet, deren Wohlthat natürlich auch ihm zu Gute kam. Nachdem er ſeine Frau durch den Tod verloren, weigerte er nicht, fernerhin ein kleines nothdürftiges Einkommen fremder Großmuth zu verdanken. Oelsner giebt aus dieſer Zeit über ihn folgende Nachricht; die Stelle iſt aus einem Briefe vom 10. März 1820 aus Paris an einen Freund in Berlin: „Geſtern beſuchte mich der alte Jeſuitenriecher Leuchſenring. Seine Geſundheit iſt noch kräftig. Die gegenwärtige Zeit beweiſet, daß er eine gute Naſe hatte, denn ſchon vor mehr als vierzig Jahren witterte ſie ganz richtig, was damals im Dunkeln ſchlich, und heute zu Tage ſtreicht. Man kann ſich übrigens keine vollendetere Abgezogenheit von aller Welt denken, als die ſeinige. Gewöhnlich lebt er mit ſeinen Gedanken, die er für Ideen hält, zu Rathe, und ſpaziert, es regne oder ſonne, um eine Pfütze des Bois de Boulogne, in der Goldfiſche ſpielen. Bekannt von allen Kindern, die ſich dort verſammeln, heißt er: le vieux de la mare. Vorige Woche hat er ſeine Frau, Fräulein von Bielefeld, verloren. Sie iſt den Tag vor ihrem Tode katholiſch geworden. Leuchſenring, dem von dem Vorgange nichts ahndete, befand ſich in einem Nebenzimmer. Als die Ceremonie vorüber war, empfing er die Anrede des Jeſuiten, der ſich eingeſchlichen hatte, und ihm zu dem ſeligen Ende der Verſtorbenen Glück wünſchte. „Que me veut cet homme?“ war alles, was er ſagte, der nicht wußte wie noch warum ihm geſchah.“ Aber ſein bisheriger Ernſt wurde nun immer unzugänglicher, er floh allen Umgang, und zog ſich in die tiefſte Einſamkeit zurück. Er betrachtete den Lauf der Welt mit ſtumpfer Gleichgültigkeit, ohne doch irgend eine ſeiner vergeblichen Anſichten und Hoffnungen aufzugeben, wenn gleich er für ſich perſönlich auf eine noch zu erlebende Erfüllung ganz verzichtete. Er ſtarb in Paris zu Anfang des Februars 1807, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, ruhig und ſanft. Seine Abenteuer und Schickſale hatte er weit überlebt, in Paris wußte niemand von ihm; ohne einige Worte ehrenden Andenkens von Grétry in einem franzöſiſchen Blatte wäre ſogar ſein Tod unbekannt geblieben. In Deutſchland tauchte aus der Vergangenheit noch manches Intereſſe für ihn auf, und die wenigen ſeiner damals noch lebenden früheren Kriegsgenoſſen und Bekannten urtheilten am Schluſſe ſeines in ſeltſamen Verwickelungen geführten und in fließender Unruhe hingebrachten Lebens günſtiger von ihm, als ſie der Anfang hatte erwarten laſſen. In der Entwickelungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts wird ſein Name nicht ungenannt bleiben dürfen. —

Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg.

Wer weiß noch von diesen beiden Schweſtern? von ihrer glänzenden Erſcheinung, ihrer vielfachen Lebenswirkung? Nur wenige Zeitgenoſſen dürften übrig ſein, die davon zeugen können. Doch ſind jene Namen manchen Blättern eingeſchrieben, welche nicht ſo ſchnell vergeſſen werden; und ſchon dadurch ſind wir angeſprochen, ein ſolches Andenken auch mit einigen Lebenszügen aufzufriſchen.

Sara und Mariane Meyer gehören zu den zahlreichen Beiſpielen eigenthümlicher Auszeichnung und merkwürdiger Schickſalsbewegung, worin eine ganz berliniſche Zeitgenoſſenſchaft ſich als eine wunderbar aufſtrebende und energiſche, in ihrer Art wohl einzig zu nennende Erſcheinung darſtellt. Der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, die Regierung Friedrichs des Großen, der Boden von Berlin, und die durchgreifende Wirkſamkeit Moſes Mendelsſohn's und Leſſing's, waren vollkommen erforderlich, eine solche Stellung hervorzurufen und geltend zu lassen, die [illegible] in gleicher Weise sich [illegible] oder erneuern wird.

Die genannten beiden Schweſtern hatten in großem Reichthum und glänzender Geſelligkeit, mit allem erdenklichen Aufwand vornehmer Erziehung und bildenden Unterrichts, eine glückliche Jugend verlebt. Beide waren ſehr ſchön, von friſcher Blüte und reizender Liebenswürdigkeit. Die ältere, [illegible], vereinigte [illegible] Geiſt und außerordentliche Fertigkeiten, die höchſte Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, Geſchmack in Künſten, und alles ſonſtige Wiſſen und Können, welches für geſellſchaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet iſt. Sie hörte in ihrer Jugend [illegible] von Leſſing, in ſpäterer Zeit von Herder, deſſen [illegible] von [illegible], der Blick von [illegible] und Goethe [illegible] in [illegible]. Nach einer erſten frühen Verheirathung und manchem Wechſel des Schickſals, wobei ſogar der [illegible] wenig erfreulicher Art einer [illegible] [illegible] [illegible] ſich ereignet hatte, heirathete ſie einen reichen [illegible] [illegible] von [illegible], mit welchem ſie in vieljähriger glücklicher Ehe und lange Zeit in [illegible] [illegible] [illegible] lebte.

Ihre ſehr edlen und vorzüglichen Eigenſchaften wurden anerkannt und [illegible] für Andere, gewiß aber [illegible] auf ſie ſelbſt zurück. Sie genoſſen ſich.

aber wohlgefällig ihren eigenen Werth und ihren [illegible] zu betrachten, und da ſie [illegible] nicht nur von Andern [illegible] anerkannt ſein wollte, ſondern auch ihre Selbſtzufriedenheit auf alle Weiſe ausſprach, ſo gerieth ſie mit zunehmenden Jahren auf den [illegible] der Eitelkeit, welchen Rahel in Denkblättern vom Jahre [illegible] ſo treffend bezeichnet hat. Späterhin ging diese Selbſtgefälligkeit ſogar einmal in Geiſtesſtörung über. Dieſes Unglück wurde zwar wieder beſeitigt, allein das Gleichgewicht der [illegible] war zu tief [illegible], um je wieder [illegible] zu können, und machte ihren Freunden und Nächſten ſehr läſtig, ohne doch gänzlich die Achtung und das Wohlwollen untergraben zu können, welche ihrem wirklich gebildeten Geiſte und ihren andern Eigenſchaften nicht zu verſagen waren. Gleichwohl blieben Rahel und Graf Chriſtian Bernſtorff, bei aller ſchärfern Einſicht und Beurtheilung, ihr lebenslänglich zugethan und thätig um ſie bemüht. Sie ſtarb als Witwe im Jahre [illegible] zu [illegible], wo ihr Mann, nachdem er durch Krieg und anderes Unglück ſein Vermögen eingebüßt, in ſeinen letzten Jahren das Poſtamt verwaltet hatte.

[illegible] weich und weit empfindender war die jüngere Schweſter Marianne Meyer. Sie hatte weniger [illegible], und weniger Klarheit, doch nicht geringere Anſprüche als jene; ihr überlegener Geiſt und ihre hohe Weiblichkeit ließen ſie um [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

6.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die ganze Scene, dem Charakter des Dichters gut zu [illegible] vollkommene Form, wo er keine Gedichte, keine Situationen und Stellungen [illegible] hat, und doch geht es mit den drei ersten Akten auch so ziemlich. Da man aber in dem vierten auf eine unangenehme Weise an [illegible] erinnert wird, und im fünften ein vergeblicher Traum uns geschildert wird, so will das Stück am Ende [illegible] auf's Ende die Zuhörer befriedigen, obgleich die Verse ganz gut sind, und eigentlich nichts Unbe[illegible] sich in der Ausführung befindet, weshalb es mir auch im Ganzen ganz wohl gefiel.

Soll ich aufrichtig sein, so hat das Stück noch einen Fehler, der tiefer liegt, nicht leicht erkannt, aber durchaus empfunden wird: es ist dieser. Wenn die behandelte Fabel einigen Werth haben soll, so müßte die Tochter Jephtha's ein himmlisches Mädchen sein, ob sie nun [illegible] oder Priesterin; der Vater müßte sie gar nicht als [illegible] den Himmeln, indem er das Gelübde thut; und [illegible] Rede erzeugte Schritt muß sie den Tod bringen. Diese ganze Scene aber bleibt uns wie auch im Traume [illegible], und erinnert an den [illegible], welche auch lieber gelobt hätte zu Hause zu bleiben, als nach [illegible] zu gehen und [illegible] zu befördern, wobei sie dann ganz natürlich dem [illegible] in die Hände fällt.

Vielleicht macht mein Stück bei einem Publikum, das weniger mit meinen theatralischen Productionen bekannt ist, eine gute Wirkung: denn ob ich gleich, beim ersten Durchlesen, die [illegible]-Figuren und [illegible] nicht recht bemerkte, so waren sie mir doch nicht [illegible], weil ich nicht einsehe, warum man nicht das Gute, auf eine andere Weise verfolgt und bearbeitet, wiederbringen soll. Vergeben Sie meiner Aufrichtigkeit; ich wollte aber nichts verschweigen, was ich bei den mehreren Proben und einer zweimaligen Aufführung bemerkt hatte. Ich schließe mit den besten Wünschen und Hoffnungen.

Im Vertrauen auf Ihre gütige Freundschaft lege ich ein [illegible] bei von Personen, deren eigne Handschrift ich besitze. Sie haben bemerkt, daß mir noch manche verstorbene und lebende Männer abgehen. Fällt Ihnen irgend ein solches Blättchen in die Hände, so heben Sie mir's auf, bis ich es gelegentlich aus Ihren lieben Händen, oder durch einen Reisenden erhalten kann. Nochmals das beste Lebewohl!

Goethe.

6.

Weimar, den 1. December [illegible].

Was ich für Sie seit mehreren Monaten [illegible], muß ich bei vielfachen [illegible] theilweise vernommen, daran gibt mir nun Ihr lieber Brief schon eine vollständige Gewißheit. Wären Sie nicht, verehrte Freundin, mit dieser seltenen Mischung von Stärke und Zartheit, von Entschluß und Gefühl begabt, so würden Sie so große Übel nicht ertragen können. Möge, wie sich die Denkweise jetzt wieder reinigt, auch an Sie der Himmel [illegible] werden und in bessern Tagen die Gesundheit Ihres werthen Gatten sich glücklich herstellen.

Die ungeheuren Schicksale sind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen Meinen wie gewöhnlich Verbundenen, durch diese unruhigen Wochen unangefochten geleitet, und man darf sich verhältnißmäßig selbst die schlimmsten Stunden nicht gern.

Wie man die Zeit erst lebt, werden auch Briefe zu uns getragen, alles klagt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält auch die Klügeren aufrecht, indem die Besseren oft unwiderstehlich fühlen, daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabblicken werden.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie Sie sich mit Ihrem theuren Gemahl, dem ich mich bestens empfehle, befinden.

Möchte ich, wie von dem lieben Fräulein, so auch von Ihnen beiden eine erwünschte Gesundheitserklärung vernehmen.

G.

(Eigenhändig.)

Und nun eine aufrichtige Versicherung wahrhafter Anhänglichkeit. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, das sind die einzigen Schätze, an denen wir uns erfreuend bleiben, da alles andere ein augenblicklicher Augenblick zu verschlingen droht. Von Dr. Weigel hörte ich, er sei in Erfurt, aber in der Stadt. Man habe ihn dreifach verlangt, der Kommandant ihn aber verweigert, jedoch zugesagt, daß er bloß im äußersten Falle ihn nicht mit in die Citadelle nehmen wolle. Möge auch er gerettet werden!

2.

Weimar, den 3. Februar 1814.

Mit ein paar nicht günstigen, aber doch bei gegenwärtiger Zeit von ausländischen Nachrichten nicht beizugesellender Blättchen, wollte ich Sie, durch den heute gebotenen Kourier angekündigten, verehrlichen Wohlthaten recht aufmuntern; allein da diese bis jetzt noch nicht angelangt, so will ich nicht länger säumen, Ihnen, vortrefflichste Freundin, für das gütige und sorgfältige Andenken meinen besten Dank und die Erneuerung Ihres theuern Wohlwollens zu erwidern.

Man wünschte sich gern jetzt alles Glück in die Ferne, da man mit dem Nächsten auf mancherlei Weise beschäftigt ist, wenn nicht das Glück der Sieger im Entwerfen und das Schicksal der Freunde in Verlusten unsre Theilnahme und Aufmerksamkeit gewaltsam an sich zog. Jene machen unserm Herzen täglich mehr Last, da sie unsere Hoffnungen immer vereiteln; hingegen fühlen wir uns bewegt und beglückt, wenn wir an diese gedenken, und ihnen im Geiste aus dem Stübchen, und in Briefen ein [illegible] Wort [illegible] können. Und so hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht, und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil sich Erwartungen hervorthun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterstützt waren.

Lassen Sie uns also, theure Freundin, diese letzten Wintertage als frühlingsverkündend betrachten. Es müßte seltsam zugehen, wenn nicht bald das Wasser von allen Seiten hervortreten sollte. Ist jedoch dem Beobachter nicht ganz erfreulich, wie sich die befreiten Deutschen schon wieder feindselig gegen einander benehmen, so muß man denken, daß dieß nun einmal die Art der Nation ist, sobald sie vom fremden Druck sich befreit fühlt, unter sich zu zerfallen. Was mich betrifft, so erlauben mir glückliche Umstände und Ereignisse, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen stillen Beschäftigungen nachhänge, das was ich [illegible] vorgenommen wieder aufnehme, um das [illegible] daraus meines ganz wunderlichen, jedoch immer geliebten [illegible] aufzubewahren.

Möge ich von Ihnen und Ihrem theuren Gemahl bald recht viel Wünſchenswerthes vernehmen.

(Eigenhändig.)

Riemer, deſſen Hand Sie wohl in dieſem Blatte erkennen, grüßt zum ſchönſten. Möge ich Ihnen immer empfohlen ſein.

Goethe.

8.

Weimar, den 12. Februar 1814.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß, lieben Freunden zu melden, daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſebrüſten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bei mir einfindet, und mit mancherlei vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen ſoll, zugleich mit mir dankt, und ſich Ihrem theuern Andenken empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen Speiſe, einen geſchickten Uebergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geiſtigen Speiſe reden! Ich meine das Werk de l'Allemagne, von Frau von Stael; Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſkript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen.

Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effekt. Wäre es früher da geweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den innern Partheiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundſchaftlichſten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu.

Goethe.

Friederike Robert,

Geborne Braun.

In Schwaben erblühte dieſes ſchöne Frauenbild, — der verbrauchte Ausdruck darf hier ſich mit beſondrem Rechte wieder darbieten, — in Schäbiſch-Gemünd, als Kind ehrbarer, wackrer, jedoch unbemittelter Eltern, denen ein zahlreicher Kinderſegen weniger Glück als Sorge gab. Der Vater war zuletzt als Schulmeiſter, — dort Präzepter genannt, — in Knittlingen angeſtellt, und obgleich er für ſeine Schüler dergleichen nicht eben brauchte, hatte er doch gute Bildung und litterariſche Kenntniſſe, die er wenigſtens ſeinen eignen Kindern mitzutheilen ſuchte.

Die wunderſchöne Tochter, ſtrahlend in Friſche und Munterkeit der Jugend, aber in dem untergeordneten Kreiſe des heimathlichen Lebens, wo Schönheit bei Armuth wenig galt, ohne günſtige Ausſichten, ging eine Heirath ein, die den Umſtänden nach ganz vortheilhaft erſchien, doch kein wahres Glück begründen konnte, ja ſelbſt die erwarteten äußeren Vortheile nur ſpärlich leiſtete. Viele Jahre gingen in alltäglichem, geringen und doch wechſelvollen Leben hin, unter Sorge, Unbefriedigung, Widerwärtigkeit und Pein. Die guten Anlagen blieben unentwickelt, die Anſprüche höheren Lebens niedergedrückt. Nur die Schönheit, die reine, hohe Schönheit, erhielt ſich, bei allen Kämpfen und Verdunklungen der Tage, hell und klar in eigner Kraft; ungetrübt und unbezwungen leuchtete die zu beſſerem Glücke hin.

Die zu unwürdiger Feſſel gewordene Verbindung wurde endlich gelöſt, und Mutter und Geſchwiſter freuten ſich liebevoll der wiedergewonnenen Tochter und Schweſter.

Ludwig Robert hatte die ſchöne Leidende kennen lernen, und alsbald den Zauber ihrer Schönheit empfunden; noch mehr aber wurde er durch die ihm enthüllten Regungen ihres Gemüths ergriffen und durch die Vorzüge ihres muntren Geiſtes, die ſich nun überraſchend vor ſeinen Augen entfalteten. Durch ſeinen Umgang gepflegt und geleitet, gewannen ihre verabſäumten Eigenſchaften nun ſchnell Geſtalt und Wirkſamkeit. Seine Zuneigung fand die glücklichſte Erwiederung. Nach manchen Kämpfen und Bedenken, zu welchen die eigenthümlichen Verhältniſſe der beiden Liebenden Anlaß gaben, erfolgte eine feſte Verbindung, die fortan das Lebensglück beider wurde.

Man hatte für den Dichter gefüchtet, und das Schwabenmädchen Bürger's ihm warnend vorgehalten; man war für die ſchöne Frau beſorgt geweſen, welche vielleicht erfahren ſollte, daß Unglück, wie in niedrer Wirklichkeit, auch auf phantaſtiſchen Höhen wachſen könne. Doch tiefe Neigung und feſtes Vertrauen führten ſicher über alle Zweifel hinweg, und behaupteten und bewährten ſich bis an's Ende.

Friederike Robert wurde und blieb die glücklichſte Frau, das Glück und der Stolz ihres Gatten. Sie liebte und ſchätzte ihn über alles; ihr muſterhaftes, harmlos freies und heitres Benehmen ließ nie einen Schatten in ſeiner Seele entſtehen; alle Huldigungen, die ihr mit Beeiferung immerfort dargebracht wurden, zeigten nur ſtets auf's neue, wie beneidenswerth ſein Glück und wie feſt begründet es war.

Robert verließ mit ſeiner Frau das ſüdliche Deutſchland, und brachte ſie in die größere Welt, zuerſt in ſeine Heimath, dann auch nach Paris. Er führte ſie in Weimar zu Goethe'n, in Dresden zu Tieck, wo ſie die Bewunderung und Liebe des ganzen Kreiſes erregte. Am reichſten erſchloß ſich ihr das Leben in Berlin, wo ſie von allen Seiten die beeifertſte Aufnahme, den glänzendſten Schauplatz ſiegender Erſcheinung fand. Es iſt wahr, ihre Schönheit beſiegte jeden Zweifel, jeden üblen Willen, durch die bloße Gegenwart; ſie war ſchön im vollen Sinne des Wortes, ſchön, wie Raphael die Schönheit mahlte, ſchön, um rings alles zu erhellen. Unter dem Namen der ſchönen Robert war ſie weithin genannt und geprieſen; Dichter beſangen ſie, Heine, Graffunder, Fouqué, Achim von Arnim, Schall; Eduard Magnus mahlte ihr Bild, ein herrliches Werk, durch die treue Aehnlichkeit ſowohl, als durch die Kunſtmeiſterſchaft, über welches in einem Briefe von Rahel vom **27.** Oktober **1826** ſo treffende als ſinnvolle Bemerkungen mitgetheilt ſind. Dieſer allgemeine Eindruck der ſchönen Frau verſtärkte ſich nur in dem Kreiſe der näheren Freunde, wo ſie Bewunderung und Liebe in erhöhtem Maße einärntete, und zwar hatte ſie das Glück, noch mehr ſogar als den Beifall der Männer, das Entzücken und die Gunſt der Frauen zu gewinnen.

Frohe Laune und gefällige Munterkeit vermißte man nie in ihr; gegen Bosheit und Neid ſtanden ihr auch wohl Waffen des Witzes zu Gebot. Eigentliche Talente der Kunſt entbehrend, brachte ſie der Geſelligkeit mit beſtem Erfolg die natürliche Gabe zu, die allemanniſchen Gedichte von Hebel, und andre Stücke in ſchwäbiſcher Mundart, mit gutem Sinn und friſchem Ausdruck vorzutragen, und fand ſich überhaupt nie behaglicher, als wenn ſie völlig Schwäbin ſein konnte und als Schwäbin ſich zu geben brauchte, den Dichtern überlaſſend, ſie zur Griechin, zur Indierin zu erheben.

Ihr glückliches Naturell war indeß nicht ohne Anlagen zur Dichtkunſt. Mit angenehmer Leichtigkeit machte ſie kleine Lieder, artige Mährchen, meiſt hochdeutſch, einiges auch ſchwäbiſch, in denen ein naiver Sinn und anſpruchloſe Bildlichkeit walteten. Einige ihrer Liedchen ſind von berühmter Meiſterhand in Muſik geſetzt worden.

Robert ſtarb im Sommer 1832 in Baden an einem Nervenfieber. Seine Gattin pflegte ihn mit raſtloſer, liebevoller Sorgfalt, und keine Vorſtellungen konnten ſie bewegen, die drohende Gefahr der Anſteckung zu beachten. Bald durch den nicht abzuwendenden Tod des theuren Gatten im Innerſten getroffen, und von derſelben Krankheit befallen, erlag auch ſie wenige Wochen nach ihm.

Ein edles, treues Paar, des beſten Andenkens werth! Mögen dieſe Blätter ihm einſtweilen anſtatt des Grabſteines dienen! Und, damit nicht düſtre Bilder der Trauer die Aſche umgeben, ſondern ſie im ſtillen Bezirk noch ſich der Schönheit und Heiterkeit zu freuen ſcheine, in welchen ſie zum Leben einſt begabt war, ſo ſchließen wir mit einem vollen Dichtungskranze, welchen Heine in ſeiner frühſten Zeit der Bewunderten dargebracht. Die folgenden drei Sonette waren bisher noch nicht gedruckt, und daß wir ſie hier anfügen, wird uns der Leſer gewiß danken, der Dichter hoffentlich verzeihen! —

Sonettenkranz
an Friederike Robert.

1.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und ſeinen witz'gen Leuten,
Die Gott, und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien nach dem Sommerlande,
Wo Amrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

2.

Der Ganges rauſcht, es wandeln ſtolz die Pfauen,
Und ſpreizen ſich, die Antelopen ſpringen
Im grünen Gras, die Hyazinthen klingen,
Viel tauſend Diamanten niederthauen;

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, bringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge!

3.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Himalaya erſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt; —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn Du lächelſt, greifen
Die Engel droben nach der Harf', und ſingen
Des Halleluja dröhnenden Choral.

1828. H. Heine.

Henri Campan.

Dem Namen der Frau von Campan iſt unter den berühmten der jüngſtvergangnen Zeit ſein Platz geſichert; durch ihre Erziehungsanſtalt in Ecouen, dieſe Stiftung Napoleon's, erinnernd an jene frühere zu Saint-Cyr von Ludwig dem Vierzehnten durch Frau von Maintenon gegründete, hat die praktiſch hervortretende Frau ihre Bedeutung in der Kaiſerzeit, und als Schriftſtellerin iſt ſie für die Zeiten Ludwigs des Sechszehnten und Marie Antoinettens durch ihre Denkſchriften eine unentbehrliche Hülfsquelle. Was ſie ſonſt noch geſchrieben hat, über Erziehung, Briefe, iſt günſtig aufgenommen werden. Wenig bekannt hingegen und faſt unbeachtet iſt bisher ein Sohn von ihr geblieben, der doch neben einer ſolchen Mutter durch Gemüth und Geiſt ſich ehrenwerth erhob, und den wir als einen Freund von Rahel jetzt hier vorführen.

Henri Campan gehörte zu den Menſchen, deren irdiſches Daſein ihrem geiſtigen ſich nicht fügt, deren innere Verheißungen nicht erfüllt werden, und deren Anlagen als kurze Blüthe ſonder Fruchtentwickelung vergehen. Dieſe Menſchen ſind vielleicht, was den eigentlichen Genuß und Werth des Lebens betrifft, nicht mehr zu beklagen, als die meiſten der entgegengeſetzten Art, denn auch dem größten und herrlichſten Gelingen bleibt zuletzt ein Ungenügen, welches alles Erreichen wieder zu Tand und Schein herabſetzt. Dennoch aber können wir nicht aufhören, im gewöhnlichen Sinne das Leben nach ſeinen zeitlichen, auf Welt und Menſchen gerichteten Forderungen zu meſſen, und wir erwehren uns nicht, dasjenige als verfehlt oder verkümmert anzuſehen, das nicht in beſtimmter Wirkung ein anerkanntes Ziel erlangt. In dieſe Bezeichnung fällt allerdings auch Campan, ohne daß hiedurch ſeine Bekanntſchaft an Werth verlöre. Wenn überhaupt unſre Sammlung mehr ſolcher dunklen Geſtalten enthält, als andrer, durch öffentliche Beleuchtung ſchon ausgezeichneter, ſo darf ihr dies nicht als Vorwurf gelten; ſie iſt darum nur um ſo treuer ein Bild wirklichen Lebens- und Weltgemiſches, das ohne den verborgnen Kern tiefer, wahrer und edler Menſchen, die es zu keiner Berühmtheit gebracht, großentheils ohne Halt und Feſtigkeit wäre.

Nach den Schlachten von Auerſtädt und Jena hatten die Franzoſen ſchnell große Landſtrecken überſchwemmen können, und Napoleon war unverzüglich bedacht, dieſe zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Aus früherem

Gebrauche ſtanden ihm hiefür die tauglichſten Werkzeuge völlig bereit, deren Thätigkeit er auch ſogleich in Anwendung brachte. Die franzöſiſche Kriegsverwaltung eroberter Länder kannte nur Einen Zweck: den augenblicklichen Gewinn auf die möglichſte Höhe zu bringen, und dieſem Zweck entſprachen die Mittel vollkommen; jede vorhandene Kraft anzuſtrengen, das Gegenwärtige rein auszuſchöpfen, und ſelbſt die Zukunft, ſofern dies möglich, anzubohren, hiefür war alles ſorgſam angeordnet, griff das ganze Räderwerk trefflich ineinander. Mit rückſichtsloſer Härte wurde das Land gedrückt, ausgeſogen, zu Grunde gerichtet; unerſchwingliche Leiſtungen häuften ſich auf die Einzelnen wie auf die Gemeinden und Körperſchaften, und während alle Nahrungszweige ſtockten, manche vernichtet waren, drängte unabläſſiger Zwang dem verarmten Leben noch jeden Ertrag ab, den es durch äußerſte Schuldenverpflichtung irgend wie heranziehen konnte.

Bei dieſem allgemeinen, aus dem obern Machtgebote fließenden Verfahren, konnte auch der bisweilen ſchonende Willen eines Eſteve, Daru, Vignon wenig mildern; der üble Willen aber, von welchem andre und beſonders die untergeordneten Beamten beherrſcht wurden, ging meiſt in deſto grauſamere Strenge über, als neben den Forderungen des Kaiſers auch noch die eigne Gewinnſucht befriedigt werden wollte. Schien es bisweilen Grundſatz, dem Eigennutze ſeine räuberiſchen

Erpreſſungen nachzuſehen, weil ohne dieſes Zugeſtändniß auch für den Eintrieb der öffentlichen Gelder kein rechter Eifer zu finden war, ſo empfand hinwieder in manchen Augenblicken der Kaiſer den heftigſten Verdruß, durch die unwürdigſten ſeiner Diener immerfort betrogen zu werden, und mit ihnen ſeinen Beutegewinn gleichſam theilen zu müſſen. In einer ſolchen Anwandlung berief er aus Paris eine Anzahl von Auditoren ſeines Staatsraths, denen er in Berlin die wichtigſten Verwaltungszweige übertrug, indem er Uneigennützigkeit und Eifer bei ſolchen jugendlichen Neulingen vorausſetzte, und ihnen zugleich eine Schule größerer Geſchäftskunde eröffnete.

Sie gehörten den beſten Familien an, waren die Blüthe damaliger Auszeichnung, durften im Staatsdienſte die glänzendſten Hoffnungen haben, und konnten in der That wenig verſucht ſein, für ſich ſelber einen ſchnöden und verhältnißmäßig doch nur geringen Gewinn zu erſtreben, der den größeren, welchen ihre Laufbahn verhieß, nur gefährdet hätte. Perregaux, Lafon, d'Houdetot, Taboureau, Campan, waren durch ihre heimiſchen Beziehungen wie durch ihre perſönlichen Eigenſchaften durchaus empfehlenswerth. Sie brachten Briefe von Paris mit, die ihnen ſogleich die beſten Häuſer Berlins öffneten. Alexander von Humboldt war mit ihnen bekannt. Angeſehene preußiſche Beamte mußten mit ihnen zum Beſten des Landes in geſchäftliche Bezüge treten, woraus, bei dem muntern und feinen Betragen der jungen Auditoren, leicht geſellſchaftliche Anknüpfungen erwuchſen. Auch einige andre Franzoſen guten Sinnes nahmen an dieſem Umgange Theil; unter ihnen iſt Gujac zu nennen, ein liebenswürdiger Menſch und tiefer Muſikfreund, dann mehrere Kriegsmänner, welche man theils gezwungen, theils gefällig kennen lernte, und in denen die freie, kühne Denkweiſe, welche ſogar den ſiegreichen Kaiſer oft laut genug angriff, dem deutſchen Gefühl ein Troſt war. Dieſe Franzoſen hatten keine feindliche Geſinnung, auf dem gemeinſamen Boden der Bildung und des Wohlwollens verſchwanden die nationalen und politiſchen Gegenſätze, und die drückende Kriegsgewalt wurde von den Beſiegten kaum ſchmerzlicher beſeufzt, als von manchem dieſer Sieger, dem die endlos erneuten Feldzüge ſchon widrig und verhaßt waren, und der nur unwillig dem großen Strome folgte.

Den jungen Auditoren beſonders muß zur Ehre nachgeſagt werden, daß ſie in ihren wichtigen Stellungen, bei gewiſſenhafter Pflichtleiſtung, immerfort bedacht waren den Druck zu mindern, das Land zu ſchonen, demſelben aus ſeinen Anſtrengungen möglichſt viel wieder zuzuwenden, und der Eigenmacht geringerer Gewalthaber zu wehren. Dies geſchah in ſo ehrenhafter Weiſe, mit ſo guter Beachtung der Verhältniſſe, daß der Dienſt des Kaiſers nicht dabei litt, noch deſſen

Einnahmen geſchmälert wurden. Und es ereignete ſich, daß einige deutſche Verſuche, den guten Willen noch nachgiebiger zu ſtimmen und zu mißbrauchen, eben ſo ſcheiterten, wie die entgegengeſetzten franzöſiſchen, den Eigenſinn aufzureizen und zur Härte zu verleiten. Mit ehrender Anerkennung gedenken wir dieſer redlichen und wohlmeinenden Geſinnung, die inmitten der wilden Kriegsſorgen, unter gemeinem Haß und roher Gewalt, eine allgemein menſchliche Theilnahme behielt, ja ein Friedens- und Freundſchaftsleben aufthat und durchführte. Damals, und noch lange nachher, wäre es gefahrvoll geweſen, die jungen Männer deshalb zu rühmen, und dieſe hätten ſich einen ſolchen Ruhm dringend verbitten müſſen; jetzt aber, nach ſo vielen Jahren, iſt dieſe Erwähnung nur ein gerechter Zoll, den wir dem Verdienſt um ſo lieber darbringen, als derſelbe gleich gute Neigung auf beiden Seiten für jetzt und künftig nur fortleben läßt.

Das ausgeſprochene Lob hat im vollen Sinne von Campan zu gelten, der, damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, an die Spitze der Poſtverwaltung geſtellt war. Was dieſer junge Mann in ſeinem Wirkungskreiſe, theils für ſich allein, theils mit Andern verbunden, Gutes und Freundliches ausgeübt, wäre kaum aufzuzählen; er war bemüht, jeden preußiſchen Angeſtellten in Amt und Einkünften zu erhalten, gefährliche Anklagen abzuwenden, Widerſpruch auszugleichen;

wo er es vermochte, daß er Billigkeit walten, und nur mit größter Ueberwindung wandte er ſtrenge Maßregeln an. Er ſagte einſt Schon, und bewies durch die That, daß er ſich mehr verpflichtet glaubte, ſeine Verwaltung gewiſſenhaft für die Sache, als ſie gewinnreich für die Kaſſe zu führen, und leiſtete vielfältig unter den ſchwierigſten Umſtänden alles Mögliche, der Kaiſer ſelbſt bezeigte ſeine Zufriedenheit, und fragte nicht, warum die Ueberſchüſſe nur ſo gering ausfielen. Das gehäſſige Geſchäft des Brieferöffnens war der Aufſicht Compan's nicht untergeben, allein auch hierin waltete ein günſtiges Geſchick. Der Arzt des Gouverneurs Clarke, Doktor Harbaur, hatte ſich gezwungen das Durchſehen der deutſchen Briefe übernommen, ſtimmte aber ganz in Compan's menſchenfreundlichen Sinn, und behandelte die oft gefährlichen Geheimniſſe mit Beſcheidenheit und Milderung. Manches Blatt wurde vernichtet, manches auf ſicherm Wege befördert, Warnungen ergingen, unzähliges Unheil wurde verhütet oder erſtickt, vieles Gute vermittelt; ſo daß jener edle Mann ſich den Dank unzähliger Menſchen, und beſonders hoher Perſonen, verdiente, und auch ärntete, wie denn ſeine nachmaligen bedeutenden Verhältniſſe im niederländiſchen Staatsdienſte zu Brüſſel großentheils auch auf die Empfehlung mitbegründet waren, die er zu Berlin in jener früheren Zeit erworben hatte.

Die Natur war in den Drangſalen des Krieges der Muſik jedes allgemein menſchlichen Gefühls nur erhalten. Mit derſelben Güte, mit welcher ſie die Leiden der Landsleute aufſuchte, wußte ſie jedes gute Streben der Fremden anzuerkennen. Das geſellſchaftliche Verhältniß mit dieſen, welches ohnehin nicht zu vermeiden war, durfte unter ſolchen Umſtänden, wenn ſogar noch geiſtiger Reiz und perſönliches Wohlgefallen hinzutrat, ſich in ein freundſchaftliches erheben. Dies war der Fall mit Compan. Die erſten Tage, ja Stunden, der neuen Bekanntſchaft zeigten ihn als einen ſtillen, ſinnvollen, lieber unterhaltenen und reinen Menſchen, der immerfort ein Notizbuch und Bleiſtift in ſich trug, und dies auf die eigenſte Weiſe als ganz vollkommen offenbarte. Er fühlte ſich unwillig zu Natur hingezogen, und konnte um ſo weniger dieſer Freundſchaftsneigung folgen, als ſein Herz bereits anderweitig eingenommen war. Gleich anfänglich ſprach lebhaft für ihn der Eindruck ſeines leiſen, beſcheidenen Weſens, das neben dem Intereſſe, welches der ſchon berühmte Namen ſeiner Mutter und deren ehrenvolle Gunſt bei dem Kaiſer allgemein erregte, nur um ſo liebenswürdiger erſchien. Bald aber zeigten ſich mehrere Compoſitionen auf.

Compan liebte die Muſik, und mit einer Wärme und Innigkeit ſeines Gefühls, mit einer Sicherheit angeborenen Geſchmacks, wie ſie bei den Franzoſen jener daß wir ihm zu folgen wagen, und bei uns Deutschen, unter der Last von [illegible] und [illegible], die wir andere [illegible] [illegible] [illegible], haben sich lange frisch erhalten. In dieser [illegible] [illegible] er das immer [illegible] [illegible], dessen [illegible] über [illegible] [illegible], und sich auf Erfahrung und Kunst richtet, während [illegible] [illegible] [illegible], und seine Neigung unmittelbar im Genuß [illegible].

Nach dieser Seite kommt [illegible] Weise mit dem [illegible] [illegible] in einer andern Richtung überein: er war ein leidenschaftlicher Freund der freien Natur, und Luft, Wälder, Wiesen, Feld und [illegible] im [illegible] [illegible], von dem Glanz und Dufte der Blumen gerührt, von den [illegible] des Vogels, von allen [illegible] ländlichen Lebens angesprochen und hingerissen. Eine solche Kraft des Naturgefühls, ein solch offener Sinn für den vollständigsten und einfachsten Genuß, gilt bei andern Nationen, wo im Begriff [illegible] [illegible] [illegible] so viele [illegible] [illegible] [illegible], überhaupt als Seltenheit; findet sich aber bei einem [illegible] [illegible] Naturliebe einmal glücklich vor, so [illegible] det sie [illegible] ein [illegible], [illegible] [illegible], und [illegible] auf eigenthümliche [illegible] [illegible]. Bernardin de Saint-Pierre und Jean Jacques Rousseau sind [illegible] [illegible] Beispiele. Wir nennen diese bekannten Namen, nicht um eine Stufe des Talents, sondern nur um das Element anzudeuten, in welchem man sich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] eine Reise nach [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Hamburg bei der Herzogin von [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an der Brust, [illegible], am [illegible] März [illegible], [illegible] bei der Herzogin [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: „Wie man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeit hat!“ Die [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] und [illegible] hat sich [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible].

Möge man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]! —

Schleiermacher und Friedrich Schlegel.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel waren in jener Zeit, da sie in Berlin lebten, die innigsten Freunde und Kammeraden; ihre Studien und Beschäftigungen waren gemeinsam, ihre täglichen Spaziergänge im Thiergarten, ihre späten Abendstunden, bei [illegible], waren durch den lebhaftesten Austausch ihrer Gedanken, Ideen und Einfälle belebt. Manches von dem, was bei solcher Gelegenheit auf seine Blätter rasch aufgeschrieben wurde, steht in den berühmten „Fragmenten" des Athenäums, und es möchte wohl nicht leicht sein, jetzt noch genau zu scheiden, was dem Einen oder dem Andern davon angehöre, dessen letzteres möchte aber das von August Wilhelm Schlegel dem Vorgefundenen an einer gewissen philologischen Richtung und Deutlichkeit zu erkennen sein. In dem Verhältnisse Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's war der [illegible] und der Herzlichkeit, und ihre persönlichen Lebensgewohnheiten unterschieden. Diesem gewaltigen Einfluß entsprangen auch die Briefe Schleiermacher's über die Lucinde, eine gewiß edle und feine Schrift, deren Inhalt durchaus ſittlich und rein iſt, wenn man gleich zugeſtehen muß, daß man nicht gerade von einem Prediger (er war damals Charité-Prediger) die Vertheidigung jenes auch künſtleriſch völlig mißrathenen Romans erwarten durfte. Als beide Freunde bald nachher durch die Lebensumſtände getrennt wurden (Schleiermacher ging als Prediger nach Stolpe, Friedrich Schlegel mit ſeiner nachherigen Gattin nach Paris), wurde Schleiermacher jenes Uebergewichts völlig los, und ſeine urſprüngliche Eigenheit konnte ſich ungeſtörter entfalten. Die proteſtantiſch-rationaliſtiſche Richtung gewann völlig die Oberhand über die ſinnlich-myſtiſche, die ihm früher mit Friedrich Schlegel gemein geweſen war, und aus der bei dieſem endlich die römiſch-katholiſche hervorging. Friedrich Schlegel aber hatte Luſt, auch in der Ferne ſich als das Haupt in dem Freundſchaftsbunde zu betrachten, und jene Selbſtſtändigkeit und unabhängige Thätigkeit, welche Schleiermacher ſich nun mehr und mehr zeigte, als eine Widerſpenſtigkeit deſſelben zu rügen. Daß Schleiermacher die Ueberſetzung des Platon, welche von Schlegel zuerſt angegeben und unter ſeinem alleinigen Namen angekündigt worden war, nun allein ſie auszuführen begann, nahm er auch nicht ſo übel, als daß jener auch in philoſophiſchen Anſichten und ethiſch-theologiſcher Richtung ganz in eigener Weiſe fortzuſchreiten verhaben. Nach Schlegel's Meinung hätte Schleiermacher, als lebenslänglichem treuen Schildknappen, in [illegible] Weise wie mit dem [illegible], alle Verwandlungen, Umgestaltungen, [illegible] und Goethe's, denen Schlegel auf dem großen Weltschauplatze bei seinen [illegible] und [illegible] entgegengetreten war, mitmachen und sie gläubigst wiederholen [illegible] haben! Eine köstliche Zumuthung! Der Beständige, Wahrhaftige, nennt den, der sich nicht mit ihm verändert, mit ihm wechselt, den Wankelmüthigen, Abtrünnigen! „So lange Schleiermacher mir noch treu war," oder „als er sich noch zu mir hielt und noch keine Geistesfreiheit hatte," dergleichen Redensarten konnte man von Schlegel oft vernehmen. In dem Gedicht „[illegible] Abendgebet" hatte er von den Freunden gesagt: „Wie mein Herz dich glühend umfaßte, Vertraute der Religion, heilige Freundschaft, auch dich!" Aber in der Sammlung der Gedichte erschien der Vordersatz geändert und es heißt nun von den ehemaligen Freunden: „Denen mit einem der Tod, andern das Leben geraubt," eine ziemlich [illegible] und [illegible] Änderung, gerade weil sie dem Inhalte nach in [illegible] entwickelt! Zu [illegible] Zeit, während Schleiermacher gegen Friedrich Schlegel noch eine [illegible] neutrale und schweigsame Stellung behielt, wurde dieser jetzt bitterer und heftiger, und behauptete in Frankfurt einst geradezu, indem er in Schleiermacher nur den Anti-Katholiken und Reformirten ſich, verdiente beide wie alle Geiſtlichen einen Zug der Verfolgung und Grauſamkeit, und die kleine Schrift gegen Schmalz, die eben erſchienen, ſei ganz aus derſelben Geſinnung, in welcher Calvin den unglücklichen Servet, bloß abweichender Denkart wegen, habe verbrennen laſſen; die Sitten wären nur anders, und die Macht fehlte, ſonſt würde ſolches Schauſpiel auch heutiges Tages ſich noch erneuern! Als man dagegen aufſchrie, und namentlich Schleiermacher's Sinn und Gemüth von ſolcher Grauſamkeit völlig freiſprach, erwiederte Schlegel: „Nun, ich habe ja die Beſchränkung gleich vorangeſchickt. Einen Andersdenkenden . . . verbrennen . . . nein, das würde Schleiermacher nie billigen, aber — ſetzte er mit lächelndem Grimme hinzu — einem Andersglaubenden, damit er ſich bekehre, ein bißchen heiß zu machen, ihn ein klein wenig anzuröſten, dazu würde — ich kenne meinen kleinen Freund allzu gut — er doch ſeine Stimme nicht verſagen können!" —

Allerdings war in Schleiermacher eine beißende Bitterkeit und Schärfe, die in manchen Äußerungen bis zur wahren Grauſamkeit ging; z. B. in der Schrift gegen Schmalz, in einer Rezenſion gegen den damals ſchon verſtorbenen Prediger Jeniſch, ferner gegen Friedrich Auguſt Wolf; in anderen Fällen ging jene Bitterkeit und Schärfe wenigſtens über die Gränzen der Würde und des Anſtandes, welche theils durch die

Sache, theils durch die eigne Ausbildung Schleiermacher's erfordert waren, z. B. in dem launigen Glückwünſchungsſchreiben, in den liturgiſchen Streitſchriften, in dem Schreiben an den Biſchof Ritſchl über die Geſangbuchslieder. Aber man würde Schleiermacher'n ſehr unrecht thun, wenn man den Sitz dieſer Bitterkeit und Schärfe in ſeinem Gemüth annehmen wollte. Hier war im Gegentheil Milde und Freundlichkeit daheim, ſeine gefühlvolle Weichheit ging bis zur Schwäche, und empfindſame Bewegungen übten eine große Gewalt bei ihm. Die Bitterkeit und Schärfe war bloß in ſeiner Geiſtesart, eine unglückliche Ueberfülle dialektiſchen Pfeilwerks, den er aus ſich herauswerfen mußte, und der dadurch, daß eine unbedingtere Virtuoſität der Behandlung grade dieſes Thun begleitete, eine unverhältnißmäßige Bedeutung erhielt. Sein Gemüth hatte kein Arg dabei; Schleiermacher ſelbſt haßte nicht; nur ſein Geiſtesinſtrument war mit Kolben, Meſſern und Spitzen ſo eingerichtet, daß alles, was in deſſen Bearbeitung kam, zerquetſcht, zerſchnitten und zerſtochen herauskommen mußte! Ein anderes Unglück dabei war für ihn, daß er wenig äſthetiſchen Geſchmack hatte, und ſich, bei großer Kenntniß und einer Art von Leidenſchaft für künſtliche Formen, gar leicht in ihnen vergriff, und ſolche nahm, die er zum Theil ſelber hinterdrein für verfehlt erklärte, z. B. die Reden über die Religion, die Monologen, die Geſprächsformen in den liturgiſchen Streitſchriften.

Zum Beleg unſerer Meinung führen wir die gewiß entſcheidende Wahrnehmung an, daß Schleiermacher, wenn ihm ſelber aufgetrumpft und ſcharf und derb geantwortet wurde, ſich darüber nicht betreten noch erbittert zeigte, ſondern eher ſeine Freude daran hatte, wie an einem ſchönen Schachzuge des Gegners, gleichſam als ſpiele man Dialektik, und die Streiche, die man ſich verſetzte, ſeien nur auf dem Brette gültig, und, wenn dies mit den Figuren bei Seite geſchoben, gar nichts mehr. In ernſten und bedeutenden Anläſſen hat ſich Schleiermacher ſtets würdig und haltungsvoll benommen, ſo vor Davouſt, ſo bei dem Anfall des Offiziers beim Herausgehen aus der Singakademie (wovon Zelter in ſeinen Briefen ſpricht); mild und verſtändlich, ja ſich ſelbſt aufopfernd, war er in allen Vorgängen des Lebens, wo nicht eine dialektiſche Form ihn unwiderſtehlich gefangen hielt. Ja bis zur Liebenswürdigkeit ging ſeine Selbſtverläugnung in manchen Gelegenheiten, wo die Sachen ſich leicht und gefällig nehmen ließen. Die Anekdote iſt bekannt, daß Schleiermacher die Zueignungsworte Wolf's an Goethe (vor dem Muſeum der Alterthumskunde) tadelte, und mit ſeinem bittern Lächeln ſchneidend darüber ſagte, ſie ſeien auf den Effekt gemacht, und daß ihm Rahel harmlos darauf antwortete: „Da hat er gut gerechnet, auf mich machen ſie den allergrößten!“ Er fand dieſe Wendung vortrefflich, und lachte ungeheuer. Er hatte es auch ſelber gar nicht ſo böſe gemeint. Seine Scherze und Witze wurden ihm nur unter der Hand immer zu ſcharf und groß, und ſchnitten mehr ein, als er wollte. So z. B. bei einem großen Feſtmahle, wo er dem biedern gutmüthigen Chamiſſo gegenüber ſaß, den er ſchon oft im Leben mit unmotivirter Schärfe berührt hatte, und den er auch jetzt nicht unangeſprochen laſſen wollte. Er begann daher freundlich mit ihm über die Herausgabe des Muſenalmanachs zu ſcherzen, und Chamiſſo ging beſcheiden darauf ein, die jetzige Geringfügigkeit eines ſolchen Unternehmens heraushebend gegen die Zeit, wo Schiller ſeinen Almanach herausgab und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich rezenſirte. Schleiermacher faßte dies auf, und brachte mit einer ironiſchen Wendung vor, daß auch dem neuen Almanach noch dieſe Ehre widerfahren würde. Der Scherz gerieth ihm zu groß, anſtatt einiger Würze, goß er unverſehens eine brennende Lauge darüber, und die ſcharf und raſch geſprochenen Worte klangen wie die bitterſte Verhöhnung des guten Camiſſo, den das Gelächter der Zuhörenden unangenehm aufregte. Die wackre Gutmüthigkeit war aber diesmal auch nicht waffenlos, und Chamiſſo, der einen ſolchen Angriff nicht dulden durfte, ſondern nach dem Erſten Beſten griff, um den Gegner wieder zu treffen, ſelber noch nicht wiſſend, ob es Grobheit oder Witz ſein würde, hatte das Glück, den paſſendſten Humor zu faſſen, und mit herausforderndem Vorlehnen jenem langſam und nachdrücklich die Worte zuzurufen: „Ei! — Sie — kleiner — — Schmeichler!“ Worauf denn ſchallendes Gelächter ihm den völligen Sieg zuerkannte, und Schleiermacher als der Abgefertigte und zum Schweigen Gebrachte ſitzen blieb. Der Moment war für dieſen gewiß empfindlich, wo der höhniſche Spott, den er aus heiler Haut dem Andern zugedacht, nun doppelt auf ihm lag; aber was that er? Gutmüthig lachte er überlaut mit, ergötzte ſich an dem Spiel nicht minder, als ob der Andere, und nicht er, die Koſten trüge, und nach der Tafel ging er zu Chamiſſo hin, gab ihm die Hand, und ſprach lachend und ſcherzend weiter. So benimmt ſich kein innerlich gallſüchtiger und grimmer Mann! Die kleine Anekdote ſcheint uns für Schleiermacher's Karakter beweiſend, und deßhalb erzählten wir ſie umſtändlich. Wir könnten ihrer noch manche von ähnlicher Art anführen, und vielleicht ergiebt ſich bald ein näherer Anlaß dafür.

Den Haß und die Verfolgungsſucht, welche Friedrich Schlegel in Schleiermacher ſehen wollte, können wir in ihm dem Menſchen, in Bezug auf Menſchen, nicht wahrnehmen, ſondern nur in dem Gelehrten und in deſſen dialektiſcher Geiſtesart in Bezug auf Meinungen und Anſichten, wobei ſein Talent und ſeine

Ungeſchicklichkeit gleich ſehr in Anſchlag kommen. Friedrich Schlegel aber war in Hinſicht des Karakters ſeines alten Freundes im größten Irrthum, und tadelte an ihm grade das, was er im eignen Gemüth am reichſten finden konnte! —

Wilhelm von Humboldt.

Rahel ſagte von Humboldt, er ſei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird dieſe inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verſchiedenen Lebensalter, welche ſonſt wohl denſelben Menſchen in ganz entgegengeſetzten Geſtalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterſchiede, Humboldt war nicht jung, weil er ſechzehn, nicht alt, weil er ſechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies weſentliche Gepräge ſtand in ihm, alle Jahrszahlen hindurch, unverändert feſt.

Man kann auf dieſem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geiſt und Karakter in ihm ſich ganz unabhängig von ſeinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn geſtellt, wo die beſte Bildung ſeiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieſer erſte Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keiner Gunſt, als die er aus eigner Entwicklung ſchöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderſtehlich aus ſich ſelber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältniſſen und Lebensgeſchicken fortwährend ausgezeichnete und ſeltne Förderung; er gelangte zu der höchſten Wirkſamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollſten Anſehn; auf den größten Schauplatz erhoben ſtand er als glänzende Erſcheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber beſtimmen thaten dieſe Glücksfälle nicht in ihm, ſie konnten ſein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in ſich fertig und wirkſam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach ſeiner Eigenheit ſich entfaltet und dargethan, beſchränkter, dunkler vielleicht, doch immer als daſſelbe.

Wir brauchen daher, um Humboldt's Karakterſchilderung zu geben, nicht gerade ſeinen Lebenslauf zu begleiten, deſſen äußere Ereigniſſe ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Gränzen unſres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für ſich allein ſchon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend wem, ſo kann von Humboldt geſagt werden, daß er ſeine Lebensumſtände gemacht habe, daß ſein Geiſt feſſellos über ihnen waltete, die dargebotenen Looſe nach ſeiner Weiſe faſſend, manchs verſchmähend, allen gewachſen, den meiſten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, ſo daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf einen Punkt anzudeuten, über den ſeine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von ſeinem Geiſte kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte dieſe Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenſtände ſich ihm entziehen mochten, für manche ſein Sinn faſt verſchloſſen war, zum Beiſpiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abſtrakten, in ſich ſelbſt zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, ſo that dies der Allgemeinheit ſeines Geiſtes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenſtände beſchränkten ihn nicht eigentlich, ſondern er begränzte ſie vielmehr für ſich, ließ ſie als unausgebeutet in dem großen Umfange ſeines Herrſchens und Schweifens liegen; er konnte ſich ihres Beſitzes in ſo fern noch immer verſichert fühlen, als wenigſtens Geſtalt und Bedeutung auch des Verſchloſſenen ihm geiſtesklar offen lag.

Wußte Humboldt in ſolchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, ſo durchſchaltete ſein Geiſt die Gegenſtände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meiſterſchaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der angewandten Philoſophie, der Alterthumskunde, der Sprachwiſſenſchaft, der bildenden Künſte, im lebendigen Stoffe der menſchlichen Verhältniſſe, der Geſellſchaft, des geſammten Staatsweſens, da faßte und ſtellte er alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrſcherlicher Freiheit; da war ſeinem zerlegenden Scharfſinn nichts undurchdringlich, ſeinem verknüpfenden Witze nichts unfügſam; und obgleich nicht in dem Sinne produktiv, daß er neue metaphyſiſche Syſteme oder große dichteriſche Geſtaltungen geſchaffen hätte, ſo erhob doch ſein eindringender Geiſt aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein weſentliches Ergebniß, das eine Förderung, den möglichſt erlangbaren Ertrag, der wenigſtens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote ſtand, was für Hülfsmittel des Witzes, welche Erfindſamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus dieſem heraus, welche ſichre, ausgebreitete, feſtgeſtampfte Kenntniß, die er doch beweglich handhabte, und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufſpannte, bald zur einbohrenden Spitze zuſammendrängte, bald als umſchließenden Ring ſo feſt als leiſe zuſammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beiſpielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platoniſcher Geſprächsform herbeiwünſchen!

Seine Geiſteskraft beruhte hauptſächlich auf klarem Verſtande, der in ihm auf die höchſte Stufe geſtiegen war, wo er für die andern Seelenkräfte ſtellvertretend werden und ihre Leiſtungen annähernd nachbilden kann. Die Beſchaulichkeit geheimer Stille, die Gluth ſchaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erſchließen ſich hier. Alle Fähigkeiten des Menſchen, wie verſtreut nach verſchiedenen Richtungen ſie liegen, werden hier in Eine mächtig zuſammengefaßt. Nachdem der große Gegenſatz von Antikem und Modernem einmal unſrer Vorſtellung eingewurzelt iſt, und ſich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine hohe Geiſtesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu faſſen. Humboldt ſelber ſagt irgendwo, das Antike ſei es für uns nicht ſowohl durch ſeinen Inhalt, als vielmehr durch ſeine Stellung zu uns, durch die abgeſchloſſene, gediegene Geſtalt, aus der alles Unweſentliche längſt ausgeſchieden iſt. Von frühſter Zeit mit Vorliebe in das klaſſiſche Alterthum verſenkt, ſein Leben lang mit deſſen edelſten Schätzen genährt, iſt Humbold in allen ſeinen Richtungen von antikem Geiſte beſeelt; aber deßhalb ſelber noch keine antike Erſcheinung. Der Verſtand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht läugnen will, dem er nicht entgehen mag, und ſo lenkt er mit allen Kräften des antiken Geiſtes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies iſt ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernſt und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geiſt geſichtet iſt, anhaftet, und dieſer wird für den Augenblick keine Hülfe finden, als ſich kalt und ruhig dagegen verhalten. Dieſe Kälte und Ruhe herrſchten durch Humboldt's ganzes Weſen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen ſtand, großartige Faſſung und Standhaftigkeit, wo zu heitrer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerſchöpflichen Scherz, der allen Gegenſtänden eine Geiſtesluſt abgewinnen, jeder ernſten Aufgabe ihr angemeſſenes Spiel geſellen konnte. In dieſem leichten, ſcharfen, und doch ſelten verletzenden Scherz, der nur die wenigſt empfindlichen Spitzen der Dinge abſchnitt, beſtand Humboldt's perſönliche Eigenheit; niemand war ihm hierin ähnlich; ſein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern nur immer S dafür ſagte, gab dieſem Scherz auch einer äußeren Typus, mit dem er zuſammenwuchs. Sonderbar iſt es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben ſelten oder wenig ſcherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen ſein Scherz wurde, zum Stil; und von dieſem überhaupt kann man ſagen, er erinnre bei ihm an glänzende Eisgebilde; ſo friſch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, ſo ſcharf abſchneidend mit dem Gedanken, ſo kryſtalliniſch durchſichtig und feſt, ſo ſich ſelber gleich im kleinen Einzelnen und in maſſenhaftem

Ganzen, ſind ſeine Phraſen und Perioden. Die innere Wärme verſteckt ſich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur dieſe wahrnimmt, ſo deckt und ſchützt ſie doch meiſt nur ein zartes Wachsthum, welches in der offnen Gluth der Sonne verdorren müßte.

Humboldt ſchrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

Dieſer antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einſicht und edler Genüſſe zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hülfsmittel angewieſen. Die Macht der Anſchauung, ſo groß im Alterthum und ſo wirkſam, iſt den Söhnen der neuern Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz beſondern Fällen leiſtet ſie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlaſſen iſt. Humboldt war hier nicht begünſtigt. Er mußte alles durch Denken erforſchen, durch geordnete, aufgereihte Folgerungen die Gegenſtände ſelbſt und ihre Ergebniſſe ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die ſich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Löſung er haben wollte. Den Werth dieſer Probleme beſtimmte nur ihr geiſtiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entſprechen ſchien, nicht ein Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Dieſe Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Forſchens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende ſeines Lebens bewahrt, und auf alles, was ihn je beſchäftigte, angewendet. Ob er proſodiſche Silben maß, oder Staatsverhältniſſe wog, die Geheimniſſe der Geſchlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldſummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plaſtiſcher Schönheit den Sinn ſchwelgen ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen ekles Geſellſchaftsweſen mitmachte, immer war in ihm dieſelbe Thätigkeit des Geiſtes, dieſelbe Behandlungsart der Gegenſtände, ein gründliches Erforſchen ihres Weſens, wie ein ſcherzendes ſich Drüberhinausſetzen.

Er ging von Ideen aus; ſie waren ihm das Höchſte in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; ſie waren ihm der Maßſtab der Dinge, des allgemeinen Treibens, ſeiner eignen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich, ſchrieb er an Schiller, einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrſcht, ſo würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes anſehen, und das iſt meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig ſein konnte, war für ſolche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andre größere Leiſtungen. Selbſt in ſeiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft mußte er die höhere Anſprüche den untern Bedingniſſen nachſetzen. Daher kam von dem, was er als Denker beſaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit ſeinen Geſchäften auch wohl als etwas Geringes anſehen, woran im Grunde wenig gelegen ſei. Sofern er aber Aufgaben hatte, ſofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgſamkeit nicht fehlen. Sein philologiſcher Sinn, ſeine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in ſeinen Geſchäftsarbeiten zu Statten. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und ſicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menſchen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und ſo Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Karakter, und gemeine Liſt und Täuſchung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den Einzelnen zu myſtifiziren, lieber übte er gegen die Menſchen insgeſammt eine ſcherzende Verhöhnung, die, weil ſie unperſönlich war, und aus freier Geiſtesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein ſolcher Mann, nach abgeſchloſſenem Laufe, in der Würdigung von und vor ſeinen Ebenbürtigen, durch Böckh mit Recht ein Staatsmann von Perikleiſcher Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt dieſem Ausſpruche zuſtimmt, ſo kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm ſtreitiger Intereſſen, zwiſchen mittelmäßige und armſelige Menſchen geſtellt, ein ſolcher Geiſt lange Zeit dem Unverſtand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthſel, und auch dem ſonſt Einſichtigen und Wackern oftmals ein Anlaß unſicherer Zweifel und bedenklicher Fragen ſein konnte! Ein Mann, der ſich aller Vorurtheile ledig und von keiner der Meinungsgeleiſen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, deſſen Geiſt jede Schranke zu überſteigen ſtrebt, der alles in Frage ſtellt, in Unterſuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verſchmäht, ſondern keck und fröhlich ſeine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn ſeinen Mitlebenden doch wieder anſchließen, gefliſſentlich verſteckt, der ſich in ewigen Paradoxieen gefällt, bald leichtſinnig ſcherzend, bald ſchauderhaft ernſt, — nicht zu verwundern iſt es, daß hier für die Meiſten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge ſogleich ein Räthſel macht. Ein Geiſt der Verneinung, des Uebermuthes und Frevels, wird dann vorausgeſetzt, und auch da geſehen, wo keine Spur deſſelben iſt; läßt man gar die Laune ſich verleiten, — wie ſie denn kaum ſolcher Lockung je widerſteht, — die angedichtete Rolle wirklich zu ſpielen, und die Bethörten neckend noch mehr zu verwirren, ſo iſt der Ruf bald entſchieden, und ſtimmt nur allzu gern den Bezeichnungen bei, denen er widerſprechen ſollte.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Iſt man nicht ſchon einigermaßen das, was man gern ſpielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorſtellt? Dieſe Fragen dringen ſich auf, und finden nicht immer ſchon Erledigung oder Verneinung, ſo daß in ſolchem Falle nicht bloß die blöde Menge leicht irre und zweifelhaft wird.

Auf ſolchen Anſchein hin konnte ſelbſt der geiſtverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, bisweilen dieſe Geiſtesart mißkennen, und Gentz, wie er in einem ſeiner Briefe ſagt, hier nur die Meiſterſchaft des Sophiſten finden; Talleyrand aber, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre," drückte zu anderer Zeit das Mißbehagen aus, daß er dieſe Eigenthümlichkeit doch nicht ganz durchſchaue, und dieſelbe etwas ihm Unverſtändliches behielt. Rahel aber vertheidigte ihn ſtets; als man darüber ſtritt, welches Maß von Geiſt ihm wirklich zukomme, und ſie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete ſie: „Er hat ſo viel er nur will.“ Und ein andermal, da ſie ſagen ſollte, wiefern er ein guter Menſch zu nennen ſei, erwiederte ſie: „Er iſt ſoweit in ſeinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob er gut oder nicht gut ſei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxieen und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar als verſchüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung ſeiner Langenweile, aus Ungeduld müſſe er reden, meinte ſie, und er habe zu viel Geiſt, um bloße Dummheiten zu ſagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einſicht wankte, und Humboldt ſeine angenommene Rolle ſo weit trieb, daß es faſt einerlei dünkte, ob er ſo ſcheinen wolle, oder ſo ſei; ſie ſagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geiſtesfreiheit nicht mehr ſo hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben.“

Was ihm Viele ganz abſprachen oder doch beizumeſſen anſtanden, Wärme der Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für Welt und Menſchen, fehlte doch ſeiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erſcheinung aber ſtellten ſich hier neue Bedingungen.

Wie am Himmel die Sonne und die Geſtirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich geſehen werden, ſo konnten in Humboldt nicht an demſelben Horizonte Geiſt und Gefühl hervortreten. Der übermächtige Geiſt aber mochte den Blicken kaum jemals entſchwinden, und ließ als zuſammengedrängtes helles Licht die zerſtreuten milderen Lichter unſichtbar. Man nimmt überall eine Trennung zwiſchen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwiſchen Kopf und Herz, Verſtand und Gefühl; aber die Trennung iſt meiſtentheils nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme; in Humboldt war ſie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch ſtanden ſie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgeſondert für ſich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andre; ſie erkannten ihre Gebiete wechſelſeitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegenſatz aber ſchieden ſich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verſtandes trat hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erſcheinenden Menſchen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog ſich ſtets nach innen zurück, und verdeckte ſich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Argloſigkeit, oder Zufall, dies Innre doch öfters aufſchloſſen, ſo ſah der erſtaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzu weich, allzu zart und reicher Leben, vielleicht eben bezwungen aber noch nicht glühend und gewaltig. Eine spielende Empfindsamkeit, voll poetischer Neigung und gebildeter Forschung, brannte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch fernerhin Tage bekamen, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in befreiten Verhältnissen und seltenen Anlässen, in geheimer Vertraulichkeit oder in Freundschaft, ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verhüllt und sorglich unterschieden, und absichtlich einen scheinbar, oft ganz entgegengesetzten Schleier zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren hat diese Hülle wieder gescheitert ab, und das innigste Gefühl trat unverhüllt hervor, in lauter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten.

Ein Vorgang in Humboldt's Universitätsjahren, den wir durch seine Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverschen Leibarzt, bei Göttingen Abends im Mondschein in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!“ Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späthinihn ſeine Empfindungen, ſo waren ſie der geiſtigen und ſittlichen Freundſchaft, für den unmittelbaren Umgang, des innigſten Verkehrs an ſeine Geliebte, aber in den unmittelbaren Äußerungen ließ ſich davon nichts, er ging (mit dem Freunde, der ihn geweiht hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht ſpazieren. Seine Freundſchaft ſuchte auch Schillern, da die der geiſtigen und ſittlichen Männer ihm zu Theil wurde, ſich in Neigung und Ausdruck kühl und ſtreng zu erhalten; Liebe und Bewahrung fordern als ungemiſchte [illegible] daß, die durch das ganze Leben immerfort bethätigt werden, die er aber in Worten auszudrücken vermied. Allerdings war in dieſer männlichen Sache, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethe's und Schiller's walten ſehen, die Würde aber ſo ſchöner und reiner Freundſchaft [illegible] ausgedrückt und ſchöner bewahrt, als dies in äußerlichen Verſicherungen möglich geweſen wäre. Doch konnte auch der Schweigen ein Schein entſtehen, der einem [illegible] Sinn nicht verſchwinde. In der Geſelligkeit, ſowohl bei [illegible] ſeiner Freunde, als bei Geliebten, entſprach dem [illegible], durfte Humboldt die [illegible] Sorge vermeiden, ſeine Freunde bei jedem Schritte zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelaſſen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu ertragen er ſeine liebſten und geheimſten Empfindungen ſchon immer gewöhnt hatte, und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] die einfach bewegten Leben mit [illegible] [illegible] erfüllt haben.

Die freie und hohe Weise, in welcher Wilhelm von Humboldt seine Studien und Arbeiten betrieb, — einzig geleitet von der Sache selbst, nicht gereizt oder genöthigt von Außen, die über den geistigen Gewinn hinausgegangen wären, — diese Weise brachte es von selbst mit sich, daß er seine wichtigsten und größten Arbeiten eben so gern und leicht im vertrauten Gespräch und [illegible] Briefwechsel dem Einzelnen darbot, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Seine Druckschriften waren in diesem Betreff nicht [illegible], er hatte für die feine Ideen und Ausführungen [illegible] auf, vielmehr [illegible] er [illegible] dem [illegible] Gespräch oder Briefe die Einsichten und Darstellungen, und denen, mit einiger Sorgfalt und Ausführung, die [illegible] Abhandlungen, die größeren Aufsätze sich entwickeln konnten. Daher hat seine Schrift [illegible] nicht zu bedeutenden Blicken, zu großartigen Ideen, die sich [illegible] in Fülle der Wissenschaft gefallen, [illegible], daß selbst mit [illegible] Sinne das Ganze [illegible] werden. Die [illegible], welche [illegible] [illegible], die [illegible], welche Friedrich August Wolf in seinem [illegible] der Alterthumswissenschaft [illegible]

[illegible]. Es ist gewiß der vollständigste Gedanke eines der [illegible] und [illegible], zu denen das übrige [illegible] sich [illegible] hat, ein Gedanke von [illegible] Entwicklung und Anwendung, der aber möglichst kurz und [illegible] in einem Briefe an Schiller [illegible] ist. Humboldt schrieb nämlich am 8. Februar 1796 an seinen Freund: „Die Idee, daß für den [illegible] lichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, [illegible] existirt, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, einst in Wirken und der [illegible] Thätigkeit, um [illegible] etwas zu erhalten, zu [illegible] oder zu sein, und [illegible] die Kraft [illegible], [illegible] [illegible], daß es eine Zeit lang durch die [illegible] [illegible], auf den [illegible] Geist überhaupt [illegible] wirkt; ein anderes in sich ruhiger Freude und [illegible] Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und [illegible] zu sein. Zu beiden ist ein [illegible] Zweck und eine [illegible] Bestimmung. Für eine Art des Lebens, die beides auch möglichst, ist [illegible], und doch (und gerade [illegible] [illegible] auch unsere Zeiten mit) so [illegible], [illegible], die, eine wenigstens [illegible] Genuß, [illegible] [illegible] gibt, und wo die Arbeit nur [illegible], das [illegible] zu befriedigen. [illegible] auch im [illegible] und politischen Leben allein nur darauf ankommt, die [illegible] des [illegible] zu vermehben, und die das Gemüth mit der feinen Fähigkeit zu verweilen. Mich selbst, läugne ich nicht, quälte ich immer noch Liebe der Rücksichten, und nur nach dieser kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Schicksalen, der jedem Menschen widerwärtig."

Aber in allen Briefen und Aufsätzen Humboldt's finden sich solche Lebensaussprüche und Wahrheiten, die ein verwandter Sinn zu stets wachsendem Ertrage anzugehenden vermag. Daher wir die Mittheilung einer größeren Sammlung von Humboldt's Briefen — wie Schade, daß er keinen Eckermann gehabt! — um so dringender wünschen, als einzelne schon vorläufige Vorschläge zu befriedigen sind. Die Briefe Humboldt's an Wolf sind zum Theil noch erhalten, und wir benutzen diese Gelegenheit, einige noch daraus verbliebene Bruchstücke hier mitzutheilen, um eine vollständige Herausgabe des Ganzen anzuregen! —

Aus Briefen Wilhelms von Humboldt an Friedrich August Wolf

1.

Erfurt, den 23. März 1793.

— Aber ich bin ganz von meinem ernstlichen Vorsatz abgekommen (Skizze über die Griechen). Das hat auch allerhand Gründe gehabt. Ich schickte den Schiller's, denn ich halte darauf Würde, und da Sie die schönen Blätter so weit gelesen hatten, bat ich ihn, sich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei hinzugeschrieben. Es sind viele kleine Sachen darunter, obgleich Sie leicht sehen werden, daß er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Bemerkung ab, die, dünkt mich, eine geistvolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie selbst entscheiden.

> „Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente.“

„1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einander fließend.“

„2. Wir trennen einzelne Merkmale, und unterscheiden. Unsere Erkenntniß ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt.“

„3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns, aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet.“

„In der ersten Periode waren die Griechen.“

„In der zweiten stehen wir.“

„Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen.“

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor (Dalberg) mit, der von meinen Alterthumsarbeiten zu sehen wünschte, und aufgemuntert durch Schiller's Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal das Werk von zwei verkehrten wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalberg's Anmerkungen originell, und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen, zu zeigen, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gelehrt aber habe ich bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und daß sie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich sagen — mehr mit dem Geiste seine eigenen, als mit den Augen des Andern Ideen liest, sich bis zur Unmöglichkeit wächst. Bei diesem Aufsatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile seiner Anmerkungen beweist — abermals ganz mißverstanden. Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus, daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beyzutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen möchte. Indeß hat auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahrt. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, ſo ekelt es mich an, ſie nun auch einem Andern [illegible], und ſo lange mich nicht äußere Umſtände zwingen, überwinde ich dieſen Ekel nicht. Mir ſelbſt aber iſt über die Griechen noch ſehr vieles dunkel, und mit jedem Tage feſſelt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins dieſe Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzuſetzen, daß auch der Schatten von Luſt, ein thätiges Leben in Geſchäften zu führen, nie ſo ſehr in mir erſtorben iſt, als ſeitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin. —

2.

Jena, den 3. Juni 1795.

Wie geht es, lieber beſter Freund, und wie iſt es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch ergangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verſchlief ich es um eine Viertelſtunde, und Sie waren fort. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte ſehr, Sie nicht mehr zu finden. Er iſt Ihnen äußerſt gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beſchäftigen ihn ſehr ernſtlich, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie zufrieden er damit iſt. Zwar iſt er noch weit entfernt, ſich überhaupt für eine Meinung entſchieden zu haben; Sie kennen ſeine weiſe Bedachtſamkeit. Allein die Methode und der Gang der Unterſuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich geſagt, daß in dieſer Rückſicht ſchon jede Seite lehrreich ſei. Böttiger hat übrigens letzten Freitag eine Abhandlung bei Goethe geleſen, wo er bewies, daß eine von Pſammetichus berufene joniſche Kolonie zuerſt auf Papyrus geſchrieben habe, und die ein wahres Böttigeriſches Meiſterſtück ſein ſoll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomena, voller Blumen und Schnörkel. Geſtern und heute blieb Goethe hier, und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar. Außer Einigem an meinen metris iſt ſeit Ihrer Abweſenheit nicht viel bei mir geſchehen. Indeß iſt doch die Anzeige Ihrer Odyſſee fertig, und Sie müſſen nicht ſchelten, wenn ich ſie beilege; 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in graecis et latinis; 2) Habe ich mich emanzipirt, über die Ungenauigkeit unſerer Philologen zu ſpötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, ſo iſt etwas bei einem jungen Rezenſenten immer bedenklich; 3) Iſt mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279 äußerſt ſchwierig, nämlich die Worte: *Ἡγήσωρ — ἐπεὶ λέγει.* Ich verſtehe es: „Da er den Heg. gedungen hatte, die erſte Rolle zu ſpielen.“ Allein ſollte er dies wirklich gethan haben? Heg. war ein τραγῳδός und Strattis wollte ihn verſpotten. Ich meine alſo, Strattis fingirt dies in ſeinem Stück, ſpielt Komödie in der Komödie, und macht den Heg. zu einer handelnden Perſon. Ferner, ohne Rückſicht auf meine Anzeige, muß es ἀνθρωπορέστης oder — ρέστης heißen, und was bedeutet beides? Daß ich übrigens das Schol. ſo breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. das Vergnügliche liebt, und damit, durch die verdähnlich gedruckte Zeile angelockt, auch bloße Dilettanten die Anzeige leſen möchten, da ſie doch nur für dieſe kalkulirt iſt; die Kenner wiſſen, woran ſie ſind. Der letzte Grund, warum ich ſchicke, iſt, daß es doch, wie Goethe immer ſagt, hübſch iſt, auch Kleinigkeiten, gemeinſchaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, iſt die Anzeige freilich geworden, ich ſchätze ſie ein Blatt. Allein ich ſehe doch nichts geradezu Ueberflüſſiges, und wenn Predigten und Romane ſo weitläufig rezenſirt werden, weiß ich nicht, wozu man ſo wortkarg bei wichtigen Dingen ſein ſoll. Ich bitte Sie indeß, das Ganze anzuſehen, und mir mit unſerer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünſchen, zu ſagen. Es ſoll dann nach Möglichkeit geſchehen. Mit nächſter Poſt erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält merklich auf, weil ſie nicht ſelten vierzehn Tage voraus ſind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als die Antwort auf dieſen Brief, zu erhalten hoffe. Welch' eine innige Freude haben Sie uns wieder mit Ihrem göttlichen Beſuche gemacht! In meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich muß Sie recht bald wiederſehen, lieber, theurer Mann. Hier den Anacharſis und Alius dei, die Sie vergeſſen. — —

Ich habe Goethe'n ermuntert, die Ilias in Rückſicht auf Ihre Prolegomena durchzuleſen, und ich hoffe, er wird es thun.

(Humboldt's Anzeige ſteht in der Allg. Litt. Zeitung 1795, Nro. 167 vom 16. Juni.)

8.

Berlin, den 20. September 1796.

— — Jetzt noch einige Worte von Voß. Wir waren fünf Tage in Eutin, und den ganzen Tag bei ihm. Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen. Leider war er immer und iſt noch an Ohrenſauſen, das ihn ſehr inkommodirt, krank. Dies ſtört das Geſpräch etwas, doch nicht ſehr. Ich habe mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Neuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und doch iſt dies nicht leicht. Wenigſtens iſt's nicht leicht, bis es einem gelingt, in den Mittelpunkt aller ſeiner Anſichten einzudringen. Denn es iſt eine überaus merkwürdige Einheit in ſeinem Weſen, ſeinen Gedanken und ſeinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich ſehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter, und ich möchte ſagen poetiſcher gefunden, als ich mir vorgeſtellt hatte. Ueber Sie haben wir, wie Sie leicht denken können, unendlich oft geſprochen, er liebt und achtet Sie unendlich. Mit Ihren Prolegomenen iſt er, wie Sie auch wiſſen, nicht einig. In dieſem Punkt, geſtehe ich Ihnen, begreife ich ihn noch nicht recht. Er meint noch, Homer möge dennoch wohl geſchrieben haben, Fugen findet er nirgends, die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge hält er für ſo ſchwierig, daß er meint, Sie hätten den Homer, der nämlich nun der Verbinder ſei, um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. Ich hätte mich gern mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und anderntheils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der **Cardo rei** liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer den Gegner beſtreiten, nie aber ihn beſiegen zu können. Ihre litterariſchen Briefe will er, ſobald es ſein Kopf erlaubt, noch einmal prüfend durchleſen, und dann Ihnen ſeine Bemerkungen ſchicken. Den vorzüglichſten und vortheilhafteſten Eindruck auf uns hat Voß Karakter und häusliches Leben gemacht. Er iſt im genaueſten Verſtande des Worts brav und edel, und in ſehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig. Auch die Frau hat uns ſehr gefallen, und ſie gewinnt immer, je länger man ſie ſieht.

Klopſtock iſt noch immer äußerſt angelegentlich mit Ihren Prolegomenen beſchäftigt. Es war das Erſte, worüber er mit mir ſprach. Er iſt ſchlechterdings und durchaus Ihrer Meinung, die er noch durch eigne Einfälle erweitert. So hält er, ich glaube nicht ſehr glücklich, in Il. α. εἰς κοιρανος ἐϛω für ein Einſchiebſel der Piſiſtratiden. Auch mit den litterariſchen Briefen iſt er zufrieden, und lobt vorzüglich den Stil.

Die Rezenſion von Voß Homer habe ich erſt einmal und noch nicht einmal ganz geleſen. Sie enthält gewiß ſehr viel Wahres, und manches iſt mir wie aus der Seele geſchrieben. Aber vieles halte ich auch für übertrieben, den Ton hie und da für unbeſcheiden und muthwillig, und der Hauptgeſichtspunkt, aus dem der Rezenſent (W. Schlegel) den Homer anſieht, ſcheint mir doch wieder verfehlt. Bisher hat man den armen Homer wie einen modernen Dichter behandelt; jetzt wird man bald anfangen ihn nicht mehr für einen Dichter zu erklären. Der Rezenſent ſcheint mir ſchon von dieſer Seite viel zu weit zu gehen. Alles was nur nach Kunſt ausſieht, ſoll nicht homeriſch ſondern gleich alexandriniſch ſein. Und wo iſt denn der künſtliche Versbau der Alexandriner? Etwa bei Apollonius? Ueber den Versbau des angeblich ſtolzeren Virgiliſchen und des Homeriſchen Hexameters ſcheint der Rezenſent auch wunderbare Eingebungen zu haben. Ich habe den Hexameter in der Aeneis und den Georgiken immer für ächt und bloß homeriſch gehalten. —

4.

Jena, den 31. März 1797.

— Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Mißbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundſchaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir grade Ihr Beifall ſehr ſüß geweſen, allein ich hoffe, wir werden uns verſtändigen. Einzelne Stellen ändre ich gewiß mit der größeſten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir ſchmeichle, Ihr Tadel in Rückſicht auf die noch mangelnde Aeſchyliſche Größe vorzüglich aus dem erſten Chor, d. h. aus den erſten zweihundert fünfzig Verſen hergenommen iſt, ſo ſtimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, daß wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden ſoll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinſtimmen.

Da ich meine Arbeit Einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht ſonderbaren Lage.

Schiller iſt gar nicht recht damit zufrieden. Er ſpricht der Ueberſetzung Energie und poetiſche Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet ſie zu ſchwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls ſogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie ſcheinen mir meine Arbeit eben ſo ſehr zu verwerfen, aber grade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, daß Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeſchyliſchem Geiſt noch mit der Schiller'ſchen über Mangel an Deutlichkeit kumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äußerte bei dem erſten Leſen des erſten Chors in einer noch früheren Geſtalt, als die Ihre Abſchrift hat, dieſelbe Klage als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Leſen ſchien er zufriedener. Ob ganz? möchte ich nicht ſagen. Er iſt, wie Sie wiſſen, in ſolchen Dingen einſilbig.

Goethe iſt, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und Andre, und aus dem großen Intereſſe, das er daran nimmt, da er ſich ganz eigentlich und täglich damit beſchäftigt, mit der Arbeit im Ganzen ſogar ſehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, ſondern auch ein Stück des Sophokles und des Euripides und eins des Ariſtophanes, alle karakteriſtiſch gewählt, nachfolgen zu laſſen.

Alle ſie zuſammen ſcheinen den Versbau, meine ſauerſte Arbeit, und meiner Meinung auch meine verdienſtvollſte, gar nicht ſonderlich zu achten. Schiller'n fehlt es an Kenntniß, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben ſich nicht darüber geäußert. Goethe ſcheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlt's ihm an Kenntniß. Wilhelm Schlegel (der Shakeſpear'ſche) iſt der Einzige, der ſich darauf eingelaſſen hat, und der iſt, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun ſelbſt zu dieſen Urtheilen ſtelle? Für's Erſte halte ich ſchon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Goethe's Beifall iſt mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet ſich durch meine Ueberſetzung beim Leſen des Originals erleichtert, dafür iſt er dankbar, und ſo lobt er leichter. Unter dem Tadel iſt mir der Schiller'ſche nicht wichtig. Er beweiſt mir bloß, daß ich auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen darf, und das wußte ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeſchlagen. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich vier Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht anſehn mochte. Es fehlte faſt nichts, ſo hätte ich ſie, und nun ſicher auch auf ewig alles Ueberſetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu feſt an dieſem Unternehmen, mein Muth iſt zurückgekommen, und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen muß. Ich habe mir einen feſten Begriff gebildet deſſen, was ich leiſten will, und was ich glaube leiſten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unſtreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. So viel ich ſchon jetzt einſehen kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Forderung an mich. Auch iſt dies natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Geſichtspunkt aus; der, welcher ſelbſt die Arbeit macht, muß an alles denken, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt iſt. In höherem oder geringerem Grade werde ich mit jedem Tadel übereinſtimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen verſuchen u. ſ. f. Aber einen Theil der Forderung werde ich leicht nicht gerecht, einen andern unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung der einen ſo leicht der andern Eintrag thut. Es iſt mein feſter Vorſatz, noch ehe meine Arbeit beendigt, ſo ſtrenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu ſtellen, weil ich ohne eine ſolche Selbſtſtändigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieſer Mitte aus mich ſo weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiß und an Geduld ſoll es mir nicht fehlen, aber wann ich freilich die Unmöglichkeit klar ſehe und empfinde, daß ich nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtſpruch für fertig erklären. Denn was iſt anders zu thun? Bei dieſen Geſinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, dieſe Materie recht mit Ihnen durchzuſprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunſten deſſen, was ich daran thun möchte) ſo intereſſirt gefunden. Doch ich breche endlich ab. —

5.

Rom, den 20. Juli 1803.

Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erſte eines geiſtvollen Geſprächs. Was es hier auch an wiſſenſchaftlichem Umgang giebt, ſo iſt es trocken und hölzern. Selbſt Zoëga'n, der ſonſt intereſſantere Anſichten hat, fehlt es an lebhaftem Intereſſe. Er iſt ein allgemeiner Indifferentiſt und Skeptiker, und wenn auch wirklich ſeine Gelehrſamkeit dadurch weniger Schaden leidet, ſo verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig ſein, Zoëga zu ſehn. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß niemandes Umgang ſo wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann ſagen, ſogar ſo niederſchlagend dafür iſt.

Ich leſe jetzt wieder ſehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalintereſſe überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeſchichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen iſt eigentlich mein Leben. In die Muſeen und Galerieen komme ich ſelten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuſer eingeſchloſſene Götter. Aber die Koloſſen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande geſehen haben, die unter freiem Himmel ſtehen, und auf

Rom vom Quirinal hinabſehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen ſein ſoll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überſchauen, und das Lateinergebirge den Horizont ſchlieſſen ſehen. Dann wird man unwiderſtehlich zu endloſen Betrachtungen über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen; dann rundet ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemählde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom immer ſeine groſſe Gewalt mehr als durch alles andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht bloß in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und immer ungewiſſem Tappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es eben ſo wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle ſtünde.

Sie wiſſen, daß wir Spalding hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal ſo viel genoſſen, als ſonſt möglich geweſen wäre. Er iſt auch, finde ich, in der That noch geiſtloſer geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als langen und kurzen Silben und Etymologieen zu reden. Hier war er nun aber ganz in ſeine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchſtens ſechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten ſpielte? Unſerer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſſen bald angeekelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Ilias, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. [illegible] (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen und mit Beharrlichkeit fortgeſetzt wird. Die Fea'ſche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchſt flüchtige Weiſe ſähe, ſeine Meinung dann ſehr eigenſinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beſte Manier iſt, Recht zu behalten. — —

— Sie ſchreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freuet, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochen edlem und ſanften Ernſt, von ſo partheilosgerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehn, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir. —

6.

Marino bei Rom, den 20. September 1805.

— Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, Ihre neue Vorrede zu leſen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias gele-

ſen. Hier bei Spaziergängen, in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Monte Albano, ſtecke ich ihn in die Taſche und leſe ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert
wenn ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert
Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lebensverſtändig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen! Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. „Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, ſo hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich dieſen Genuß einſam, ſo einſam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menſchen noch deutſch ſpreche, und keiner, auch kein einziger hier iſt, der an dem, was mir eigentlich wichtig iſt, Intereſſe fände. Wie möchte Umgang, ein Umgang mit Ihnen, den Genuß erhöhen! Es iſt recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer ſo in weite Zukunft ſtellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft. —

Kritiken.

History of Europe during the French Revolution 1789—1815. By Archibald Alison F.R.S.E. Advocate. London, 1833—1839. Vol. 1—5. gr. 8.

Das Gebiet der Geſchichtskunde iſt mit dem höchſten Streben menſchlicher Bildung und umfaſſender Bildung verknüpft. Das große und [illegible] Ganze, worin das Geſchehen urſprünglich am [illegible] gerichtet ſein muß, iſt der wichtigſte [illegible] geworden. Denn die wichtigen Fragen nach dem Anfang und dem Ziele dieſer Reihe des Geſchehens, wenn ſich der forſchende Geiſt hauptſächlich gewendet, gelingt ihm nicht zu beantworten, ohne mit Hülfe religiöſer oder philoſophiſcher Vorſtellungen, deren ſchwaches Licht aber [illegible] Geſchlechter im Dunkel läßt. Entſagt man dieſer Forſchung jenes [illegible], und wendet ſich auf das Nächſte, will ſie die Gegenwart erfaſſen und wie ſie geworden, als die Geſchichte der nächſten Vergangenheit, in der unſere eigenen [illegible] beteiligt wurden, ſo finden ſich auch hier andere Bedi-

[illegible] auch geleitet. Wenn während wir manche mittlere Zeiten, deren Zusammensetzung mit auf uns durch viele Zwischenglieder noch Statt findet, vollständig übersehen, und wirklichen Ursachen die Wirkungen [illegible] und sie bis in die feinsten Einflüsse [illegible] und nachweisen, so können wir auch in Betreff [illegible] und nachweisen, so können wir auch in Betreff derjenigen Ereignisse, welche noch vor [illegible] [illegible], deren Einfluß unser eigenes Leben unmittelbar [illegible] und [illegible], [illegible] im gleichen Verhältniß.

Eben die äußere Gestalt der Begebenheiten im Gegenwärtigen zu erkennen und durch alle Verwandlungen hindurch zu verfolgen, ist immer schwierig und oft unmöglich; bei der Weitheit der Schauplätze und ihrer Größe und Verschiedenheit, nach jeder unmittelbaren Wahrnehmung unzugänglich sind, die wirklichen [illegible] aber sind selten, oberflächlich, verworren, widersprechend; Irrthum und Willkür entstellen die Wahrheit, [illegible] [illegible] und Machtgewalt wirken dem Berichte; die [illegible] Zeugen sind stumm, die [illegible] bleiben [illegible]. Selbst der Staatsgewalt, der mit der [illegible] für die Geschichte der Zeitereignisse geboten wird, der einer [illegible] Freiheit, einer [illegible] [illegible], einer entschiedenen Oeffentlichkeit, gewährt keine vollkommene Sicherheit, wir sehen die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] alle Anklagen und [illegible] entgehen, dem Irrthum und dem Betruge [illegible] entgegenstehen. Doch aber mit der äußern Gestalt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] ſtehen, aber ein Begriff beſtehen, deſſen [illegible] Einfluß doch auch ſchwerlich den allgemeinen Verlauf änderte. [illegible] [illegible] auch [illegible] die Verluſte einer [illegible] Flotte in den [illegible] [illegible] [illegible] aus, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] gefunden auch anderen [illegible], der große bei den [illegible] der franzöſiſchen Nationalverſammlung, wo er ſo gerne [illegible] wollte, am wenigſten [illegible], dagegen in einigen ſpäteren Debatten des engliſchen Parlaments, wo er ſich freier bewegte, einige treffliche, und wenn auch nicht dem Wort, doch dem Gedanken und dem Geiſte nach, getreue Bilder aufgeſtellt hat.

Seine perſönliche andere Meinung will er keineswegs verhehlen, ſucht dem Leſer ſie nicht aufdringen, ſondern ihn durch Darlegung der Gründe für und wider in den Stand ſetzen, ſich ein freies eigenes Urtheil zu bilden. Er ſpricht ſich ebenmäßig mit folgenden Worten aus: „No attempt has been made on any occasion to disguise the real opinion of the author, but, on the contrary, the conclusions which he thought fairly deducible from the events which were recorded, have been fully given, with the grounds on which they are founded. But, at the same time, he has exerted himself to the utmost to give the arguments with force and accuracy, which were advanced, or may be advanced, for the opposite side of the question; and those who do not go along with these conclusions, will find in the context the materials for correcting them."

Der Deutsche bekennt aufrichtig, [illegible] zu den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu sein. Seine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] erkennt er willig an, die Tugenden der [illegible] und der [illegible] [illegible] er in hohem Werth, aber die Milde und Großmuth preist er am [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Freund und Feind [illegible]. Ein allgemeines Wohlwollen belebt ihn, er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], er kann nicht [illegible] gut und recht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], er nimmt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Augen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die er [illegible] [illegible] [illegible], ist zwar nicht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Vergleich [illegible] [illegible], welche der als unzugängliche Quellen dienen konnten. Auf diese letztern geht der Verfasser aber auch gar nicht zurück, er scheint sie nicht einmal zu kennen, und am wenigsten eine vollständige Uebersicht derselben erlangt zu haben. Er bedient sich der näheren, zugänglicheren Hülfsmittel, in welchen die eigentlichen Akten und Geschichte schon verarbeitet sind, der allgemeinen Darstellungen von Bignon, Lacretelle, Montgaillard, Jomini, Mathieu Dumas, Walter Scott, der besondern von Vaudoncourt, Pelet, Napier, Londonderry, Fain, Gourgaud, der Sammlungen von Schöll, Richard, besonders des Moniteur-Registers, aller möglichen Memoiren, desgleichen auch des Werkes vom Erzherzog Karl, der Schriften von Gentz und der Frau von Staël. Eine kritische Prüfung dieser verschiedenartigen Hülfsmittel scheint ihrem Gebrauche nicht vorhergegangen, und sie werden abwechselnd angeführt, wobei denn auch das gleichmäßige Zahlenverhältniß beobachtet werden soll. So mangelhaft aber mit diesen ersten Grundlagen verfahren ist, so leiden darunter doch nicht so große Uebelstände, als man vermuthen sollte. Der Verfasser geht überall mit Blick und Umsicht zu Werke, seine besonnene Beurtheilung läßt ihn meist das Richtige in den Thatsachen erkennen und hervorheben, und sein guter Takt ersetzt im Einzelnen gar oft, was er im allgemeinen Begriff fehlen läßt. Jedenfalls dürfen wir die Aufrichtigkeit loben, daß er wirklich keine Bücher, und nicht die Stärke deſſelben aufführt, ein Unterſchied, welchen mancher Geſchichtſchreiber, wie ſich erwieſen hat, nur abſichtlich verdecken möchte! Doch nimmt alles gleich eine andere Geſtalt an, ſobald er engliſche Verhältniſſe zu behandeln hat. Zwar führt er auch hier, ſeinem Grundſatze gemäß, gern fremde und deshalb oft untergeordnete Zeugniſſe an, allein die beſſeren und zuverläſſigeren ſtehen dahinter, und die Akten des Parlaments, die amtlichen Berichte und Denkſchriften, liefern den weſentlichen Inhalt. Wie manche Vorgänge, z. B. für die Friedensverhandlungen zwiſchen England und Frankreich im Jahre [illegible], ſind die ausführlichen, bisher noch nie bekanntgewordenen Schriften des engliſchen Archivs benutzt. Einigemal tritt auch ganz perſönliche Kenntniß und [illegible] des Verfaſſers ein. Hoch anzuerkennen iſt noch beſonders die Beſichtigung, welche er perſönlich von den wichtigſten Schlachtfeldern in Deutſchland, Italien, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich, ſich erworben hat, und woraus ſeiner Darſtellung mancher hellere Blick und günſtige Deutlichkeit erfolgt.

In Betreff der Genauigkeit dürfen wir es freilich nicht allzu genau nehmen. Wir finden Verſtöße und Uebereilungen mancherlei Art, die wohl hätten vermieden werden können. Für die Aufrechnung der Kriegsheere ſind die Angaben von ungleichem Werthe gegeneinander geſtellt, und z. B. auf der franzöſiſchen Seite die Truppen gegen Spanien und Italien eingezählt, auf der Seite der Verbündeten aber nicht die Spanier und Piemonteſer, die jenen entgegenſtanden. Daß Prinz Louis Ferdinand, der bei Saalfeld blieb, als Bruder des Königs angegeben wird, iſt ein lächerliches Verſehen; weniger verzeihlich aber iſt, daß die heutige Verfaſſung des preußiſchen Kriegsweſens ſchon in den Anfang der franzöſiſchen Revolution verlegt wird. Auch die ungenaue Schreibung der Namen dürfte zu rügen ſein: Neker, Bournonville, d'Armſtadt, Weiſſenburg, anſtatt Necker, Beurnonville, Darmſtadt, Weißenburg, auch der bei deutſchen Schriftſtellern immer wiederkehrende Fehler Chateau-Cambreſis, anſtatt Cateau-Cambreſis, wie der Ort wirklich heißt, und vieles Andere dieſer Art.

Dagegen haben wir die Schreibart und Darſtellung durchaus zu loben. Sie iſt klar, verſtändig, nach dem Wechſel der Gegenſtände verſchieden, und doch im Ganzen gleichmäßig. Die mannigfachen Beſtandtheile, welche zu behandeln waren, ſind in gutem Verhältniß gebracht; ein würdiger Ernſt und eine anziehende Lebhaftigkeit ſind hier vereint. Diplomatiſche Unterhandlungen, parlamentariſche Debatten, Finanzangelegenheiten und Kriegsführung, werden in gehöriger Art vorgetragen. Beſonders wendet der Verfaſſer große Sorgfalt auf die Kriegsbegebenheiten, welche er in größeren Abſchnitten, wo möglich jeden Feldzug im Zuſammenhang, abgeſondert erzählt. Sie haben in ſeiner Darſtellung mehr überſichtliche Klarheit und Ordnung, als man in den Beſchreibungen, deren Verfaſſer nicht dem Kriegsfach angehören, zu finden pflegt. Dieſer Vorzug ſteigert ſich in der Schilderung von Seeſchlachten zu höherer Anſchaulichkeit, und bei ſolchen Anläſſen erhebt ſich auch der Vortrag ſelber, und der Leſer wird zu der wärmſten Theilnahme fortgeriſſen. Die Erzählung der Schlacht von Trafalgar iſt ein wahres Meiſterſtück. Nelſon erſcheint hier auf dem höchſten Ruhmesgipfel.

Von den Betrachtungen, welche der Erzählung öfters eingefügt ſind, können wir nur ſagen, daß ſie nicht ungeziemlich jedesmal an ihrem Orte ſtehen, und nicht zu häufig wiederkehren. Obgleich der Engländer und ſeine politiſche Bildung auch in ihnen ſich nicht verläugnet, ſo ſind ſie doch im Ganzen weniger von politiſcher als von allgemein menſchlicher Art, worin geſunder Verſtand und kundiger Ueberblick lehrreiche Nutzanwendung darbieten. Auch treffende Stellen aus Thucydides, Xenophon, Tacitus, Salluſtius, Machiavelli, Hume, Gibbon, ſo wie aus Young und Byron, werden öfters in den Text gezogen, und wir können abermals nur ſagen, daß es nur bei richtigen Anläſſen und mit dem Maße geſchieht, welches den guten Eindruck nicht gefährdet.

Den geſammten Inhalt dieſer Geſchichtsmaſſe hier kritiſch durchzugehen, wird niemand uns zumuthen.

Doch glauben wir hin und wieder einige Einzelnheiten hervorheben zu müſſen, beſonders ſolche, die ſich auf engliſche Verhältniſſe beziehen, und entweder den Karakter des Buches näher angeben, oder auch um ihrer ſelbſt willen merkwürdig ſind.

Daß der Verfaſſer, wo Gerechtigkeit und allgemein menſchliches Intereſſe in Frage ſtehen, ſeine Vorliebe und Abneigung bei Seite ſetze, und im vorkommenden Falle eben ſo willig die Franzoſen lobt, als bereit iſt ſeine Landsleute zu tadeln, haben wir ſchon angedeutet. So rühmt er gleich im erſten Auftreten Bonaparte's bei der Wiedereroberung von Toulon die von ihm bewieſene Menſchlichkeit. Den Untergang des franzöſiſchen Linienſchiffs Le Vengeur, welches in der Seeſchlacht an der Küſte von Bretagne, zwiſchen den Admiralen Lord Howe und Villaret-Joyeuſe, am 1. Juni 1794 in Grund gebohrt wurde, ſchildert er mit folgenden Worten: „The heroism of the crew of the Vengeur is worthy of eternal remembrance; though sinking rapidly in the water, and after the lower deck guns were immersed, they continued vehemently to discharge the upper tier; and at length, when she went to the bottom, the crew continued to cheer, and the cries, „Vive la république," „Vive la France," were heard as she was swallowed up in the waves." Eben ſo bereitwillig rühmt er die Mannszucht der gefangenen franzöſiſchen Soldaten, welche unter

Pichegru nach Holland vorgedrungen waren, und beim Einrücken in Amſterdam das ſchönſte Beiſpiel geduldiger Entbehrung gaben, und, wie der Verfaſſer bemerkt, durch ihr muſterhaftes Betragen ſehr die Anhänger ihrer Sache mehrten. Die Tapferkeit der franzöſiſchen Seeleute in der Seeſchlacht an den Ausflüſſen des Nil wird mit Bewunderung anerkannt. Die Feldherrntalente von Dumouriez, Pichegru, Moreau, Maſſena, die Ueberlegenheit Mirabeau's auf der Rednerbühne, die innere Größe Napoleons und ſein alle Zeitgenoſſen weit überſtrahlender Ruhm, finden die gerechteſte Würdigung. Er ſpricht den letztern von den Beſchuldigungen frei, welche ihm wegen ſeines Benehmens in Aegypten ungerechterweiſe aufgebürdet worden. Was der Verfaſſer an den Feinden gerühmt, darf er nun auch mit beſtem Fug an den Landsleuten preiſen; ſo die Menſchlichkeit, welche Sir Sidney Smith ebenfalls bei Toulon ausgeübt, und die des Herzogs von York in Flandern, wiewohl dieſer als Feldherr ſonſt nicht gelobt wird; dagegen wird Nelſon, der am meiſten auch von dem Verfaſſer gefeierte Held Englands, hart getadelt wegen der Gräuel und Grauſamkeiten, die er in Neapel ſich zu Schulden kommen ließ. Das Lob des großen Redners Burke, der Staatsmänner Pitt und Fox, der kraftvollen und ausdauernden Staatsleiſtung, mit welcher England den ungeheuren Kampf eine Zeitlang allein beſtand und ſiegreich beſchloß, erſcheint in allen

Bezügen nur gerecht, und ganz nach demſelben Maßſtabe beſtimmt, der auch in andern Fällen angelegt worden. Ueber Washington wird geſagt: es ſei der höchſte Ruhm für England, „to have given birth, even amidst transatlantic wilds, to such a man.“

Die Landung der franzöſiſchen Emigrirten auf Quiberon und ihre dortige Vertilgung iſt dem engliſchen Miniſterium häufig zum Vorwurf gemacht worden, als habe es die Aufopferung der läſtigen Fremden beabſichtigt, oder wenigſtens nicht gehindert. Unſer Verfaſſer ſtellt die Zeugniſſe zuſammen, woraus ſich ergiebt, daß die Emigrirten ſelbſt den Plan entworfen, auf ſeine Ausführung gedrungen, und dabei die Mitwirkung engliſcher Truppen verbeten haben. Sie waren von den größten Hoffnungen berauſcht, wollten ihre Sache als eine rein franzöſiſche halten, und rechneten auf die glänzendſten Erfolge. Nur ihren wiederholten Vorſpiegelungen gab das engliſche Miniſterium nach, und als anſtatt ſchaarenweiſen Zulaufs, der bald ein Heer bilden ſollte, für welches ſie 80,000 Uniformen und 80 Kanonen mitgebracht, die republikaniſchen Truppen erſchienen, und den Gelandeten keine Rettung übrig war, als die engliſche Flotte, hatte dieſe, nicht willkürlich, ſondern gezwungen durch den heftigſten Sturm, mit welchem ſie mehrere Tage ſchwer kämpfen mußte, die Küſte verlaſſen müſſen, und nur Eine dem Strande nahliegende Korvette konnte ihr unzureichendes Geſchützfeuer zu Gunſten der Emigrirten verwenden.

Eine merkwürdige Erzählung iſt die von dem zwiefachen Flottenaufruhr, der im Jahre 1797 Englands Macht in ihren ſtärkſten Grundfeſten bedrohte, und wo die Regierung, mit gleichem Bewußtſein ihrer Stärke, eben ſo richtig nachzugeben als zu beharren wußte. Der Verfaſſer will wohl zugeben, daß die von Frankreich her verkündigte Freiheit und Gleichheit bei den engliſchen Matroſen nicht ohne Einfluß geblieben, aber daß die franzöſiſchen Machthaber den Aufruhr durch heimliche Anſtiftung hervorgerufen oder unterſtützt hätten, verwirft er unbedingt. Bei der unglücklichen Unternehmung des Herzogs von York im Jahre 1799 gegen Holland, welche mit dem demüthigenden Abzugsvertrage der auf dem Helder gelandeten Engländer endete, hebt der Verfaſſer das großmüthige Benehmen Englands in Schonung der holländiſchen Intereſſen und des dabei obwaltenden Bundesverhältniſſes mit vollem Rechte hervor. Die öffentliche Meinung auf dem Feſtlande iſt noch jetzt größtentheils abgeneigt, der engliſchen Staatsführung eine ſolche Verfahrungsart zuzutrauen.

Die größten Anſchuldigungen hat England im Betreff des von ihm geltend gemachten Seerechts erfahren müſſen, und faſt allgemein iſt ihm die Anwendung ſeiner in dieſem Betreff behaupteten Grundſätze als die ungerechteſte und anmaßlichſte Gewaltſamkeit vorgeworfen worden. Wir haben hier auf die Erörterung der Rechtsfrage nicht einzugehen, machen aber auf die Darlegung aufmerkſam, welche unſer Verfaſſer giebt, und wonach die von den Miniſtern Grenville und Pitt behäupteten Grundſätze nicht nur als politiſch nothwendige, ſondern auch als völkerrechtlich begründete erklärt werden. In dem hierüber zwiſchen England und Dänemark ausgebrochenen Kampfe wird demnach auch der Angriff der Engländer auf Kopenhagen als vollkommen gerechtfertigt angenommen, neben dem Lobe Nelſon's aber auch die Tapferkeit der Dänen nach Gebühr gerühmt.

Fand der Verfaſſer in dieſen und manchen andern Fällen ſich berechtigt, die Engländer zu vertheidigen, ſo giebt er dagegen in dem Nachfolgenden ihre Sache dem ſtrengſten Tadel preis. Dies geſchieht bei Beurtheilung des Anlaſſes zu dem Kriege zwiſchen England und Spanien im Jahre 1804, wo die Engländer noch vor der Kriegserklärung, alſo ſcheinbar im Frieden, vier ſpaniſche Fregatten, welche mit reicher Silberbeladung von Amerika zurückkehrten, vor Cadiz angriffen, von denen eine in die Luft flog, die andern drei aber nach England aufgebracht wurden. Der Verfaſſer kann dieſen Vorgang nicht genug beklagen. Er iſt ihm ein Flecken von Englands Ehre. Dies iſt um ſo merkwürdiger, als wir ein deutſches Meiſterwerk beſitzen, das berühmte Buch von Gentz, welches den Fall in ganz anderem Lichte ſieht, und die Maßregel, welche der nachherige Lord Melville (damals Henry Dundas) und Pitt, die Staatspfeiler des brittiſchen Kampfes, zu vertreten hatten, mit gewichtigen Schlußfolgerungen rechtfertigt. Doch alle Beredtſamkeit, mit welcher Gentz ſchriftlich, Pitt mündlich im Parlamente, die Sache vertheidigten, findet bei unſerm Verfaſſer keinen Eingang; er ſelbſt giebt einen Auszug der von Pitt gehaltenen Rede, bleibt aber in ſeiner Ueberzeugung feſt, daß in jenem Vorfall ein völkerrechtliches Unrecht begangen worden. Wir ſetzen ſeine eignen Worte hierher: „Thirty years have now elapsed since this question, so vital to the national honour and public character of England, was thus fiercely debated in Parliament and the nation: almost all the actors on the stage are dead, or have retired into the privacy of domestic life, and the rapid succession of other events has drawn public interest into a different direction, and enabled us now to look back upon it with the calm feelings of retrospective justice. Impartiality compels the admission that the conduct of England in this transaction cannot be reviewed without feelings of regret. Substantially, the proceedings of the English Cabinet were justifiable, and warranted by the circumstances in which they were placed: but formally, they were reprehensible, and form enters into the essence of justice in the transactions of nations.“ Und nachdem er angeführt, wie doch in der That Spanien ſchon längſt gegen England feindlich wirkte, und täglich darin weiter ging, ſo fährt er fort: „But admitting all this, conceding that ample ground for declaring war existed, the question remains, could the existence of these grounds warrant the commencement of hostilities without such a declaration, while the British ambassador was still at Madrid, and negotiations for the explaining or removal of the grounds of complaint were still in dependence? That is the material question; and it is a question on which no defence can be maintained for the conduct of England.“ Dies führt er nun weiter aus, und ſchließt: „It is with painful feelings therefore that the British historian must recount the circumstances of this melancholy transaction,“ und er freut ſich nur des beſondern Glücks, daß dieſe Ungerechtigkeit gegen eine Nation verübt worden, welche ſpäter mit ſolcher Laſt von Wohlthaten überſchüttet ward, daß, gleich dem proteſtantiſchen Märtyrer am Pfahl, England ſeine rechte Hand in das Feuer hielt, bis deren Verbrechen durch ihr Leiden gebüßt war. —

Ueber die engliſche Finanzverwaltung giebt der Verfaſſer ſo viel Auskunft, als zum Verſtändniß nöthig iſt. Er tadelt das Anleiheſyſtem, welches im Jahre 1794 begann, und das, wenn überhaupt, gleich im Anfang kräftiger hätte wirken müſſen. Aber damals, meint der Verfaſſer, wo ein geringer Mehraufwand an Truppen und Geld den Erfolg herbeiführen konnte, der viele Jahre ſpäter mit unermeßlichen Opfern erkauft worden, habe noch niemand eine Vorſtellung von der Höhe gehabt, zu welcher die Kraftanſtrengung Englands aufzuſteigen fähig ſei, und indem er anführt, daß Pitt 140,000 Bewaffnete für England als das Aeußerſte gerechnet habe, ſagt er: „Such was the happy ignorance of those times in regard to the exertions of which a nation was capable.“ Bei dem Anlaſſe des Todes von Pitt, wo dieſer große Staatsmann nach Verdienſt gewürdigt wird, iſt ein ganzer Abſchnitt der Darlegung und Prüfung ſeines Finanzſyſtems gewidmet. Bekanntlich haben die ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten überhaupt, in den letzten Jahrzehnden, große Veränderungen erfahren, und auf ſpäter gewonnenen Standpunkten iſt es dann nicht ſchwer, die Mängel der früheren zu erkennen. Pitt, wie mit ihm in gleichem Falle Friedrich der Große, iſt nicht zu tadeln, daß er in ſtaatswirthſchaftlichen Einſichten nicht weiter geweſen ſei, als ſeine Zeitgenoſſen alle. Wie keinem Geſetze, ſo auch keiner Einſicht darf rückwirkende Kraft beigelegt werden.

Auch über Fox, der ſeinem Gegner bald nachfolgte, ſpricht der Verfaſſer ſehr gut, und erhebt mit gerechtem Stolz die Vorzüge des ſeltnen Mannes, der ſeinem Vaterlande nicht weniger zum Ruhme gereicht, als jener, und gleichſam mit Wärme die allgemein menſchliche Seite in dem Leben Englands vertrat, während jener deſſen rein engliſche Seite kalt und berechnend darſtellte.

Eigenthümlich dünkt uns des Verfaſſers Bemerkung bei Gelegenheit des Prozeſſes gegen Hardy, Thelwell und Horne Tooke, welche des Staatsverrathes angeklagt waren. Die Beweiſe lagen unzweifelhaft vor, daß die Genannten den Umſturz der Verfaſſung des Landes mittelſt eines von ihnen zu bildenden Konvents bezweckt hatten; dennoch wurden ſie durch die Geſchworenen freigeſprochen, und der Verfaſſer ſagt hierüber: „Their acquittal by the independent verdict of a British jury, is to be regarded as an eminently fortunate event at that period. After so signal a triumph of popular principle, the most factious lost the power of alleging that the liberties of England were on the decline; satisfied with this great victory over their supposed oppressors, the people relapsed into their ancient habits of loyalty.“

Auffallend und bedenklich iſt uns des Verfaſſers Anſicht in Betreff des Verhältniſſes von Irland. Sein den Irländern nicht günſtiges Urtheil geht in Folgerungen über, die wir ungerecht nennen würden, hätten wir nicht ſo viele Beweiſe, daß die menſchlich wohlwollende Geſinnung des Verfaſſers ſich von nationalen Vorurtheilen nicht leicht befangen läßt Dieſer Gegenſtand iſt inzwiſchen durch die neueſten Vorgänge ſo ſtark zur Sprache gekommen, daß wohl jede Seite deſſelben durch die öffentlichen Verhandlungen hinreichend beleuchtet iſt, und wir auf dieſe lediglich verweiſen können.

Noch neun inhaltſchwere Jahre bleiben dem Verfaſſer von ſeinem Stoffe zu bearbeiten, dem Umfange der Darſtellung nach vielleicht der größere Theil ſeines Werkes. Möge er daſſelbe in gleichem Geiſte, wie die bisherigen Bände, fortführen und glücklich vollenden! Wir dürfen geſtehen, daß wir unbefangenen Leſern, welche ſich den Verlauf jener großen, durch die franzöſiſche Revolution erregten Welterſchütterung im überſichtlichen Zuſammenhange vergegenwärtigen wollen, kein anderes Buch dieſer Art mit ſo gutem Grunde empfehlen können; den ſchon befangenen aber, welche bisher nur den franzöſiſchen, oder den aus franzöſiſchen Quellen gefloſſenen deutſchen Darſtellungen gefolgt ſind, iſt dieſe noch dringender zu wünſchen, damit die einſeitigen Anſichten und Urtheile ſich an den gegenſeitigen prüfen und ausgleichen. Faſt in allen Theilen der Zeitgeſchichte ſind bei uns noch immer die franzöſiſchen Vorſtellungen und Angaben herrſchend, wir folgen ihnen meiſt unbewußt. Die Ueberlegenheit der Franzoſen, erſt die der Waffen, dann fortdauernd die der Schrift und Sprache, ihr vereintes Zuſammenwirken und zuverſichtliches Auftreten in allem, was Frankreichs Ruhm und Bedeutung hervorhebt, hat lange die freien Stimmen der übrigen Welt theils unterdrückt, theils übertäubt. Die Vorſtellungen von dem ſelbſtſüchtigen Eigennutz, der nichtsachtenden Herrſchgewalt, der treuloſen Grauſamkeit engliſcher Staatsleitung, ſind noch jetzt geläufig, auch oft ſolchen Perſonen, die nicht wiſſen noch ahnden, daß ſie dieſe von dem Nationalkonvent und von Napoleon gelernt haben. Eine genauere Kenntniß, eine gerechte Würdigung, wird vielmehr zugeſtehen, daß wenn England in dem großen Kampfe, durch Kriegsmuth, leitendes Talent, Volkskraft und Ruhm, nicht geringer daſteht, als Frankreich, es dieſes an großartiger, maßvoller, gerechter und ſelbſt edler Politik weit überragt.

Doch wir wenden uns von dieſem Gegenſtande zu allgemeineren Betrachtungen zurück, die wir in Betreff der Geſchichtſchreibung ſchon mehrmals anzudeuten verſucht waren. Hier ſind einem kurzen Zeitraum, etwa funfzehn Jahren, europäiſcher Geſchichten fünf ſtarke Bände gewidmet, in welchen ein muſterhafter Fleiß und eine gewiſſenhafte Sorgfalt alles Mögliche zuſammengebracht haben, was den Inhalt jenes Geſchehenen in ſeiner wahren Geſtalt zu überliefern vermag. Von Einzelnheiten, örtlichen und perſönlichen, welche die ächte Lebensfarbe in die Ereigniſſe bringen, hat der Verfaſſer in ſein Werk ſo viel aufgenommen, als die Maßbeſtimmung nur immer faſſen wollte. Hier iſt keineswegs eine bloß maſſenhafte Ueberſicht, worin die beſondern Geſtalten ſchwinden, im Gegentheil, wir werden auf letztere beſtimmt angewieſen. Geleiſtet iſt wirklich in dieſem Betreff, was zu leiſten möglich war. Allein, wem dieſe Geſtalten ſchon vertrauter ſind, wer in ihrer genauern Kenntniß das eigenthümlichſte Leben, eine unendliche Mannigfaltigkeit neuer Bezüge, Anſchauungen und Erklärungen gefunden hat, wird nicht läugnen können, daß der innere Reichthum, und alſo auch die volle Bedeutung, welche jener Geſchichtszeit angehören, durch dieſes Buch ſehr unvollkommen dargelegt wird, daß gerade das Beſte, das eigentliche Leben, in ſeinen feinſten Beſtandtheilen hier wie durch ein Sieb durchfällt, und nur die grobkörnigen gewonnen werden. Zehn Bände ſtatt der fünf, würden dieſen Uebelſtand kaum merkbar verändern, ja hundert ihn nicht völlig heben.

Gegenüber dieſer ungeſtümen, und ſchon nicht zu befriedigenden, Forderung einer umſtändlichen Ausführlichkeit, ſtellt ſich aber im größten Widerſpruch eine andere auf, welche den geſchichtlichen Stoff in's Enge gebracht wiſſen will, und ſich auf eben ſolche Nothwendigkeit ſtützt, wie jene. Sorgt jene für das rechte Geben, ſo denkt dieſe an das mögliche Aufnehmen. In der That, richten wir den Blick auf die Unermeßlichkeit des Stoffes, der beſonders in neuerer Zeit ſo mächtig angeſchwollen iſt und noch anſchwillt, bedenken wir die ungeheure Ausdehnung, welche das Feld der

Geſchichte nicht nur nach außen, ſondern auch in ſeinen innern Bezügen gewonnen hat, ſehen wir die Geſchichtſchreibung, welche ehemals auf wenige Bahnen vorherrſchender Macht und Bildung, auf einige, gleichſam begünſtigte Länder oder Zeiten ſich zuſammendrängte, nun über den ganzen Erdboden und alle Zeiten ſich ausdehnen, alle in früheren Zeiten ungeahndeten Eroberungen der Sprachwiſſenſchaft, der Naturforſchung, der Philoſophie, der Kunſtkenntniß, mitverarbeiten, und hundert auseinander liegende Bahnen neuer Staaten, Völker, Lebensreihen, zugleich verfolgen ſoll, erkennen wir, daß dieſe Ausdehnung ſich in den nächſten Jahrhunderten, wo vielleicht, wie ſchon Amerika, auch Aſien ſeine bisher ſtationären Völker wieder in Bewegung ſetzt, und in den noch ungeſchichtlichen und barbariſchen Völkern Afrika's der Keim der Geſchichte aufgeht, denken wir dazu den fortdauernden, auf jedem Punkte lauten, raſtloſen, nie befriedigten Anſpruch Europa's: — ſo müſſen wir erſchrecken und ſchwindeln, und den Bankrott der Ueberlieferung für unvermeidlich halten. In einer auf dieſe Vorausſicht begründeten Abrechnung würde eine Behandlung, wie ſie Aliſon ſeinen beiden Jahrzehnden widmet, nimmermehr zugeſtanden, ſondern auf wenige Hunderttheile herabgeſetzt werden.

Auf der einen Seite, für den nämlichen Gegenſtand, hundert Bände noch lange nicht genug, auf der andern Seite fünf Bände ſchon übermäßig zuviel: wie ſoll ſich der Geſchichtſchreiber zwiſchen dieſen gleich ſtarken Anſprüchen verhalten, nach welchem Maßſtabe ſoll das Urtheil über ſeine Leiſtungen ſich richten?

Das Leben ſelbſt windet ſich zwar durch dieſe Fragen leidlich hin, und löſt ſie einigermaßen, indem es bald die Ausführlichkeit, bald die Kürze begehrt, und in beiden das Nothdürftige empfängt. Allein Wiſſenſchaft und Kunſt müſſen zu Hülfe kommen, um durch klares Bewußtſein und deutliche Abſicht beſtimmter und ergiebiger zu erlangen, was dem ungeordneten und dunklen Streben nur unſicher und karg beſchieden iſt. Vergönne man hier eine kurze Bemerkung, die zwar nichts Neues ſagt, aber eine hier nothwendige Unterſcheidung klar vor Augen ſtellt. Die Geſchichtſchreibung dient zuvörderſt dem Tagesleben nach deſſen augenblicklichem, ſelbſtſüchtigem Bedürfniß; jeder geſchloſſene Kreis, ganz abgeſehen von dem Inhalt, von dem Werth und der Bedeutung für Andre, aus dem alleinigen Grunde, daß auch hier Leben geathmet, mag Ueberlieferung anſprechen und finden; gönnen wir einer Stadt, einer Landſchaft, einer Familie, und ſo weiter, ihre eigene Geſchichtſchreibung, möge ſich der forſchende Fleiß der Angehörigen dem beſchränkteſten Stoffe zuwenden; wir dürfen dieſe Arbeiten nicht verwerfen, auch wenn ihr Intereſſe den gewählten Kreis nirgends überſchreitet, ja ihn nicht einmal erfüllt; dergleichen hat mit der Wiſſenſchaft nichts zu thun, und ſteht und fällt mit dem Leben, dem es ſich angeſchmiegt. Die Wiſſenſchaft ſtellt der Geſchichtſchreibung eine ganz andere Aufgabe. Sie will alles Geſchehene als ein Ganzes faſſen, und arbeitet überall auf Univerſalgeſchichte hin; jede beſondere Geſchichte wird ein Beitrag zu jener. Als Philoſophie hält ſie ſich vorzugsweiſe an die geiſtige Bedeutung, als Gelehrſamkeit an die äußern Thatſachen. Dem gelehrten Forſcher gilt nicht das Intereſſe des Nahen, nicht das der Würde oder Schönheit des Stoffes, ſondern die Stellung deſſelben zu dem Ganzen; eine Lücke auszufüllen, eine Dunkelheit aufzuhellen, iſt ihr bei den traurigen Byzantinern eben ſo angelegen, als bei den herrlichen Hohenſtaufen, eine Reihe chineſiſcher Dynaſtien ſo wichtig, als Friedrich der Große. Auch dieſem Geſchäft, wie geiſtlos und ärmlich daſſelbe häufig betrieben werde, ſei Raum und Freiheit unverkümmert! Zu jedem Bau bedarf es vieler Hände, und jedem geringſten Tagewerke gebührt ſein Lohn.

Ihre höchſte Erſcheinung aber hat die Geſchichtſchreibung als Kunſt. Hier vereinen ſich alle Intereſſen und Leiſtungen, die Bedeutung des Stoffes begegnet dem Lebensantheil, der hier, wie früher an dem Oertlichen und Perſönlichen, nur an dem allgemein Menſchlichen haftet. Doch iſt die Kunſt der Geſchichtſchreibung nicht frei, wie Poeſie und Muſik, ſie iſt weſentlich an den Stoff gebunden, und erkennt dieſen als ihren Herrn; und mit der Unterordnung iſt es noch nicht gehen, ſie muß gar oft freiwillig ſich zum Opfer bringen. Die Geſchichtſchreibung wird alſo in ſeltenen Fällen eigentliche Kunſtwerke liefern; die vorhandenen Glücksfügungen ſolchen Gelingens laſſen ſich ſchnell aufzählen. Aber das Streben dahin iſt keiner Geſchichtsarbeit zu erlaſſen, jede iſt dieſer höhern Richtung fähig, und ſelbſt das Verzichten gehört ihr noch an, ſofern es mit Bewußtſein geſchieht. In dieſem Kunſtbeſtreben liegt allein die Gewähr einer vollſtändigern und dauernden Aneignung des unermeßlichen Gebietes der Geſchichte, in ihm allein das ausſtellende Maß für die Auffaſſung. Da nun alle Geſchichtſchreibung, auch die weitläufigſte, ihrem Weſen nach ſchon Abkürzung iſt, nicht das Geſchehene ſelbſt, ſondern nur Bilder deſſelben giebt, ſo muß die Kunſt jetzt hauptſächlich dahin ſtreben müſſen, dem angewachſenen Stoffe vermittelſt jener Eigenſchaft überlegen zu bleiben, und ſie daher auf's äußerſte zu ſteigern. Wir bedürfen neuer Darſtellungsarten, die Geſchichtſchreibung erwartet eine neue Wendung. Ohne vorgreifend beſtimmen zu wollen, bis zu welcher Kürze der Formeln oder Einfachheit der Bilder die ungeheuren Maſſen künftig zu epitomiſiren ſein dürften, mögen wir nur die Andeutung, daß die neue uns fruchtbare Weiſe, wie Ranke die Geſchichtsquellen, ſelbſt indem er ſie reichlicher öffnet, doch nur enger zuſammenzieht, uns ein großer Fortſchritt in jener Richtung dünkt.

Schließlich ſei noch hinzugefügt, daß wir von dieſer erörterten Auffaſſung einige Ausnahmen ſtatuiren. Wie in dem Leben des einzelnen Menſchen, ſo auch in dem des ganzen Geſchlechts, haben ſich beſondere Zeitabſchnitte, an denen unſere Betrachtung nicht vorübereilt, wo ſie vielmehr einkehren, ja wohl gar ſich anſiedeln will. Es ſind dieſe nicht grade die Wendepunkte, wohl aber die Licht- und Sammelpunkte, wo eine eigenthümliche Entwicklung zu einer allgemeinen, alle Lebenselemente umfaſſenden wird. Solcher begünſtigten Zeiten treten eigentlich nur vier *) dem langen Verlauf der Geſchichte uns entgegen, wobei die Ueberlieferungen der heiligen Schrift, welche ihren eigenen, mit keinem andern vergleichbaren Kreis bilden, nicht mitgerechnet ſind. In Griechenland iſt es die Zeit von den Perſerkriegen bis zu Alexander dem Großen herab, mit ihr eigentlicher Kern das Zeitalter des Perikles; in Rom die Zeit von Cicero, Cäſar, und Auguſtus, denen ſich noch einige ſpätere Namen, über ihre Zeitabſchnitte hinaus, anſchließen. Das Mittelalter bietet viel Schönere, doch keinen andern Reihe ebenmäßigen Lebenspunkt. Erſt in Ludwigs des Vierzehnten Zeit liefert Frankreich einen neuen, der ſich bis in unſere Gegenwart hinabzieht; und Deutſchland hat den ſeinen in dem neueſten, von Friedrich dem Großen zu benennenden Zeitalter. Nicht große Kirchen, Eroberer und Kriegshelden ſind hier beſtimmend, auch nicht Phiſchichten, Dichter und Künſtler, ſondern das Zuſammenſein von erſten Größen aller dieſer Arten in derſelben Lebensbewegung, die Kraft und der Reiz, die Wärme und Reichthum des Antheils, die allſeitig erweckt ſind. Auf dieſe Glücksepochen, deren geſammtentſcheidende Wirkung und auch die lebhafteſten, ergötzlichſten, für alle Zeiten wichtigſten Urkunden und Zeugniſſe geliefert, dürfen wir die ausführlichſte, zuſammenhängende Behandlung am liebſten verwenden. Hier findet ſich die menſchliche Betrachtung gleichſam heimiſch, hier will ſie genau und umſtändlich auch das Kleine wiſſen, jeden Ort, jede Perſon kennen, die beſondere Ueberlieferungen in ihrer Urſprünglichkeit bewahren und genießen, nicht bloß ihre Ergebniſſe. Die Rechtfertigung ſolchen Vorzugs läßt ſich erſt in der Sache begründet nachweiſen. Daß wir bei dieſer Darſtellung die Gegenwart mitbedacht, dürfte als natürliche Erklärung der Mühe gelten, daß die Namen Friedrich des Großen und Goethe's verklingen so erneuert, daß ihr Licht gleichſam auch für jede Ferne hin wirkt! Vielleicht laſſen ſich genauſo bis heutig Epochen zweiter Größe jenen erſten anſchließen; ſchwerlich mehr; beſondere Vorliebe mag die eine oder die andere Stelle hervorziehen, auf einige Ueberraſchungen kommt es dabei nicht an.

Wir ziehen aus dem Vorgelegten nur den Schluß, daß die Geſchichtſchreibung, um ihre Aufgabe genau und gewandten zu ſein, wenn ich Leſern und Freunden [illegible] Kunſt zu verdanken habe, daß ſie das Weſentliche zuſammenzutragen und zu geſtalten, und dem unendlichen Detail das Bedeutende und Eigenthümliche herauszuheben wußte, und aus den vergänglichen Zeiten und Zuſtänden, deren Erklärung und in allen Einzelheiten ſo wichtig und lieb geworden, dieſe letztern zu bewahren habe; wie dies denn auch das vorliegende Werk nach ſeinem Werthe wohl andeutet, aber nach unſerer Forderung noch nicht genug leiſtet. —

Erinnerungen eines Greiſes. Altona, 1835—1837.

Keine Schrift, außer dem Werk von Goethe, das in ſeiner Gattung als einzig und ohne Vergleichung unerreicht bleibt, auch deutſche Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, die ſich dem Leſer des Buches würdig zur Seite ſtellen, und zu der Zeit, wo wir das Werk leſen, im Stillen ſchon erlebt. Dieſe Erinnerungen eines Greiſes, von denen wir hier reden, ſind ſchon früher [illegible], abſchnittsweiſe ausgeführt, und dann ſchließlich, wie es ſcheint, im Jahre 1828 abgeſchloſſen worden. Ein bedeutender Abſchnitt, die Drangſale vom Jahre 1813 in Hamburg und Holſtein betreffend, war ſchon vor zwanzig Jahren im Druck erſchienen, und erregte mehr Aufmerkſamkeit um ſo mehr, als

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] den [illegible] Herzog von [illegible], den [illegible] von [illegible] und den [illegible] von [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Goethe's [illegible] Wir haben [illegible] gewonnen, [illegible]

Nachdem der [illegible]

den Inbegriff aller menschlichen Weisheit, da man ihm mit ihren gelehrten Kommentatoren, eine solche Kunstgriffe [illegible] Salomonischen Sprüche, eine unerschöpfliche Vollkommene [illegible] [illegible], eine [illegible] [illegible] lustiger Anekdoten, gelesener Späße und [illegible] Einfälle, endlich ein unerschöpflicher Vorrath überall anwendbarer [illegible] und [illegible], mit denen er selbst dem Gemeinsten im täglichen Leben eine gewisse Würde zu geben wußte. Die übrigen [illegible] des menschlichen Geistes hatten für ihn nur einen sehr untergeordneten Werth und, wenn er sich einmal herabließ, einem Manne des Geistes eine [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], so war dies sicherlich das, daß er dem [illegible] [illegible]: der Mann ist wirklich groß in [illegible] Kleinigkeiten. Die [illegible] und [illegible] [illegible], die er jedesmal seinem täglich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vorgetragen, und den größten Wichtigkeiten [illegible], hatten ihn an die eigenthümliche [illegible] gewöhnt, die er im gemeinen Leben beibehielt, an eine [illegible] [illegible], die sich am [illegible] der gelehrten [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] wie die übrigen [illegible] [illegible], und an eine [illegible], die [illegible] [illegible], und die niemals einer Erläuterung bedurfte. [illegible] [illegible] stempelte ihn zu einem [illegible] [illegible] von [illegible] Originalität, daß er, kaum auf die Bühne gebracht, wohl [illegible] für eine Karikatur gelten würde. Einpraktiſchen Juriſten, das heißt ſolche, die ſich ausſchließend mit ihrer Wiſſenſchaft beſchäftigen, ſind freilich immer mehr oder weniger Pedanten; ſie können ihren Stand in der Geſellſchaft nicht verläugnen; das Buch, aus dem ſie ihre tägliche geiſtige Nahrung ſchöpfen, umfaßt alle unabſehlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, alle Materien, die in gemiſchten Kreiſen häufig zur Sprache kommen, die aber dieſe Herren kaum anders, als nach dem ihnen geläufigen Zuſammenhange und in Verbindung mit den darauf Bezug habenden Rechtsſätzen und Rechtsfolgen denken können, daher unwillkürlich die Paragraphen aus ihrem Sprechen, wo ſich nur der geheime [illegible] ſelbſt [illegible] haben. Hiervon iſt mir kaum eine Ausnahme vorgekommen, ſo wie ich auch allgemein bemerkt zu haben glaube, daß ſolche Juriſten ein höchſt [illegible] Urtheil beſitzen, überall wo es auf eine freie Anſicht der Dinge ankommt, und beſonders außer ihrem Fache zu Geſchäften untüchtig ſind. Sie erkennen eine Autorität an, der ſie ihre Vernunft dienſtbar gemacht haben. Dieſe Autorität iſt ein Buch, aus einer Anzahl von Geſetzen beſtehend, die ſucceſſive, in einer Reihe von Jahrhunderten, wie die Zeitumſtände und das Bedürfniß ſie erheiſchten, gegeben worden ſind, und jetzt, ohne Rückſicht auf dieſe Umſtände, nach ihrem buchſtäblichen Inhalte unter Rubriken zuſammengeſtellt und zu Rechtsgrundſätzen erhoben, für alle Zeiten und alle vorkommenden Fälle zur Regel der Entſcheidung nehmen ließen. Dieß hat den doppelten Nachtheil für den Verſtand, der ausſchließlich damit beſchäftigt geweſen, daß er die Fähigkeit verliert, die Dinge in ihren natürlichen Verhältniſſen aufzufaſſen, und daß er da, wo es auf die Erwägung des Für und Wider ankommt, einen unverhältnißmäßigen Werth auf Kleinigkeiten legt, weil dieſe, wenn er vorkommende Fälle auf gegebene in ſeinem Buche zurückgeführt hatte, oft von großer Wichtigkeit geweſen waren. So habe ich einen Richter gekannt, der als Advokat für den erſten Juriſten in ſeiner Gegend gegolten hatte, auch die gründlichſten Relationen machte, in denen er alles, was ſich von beiden Seiten in der Streitſache ſagen ließ, erſchöpfend darſtellte, aber dennoch nicht im Stande war, ein Reſultat daraus zu ziehen, und dadurch auch ſeinen Mitrichtern die Entſcheidung ſehr erſchwerte. Der gute Böhmer, ein Orakel auf ſeinem Katheder, würde auch vermuthlich kein Salomo auf dem Richterſtuhl geweſen ſein. Die traditionelle Univerſitäts-Chronik bewahrte manche ſeiner juriſtiſchen Aeußerungen, die aber auf diejenigen ihre volle Wirkung nicht machen können, denen die Art, wie er ſie vorgetragen, nicht aus lebendiger Anſchauung bekannt geworden iſt. Ein Zug ächt ungekünſtelter Ehrlichkeit, in Behauptung der Wahrheit bei einer Gelegenheit, wo ſie, ſtändlich geſagt, eine Verlegenheit für den, dem er ſie entgegen wollte, am ſämmtlichen ein Opfer gemacht hatte, hat mir beſonders gefallen. Bei einem Gaſtmahle nämlich, das ihm zu Ehren gegeben wurde, bemerkte der Wirth die unwillkürlich krampfhaften Geſichtsbewegungen ſeines verehrten Gaſtes nach einem verſuchten Trunke, und fragte ihn, ob der Wein ihm nicht ſchmecke? „Ei doch! doch!“ erwiederte dieſer auf ſeine gewohnte Weiſe; „wahrſcheinlich ein vortreffliches Gewächs; nur will mich unmaßlich bedünken, als könne daſſelbe etwas ſäuerlich werden zu wollen.“ Es fand ſich, daß das anſcheinend ſäuerlich werden wollende vortreffliche Gewächs reiner Eſſig war, den der Bediente, aus Verſehen, ſtatt des ſeinem Gaſte beſtimmten Weines, vor ihn hingeſtellt hatte. Uebrigens machte er ein recht gutes Haus; ich habe einigemale außer den Akademie-Tagen an ſeinem Theetiſche ſehr vergnügte Stunden zugebracht, da die gleichfalls gemüthliche, wohlwollende Hausfrau gerne Heiterkeit um ſich verbreitet ſah. Ein Paar hübſche und liebenswürdige Töchter, von denen die jüngere kaum der Kindheit entwachſen war, trugen weſentlich dazu bei, das Haus angenehm für gebildete junge Leute zu machen und die Unterhaltung zu beleben.“

Vortrefflich iſt der Philolog Heyne dargeſtellt, deſſen gehaltvoller Karakter und einflußreiche Thätigkeit nach Gebühr anerkannt werden. Wir theilen nur den Schluß hier mit, der mit wenigen kräftigen Zügen das Bild ſeiner äußern Zuſtände giebt, der bekannten Schrift-

Tochter Thereſe Huber, deren Leben hoffentlich bis in unſere Tage ſich erſtreckt hat. „Minder gründlich und folgerecht, als ihre Mutter, — ſagt unſer Beobachter, — entwickelte ſie in der Unterhaltung einen lebendigern, mehr von der Phantaſie und durch ſinnliche Eindrücke aufgeregten, als von tief im Herzen wurzelnden Empfindungen beherrſchten Geiſt; ihre Gedanken und Einfälle jagten einander mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß die Worte ſie kaum einholen konnten und der Athem ihr oft ausging; dann konnte man ſich das Vergnügen machen, ſie, durch vorſätzliche Mißverſtändniſſe, zu den heftigſten Ausdrücken der Ungeduld zu bringen. Ihre kleinen feurigen Augen, die Beweglichkeit der Züge ihres jugendlichen, zwar nicht ſchönen, aber durch keine Regelmäßigkeit und Disproportion entſtellten Geſichts und der zierlich geformte Körper gaben dem, was ſie ſagte, für Zuhörer meines Alters, einen beſondern Reiz. Sie ward bald nach meiner Abreiſe des unglücklichen Georg Forſter's Braut. Wenn die Verbindung keine glückliche geweſen, wenn die beklagenswerthen Vorfälle in Mainz eine Trennung zur Folge hatten, unter Umſtänden, die, mit einer gewiſſen Nothwendigkeit, den Schritt herbeiführten, der, bei Lebzeiten des erſten Mannes, ihren Kindern einen zweiten Vater gab, ſo haben ihre ältern Freunde nicht vergeſſen, daß Forſter, nach der Eheſcheidung bis zu ſeinem Tode, ihr immer Liebe und Achtung bewieſen.

daß ſie mit ihrem zweiten Manne, dem als Menſch und Schriftſteller ausgezeichneten und achtungswerthen Huber, alle Widerwärtigkeiten des Lebens ſtandhaft ertragen, ſich ihm als eine liebevolle, ſeine Sorgen erheiternde Gattin und ihren Kindern als treue Verſorgerin bewieſen hat.“

Blumenbach, Spittler, Pütter, Käſtner, ſo wie der berühmte Stallmeiſter Ayrer, werden mit bezeichnenden Strichen dargeſtellt, durch welche ſowohl die leibliche Erſcheinung als die geiſtige Eigenheit zur lebhaften Anſchauung kommen. Schließlich finde hier noch die Schilderung Lichtenberg's ihren Platz, an den zu erinnern jeder Anlaß willkommen ſein muß; der Verfaſſer ſagt: „Lichtenberg nimmt eine ehrenvolle Stelle unter den beſſern Schriftſtellern Deutſchlands ein, und beſonders unter den ſeiner Zeit nicht häufigen witzigen Köpfen, die einen glücklichen Einfall auf eine geſchickte Weiſe einzukleiden verſtanden; aber auch in der Phyſik, ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft, hat er ſich durch einige nicht unwichtige Entdeckungen einen Namen erworben. Er trug die Naturlehre einfach und klar vor, doch ohne Wohlredenheit, in keiner fließenden Sprache, ſondern in abgebrochenen Sätzen. Mit Hülfe eines geſchickten Amanuenſis geriethen ihm die Experimente recht gut. Er, der ſo gerne die lächerliche Seite der Dinge und Menſchen aufſuchte, gab ſich ſelbſt dem Spotte ſeiner Zuhörer preis, durch die Aengſtlichkeit, womit er ſeinen

Buckel, den der bekannte Geſichtszug aller Verwachſenen, wie ſeine Statur von jeder Seite betrachtet, verrieth, zu verbergen ſuchte, indem er, bei den Zeichnungen und Demonſtrationen, die er an der Wandtafel zu machen hatte, in einer höchſt unbequemen Stellung, die Wand im Rücken, ſeitwärts mit dem Rechenſtifte über die Tafel hinfuhr, auch die größte Unruhe bezeigte und zurücktrat, wenn Einer zufällig ſeiner Rückenſeite zu nahe kam. Man hat ihn den deutſchen Swift genannt. Aber er beſaß weder die Ergiebigkeit, noch die Gallſucht jenes Miſanthropen. Lichtenberg war im Grunde ein wohlwollender Menſch; ſeine Einfälle entfuhren ihm ſelten unwillkürlich; wo nicht in ſeiner Unterhaltung, doch in ſeinen Schriften, merkte man zu oft Abſicht und Anſtrengung. Lichtenberg's Schriften ſind übrigens als Muſter eines ächt deutſchen Stils zu empfehlen, und wie viele gediegene Worte ſind nicht darin aufbewahrt, die den tiefen Denker verrathen! In ſeinen Vorleſungen war es ihm zu ſehr Ernſt mit der Wiſſenſchaft, als daß er ſeine Zuhörer durch Späße zu beluſtigen geſucht hätte. Einmal jedoch gab ihm die ſogenannte luſtige Geſellſchaft Veranlaſſung zu einem gut angebrachten Spotte. Sie hatte eine Schlittenparthie eingerichtet, aber an dem dazu beſtimmten Tage trat ein ſolches Thauwetter ein, daß aller Schnee zu Waſſer wurde. Da die beſtellten Pferde dennoch bezahlt werden mußten, ſo wollte man ſie doch auch benutzen, und ließ ſie, behangen mit Schellen, vor Kariolen und allerlei Fuhrwerk ſpannen, womit nun der Zug, Vorreiter voran, durch alle Straßen jagte. Als er bei Lichtenberg's Hauſe vorbeikam, zog der Lärm ſeine Zuhörer und ihn ſelbſt an das Fenſter. „Ei, ei, ſagte er lächelnd, die Temperatur hat freilich einen Sprung gemacht, aber ich glaubte doch nicht, daß ſie uns ſo plötzlich in die Hundstage verſetzt hätte.“ Am liebenswürdigſten war er, wenn er in einer kleinen Geſellſchaft, nachdem die Gäſte ein wenig gezecht hatten, und die Unterhaltung lebhaft geworden war, von dem allgemeinen Frohſinn fortgeriſſen, ohne witzig ſein zu wollen, ſich ſeiner Laune überließ; dann fielen ihm eine Menge luſtiger Anekdoten ein, die er auf eine anmuthige Weiſe und nicht ſelten am Schluſſe mit einer überraſchenden Wendung erzählte. Oft konnte man ſich dieſen Genuß nicht verſchaffen. Seiner ſchwächlichen Geſundheit wegen ging er nur ſelten, und in der letzten Zeit meines Aufenthalts gar nicht mehr, aus dem Hauſe; ein hübſches Blumenmädchen, das er zur Aufwartung angenommen und ſelbſt gebildet hatte, wurde als Ehefrau ſeine tägliche Geſellſchaft und Pflegerin. Früher brachte ihn B.... ein paarmal in einen Klub, in welchem ſich einige jüngere Profeſſoren und eine kleine Anzahl Studenten wöchentlich zu eine Abendmahlzeit verſammelten. Wiſſenſchaftliche Gegenſtände wechſelten hier im Geſpräche mit muntern Einfällen und Erzählungen. Bei einer ſolchen Gelegenheit trug uns Profeſſor B.... das, was er den Roman ſeines Lebens nannte, vor; es waren tolle zum Theil erdichtete Schwänke von ſeinen Univerſitätsjahren her, beſonders arge Prellereien, die er ſich gegen ſogenannte Philiſter wollte erlaubt haben; das letzte Capitel ſollte die Ueberſchrift führen: „B.... kehrt von ſeinen Reiſen in ſeine Vaterſtadt zurück, ſieht nicht weit vom Thore einen Menſchen am Galgen hängen, der ſeinem beſten Freunde ſehr ähnlich ſieht; ſtellt ernſthafte Betrachtungen an, kehrt in ſich und thut Buße.“ Lichtenberg, der ſeiner Leibesbeſchaffenheit wegen ſich ähnliche Verirrungen nicht anrichten konnte, ließ fremde handelnde Perſonen auftreten, und gab der Handlung ein dramatiſches Intreſſe. So ſchilderte er den Bürger einer kleinen Garniſonſtadt, der in Abweſenheit der Beſatzung das Thor bewachen ſollte, und dem vorgeſchrieben war, keinen Fremden einzulaſſen, ohne nach ſeinem Namen, Stand u. ſ. w. zu fragen. Die Straße gehörte nicht zu den beſuchteſten und oft vergingen Stunden, ohne daß jemand, geſchweige denn ein Fremder, durch das Thor kam. Der im ungewohnten Koſtüme mit Säbel und Gewehr verſehene Bürger, der vor Begierde brannte ſich in ſeiner Würde zu zeigen, warf ſehnſuchtsvolle Blicke nach der immer leeren Landſtraße. Endlich, zu ſeiner unausſprechlichen Freude, ſieht er einen Punkt ſich herbewegen; bald entdeckt er, daß es ſein Freund und Saufbruder aus einem benachbarten Dorfe iſt; ſogleich ſtellt er ſich in Poſitur vor den Eingang des Thors, um aus vollem Halſe zu rufen: „Fuchtel! wie heißt du?“ Der andere lacht und verdoppelt ſeine Schritte. Auf den zweiten Ruf: „Donnerwetter! Fuchtel, wie heißt du?“ kommt Fuchtel lachend heran und will ſeinem ſpaßhaften Freunde die Hand reichen. Aber der Freund hält ihm wüthend das Gewehr entgegen, mit den Worten: „Halt Fuchtel! In's Teufels Namen, wie heißt du?“ — Nun, Fuchtel, erwiedert endlich der Saufbruder, der ſeinen martialiſchen Freund mit großen Augen anſtaunte. — „Paſſier!“ ſagt dieſer hierauf im gravitätiſchen Tone, indem er mit dem Gewehr auf der Schulter zur Seite tritt und eine gebietende Bewegung mit der Hand macht. In der Freude ſeines Herzens hatte er die übrigen Fragen vergeſſen. Er wollte ſie nachholen; aber Fuchtel ließ ihm dazu keine Zeit und rannte kopfſchüttelnd davon. Bei einer andern Gelegenheit ſtellte er einen Gecken aus ſeiner Vaterſtadt vor. Dieſer ſüßliche, gegen das ſchöne Geſchlecht äußerſt galante Herr ging immer aufs ſorgfältigſte gekleidet, weißen ſeidenen Strümpfen, mit künſtlich friſirten reich gepuderten Haaren, den Klapphut unter dem Arm und den Degen an der Seite, umher. In dieſem Koſtüme führte er einſt eine Dame durch ein enges langes Nebengäßchen, in welchem ihnen plötzlich eine Kuh entgegen kam, die ihrem Treiber entlaufen war; ſie konnten weder ausweichen, noch ſchnell genug zurücktreten. Das Männchen wußte ſich gleich zu helfen; mit ſeiner auf den Rücken zurückgebogenen Rechten faßte er zierlich die Hand der Dame, von der er ſich nicht trennen wollte, mit der Linken hielt er ſeinen Klapphut in die Höhe, und den Kopf vorübergebeugt ging er dem heraneilenden Feinde entſchloſſen entgegen; da dieſer, nahe gekommen, ſtutzt und ſtehen bleibt, legt er ihm den Klapphut an die Stirne, ſtemmt die ſeinige dagegen und drängt mit aller Gewalt die Beſtie zurück, indem er die erſchrockene Dame hinter ſich fortſchleppt. An den Ausgang angelangt, rennt das Thier wie gehetzt davon, und der hülfreiche Kavalier, nachdem er ſeinen bepuderten Klapphut ausgeſtäubt, bietet ſeiner Begleiterin wieder den gerundeten Arm und führt ſie triumphirend dem Ort ihrer Beſtimmung zu.“

Wir können den Verfaſſer nicht in ſeine ſpäteren Verhältniſſe und Wanderungen begleiten, da unſre Abſicht nicht iſt einen Auszug, ſondern einen Vorſchmack ſeiner Denkwürdigkeiten zu geben. Wir erwähnen nur, daß derſelbe nach vollendeten Studien zuerſt im ruſſiſchen Dienſte ſeine diplomatiſche Bahn betritt, und durch den Aufenthalt in St. Petersburg, und darauf, weil ihm die Verhältniſſe nicht gefielen, in Stockholm, die Gelegenheit erlangt, uns nicht nur durch ſeine perſönlichen Erfahrungen zu unterhalten, ſondern auch die trefflichſten Ueberſichten neuerer Geſchichtsereigniſſe in beiden nordiſchen Reichen mit reifer Sachkenntniß gedrängt und ſo lehrreich als lesbar vorzutragen. Der Verfolg dieſer Denkwürdigkeiten wird den Verfaſſer nun auch nach Paris und in die Ereigniſſe der Revolution führen, wo ſeine Zeugniſſe und Berichte an Werth und Glanz immer höher ſteigen müſſen. Mögen ſie uns nicht vorenthalten bleiben! —

Aus den mitgetheilten Beiſpielen ergiebt ſich ſchon genugſam, wie gründlich der Verfaſſer ſeine Gegenſtände nimmt, wie verſtändig und umſichtig er urtheilt. Seine Geſinnung iſt ernſt und feſt, nicht leidenſchaftlich erregt, aber warm und lebhaft. Er iſt frei von politiſcher Partheiung, das Gute und Wahre iſt ihm überall ehrenwerth, das Schlechte und Falſche überall verhaßt. Sein Geiſt iſt frei genug, um in die verſchiedenartigſten Richtungen einzugehen, ohne deßhalb ihnen anzugehören; ſein Verſtand erweiſt ſich unbeſtechlich, ſeine Phantaſie unverführbar. Daß er überall auf Recht und Sitte hält, und ſtets das Wohl der Menſchen und das höhere Gedeihen der Menſchheit im Auge hat, darin zeigt er ſich, und gewiß zur Freude und zum Gewinn der Leſer, als der ächte Sohn ſeines deutſchen Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts.

In den allgemeinen Anſichten und Forderungen, welche Poel aufſtellt, möchten wir nicht immer, in den einzelnen Urtheilen ſehr oft nicht mit ihm übereinſtimmen; allein der Grund und Boden, dem dieſe entwachſen, und die Standpunkte, aus welchen jene genommen ſind, müſſen wir überall als ehrenwerth anerkennen, und auch in dem, was uns Irrthum oder Beſchränkung dünkt, finden wir nie Unreines oder Verkehrtes. Auch dürfen wir uns bei allen abweichenden Meinungen um ſo leichter beruhigen, als ſogar dann, wenn der Verfaſſer unſres Bedünkens nicht ganz im Rechte iſt, ſeine nie fehlende Billigkeit alles wieder verſöhnt oder ausgleicht. In Einem Falle nur thut es uns beſonders leid, den Verfaſſer nicht auf der Höhe zu finden, wo er ſich ſonſt meiſtentheils behauptet. Dies iſt in dem Urtheil über Jean Jaques Rouſſeau, den er entweder nicht gehörig kennt, oder nicht nach ſeinem tiefſten Weſen zu würdigen weiß. In Deutſchland iſt es überhaupt ſelten, über jenen wunderbaren Menſchen und ſeine ganze Bedeutung ein probehaltiges Urtheil zu finden, und wenn man den Gegenſtand überdenkt, der, außer der genauen Kenntniß eines der urſprünglichſten Menſchen, auch den ſichern Ueberblick eines ganzen Jahrhunderts und der aufgehäuften, bei den Franzoſen und Deutſchen ſich verſchiedenartig bekämpfender Bildungswelten deſſelben erfordert, ſo begreift man leicht, wie grade an dieſem Gegenſtande die ſonſt bewährteſten Urtheile ſcheitern. Wir können hier auf die nähere Erörterung nicht eingehen, die wir uns für andre Gelegenheit vorbehalten, aber ſo viel möchten wir vorläufig ſchon hier ausſprechen, daß wer bei Betrachtung Rouſſeau's noch bei ſeiner ſogenannten Eitelkeit ſich aufhalten mag, und mit dieſem Erklärungsgrunde die Hauptſache zu leiſten meint, noch in zu geringen Anfängen der Menſchenkunde ſteht, als daß ihm bei ſo ſchwieriger Aufgabe auch nur mitzuſprechen zukäme. Es iſt dies ſogar ein Zeichen, woran ſich eine ganze Klaſſe erkennen läßt, ſo gut wie eine nicht eben gleiche, aber verwandte, die über den ſogenannten Egoismus Goethe's nicht hinaus kann, und die ebenfalls keiner Widerrede zu würdigen, ſondern mit Achſelzucken zu entlaſſen iſt; nicht als wollten wir dieſen Egoismus und jene Eitelkeit gänzlich verneinen, ſondern weil dieſe Eigenſchaften in den kleinen Aufklägern weit mehr, als es in jenen großen Männern je möglich iſt, ſich als Hauptſache erweiſen, und weil derſelbe Vorwurf, der jene Höhen kaum ſtreifend berührt, auf die Niedern faſt immer ganz erdrückend zurückfallen muß.

Die Schreibart Poel's entſpricht den Vorzügen, die wir ſeinem Geiſt und Karakter bereits anerkannt haben. Sie iſt der gute, klare, ſachkundige und wortbelle Mittelſtil, der unſern beſten Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts gemeinſam angehört, der frei von aller Ziererei, doch keineswegs trocken iſt, und darin die höchſte Bildung zeigt, daß er nicht einſeitig im Ausdruck allein dieſe anſtrebt. Wir finden hier

Anmuth, die von Gefallſucht fern iſt, gute Laune, die noch nicht zum Humor werden will, Ironie, deren Reiz nicht in heißen Stichen beſteht. Zu dieſen beſten Eigenſchaften einer früheren deutſchen Weiſe geſellt ſich noch ein Vorzug, den der Verfaſſer mit andern ſeiner Landsleute theilt, welche gleich ihm ihre Bildung zum Theil im Auslande geſchöpft haben. Dieſer Vorzug beſteht in einer eigenthümlichen Feinheit, die ſich bald als Milde und bald als Schärfe zeigt, und auf Erfahrung und Ton der großen Welt hindeutet, welche im Ausland oft leichter, als in der Heimath zu erlangen ſind. Oelsner, Bollmann, Schlabrendorf, zum Theil auch Klinger, laſſen dieſe gemeinſame Eigenheit deutlich genug erkennen.

Vielleicht möchte zu wünſchen ſein, daß Poel ſeine Denkwürdigkeiten etwas früher geſchrieben, und ebenfalls, daß er ſie etwas früher bekannt gemacht hätte. Die Wehmuth des Alters, die Klage über das hingeſchwundene Leben, über die verwandelten Zuſtände, würde dann ſeltner hervorbrechen; die rüſtige Kraft und der heitre Muth des Lebens uns die Gegenſtände näher halten. Schon Goethe hätte um ein Jahrzehend früher ſchreiben ſollen, wiewohl ſeinen Schilderungen jene Spuren des Alters wenig anzuſehen ſind; aber es thut ſchon weh, ihn auch nur Einmal von „verdüſterten Seelenkräften“ reden zu hören. Poel hat aber auch mit der Herausgabe ſich wenigſtens um ein Jahrzehend verſpätet. Solche Schriften müſſen die Zeit, welche ſie ſchildern, noch in vielen Lebensfaſern anziehen, noch Lob und Tadel von Betheiligten aufreizen. Welchen andern Eindruck hätten dieſe Denkwürdigkeiten machen müſſen, wären ſie vor zehn, oder ſechszehn Jahren erſchienen! Wie manches Wort, das jetzt als werthe Denkmünze verwahrt wird, hätte damals in Umlauf geſetzt ſeinen Werth verzehnfacht, wie manche Waffe, die jetzt ruhig an der Wand hängt, wäre von guter Hand gefaßt und geſchwungen worden!

Aber zuletzt noch drängt ſich uns gar die Frage auf: ob denn Poel's Denkwürdigkeiten jetzt ſchon wirklich erſchienen ſind? Abgeſehen von dem noch Ungedruckten, welches ohne Zweifel der bei weitem größere Theil iſt, möchten wir auch von dem Gedruckten, wiewohl ſolches gegen zwei Bände beträgt, kaum behaupten dürfen, daß es der Oeffentlichkeit übergeben ſei. Denn daſſelbe iſt in den Beiblättern des Altona'er Merkur's erſchienen, einer politiſchen Zeitung, deren Verbreitung doch nur eine örtliche heißen kann. Durch drei Jahrgänge dieſer Beiblätter laufen die „Erinnerungen eines Greiſes" neben den anſprechendſten Tagesintereſſen in kleinen Abſchnitten unſcheinbar durch; und da läßt ſich mit Recht fragen, wem ſind ſie bekannt geworden, wer hat ſie im Zuſammenhange geleſen? Vielleicht hin und wieder hat Zufall oder Vorkunde dies bewirkt; aber die große Leſewelt weiß nichts von ihnen, die Litteratur beſitzt ſie nicht. Wir wünſchen durch unſre Anzeige beizutragen, daß die wirkliche Erſcheinung bald erfolge! —

Leibniz.

Unſere Zeit ladet manche Schuld auf ſich, ſie wird den wohlbegründeten nächſten Anſprüchen der Gegenwart oft nicht gerecht; aber ſie trägt auch manche Schuld ab. Die Anerkennung vergangener Größe, die Bezeichnung und Wiederbelebung geiſtigen Werthes, haben in Deutſchland kaum jemals ſo große Willfährigkeit, ſo thätigen Eifer gefunden, wie eben jetzt. In Sammlung und Herausgabe von Schriften iſt Namhaftes geleiſtet worden, und wenn auch gerade den Deutſchen hierin noch Ungeheures zu thun obliegt, ſo ſind auch herrliche Kräfte in dieſer Richtung fortwährend bemüht. Wir dürfen ſeit der trefflichen Vorarbeit des Profeſſor Preuß nicht mehr zweifeln, daß wir eine vollſtändige Ausgabe von Friedrich des Großen Schriften ſehen werden, die vielleicht früher als ſein ehernes Denkmal zu Stande kommt, wiewohl auch dieſes ernſtlich im Plane ſteht. Aber auch dieſer Eifer, unſern großen Männern öffentliche Bildſäulen von Erz und Marmor aufzurichten, iſt ein unterſcheidendes Zeichen unſerer Zeit, und gehört ihr um ſo weſentlicher an, als auch der Zuſtand unſerer erhöhten Kunſtbildung zum erſtenmale einem ſolchen Eifer würdig entſprechen kann. Wir halten dieſe Richtung für eine überaus wichtige und fruchtbare; das geſammte Leben der Deutſchen, der Nationalſinn, die Vaterlands-Kraft, werden durch die Errichtung ſolcher Statuen befeſtigt; ja, befeſtigt, denn der Boden wird ſicherer und uneinnehmbarer durch ſolche Bollwerke und Beſatzungen! Unſere Nachkommen werden es ſchon erfahren! Freilich iſt es noch weit davon entfernt, daß jede Stadt die Männer bildlich aufweiſen könne, deren Geburt oder Wirken ihr angehört, deren Ehrennamen ſich mit dem Orte verſchwiſtert; aber ein Anfang iſt doch ſchon gemacht, und vieles Vortreffliche im Werk oder Plan! Die Statue Möſer's in Osnabrück, ſo raſch und glücklich zu Stande gebracht, iſt ein herrliches Beiſpiel, wie viel ein richtiger Sinn und wohlbedachter Eifer in ſolchen Unternehmungen vermag. Gutenberg's Statue in Mainz, und das ſchöne Feſt, welches durch ſie veranlaßt worden, ſind ſeitdem in ſchönſtem Glanz hervorgetreten. Die Statue Schiller's verſpricht eines der erſten Denkmale deutſcher Nation zu werden. Schiller's und Goethe's Statuen werden auch in Weimar nicht immer fehlen; längſt iſt vieles dazu vorbereitet; es bedarf nur eines energiſchen Augenblicks, um die That hervorzurufen. Frankfurt am Main wird in Betreff Goethe's nicht zurückbleiben. Magdeburg will ſeinem Bürgermeiſter Otto von Guericke auf öffentlichem Markte eine Bildſäule ſtiften. Halle hat ſeinen Francke, Wittenberg ſeinen Luther. Berlin hat ſeine Kriegshelden zum Theil, ſeinen großen Kurfürſten; ſeine Weiſen und Lehrer fehlen noch. Aber gedacht iſt auch an dieſe ſchon mannigfach! Ein hochgeſtellter Mann, deſſen allzufrühen Hintritt wir ſtets beklagen werden, Wilhelm von Humboldt, hatte den guten Gedanken, daß mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müßte; und in der That läßt ſich ſchwerlich ein Name finden, bei dem alle Stimmen ſich ſo vereinigten, alle Einwendungen ſo leicht wegfielen. Leibnitz! wer vermag es in Kürze auszudrücken, was dieſer Name alles in ſich faßt! Unter den großen Deutſchen einer der größten! In jedem Betracht groß, als Staatsmann, Gelehrter, Philoſoph, als ſittliche Geſtalt; groß in geiſtiger Bedeutung, groß in weltlicher Wirkſamkeit; ein Lehrer, ein Stifter, innerhalb des Vaterlandes; ein Bote des Ruhms und der Ehre deutſchen Namens im Auslande! Berlin verdankt ihm ſeine Akademie der Wiſſenſchaften, Hannover einen unberechenbaren Antheil der Bedeutſamkeit und des Gedeihens, die ſogar in wirkliche Macht übergegangen ſind. Freilich könnte Hannover mit Berlin wetteifern in der Verehrung, die dem großen Name gebührt, ja Hannover wäre am nächſten verpflichtet, denn es beſaß den Mann im Leben am meiſten, und es beſitzt ſeine Gebeine, ſo wie den Schatz ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes. Auch ehrt dort ſeinen Namen ſchon eine wohlgeſtellte Büſte, und die Benennung einer Straße; aber ein lebensgroßes Standbild fehlt. Wenn es wahr wäre, wie uns verſichert wird, daß auch in Hannover der Gedanke bei mehreren einflußreichen Männern erwacht iſt, Leibnitzen eine öffentliche Statue zu zu errichten, wie dieſer Gedanke in Berlin beſtimmt in thätiger Anregung fortwirkt, ſo wollen wir uns freuen, daß der Fall, der ſchon bei Blücher und Goethe und Schiller eintritt, auch hier ſich wiederholt, und mehr als Ein Ort denſelben Mann verehrt. Mögen unſre Rauch, Tieck, Schwanthaler, Drake zu thun bekommen, ihre Werke werden zugleich Denkmale unſerer Zeit ſein. — Aber eine noch wichtigere und größere Aufgabe, als die Bildſäule Leibnitzens zu errichten, iſt die, ſein Leben und Wirken biographiſch zu ſchildern, und ſeine zahlreichen und mannigfaltigen Werke vollſtändig herauszugeben. Zu beiden wird Rath werden, ja zu beiden iſt ſchon Anſtalt gemacht. Bis jetzt beſitzen wir ſeine Werke nur durch die Hand eines Ausländers geſammelt, darunter nur Eine kleine Schrift in deutſcher Sprache. Aber es giebt noch viel Deutſches von Leibnitz, wiſſen wir jetzt durch Doktor Guhrauer, und wiewohl bisher Ueberſehenes und Ungekanntes, doch gerade höchſt Schätzbares und Wichtiges, was die Nation mit Enthuſiasmus aufnehmen wird. Die Biographie vollends wird eine Fackel ſein müſſen, die vieles bisher Unbekannte oder Zurückgebliebene ſtark beleuchtet. Wer ſie unternimmt, muß mit Kenntniß und Begeiſterung ausgeſtattet ſein, muß Liebe zu ſeinem Gegenſtande mitbringen, die ſeiner Darſtellung Wärme verſpricht, und ein Buch zu Stande bringt, welches nicht dem Gelehrten bloß eine Aufzählung der wiſſenſchaftlichen Verdienſte, ſondern mit dieſer auch jedem gebildeten Deutſchen die lebendige Geſtalt des großen Mannes wahrhaft vor Augen ſtellt! Wir können eine ſolche Leiſtung erwarten, edle jugendliche Kräfte unterziehen ſich ihr. Wunderbar, wie manche Zeit einem Geiſteshelden gerade günſtig oder ungünſtig iſt! Wie lange war es ſtill vom Homer; da kamen faſt gleichzeitig Heyne, Wolf, Voß, und von den verſchiedenſten Seiten war die Welt homeriſch angeregt und erfüllt, ſelbſt Goethe dichtete in dieſem Einfluſſe ſein Epos. Eben ſo ging es mit Platon; Wolf, Stolberg, Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Heindorf, Aſt, Bekker und viele Andere, alles arbeitete in dieſer Richtung. Jetzt ſcheint Leibnitz in ſolcher Weiſe an die Tagesordnung zu treten. Wie lange ſchwieg man von ihm! Aber da ſcheint plötzlich die Sonne auf dieſen Namen! Die Philoſophie muß in ihrer jetzigen Entwickelung nothwendig auf ihn zurückführen; er iſt der wahrhaft chriſtliche Philoſoph, ohne die Entzweiung oder Ueberſpannung, die bei den ſpätern mehr oder minder zwiſchen Chriſtenthum und Philoſophie vorherrſchen. Der deutſche Vaterlandsſöhne blickt mit Stolz auf das Wirken eines Mannes zurück, der das ganze Vaterland umfaßte, der darin ringsum einen deutlichen Eindruck zurückließ, und gegen das Ausland und ein Ehrenſchild war zu einer Zeit, wo es deren nicht viele gab. Der Künſtler ſucht, die würdige Geſtalt in Erz und Marmor darzuſtellen. Die Litteratur ſieht ſeinen erläuterten Schriften, deren Sammlung, deren Vervollſtändigung entgegen. Die Geſchichte der Philoſophie wird nicht mehr, wie bisher ſo häufig geſchehen, flüchtig bei dieſem großen Reichthume vorübereilen, ſondern deſſen Beſtandtheile mehr und mehr im Detail erörtern müſſen. Genug, der Hinzug auf Leibniz iſt unverkennbar zu unſerer Zeit! Nicht auf ſeinem Inhalte treten ſo viele gleichartige Beſtrebungen auch gleichzeitig hervor. Wir dürfen die Litteratur deshalb um ſo mehr beglückwünſchen, als ſie gerade ſolcher Richtungen, wie die Leibnizische, nur allzuſehr entbehrte, und dieſe auch darin eine glückliche iſt, daß ſie nur Geſundheit und Fruchtbarkeit mit ſich führt, und irgendein Unheilvolles ſich ihr niemals anſchließen kann. —

Leibnitz's Diſſertation de principio individui, herausgegeben und kritiſch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin, Veit und Comp. 1837. 8.

Wir gedenken der gelehrten literariſchen Schrift in dieſen Blättern, weil der Name Leibnitz eine allgemein nationale Beziehung für jeden Deutſchen hat. Jeder kennt und hat Theil an der Ehre dieſes Namens, und wer auch nur durch Erzählung von ihm weiß, und die Kunde der Bedeutung und der Verdienſte des Mannes nicht unmittelbar aus den Schriften deſſelben hat. Denn allerdings werden nicht viele unſerer Gelehrten ſich rühmen dürfen, Leibnitz genau aus ſeinen Schriften zu kennen, die auch in der That nicht ſo leicht zugänglich ſind. Selbſt die leichteren und anziehenderen unter ſeinen Büchern, zum Beiſpiel die Theodicee, ſind in den letzten Zeiten unglaublich vernachläſſigt worden. Wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ſeit ungefähr zwanzig Jahren, nachdem man die herrlichen Sprüche des Angelus Sileſius gleichſam neu entdeckt und wieder herausgegeben und mannigfach über den Verfaſſer geſchrieben und geredet hat, daß ſeit all' dieſen Jahren, in unſerer doch ſo mittheilungsſüchtigen Zeit, niemand ſich mit der Notiz gemeldet hat, jene Sprüche und ihr Verfaſſer ſeien von Leibnitz in der Theodicee ehrenvoll erwähnt!

Man [illegible] sich glauben, daß es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] deutschen Literatur [illegible] Buch [illegible] [illegible]!

Allein die Abhandlungen, welche [illegible] [illegible] [illegible] großen [illegible] zugänglich machen, [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] einer der Schriftsteller, welche gegenwärtig, und zwar zum Heil deutscher Geschichtschreibung, einen [illegible] [illegible] [illegible] erheben. Schon Hegel in seiner Geschichte der neueren Philosophie hat den großen Mann [illegible] eigenem Studium gewürdigt und seinen Werth nach Gebühr hervorgehoben. Ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] mit dem Scharfsinn des [illegible], [illegible] die erste Ausgabe seiner philosophischen Werke, [illegible] [illegible] deutlich die aus anderen Blättern sich [illegible] [illegible] Gleichgewicht und [illegible] und [illegible] [illegible] Umgang mit den Schriften und dem Leben [illegible] [illegible] geht der gegenwärtige [illegible] seiner [illegible] hervor, mit dem es eine eigene Bewandtniß hat.

Diese Dissertation handelt von dem Principe des Individuums, und da man das Princip der Individualität [illegible] [illegible] als die Grundlage der gesammten [illegible] Philosophie erkennen mußte, so war man sehr begierig, den ersten Keim dieser großen Geistesentwickelung in der frühen und ersten Arbeit des Jünglings wieder aufzufinden. Allein diese Schrift, den [illegible] Anfängen des [illegible] in [illegible] [illegible] angehörig, war schon bei seinen [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], [illegible] durch [illegible], [illegible] und [illegible], durch [illegible] und [illegible], durch [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] sind.

[illegible]

[illegible] „zur kritischen Beurtheilung Goethe's“, [illegible] Goethe und Eckermann, [illegible] Goethe'schen [illegible]

[illegible] Goethe's [illegible]

Er hat als [illegible] und [illegible] Talent ausgesprochen. Allein dieses Talent ist gleichwohl nicht eigenthümlicher [illegible], und zugleich [illegible] die Liebe und [illegible] [illegible], welche dem großen Dichter mit allen herrlichen Vorzügen [illegible] von anderen Kritikern [illegible] [illegible] werden. Wir führen als Beispiel dieser Anerkennung und zugleich der hohen Gedanken und des würdigen Ausdrucks die [illegible] Stelle S. [illegible] hier an, wo der Kritiker von der [illegible] an [illegible] des ersten Theils diese bedeutenden Worte sagt: „Es war eine der schwersten [illegible] würdige Aufgabe, eine Aufgabe, an die sich selbst Shakspeare nicht gewagt hat: in dem [illegible] des durch die [illegible] [illegible] gesteigerten [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] den [illegible] Werth, die [illegible] dieses [illegible] zu offenbaren; und sie ist Goethe'n auf das [illegible] gelungen. Sie ist ihm gelungen, in der [illegible] dieser Widersprüche, in welche eine [illegible] die [illegible] des Menschen [illegible], die Richtung auf das [illegible] des un-[illegible] [illegible] zu [illegible], übermenschlicher Be-[illegible] zu bringen, so daß die Stimme, die am Schlusse [illegible] Rettung ausspricht, mit der eigenen Macht des [illegible] einer [illegible] [illegible]. Eine Dichtung, die das vermag, giebt dadurch [illegible], als durch irgend eine andere poetische [illegible], den Beweis von dem [illegible], der [illegible], zu der innerliche Einheit mit dem Heiligen Land, von welchem alles Menschliche allein seinen Werth und seine Würde hat.*) Und damit haben wir zugleich eine Probe gegeben, wie vortrefflich solche Autoren zu übersetzen versteht, ein Vorzug, der durch das ganze Buch sich gleichmäßig [illegible]! —

Spontini's neueste musikalische Komposition.

Tieck hat bekanntlich versucht, in bloßen [illegible] der musikalischen Instrumente darzustellen; er hat die einzelnen Stimmen in ihrem unterscheidenden Charakter reden lassen, und dazu die mannigfache Eigenheit der Instrumente angewendet. Diese Art von musikalischer Komposition fand Beifall genug, aber doch keine Nachahmung. Vielleicht war auch der Versuch an sich noch zu schwach, zu ungleich. Tieck verstand seine Aufgabe noch nicht genug, er ist in dem Gebrauch der Worte wohl ein Meister, aber in der Musik doch nur ein Dilettant. Die ganze Gattung schlief wieder ein.

Jetzt aber haben wir dem Publikum in dieser Gattung etwas ganz Neues, Gelungeneres, Bewunderungswerthes anzukündigen. Kein Dilettant mehr, ein anerkannter, berühmter Komponist tritt in ihr auf! Spontini selbst ist es, der Schöpfer der Vestalin, des Cortez, der Olympia, des Alcidor, der Nurmahal, der Agnes, der [illegible], der großartige Meister ist es, der diesmal seine Noten verschmäht, und uns in Worten, in ausführlichen Andeutungen, die [illegible] ihren Inhalt haben, die Tonstücke, welche Musik übergießt.

Es ist eine gewaltige Symphonie, von kriegerischer, kampflustiger Gesinnung eingegeben. Sie beginnt mit idyllischen Scenen, schildert die Festlichkeit eines Volksfestes in Böhmen, den rührenden Eindruck der heimischen Musik, wie sie von einfachen, aber talentvollen Dorfleuten ausgeführt wird.

Im Gegensatze zu diesen anmuthigen Bildern tritt plötzlich eine feindliche Schaar auf, welche diesen Frieden stört, das alte Vorgefühl zu vernichten droht. Die Gewalt des Bösen und Wüthens ruft alle Bewohner seines Vaterlandes auf. Er ruft zu den Waffen, er schildert den Feind in seiner ganzen Scheußlichkeit, er erinnert an seine eigenen Thaten. Der Kampf wird eröffnet, es folgen Sieg und Schlachte, man streitet immer heftiger, und der Sieg — bleibt für diesmal unentschieden; man läßt von beiden Seiten nach, man zieht sich zum Sturme zurück, man wird neue Kräfte sammeln, und nächstens den entscheidenden Kampf unternehmen.

Dies ist im Allgemeinen der Inhalt dieser Symphonie. Im Besondern hat es Spontini mit den neuen Opern zu thun, mit der Barbarei, dem [illegible], dem Fanatism, dem ungebändigten Volksmuth, der [illegible] bekannteſten Tendenzen und Hülfsmittel der neueſten Komponiſten, und ſiegt mit [illegible] auf [illegible] Seite über den deutſchen [illegible], durch den [illegible] Komponiſten und [illegible] Dimenſionen des Theaters zu einem Tummelplatze des Enthuſiasmus, der Sittenloſigkeit, der Revolution machen, und dabei den Geſchmack für gute und echte Muſik auf ewig zu Grunde richten.

Dieß alles iſt in einem Briefe an einen Freund niedergelegt, in enthuſiaſtiſchen, eindringlichen, heißen Reden, die wir in der That gar nicht mehr als ſolche anſehen können, ſondern lediglich für eine Spontini'ſche muſikaliſche Kompoſition erklären müſſen.

Sie iſt ganz im Karakter der übrigen Spontini'ſchen Muſik. Das Element, in dem ſie ſich bewegt, iſt ganz franzöſiſch, aber es iſt ein Italiäner, der dieſes Element [illegible]. Wirklich, die Worte ſind franzöſiſch, aber Sprache und Ausdruck durch und durch italiäniſch, die eine Nationalität und Sprache vollkommen und bis zur Täuſchung durch das Medium einer andern aufgefaßt? Und nun der Inhalt, — dieſe Hitze, dieſe Verbreitung, dieſe Zuſammenziehung, dieſe [illegible] Verbindung der Begebenheiten, bis zum völligen Verlaſſen des grammatiſchen Zuſammenhangs, dieſes Durcheinanderwerfen der Töne, der Tonarten, dieſe mächtigen Effekte, dieſes ſchmetternde Singen, dieſe [illegible] [illegible], dieſes [illegible] [illegible] aller [illegible], dieſe [illegible] [illegible] zweiflung, dieser gräßliche Haß und heftige Grimm, diese [illegible] Vorwürfe und Klagen — ist das alles zusammen nicht ein ächter Widerklang der herrlichen Spontini'schen Musikstücke? Ist hier die Macht der Töne, der Reichthum der Instrumente, die hinreißende Gewalt des Genies, ist dieß nicht in treuestem Abbilde wiedergegeben, nur daß das Bild aus Worten, statt aus geräuschvollen musikalischen Mitteln, besteht?

Auf uns war die Wirkung ganz dieselbe; wir waren zur Bewunderung hingerissen; wir haben das reinste Vergnügen davon empfunden! Aber freilich kommt es auch darauf an, daß der Leser die Ausführung geschickt zu dirigiren wisse. Er muß es machen, wie wir es gemacht. Laut, laut muß dieser Brief vorgelesen sein, mit Feuer, mit Wärme nicht bloß, sein mit Hitze, von ausdrucksvollen Geberden begleitet, von mächtigen Blicken, — kurz, mit allem Pomp, aller Energie und allem Geräusch, womit wir die Ausführung einer großen Oper behandelt sehen. Dann erst wird man des Geistes und Sinnes dieser Symphonie recht inne werden.

Ob einige [illegible] Ohren-Komponisten zu diesem Werke [illegible] werden, ob sie sich auch in dieser neuen musikalischen Gattung versuchen wollen, das wagen wir nicht vorauszusagen. Daß uns gewisse Ohren-beleidiger [illegible] erschienen wären, die hier einige [illegible] Dinge vernehmen müssen, lassen wir ganz dahingestellt. Kommt es zum Kampfe, liefert die Oppokenntlichen Nachahmung, ſo gewinnen wir in jedem Falle, der Gegenſtand wird aufgehellt, vielleicht ſogar entſchieden. Bleibt es bei dieſem Stücke ſtehen, ſo haben wir wenigſtens dieſes, und wiſſen, wie einer der größten Muſiker über den heutigen Zuſtand ſeiner Kunſt denkt und urtheilt und — muſizirt.

Uebrigens müſſen wir verſichern, bei allem Lächeln, welches uns die Heftigkeit einer ſolchen brieflichen Herzensergießung erwecken mag, daß der bittre Zorn und Grimm, der herzerfüllte Schmerz, und die ſtrömende Leidenſchaft, mit welcher Spontini hier die Muſik zu einer Weltangelegenheit macht, Wohl und Weh künftiger Geſchlechter an ſie knüpft, und die ganze Julirevolution in ihre perſönlichen Nebenbuhler- und Nachahmerverhältniſſe hineinzieht, und immer ein höchſtbeachtenswerthes Zeugniß des tiefen, gründlichen Ernſtes iſt, mit welchem der verdiente Meiſter die Sache der Muſik als eine Lebensſache anſieht und betreibt. Nicht jeder ſeiner Gegner dürfte ſich gleicher Hingebung rühmen können! Außerdem möchte manches von dem, was Spontini hier heftig und gewaltſam ſagt, in die Sprache nüchterneren Verſtandes überſetzt, nur noch an Stärke gewinnen, und die nackte Wahrheit hier ſchlimmer zu beſtehen ſein, als die von ihm ſo üppig bekleidete! —

Wir haben nur noch zu ſagen, wo dieſe neue muſikaliſche Arbeit Spontini's zu finden iſt. Sie ſteht in dem eben erſchienenen zweiten Hefte der „[illegible] von Handſchriften berühmter Männer und Frauen, herausgegeben von Dr. Dorow,“ der Anfang in Spontini's eigner Handſchrift, und der Verfolg in gewöhnlichem Abdruck, da das Ganze zu groß war, um vollſtändig auf jene Art mitgetheilt zu werden.

Die ganze Sammlung dieſer Facſimile's, mit dem zweiten Hefte nun ſchon über ſechzig der intereſſanteſten und bedeutendſten Blätter enthaltend, müſſen wir bei dieſer Gelegenheit beſtens anempfehlen, als eine der reichſten, preiswürdigſten und wohlfeilſten Unternehmungen, die in ſolcher Art bisher verſucht worden. In der Auswahl der mannigfachen namhaften Perſonen und des Inhalts der handſchriftlichen Proben, ſo wie in der Angemeſſenheit der beigefügten Erläuterungen, hat der Herr Herausgeber bisher ausgezeichneten Takt bewieſen, und auch ein ſeltnes Glück ſcheint ihn zu begünſtigen, indem er Blätter liefert, welche durch Abſicht und Mühe vielleicht um keinen Preis zu erlangen ſein möchten. Wir hoffen, daß die Sammlung raſch fortſchreiten wird, denn je vollſtändiger ſie erſcheint, deſto ſchätzbarer wird ſie, und der Politiker wie der Litterator wird ſich durch ſie belehren wie unterhalten.

Der Brief Spontini's, von dem wir hier geſprochen, gehört zu den merkwürdigſten Seltenheiten dieſes zweiten Heftes, das aber in den Blättern von Koſciuſzko, Schädrendorf, Pückler, W. und A. von Humboldt, Canning, Goethe, Hamann und Andern noch viele von kaum minderm Werth enthält, und die in manchem Betracht ſogar einen noch höheren anſprechen dürfen. —

Karl Auguſt Böttiger. Eine biographiſche Skizze von deſſen Sohne Dr. K. W. Böttiger. Mit einem Bildniſſe. Leipzig, Brockhaus 1837. 8.

Dieſer vorläufige Abriß, dem eine ausführliche Biographie künftig folgen ſoll, iſt ſehr willkommen und ſchätzbar. Der merkwürdige, vielthätige Mann erſcheint hier in ſeinen Lebensumſtänden, Verhältniſſen und Wirkſamkeiten. Wir erkennen ihn als einen tüchtigen Gelehrten, trefflichen Alterthumsforſcher, für Leben und Kunſt ſinnvoll angeregten, wohlgemuthen, ernſtheitern, gefälligen, braven Mann, der in ſeiner Familie, von ſeinen Schülern, von ſeinen Freunden geliebt wird, durch Redlichkeit und Wohlwollen allgemeine Achtung verdient, deſſen Seele keinen Haß, keine Bitterkeit nährt. Als Sohn, Gatte, Vater, Lehrer, Bürger, Beamter, Kunſtförderer, Geſellſchafter, iſt Böttiger alles Lobes werth.

Ein anderes aber iſt es, wenn wir ihn nicht in dieſen Eigenſchaften, ſondern in derjenigen auffaſſen, welche die Spitze ſeiner ganzen Erſcheinung war, und in welcher ſeine allgemeine Beziehung zur Welt und ſein eingreifendes Wirken hauptſächlich ruhten. Seine litterariſche Thätigkeit iſt es, die alle jene Eigenſchaften ſich unterordnete, bedingte, mitunter bedeckte, auch wohl verbrauchte. Als Litterator verdient Böttiger nicht ſo großes Lob.

Die ſeltenſten Kräfte und Triebe wirkten in ihm zuſammen. Er hatte den regſten Sinn für alles Neue, faßte daſſelbe leicht, gewann ihm ſchnell eine darſtellbare Seite ab, wußte dieſe mit Gewandtheit hervorzukehren. Alle ſeine Kenntniſſe ſtanden gleichſam auf der Lauer, hielten ſich überall offen und bereit, zur Aufnahme des Neuen, zur Mittheilung des Alten. Unerſchöpflich waren die Wendungen und Formeln, mit denen er auch das Alltägliche einen Augenblick in das Intereſſante zu verwandeln wußte. Seine Gutmüthigkeit und ſeine Klugheit vereinten ſich darin, daß ſie ihn alle ſeine Mittheilungen faſt nur in der Form des Lobes, der Empfehlung, der Begünſtigung machen ließen. Für den Verkehr der Litteratur war er recht eigentlich gemacht; in ihm lebte und webte er, in ihm hatte er ſeinen Genuß, ſeinen Lohn. Das Commercium litterarium hat ſelten einen ſo eifrigen, befliſſenen Diener gehabt; auch übte er daſſelbe in allen Verhältniſſen und unter allen Umſtänden immer als Hauptſache aus.

Dieſe Geſchäftigkeit, verbunden mit Böttiger's aufhorchender und mittheilſamer Gemüthsart, hatte jedoch ihre Nachtheile, denen keine Gewandtheit entgehen konnte. Wer aller Welt Freund iſt, iſt es eigentlich von niemandem; wer jedem dient, hebt ſeine eignen Dienſte wieder auf; wer nur lobt, thut auch den Beſten doch nur Unrecht, indem er ſie kaum noch von den Schlechten, oder doch nicht gehörig unterſcheidet; wer immer mittheilt, theilt auch wohl das zu Verſchweigende mit; wer ſich überall anzuſchmiegen, fremder Thätigkeit und Art ſich gefällig zu nähern weiß, der läuft Gefahr, mit ſich ſelber in theilweiſen Widerſpruch zu gerathen. Dies war Böttiger's Schickſal nur allzuſehr. Da ihm überall der Verkehr die Hauptſache war, ſo machte er freilich zwiſchen Kotzebue und Goethe, zwiſchen Wolf und Heyne, wie zwiſchen Merkel und Schlegel, keinen großen Unterſchied; für ſeinen Bedarf thaten ihm Alle genug. So gerieth er, obwohl von Herzen ein treuer Freund, doch mit den meiſten Gelehrten in verdrießliche Bezüge, bei dem Publikum in Mißkredit. Seine Geſchäftigkeit artete in voreilige Benachrichtigungen, unreife Zuflüſterungen aus, er verurſachte bei dem beſten Willen unangenehme Klatſchereien, deren Wirkung auf ihn zurückfiel.

Das Schlimmſte war, daß er die verſchiedenen Rangſtufen nicht ſowohl nivellirte, als vielmehr umkehrte. Das Genie und die Mediokrität ſtanden ihm nicht etwa gleich, ſondern ſein Hang zog ihn vorzugsweiſe zu dieſer. Mit Goethe, Herder, Schiller, die ihm anfangs wohlgewollt hatten, die ſein Gutes immer anerkannten, zerfiel er, durch ſchiefes Benehmen, durch Ausplaudereien, durch unzeitiges Entgegenwirken; während er mit Kotzebue, mit Merkel, und mit hundert Aehnlichen, die nur weniger berühmt und namhaft waren, bis an's Ende gutfreund blieb. Der Hang zur Mediokrität, verbunden mit der Abwendung vom Genie, die Luſt am Leidlichen, der Verdruß am Außerordentlichen, iſt in der Litteratur das Schlechteſte und Unglücklichſte, dem ſich ein Talent hingeben kann, ja es iſt um ſo ſchlechter und unglücklicher, je größere Kenntniſſe und Fähigkeiten in dieſe Richtung eingehen; für eine Zeit lang mögen ſie das Schlechte tragen, aber auf die Dauer nimmermehr, ſie gehen unvermeidlich mit ihm zu Grunde. Hat doch ſelbſt ein Herder an dieſem Unheil arg leiden müſſen, und ſich wegen deſſelben nicht auf gleicher Höhe mit denen erhalten können, denen er ſonſt gleichzuſtehn allerdings befähigt war.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß Böttiger in der großen Litteratur-Epoche der Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Wolf, Humboldt, Tieck und Schlegel, ein Repräſentant jener Richtung war, die das Mittelmäßige gegen das Geniale erhebt, und in ſeiner Vielthätigkeit nicht nur eine komiſche, ſondern auch, bevor ihn die bittern Ausfälle und gewaltſamen Kriegszüge der Xenien, des geſtiefelten Katers, Schelling'ſcher und Schlegel'ſcher Erklärungen gehörig zurechtgewieſen und an ſeinen Ort geſtellt hatten, eine verhaßte Figur ſein mußte. Die Bitterkeit hat ſich nachher ſehr gemildert, da die Geſchäftigkeit und das Anſehn Böttigers, das letztere dadurch, daß jene ſchon gehörig bezeichnet und geſtraft worden, nicht mehr ſo gefährlich waren, als in der Zeit ſeines Aufenthalts in Weimar, wo ſo viel Bedeutendes im engſten Raume beiſammenſtand, und das Hin- und Hertragen allzu raſch und heftig wirkte.

In Betracht dieſer Erſcheinung Böttigers, die in der Litteraturgeſchichte Deutſchlands unauslöſchlich fixirt iſt, muß es als ein Uebelſtand angeſehen werden, daß der Sohn es iſt, der ſeines Vaters Leben ſchildert. Wir ehren die Pietät, wir ſtimmen ihr, was den Menſchen in rein menſchlicher Beziehung anbelangt, ſogar von Herzen bei; wir ſind auf die weitern Mittheilungen, die Details und Beiſpiele, die uns aus dem Schatze der Papiere des Verſtorbenen mitgetheilt werden ſollen, äußerſt begierig, und erwarten intereſſante Aufſchlüſſe von daher; allein nach allem dieſen wird das eigentliche Standbild Böttiger's doch erſt von fremder Hand karakteriſtiſch anzufertigen ſein. Seine Biographie hat ihren weſentlichen Inhalt, ihre wichtigſte Seite des Hervortretens, nothwendig dem Tadel hingeſtreckt, den keine Pietät ihr erſparen kann. Die ganze Figur iſt nicht geeignet, von der Hand der Pietät aufgeſtellt zu werden; die Strenge, der Unwillen, die heitre Ironie müſſen dabei hülfreich ſein, dieſen public character, ohne den Menſchen zu verletzen, in ſeiner Wahrheit darzuſtellen.

Klotilde von Surville.

Durch Herrn von Gaudy's reich und geſchmackvoll ausgeſtattete, kraft ſeiner eignen Dichtergabe glücklich gelungene Ueberſetzung der Gedichte Klotildens von Surville iſt die Aufmerkſamkeit der Leſewelt auf dieſe merkwürdige Erſcheinung am franzöſiſchen Dichterhorizonte verdienterweiſe zurückgeführt worden. Merkwürdig iſt dieſe Erſcheinung in jedem Fall. Mögen dieſe Gedichte wirklich von einer Dame in jener alten Zeit, wo die Sprache dieſer Verſe die Lebensſprache war, gedichtet worden ſein, oder mögen ſie von der Hand eines neuern Gelehrten herrühren, der ſich darin gefiel, Sinnesart und Sprache einer entlegenen Zeit täuſchend nachzubilden: immer bleibt es gewiß, daß die Gedichte durch Gehalt und Form ſehr ausgezeichnet ſind; ihrem Werthe thäte der letztere Fall ſo wenig Eintrag, als Hebel's allemanniſche Gedichte dadurch verlieren können, daß nicht ſchwäbiſche Landleute, ſondern er, ein Gelehrter, der Griechiſch und Latein wußte, ſie verfaßt hat.

Der Ueberſetzer zieht freilich vor, an die Aechtheit der Gedichte unſrer Klotilde zu glauben, und unterſtützt ſeine Meinung durch vielfache Gründe. Wir geſtehen, daß wir auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen, und uns zu der in Frankreich ziemlich abgemachten Meinung bekennen, dieſe Gedichte ſeien lediglich das Werk Vanderbourg's, der aber mit beharrlichem Eigenſinn immer nur für den Herausgeber hat gelten wollen. Das Aufſehn und Wohlgefallen, welche ſein Buch erregte, hätte freilich wohl den Ehrgeiz und auch die Eitelkeit reizen dürfen, ſich als Verfaſſer, wenn er es war, auch zu bekennen. Er lehnte aber dieſe Ehre beharrlich ab. Solche Wunderlichkeit in Selbſtverleugnung findet ſich indeß auch in andern Beiſpielen. Und Vanderbourg war auch ſonſt ein wunderlicher Kauz.

Wir wollen jedoch über dieſen Gegenſtand keinen Streit erheben, ſondern dieſen den eigentlichen ſachgelehrten, ſpruchfähigen Männern, wie Fauriel in Paris und Ferdinand Wolf in Wien, gern überlaſſen. Wir wollen im Gegentheil uns des anmuthigen Geſchenkes freuen, und damit zufrieden ſein, die Gedichte deutſch in ſo gutem Ausdruck zu beſitzen.

Uns fiel aber beim Leſen der neuen Darbietung ein, daß uns gleichfalls einige Ueberſetzungen aus jenen Gedichten unter werthen Andenkblättern aufbewahrt lägen; Ueberſetzungen, die gleich in der erſten Zeit nach der franzöſiſchen Herausgabe verſucht worden ſind, und ſeitdem — ſeit dreißig Jahren — unbekannt im Verborgenen geruht haben. Wir glauben den Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir dieſe Proben jetzt mittheilen.

Die beiden Rondeau's hat Herr von Gaudy nicht in der ſtrengen Form überſetzt, die uns doch hier unerläßlich ſcheint. Hier folgen dieſe beiden Stücke, welche in der Ueberſetzung von Roſa Maria ganz dem Original entſprechen:

Als ſie ihren Geliebten das erſtemal geſehen hatte einen jungen Wolf führend.

„Des Wolfes wegen geh' ja nicht alleine!“
So hört' ich öfters meine Mutter ſagen,
Drum zagt' ich ſtets, wenn in dem Schattenhaine
Ich in des Maien erſten Blüthentagen
Die Veilchen ſucht' im hellen Sonnenſcheine.

Vom Wolf begleitet kam der, den ich meine,
Das erſte Mal zur Burg, und ich, voll Zagen,
Erzitterte, daß laut mein Herz thät ſchlagen
Des Wolfes wegen.

Drauf wandt' er ſich zu mir, und viele feine
Zärtliche Worte hörte ich ihn ſagen,
Da wähnt' ich, daß mir Liebe ſelbſt erſcheine!
Die Stimme wollte jeden Laut verſagen;
Doch ach! ich fühl's, nicht war die Angſt alleine
Des Wolfes wegen.

Das zweite Rondeau hat gleichfalls das Verdienſt der ſtrengen Form, ohne daß der naive Ausdruck im geringſten dabei litte:

Im Mondenſcheine eilt' ich zu dem Rand
Des Brünnleins, mich da einſam zu ergehen;
Ein's Abends kam mein Jüngling liebentbrannt
Und ſtahl mir einen Kuß, wie Frühlingswehen
So flüchtig, dennoch fühlt' ich heißen Brand.

Da zürnt' ich ihm; wir waren zwar bekannt,
Auch liebt' ich ihn von meinem erſten Sehen,
Doch hatten wir allein uns Du genannt
Im Mondenſcheine.

Er ließ mein Zürnen über ſich ergehen,
Und ſagte freundlich zu mir hingewandt:
„Ich habe mich nur in der Zahl verſehen,
Statt Einen hätt' ich zwanzig gern entwandt!"
Da ſagt' ich: Küſſe denn! nur mag's geſchehen
Im Mondenſcheine.

Daſſelbe gilt von den nachfolgenden fünf Trioletten, denen Herr von Gaudy in ſeiner Ueberſetzung durch die Wahl etwas längerer Verſe die friſche und angenehme Raſchheit zu ſehr benommen hat, ſo vortrefflich ihm ſonſt die poetiſche Wendung gelingt, und der Ausdruck zu Gebote ſteht.

Triolette.

1. Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!
Mir fehlen Worte, Munterkeit,
Von meinem Herzenskönig weit!
O will er nicht das Leiden ſehen,
Des Liebchens, das ihn ſonſt erfreut?
Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!

2. Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!
Es ſcheint die Zeit den Flug zu laſſen,
Seitdem mein König mich verlaſſen.
Was ſoll ich thun, was ſoll ich faſſen?
Ach nichts, das meinen Weg erhellt!
Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!

3. Er ſagte: „dir lieb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!“
Dieß Streben, ſagt' ich, iſt auch mein!
Da ſagt' er: „Dir lieb' ich allein!“
Nun giebt er mir doch Trennungspein!
Was werd' ich noch von ihm erleiden?
Der ſagte: „Dir lieb' ich allein,
„Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!“

4. Wer ihn erſieht, muß liebend glüh'n,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben;
Und ſollt' man hoffnungslos verglüh'n,
Wer ihn erſieht, muß liebend glüh'n;

Ihm konnte Keine ſich entziehn,
Die Frei'ſten ſind nicht frei geblieben:
Wer ihn erſieht, muß liebend glühn,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben.

5. Die Blumen blühn, wo er erſcheint;
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde;
Verſchönet durch ihn alles ſcheint,
Die Blumen blüh'n, wo er erſcheint:
Giebt's Reize, die er nicht vereint?
Sie alle ſind mit ihm im Bunde!
Die Blumen blüh'n, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde.

Das hier zum Schluß folgende „Geſpräch“ hat Herr von Gaudy nicht überſetzt. Es gehört aber gewiß zu den vorzüglichſten der Sammlung. Die Ueberſetzung von Roſa Maria lautet alſo:

Geſpräch.

Was iſt die Liebe? thät ich neulich fragen:
„Warum willſt wiſſen du, was Liebe iſt?
Den Mägdlein bringt ſie öfters bitt're Plagen,
Wer weiß, wie bald erfährſt du ihre Liſt!“
Ei ſagt mir, wie ſollte das geſchehen?
„Das wirſt du fühlen, thöricht Jungfräulein;
Ein Feuer brennt, ihm iſt nicht zu entgehen,
Es wüthet bis ins innerſte Gebein;
Ja ſeine Flamme dringt ſelbſt in die hellen
Kriſtallnen, kühlen, tiefen Waſſerwellen.
Der Liebe Pfeil erreichet überall;
Er trifft in Flüſſen plätſchernde Najaden,
In grünem Walde jagende Dryaden,

Selbſt die Cyklopen bei des Amboß Schall,
Die Frauen, die in Höhlen ſchlau ſich bergen,
Den Hirtengott im grünen Wieſenthal,
Die Oreaden auf den höchſten Bergen,
Im tiefſten Meer Tritonen allzumal,
Die Sylphen durch die weiten Lüfte ziehend,
Die Gnomen ſeufzend in der Erde Schacht:
Ja ſelbſt der Thiere fühlt der Liebe Macht,
Der Delphin in dem tiefſten Meere glühend,
Und Salamander in der Flammen Schooß
Vermeiden nicht der Liebe ſchnell Geſchoß.
Sie tränke ſich mit Thränen, hört' ich ſagen,
Der Götter, die ihr alle unterthan."
Und auch der Sterblichen? „Ich werde fragen,
Wenn dich umſtrickend auch ihr Netz umfahn!"
O wehe, über mein vorwitzig Fragen,
Die Pfeile wollten allzubald mir nahn!

Doch Liebe, giebſt du uns ſtatt Ruh' Entzücken,
So klag' ich nicht; auch muß dein Reich ſich enden,
Wenn meines Herzens Sieger ſich läßt blicken:
Denn könnteſt du dich noch zu Andern wenden,
Da du in meinem Herzen gänzlich biſt?

So ſprach ich, als der, deſſen Bildniß immer
Bei Spiel und Ernſt mir folgt zu jeder Friſt,
Mir nahte mit der Liebe Frühlingsſchimmer,
Flehend mit Liebeswort um Minnelohn.
Ich ſagte: kennſt du auch den kleinen Loſen,
Des ſtolzen Ares und der Kypris Sohn?
„Ich glaube nicht, daß ihr vertraulich Koſen
Ihm Daſein gab, denn lange war er ſchon,
Er mußte Leben jedem Weſen geben,
Und Vater, Mutter athmen nur durch ihn,
Der uns als ſchönes Kind erſcheint; wir ſtreben

Und ſiehen auch zu ihm in reinem Sinn;
In deinen Augen ſeh ich ſeine Strahlen
Ihn flehend, meint dich deine Liebesklage!"
Drauf küßte glühend zu verſchiedenen Malen
Mich der Verwegne, ſprach: „Nun wieder frage:
Was iſt die Liebe!"

Fürſt von Pückler-Muskau.

Die Theilnahme für den genialen Reiſenden, das Verlangen nach ſeinen Mittheilungen und die bewundernde Anerkennung derſelben regen ſich mit neuer Kraft. Die Deutſchen ſind wunderlicher Art; leicht ſind ſie hingeriſſen, dann werden ſie plötzlich ſcheu und mißtrauiſch, und zuletzt harren ſie doch treu und feſt in der Geſinnung aus, zu der in ihrer ſelten täuſchenden erſten Empfindung der Anlaß gegeben war. So geht es auch mit der litterariſchen — denn von dieſer kann hier nur die Rede ſein — Erſcheinung des Fürſten von Pückler. Bald nach ſeinem erſten Auftreten, das in Betreff der Senſation, der Aufnahme und des Erfolgs faſt beiſpiellos zu nennen iſt, brach die Julirevolution in Frankreich aus, und ſetzte auch in den Nachbarländern die bis dahin feſtbegründeten Meinungen und Urtheile in unſeliges Schwanken und troſtloſe Verwirrung. Der demokratiſche Krampf, — wir können es nicht beſſer bezeichnen —, der ſich in den litterariſchen Richtungen ſpüren ließ, wirkte nothwendig auch auf die Urtheile ein, die über die Schriften gefällt wurden. Man ſah nun hauptſächlich den Fürſten in ihm, und mit entſchiedenem Mißtrauen, das durch das preiſende Wort Goethe's — auch eines Fürſten in ſeiner Art — noch vermehrt wurde; man glaubte, die Litteratur vor einer gefahrvollen ariſtokratiſchen Invaſion und Suprematie bewahren zu müſſen. Börne war ehrlich genug, dies gerade herauszuſagen und zu geſtehen, daß die Wappenvögel des Autors und das Lob von Goethe ihn gegen das Buch eingenommen hätten, in welchem er, mit verſtockter, blinder Befangenheit, nun auch die Beſtandtheile nicht erkannte oder doch nicht nach Verdienſt würdigte, die auch er nach ſeiner Denkart ſonſt hätte preiſen und rühmen müſſen. Viele andere mißliebige Stimmen ſind ſeitdem laut geworden, aus dunklen Winkeln meiſt, wo die dürftigſte Beſchränkung, die kleinlichſte Leidenſchaft herrſcht, wo trüber Neid, verletzte Eitelkeit, ſelbſtſüchtige Abſicht, eingeflüſterter fremder Eifer, und eine bei allem ihrem Trotz doch verzagte Bosheit, ihr trauriges Weſen treiben. Was kam da nicht alles an den Tag! Man glaubte dem Fürſten von Pückler ſogar ſolche Vorwürfe machen zu dürfen, von denen eher das Gegentheil ihm Schuld gegeben werden könnte. Die Einfalt ging ſo weit, ihm Gefallſucht vorzuwerfen, ein Buhlen um die Gunſt der Leſewelt! Und niemand hat ganzen Klaſſen ſeiner

Landsleute ſchonloſer unangenehme Wahrheiten ins Geſicht geſagt, niemand leichter über bedeutende Einflüſſe, die ſchaden konnten und geſchadet haben, ſich hinweggeſetzt, niemand weniger um das Urtheil der Menge ſich bekümmert! Auch zeigt ſich das in der Thatſache der allgemeinen Aufmerkſamkeit und der allgemeinen Achtung, welche gerade das große Publikum, im Gegenſatze jener kleinen Kritiker, für die Schriften des Fürſten hegt; denn das große Publikum pflegt diejenigen Autoren, die ihm ſchmeicheln, wenig zu lieben, ſondern im Gegentheil die, welche es tadeln, ihm die Wahrheit ſagen, es nicht berückſichtigen. Deswegen möchten die Gegner am liebſten dieſen Vorwurf geltend erhalten, und den Leuten einreden, der Autor ſei gefallſüchtig. Der beſſere Sinn aber unterſcheidet ſehr wohl häßliche Gefallſucht und das heitere Behagen, welches jedem Menſchen an ſeiner eigenen Natur, ſeinem Thun und Gelingen zu haben, ſo erlaubt als anſtändig iſt. Dieſes Behagen nun hat der Fürſt von Pückler, und wird es behalten, trotz aller Scheelſucht derer, die ſich in der eigenen Haut und in der eigenen Lage nicht ſo fühlen können. Andere haben ihm zum Vorwurfe gemacht, daß, wo er vaterländiſche Gegenſtände beſpreche, er weniger anziehend ſei; als ob die Mark und Schleſien und Franken ſich mit dem Weltleben von London und Paris, mit den Scenen von [illegible], Schottland, Freund, den Pyrenäen, Tiger und Kameel vergleichen laſſen! Noch Andere haben gar die gelegentlichen Gedankenbekenntniſſe eines geiſtreichen Weltmannes vor den Richterſtuhl einer beſtimmten kirchlichen Orthodoxie ziehen und unterſuchen wollen, wofern die Anſichten dieſes Weltmannes gerade mit ihr übereinſtimmen. Als ob man Datteln vom Weinſtock zu pflücken oder zu erwarten berechtigt wäre! Solche Forderungen machen denn wohl gar Leute, die, ſelbſt angeblich Weinſtöcke, doch nicht einmal Trauben bringen, geſchweige Datteln! Genug, die kleine Kritik, — die obſcure, anonyme, einſeitige, befangene —, hat ſich auf alle Weiſe an den Fürſten gehängt, und ihn durch ihr Gewicht herabzuziehen geſucht, — aber mit nichten! Er hat ſeinen Flug ungehindert fortgeſetzt, und es wohl kaum bemerkt, was für Spinnweben er zerriſſen und mit ſich geführt.

Die eigentliche Leſewelt, die höhere und geiſtig gebildete, iſt hingegen dem Fürſten vollkommen treu geblieben, wie er ihr. Und auch in den litterariſchen Kreiſen, wo es vielleicht eine Zeitlang gelungen war, ſeinen Namen in etwas zu verdunkeln, beſonders gegen ſeine Nachahmer mißtrauiſch zu machen, erhellt ſich die Luft wieder, und alles ſtellt ſich in das richtige, für die Dauer geordnete und durch ſie hoffentlich noch in ſpäten Zeiten gerechtfertigte Verhältniß. Die Eigen-

Kühnheit des Fürſten, ſein Freiblick, Unternehmungsgeiſt, ſein vielſeitiger Witz und daneben ſeine liebenswürdige Muße und Laune, ſeine unvergleichliche Darſtellungsfreiheit, wie ſein perſönlicher Einfluß und ſeine bedeutungsvolle Stellung in unſerer Litteratur, ſowohl nach innen als gegen das Ausland hin, werden auch hier mit ritterlicher Gerechtigkeit hervorgehoben, anerkannt, gewürdigt. Dem ausgezeichneten Aufſatz von Mundt im deutſchen Taſchenbuche haben wir in dieſem Betreff auch ein Wort von Laube hinzuzufügen, das in einem der neueſten Blätter der Mitternachtszeitung ausgeſprochen ſteht. Hier wird mit der eigenthümlichen kräftigen Anſchauungsgabe, welche den genannten Schriftſteller auszeichnet, die litterariſche Stellung und wahre Bedeutung des Fürſten von Pückler in das hellſte Licht gebracht, und unwiderleglich dargethan, welchen Schatz wir an dieſem vornehmen, dem höheren Weltleben und allen ſeinen Begünſtigungen angehörigen Element beſitzen, das aus den Mittheilungen des Fürſten ſo vielſeitig und anmuthreich in unſere vielfach befangene Litteratur einfließt, während gleichzeitig andere Bewegungen und Gaben aus derſelben Sphäre wetteifernd hinzutreten, unſere derbe, volksthümliche Bildung mit der einer feineren Geſelligkeit und höheren Weltſtellung auszugleichen, zu vermitteln, wodurch allein erſt eine wahrhaft nationale Litterader entſtehen kann, die nicht nur den Hütten, und ebenſowohl den Wohnhäuſern des Mittelſtandes, ſondern auch den Palläſten der Vornehmen und Reichen gemeinſam iſt, wie wir dieß bei andern Nationen zu ihrem größten Vortheile ſchon immer verwirklicht ſehen. —

Sendſchreiben an einen Freund,

oder

ältere Betrachtungen

über die franzöſiſche Revolution.

Von dem [illegible] [illegible]

([illegible] [illegible])

Aus dem Franzöſiſchen [illegible]

[illegible]

Vorwort

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich glaube, daß die [illegible]

Ich glaube ferner, daß [illegible]

[illegible]

[illegible] ich [illegible]

auf die [illegible] Mittel zu [illegible], [illegible] die [illegible] und [illegible], um [illegible] zu [illegible], das heißt, um [illegible] zu [illegible] und [illegible] zu [illegible].

[illegible] mit [illegible], daß die [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible] in all' [illegible] zu [illegible] in den [illegible] und [illegible] und die [illegible] [illegible] und [illegible] und die [illegible] und [illegible] zu [illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible].

[illegible] wir [illegible] all' [illegible] von den [illegible], und [illegible] die [illegible] und [illegible] zu [illegible], die [illegible] in den [illegible] und [illegible] und [illegible] ist, [illegible] die [illegible] und in [illegible]

[illegible] Zeiten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], aber daß wir den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und selbst wenn wir auch an ihre [illegible] gar nicht [illegible].

[illegible] aus durch die Betrachtung der Natur das Dasein Gottes beweisen, heißt nicht auf eine feste und zuverläſſige Weiſe ihre [illegible] [illegible] aufſtellen, und noch weniger die Nothwendigkeit der Heiligung zu bringen, da jener der Gott [illegible] iſt, welcher doch Heiligung [illegible] [illegible] iſt, der Gott, welcher [illegible] iſt ſie zu gewinnen, die noch dem [illegible] ſeiner eigenen Heiligkeit zu [illegible], und auch den Menſch [illegible] [illegible].

Noch mehr, wenn es ihr mit keinem andern Gott gilt, als dem allmächtigen Gott und Schöpfer der Natur, ſo würden die Worte Heiligung und Religion (welche [illegible] in der That nicht ganz [illegible] ſind) [illegible] in den Schriften der [illegible] [illegible] ſein; oder, um richtiger zu ſprechen, ſie würden [illegible] niemals [illegible] ſein, ſo wie [illegible], daß [illegible] [illegible], und die [illegible], welche ſie [illegible], nur von der [illegible] [illegible] werden, und allen anderen [illegible] der [illegible] gänzlich fremd ſind, welche doch, wie wir, unter der Herrſchaft und [illegible] der Natur leben.

Vielmehr halte ich aber dieſen Beweis, welchen die [illegible] und dem [illegible] Schönheit der [illegible]

Dinge entſtehen, nicht nur unzulänglich, ſondern ſogar ſich ganz unnütz, ſobald er nämlich den rein materialiſtiſchen Philoſophen gelten läßt: denn die Materialiſten ſind [illegible] Atheiſten, wie man annimmt, und wenn man ihre Meinungen über dieſen Punkt vergleichend prüft, ſo ſieht man, daß die Deiſten nicht in Verleugnung der ſchöpferiſchen Urſache der Natur, als in deren Verläugnung beſteht; ja, ſie ſtimmen ſie einiger, als daß ſie dieſelbe verläugnen; denn der Eine ſetzt dieſe Urſache außerhalb der Natur, und die Anderen, ſie legen dieſelbe in die Natur: das iſt der ganze Unterſchied. Das wirklich würden wir nicht weiter bei dem entſchiedenen Atheiſten ſelbſt finden dürfen, der die dieſe Urſache leugnen; und der nur beweiſt, daß ſie nicht wollen, wie ſie dieß annimmt haben, aber [illegible], daß ſie das Daſein derſelben abſtreiten.

Der wahre Atheiſt, wenn es einen ſolchen giebt, und folglich der wahre Gottloſe, iſt derjenige, welcher, ſeine Blicke auf die menſchliche Seele richtend, deren Weſen verkennt, und deren unſterbliche Geiſtigkeit abſtreitet, da wir nur in der Eigenſchaft und Uebereinſtimmung der Natur und Tugenden, deren die Seele des Menſchen fähig iſt, die reinen und heiligen Standen, und welchen ſich das Bild des Geiſtes der Weiſen gehalten wird, gleichſam im Spiegel Sinnen zurückſtrahlen ſieht; die menſchliche Seele entdecken als dieſe gleichſam mit einem höheren Schimmer die Gottheit [illegible], welche dieſe Seele allein die Macht hat in allen Weſen lebendig zu begreifen, heißt dieſe ewige Sonne, und [illegible] [illegible], enthüllen, und [illegible], mit den Mitteln der Dinge, in die Formen und das Geſetz der Welt [illegible].

Das einzige Mittel, welches wir demnach hätten, den gerechten Gott, den [illegible] Weſen [illegible] Gott, den Gott der Liebe und [illegible] durch [illegible] allen Weſen mitgetheilten Glückes darzuſtellen, würde alſo [illegible] ſein, in ſeinem Geſchöpf das Daſeyn einer Grundlage oder einer Wahrheit nachzuweiſen, die ihm entſpräche, und fähig wäre das Glück, deſſen Urſprung er iſt, zu empfangen und zu fühlen; welches hieße, das geiſtige und unſterbliche Daſeyn der menſchlichen Seele zu beweiſen, da dieſe menſchliche Seele, die in ihrem Grunde und in ihrer [illegible] ganz Verlangen und ganz Liebe iſt, dann als das thätige Zeugniß des heiligen und liebenden Gottes beſtände, wie die [illegible] Natur das lebendige Zeugniß des mächtigen und [illegible] Gottes iſt, und wir dann alſo den ganzen Grund des Gebäudes gelegt hätten, und es dann nur noch darauf ankäme, an dieſem Faden fortzuarbeiten: denn es iſt eine Anmaßung [illegible] viel, das unſterbliche Daſeyn dieſer menſchlichen Seele annehmen zu wollen, wie manche weiſen Geiſter auf der Erde gethan; aber eine Sache annehmen, iſt noch nicht immer ſie beweiſen.

Um ein so wichtiges Ziel zu erreichen, möchte, dünkt mich, der Gang der beſten [illegible], und [illegible] wir [illegible], ſorgfältig unterſchieden, und nicht mehr Sinne für den Urſprung unſerer Gedanken genommen werden, deren Werkzeuge ſie nur ſind; wie man eine Leitungsröhre auch ja nicht für den Urſprung des [illegible] Fluſſes nimmt, der vermittelſt ihrer das Waſſer in den Garten [illegible]: eine große und [illegible] Verwechſelung, durch welche die materielle Philoſophie [illegible] die größten Verirrungen bewirkt.

Es wäre in Betracht zu nehmen, daß die Macht der Materie über unſern Geiſt nur eine leidende Macht iſt, mit welcher ſie zwar das Spiel und die Kräfte deſſelben in ſich [illegible] kann, wie man es in manchen [illegible] ſieht, aber nicht ihn ſelbſt zerſtören und vernichten, da mit dem Aufhören der Hinderniſſe, welche ſie ihm entgegenſtellt, er ſeine Rechte wieder einnimmt, und ſich wieder ſo zeigt, wie er geweſen.

Es wäre zu betrachten, daß mit dieſer bloß leidenden und eingeſchränkten Macht ſie nichts Thätiges auf unſre Weiſe zu wirken, noch irgend etwas in dieſem geiſtigen [illegible], welches unſere körperliche Hülle bewohnt, zu erzeugen vermag; während unſer Geiſt die thätige Macht beſitzt, in dieſer Materie, welche ihn einſchließt, tauſend Fähigkeiten, tauſend Gaben und tauſend Kräfte zu ſchaffen, die ſie durch ihre eigne Natur nicht gehabt hätte; unſere Bewunderung, die auf die Wunder unſerer Künſte und aller unſerer körperlichen Leiſtungen gegründet, und in wiſſenſchaftlichen Werken über dieſe Gegenſtände bethätigt hat.

Es wäre vor allem zu betrachten, daß die Seele des Menſchen nur von Bewunderung leben kann, und daß nur er allein von allen andern Weſen der Natur dieſer Bewunderung fähig iſt; daß das Bedürfniß derſelben im Menſchen über ihm eine unerſchöpfliche Quelle dieſer ſüßen Bewunderung vorausſetzt, welche ſeine allernothwendigſte Nahrung iſt, ſonſt würde unſer gegenwärtiger Urſprung uns betrogen haben, indem er uns mit einem gebieteriſchen Verlangen gebildet hätte, welches zu ſtillen er nicht vermögend geweſen wäre; das aber beweiſt zugleich, mit Einem Zuge, das Daſein eines würdigen und bewunderungswürdigen Weſens, welches von ſeiner eigenen Bewunderung lebt, die unbedingte Ueberlegenheit, die wir über alle Weſen der Natur behaupten, weil wir die einzigen ſind, welche an der Lieblichkeit dieſer Bewunderung Theil haben können, und endlich unſre unſterblichen Beziehungen und unſre heilige Verwandtſchaft mit dem ewigen und unerſchöpflichen Brunnquell des Lebens und des Lichtes.

Von daher würden wir auf natürliche Weiſe dieſe köſtlichen Gebäude der Liebe und Huldigung ſich erheben ſehen, die wir ihm aus kindlichem Antheil mehr, als aus knechtiſcher Furcht, darbieten, und welche, auf tiefern Grunde, einen größern und höhern Namen, als den der Religion haben ſollte, welcher letztere immer etwas Düſteres mit ſich führt.

Denn von dem Gebrauche dieſes Wortes Religion, welches ſo vieles Blut über die Erde gebracht, hätte man damit anfangen ſollen, und den wahren Sinn deſſelben zu erklären, und aus die natürliche Bedeutung dieſes tiefen Wortes zu entwickeln, die keine andre ſein kann, als dieſe: mit ihrer Quelle oder ihrem Urſprunge die Weſen wieder möglichſt zu vereinigen oder zu verbinden, welche ſich davon abgewichen finden möchten; das heißt, nach Feſtſetzung des geiſtigen und unſterblichen Princips der menſchlichen Seele, die ihrem Weſen nach beſtimmt iſt, um Beziehungen mit Gott zu haben, hätte man auf den ſittlichen Verfall dieſer Beziehungen hinzeigen ſollen, ein Verfall, deſſen Urſache des Menſchen Gedanke überall ſuchen darf, nur nicht in dem höchſten Urſprunge ſelbſt, in welchem allein ſie nicht gefunden werden kann, da dieſer, ſeiner Weſenheit nach nur Ordnung und Eintracht iſt und hervorzubringen vermag; aber ein Verfall, der durch die Unordnungen der Erde und durch eine einzige der ſteten Beunruhigungen der menſchlichen Seele tauſendmal mehr bewieſen iſt, als es das Gegentheil durch all die Behauptungen und das Stammeln der Philoſophen ſein kann.

Man hätte uns zu betrachten geben müſſen, daß die Freiheit, in ihrem wahren Sinne, als das Vermögen eines jeden Weſens zur Erfüllung ſeiner Geſetze uns ſo gut, wie allen übrigen Weſen, gehört haben muß; ſonſt hätte der Urheber der Dinge in Betreff Unſerer eine Ausſchließung verfügt, die eben ſo grauſam als folgewidrig wäre, in Betracht der großen Beſtimmung, die wir in unſerer urſprünglichen Weſenheit wahrnehmen; aber daß, wenn uns nothwendigerweiſe dieſes Vermögen gegeben worden, und wir gleichwohl daſſelbe nicht mehr haben, wie unſer Elend genug beweiſet, wir wohl ſelbſt an dem Verluſte Schuld ſein müſſen, weil der oberſte Urſprung, welcher ſeinem Weſen nach der ewige Erzeuger dieſes Vermögens iſt, nicht zu gleicher Zeit deſſen Tod und Zerſtörung erzeugen kann.

Man hätte im Gegentheil die unermüdliche Liebe dieſes höchſten Urſprungs für ſeine Hervorbringung uns ſchildern und uns zeigen müſſen, wie dieſe lebendige Liebe ſeit dem Verfall unſerer anfänglichen Beziehungen nur bemüht geweſen, die Pfade zu vervielfältigen, durch welche die menſchliche Seele ſich ihr wieder nähern und vereinigen könnte, als der einzigen Mitte, wo ſie ihre Ruhe zu finden vermöchte. Denn, wenn es ſchon Unſinn heißen muß, unſre Erniedrigung, auch wenn man ſie noch keineswegs zu erklären wüßte, läugnen zu wollen, eben ſolcher Unſinn wäre es, die Liebe des oberſten Urſprungs für ſein Geſchöpf und Ebenbild zu läugnen, und es wäre nicht minder unſinnig zu läugnen, daß er nicht zu allen Zeiten und auf alle Weiſen für den Menſchen Wege der Wiedereinſetzung und der Wiedergeburt geöffnet habe. Sind aber dieſe Wege durch die Liebe eröffnet, wer dürfte deren Zahl und Ausdehnung zu umſchränken wagen?

Die Nothwendigkeit ſelbſt des Daſeins dieſer unzählbaren und heilſamen Wege zieht keineswegs die Vorſtellung eines blinden und uns zwingenden Geſchickes nach ſich, da dieſe Nothwendigkeit ein noch nothwendigeres Geſetz vor ſich findet: das der Liebe. Denn, bekennen wir es hier mit einer hinreißenden und heiligen Kühnheit, Gott ſelbſt iſt rückſichtlich all ſeiner Geſchöpfe in dem Schickſalszwange der ewigen Liebe, welche ihn an dieſelben bindet, ohne ſich von ihnen ablöſen zu können. Aber wie weit iſt dieſes Geſchick, das er ſich ſelbſt auferlegt, als die eigne Quelle ſeiner Neigungen, wie weit iſt, ſag' ich, dieſes Geſchick, das ſich auf die Allheit ſeines lebendigen allumfaſſenden Daſeins gründet, entfernt von jenem knechtiſchen und finſtern Schickſalszwange, mit welchem die Dichter und Philoſophen den Schöpfer befleckt haben, ſo oft ſie uns den Schlüſſel der veränderlichen und unwillkührlichen Bewegungen ſeines Geſchöpfes nicht zu geben gewußt! Nichts iſt erhabener in ihm, als dieſe Nothwendigkeit ſelbſt, denn unvollſtändig die Tiefe ſeiner Liebe zu zeigen, muß ſie uns die Macht laſſen, dem unaufhörlichen Entgegenkommen dieſer höchſten Liebe zu entſprechen oder zu widerſtehen, damit dieſe Liebe auf einiger Verwandtſchaft, auf einer Grundlage die frei wie jene iſt, ruhen könne, und damit wir zugleich die Würde unſres Daſeins empfinden, die uns geſtattet nach freiem Willen dieſe Grundlage ſein zu dürfen, auf welcher jenes göttliche und ewige Geſchick ruhen möge, die Gott zu den größten, furchtbarſten und liebenswürdigſten Weſen macht, weil ſie ihn immer und unter allen Beziehungen zu dem liebendſten, lebendigſten Weſen macht.

Unter dieſem Geſichtspunkte der unerſchöpflichen Liebe des höchſten Urſprungs, der nur beſchäftigt iſt für ſein verirrtes Geſchöpf die freien Mittel der Rückkehr zu ihm hervorzubringen und zu vervielfachen, hätte man uns zeigen können, wie ſehr das Wort Religion weniger düſter durch die herrliche Ausſicht erſcheint, die es uns für die einſtige Erhebung zu dem Worte Huldigung darbietet, und durch die Unermeßlichkeit der Wege, die ſich dazu unter unſern Schritten eröffnen, da die Liebe, dem allgemeinen Mittelpunkte aller Dinge angehörend, alles muß begleiten können, was aus den Händen ihres oberſten Urhebers hervorgeht; man hätte uns überdies zeigen können, daß es nicht allein die Handlungen ſeiner Liebe ſind, welche der höchſte Urſprung zu dieſem Werke erſten Ranges verwendet, ſondern auch die Handlungen ſeiner Weisheit und ſeiner Macht, um uns dieſem Zuſtande des Schmachtens und der Gewalt zu entreißen, im welchem die menſchliche Seele ſichtlich gefangen gehalten iſt.

Und hier iſt es, wo die phyſiſche Natur unter den Zeugniſſen, welche die Vernunft fordert, ihre Stelle einzunehmen, und wir den vollſtändigen und allgemeinen Gott zu ſehen hätten, wie er uns alles, was in ihm iſt, darbietet, um uns zu unſrer Wiedervereinigung mit ihm zu helfen! Denn wenn in ſeinem Zuſtande der Uebereinſtimmung der Menſch dazu gemacht iſt, um mit Entzücken Antheil und Genuß an allen wundervollen Werken der Gottheit zu haben, ſo nehmen alle dieſe Werke veränderte Beziehungen zu dem Menſchen an, ſobald er in die Unübereinſtimmung hinabſteigt, und wenn ſie unter dieſen veränderten Beziehungen für ihn nicht mehr die Mittel ſo lebhafter Geheimniſſe ſind, wie in ſeinem Zuſtande der Regelmäßigkeit, ſo ſind ſie doch immer für ihn Mittel der Wiederkehr, und alsdann werden ſie für ihn Religionen.

Alſo, die Elemente, die Luft, der Schall, die Dauer, die Zeit, die Sprachen, die Größenrechnung, die innige Verbindung, die zwiſchen den guten Sitten und den Grundlagen der natürlichen und bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, die politiſchen Ordnungen, deren Erfindung uns, da wir nichts ſchaffen können, weniger als wir glauben angehört, die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, das Gemälde ſelbſt ſeiner Vorurtheile und ſeiner allgemeinen Irrthümer, in welchen man wahrſcheinlich einen feſten Rückſtand gefunden hätte, wenn man geduldig und aufmerkſam genug geweſen wäre, um das Flüchtige und Ungleichartige davon verdunſten zu laſſen, die unausſprechlichen und geheimen Bewegungen des menſchlichen Herzens, beſonders dieſe Art von heiliger Verehrung, von welcher der Menſch bei Betrachtung ſeiner eigenen Größe ſich ergriffen fühlt, und welche ihn, trotz ſeiner Verbrechen, ſeiner Finſterniſſe und ſeiner Verirrungen, ſich ſelber als einen (erlaube mir den Ausdruck) entkleideten Gott offenbart, als einen beſchämten Gott, der erröthet, ſich ſo ausheimiſch auf der Erde zu finden, der weint, ſich daſelbſt nicht in ſeiner wahren und erhabenen Geſtalt zeigen zu können, und der noch zaghafter und verwirrter vor dem Verbrechen ſteht, als das Verbrechen zaghaft und verwirrt vor der Tugend; dies ſind die Pfade, auf welchen der Gedanke des Menſchen eben ſo viele Religionen hätte finden können, das heißt, eben ſo viele Mittel, um von ſelbſt ſeine Vernunft, ſeinen Geiſt und ſein Herz mit der einzigen Quelle wiederzuvereinigen, aus welcher er ſtammt, und ohne welche es keinen Frieden für ihn giebt; denn indem er dieſe Pfade ſorgfältig durchwandelt wäre, hätte er nicht verfehlen können, den ihm angemeſſenen zu finden, der ihn untrüglich zu ſeinem Ziele geleitet hätte.

Ich geſtehe dir, mein Freund, daß es mich bekümmert, bei ſo viel Gegebenem, das den Beobachtern zur Stütze ihrer religiöſen Grundſätze bereit liegt, zu ſehn, wie ſie niemals davon Gebrauch machen, ſondern im Gegentheil alles aufgeben, um ſich an Bücher und Wunder zu halten. Die heiligen Bücher, welche ſie uns anführen, ſind an und für ſich ſchon in einer ſolchen Entfernung von dem Glauben und von dem Gedanken des Menſchen, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn mit ſolchen Mitteln der Zweck verfehlt bleibt. Die Wahrheiten, die es hier gilt, ſind früher, als alle Bücher: wenn man nicht damit anfängt, den Menſchen zu lehren, dieſe Wahrheiten in ſeinem eignem Sein zu leſen, in ſeinem Zuſtande der Finſterniß als Gegenſatz zu dem Durſte ſeines Herzens nach dem Licht, in der Bewegung endlich und dem Spiele ſeiner eignen Kräfte, ſo faßt er ſie ſchlecht in den Büchern: dahingegen, wenn er durch thätige Anſchauung ſeines eignen Weſens ſich ſchon geſehen hat, wie er iſt, und vorgefühlt, was er werden kann, er leicht die Beſtätigungen aufnimmt, die er davon in den Ueberlieferungen findet, und die alsdann nur noch als Stützen einer ſchon für ihn vorhandenen und anerkannten Thatſache dienen.

Um ſo viel mehr gilt daſſelbe von den Wundern: ich glaube, daß dies ein Wort iſt, das man niemals hätte vor dem Menſchen ausſprechen ſollen, ohne ihn vorher veranlaßt zu haben, nach der Entdeckung des

Schlüſſels von ſeinem Weſen zu trachten. Man kann es nicht genug wiederholen, daß nur in ſich ſelber, und nur allein in ſich, der Menſch das Verſtändniß aller Wunder finden mag; denn wenn er einmal das Wunder ſeiner eignen Natur wahrgenommen hätte, ſo würde kein andres mehr ihn überraſchen können.

Ich habe nicht die Abſicht, mein Freund, hier in das Einzelne all dieſer Unterſuchungen einzugehn, und all die Erörterungen zu liefern, die zur Ausführung eines ſo umfaſſenden Planes nöthig wären; um ſo weniger, als die meiſten dieſer Entwickelungen, wie ich ſchon geſagt, in öffentlichen Schriften vorhanden ſind. Auch könnte für einen ſolchen Gegenſtand ein bloßer Brief nicht genügen.

Nach dieſer kurzen Darlegung alſo dieſe Grundlagen als feſtgeſtellt und dieſe Wahrheiten als anerkannt zwiſchen uns vorausgeſetzt, kehre ich von meiner leichten Abſchweifung zurück, um mich dir anzuſchließen, um zu dir als zu einem Gäubigen zu reden, dir, in deiner Sprache, mein Glaubensbekenntniß über die franzöſiſche Revolution abzulegen, und dir auseinanderzuſetzen, warum ich glaube, daß die Vorſehung unmittelbar oder mittelbar darin wirke, und weshalb ich folglich nicht zweifle, daß dieſe Revolution ihr Ziel erreichen werde, da nicht anzunehmen iſt, daß die Vorſehung getäuſcht werde und rückſchreite.

Wenn ich die franzöſiſche Revolution von ihrem Urſprung an, und in dem Augenblick, wo ihr Ausbruch anfing, betrachte, ſo finde ich ſie mit nichts beſſer zu vergleichen, als mit einem verjüngten Abbilde des jüngſten Gerichts, wo die Poſaunen die furchtbaren Töne erſchallen laſſen, die eine höhere Stimme ihnen eingiebt, wo alle Mächte der Erde und des Himmels erſchüttert werden, und in einem Augenblicke die Gerechten und die Gottloſen ihren Lohn empfangen. Denn, unabhängig von den Entwickelungen, durch welche die phyſiſche Natur dieſe Revolution vorauszuverkünden ſchien, ſahen wir nicht bei ihrem Ausbruche alle Hoheit und alle Ranggröße des Staats plötzlich fliehen, einzig durch Schrecken gejagt, und ohne, daß andre Kraft als die einer unſichtbaren Hand ſie verfolgte? Sahen wir nicht die Unterdrückten, wie durch übernatürliche Macht, alle Rechte plötzlich wiederergreifen, welche die Ungerechtigkeit ſich über ſie angemaßt hatte?

Betrachtet man ſie, dieſe Revolution, in ihrer Ganzheit und in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, und beſonders, wenn man ſie mit unſrem Nationalkarakter zuſammenhält, der ſo entfernt iſt ſolche Plane zu faſſen, und vielleicht noch mehr ihnen folgen zu können, ſo iſt man verſucht, ſie mit einem Werke der Einbildungskraft und der Zauberkunſt zu vergleichen; daher auch geſagt werden konnte, daß die verborgene

Hand, welche die Revolution lenkt, auch allein vermöchte ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Betrachtet man ſie in ihren Einzelheiten, ſo ſieht man deutlich, daß ihre Schläge, obwohl zugleich auf alle Stände Frankreichs fallend, am härteſten doch die Geiſtlichkeit treffen. Denn ſelbſt der Adel, dieſer ungeſtalte Auswuchs inmitten von Weſen, die ihrer Natur nach gleich ſind, war in Frankreich durch einige Herrſcher und ihre Miniſter ſchon ſo weit niedergedrückt, daß er gleichſam nur noch eitle Namen und eingebildete Titel verlieren konnte; dagegen die Geiſtlichkeit, im Genuſſe aller ihrer fälſchlichen Rechte und zeitlichen Anmaßungen, auf alle Weiſe die Macht der Rächerhand, welche die Revolution lenkt, erfahren mußte; denn man kann ſich nicht entbrechen, die Prieſter als die ſchuldigſten und ſelbſt als die einzigen Urheber des Unrechts und der Miſſethaten der andern Stände anzuſehn.

In der That iſt die Geiſtlichkeit die mittelbare Urſache der Verbrechen der Könige; weil der Prieſter es iſt, der, nach dem Ausdrucke der Schrift, der **Wächter Israels** ſein ſollte, und der im Gegentheil, mißbrauchend die an Moſes, an Samuel und Jeremias gerichteten Worte, ſich das Recht angemaßt die Könige einzuſetzen und abzuſetzen, ſie zu heiligen, und ſodann all ihre Verirrungen und Launen für rechtmäßig auszugeben, ſofern ſie nur Sorge trügen den Ehrgeiz und die Habſucht dieſes Prieſters zu nähren; weil endlich dieſe Könige, die er als ſeine Geſchöpfe anſah, überall in ſeinem Namen all dieſe Mißbräuche erzeugten, welche hervorgehend aus einer ſchon verderbten Wurzel ſich in natürlichem und geſteigertem Fortſchreiten allen Zweigen des Staates mittheilten.

Zufolge aller Schriften, welche die Beobachter uns anführen, und noch mehr zufolge des unauslöſchlichen Buches, das in das Herz des Menſchen geſchrieben iſt, wollte die Vorſehung der alleinige Gott der Völker ſein, weil ſie weiß, daß nur mit ihr ſie glücklich ſein können; und die Geiſtlichkeit dagegen wollte ſelber für ſie dieſe Vorſehung ſein. Sie ſuchte nur ihr eignes Reich zu ſtiften, indem ſie ſtets von dem Gotte ſprach, deſſen Daſein ſie oft nicht einmal zu vertheidigen wußte.

Es war ihr geſagt, daß von dem durch die Hand der Menſchen erbauten Tempel kein Stein auf dem andern bleiben ſollte, und ungeachtet dieſes ſo bedeutungsvollen Ausſpruches, hat ſie die Erde mit materiellen Tempeln bedeckt, und überall ſich ſelbſt zum erſten Götzen gemacht. Sie hat dieſelben mit allen Bildern erfüllt, die ihre ſinnreiche Habſucht erfinden gekonnt; und dadurch hat ſie das Gebet, ſtatt ihm die freieſte Bahn offen zu halten, nur in Verirrung und Qual geführt.

Es war ihr geſagt, ſie ſolle die Schätze, die ſie umſonſt empfangen, umſonſt wieder austheilen;

aber wer weiß nicht, wie ſie dieſes Auftrages ſich entledigt hat!

Wäre der Gegenſtand nicht ſo bedeutend, und müßte ich nicht fürchten, daß man unter dieſe ſtrengen Urtheile auch diejenigen Glieder der Geiſtlikeit ſtellte, die durch ihre Tugend und ihre Rechtſchaffenheit weſentliche Ausnahme verdienen, ſo würde ich dir ſagen, wie die Prieſter alle heilſamen und wohlthätigen Rechte, die ihnen urſprünglich gehören ſollten, in eine despotiſche Verwüſtung und in ein gebieteriſches Reich über die Gewiſſen verwandelt; wie ſie ihre heiligen Bücher überall zu einer Steuerrolle der Erpreſſung auf den Glauben der Seelen herabgewürdigt haben; wie ſie, dieſe Rolle in der Hand und den Schrecken zum Gefolge, den Einfältigen, Furchtſamen oder Unwiſſenden heimſuchten, dem ſie nicht einmal die Fähigkeit ließen auf der Rolle den ihn treffenden Theil dieſer Glaubensſteuer zu leſen, damit er nicht den Betrug einſähe, ähnlich hierin den Geldeinnehmern, die bei den Auflagen bisweilen die Unwiſſenheit und Harmloſigkeit des Landmanns mißbrauchen; wie ſie beſonders die einzige Arznei und Verhaltung, welche uns Geſundheit und Leben wiedergeben könnten, vernichtiget haben; aber, in Wahrheit, dieſe Schilderungen würden meinem Herzen zu ſehr widerſtreben, und überdies ſteht es nicht mir zu, hier die Gerechtigkeit zu üben; ich überlaſſe ſie demjenigen, der beſſer als der Menſch ſie nach allen ihren Maßen abzuſtufen weiß, und ich will lieber ſeufzen über die verirrten Prieſter, ſeien es Betrogene oder Betrüger, als noch mehr ſie anſchuldigen; es iſt mir genug, ſie die als diejenigen gezeigt zu haben, welche die Vorſehung bei unſrer Revolution zumeiſt im Auge gehabt, als die Verkäufer der Nahrungsmittel der Seele, deren freien Verkehr ſie unterbrechen, um ſie willkürlich abzuſchätzen und ſo den Menſchen in Mangel und Noth zu laſſen; eine Veruntreuung, welche, zufolge der Propheten, in den Augen Gottes die erſte Stelle unter allen Veruntreuungen behauptet; weil Gott die Seelen der Menſchen, mit dem Ueberfluß, der ihm eigen iſt, ſelber nähren, und ſie mit ſeiner Fülle gleichſam geſättigt wiſſen will.

Auch hätte dieſe Zerſtörung der Geiſtlichkeit in Frankreich durch die bloßen Anſtrengungen menſchlicher Kraft nie Statt haben können, da die Könige ſelbſt, in den Zeiten ihrer größten Erhebung nicht ohne Gefahr die geringſte Verletzung der Rechte dieſer Geiſtlichkeit wagen durften: anſtatt daß ſie, nach kaum erfolgter Beſchränkung der Macht der Könige, ſich umgeſtoßen geſehn in ihren Beſitzungen, in ihrem Glanze, und dann in ihrem Anſehn, ſo daß ſie heute gleichſam genöthigt iſt auch die geringſten Spuren ihres Daſeins abzuſchwören.

Hätten auch den franzöſiſchen Herrſcher wohl die Anſtrengungen bloß menſchlicher Kraft umzuſtoßen vermocht? dieſen Herrſcher, welchen die nämliche Geiſtlichkeit den rechten Arm nannte; dieſen Herrſcher, der in der politiſchen Meinung über alle Könige Europens hervorragte; dieſen Herrſcher endlich, der unter allen ſeinen Mitgenoſſen zuerſt geſtürzt, ihnen dadurch eine Lehre giebt, deren Warnung nicht zu verkennen iſt? Denn die Klaſſe Menſchen hat eine große Verirrung zu ſühnen; nämlich die Verirrung, daß diejenigen, die auf den Thronen ſitzen, und die Höflinge, die ſich in ihrem betäubenden Dunſtkreiſe vergiften und berauſchen, den großen Wahrheiten und den großen Grundſätzen ſo ſehr die Augen verſchließen, um eine ganze Nation nur in einem einzigen Menſchen und in den ihm etwa Angehörigen erblicken, da doch alle Menſchen eines Staates ſich ſelbſt vergeſſen ſollen, um ſich hinzugeben, und nur zu ſehr in dem Volk.

Mit einer ſolchen Binde vor den Augen, wie hätten unſre Feinde denn genugſam ihre Blicke erheben können, um wahrzunehmen, welches die Triebkraft unſerer erſtaunenswürdigen Revolution iſt, die wohl die Revolution des Menſchengeſchlechts genannt werden mag? Sie haben nicht erkannt, daß keine menſchliche Kraft, für ſich allein, dieſe wunderbaren Ereigniſſe, die ſich vor unſern Augen anhäufen, zu bewirken vermocht hätte, weil kein menſchlicher Gedanke für ſich allein, den Entwurf dazu hätte faſſen gekonnt: ſie haben nicht erkannt, daß die Leiter unſerer Revolution ſelber ſie ohne feſtgeſetzten Plan angefangen haben, und daß ſie zu Ergebniſſen gelangt ſind, auf welche ſie zuverläſſig nicht gerechnet hatten.

Sie haben nicht erkannt, daß die Revolution nur deßhalb mit einem großen Lande, wie Frankreich, begonnen hat, um zum voraus ihren Erfolg zu ſichern: denn hätte ſie in Ländern von geringerer Bedeutung angefangen, wie wäre ſie im Stande geweſen, allen feindlichen Angriffen allein zu widerſtehn?

Sie haben nicht erkannt, daß vom Anbeginn dieſer Revolution alle gegen ſie gerichteten Verſuche nur zu ihrem Vortheil ausgeſchlagen ſind; ſie haben nicht erkannt, daß, da es in dieſer Revolution, die nichts menſchliches hat, als das Aeußere und das ſcheinbare Spiel einiger Leidenſchaften, kein Parteihaupt giebt, auch übelthuende Hände einige der Leiter, welche bei dieſem großen Werke angeſtellt ſind, hinwegraffen können, ohne daß dieſes in ſeinem Fortgange geſtört würde; denn man vernichtet keine Partei, deren Haupt man nicht kennen noch erreichen kann.

Sie haben nicht erkannt, daß der gegenwärtige Zeitraum die krampfhafte Entſcheidung der ſterbenden menſchlichen Mächte iſt, die ſich gegen eine neue, natürliche und lebendige Macht noch kämpfend wehren; nur daß die Vorſehung den blinden Sterblichen noch dieſe Binde vor den Augen zuläßt, damit ſie ſelber den Beſchluß erfüllen, der das Reich der eitlen Macht des Menſchen auf der Erde vernichten will.

Es war daher nicht ſchwer vorauszuſehen, daß unſre Feinde getroffen von den Wirkungen des außerordentlichen Geſtirns, welches über unſre Revolution wacht, zuletzt alle vor uns fliehen, und geſtehn würden, wie die Prieſter des Pharao bei den Wundern des Moſes: Hier iſt der Finger Gottes. Aber ſie werden bereuen, dies Geſtändniß nicht früher gethan und geglaubt zu haben, daß ſie mit einer großen, freien und für eignes Heil ſelbſt berathenden Nation ſich benehmen durften, wie ſie es ehmals mit einem miniſteriellen Kabinet gethan.

Sie werden bereuen, daß ſie uns nur einen gewöhnlichen menſchlichen Krieg zu machen geglaubt, während, wenn man alles genau betrachtet, man finden muß, daß ſeit dem Anfange der Dinge in der Welt wahrhaft nur zwei göttliche Kriege, oder, wenn man will, nur zwei Religionskriege geweſen; nämlich der Krieg der Hebräer, der gleichſam von Moſes bis zu Titus gedauert hat, und ſodann der Krieg unſrer gegenwärtigen Revolution, obwohl das Wort Religion heutiges Tages wie ausgelöſcht iſt von all unſern Berathungen, von all unſern Anordnungen und politiſchen Unternehmungen.

Die Vorſehung beſchäftigt ſich mehr mit den Dingen, als mit den Worten: die Menſchen ſind es, die ſich mehr mit den Worten, als mit den Dingen abgeden: auch ſind die menſchlichen Kriege, wo man am meiſten von Religion ſprach, grade diejenigen, denen ſie am meiſten fremd war; auch blieben die zahlloſen Kriege und Metzeleien des Islam, obgleich angelegt zu religiöſen Kriegen, nur auf Zerſtören beſchränkt, und bauten nicht auf; auch waren unſre Kreuzzüge, und die Kriege der Ligue, die des Lutherthums und des engliſchen Schisma's, obgleich alle im Namen der Religion geführt, nur Kriege der Scheinheiligkeit; und in Betreff der Religion blieben ſie gleichgültig, weder zerſtörend noch aufbauend: dagegen der jetzige Krieg, ſo materiell und menſchlich er gewöhnlichen Augen erſcheinen möge, nicht bei Zertrümmerungen ſtehen bleibt, ſondern keinen Schritt macht, bei dem er nicht aufbaute.

Wie ſollten wir denn an die politiſche Streitfrage glauben, die von Seiten unſrer Feinde der Beweggrund zu dieſem Kriege ſcheinen wollte? Sie wußten wohl, ſo wie wir ſelbſt, daß jene kaum der Vorwand ſein konnte, und daß ſie ſich gegen uns nur deshalb ſo ſehr erbitterten, um einige Augenblicke den Sturz, der ſie bedrohte, zu verzögern; denn es iſt eine durch alle Blätter der Geſchichte erwieſene Wahrheit, daß die Menſchen viel weniger zu den Waffen greifen, als für ihre Neigung und ihre perſönliche Halsſtarrigkeit: daher bleiben auch ihre Meinungen am Ende ihrer Kriege gewöhnlich dieſelben, und nur veränderte Begungen ſind es, welche, ſelbſt ohne ſich aufzuwerfen, bloß Gegenſtand und Verhältniſſe wechſeln.

Der Menſch könnte zwar wohl für Neigungen ſich Mann gegen Mann ſchlagen, wenn es nur dieſe Triebfedern in ihm gäbe; aber ſicher würde er keine verbundene und überlegte Kriege führen, denn die Thiere, obgleich ſie gegen einander kämpfen, führen keine Kriege von dieſer Art, indem ſie keine Meinungen haben, um ihre Wuth und ihre Verwüſtungen zu beſchönigen.

Was die beſte Regierungsform, oder jene politiſche Frage betrifft, welche, obgleich höchſtens nur, wie ich geſagt, ein Vorwand für unſre Feinde, doch ſo viele Arme gegen uns bewaffnet hat, ſo glaube ich, daß die Staatsgelehrten insgeſammt, nachdem ſie ſtets den innern Grund des menſchlichen Geſellſchaftsvereins mit ſeiner äußern Geſtalt verwechſelt, dieſe Schwierigkeit mit ihren Entſcheidungen nicht beſſer aufgehellt haben, als unſre Krieger ſie mit ihren Schwertern aufhellen. Wie könnte dies anders ſein? Sie laſſen uns ungewiß an dem geſellſchaftlichen Vertrage, ſie zeigen uns nicht das wirkliche Band, welches die menſchlichen Familien im Zuſtande urſprünglicher Geſellſchaft vereinigt hat; ſie zeigen uns nur Trümmer des menſchlichen Geſellſchaftsvereins, und ſtellen uns die Nationen nicht in ihrer urſprünglichen Unabhängigkeit dar.

Die Nationen haben ſich überall durch eine Kraft verbunden, die man dem Menſchen angerechnet, ſo man ihr keinen andern Urſprung zu geben gewußt, und die man daher mit dieſem Namen geſellſchaftlicher Vertrag belegt hat, während ſie doch alle von dieſer Kraft, ihnen ſelbſt unbewußt, beherrſcht ſind; denn von allen Zeiten her dienen die Völker wechſelsweiſe nach ihren Laſtern wie nach ihren Tugenden zu Werkzeugen, um das große Werk der Vorſehung erfüllen zu helfen: in den großen Entwickelungskämpfen beſonders dürfen ſie ſich nur als leidend betrachten; denn der Menſch iſt niemals mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als wenn ſeine Wege noch dunkel und ſchweigend ſind; wenn er noch an Erfüllung dieſes Maßes arbeitet, dann kann er ſich gewiß noch als thätig anſehen: er iſt es nicht mehr, wenn das Maß überfließt, denn alsdann reißt ihn die Bewegung mit fort, und er ſammelt nur noch die Früchte deſſen, was er geſäet hat.

Man ſieht übrigens die wahre Macht des Menſchen ſich faſt im ganzen Umfang der Erde auf die Handgeſchicklichkeit der Verwaltung beſchränken, die Volksführer und die Regierungen aber ſich von ſelbſt geſtalten, als natürliche Ergebniſſe der Zeiten und der Umſtände, die der Menſch vorbereitet oder entſtehen läßt; und deshalb eben auch die Art dieſer Geſtaltung ſo oft unſerer Berechnung entgehen. Man ſieht auch auf der ganzen Erde die Staats- und Geſtaltungsſyſteme der Staaten mit [illegible] Einheit erſcheinen, unter welcher ſie ſtrebten ſich den höheren Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit, das heißt, den Geſetzen, die der Menſch nicht gemacht hat, als urſprünglich vorhanden und geheiligt vorzuſtellen.

Nur in dieſen natürlichen Beobachtungen, mein Freund, können wir den Geiſt der geſellſchaftlichen Verbindung, ſo wie den Entwurf und den wahren Gegenſtand des menſchlichen Geſellſchaftsvertrags entdecken, und wenn dieſe Punkte in den Schriften der Staatslehrer ſo wenig entwickelt ſind, ſo kommt es daher, weil, ſtatt aufmerkſam die Natur der Dinge zu beobachten, ſie dieſelbe zuſammenſetzen gewollt. Hier iſt das Wenige, was ich von Gedanken über dieſen Stoff dir mitgetheilt habe.

Wenn der Menſch keine Veränderung in den anfänglichen Fähigkeiten ſeines urſprünglichen Weſens erlitten hätte, ſo würde ſein Geſellſchaftsvertrag nur ein beiderſeitiger geweſen ſein, wo er in der Einfalt und Weisheit ſeiner Natur die Entwicklung aller ſeiner Gefühle ſeiner geiſtigen Weſenheit geſucht hätte. Er würde nur ſeine Bewegungen zu empfinden und zu verbreiten, um Wohlthaten zu empfangen und mitzutheilen und ſeine Liebe zu ſich dann gehabt haben; denn in jenen früheren, ſieht man und in jenen Zuſtänden hätte die göttliche Hand, ſo zu ſagen, allein für den einen den Menſchen gebildet; wie man jetzt die ſinnliche Natur allein für die andern ſieht, und beide allein gemachten

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wenn gleich aber die menschlichen Gesellschaften [illegible] noch nicht mehr [illegible], [illegible] diesem erhabenen Plane, der auf die Natur des Menschen gegründet ist, ganz entsprechen, so haben doch die Bemerkungen und Rückschritte dieser großen Grundsätze sich nicht auf einmal entwickeln können; sie sind nur in allmähligen Fortschritten und in Verhältniß der Bevölkerung und der Vermehrung des [illegible] erschienen; daher haben sich die bürgerlichen und politischen Rechte, indem sie sich von den ursprünglichen Zeiten entfernten, immer mehr und mehr in [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] müssen; aber da die Entwicklung in [illegible], allmählig [illegible], [illegible] [illegible], so ist es doch nicht minder wahr, daß in allen Zeiten die Menschen, welche sich das Glück der Gesellschaft [illegible] [illegible] waren, den [illegible], den [illegible] und den Erfolge aus diesen Grundsätzen und diesen Lehren verschaffen, daß in dem Menschen eingeboren ist, und daß man den gehörigen [illegible] [illegible], um sich zu entfalten und alle ihre Erfolge [illegible] zu lassen.

Wehe dem, der mir vorwerfen wollte, daß ich hier zu [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Eingebung [illegible]! Ich weiß es wohl, so wie die, in welchem Maße das [illegible] [illegible], [illegible] daß ich es [illegible] [illegible] zu [illegible] wagte; aber die Freude des [illegible] [illegible] und [illegible] nicht über die [illegible] der Frage [illegible], und die eigenthümliche Wahrheit des Ma-lers ist es, welche mich von selbst auf die [illegible] [illegible], die ich hier vorlege.

Wenn ich übrigens die Beschreibung [illegible] [illegible] [illegible], und mit dem [illegible] selbst [illegible] Namen, von Herzen gern zugebe, so wird man mich [illegible] [illegible], daß, wenn ich einen Irrthum begangen hat, dieser Irrthum ein sehr verzeihlicher ist; denn, wenn ich die [illegible] [illegible] unterschiebe, so habe ich bedacht, daß keine Bilder, daß keine [illegible] Stücke [illegible] und die [illegible] [illegible] können, ohne eine Art von [illegible] oder [illegible] des [illegible], der [illegible], die sie [illegible], die sie [illegible] [illegible] und welche, wenn sie sich [illegible], sie in dem [illegible] und in der [illegible] [illegible]; ich habe bedacht auch, daß je reiner und [illegible] die Luft ist, welche sie einathmen, desto größer ihre Kraft und ihre [illegible] sein müsse. Warum also sollte nicht der [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible], welche mit ihm in Verwandtschaft stünde, welche auf ihn die ganze [illegible] seines [illegible] [illegible], und in Betreff welcher er in der [illegible] wäre, wie es die Bilder der [illegible] in Beziehung der Luft [illegible] [illegible] sind? Daß in solchem [illegible] sehe ich nicht ein, wie es auf der Erde einen einzigen [illegible] geben könnte, der nicht [illegible] wäre. Die einzige Sache, die [illegible] sig zu unterscheiden bliebe, wobei die Art der Empfindung eines jeden unter ihnen, wenn die Fälle [illegible] gleichermaßen verschiedenen Eigenschaften in der einen oder in der andern dieser beiden Regionen haben.

Was diese Unterscheidung, deren Deutung [illegible] nöthig ist, soll mich nicht hindern, weiter vorzugehen, und die eine noch aufmerksamkeitswürdigere Wahrheit anzuführen; nämlich daß, gleichwie die Bestandtheilchen der Körper gewöhnlich den Stoffen, aus denen sie sich zusammensetzen, ähnlich sind, man bei näherem Forschen entdeckt, daß überall die Natur die Kraft ankündigt, daß überall die Kraft den Geist ankündigt, und daß überall der geistige Mensch [illegible] [illegible]; eine Offenbarung, die hinreicht, um auf jedem Weg der verschiedenen Grundquellen der Wahrnehmung eine [illegible] des Geistes zu geben.

Ich habe dir vielleicht schon genug gesagt, mein Freund, um dich erkennen zu lassen, wie gering jetzt mein Vertrauen zu den verschiedenen [illegible] sein muß, welche die gesellschaftliche Religion uns gemacht. In der That, haben sie je den Menschen bis zu seinem wahren Urquell [illegible]? Sind sie bis zu einer positiven Grundlage eingedrungen, bis zu jenem Lichte und jenem Rechten, die in der Wahrheit selbst Gottes eingegraben sind, ohne welche, ungeachtet der Wißbegierde, die wir daran gewendet haben und alle Tage daran wenden, es unmöglich sein würde, es

Erhaltung des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten, sei es der natürlichen, oder der bürgerlichen, oder der politischen, da es in dem Maße, als man es aufführte, wieder in den Staub zerbröckelte, auf den es gebaut sein sollte? Nein, sie haben die ursprüngliche Gesellschaft des Menschen nicht auf seine thierische Natur gegründet, aber zwar auf seine sittliche Natur, aber auf die verdorbene und zerstörte, das wo sie keiner Wiederherstellung mehr fähig ist, sie haben in ihm nur die todte oder die ersterbende Mine erschöpft, und sie haben die lebendige Mine nicht einmal angebrochen, die doch in ihm ist, und in welcher allein sie reines Gold und Stoffe, die sich in der Prüfung bewähren, gefunden haben würden.

Wenn aber dennoch das Bedürfniß dieser unentbehrlichen Stoffe sich jenen Staatsgelehrten gebieterisch fühlbar gemacht, so wußten sie nicht mehr, an wen sie deßhalb ihre Forderung richten sollten, als an diese thierische Natur, oder an diese verdorbene Natur, welche die einzigen Minen waren, die sie im Menschen entdeckt hatten, und nun haben wollten sie [illegible], gleichviel durch welche Mittel, all dies Licht, alle diese Tugenden und alle diese Kräfte entstehen lassen, die so streng nothwendig sind, daß ohne sie an kein Bestehen der gesellschaftlichen Ordnung gedacht werden kann.

Die thierische oder verdorbene Natur des Menschen ist wie das Gehäuse, oder besser zu sagen, das Gefängach, worin es dieſe Reichthümer eingeſchloſſen und verborgen hält, ſie Einem nicht anders heraus, als indem ſie daſſelbe mächtig ſprengen, um hervorzubringen, wie der Keim der Pflanze durch den Schooß der Erde bringt, um ſeine Blumen und Früchte an das Tageslicht zu tragen; und die Eingeweide im Gegentheil haben dies Gefängniß ſelber für den Zweck und den Grund genommen. Dies iſt nicht beſſer, als wenn ſie das lebendige Quellwaſſer als ein Erzeugniß des Felſens ſelber, aus welchem es für unſern Durſt hervorſprudelt, anſehen wollten, während dieſes Waſſer gerade den Felſen geſpalten und ſich einen Ausgang [illegible] ſchafft, damit es ſich zu unſerm [illegible] bringen möge, die es in ſeinem eigenen [illegible] geſchöpft hat.

Selbſt Jean-Jacques Rouſſeau, deſſen [illegible] Feder ſo geeignet waren, die Wahrheit auf die Erde herabzuführen, dieſer Jean-Jacques, den ich als einen Geſandten, als einen Propheten der Geſellſchaft verehre, als denjenigen von allen Staatsgelehrten, der ſeine Sendung am beſten erfüllt hat, der am beſten, obwohl nur in einzelnen Blitzen und abgebrochen, jene höheren Grundſätze, wie ich ſie entwickle, erſchaut hat, der endlich am meiſten Ehrfurcht für die Natur des Menſchen bewieſen hat, dieſer hat ſie gleichwohl nicht auf eine genug poſitive Art gefaßt, um uns die Geſchichte derſelben getreu zu überliefern. Wenn die geheiligten Keime, von denen ich hier rede, ſich oft in ihm ſichtbar zeigten, ſo vermochte er doch nicht immer aus Mangel an Beiſtand und Bearbeitung, ihren Ertrag zur Aernte zu bringen; alsdann warf ſich ſein Geiſt auf ſeinen Stil zurück; und wie dieſer Geiſt ſelber zu ſeiner großen Gabe in dieſer Art beitrug, ſo war er emſig bemüht, wenigſtens Blumen daraus zu ziehen, wenn er daraus keine Früchte ziehen konnte. Allein er mochte immerhin die Zugänge der Wahrheit mit einer großartigen Regelmäßigkeit anordnen, ſie mit entzückenden Geſichtspunkten ſchmücken, und ſie mit hinreißendem Zauber beleben, er führte uns doch nicht bis zu der noch ſchöneren und herrlicheren Wohnung, wo dieſe Wahrheit ſelber thront. Auch bedauert man, ihn bisweilen mit gewiſſen Tonkünſtlern vergleichen zu müſſen, die ihre Harmonie deſto mehr bearbeiten, je weniger ihre Melodie ihnen gewiß iſt, und die ihren Hauptgedanken in der Ueberfülle ihrer Begleitungen und in Nebengedanken ſich aufzehren laſſen.

Dies in der That iſt ihm bei der großen Aufgabe geſchehen, die uns beſchäftigt; denn wenn er die erſten Menſchen zerſtreut in den Wäldern, gleich den Thieren, ſich den Verein zur Geſellſchaft aufnimmt, wenn er in Entzückung geräth über den Zuſtand der Wilden, der ihm als die wahre Jugend der Welt erſcheint, und als der Punkt, auf welchen das Menſchengeſchlechte hätte bedauern ſollen (Ungleichh. der Stände S. 129.), ſo iſt dies bloß, weil ihm nicht gegeben war bis zur lebendigen Grundlage des menſchlichen Geſellſchaftsvereins zu gelangen, noch wahrzunehmen, welche daraus die herrlichen Entwickelungen hätten ſein ſollen und können. Seine liebliche und göttliche Seele ſchauderte vor Unwillen beim Anblick der Gräuel, in welche er den bürgerlichen und politiſchen Menſchen verſunken ſah, ohne den falſchen Punkt zu bemerken, von dem ſie gleich zuerſt ausgegangen waren; und da er den Wilden minder verdorben fand, ſo gebrauchte er all ſeine Beredſamkeit, um uns zu überreden, daß ein negativer Zuſtand das einzige Ziel ſei, [illegible] den Menſchen, die einzige Vollkommenheit, die wir erreichen können. Wenn aber dieſer bewundernswürdige Mann, der ſo oft dem Ziele nah gekommen, uns gleichwohl unterwegs läßt, was dürfen wir denn von den andern Schriftſtellern über dieſen wichtigen Gegenſtand erwarten.

Von dieſem irrigen Grundſatz ausgehend, müſſen nachſtehende Folgerungen ſich ergeben. Die natürliche Geſellſchaft, wie die Staatsgelehrten ſie ausgedacht, ruhet, wie du geſehen haſt, nur auf den Leidenſchaften des thieriſchen Menſchen, oder auf ſeiner gebrechlichen und unumſchränkten Vernunft. Wenn durch eine in dem Zuſtande der Dinge unvermeidliche Veränderung, oder durch die Entwickelung der Bedürfniſſe des Menſchen, dieſe natürliche Geſellſchaft in den Stand der bürgerlichen Geſellſchaft übergeht, welche Entwickelungsgründe wird ſie dahin mitbringen? Dieſe werden keine erworbenen Einſichten ſein, weil es deren in dieſer natürlichen, ſchon im Verderben befangenen Geſellſchaft keine zu erwerben gab: noch werden es Einſichten ſein, die der Natur unſres Weſens inwohnen, weil jene Staatsgelehrten keine ſolche anerkennen: wie wird ſich denn nun dieſe bürgerliche Geſellſchaft benehmen, um die Mißbräuche der natürlichen Geſellſchaft zu berichtigen? Iſt es nicht klar, daß ſie, ohne andre Triebfeder als ihre eignen Leidenſchaften und ihre eigne Finſterniß, dieſe Mißbräuche nur verſtärken wird, ſtatt ſie abzuſtellen? Nicht anders wird es beim Uebergang dieſer bürgerlichen Geſellſchaft zur Stufe der politiſchen Geſellſchaft ſein; die Menſchen werden keine natürlichen beſchränkenden ſittlichen Kräfte dahin mitbringen, da die Staatsgelehrten deren eben ſo wenig im Menſchen anerkennen, als ſie in ihm Einſichten dieſer Art annehmen. Kommt es daſelbſt jedoch zum wirklichen Handeln, ſo wird, da die Menſchen als Hilfsmittel nur Arme, und zur Unterſtützung der Arme nur Waffen beſitzen, und da dieſe Art zu ſein Alle, die nur Arme und Waffen haben, einander gleich ſetzt, die ganze Geſellſchaft nur eine Anhäufung von Mördern und reißenden Thieren ſein, die ſich unter einander ausrotten und verzehren. Wenn dies das ganze Geheimniß iſt, welches die Staatsgelehrten uns zu entdecken hatten, und dies die ganze Glückſeligkeit, die ſie uns zu verſchaffen hatten, ſo konnten ſie ſich der Mühe überheben, den Lehrſtuhl zu betreten, da die Wölfe vor ihnen die Stelle einnahmen, und uns die gleiche Belehrung geben konnten.

Uebrigens brauchte man nur die Inſchrift der Kriegsgeſchütze zu leſen, um zu erkennen, wohin die Lehren jener Staatsgelehrten führen, und zugleich woher ſie ſich ableiten: denn die menſchliche Staatskunſt hat den Königen ſo oft wiederholt, ihre Geſchütze ſeien ihre letzten Beweisgründe, daß ſie nun denken und handeln, als ob dieſer letzte Beweisgrund für ſie auch der erſte wäre, nämlich daß, was den Grundſatz anbelangt, ein Geſchütz ihr Alpha und ihr Omega iſt.

Du wirſt mir vielleicht einwenden, daß auch mit der Lehre, die ich dir aufſtelle, noch Ungerechtigkeiten und Unordnungen herrſchen würden: die Sache wäre möglich, obwohl auch das Gegentheil möglich wäre: ich konnte auch noch ſagen, daß, bei einer lebendigen Lehre und bei einer todten, nicht zu zweifeln ſein dürfte, auf welche Seite unſre Hoffnungen ſich zu wenden hätten. Aber du wirſt mir zugeſtehn, daß wenn dieſe Unordnungen auch erſchienen, ſie doch ſicher nicht der von mir vertheidigten Lehre beizumeſſen ſein würden, da vielmehr allzu wahrſcheinlich iſt, daß, wenn man dieſer Lehre volle Ausübung gegeben hätte, jene nicht Statt gehabt hätten, oder doch wenigſtens nicht als das Meiſterſtück der Vernunft, der Weisheit und des Lichts geheiligt wären.

Aber, mein Freund, was mein Vertrauen in dieſe Lehre unendlich vermehrt, iſt die Betrachtung, daß die Staatsgelehrten ſelbſt, indem ſie durch ihren Unterricht dieſe Lehre verwerfen, durch den löblichen und heilſamen Zweck, den ſie ſich bei ihrer Abſicht uns zu leiten doch vorſetzen wollen, und durch den Anſchein von Wahrheit, Richtigkeit und Gerechtigkeit, den ſie allem, was aus ihren Entſcheidungen folgt, zu geben verſuchen, dieſelbe dennoch beſtätigen.

Sie erkennen, wie ich, die drei Ordnungen von natürlicher, bürgerlicher und politiſcher Geſellſchaft an, obwohl ſie unrecht haben, jede derſelben einzeln auf der Erde zu ſuchen, da ſie überall mit einander verflochten ſind, wie die Beſtandtheile der Naturkörper. Es würde auch nicht ſchwer ſein, ſie die wahren Eigenthümlichkeiten dieſer drei Gattungen von Geſellſchaft anerkennen zu laſſen; nämlich daß die natürliche Geſellſchaft nur aus Brüdern beſtehe und das ſittliche Glück dieſer großen in Einfalt und Unſchuld lebenden Familie zum Zwecke hat; daß die bürgerliche Geſellſchaft die innere Uebereinſtimmung und Ordnung des Staates bezwecken ſoll; und daß die politiſche Geſellſchaft das Anſehn und das Schrecken ihrer Macht, ſowohl nach innen als nach außen, beabſichtigen muß, Begriffe, die freilich für ſie noch etwas verworren ſind: ſie würden endlich ohne Bedenken zugeben, daß die Weisheit und die Tugend in der natürlichen Geſellſchaft, die Gerechtigkeit in der bürgerlichen, und die Kraft in der politiſchen Geſellſchaft die entſprechenden Mittel jenes dreifachen Zweckes ſind; und wenn durch den Lauf der Dinge dieſe verſchiedenen Geſellſchaften entſtehen und ſich entwickeln, dann ſehen wir erſt recht die Staatsgelehrten alles anwenden, um deren Handlungen und Machteigenſchaften als rechtmäßig darzuſtellen, und uns zu überreden, daß alles daſelbſt auf der Gerechtigkeit, auf der Wahrheit, und auf einer wirklichen Kraft beruhe, ungeachtet aller Verlegenheit, in welche ihre Beweisführung geräth, wenn ihre ruhige Vernunft und Unthaten der Erde gegen ihre Behauptungen zeugen.

Auch ſieht man ſie alsdann tauſend Anſtrengungen machen, um durch ihre Betriebſamkeit und durch die Hülfsmittel ihres Witzes das zu erſetzen, was ihnen an Gewißheit und Kräften fehlt.

Auch ſieht man ſie alles Mögliche verſuchen, um die menſchlichen Geſellſchaftvereine zu begründen, ohne ſich jemals zu der Höhe erhoben zu haben, wo ſie uns ihre Bildung und ihre urſprüngliche Grundlage zeigen würden.

Auch ſieht man ſie in ihrem Schweiß und Blute ſich abmühen, um einen Geſellſchaftvertrag zuſammenzubringen, wo, im Grunde, der eine vertragende Theil an Kraft und Licht mittheilt, was er nicht beſitzt, indem er es ſonſt wohl für ſich behalten würde, und wo der andre Theil nimmt, was ihm nicht gegeben wird, da er ſonſt nichts haben würde, und ſchleunigſt die Verhandlung in eine gerichtliche Metzelei umwandelt, wo von zweien Menſchen, die urſprünglich Brüder ſein ſollten, der eine ein Löwe wird, und den andern zu einem Lamme macht, das er gebieteriſch überredet, daß es für das Glück der Geſellſchaft und zur Ehre der Gerechtigkeit mit fröhlichem Vertrauen und patriotiſcher Zuſtimmung ſich von ihm müſſe verſchlingen laſſen.

Auch ſieht man ſie all ihr Wiſſen aufwenden, um die Frage vom Eigenthum zu löſen, obgleich ihr ganzes Geheimniß ſich auf das Recht des erſten Beſitzes beſchränkt; ein unſichres Recht, zuerſt, weil es nicht immer ſtreng zu erweiſen iſt; ſodann, weil bloß das Recht des erſten Beſitzes, oder der erſten beſondern Zueignung, nicht jenes Recht der vorhergängigen allgemeinen Zueignung auslöſchen kann, welches, in der Ordnung der blinden und rohen Natur, den ganzen Erdboden dem Menſchengeſchlechte überhaupt zuſprechen würde, und weil dieſes Recht des erſten Beſitzes, entblößt von mächtigern und einleuchtendern Rechtsgründen, noch zugleich den Anſprüchen und der Kraft eines zweiten Beſitznehmers untergeordnet iſt, welcher, wenn er kann, den erſteren austreiben wird; ſo daß denn unter dem Scheine einer vernunftgemäßen Rechtsbeſtimmung der Menſch in Wahrheit nur einer thieriſchen überliefert bleibt, wo das Recht des erſten Beſitzes, welches ein Thier auf eine Beute hat, nicht verhindert, daß ein anderes Thier nicht ſehr geſetzmäßig dieſelbe ihm in Kraft des natürlichen Rechtes, welche alle Thiere auf alle Beuten haben, ſtreitig mache, und daß folglich das Recht des erſten Beſitzes, ſowohl unter ihnen als unter den Menſchen, ſeine Rechtmäßigkeit immer erſt von einer Schlacht erwartet! In der That, um für dieſes Recht des Eigenthums eine genügende Quelle zu finden, müſſen wir wieder auf unſere Grundlagen zurückgehn. Wenn der Menſch aus zweien Stoffen zuſammengeſetzt iſt, ſo muß es für ihn noch eine andre Art von Eigenthum geben, als die irdiſchen Beſitzthümer. Hatte die ewige und erzeugende Urſache alles deſſen, was iſt, den ſittlichen Menſchen aber in die weiten und lebendigen Güter geſetzt, wo ihre Weisheit und Gerechtigkeit ſproſſen, ſo war die Abſicht, ganz ohne Zweifel, daß er ſie bearbeiten und den Ertrag davon abliefern ſollte, nicht aber um ſie zu ſeinem Vortheil zu entäußern, weil jene ewige Urſache der einzige nothwendige Eigenthümer derſelben iſt, und ſonſt zwei Herren dageweſen wären. Das Gleiche findet ſich abbildlich noch jetzt in unſrem Verfahren mit unſren irdiſchen Gütern, wir nehmen Arbeiter an, Tagelöhner, deren Zeit und Schweiß wir bezahlen, denen wir aber weder unſre Aernten noch unſer Grundeigenthum übertragen. In dieſen beiden Beiſpielen gilt ein und daſſelbe Geſetz, obwohl der Gegenſtand ſehr verſchieden iſt, und dies Geſetz heißt, für den Arbeiter, Mühe, Arbeit und Lohn; Aernte und Ruhm für den Eigenthümer und Herrn.

Das wahre Eigenthum, welches der Menſch in dieſem alten Stande gehabt haben würde, wäre ſein eignes Daſein als Geiſt-Menſch geweſen, dem nichts, nach Gott, an Werthe gleichkommt: wären ſeine Gaben, ſeine Einſichten, ſeine Vermögen geweſen, und der Befehl, den er empfangen haben würde, ſie für den und den Gegenſtand, in dieſer und dieſer Region zu gebrauchen; wie das erſte Eigenthum unſrer Taglöhner ihr Körper iſt, ihre Geſchicklichkeit oder ihr Handwerk, und der Auftrag, welchen der Herr ihnen giebt; und die Vorſehung würde alle Menſchen vertheilt haben, nach ihren beſondern Fähigkeiten, in den verſchiedenen Regionen ihres Beſitzthums, wie wir auf unſere Ländereien des unſrigen die verſchiedenen Arbeiter zu den ihnen angemeſſenen Arten des Anbaues verwenden.

Als wir in Folge der augenſcheinlichen Veränderung, die der Menſch wegen ſchlechter Beſorgung ſeines auferlegten Amtes erlitten hat, in den Zuſtand verſetzt worden, in welchem wir uns auf dieſer Erde finden, hat uns daſſelbe Geſetz hieher begleitet; denn die Erde iſt wie der ausgepreßte Rückſtand jener alten und ſaftreichen Vegetationen; und unabhängig von unſeren materiellen Aernten, iſt auch noch etwas für die Weisheit und für die Gerechtigkeit daraus zu ziehen. Um an dieſem Herausziehen zu arbeiten, dafür hätten, ſeit dem Falle, die Menſchen nun noch immer nach ihren Gaben und Fähigkeiten auf dieſer Erde vertheilt ſein ſollen, wie die Vorſehung ſie ehmals auf der urſprünglichen Erde vertheilt haben würde; denn die Art des Eigenthums iſt nicht verändert, ſie iſt nur herabgeſtiegen: alſo wäre den Arbeitern gleicherweiſe der Ruf des Herrn nöthig geweſen, um an ſeinem Gute beſchäftigt zu werden, und ſie hätten gleicherweiſe ihr Tagwerk zu leiſten gehabt, bevor ſie ihren Lohn hätten verlangen können.

Aber der Menſch that das zweitemal wie das erſte; er begehrte der Arbeit keineswegs, und hätte allerdings gern des Lohnes begehrt; er machte ſich zum Herrn der politiſchen und geiſtigen Güter, deren Verwalter er nur geweſen, und nachdem er in dieſer Art von Eigenthum, welche wir ſittliches und göttliches Eigenthum nennen können, ſich alſo betragen, hat er ebendaſſelbe in Betreff des Erdeneigenthums gethan, welches mit jenem verbunden und dem Gange deſſelben zu folgen genöthigt war, ſeitdem wir ſelbſt der Verbindung der beiden Grundſtoffe unterworfen worden: denn wer nicht arbeitet, iſt nicht werth zu leben; und hier ſieht man, welches der Irrthum und die Ungerechtigkeit desjenigen wäre, der nach unſern Grundſätzen auf die irdiſchen Beſitzthümer der Andern Anſprüche zu haben wähnte, während im Gegentheil er ſich fragen ſollte, ob er deren ganz ausgemachte auf ſeine eigenen hat, und ob ſie ihm wirklich durch ſeine Tugenden oder durch die Tugenden ſeiner Vorfahren erworben ſind, da nicht zu läugnen iſt, daß hierin unſre von den Menſchen gemachten Beſitzrechte ſich ohne Unterſchied mit der Lüge und mit der Wahrheit tragen.

In dem Mißbrauche dieſer wirkenden und tugendlichen Quellen des Eigenthums würde folglich der einſichtbegierige Menſch auch den genügenden Aufſchluß über den erſten Urſprung jeglicher Armuth zu ſuchen haben, und jener Art von Scham, welche der Mangel der Glücksgüter, wie der Mangel der Einſichten und des Anſehns nach ſich ziehen; denn je mehr der Gedanke des Menſchen ſich von der Abſicht des Eigenthümers entfernte, und deſſen Rechte ſich anmaßen wollte, deſtomehr mußte dieſer Eigenthümer ſie als die ſeinigen zurücknehmen, und ihn ſeine Ungerechtigkeit und ſein Unvermögen fühlen laſſen, bis die Weisheit ihn endlich ſich ſelbſt und den Unordnungen überlieferte, die aus ſeiner eignen Finſterniß entſtehn mußten!

Nun dieſe Unordnungen und dieſe Finſterniß ſich mehr und mehr anhäufen, ſowohl in Betreff des göttlichen und politiſchen Eigenthums, als in Betreff des Erdeneigenthums, das ſich jetzt ſo fern von ſeiner Beſtimmung findet, darf es wohl nicht zu verwundern ſein, daß die Staatslehrer, wenn ſie jetzt das eine wie das andre zu ſeiner rechtmäßigen und urſprünglichen Grundlage zurückführen wollen, in einiger Ungewißheit herumtaſten.

Könnte es ſich anders damit verhalten, mein Freund, da bei aller Wunderlichkeit des Ausdrucks, den ich gebrauchen werde, doch nicht weniger wahr iſt, daß ſeit allen dieſen Stufen der Veränderung, durch die wir gegangen ſind, das erſte Eigenthum des jetzigen Menſchen ſeine Dürftigkeit iſt? Ja, dieſe Dürftigkeit iſt es, die ihn jetzt drängt ſeine Fähigkeiten zu entwickeln, und Arbeit bei dem Herrn zu ſuchen; um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, und die Wiedereinſetzung in ſein wahres Eigenthum zu erlangen: ſtatt daß nach dem anfänglichen Plane ihn ein andrer Trieb geleitet, und er keinen Mangel zu fürchten gehabt hätte.

Außer dem Schlüſſel der Beſitzthümer würde in dem erhabenen Plane, von dem ich dir rede, auch der Schlüſſel jenes wahnvollen Stolzes zu finden ſein, welchen die Menſchen an den Glanz und das Alter ihrer Namen knüpfen. Denn nach dieſem Plane hätten die Menſchen, vertheilt und beſchäftigt nach ihren Fähigkeiten auf den Gütern der oberſten Gerechtigkeit, auch ihre Namen ſämmtlich nach den Fähigkeiten und nach den Regionen empfangen, in welchen ihr Beruf ſie beſchäftigt haben würde, wovon wir in dem bürgerlichen Leben der Völker noch einige Nachbildung erblicken. Aber mit dieſem Anbau und ſeinen Ergebniſſen hätte es ſich wie mit unſeren Gewächſen verhalten, die auf jeder Stufe ihrer Bildung mehr und mehr ihre Wirkſamkeit entwickeln, und deren letzte Ergebniſſe, welches die Früchte ſind, alle früheren übertreffen. Die Namen der von der Weisheit zum Anbau ihrer Güter berufenen Menſchen würden demſelben Geſetze des Fortſchreitens gefolgt ſein, und die neuen Namen folglich einen deſto größeren Werth gehabt haben, als ihre Bedeutung höhere Aemter bezeichnet hätte.

Allein der Menſch, der alle dieſe Wahrheiten aus dem Geſicht verloren, der Menſch, welcher ſtets nur das Außenbild der Dinge, und dieſes ſtets verkehrt ergreift, hat die Stelle dieſer belebenden Thätigkeiten durch unfruchtbare Verrichtungen, und die Stelle der mit jenen verknüpften Namen durch ſelbſtgemachte ausgefüllt, die er bequemer gefunden nach ihrem Alter zu würdigen, als nach einem innern Werthe, den ſie nicht haben, und er hat die neuen Namen herabgeſetzt, während nach der wahren Ordnung dieſe neuen Namen einen Preiß hätten haben müſſen, deſſen die älteſten Namen nicht theilhaft geweſen wären.

Man würde ferner hier die urſprüngliche Wurzel nicht bloß all jener abbildlichen Würden, ſondern auch all jener kindiſchen Zierrathen, und ſelbſt jener geringfügigen Wappen finden können, denen wir gezwungen ſind, wenn wir nachdenken, urſprünglich einen andern Sinn, als den der bloßen Meinung, anzuerkennen.

Denn wenn unſre blinde Nichtigkeit es iſt, welche uns auf dieſe Zeichen in ihrem jetzigen Zuſtande einen ſo hohen Werth legen läßt, ſo iſt es die Unwiſſenheit, welche uns hindert, durch ihre Umhüllung hindurch den Quell zu ſehn, woher ſie ſich ableiten, und es iſt aus Uebereilung, daß wir ſie philoſophiſcherweiſe unter die Spielereien unſrer Kinderjahre verwerfen: ſie haben zwar auf uns dieſelbe Wirkung, nämlich die, uns zu zerſtreuen; aber die Art und Weiſe iſt nicht dieſelbe; ſie beſchäftigen uns mehr, als ſie uns vergnügen; die Spielereien des Kindes vergnügen daſſelbe mehr, als ſie es beſchäftigen; zuerſt nur aus Entbehrung hängt es ſich daran, und nicht aus Meinung, und in ſeinem Spiele iſt es aufrichtig und wahr mit aller Welt: uns aber, uns zieht der Stolz zu unſrem Spielwerke hin; das falſche Glück, durch dieſe Auszeichnung in der Meinung von unſeres Gleichen Andere, als ſie ſelbſt ſind, zu ſcheinen; und die Unredlichkeit leitet unſer Treiben, da wir verlangen, daß ſie vor unſrem Spielwerke ſich niederbeugen und daſſelbe in einem Preiſe ſchätzen ſollen, von dem wir ſelbſt wohl wiſſen, daß es ihn nicht beſitzt.

In dem Plane, den ich nach meinen ſchwachen Mitteln dir in flüchtigen Umriſſen andeutete, wären alle dieſe Zeichen wahrhaft ehrenvoll geweſen, denn ſie wären lebendig geweſen, und hätten folglich ohne Zweideutigkeit den Antheil bezeichnet, den der Einzelne an dem Werke gehabt, die Vortheile, die er dadurch dem Reiche des Lebens verſchafft, und ſelbſt den Stoff, auf den er ſeine Fähigkeit verwendet, das heißt, den er belebt und wiedergeboren hätte: lauter Dinge, von welchen die Menſchen, in ihrem Reiche des Todes, uns noch ungeſtalte Spuren darbieten, indem alle ihre Anſtrengung dahin geht, daß all ihr Uebereinkömmliches in dieſer Art wirklich bezeichnend erſcheine.

Man würde auch den Schlüſſel jenes Lehnweſens, das in der Hand der Menſchen jetzt ſo mißbräuchlich und ſeltſam geworden, dort finden können, weil dort jeder ſeine Art von Gülten zu bezahlen gehabt hätte, nicht an Menſchen, ſondern an die ewige Oberlehnbarkeit, nach Verhältniß der Gaben und des Theils von weſentlichen Gut, die ihm zum Genuſſe von ihr übertragen worden wären; und wenn alles dieſes Wahrheit iſt, wie ich es gern glaube, ſo kann man den Fortſchritt nie genug preiſen, den Frankreich dadurch gethan, daß es die leeren Scheinbilder davon abgeſchafft hat.

Und endlich würde man, aus dieſer Quelle ſchöpfend, gewiß nicht verfehlt haben auch den Schlüſſel jener mannigfachen hieroglyphiſchen Zeichen zu finden, die auf den Denkmälern der verſchiedenen Völker erhalten ſind, und die Verzweiflung der Gelehrten machen; aber dieſe Gegenſtände würden uns allzu weit führen.

Ich wende mich daher wieder zu den Staatsgelehrten und wiederhole dir, daß inmitten alles politiſchen Herumtaſtens, worin ſie ſich drehen, ſie meine Sache vertheidigen, denn wenn ſie die Wahrheit uns auch nicht geben, ſo möchten ſie es doch wenigſtens, und ſuchen dieſelbe, ohne es zu wiſſen, auf die nämliche ewige poſitive Grundlage zu ſtellen, die ich dir unaufhörlich vor Augen halte.

Wirklich fühlen ſie ſelbſt im Ausſprechen der Entſcheidungen, die ihnen jenes Herumtaſten liefert, die Nothwendigkeit der Zuſtimmung und des Beiſtandes eines über den menſchlichen Willen erhabenen Willens, um ihre Anordnungen, ihre Geſetze, ihre Gewalten zu beſtätigen, das heißt, in meiner Sprache, um jene uns eingebornen Gaben, Einſichten und Vermögen zu beſtätigen, und um uns zum Gebrauche derſelben zu berechtigen: denn obwohl in dieſer Ordnung der Dinge ſie mir nur Abbilder und äußern Schein zeigen, ſo iſt doch nicht minder wahr, daß unter allen Geſetzen, die von ihnen ausgehen, unter allen Gewalten, die ſie einſetzen, unter allen Anſtalten, die ſie gründen, keine einzige ſt, welche, bevor ſie in Ausübung tritt, nicht durch eine Art von Weihe hindurchgeht.

Dieſe Geſetze, die man verkündigt, dieſe Feldherren, die an der Spitze ihrer Heere ausgerufen werden, dieſe Könige, die auf dem Schilde, wie zur Zeit unſerer alten Gallier, oder mit anderer Förmlichkeit erhoben werden; dieſe Obrigkeiten, die ſich in ihre Würden und Aemter einſetzen laſſen, gleich allen andern öffentlichen Beamten; dieſe Volksvertreter ſelbſt, welche ungeachtet der Gültigkeit ihrer Wahl ſich noch der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Vollmachten unterwerfen müſſen; die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Geſchicklichkeiten, welche dieſelbe Bedingung jedem auferlegen, der ſie in der Geſellſchaft ausüben will, ferner feierliche Einſetzungen, Ernennungsurkunden, Seligſprechungen, Weihungen der Gebäude, kurz alle religiöſe, bürgerliche und politiſche Feiergebräuche, und ſelbſt dieſe einfachen Volksverſammlungen, wo die Menſchen ſich mehr Ehre bezeigen, als bevor ſie hereintraten, wo in der Ordnung und dem majeſtätiſchen Schweigen, die daſelbſt herrſchen, jeder ſich größer werden fühlt durch die Anweſenheit einer Macht, die nicht die ſeinige iſt, und deren Ausſprüche er mit Begierde erwartet; mit Einem Worte, alles Thun der Sterblichen bietet mir dieſe auffallende Lehre, durch welche dieſe nämlichen Sterblichen, ſelbſt während ſie umfaſſende und unzählige Fähigkeiten in ſich erkennen, doch zu geſtehen ſcheinen, daß ſie von

Anfang nicht die einzigen Herren derſelben ſind, und daß, ohne ihr Wiſſen, ſie in der That allgemein nur zwei Arten der Beziehung zu dieſem über ihnen ſchwebenden Urweſen haben: die eine, daß ſie vor dem Gebrauche, welchen ſie von den Gaben, Einſichten und Vermögen, die ihnen eigen ſind, machen wollen, abwarten, bis eine Hand, die höher ſteht, als ihr Willen, jenen Gebrauch beſtätiget und weihe; die andere, daß ſie jenem Urweſen die Huldigung danach darbringen, und die herrlichen Erfüllungen preiſen, wenn ſie dieſelben glücklich zu ihrem Ziele geführt haben.

Unterſuche ſorgſam und lange, was ich hier vortrage, und du wirſt erkennen, ob dieß nicht der urſprüngliche Sinn all der Einrichtungen ſei, welche die Welt erfüllen, trotz dem, daß, wenn man ſie nur nach den äußern Thatſachen beurtheilt, und ſogar auch, indem man ihnen die wenigen Vorzüge läßt, welche die Hand des Menſchen ihnen nicht rauben kann, ſie allgemein die Beute des Ehrgeizes, der Heuchelei, der Erpreſſung und des Hochmuths ſind.

Wenn wir nun zwiſchen dieſen Mißgeſtaltungen hindurch den vollbeſtändigen und geheiligten Sinn all dieſer entſtellten Gebräuche noch wahrnehmen können; wenn über die ganze Erde hin die Menſchen in ähnlichen Einrichtungen, und in übereinſtimmenden und feierlichen Dingen und ſo die Wahrheit enthüllen, warum ſollten ſie uns nicht zugeben, daß es ihnen möglich wäre, ein leiten auch ſprechendere Zeugniſſe zu bieten, wenn ſie in den Wirklichkeiten wandelten, weil in dieſen Wirklichkeiten jener Sinn noch hervorſpringender ſein möchte, als in den Lügen und dem Schein, indem er daſelbſt, als in ſeinem natürlichen Elemente befindlich, nur um ſo unmittelbarer und lebendiger ſein möchte? Eine Bemerkung, die für ſich allein ſchon mehr zu Gunſten all meiner Grundſätze ſpricht, als es alle politiſchen und philoſophiſchen Bücher vermöchten, und die mir den Menſchen einem ewigen Geſetz unterthan zeigt, nicht nur in allen ſeinen geſellſchaftlichen und politiſchen, bürgerlichen und natürlichen Handlungen, ſondern ſelbſt in allen ſeinen eigenſten, beſonderen und perſönlichen Handlungen: die endlich, wenn er in der Ordnung ſein will, mir ihn in allen ſeinen Gedanken, in all ſeinem Wollen und bis in ſeinen geringſten Bewegungen nothwendig dieſer allgemeinen Weihe und dieſer allgemeinen Heiligung unterworfen zeigt, wenn die allgemeine Ebenbürtigkeit der allgemeinen Verſöhnung herrſcht.

Ich brauche dich nicht aufmerkſam zu machen, daß ſelbſt in unſerm Zuſtande des Mangels und der Prüfung dem Glücke des Menſchen gewiß nichts gefehlt haben würde, wenn er in großer Ordnung, und nicht in verkehrter, wie er täglich thut, dieſe Wege, Plätze und Gebäude beſtiegt hätte, in deren Grunde wir eigentlich eine ſo tiefe Bedeutung entdeckt haben. Die

Beherrſchungen würden nur Gewalt geweſen ſein, und die Widerverpflichtungen nur allgemein, und ſtets im Zunehmen.

Die natürliche Geſellſchaft würde unter den Menſchen keinen Herrn anerkannt haben, und doch würden alle ihre Mitglieder durch die unveräußerlichen Rechte ihrer freien und unzerſtörlichen Natur eben ſo viele Herren geweſen ſein; auch würden ſie ſtets zur Wachſamkeit bereit geweſen ſein, welche die wahre Eigenſchaft der natürlichen Geſellſchaft iſt.

Die bürgerliche Geſellſchaft würde Verwalter gehabt haben, aber keine anderen Herren als die Gerechtigkeit, weil es nur nöthig geweſen wäre die Grundſätze derſelben geltendzumachen und beizubehalten, und weil es keines Herren bedarf, wenn es nur auf Rath und Ueberlegung ankommt, indem ja gewöhnlich die Abſicht des Herrn mehr darin beſteht, daß er will und gebietet, als daß er Berathung hält.

Die politiſche Geſellſchaft endlich würde Führer und Häupter von wirkſamem Anſehen gehabt haben, weil ſonſt der ganze Zweck der politiſchen Ordnung verfehlt geweſen wäre. Allein wenn auch dieſe politiſche Geſellſchaft Führer und Häupter gehabt hätte, ſo hätte ſie darum doch nicht Herren gehabt, da ſie im Gegentheil nach innen wie nach außen ihr nur Vertheidiger und Beſchützer gegen die Ungerechtigkeiten und Anmaßungen geweſen ſein würden; aber um ſo furchtbarere Ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

menſchlichen Freiheiten achten, den menſchlichen Gewiſſen, den menſchlichen Rechtsſinn, und weil ſie, und wer, weil dieß menſchlich iſt, nicht beruhigt wird, den Gedanken nur von Moment zu Moment führen, und die eigene beſten Kräfte, wie der Gedanke, der allein die Verſöhnung des Unglücks und der Noth iſt, [illegible] [illegible] [illegible] iſt, den [illegible] [illegible], wenn ſie endlich das Volk, zu verlangen, als ſie ſeinen Grundſatz zu erfüllen. Iſt es nicht genug für den, daß er leidet, und auch dem zu ſeinen Schmerzen noch die Verzweiflung hinzufügen? Was wünſcht ihr von einem Staatsrecht ſagen, der als ſeine Grenze anfängt, um die der Staat [illegible] [illegible], und der [illegible], die [illegible] Völker in ſeine Arme zu ſchließen, ſich weigert, um ihre [illegible] [illegible] [illegible], wie ſie ſelbſt nie und gleich zu erheben iſt?

Gleichwohl iſt es gerade dieß, was die Staatsgewalten aller Länder gethan haben. Sie haben ſich von [illegible], welche geſchichtlichen Gründen entſprechen, und [illegible], daß das Leben ſich in die [illegible] des menſchlichen Rechtsbewußtſeins eingeſchlichen, wie ſie [illegible] durch [illegible] [illegible] [illegible], die als die [illegible] [illegible], [illegible] Reihe, haben ſie den Blick auf die [illegible] des [illegible] [illegible].

Sie haben nicht einmal gefühlt, daß in allen geſellſchaftlichen Körpern ſich eine geheime Bildung des Staats-[illegible] [illegible] der [illegible] von Regierungsformen [illegible], ein

[illegible]

[illegible]

bürgerlichen und persönlichen Eigenthum, den Rechten der Bürger der ewigen Gerechtigkeit und die Vernichtung des [illegible] Königreich, ganz und den Tyrannen, und [illegible] diese unvermeidliche Bewegung allen Bürgern [illegible] mit.

Die Verfassung hingegen, die einen [illegible] aus einem Grundsatze [illegible], legt ihre so großes Gewicht auf diese Säule, als auf die Volksversammlung und das [illegible] Glück des [illegible], weil sie ihren Eigenthum nicht mit dem Gesetze verliert, und weil sie weiß, daß durch diese Volksversammlung das Werk [illegible] kann.

Diese, als die Feinde, und Gemeinde, die Staatsregierung mit der monarchischen Regierungsform vereinigen wollten, sagt die Verfassung damit an, daß alle Nachtheile, die ihre [illegible] mit sich führen würde, vernichten zu helfen, sagt sie zu diesem ganz [illegible] einem König, als die [illegible] auf dem Vorschlag [illegible] hat, aber sie vergaß darum nicht den heiligen Zweck des [illegible] selbst. Sie empfahl daher die Befolgung des Gesetzes, so daß sie nicht [illegible] hatte sie zu unterrichten und versprach ihnen, daß, wenn sie nicht als [illegible], [illegible] sie über[illegible] werden, [illegible], die mit der König [illegible] [illegible] sollen, [illegible] Dinge, die sie ihnen unter [illegible] ganz [illegible] hatte. Siehe das 18. Kap. des 6. Theils.

[illegible], als die Aufklärung durch [illegible] [illegible] [illegible] die Jesuiten [illegible], ihre Volksregierung zu behalten, [illegible] sie [illegible] nur, um [illegible] selbst zu sich zu [illegible]; sie that es, um die eigene [illegible] einer [illegible] durch Herrschaft über sie zu begründen, aber nicht um sie sich selbst preiszugeben, und sie zu aller Ausübung einer solchen weltlichen Volksregierung berechtigen zu lassen, wie sie viele Leute in neuester Zeit mit der berühmten Stelle [illegible] [illegible], die dem Zweck in einer der glücklichsten Bewegungen, die er je [illegible], angeführt hat; ein Mißgriff, der doch wohl nicht solche Statt gefunden haben, wenn diese große Schriftsteller auch ein Wort mehr gesagt, oder seine Rede eine Bestimmung weniger gehabt hätten.

Denn als nun der Herrschaft der Könige die Jesuiten sich vom Staat entfernten, um sich aller Ausübung der weltlichen Volksregierung hinzugeben, und sie dadurch die Hände ihrer Feinde wurden, so war es um sie [illegible] Ausübung und den auch die [illegible] [illegible] zu entreißen, es war, sag' ich, um sie wieder zu sich [illegible], daß die Aufklärung ihren [illegible] gab, die eine Art geistiger [illegible] bildeten, und die ganz [illegible] hatten, denn die [illegible] der Wahrheit und die [illegible] der Wahrheit zurückzuweisen.

Es hat Niemand, daß [illegible] es so [illegible] [illegible] richtig, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] doch aller guten Menschen [illegible] [illegible], über [illegible] [illegible] geweſen, was dem [illegible] die [illegible] iſt, aus demſelben ſo viele Zuſtimmung gefunden, weil man gerade das [illegible] ſeines [illegible] ergriffen hat. Er würde nicht leicht getödtet worden ſein, wenn er ſeine erhabenen Grundſätze vollſtändiger dargelegt hätte, ſo mißtrauiſch hat man uns über alles gemacht, was das Reich der Verfaſſung betrifft. Und natürlich, wenn die Hoffnung, zu [illegible] Dingen wie er zu gelangen, mein Entſchluß geweſen wäre, die Feder zu ergreifen, und mich ſo zu zeigen, wie ich in dieſem Augenblick es thue, ſo würde ich allen Beifall auch ſelbſt gewonnen haben.

Ich werde deshalb nicht minder verſichern, daß in den Augen dieſer Verfaſſung der erſte Gegenſtand der Völker ihre ewigen Güter iſt, der [illegible] der Wahrheit und Gerechtigkeit, daß das Ziel der Völker das Glück des [illegible] ſein würde, ausſchließlich gegründet auf ihre göttliche und unmittelbare [illegible], daß die Form der Regierungen nur der zweite, untergeordnete Gegenſtand iſt; daß, welches auch die Form dieſer Regierungen ſei, die Verfaſſung ſie nur [illegible] gelten laſſen kann, als ihre Einheit und ihre unumſchränkte Gewalt ſo heilſam durchdringt, als ſie, mit Einem Worte — [illegible] nicht [illegible], was da leben wird — wahrhaft dem Geiſte nach chriſtlich ſei, nicht menſchlich chriſtlich, um nicht zu ſagen bürgerlich chriſtlich, wie ſolche auf der Erde allgemein Statt gefunden, ſondern göttlich, geſig und natürlich theokratiſch, das heißt, während auf den Geſetzen der unwandelbaren Wahrheit und auf den Rechten dieſes heiligen Verhältniſſes, welches Gott und den Menſchen, in welcher Lage er ſich auch befinde, durch ein unauflösliches Bündniß vereinigt.

Wir müſſen hier von der Beſchaffenheit dieſer Regierungen ſagen, was wir von der Beſchaffenheit des menſchlichen Geſellſchaftsvereins geſagt haben; nämlich daß zur Erreichung des Zwecks dieſer glücklich, geiſtig und natürlich theokratiſchen Regierungen die Geſetze derſelben im anderen eigentlichen Sinne befolgt werden müſſen, und nicht im uneigentlichen Sinne; um ſo mehr, da je höher der Grad in dieſer Ordnung der Dinge ſich erhebt, deſto größere Wichtigkeit daraus hervorgeht, wenn er nicht rein iſt: daß ferner, welches auch immer die Form der Regierungen ſei, die Regierenden in Wirklichkeit die göttliche Vernunft als ihr Haupt und als ihren Führer anerkennen müſſen, da ſie allein die allgemeine Herrſchaft in Wirklichkeit ausübt, und in dieſem Betracht Niemand [illegible] genügen, ſich mit der Vervollkommnung der Regierenden, ſtatt der Regierungsformen, zu beſchäftigen: denn dieſe [illegible] weſentlichermaßen auf den anderen, und das [illegible] für das göttliche Wort des Geſellſchaftsvereins, welches, nach der Wahrheit, mit der Regierung eins und ſo innig mit ihr verbunden ſein ſollte, wie der Körper der Materie es mit ihrer Hülle iſt.

Laß uns alſo, mein Freund, alle dieſe Gegenſtände, die ſich, indem ſie durch die Hand der Menſchen gehn, ſo verengt und verdorben haben, im Großen und in ihrem urſprünglichen Vollbeſtande betrachten! Gott iſt der einzige Fürſt und der einzige Oberherr der Welten, und wie ich dir hier ſchon geſagt habe, er will der Einzige ſein, der über die Völker herrſcht, in allen Geſellſchaftsvereinen und in allen Regierungsformen. Die Menſchen, die ſich an der Spitze der Nationen oder der Staatsverwaltung finden, ſollten nur ſeine Stellvertreter, oder, wenn man will, ſeine Beauftragte ſein; und es iſt gewiß, daß dieſe Vorſtellung auch in ihnen ſelbſt wie in mir iſt, durch die Zuverſicht, die ſie zu ihrem Volke haben, und durch ihre Bemühungen, daſſelbe als ein von der Gerechtigkeit ſelbſt ausfließendes zu zeigen. Da dieſe Stellvertreter der Vorſehung, oder dieſe göttlichen Beauftragten, obſchon von Natur den andern Menſchen gleich, durch ihre Gaben und durch ihre Erkenntniſſe von dem übrigen Theil der Nation unterſchieden und ihm überlegen ſein würden, ſo wäre hier nicht ſchwer zu erkennen, woher die Menſchen, die alles mißbrauchen, ihre menſchlichen Monarchien und ihre irdiſchen Autoritäten entlehnt haben, und woher dieſe Ehrfurcht kommt, welche, wahrhaft oder gemacht, gemeiniglich jeder für die Obrigkeit hat, die über ihm ſteht.

Endlich die Nationen, durch das Mittel dieſer Stellvertreter die Erkenntniſſe und Einſichten empfangend, deren ſie zur Erhaltung ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes und für die Verſtärkung des Werkes benöthigt ſind, würden davon nach ihrer Weisheit Gebrauch machen, und uns hier wirklich den wahren Zweck der demokratiſchen Regierung zeigen, der die natürliche Theokratie angehört.

Hoffen wir nicht, daß wir anderswo als hier die Einſichten finden, deren wir bedürfen, um uns über die politiſchen Gegenſtände und über alles dasjenige aufzuklären, was ſich auf den menſchlichen Geſellſchaftsverein bezieht, unter welcher Form er auch ſich darſtellt.

Man hat uns geſagt, daß das Volk oberherrlich ſei; ich bequeme mich ſo zu denken und es laut zu bekennen; aber wenn das Daſein des Menſchen nur einen einzigen Zweck hat, nämlich den Nutzen der ewigen Güter der Wahrheit, ſo kann das Volk nur für dieſen ſelben Zweck und nur in dem Sinne oberherrlich ſein, in welchem wir erklärt haben, daß der Menſch ehemals hätte Eigenthümer ſein ſollen: erblicken wir alſo die Völker, nach dem urſprünglichen Plan, als oberherrlich von Rechtswegen anerkannt, ſo können wir doch nicht umhin zu ſagen, daß ſie in der That auch nicht weniger als der Menſch unter ihre anfängliche Beſtimmung herabgeſtiegen ſind. Sie haben allerdings kraft der ihnen eingeborenen, in ihnen wie in dem Menſchen erhabenen und unvertilgbaren Grundlagen, das Vermögen ihre Entartung zu fühlen, und das unbeſtreitbare Recht aus ihr emporzuſtreben; aber das iſt ungefähr alles was ſie noch haben, und es fehlt ihnen die erforderliche Klarheit, um dieſen Rechten einen ſichern Gang zu geben, und daraus immer wahrhaften Vortheil zu ziehen.

Auch beſchränkt ſich wirklich dieſe Oberherrlichkeit für die Völker darauf, das Gefühl alles ihres Elendes zu haben, die Augen auf diejenigen unter ihnen zu werfen, welche ſie für die wenigſt unfähigen halten um ihre Befreier zu werden, dieſe durch ihre Wahlſtimmen oder durch ihre Wünſche der wohlthätigen und beiſtehenden Gerechtigkeit zu bezeichnen, und abzuwarten, daß die von ihnen gewählten Perſonen bis zu deren Throne nahen dürfen, und ihnen von dort die Schätze zurückbringen, die ihnen unerläßlich nothwendig ſind, um ihre Vorrechte wieder zu erlangen und ruhmvoll zu offenbaren.

Ohne dieſe Ordnung der Dinge würden die Völker, und diejenigen, die ſich ihrer Führung unterzögen, nur Luftbällen zu vergleichen ſein, die in die Unermeßlichkeit des Raums geſchleudert den Launen der Winde preisgegeben wären, ohne irgend einen Punkt des Widerſtandes, auf welchem das Steuer eine Richtung bewirken könnte, ohne Boden und Geſichtskreis, um ihre Bahn darnach zu ſchlagen, und ohne alle Mittel, um die Zufälle und die Schiffbrüche, die ſie jeden Augenblick bedrohten, vorherzuſehn und zu vermeiden; woraus zu ſchließen iſt, daß, wenn das vorzüglichſte jetzige Eigenthum des Menſchen, wie wir oben erkannt haben, ſeine Dürftigkeit iſt, gleicherweiſe jetzt der erſte Grad der Oberherrlichkeit der Völker ihre Ohnmacht und ihre Dienſtbarkeit iſt.

Zweifeln wir alſo nicht mehr, daß, wie groß auch dieſer Titel der Oberherrlichkeit, der ihnen rechtmäßig noch angehören kann, ſein möge, doch die Bedingungen, die er erfordert, noch unendlich größer ſeien; denn es iſt hier nicht hinreichend von der Gerechtigkeit, von der Weisheit und von der Treue gegen das Geſetz zu ſprechen, als welche für die Völker nur Tugenden der Ausübung ſind, die ſie im Gebrauch ihrer Rechte beobachten müſſen, um deren Erhaltung zu verdienen, oder die nicht hinreichen zu deren Erwerbung.

Ich habe dir vorhin die Nationen gezeigt, wie ſie bald der Gunſt der Vorſehung, bald den Sprüchen ihrer Gerechtigkeit zum Werkzeuge dienen: ich habe dir auch von der Art Weihe geſprochen, von welcher angenommen iſt, daß alle Geſetzgeber und alle Dienſtbeamte der Völker ſie empfangen müſſen, um ihre Beſchlüſſe und alle Verrichtungen ihres Amtes rechtmäßig zu machen; hierin iſt, wie wenig auch das, was ich ſagen werde, Glauben finden mag, die Quelle der wahren Oberherrlichkeit der Völker. Sagen wir es alſo laut, was vielleicht noch nie von den Menſchen vernommen worden: wann ſind die Völker oberherrlich im ganzen Umfange, den dieſes Wort geſtattet, und der allein ſie ſo ehrwürdig machen ſoll? dies iſt nur dann, wenn ſie an's Werk geſtellt ſind zur Erfüllung der Beſchlüſſe der Vorſehung; dies iſt, wenn ſie hiezu ihre Weihe erhalten haben; dies iſt, wenn dadurch ſie bis zu einer Macht erhoben ſind, die über ihnen ſteht, und die ſie nicht mehr an das Gebot ihres Willens, ſondern an das Gebot des Willens der Vorſehung knüpft, als welcher ſtätiger und hellſehender denn der ihre iſt; ohne welches dieſe ehrfurchtgebietende Weihe, dieſes geheiligte Wort, vor dem das Weltall ſich niederwerfen ſollte, zu einem Worte wird ohne Werth und ohne Bedeutung.

Denn davon iſt nicht mehr die Rede, mir für die Weihe der Völker jene gegenſeitige Zuſtimmung anzugeben, jenen Handelsverkehr der Willen, den die Einzelnen untereinander zu treiben gemeint ſind, nach der Annahme der Staatsgelehrten, die niemals andere Grundſtoffe für den Bau des Geſellſchaftvertrags zu finden gewußt, von welchem nachher alle bürgerlichen und politiſchen Handlungen der Geſellſchaft ſich ableiten ſollen; ich ſehe da nur einen Verkehr von Gleichem zu Gleichem, der aufhören kann nach dem Willen der Theilnehmer, der daher nur ein ſchwankendes Daſein hat, und der mir nur übereinkömmliche Macht und bildliche Weihen darbieten kann.

Ich ſehe ſelbſt nicht ein, wie daraus jemals ein verbindendes Geſetz hervorgehn könnte, auf deſſen Nutzen und Früchte gerechnet werden dürfte, da jedes Geſetz ſeine Strafe mit ſich führen muß, und unter den Einzelnen, die man als Miturheber des Vertrags annimmt, wenn gleich Viele das Geſetz, doch gewiß nur ſehr Wenige die Strafe für ſich wollen; ſo daß hiedurch allein ſchon das Geſetz nur ſcheinbar wäre, und ſich im Entſtehn vernichtete, ungerechnet alle diejenigen, die durch Liſt, oder auf jede andere Weiſe, dieſe Strafe zu vermeiden wüßten, welche in der wahren Ordnung unmittelbar mit dem Geſetze zuſammenhängen muß. Ich ſehe übrigens, daß das letzte Ziel, wohin die Strafe des Geſetzes der Menſchen ſich auszubreiten vermag, das Tödten iſt, eine Strafe, die nur den Menſchen der Materie ſchreckt, und ſelten den ſittlichen Menſchen beſſert. Es würde mir größeren Eindruck machen, dieſes Geſetz, wenn es, ſtatt zu tödten, wieder auferwecken könnte, und die Schuldigen mit dem Lichte ihrer Verbrechen zu umgeben wüßte.

Laſſen wir alſo dieſe falſchen Bilder der Wahrheit beiſeit, wenn wir bis zur Wahrheit ſelbſt gelangen wollen: öffnen wir zugleich unſre Augen, unſre Herzen und unſren Geiſt dieſer heiligen Weihe, die allein allen Fragen und allen dunklen Trieben unſeres Weſens Genüge leiſten kann, weil ſie allein im Stande iſt die Völker wahrhaft oberherrlich zu machen, indem ſie dieſelben mit einer Macht bekleidet, welche in ihnen die wirkende Kraft mit einer wahren Machtbefugniß vereinigt, und welche dadurch die Erfüllung ihrer Sendung ſichert; weil endlich ſie allein im Stande iſt, die Gerechtigkeit auf die Erde zu bringen, und wir, geboren in der Gerechtigkeit, uns gern mit dieſem Lebensmittel ernähren, wie das Kind ſich gern von dem Nahrungsſtoffe derjenigen ernährt, die ihm das Tageslicht gegeben.

Obgleich wir von dieſen hohen Wahrheiten ſo weit entfernt ſind, mein Freund, ſo laß uns doch nicht ſo thöricht ſein, darum ihr Daſein beſtreiten zu wollen. Werfen wir unſre Blicke auf dieſen Erdball, den wir bewohnen; wir ſehen daſelbſt, daß in den verſchiedenen Himmelsſtrichen die Erzeugniſſe, welche ihnen eigen ſind, gewiſſermaßen die Weihe der Jahreszeiten und der Wärmegrade des Luftkreiſes abwarten müſſen, um die Verrichtungen auszuüben, die ſie auf dem Schauplatze der vergänglichen Dinge zu erfüllen haben; wir ſehen daſelbſt, daß die Natur, welche die Vorſehung der phyſiſchen Weſen iſt, dieſe als ſolche in Abhängigkeit hält, und daß ſie, wie eine Oberherrin, von ihrem Throne herab jedes derſelben zu ſeinem Range beruft, und jedes nach ſeinem Theile mit der Ausführung ihrer Beſchlüſſe beauftragt. Wie ſollte es alſo in der

Univ. Bibl.
München

höheren Ordnung, aus welcher wir unſren Urſprung nehmen, nicht eine ähnliche Vorſehung geben, welche die Natur dieſes Reiches wäre, wie die phyſiſche Natur die Vorſehung der Erde iſt; und deren Weihe folglich den Menſchen und den Völkern noch unentbehrlicher ſein müßte, damit ſie rechtmäßig und wirkſam an der Erfüllung der Abſichten derſelben zu arbeiten vermöchten, da ſie ſich in ihren Bewegungen verirren können, und die phyſiſche Ordnung in den ihrigen ſich nicht verirren kann?

Wiederholen wir es alſo ohne Scheu, hier iſt die ausſchließliche und nothwendige Quelle, aus welcher die wahre Oberherrlichkeit der Völker fließt; eine Oberherrlichkeit, die ſodann nicht mehr willkürlich und zerbrechlich iſt, ſondern ſich auf eine lebendige ſtützt, und welche die Nationen unter die Abhängigkeit der Dinge ſtellt, wie die Staatsgelehrten ſagen, und nicht unter die Abhängigkeit des Menſchen; weil, wenn ſich ereignet, daß Völker zum Werke berufen und auf dieſe Art geweihet ſind, auf ihnen alsdann eine Macht ruhen muß, die dem Plane der höheren Hand entſpricht, von der ſie gewählt worden, und von welcher ſie nur noch die Werkzeuge ſind; und ſo berechnet dieſe Macht ſich nicht mehr nach der Weisheit der menſchlichen Rathſchläge, und nach der Stärke der Völker und der Größe ihrer Heere; denn da ſie mit der lebendigen Ordnung verbunden iſt, ſo wäre nicht zu verwundern, daß ſie durch dieſen Verein das Recht erhielte, nach ihrem Gefallen den Scharfſinn der Häupter der gewählten Völker ſo wie den Eifer und den Muth ihrer Krieger zu erhöhen, neue Entdeckungen und unerwartete Erfindungen in dem Geiſte der Menſchen entſtehn zu laſſen, und daß ſie dadurch auf der einen Seite einen ſiegreichen Widerſtand trotz allen Hinderniſſen erzeugte, und auf der andern eine hinfällige Schwäche trotz allen Hülfsmitteln.

Für diejenigen, die ihren Geiſt nicht in die engen Schranken des Naturalismus haben einzwängen laſſen, dürfte dies wohl der verborgene Schlüſſel ſein ſo vieler weltberühmten Ereigniſſe, des Umſturzes wie des Ruhmes ſo vieler Reiche, der ſo überraſchenden Niederlagen und Siege, der ſo zahlreichen Erſcheinungen der Völkergeſchichte, von welchen die Forſcher uns nur untergeordnete Löſungen geben, indem ſie dieſelben durch die Einſichten und Fähigkeiten der Sieger, ſo wie durch die Fehler und Ungeſchicklichkeiten der Beſiegten erklären, während dieſe Fehler und Ungeſchicklichkeiten, ſo gut wie jene Fähigkeiten und Einſichten, zu den ſichtbaren Mitteln gehören, deren jene Macht ſich bedient, um insgeheim ihr Ziel zu erreichen, und die gewählten Völker ihrer Oberherrlichkeit theilhaft zu machen.

Wenn Völker ihre Erwählung zu dieſer wahren Oberherrlichkeit nicht unterſtützten, oder die eines anderen Volkes aufhalten wollten, ſo könnten ſie zu ihrem

Unglück es dahin bringen, nicht nur ihre erſte Weihe zu verlieren, ſondern auch an deren Stelle ſogar eine entgegengeſetzte Weihe zu empfangen, welche ſie verwirrte und zu ihrem Untergange führte. Denn es muß mehrere Arten von Weihe geben, wenn es wahr iſt, daß es mehrere Arten von Macht giebt. Welch' neuer Boden im Gebiete der Völkergeſchichte zu durchforſchen, und welch' ergiebige Ausbeute für den aufmerkſamen Beobachter, gewährte, beſonders wenn dieſer ſich genug erhöbe, um zu erkennen, daß die Geſchichte der Nationen eine Art lebendigen und beweglichen Gewebes iſt, durch welches, ohne Unterlaß, die unwiderrufliche und ewige Gerechtigkeit durchrinnt.

Wenn endlich, ohne dieſe Stufen zu erreichen, die Völker den Titel der Oberherrlichkeit anſprächen, und ihre Abſicht und Macht doch nur auf die äußere Geſtalt der Geſellſchaft und auf die materiellen und untergeordneten Einzelheiten des Staates richteten, ſo dürfte man ihnen darum jenen Titel noch nicht beſtreiten, da ſie in dieſer Klaſſe wirklich oberherrlich wären, und darin noch immer eine ihrem Gegenſtande gemäße Weihe fänden: aber man müßte ihnen zu bemerken geben, daß ſie dieſe Gattung ſo ſehr untergeordneter Oberherrlichkeit mit Unrecht in gleichen Rang mit derjenigen ſtellen würden, welche im Großen den umfaſſenden Planen der Vorſehung angehört, da jene Oberherrlichkeit nur die des Willens des Menſchen, und täglich in Gefahr wäre, mit allen ihren Grundlagen und allen vorübergehenden Früchten derſelben, durch höhere Oberherrlichkeiten fortgeriſſen zu werden.

Uebrigens würden dieſe tiefen Unterweiſungen ſich mehr an die Häupter der Völker, als an die Völker ſelbſt richten; weil, wie ich dir ſchon geſagt habe, die Häupter die erſten Stellvertreter der Vorſehung, und die erſten Werkzeuge der Ausführung ihrer Plane ſein ſollten. Sie bilden zwar mit den Völkern, denen ſie vorſtehn, nur Einen Körper, aber ſie gleichen den Außenwachen eines Heers; ſie ſind es, denen zunächſt die erſten Gefahren und die erſten Siege gehören, und von ihrem Benehmen kann zuweilen das Heil oder der Untergang des Heeres abhängen.

Aber von dieſer nämlichen Urſache hängt noch mehr ihr eigenes Heil, oder ihr eigner Untergang ab: wie oft auch hat man nicht geſehn, daß Völker erhalten blieben, während die Häupter derſelben gleichſam als ihres Ranges unwürdig herabgeſtürzt wurden! wie oft hat man nicht während der Dauer eines und deſſelben Volkes deſſen Regierungsform wechſeln, deſſen Fürſtengeſchlechter ſich erneuern, deſſen Häupter und Verwalter der Reihe nach durch andre Häupter und Verwalter erſetzen ſehn, die auch ihrerſeits wieder in Schmach und in Staub fielen!

Der Grund dieſer Thatſachen iſt ſehr einfach; die Völker ſind nämlich in den Augen der Vorſehung noch werther, als es die beſondern Oberhäupter und Geſchlechter der Fürſten ſein können, weil jene, als Völker, ſich beſſer eignen, die Abſichten der Vorſehung zu fördern, welche insgeſammt zu Gunſten der Völker ſind; weil endlich die Völker, welche die Macht nur hervorbringen, weniger dem Verderben ausgeſetzt ſind, als die Häupter, welche dieſelbe zu leiten haben. Auch ſieht man wohl, daß Völker ſich verirren, (weniger jedoch durch eigene Schuld, als durch Beiſpiel und Verführung) aber ſelten ſieht man ſie in Maſſe freveln: dagegen über die ganze Erde hin man nie aufgehört hat, ihre Häupter mehr noch freveln als ſich verirren zu ſehn. Als was muß es daher erſt gelten, wenn man ſie bemüht ſieht, die Völker, die ihnen anvertraut ſind, mit ſich fortzureißen in ihr eigenes Verderben?

Man könnte daher dieſen Oberhäuptern nicht oft genug wiederholen, daß ſie uns mit dieſen hohen Namen von Oberherren und Stellvertretern, die ſo leicht zu mißbrauchen ſind, nicht mehr verführen mögen. Die wahre Weihe, deren Bild ſie, wie ich dir oben gezeigt, uns überall darbieten, iſt die einzige, welche zugleich ihre Rechte und unſer Glück ſichern kann; denn wenn es mehrere Arten von Macht und mehrere Arten von Weihe giebt, ſo kann es auch mehrere Arten von Stellvertretern geben. Ja, wenn es gewiß iſt, daß der Menſch der Stellvertreter der Wahrheit und Gerechtigkeit ſein kann, ſo kann er auch der Stellvertreter der Lüge, der Begierde, des Stolzes, der Tyrannei, mit Einem Worte, der Stellvertreter der Ungerechtigkeit und der Finſterniß ſein, weil all dieſe verſchiedenen Mächte immer bereit ſind, ihm ihre Weihe zu geben; und eben deßhalb, weil dieſe Arten von Oberherrlichkeiten allzumal begierig ſind, ihre beſondern Vertreter hienieden zu haben, ſieht man ſo viele Gegenſtrebungen, Unruhe und Verwirrung auf der Erde.

Wenn nun die Völker ſelbſt nur in ſo fern wahrhaft oberherrlich in der höheren Ordnung ſind, als ſie die Werkzeuge der höchſten Oberherrlichkeit ſind, und von dieſer ihre Weihe haben; um wie viel mehr würden die Häupter und Vertreter dieſer Völker uns betrügen, wenn ſie dieſe höchſte Oberherrlichkeit ſich anmaßen und deren unwiderruflichen Beſchlüſſen eine andere Weihe unterſchieben wollten, die nicht die ihre iſt! Wenn es nicht zwei Gerechtigkeiten giebt, ſo muß man die wahre und einzige, bevor ſie auf die Erde gebracht werden kann, in ihrem eigenthümlichen Gebiete eingeärntet haben; und auf dieſem giebt es nur einen alleinigen Oberherrn, vor welchem der Menſch, die Völker und ihre Häupter ehrfurchtsvoll abwarten müſſen, welchen Antheil ſeiner Rechte er ihnen unter der ſtrengſten Verantwortlichkeit beliebig überlaſſen werde.

Wie dürften der Menſch, die Völker und ihre Häupter ſich über das ihnen beſchiedene Theil beklagen?

Iſt es für ſie nicht genug, die Verwalter der ewigen Gerechtigkeit ſein zu können, die Anbauer der lebendigen und fruchtbaren Güter derſelben, mit Einem Worte, durch ihre Tugenden, ihren Eifer und ihre Redlichkeit, auf der Erde die Stellvertreter des alleinigen Oberherrn der Weſen zu ſein?

Ueberdieß iſt das Unvermögen des Menſchen in Hinſicht der Oberherrlichkeit, außer ſeinem untergeordneten und beengten Kreiſe, durch die That und auf unwiderrufliche Weiſe dargethan.

Durch eine Urſache, welche die Philoſophie verwirft, weil ſie viel mehr urtheilt als unterſucht, die aber für den einfachen Verſtand nur dieſe augenſcheinliche Herabſetzung des Menſchen iſt, welche die ganze Natur in jedem Augenblicke ausſpricht, ſind von unſeren Fähigkeiten nur zwei zu unſrer Verfügung geblieben, der Willen und die Handlung. Deßhalb ſieht man wirklich nur zwei Vermögen unter den Menſchen, das der Verwaltung und das der Ausführung. Das Vermögen des feſtbeſtändigen Gedankens, oder der erleuchteten und unwandelbaren Geſetzgebung, findet ſich unter ihnen nicht, und iſt das einzige, das nicht mit uns herabgeſtiegen iſt: es iſt in den Händen des wahrhaften Oberherrn zurückgeblieben, der ſich dadurch das Mittel vorbehalten hat, uns fühlen zu laſſen, welches unſre urſprünglichen Rechte waren, und welches der Preis deſſen iſt, was uns fehlt; niemals hat Voltaire ſo wahr geſprochen, als da er, in ſeinen Fragen über die Encyklopädie, bei dem Wort Idee, geſagt, „daß der Gedanke nicht uns gehöre“; denn wenn der Gedanke nicht uns gehört, und wir alle dennoch Gedanken haben, ſo müſſen ſie uns wohl irgendwoher kommen. Auch ſind die Herren der Völker, wenn ſie uns als die Quelle des Gedankens erſcheinen wollen, da ſie denſelben doch nicht haben, nur ein Zerrbild der Wahrheit. Auch iſt das Wort Oberherr, in dieſer Grundbedeutung, nur ein Vernunftbild, ſobald man es auf einen Menſchen anwenden will: auch würde der Menſch, welcher in der höheren Ordnung, von der ich rede, als Geſetzgeber gelten wollte, ſeinen Willen für ſeinen Gedanken nehmen, und ſich einen Gedanken zuſchreiben, der ihm nicht gehörte.

Wirklich findet man die Menſchen, wenn ſie auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind, immer nur dieſſeits oder jenſeits des Geſetzes, welches ſie aufſtellen oder ſchaffen, weil ſie, als bloße Weſen der Verwaltung und des Handelns, nicht mehr ausreichen, ſobald es auf Geſetzgebung ankommt, das heißt, wenn der Gedanke wirkſam werden ſoll, weil dieſer Gedanke, der in ihnen dunkel oder todt iſt, zurückbleibt, während ihr Handeln immer fortſchreitet im Guten und im Böſen, aber gemeinhin mehr im Böſen als im Guten.

Und in Wahrheit, man vergleiche den Gang der bloß menſchlichen Oberherren mit ihren Geſetzbüchern, ſaſt nie wird man beide in Einklang finden, man wird ſie in ihren Arbeiten, ob ſie abtragen oder aufbauen, nur abbildliche Werke hervorbringen ſehn, und die immer wieder aufs neue anzufangen ſind, weil ihre ausübende Kraft nicht aus dem Geſetze hervorgeht, und man daher nur Kinder ohne Mütter und Mütter ohne Kinder findet: ſtatt daß in der höheren Ordnung das Geſetz und das Handeln immer eins ſind, weil das Geſetz daſelbſt unaufhörlich von dem Gedanken und das Handeln unaufhörlich von dem Geſetz ausgeht.

Aber obgleich das Geſetz und das Machtanſehn, in der höheren Ordnung, nur dem alleinigen höchſten Oberherrn angehören, da beide der Ausdruck ſeiner ewigen Vernunft und ſeiner unwandelbaren Weisheit ſind, ſo iſt darum nicht weniger wahr, daß die Geſetze der Völker und die menſchlichen Gewalten ſelbſt, wie mangelhaft ſie uns auch ſcheinen mögen, immer unſre Ehrfurcht und Unterwerfung verdienen, wenn ſie nur nicht augenſcheinlich die Rechte des Menſchen verletzen, weil, wenn ſie auch unſeren Augen nur ungeſtalt erſcheinen, wir doch nicht abſprechen können, daß ſie nicht mit dem Geſetze von oben heimlich verbunden ſeien, welches in der Unermeßlichkeit ſeiner Abſichten alles umfaßt, jede Triebfeder ſeines Werkes nach ſeinen Entwürfen bewegt, und wechſelsweiſe, und wann es nöthig iſt, Finſterniß und Licht über die Völker ausgießt.

Wenn dieſe menſchlichen Gewalten angenſcheinlich die Rechte des Menſchen verletzen, und durch ihre ausſchweifende Wuth zu rohen thieriſchen Gewalten werden, ſo giebt es keine göttliche noch politiſche Sittlichkeit, welche dem Menſchen alsdann unterſagte, ſie abzuwehren. Wenn durch irgend eine Macht, wie rechtmäßig ſie übrigens ſei, der Menſch in den Kampfraum hinabgeworfen und den wilden Thieren überliefert worden, ſo kann man ihm nicht zum Geſetz machen, ſich von ihren mörderiſchen Klauen ruhig zerreißen zu laſſen, und ſich nicht zu vertheidigen, wenn er es vermag. Dieſes Recht des Menſchen bleibt unverändert, wenn die menſchlichen Gewalten ſelber in den Kampfraum niederſteigen, und ſich gegen ihn in reißende Thiere verwandeln.

Ich beſchließe hier, mein Freund, die kleine Zahl politiſcher Betrachtungen, die ich dir angekündigt habe, und faſſe mich in wenigen Worten zuſammen: die Einſicht des höheren und göttlichen Geſetzes, und die Fähigkeit des Menſchen daſſelbe, wenn er rein iſt, zu verwalten, das ſind die erhabenen Rechte des Menſchen auf der Erde, das ſoll der Geiſt und das Werk der Regierungen ſein; die Ordnung und das Glück der menſchlichen Geſellſchaftvereine, gegründet auf den Anbau und die Ausbreitung des Reiches der Gerechtigkeit und Wahrheit, das iſt die Frucht, die ſich aus all dieſen Keimen ergeben ſoll; und ohne jetzt tiefer in dieſe

Gegenſtände einzudringen, habe ich dir in dieſen kurzen Bemerkungen die regelmäßigſten Grundlagen mitgetheilt, die bis jezt für das Gebäude der Geſezgebung und des Staates gefunden worden.

Aber nicht, als ob der Schlüſſel all dieſer Einſichten, welche du eben überſchaut haſt, und die mir nicht ſo leicht umzuſtoßen ſcheinen, unſeren Händen jemals gefehlt hätte! Dieſer Schlüſſel umfaßt alle Welten durch ſeine allgemeine und durchdringende Wirkſamkeit; dieſer Schlüſſel iſt doppelt, ohne daß er aufhört, Einer zu ſein, wie in der Tonkunſt der Grundton die Eigenheit beſizt Dur und Moll zu ſein, ohne daß er aufhört, Mittelpunkt zu ſein; das heißt, er iſt zugleich der Urgrund des Menſchen, ohne daß er aufhört, ein einziges Weſen zu ſein, und ohne daß der Menſch darum der Urgrund ſei, wie in dem Grundtone Dur wohl Moll, aber Moll nicht Dur enthält. Dieſer Schlüſſel wirkt nicht ohne zu ſprechen, und ſpricht nicht ohne zu wirken; er macht keine Bewegung, ohne dreifach zu öffnen und zu ſchließen, weil er die Wurzel iſt von allem was iſt, der bewahrende Herd alles deſſen, was ſein kann, und die Schranke von allem was nicht iſt: daher verſchließt er die Quellen der wahren Oberherrlichkeit und des wahren Lichts; und als ſolcher iſt er allein der Ruheort des Geiſtes des Menſchen, wie er allein der Ruheort ſeines Herzens iſt: doch wenn du von mir verlangeſt, die ihn mit einem

Namen zu bezeichnen, ſo würde ich Dir nur durch Schweigen antworten, da ich mich deutlich genug erklärt habe, um von Dir verſtanden zu werden.

Ich kehre alſo mit Dir zu unſern einfachen Betrachtungen zurück, und erinnere dich an das, was ich Dir im Anfange dieſer Schrift geſagt habe, daß die politiſchen Bewegungen, in deren Stürmen wir wandeln, mir für das Auge Gottes nur Wege zu ſein ſcheinen, auf welchen er uns zu größerer Glückſeligkeit, als wir denken, vorbereitet. Denn der ſtaunenerregende Entwickelungsgang unſrer großartigen Revolution, und die hervorleuchtenden Erſcheinungen, welche denſelben auf jedem Schritte bezeichnen, müſſen jedem, der nicht ſinnlos oder unredlich iſt, die Ausführung eines göttlichen Beſchluſſes der Vorſehung in Feuerzügen darin zu erkennen geben: man kann ſogar ſagen, daß das Werk von ihrer Seite ſchon gethan iſt, obwohl noch nicht ganz von der unſrigen. Ihre Hand, gleich der eines geſchickten Wundarztes, hat den fremden Körper weggeſchafft, und wir empfinden alle unvermeidlichen Folgen einer ſchmerzhaften Hülfleiſtung und den Druck des Verbandes der Wunde; aber wir müſſen mit Geduld und Muth dieſe Schmerzen ertragen, da unter ihnen keiner iſt, der uns nicht zur Geneſung führt.

Ich erinnere mich auch, den politiſchen Zuſtand der Menſchen auf der Erde zuweilen mit einem Gebäude verglichen zu haben, welches aus Kellergewölbe, Erdgeſchoß zum Oberſtock beſtehe. Ich habe geſehen, daß die menſchlichen Regierungen, prieſterliche und weltliche, unter welcher Geſtalt ſie erſchienen, faſt alle Völker in die unteren Gewölbe hinabgeſtoßen hatten. Die Franzoſen, durch die natürliche Wirkung ihrer Revolution, ſind aus dieſem Gewölbe hervorgegangen und zu dem Erdgeſchoß emporgekommen: aber ſo lange ſie noch nicht in den Oberſtock aufgeſtiegen ſind, haben ſie ihr Werk noch nicht vollendet, und dahin, mein' ich, will die Vorſehung ſie führen, damit ſie nicht nur der Finſterniß der Gewölbe, wo man nichts ſieht, ſondern auch der Beſchränkung des Erdgeſchoſſes enthoben ſeien, wo man nur das Allernächſte ſieht, während man von dem Oberſtocke herab einen größeren Raum überſchaut, und den Feind beſſer beobachten kann.

Die Vorſehung überläßt den Franzoſen, wie den anderen Völkern, die Sorge als eines untergeordneten Werkmeiſters, als der geringeren Anordnungen ihrer Staatswirthſchaft, der Finanzen, der Zucht, der Verwaltung, lauter Dinge, die nützlich und nothwendig ſind, aber nur die Oberfläche des Werkes ſind, und gleichſam nur dem äußern Haushalt angehören; ſie überläßt ihnen, ſag' ich, dieſe Art von Sorgen, weil ihnen zur Wahrnehmung, und wenn ſie wollen, zur Verbeſſerung der Fehler, die ſie in dieſer Ordnung der Dinge begeh'n, die einfache natürliche Vernunft hinreicht; nur die Verbrecher ruft die Vorſehung namentſelber von ihrem [illegible], und ſo beſitzt ſie ihn, inmitten all dieſer äußern Beſchäftigungen, den Menſchen einen [illegible] dennoch zur Erreichung ihrer weiſen Abſichten zu leiten, und ihm die Früchte derſelben zuzuwenden, denn ſie kann von der Seele des Menſchen andere Werke und andere Ergebniſſe erwarten, als ſolche, die nur die Sphäre ſeines Wirkens angehn. Und natürlich, es würde ein unauflöslicher Widerſpruch in dem Urheber der Dinge ſein, wenn er den Menſchen mit ſo vortrefflichen und erhabenen Fähigkeiten geſchaffen hätte, damit dieſer ſie ausſchließlich auf Gegenſtände beſchränkte, wo ſie weder ihre Erziehung noch ihre Nahrung finden können; die eigne Natur des Menſchen aber iſt es, die ihn, in ſeinen unterbrochenen Beſchäftigungen, auch gegen ſeinen Willen, über ſich ſelbſt hebt.

In der That, wenn gehörig alles [illegible], und bewirkt worden, alle Geſellſchaftsvereine des Menſchen, um ihrem Zwecke zu entſprechen, zu der Erhabenheit der göttlichen, geiſtigen und ſittlichen [illegible] ſtreben dürfen, welches auch ſonſt ihre Regierungsform ſein möge, ſo iſt es alſo gewiß, daß die Fähigkeiten des Menſchen weit hinausragen über dieſe geringeren Zwecke, die wir den äußern Haushalt genannt haben, und die zuletzt bei allen Völkern nur darauf hinauslaufen, den öffentlichen Abgaben eine andere Art und Weiſe, den Zeichen der Würde und den unterſcheidenden

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anmerkungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt des vierten Bandes.

Zur eigenen Lebensgeschichte

Seite

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] …… [illegible]

Biographisches

[illegible] — [illegible] — [illegible] …… [illegible]

[illegible] — [illegible] — [illegible] …… [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] …… [illegible]

[illegible] und [illegible] …… [illegible]

[illegible] …… [illegible]

[illegible] von [illegible] und [illegible] von [illegible] …… [illegible]

[illegible] [illegible] …… [illegible]

[illegible] [illegible] …… [illegible]

[illegible] und [illegible] [illegible] …… [illegible]

[illegible] von [illegible] …… [illegible]

Kritiken

History of Europe during the French Revolution ([illegible]). By Archibald Alison. London, [illegible]. Vol. I–[illegible] …… [illegible]

[illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible] . . . . . [illegible]

* * *

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neue Folge.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Inhalt.

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Der Wiener Kongreß . . . . Seite 3

Biographisches.

[illegible] von [illegible] 123
Zwei Gespräche Saint-Martins 131
Der [illegible] G. G. [illegible] 139
[illegible] von Humboldt in Göttingen 1837 211
Was man an Personen erlebt. Zwei Bilder 219

Kritiken.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Erster Band. Hamburg, 1838 271
Vecchie Romanze spagnuole. Recate in italiano da Giovanni Berchet. Bruxelles, 1837 282
Gedichte von [illegible] und [illegible], herausgegeben von [illegible]. Berlin, 1837 . . . . . 2[illegible]
Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivalischen Quellen dargestellt von Dr. P. F. Stuhr. Berlin, 1839 . . . . [illegible]
Werke von Alexander Puschkin. Band 1—3. St. Petersburg, 1838 . . . . [illegible]

Seite
Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, 1838 311
Europa und der Orient. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, 1839 323
Als die Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und Grafen Bülow von Dennewitz errichtet wurden. Ode. Berlin, 1822 331
Pierre Schlemihl. Paris, 1822 338
Cavalier-Perspektive. Vom Chevalier de Sally. Leipzig, 1836 343
The Bride of Messina. A Tragedy from the German of F. v. Schiller. By George Irvine, Esq. London, 1837 345
Le Congrès de Vérone. Par M. de Chateaubriand. Paris, 1838. 2 Vols. 350

Erzählungen.

Kriegsabentheuer 357
Die Sterne und die Flüchtigen 385
Die Sylphide. Aus dem Russischen 475
Der Blumenstrauß. Aus dem Russischen 479

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Eigentum der
K. Universitäts-
Bibliothek München

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich ſogleich wieder in den Reiſewagen ſteigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußiſchen Staatskanzler beſchieden war. Ich mußte um ſo mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der ſich anſchloß, reiſte ich ungeſäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Abſicht kann hier nicht ſein, eine Geſchichte der Verhandlungen des Wiener Kongreſſes zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieſer Art mußte wegen der in unſern deutſchen Verhältniſſen unüberſteiglichen Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollſtändigen Schilderung der Zuſtände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Perſonen, würden mir zu viele Farben und Striche verſagt ſein, die Unzulänglichkeit der eignen Anſchauung und Hand noch gar nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe perſönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und

Antheil ſich ſehr verſchieden darbieten und beſchränken, kann ich nur diejenigen hier zuſammenreihen, an denen das ehmals Heißverfängliche heute ſchon etwas abgekühlt iſt, alſo nur Bruchſtücke von Bruchſtücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinſteht, ob und wie es geſchrieben, oder das ſchon Geſchriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günſtigen Zeitpunkten geſehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge ſchien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchſten, vornehmſten Gäſte, der namhafteſten, ausgezeichnetſten Perſonen, aus allen Gegenden hieher zuſammengeſtrömt, aus den gebildeten, anſehnlichen, reichen Klaſſen. Europa hatte den Glanz ſeiner Throne und Höfe, das Machtanſehen ſeiner Staaten, die Spitze ſeiner politiſchen und militairiſchen Verherrlichung, die höchſte Bildung ſeiner Geſelligkeit, ja die reichſten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunſt und des Geſchmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Siegs, in der Friſche der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinſter ſowohl als perſönlichſter Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens miſchte ſich zu dem heimiſchen und altgewohnten der Kaiſerſtadt, welche durch großweltliche Üppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweiſe, mit ſanfter Gewalt, unwiderſtehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiſerliche Hof für die große Anzahl ſeiner hohen Gäſte mit ihrem mannichfachen kaum überſehbaren Anhang und Gefolge die glänzendſte Aufnahme und reichſte Bewirthung darbot; dieſe durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch beſondre Feſtlichkeiten unterbrochene Anordnung ſetzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es ſchien, ohne Anſtrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erſtaunen; doch hatten ſich Fremde und Einheimiſche dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorſtellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man ſich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anſchauung erlebt hat, iſt die Atmoſphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinſchwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die ſtark anſprechende Scherz- und Lachluſt, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der ſchon halb italiäniſche Müßigang und die dazu gehörige ſchon halb italiäniſche Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, ſo rundlich bequem hinzuwälzen, und doch ſo leicht in ſcharfen Witz zuzuſpitzen, — dieſe Mundart, die etwas von ihrem Weſen jeder andern deutſchen und auch der höchſten Sprachbildung unwiderſtehlich mittheilt, — und ſo viele andere Weiſen und Gebilde dieſes altbeſtehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört ſo eigenthümlich zu dem Wiener Kongreſſe, zu deſſen beſtimmter Phyſiognomie, daß er ohne dieſe gar kein zuverläſſiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieſes Element bis in die politiſchen Verhandlungen und Beſchlüſſe unmittelbar eingedrungen, und auch dort ſeine Spur nachzuweiſen ſei, möchte ſich ſchwerlich behaupten laſſen, da vor der diplomatiſchen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe ſo leicht unzerſetzt beſteht; aber mächtig gewirkt hat dieſes Element ſicher auf alle Perſonen, die darin geathmet, und alſo gewiß auch mittelbar auf die Geſchäfte, welche von dieſen Perſonen geführt worden, und vielleicht in dieſer Hinſicht am bedeutendſten iſt der Wiener Kongreß eben der Wiener! —

In dieſem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweiſe geſorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der beſten Gaſthöfe lange vorher beſtellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünſchten Zuſammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien ſchon gewiſſermaßen heimiſch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntſchaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf ſolche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die ſich nur zu reichlich darboten. Alles ſchwamm in Glanz und Feſtlichkeit, die der Geſelligkeit eröffneten Häuſer wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abſtufungen, es gab Kreiſe, wo nur die höchſten Perſonen untereinander verkehrten, andere, die mit der vornehmſten und reichſten Ariſtokratie ſtreng abſchloſſen, dann wieder ſolche, wo dieſe ſich mit der größern Geſellſchaftswelt miſchte, welche hinwieder auch, bei manchen Feſtlichkeiten allgemein, oder bei beſondern Anläſſen einzeln begünſtigt, in jene höchſten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürſten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum faſſen konnten. Der liebenswürdige Wirth war für ſeine Gäſte wie immer an Geiſt ein Verſchwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beſtändiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der altfranzöſiſche Witz auch die Gegenſtände des Tages hin und her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueſte Zeit eine ganz andere ſei als jene alte, und auf vielen Punkten ſchon unergreifbar weit von ihr ſich geſchieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu ſehr, wie der Sinn und Anſpruch der Jugend ohne ihre Kräfte eitel ſei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krieges, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter und Günſtling Katharinens der Großen, wie ſchien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiſer Alexander, in gleicher Weiſe mit den Huldigungen der feinſten Schmeichelei, der angenehmſten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieſer Sonne ſelber in neuem Lichte zu ſtrahlen! Eine gewiſſe Anziehung ſchien in der That vorhanden, allein die Helden ſo verſchiedener Zeitalter konnten ſich leichter wechſelſeitig anerkennen als vereinigen, und der treffliche Fürſt von Ligne, der ſich wie in Munterkeit ſo auch in Aufmerkſamkeit und Dienſt unermüdet erweiſen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchſten Perſonen mehr vernachläſſigt, als ſeine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigſtens daheim ſeiner ſcherzenden Laune die gewohnte Übermacht, ſpottete allerliebſt, und ſchickte die glücklichſten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß ſein Geiſt annoch da ſei. Man ſah über dieſe Oppoſition hinweg, und ſeine Zimmer wurden nicht leer; ich ſah Menſchen des verſchiedenſten Schlages dort, die wohl öſters verwundert ſein konnten, ſich zuſammen zu ſehen. Indeß ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Beſuchen dieſen franzöſiſchen Kreis vernachläſſigen, wo meine eigentliche Weide doch nicht ſein konnte.

Entſprechender meinem Sinn und Verhältniß war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin, deren ich ſchon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die faſt im Ernſte den ſcherzhaften Namen „Königin" führte, wie denn dergleichen Kotterienamen ſtärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrſchte durch den Zauber ihres Weſens ein weites Reich von Unterthanen, die mit ſeltner Treue an ihr hingen, und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienſt und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener vornehmen Welt fanden ſich hier in traulicher Weiſe zuſammen, in doch großer Miſchung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Heſſen-Homburg, Gentz, die Fürſten Eſterhazy und Liechtenſtein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die kurländiſchen Prinzeſſinnen, mögen beiſpielsweiſe genannt ſein. Auch hier aber veränderte die Kongreßzeit manches, und der freundliche deutſche Ton ging in einen ſpitzern franzöſiſchen über, ſchon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stiefſohn und geweſener Vicekönig von Italien, ſich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit ſich zog. Dieſe Beimiſchung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den urſprünglichen Stoff nicht günſtig, und das frühere Behagen war allerdings vermindert. Überhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Geſellſchaft mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer ſehnte ſich nach der Zeit, wo dieſer erhöhte Glanz wieder erloſchen ſein würde. In dieſem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo ſie am wenigſten ſchien ſtattfinden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Feſtetics, als Frau und Wirthin vorſtand, und wo die höchſten Monarchen gern in engerem Kreiſe zum Beſuch erſchienen. In dem reinſten Adel der Weiblichkeit ſtrahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unſchuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchſten Gäſte ſchloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erſcheinung bei vielen Anläſſen auch der allgemeinen Bewunderung ſich nicht entziehen, und der äußere Anblick ſchon beſtätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre ſpäter, noch in voller Jugendblüthe, dieſes Leben gebrochen wurde, ſchien der Bildner, der die Scheidende in der Geſtalt eines der Erde entſchwebenden Engels darſtellte, auch hierin nur eine ſchlichte Wahrheit auszudrücken. Über dieſes kurze, aber ſchöne und reiche Leben iſt ein brieflicher Aufſatz Friedrichs von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreiſes, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch geſteigert war. Das einnehmende, ſo mild gütige als ſchwungvoll kräftige Weſen dieſer ſchönen Dame wirkte mit ſiegender Macht, und es ſchien nur von ihr abzuhängen, auf große Entſcheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß ſie dergleichen Ehrgeiz, bei ſolcher Befähigung dazu, nicht hegte, ſondern gern und leicht auf das den Frauen eigenſte Gebiet ſich beſchränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angeſehene, ſchöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäſte noch zu nennen, könnte hier die Abſicht ſein, alle geſellſchaftlichen Zierden dieſer großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutenheiten glänzte die Fürſtin von Thurn und Taxis, geborene Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Geſichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schweſter, die herrliche, leider vor dem ſiegreichen Umſchwunge der Dinge noch inmitten der Trübſal dahingeſchiedene Königin Luiſe von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete ſich die Fürſtin von Fürſtenberg aus, um welche ſich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürſtlichen und gräflichen Standesgenoſſen zu Rath und That verſammelten; ferner die Fürſtin Eſterhazy, geborene Prinzeſſin von Taxis, die Fürſtin von Solms-Lich nebſt ihren Schweſtern, die däniſche Geſandtin Gräfin von Bernſtorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch ſchon anderwärts genannt und geprieſen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongreſſe in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünſchte, ſo heitere als geiſtvolle Geſelligkeit gebildet hatte. Die ruſſiſche Fürſtin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältniſſe in Wien halb einheimiſch, durch Schönheit und Aufwand einſt in erſter Reihe vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem Wetteifer nicht entſagen.

Als eine Schönheit erſten Ranges mußte man die Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichſten Bankiers, und hatte das ihrer begünſtigten Lage, zu der ſie doch nicht erzogen war, entſprechendſte Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen frei und großartig zu ſchalten, ſich ſelbſt aber nicht davon bedingen zu laſſen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darſtellt, war damals, weil die Überſetzung von Gries noch fehlte, in Deutſchland kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters mit dieſem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Weſens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken ſchien.

Das durch allſeitige Gaſtfreiheit ausgezeichnetſte und für Fremde wie Einheimiſche bequemſte Haus war ohne Frage das Arnſtein'ſche, wo die Baronin Fanny von Arnſtein die unermüdete, lebenſprühende, alle Verhältniſſe umfaſſende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was ſchon an anderm Orte über dieſe unvergleichliche Frau geſagt worden, nichts hinzuzuſetzen; beſondere Einzelheiten anzumerken, wird in der Folge noch öfters Anlaß ſein, da ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Kongreßwelt hier ſein Bette fand oder grub, und die höchſten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Conſalvi, Fürſt von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. ſ. w. hier mit andern Elementen der Geſellſchaft in eine Art von Gleichheit zuſammenfloſſen.

Der Frau von Arnſtein ſtand ihre Schweſter Baronin von Eskeles in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch ſehr nahe, nur war der Zuſchnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angeſehenſten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, ſondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelsſachen mit ſchärfſter Einſicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodiſtrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredtſamkeit geſehen.

Der Geſellſchaftsſäle waren unendlich viele eröffnet, ſie alle zu beſuchen hätte auch der ausgemachteſte und müßigſte Viſitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte ſich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in ſeiner Art Gute oder auch nur das Gute iſt. Kreiſe zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der erſten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigſtens eigneten Geiſt, Geſchmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner beſtimmten Klaſſe. Einen etwas litterariſchen Anſtrich bei der als Schriftſtellerin geſchätzten Frau von Pichler, muſikaliſches und überhaupt künſtleriſches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen ſich zur Abwechſelung auch ſolche Perſonen gefallen, deren Anſprüche ſonſt hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zuſtand, wo alles ſo ſehr emporgeſchraubt war, auch wieder zur Herabſtimmung.

Dem Fürſten von Metternich in dieſer Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war ſchon Gunſt genung, und ich bewunderte nur ſtets, wie auch ſolche Augenblicke immer ſeine ungemeine Freundlichkeit und ſeinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatsſorgen in der Welt. Auch der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutſchen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den oberſten Kreiſen abgeſchloſſen. Gleiches galt, in mancherlei Abſtufung, von den Fürſten Moritz und Aloys von Liechtenſtein, dem Grafen von Neipperg und vielen Andern dieſes Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältniſſen mehr oder minder nah zuſammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen öſterreichiſchen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einſtigen Stubengenoſſen in Prag, gewährte mir einen ſteten und ſichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältniſſe ununterbrochen fort.

Inzwiſchen hatte ich auch nicht geſäumt, mich bei den preußiſchen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beſte der vaterländiſchen Überlieferung gegründeten Manne bis in ſpäte Tage glücklich verblieben iſt. Der Verein ſo entgegenſtehender Eigenſchaften, wie dichteriſcher Schwung und ſtrenge Geſchäftswaltung ſind, führt in Preußen auf das Beiſpiel Friedrichs des Großen hinauf, und kann hier in der That ſchon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poeſie Stägemann's aber quoll ſtärker und friſcher, als die des Königs in ſeiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte beſonders die preußiſchen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichteriſch begleitet worden. Daß aus aller Laſt der Geſchäfte bei ihm die Muſe ſich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit ſein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poeſie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte ſchwer zu wählen und die rechte erſt nach der, welche der Gegenſtand ſelbſt annehmen werde, zu finden ſein. — Bei dem Staatsrath Jordan erhielt ich über meine perſönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte den beſten Muth, zu ſehen, wie leicht und ſcharf auch hier alles Geſchäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußiſchen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntſchaft nicht erſt anzuſprechen; doch wußte ich ſchon, daß er über meine Verbindung mit Rahel ſich gewundert, und gezweifelt habe, ob mir eine ſolche Gefährtin auch zu gönnen ſei. — Sehr wohlmeinend und dienſtfreundlich erwies ſich Bartholdy, der als Hofrath in der preußiſchen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnſtein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geiſt und Welt aber auch den allgemeinen Boden ſehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächſt aber wegen Rahel's zu erwartender Ankunft für ſchickliche Wohnung ſorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterſtedt, mir aus vielfachen Beziehungen ſchon lange dem

Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußiſche Verhältniſſe heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und ſcharfſinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachſe, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit ſeinen großen Talenten ſich allzu früh in beſchränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude ſah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlaſſen, dann in Italien gelebt hatte, und ſchon ſeit einiger Zeit ſich in Wien aufhielt, wo er, ſeinen großen ärztlichen und geſelligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die ſich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich ſchloß er ſich den preußiſchen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und ſie hatten auch ihrerſeits Freude an dem geiſtreichen Arzt, der in den Kreiſen, wo ſie eintraten, ſchon des größten Anſehns genoß.

Auch den Freiherrn vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieſer ihn nach ſeinem Dienſtverhältniſſe fragte, ſchroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem,“ worauf dieſer dann achſelzuckend bemerkte: „Auf die Art freilich keinem, weil allen.“ Hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht nur preußiſch ſein, ſondern auch wieder in den Staatsdienſt treten wolle. Im Beſitz des höchſten Anſehns und Vertrauens bei dem Kaiſer Alexander, durch ſeine Schickſale, Wirkſamkeit und Geſinnung überall eine Art Macht, hielt er ſich doch zumeiſt an den Fürſten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, ſofern ſie Preußen und Deutſchland betrafen, völlig einverſtanden ſchien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erſt in ſpäterer Zeit eingetreten ſein, wenn ſie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Weſen hatte ſchon manchem hohen Staatsmanne verwunderlich mitgeſpielt, keinem jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgeſandten, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur, an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Perſon war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelaſſen zu werden, als dieſer allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig anſprach, geſtört und erzürnt, ſprang Stein auf, ergriff den Gaſt, ohne zu fragen, wer er ſei, an beiden Schultern, ließ ihn durch kräftigen Ruck vollkommen Kehrt machen, und ſchob ihn zur noch offenen Thüre hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und ſchmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte ſich über ſeine unbedachte Raſchheit, die ihm leid genug ſein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Anderer, die in ſolchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Vernehmen mit ihm erhielt ſich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutſche Sache mehr geſchrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündiſches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf mir über die Lage der Dinge ſchrieb, und heftig begehrte er, derſelbe ſolle Paris verlaſſen, und Präſident einer deutſchen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit ſetzte er mich eines Tages, als ich angefangen hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Verbindung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines deutſchen

Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und behandelte den Gegenſtand ernſtlich; da traten einige öſterreichiſche Herren und ein ruſſiſcher General zum Beſuch ein, und von jenem Gegenſtande durfte auf keine Weiſe mehr die Rede ſein, er aber verlangte ungeſtüm, daß ich fortfahren ſollte, und ſoviel er ſchon wußte, verrieth er ohne weiteres, ſo daß ich froh ſein mußte, nicht ſchon alles geſagt zu haben, und alle erſinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu ſein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchſt vorſichtigem Vernehmen ſtand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Anſprüche der reichsgräflichen Mediatiſirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil ſeiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußiſchen Verhältniſſe gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Geſpräche, die wir vor drei Jahren zuſammen in Laubach geführt; an manches damals Geſagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigſten in Gegenwart Stein's erinnert ſein, z. B. daß er in Napoleon die Erforderniſſe, welche die goldne Bulle für einen deutſchen Kaiſer aufſtellt, nicht ſo ganz vermißt habe. Ein ſolcher Einfall war dem gelehrten, geiſtreichen und immer dem Vaterlande zugewandten Manne ſchon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongreſſe ſei allzu wenig Kenntniß des deutſchen Staatsrechts geweſen, ſo that er nicht nur ſolchen Männern, die, wie Humboldt, Weſſenberg, Graf von Münſter, an der Spitze der Geſchäfte ſtanden, ſondern auch dem Grafen von Solms-Laubach entſchiedenen Vorrecht, indem dieſer als ehemaliger Reichshofrath und als gelehrter Forſcher in den deutſchen Sachen völlig zu Hauſe war.

Nachdem ich den Fürſten von Hardenberg bald nach meiner Ankunft ausführlich geſprochen, war mein preußiſches Dienſtverhältniß gleich entſchieden; ich ſollte meine diplomatiſche Laufbahn bei der Geſandtſchaft zu Wien beginnen, vorerſt aber in den Geſchäften arbeiten, die mir der Fürſt perſönlich auftragen würde. In der That ſandte er mir alsbald einen mächtigen Stoß von Eingaben und Verhandlungen aus dem Kreiſe der deutſchen Angelegenheiten; ich ſollte dieſe Sachen überſichtlich zuſammenſtellen, ihm Vortrag darüber halten, und nach Maßgabe der möglichen Entſcheidung ſie erledigen. Indeß konnte ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der preußiſche Geſandte von Stuttgart, Geheimer Staatsrath Küſter, angelangt war, wurde ihm dieſer ganze Schwall zugewieſen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf die der Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die Sache betraf die preußiſche Erwerbung von Sachſen, welche zwar früher feſtgeſtellt worden war, jetzt aber von mehreren Seiten hart angefochten wurde, und immer ſchwerer und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinung vermittelſt der Preſſe zu wirken, ſchien von äußerſter Wichtigkeit, zumal die Gegner dieſes Mittel mit großem Erfolg anwandten; freilich hatte ſchon auch auf preußiſcher Seite in jener Sache der Rheiniſche Merkur gute Dienſte gethan, auch hatte der Fürſt bereits durch den Staatsrath Hoffmann eine Schrift ausarbeiten laſſen, die unter

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] mit ihren [illegible] Bemerkungen, mit ihrer [illegible] [illegible], von welcher das [illegible] [illegible] [illegible] „Welt und Zeit" einen [illegible] [illegible] [illegible], und mit einer Freiheit, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] nicht [illegible] [illegible], aber auch nicht [illegible] [illegible] [illegible]; — [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu Stande kommen.

Es ist aber Zeit, daß der [illegible] [illegible] sich dem großen Strome wieder zuwende. Wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und auch auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat, so [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Kongresse [illegible], der auch nicht so [illegible] in die Mitte der Sachen gelangen konnte, sondern sich in [illegible] [illegible] [illegible]. Der Kongreß war im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, aber bald wurde, hauptsächlich auf Veranlassung englischer Rücksichten, um zwei Monate hinausgeschoben worden, und sollte nun am 1. Oktober an als [illegible] eröffnet gelten. Aber den [illegible] und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zeitungen erschienen, wonach die Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde, bis wohin die schwebenden Fragen durch freie und vertrauliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht werden sollten. Am 1. November aber kam eine neue Erklärung, welche statt des Beginns der Verhandlungen [illegible] die Prüfung der Vollmachten als [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], von welchem [illegible] [illegible] [illegible] sollte, sich der Schwierigkeiten, [illegible] [illegible], zu [illegible] [illegible], konnte die [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] nicht [illegible] werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber [illegible] in der Sache [illegible], nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Personen. Wenn man auf diesen Kongreß zurückblickt, auf die [illegible], welche durch [illegible] [illegible] [illegible] wurden, und mit denen z. B. in München und [illegible], in Memmingen, [illegible] u. s. w. [illegible] liche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Congreß sich bei dergleichen Verhandlungen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit kräftiger Uebereinkunft theils rasch erledigt, theils vorläufig beseitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in dieser Außerordentlichkeit geachtet bleiben. Nichts wäre seine Dinge gewesen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgesprochen und zum Gesetz erhoben hätten. Die Uebereinstimmung hätte nicht gefehlt, sie brauchte nicht erst gesucht, sondern nur gegen Trübung und Verwicklung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften sich nicht befugt glauben, nachdem sie eben das Joch gebieterischer Gewaltherrschaft, das auf Europa gelastet, zerbrochen, selbst ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden dasselbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinsichtlich einer Menge von Fragen, wie immer sie selbst mit einander bestimmt werden, nicht unbedingt schon entschieden haben; es galt hier die Ansprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemessene zu finden. Die Verwaltung überhaupt, Mitwirkung für die übrigen Betheiligten, für die deutschen vorzüglich Stände, konnten nicht versagt werden. Hier aber für einen so auch ein tiefgetrenntes Volk Form und Macht zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Lösung durch ein leichtes Walten nicht möglich.

Die nächſte diplomatiſche Veranlaſſung für den Congreß gab der Pariſer Friede, und die acht Mächte, welche dieſen unterzeichnet hatten, aber die ſiegreichen waren, ſtanden in erſter Reihe. Aber durch Anſicht und Stimmen konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Theil trat mit dem eigenthümlichen Gewicht ſeiner Macht, ſeiner Lage und Verhältniſſe ein; dieſer weſentliche Unterſchied konnte durch Stimmenmehrheit ſo wenig als durch Geſchäftsbeſtimmung aufgehoben werden, und es war unleugbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nun gerade ſo viel gelten ſollte, als Schweden, oder daß Spanien, verarmt und erſchöpft, das ſiegreich-ſtolze England aufwöge. Dann kam noch der Umſtand, daß Staaten, welche an Umfang und Macht, vielleicht auch ſogar an Verdienſt um die gemeinſame Sache, anerkannt gleichberechtigt ſtanden, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. Da Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Papſt, ſie meinten doch gerade die Stimmung ſehr günſtig wirkte und vorzugsweiſe ſorgte. Die deutſchen Angelegenheiten, welche, noch ungeordnet, in jenem obigen Rathe nur durch Öſtreich und Preußen vertreten waren, ſollten erſt wieder zu einem Ganzen umgeſtaltet werden. Hier erwachten ſich die ſtreitigſten Anſprüche, die widerſtreitenden Forderungen. Um nun erſt dieſen Boden zu gewinnen, bemächtigten ſich die fünf Höfe von Wien, Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der ſich aber die mittleren Staaten und zuletzt auch die kleinſten nicht gutwillig ausgeſchloſſen ſahen, und zu der die Mediatiſirten und einſtige Körperſchaften ſich eifrig andrängten.

Die höheren politiſchen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatiſcher Weiſe größtentheils durch Unterredungen zwiſchen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenſtände, welche mit jenen Unterhandlungen nicht nothwendig zuſammenhingen, und theils beſtimmte Länder, theils einzelne Klaſſen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an beſondere Ausſchüſſe von Bevollmächtigten, zumeiſt der großen Höfe gewieſen, wo die Geſchäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutſchen Gebiets- und Verfaſſungsfragen hatten denn auch für andre Länder manche höchſt wichtige zur Entſcheidung, und neben den Ausſchüſſen dieſer waren noch andre für die Abſchaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikaniſchen Seeräuber aufgeſtellt.

Kam auf ſolche Weiſe die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, ſo fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollſtändig gelungen wäre, und daß der eingeſchlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politiſchen Fragen in Betreff des künftigen Gleichgewichts der großen Mächte unter dieſen abgemacht ſein; dieſe Grundlage ſchien bereits feſt gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden ſich manche Stellen noch unſicher, andere wurden erſt jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten recht gut, was ſie im Einzelnen wollten und im Ganzen wünſchten, und die beſondern Beſtimmungen, die ſie theils als Geſammtheit gegenüber von Frankreich ſich ausbedungen, theils unter ſich vorher ſchon getroffen hatten oder nachträglich beſtätigten, ließen ihre Anſprüche und Erwartungen deutlich genug bezeichneten. Thatsächliche Ueberlegenheit wird in der Welt unter allen Umständen anerkannt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und ſelbſt ihr Vortheil ſogar, von der Macht, wie hier unläugbar der Fall, beachtet und mitvertreten ſind, da findet ſich eine in der Natur der Dinge begründete Unterordnung von ſelbſt. Dies war auch das allgemeine Gefühl in Betreff des Kongreſſes, und den vier Hauptmächten, ſofern ſie einig waren, mochte niemand eine Art von Diktatur beſtreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbeſondere für Deutſchland vortheilhaft geweſen, wenn alle Entſcheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die hindernde Einmiſchung beſchränkter, von unten emporſteigender Eiferſuchten und feindlicher Perſönlichkeiten, hätten geführt werden können, und der Widerſpruch würde unverzüglich geſchlichtet und bald verſtummt ſein. Jedoch lief die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien ſichtbar, die ſich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwieſpalt verkehren ließen. Es fehlte nicht an ſolchem Einwirken, wodurch bald Macht gegen Macht ſtand, und endlich einer Seite, welcher Deutſchland ein mißtrauiſch beobachtetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebniß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüſſe ſind in ſolchem Betreff hauptſächlich hier anzuführen. Bei uns Deutſchen hatten ſich in der öffentlichen Meinung die außerordentlichſten und theilweiſe ſeltſamſten Erwartungen mit dem bevorſtehenden Kongreſſe verknüpft. Die Deutſchen waren allerdings in einem beſonderen Zuſtande, wie keine der andern Nationen, mit denen ſie verbündet den Sieg errungen hatten.

Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Öſterreich, ſtanden da in alter feſter Geſtalt, und brauchten die Früchte des Sieges nur an ſich zu ziehen und in das Beſtehende aufzunehmen. Polen und Italien, ſchon längſt ohne Selbſtſtändigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derſelben beſchenkt oder gereizt, folgten dem Looſe der Eroberung, wobei ſie nicht weſentlich zu verlieren ſchienen. Spanien, Portugal, Dänemark ſtanden, wenn auch erſchüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten ſich eines gewonnenen neuen Beſtandes, die Schweiz ihrer theilweiſen Erneuerung und allſeitig ausgeſprochenen Sicherheit. In Deutſchland war alles gelöſt, das Aufgelöſte zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil preisgegeben und verloren. Die Franzoſenherrſchaft hatte hier am ſtärkſten und mannigfaltigſten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, ſondern nach den Zeiten und Gegenſtänden ſehr verſchieden; alle Wechſelgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geſchichtlich abgelagert, und nebeneinander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuſtänden, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältniſſe geſtört, die neuen nicht abgeſchloſſen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienſt, Vortheil und Verluſt wunderlich gemiſcht waren. Die Zwiſchenzeit, während welcher das Fremde geherrſcht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes entſtehen laſſen, als daß man ſie und ihre Gebilde gradezu für nicht geweſen erklären konnte, und wo dieſer Verſuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beſchämung hervor. Das Alte ungetheilt herzuſtellen, war im Allgemeinen unmöglich, und daher im Einzelnen ebenfalls, ſofern dieſes der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein ſo großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiſer und Reich nicht wieder auflebten, ſo konnten es auch die ehemaligen Reichsſtände und Reichsverhältniſſe nicht, weil jene höchſten Bedingungen eines ſolchen Daſeins fehlten. Soviel des Neuen hatte man in die Verbündung, als der Sieg noch nicht entſchieden war, aufgenommen, ſo wirkſam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch ſelbſt miterſtarkt, daß hier ſowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rückſichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherſtellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte ſich dem vorbereiteten politiſchen Entwickelungsgange dieſes Gewicht deutſcher Verhältniſſe und Bedürfniſſe drückend auf, und miſchte ſich von daher ein neues, in noch ungeſtalter Kraft unberechenbares, volksthümliches Element in die Verhandlungen, welche ſchon kein rein diplomatiſches Geſchäft mehr darſtellten, ſondern auch gleichſam ſtaatsgerichtliche und faſt parlamentariſche Vorgänge in ſich aufnehmen mußten, — ſo drang von anderer Seite ein politiſcher Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünſtigtem Anwachſen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergeſtellten Frankreichs. Allerdings hätten früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem beſiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu verſagen, welche gleichſam der letzte Abſchluß derjenigen Ereigniſſe und Beſtimmungen ſein ſollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieſes ſelbſt erſt wieder in ſeiner jetzigen Geſtalt erſtanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich ſogar, dieſes noch gährende und in vieler Hinſicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinſchaft der bevorſtehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Verſöhnung ſchien dieſen Beweis des Vertrauens gewähren zu müſſen, das wiedereingeſetzte Bourboniſche Herrſcherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Geſinnungen allein, ſondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulaſſung entſcheiden müſſen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Feſtſetzungen, welche die Grundlage des künftigen politiſchen Beſtandes von Europa werden ſollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu laſſen, der ſeiner Lage und Beſchaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieſes Wechſelfalles Schwierigkeiten, die ſich nicht beſeitigen ließen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorſicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette ſelbſt wichtig waren, dieſen wohl ſelten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang vorausſetzen, zu welchem er ſich in der That bald erhob. Hierin wiederum war der Aufſchub des Kongreſſes beſonders verhängnißvoll. Die kurze Zwiſchenzeit, der Verlauf deſſelben Sommers, welcher die Heere der Verbündeten ſich trennen und in die zum Theil weite Heimath zurückkehren ſah, war vollkommen hinreichend, die lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern aufgereizten Franzoſen als ein nach außen unter der neuen Herrſchaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege ſtarkes Volk aufzuſtellen. Wäre der Kongreß, wie es anfangs beſtimmt war, einige Monate früher begonnen und raſch zum Schluſſe geführt worden, ſo würde Frankreich aller Wahrſcheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben ſpielen können noch wollen, und ſeine Theilnahme mehr eine formale geblieben ſein. War aber einmal Raum zur Vorbereitung und Entwickelung gegeben, ſo fiel aller Gewinn auf die Seite derjenigen Kräfte, die ſich in Deutſchland und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und Zwecke des Kongreſſes wachſend entgegenwälzten, während die zwiſchen den Mächten beſtehenden Verabredungen in demſelben Maße an Einigkeit und Feſtigkeit nur verlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig ſein wollen, auch wegen dieſes verhängnißvollen Aufſchubes nur die Sache ſelbſt und die Geſammtheit der Leitenden, nicht aber Einzelne beſchuldigen, deren keiner dieſe Zögerungen in ſeiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu bezweifeln, deren Folgen ſo klar, als ſie nachher zu überſehen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß dieſe auf mancher Seite auch erwünſcht oder doch weniger zu fürchten ſein konnten.

Während aber die Geſchäfte ſtockten oder ihren Anfang noch unſichtbar zu ſpinnen hatten, war der Weltſchauplatz erfüllt von regem Leben, und in raſchem Wechſel drängten ſich Geſtalten und Ereigniſſe. Die Anweſenheit der größten Herrſcher, ſo vieler königlichen und fürſtlichen Häupter, der höchſten Frauen, ungeben von der Blüthe der vornehmſten Geſchlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anläſſen alle Pracht und Üppigkeit der Kaiſerſtadt zu erneuerter Bewegung auf. Feſte folgten auf Feſte, die Schau- und Tanzluſt erhielt volle Befriedigung. Treffend ſcherzte der alte Fürſt von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog ſchnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt ſich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Feſt iſt weſentlich militairiſch; der frühere kirchliche, der ſpätere höfiſche Karakter öffentlichen Prunkes iſt ganz in den militairiſchen übergegangen, welcher am verſtändlichſten zu der Menge ſpricht, und ihr durch Ernſt und Tüchtigkeit noch am meiſten Ehrfurcht gebietet. Das Feſt im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in dieſem Betracht eines der allgemeinſten, prunkvollſten und würdigſten. Die Kriegsfürſten und die geringſten Krieger hielten zuſammen gemeinſchaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntauſend Mann wurden unter freiem Himmel geſpeiſt, der die Feſtlichkeit durch das ſchönſte Wetter begünſtigte, und das Wiener Volk ſetzte den Freudenrauſch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrſcher ſchien bei dieſem Gedächtniſſe des gemeinſamen Sieges aufs neue ſich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing die öffentliche Meinung von der ſechs Tage darauf gemeinſam von den Monarchen unternommenen Luſtreiſe nach Peſt, wiewohl dieſe auch ſchon zu mancherlei eiferſüchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geſchmack ragte beſonders ein von dem Fürſten von Metternich gegebenes Feſt hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung würdig ſchien, herangezogen hatte. Das Feſt blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller prächtigen Erſcheinung, und weit und breit wurde davon geſprochen. Eine begeiſterte Schilderung, noch ganz des empfundenen Taumels erfüllt, ſchrieb Koreff mit dithyrambiſcher Feder, und gab ſie in den Öſterreichiſchen Beobachter, wo man ſie mit Vergnügen nachleſen und ſich den unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein zweites Feſt, deſſen Pracht und Herrlichkeit alles überſtieg, was man bis dahin geſehen hatte, war ein Karrouſel in der dazu wunderbar ausgeſchmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei beſonders die öſterreichiſchen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beſchäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimiſche Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darſtellung der Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunſt zu tadeln und ſie namentlich mit der einſt bewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, ſo durften ſie gegen die übermächtige, herrſcherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimiſchen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefſten, allgemeinſten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht iſt, ſo muß ich auch der Gaſtrollen der aufgezeichneten Künſtlerin Auguſte Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den ſchönſten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und ſetzte beſonders die Ausländer in Erſtaunen, die ſolche Wirkungen bisher nur dem franzöſiſchen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, faſt jede Tageszeit hatte ihre beſondere Schauluſt. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei ſehr oft die Monarchen ſelbſt in zahlreicher Begleitung erſchienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem ſie ganz perſönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserleſenſten Muſikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichſten Hülfsmittel, ſo wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunſt, ſich hervorthat. So lange das Wetter günſtig blieb, war die Baſtei der allgemeine Verſammlungsort zum Spazirengehen. Hier ſah man Arm in Arm den Kaiſer Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürſten von Metternich mit dem Herzoge von Coburg, in Haltung und Benehmen die ſchönſten Erſcheinungen, die man ſehen konnte. Dagegen ſchritten Lord und Lady Caſtlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie ſehr ſie bemerkt wurden. Die beiden Großfürſtinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geliebte Schweſtern des Kaiſers Alexander, gewährten das ſchönſte Bild der mit herrſcherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürſtin Katharina die ſeltenſte Begabung geiſtigen Hochſinns und leuchtenden Verſtandes näher zu würdigen im Stande waren, daß dieſe Prinzeſſin auf's neue eine deutſche Landesmutter zu werden beſtimmt ſei; ein Name, den ſie als Königin von Würtemberg ſpäter im wahrſten Sinne großartig bewährte; leider ſollte der ſchöne Beruf dieſes Lebens von nicht langer Dauer ſein! Glücklicher war hierin Weimar; noch heute ſtrömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernſtes und der Anmuth, welche ſich dem Daſein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einſt mit Wahrheit ſchreiben konnte, daß ſie jeden Stand zu erhöhen geeignet geweſen wäre, und ſelbſt auf dem höchſten noch perſönliche Bewunderung erregt. Ferner ſah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm ſtrahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, ſo ritterlichen als freiſinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in friſcheſtem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den ſchon früh für das Vaterland wie für Kunſt und Bildung erglühten Kronprinzen von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarſchall Fürſten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünſtig angeſehen, und wie zum Opfer vorherbeſtimmt; die Herzogin von Sagan nebſt ihren Schweſtern; den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, letztere eine der erſten Schönheiten des Kongreſſes; die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Conſalvi und an ſeiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menſchen und Verhältniſſe erklärte; den jungen Marquis von Cuſtine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von

Sachſen-Weimar, auch hier der leutſelige Fürſt voll geiſtiger Aufmerkſamkeit und menſchenfreundlichen Sinns, — doch jedes Aufzählen iſt hier ein thörichter Verſuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß floſſen hier in bunter Miſchung durcheinander, und man konnte die Baſtei eine diplomatiſche Börſe nennen, wo auch die Geſchäfte gar ſehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort geſehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen verſuchte der badiſche Forſtjunker von Drais, in dieſem bunten Gedränge ſeine fußgetriebenen Wagen und ſeine damals neuerfundnen Draiſinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterſchaft unſrer Tage nannte, und in denen der Doktor Jaſſoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung ſehen wollte.

Doch ſo ausſchließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil ſich eingedrängt hätten, wozu immer den Menſchen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältniſſe, eine Zahl von Looſen ausgetheilt iſt.

Wir haben ſchon des Verdruſſes gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt worden. Ähnliche Vorfälle, von denen einer den Fürſten von Talleyrand traf, dem auf einem Feſte durch einen Offizier Grobheiten geſagt wurden, zeigten durch ihre Folgenloſigkeit, daß die Diplomatie ſchon weniger empfindlich ſei. In letzterm Betreff gab der dem engliſchen Geſandten Lord Stewart, Bruder von Lord Caſtlereagh, zugeſtoßene Handel am meiſten zu reden; mit Wiener Fiakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner Straße ſich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile zur Beluſtigung der Zuſchauer fortdauerten, bis endlich die Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben. Dem Anſehen des tapfern engliſchen Generals that dies Ereigniß bei ſeinen Landsleuten keinen Eintrag, ſo wenig als einige andre Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte, denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungeſtraft ſo manches Herkömmliche zu überſchreiten, höchlich beneideten. Ein beſondrer Unglücksfall traf den hannöverſchen Bevollmächtigten Grafen von Münſter, und erweckte den allgemeinſten Antheil; ſeine Pferde wurden ſcheu, er wurde umgeworfen und ſchwer beſchädigt, ſo daß er lange die Heilung abwarten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des Kongreſſes, ereignete ſich auf wahrhaft bedauernswerthe Weiſe. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, von dem Schlage derjenigen, welche grade durch ihre zuverläſſigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit feſtgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Poſten in die Hauptſtadt heimgekehrt. An einem Hoffeſte Theil nehmend, dachte er aus beſondern Gründen bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu einem Spieltiſche befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht ſein mußte. Er hoffte ſein Ungemach durch Willensſtärke zu bezwingen, wenigſtens hinzuhalten, ſeine Beleſenheit hielt ihm zu rechter Zeit das Beiſpiel des Herzogs von Saint-Simon vor, der in weniger gebieteriſchen Umſtänden das Unglaubliche in ſolcher Art geleiſtet. Allein unſer gequälter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's prahleriſcher Übertreibung zu beſchuldigen, bald aber vergaß er Beiſpiel und Nachahmung völlig. Die Mitſpielenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde roth und blaß; mit bedauerlichſter Theilnahme ſahen ihn die Andern an. Man ſtand endlich auf, und wandte ſich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam, ſich eiligſt zu entfernen. Er begab ſich nach Hauſe, und nachdem er ſein Mißgeſchick überlegt, auch bald erfahren, wie daſſelbe niemanden zweifelhaft geblieben und ſchon allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweiflung erſchoß er ſich! — Man bedauerte ihn ungemein, und konnte ſich doch nicht erwehren, die Geſchichte durch alle möglichen Erörterungen der Kaſuiſtik zu treiben, wie der Arme ſich am ſchicklichſten zu benehmen gehabt, und welche Aushülfe ihn noch in den verſchiedenen Stadien hätte retten können. Humboldt verſicherte, er würde in ſolchem Falle ruhig ſein Theil, die Andern möchten dann ebenſo das ihre getragen haben, in keinem Fall würde er ſich aus ſolcher Urſach erſchießen, — was man ihm von mancher Seite faſt als zu demokratiſch verdenken wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongreſſes, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinſte Theilnahme. Der Fürſt von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt ſchien, aber ſcherzend verhieß, er werde dem Kongreſſe, der ſich in Schauſpielen aller Art ſchon erſättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls, machte den Scherz nur allzu ſchnell wahr, und ſchied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr als die ſeinige erkannte, ſo ſehr er ſie auch durch Laune und Fügſamkeit noch ſich anzueignen ſtrebte. Sein Verluſt wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieſer Geiſtesſonne nicht eifriger aufgeſucht zu haben. Mit ihrem Verlöſchen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgeſunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des heſſen-homburgiſchen Geheimen Rathes Majors von Sinclair, der in der diplomatiſchen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterariſchen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatiſch bearbeitet, und unter dem Namen Criſalin ſowohl dieſe Dramen als auch andre Dichtungen in Druck gegeben. Sein ſchottiſcher Urſprung zeigte ſich wie im Namen ſo auch im ganzen Weſen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raſchem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen faſt abentheuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte ſich ſeine Heftigkeit ſehr gemäßigt. Er hielt ſich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich ſah ihn öfters, durch frühere Verhältniſſe in Berlin auf ſeine Bekanntſchaft angewieſen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er ſei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hauſe, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn geſucht hätte, todt gefunden worden.

Nach ſo vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unſrem Falle, wie faſt immer im Leben, mit den Hauptſachen nahe zuſammenhängt und ſie vielfach bedingt, müſſen wir wohl wieder mit einigen

Worten der Geſchäfte gedenken, welche raſch genug mit ſteigendem Ernſt und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderſt aber dürfen wir eine Reihe von Bildniſſen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweiſe vertraut waren, und von deren Einſicht, Geſinnung und Geſchicklichkeit ſie großentheils abhingen. Unſre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender ſein, weder die Perſonen wollen wir alle vollſtändig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, ſondern nur die der eignen Erinnerung ſich vorzugsweiſe darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten ſchreiben, welche ihresgleichen noch viele vorausſetzen oder gewärtigen, denen erlaubt iſt, Lücken zu haben, weil ſie ſelber vielleicht ſo am beſten andre ausfüllen.

An der Spitze des Kongreſſes, wenn wir die Monarchen ſelbſt, wie billig, außerhalb der diplomatiſchen Kategorie laſſen, ſtand unläugbar der Fürſt von Metternich; in ihm erkannte man ſchon im voraus den Präſidenten dieſer hohen Verſammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Öſterreich gleichſam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaſte und in Obhut waren, ſo vereinigte der Miniſter dieſes Staates mit dem vollwichtigen Anſehn, das ihm als ſolchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirkſamſten Geltung der bedeutenden Perſönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhauſeſein, das Zugeboteſtehen der ganzen Örtlichkeit, mit Einem Worte das Recht des Wirthes, ihm unberechenbar gewährte. Ich habe von der ſchönen und einnehmenden Erſcheinung des Fürſten ſchon bei andrer Gelegenheit geſprochen, über ſeine ſtaatsmänniſche Bedeutung und Eigenheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in ſpätere Zeit als die des Wiener Kongreſſes fällt, und hier daher noch keine Stelle findet; demnach für dieſesmal, bis der Augenblick ſich ergiebt, wo die Ausführung eines ſolchen Bildes zu verſuchen ſein wird, muß ich mich beſchränken, einige der Züge, welche ſich während des Kongreſſes darbieten, vorläufig einzutragen.

Die perſönliche Bedeutung des Fürſten zeigte ſich ſchon in dem merkwürdigen Umſtande, daß ihm, deſſen Vorrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiſer Alexander, der von den Monarchen am meiſten perſönlich in politiſche Verhandlung einging, für ſolchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberſtand, ſondern der ruſſiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Miniſter als zwei gleiche Kämpfer auf demſelben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs ſchien das Verhältniß als ein durchaus günſtiges, und hätte als einträchtiges unwiderſtehlich alle andern Verhältniſſe des Kongreſſes beherrſchen müſſen; allein es erfolgten Abweichungen, Verſtimmungen, und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerſchüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und ſpäterhin rückhaltloſes Vertrauen ſich wiedererzeugen konnte.

Für Öſterreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Weſſenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellſinnigen, arbeitſamen Männern, von denen die Geſchäfte ſtets gefördert werden. Die Selbſtſtändigkeit ſeines Woltens hemmte jedoch ſeinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anſchmiegen vorgerückt werden kann; der Verſtand, der ſich nicht unterordnet, iſt bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umſtänden entſprechendſte und dadurch wichtigſte und brauchbarſte Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm iſt ſchon anderweitig zur Genüge geſprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der öſterreichiſche Hofrath ſtand ſichtbar weit über dieſem äußern Rang und genoß eines europäiſchen Ruhmes und Anſehns. Seine Stellung in den öſterreichiſchen Staatsgeſchäften gab ihm ſchon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied ſo mancher Ausſchüſſe und Kommiſſionen, als kundiger Berather und lichtvoller Darſteller wurde er nach allen Seiten auch den höchſten Perſonen wichtig, und die erſten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz ſei und was es mit ihm auf ſich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und ſuchten die Früchte ſeines Geiſtes und ſeines Talents für ſich zu ärnten. Er vermochte vielerlei Anſichten zu erfaſſen, mannigfache Intereſſen dialektiſch zu vertreten, und ſein Geſpräch wurde durch ſeinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es beſtimmte Fragen galt, wirkliche Feſtſetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete ſich ſeine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäiſch, oder engliſch, oder vorzugsweiſe deutſch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußiſch wünſchte, der fand ihn zunächſt und hauptſächlich doch nur öſterreichiſch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehäſſigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entſprach. Daß er einer der wichtigſten, thätigſten und geſchickteſten Männer auf dem Kongreß geweſen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter ſeinen Händen nichts ungeſchickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemeſſene, haltbare Geſtalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrichs von Schlegel ſich anreiht, ſo iſt es keine diplomatiſche Thätigkeit — denn er gar keine hatte — ſondern andere Bedeutung, in der ſein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich dieſem, ein norddeutſcher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftſteller, durch mancherlei Geſchicke in den öſterreichiſchen Staatsdienſt gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zuſammenlebten, haßten ſie einander, und beſonders war damals der ſchon antirevolutionair geſinnte Gentz dem noch heftig die republikaniſche Freiheit anſtrebenden Schlegel ein Gegenſtand tiefen Abſcheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die politiſche Denkart des ehemaligen Gegners und ſuchte ihn darin noch zu überbieten, ſondern er mußte in ihm perſönlich auch eine Art Vorgeſetzten anerkennen, deſſen Gunſt und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Nachſinn, ſah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigſtens der Name des Mannes von Nutzen ſein könnte, deſſen Dienſte ihm doch ſehr zweifelhaft ſchienen, ja deſſen Geſinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholiſch geworden, während Gentz immer proteſtantiſch geblieben war, und nur der politiſchen Seite Öſterreichs angehörte, wogegen jener die katholiſche Seite vorzugsweiſe ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche ſich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit ſeiner katholiſchen Überzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war ſeinen neuen Staats- und Kirchengenoſſen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu ſein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochſtehende Gebildete dem geiſtvollen Schriftſteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgſchaft, welche darin gleichſam für die Wahrheit und den Ernſt ſeiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Beſonders war in jener Hinſicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußiſcher Geſandter mit ſeinem ganzen Anſehn ihn ſtützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heiterer Großmuth. Im Schlegel'ſchen Athenäum waren demjenigen, der beweiſen könne, Ramdohr's Charis geleſen zu haben, die äſthetiſchen Verſuche Humboldt's als Belohnung zugeſagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergeſſen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußiſcher Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftſteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit laſtete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Beluſtigeres, wie er bis jetzt öfters unvermuthet auf die fallenden Rückſchläge ſeiner früheren Unarten bald heftig bald weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geſchäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber ſo eben die Aufmerkſamkeit durch ſein dem Fürſten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf ſich gezogen, ein ausgezeichnetes, geiſt- und kenntnißreiches Werk, welches für das Hauptzeugniß ſeines Lebens gelten kann, und deſſen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimiſchung verkümmert wurde, die ein in ſich ganz heiter, und nur im Ausdrucke noch ſchüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch ſein Denken und Sprechen, beſonders auch über ſo viele vaterländiſche Gegenſtände, mußte Schlegel im Gebiete ſo lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutſche ſo ernſtlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geſchäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und ſeine geiſtvolle, wohlwollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weiterverbreiteten und in Kunſt und Litteratur immer entſchiedner herrſchenden romantiſch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was mit deutſchen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, ſo wie auch mancher feurige Slave, der ſich der höchſten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritſtudien zuwenden mochte, ganz beſonders aber alles der katholiſchen Kirche Angehörige, fand oder ſuchte hier einen Anhalt. Manche diplomatiſche Perſonen ließen hier gern ſich belehren und berathen, wenn ſie auch ſelten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutſchen katholiſchen Kirche achteten ihre Hoffnungen hier, und ſelbſt der vom Pabſte zum Congreß abgeſandte Kardinal Conſalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einſicht als auf geiſtigen Eifer ankam, bald viel erſprießlichere Dienſte in dem zwar akatholiſchen, aber ſich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der ſchon als preußiſcher Generalkonſul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigſte Verhältniß ſorgſam anbaute. Für Schlegel war dieſer Vorzug, der einem ſonſt von ihm, auch bei eingetretener Verwandtſchaft, tief überſchätzten Manne gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholiſche Kirche ſich ſelber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach ſeiner Überzeugung der einzig rechte ſei; eine Klage, die ſich ihm auch in Betreff Öſterreichs wiederholte, denn gerade diejenigen Anſichten, welche er ſich als weſentlich öſterreichiſche einbildete, konnte er am wenigſten geltend machen, und ſo fand er auch eher bei den fremdeſten Staatsmännern Gehör, als bei den öſterreichiſchen, wie denn ſchon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herſtellungen als die unbrauchbarſten Hirngeſpinnſte verwarf, und der Fürſt von Metternich für dergleichen Grübeleien in ſeinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Nebenſtunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungsgeſchäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, und ſtellte ſich als Mittelglied zwiſchen Gentz und Schlegel. Jenem gehörte er durch alte Freundſchaft und Verehrung, ſo wie insbeſondere als Schüler im Staatsweſen an; mit dieſem verband ihn der Übertritt zum katholiſchen

Glauben und den Eifer für [illegible]. Er hatte nicht die [illegible] vom Genie, aber die große Beweglichkeit und Gewandtheit, daß er sich in allen [illegible] fand, und seine [illegible] [illegible] [illegible] in manchen Fällen bis ins [illegible] hinzu zu [illegible]. Er war überzeugt, [illegible] hatte ihn auf [illegible] so lange von Wien entfernt gehalten, und wollte ihn auch jetzt nicht fort lassen, sondern ihm lieber eine [illegible] Anstellung anderswo verschaffen, wie sich auch in der Folge als richtig erwies, indem ihm [illegible] das [illegible] [illegible] in [illegible] anvertraut wurde. Wieder gerade zu einer Zeit lang der [illegible] [illegible] und [illegible] Gunst des Fürsten von Metternich, der gewiß erkannte, daß [illegible] in [illegible] [illegible] die Gunst ein Opfer als möglich zu bringen ist. [illegible] hatte gleich die [illegible], daß [illegible] und ihm [illegible] [illegible] [illegible] ihn heftig beunruhigten, und in seinem [illegible] ihn zu halten wollte ihm zur größten [illegible], verschaffte er alle Mittel auf, die [illegible], und bereit zu leben, zu handeln, zu schreiben. In seinem Glauben, auch von [illegible] durch Umstände zu gewinnen, stellte er nicht nur, was er irgend wußte und hoffte, und nicht nur seine eigenen [illegible], sondern auch die, welche er vom Staat und [illegible] wußte. Sein Freund Wil-[illegible], dessen wirklichen [illegible] er [illegible] [illegible] gehabt [illegible] hatte, jetzt aber in religiösen Fragen ganz die [illegible] Abhängigkeit aufgegeben hätte, brachte dieß [illegible] [illegible], und zeugte auch Briefen allein auf ihn [illegible], und die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, [illegible], oder [illegible] der Partei war, [illegible] er darin [illegible] [illegible] nicht, und den Freund gleichsam zu sehen [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] und Napoleon, die [illegible] [illegible] an Napoleon's [illegible] [illegible] [illegible], und die er [illegible] und auch nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] an die [illegible], [illegible] [illegible] die an Napoleon. [illegible]

[illegible]

[illegible]

in Mitleidenſchaft gezogen werden, der aber auch den ſchwereren Verhältniſſen nicht mit dem jetzigen ergeben ſchien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung ein, und war nächſt den Niederlanden derjenige Staat, der die meiſte und [illegible] Vergrößerung erhielt. Sein Bevollmächtigter der Marquis von Saint-Marſan hatte keine ſchwierige politiſche Aufgabe, ſeine perſönliche führte er mit Würde und Geſchicklichkeit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Geſandter Napoleon's mit der Sorge und dem Argwohn des Gewaltigen beauftragt, hatte er die Zeiten ſeiner Rolle zu wechſeln gewußt, und ſo konnte er jetzt als Vertreter ſeines [illegible] Fürſten getroſt allen denen begegnen, mit denen er in ſeiner früheren Eigenſchaft zu thun hatte. Auch in Wien bewährte er aufs neue ſeine Weltmannsgeſchicklichkeit; der Freiſtaat Genua ſollte gänzlich [illegible], beſonders durch engliſchen Einfluß [illegible], mit Sardinien vereinigt werden, hatte gleich Abgeordnete nach Wien geſchickt, um wo möglich ſeine Selbſtſtändigkeit zu retten; der Verſuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewieſen, doch durch Saint-Marſan's Verwendung auf glimpfliche Weiſe und ohne daß ihnen weitere Schwierigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der ſchweizeriſchen Freiſtaaten war kein Mangel, wohl aber an Zuſammenſtimmung und Nachdruck in allem, was ſie zu wünſchen und zu begehren war. Der General Cäſar von Laharpe, ehemaliger Lehrer des Kaiſers von Rußland und jetzt von demſelben als Freund behandelt, welcher mehr durch perſönliches Vertrauen, als mit politiſchem Gewichte, die Vermittelung

Geſinnten Freunde, Gönner und [illegible] [illegible] hatten wohl mit ihm auch untereinander ſich gehörig verabredet, aber auch die [illegible] Gegner [illegible] wußte ſich mit ſeinen Verfaſſungsgrundſätzen nicht zu finden und ſeine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunſt der Geſinnungen, wohl aber an Gunſt der Umſtände fehlte es den Bevollmächtigten des Malteſer-Ordens, welche deſſen Herſtellung betreiben ſollten. Die Geſandten fand Beifall, allein die Inſel Malta war unwiderruflich engliſcher Beſitz, und da an ihrer Statt kein anderer Platz zu ermitteln war, ſo fiel die Sache von ſelbſt. Mit einem verwandten Gedanken hatte ſich aus eigner Macht der engliſche Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikaniſchen Raubſtaaten. Das perſönliche Anſehn des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterſtützten ſeine Vorſchläge nachdrücklich genug; aber ſeine eigenen Landsleute wurden beſchuldigt, ſeinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutſchen Angelegenheiten betrieben, verdient beſonders der hannöverſche die ehrenvollſte Erwähnung. Wir können wegen des Wirkens und Charakters des Grafen von Münſter auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweiſen, wo das Bildniß des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Einfluß entging ihm bei den [illegible] Verhandlungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Hauptſtütze für die Wiederherſtellungsgrundſätze, nach welchen ſowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geſtaltet werden ſollten. Doch muß man ſagen, daß er mehr politiſche Geſinnung als Einſicht hatte, vorgefaßten Anſigangen nicht leicht entſagen konnte, und dadurch jetzt und in der Folge ſich ſelbſt und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürſt von Wrede ein, von deſſen kriegeriſchen Talenten man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatiſchen Feinheit und Geſchicklichkeit. Doch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erlangte ſich, in Behauptung und Widerſpruch, manches ſcheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs ſo groß aus, und man ſah zuletzt die Geſchäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abſchließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die mancher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf von Montgelas von Seiten Bayerns zum Kongreß geſchickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Diplomatiſche allein zu gelten berechtigt ſchien, für unmöglich gehalten, und das Zuſammenwirken eines Wrede und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch möchte der umſichtige, kalt und klug rechnende Staatsmann hier gar wohl an ſeiner Stelle geweſen ſein.

Württemberg verſuchte ſeinen eigenen Weg zu gehen. Der König griff allen Kongreßberathungen vor, gab ſeinem Lande eine Verfaſſung, die freilich alsbald im Innern deſſelben heftigen Streit erregte, und kehrte, der erſte von allen in Wien verſammelten Fürſten, auch vor jedem Ergebniß der Berathungen, in ſeine Staaten zurück. Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten wenig Boden haben; wo ſie einſprechen wollten, ging meiſt ſchon Baiern mit größerem Gewicht voran, und ſich hinten eng anzuſchließen, wollte wieder bedenklich ſcheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Verhandlungen des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erhoben den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Sie waren deshalb schon zusammengetreten, und handelten als Körperschaft. Baden trat in gleichem Anspruche für sich allein und sehr eifrig auf; sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der für solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen Diplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker von Berstett, konnten ebenso wenig die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatisirten ihre Beschwerden an, und das Gedränge wurde nur immer größer. In dieser überreichlichen Vermischung von Ansprüchen und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beseitigenden, haltbaren und unhaltbaren, bewegte sich bewunderungswerth die deutsche Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieser Angelegenheiten in unverdrossen zu bearbeiten, zu sichten, zu ordnen, bis nach und nach das Ganze, an dem schon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Gestalt gelangte.

In dieser hochverdienstlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten sich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen sind. Von Seiten Dänemarks erschienen die Grafen Christian und Joachim von Bernstorff, ein durch liches Brüderpaar, deſſen Eifer und Anſehn immer auf die Seite der redlichen Geſinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürſt von Heſſen hatte den Miniſter Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieſer Geſandtſchaft den edlen Jakob Grimm wiederzuſehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutſche hatte für das Vaterland nur glückliche Ausſichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir faſt gram, daß ich ihm ein anderes, freilich düſteres Bild unterſchieben wollte. Er ahndete nicht, daß er ſo viele Jahre ſpäter die Mangelhaftigkeit deutſcher Zuſtände im eigenen Geſchick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und beſonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und ſein Eifer hierin war ſchon in früher Zeit ſo groß, daß er bei jedermann gleichen vorausſetzte. Für Mecklenburg-Schwerin ſprach der ehrenfeſte, freimüthige Miniſter von Pleſſen, der ſpäterhin am Bundestage ſo bedeutend wurde; für Naſſau der Miniſter Marſchall von Bibenſtein; für Lippe und Waldeck der Präſident von Berg; von den Herzoglich ſächſiſchen Bevollmächtigten wirkte beſonders der weimariſche Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Geſandten der freien Städte der bremiſche Senator Smidt und der hamburgiſche Syndikus Gries. Die Mediatiſirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entſchloſſenen und klugen Fürſtin von Fürſtenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geſchäftliche Behandlung jenes durch ganz Deutſchland verzweigten Angegeſchäften vertraut, und er führte ſie nicht ohne Geſchicklichkeit; nur weil er ſich gern rühmte, daß er ſo vieler hohen Häupter chargé d'affaires ſei, und dieß wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er ſei mehr als chargé, er ſei surchargé d'affaires!

Viel früher ſchon, käm' es hier auf eine andre Ordnung, als die der darſtellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müſſen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat ſelber über ſich ſchon ſo ergiebig geſprochen und ich habe dies Geſprochene ſo ausreichend wiederbeſprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier ſchwer ſein würde. Ich will wahrhaftig ſeine Verdienſte nicht ſchmälern, er hat deren um die deutſchen Angelegenheiten unläugbar ſehr mannigfache, und hat auf dem Kongreſſe, wie nachher am Bundestage und auf den darmſtädtiſchen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirkſame Wort ausgeſprochen, das von jedem andern Munde ungeſagt geblieben wäre, vielleicht auch weil kein andrer es ſo hätte ſagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern beſteht darin, daß er manches, was in ſchlichter und bündiger Weiſe zu ſagen ganz unmöglich wäre, oder in ſolcher Weiſe geſagt das beträchtlichſte Aergerniß und wohl gar die ſchärfſte Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantiſch gelehrte, theils in poetiſch elegante Formen hüllt, daß er durch ſtetes Einflechten und Mitſpielen ſeines Ich's, wobei die perſönliche Eitelkeit, man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch launiſche Sprünge und Zuſammenſtellungen den Hörer gleichſam betäubt, unterhält, anregt, und ihm, inzwiſchen derſelbe ſich an dem Muthwillen ergötzt und ſich ſolchen Poſſen weit überlegen glaubt, unverſehens alle beabſichtigten Haken einſetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im erſten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten faſt nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge oder Genugthuungen nur auf dieſe Weiſe zu erlangen waren, ſo gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, ſich zu dieſer Weiſe verſtanden und gleichſam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein Zweifel, daß es in den meiſten Fällen vorzuziehen ſei, die vaterländiſche Sache manches Gewünſchte lieber mit der Würde und dem Ernſte des Schweigens vermiſſen zu ſehen, als daß ſie mit einem unter traurig luſtigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelſtolz einhergehe.

An den deutſchen Berathungen nahmen ſpät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachſen Theil, nachdem dieſer durch den Kongreß in die Regierung der ihm verbliebenen Lande wieder eingeſetzt worden. Sie fanden das Meiſte ſchon gethan, oder dergeſtalt eingeleitet, daß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung dieſer Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges und auch wirklichen Einfluſſes der Andern, doch immer in den Händen Öſterreichs und Preußens, und ſo oft beide völlig übereinſtimmten, war ihr Übergewicht entſchieden. Folgte dies Übergewicht auch ſchon aus der allgemeinen Stellung der politiſchen Verhältniſſe, ſo wurde daſſelbe doch fortwährend im Beſondern ſtets erworben und verdient durch den hellen Geiſt und den wachſamen, unverdroſſenen Fleiß, welchen Weſſenberg und ganz vorzugleich Humboldt von Anfang bis zu Ende dieſen ſchwierigen Arbeiten widmeten. Wenn ſogleich die Zeitgenoſſen, und noch viel ſtärker die Nachlebenden, an den Ergebniſſen vieles auszuſtellen fanden, Verſäumniſſe und Übelſtände beklagten, ſo traf dies — die Verhandlungen bezeugen es — vorzugsweiſe diejenigen Beſtimmungen, für welche namentlich Preußen eine andere Faſſung gewünſcht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schickſal Polens und Sachſens betrafen, und für die ſich die Theilnahme täglich ſteigerte. Daß Sachſen mit Preußen vereinigt werden ſollte, war von allen verbündeten Hauptmächten ſchon völlig zugeſtanden, die anderen aber hatten hierbei nicht einzureden, als inſofern man es ihnen geſtattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiſer Alexander hatte ſeine Forderungen in dieſem Betreff nie beſtimmt angegeben, ſondern nur immer allgemein ausgeſprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutſchland, und Öſterreich in Italien ihre Entſchädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverſtanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die ruſſiſche Macht ſchien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; ſie bis an die Weichſel vorrücken zu ſehen, flößte die ſtärkſten Beſorgniſſe ein. Öſterreich und England tauſchten zuerſt ihre Bedenken aus und Frankreich ſprach — anfangs noch ſchwachen, aber bald ſchon ſtärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat auch Preußen noch bei, ſo ſtand Rußland allein, und man durfte hoffen, deſſen Erwerbungen durch gemeinſamen Widerſpruch nach Wunſch einzuſchränken. In dieſem Abſehen wurden die Fragen über Polen und Sachſen eng verflochten und Preußens Anſprüche auf Sachſen ſchienen dann am wenigſten beſtritten, wenn ſeine Stimme die Anſprüche Rußlands in Polen zu beſchränken mitwirken würde. Jedoch eine ſolche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die perſönliche Zuneigung der Herrſcher, die ſiegreiche Waffenbrüderſchaft der Kriegsheere und ſelbſt die Stellung der politiſchen Verhältniſſe, ſowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die engſte Anſchließung. Der Widerſpruch der gegenüberſtehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens, dehnte ſich nun auch gegen Preußen hinſichtlich Sachſens aus.

Die ſächſiſche Frage erhob ſich aber auch aus eignen Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung ſich zuſammendrängten. Frankreich fand hier den günſtigen Anſatz neuen politiſchen Einfluſſes. Die angeſtammten Herrſcherrechte als unverlierbare darzuſtellen, entſprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem dem Könige von Sachſen den treuen Verbündeten — nicht ſowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu ſchmälern, entſprach der nationalen Stimmung der Franzoſen. In Sachſen ſelbſt tauchten die alten Verhältniſſe und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verſtärkten ſich durch die Fortdauer der thatſächlichen Unentſchiedenheit, in der alles ſchwebte; auch im übrigen Deutſchland traten Zweiſel und Überlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Beſonders ſchien Baiern die neue, ſich befeſtigende Größe Preußens mit Eiferſucht anzuſehen. Auf dieſe Weiſe fand die ſchon ſchwebende politiſche Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutſchland nachdrückliche Zuſtimmung. Der Franzoſenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorſtellung, Preußen müſſe als Kern eines kräftigen, unantaſtbaren Deutſchlands groß und ſtark ſein, die Hoffnungen eines leidenſchaftlichen, auch in Sachſen durch die Kriegseinflüſſe vielfach aufgeregten Volksgeiſtes, und noch ſonſtige Triebfedern und Gründe ſprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten ſah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es ſchien nur Gewinn, hier ſich anzuſchließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieſer Gegenſtand in die Einigkeit der Kabinette von Öſterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und ſowohl Metternich als Hardenberg waren perſönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutſchen Verfaſſungsſachen übergehen zu laſſen. Auch von Seiten Englands miſchte ſich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Caſtlereagh, der kurz vorher die Überlaſſung Sachſens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entſchuldigte ſeine nunmehr entgegengeſetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berückſichtigen müſſe, die er nach dem Kongreſſe würde im Parlamente zu beſtehen haben! Um dem engliſchen Staatsſekretair in dieſer Sache freiere

Hand zu machen, wäre es nützlich geweſen, daß unſere Geſchäftsführer in London ſich mit den Häuptern der Oppoſition unmittelbar verſtändigt hätten, indem dieſe für manche Vorſtellungen und Aufſchlüſſe vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Miniſter richteten, gegen Preußen ſelbſt aber keine Feindſchaft hatten. Indeß fehlten zu ſolchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geſchick, ſie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber ſtellte ſich die Einſprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiſer Alexander ſchien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieſer Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzoſen aus ihrer Beſiegung hervor dreiſt und vorlaut in Tagesblättern über alles mitſprachen, war nicht minder den Deutſchen ein freies Wort verſtattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern deſſelben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem ſeiner treuſten und wackerſten Gehülfen, dem preußiſchen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufſehen, und ich eilte, ſie in der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine beſondere Rechenſchaft der vom Fürſten Repnin geführten Verwaltung Sachſens als kleine Schrift heraus, die der ſächſiſche Geheime Finanzrath von Oppel geſchrieben hatte. Stein freute ſich ungemein dieſer Veröffentlichungen, und meinte jede deutſche Regierung müſſe künftig dies Beiſpiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche

Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheiniſchen Merkurs, Arndt, Jahn, und viele andre wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie dieſe beſonders Begabten durchgedrungen, ſetzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußiſch, und der preußiſchen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beſchränken und die Ausdrucksweiſe zu zügeln, wäre damals nicht zu denken geweſen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieſes Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beſchäftigt war, wies auf das von ihm verlaſſene Feld ſeine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutſche Kräfte, wie man ſieht, und die, gleich ihm ſelbſt, faſt unmittelbar aus Preußen in Öſterreichs Dienſte getreten waren. Adam Müller, noch in Innsbruck, ſchrieb im Boten aus Südtyrol, Woltmann, der ſich in Prag angeſiedelt hatte, in der Prager Zeitung. Friedrich Schlegel aber hatte ſich hamburgiſchen Blättern zugewendet, und war deßhalb der wichtigſte. Seinen Aufſätzen, die doch meiſt nicht ſo arg gedruckt wurden, als ſie abgefaßt waren, wurde theils in denſelben Blättern, theils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen gewirkt. Bartholdy, Karl Müller, ich ſelbſt, und andere, höherſtehende Perſonen, nahmen an dieſem Kampfe manchen Antheil, größtentheils als Freiwillige, und durften ſich unbedenklich das Übergewicht zuſchreiben, indem ſchon unſere Stellung die günſtigere war. Betroffen wünſchte Gentz eine Unterredung mit mir, und ſchlug mir — wie er andeutete — nicht ohne höhere Ermächtigung, ein Abkommen vor, dergleichen Fehde ſtets zu gewiſſen Rückſichten herabzuſtimmen und wechſelſeitige Begünſtigungen nicht auszuſchließen; er verhehlte mir nicht, mein künftiges Verhältniß in Wien werde ſich hiernach bedingen, und er glaubte von dieſer Seite her mich ganz zugänglich zu finden. Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, während ſie völlig zweifelhaft ließ, ob ich überhaupt in der vorausgeſetzten Weiſe thätig ſei. Den Staatskanzler, dem ich die gehabte Unterredung ſogleich mittheilte, ergötzte der Vorgang, und er bemerkte, was mein künftiges Verhältniß in Wien betreffe, ſo brauche mir daran nicht ſo viel zu liegen. Stärkere Widerſacher, als in Öſterreich, erhoben ſich uns in Baiern, durch eine Zeitſchrift Allemannia, welche es ſich vorzüglich zum Geſchäft machte, den Rheiniſchen Merkur zu bekämpfen, und dabei mit Talent und Kenntniß die neuere hauptſächlich aus den franzöſiſchen Einflüſſen hervorgegangene Geſchichtsentwicklung gegen die älteren, die man aus deutſchen Quellen heranbringen wollte, nachdrücklich vertheidigte.

Der Kaiſer von Rußland erkannte den Zuſammenhang ſeiner Sache mit der preußiſchen, und war nur bedacht, dieſen durch enge Bundesgenoſſenſchaft zu befeſtigen. Höchſt wichtig war für die politiſche Lage der Umſtand, daß die in Frage ſtehenden Länder bereits von ruſſiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt waren. Polen, im Umfange des von Napoleon geſtifteten Herzogthums Warſchau, befand ſich als Eroberung, welche von den Ruſſen allein vollbracht worden, ganz natürlich in deren

Gewahrſam. Sachſen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war in Gemäßheit der gemeinſam angeordneten Austheilung den ruſſiſchen Behörden untergeben. Der Kaiſer Alexander jedoch, um die künftigen Verhältniſſe klar auszuſprechen und thatſächlich zu befeſtigen, hatte ſich ſchon längſt erboten, Sachſen den Preußen einzuräumen und dies war endlich am 8. November erfolgt. Die öffentliche Verkündigung des ruſſiſchen Generalgouverneurs Fürſten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen übergehe, konnte ſich auf die Zuſtimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da dieſe früherhin die Maßregel gebilligt hatten, allein jetzt, um ſo viel ſpäter und bei ganz veränderten Umſtänden, mochte ſolchem Vorſchritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zuſtimmung ſchwerlich noch folgen.

Die Verhandlungen wurden ſchärfer, der Zwieſpalt deutlicher, ſchon fürchtete man ſeinen offnen Ausbruch, die Beſorgniſſe wurden allgemein. Der Einfluß Frankreichs wirkte beſonders nachtheilig und drängte ſich geſchickt ein; er ſtrebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Geſinnungen urſprünglich doch ſtets geneigt waren, und ſuchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürſt von Talleyrand richtete ſeine Betriebſamkeit nach allen Seiten, ſeinen ſtärkſten Eifer jedoch widmete er den engliſchen Verhältniſſen, von hier aus glaubte er die anderen um ſo leichter zu gewinnen. In der That ſchien Lord Caſtlereagh ihm ein nicht allzu ſchweres Spiel zu machen, das Übergewicht des Geiſtes übte ſein Recht. Stimmten aber Frankreich und England überein, ſo durfte Öſterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der ſich anzuſchließen unter den waltenden Umſtänden kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutſchland Hannover und Baiern, reihten ſich der neuen Verbindung an. Die Franzoſen nahmen ſchon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marſchälle, welche den Befehl führen ſollten. Daß dies alles im Namen der erſt wiedereingeſetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befeſtigten Bourbons geſchehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte dieſe Wendung von Talleyrand's Geſchicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche ſo ſchnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um dieſen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einſeitig betrachtete er die Verhältniſſe, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe der Revolution vergaß er, den ſchon wieder gezückten Degen Napoleons ſah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen ſolche weſentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatiſcher Wichtigkeit erſcheinen zu laſſen. In Wahrheit, hat Talleyrand in dieſen Verwicklungen ſich als geſchickter Unterhändler gezeigt, ſo hat er ſich doch keineswegs als großer Staatsmann erwieſen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, deſſen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'ſchen Politik ſich ſchlecht bewährt haben. Und ein europäiſcher Krieg mußte wo nicht Frankreichs Geſchick, doch unfehlbar das der Bourbons, in Frage ſtellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutſchland, ſo auch in Sachſen eines ſtarken Anhanges verſichert ſein; die umſichtigen, vorſtrebenden, thatkräftigen Geiſter waren ihm zugeneigt, und wenn ſpäter eine andre Stimmung vorherrſchte, ſo war dies wie der Wechſel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältniſſe wirkten unwiderſtehlich ein, und die vom Herbſt entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günſtig ſtand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiſer Alexander war zuerſt als Beſchützer des polniſchen Heeres und dann der geſammten Nation aufgetreten, und ſchien berufen alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügeriſch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieſer mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erſtehen, ſie erkannten als möglich, daß in ihr einſt wieder das Zerſtückelte ſich zuſammenfügte und ein großes Volksdaſein herſtellte. Der Kaiſer hatte den Fürſten Adam Czartoriski perſönlich als Freund und in allen polniſchen Angelegenheiten als Rathgeber in ſeiner Umgebung, und die beſte Bürgſchaft ſeiner Abſichten für Polen war dieſer Name des bewährten Vaterlandfreundes. Nach Warſchau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polniſchen Truppen, ſandte er von Wien aus ſeinen Bruder, den Großfürſten Konſtantin, eine Wahl, die alsbald wenigſtens durch die große Vorliebe ſich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem geſteigerten Widerſpruche, der ſich in Wien der Verbindung Polens mit Rußland entgegenſetzte, lag die Auffaſſung nahe, dieſen Widerſpruch als gegen das Beſtehen und Gedeihen der Polen ſelbſt gerichtet anzuſehen, und wenn es zum Kampfe kommen ſollte, konnte dieſer die ganze Kraft des polniſchen Volksgeiſtes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürſt, durch eine Bekanntmachung vom 11. December, die Polen auf ſich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbſtſtändigkeit. Bei ſchon erklärtem Kriege hätte man nicht ſtärker ſprechen können. Dieſe Aufwallung machte auf den Kongreß ſtarken Eindruck, man erkannte den Ernſt und die Bedeutung eines Zuſammenſtoßes, der ſolche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu dieſem Äußerſten kommen müßte. Indeſſen hatte ſchon im voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und ſo großen Machtverhältniſſen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; grade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürſten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und ſo wollte man beiderſeits auf den Zwiſchenfall, der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieſer Mißverhältniſſe und das Hinſchwinden ſo mancher Hoffnung die Seele gar zu ſehr verdüſtern, den Geiſt Widerwillen und Ermattung niederſchlagen, ſo kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und ſeine heilſame Fluth quell und ſtrömte durch die rauheſten Geſchäfte. Der Wiener Tag ſchien aus beſonderem Stoffe gemacht, was er berührte nahm er in ſein Behagen auf; was jederman täglich muß und will, und doch meiſt nur gleichgültig abthut, eſſen und trinken, ſich ergehen, umherſchauen, alles wurde in dieſer Lebensgewöhnung unwiderſtehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchſten Kreiſen, verſteht ſich von ſelbſt, mußten die Feſtlichkeiten und die glänzenden Verſammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie ſich dieſe Fülle von obenher ſtufenweiſe theils der ſehenden theils der hörenden Neugier ergoß, ſo übte auch das Volksleben hinwieder nach oben ſeine Anziehung. Gekrönte Häupter ſcheuten nicht den Strudel bürgerlicher Beluſtigungen, die verwöhnteſte Vornehmheit bequemte ſich zur Koſt vorſtädtiſcher üppig-derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meiſt von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, ſie wollten einander wechſelſeitig ſehen; an den Winterfreuden, die ſich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürſt von Ligne ſtarb, aber ſein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht ſich mit manchem andern, den ſcherzende Laune oder böslicher Muthwillen demſelben Gegenſtand widmete. Der Anblick dieſes ſchwankenden Getümmels, der ſchneidenden Gegenſätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geiſtes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen, wirkten herausfordernd auf die Menſchen ein, und es war faſt niemand, der nicht auf ſeine Weiſe ſich über das Schauſpiel, zu dem er ſelbſt mit gehörte, luſtig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen ſehr getrübt war, und wohlmeinende Menſchen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwiſchen den eben noch Verbündeten, entſtehen könne, nahm auch mein trefflicher Meyern ſich dieſen Zuſtand tief zu Herzen, und behauptete in ſeiner bei aller Güte doch ſcharfen Weiſe, die Herrſcher ſollten feſtſetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zuſammen in eine Kompanie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der ſie nicht ſchonte; er wollte ſeinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Überhaupt fing in dieſer Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerſt geehrte und zart behandelte Klaſſe waren, alles Böſe nachzuſagen, ſie herabzuſehen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieſer Art das erſte Wort geſprochen! Kamen zunftgerechte Mahler und Zeichner, die eine ſo erlauchte Verſammlung in getreuen Bildniſſen ehrerbietigſt der Nachwelt überliefern wollten, ſo zeigten ſich vornehme Talente bemüht, die Perſonen und Vorgänge in Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieſer Art verwegne Dinge verſucht. In einer Geſellſchaft, wo prinzliche und militairiſche Munterkeit zuſammenſtoß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichſte Figur auf dem Kongreſſe ſei, und man beſchloß die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, ſtatiſtiſchen Tableaux, Ausſchüſſen, und ſo weiter. Von ſieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichſam auf den engen Aufſatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei dieſem Ergebniß wollte man ſich freuen, daß es, wie behauptet wurde, ſo ächt kongreßmäßig ſei. Endlich vereinigten ſich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis getheilt wurde. Natürlich laſſen wir dergleichen Geheimniſſe auf ſich beruhen.

Wenden wir uns lieber zu Gegenſtänden reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunſt und Bildung. Die Reichthümer Wien's in dieſer Art waren unerſchöpflich, und breiteten ſich dem Liebhaber immer ſtaunenswürdiger aus. Wer ſich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und ſonſtige Kunſtſachen einließ, der konnte bald ſeiner Forſchungen und Genüſſe kein Ende mehr abſehen. Von allen dieſen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, ſie ſtanden als ruhiger Beſitz aufgehäuft, ſowohl in den Kaiſerlichen, als in den nicht minder reichen Privatſammlungen, und harrten ſtolz des einſamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieſer Art zu erforſchen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und ſorgſamer, als der Herzog von Sachſen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geſchäften ſeiner fürſtlichen Verhältniſſe immer noch Tage und Stunden genug fand, ſeine ſtets rege Wißbegier zu befriedigen und ſeiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugeben. Wir ſahen mit ihm eine damals erſt vor kurzem aus dem Schloſſe Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunſtſachen und Koſtbarkeiten, der Inhalt war völlig vergeſſen und man machte die überraſchendſten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Überſetzung des Cellini deutſchen Leſern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfaſſe des florentiniſchen Künſtlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe ſelbſt nicht, wußte eine Spur, und man mußte das koſtbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun ſeinem Goethe melden zu können, das Kleinod ſei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen geſehen! Wirklich befand ſich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie ſolange Zeit — nicht die Kunſt, denn das begreift ſich nur all zu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Muſikaliſche Genüſſe boten ſich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuoſen und Dilettanten, alle gaben ihr Beſtes. Der Fürſt Anton Radziwill, der in ſeiner Kompoſition des Goethe'ſchen Fauſt ſchon weit vorgerückt war, und hier ſeinem muſikaliſchen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzuſuchen, der aber ſeit ich ihn nicht geſehen an Taubheit und mürriſcher Menſchenſcheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unſeren Wünſchen gefällig zu ſein. Beſonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu ſchaffen haben, und drückte ſeinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürſt ſei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, deſſen frühen Tod er ſo ſehr betrauert hatte und deſſen Kompoſitionen er höchlich ſchätzte, gab er einmal nach, und wollte ſich den Beſuch gefallen laſſen. Doch hat ſich ſchwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künſtler wiederum zu Rahel zu führen, denn Geſellſchaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht ſpielen mochte, war gar nichts anzufangen. Übrigens war ſein Namen, wenn auch berühmt und verehrt, noch keineswegs auf der

Höhe der Anerkennung, die er ſeitdem erſtiegen. In der hier zuſammengefloſſenen gemiſchten Menge erhielt ſich italiäniſche Leichtigkeit und Anmuth vor deutſchem Ernſte unverkennbar vorherrſchend.

Einiger feinen und auserleſenen Gaſtereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Genz die Blüthe der Geſellſchaft bei ſich vereinigte. Die vornehmſten und ſchönſten Damen, die angeſehenſten Staatsmänner und Tonangeber ſahen es als eine Gunſt an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anweſenheit und Unterhaltung ſolcher Perſonen zu rechnen, welche durch Geiſt, Seltſamkeit, Ruhm, Gewicht oder ſonſt einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, ſolchen Genuß zu ſchätzen und zu ſuchen. Talleyrand verſchmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuſpinnen. Humboldt gehörte mit jedem Rechte hieher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernſtorff, die Gräfin von Fuchs und viele andere Perſonen, die man zu ſehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tiſche ſaßen, aber die ganze Geſellſchaft völlig verſtummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorſtellung einer ſolchen Freiſtaats, deſſen Entwicklung das fabelhafte, ja ſchreckbare Beiſpiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzuſtellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anweſenden Diplomaten, deſſen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollſtändiger, mit ſchlagenden Beiſpielen ausgeſtatteter Kurſus republikaniſcher Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongreſſe am wenigſten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte ſich durch das Gewicht der Sache wie zerſchmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in ſeinem Departement verſucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; ſein Sinn war weder für die Uebelſtände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulaſſen geſchienen, zogen ſich bald wieder ſtraffer und ſchoben nunmehr beſonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreiſen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongreſſe nehmen. Daß der Widerſtreit, den urſprünglich Frankreich anfachte und nächſt ihm England verſchärfte, jetzt vorzugsweiſe das Anſehn bekam, als ſei Oeſterreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußiſcher Seite die für Deutſchland Wohlgeſinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten, und dieſe Hoffnung auch jetzt noch feſthielten. Aber andre, die Sache ſchärfer und vereinzelt faſſende Geſinnungen wurden erbittert, und zeigten ſich raſch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte ſchon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen, und ſuchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu verwischen. In Berlin, wo man mit Ungeduld die Langsamkeit des Kongresses tadelte, rief man schon laut, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, und der greise Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Muth und Übermuth. Scharfe Äußerungen dieser Art konnte man auch in Blättern lesen, und sie verfehlten ihren Eindruck nicht. Ein im Dezember heimlich gedrucktes Kriegslied, über dessen Verfasser niemand ungewiß sein konnte, weil es [illegible] [illegible] nicht [illegible] erschien, ging in Abschriften umher. Darin hieß es trotzig und kühn:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

Was sie geschöpft, das [illegible] auf ihrem Kopf [illegible]? Das Volk [illegible] in das [illegible] Geschicke und in die Wunderkraft der Zeit, und wurde Leitung und Heldenmut nicht nur preußischen Stämmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei diesen Zeilen [illegible], andere ebenso sie mit Jubel aufnehmen sehen.

Unter bangen Ungewißheit war das Jahresende eingetreten und das Jahr 1815 begann in angstvoller Spannung. Es war ein drohender Eindruck, als ob den Zustand unerfüllter Wünsche und getäuschter Erwartung auch von einer Seite ausgesprochen [illegible], welche wir vergleichen am wenigsten erwarten konnten. Wir lesen in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Verse von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang heißt:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„Natur — des Mächtigen, des [illegible],
[illegible]“ u. s. w.

Und so [illegible] der Dichter [illegible] das große [illegible] Ereignis, das die Welt, den kleinen [illegible], [illegible], ähnlich das Jubiläum eines [illegible] Staatsdieners. Dabei [illegible] auch doch so bedeutende „Natur“ aus des Dichters Munde

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible] im [illegible] der eigenen [illegible] wenig durch die [illegible] [illegible], glaubte er durch eigene Kraft sich [illegible] zu können, [illegible] die [illegible] Italiens und knüpfte [illegible] auch mit Napoleon geheime Verhandlungen an. Seine Hoffnungen, [illegible] gegen Frankreich gerichtet, [illegible] [illegible] und [illegible] Oesterreich [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Stadt [illegible] [illegible] österreichische Truppen nach Italien, und [illegible] [illegible] auf jener Seite die Bewegung [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] auf dieser Seite [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Italiens [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Italiens, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] österreichisch [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Italiens [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Oesterreich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] ausgezählen. Freund oder Feind, die Welt schien offen. Niemand aber traute damals dem Kongreſſe solche Bedeutung und Wichtigkeit zu, als wir nun bereits später gesehen haben, noch konnte man ahnen, daß das Beispiel solcher Eintracht bald in unſerm ſtillen Deutſchlande zu verfolgen ſein würde!

Während ſich die Mächte kriegeriſch nach Süden wandten, und die Nation ſich kaum erholte, behielt Wien unverändert feſtliche Anſicht, immer drängten ſich die Feſtlichkeiten und Vergnügungen, immer herrlicher welche in Glanz und Freude der Wiener, weil der Morgen friedlich entzweit zu haben ſchien. Die lange Dauer des Kongreſſes minderte ſo wenig die feſtliche Herrlichkeit, den Reichthum und die Pracht der Erſcheinung, man mußte die Zuſchauenden immer Aufmerkſamkeit für unerſchöpflich halten. Die große Welt entſprach allen Forderungen, die ſie an ſich ſelbſt machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Die Zeitung mehrte ſich ſogar, und immer andere Fremde führten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Endlich die Jahreszeit brachte den Reiz des Winters, die mächtigen bei nächtlicher Herrlichkeit von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, verwandelte die ganze Stadt in prachtvolle Wagenbahnen und Kunſtfahrten um. Das Gedränge der Fremden wimmelte ſich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an feſtlich-erhabener Schönheit fehlte es dem Kongreſſe nicht ſpäter. Jene Frau von Krüdener, welche [illegible] anderen Perſonen [illegible] ſollen, die vornehmen

Wort von dieser Seite ausgesprochen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem [illegible] Bund und bald in hohe und [illegible] Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den [illegible] katholischen Einflüssen der Zeit mit ihrem protestantischen Geschick schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner sich eingefunden, der Königsbergische Dichter, Verfasser der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und anderer Theaterstücke, der seinen lange verdeckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem [illegible] [illegible] Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der [illegible] besungen, und in seinen Werken, die [illegible] [illegible], die protestantische Königin Luise von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das [illegible] Siegeswerk mit vollbracht. Seine [illegible] [illegible] [illegible] solcher Richtung einen [illegible] Beifall nicht, und niemand mochte die poetische Figur ehren, mit der die [illegible] [illegible] eines Augenblicks der politischen Verblendung hier zum Opfer gebracht wurde. Die [illegible] Jahrhunderts waren alt, die hatten ausschließend in einzelnen Richtungen, Meinungen und Denkarten zur Entwicklung vorgeschritten, und hatten sich gehalten und beendigt. Es war denn auch Werner selbst schon ein ganz anderer Katholik geworden, und jetzt der Sache, solche poetische Weihe, welche den Glaubensbekennern den katholischen Himmel öffnet, und [illegible] mit dem Heiligenschein schmückt, als eine [illegible] Verirrung zu verwerfen. Er drang auf strengste Rechtgläubigkeit zu der chriſtlichen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Papſt, und hätte ſich um keinen Preis mehr erlaubt, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzuſprechen. In den Faſten trat er als Prediger auf, und der heilige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, ſein bekannter Name und Lebenslauf, wie ſein wunderliches Weſen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geiſtlichen Ertrag auch reichlichſt weltliche Unterhaltung verſprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu ſeiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauſpiel- und Geſellſchaftsleben, entfaltete er ſeine Leidenſchaftlichkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was allein ein ſtürmender Prediger ſich erlauben, was allein ſeine Perſönlichkeit anziehen, ſeine Willkür rechtfertigen durfte. Nicht mit Haß beſprach er ſeine eigenen, perſönlichen Jugendverirrungen, ſeine Sinnlichkeit, ſeine Bekehrung und Buße, und indem er den Andern die Hölle heiß machte, ſchwelgte ſeine Eitelkeit in doppelter Selbſtbeſpiegelung, der ehemaligen Weltluſt und der jetzigen Zerknirſchung. Er machte wahre Theaterſtreiche, nicht nur ärgerliche, ſondern oft geradezu unanſtändige. Er gefiel ſich in dem Wagniß, die Zuhörer durch gewaltſame Eindrücke aufzuregen, in Furcht, Schauer und Angſt zu verſetzen, ja dieſe bis zum Gipfel des Schreckens zu ſteigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnſinn die Kanzel erſtiegen habe — und dann plötzlich ließ er von dieſer Spitze ſeinen Vortrag in das gewöhnliche Gebiet hinabſinken, wo ſich alles in poſſierlicher Weiſe ruhig auflöſt. Wie man den Prediger geſchildert hat, wo Zacharias Werner von dem abenteuerlichſten und ärgerlichsten Theile des menschlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Neuerungen angiebt, durch die er sich bemerkbar macht, endlich, nach der absichtlich [illegible] Aufzählung derselben, mit unerhörter Dreistigkeit fragt, ob er ihn noch erst nennen, oder gar ihn zeigen solle? darauf aber anhebt: „Die Zunge ist es!“ — der hat das [illegible] Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser [illegible] Schimpf und Spott mit seinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er seine Leute! Die vornehme Welt, Männer und Frauen, waren entzückt, auch in der Kirche solchen [illegible] und das Heilige mit solchem [illegible] verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ sich schlecht an. Der König von Sachsen war in Preßburg angekommen, und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachsens nun einstimmig, unterhandelten über seinen Beitritt zu den Beschlüssen. In Wien schwebte das Schauspiel einer festgehaltenen Fröhlichkeit des Hofes, das heißt aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schwärmte, wie bisher; — da wurden plötzlich Mittags am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein furchtbarer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe, und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen [illegible] [illegible] gesehen worden sei. Der Eindruck dieser Nachricht, die durch einen englischen Kurier aus Italien gebracht wurde, und sich wie ein Lauffeuer gleich durch ganz Wien verbreitete, es nicht zu verſchweigen. Jedermann fühlte, daß dieſer Schlag eine Schickſalswendung ſein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Geſichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unſicher, alles Bewegte ſtillgeſtellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Faſſung kamen, wird man ſchon glauben. Der Kaiſer Alexander ſagte, das Ereigniß werde ein geringes ſein, ſobald man es nur nicht als ein ſolches behandle. Der Gleichmuth des Fürſten von Metternich blieb unerſchüttert, ſein Blick erkannte ſogar auf der Stelle, daß Frankreich bedrohter ſei als Italien; aber auch Gentz, der perſönlich ſo leicht erſchreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!“ Ich muß auch ſagen, daß ich einen Diplomaten geſehen, der unter den Augen einer Dame, die ſeiner Huldigung verſichert ſein ſollte, die Nachricht als die allergleichgültigſte aufnahm, und mit ſeltener Bemeiſterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderem Gegenſtande jetzt Sinn und Geiſt ihm ſchon erfüllt ſeien! Wer aber, glaubhaften Verſicherungen nach, ſichtbar getroffen wurde und ſehr verſtummte, das war Talleyrand, der in der That auch wie kein Anderer betheiligt war; doch nur im erſten Augenblicke, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er ſich wieder in ſeiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Er fürchtete zumeiſt für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt; als aber die Nachricht kam, Napoleon ſei in Frankreich gelandet, fühlte man ſich der näheren, drückenderen Sorge überhoben; an Frankreich ſchien ein ſolcher Einfluß gleich im Beginne zerſchellen zu müſſen. Carpani rief mit Heftigkeit, es ſei ein Übermaß von Segen, der Himmel führe den Böſewicht grade dahin, wo ſeiner die unfehlbarſte Strafe harre. Überhaupt, ſo wie man nur erſt wieder ſich beſonnen, ſich nothdürftig geſprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenſchaften aus, und Haß und Wuth machte ſich in den wildeſten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der ſie durch ſein bloßes Erſcheinen ſchüttelte und zauſte, zu ſchmähen, zu verachten.

Dieſe Stimmung, welche, bei ſchon geringerer Beſorgniß, ſich nur erhöhtem Grimme überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr ſeine Verhältniſſe nicht verſchlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günſtig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hält die herrſchende Meinung gleich für den Urheber, wenigſtens für den thätigſten Anſtifter des kraftvollen Beſchluſſes, durch welchen die zum Kongreß verſammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn ſelbſt außer dem Geſetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieſer Erklärung war groß, wurde aber bald geſchwächt durch die Nachrichten, die in raſcher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortſchritte meldeten. Anſtatt ihn umzingelt und gefangen zu ſehen, ſah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons ſchwach und rathlos an Flucht denken. Eilig ſchritten nun die Mächte zum völligen Abſchluſſe der ſächſiſchen Frage, und überwanden durch ernſtliche Vorſtellungen, an denen Talleyrand noch beſtens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachſen. Hiemit erdete die franzöſiſche Wirkſamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marſchall Ney, auf den man die unſinnigſten Hoffnungen geſetzt hatte, nichts ausrichtete, ſondern ſogar von ſeinen Truppen fortgeriſſen dem wiederkehrenden Kaiſer ſich anſchloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen dieſen kein Widerſtand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren ſei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongreſſe ſchwand in ſich ſelber dahin, und als am 25. März Öſterreich, Rußland, England und Preußen aufs neue ſich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertſtreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in ſeinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angſt, Wahn und Enttäuſchung, von welchem die Seele beſtürmt worden, erſt wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zuſtand ins Auge faſſen. Wir dürfen es wohl ſagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in ſeiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geſchichte nicht aufzuweiſen, als dieſen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernſten Dinge aus, nur den einfachſten Zuſammenhang wollte man nicht ſehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder aufs neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber ſtanden, und daß man ſich mit dieſer abfinden müſſe, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieſer Fall mußte ſich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen und Bündniſſe, welche der vollſtändigen Entwicklung des Ereigniſſes vorangegangen waren, und daher durch dieſe nun neu bedingt werden konnten. Wirklich trat Napoleon, im Wiederbeſitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot ſich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein ſolches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zuſtand Europa's, die Verhältniſſe der Mächte untereinander, mußten zu ernſten Betrachtungen auffordern. England verwahrte ſich ſchon, in dem bevorſtehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinſetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck ſein, ſo durften andere Mächte lieber ſehen, daß Napoleon's Dynaſtie monarchiſch, als daß neue Revolutionsgewalten republikaniſch in Frankreich herrſchten, und die noch nicht aufgelöſten Verhältniſſe, welche Napoleon perſönlich mit Öſterreich verknüpften, konnten dieſe Macht auch für ihn ſelbſt noch günſtig ſtimmen. Er griff von ſeiner Seite dieſe Möglichkeit begierig auf, und benutzte ſie zu verheißenden Vorſpiegelungen für die Franzoſen, bei Öſterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchſtens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin ſeine Abſichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüſſig ſei, und dieſe Angabe war ihm ſo entſchieden und drängend, daß ſie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen ſei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, ſo ſchlecht war er es in dieſem. Allerdings wollten die Monarchen Wien ſchon verlaſſen, die Tage des Bleibens wurden ſchon gezählt und die Abreiſe ſehr nah angegeben. Allein die Trennung der Herrſcher würde nicht den Frieden geſtört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen wieder in beſſerem Gange, und ihre Fortſetzung geſichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht, und ſeine politiſche Argliſt einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongreſſes nicht mehr beiſammen geweſen, und die Nachricht des großen Ereigniſſes jedem abgeſondert zugekommen; die Gemeinſamkeit der Entſchlüſſe und Maßregeln würde aus der Ferne höchſt ſchwierig zu unterhandeln geweſen ſein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zuſammenſeins durch nichts zu erſetzen. Aber die Zuſtände Frankreichs waren die entſcheidendern, ſie litten keinen Aufſchub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zuſtände in Wien weniger getäuſcht geweſen wäre.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit mußte ſich bei dieſer Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn richten, welche während des Kongreſſes ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schloſſe in Schönbrunn hatten. Ein Verſuch, den jungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entſcheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Aufſehen, hatte aber nur die Folge, daß eine ſtrengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Öſterreich allein richtete Napoleon ſeine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten ſuchte er die Vortheile darzulegen, deren ſie im Bunde mit ihm, oder wenigſtens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig ſein würden. Gar leicht ließ ſich ermeſſen, welcherlei Verbindungen er zunächſt hoffte herzuſtellen, auf welchen Punkten ſeine Lockungen zumeiſt Erfolg haben könnten. Überall aber fand er ſeine Erwartung getäuſcht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen ſchon längſt ſein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, ſich dem Feldherrn, Vater und Kaiſer anzuſchließen, blieb ſeinem Worte getreu, Wien nicht zu verlaſſen, und verdiente die Zuverſicht, welche namentlich der Kaiſer Alexander in daſſelbe ſetzte. Auch ſah man grade in dieſer Zeit beide faſt täglich Arm in Arm auf der Baſtei luſtwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erſtickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiſer Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutſchland nirgends gelang, wiewohl der neue Zuſtand ſchon mancherlei Unzufriedne gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verſchmähte, auch ſeinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr deſſelben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, ſchlau, umſichtig, gerieben, ſah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entſchieden ſei, und die Klugheit ſich beſſer auf dieſer Seite halte, als die entgegengeſetzte ſuche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die geſellſchaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geſchäfte und der Richtung derſelben, bot alles ein ganz anderes Anſehen. Der wiedererſtandene gemeinſame Feind ſtärkte die Bande der Vereinigung, des Zuſammenhaltens, zunächſt unter den großen Mächten, welche der Zwiſtigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüſtungen aller Art, die Anordnungen der Heermaſſen, der Truppenmärſche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anweſenden höchſten Militairperſonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminiſter kamen zuſammen, die Finanzminiſter wurden befragt. Bei den Öſterreichern ſtand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchſtem Ruhme; die preußiſchen Anſtalten fanden überall kräftige Förderer, die Einſichten des Kriegers und des Staatsmannes in ſeltnem Verein bewährte wie ſchon früher ſo auch jetzt der General Freiherr von dem Kneſebeck in der höchſten politiſchen Sphäre, Boyen, Rühle von Lilienſtern, Ribbentrop, wirkten in ihren Kreiſen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beſchwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegeriſchen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Geſinnungen feuriger, die Kräfte raſcher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erſt der Verheißungen, wie ſie durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai ertheilt wurden, dieſe Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegeriſche Leidenſchaft jede andre vergeſſend, erhob ſich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren ſchnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerſchaaren der Freiwilligen wiedererſtanden. Preußiſche Truppen ſtanden die erſten ſchlagfertig im Feld. Dem Kriegsminiſter General von Boyen, deſſen ungeirrte Einſicht mit feſter Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienſt einſtimmig zuerkannt, und ſein Namen dem ſeines großen Vorgängers Scharnhorſt würdig zur Seite geſtellt.

Als eine neue Geſtalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieſer Zeit der Turnmeiſter Jahn auffallen, der von Berlin zum Beſuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutſchthümler ſchon durch ſeinen Bart, ſeine langen Haare, ſeine altdeutſche Tracht, nicht weniger aber durch die Entſchiedenheit und den Trotz ſeiner Meinungen, den rückſichtsloſen baaren Ausdruck ſeiner kurzen Rede. Bei dem Fürſten von Hardenberg zur Tafel geladen, erſchien er in ſeiner ganzen Turndeutſchheit, in gewohnter Läſſigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockenſten Wetter in kothigen, ſo daß man glauben konnte, er hatte das zum Koſtüm gehörig, und habe ſich mühſam eigends beſchmiert, wie Andre ſich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen, und hatte durch ſein Weſen großen Einfluß. Dem Finanzminiſter Freiherrn von Bülow, der ſich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, ſagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, ſich durch mich ihm vorzuſtellen, verleitete den Kraftmann auch hier ſein Spiel zu verſuchen, das aber ſchlecht gelang; der überlegene Geiſt hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Faſſung ſtehen, als wiſſe er ſelbſt nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien ſich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden ſei, auf dem er mit ſeinem Weſen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daſelbſt, wo er auf ſeinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuſchüren.

In den diplomatiſchen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündniſſe erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die mannigfachen Verhältniſſe forderten vielerlei Rückſichten. Die beſondern Feſtſetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weiſe der Leiſtungen, des Anſchluſſes und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerſpruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwieſen ſich die kleinſten Staaten hier oft als die ſchwierigſten, ſo daß ein preußiſcher Staatsbeamter gegen ſolche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen ſeine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann ſeinen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden ſind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch kein Menſch zuſammenbringen.“ Die Schwerkraft der Dinge half denn doch zuletzt die nöthige Übereinſtimmung und Fügſamkeit hervorbringen.

Den erſten Stoß der neuen Kriegsrüſtung zog Murat auf ſich, doch nur den der Öſterreicher, welchen die Sachen in Italien zunächſt und allein oblagen. Er glaubte die Andern zu täuſchen, und war nur ſelbſt der Verblendete. In demſelben Augenblick, wo er mit Napoleon anknüpfte, verſicherte er die Verbündeten ſeiner Treue, gleich darauf erklärte er ſich offen für Napoleon, brach in den Kirchenſtaat ein, und rückte mit ſeinen Truppen gegen die Öſterreicher an. Gleich der erſte Angriff wurde zurückgeſchlagen, und ſo in raſcher Folge von Niederlage zu Niederlage, binnen wenigen Wochen der ganze Feldzug beendigt; die Öſterreicher beſetzten am 22. Mai Neapel und verhießen die Herſtellung der alten Dynaſtie; Murat ſuchte eine Zuflucht in Frankreich.

Dieſes Vorſpiel war glücklich entſchieden, ehe noch der Kampf gegen Frankreich beginnen konnte, und der gute Ausgang mußte das Vertrauen der Verbündeten erhöhen, doch fühlte man wohl, daß dieſer Nebengewinn wenig bedeute, ſo lange der Hauptſchlag noch nicht geſchehen, und daß Napoleon mit ſeinen Franzoſen von anderm Gewicht ſeien, als Murat und die Neapolitaner. Daher, als jemand ſich wunderte, daß der Einzug der Öſterreicher in Neapel den Geldkurs in Wien faſt unverändert ließ, konnte mit Fug erwiedert werden: „damit der Kurs ſich beſſre, da müſſen wir nicht bloß Neapolitaner, ſondern auch noch Franzoſen und vor allen

Dingen Zwanziger ſchlagen.“ Die Nachrichten aus Frankreich lauteten keineswegs beruhigend. Wer von Paris kam, Bourboniſch geſinnt oder Napoleoniſch, beſtätigte die ungeheuern Anſtrengungen, welche dort zum Kriege gemacht wurden, den zwar Napoleon zu vermeiden wünſchte, aber ſchon als gewiß anſah. Der Anhang der Bourbons war vernichtet oder ohnmächtig, auf eine Mitwirkung von dieſer Seite im Augenblicke nicht zu rechnen. Als vorherrſchende Richtung erſchien die revolutionaire, republikaniſche, und die war noch mehr zu fürchten, als ſelbſt Napoleon, der ſie noch kaum bewältigte, indem er ihr nachgab; Carnot und Fouché, die er zu Miniſtern weniger gewählt als nothgedrungen angenommen, waren inhaltvolle Namen, deren Bedeutung auch das Ausland genugſam kannte. Der Buchhändler Schöll aus Paris, bald nachher im preußiſchen Staatsdienſt einflußreich angeſtellt, und immer der Sache der Bourbons leidenſchaftlich ergeben, konnte den Stand der Sache nicht anders ſchildern, als wie ihn auch der Graf von Schlabrendorf ſchilderte, der freiheitliebende, volksgeſinnte, der in jener wichtigen Zeit mir ausführliche Mittheilungen machte, von denen leider nur der kleinſte Theil an mich gelangen konnte. Wenn man die Verhältniſſe im Zuſammenhang erwog, durfte man zweifeln ob es rathſamer ſei, die Franzoſen gleich anzugreifen, wodurch man ihnen die Unterwerfung unter ihren alten Kriegsanführer erſt recht aufnöthigte, oder ſie ſich ſelber zu überlaſſen, da ſie denn ihr neues Oberhaupt ſchon genugſam bändigen oder auch abwerfen würden. Ich ſetzte die letztere Anſicht in einer Denkſchrift auseinander, bei welcher mir beſonders auch die Gegenſätze vorſchwebten, in welche der Krieg uns ſtellte, deſſen Zweck ſich ſchon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erſcheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Juſtus Gruner, Generalgouverneur in Düſſeldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erſchreckten, und faſt ärger waren als alles, was die Franzoſen in dieſer Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegeriſche Eifer ſo rein und edel war, zeigte ſich der politiſche Sinn dürftig, oder auf unſichrer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzoſenhaß, und der ſollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwiſchen ſehr gewechſelt hatten. Ich ſelber hatte das Unglück, in dieſer Zeit einen Aufſatz zu ſchreiben, der fanatiſcher ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich ſpäterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneiſenau, der von dem Verfaſſer nichts wußte, in zehntauſend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen laſſen!

In Wien entſtand während der Zwiſchenzeit, in der man ſich beſinnen und die Verhältniſſe überlegen konnte, auch ſehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umſtände zuließen oder gebieten könnten, daß Öſterreich, in Folge ſeiner beſondern Verbindung, die Herrſchaft Napoleons in Frankreich ſich gefallen ließe, und zwiſchen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben dieſen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angeſehene Männer ſprachen ihn freimüthig aus, und am meiſten verbreitet war er in der zahlreichen Klaſſe, die dem Volk am nächſten ſteht, ohne ſchon das Volk zu ſein. Daß Gentz, wie verſichert wird, im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erſchreckte, dieſen friedlichen Ausweg näher angeſehen habe, iſt glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongreſſes nicht für überflüſſig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umſtändlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten ſie gefunden, daß ihre früheren Beſchlüſſe zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungeſäumt mit vereinten Kräften zu beginnen ſei. Demnach mußte jeder Zweifel ſchwinden und alle Thätigkeit ſich der ausgeſprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht ſchicklich auseinander gehen, ohne die noch ſchwebenden dringenden Fragen zu löſen, und namentlich auch den deutſchen Angelegenheiten ſchließlich eine feſte Geſtalt zu ertheilen. Demnach wurde die ſächſiſche Sache ernſtlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zuſtimmung am 18. Mai endlich zum Abſchluſſe gebracht. Die deutſchen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und ſchwierige Art; ja die Bedenken und Einſprüche, kaum noch Hauptſachen betreffend, ſchienen grade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unſäglicher Anſtrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutſche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erſt in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber ſelbſt aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Geſammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets-

und Verfaſſungs-Beſchlüſſe wurde ſodann, nebſt den beſondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zuſammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongreſſes von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutſche Staaten wurden ſpäter zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menſchlicher Dinge gleich äußerlich ſichtbar würde, verſagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, ſeine Unterſchrift, nachdem er die Gründe ſeiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürſten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die urſprünglich zuſammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur ſieben, und außer der von Spanien ausgeſprochenen ſtolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einſpruch, durch den Kardinal Conſalvi im Namen des Pabſtes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholiſchen Kirche getroffen habe.

Damit ſchloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochnen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder ſpäter mit aufgenommen und weitergeſponnen. Zu unterſuchen, was im Ganzen geleiſtet, was gewonnen oder verſäumt worden, iſt hier nicht unſere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Überſchwemmung heranziehen, wo es zuvörderſt gilt, die noch rettbaren Gegenſtände, eigne und fremde, möglichſt bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil ſchon an der Sonne liegt, während das andre noch im Waſſer ſchwimmt, und wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft und nicht in erſten Werth geſtellt hatte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und es iſt nicht die Schuld des Kongreſſes, wenn ſpätere Arbeiter die Sache nicht gehörig weiter beſorgt oder gar Manches zerbrochen haben. Die neue Feſtſtellung und Gewährleiſtung des Beſitzſtandes wie auch mancher Verfaſſungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staatenſyſtems, das in ſeinem Äußern ſeit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Weſentlichen aber noch fortdauert und der Boden iſt, auf dem wir ſtehen.

Inzwiſchen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unabläſſig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. In Belgien ſammelte Wellington die engliſch-niederländiſch-hannöverſche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußiſche; die ruſſiſchen, die öſterreichiſchen Truppenmaſſen zogen dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürſten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrſcher hatten ihre Abreiſe längſt beſchloſſen, und verließen endlich Wien, um demnächſt im Feldlager aufs neue zuſammenzutreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief in den Sommer hinein gegangen, und ſahen die winterlich vollgedrängte Kongreßſtadt nach und nach leer werden, die ländliche Umgegend öffnete ſich, die weite Ferne zog an, und nach und nach verlor ſich, was nicht dem

Mittelpunkte der Geſchäfte angehörte. Auch wir genoſſen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende; denn es war längſt ausgeſprochen, daß ich nicht in Wien bei der Geſandtſchaft, ſondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen ſollte. Unſre Geſellſchaft war zerſtreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardſtein, Meyer aus Rathenau, waren zum Kriegsdienſt abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Noſtitz und Andre unſres Kreiſes, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten ſchöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genoſſen der friſchen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kahlenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch ſeine Anneigung und ſein unübertreffliches Wieneriſchreden gar ſehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit ſeiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns perſönlich in friedliche Bilder ländlich-idylliſcher Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Strömungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem ſichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächſte Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnſtein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Geſellſchaft für ſie verſichert, reiſte ich am 11. Juni mit dem Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reiſegefährte zugewieſen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeſchäften ein neuer Strudel unſer harrte. —

Univ. Bibl.
München

Biographiſches.

Louiſe Herzogin von Bourbon.

Ein franzöſiſches Buch, in Barcelona während franzöſiſcher Kriegszüge gedruckt, ohne namhaften Verfaſſer, nicht öffentlich ausgegeben, ſondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verſchenkt, und außerdem eines ſeltenen, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein ſolches Buch war gewiß beſtimmt, ungekannt und unbeachtet an ſeinen Zeitgenoſſen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche ſonſt wohl zum Anreiz wird, ſolche Merkwürdigkeit aufzuſuchen, verbarg vielmehr auch das Merkwürdige wirklich, und entzog der ohnehin anders beſchäftigten Aufmerkſamkeit einen Stoff, auf den ſie in manchem Betracht wohl hätte begierig ſein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langgeſuchtes Stück endlich zu Theil geworden, ſah' ich dieſen literariſchen Schatz vor mir aufgedeckt, ſchon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forſchenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen ſuchte. Durch glückliche Sorgfalt eines Freundes iſt jahrelangem Suchen schen Nachfragen und Bemühungen endlich das Glück gewährt, auch eine selbe und eigenthümliche Erscheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, mehr in helleres Licht hervor, zu rücken, ich zweifle nicht, mancher Tage sich erfreuen, mancher andere Belehrung sich entnehmen wird. Zu dieser Vervollständigung möge folgender Bericht und Auszug hier seine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede ist, lautet wie folgt: „*Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses.*" *Der Druckort* ist nicht angegeben, allein es steht außer Zweifel, daß derselbe Barcelona ist, Papier und Lettern bezeugen die spanische Abstammung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die spanische Abkunft. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten stark, dem *Drucke* nach in Octav, dem buntfarbigen Papier nach aber in Quart, lassen schon in diesem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buchhändlerische Rücksichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerstört. Einzig für einen engen Kreis gleichgesinnter Freunde bestimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke so bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hände gerathen wären. *Daher* konnte die französische Zeitschrift „*Chronique religieuse*" von dem Buche reden, die spanische Inquisition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Bischof Grégoire in seiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich ist das Buch noch an anderen Orten, als diesen beiden, irgend gedacht worden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible] [illegible] über die französische Revolution."

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]

um das große Werkzeug der Aufsicht zu dem Ergebniß hinzuführen, welches die [illegible] als möglich, indem es [illegible] macht, die die [illegible] gewonnen hat, auch die weitere [illegible] und [illegible] die Ereignisse dieses Werk [illegible] hat, welche [illegible] nicht anderer [illegible] als Mittel, deren sich die Obrigkeit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen.“

„Ich maße mir nicht an, die Preußische Politik zu kennen, noch in ihre Absichten einzudringen, aber das [illegible] und gewaltige Gefühl, das sich vor den Augen meines Geistes entfaltet, wenn ich die geistliche Regierung der [illegible], erfüllt mich so mit Staunen und Schaudern, daß ich kaum die politischen Anlagen als Hinderniß ansehe, denn die [illegible] die Sache und die [illegible] nur geringen [illegible] zu verdrängen, und dadurch nicht das Herz des Menschen. So kann ich denn auch nicht der Meinung beistimmen, den ich vom [illegible] selbst sagen hörte: „Man kann nicht die Gründe der Bedeutung eines großen Geistes aufzuschieben.“ Ist die Vergleichung richtig der rein menschlichen und politischen Elemente, — denn, in der That, man muß wissen, daß welche eine so starke Kraft, als die einer [illegible] geschaffene Macht ist, ihre Bestimmungen bringen kann, — so bleibt nicht das Wunderbare doch zurück, wenn Gott es ist, der das [illegible], und der, [illegible] alle Theile [illegible] macht.“

„Ich kann mich daher nicht trennen, wenn ich erwähne, daß die Sache nur berührt hat, und daß sie im Stande der Zeugen selbst mit der Erkenntniß zu finden eines [illegible], sondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Wesen von Gott [illegible] ist, und die [illegible] Wirklichkeit alle [illegible] [illegible] [illegible] wird.“

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der andern an: in allen wohnen Menschen, folglich Laster und Tugenden. Da mein wahres Vaterland [illegible] ist, so [illegible] ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Menschen finde, die sich einzig mit der Sorge beschäftigen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und je mehr ich den Weg [illegible] [illegible] und [illegible] habe, desto mehr [illegible] ich Freunde [illegible]. Alle [illegible] und [illegible] [illegible] mit die [illegible], die [illegible], [illegible] aller Art, welche die Menschen [illegible], und sie [illegible], die [illegible] Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den [illegible] [illegible] [illegible] hat, den [illegible] [illegible] [illegible] um sie her [illegible]. Ich [illegible], daß ich, [illegible] von einem [illegible], wenn ich zu hören glaube, daß Gott sich [illegible] [illegible], mit welchen die Menschen ein [illegible] [illegible], auch zu [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ist auch der [illegible] [illegible] [illegible]. Sie [illegible] zu [illegible] [illegible], zu [illegible] von der Wahrheit ab, als daß sie auf [illegible] und [illegible] Weise zu ihr [illegible] werden könnten; Gott [illegible] sich der [illegible] [illegible], die in seiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die [illegible] [illegible] in der Hand eines [illegible] [illegible], um seinen [illegible] zu bringen, die noch [illegible] [illegible].“

„[illegible] [illegible] [illegible] war uns so sehr [illegible], als [illegible] schon bis zum Herzen gedrungen war, [illegible] ich die Veränderungen [illegible], welche bei den Dienern selbst der katholischen Religion herrschten. Wir müssten alle erwarten, daß durch göttliche und für Menschenaugen unsichtbare Behandlung Gott wirklich seinen immer gleichen Wirkkreis hätte [illegible], das [illegible] [illegible] zu vergeben, und die Wunden zu schließen, welche die Menschen sich selbst schlagen; er läßt sie zu Zeiten durch ihr eigenes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es ist, der sie für immer glücklich machen kann, und daß im ganzen Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen ist, welche er in seinem Evangelium vorgeschrieben und in unsre Herzen geschrieben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet sein will, im Geist und in der Wahrheit.“

„Wenn die armen Menschen noch lange zögern, diesen göttlichen Willen zu erkennen, und wenn sie nur mehr und mehr sich in dem Irrthum verstricken, daß politische Dinge hinreichen um [illegible] [illegible] [illegible] abzuhelfen, so ist es wohl möglich, daß Gott ihnen noch schrecklichere Plagen sendet; aber auch dann werde ich fest mit dem einen [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche einmal [illegible], um zu vergeben, und welche das [illegible], unter ihrem Einflusse religiöser [illegible] solche Vergeltungen [illegible] läßt. Genug, wo ich das Glück einer gegen den [illegible] [illegible] Gunst sein, da sehe ich auch das einer [illegible] und [illegible] [illegible]; jetzt aber will ich lieber die beglückende Stunde mit dem Vergessen einer Unbill erleben, der bewunderungswürdig selbst gegen seine undankbaren Kinder verfährt.“

„Das unermeßliche und gewaltige Gebäude, ich [illegible] ist, seiner göttlichen Weisheit in Regierung der

Saaten, prägt meinem Geiſte Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beſchränke mich alſo darauf, inbrünſtig die Verfügungen zu loben, die mir der göttlichen Gnaden am beleidigendſten ſcheinen, ohne daß ich einen Tadel auszuſprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereigniſſe zu fällen wage, die vielleicht im Zuſammenhange und Plan der Vorſehung Gottes unerläßlich, für meine zu beſchränkte Geiſtesfähigkeit aber unbegreiflich ſind."

„Dieſen Worten Jeſu Chriſti nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt;" und: „Wiſſet, daß ich ſanft und demüthig vom Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;" hab' ich alſo gefolgert: Wenn man nur durch Jeſus Chriſtus in den Himmel gelangt, ſo muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, ſeine Vorſchriften beobachten, ſie zur Regel der Handlungen machen, und nach ſeinem Beiſpiele das Kreuz tragen; wenn er ſanft und demüthig von Herzen iſt, ſo muß man ſich demüthigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, der Obrigkeit unterthan zu ſein, ſo muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Geſetze iſt."

„Dieſe unerſchütterlichen Maximen, lange Zeit durch meinen Geiſt ergründet und in mein Herz gegraben, welches ſchon der Welt überdrüſſig kein anderes Glück mehr ſuchte, als das kein Menſch ihm rauben konnte, bald

Maximen, in Verbindung mit meinen beſchränkten Kenntniſſen, welche mir nicht geſtatteten darüber zu urtheilen, welches die beſte Regierungsform ſei, — dieſe Maximen, ſag' ich, waren die unwandelbare Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geſchlecht zum Gehorchen geführt, und alle nach ſeinem Willen zu wählen verpflichtet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verſchiedenen Gewalten unterwerfen zu müſſen, die nach einander auf dem Schauplatz erſchienen ſind, ohne daß ich zu prüfen ſuchte, ob ihre Regierung wirklich die rechte ſei, und ihre Geſetze gut. Gott erlaubt, daß ſie die Oberhand einnehmen, dies genügt mir, ſie darin zu ehren, denn Jeſus Chriſtus hat nicht beſonders geſagt, man ſolle ſich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, ſondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Überfluß und Größe, ſah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe ſie mit Begierde als chriſtliche Buße ergriffen."

„Jeſus Chriſtus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Gemüthe mir das weggenommen ſehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungetrübten Frieden, den ich bis jetzt Augenblick in mir beſitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Jetzt legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß man mich, wenn ich gut handle, übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tauſend unverdiente Leiden erdulden läßt, — iſt das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweiſe tragen muß, um auf den Spuren unſers Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Geſetzgeber, deſſen Geſetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieſer Tag iſt nie fern für das längſte Leben, wenn man daſſelbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner Grundſätze, und welche von beiden das vollkommenſte und dauerndſte Glück ſchafft.“

Man kann dieſen Anſichten mancherlei entgegenſetzen, man kann ſie beſonders als nur hingeworfene tadeln, denen ein ſtrenger Zuſammenhang und erweiſende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt ſich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geiſt anerkennen, ſo wie die Geſinnung ehren und bewundern müſſen, die ſich darin ausſprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlaſſen, wurde in Marſeille verhaftet, wo ſie bis zum Jahre 1795 in Gefangenſchaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die ſie ſodann erhielt, geſtattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptſtadt, und ſie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis ſie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der franzöſiſchen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt ſein ſollte. Der Herzogin wurde angezeigt, ſie habe ſich zur Abreiſe zu bereiten; das Land, wohin ſie geführt werden ſollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufſichtigte Perſonen dieſelbe Beſtimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten ſetzte ſich in Bewegung nach der ſpaniſchen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in dieſen Reiſetagen den Anlaß ſeiner Entſtehung gefunden, und ſeinen ferneren Inhalt, der ſich bald mit den wichtigſten Gegenſtänden befaßt, dem eben ſo aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anſchließt.

Der erſte, gleichſam zur Einleitung dienende Abſchnitt iſt überſchrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque,“ und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Drei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrückſichten ausgewieſen, nahmen Platz in einer großen Reiſekutſche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in ſo ſchlechtem Zuſtande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zuſammengehalten wurden. Eine Kammerfrau ſaß auf dem Rückſitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, dieſe Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis ſchon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihrer Werthe zurücklaſſen.“

„Es war Nacht, ſo daß man ſich gegenſeitig nur bei dem Schimmer einer faſt erlöſchenden Kerze ſehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unſre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienſtboten ſchmerzlich Abſchied genommen, ſetzten ſich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derſelben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unſre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefſtem Schmerz erfüllt, ſahen ſich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuerſten Freundinnen fortgeführt.“

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter ſprach kein Wort, und hielt ſich in ſeiner Ecke, ohne daß er ſich zu regen wagte. Als aber der Frühſchimmer die Gegenſtände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus deſſen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man ſich wechſelſeitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau ſo nennen, da ſie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrſchaft, ſchon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), alſo die drei Matronen ſich überzeugt hatten, daß dieſer junge Mann nicht von der blutdürſtigen Art ſei, die nur Mord und Zerſtörung athmet, begannen ſie ihm einige Höflichkeit zu erweiſen. „Sind Sie nicht ſehr beengt durch all’ dieſe Pakete? — frage ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte ſie vielleicht anders ordnen?“ — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin ſo ganz gut. — Darauf ſah man nach der Uhr, welche Stunde es ſei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die erſten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man ſich noch fremd fühlte, und unſre armen Reiſenden von den traurigſten Gedanken erfüllt waren, ſo unterbrach man das Schweigen nur ſelten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel ſagen wollte. Jedoch ſtellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen ſein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erſte Tag.“

„Im Gaſthof angekommen, wo unſre guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten ſie ſich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schickſal, und jede beklagte daſſelbe nach ihrer Weiſe; dann aber fiel das Geſpräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der ſie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Ausſehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, ſagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinſel mit uns, denn er ſpricht kein Wort;“ — die Andre, ſcharfſichtiger, oder vielleicht nur aufmerkſamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenſchen, verſetzte: „Ich bin dieſer Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht geſprochen hat,“ — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken beſtätigte.“

„Dieſe zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführeriſchen Anſchein, nur hübſche braune Augen und ein ausdruckvolles Geſicht. Betrachtete man ſie, ſo konnte man ſie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend ſich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich ſpreche nur von dieſer, ſchweigen wir vom Übrigen. Sie war damals untadlich, das iſt mir genug, und Geſchwätz veracht' ich.“ —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beſchreiben, die ihrer Herrin beigeſtimmt hatte, als dieſe geſagt, der junge Mann ſei nicht dumm. Dieſe Frau war in ihrer Jugend ſehr reizend geweſen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke ſich nun die Figur, welche dieſen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demſelben Wagen, und genöthigt alle ſeine Bewegungen möglichſt zurückzuhalten! Doch enden wir dieſen zweiten Tag.“

Der Leſer wird ſchon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unſre Herzogin ſich ſelber geſchildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die ſich gar wohl die Wahrheit ſagt, aber deßfalls auch Günſtiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines ſo zufälligen und doch unausweichlichen Verhältniſſes hervorzuheben, und erzählt die langſamen, ſchüchternen, aber ungeſtörten Fortſchritte einer Bekanntſchaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Perſonen andern Standes wäre die Lage nicht ſo ungewöhnlich noch neu geweſen; die Abentheuer jeder Poſtfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernſt bunter zuſammenmiſchen; für Prinzeſſinnen aber, mit denen hier in dieſer Art zum erſtenmal das Leben keine Umſtände machte, mußte gerade das ſonſt Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarſten haben, und es war ſehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollſten Unglücks, welches hier Perſonen des höchſten Ranges traf, das Übergewicht des früheren Zuſtandes nicht völlig erloſch, und ein geübter Geſellſchaftsgeiſt, — in galantem Scherz, höfiſcher Sicherheit und ſteter Theatereinwirkung aufgewachſen —, auch in dieſem Falle neben dem Trauerſpiel die ſich darbietende Improviſation eines kleinen Liebhaberſtücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel ſeltſamer Anläſſe und Vorgänge bietet jede reichere perſönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meiſt das eigentlich Sprechende ſolcher Art als privates Geheimniß verſchwiegen und verloren bleibt, ſofern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit iſt hier demnach die Luſt und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als ſeltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beſchreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweiſen, welche der Hof und die Nation in ihre höchſte Bildung aufgenommen hatten, nicht überſehen, und müſſen uns zugleich alles deſſen erinnern, was die franzöſiſche Litteratur von jeher in ſolcher Art dargeboten.

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie ſchon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, ſanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem erſten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenſchaft erduldet; geſchwächt und noch leidend von ſo frühen Drangſalen, ſollte er ſich für jetzt ſchonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienſt auserſehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und ſtellte ſein blühendes Anſehn her. Aber ſeine Beſcheidenheit und Scheu waren ſo groß, daß bei der geringſten Berührung, in welche der Wagen ihn öſters unerwartet mit den Damen brachte, er ſogleich erblaßte, ſich beſchämt in die Ecke drückte, und nur verſtohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachſenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen ſich mehr und mehr anſchloß, wurde aus dem ſcheuen Beauftragten der Republik ein muntrer, ſehr naiver und faſt kindiſcher Geſellſchafter, den die um ſo viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerkſamen Damen nun auch ihrerſeits als einen Freund und in vielen Dingen ſogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch ſein eigentliches Alter darum zu vergeſſen.“

Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechſelſeitigen Beziehungen ſich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langſamen Fahren und den ſchlechten Wegen, ſich gern bereit fanden. Sie ſollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ſie ausſtiegen, um dieſe Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde ſchon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen ſeinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die ſie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorſicht iſt löblich, und beſonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß ſeine Silberſtrahlen auf das Feld und verſchönte alle Gegenſtände durch ſein ſanftes Licht. Der junge ſtützende Gefährte der guten Dame, welcher ſich vielleicht in dieſem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man ſo oft in der Jugend beim Anblick einer ſchönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, ſagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt iſt mir je reizender vorgekommen, und dieſe wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme ſein; ich werde mir ſagen: Bei Brive la Gaillarde war es ſchöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf ſeine gegenwärtigen Bezüge anſpielen wollte, und ſie antwortete lächelnd: „Sie ſehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an ſeine andern Reiſegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, ſie unter vier Augen zu ſprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon iſt nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt ſind nicht gleicherweiſe in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Weſen für unſern guten Jüngling ein Gegenſtand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Geſtalten zur Vergleichung vor Augen geweſen wären. Seine Naivetät in dieſem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zuſammenſein ſchon veranlaßt hatte, erregten öfters die Luſtigkeit der Wagengeſellſchaft, beſonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindſamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage ſich ereignete. Sah ſie von fern eine Stadt, ſo fragte ſie ihn neckend, ob ihm dieſe nicht angenehmer ſchiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß ſie einander verſtanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuſcht hatten."

„Gleichwie die Sonne fortſchreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgeſetzte Erde erhitzt, eben ſo ſuchte unſer feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er ſich den ganzen Tag eingeſchloſſen fand. Dieſe ſinnreiche Anſpielung war ſchon ausgeſprochen, als die Blicke unſres jungen Mannes in aufmerkſamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone ſagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt ſich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung ſeines Ellbogens mit dem der Kammerfrau ſchien elektriſch zu wirken und ihn ſo zu begeiſtern, daß er einige Verſe mit Zartheit herzuſagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl ſehend, daß ſie gemeint ſei, zog ſchweigend ihre Tabacksdoſe hervor, und bot ihm ſogleich eine Priſe; denn ein Herz iſt ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch ſei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl ſtumm iſt. So war bald keine unſcheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu ſagen, zu bedeuten haben mußten. Für unſre Beobachterin war nichts komiſcher, als alle die kleinen Liſten der menſchlichen Empfindſamkeit, die niemand einzugeſtehen wagt, aber jeder wohl bei ſeinem Nebenmenſchen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unſre kleine Matrone jedoch machte ſich dergleichen zum Vorwurf, und wollte ſich in dieſer Art nichts erlauben; ſie hätte den Andern eben ſolche Zurückhaltung gewünſcht, als ſie ſelber ſeit vielen Jahren ſich auferlegt hatte; aber der Verſucher iſt ſo ſchlau, die Jugend ſo verführeriſch, und die gegenwärtige Gelegenheit ſo fortgeſetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, ſie habe die Würde ihres Alters während dieſer grauſamen Reiſe nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die Tugendſtrenge, deren ſie damals ſich rühmte, bei Seite geſetzt.“

„Der junge Mann, ſo muthwillig als zärtlich, ſuchte jede von uns beſonders zu bereden und glauben zu machen, ſie allein ſei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beſchäftige. Jüngere, als unſre Matronen, hätten ſich vielleicht durch dieſes Spiel täuſchen laſſen, aber ich glaube nicht, daß man billigerweiſe ſie deſſen beſchuldigen könne.“ —

Doch wir tragen Bedenken, unſre wörtlichen Auszüge fortzuſetzen, wobei wir dem guten Willen der Leſer bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idylliſchem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungsloſen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rouſſeau's Bekenntniſſen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachſtehen, werden nach und nach mehrere dargeſtellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in ſeinem jämmerlichen Zuſtande täglich die ſchlechteſten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigen Stöße und Rucke, die öfters die Geſellſchaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Beluſtigung, und man meinte, ein guter Engel müſſe für den alten Kaſten beſondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei ſolchen Anläſſen zuſammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann dieſen als ſeinen Schutzpatron bekannte, ſo kam man überein, ihn ſelber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernſthafteſten und traurigſten Dingen, und bis in die ſpäteſten Jahre, verblieb. So natürlich und unſchuldig war der Urſprung dieſer Anrede, welche der Unverſtand in der Folge mißdeuten und als Unſchicklichkeit auslegen wollte, wie ſelbſt Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuſchauen und zu würdigen ſind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieſer Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das ſich aus dem gemeinſamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um dieſe Produktion auf dem Gipfel der Seltſamkeit zu erhalten, und ſie als eine der reizvollſten, wunderlichſten, in ſpielender Anmuth ernſthaft gehaltreichſten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichſte derſelben iſt, daß aller Scherz und alle Laune, die ſich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichſam die muntern Wellen ſind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, ſondern ſogar der Stoff ſelber, woraus die höchſten Erörterungen und der reinſte Gewinn ſich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune iſt die tiefſte Frömmigkeit vereint, die hier unter ſolcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finſtern Ernſtes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die ſeinem Alter natürlich war, ſowohl die beſten Geſinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine ſo innige Liebe zu ſeiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte dieſe günſtige Gemüthsart, um von den Gegenſtänden mit ihm zu ſprechen, von denen ſie ſtets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beſchäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuſchließen, ſie wenigſtens ihm zu nähern und ſeinen Geiſt für ſie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieſer Aufgabe widmete ſie fernerhin mit ſeltener Beharrlichkeit den beſten Eifer. Die verſchiedenſten Anſichten ſtanden ſich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauſcht. Der junge Mann bekannte ſich als franken Deiſten, dem das Chriſtenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in ſeiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entſtellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbeleſen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerſpruche der Ernſt die Freundlichkeit doch zu verſcheuchen drohte, ſo führten Scherz und Neigung ſie immer leicht zurück.

Indem wir dieſes ganze Verhältniß uns lebhaft vorzuſtellen ſuchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je ſicherer und reiner ſie iſt, um ſo leichter in kindliche Tändelei und ſpielenden Muthwillen übergeht, beſonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf ſolche Weiſe ſehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, faſt kinderhaften Briefwechſel führen, Zinzendorf in ſeinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz ausſprechen; auch ſonſt mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Äußerung finden, als in Luſtigkeit und Poſſen, wie dies an der edlen Gräfin Agnes Stolberg ſichtbar war, von der Goethe ſagt: „Durchaus ſpielt ſie die Stelle des Engels Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Fachs, in Verwunderung geſetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioſo“ ſprechen wir für unſre Herzogin beſtens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweiſen könnten.

In der That iſt es ſchon auffallend genug, was Goethe von ſeiner frommen Freundin erzählt, daß er ſie durch ſeine Zweifel und Widerſprüche niemals erzürnt habe, und ſie wegen ſeines Seelenheils in völliger Ruhe geweſen ſei. Ganz in derſelben Weiſe verhält ſich unſre Herzogin gegen den jungen Deiſten und Freigeiſt, und was er auch ſagen mag, die für ſie frevelhafteſten Äußerungen nimmt ſie gelaſſen auf, verſucht ſie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuverſicht für den Irrenden bleiben unerſchüttert.

Freilich war ſie auch ſelbſt in dem Falle, ſolcher Nachſicht vielfach zu bedürfen, und ein ſtrengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deiſten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war ſie die von dem Erlöſungswerk innigſt überzeugte und heiß durchdrungene Chriſtin, und als ſolche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reiſezuges, welcher ſich auf vernachläſſigten Straßen, bei Pferdemangel, durch Unſicherheit der Gegenden, und ſelbſt wegen abſichtlicher Zögerungen der Reiſenden nur langſam fortbewegte, trennte unerwartet unſre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, ſo wußte man nicht, ob man ihn je wiederſehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Beſorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verſtrichen, ließen ſchneller, als es das fortdauernde Zuſammenſein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenſeitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder ſeinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung ſichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann ſchon als ihren geiſtlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenſchaftliche Rührung ausbrechen ſehen, und ſogleich die heißeſten Gebete zum Himmel aufgeſandt, daß ſein Herz in dieſem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweiſe, daß ihr Gebet erhört werden, und fühlte ſich nun nur deſto inniger angezogen, für die Rettung dieſer Seele ferner thätig zu ſein. In Perpignan, wo der Zug der Verwieſenen einige Tage verweilen mußte, und ſchon die bevorſtehende Trennung auf unſre Reiſenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiöſen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte ſchon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menſchen“ für ihren guten Engel einen beſondern Aufſatz niedergeſchrieben, den jener hier ſchriftlich beantwortete. Der Gegenſatz trat auf das ſchärfſte hervor, die Entfernung zwiſchen beiden Theilen ſchien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm ſchon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geſchlagen, hielten nur feſter die Seelen verbunden, in welchen die Überzeugungen noch ſo weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegniſſe, durch welche die Gemüther jene Neigung ſchon öfter bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem frühern Scherz nun auch etwas leidenſchaftlichen Ausdruck beimiſchte, laſſen wir die Herzogin wieder ſelbſt erzählen:

„Am Tage vor der Abreiſe, als unſre Reiſenden mit den Beamten der Regierung zu Tiſche ſaßen, ließ einer derſelben das Bild ſeiner Geliebten herumgehen, die ſehr hübſch, aber etwas hoch in Farbe war; unſre kleine Matrone, nachdem man aufgeſtanden war, ſagte dem guten Engel dieſe Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Perſon gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund ſie entflammte, ſo verſetzte ſie lachend: „Gewiß, das iſt es, aber mir, ich geſteh' es, ſind die Wangen lieber, die ſich entfärben.“ Bei dieſem Worte ſtützte er die Hand gegen die Mauer, an der er ſtand, und wurde blaß wie der Tod. Unſre arme Fromme fühlte aber zu ſpät, daß ſie eine Unvorſichtigkeit begangen. Erröthete ſie? erblaßte ſie? ich weiß es nicht. Aber wie ſich benehmen bei ſolch' unvorhergeſehenen Umſtänden? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Übereilung der Zunge beſſer zügeln! Dies that ſie auch, und gelobte ſich es für die Zukunft; wiewohl zu ſchweigen, wenn man gewohnt iſt laut zu denken wie die Kinder, nicht ſo leicht iſt, als man glauben könnte.“

„Tages darauf waren alle ihre Reiſegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der ſie ſogleich fragte, was ſie vorzunehmen wünſchte. Obgleich das Wetter nicht beſonders ſchön war, meinte ſie doch, ein Spaziergang um die Stadt würde ihr angenehm ſein. ‚Wollen Sie, fragte er, ſie auf den Wällen umgehen?‘ — Recht gern! — Sie gingen. Aber ſie nahm nicht ſeinen Arm wie in der Nähe von Weine la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Geſellſchaft befand ſich gerade auf einer Terraſſe, und als ſie jene beiden in der Ferne kommen ſah, klatſchte ſie ihnen mit den Händen zu; Leſer, wenn du ſcharfſinniger biſt als ich, ſo weißt du mir den Grund ſagen, ich hab' ihn nicht errathen können.“

„Als unſre beiden Spaziergänger um die Stadt herum waren, ſchlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botaniſchen Garten zu beſuchen, welches angenommen wurde. Aber unſre gute Fromme war ſehr müde, und ſetzte ſich an einer ziemlich lieblichen Stelle, wo ſie die Berge und den Untergang der Sonne ſehen konnte. Der gute Engel ſetzte ſich neben ſie, und hier unterhielten ſie ſich bis zur ſinkenden Nacht, wie leid es ihnen ſei, nur auf ſo kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun ſich trennen zu müſſen, um ſich vielleicht nie wiederzuſehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, ſo zuſammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander beſſer kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwiſchen beiden eine wechſelſeitige, ſehr zärtliche Beziehung, wie zwiſchen Sohn und Mutter, ſich hätte bilden und fortleben können, wäre die durch die Umſtände gebotene Trennung nicht ſo bald eingetreten.“

„Während dieſer lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob ſich raſch, indem ſie ſagte: „Aber es iſt ſchon beinahe dunkel, und wir müſſen zurückgehen.“ Als ſie im Gaſthof anlangten, trafen ſie die ganze Geſellſchaft verſammelt, die von dem langen Spaziergange mit dem guten Engel denken mochte was ſie wollte. Am andern Tage ging die Reiſe weiter, aber da man ſich nun der Gränze näherte, wo man ſich trennen mußte, ſo war alles traurig, und unſre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlaſſen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der ſie völlig davon ſcheiden ſollte, näher kam. Alles nahm nun für ſie eine trübe und ſchwermüthige Färbung an.“

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein ſchriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Geſellſchaft würde zu ſchreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugeſagt. Als unſre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten ſie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden ſie durch ihre chriſtliche Philoſophie aufgerichtet und getröſtet. Beſonders die Herzogin ergab ſich der Gelaſſenheit, indem ſie mehr und mehr der Welt abzuſterben ſtrebte, und dieſen geiſtlichen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach dieſem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leſer gewidmeten Segenswunſche ſchließt ſie ihren anmuthig ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Reiſebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt ſind.

Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den ſpaniſchen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein artiges Haus von herrlicher Lage, faſt unter den Kanonen der Feſtung. Sie führte hier ein ſehr eingezogenes Leben, und beſchränkte ſich faſt nur auf den Umgang einiger Schickſalsgenoſſinnen. Beſonders wollte ſie keinen Franzoſen ſehen, da ſie von den Landsleuten aller Partheien bisher nur Verdruß und Verläumdung erfahren hatte. Das Gegentheil des Heiſeit und der Bitterkeit, in welchen die meiſten Emigrirten befangen waren, zeigte ſie eine Sanftmuth und Ergebung, die das Unglück ihrer Lage milderten, aber freilich auch wieder zum Vorwurf gegen ſie dienen mußten. „Wozu war ich reich und Prinzeſſin, ſagte ſie, als um deſto mehr verpflichtet und fähig zu ſein zum Wohlthun? Ich würde mich jetzt in meiner Armuth ſogar glücklicher fühlen, als in jener Zeit, wenn ich nur im Stande wäre, meine Schulden jeder Art, beſonders aber die der Dankbarkeit gegen meine Umgebung, abzutragen.“ Die ihr ausgeſetzten Jahrgelder ſtockten bald, und ſie war genöthigt, ſich öfters die dringendſten Bedürfniſſe zu verſagen, um nur einige Hülfsmittel für Nothleidende zu erübrigen, denen ſie perſönlich zu nahen pflegte, mit Gaben, mit Krankenpflege, mit Tröſtungen. „Ich bin gar nicht unglücklich, ſagte ſie, beſonders ſeitdem ich meinen Marſtall nun in Ordnung habe, und beim Spazieren meine ſchwachen Füße ſchonen kann.“ Was ſie, nach altem Sprachgebrauch, ihren Marſtall nannte, beſtand aber in einem einzigen Eſel, und ihr Spazieren nur in Armen- und Krankenbeſuch. In ähnlicher Weiſe klein und dürftig war ihre ganze Einrichtung.

Sie gedachte ihres Freundes mit unwandelbarer Zärtlichkeit, hoffte ſtets ihn wiederzuſehen, machte ſich die lieblichſten Bilder von ihrer Vereinigung mit ihm, die ſie ſogar in Frankreich möglich glaubte, ſobald nur der Prinz ſeinen politiſchen Anſprüchen entſagen wollte, die ſie ihrerſeits völlig aufgegeben hatte. Wegen dieſer gewünſchten Rückkehr ſchrieb ſie am 10. Januar 1800 an den Erſten Konſul Bonaparte, dem ſie vorſtellte, ſie wünſche nur deßhalb im Vaterlande zu leben, weil ſie deutlich mehr als zwanzig ſolche Briefe ihm [illegible]. Die Schrift blieb [illegible], und gab denen, welche davon wußten, nur neuen Anlaß ſie mit Spott und Verhöhnung zu verfolgen.

Das Betragen dieſes jungen Franzoſen, des guten Erfolgs, wie er hinreichend ſieht, blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und ſie ſchrieb ihm zurück, eifrig bemüht, ihren Blick auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen bereiten ſollte. Durch die Gewalt der Umſtände vergingen aber faſt anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber ſetzte ſich der Briefwechſel mit geringen Störungen regelmäßig fort. Die Herzogin ſchreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptſächliche und faſt ausſchließliche Inhalt beſteht in religiöſen Erörterungen, Wünſchen, Bitten und Hoffnungen. Bewunderungswerth iſt die ſtandhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen ſich die begeiſterte Überzeugung [illegible] mittheilt, ja aufdringen möchte, ſo wie der Verſtand und Scharfſinn, welche gegen Zweifel und Widerſpruch mit ſteigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Belehrung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zuvorkommender und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit im Ausdruck der Zweifelſucht, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieſer Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu ſehen.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Franzoſen das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen hatte, den Witz, den Verſtand, die Vernunft-

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

> „[illegible]"
>
> [illegible]

1. „[illegible]"

2. „[illegible]"

3. „[illegible]"

4. „[illegible]"

5. „[illegible]

[illegible]

[illegible] „[illegible]“

[illegible] „[illegible]“

[illegible] „[illegible]“

[illegible] „[illegible]“

[illegible] „[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von [illegible] und [illegible] hervorgerufen, und unter dem Namen Herzog von [illegible] als [illegible] des [illegible] bekannt. Sein Vater und Großvater in die Emigration begleitet, [illegible] gegen sein Vaterland, und [illegible] in Deutschland die Waffen gegen seine Landsleute, während die [illegible] in Frankreich [illegible], und [illegible] nach [illegible]. [illegible] der [illegible] gleich [illegible], wenn auch [illegible], und [illegible] in [illegible] Zimmer [illegible]. Das [illegible] Napoleon's an die Spitze der [illegible] der [illegible]. Die [illegible], welchen die [illegible] an, [illegible] des [illegible] und [illegible] der [illegible] und [illegible]. Wir [illegible] die [illegible] und [illegible], [illegible] am [illegible] März [illegible] Ende machte. In [illegible] der [illegible], doch [illegible] in [illegible] der [illegible], der ihm auf [illegible] hatte. —

Die [illegible], die in [illegible] und [illegible] und [illegible] gefühlt werden konnte, [illegible] in einer [illegible] Spannung nach der [illegible] — die [illegible], [illegible] von [illegible] werden, doch [illegible] und [illegible] von dem [illegible] und [illegible], welche ihm geziemte, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die [illegible] nicht verzagen kann. Sie schreibt in der nächsten Zeit an ihren Freund: „O lieben Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen diesen Namen gebe, der meinem Herzen so schmeichelt und so theuer ist! Ich habe ein durch das Blut mir angehörigen verloren, lassen Sie mich ein anderes in Ihnen wiederfinden, dem Geiste nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze ward er mir [illegible] erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verursacht haben, und in Folge dieser Richtungen verlor' ich ihn unter den schrecklichsten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre schöne Seele sprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir jüngst geschrieben, ist eine Art von Balsam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß durch Ihre einst alle Schmerzen [illegible] überdeckt wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herzen einen Weg zu geben, der sein ewiges Heil mitverdankte, als dem treuen Werkzeuge der Vorsehung Gottes auf seine Seele! Welche Beruhigung für mich, wenn Ihre Seele so gewonnen wäre!“ Der Freund hatte schon seit einiger Zeit angefangen, von seinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Überzeugungen der Fürstin sich zu nähern. Seine religiösen Aufsätze und Gedichte gewannen täglich mehr Gehalt, und endlich, so [illegible] und [illegible] der Kampf war, einen [illegible] Sieg. Er glaubte den Himmel dem [illegible] Herzen in seiner [illegible] ihr Recht gleich weichen einem Einfluß von gewährt, den einzigen, der hier auch die leibliche Natur noch erhalten mochte!

Die Herzogin hatte einen anderen Verlust erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war geschieden, von dem sie zwar schon längst getrennt gewesen, den sie aber stets gehofft hatte in Frankreich einst noch wiederzusehen, wie sie denn dem Menschen, dessen geistig Freundschaften, nie ganz entsagen konnte. Von diesem Ahnen, dem schon hier durch höheres Wissen beglückten Freunde schrieb sie dem jüngeren, [illegible]: „Sie sollen wissen, daß in der Zeit kaum, die mein Herz schmerzlich entbehrt, der gute Saint-Martin ist, an dessen Grabmal ich Sie hätte weihen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich bei seinem Tod es empfinde, daß sein Geist sich mit dem meinen vereinigt und meine Aufmerksamkeit steigert, daß ich seine Schriften verstehen kann.“ Die letzte Stelle, auch die seinem Leben herausgekommenen Schriften war benannt: „Le ministère de l'homme-esprit,“ welches Buch, aber wiederum vorläufig nur dessen Einleitung, denn auch mit dessen Bitte dem jungen Freunde empfohlen wird, der sich aber für dessen Verständniß einschränken noch nicht befunden muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, gewissenhaft und unermüdlich sucht sie immer neue Wege, den Glaubensansichten, von welchen sie durchdrungen ist, Eingang in die Seele des Freundes zu verschaffen, was ihr den Seinen geht sie das Werk an, jene Stelle liegt mit ihr bereits. Sie sendet und empfiehlt Bücher; sie dem Freunde die Schriften Saint-Martin's auch zu ſchienen ſind, ſo erwidert ſie, daß er Fénelon, Pascal, Maſſillon leſe, ſogar die [illegible] [illegible] und [illegible]. Auch an die Evangelien ſelbſt weiſt ſie ihn. Hauptſächlich empfiehlt ſie den oft wiederholten Fleiß zur völligen Betrachtung. Sie ſpricht die herzlichſten Bitten aus, die mütterlichen Mahnungen, den liebevollſten Zuſpruch. Wenn alles vergeblich ſcheint, rechnet ſie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meiſten doch ſucht ſie durch Gedankenentwickelung, und Weltbetrachtung und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie läßt keinen Gegenſtand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne ſeine Unzuläſſigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt ſie ſichtlich dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein ſie bewegt ſich mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöſer weiſt ſie beſtändig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu leſen ſei für den, der leſen wolle.

Weitläufige Verhandlung hat ſie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und deſſen Gewißheit ſie unwiderſprechlich darthut. Mit eigenthümlichem Scharfſinn behandelt ſie dieſe Lehre, und Gelehrte bekennt, ſie habe deren Wahrheit ſehr gut dargethan. Das Werk der Erlöſung ſteht ihr hiemit in engſter Verbindung, und an Chriſtus zu glauben iſt ihr der Grund alles Heils. Dem Glauben der katholiſchen Kirche iſt ſie treu, allein dieſe Kirche ſelbſt iſt ihr eine unſichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die ſichtbare Kirche, mit ihren Prieſtern und Anſtalten, nur ein Abglanz und ſogar oft nur ein Zerrbild iſt. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle chriſtlichen Glaubensgeheimniſſe aufgeklärt. Ferner ſchreibt ſie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weiſen des Heidenthums, welche den Erlöſer weder kannten noch verkennen konnten, Theil haben werden an ſeinem Reiche ebenſo wie die wahren Juden und die wahren Chriſten, aber alle durch ſein Verdienſt, und daß ſie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da ſie nicht leben können als nur in ihm; dies beſtätigt ſich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unerſchöpflichen Wiſſenſchaft, die meinem Denken aufgeſchloſſen iſt, und meinem Herzen ſo entzückenden Genuß gewährt.“

Mit welcher Eigenheit und Kraft ſie die Gegenſtände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer ſchnell und rein an das Höchſte knüpft, davon ſei hier als Beiſpiel das geiſtreiche Wort angeführt, durch welches ſie das Weſen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundre — ſagt ſie — den Menſchen nur, ſobald er ſich als Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein ſolcher iſt fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen ſeinen Schöpfer iſt, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu ſein, deren dieſer ſich bedient um ihm Gutes zu erweiſen. Dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott ſchuldig und nur der Verwalter ſeiner Gaben iſt, ebenſo vergeſſen, was er ſeines Gleichen ſchuldig geworden, und als die Andern nur verpflichten, in ſoweit er einen Vortheil dabei für ſich erwartet. Man macht alſo nicht Undankbare, aber man findet deren viel, weil man es ſelbſt gegen die

Gottheit geweſen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Urſache der Undankbarkeit des menſchlichen Herzens, zerſtören Sie dieſe, lehren Sie Ihr Herz ſein eignes Nichts und ſeine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, ſo werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Geſetze ſeines Herrn zu befolgen, und die Gaben deſſelben nach deſſen Abſicht verwende, ohne ſich ſelber ſie zuzueignen. Verliert er dieſe ewige Wahrheit niemals aus den Augen, ſo wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er ſie nicht fordert, wird er ſie den Guten einflößen, die der Böſen nicht vermiſſen, und ſich begnügt finden, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, indem er ſo viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für ſich."

Eigne Gedanken hegt ſie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß ſeine Wiederholung nöthig werde, eben ſo wirke, meint ſie, der Spruch bei Einſetzung des Abendmahls fort und fort, und die ſegnende Kraft ſei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Prieſter, ſondern wer ſein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der ſei auch deſſelben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Prieſter der römiſchen Kirche, um dieſer und anderer ihnen feindlichen Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche verſagen, wie ſolches in Frankreich ſogar und dann auch in Spanien der Fall geweſen, ſo iſt ſie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöſer werde ſie deshalb nicht verwerfen, daß ſie nur auf ihn allein ſich verlaſſen habe, und darum von den Prieſtern ſei verworfen worden.

Der Freund, welchem all dieſe Beeiferung und Arbeit ſie zuwendet, iſt nicht leicht zu behandeln; er iſt verſtändig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er ſteht, und wenn er nachzugeben ſcheint, iſt es öfters nur, um deſto heftiger wieder vorzudringen. Sein ſanftes Naturell, ſein gründlich guter Wille, ſeine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, laſſen ihn oft wünſchen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er iſt gerührt, bisweilen erſchüttert, mehrmals überzeugt er ſich von Wahrheiten, die er früher beſtritt; herbe Verluſte durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte Wünſche, alles drängt ihn zum Troſte der Religion, ja der Augenblick ſcheint öfters ganz nahe, in welchem er ſich als Chriſt bekennen wird. Doch Zweifel und Widerſpruch entfernen dieſen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden ſich in düſtre Trauer. Einmal iſt der plötzliche Abſprung ſo groß, daß die Ausſicht eines Erfolgs faſt verſchwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, ſondern ein böſer wird er genannt, weil er kaum eine beſſre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloſchen ſei! —

Zwiſchen alles dieſes treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumſtände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung ſtört oft lange Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unſer Briefwechſel ſtockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgeſinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Beſcheidenheit anfangs bedenklich, ſtimmt dem Vorhaben bei, und ſendet die empfangenen Briefe, deren Urſchriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur ſpät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Weſentliche auf, rechnet aber dahin auch das Perſönliche, welches ſich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufſätze hinzu, wie ſie deren zu verſchiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anſtatt beſchwerlich und unſicher durch Abſchriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handſchrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß ſie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Übergang in größere Verbreitung minder ſchwer iſt, und die Möglichkeit dieſer darf niemals ausgeſchloſſen ſein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat ſie auch ein Recht.

Die ſpäteren Briefe deuten ſchon entſchiedner die Sinnesänderung an, welche dem ſtandhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief iſt von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geſchrieben; eine Anmerkung ſagt uns aber, daß der Briefwechſel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortſetzung nachgeliefert werden ſolle, ſobald der Stoff ſich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen ſodann, den meiſten Raum deſſelben einnehmend, vermiſchte Aufſätze mannigfachen Inhalts und wechſelnder Form, in welchen dieſelbe Geiſteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und ſchärfer als in dieſen, ſich ausſpricht. Wir finden zuerſt: „Fragments sur la morale chrétienne,“ deren Reihe eine allegoriſche Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufſätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Muſik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geiſt der Welt, ein politiſcher Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die ſchon von uns mitgetheilten religiöſen Gedanken über die franzöſiſche Revolution. Der wichtigſte Aufſatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfaſſerin zu widerlegen ſuchte; hier findet ſich ein beinahe vollſtändiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefſten Forſchungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geiſtesmitteln eine ſeltne Stärke der Überzeugung ausdrückt, mit der Frage ſchließt: „Bei dem dargelegten Widerſpruche, in welchem ſich die heutigen Prieſter mit den Worten des Apoſtels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apoſtel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweiſungen im Allgemeinen und im Beſondern ſehr auf ſeiner Hut ſein, wenn man ernſtlich nach Wahrheit ringt?“

Sodann folgen „Petits contes moraux," größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, ſämmtlich religiöſen Gehalts, oft an unſern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schweſtern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfaſſerin ſelbſt, wie ſie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit geſehen wird. Den reinſten Spiegel ihrer ſelbſt aber giebt, unſres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufſatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, deſſen daſſelbe Herz noch zu fünfundzwanzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag." Wir bedauern, von dieſen Aufſätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie ſie denn alle in ſeinem Geiſte ſind, hier größere Proben nicht füglich einſchalten zu können. Eine Auswahl derſelben dürfte vielleicht ſpäterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Perſonen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in ſo vertraute Bekanntſchaft geſetzt und ſchon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geiſtes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufſtand umgeben, blickte bald ſehnſüchtig nach Frankreich, wohin ſie ſtets wünſchte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu ſterben, bald angſtvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht ſie zu werfen drohten. Einſam, krank, abgeſchnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand ſie nur Troſt in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwicklungen ſie, zu denen die Weltereigniſſe ſich entſchieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherſtellung der Bourbons in Frankreich, machten ſich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um ſo mehr den Perſonen, deren Schickſal unmittelbar mit dieſen Wandlungen zuſammenhing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. Anſehn, Glanz und Fülle boten ſich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen.

Bei dem unerwarteten Sturme, der durch die Rückkehr Napoleon's von Elba über Frankreich hinbrauſte, wollte die Herzogin abermals lieber im Vaterlande ausdauern, als ein unſichres Loos in der Ferne ſuchen. Sie ſandte ihren natürlichen Bruder, den Abbé Saint-Phar, zu der Königin Hortenſia, um durch deren Vermittlung die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Der Herzog von Baſſano nahm ſich der Sache an, und erwirkte endlich, daß der Kaiſer ihr ſowohl jene Erlaubniß, als auch ein anſehnliches Jahrgeld bewilligte, ebenſo wie der Herzogin von Orleans, welche durch einen Beinbruch in Paris zurückgehalten war, und die gleiche Vermittlung angeſprochen hatte.

Die zweite Abdankung Napoleon's löſte jedoch dieſe ängſtlichen Verhältniſſe bald wieder auf, und die Herzogin ſah ſich in alle Vortheile ihrer Stellung und ihres Ranges in der Familie Bourbon wieder eingeſetzt. Allein ihre unerſchütterte Denkart, ihre Geiſtesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuſtänden faſt noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefſten Widerſpruche mit der ſie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgeſinnte, erkannte ſie, daß hier nur Meiden und Entſagen fromme. Der innerſte Hang ſtimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottſeliger Andacht und Übung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erſchien ihr als das reinſte Glück. Sie zog ſich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geiſtesverwandten Vertrauten, beſchäftigte ſich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergeſſen zu ſein, war ihr eifrigſter Wunſch. Grade in dieſem Betreff aber mußte ſie eine Prüfung beſtehen, welche grade zu dieſer Zeit eine der ungelegenſten ſein konnte.

Die ſpaniſche Inquiſition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerſeits aufzuleben verſuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie ſonſt gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, ſuchte manches Verſäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein franzöſiſches, in Spanien ohne geiſtliche Erlaubniß gedrucktes, ſchon deßhalb feindlich dünken mußte. Die ſchnöden Diener unwürdigen Geiſteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geiſtesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholiſchen Kirche nicht übereinſtimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten ſie befugt ſein; allein ſie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu ſchon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiſeberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geſchrieben zu haben, nicht grade ſchlimmer iſt, als ſo darüber zu lärmen, — auf dieſen Grund hin erklärte die Inquiſition, durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzeriſch, ſondern auch für unſittlich und ſchlüpfrig! Eitle Selbſtſucht und heuchleriſche Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade dieſe Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehäſſigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch dieſe Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenſtand für die Welt wie nicht vorhanden waren, ſie ſelbſt aber in ihrem freien Geiſte den rohen und blinden Eifer, der ſchon ſeiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte ſchon zwölf Jahre vorher, gegen ſolche Verurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefſtelle geſagt, ſie glaube nicht, daß man die Prieſter zu fragen habe, um den Weg der geiſtlichen Unterweiſung zu finden, ſondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Prieſter, fährt ſie fort, werden ſchreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden ſelber fanatiſcher ſein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche ſie ablenken möchten. Weil ich ſo denke, verdammen ſie mich; allein die Überzeugung iſt im Grunde meiner Seele ſo feſt, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich ſeit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr beſtärkt ſich mir täglich mehr ſeine Vorzüglichkeit, ſo wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieſes mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen.“

Die franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche die Grundſätze der Herzogin genugſam kannte, um zu wiſſen, daß ſie in vielen Dingen mit dem von der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Glauben nicht übereinſtimme, fand es der Klugheit gemäß, die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes der Ketzerei zu beſchuldigen; im Gegentheil nahmen ſie die ſtille und erbauliche Frömmigkeit derſelben, welche äußerlich keinen Widerſpruch gegen die Kirche zeigte, ſondern ſich ihr mit allem Eifer anzuſchließen ſuchte, gern als ein erfreuliches Beiſpiel auf, das den Triumph des katholiſchen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb alſo nicht nur von aller Anfechtung frei, ſondern auch im Rufe der frömmſten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit geſteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundanſichten aufzugeben, koſtete es die Herzogin doch wenig Überwindung, dieſelben, um Ärgerniß und Zwieſpalt zu vermeiden, immer feſter im Innern zu verſchließen, ihre bisweilen anſtößig geweſene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit ſchon gemildert, noch mehr zu beſchränken, und ſolchergeſtalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feſtſtehenden Meinung von derſelben, empfand ſie doch die Gaben und Tröſtungen von daher als höchſt wohlthätige, und hätte, beſonders in den letzten Jahren, da ſie ſchwächer und hülfsbedürftiger wurde, ſolche nur ſchmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet ſah ſie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der ſie von den irdiſchen Banden erlöſen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand ſie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos geprieſen und erſehnt, an geheiligter Stätte betend zu verſcheiden. Dieſes Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeſchieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geiſtliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereigniſſen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptſächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Chriſtenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beiſpiel gläubiger Zuverſicht.

Die religiöſen Überzeugungen ſind das Eigenſte des innern Lebens, und daher die Geſtalten ihrer Entwicklung ſo mannigfach, wie das perſönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe iſt hier auszuſchließen, und jedes Gebild kann in ſeiner Weiſe wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſich das untere Leben zum Dienſte des höheren krümmt und windet, und dieſe Darſtellung grade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religioſität der Herzogin erſcheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellſten Gewinn läutert. Sie iſt, wie jetzt alles höhere Geiſtesleben in der katholiſchen Kirche, ſchon halb proteſtantiſch, doch ohne jene Form zu brechen, noch dieſe anzunehmen. Wir werden ſie darum nur um ſo freundlicher begrüßen, als eine

Erſcheinung mehr zu den ſchon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöſer Bildung hindeuten, wo jede Geſtalt zugelaſſen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Weſen. So weilt auch unſre Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, ſondern vorzugsweiſe bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerſtörung, zwiſchen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl ſtillen Friedens und höchſten Lebens wallen zu ſehen! —

Zwei Geſpräche Saint-Martin's.

Von Saint-Martin, dem edlen Jünger einer wahrhaft liebenswürdigen Weisheit, dem unbekannten Philoſophen, wie er ſich nannte, iſt in neuerer Zeit häufig die Rede geweſen, und in Deutſchland durch Rahel, in Frankreich durch Cuſtine, Sainte-Beuve, und andre höhere Schriftſteller, ſein Andenken zu ſteigender Verehrung ausgebreitet worden. Seine Schriften jedoch finden ſich ſelten irgendwo beiſammen, und manche ſind gar nicht zu bekommen. Noch ſeltner ſind die Hülfsquellen, aus welchen Nachrichten über ſein Leben und Wirken, über ſeine Verhältniſſe zu Perſonen und Geſellſchaften zu ſchöpfen wären. Manches mag für immer verloren ſein, manches aber iſt gewiß noch vorhanden, und liegt wer weiß wo in Frankreich, England oder Deutſchland, verwahrt und verſteckt! Sein Verhältniß zur Herzogin von Bourbon, der Tante des jetzigen Königs der Franzoſen, wäre ſchon für ſich allein einer Darſtellung werth. Grade hiefür dürfen wir vielleicht mit nächſtem die Eröffnung reicheren Stoffes erwarten, als uns noch zur Zeit vorliegt.

Einſtweilen verſagen wir uns nicht, ein paar kleinere Reliquien des trefflichen Mannes mitzutheilen, die wir unter literariſchen Trümmern hervorgeſucht, wo ſchwerlich ſo leicht wieder ein Blick ſich hinverirrt. Es ſind dies zwei kleine Geſpräche, die nicht er ſelbſt, ſondern der jedesmalige Mitſprecher aufgezeichnet hat. So gering der Umfang iſt, ſo giebt ſich doch der ganze Charakter, und beſonders die Erſcheinungsweiſe des Mannes, in den wenigen Worten zu erkennen.

Das erſte dieſer beiden Geſpräche hat uns Herr Tourlet aufbewahrt, ein Schriftſteller, der vor einigen dreißig Jahren in franzöſiſchen Zeitſchriften eines nicht unverdienten Rufes genoß, der indeß freilich nicht im Stande war, über Saint-Martin ein gültiges Urtheil aufzuſtellen. Da eine große Zahl von Menſchen aber niemals ihrer Sache gewiſſer ſind, als wenn ſie gar nichts davon verſtehen, und dann das geheime Mahnen ihres Nichtwiſſens in abſprechendem Hohn und ärgerlicher Grobheit zu erſticken ſuchen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ein ſonſtiger Schätzer Saint-Martin's denſelben mit faſt rohem Unglimpf abfahren läßt. Er macht dieſen mehr als wieder gut durch die Aufrichtigkeit, mit der er am Schluſſe bekennt, wie ſeine Verdrießlichkeit von Saint-Martin's ſanftem Gleichmuth beſchämt worden, und durch das Zeugniß, welches er dem ganzen Leben deſſelben zuletzt ertheilt.

Er trägt den Anlaß und Verlauf der kurzen Verhandlung folgendermaßen ſelber vor:

„Das ganz Unverſtändliche kann man nicht beſtreiten, aber auch nicht annehmen, und ſo kam ich mit

Saint-Martin über ſeine myſtiſche Zahlenlehre einesmals in ein ziemlich ſcharfes Geſpräch. Es war die Rede von einem griechiſchen Dichter, welchem Saint-Martin einiges Lob ertheilte. Ich fragte ihn, ob er nicht eben ſo wie ich fände, daß die Vergleichungen bei dieſem Dichter allzu häufig vorkämen?

Saint-Martin. Aber man liebt immer die Vergleichungen, weil ſie eine Wirklichkeit vorausſetzen.

Ich. In der That, die Vergleichungen erheben und veredeln den Ausdruck der Natur.

Saint-Martin. Der Natur? was drückt die aus? Von was iſt ſie der Typus?

Ich. Ich liebe nicht, höher aufzuſteigen. Die Natur umfaßt alles was iſt.

Saint-Martin. Sie ſteigen nicht höher auf! ... auch nicht eine Sproſſe höher ... eine einzige ... um zu der Allgemeinheit aller Weſen zu gelangen. ...

Ich. Das hieße zum Unendlichen aufſteigen.

Saint-Martin. Zum Unendlichen, wenn Sie dieſe Bezeichnung vorziehen. Aber halten Sie an der Einheit, der Grundzahl.

Ich. Die Einheit iſt dann nur eine abſtrakte Zahl. Die Natur iſt die Sammlung aller Individuen. Die Individuen allein exiſtiren, aber ihre Sammlung, oder die Einheit iſt nirgends.

Saint-Martin. Im Gegentheil. Jedes Individuum iſt in der Einheit mitbegriffen. Die Tugend, die Kraft, kann nur in der Einheit ſein. Die Einheit iſt der Mittelpunkt, von dem die andern Zahlen ausgehen, wie ebenſoviele Radien; dieſe Zahlen ſind ebenſoviele Weſen, die nur durch ihre Beziehung zur Einheit exiſtiren. Wollen Sie denn, daß es Radien gebe ohne Mittelpunkt?

Hier zeichnete Saint-Martin ein Dreieck in einen Kreis. „Sie werden hier, fuhr er fort, die Tugend der Zahlen wahrnehmen.“ Dann deutete er Linien an, die aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis gezogen ſein ſollten, und bemühte ſich, mir die Beziehungen von Eins zu Vier zu zeigen, fakultative Beziehungen, die eine Reihe immaterieller Weſen ausdrücken, ſich der Grundeinheit anſchließen u. ſ. w.

Ich. Und Sie ſehen da die Tugenden der Zahlen!

Saint-Martin. Ja gewiß.

Ich. Ich bedaure Sie.

Saint-Martin. Ich ermahne Sie, zu ſuchen.

Ich. Aber ich habe ja Ihre Bücher, die hiervon handeln, und ich bedaure die, welche ſie verſtehen.

Saint-Martin. Die, welche ſie verſtehen, ſind nicht zu bedauern, ſie ſuchen nicht mehr, ſie folgen dem Wege …

Hier wurden wir unterbrochen; ich war beſchämt, einige üble Laune gezeigt zu haben, während ich in ihm nicht die geringſte Gemüthsbewegung bemerkt hatte. Wir ſchieden indeß jenes Tages noch ganz wohlzufrieden einer mit dem andern. Als ich ihn ſpäter wiederſah, nahm ich mich wohl in Acht, denſelben Gegenſtand zu berühren. Tourlet ſchließt ſeinen Aufſatz mit den Worten:

„Wollen wir den Mann beurtheilen, wohlan, ſehen wir ſeine Handlungen an, und das ganze Leben des unbekannten Philoſophen zeigt uns nur eine unaufhörliche Anwendung der Vorſchrift, die er oft in ſeinen Schriften empfiehlt, und die er beſſer als irgend jemand ausübte: „Es iſt gut, immerfort die Augen auf die Wiſſenſchaft zu richten, um ſich nicht einzubilden, man wiſſe etwas; auf die Gerechtigkeit, um ſich nicht für vorwurfsfrei zu halten; auf alle Tugenden, um nicht zu meinen, man beſitze ſie.“

Das zweite kleine Geſpräch iſt von einem Herrn J. M. D., der in näherem Grade, als jener, den Namen eines Freundes verdient, und freilich auch mit einer Seite Saint-Martin's in Berührung kommt, die mehr, als die myſtiſche Zahlenlehre, den allgemeinen menſchlichen Sinn anſpricht. Immer darf es ein merkwürdiges Beiſpiel ſein, wie hier der Wohlthätigkeitseifer, und zwar der ganz gewöhnliche und gemeine, in einem tiefgeiſtigen und hochgebildeten Menſchen die Herrſchaft behauptet. Das Geſpräch iſt uns, wie folgt, überliefert:

„**Ich.** Sie gehen nicht mehr in's Theater, ſagen Sie?

Saint-Martin. Seit funfzehn Jahren war ich nicht dort.

Ich. Dieſe Vergnügungsart hat alſo wohl nicht mehr den früheren Reiz für Sie?

Saint-Martin. Die Aufführung mancher Schauſpiele iſt eine der Vergnügungen, die ich mit der meiſten Leidenſchaft geliebt habe und noch liebe.

Ich. Ich verſtehe; Ihre moraliſchen Grundſätze verdammen das Theater.

Saint-Martin. Die dramatiſchen Erzeugniſſe, von denen ich mir ſo viel Genuß verſpreche, gehören nicht zu denen, deren Aufführung mir tadelnswerth dünken möchte. Denn der Genuß, den ſie mir verſchaffen, könnte nur aus der innern Bewegung entſtehen, die ſich mit Anſchauen einer auf die Scene gebrachten tugendhaften Handlung verknüpft, und aus der herrlichen Sympathie, die mich dieſe Empfindung mit allen Zuſchauern auf eine ſo einſtimmige als urſprüngliche Weiſe theilen läßt.

Ich. Alſo iſt es Mangel an Muße, der Sie verhindert hat, ein Vergnügen zu genießen, auf das Sie ſo großen Werth legen.

Saint-Martin. Noch weit weniger; in dieſen funfzehn Jahren bin ich oft unterwegs geweſen, um in's Theater zu gehen.

Ich. Und wer hat Sie unterwegs abgehalten?

Saint-Martin. Das kann ich Ihnen nicht ſagen.

Ich. Ich möchte doch gar zu gerne hierüber Ihre Meinung vollſtändig wiſſen. Iſt dabei irgend ein Geheimniß von Zahl, von Krokodil? Muß man eingeweiht ſein, um Ihnen Ihr Geheimniß abzufragen? Iſt es nicht genug, Ihr Freund zu ſein?

Saint-Martin. Weder Geheimniß noch Einweihung giebt es hiebei. Aber wenn ich Ihnen die Urſache ſagte, die mich auf meinem Wege gehemmt hat, ſo würden Sie mich für beſſer halten, als ich bin.

Ich. Nun wohl! Ich verſpreche Ihnen, Sie nur für ſo gut zu halten, als Sie wirklich ſind. Jetzt haben Sie keinen Vorwand mehr. Befriedigen Sie meine Neugier.

Saint-Martin. Ich werde es Ihnen jetzt alſo ſagen, aber aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde, auf daß Sie nicht glauben, die Sache ſei wichtiger und Ihrer Aufmerkſamkeit würdiger, als ſie iſt. Nichts iſt einfacher. Erſt alſo bin ich vom Hauſe weggegangen in der Abſicht, die Françaiſe zu beſuchen, oder vielleicht auch irgend ein anderes Theater. Unterwegs beeilte ich den Schritt, empfand eine lebhafte Erregung, durch den Vorgenuß des Vergnügens, das mich erwartete. Bald jedoch befragt' ich mich über die Beſchaffenheit der Eindrücke, von denen ich mich ſo mächtig beherrſcht fühlte. Ich kann es Ihnen ſagen, ich fand in mir nur die Erwartung des berauſchenden Entzückens, welches mich ehemals ergriffen hatte, wenn die erhabenſten Jugendgeſinnungen, in der Sprache Corneille's und Racine's ausgedrückt, den allgemeinen Beifall hervorriefen. Dann ſtellte ſich unmittelbar eine Betrachtung ein. Ich will Geld ausgeben, ſagt' ich mir, für das Vergnügen, ein bloßes Bild der Tugend zu bewundern, oder vielmehr einen Schatten der Tugend. Mit derſelben Summe ...

Ich. Fahren Sie fort, ich bitte, lieber Saint-Martin!

Saint-Martin. Nun wohl, mit derſelben Summe kann ich die Wirklichkeit dieſes Bildes erlangen, ich kann eine gute Handlung ausüben, anſtatt ſie in einer flüchtigen Vorſtellung abgebildet zu ſehen ...

Ich. Sprechen Sie's aus, ich errathe ſchon.

Saint-Martin. Ich habe dieſem Gedanken nie widerſtehen können. Ich ging zu irgend einem Unglück-

[illegible], den ich kannte, ließ ihm den Betrag meines Theater-Billets, genoß alles, was ich mir vom Schauſpiel verſprochen hatte, ja weit mehr noch, und ging ohne Reue nach Hauſe zurück."

Zur Charakteristik G. G. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Hochwohlgeborner Herr,

[illegible]

Ew. Hochwohlgeboren [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

weiter zu verlieren. „Rechnen Sie übrigens nicht auf Beförderung bei Ihnen, weil Sie [illegible]," pflegte er wohl zu sagen. „Man wird Sie benutzen, ohne es Ihnen zuzugestehen, ohne Ihnen zu danken, ja man wird Ihnen das Übrige [illegible] und verlangen, Sie sollen sich dabei als Schuldner bekennen. Zum Troste sei es Ihnen beiläufig gesagt, daß ich niemals eine [illegible] [illegible] in Wien, weil Sie [illegible], habe [illegible] [illegible]."

Ich weiß wohl, ich hätte [illegible] [illegible] und auf das [illegible] des alten Herrn nicht so viel geben sollen. Doch wird mich [illegible] [illegible], daß ich mit dem alten Meister und auf sein Wort lieber [illegible], als mit der übrigen Welt [illegible] und [illegible] sein wollte.

Ich bin [illegible] genug [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible], nachdem Friedrich Schlegel und dem Wilhelm Meister [illegible] [illegible] [illegible] über Goethe an einem [illegible] [illegible] [illegible] hatte, [illegible]

Welt weiſsgemacht, der Beweis nicht ſchwer oder unmöglich werden, „ich verſchiene auf den beſten Flügeln unſerer Kritik", [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] u. ſ. w."

Doch ſie ſind nicht alle ſo ungenau. Das Converſations-Lexikon neueſter Zeit — eine Art [illegible] unſerer Geſchichte — geſteht mir zu, die Aufmerkſamkeit auf den tiefen Schatz höherer Wahrheiten in Goethe's Werken aufmerkſam gemacht zu haben. Ich gelte ihm als Vertreter einer beſtimmten Anſicht über Goethe. Er beruft ſich nicht auf die Jahrbücher, d. h. die Herren Hinrichs und Roſenkranz, deren [illegible] [illegible] aber zu verkennen ich übrigens am wenigſten gemeint bin. [illegible] hat ein [illegible], [illegible] Wort über die Ideen [illegible] geſprochen, und Hermann in Marburg hat (1832) doch auch nicht ſo verächtlich und gering [illegible].

Ich bin mit dieſem milden Urtheile der [illegible] zufrieden, um ſo mehr, da der alte Herr [illegible] — und ihm ſcheint doch noch etwas mehr als Verſtand — in den Tage- und Jahresheften öffentlich und für die Nachwelt [illegible] Zeugniß für mich hat ablegen wollen, nachdem er privatim meine Ideen als „[illegible] [illegible] [illegible] im beſten Sinne" bezeichnet hatte.

Hiermit möchten Ew. Hochwohlgeboren meine Rechtfertigung entnehmen für Ihr übrigens mildes und billiges Wort in Betreff meiner Einſeitigkeit. Denn [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] Hohen und Tiefen, [illegible] und [illegible] von [illegible], [illegible], Schillern u. ſ. w. Es iſt wohl nicht übel, da es an [illegible] nicht gerade fehlt, daß auch einmal ein [illegible] gut vom Gegentheil aufgestellt wird. Wo gäbe es wohl eine Gemeinde, die sich die entschiedene Weihe erwerben können, wenn keine Ketzer wären. Ist nicht der Protestantismus jeder Art die größte geschichtliche Ketzerei! Und so erkennen Sie wie auf jenes Wort, daß ich „ganz durch einschneide oder halte," nur die Bemerkung, daß, wenn alle Fäden eines Gewebes nur immer der Länge, gerade aus giengen, und kein Querfaden sich dagegen gestellte, das Gewebe nimmer zu Stande kommen würde. Ein jeder bezeichne seine Stelle, halte an ihr fest, überzeuge sich von dem Ganzen, was sie gewährt — er sei nun Längs- oder Querfaden, Katholik oder Protestant — er heiße ohne geringere Namen, weil er sich anders gebildet, als er gewohnt ist, so wird es um Alle bald wohl stehen.

Ew. Hochwürdigkeiten sind mit meiner Auslegung der natürlichen Zeichen nicht eben zufrieden. Gerade auf diese — weniger auf das über Menschen oder Buch eine der Weltunvermeidlichsten Gesagte — machte ich mir, gestützt auf einige mündliche Mittheilungen des Dichters, die mich etwas zu Gute thun. Ich fürchte, ich würde Ihre Geduld allzusehr in Anspruch nehmen, wollte ich darüber ausführlicher werden. Bin ich Ihnen durch Gegenwärtiges nicht über allzu weitläufig, unverständlich und unwillkommen geworden, so findet sich wohl zu passender Verständigung ein ander Mal Zeit. Einstweilen sei es mir vergönnt, mich Ihnen fernerem hochgeneigten Wohlwollen und Andenken, daß ich jeder Zeit in gebührender Weise zu verdienen wissen werde, zu empfehlen als Ew. Hochwürdigkeiten

Hirschberg, den 17. August 1833. ganz gehorsamster

K. E. Schubarth.

Der Leſer, der ſich hier an der „angenehmen Überraſchung," an der „Verpflichtung zu nicht geringem Danke," dem „nicht unwerth Ihrer geneigten Berückſichtigung," an der „feinen, gewandten, gefälligen Weiſe," der „doppelten Gefühle geſchieden zu ſein," an dem „mit Vergnügen erkannten," dem „hochgeneigten Wohlwollen und Zutrauen," und an dem ſchließlichen „zu jeder Zeit in geziemender Weiſe zu erwidern wiſſen" hinlänglich ergötzt hat, wird nun begierig fragen, was denn aber ſeitdem, das heißt vom Jahre 1818 bis 1830, vorgefallen, um jene anderen Ausdrücke hervorzurufen, in denen Herr Schubarth jetzt grollt, von bitterm Groll, von heftigem Eifer und Haß, von bedauerlicher Verfolgung und Verunglimpfung, deren ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht haben ſoll. Was hätten vorgefallen? Was hätte denn ich Herrn Schubarth ſchlimmes Anlaß angethan? Die Antwort iſt leicht und kurz: Nichts! — Jenen frühern Beſuch, jene Anzeige — die ich mit zehn bis fünfzehn andern in meinen vermiſchten Schriften unverändert wieder habe abdrucken laſſen, — und dieſer Brief: damit ſind alle perſönlichen und ſchriftlichen Bezüge, die mit zu Herrn Schubarth je gewesen, vollkommen erſchöpft, es giebt außer dieſen keine andern, und ſeit ſeinem Beſuche habe ich von ihm keine Zeile wieder geſehen und noch weniger von ihm zu ſprechen Anlaß gehabt! —

Ich überlaſſe dem Leſer, ein ſolches Benehmen, wie das des Herrn Schubarth, der nach zwölf Jahren als Beleidigung empfindet, als Haß und Verfolgung anklagt, was er damals glückwünſchend aufnahm und wofür er ſich demüthig bedankte, nach Gebühr zu benennen. Ich kann es nur für Tollheit anſehen. Die beſte Aufklärung die ſer kläglichen Individualität, die ſich in allen Größen der Welt beſpiegeln möchte, dieſe leere Aufblähung in ihrem eigenen Widerſpruche zerplatzen zu laſſen — wobei der Leſer und ich uns billig die Naſe zuhalten, weil, um hier in Herrn Schubarth's witziger Anführung des Shakeſpeare zu reden, ſolche Peſte hier zwar nicht am Feuer ſtehen darf, aber darum nicht weniger ſtinkt, — kann dieſes Loos genügen! Am wenigſten darf ich mich verpflichtet glauben, mit einem ſo charakteriſirten Individuum noch andere, gegenſtändliche Streitfragen über Sachen und Perſonen zu erörtern, über welche der Blödſinn und Unverſtand kein Urtheil haben kann. Die Welt aber möge an dieſem Beiſpiel erkennen, wie Herr Schubarth ſeine Sachen treibt, und was ſie von dem Fürwitze zu halten habe, mit dem derſelbe ſich zum Ankläger einer Philoſophie zu machen erfrecht, von der ihm nicht einmal der gemeine Buchſtabe bekannt iſt, — wie er denn in der That nicht zu wiſſen ſcheint, was ein I, und noch weniger, was der Punkt auf dem I iſt, — und der in den Bekennern und Anhängern jener Philoſophie Männer verläſtert und ſchmäht, deren Großmuth er mehr verdankt, als ich hier ſagen will. —

Berlin, im Februar 1830.

Alexander von Humboldt in Göttingen 1837.

Das Jubiläum der Univerſität Göttingen iſt durch die Anweſenheit Alexander's von Humboldt verherrlicht worden. Die wiſſenſchaftliche Jugend wußte wohl, was dieſer Name der Welt bedeutet, aber ſie fühlte zugleich, wie er ihr insbeſondere theuer und werth ſein muß. Denn Humboldt, an Jahren und Verhältniſſen wie durch Rang und Stellung dem Kreiſe der Jugend ſchon fern, hat doch nie aufgehört, durch Sinn und Geiſt ihr zugewendet und verbündet zu ſein, und mit Vertrauen und Liebe dieſe Zukunft des Vaterlandes zu pflegen und zu fördern. In einer Zeit und unter Umſtänden, wo älteres Verdienſt und jüngerer Eifer einander ſo leicht entgegenſtehen, und neue Richtungen und Formen alten Gewöhnungen nur ſtörend werden, hat Humboldt ſtets dem jüngeren Geſchlecht, auch wo er ihm nicht gerade beiſtimmte, doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche bei ihm aus eigner fortdauernder Geiſtesfriſche und damit verbundener höherer Einſicht hervorging. Die Göttinger Studierenden haben dies ihr Verhältniß zu dem berühmten Manne richtig gefühlt, und kaum war ſeine

Ankunft bekannt geworden, ſo wurde ihm ein Fackelzug und tauſendſtimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht, wovon die Zeitungen das Nähere berichtet haben. Die Worte jedoch, mit welchen der Überraſchte dieſe Ehrenauszeichnung erwiederte, ſind in öffentlichen Blättern ſehr ungenau mitgetheilt worden, und wir glauben daher unſern Leſern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen dieſe Improviſation, wie ſie wirklich Statt gefunden hat, in einer authentiſchen Auffaſſung hier darlegen. Humboldt ſprach, ſobald er nur die eigne Bewegung bemeiſtert hatte, und einige Stille geworden war, dieſe würdige und bedeutungsvolle Anrede:

„Unter den verſchiedenartigen Freuden, die mir in einem vielbewegten Leben geworden ſind, iſt es eine der ſüßeſten und erhebendſten, dieſen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen.“

„Faſt ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit dem ich in dieſer berühmten Hochſchule, Georgia Auguſta, den edleren Theil meiner Bildung empfing.“

„Viele und tiefeingreifende Wechſel der Weltgeſtaltungen haben ſeitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wiſſenſchaftlichen Zwecken ſtrebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinſchwindenden Geſchlechter an die jüngeren, kraftvoll aufſtrebenden dadurch knüpft, daß alle, im akademiſchen Leben, aus Einer Quelle geſchöpft, ſind in dem raſchen Wechſel der Begebenheiten ungeſchwächt geblieben.“

„Deutſchlands Hochſchulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren wohlthätigen Einfluß auf die freie Entwickelung geiſtiger Kräfte, auf die ernſten Richtungen des Volkslebens aus.“

„In der Anerkennung dieſes mächtigen Einfluſſes, der dem hochherzigen Gründer dieſer Univerſität, dem edlen Vorfahren Ihres Königs, im Geiſte vorſchwebte, bringe ich Ihnen, theure Freunde, tiefbewegt, die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar.“

Das Feuer, mit dem dieſe edlen Worte geſprochen wurden, machte den lebendigſten Eindruck, ſo wie das Maaß, in welchem ſie gehalten ſind, Bewunderung verdient.

Eine „Feſtgabe zur Säcularfeier der Univerſität Göttingen“, beſtehend aus Gedichten dreier jungen Dichter, Theodor Creizenach, Moritz Carriere, und Karl Böltſche, iſt ebenfalls eine Huldigung für Humboldt; das durch ſeinen Inhalt werthvolle und auch im Äußern zierliche Heft iſt ihm „dem höchſten Gaſte bei dieſer Jubelfeier“ zugeeignet, und, wir geſtehen es, dieſe Bezeichnung hat uns durch ihre innere, mit jugendlichem Freimuth ausgeſprochene Wahrheit, beſonders wohlgefallen. Von den Gedichten ſelbſt reden wir vielleicht ſpäter einmal. Wir begnügen uns, hier anzumerken, daß ein Sonettenkranz von Moritz Carriere und Theodor Creizenach ſehr glücklich die bedeutendſten Namen beſingt, welche mit der Erinnerung an Göttingen ſich verflechten. Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich Auguſt Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Jakob und Wilhelm Grimm, und manche Andere, werden hier in verdientem Ruhme vorgeführt, zuletzt auch Heinrich Heine, der ebenfalls in Göttingen ſtudirt hat und Doctor der Rechte geworden iſt. Dieſen Namen hier nicht vergeſſen zu haben, dünkt uns ebenfalls ſo löblich als nothwendig, und in welch gutem Sinne die Jünglinge hier ihren Lieblingsdichter beurtheilen, ja gewiſſermaßen ſtrafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett ſelber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüthen melden uns die Sagen,
Die aus dem beſten Herzblut aufgeſchoſſen,
Die aus dem Grab verſunkner Freuden ſproſſen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefſten Weh der Bruſt ergoſſen,
Bald hold und zart, bald ſtark und wild entfloſſen,
In ſchläfrigen und düſter bangen Tagen.

Der Du den Schleier wagteſt aufzuheben
Von bunten Lappen und geſchminkten Leichen,
Du haſt gethan, was Dir der Geiſt geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernſt das Höchſte zu erreichen!
Sonſt ſei hinweggeworfen zu den Todten. —

Von einem andern, ſehr ſonderbaren poetiſchen Erzeugniß: „Die Botſchaft aus Elyſium an alle Freunde und Genoſſen der Georgia Auguſta, von Iſidorus; Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1837," behalten wir uns vor, bei nächſter Gelegenheit ein Wort zu ſagen. —

Was man an Freunden erlebt!

Zwei Fälle.

1.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiſte, kam er auch durch Weimar, und ſprach bei Goethe'n ein, der ihn mit alter Freundſchaft empfing, und ſich traulich mit ihm hinſetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und beſprochen, wobei ſchon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's ſehr den Kopf ſchütteln mußte. Als ſie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit ſeiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe'n war es, wie er nachher ſelbſt geſtand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Waſſer übergöſſe, er ſah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwiſchen ſich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverſtehns, und dabei war das Begehren ſo dumm und albern! Doch faßte er ſich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, ſagte er begütigend: „Lieber Jacobi, laſſen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen; ein andermal, wenn es ſich ſo fügen will!“ Und fing ſogleich ein andres Geſpräch an.

2.

Nicht ganz ſo glimpflich, wie Goethe Jacobi'n, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die ſich mir als enthuſiaſtiſche Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und dieſe nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie ſo denn Rahel ſo ſehr unglücklich geweſen? was ihr denn begegnet ſei, und wie man das zu deuten habe? — Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Alſo nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgeleſen? Ich ſah mich im Zimmer um, und ſagte dann: „Ja ſehen Sie, Verehrteſte, Sie haben eine anſtändige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter paſſend, Sie geben und bekommen ehrbaren Beſuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube iſt warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen, und das Geſpräch haben wir ja Alle umſonſt, — Sie ſind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei ſein? Nun hatte Rahel alles dies auch, ſogar ein bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollſten Zeiten; Sie haben ganz Recht, ſich zu wundern, daß ſie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armſeligkeiten, mit denen man ſich ein Lumpenleben zuſammenflickt, nicht ankam, ſondern ihr Herz und Sinn auf andre Arten des Daſeins gerichtet war, von denen die Alltagsſeelen gar nichts wiſſen.“ Die Verehrteſte behielt aber doch den Sieg, ſie nahm meine Erklärung mit günſtiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr geſagt, als Andern, und wohl gar ein wenig geſchmeichelt! Ich habe mich ſeitdem beſcheiden zurückgezogen! (1835.) —

Kritiken.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Erſter Band. Hamburg, 1838.

Mit Recht waren die Verwandten und Freunde Niebuhr's nach ſeinem Tode alsbald bedacht, durch Schilderung ſeines Lebensganges und durch Mittheilung ſeines brieflichen Nachlaſſes das Andenken des ausgezeichneten und merkwürdigen Mannes gebührend feſtzuſtellen. Denn bei dem zwiefachen Werthe, den jeder irgend bedeutende Menſch in ſeinem Leben entwickelt, geſchieht es nur allzu oft, daß der allgemeine des Exiſtens und Wirkens ſich in den Sachen, an welchen er haftet, verſteckt und verliert, oder durch ſpätere Wendungen beſtritten und aufgehoben wird, während der perſönliche, ſofern er nur wirklich iſt und nicht erſt erträumt oder erheuchelt werden ſoll, unerſchütterlich auf ſich ſelber beruht, jeder neuen Betrachtung immer den gleichen Stoff darbietet, und als Bild noch weithin fortwirkt, wenn ſchon längſt die unmittelbare Einwirkung des Menſchen aufgehört hat oder vergeſſen iſt. In ſolcher Anſicht dünkt uns die perſönliche Auffaſſung eines Menſchen faſt immer zuverläſſiger und fruchtbarer, als die ſeiner äußeren Werkthätigkeit, ja dieſe ſelbſt ſcheint kaum vortheilhafter geſtellt werden zu können, als wenn wir ſie in die perſönliche Würdigung hineinziehen, als einen Beſtandtheil und als ein Zeugniß deſſen, was der Menſch geweſen iſt. Dieſe Betrachtung muß aber im höchſten Grade bei Niebuhr gelten. Als Gelehrter genießt er den größten Ruhm, als Staatsbeamter ſtand er in bedeutenden Verhältniſſen, in Geſchäfts- und Lebensverkehr hat er vielfach eingewirkt; jedoch ſeine Verdienſte als Staatsmann werden von vielen Seiten ſehr eingeſchränkt, ja, von Freunden ſogar, ihm ein Beruf in dieſer Richtung abgeläugnet; ſeiner kritiſchen Durchforſchung der römiſchen Geſchichte ſprach Auguſt Wilhelm von Schlegel in ihren wichtigſten Theilen alle Haltbarkeit ab, ſtellten Andre die Vorgänger Vico und Beaufort entgegen, warfen Friedrich Auguſt Wolf und Andre mannigfache Zweifel und Bedenken ein. Dieſe gelehrten Prüfungen und Streitigkeiten liegen hier außer unſrem Bereich. Wir glauben zwar, daß auch durch ſie die Tüchtigkeit und das Verdienſt Niebuhr's in dem Kampfe ruhmvoll, wenigſtens nicht ſo gemindert, wie manche Stimmen es wollten, aus demſelben hervorgehen werden; allein wir legen hier auf dieſe künftigen Entſcheidungen nur einen untergeordneten Werth, ſie könnten unſertwegen auch gänzlich zu ſeinem Nachtheil ausfallen, ohne daß wir den Mann ſelber deßhalb von der Stufe der Auszeichnung, auf der wir ihn als Perſönlichkeit ſchon immer geſtellt ſahen, durchaus herabgezogen fänden. Um ſo erfreulicher müſſen der Welt jetzt die näheren Berichte und Urkunden ſein, welche dieſe Perſönlichkeit auf unwiderſprechliche Weiſe in ihren eigenſten Zügen erkennen laſſen.

Der Herausgeber Friedrich Perthes, welcher mit Niebuhr viele Jahre hindurch innigſt befreundet war, hält mit Recht eine Biographie deſſelben für ein ſchwieriges Werk, und glaubt, daß auch wohl noch eine geraume Zeit werde vergehen müſſen, ehe über alles, was Niebuhr'n betrifft, mit völliger Offenheit und Rückſichtsloſigkeit geſprochen werden könne. Dieſer letztere Grund mag für beſtimmte Perſonen gelten, im Allgemeinen aber nicht, und wir namentlich empfinden in ſolchem Betracht keine andre Schranken, als die, welche jeder Mittheilung überhaupt durch Schicklichkeit und Wohlmeinung auferlegt ſind. Wir empfangen alſo keine abgerundete Lebensgeſchichte Niebuhr's, aber ſtatt deren die reichſten und zuverläſſigſten Materialien zu einer ſolchen, und wir bekennen, daß dieſe uns willkommener ſind, als jeder Verſuch, und wär' er ein Plutarchiſcher, zu einer gedrängten Biographie uns hier ſein könnte. Wir genießen nämlich des Vortheils, daß dieſe Materialien ſchon in ſich ſelber höchſt gebildet und glücklich erfaßt, ſo wie auch wohlgeordnet ſind, ohne daß darum ihre Urſprünglichkeit litte; ſie haben nicht nur einen Werth, inſofern ſie benutzt werden können, ſondern würden den ihnen eignen auch nach jeder Benutzung fortbehaupten; ſie reichen nebenher auch über den nächſten Zweck, zu dem ſie uns gegeben ſind, weit hinaus, und wir ſtellen uns außer dem Bilde Niebuhr's noch manches andre Bild aus ihnen zuſammen, entnehmen daraus die wichtigſten Beiträge zur Erkenntniß der inhaltvollſten und denkwürdigſten Jahre unſres neueren Geſchichtsganges.

Das uns dargebotene Werk beſteht hauptſächlich aus Briefen Niebuhr's, die nach ſchicklichen Abſchnitten eingetheilt ſind; jeden dieſer Abſchnitte aber leitet ein ergänzendes, zuſammenfaſſendes, verſtändigendes Vorwort ein, und dieſe Vor- und Zwiſchenreden, aus ihrer Verflechtung gezogen und aneinandergeſchloſſen, bilden ſchon für ſich einen geordneten Lebensabriß. Wir wiſſen, daß dieſe ſchätzbaren Einleitungen von weiblicher Verwandtenhand herrühren; wir würden dieſen Urſprung aber auch in der ganzen Darlegung erkannt haben, und wollen damit weniger einen Tadel als ein Lob verbinden. Bei ähnlichen Schriften, die wir in unſrer Litteratur beſitzen, iſt außer einem gewiſſen Mangel an Kraft und Feuer, den man der weiblichen Hand ſchon einmal nachzuſehen hat, meiſt ein andrer Übelſtand bemerkbar, der weit unbequemer und nachtheiliger wirkt; nämlich in der Schwäche eine blinde Vorliebe und beſchränkte Befangenheit, die, wenn ſie nicht bei weichlicher Apologie ſtehen bleibt, ſich auf die Gegenſeite hin mit ungerechter Anklage und partheiiſcher Verbitterung wirft. Herder's Biographie, die biographiſchen Mittheilungen über Forſter, Huber, und noch andre Schriften dieſer Art, ſind als Beiſpiele dieſes Abweges zu nennen, welchem indeß auch die Arbeiten von Männerhand nicht immer entgehen. Nun wollen wir zwar nicht läugnen, daß etwas mehr Energie und Selbſtgeiſt dieſen Schilderungen Niebuhr's gar ſehr zu Gute kommen würde; allein von dem Vorwurfe der Partheilichkeit und Verbitterung müſſen wir ſie durchaus freiſprechen. Es lebt in ihnen ein reiner, edler Sinn, der die Liebe und Verehrung, ohne welche man freilich ein ſolches Buch gar nicht denken mag, in ihren ſichern Maßen und dadurch nur um ſo feſter hält, keineswegs aber, um den perſönlichen Intereſſen Vorrecht und Geltung zu erzwingen, überall und unbedingt die ganze Welt in Unrecht und Irrthum gegen jene ſtellen möchte!

Die Briefe Niebuhr's beginnen vom Jahre 1794 und reichen in dieſem Bande bis zum Jahre 1816. Sie ſind von mannigfachſtem Inhalt und Anreiz, und bieten, außer ihrem ſachlichen, für Gelehrſamkeit, Weltverhältniſſe und Geiſtesleben höchſt ergiebigen Stoff, eine ſeltne, immer neu anregende und ſpannende Merkwürdigkeit in Bezug auf ihren Urheber. Die Vorrede ſpricht nur von Auszügen, und wir müſſen vermuthen, wie wir es auch öfters angemerkt ſehen, daß vieles zurückgehalten worden; das geſchieht aber wohl in der Regel, nach jedesmaliger Maßgabe und Zuſtändigkeit, nicht der Sache oder des Autors, ſondern der Herausgeber. Wir glauben jedoch, daß nichts Weſentliches oder beſonders Erhebliches uns hier entzogen worden. Wir finden überhaupt, daß bei ſolchen Mittheilungen, über welche jedesmal geſchrieen wird, und denen eine bald vornehm-ſtrenge, bald zart-edle Scheinbeſorgniß gar zu gern Grundſätze und Schranken aufſtellen möchte, doch die Praxis immer dieſelbe bleibt. Wer war ſtrenger in ſolchen Dingen als Jacobi und ſeine Freunde, und wer kann in der That hiebei mehr zum Vorbilde dienen, als Roth bei Herausgabe des Jacobi'ſchen Briefwechſels? Aber, wie vieles auch dort unterdrückt ſein mag, furchtbare Stellen über die nächſten und zarteſten Verhältniſſe, über Bucholz z. B. und über die Fürſtin Gallizin, ſtehen doch groß und breit da! So haben wir auch von einer andern Seite, woher man mit ſcharf ausgeſprochenen Maximen in dieſem Betreff uns oft beängſtigen und verſchüchtern wollte, bei dargebotener Gelegenheit ſolchen Boden ruhig aufwühlen ſedem, den wir nicht wiederum betreten haben! Auch der gegenwärtige Briefwechſel beſtätigt hierüber unſre Anſicht; wer etwas mitzutheilen hat, der giebt es, ſofern nicht feine Rückſichten ihn abhalten, welche niemals die Rückſichten aller Welt ſein können. Und wie ſollte irgend eine Eigenthümlichkeit, ja nur ein Daſein ſich durch das Leben bringen, ohne durch Drang und Stoß Raum erlangt zu haben? wie könnte die Erzählung des Geſchehenen, ſei es perſönlich oder allgemein gefaßt, ohne Verletzung tauſendfacher Intereſſen Statt finden? Von Niebuhr nun gar, dem ſcharfen, viel und herb tadelnden, dürfte nie ein Bild verſucht werden, wollte man jeden Zug davon ausſchließen, der irgendwo verletzt oder mißfällt. Wir können es nur billigen und dafür danken, daß bei Herausgabe ſeiner Briefe nicht ſo überzart verfahren worden. Wir haben dafür ein um ſo wahrhafteres und lehrreicheres Bild. Die ſcharfen Äußerungen über Herder, Schleiermacher, Johannes von Müller, möchten wir nicht miſſen, ſie ſind uns wichtig ſowohl für die genannten Männer ſelbſt, als für Niebuhr, der im Tadel, auch wo dieſer ungegründet ſein mag, das eigne Weſen am meiſten zu erkennen giebt. Die Herausgabe dünkt uns in dieſer Hinſicht mit Takt und Beſonnenheit geführt, und über zu große Ängſtlichkeit haben wir nicht zu klagen. Wenige Namen ſind verhüllt worden, die meiſten ohne Hehl genannt, wobei nur öfters in der Schreibung mehr Richtigkeit zu wünſchen wäre, denn manche ſind übel entſtellt. (So wird auch der Staatskanzler Hardenberg immer Graf genannt, welches er nie geweſen, und wenn in dem Briefe vom 16. Juni 1813 ſteht: „Graf Hardenberg“ und „Fürſt Metbraucht", ſo iſt es offenbar, daß dies in den Text hinein eingefügt worden, da Niebuhr ſelbſt unmöglich damals beide ſo hat bezeichnen können.) Daß aber in manchen Stellen, wo die heftigſten und ſchwerſten Anklagen ausgeſprochen werden, keine Namen genannt ſind, dürfte wohl ſchon der Vorſicht des Schreibers zuzuſchreiben, nicht dem Herausgeber; aber das Verletzende wird dadurch nicht gemindert, im Gegentheil die Deutung nur erweitert, wie denn in der That manches Geſagte im Dunkel tiefer treffen und ſchmerzen mag, als ein offner Angriff, der doch Vertheidigung, und vielleicht Rechtfertigung, geſtattet.

Wenden wir uns aber nun zu Niebuhr ſelbſt. Er wurde geboren am 27. Auguſt 1776 zu Kopenhagen, von deutſchen Eltern, denen aber Dänemark ein zweites Vaterland geworden war. Dieſes amphibiſche Verhältniß, welches Niebuhr'n gleich bei dem Eintritt in die Welt empfing, war ein erſtes Schickſalswort, an dem er zeitlebens zu tragen hatte. Ein zweites, noch verhängnißvolleres, ging aus den Umſtänden und der Denkart ſeines Vaters hervor. Es iſt ſchade, daß der vortreffliche Abriß, welchen Niebuhr von dem Leben ſeines Vaters geliefert hat, dieſem Buche nicht beigefügt worden; der Leſer hätte darin die beſte Einleitung und Erklärung ſo mancher Klagen finden können, welche nun erſt durch mühſame Aufmerkſamkeit und verknüpfende Folgerungen ſpät eingeſehen werden; die kleine Schrift iſt überdies lange nicht nach Verdienſt bekannt geworden. Carſten Niebuhr, der berühmte Reiſende, ein Mann von größter Aufrichtung und Gediegenheit, war alles durch innere Tüchtigkeit geworden. Von dem Sohne, den er mit welchen Anlagen begabt ſei, erwartete er das Außerordentlichſte, und hoffte ihn, deſſen Wiege ſchon im Glanz und Reichthum des väterlichen Namens gänzlich entbehrt, alles erlangen zu ſehen, was dem eigenen Leben noch verſagt geblieben war. Er meinte, auf gleiche Weiſe wie die Organe, müßten auch die geiſtigen Gaben des Erben ſich entwickeln, durch innere Anregung, wobei die äußere Hülfe und Leitung des Studiums nur Nebenſache ſei. Allein hierin verkannte er das Naturell und die Fähigkeiten des Knaben, welche eine ganz entgegengeſetzte Art und Richtung forderten. Derſelbe hatte einen ſchwachen, reizbaren Körper, aber das wunderbarſte Gedächtniß, wenig Hang und Kraft für ein ſtilles Stubenleben, hingegen eine große Macht geſtaltender — nicht ſchaffender — Phantaſie. Dieſe Verbindung von Eigenſchaften und Anlagen bedarf der Leitung und Pflege, bedarf der geordneten Nahrung beſonders für das ſtaunende Gedächtniß, durch welches der Knabe wirklich berufen war, einer der größten Phänomene von Gelehrſamkeit zu werden. Allein der Vater nahm als ausgemacht und unbezweifelt an, daß ſein Sohn auch im Welt- und Geſchäftsleben gedeihen und eine glänzende Rolle durchſpielen müſſe. Das eigne Beiſpiel, und die Überzeugung von den großen Fähigkeiten des Sohnes, machten ihn hierin ganz ſicher, und er verſäumte, dieſe Fähigkeiten in derjenigen Richtung auszubilden, in welcher er, freilich zu einem andern Ziele als dem vorgeſteckten hin, hätte gebildet werden müſſen. Es iſt ſchmerzlich zu leſen, wie ſehr Baratier in ſeinen beſten Knaben- und Jünglingsjahren vernachläſſigt wurden, wie wenig Unterricht er empfangen, während ſein Ehrgeiz und ſeine Einbildung ſtark angeregt und gewählet worden, und in seinen Beschäftigungen die größten Möglichkeiten [illegible]. Wirklich war ihm durch sein außerordentliches Gedächtniß eine Macht verliehen, durch welche jedes Gebiet leicht zu erobern schien. Fiel er, in Holstein mit den Eltern in einer kleinen Stadt [illegible] wie auf dem Lande lebend, während aller Welt nicht körperlich [illegible], und auch den Umgang für die freie Natur entbehren, [illegible] für seine ganze Entwicklung. Dabei war er im eigentlichsten Sinn ein liebevoller [illegible], voll Bewunderung und Zuneigung für den Vater, dessen Schriften und Meinungen er völlig annahm. Erst in der Folge, als er das [illegible], [illegible] seinem [illegible], [illegible], durch seine [illegible] auch in Dingen auf, daß seine Eltern nicht hart genug mit ihm gewesen, und ihn nicht für seine Bestimmung erzogen, wie er mit einer [illegible] und doch [illegible] [illegible] selbst [illegible].

Er kam [illegible], der [illegible] mit Frühzeitigkeit durch vielfache Kenntnisse an sich gebracht, aber durch einen längern Aufenthalt in der Handelsschule des berühmten Büsch zu Hamburg auch schon erfahren hatte, wie [illegible] ihm unter fremden Menschen und [illegible] Richtungen sei, [illegible] im Jahre 1794 zur Universität nach Kiel, wo sich bei dem [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible]. Er [illegible] die Strenge [illegible] und Tugend, [illegible] den [illegible] Geist, fand sich aller Lehrer und Freunde, welche [illegible] und Achtung, [illegible] in [illegible] Verhältnissen mit den Eltern, und die Zukunft lag [illegible] vor ihm, wo die Gegenwart [illegible] befriedigend war. Dennoch fühlte er sich im Ganzen [illegible] und [illegible], an-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] haben.

[illegible] Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und in dieser Eigenschaft begann er an der Universität zu Berlin, deren Eröffnung eben erfolgt, seine Vorlesungen über die römische Geschichte vorzutragen. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wurde er veranlaßt, nachdem er sich noch lang vorher gegen alle sogenannten Rechtsverbindlichkeiten erklärt hatte, eine Bestellung für das neuerrichtete Königreich der Niederlande aufzunehmen, die jedoch unberücksichtigt blieb. Seine Geschäftsverwaltung brachte er nur unter großen Schwierigkeiten vorwärts, und nicht zu Ende. Darauf und mißmuthig kam er nach Pyrmont, hielt sich dann in Holstein und Hamburg längere Zeit auf, und war im Oktober 1809 wieder in Berlin.

Hier schließt nun der erste Band dieser reichen und belehrenden Mittheilungen, und wir hoffen, daß der zweite bald nachfolgen, und das Bild der wichtigen Persönlichkeit und der bedeutenden Zeitbeziehungen, in welchen sie erschienen ist, vollenden wird. Wir werden hier Niebuhr zunächst wieder als Schriftsteller hervortreten sehen, und zwar als politischen, der bemüht ist, die Rechtmäßigkeit Preußens in Betreff Sachsens zu erweisen; seine Schrift, in ihrer Rechtsentwicklung durch übergroßen Scharfsinn fast gefährdet, ist überall vortrefflich, wo Gesinnungen und allgemeine Bezüge zur Sprache kommen. Die Wiederkehr Napoleon's von Elba, der Tod der geliebten Gattin, und die neuen politischen Gährungen, erschütterten auch einmal sein Gemüth, und der angeborne Mißmuth drängte sich auch schon in bittern Äußerungen hervor. War er in jener früheren Schrift mit Nachdruck für die Sache des Landes und im Sinne der höchsten Staatsbehörde aufgetreten, so nahm er durch eine spätere an dem neuern Kampfe Theil, der zwei entgegengesetzte Parteien heftig aufregte. Seine bittere, schneidende Schrift gegen den Geheimrath Schmalz, welcher das [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]

[illegible] beſchäftigt hatte, war, in Verbindung mit einer [illegible] [illegible] Schrift Schleiermacher's, ein [illegible] Sieg; doch mit den [illegible] Einflüſſen [illegible] Niebuhr [illegible] völlig [illegible], und ſeine Ausſicht im Staatsdienſte für immer verſchloſſen. Dennoch war dieß nicht der Fall; auch bei ſpäteren Regierungsänderung die Anerkennung, und als Niebuhr zum preußiſchen Geſandten in Rom ernannt wurde, galt dieß allſeitig für eine der Perſon wie der Sachen vollkommen gemäße Auszeichnung. Eine zweite Heirath verlieh auch auf dem neuen Schauplatz in der Fremde das gewohnte häusliche Glück. Über den Aufenthalt in Rom haben wir gewiß die anziehendſten Nachrichten und merkwürdige Aufſchlüſſe zu erwarten, aus denen ſich dann auch ergeben wird, wie ſo eine Stellung, die ſchon an ſich eine der glücklichſten in der Welt, für einen Mann aber, dem die Geſchichte Rom's zur Mitte aller Schriftthätigkeit geworden war, vollends die Fülle aller Wünſche bieten mußte, gleichwohl diesen nicht befriedigte. Auch hier entwickelt ſich Niebuhr einer heftigen Mißſtimmung nicht, der theils die [illegible], [illegible] Geſchäfte, theils das [illegible] in [illegible] [illegible], und [illegible], wie [illegible] [illegible] [illegible], die zu [illegible] [illegible] [illegible] des Vaterlandes ſelbſt, [illegible] [illegible]. Nach wenigen Jahren ſchon konnte er einwilligen, eine Stellung aufzugeben, die ihm kaum ein Glück dünken ließ. Dennoch that er diesen, und zwar ſeinem [illegible], was früher Jugend in [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Wunſche gemäß, in der Stellung eines Lehrers der Geſchichte an der Univerſität zu Bonn. Hier gewann er zum zweitenmale das Glück ungeſtörter ruhiſtaatsmänniſchen Arbeiten, dann ſetzt er ſeine römiſche Geſchichte wieder fort, greift in andre Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft ein, und ſieht eine ſtrebende Jugend um ſich her, die ihn ehrt und liebt. Aber alle dieſe Arbeiten und Verhältniſſe, über den Einfluß, welchen er, auch ohne es zu wollen, fortgeſetzt auf Staat und Welt behielt, über ſeine Bezüge zu Freunden, zu Gegnern — beſonders von dem Grafen [illegible], von den Schwager [illegible] — endlich über ſeinen allzu frühen Tod, den die im nahen Frankreich wiederausgebrochenen Stürme beſchleunigten, laſſen wir in dem erwähnten zweiten Bande dieſes Werkes die näheren Angaben und Aufſchlüſſe, welche, wenn ſie auch für uns ſchwerlich ganz Neues und Unbekanntes bringen, doch das Bekannte lichtvoller und ſachgemäßer darſtellen und durch [illegible] Zeugniſſe beſtätigen werden.

Faſſen wir die verſchiedenen Seiten und Erſcheinungen, welche ſich uns bisher einzeln dargeboten und unſern Antheil erregt haben, in ihrem Geſammtbezuge, der das Individuum ſelbſt iſt, ſo laſſen ſich folgende Ergebniſſe der Betrachtung kaum vermeiden. Das entſchiedene Übergewicht Niebuhr's lag in ſeinem großen Wiſſen, und dann in der ſtrengen Redlichkeit, die er zu jedem Studium mitbrachte und darin behauptete. Dieſe beiden Momente genügen, einen ausgezeichneten und edlen Menſchen, ein bedeutendes Geiſtesgepräge und eine hohe Lebenswürde darzuſtellen. Aber die lange Stufenreihe geiſtiger und ſittlicher Eigenſchaften, welche innerhalb jener beiden Eckſäulen ſich gebildet, durcheinanderdrangen, die einzelne [illegible] und das wirkliche Urtheil beſtimmen, hat ein ſonderbares Gemiſch, worin jene Vorzüge wohl ein ganz verſchwindenden, doch mitunter zu entſchiedenen Nachtheilen ſich kehrten. Wir haben nicht die Abſicht, dieſen inneren Wirkungen und Zuſtänden in den Tiefen der Seele nachzuſpüren, noch ſie im Einzelnen gegen einander abzuwägen, ſondern wollen nur die Eigenſchaften, welche am entſchiedenſten in ihm gegen die Welt an den Tag traten, mit kurzer Andeutung bezeichnen.

Ein Staatsmann, möchten wir paradoxerweiſe ſagen, war er nicht, wenigſtens nicht in dem Sinne, in welchem er es zu ſein meinte. Schon ſein Streben zu Welt und Geſchäften hielt nicht Stand, ſie wurden ihm gleich zu viel, und erfüllten ihn doch nicht, ſein Hang zu gelehrten Arbeiten überwog. Zum höheren Leiten und Verwalten fehlte ihm aber auch das Talent; er konnte Sachen und Menſchen in einzelnen Richtungen leicht und ſcharfſinnig auffaſſen, aber der Zuſammenhang des Lebens entging ihm, und die Ereigniſſe, welche er doch bisweilen ſogar vorherſagte, beſchämten und verwirrten ihn, wenn ſie eintraten. Seine Kenntniſſe und Einſichten konnten allerdings in Staatsſachen dienen, ja durften als höchſt erſprießliche gelten, aber nur indem er ſie als Rath und Hülfsmittel darbot, oder als Anklage und Vorwurf entgegenſtellte. In dieſer Hinſicht hätte er in einem parlamentariſchen Staate eine große Wirkſamkeit entfalten können, wo nicht als Redner, doch als Sachverſtändiger, und daher als nützlicher Freund und gefährlicher Gegner. Wirklich ſtand er meiſt in der Oppoſition, einer Stellung, deren Möglichkeit und Nothwendigkeit im Staate uns erſt neulich Gentz mit kurzen Worten gründlich dargethan, und dieſe bisher bei ſeiner auf mannigfache Weiſe, zwar ohne Rednerbühne, aber durch Schrift und Geſpräch, und gewiß nicht ſelten mit bedeutender Wirkung aus!

Was ihm als Staatsmann abging, kam ihm inſonderheit um ſo mehr als Menſchen zu Gute. Seine gefühlvolle Herzlichkeit, ſein ſittlicher Ernſt, ſeine Lauterkeit und Treue, ſeine geiſtige Abſonderung und edle Entſagung, alle dieſe Eigenſchaften, welche ihn wahrhaft liebenswürdig machten, würden bei größerer ſtaatsmänniſchen Ausbildung nicht ſo im Hintergrunde ſeines Weſens haben verweilen können. Dagegen hätten freilich ſeine Reizbarkeit und der heftigſte Mißmuth, der ſich daraus ergab, die übertriebenen Anſprüche, die er ſtets an ſich ſelbſt und oft auch für ſich machte, ſo wie die bittere Schärfe und harte Einſeitigkeit des Urtheils, durch die er Andere kränkte, ſich bei etwas mehr weltmänniſcher Haltung und Sorge zu milden Äußerungen herabſtimmen müſſen.

Mit vielen hochbegabten Menſchen, und gleich mit dem Miniſter vom Stein, der ihm ſo geehrt und bewundert war, theilt Niebuhr den Mangel des äſthetiſchen Urtheils. Was er an den Dichtern alter und neuer Zeit ſchätzte, war nicht das Dichteriſche. Seine Äußerungen über Goethe's Wilhelm Meiſter geben die Schwäche ſeiner Auffaſſung in dieſer Hinſicht völlig kund. Es gelangt auch ſeine eigne Darſtellungs- und Ausdrucksweiſe nicht zur ſiegenden Meiſterſchaft. Er ringt faſt immer mit der Sprache, iſt in ſeiner Schreibart höchſt ungleich, und macht die umgeſtaltſten und ſchleppendſten Wendungen; nur wenn er das ihm ganz Vertraute und Eigne aus dem Innern hebt, iſt er meiſt auch im Ausdruck unterſtützt, wie zahlreiche Stellen ſowohl in der römiſchen Geſchichte als auch in den gegenwärtigen Briefen darthun.

Sein ſittliches Urtheil iſt nicht frei von Übertreibung, im Lobe ſowohl als im Tadel, doch iſt es nie ganz willkürlich und grundlos; immer iſt es eine richtige Wahrnehmung, die ihn leitet, und nur für ihren Ausdruck iſt er oft ohne Maß. Uns iſt es als eine ſchöne Eigenheit ſeiner Urtheile über Menſchen aufgefallen, daß er im Guten beſſer und ſicherer urtheilt, als im Schlechten, und daß da, wo er haßt und tadelt, mehr abzurechnen und zu beſchränken iſt, als wo er liebt und rühmt. Da immer etwas Erſchautes zum Grunde liegt, ſo bleiben ſeine Urtheile immer merkwürdig, und geben Stoff zum Nachdenken. In dieſem Betreff ſind beſonders die ſchönen Stellen über Schleiermacher, Herder und Johannes von Müller von großem Intereſſe. Daß Verehrung und Liebe ſeinen Blick nicht blendeten, ſondern eher ſchärften, bezeugen die treffenden Bemerkungen, die ſich einigemal über Jacobi und Stein ihm aufdrängen.

Niebuhr's geſammte Erſcheinung hat etwas Gemiſchtes und Sonderbares, das ſich nicht leicht unter gewöhnliche Benennung bringen und mit Ähnlichem zuſammenſtellen läßt. Die Zeit dürfte ſchwerlich ſo bald wieder eine ſolche Geſtalt entſtehen laſſen. In Bezug auf Natur-Anlagen, Entwicklung und Schickſal iſt er das vollkommenſte Widerſpiel von Goethe, dem geiſtgrößten und weiſeſten Menſchen des Jahrhunderts. In ſeinem Verhältniß zum Staate möchten wir ihn mit Chateaubriand, in ſeiner beweglichen Geſichtsweiſe mit Johannes von Müller vergleichen; als Autor jedoch hat er nicht die glänzende Phantaſie des erſteren, noch die ſchriftſtelkritiſche Fertigkeit des letztern; an Scharfſinn, Gründlichkeit und Gediegenheit übertrifft er beide; an Reinheit der Geſinnung und des Wandels aber ſteht er uns ohne alle Vergleichung auf der höchſten Stufe.

Vecchie Romanze spagnuole. Recate in Italiano da Giovanni Berchet. Brusselle, 1837.

In allen Völkern, wo ſich ein litterariſches Streben entſchieden darſtellt, geht daſſelbe zuletzt auf eine Bildung aus, die nicht mehr abgeſondert, ſondern gemeinſam ſein will. Im Mittelalter war das Gemeinſame urſprünglich, und ging in das Beſondere über; die Völker lebten alle von derſelben Quelle der Dichtung, aber dennoch dichtete jedes Volk nur für ſich. Als nach langem Schlummer die Litteratur des griechiſch-römiſchen Alterthums wieder hervortrat, drängte dieſe große Bewegung den romantiſchen Strom überall zurück, und anſtatt der volksthümlichen Einzelheiten, in die er ſich zertheilt hatte, erhob ſich ein gemeinſames Vorbild, welches außerhalb jedes vorhandenen Volkes ſtehend jedem gleicherweiſe zum Muſter diente. Inzwiſchen nahm dieſes Klaſſiſche, welches ſich als die gemeinſame und alleinige Bildung geltend machte, doch ſehr verſchiedene Geſtalt und Färbung an, und was zuletzt unter jenem Namen, und als vorgebliche Nachahmung der Alten, in franzöſiſchem Gepräge ganz Europa durchherrſchte, war wirklich nur eine neue Einzelheit, die ſich an die Stelle aller andern willkürlich eindrängte. Daß eine gemeinſame Bildung anzuſtreben ſei, an welcher jedes Volk dadurch Theil zu nehmen habe, daß es ſeine Beſonderheit weder aufgebe noch voranſtelle, ſondern grade ſeine urſprünglichſte und eigenſte Weiſe mitbringe und durch dieſen Beitrag jenes Gemeinſame machen helfe, — dieſe Wendung iſt ein Fortſchritt, der ganz unſrer neueren Zeit, und vorzugsweiſe den Deutſchen angehört.

Alle Poeſie als ein Gemeingut anzuſehen, und den Dichtungen aller Völker wechſelſeitig Zugang und Stätte zu ſichern, iſt ein Unternehmen, welches größtentheils dem tiefen Weltbürgerſinn und freien Forſchungsgeiſte der deutſchen Kritik anzurechnen bleibt. Leſſing und Herder ſind hier zuerſt zu nennen, dann beide Schlegel und Tieck, aber die ganze Nation, die Überſetzer, Sprachgelehrten, Alterthumsforſcher und Philoſophen, alles wirkte bewußt und unbewußt in dieſer Richtung, welche nun die ganze litterariſche Welt durchdringt, und in dem inhaltreichen, mit dem Fortgange der Zeit und Einſicht noch ſtets wachſenden Worte Goethe's ihr kräftiges Bewußtſein ausgeſprochen hat. Kein Zeitalter, kein Volk hat jetzt mehr für ſich allein gedichtet, ſondern alle mit- und nachlebenden haben Theil daran, eignen ſich von dem eröffneten Reichthume zu, was ihnen genehm und brauchbar iſt.

Die neue Anſicht und Behandlung der Poeſie iſt für keine Gattung wirkſamer und günſtiger geworden, als für die eigentlichen Volkslieder, für die zum Theil uralten Geſänge, in welchen ſich die Thaten, Geſinnungen und Sitten der Voreltern bewahrt haben. Engländer, Franzoſen, und Andre, haben ihren derartigen Gedichten früherhin wohl manche Beachtung zugewendet, aber als Gegenſtänden der Alterthumsforſchung, als Sprachdenkmalen, oder auch als hiſtoriſchen Zeugniſſen; als Poeſie hat erſt die neuere Zeit ſie gewürdigt, geſammelt und zum Austauſche gebracht.

Am wenigſten Eingang hat bisher Italien dieſer neuen Betrachtungsweiſe geſtattet, es ſchien, als wenn der üppige Reichthum eigner Poeſie hier völlig genügte, wo zum Überfluſſe, ſofern außerhalb dieſes Reichthums ja noch ein weiteres Bedürfniß vorkäme, der große Hinterhalt klaſſiſcher Bildung ſtets bereit ſtand, mit dem ſich die Italiäner vorzugsweiſe gern gedeckt und beruhigt haben; nächſt den Franzoſen glaubte keine Nation ſo gewiß und vollſtändig dieſes Klaſſiſche zu beſitzen und zu bewahren. Allein die verhärteten Vorurtheile konnten auch hier auf die Dauer dem neuen Andrange nicht [illegible]derſtehen, der ſeit zwanzig Jahren für die Romantik eröffnete Kampf: gewinnt immer mehr Boden, und von allen Seiten bereitet ſich der Sieg für diejenige Richtung der Litteratur, welche die ſtarre Abgeſchiedenheit und Einbildung löſt und in den allgemeinen Entwicklungsgang fortreißt. Der einzelne Schriftſteller, der in ſolchem Sinne zu wirken denkt, ſteht indeß auch einzelnen Momenten des Kampfes gegenüber, und hat ſolche beſtimmter in's Auge zu faſſen, um ſich ſeiner Vortheile jedesmal möglichſt zu verſichern. So mag denn auch der Autor des gegenwärtigen Buches ſich nicht verhehlen, daß er dieſem Verſuche, den poetiſchen Geſichtskreis ſeiner Landsleute zu erweitern, in Italien fürerſt noch keine große Gunſt verſprechen könne. Er ſieht ſein Unternehmen für ein ſehr gewagtes an, und hat daſſelbe daher auch insbeſondre nach den Bedingniſſen, denen er begegnen mußte, eingerichtet.

Hr. Berchet, der durch ſeine lyriſchen Gedichte in Italien einen großen Ruf erworben hat, und ſeinen Landsleuten in ähnlicher Weiſe theuer geworden, wie es uns Uhland und Rückert durch manche ihrer Lieder ſind, hält ſich gleichwohl für keine hinreichende Autorität und Macht, um ihnen den poetiſchen Standpunkt zuzumuthen, deſſen er ſich längſt durch friſchen Geiſtesſchwung und gründliche Studien bemächtigt hat. Er wagt es nicht, ihnen das Fremde, das er ihnen mittheilen möchte, gleich in aller Fülle und Mannigfaltigkeit darzubieten; einer Sammlung von Volksliedern aller Nationen, wie Herder ſie uns vor ſechzig Jahren gab, dürfte er in Italien keine Aufnahme verſprechen; er geht daher klug und leiſe zu Werk, indem er aus dem großen Vorrathe, der ihm offen liegt, ſorgſam dasjenige auswählt und bearbeitet, was er dem verwöhnten und in dieſer Beziehung nur wenig lenkſamen Sinne der Italiäner noch am meiſten annehmlich glaubt. Deutſche und nordiſche Helden- und Volkspoeſie darf er ihnen für jetzt noch nicht vorſetzen, ſie würden unter der harten und rauhen Schale den herrlichen Kern nicht erkennen, und die ganze Gattung beim erſten Anblick verwerfen. Aber den ſpaniſchen Romanzen kann es gelingen, in dem Verwandten und Nahen das Ausländiſche überhaupt aufzuſchließen, und den Sinn für Fremdartigeres vorzubereiten. Ein doppelter Vortheil muß hiebei wirken, die Ähnlichkeit der Grundlagen, auf denen das Leben beider Völker im Ganzen beruht, und alſo auch die Ähnlichkeit der beiden

Sprachen, und ſodann die verhältnißmäßig höhere Bildung, welche den ſpaniſchen Romanzen vor andern Volksliedern eigen iſt. Die Spanier haben nämlich ihre alte Volkspoeſie nicht ſo ſchnell und ganz, wie andere Völker dies gethan, z. B. die Franzoſen und beſonders die Deutſchen, gegen den Andrang ſpäterer Bildung aufgegeben, ſondern ſie mit Liebe gepflegt und bewahrt, und bis an die letztere Zeit herangeführt, ſo daß ſie den Forderungen eines verfeinerten Geſchmackes weniger entfernt ſtehen, als etwa franzöſiſche und deutſche Gedichte gleichen Schlages.

Der Autor giebt über die ſonderbare Auswahl ſeiner Stücke, die Hülfsmittel, deren er ſich dabei bedient, ſo wie über ſein gänzes Verfahren beim Übertragen, in der Vorrede befriedigende Rechenſchaft. Man muß ſeinen Gründen überall beipflichten, und ſeinen Einſichten den weiteſten Umfang anerkennen. Er zeigt ſich als ein ſachkundiger Gelehrter, als eindringender Kritiker, gleich ſtark durch Scharfſinn und durch Geſchmack, und überhaupt als Mann von großem Verſtand und reichem Geiſt.

Betrachten wir die überſetzten Gedichte näher — es ſind ihrer gegen achtzig, mehrentheils nicht kurze Romanzen —, und vergleichen ſie mit den ſpaniſchen, ſofern uns dieſe letztern bekannt und gegenwärtig ſind, ſo gewahren wir ſogleich, daß hier ein Dichter überſetzt hat, der ſeiner Tonart vollkommen Meiſter iſt. Dies war um ſo nöthiger, als dieſe Gedichte zwar die leichteſten zum Annehmen für den Italiäner dünken durften, aber keineswegs deßhalb auch die leichteſten zum Übertragen waren. Aus der Nähe ſelbſt und Verwandtſchaft, die hier Statt findet, erwuchſen neue Schwierigkeiten, von denen der Überſetzer mit Recht verſichert, man ahnde ſie kaum, bis man ſie durch den Verſuch erfahre. Schon die äußere Form, ſo nahe ſich beide Sprachen hier aneinander halten, konnte nicht dieſelbe bleiben, und eine ſcheinbar geringe Abweichung begründet einen ungeheuern Unterſchied. Die Versart iſt an Umfang und Tonfall ungefähr dieſelbe, aber der italiäniſche Dichter mußte auf die Aſſonanzen des ſpaniſchen verzichten, und brachte dafür den Reim heran. Hr. Berchet will zwar auf die Aſſonanzen wenig Werth legen, und bezeichnet ſie als ein langweiliges Einerlei, jedoch darin ſtimmen wir ihm nicht bei, und wir halten es für einen weſentlichen Verluſt, daß er ſie nicht wiedergeben konnte. Die Romanze theilt ſich zwar auch im Spaniſchen meiſtens vierzeilig ab, allein dieſe Eintheilung ſchneidet nicht ſcharf ein, und läßt die grandioſe Strömung ungehindert, in welcher ſich der epiſche Vortrag über die gleichmäßig durchklingenden Aſſonanzen hinwälzt. Der Überſetzer hingegen muß ſeine Erzählung weit beſtimmter in vierzeilige Strophen zerſchneiden, die zugleich jedesmal durch ihren eignen Reim für ſich beſtehen. Daraus erwächſt ein ſehr verſchiedener Karakter für dieſe Lieder, je nachdem wir ſie ſpaniſch oder italiäniſch leſen. Das Spaniſche hat den Vorzug eines mehr ſchwebenden Fortgangs, eines ſtolzen und doch leichten Hinwallens, das Italiäniſche dünkt uns in ſeinen Abſchnitten vertraulicher und ſchärfer, zuweilen auch von gedrängterer Kraft. Da hier eine ächte Dichterhand waltet, die nicht nimmt ohne auch wieder zu geben, ſo hat wenigſtens die Poeſie im Ganzen bei jener nothwendigen Veränderung nicht ſonderlich leiden dürfen.

Zur Probe geben wir einige Strophen der Überſetzung der berühmten Romanze aus den Kriegen von Granada: „Rio verde, rio verde“, deren Ton und Inhalt ehmals die Leidenſchaften ſo gewaltig aufregte, daß die Hörer zu den Waffen griffen, und das Lied nicht mehr geſungen werden durfte. Bei Hrn. Berchet lautet der Anfang:

Fiume verde, fiume verde,
Quanti corpi bagni in te
Di Cristiani e d' Infedeli,
Che la spada a morte die'!

J tuoi flutti cristallini
Sangue rosso gli smaltò;
Chè in tra i Mori ed i Cristiani
Gran battaglia si appiccò.

Morir Duchi, morir Conti,
Tutti d'alta qualità.
Morì gente di gran vaglia
Dell' ispana nobiltà.

Wir geſtehen, und glauben jeden Leſer, dem das Spaniſche gegenwärtig iſt, mit uns einverſtanden, daß wir hier die herrliche Aſſonanzen-Fülle: „bagna, spada, esmaltan, batalla, salva“ u. ſ. w. ſchmerzlich vermiſſen, und den ſtrömenden Wohllaut durch die zugeſpitzten Reime nicht erſetzt finden.

Hr. Berchet, der dieſes Buch, einen Vorläufer künftiger ausführlicheren und gewichtigeren Gaben, ſeinen Landsleuten als einen Beitrag zu ausgleichender und verſöhnender Bildung mit edlen Worten herzlich darbietet, hat demſelben noch eine beſondere perſönliche Zueignung vorgeſetzt, die wir als ein Muſter ſchönen und würdigen Ausdrucks hier nicht weglaſſen dürfen, ſie lautet alſo: „A Donna Costanza Arconati Visconti, come tributo di fervida e rispettosa amicizia, come testimonianza di grato animo, consacra Giovanni Berchet queste Romanze spagnuole, lavorate da lui ne' giorni quando Ella, nel suo castello di Gaesbeck, col limpido ingegno, col pronto sapere non ostentato, colla schietta gentilezza ospitale, gli disaspriva il desiderio della comune patria lontana, e gli volgeva in favorevole fortuna la dura necessita dell' esulare."

Reliquien von Juſtus Möſer und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Berlin, 1837.

„Advocatus patriae!" Wie viel Reiz und Macht in einem ſchönen Namen liegt, ſehen wir aus dem Vergnügen, das dieſer Titel Möſer's überall, und auch bei denen erweckt, welche recht gut wiſſen, daß dieſer hochklingenden Bezeichnung nur ein beſchränktes Geſchäftsamt zum Grunde lag, keineswegs berechtigt, ein ſo tiefes Intereſſe aufzurufen, als wir gewohnt ſind im Allgemeinen mit dem Worte Vaterland zu verknüpfen. Doch im gegebenen Falle gründet ſich jenes Vergnügen freilich auch beſonders auf den Umſtand, daß der treffliche Mann, dem ein ſo vielſagender Titel beſchieden war, in ſich ſelber die Kraft und die Gaben hatte, ihn in einem höheren Sinne, als dem ſeines Amtes, zu verdienen, und das angenehme Spiel des Zufalls in eine würdige Wahrheit zu verwandeln. Wirklich herrſcht in Möſer überall das Vaterländiſche, das rein und ganz Deutſche vor, und auch darin treu und bezeichnungsvoll, daß dieſes Deutſche in einer beſondern Landſchaft, in einer beſtimmten Örtlichkeit wurzelt, und grade in dieſer Geſtalt ein Gemeingut für die Geſammtheit wird. Möſer iſt erſt dadurch ein rechter Deutſcher, daß er ein Osnabrücker iſt. Seine Wirkung hat ſich innerhalb dieſes Landes höchſt fruchtbar erwieſen, unendlich mehr aber iſt ſie für das geſammte Vaterland geworden, und hat deſſen Geiſtesbildung und Volksgedeihen mächtig gefördert. Seine Patriotiſchen Phantaſien und ſeine osnabrückiſche Geſchichte ſind Kern- und Glanzpunkte unſrer reichſten Entwicklungszeit. Damals beſonders wollte ſich die Gegenwart, wie faſt immer, gegen die Vergangenheit überheben, ſich eilig und ſcharf von ihr ablöſen; Möſer hielt ſie kundig und geſchickt zuſammen, erklärte und ſtärkte die eine durch die andre, und ſicherte dadurch viel koſtbares Gut, dem man ſchon übereilt entſagen wollte, mehr noch einen Sinn, der in der Nation ſeitdem erſt recht mit Bewußtſein ſich feſtgeſetzt hat. Auf dieſe Weiſe hat denn auch Möſer weit über ſein Leben in die Zukunft gewirkt, und auf die vaterländiſchen Angelegenheiten bis in unſre Tage hinein einen ſegenreichen Einfluß geübt. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſeit der Befreiung von der Fremdherrſchaft in deutſchem Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Möſer's mitthätig geweſen, ja ſich als ausgeſprochene Richtung mehr oder minder geltend gemacht hätten. Noch erſt kürzlich hat die Errichtung ſeiner Bildſäule den deutſchen Vaterlandsgeiſt lebhaft erregt, und mahnt auch eben jetzt wieder am rechten Orte zu Muth und Ausdauer im wohlgegründeten Recht. „Advocatus patriae!“ So ſei er uns auch fernerhin geprieſen und bewährt! —

Nach den vortrefflichen Worten, welche Goethe bei zweimaliger Gelegenheit über Möſer geſagt, wäre es ſchwer, eine Bezeichnung ſeiner Eigenheit und ſeines Werthes zu liefern, die nicht in jene tiefgegriffnen Worte zurückfiele. Auch hat der würdige Herausgeber der kleinen Schrift, welche wir hier anzeigen, durch ſeine gehaltvolle Vorrede jenen Goethiſchen Umriſſen, nach den Seiten hin, wo es nöthig war, weitere Ausführung ſo glücklich gegeben, daß jede andre Hand ſich billig ſcheuen muß hier fortzufahren. Nur über Möſer's Stellung als Geſchichtſchreiber und ſein Verhältniß zu den neuſten Anſichten und Leiſtungen in dieſem Fache ließe ſich etwa mancherlei beifügen, zu deſſen Erörterung und Feſtſetzung bisher noch nicht Anlaß genommen worden. Indeß durfte hiezu die gegenwärtige Schrift nicht füglich Raum geben, und eben ſo wenig dürfte es die Anzeige derſelben. Wir können daher, indem wir das Höchſtdankenswerthe dieſer Darbietung innig erkennen, nur noch den Wunſch hegen, daß Hr. Abeken ſelbſt nochmals Gelegenheit finden möge, den ihm ſo nahen, und wir dürfen ſagen verwandten Gegenſtand in größerem Zuſammenhang und Maßſtabe zu beſprechen. Er ſagt zwar: „Sollte einſt ſich ein Mann finden, der, nach der verdienſtvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möſer's zu ſchreiben unternähme," allein er ſelbſt könnte und ſollte dieſer Mann ſein! Gewiß, ſein in Möſer's Geiſt und Gemüth tiefeingedrungener Sinn, ſeine liebevolle Neigung für den Menſchen und ſeine treue Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für den Schriftſteller, geben ihm hiezu alle Fähigkeit und Berechtigung. Jene Gelegenheit würde ſich am günſtigſten bei einer neuen, vollſtändigen Ausgabe der Schriften ergeben, einer kleinen und wohlfeilen wo möglich, die geeignet wäre, in jedermans Hände zu gelangen!

Die Reliquien ſelbſt, wiewohl nur wenige Blätter, ſind bei größter Mannigfaltigkeit von höchſtem Werth. Zuvörderſt empfangen wir einige Beiträge zu Möſer's Briefwechſel, und hierunter fünf Briefe von Goethe; von dieſen iſt der zweite, aus dem Jahre 1781, eines der wichtigſten Zeugniſſe für Goethe's reinen und großartigen Sinn, und zeigt ihn in wahrhaft erhabener Milde und Reife; damals war Friedrichs des Großen Schrift über die deutſche Litteratur erſchienen, mit einer ſchmähenden Äußerung über Goethe's Götz von Berlichingen. Die nähere Bewandtniß jener Schrift, ihre Aufnahme und Wirkung in der wirklichen, von dem Könige verkannten Litteratur, findet man in dem größeren Werke von Preuß angegeben. Es war ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Klage, des Unwillens. Goethe jedoch, der ſo hart Getroffene, iſt weder gekränkt noch übermüthig, nicht gleichgültig noch gereizt, ſondern ſpricht von der Sache mit milder Einſicht, mit edlem Bewußtſein und Willen tüchtigen Fortſchreitens, ein ewiges Vorbild für jeden redlich Strebenden. Er entſchuldigt, ja rechtfertigt gewiſſermaßen die Ungunſt des Königs und fügt dann hinzu: „Laſſen Sie uns darüber ruhig ſein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht.“ Mit Recht legt der Herausgeber auf dieſes Blatt einen außerordentlichen Werth, und erörtert denſelben als kundiger Vertrauter und feiner Kenner auch dieſes Genius! — Es folgen hierauf mehrere Aufſätze und abgeriſſene Gedanken aus Möſer's Nachlaß. Der Anfang einer Selbſtbiographie zeigt, auch in den leider nur zwei Blättern, welch ein Schatz uns das Ganze geweſen wäre. Über Religion und Toleranz, Erziehung und Volksbildung, Tanz als Volksbeluſtigung, Winterluſtbarkeiten, Aberglauben, Kunſtregeln, Geſchichtſchreibung, deutſche Sprache, und andre Gegenſtände, werden uns Betrachtungen und Ausſprüche dargeboten, die in verjüngtem Maßſtabe ganz die Patriotiſchen Phantaſien fortſetzen, und in jedem Satz und jeder Wendung den Geiſt, die Laune, den Sinn und die Anmuth Möſer's bekennen. Von ihnen gilt in voller Anwendung das Goethiſche Wort: „Die Äußerungen eines ſolchen Geiſtes und Karakters haben, gleich Goldkörnern und Goldſtaub, denſelben Werth wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte ſelbſt.“ Auch die wiederaufgefundene und hier zum erſtenmale mitgetheilte franzöſiſche Urſchrift eines Schreibens von Möſer an Voltaire, worin er Luther und die Reformation mit Geiſt und Laune vertheidigt, die ſelber oft Voltairiſch genannt werden dürfen, iſt ſehr dankenswerth, ſo wie ſchließlich die Mittheilung des Juſtizraths Struckmann über Möſer's Verdienſt um die Abſchaffung der Tortur im Fürſtenthum Osnabrück. — Möge das reichhaltige, wohlausgeſtattete Büchlein überall mit dem Antheil aufgenommen werden, den es in jeder Hinſicht verdient! —

Die Geſchichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivaliſchen Quellen dargeſtellt von Dr. P. F. Stuhr. Berlin, 1839.

Unter den mannigfach verdienſtlichen Beiträgen, mit denen in neuſter Zeit die preußiſche Geſchichte bedacht worden, gewiß einer der ſchätzbarſten! Der Verfaſſer, ſchon durch anderweitige gründliche Unterſuchungen, das Kriegs- und Heerweſen des großen Kurfürſten betreffend, auf dieſem Boden heimiſch und bewährt, hat diesmal einen Gegenſtand behandelt, der mit allem Antheil, welchen das Nächſte das Vaterländiſche für uns hat, zugleich den Reiz verbindet, den die entlegenſte Ferne zu erwecken pflegt. Gewiß kein geringer Aufſchwung der Phantaſie iſt es, der uns die brandenburgiſch-preußiſche Fahne zu Niederlaſſungen auf den afrikaniſchen und weſtindiſchen Küſten begleiten läßt, die binnenländiſche Mark jenſeits der Meere als Rivalin der Seemächte zeigt. Zwar haben dieſe Niederlaſſungen keinen dauernden Beſtand gewinnen können, und unmittelbare Früchte laſſen ſich davon nicht nachweiſen. Aber bewundernswürdig bleibt es immer, wie nachdrücklich und vieljährig dennoch der kühne Gedanke des großen Kurfürſten ſich wirkſam behauptet hat, und mit wie ſchwachen, ja großentheils entliehenen Hülfsmitteln das ganze Unternehmen ſo kräftig fortgeführt worden. Unſer Verfaſſer legt hier, zum erſtenmale, den ganzen Zuſammenhang dieſer Sachen vollſtändig dar, nach urkundlichen Quellen, die zum Theil vor ihm noch nicht benutzt worden, mit genauer Angabe aller Einzelheiten, die hier zur richtigen Erkenntniß allerdings unentbehrlich ſind. Seine Erzählung iſt einfach und klar, dem Gegenſtande angemeſſen, der an und für ſich ſchon romantiſch genug iſt, um keiner romantiſchen Einkleidung zu bedürfen; der Hiſtoriker hat dieſe mit Recht dem Dichter überlaſſen. Auch der Betrachtungen, die ſich hier reichlich andrängen, hat er ſich großentheils enthalten, und nur die unabweislichſten eingeſchaltet. Vorzüglich erfreuend und dankenswerth erſcheint uns beſonders die Bemerkung, daß die brandenburgiſch-preußiſchen Niederlaſſungen, ſo gering ihr Umfang und ihre Dauer im Ganzen war, doch ſchon in dieſen erſten Anfängen einen Geiſt und Karakter verriethen, der ſich von dem in den Niederlaſſungen anderer Europäer herrſchenden ungemein unterſchied, daß die Keime der Bildung und des Fortſchritts, welche das Mutterland nach und nach ſo groß gemacht, auch ſchon in jenen Verſuchen hervordrangen, und daß die Neger mit den Brandenburgern freundlichere und treuere Verhältniſſe eingingen, als mit irgend einem anderen Volke. „Die Spuren der preußiſchen Herrſchaft auf der Küſte von Guinea", heißt es am Schluſſe des Buches, „erhielten ſich daſelbſt noch längere Zeit hindurch. Spätere Reiſende, die, von alt-holländiſchen oder anderen europäiſchen Kolonieen herkommend, das vormals brandenburgiſche Gebiet von Groß-Friedrichsburg betraten, wunderten ſich über das, was ſie erblickten. Die hier angeſiedelten und von den Brandenburgern erzogenen Neger zeigten in ihren Lebensweiſen einen Geiſt der Ordnung und der Betriebſamkeit, durch den ſie ſich vor allen ihren Nachbaren auf der ganzen Küſte von Guinea vortheilhaft auszeichneten, und woran noch die ſtille Wirkſamkeit einer bewunderungswürdigen geiſtigen Bildungskraft des preußiſchen Staates in ſeinem jugendlichen Aufblühen erkennbar ſich offenbarte.“ Auch der Blick auf die ſpätere preußiſche Handels-Schifffahrt und was für unberechenbare Wirkungen ein im Geiſte des großen Kurfürſten von ſeinen Nachfolgern fortgeſetztes Augenmerk auf Seeweſen und überſeeiſchen Beſitz hätte haben können, beſonders während des nordamerikaniſchen Befreiungskrieges und des Zeitraums vom Jahre 1795 bis 1806, iſt für den Hiſtoriker und Staatsmann höchſt bedeutungsreich.

Warum die brandenburgiſchen Unternehmungen nach vielen erneuerten Verſuchen zuletzt doch wieder eingingen, hat der Verfaſſer durch die Reihe der Thatſachen ſelbſt belehrend und überzeugend dargelegt. Die äußern Hinderniſſe und Gegenwirkungen, ſo vielfach und mächtig ſie auch auftraten, wären doch, das ſieht man, für ſich allein nicht vermögend geweſen, die Sachen aufzuheben, gegen fremde Macht würde Tapferkeit und Ausdauer ſich behauptet haben; aber gegen die innern Gebrechen des ganzen Betriebes, gegen den Mangel oder die Unreife der nationalen Theilnahme, gab es keine Hülfsmittel. Mit Scharfſinn und Billigkeit beurtheilt der Verfaſſer die damaligen Verhältniſſe, und läßt mit unpartheiiſcher Anerkennung beſonders auch dem Werth und Verdienſte Benjamin Raule's Gerechtigkeit widerfahren, der als

Stiſter und Leiter des brandenburgiſchen Seeweſens in der That alles geleiſtet hat, was unter jenen ſchwierigen Umſtänden von einem kühnen Geiſt und feſten Muthe nur irgend erwartet werden konnte. Sein Andenken, in dem nach ihm benannten Raule's Hof nur faſt gleichgültig noch erhalten und dem einſt ihm gehörigen Dorfe Friedrichsfelde nur loſe noch verknüpft, ſtellt ſich durch den Hiſtoriker wieder zu verdienten Ehren her.

Es wäre eine anziehende und bedeutungsvolle Aufgabe, die Bedingungen und Verhältniſſe zu erforſchen, unter welchen ein Staat berufen ſein kann, eine Seemacht und Niederlaſſungen in fremden Welttheilen zu gründen. Das Wechſelverhältniß zwiſchen Mutterland und Kolonieen iſt gewiß eines der wichtigſten, und oft für das Leben der Staaten entſcheidend. England iſt groß geworden, Spanien zu Grunde gegangen unter ſolchen Einflüſſen. Als Holland der Siegesmacht Ludwigs XIV. zu erliegen ſchien, war Amſterdam im Begriff, ſich nach Batavia einzuſchiffen. Hätte nach dem Frieden von Tilſit ein überſeeiſches Preußen beſtanden, unermeßliche Vortheile wären daraus für das bedrängte Mutterland hervorgegangen. Allein das Vorhandene trägt immer ſeine eigenen Gründe in ſich, und es iſt ſicher keine Willkür, kein Irrthum und Verſehen, daß Preußen und Öſterreich nicht Seemächte geworden ſind. Am wenigſten dürfen wir Friedrich den Großen deshalb anſchuldigen. Was ein Menſchenalter früher, unter ganz anderen Verhältniſſen, in dem ungeheuren Rußland Peter dem Großen gelingen konnte, zugleich eine Land- und Seemacht zu ſchaffen, wäre für Friedrich in ſeinem kleinen Reiche — man ſollte bei ſolcher Gelegenheit immer auch verglei-

Druck auf die Landſchaften bildeten — eine unverhältnißmäßige Anſtrengung, eine gefahrvolle Zerſplitterung der Kräfte geweſen; für neue Niederlaſſungen aber bot das Innere des Landes, beſonders im Oſten, einen eben ſo beträchtlichen als bequemen Raum. Das Reich des großen Kurfürſten war in gewiſſem Sinne ſicher und ſchöner geſtellt, als das des großen Königs; ihm und ſeinen Nachfolgern lag zunächſt ob, die binnenländiſche Macht ſelbſtſtändig zu begründen und auszubilden. Wird die Zukunft Ereigniſſe herbeiführen, in welchen für Preußen die Aufforderung liegt, auf die Entwürfe und Verſuche des großen Kurfürſten zurückzukommen, ſo werden dann freilich, wie gewißlich nicht, auch reichere und glücklicher ausgebildete Hülfsmittel zu Gebote ſtehen. Freuen wir uns einſtweilen dieſer von unſerem Verfaſſer ſo reich und treu überlieferten Erinnerungen, die jedem Vaterlands- und Geſchichtsfreunde willkommen ſein müſſen.

Werke von Alexander Puſchkin. Band 1—3. St. Petersburg, 1838.

Noch nicht lange iſt es, daß der frühzeitige unglückliche Tod des ruſſiſchen Dichters Alexander Puſchkin allgemein die Gemüther zu trauernder Theilnahme erregte, die auch da, wo ſein Werth als Dichter nicht unmittelbar empfunden werden konnte, dem Verhängniß, welches den Menſchen betroffen hatte, nicht fehlen konnte. Daß er ein Dichter geweſen, wurde dabei auf Treu und Staunen aufgenommen, und allerdings durfte die Begeiſterung, mit der ſeine Landsleute ihn prieſen, die einſtimmige Anerkennung, welche ſein Talent bei ihnen erfuhr, und das hohe Gefühl, mit dem ſeine Dichtung von allen Klaſſen der Nation aufgenommen wurde, als vollgültiges Zeugniß dienen. Wer hätte auch bei uns Deutſchen, deren wir in jedem Betracht hier zuerſt gedenken müſſen, über eine Erſcheinung urtheilen ſollen, die als ein Wunder von jener Region des nordiſchen Himmels her verkündigt wurde, wo für unſern Blick nur undurchdringliche Nacht verbreitet lag, ja wohin dieſer Blick ſich kaum hinzuwenden wagte? Wir, die wir das Anſehen genießen, für alle Völker und Sprachen, die älteſten, bekannteſten und entlegenſten, eifrigen Sinn und überflüſſige Kraft zu haben, die wir keinen, für geiſtige Auffaſſung und Bearbeitung erreichbaren Gegenſtand zu verſäumen pflegen, wir ſind in Betreff der uns ſo nahe anwohnenden, mit uns verwandten, und in aller Weiſe ſo höchſt wichtigen Slaven bisher im Rückſtande geblieben. Die Bemühungen Schlözer's, uns in die ruſſiſchen Geſchichtsquellen einzuführen, haben ſeit langer Zeit abgebrochen da. Zwar haben wir nicht aufgehört, dem ruſſiſchen Reiche die fruchtbarſten That- und Bildungskräfte zuzutreiben, und ſie wirken dort in anerkanntem Segen und Ruhm; aber daheim widmeten wir der ruſſiſchen Sprache und Literatur nur wenige Aufmerkſamkeit, und faſt gar keine Beſchäftigung. Dies muß um ſo mehr auffallen, als grade in den neueſten Zeiten, nach vollbrachten heldenhaften Kämpfen zu gemeinſamer Befreiung und gemeinſamem Siege, beide Völkerſchaften einander näher ſtehen mochten, und die

Macht und der Einfluß Englands auch für uns in ſeiner größten Bedeutung hat.

Es iſt nicht dieſes Orts, die Urſachen zu entwickeln, und können ſich erklären, weshalb wir, bei ſo großen Verſchiebungen der Geſchichte und ſo ſchlagender Zuſammenſtellung der Lage, dennoch von den öſtlichen Nachbarn uns faſt ganz abgewendet ſehen, und unſere Neigung und Streben gleich nach entlegenen Zeiten weiter nach Weſten lenkten, woher ſo lange Zeit uns nur Noth und Unſicherheit gekommen war, und woher auch jetzt Augenblick der gefährlichſte Feind und ſchwerſten Sorgen. Wir begegnen uns, die Thatſache anzuerkennen, und geben zu, daß die Erinnerungen und Richtungen der Völker nicht ſo wichtig und durchgreifend erſcheinen können, wenn ſie nicht ihre eigenthümliche, in den Umſtänden des Augenblicks gegebene Berechtigung hätten; allein wir dürfen dieſe doch nicht ſo weit ausdehnen, daß wir uns dadurch verleiten laſſen, um der vorübergehenden Tagesforderungen willen die bleibenden Lebensbedingungen zu mißkennen, und der ruhige Beobachter wird ſtets bedauern, wenn er Verhältniſſe, auf welche Natur und Geſchichte der großen Vermittlungen aufbieten, von derjenigen ſelbſt vernachläſſigt ſieht, deren Wohl und Schickſal unvermeidlich in jenen betheiligt bleiben muß.

Dies ſcheint auch für die Preußiſchen angemeſſen. Rußland ſcheitert unaufhaltſam zu Entwicklungen hin, deren künftige Geſtalt, wie ziemlich auch ſchon jetzt vieles dafür ſich andeutet, in weitem Umfange zu erwerben ſelbſt der ſtärkſte Geiſt nicht unternehmen darf; wir ſind überzeugt, daß dieſe Entwicklungen auch einen großen Theil unſeres deutſchen Lebens ergreifen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Darstellung hat [illegible] Eugen Onegin und [illegible]

Wir wenden uns nunmehr zu näherer Betrachtung des Inhalts. [illegible]

Eugen Onegin, Roman in Versen. Dieses Gedicht, [illegible] der beiden Dichtergeist Gehalt und Schwung verliehen, hat [illegible] Gepräge [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Nationen, die allgemeinste Verbreitung gefunden, und es giebt wohl kaum einen Winkel der gebildeteren Welt, welchen [illegible] nicht gedrungen wäre, daß nicht als [illegible] der Sprüche und Beziehungen dem täglichen Leben [illegible] [illegible]. Solcher Eingang bei der Nation, nicht durch gemeine Herablassung erkauft, sondern [illegible] durch Erhebung gewonnen, bezeugt über eine [illegible] Dichterkraft. Doch erscheint diese dem kritischen Auge in ursprünglichster Eigenheit. Wir wollen in der That [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur Vergleichung herbeiziehen. Wer von Byron's [illegible] [illegible] [illegible] wollte, würde nur eine [illegible] [illegible], eben wie man bei Goethe's Hermann und Dorothea die deutsche [illegible] [illegible] könnte. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wird, [illegible] ist, und der Dichter [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und bei großer [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] zu der eigentlichen [illegible], in welcher der Dichter zu seiner [illegible] [illegible] [illegible], nicht [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sich nicht völlig [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Das [illegible] Gemisch von [illegible] und [illegible], von [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible] sich in [illegible] Geſtalt kaum anders begriffen, als daß ein [illegible], daß wir Puſchkin nur noch haben.

Der Inhalt iſt kürzlich folgender: Eugen Onegin, in welchem ſich die gewöhnlichen Lebensbeſtimmungen, Fähigkeiten, Stimmungen und Anſprüche eines jungen Mannes von Herkunft und Vermögen darſtellen, und der ein in St. Petersburg das ſinnige und leere Weltleben der Jugend mitgemacht hatte, wird durch den Tod ſeines Oheims veranlaßt, ſich einige Zeit auf dem Lande aufzuhalten. Verdrießlich und mißvergnügt genug, aber durchaus gefällig, die ſeinen Umgang ſuchen, und gerade den [illegible], befreundet er ſich doch gern einem jüngeren Nachbar, Wladimir Lenskij, der erſt aus Deutſchland zurückgekehrt und ein ſchwärmeriſcher Dichter iſt. Durch ihn macht er die Bekanntſchaft der Familie Larin, deren Schilderung uns in das Innerſte ruſſiſchen Lebens [illegible] einführt, und nach allen Seiten die [illegible] Züge anmuthig hinwirft. Die beiden Töchter und [illegible] Kinder, Olga und Tatiana, werden in ihrer Sinnes- und Gemüthsverſchiedenheit dargeſtellt. Jene iſt ſchon die Braut Lenskij's, dieſe verliebt ſich in Onegin. In der Unſchuld und Stärke ihres Gefühls ſchreibt ſie ihm eine Liebeserklärung voll zarten Reizes und warmer Jugend, einen Brief, von dem es nicht zu verwundern iſt, daß er ſich, wie man uns ſagt, überall dem Gedächtniß der jungen Welt eingeprägt hat. Onegin aber iſt zu kalt und ehrlich, vernünftige Lehren darauf zu ertheilen. Unglücklicherweiſe reizt er aber durch ſein unbeſonnenes Benehmen die Eiferſucht Lenskij's, daß dieſer ihn fordert, es erfolgt ein Zweikampf, und Lenskij wird erſchoſſen. Der Jammer [illegible] iſt groß:

doch Tatiana's Neigung bleibt ungeſchwächt. Onegin aber verläßt nun die Heimath, und geht auf Reiſen. Dieſe Reiſen ſollten anfangs mit Ausführlichkeit erzählt und dem Gedichte einverleibt werden, allein Puſchkin gab den Vorſatz wieder auf, und nur einige Bruchſtücke ſind jetzt als Anhang beigefügt. Wir begleiten dann die Familie Larin, bei deren ländlichen Feſtlichkeiten wir die ganze Nachbarſchaft in vollem Glanze ihrer provinzialen Bildung kennen gelernt, zu den höheren Kreiſen der hauptſtädtiſchen Moskau, deren große Welt in ihrer eigenen Langweiligkeit geſchildert wird. Tatiana, auf deren Verheirathung es abgeſehen war, erregt die Aufmerkſamkeit und Neigung eines Generals, und wird deſſen Gattin. Als nach geraumer Zeit Onegin wieder in St. Petersburg erſcheint, erregt eine glänzende ſchöne Dame ſeine Aufmerkſamkeit, und bald muß er in der vornehmen, durch hohe und feine Ausbildung ausgezeichneten Fürſtin das ſchlichte, ſchwärmeriſche Landmädchen Tatiana erkennen. Der einmal Gleichgültige entbrennt jetzt in heftiger Glut, er möchte nun die einmal verſchmähte Gunſt, er ſchreibt nun ſelbſt mit Leidenſchaft; doch lange harrt er vergebens auf Antwort, und die endlich ſich ereignende zerſtört für immer ſeine Hoffnungen. Tatiana bekennt mit aller Aufrichtigkeit ihrer früheren Zeit, daß ihre Neigung noch dieſelbe ſei, aber ſie erklärt zugleich den feſten Vorſatz, mit unverbrüchlicher Treue den Pflichten, die ſie eingegangen, unerſchütterlich nachzukommen.

Die Geſchichte iſt einfach, und der Zuſammenhang oft nicht ſtreng. Aber mit welchem Reichthume der Phantaſie und des Humors der Dichter die einzelnen Schilderungen ausgeſtattet, können wir hier nicht ver-

Augen halten, eine Idee nur in Einzelheiten zu verfolgen, und geistige [illegible] zu verfolgen. Das [illegible], Gelungene seiner Darstellung, das Ironische und Epigrammatische, welches sie [illegible] enthält, kommt diesen [illegible] trefflich zu Statten, als welche schon durch sich selbst zum Weitschweifigen verleiten. Die Naturschilderungen sind durch Einfachheit und Klarheit besonders ausgezeichnet; Frühlingsnächte, Winternacht, ländliche Stille werden uns durch wenige kurze Züge unmittelbar gegenwärtig, der Dichter nennt fast nur die Sache selbst, und gewinnt so das schönste Bild. Die Zeichnung der Personen, ihrer äußern Erscheinung und ihres innern Wesens, ist ebenfalls scharf und bündig; alle Gestalten haben die völlige Wahrscheinlichkeit; insbesondere aber der Charakter der [illegible], eine dem Dichter ganz eigene und höchst liebliche Erfindung, ist auf das glücklichste durchgeführt.“ Die beiden Freunde, [illegible] und [illegible], erscheinen uns, gleich dem [illegible] Walt und Vult bei Jean Paul Richter, als eine Zerlegung des Dichters selbst entstanden, der den Doppelstand seines Innern hier in [illegible] Gestalt [illegible] wollte. Die Erzählung des [illegible], dessen Umstände sich buchstäblich im [illegible] schon [illegible] gewonnen, kann man in diesem Gedichte nicht ohne Schauder lesen. Das [illegible], [illegible], welches dem Dichter den Blick auf sein eignes Leben und Geschick eröffnet, bricht auch sonst in vielen Stellen durch. Den [illegible] und [illegible], wenn auch leidenschaftlichen und wohl als [illegible] Menschen, den für alles Gute [illegible] und [illegible], kann ebenso die [illegible] des [illegible] Gedichts in dem [illegible] verlieren.

Wir haben noch anzumerken, daß das Ganze, in acht Bücher vertheilt, beinahe vierhundert Strophen enthält, deren jede aus vierzehn jambiſchen, acht- und neunſilbigen, gereimten Zeilen beſteht. Die vierfüßigen Jamben ſcheint Puſchkin beſonders zu lieben, und er weiß ſich in ihnen mit anmuthiger Leichtigkeit zu bewegen. Auch die meiſten der noch folgenden größeren Gedichte ſind in dieſer Versart, die für die ruhige und doch zugleich empfindungsvolle Erzählung beſonders angemeſſen iſt, und dem dramatiſchen Werke nicht ferne ſteht.

Boris Godunoff. Puſchkin hat dieſer dramatiſchen Dichtung keinen Gattungsnamen beigefügt, die Eintheilung in Akte fehlt, und die Scenen ſind ohne Unterbrechung aneinandergereiht, ſo wie der Schauplatz unaufhörlich wechſelt, und der Zeitraum der Handlung einige Jahre umfaßt. Haben dieſe Aeußerlichkeiten, von denen doch nur die erſte als eine ungewöhnliche noch zu nennen iſt, auch den Dichter ſelber zweifeln laſſen, ob ſein Werk als ein Trauerſpiel gelten könne, ſo darf dies doch keineswegs uns abhalten, dieſe Bezeichnung ihm beizulegen. Die Einheit der Handlung bewährt ſich durchaus, und bindet die Theile vollkommen zu einem Ganzen; Anlage, Fortſchritt und Entwicklung ſind ächt dramatiſch, und auch die Wirkung iſt ganz in dieſem Karakter. Der äußere Umfang ſogar hält das Werk der ſonſt gewöhnlichen fünf Akte, und es würde nicht ſchwer ſein, dies zu thun, wenn es nöthig wäre, für den Bühnenbedarf abzugliedern. In denſelben freien Formen aber, welche den Geſchichtsdramen Shakſpeare's und dem Götz von Berlichingen und Egmont Goethe's zugeſtanden ſind, iſt auch das Werk des ruſſiſchen Dichters berechtigt, der ebenfalls durch Geist und Gehalt jenem so nahe steht. Wir nehmen diese dramatische Eigenschaft ausdrücklich an, weil man nur allzu geneigt zu sein pflegt, den Anspruch, der nicht offen hervortritt, schon deshalb für wenig begründet zu halten; Puschkin's Gedicht nicht als Drama anzuerkennen, weil er selber es nicht so nennt, wäre nicht besser, als Goethe'n, weil er meint, sie nicht erreicht zu haben, die Meisterschaft im Deutschschreiben abzusprechen; dergleichen Bescheidenheit ist immer gefährlich, die Leute glauben gar zu gern den Worten mehr, als der Sache.

Der Stoff des Drama's ist aus der russischen Geschichte entlehnt, aus einem ihrer bewegtesten, verhängnißvollsten Zeiträume, in welchem der falsche Dimitri auftritt; doch ist nicht dieser, wie in dem nachgelassenen Werke Schiller's, der Held des Trauerspiels, sondern, wie schon der Titel sagt, Boris Godunow, der zu jener Zeit auf dem russischen Throne saß. Nach dem Tode des Zars Iwan des Schrecklichen war dessen älterer Sohn Feodor ihm in der Herrschaft gefolgt, diese jedoch ganz den Händen seines Ministers Boris Godunow heimgefallen, der seine Schwester dem Zar zur Gemahlin gegeben hatte. Dimitri, der jüngere Sohn des Zars Iwan des Schrecklichen, war in der kleinen Stadt Uglitsch einem Kloster zur Erziehung übergeben, dort aber, kaum acht Jahr alt, durch Mörder, die, wie ein dunkles Gerücht insgeheim, und in der Folge die allgemeine Stimme öffentlich behauptete, auf Boris Befehl handelten, getödtet worden. Nachdem der Zar Feodor vierzehn Jahre regiert, starb auch er, seine einzige Tochter war ihm schon vorangegangen, und den erledigten Thron bestieg Boris Godunow, der sich zwar anfangs weigerte, aber nur, um ſich die Krone durch die Bojaren und das Volk um ſo heftiger aufdringen zu laſſen.

Die erſte Scene, zwiſchen den beiden Fürſten Schuiſkii und Worotünskii, zeigt uns die noch zweifelhafte Lage der Dinge, die Zerrüttung des Reiches, das Verlangen des Volks, die Weigerung Godunoff's, mit der es dieſem, meint Schuiſkii, doch kein Ernſt ſei, denn weßhalb hätte er ſonſt den jungen Dimitrii umbringen laſſen? Schuiſkii war ſelber, auf die Nachricht von dem Tode des Zarewitſch, von Seiten des Hofes nach Uglitſch geſandt worden, und hatte dort Umſtände erfahren, die ihn über die Art des Todes und den Urheber nicht im Zweifel ließen; doch die Wahrheit durfte damals ſo wenig wie jetzt durchdringen. Die beiden Fürſten verhehlen nicht, daß ſie den Boris haſſen, und eignen ehrgeizigen Abſichten nachgehen. Inzwiſchen dringt das Volk ungeſtüm auf Entſcheidung, und Boris nimmt endlich die Krone an, der Patriarch und die Bojaren huldigen ihm, unter ihnen Worotünskii und Schuiſkii, letzterer ſchon läugnend, was er noch eben geſprochen hat. Dieſe Einleitung ſtellt uns mit wenigen, kräftigen Zügen gleich in die Mitte der Begebenheiten, zeichnet den Karakter der Menſchen, und läßt große Entwicklungen erwarten. Die dramatiſche Expoſition iſt vortrefflich, ſie kann ſich der wegen ihrer Meiſterſchaft mit Recht gerühmten Leſſing'ſchen zur Minna von Barnhelm kühn zur Seite ſtellen, ſie iſt gedrängt und klar, reich und raſch.

Ein anderer Schauplatz eröffnet ſich, fünf Jahre ſpäter, im Tſchudoff-Kloſter zu Moskau. Der alte Mönch Pimen ſchreibt bei nächtlicher Lampe in ſeiner Zelle an der Chronik ſeiner Zeit; neben ihm iſt ein junger Mönch, Grigorii Otrepieff, eingeſchlafen und träumt einen wunderbaren Traum von Hoheit und Schmach, den er dann aufwachend erzählt. Pimen beruhigt ihn, preiſt die Ruhe des Kloſters, und beſeufzt die Zeit, wo ein Mörder den Thron einnimmt. Der junge Grigorii hört begierig die Erzählung aller Umſtände von dem Tode Dimitrii's in Uglitſch, wo Pimen damals lebte. Daß Boris Godunoff den Prinzen ermorden ließ, ſtellt ſich als unzweifelhaft dar; der Arme würde jetzt neunzehn Jahre ſein, gerade ſo alt, wie Grigorii, in deſſen Seele ſchon der Gedanke aufſteigt, der ſich im Folgenden entwickelt. Auch dieſe Scene iſt mit großer Meiſterſchaft durchgeführt, in charakteriſtiſcher Wahrheit, mit anſprechender Kraft.

Grigorii entſpringt dem Kloſter, und hinterläßt ein Blatt mit den Worten, er werde Zar in Moskau ſein; man ſetzt dem Flüchtling nach. Doch dieſer rettet ſich im letzten Augenblicke, da er ſchon verloren ſcheint, durch Geiſtesgegenwart und Muth, die er ſogleich im Beginn ſeines verwegnen Unternehmens glücklich darthut. Er gelangt nach Polen, gewinnt dort Anhänger, und rüſtet ſich, in Rußland einzudringen. Am Hofe des Zaren empfängt Schuiſkii dieſe Nachricht durch Athanaſius Puſchkin, dem ſie ſein Neffe Gabriel Puſchkin aus Krakau geſchrieben hat. Dieſe Vorfahren des Dichters ſind nicht willkürlich eingemiſcht, ſondern geſchichtliche Perſonen, die ganz in ihrer wahren Geſtalt auftreten. Die große Neuigkeit wird beſprochen, und die Geſinnung der Bojaren zeigt ſich dem Zar feindlich. Dieſer, furchtbar und grauſam, wo er für ſeine Krone fürchtet, iſt ſonſt ein kluger und tüchtiger Herrſcher, wendet ſeine Sorge mit Erfolg auf das Reich, und wünſcht auch ſeinen Sohn Feodor zum würdigen Erbfolger heranzubilden. Indem er ſich von ihm die Karte des ruſſiſchen Reichs erklären läßt, empfängt er durch Schuißkii die Nachricht von dem Auftreten eines angeblichen Dimitrii und von deſſen Rüſtungen in Polen, ſein Gemüth geräth in Aufruhr, er befiehlt, die polniſche Gränze ſorgſam zu bewachen, und beklagt ſein beſchwertes Gewiſſen und drückendes Herrſcherloos.

Der falſche Dimitrii ſammelt ſchon einige Ruſſen um ſich, Gabriel Puſchkin und ein junger Fürſt Kurbskii halten ſich zu ihm; ſeine Hauptſtütze aber ſind die Polen, denen er verſpricht, die lateiniſche Kirche in Rußland einzuführen. Auch wird eine Polin mit ihm den Thron theilen, die ſchöne Marina, Tochter des Palatinus Mniſchek. Ein geheimes Geſpräch, welches dieſe ihm bewilligt, iſt meiſterhaft durchgeführt. Hier zeigt ſich Puſchkin den größten Dichtern gleich. Aus dem tiefſten und reinſten Quell iſt es geſchöpft, daß der kühne Abentheurer, dem bei Fürſten und Volk ſeine Rolle über Erwarten gelingt, freiwillig ſich der Geliebten als Betrüger offenbart, und von ihr nur als der geliebt ſein will, der er wirklich iſt. Doch findet ſeine ächte Liebe keine Erwiederung, und Marina willigt in den Betrug nur um den Preis deſſelben, den Thron. Ein neuer Sporn, dieſen zu erringen! Die ganze Scene iſt von mächtiger Leidenſchaft durchglüht, von inniger Hingebung und ſtolzem Ehrgeiz.

Nunmehr drängen ſich die Ereigniſſe in ſchneller Folge. Der falſche Dimitrii rückt an der Spitze eines Heers in Rußland ein. Boris Godunoff hält eine Rathsverſammlung, der Patriarch ſtimmt in ſalbungsvollem

Vortrage dahin, die wunderthätigen Gebeine Dimitrii's von Uglitſch feierlich nach Moskau zu verſetzen, das Volk werde dann erkennen, daß er nicht am Leben ſein könne. Hiegegen wendet Schuißkii ein, man dürfe die Aufregung nicht durch ſolche Feierlichkeit vermehren, und will ſeinerſeits eidlich erhärten, daß er bei ſeiner ehemaligen Sendung nach Uglitſch dort die Leiche des Prinzen geſehen. Dies alles vermehrt nur die innere Bewegung des Zaren, der indeß der nöthigen Kriegsanſtalten nicht vergißt.

Wirklich werden die Truppen des falſchen Dimitrii, trotz ſeiner perſönlichen Tapferkeit, durch die Feldherren Godunoff's geſchlagen; allein der Sieg im Felde entſcheidet ſchon nicht mehr, die Völker fallen ab, die Städte öffnen die Thore, die Truppen gehen zu dem neuen Fürſten über.

Von außen und innen furchtbar erſchüttert, erkrankt der Zar, und ſein Ende vorempfindend begehrt er ſeinen Sohn allein zu ſprechen. Er verhehlt ihm nicht, daß er durch Verbrechen den Thron erlangt, aber nur dieſen, nicht die Sünde, erbe der Sohn, und werde ihn mit gutem Recht beſteigen, wie hoffentlich gegen jenen Betrüger behaupten. Die zärtlichſte Vaterſorge und die weiſeſte Herrſcherklugheit ſpricht aus Godunoff's Abſchiedsworten, mit denen er der Krone entſagt. Der junge Feodor wird als Zar begrüßt, die Bojaren ſchwören ihm Treue, und Boris ſtirbt.

Der Sieg des falſchen Dimitrii wird durch den Übertritt des Feldherrn Baßmanoff, der Feodor's Truppen befehligt, und ſich von Gabriel Puſchkin verleiten läßt, völlig entſchieden, des letztern Anrede auf dem öfſentlichen Markt an die Bürger von Moskau gewinnt auch das Volk, und Dimitrii wird als Zar ausgerufen. Die Kinder Godunoff's, der junge abgeſetzte Zar Feodor und ſeine Schweſter Xenia zeigen ſich am Gitter ihres Gefängniſſes, das Volk enthält ſich doch einiges Mitleids nicht, aber nur um ſo mehr wird ihr Tod beſchloſſen. Vier Bojaren dringen in das Gefängniß, man hört Geſchrei, dann tritt der Bojar Moßalßkii hervor, verkündet, die beiden Gefangenen hätten ſich vergiftet, und fordert nun das Volk auf, in den Leberuf einzuſtimmen für den Zar Dimitrii Iwanowitſch; das Volk ſchweigt.

So ſchließt das Drama, mit einem großartigen Eindruck, in welchem das ganze Gewicht des Geſchehenen ſich zuſammendrängt und für das neue Verbrechen ſchon die neue Nemeſis ahnden läßt. Der Dichter hat ein großes Schickſal vor unſern Augen enthüllt; Boris, fähig und würdig zu regieren, gelangt nur durch Verbrechen auf den Thron, von dem das ohnmächtige Recht weichen muß; vergebens hofft er, ſein Verdienſt in Recht zu verwandeln, und das Schlechterworbne dem geliebten Sohn als Wohlererbtes zu hinterlaſſen; aus dem Verbrechen ſelbſt entwickelt ſich die Rache, und nicht das Recht iſt es, das ihn ſtürzt, ſondern neuer Betrug, der ihm als ſolcher klar; ein erlogner Schein des Rechtes genügt, um die angemaßte Herrſchaft zu zerſtören. Wir wiſſen, daß die Weltgeſchichte auch wohl anders richtet, oder daß wenigſtens unſre Augen nicht vermögen, ihren oft langwierigen Vergeltungsgängen ſicher zu folgen; wo ſie uns aber ſolche Wendung vor Augen ſtellt, haben wir jedesmal das ächt Tragiſche nur zu ergreifen. Die Kataſtrophe des Boris Godunoff, welche der Dichter mit vollem Recht über den Tod deſſelben hinweg noch bis zum Untergang ſeiner Kinder fortführt, durchkreuzt ſich von ſelbſt mit dem Verhängniſſe des falſchen Dimitrii, allein von dieſen ſo nah zuſammengedrängten tragiſchen Stoffen überwiegt unzweifelhaft der erſtere, ſowohl an Beſtimmtheit als an Reichthum, und die Wahl Puſchkin's bezeugt ſeinen tiefen und glücklichen Sinn, der überdies mächtig und reich genug iſt, auch noch den zweiten ihm aufgedrungenen Helden mit Würdigkeit und Reiz auszuſtatten.

Die Verarbeitung dieſes Stoffes in Scenen und Dialog iſt durchaus meiſterhaft zu nennen. Der Dichter hat ſich mit ſorgfältiger Treue an die wahre Geſchichte gehalten, welches ihn aber nicht verhindert, überall zugleich ſeine dramatiſche Aufgabe im Auge zu behalten. Sein Werk hat große hiſtoriſche Lücken, aber dramatiſche nicht; alles reihet ſich in geſchloſſener Folge an; Gegenſätze, die ohne Künſtelei aus der Sache ſelbſt hervorgehen, gewähren die vortheilhafteſte Abwechſelung, und Antheil und Spannung begleiten denſelben Einen Verlauf bis zum Schluſſe. Die Karakterzeichnung iſt ſo gediegen als mannigfaltig; mit dem erſten Auftreten, mit den erſten Worten der Perſonen, ſind dieſe gleich feſt hingeſtellt; der Herrſcher, die Bojaren, die Geiſtlichkeit, das Volk, Alle erſcheinen in ihrer ächten Unterſcheidung, der Dichter hat dieſelbe ſichre Auffaſſung für die Vielgeſtalt des Volkes, wie für den Zar und den Patriarchen, für den katholiſchen wie für den griechiſchen Mönch, für die ehrgeizige Polin wie für die ſanfte Zarentochter, und wie Heldenſinn und Staatsweisheit ſo auch Liebesgluth und heilge Einfalt läßt er ihr eigenſtes Weſen ausſprechen.

Dieſe Mannigfaltigkeit, die jeder Eigengeſtalt gerecht zu werden vermag, iſt ein ächtes Zeichen des dramatiſchen Dichters, eben ſo jedoch die wenigen und kurzen Mittel, durch welche er zu ſeinen Zwecken gelangt. Hierin iſt Puſchkin ein erſter Meiſter. Alles iſt bei ihm gedrängt und ſcharf, bündig und raſch, nichts überflüſſig oder breit, nie giebt er ſich lockenden Abſchweifungen hin, die ſo häufig in dramatiſche Dichtungen eindringen und ſich wohl gar durch den Namen lyriſch zu rechtfertigen meinen. Auch die Gleichmäßigkeit des zehn- und eilfſilbigen jambiſchen Verſes, der mit großer Sicherheit gehandhabt iſt, wird nicht durch lyriſche Strophen unterbrochen, ſondern nur hin und wieder, wo das Volk redet, durch ſchlichte Proſa.

Für die Ruſſen hat das Trauerſpiel Puſchkin's noch den beſondern Vorzug, daß es im höchſten Sinne und durch und durch national iſt. Denn indem auch fremde Völker hineinſpielen, und nach Maßgabe ihrer Beziehungen wahr und unverkürzt — wie denn insbeſondre die Deutſchen ehrenvoll erwähnt ſind — ſo nimmt doch die Sache Rußlands unbedingt alle Theilnahme hin, und man fühlt, auch als Ausländer, das vaterländiſche Herz des Ruſſen in jeder Scene, in jeder Zeile. Bei ſo ſchönem Verein der herrlichſten Gaben iſt es zu verwundern und zu beklagen, daß Puſchkin nur dies eine Trauerſpiel, und nicht eine ganze Reihe gedichtet, indem das wahre dramatiſche Talent ſeiner Natur nach fruchtbar iſt, und gewöhnlich viel und leicht erzeugt. Bei längerem Leben würde er vielleicht noch mehr in dieſer Richtung geleiſtet haben; allein die Bedingungen beſtimmter Zeit- und Bildungsverhältniſſe können auch wohl verurſachen, daß der

Dichter, die zu große Beſchränkung meidend, ſeine dramatiſche Kraft lieber in freiere Dichtungsarten ergießt.

Dramatiſche Scenen. Eine Scene aus Fauſt iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil wir ſehen, daß Puſchkin auch dieſen großen Stoff in ſeinem Dichtergeiſte gehegt, und nach der gelieferten Probe dürfen wir annehmen, er würde nicht erfolglos dieſe Arbeit fortgeführt haben. Der Schmaus in Zeiten der Peſt iſt ein wunderliches Nachtſtück, dem engliſchen Dichter Wilſon nachgedichtet, mit dem eigenthümlichen Verdienſt eines leichtfließenden, reinen Ausdrucks. Zwei Scenen, Mozart und Salieri, behandeln die bekannte Sage von der Beſtellung des Requiem und die angebliche, der Eiferſucht Salieri's zugeſchriebene Vergiftung Mozart's; die Dramatiſirung iſt friſch, lebendig und kurz. Der geizige Ritter, drei Scenen aus einem engliſchen Schauſpiele des Chenſton, welches Puſchkin in's Ruſſiſche vollſtändig zu überſetzen beabſichtigt hatte.

Der zweite Band enthält erzählende Gedichte, von ſehr verſchiedenem Sinn und Karakter. Bald iſt Zauberei der Boden, bald Sage und Geſchichte, bald wieder novellenartiges Ereigniß, gegründet auf Anſchauungen und Eindrücken, welche der Dichter auf ſeinen Wanderungen in Europa und Aſien, wo er bis in die türkiſchen Länder vorgedrungen, eingeſammelt hat. Wir geben davon nähern Bericht.

Rußlan und Liudmila. Ein Heldenmährchen in ſechs Geſängen, und das erſte größere Gedicht, an welchem Puſchkin ſeine Kraft verſuchte. Wenn es bei Koenig heißt, daſſelbe ſei im Geiſte Arioſto's und eine Folge der italiäniſchen Studien des Dichters, wiewohl ſchon ganz volksthümlich in Rußlands Heldenzeit gehalten, ſo können wir zwar nicht eigentlich widerſprechen, wünſchten aber wohl zu wiſſen, wiefern die Angabe, daß jenes Gedicht die Frucht der italiäniſchen Studien des Dichters geweſen, auf beſtimmten, thatſächlich bekannten Nachrichten beruhe; wäre ſie nur aus dem vergleichenden Überblicke geſchöpft, ſo möchten wir ſie wenig in Rechnung bringen, dagegen um ſo mehr die hinzugefügte Bemerkung aufnehmen, daß der Dichter hier auch für das Mährchenhafte einen ruſſiſchen Sagenkreis und ruſſiſche Vorzeit zum Boden habe. Außerdem hat das Gedicht Anmuth des Erzählens und ſpannenden Reiz in hohem Grade; die Friſche und Kürze des Ausdrucks iſt hier ſehr erwünſcht, und darin verläugnet ſich Puſchkin nie, man könnte ſagen, daß ſogar ſeine abſichtlichen Zögerungen noch eilen und ſeine Umwege raſch zum Ziele führen. Aber einen höhern Gehalt vermißt man doch in dem Mährchen, es hat einen bloß phantaſtiſchen, und bei allem Werthe, den es in dieſer Gattung behaupten darf, bekennen wir doch, daß es den Dichter nicht in ſeiner Stärke zeige.

Der kawkaſiſche Gefangene. Wir werden zu einem der unbezwungenen Völker des Kaukaſus geführt, die Tſcherkeſſen ſitzen bei Mondſchein müßig vor ihren Zelthütten, wo ſie von ihren früheren Kämpfen reden, von ihren Pferden und Waffen, ihren Raubzügen und Liebesabentheuern. Plötzlich ſprengt ein Tſcherkeß heran, einen Gefangnen am Sattelhaken nachſchleppend, einen Ruſſen! Erſchöpft ſinkt dieſer inmitten des wilden Haufens wie leblos nieder. Nach langer Zeit wieder aufwachend, findet er ſich als Sklave gefeſſelt, von hohen Felſen umſchloſſen. Mit Bitterkeit denkt er an die Welt zurück, die er verlaſſen, ſie hatte ihm nur Täuſchungen gewährt, er wollte ſich von ihrem Wahn frei machen, nun muß er wirkliche Ketten tragen! In ſtiller Nacht, bei ſeinen Heerden, beſucht ihn heimlich eine tſcherkeſſiſche Jungfrau, tröſtet und labt ihn; auch die Männer ſind nicht ohne Antheil für den edlen Jüngling. Das Leben der Tſcherkeſſen wird geſchildert, ihre kriegeriſche Kühnheit, ihre wilden Sitten und blutigen Feſtſpiele. Die Tſcherkeſſin bekennt dem Ruſſen ihre Liebe, er ſoll ſein Vaterland aufgeben und ihr Herz dafür eintauſchen. Allein er kann ihre Neigung nicht erwiedern, in ſeiner Bruſt, wo ein andres Bild noch in der Erinnerung lebt, iſt keine Liebesgluth, und nur die höchſte und reinſte dürfte hier gelten. In Schmerz und Sehnſucht fließen bedrängte Tage und Nächte dahin, Kriegsgetümmel und Mädchengeſänge regen den Gefangnen auf, er möchte fliehen, doch zeigt ſich keine Hoffnung. Die Tſcherkeſſin aber, eignes Verlangen opfernd um das des Geliebten zu erfüllen, verhilft ihm zur Flucht, ſie bringt ihm Feile und Dolch, die Feſſeln fallen, ſie geleitet ihn zu dem Fluſſe, jenſeits deſſen er in Sicherheit iſt. Unter Abſchiedsthränen und heißen Umarmungen erwacht nun auch des Jünglings Leidenſchaft, er fordert die Geliebte auf, ſeine Flucht und ſein ferneres Lebensgeſchick zu theilen; ſie verſagt es; er vertraut ſich dem Fluſſe, doch eh' er das andre Ufer gewonnen hat, vernimmt er einen Sturz in die Fluth, — er eilt verzweifelt weiter, und gelangt in der Morgenfrühe gerettet zu den ruſſiſchen Vorpoſten.

In dieſer einfachen Geſchichte iſt es vorzüglich die Einkleidung, welche ihr den höchſten Werth giebt. Die

Landſchaft und die Sitten ſind mit lebendigen Zügen dargeſtellt, nicht in kalter Betrachtung, ſondern in bewegter Leidenſchaft, in vorgeführter Handlung. Das Ganze iſt in wilder Düſterheit, in unſichrer Nacht gehalten. Die Wechſelreden des Mädchens und des Jünglings ſind voll rührender Innigkeit. Den Schluß, wohin angſtvolle Eile drängt, läßt uns der Dichter als wahre Befreiung empfinden, an der auch das ihr gefallene Opfer noch ſiegend Theil hat.

Der Brunnen von Bachtſchiſſarai. Der Aufenthalt des Dichters in der Krim veranlaßte ihn, dortige Örtlichkeit und Sage zu behandeln. Bachtſchiſſarai war der Sitz der ehemaligen Chane der Krim, die ihre wechſelnden Gränzen oft weit gegen Rußland und Polen ausdehnten. Der Chan Girei hatte auf einem kriegeriſchen Streifzuge nach Polen eine ſchöne Fürſtentochter geraubt und in ſein Harem geführt, doch vergebens ſeiner Leidenſchaft Gehör zu verſchaffen geſucht. Seine frühere Geliebte aber, die Tſcherkeſſin Sarema, ſich verlaſſen ſehend, ergrimmt gegen die vermeinte Nebenbuhlerin, und gleich zum Dolche bereit und kühn, giebt ſie ihr den Tod. Der trauernde Chan weihte darauf der unſchuldig Gemordeten in ſtiller Abgeſchiedenheit ſeines Gartens zum Andenken einen Springbrunnen, den Brunnen der Thränen, bei deſſen lieblichem Rauſchen er ſchwermuthsvoll ſeiner Erinnerung nachhängt. Die Erzählung hat großen Reiz durch tatariſche Sitten und Geſänge, den Einblick in den Harem, und beſonders durch die herrliche Schilderung der Frauenſchönheit und den ächten Liebeshauch, der durch das Ganze weht.

Die Räuberbrüder. An der Wolga lagert eine

Räuberbande, deren bunte Zuſammenſetzung beſchrieben wird. Die Aufmerkſamkeit iſt auf einen neuen Ankömmling gerichtet, der ſeine Geſchichte erzählt. Zwei Brüder, von Jugend auf elend und freudenlos, wollten ein beſſres Geſchick mit Gewalt erlangen, raubten und mordeten, und führten ein luſtiges Waldleben; bis ſie endlich ergriffen und in Feſſeln geſchmiedet wurden. Der jüngere Bruder, zarter und ſchwächer, erkrankte, und gräßliche Bilder verwirrten ſeine Einbildungskraft. Der ältere, allem andern menſchlichen Gefühl erſtorben, hegte die zärtlichſte Bruderliebe. Der Kranke genas unter ſeiner Pflege, und beide ſannen auf Befreiung. Dieſe gelang durch kühnen Entſchluß und tapfere Ausführung. Sie ſtreiften wieder durch die geliebten Wälder, allein nicht lange, da erlag der jüngere auf's neue, und ſtarb. Seitdem ſind dem übriggebliebenen die Wälder verleidet, und ſeine Seele ganz verhärtet; nur des Alters muß er bisweilen ſchonen, er gedenkt dann des Bruders, und der rührenden Weiſe, wie dieſer im Fieberwahn den Tod eines Greiſes bereute. Der Erzähler bricht hiebei ſelbſt in Thränen aus. Die Andern aber verweiſen ihm das, und wollen bei Schmaus und Trinkgelag an Todte nicht gedenken. Sie laſſen den Becher umgehen, und ſtürzen ſich in wilde Luſt. In ihren Herzen, ſchließt der Dichter, ſchlummert das Gewiſſen, es wird ſchon erwachen zu ſeiner Zeit! Durch dieſe einfachen Worte wird die Verſtocktheit der Menge, die ſcheinbar den Sieg behält, doch auch ſchon als überwundene gezeigt; das eine Beiſpiel, ſo rührend und ſchrecklich eben vorgeführt, verbürgt ſie alle. Und die ſonſt in aller Fülle des Talents doch faſt müßige Schilderung erhebt ſich durch dieſen Hauch ſittlichen Geiſtes auch zu höherer Stufe dichteriſcher Schönheit!

Die Zigeuner. Die Steppen von Beſſarabien ſind der Schauplatz dieſes Gedichts, das wie ein ſturmzerriſſener Gewitterhimmel wild und furchtbar die ſchauerliche Landſchaft überzieht. Das Zigeunermädchen Zemphira bringt von einer Nachtſtreiferei zu dem Zelt ihres alten Vaters einen Flüchtling mit, der, ausgeſtoßen von der gebildeten Welt, hier unter heimathloſen Halbwilden eine Zuflucht begehrt. Das Mädchen wählt ihn zum Gatten, er wird ein Zigeuner und heißt nun Aleko. Widrigkeit und Reiz der rauhen Freiheit werden nicht verſchwiegen; kaum ein Strahl der übrigen Welt dringt hier ein, nur von uralter Barbarei des Landes giebt der wunderlichſte Nachhall aus ferner Römerzeit Kunde. Die Ungebundenheit der Sitte erſcheint in leidenſchaftlichen Wallungen, Zemphira wird des Gatten überdrüſſig, ein junger Zigeuner, in aller Kraft der Jugend und Luſt, gewinnt ihre Liebe. Durch ein Lied voll grimmiger Gluth offenbart und ſteigert ſich die Leidenſchaft, daſſelbe reizt die Wuth Aleko's, und ſeine Eiferſucht findet keine Ruhe mehr. Er ſchleicht der nächtlich von ſeiner Seite entwichenen Gefährtin nach, findet ſie und den jungen Zigeuner in Liebesluſt, und ſticht beide nieder. Sterbend noch freut ſich Zemphira ihrer Liebe. Der alte Vater kommt herbei, die ſämmtlichen Zigeuner. Aleko leidet keine Strafe, aber darf nicht bleiben; in die Welt, die er verlaſſen, und deren Anſprüche und Vorurtheile er nicht zu vergeſſen vermag, wird er zurückverwieſen. Die Zigeuner packen auf und ziehen weiter. — Das Gedicht iſt eines der mächtigſten und ei-

eigenthümlichſten Puſchkin's, und gründet ſich ohne Zweifel auf irgend ein wirkliches Begegniß, ja die Vermuthung, daß er in dem zigeuneriſchen Namen Aleko ſeinen eignen habe andeuten wollen, iſt nicht unwahrſcheinlich. Die Behandlung des Ganzen iſt meiſterhaft, ſie wird in den lebendigſten Stellen ganz dramatiſch; mit jeder Zeile ſteigert ſich die Wirkung, wie ein düſtrer Sturm brauſt das Geſchehene dahin, und Nacht und Schweigen bleiben zurück.

Graf Nulin. Der Name ſoll, nach einer bei uns ziemlich veralteten Weiſe, die Leerheit des Helden andeuten. Ein Abentheuer, das mit Beſchämung endet, wird in anmuthigen Verſen und mit ſatiriſcher Laune erzählt. Den verlockenden und mitunter verfänglichen Stoff hat der Dichter in komiſcher Grazie gehalten. Einen beſondern Reiz noch empfängt ohne Zweifel das Gedicht für diejenigen, welche deſſen Anſpielungen auf beſtimmtes wirkliches Leben verfolgen können.

Poltawa. Eine Dichtung in drei Geſängen, auf geſchichtlichem Boden, von ſchöner Anlage, reifer Ausführung und vollendetem Stil. Der kleinreuſſiſche Häuptling Kotſchubei, einer der reichſten und mächtigſten des Landes, verwindet den Schimpf nicht, den ihm ſeine Tochter angethan. Die ſchöne Maria, um deren Hand die edelſten und begabteſten Jünglinge warben, hatte ſich von dem alten, liſtigen Maſepa, dem Hetman der kleinreuſſiſchen Koſaken, berücken und aus dem väterlichen Hauſe entführen laſſen. Der Schimpf beſtand in der Argliſt und Entweichung, denn Maria wurde Maſepa's geehrte Gattin, die ſein ganzes Vertrauen beſaß, und da ſie den ergrauten Schlaukopf liebenswürdig gefunden, ſo hätte, bei ſeinem Stand und Ruhm und Reichthum, ſeine offne Anwerbung kaum ein Hinderniß finden können. Auch bewogen dieſe Umſtände den Vater, ſeinen Groll nicht ausbrechen zu laſſen, und es beſtand ſcheinbar ein leidliches Verhältniß. Maſepa jedoch, der Abhängigkeit überdrüſſig, in der er zu Rußland ſtand, faßte den kühnen Plan, die Ukraine zu einem ſelbſtſtändigen Reiche zu erheben. Hiezu bedurfte er des Beiſtandes der Schweden, — und ſeine Verſprechungen beſtimmten Karl den Zwölften, mit ſeinem Heere in dieſe entlegnen Gegenden vorzurücken. Inzwiſchen prüfte Maſepa die Gemüther ſeiner Kriegs- und Stammgenoſſen, und auch gegen ſeinen Schwiegervater ließ er ſich ſo weit heraus, daß dieſer an dem beabſichtigten Verrath nicht zweifeln konnte. Kotſchubei, der dem Zar treu bleiben und Rache an Maſepa nehmen will, benachrichtigt Peter den Großen von dem, was im Werke iſt. Der Zar aber baut auf Maſepa's Treue, hält die Anklage für Verläumdung, und überläßt ihm, den Verläumder zu beſtrafen. Maſepa verſichert ſich auf's neue der Liebe ſeiner Gattin, und da ſie betheuert, mehr an ihm als an Eltern und allem zu hängen, ſo hemmt ihn nichts mehr, er läßt ſeinen Schwiegervater enthaupten; Maria, bisher unwiſſend und dann plötzlich durch die Mutter aufgeſchreckt, langt zu ſpät auf dem Richtplatz an, ſchon iſt alles geſchehen; ſie wird darauf wahnſinnig und verſchwindet. Die eingeleiteten Bewegungen waren indeß vorgeſchritten, bei Annäherung des Schwedenheeres erklärte Maſepa ſeinen Abfall von dem Zar, und vereinigte ſich mit Karl dem Zwölften. Doch war der Aufſtand nicht allgemein, und Maſepa konnte nur geringere Macht, als er verheißen, ſeinen neuen Verbündeten zuführen. Die Schlacht von Poltawa zertrümmert das ganze Unternehmen, Maſepa muß mit dem verwundeten Schwedenkönige die eiligſte Flucht theilen. In der Nähe des Dnepers halten ſie im Freien kurze Raſt bei einem Landſitze, den Maſepa als frühern Wohnort Kotſchubei's und Maria's erkennt, dieſe ſelbſt erſcheint ihm, und zerreißt ſein Herz mit dem Ausdruck ihrer Liebe und ihres Wahnſinns. Doch die Flucht drängt, der König ruft, und Maſepa entweicht mit ihm, der Heimath für immer abgewandt.

Geſchichte und Sage ſind hier glücklich gemiſcht, die Helden und Hauptereigniſſe in ihrer geſchichtlichen Wahrheit gehalten, die kriegeriſchen Vorgänge in lebendiger Anſchaulichkeit dargeſtellt. Bewundernswürdig aber iſt vor allem der Karakter der Maria durchgeführt, der Eigenſinn und die Stärke ihrer Neigung, ihr ſtandhaftes Beharren, und dann wieder die gewaltſam erwachte Tochterliebe, die kindliche Verzweiflung. Auch hier ſteigert ſich in den Hauptſtellen alles zum Dramatiſchen, und Puſchkin beweiſt darin wiederholt, wie ſehr begabt er für dieſe Gattung war. Die Erzählung der Hinrichtung Kotſchubei's iſt in ihrer trockenen Umſtändlichkeit peinlich, aber die Wirkung auch poetiſch groß, und wo wir ſo viele Zeit Schritt für Schritt zu durchwandeln haben, hoffen wir, ſie werde auch für die Eile der Rettung nicht zu kurz ſein. Viele einzelne Züge ſind von größter Schönheit; an friſchen Wendungen, ergreifenden Anſichten und lebendvollen Bildern iſt das Gedicht überreich.

Zuletzt wirft der Dichter, nach vergangenen hundert

Jahren, einen Blick auf den Schauplatz jener ſchauerlichen Verhängniſſe. In hohem Ruhme ſtrahlt Peters des Großen Andenken, auch König Karl iſt nicht vergeſſen. Nach dem Grabe Mazepa's fragt man umſonſt; aber in Ehren erheben ſich die Grabmale Kotſchubei's und ſeines Gefährten Iſkra, deren Treue zu ſpät erkannt worden. Von der Tochter ſchweigt die Ueberlieferung, kaum daß der blinde ukrainiſche Sänger, wenn er dem Volke von dem Hetman klimpert, auch deſſen flüchtige Tochter nebenher erwähnt. So weiß der Dichter uns auch zuletzt wieder aus den Tiefen der Nacht auf das Gebiet des Tages zu führen, und durch den bloßen Nachhall der Thaten auf eine höhere Gerechtigkeit hinzudeuten, die auf dieſe Weiſe zugleich eine wahrhaft poetiſche iſt!

Das Häuschen in Kolomna. Ueberdrüſſig, immer in vierfüßigen Jamben zu ſchreiben, was Alle Neuern, wählt der Dichter diesmal eine höhere Versart, die ſchwierigen Oktaven, die er ganz kunſtgerecht den Italienern nachbildet. In vierzig prächtigen Stanzen aber behandelt er ein komiſches Abentheuer aus niederem Kreiſe.

Angelo. Eine italiäniſche Erzählung, in drei Abtheilungen, und in Alexandrinern. Derſelbe Stoff iſt ſchon öfters dramatiſch behandelt worden; auch Puſchkin geht hier bisweilen ganz in's Dramatiſche über. Die Alexandriner können nicht verläugnen, daß ſie eine ſteife Versart ſind, allein der Hauch des Dichters iſt auch in ihnen merkbar.

Der volle Glanz und Reichthum des Dichters entfaltet ſich in der Fülle kleinerer, beſonders lyriſcher Gedichte, welche den Inhalt des dritten Bandes bilben. Hier iſt Puſchkin auf ſeinem eigenſten Gebiete, in unbeſtreitbarer Macht, hier ſprühen die hellſten Funken der Gluth, welche ſeinen tiefſten Buſen erfüllt. Dieſe Empfindungen, man gewahrt es ſogleich, ſind in ihm erlebt, ſind der Ausdruck wechſelnder Verhältniſſe, der Schmerz und die Sehnſucht eines treuen Herzens, der Muth und die Hoffnung einer ſtarken Seele; in dieſen Hauchen athmet der Dichter ſelbſt, aber mit ihm auch ſeine Landes- und Zeitgenoſſen, deren Innerſtes er aufſchließt, und die geheimſten Saiten, die in ihrer Bruſt verborgen liegen, ſpannt und erklingen läßt. Durch den Zauber ſeines Ausdrucks werden die Wallungen, welche dunkel und ſchmerzlich im Innern ſtiegen, glücklich befreit, und ſtrahlen freudig an das Licht empor. Wie tief und mächtig in ſeinen Liedern Puſchkin das Herz ſeiner Nation getroffen, iſt ſchon daraus zu erkennen, daß dieſe Lieder überall in Rußland eingedrungen ſind, mit Begeiſterung wiederholt und geprieſen werden, und wirklich allen in der Nation verbreiteten lyriſchen Anſpruch nicht nur befriedigen, ſondern auch erhöhen und mehren mit dichteriſchem Schatz, deſſen Verſchwendungen nur neuen Reichthum erzeugen.

Gleich zuerſt haben wir die Mannigfaltigkeit zu bemerken, in welcher ſich der Dichter hier bewegt. Von der trunkenen Dithyrambe, der erhabenen Ode und ſchwermuthsvollen Elegie bis zum einfachſten Liebeslaute, von der traulichen Epiſtel bis zum ſtechenden Epigramm, von dem prophetiſchen, dem Orient entlehnten Gebilde bis zum neueſten, der Gelegenheit und dem Augenblicke gewidmeten Geſang, finden ſich alle Formen hier verſammelt. Die feinſten Vers- und Reimbewegungen wechſeln mit der freieſten Strophenbildung, jambiſche und daktyliſche Versarten mit trochäiſchen, neben anmuthigen, leichten Liedesformen bringen ſich mehrgeſtaltige Stanzen, glücklich ausgeſtattete Sonette und ſchwermüthige Ritornellen-Reihen hervor. Nicht minder mannigfaltig iſt der Inhalt. Die Erhabenheit der Schöpfung, die Fülle der Natur, das Gefühl der Liebe und Sehnſucht, die Herrlichkeit des Vaterlandes, die Täuſchungen des Lebens, der Schmerz der Entſagung und Verzweiflung, dann aber wieder der Troſt der Freundſchaft und Ruhe, die Freiheit des Gedankens und die Luſt des Spottes, alle dieſe Gegenſtände und Richtungen erheben ſich in der Bruſt des Dichters, und werden zu ergreifenden, anſprechenden Gebilden.

Seine große Naturanſchauung liegt überall zum Grunde, ſie bringt in allem Wechſel der Empfindungen hervor, giebt ihnen Gehalt und Ausdruck. Wunderſchöne Strophen „an das Meer" laſſen die ganze Herrlichkeit dieſes ſeines Elementes, dem ſich Begeiſterung und Sehnſucht innigſt verbunden haben, wie andere Stücken aufwallen, deuten auf Napoleon's Grab und auf Byron's Geſänge hin, deſſen Bild in dem des Meeres ſtändig gegenwärtig wird, und erblühen auch mit dem Schmerze des Dichters, der um den geliebten [illegible] [illegible] muß. Seine Klagelieder der Trennung, der Einſamkeit, ſeine Rückblicke auf Täuſchungen und Verluſte, ſeine Betrachtungen auf ſtillen Fahrten, bei zufälligen Begegnungen, alles erfüllt ſich mit Naturbildern, und das am Zweige verſpätete Blatt, der einſame Hall der Winternacht, dient hier eben ſo wie der weitſchimmernde [illegible] und das grüne Meer der Steppen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Karl August. Die [illegible] des [illegible] Menschen, des [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Von Merck selbst sind nur wenige Briefe vorhanden; wir dürfen jedoch die Hoffnung hegen, daß in der Folge sich noch mehrere [illegible] werden, so wie auch einige der [illegible] Gedichte, die noch immer die Öffentlichkeit scheuen, aber für den günstigen Augenblick [illegible] liegen. Die gehaltreichsten Blätter sind von Wieland, der sich in [illegible] [illegible] und seine Gestalt hier zeigt, wie er nicht immer zu finden ist. Die größeren Briefe, den herrlich begabten Menschen und sein [illegible] [illegible] zeigend, erscheinen die Briefe des Herzogs; der Brief an Merck vom 17. Juni 1781 ist ein [illegible] Denkmal seiner Gesinnung und ganzen Charakters. Einzelne Briefe von Goethe, die bis jetzt wenige [illegible] haben, [illegible] [illegible] über die ganze Sammlung [illegible]. Aber auch ohne den Beitrag seiner eigenen Blätter, ist er durch die Art, wie er in [illegible] der Andern lebt, die wahre Mitte der ganzen Sammlung. Er ist eine der [illegible], [illegible] [illegible], auf welche die Natur und das Glück ihr Füllhorn [illegible] haben, und in denen [illegible] sich zu [illegible] Kraft vereinigen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] meint, auch nach dem [illegible] in ſe-ſtändigen Studien. Möge man nur auch die andere nicht an den Einzelnen hängen, nicht Stelle und Buchſtabe eines großen langen Ganzen in ihrer Abſonderung betrachten und beurtheilen, ſondern ſie in ihrem Zuſammenhange betrachten, wie ſie einander ergänzen, ſteigern, vermitteln, und gleich ein Ganzes bezeichnen, daß in dieſer Macht und Schönheit und auf Erden nicht oft begegnet! Denn erſtlich, welches Bild entſpricht eine friſche, ſtrahlende Jugend, beide verkündet eine Kraft, männliche Mannhaftigkeit. Allein nicht bloß in der Aufeinanderfolge erkennen wir dieſe verſchiedenen Entwicklungsphaſen mehr, wir finden ſie auch gleichzeitig vereint, jede mit und in der andern, in gegenſeitiger Durchdringung. Denn ſo, wenn Alter hat man [illegible] das Feuer der Jugend abſprechen wollen; aber das Herz, welches noch in ſo hoher Zeit ſolche Empfindungen haben und ihnen ſolchen Ausdruck geben konnte, wie uns die „Trilogie der Leidenſchaft" erhalten iſt, bezeichnet jenen Zweifel. Die vorliegenden Mittheilungen führen uns in Goethe's Jugend zurück, in die Zeiten geiſtiger [illegible] [illegible] und kräftigſten Lebensfülle; und wie zeigt er ſich hier, in ſeiner [illegible] Kraft! wie edel, gegründet und oft in ſeinen [illegible] Lebensäußerungen!

Wieland iſt es vorzüglich, deſſen Zeugniſſe wir zu vernehmen haben, Wieland, der ſchon dieſen Freund, dem früheren Beziehungen in dem vollen Eindruck der Gegenwart völlig verſchwunden ſind. Laſſen wir einige ſeiner Aeußerungen hier [illegible] [illegible]! Im Jahre 1776 ſchreibt er an Merck: „Lieber Goethe hat ſich der [illegible] durch ſeine [illegible] wieder herrlich [illegible].

Mit triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Dichtung, die er vollendet! Wiſſen Sie ein neues Beiſpiel, daß jemals ein Dichter von einem ſo enthuſiaſtiſch geliebt ſei? Doch merk' ich, daß es mich weit mit hohen Namen zieht, weil ich, gegen Sie, am Ende doch nur ein [illegible] [illegible] bin. Denn ſagt nicht Plato, das Schöne iſt reich, und das Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Doch's gut ſein! Mein Herz iſt nun ſo, und genug, daß es mich glücklich macht." Und dann weiter heißt es abermals: „Für mich iſt kein Leben mehr, ohne [illegible] [illegible] Gedanken, den ich mit meinem eingebornen [illegible] gegen Goethe habe, und, wie einen ſchönen Baum gepflanzet, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön ſein [illegible] Kopf erhebt, und alles das iſt, was ich nicht habe werden können." Noch aus demſelben Jahre, [illegible] Goethe's [illegible], iſt folgende wichtige Stelle: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Weiber (auch niemand!) [illegible] durch ſeine damalige Art zu [illegible] [illegible], und dem [illegible] Preis über ſich gegeben. Was ſchon lange, und von dem Augenblick an, da er berufen war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit unbedenklicher [illegible] und aller [illegible] [illegible] aufgeſtellt. Kurz, [illegible] [illegible] [illegible] glauben und [illegible] [illegible] [illegible], daß die Kabale gegen Goethen und ſeine Freunde nichts als Neid und Intrigue und Mißvergnügen über [illegible] Hoffnungen zur Quelle hat." Ferner: „Goethe iſt ſtill und treu und tief und unbeſchreiblich. Er iſt jetzt ſo gut als Mann, und die Welt, die ſo viel [illegible] Ding von ſich ſagt und glaubt, hat groß [illegible] recht!“ Dann, ein paar Monate darauf: „Goethe iſt doch der beſte Kerl, und wollte Gott, er könnte ein Gott allgegenwärtiger ſein! — Wenn Deutſchland Ihre Stadt lobet, ſo wird doch Weimar auch der Berg [illegible], wo die guten Menſchen ſich ſelbſt kennen, welche auch das allgemeine Einverſtändniß die übrige Welt betrachtet.“ Ein einziges Tags ſpäter: „Goethe iſt immer der nämliche — immer wirkſam und Alle glücklich zu machen, ohne glücklich zu ſcheinen — und ſelbſt nur durch Wohlerinnerung glücklich, — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, aber darum verkannt, weil ſo Wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.“ Im folgenden Jahre ſchreibt er gleichen Sinnes: „Goethe ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eigenen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen was man will, ein trefflicher Menſch, und wird's in dieſer Geſellſchaft noch mehr werden. Was man ausſprengt, ſind Lügen der Hofſchranzen. — Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen dem Herrn und Diener weit, allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel. Goethe gilt und bringt alles, und jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und niemanden ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehen?“ — Folgende Stelle iſt aus dem Jahre 1779: „Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß Goethe den Herzog recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritſchaft haben wird. — Er iſt und bleibt mir einer der herrlichſten und redlichſten Menſchen auf Gottes Erdboden, und damit Punktum.“ Sechs Jahre ſpäter [illegible] und noch immer beschäftigt: „Goethe schickt sich hier, und gut — schreibt Wieland — so daß [illegible] [illegible] hat, ist der eigentliche [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] aber nur [illegible] an Gott und läßt unter den [illegible] Luft, die er sich zu [illegible] Wesen [illegible] hat. Mir thut's manchmal im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem alten [illegible] hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt.“ — Und in gleich ehrender Weise spricht auch der Herzog von ihm, rühmt seine Thätigkeit und Wahrheit, und sagt, „mit Ehren könne man Goethe's Bild im Siegel führen, und wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt brauche, welchen es verdiene, werde gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken.“ Und so lebt und webt sein Geist, seine Erscheinung, sein Wirken und Einfluß in allen diesen Blättern; alle verschiedensten Personen, die hier vorkommen, haben ihn zum Augenmerk, beziehen sich auf ihn, müssen ihre Meinung, seine Bestimmung haben. Wir wünschten den Goethischen eiteln Detraktoren, daß unter mannigfach glänzender Hülle hervorsehen, und den kleinen Selbstsüchtigen, die keiner Bewunderung, sondern nur des Neides und Hasses fähig sind, und sich solchen schmählichen Gebrechens in ihrer Blindheit wohl gar als eines Vorzugs rühmen, wir möchten ihnen diesen Spiegel vorhalten, und sie fragen, was sie wohl hoffen, mit ihren Verhältnissen und Wirkungen auch diesen [illegible] an die Seite stellen zu können? —

Der Herausgeber hat sich durch die beiden Sammlungen, welche er an's Licht gefördert, ein wahres Verdienst um unsre Literatur erworben, und wird noch be-

Verfaſſer durch beſchäftigt, daß er ſeine Arbeit mit Einſicht und Liebe, und daher auch mit Fleiß und Genauigkeit, wie ſie heutiges Tages bei ſolchen Aufgaben nur ſelten beobachtet werden, durchgeführt hat. An Vervollſtändigung, an Nachweiſungen, an Überſichten und Regiſtern, die ſo ſehr den Gebrauch erleichtern, hat er es nicht fehlen laſſen. Seiner Vertheidigung des wahren und in aller Hoheit des Geiſtes gewaltſchaffenden und hochſinnigen Werks gegen allerlei Mißurtheile, zu denen einſeitige und gefälſchte Nachrichten ſo leicht verleiten, werden die ächten Menſchenkundigen, deren Scharfſinn vorzugsweiſe auf das Gute und Ganze gerichtet iſt, gern beiſtimmen. —

Europa und der Orient. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, 1839.

Schriftſtelleriſches Talent im politiſchen Gebiet iſt uns Deutſchen ſparſam ausgetheilt, oder, wenn daſſelbe nicht fehlt, ſo fehlt ihm doch meiſtens die Gelegenheit, ſich in ſeiner vollen Entwicklung zu zeigen. Leibnitz, in früherer Zeit, iſt ein hohes Beiſpiel der letztern Art, nur war ſein Werth und Verdienſt grade in dieſer Richtung durch den Undank und Stumpfſinn der Nation faſt ganz in Dunkel und Vergeſſenheit geſunken, und erſt in andern Tagen, durch den glücklichen Eifer des Dr. Guhrauer, ſind die politiſchen Denkſchriften an das Licht gezogen worden, welche durch Inhalt wie durch Darſtellung und Sprache für ihre Zeit, und noch heute in einem Betracht, auf höchſter Stufe ſtehen. In unſern Tagen hat ſich der einzige Gentz, durch beſondere Gunſt des Geſchickes, welches ſeinen Fähigkeiten die entſprechenden Aufgaben nicht fehlen ließ, als politiſcher Schriftſteller ſeine volle Blüthe erreicht und iſt in politiſcher Beredſamkeit ein unübertroffenes Muſter geworden; aber auch ihm drohte ſchon die Vergeſſenheit des Undanks und der noch größeren Unkunde — wenigſtens in der deutſchen Litteratur — und wir haben daher die zu ſeinem würdigen Denkmal von Dr. Schleſier geſammelten Schriften doppelt willkommen zu heißen. Gewiß können wir noch manche, und zum Theil berühmte Namen aufzählen, welchen wir für das politiſche Gebiet ſchriftſtelleriſches Talent in hohem Grade zuſprechen müſſen, wir erinnern an Liebenſtein, an den trefflichen, mit Blick und Ausdruck reichbegabten Lindner, ferner an Görres, Rotteck, Gans, Wangenheim, Hegewiſch; — aber dürfen wir von irgend einem dieſer Talente ſagen, daß ſie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, zur wahren Darſtellung ihres Inhaltes gelangt ſind? —

Dieſe Frage müſſen wir auch für den Autor verneinen, der, nach langem Schweigen, durch vorliegende Schrift wieder auf dem politiſchen Gebiet erſcheint, wo wir ihn, was Fähigkeit und Begabung betrifft, ganz unzweifelhaft in den erſten Rang zu ſtellen haben. Lindner hat in früherer Behandlung mannigfacher politiſcher Gegenſtände, unter den mißlichſten Bedingungen und in den ſchwierigſten Formen, die kunſtreichſte Geſchicklichkeit bewieſen, beſonders wird ſeine Selbſtvertheidigung gegen diplomatiſche Verunglimpfung — in ſeinem „Geheimen Papieren" — immer als ein Meiſterſtück gelten müſſen. Allein der Boden, wo ſein Talent zu voller Reife und Ausbreitung hätte gelangen können, iſt ihm nicht dargeboten worden, zu einer Stellung und Wirkſamkeit, wie Gentz in ſeiner Art ſie erlangt, hat Lindner ſeine Richtung nicht zu führen vermocht; er muß ſich damit tröſten, in einem Gebiete, dem die nationale Beſchaffenheit den Raum von jeher eng beſchränkt hat, noch ſo merkwürdige und bedeutende Möglichkeiten dargethan zu haben.

Die Ungunſt unſerer deutſchen Verhältniſſe für politiſche Schriftſtellerei wollen wir nicht geradezu als ein Übel anklagen; gewiß hängen mit dieſem, in manchen Augenblicken allerdings empfindlichen und ſogar demüthigenden Mangel entſchiedene Vortheile zuſammen, deren wir ſtillſchweigend genießen, und die wir, ſollten ſie uns entriſſen werden, doch noch weniger miſſen möchten, als manchen Vorzug, den wir den Andern jetzt beneiden. Aber als Thatſache müſſen wir jene Ungunſt eingeſtehen, und indem wir ſie klar in's Auge faſſen, wird unſer Urtheil über viele Gegenſtände ſich billig mäßigen, und von falſchen Forderungen und Verſuchen ablenken, inſofern die Einſicht in einen Mangel ſchon als der Beginn des Erſatzes dafür zu betrachten iſt.

Auch die vorliegende Schrift giebt mittelbar von dieſem Zuſtande der Dinge Zeugniß. Denn, wiewohl an deutſchen Stoffen der politiſchen Erörterung kein Mangel iſt, und ein Mann wie Lindner gewiß dabei manches mitzuſprechen verſucht ſein möchte, ſo iſt es vielmehr er entlegenſte, für Deutſchland fremdeſte Gegenſtand, uf den er ſich wirft, die ſogenannte orientaliſche Frage, bei welcher bis jetzt am ſtärkſten von Seiten Rußlands und Englands eine Betheiligung hervortritt, und ſelbſt hier nimmt er nicht aus deutſchem Standpunkt und eigner Anſicht das Wort, ſondern ſchickt die Schrift eines Franzoſen voran, um ihr die Bemerkungen anzuſchließen, zu denen ſie Gelegenheit giebt, und auch dieſe Bemerkungen giebt er in der möglichſt unverfänglichen und neutralen Form, in der eines Geſprächs, wo die Meinungen gegen einander hin und her ſchwanken, und die eigne des Autors nur noch mit feinem Geiſte, nicht aber mit groben Händen zu greifen iſt. Entlegnen Stoff wählte auch Gentz bisweilen, wo der nahe zu ſchwierig dünkte, und ſo haben wir von ihm kein Werk über die Auflöſung des deutſchen Reiches oder die Stiftung des Rheinbundes, wohl aber eines über den Krieg zwiſchen Spanien und England; in der Hauptſache machte dieß aber wenig Unterſchied, immer war es das Unrechtmäßige und Gewaltſame der franzöſiſchen Staatsführung, was er beſtritt, und das eine wie das andere Beiſpiel konnte dieſem Zwecke dienen. Der Deutſche wird auch dießmal, der Unergiebigkeit müde, welche mit der öffentlichen Beſprechung ſeiner nächſten Anliegen zur Zeit noch verbunden iſt, dem gewandten Darſteller gern zur Betrachtung der entferntern Weltfrage folgen, wohl wiſſend, daß zuletzt doch keine ſolche entſchieden wird, ohne daß Deutſchland einen Rückſtoß davon empfindet. Was aber die Vermittlung der Anſichten durch die Geſprächsform betrifft, ſo kann der Leſer nur dankbar dafür ſein, daß dem Gegenſtande der Reiz und die Haltung ſolcher höheren Kunſt gewidmet worden.

Bei dem Aufſatze von Armand Lefebvre, „Frankreichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients“ betitelt, dürfen wir uns nicht lange aufhalten. Lindner hat ihn aus der Revue des deux Mondes frei überſetzt, einer Zeitſchrift, welcher man beimißt, öfters den Sinn des franzöſiſchen Miniſteriums auszuſprechen. Der Standpunkt eines Franzoſen iſt hier ganz nach der alten Schule feſtgehalten, und noch ziemlich derſelbe, wie zu Ludwigs des Vierzehnten und wie zu Napoleon’s Zeiten. Der Nationaleitelkeit dünken alle Anſprüche gerecht, alle Einrichtungen zuläſſig, bei welchen ſie ſich befriedigt fühlt. Vom wirklichen Rechte iſt dabei nicht die Rede, ja ſelbſt nicht von der tieferen politiſchen Zuſtändigkeit und dem wahren Beſten des eignen Landes, deren reife Erwägung vielleicht oft als verwerflich zeigte, was jener Eitelkeit ſchmeichelt. Selbſtſüchtig darf jede Politik ſein, innerhalb gegebner Gränzen muß ſie es ſogar; wir werden es daher auch dem Franzoſen nicht verdenken, ausſchließlich den Vortheil Frankreichs im Auge zu haben; dem Engländer geſtehen wir dieſes Recht ſchon immer zu, und er übt es mit trockner Derbheit und ſchneidender Schärfe von jeher gelaſſen aus; bei dem Franzoſen aber ſtellen ſich neben den wirklichen Intereſſen auch hohle Phraſen voran, und dieſe machen das politiſche Raiſonnement eines Pradt, Chateaubriand, und Andrer dieſer Art, oft ſo widerlich. Wir finden dieſes Gebrechen auch bei Hrn. Armand Lefebvre, und weniger ſind es die offnen Erklärungen, daß Frankreich das linke Rheinufer wieder haben müſſe, die uns verletzen, als vielmehr die herkömmliche Ziererei mit Geſinnungen und Fürſorgen, die das Wohl der Menſchheit und die allgemeine Bildung zu vertreten ſich anmaßen.

An ſolcher Ausſchmückung leidet auch unſre Schrift keinen Mangel, der eigentlich politiſche Inhalt ab erdreht ſich in einem ſchon bekannten Kreiſe verſchiedenartiger Annahmen, denen keine neue Seite abgewonnen iſt, und wenn hier die franzöſiſche wirkliche Politik zum Theil mitausgedrückt worden, ſo müſſen wir geſtehen, dieſe in ihren Anlagen nicht für ſonderlich neu noch eigen und tief halten zu können. Der Inbegriff derſelben heißt: Wir wollen uns mit derjenigen Macht verbinden und derjenigen Macht allenfalls dienen, welche uns den meiſten Länderzuwachs verſpricht. Daß hierbei die Möglichkeit einer Verbindung Frankreichs mit Rußland angenommen wird, iſt auch keine große Kühnheit, ſondern geſchieht auf altem betretnen Wege, wobei nur die Widerſprüche, in welche jener Weg jetzt mehr als ſonſt unvermeidlich führen muß, überſehen oder leichthin beſeitigt werden.

Ernſter und wichtiger iſt für uns das Lindner'ſche Geſpräch, welches auch den größeren Theil der Schrift ausmacht. Er führt einen Deutſchen Willibald und einen Nordamerikaner Wilſon redend ein, und hat den Stoff in beide Rollen ſo glücklich und ſein vertheilt, daß jede Meinung, wie dieß der dialogiſchen Dichtung geziemt, ihre volle Gebühr und Vertretung findet, keine Seite abſichtlich verkürzt oder verdunkelt wird, und bei dieſer unpartheiiſchen Gerechtigkeit des Autors bisweilen ſchwer zu errathen ſein mag, auf welche Seite er perſönlich hinneigt. Es darf uns daher nicht befremden, bisweilen auch dem Amerikaner in den Mund gelegt zu finden, was eigentlich unſerm Landsmanne näher zu ſtehen ſcheint; die Reinheit und Bildung des Ausdrucks können bei dieſer Verlegung nur gewonnen haben.

Der Verfaſſer wünſcht, daß ſein Geſpräch nicht aus einzelnen Sätzen, ſondern nach ſeinem Zuſammenhange beurtheilt werden möge, denn Einheit und Verbindung der beſprochenen Gegenſtände ſeien in der Tiefe wohl vorhanden, wenn auch nicht immer auf der Oberfläche offenbar und leicht aufzufinden. Wir glauben in der That nicht, daß es leicht ſei, die eigne Anſicht des Verfaſſers aus dem Vorliegenden in wenige gedrängte Sätze zuſammenzufaſſen; er hat aber wohlgethan, ſtatt der ſchließlichen Ausbeute, uns die ganze Fülle politiſcher Thatſachen, Einſichten, Bemerkungen und Verknüpfungen zu geben; denn alle dieſe Vorſtellungen auch nur in Bewegung geſetzt zu haben, iſt ſchon Gewinn, und dieſen mag jeder Leſer nach Bedürfniß und Kräften ſehr verſchieden herausziehen. Wer keinen Ertrag findet, der mag ſich nur ſelber die Schuld beimeſſen, denn hier iſt wahrlich der ganze Kurſus heutiger Staatsanliegen auf geiſtreiche Weiſe durchgemacht!

Den Tagespartheien iſt Lindner von jeher fremd geweſen; er hat ſich nie an bodenloſen Luftgebilden erfreut, nie revolutionaire, blind oppoſitionelle Richtungen befolgt, nie um erdichteter Intereſſen willen die wirklichen außer Acht gelaſſen; ihm war die Politik nie ein Gemiſch von Abſtraktionen, ſondern das Ineinanderwirken leibhaftigen Lebens, ſeinen Erörterungen lagen Länder- und Volksgeſtalten, vorhandene Staatsgebilde ſtets zum Grunde. Seine konſervative Geſinnung, früher auf ſüddeutſche Intereſſen faſt gewaltſam beſchränkt, zeigte ſich als allgemein deutſche bei Gelegenheit des preußiſchen Zollvereins, den er durch eine auch an höchſten Orten mit Beifall aufgenommene Schrift in helles Licht ſetzte.

Die konſervative Richtung iſt auch in dieſem Geſpräch vorherrſchend; vom Beſtehenden wird überall ausgegangen, die Rechte und Intereſſen der Staaten werden in ihrer Weſenheit aufgefaßt; den Zuſammenhang ſo großer Beziehungen, die ſich in einer Staatsregierung vereinigt finden, will er nicht kleinlich angeſehen wiſſen. Freiſinnig, dem Entwicklungsgange der heutigen Welt angehörig, ein Freund repräſentativer Verfaſſung, mißt er doch keineswegs die Staaten nach äußern Formen, deren Zweck er auch durch andre Mittel erreichbar ſieht. Und ſo geſchieht es denn, daß wir unſern Autor, dem man bisher dergleichen nicht zugetraut, aufrichtig und ernſtlich auf der Seite derjenigen Regierungen finden, die, wie Öſterreich und Rußland, dem zeitgeiſtigen Freiſinn wenig Zuneigung einflößen konnten.

Diesmal iſt es doch vorzugsweiſe Rußland, deſſen Verhältniſſe und Anſprüche mit billigem Eingehen gewürdigt werden. Die Aufgaben, welche dieſem Reiche geſtellt ſind, den Gang, welchen daſſelbe in ſeiner Entwicklung befolgt, die neuen Betheiligungen, die ihm unvermeidlich zuwachſen, betrachtet unſer Autor mit freiem Überblick, und hält ſich, anſtatt an kleinliche Zufälligkeiten, an die großen weſentlichen Züge. Das Bild, das ſich hiernach ſowohl von dem innern Geiſte Rußlands als auch insbeſondre von dem Geiſte ſeiner Politik ergiebt, iſt ſehr vortheilhaft, und die Thatſachen, auf die es gegründet wird, laſſen ſich nicht in Abrede ſtellen.

Unſer Autor theilt nicht die allgemeine Beſorgniß wegen der zunehmenden Übermacht Rußlands, er ſieht beſonders in der Ausdehnung nach Süden nicht die große Gefahr; ja er möchte die Abſichten dorthin, welche man dem ruſſiſchen Kabinet ſeit langer Zeit immerfort beimißt, gar nicht vorhanden glauben. Der Verfall des türkiſchen Reiches, meint er, werde allerdings neue Einſchreitung herbeinöthigen, allein dieſe könne mit den Intereſſen andrer Mächte in Einklang gebracht werden, die orientaliſche Frage laſſe eine friedliche Löſung zu. Es werden Vorſchläge gemacht, die Intereſſen der Politik in neuen organiſchen Bildungen gegen einander auszugleichen.

Die Sprache unſres Autors würde Verdacht erregen, und wir in ſeinem Amerikaner faſt einen ruſſiſchen Wortführer vor uns zu haben glauben, zeigte ſich nicht ſonſt in jeder Weiſe eine völlige Unabhängigkeit. Von den wahren Forderungen unſrer Zeit läßt er keine fallen, ſie ſind alle wach und rege bei ihm. Die wunden Zuſtände, an welchen Europa leidet, berührt er insgeſammt mit wenn auch nur flüchtiger, doch ſcharfer Andeutung. Das Wort über die Kölner Sache iſt durchaus treffend. Unerwartet iſt die Wendung, mit der die Sache Hannovers erwähnt wird, nur ſcheint dabei das Thatſächliche doch irrig aufgefaßt. Manches andre Geiſtige, faſt unſcheinbar eingeſtreut, erhebt die Färbung des Ganzen; z. B. daß das Geheimniß der Politik — in der Richtung wohin die Natur der Dinge ſtrebt, den Ereigniſſen nachzuhelfen — nicht eins mit dem Geheimniß der Diplomatie ſei, ſondern oft nur eines für ſie! —

Können wir in Betreff der Hauptſache, die hier verhandelt worden, dem Verfaſſer großentheils zuſtimmen, und uns auf dieſelbe Seite ſtellen, welche er — nicht aus perſönlicher Luſt, ſondern aus triſtigen Sachgründen — gewählt, ſo müſſen wir doch bemerken, daß unſres Bedünkens die ſogenannte orientaliſche Frage im ge-

gewärtigen Augenblicke mit einem für ihre Wichtigkeit, und beſonders für ihre Dringlichkeit, ganz unverhältnißmäßigen Lärm beſprochen wird. Der für Europa zunächſt wichtige Theil der Frage iſt bereits thatſächlich in voller Entſcheidung begriffen, und es hilft nichts, dies abzuläugnen. Die Vollendung wird von den Umſtänden abhängen, und es ſcheint nicht, daß irgend eine Staatsklugheit dieſe zu beherrſchen im Stande ſei. Der Augenblick, wo Konſtantinopel vollends aufhören wird türkiſch zu ſein, dürfte auch gar keinen ſo auffallenden Abſchnitt in den allgemeinen Verhältniſſen bilden, als man uns glauben machen will. Die Intereſſen, welche man am weſentlichſten dabei gefährdet meint, werden vielleicht am wenigſten durch die Veränderung geſtört, wohl gar in der Folge ſich gefördert finden. Auch können wir die haſtige Beſorgniß, welche in der türkiſchen Frage ſogleich die oſtindiſche mitbegriffen ſehen will, ganz und gar nicht theilen. Die Unruhe dieſerhalb ſcheint mehr im Publikum, als in den Kabinetten ſelbſt; und grade die Aufmerkſamkeit, welche dieſe letztern dem Gegenſtande unläugbar widmen, vermindert durch Klarheit der Einſicht die Spannung. In England, wo die Staatsverwaltung jede, auch die grundloſe Volksmeinung bis zu einem gewiſſen Grade berückſichtigen muß, wird das Kabinet die orientaliſche Frage nicht leicht nehmen dürfen, aber die Erörterung grade, welche im brittiſchen Parlamente gründlich zu erwarten ſteht, wird den ganzen Gegenſtand, wenn wir abrechnen was er den Widerſachern der Verwaltung, zum möglichen Vorwurfe gegen dieſe, gelten ſoll, in minderem Gewichte zeigen, und keinesfalls einen ſo dringenden, große Entſcheidungen unmittelbar drohenden Werth, wie dies in öffentlichen Blättern geſchieht, damit verknüpfen laſſen.

Doch wir halten hier inne, da es unſres Ortes nicht iſt, über die politiſchen Intereſſen ſelber abzuſprechen, ſondern wir, unſern Verhältniſſen gemäß, uns gern beſcheiden, nur darüber zu urtheilen, wie ſolche litterariſch behandelt worden, in welchem Betracht wir denn die vorliegende Schrift wegen ihrer maßvollen Haltung, ihres durchaus guten Tons, und ihrer feinen Darſtellung nur zu rühmen haben.

Als die Bildſäulen der Generale von Scharnhorſt und Grafen Bülow von Dennewitz errichtet wurden. Ode. Berlin, 1822. 4.

Den Bildſäulen der Generale **Scharnhorſt** und **Bülow** — beide durch Entwurf und That hellglänzend in den Reihen preußiſcher Helden — war der Jahrestag von Belleallianee zum Weihfeſte beſchieden. Beſſer als jede angeordnete Ceremonie, als jede vorbereitete Rede es vermocht hätte, ſprach die einfache Thatſache dieſes Gedächtnißtages den bedeutungsvollen Inhalt des Vorgangs aus, und die am frühen Morgen enthüllten, weißglänzenden, marmornen Standbilder, an dieſem Tage, an ſolcher Stelle und mit dieſen Attributen, führten ihr eigenes Wort ohne Predigt und Feierlichkeit. Außerordentlich bezeigte ſich der Antheil des Publikums, in allen Klaſſen ſchien das Gefühl belebt, daß hier mehr als eitler Prunk und willkürliches Spiel, daß hier der Ernſt und die Kraft einer Nationalſache walte, die jeden Preußen, ja jeden Deutſchen angehn dürfe. Aus den Gruppen des Volks und der Soldaten, welche beſonders in den erſten Tagen den Platz erfüllten, gingen bei dieſer Gelegenheit Urtheile und Bemerkungen hervor, die geſammelt ein originelles Gemählde der im Volke lebenden Bildungsſtoffe und Meinungsrichtungen liefern würden. Nicht minder lebhaft äußerte ſich die Theilnahme im höheren Geiſteskreiſe, den edleren Eindrücken der Kunſt und des vaterländiſchen Gegenſtandes zwiefach eröffnet. Die Dichtkunſt verſäumte ſolch willkommenen Anlaß nicht. Vor Allen war der vaterländiſche Dichter der herrlichen Kriegsgeſänge, deren Heldenſtimme einſt mit kühnem Muth unter größten Gefahren raſtlos zum Kampfe rief, und dann mit Siegesfreude alle Schlachten, alle Gefechte verherrlichend begleitet, vor Allen war dieſer berufen, ein Ereigniß zu feiern, welches den Inhalt ſeiner Geſänge ſo lebhaft aufregt, und dieſe ſelbſt wetteifernd wecken muß. Der Geheime Staatsrath von Stägemann iſt auch diesmal ſeinem Rufe gefolgt, und hat dem Anlaß eine Ode gewidmet, die in jedem Betracht ſelbſt eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt. Die Gedankenfülle, die Kühnheit und Eigenheit der Bilder, das Feuer der Geſinnung, welche die Lieder dieſes Tyrtäiſchen Dichters auszeichnen, ſind längſt gewürdigt und anerkannt. Aber damit iſt es noch nicht genug, ein Dichter ſolcher Art muß nicht nur mit ſtets friſcher Poeſie, ſondern auch mit ſtets friſchem Muth erſcheinen, und dieſer iſt's, der auch vor allen dieſe Zeilen wieder beſeelt! Da das Gedicht zwar gedruckt, aber nur in wenigen Abdrücken als

Manuſcript für Freunde ausgetheilt worden, und nicht in's Publikum gekommen iſt, ſo verſprechen wir uns Dank bei dieſem, wenn wir eine ausführlichere Nachricht davon hier mittheilen.

Das Gedicht iſt den beiden Staatsminiſtern von Beyme und von Boyen zugeeignet; edle, gefeierte Namen, die ſogleich in das Gebiet des Verdienſtes und der Vaterlandsliebe verſetzen, und den Kreis der Geſinnung bezeichnen, innerhalb deren das Ganze verweilen will.

Wie man aus tiefen Schachten und Brunnen heraufblickend auch am Tage die Sterne wahrnimmt, die ſonſt nur die Nacht erblicken läßt, ſo erhebt der Dichter aus der Tiefe des Geiſtes ſein Auge in das Reich hoher Ahndungen, und forſcht in Sternenſchrift, von andern minder aus der Tiefe Blickenden unwahrgenommen, die Zukunft der Völker, zunächſt des Vaterlandes,

Str. 3.

Der Brennenheimath auch, ein arkadiſches
Stillleben nicht, kein blühender Myrthenhain,
  Ach, eine Landſchaft, Ungewitters
    Voll und der Schlachten mit Sturm und Schiffbruch!

Der Blick in die Zukunft aber, wenn er nicht im Geſtaltloſen ſchweifen ſoll, muß die Gebilde der Gegenwart hinübertragen; indem er nun dieſe erfaßt, durchdringt ihn die Fülle großer Hoffnungen mit tiefer Rührung, die Schätze der Empfindung, die Pracht der Blüthen und den Segen der Früchte in gleichem Bilde vereinend;

Str. 5.

Dann hängt das Aug' in ſchimmernden Tropfen, nennt
Sie Thränen, nennt ſie Perlen verſchloßner Bruſt,
  An jedem Zweig des Knospenmonats,
    Jedem verheißenden Halm Demeters.

Aber ſelbſt der Seher wird hier ungewiß. Wo bricht die neue Knoſpe auf, wo iſt die friſche Saat ausgeſtreut? fragt er. Keine Gewähr iſt hierüber dem Sterblichen gegönnt. Die ſorgliche Bekümmerniß möglichen Mangels wird jedoch gemäßigt durch den Blick auf den Reichthum der Garben, die aus der Ärnte großer Vergangenheit überſchwänglich in die Zukunft reichen. Das Land iſt geſichert, denn

Str. 8.

Wer wagt die Fauſt, Pechfackeln entzündend, wer
An Friedrichs Thron? Gränzhüter, in Fels gehaun,
Entſteigt ein Heldenpaar dem Schatten-
Thal in der Ehren verherrlicht Weichbild.

Dieſe raſche Wendung hat uns zur Sache des Tages geführt. Die beiden Feldherren, von denen heute die Rede iſt, werden in ihrer Eigenthümlichkeit geſchildert. Zuerſt Scharnhorſt, deſſen Verdienſt hauptſächlich den Entwurf betrifft, dann Bülow, vom Glücke in entſcheidender Ausführung begünſtigt.

Str. 9—11.

Als Preußens Aar von Galliens Geier — iſt
Nur fabelhaft — verwundet in Haſſes Kampf,
Die Schwingen mühſam jüngſt zum Abend-
Strahle des ſinkenden Ruhms emporhob:

Da blickte Scharnhorſt heiter zu Sternen auf,
Da ſann er früh Kriegsmärſche zu Waffentanz,
Den Morgenſtrahl willkommen heißend,
Als er die brennenden Augen aufſchlug:

Da zuckten fern erſt, aber doch Flamme ſchon,
Durch ſtill Gemüth die Träume der Geiſterwelt.
Das war ein heftig Wetterleuchten
Deiner ſich nahenden Donner, Bülow!

Doch die Helden auch bedürfen leitender Ordnung, die höhere Macht geſetzlichen Anſehns muß ihren Beruf weihen.

Str. 12.

Da ſchlug der König ſtark an den Brennenſchild,
An ſeiner Jugend kriegeriſch Heldenherz.
Sie kam, ſie ſah den Feind, ſie warf ihm
Siege zu Füßen, zerpflückten Lorbeer.

Wie damals zum Streite, ſo ruft der König jetzt ſein jugendliches Volk zum Dankgebete, mit dem er die Denkbilder des Heldenthums errichtet, als Edelahnen künftiger, doch ſchwerlich größerer, Thaten. Denn Kriegsweſen blühte auch früher in Preußen, zahlreich ſind ſeine Heere und Feldherren auf der Bahn unſterblichen Ruhmes vorangegangen; diesmal aber wurde Volksbewaffnung alles künftigen Kriegesſturmes Vorbild. Hier, in dieſen neu aufgerichteten Bildern, iſt ihr Entſtehn, ihre Anwendung, ihr Sieg verherrlicht. Dieſe Betrachtung ſcheint der Dichter im Sinne zu haben, wenn er plötzlich ausruft:

Str. 16.

Hier ſei der Landwehr Bundesaltar! allhier,
Im Sternenlicht vollendeter Brüder, hier,
Jedwedem Erbfeind unverſöhnlich,
Schwöre ſie Kampf bis zum letzten Pulsſchlag.

Die Landwehr giebt das einleuchtendſte Bild gerechten und nothwendigen Kampfes, darum wird ſie beſonders genannt; ihre Antriebe werden aufgezählt, ſie ſind nur edler Art; die Stürme der Geſchichte haben mit andrer Schmach und Rohheit endlich auch die Unwürde des Kriegers hinweggetilgt; der Kampf der Landwehr iſt

Str. 17.

Des Glaubens Kampf, der Ehre, der Treue, nicht
um Knechtes-Broſam, welchen ein Wolkenbruch
Des Erdenſchickſals neben [illegible],
[illegible] und Heulen des Weiſen [illegible].

Allein was trübt plötzlich das Auge des Dichters, welches dunkle Bild ungewiſſer Ereigniſſe ſchwebt ihm vor?

Str. 18.

Nicht immer ſchmückt die Krone des Irdiſchen
Das ſchöne Ziel der heiligen Märtyrer;
Nicht jederzeit geht aus vergoſſenem
Blute der Tapfern die Saat der Freiheit.

Selbſt ein ſo edler Kampf, wie der bezeichnete, kann traurig ausgehen, und ſeine Helden ohne Denkmal erſterben laſſen.

Str. 19.

Ein dunkler Geiſt, voll Sturmes die Flügel, weht
Den dürren Meerſand über den Raſen auch.
Die Helden ruhn, und ihres Lorbeers
Spitzen begräbt die erſterbne Wildniß.

Schon hat ſich des Dichters Blick von der frohen Betrachtung des ſiegprangenden Vaterlandes erweitert zum Überſchauen andrer Volksgeſchicke, naher und ferner; die Geſchichte zeigt die Unvollendung der evangeliſchen Glaubensreinigung, und ſo vielleicht auch jetzt wieder bereitet ſie den Sieg der [illegible] über verſuchten edleren Aufſchwung!

Str. 20.

Viel Weltgerüſte [illegible], der Heldengeiſt
Geſchlechte viel, der untergegangenen.
Das Schwert zerſchlug den Reich; des Lebens
Fackeln erſtickten im Rauche [illegible].

Der Menſch vermag die Rathſchlüſſe des Himmels nicht zu durchforſchen; er wandelt hienieden im Dunkel.

Str. 21.

Dort, ſonnenjenſeit, waltet der Tag, wo dort,
Allwo des Lichts lebendige Quelle ſtrömt.
Die Zeit, des Todes ungeheurer
Schatten, verfinſtert die Wohnen dieſſeit.

Selbſt in dieſem Dunkel aber iſt er nicht ganz verlaſſen,

Selbſt in dieſem Dunkel aber iſt er nicht ganz verlaſſen,

ihm bleiben Zuflucht und Troſt im Heiligthume des Innern.

Str. 22.

Doch wehen dieſſeit kühlende Palmen auch,
Wohin der Strahl des Auges die ſtrebenden
Gewiſſen ſendet, tapfre Streiter,
Licht der Gedanken, der Herzen Inbrunſt.

In dieſer Richtung, zu dieſem Ziele, findet der Dichter ſogleich ſich als Preuße wieder, und als ſolcher mit freudiger Zuverſicht jedem Zweifel enthoben. Er iſt der letzten Siegeskämpfe, aus denen zwei Helden ihm hier vor Augen, wieder eingedenk.

Str. 23.

Zum Licht' empor! Dies Banner entſchied, als wir
Die Felſenburg des Glücklichen ſtürmten, der
Nachtwandelnd jüngſt des Augenblickes
Winken gebot und der Macht des Zufalls.

Wie in der zunächſt vergangenen Weltwendung, ſo auch in der nächſtkünftigen ſieht er dieſem Zeichen vertrauend Preußens Geſchick in allen Verwicklungen glorreich bewahrt.

Str. 24.

Das Banner Friedrichs, Preußen, geleitet euch,
Wenn einſt die ſturmgeborne Verfinſterin
Der Schwaden, einſt gewitterſchwüle
Lüfte, den Athem in Blitzen aushaucht:

Solcher heimſuchenden Welterſchütterung müſſen die Völker auch ja fernerhin gewärtig ſein,

Str. 25.

Wenn einſt der Menſchheit Rächer den Arm erhebt,
Den Brudermord zu ſtrafen, zu welchem jetzt
Der Menſchenwitz, der keinen Gott glaubt,
Feigen Barbaren den Stahl geſchärft hat.

Dies bedarf hier keiner weiteren Deutung. Der Blick
Dies bedarf hier keiner weiteren Deutung. Der Blick
des Dichters lieſt aus der Tiefe des Geiſtes heraus in der Sternenſchrift die Schickungen der Völker. —

Dieſe erläuternde Nachweiſung des Ganges, den der Dichter in ſeiner lyriſchen Betrachtungsweiſe genommen, wünſcht nur den Genuß eines Gedichtes allgemeiner zu machen, welches im Schwunge erhabenen Ausdrucks die großartigſte Geſinnung darlegt, an deren vaterländiſcher Flamme jede höhere Angelegenheit der Menſchheit ſich entzündet. Solcher Geiſt, ſolche Geſinnung mögen unſerer Heimath nie erlöſchen!

Pierre Schlémihl. Paris, chez Ladvocat. 1822.

(Kurze Zeit vor ſeinem Tode beſuchte mich Chamiſſo, und da die Rede auf ſein allerliebſtes Mährchen kam, fragte er faſt klagend, warum ich ein ehmals darüber von mir geſagtes Wort aus meiner Sammlung kritiſcher Aufſätze weggelaſſen? Ich hatte das Blatt nicht mehr gehabt; er ſandte es mir, und gemäß dem Wunſche des Theuren, zu früh geſchiedenen Freundes ſei daſſelbe hier nun zu ſeinem Andenken eingereiht.)

Herrn Peter Schlemihl kennen wir Alle; ſein entſetzliches Unglück, die grauſame Folge eines allzu ſchnellen Handels, hat unſer Aller innigſte Theilnahme erweckt. Wer bei uns hat ihn auf ſeinen Wanderungen nicht mitleidsvoll in ſeinem Jammer geſehn, den armen Schattenloſen, dem das Tageslicht Verderben iſt, und nur die Dämmerung, die Nacht einigen Schutz gewährt? Der Mangel eines unweſentlichen Guts — ſo ſchien es — eines Undings, kaum der Rede werth, gleichgültig und unbeachtet bei Jedermann, die es beſitzen, brachte ihn zu dieſem grenzenloſen Elend! Ja gewiß, dieſer iſt das Urbild aller Schlemihle, und ihm gebührt die Ehre, ſeinen Namen auf alle Schickſals-Genoſſen ſolcher Art zu vererben! Ihm hilft nicht, was er ſo überſchwenglich voraus hat, nicht ſein guter Wille, nicht ſeine wohlthätigen Handlungen, ſeine ſchönen Eigenſchaften aller Art, ſein unermeßlicher Reichthum, ſeine noch gerettete Seele, nichts vermag ihm zu helfen, denn der Unglückliche hat keinen Schatten! Wie ſo gerade ihm dieſer zu ſeinem Glücke nöthig ſein mußte? — ach! wer die Geſchichte geleſen hat, wird ſo nicht fragen! Wäre der Zuſammenhang aller Geſchicke uns ſichtbar, wäre ihre Nothwendigkeit begreiflich, wie viel geringer würde die Laſt, die wir an ihnen tragen! Das Unbegreifliche der Verknüpfungen, das Unvermuthete der Wirkungen, das erſt begründet recht unſer Unglück, und Schlemihl wäre minder zu beklagen, wenn ſein Leid erklärlicher erſchiene. Ein unbewachter Augenblick raubt ihm, was ein ganzes Leben voll angeſtrengter Sorge ihm nicht erſetzen kann! — Dieſer Schlemihl, in Deutſchland geboren und aufgewachſen, umher getrieben gleich ſeinem Vetter, dem ewig wandernden

Abentheuer, versuchte sich nunmehr auch in Frankreich; ein bedenklicher Boden für ihn, wo er einer guten Aufnahme schwerlich so sicher ist, wie bei uns! Man wird nicht glauben wollen, daß er ohne versteckte Absicht, daß er ein harmloser Reisender sei! — Wirklich geberden die Franzosen sich gar seltsam bei dieser Erscheinung; am meisten setzt es sie in Wunder und Unruhe, daß der Verfasser des Büchleins selbst ein Franzose ist, ein Franzose, der, als deutscher Schriftsteller auftretend, in Deutschland erst den Beifall gewann, und nun seinen eigentlichen Landsleuten erst in Übersetzung bekannt wird. Sie wissen nicht recht, was sie dazu sagen sollen, und betrachten die Sache von hüben und von drüben. Sie können die Gattung noch nicht bestimmen, zu der das Büchlein gehört, und sehen darin für's erste bloß die allgemeine Wunderlichkeit der deutschen Literatur, die sich ohnehin so leicht nicht bestimmen lassen will. Dem Einfalle selbst, der dem Ganzen zum Grunde liegt, wollen sie gern zugestehen, daß er einer der seltsamsten und außerordentlichsten sei, der jemals vom menschlichen Einbildungskraft erfaßt worden. Am glücklichsten ist noch der Ausspruch gerathen, welcher die Erzählung als ein angenehmes Mährchen für Kinder eines jeden Alters bezeichnet, und ihre Bedeutung nur in der Einfalt des Vortrags und in dem Reize der mährchenhaften Natur-Anschaulichkeit suchen heißt. Andere aber urtheilen anders, bringen ihre Parthei-Ansicht gleich mit, sprechen Drohung nach dem Deutschen, machen sich auf ein Paar Schnitzern sein Vergnügen, und haben die Freude, daß ihnen deutsche Blätter getreu nachschreiben! — Dieses Dichtungsgebiet, wo die Wildnisse des Mährchenhaften in ihrem Eigenthum eine neue

Natur-Nothwendigkeit hervor zaubert, und dem Spiele wissenschaftlicher Forschung und metaphysischen Tiefsinns gleichsam eine neue Fabellehre schafft, ist allerdings den Franzosen ziemlich fremd geblieben. Das Beste, was sie in dieser Art besitzen, gehört ihnen nur halb, oder ist nicht ausgearbeitet genug; „der verliebte Teufel", von Cazotte, ist offenbar dem Spanischen nachgebildet; „das

Cazotte, ist offenbar dem Spanischen nachgebildet; „das

Krokodill", von Saint-Martin, eine der seltsamsten und wildesten Schöpfungen dieses tiefsinnigen Geistes, ist nur ein unförmlicher Entwurf; beide lassen mit dem Schlemihl keine Vergleichung zu. Aber auch im Deutschen ist das Mißlungene in dieser Art mehr als das Gelungene; neben Novalis und Tieck ist wenig zu nennen, Hoffmann aber hat die Sache eigentlich nicht verstanden, indem er, statt das Wirkliche phantastisch zu behandeln, sich unwillkürlich oft in's Absurde verirrt. Der Schlemihl bleibt ein ziemlich allein stehendes Beispiel. — Unser Freund, Dr. Adelbert von Chamisso, hat es diesem Büchlein, das bekanntlich hier in der Mark und in gutem Deutsch geschrieben worden, nicht an örtlichen und persönlichen Lebensbeziehungen fehlen lassen, er hat Wahrheit darin verarbeitet; die Personen, die hier vorkommen, haben wir zum Theil gekannt; in den Schilderungen entdecken sich täglich neue Züge und Winke, die auf das wirkliche Leben anspielen; die Reise um die Welt, die er später wirklich gemacht, die naturwissenschaftliche Thätigkeit, der er sich gewidmet, alles findet sich im Schlemihl angedeutet und vorbereitet; das Büchlein ist demnach zugleich historisch und prophetisch, einfach und verwickelt gebildet, und große Schätze mögen im Laufe der Zeiten sich noch darin enthüllen. Wir selbst haben vieles darin geſchrieben, was wir bei anderer Gelegenheit einmal mitgetheilten geſprochen, über Schatten und Licht, über den Teufel und ſeine Beziehungen, über Gemüthsarten und Eiſenbahnen, über die öffentliche Meinung, über den Weltlauf, beſonders auch über Geld und Geldeswerth, über die zweckmäßige Einrichtung eines Schweinſtalles, und was ſolcher wichtigen Materien mehr ſind, die ſich und was ſolcher wichtigen Materien mehr ſind, die ſich nicht gleich zu jedem, und auch dazu in kleinen Stücken, gekommen haben. Ergänzlich durch perſönliche Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer kommen wir in viele Geheimniſſe bringen, die der gewöhnlichen Leſerwelt verborgen bleiben. Wir ſehen uns jedoch in unſerer deutſchen Geſchichte leider zu einem Geſtändniß verpflichtet, welches unſere ſittlichen Hochachtung nicht ohne Verlockung, ja nicht einen Verluſt abgelegen iſt, zu dem Geſtändniß nämlich: daß, ungerechnet aller angeführten allgemeinen und perſönlichen Vortheile, doch nicht uns, ſondern einem Buchhändler, einem Hof-Kammern, einem Ungelehrten, mit einem Wort, dem Stadtkämmerer Gutmann, Anfangs der ſämmtlichen Übertragung, die Ehre vorbehalten war, den erſten Aufſchluß über den eigentlichen Zweck des Büchleins zu geben, indem er der Erſte iſt, der uns auch die Moral davon in einer eben ſo neuen als trefflichen Bemerkung glücklich an den Tag gebracht hat? — Der Verfaſſer ſcheint die Übertragung durchgeleſen und gebilligt zu haben; ſie ließ ſich leicht und angenehm, doch mag in der Denkart hinterher ohne ſeine Billigung noch ein und der andere Ausdruck geändert worden ſein. Denn iſt man wie ihm wolle, in jedem Fall bleibt uns der Vorzug, das Original zu beſitzen, und wir wollen dem Schmaucher, den zu ſeiner Einführung in Frankreich, was

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] of [illegible]. A Tragedy from the German of F. v. [illegible]. By George [illegible], Esq. London, [illegible]. 8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

. . . .

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ist und [illegible] [illegible] noch kein Beispiel bekannt geworden. [illegible] die [illegible] und der [illegible] [illegible] der Gesellschaft und Literatur, ein Mann, der den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], der Ritterlichkeit [illegible] will, [illegible] [illegible] ein Beispiel! Denn die Ritterlichkeit [illegible] noch ganz [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch ist dieser Mann von allem politischen Talent entfernt! Kein Minister, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einer politischen Macht, in seiner [illegible] [illegible], als in der einst politischen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch die [illegible] [illegible] hatte, und daß er [illegible] in dem [illegible] [illegible], wo er im größten [illegible] [illegible] haben will! Nein, dieser Mann war nicht gemacht, sich neben den Metternich, Canning, Pozzo di Borgo, Nesselrode, oder auch nur neben einem [illegible], in gleicher Höhe zu halten. [illegible] ist es [illegible] [illegible] [illegible], als wenn Chateaubriand sich rühmt, zu seiner Zeit „pour le commun et [illegible] [illegible] [illegible]“ den Fürsten von Metternich überflügelt zu haben. Wie mag dieser Staatsmann, wenn ihm [illegible] [illegible] zu [illegible] kommt, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] will, [illegible] sich [illegible] [illegible]! Die merkwürdige Thatsache, daß [illegible] durch alle Veröffentlichungen, die man unternommen hat, [illegible] immer höher und höher das Verdienst, [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] des Fürsten von Metternich [illegible], bestätigt sich auch hier. [illegible] durch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible], daß die [illegible] Politik Österreichs, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]; die [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible] sich eine [illegible]. Daß auch [illegible] [illegible] Politik mit dem [illegible] [illegible] politischen [illegible] nicht [illegible] war, und daß, [illegible] [illegible] [illegible], ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhange [illegible] genug, und ſelbſt die [illegible], die einen [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] ſich [illegible] ſelbſt [illegible] und [illegible] [illegible] Thätigkeiten und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. —

Erzählungen.

Kriegsabentheuer.

Novelle.

Die natürliche Neigung des Menſchen, ſein vorübergehendes Daſeyn an das Andenken einer beliebten Vergangenheit geknüpft zu ſehen, und das auf ihn vererbte Leben ſchon in ſeinen Vätern zu ehren, bedarf ſo wenig einer Entſchuldigung, daß vielmehr zu verwundern iſt, wie nur ein ſo kleiner Kreis von Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit darauf verwendet, und die Kunde ſeines Geſchlechts ſich vor andern Leuten gleichſam herausgenommen hat. Man kann nicht wohl einwenden, daß dieſe andern eben nichts Merkwürdiges zu erwähnen hätten, denn wie es ja in den meiſten menſchlichen Thätigkeiten leicht geſchieht, daß die wahre Bedeutung nach und nach entſchwindet, und nur die äußerliche Ausbildung fortgeht, ſo kommt es auch hier ſchon längſt weniger darauf an, was man von ſeinen Vorfahren weiß, als vielmehr darauf, daß man von ihnen wiſſe, und als ein ſolcher daſtehe, der ſeinen Urſprung weit zurückführen kann. Wenn aber jener Hang als ein allgemeiner anzuſehen iſt, ſo wird auch das Studium des Vergangenen, was ihren Voreltern etwas zu wiſſen, nicht verdacht werden dürfen, ein Vergnügen, das ja auch jeder Bürgerliche ſich aneignen kann, und welches mehr als ein anderer der ſorgfältige Jude genießt, deſſen genaues Geſchlechtsregiſter die Stammtafeln des älteſten Adels an Alterthum und Heiligkeit weit hinter ſich zurückläßt. In der That, auf eben die Weiſe und in demſelben ehrenwerthen Sinne, wie Monumente und Schlöſſer die Nachricht von ihren Geſchlechtern hegen und mittheilen, ſehen wir auch jetzt hin und wieder einen wackern Bürger die Überlieferungen, welche ſeinen Namen umſchweben, mit Liebe bewahren und den Seinigen als ein edles Vermächtniß hinterlaſſen, und mancher einſame Landmann im alten Weſtphalen hat genaue Kunde von ſeinen Vätern, welche wohl oft, ungeachtet ihrer dunkeln Beſchäftigungen, an Tugend, Geiſt und Tapferkeit mit dem ſelten rein erhaltenen Ruhme erlauchter Häuſer ſich gleich halten konnten. Dieſe Betrachtungen drängen ſich uns lebhaft bei Gelegenheit folgender Erzählung auf, deren nähere Umſtände wohl auch außerhalb des Kreiſes, den ſie zunächſt angehen, einige Aufmerkſamkeit verdienen.

In einer kleinen Stadt unfern der Elbe, die durch den Frieden von Tilſit an das neuerrichtete Weſtphalen gekommen war, lebte ein angeſehener und wohlhabender Gutsbeſitzer, Namens Georg Bertram, der ſich hier nach dem Tode ſeiner Frau zur Ruhe geſetzt hatte, und nur die eine Sorge kannte, ſeine beiden Söhne zu erziehen. Er hatte die letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges als gemeiner Huſar rühmlich mitgemacht, war dann eine Zeitlang als Abentheurer in manchen Ländern herumgeſchweift, und endlich nach Amerika gekommen, woher er ein anſehnliches, im Handel erworbenes Vermögen zurückgebracht hatte. Der mannigfaltige Wechſel des Lebens und die vielen ſelbſtgemachten Erfahrungen waren ihm Stoff zu ernſthaftem Nachdenken geworden, und weil er ſich zu reichlichen Glücksumſtänden gelangt ſah, und die Überlegenheit ſeiner Einſicht und Mannhaftigkeit oft fühlen mußte, ſo dachte er, es müſſe doch wohl in ihm etwas Treffliches ſein, und begann ſeiner Perſon einigen Werth beizulegen, mit ſich ſelber auf einem hochachtungsvollen Fuße umzugehen, und alles mit dem Geſicht einer ernſten Würde zu thun, die dem ehrenfeſten geprüften Manne wohl anſteht und allem Guten die Hand bietet. Er war ſchon lange beſchäftigt geweſen, in das Andenken ſeiner vielfachen Schickſale einige Ordnung und Haltung zu bringen, und hatte zu dieſem Ende Geſchichtbücher von dem Kriege, den er mitgemacht, und Reiſebeſchreibungen von den Ländern, die er geſehen, mit ziemlicher Auswahl angeſchafft, und nach und nach hatte ſeine Einbildungskraft die hellen Züge ſeines Lebens durch ſolche nachhelfende und ergänzende Anſchauung zu einem wirklich ſchönen und gerundeten Ganzen merkwürdiger Erzählungen vereinigt, von denen er ſparſame und jedesmal treffende Einzelheiten in ſeinen nachdenkvollen Geſprächen höchſt ſchicklich anzubringen pflegte. Dieſe ſtete Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und ſeinen Merkwürdigkeiten führte ihn aus der Betrachtung ſeiner frühern Kindheit auch auf ſeinen Vater zurück, der ihm bald eine größere Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien, und durch viele nachgelaſſene Handſchriften zu mancherlei Nachforſchungen über ſeine Familie Anlaß gab. Der Erfolg war Bertrands Bemühungen günſtig; von mehreren Orten erhielt er auf ſeine ſchriftliche Anfragen befriedigende Antwort, einige Vorfahren, die Gelehrte geweſen, hatten auf den Vorblättern einer alten Bibel eine Menge Beſonderheiten ihrer Familie verzeichnet, und indem eines das andere ergänzte, oder auf neue Spuren leitete, war durch Bertrams Fleiß endlich eine ziemlich zuſammenhängende Familienkronik entſtanden, die mehr als hundert und funfzig Jahre umfaßte, und woran ſeine eigenen Schickſale, welche er, beſonders die Seereiſen und den Aufenthalt in Amerika, in einer eigenen Darſtellung und nicht ohne Geſchmack beſchrieben hatte, ſich auf die ſchicklichſte Weiſe anſchloſſen. Durch dieſe Überſicht wurde ihm nun recht auffallend, wie durch die ganze Reihe ſeiner Väter eine ähnliche Gemüthsart durchgehe, und eine Ähnlichkeit in den Lebensumſtänden der ganzen Familie ſich auch bei ihm nicht verläugne. Alle waren gereiſt, hatten mehr oder weniger Stand und Lebensart, auch wohl den Glauben, gewechſelt, und, nach einer ſehr bewegten Jugend, in ſehr beſtändigem, einfachem Alter ausgeruht. So war eben auch die älteſte Nachricht, die er hatte finden können, daß ein Bertram aus den Niederlanden in die Mark Brandenburg eingewandert, und daſelbſt bei einem Regiment Feldprediger geworden ſei, wo er dann während der Kriegszüge ſeine zurückgebliebenen Angehörigen ganz aus dem Auge verloren haben mußte. Auch ein gewiſſes Steigen und Fallen glaubte er in den Geſchlechtern wahrzunehmen, und ihn dünkte, daß die Natur in ſeinem Stamme grade jetzt einen kräftigen Schwung beginne, an deſſen Anfang er ſich beſcheiden hinſtellte, mit freudiger Zuverſicht der edeln Hoffnung lebend, daß ſeine Söhne noch beſſere

Leute werden würden, als er ſelbſt. Er hatte ſeinerſeits auch nichts verſäumt, um dieſe Hoffnung erfüllt zu ſehen. Ihre Erziehung war ſorgfältig und zweckmäßig geweſen, die trefflichſten Lehrer hatte er in ſein Haus gezogen, die beſten Hülfsmittel aller Art herbeigeſchafft, und ſein unermüdeter Eifer, ſeine liebevolle Strenge und wahre Lebenskunde hatten eben ſo glücklich auf die Gemüthsart der beiden Knaben eingewirkt, als der Unterricht der Lehrer auf ihren Geiſt. Sie waren nun bereits ſo weit herangewachſen, um daran zu denken, eine beſtimmte Lebensrichtung zu ergreifen, und dieſe entſchied ſich leicht und bald nach ſo frühzeitig geäußerten Neigungen. Der ältere, Wilhelm, wollte durchaus Soldat werden, und da er ohnehin der Konſkription unterlegen wäre, ſo mußte der Vater, der als ehemaliger Preuße nur mit Widerwillen ſeinen Sohn in andern Kriegsdienſten denken konnte, noch ganz zufrieden ſein, ihm eine Lieutenantsſtelle bei einem weſtphäliſchen Infanterieregiment ausgemittelt zu haben. Der jüngere, Fritz, hatte die Studien erwählt, und ſollte vorläufig nach Halle gehen, bis in Berlin die neue Univerſität würde errichtet ſein. Einige Zeit vorher, ehe beide das väterliche Haus verließen, um ihrer verſchiedenen Beſtimmung zu folgen, theilte der Vater mit feierlicher Ernſthaftigkeit ſeinen Söhnen alle jene Familiennachrichten mit, und indem er die mannigfachen Schickſale der Vorfahren den aufmerkſamen und von dem Gegenſtand angenehm erregten Jünglingen erzählte, fand er die Gelegenheit ſeine väterlichen Ermahnungen und Wünſche auf die glücklichſte Weiſe in ihre Gemüther niederzulegen, deren Ehrgeiz in den Geſchichten ſo nah verwandter Menſchen genug Bilder fand, an welche er hoffen konnte, ſich würdig und mit Erfolg anzuſchließen. Vor allen aber machte die folgende Erzählung, die wir, als eines allgemeinern Antheils fähig, aus jenen Schriften ausheben, einen Eindruck, welchen nachherige Ereigniſſe noch erhöhen ſollten, und der in unſern Zeiten, wo ſeltſam verwickelte Verhältniſſe faſt alle Menſchen ergriffen haben, mehreren unſerer Leſer nicht fremd ſein kann. Die Erzählung war aus einer alten Handſchrift, deren Verfaſſer ein Augenzeuge der Begebenheiten geweſen zu ſein ſchien, genommen, und lautet in einer nur wenig veränderten Auffriſchung folgendermaßen.

Kaiſer Leopold hatte beſchloſſen, die ſtets wiederkehrende Gefahr, die ſeinem Reiche, ja der geſammten Chriſtenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptſchlag auf lange Zeit zu entfernen, und ſeine Völker aus dem angſtvollen Zuſtande zu befreien, in welchen ſie durch die häufigen Abwechſelungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich verſetzt wurden. Zu dieſem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und ſie aus allen feſten Plätzen, durch deren Beſitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgeſtellt war, mit der Gewalt der Waffen vertreiben. Unter allen dieſen war keiner ſo wichtig, als Ofen, wo die Türken ſchon früh mit beſondrer Vorliebe, der warmen Bäder wegen, ſich angeſiedelt und eingeniſtet hatten, und welches ſeit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin ſie bei Unglücksfällen die ſichre

Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaiſers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieſer Stadt das Schickſal Ungarns auf immer zu entſcheiden. Seine Maßregeln entſprachen den ungeheueren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anſtrengungen hatte er ein Heer verſammelt, desgleichen an Zahl, Ausſehn, Rüſtung und Muth wenig geſehen worden. Zu ſeinen eignen Regimentern, die aus den trefflichen Truppen zu Fuß und zu Pferde beſtanden, hatte er noch kurbrandenburgiſche, ſchwäbiſche und fränkiſche Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieſer Kriegsmacht als oberſter Feldherr vorgeſetzt war, entſprachen die kriegeriſchen Eigenſchaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg, beſonders hervorragten, und die Jugend der vornehmſten deutſchen Geſchlechter gab mit dem Kern der ältern Kriegsleute einen Überfluß der trefflichſten Offiziere, ja ſogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzoſen hatten ſich eingefunden, die ſich es zur Ehre rechneten, in dieſem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war dieſe furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte, während die Generale Mercy und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn ſchlugen, die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet, als im Anfange des Juli die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Hülfsvölker, wie auch ſiebentauſend Mann kurbrandenburgiſcher Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttauſend Mann anwuchs und in die Arbeiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten ſich indeſſen auf die hartnäckigſte Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte ſie, ein Mann, deſſen kühner Muth und unbezwinglicher Starrſinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußerſten Anſtrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müſſen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen ſollte. Beide Theile wußten überdieß, daß der Großvezier beſchäftigt ſei, eiligſt eine Macht zu verſammeln, mit welcher er das kaiſerliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen ſuchte, deſto eifriger beſchleunigten die Belagerer ihre Arbeiten, um des Platzes Meiſter zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beſchoſſen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geſchütz, ſie ſprengten die feſteſten Bollwerke durch Minen, und ſuchten mehrmals mit ſtürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunſt Abdurachmans jeden ſchwererrungenen Vortheil ſogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein ſpaniſcher Feuerwerker, der damals ſehr berühmt war, verſchwendete vergebens alle ſeine kunſtreichen Erfindungen, und man ſah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wolle.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderſeitigen Kriegshelden fand inzwiſchen genugſamen Anlaß, ſich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die

Deutſchen ein Bollwerk ſtürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkiſche Reiterſchaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meiſter des Geſchützes mit ihren bewunderten Kunſtſtücken ſich gegen einander verſuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beiſpiele übernatürlicher Anſtrengung, hingebender Entſchloſſenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegeriſchen Geiſt eines ſolchen Ganzen, und gehen in der Geſchichte namenlos vorüber, wenn ſie nicht grade an die entſcheidenden Ereigniſſe geknüpft ſind! Hier, wo die Blüthe der einheimiſchen und ausländiſchen Jugend verſammelt war, wo Alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürſteten, begierig die Gefahr erſpähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürſten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen deſto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, dieſe aber ſtanden alsdann unter ſo vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als ſonſt in ähnlichen Lagen gewöhnlich iſt. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Starhemberg, den Grafen Auersperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des kurbrandenburgiſchen Obriſtwachtmeiſters Heinrich Bertram ſich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragiſches Lebensende ſeine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlſchaft erhoben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetſten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes Verdienſt zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen ſelbſt hatte als Augenzeuge die Unerſchrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig ſeitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entriſſenen Mannſchaft einen begonnenen Sturm fortgeſetzt hatte. Einem ſpaniſchen Edelmann, der ihn wegen ſeines ketzeriſchen Glaubens verſpotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf geſpalten, einem übermüthigen franzöſiſchen Grafen, der einen deutſchen Wachtmeiſter mit dem Stocke in das Geſicht ſtieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieſer Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzoſen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte, ſeine muthige Kühnheit gezeigt.

Inzwiſchen hatte der General Dünewald mit neun kaiſerlichen Regimentern zu Pferd die zum Entſatz der Feſtung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geſchlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher ſie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens ſchweben mußten. Durch dieſen Sieg war der Feind von dieſer Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anſtrengung aller Kräfte konnte ſich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es ſchon an allem zu mangeln anfing, beſonders auch an Mannſchaft, welche durch die beſtändigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was noch unverwundet und geſund war, mußte immer auf den Wällen und ohne Raſt in Waffen ſein. Von den zahlreichen Verſuchen des Großveziers, die Beſatzung zu verſtärken, war kaum einer gelungen, und nur einige hundert verwegene Janitſcharen mitten durch das Lager mit großem Verluſt in Ofen angelangt.

Der Herzog verſammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter dieſen Umſtänden einmüthig beſchloſſen, die Feſtung, es koſte was es wolle, mit ſtürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieſes Beſchluſſes noch eine kurze Zeit, die man deſto eifriger zur furchtbaren Zurüſtung des großen Werkes anwandte. Das Geſchütz feuerte unabläſſig, ſo oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen geſprengt, und die Breſche, trotz der Minen, welche der Feind ſpringen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderiſchen Gefechten von den Kaiſerlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Verſuch machen, die Feſtung unter ſo günſtigen Umſtänden in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müſſe, ſo konnte man ſich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand geſetzt ſein würde, nach dieſem Siege noch ferner etwas in dieſem Feldzuge zu unternehmen. Zu dieſem Ende wählte der Herzog den Generaladjutanten Freiherrn von Creutz und den Obriſtwachtmeiſter Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Geſandte zum Abdurachman gehen, und denſelben zur Übergabe des Platzes auffordern ſollten; ſie ſollten ihm vorſtellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und ſich ſelbſt durch ſeine Hartnäckigkeit ausſetze, die bei den getroffenen Anſtalten doch ganz vergeblich und ohne einen Schatten von Hoffnung ſei. Zugleich erhielten ſie den Auftrag, die Beſtechlichkeit des türkiſchen Befehlshabers auf die Probe zu ſtellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Übergabe zu bewirken, ein Mittel, das ſchon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen ſich als einzige Aushilfe bewährt hatte.

Die Abgeſandten ſtiegen durch die Breſche auf den Wall hinauf, und mußten, ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher, mehrere Schüſſe von den Türken aushalten, da dieſe nichts von Unterhändlern wiſſen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, ſie vor ihn zu führen. Sie ſtiegen alſo von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuſer entfernt, und die aufgebrochenen Gaſſen mit Kriegern angefüllt hatte. Überall waren die Anſtalten, wie draußen zum Sturm, ſo hier zur furchtbarſten Gegenwehr, ſichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen, Pulvertonnen ſah man in die Keller hinab laſſen, Granaten, Pechkränze und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung mahlte ſich auf allen Geſichtern, und es war augenſcheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig laſſen wollte. Der Bote führte die Abgeſandten zuerſt in ein ſchönes Haus, wo ſie auf reichen Teppichen köſtlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die ſeit einiger Zeit herrſchte, ſetzte man ihnen ein gebratenes Huhn, Reis, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Überfluß vor. Dieſe Höflichkeit ſchien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt ſie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Paſcha ſich gütlich mit ihnen abfinden, und ſie im voraus für ſeine Vorſchläge gut ſtimmen wolle, und er verſicherte ſeinen Gefährten, unter denen er ſich, jedoch ohne hinlänglichen Grund, die erſte Rolle nahm, mit vieler Selbſtzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden ſie zum Abdurachman abgeholt, der ſie mit würdevollem Weſen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botſchaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelaſſen und ernſthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern ſtillſchweigend die Führung des Wortes zugeſtanden hatten, in ſeiner weitern Rede alle Gründe, die für die Übergabe ſprachen, auseinanderſetzte, und die zum Sturme ſchon getroffenen Anſtalten beredt ſchilderte, ſo entging niemandem die große Bewegung des Paſcha, der mit ſichtbarer Unruhe bald die Geſandten, bald ſeine eignen Leute anblickte, und einen ſchweren Kampf zu kämpfen ſchien, wodurch ſich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derſelbe ſei von der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel nur allzuſehr überzeugt, und nur beſorgt, wie er bei ſo ſchlechten Umſtänden noch einigermaßen ſeinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigen Theilnahme angezogen, die ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreute, bis endlich der Abgeſandte ſeine Rede ganz zuverſichtlich mit dem Begehren ſchloß, den Paſcha unter vier Augen über einige Punkte näher verſtändigen zu dürfen. Nichts glich daher dem Erſtaunen des Freiherrn von Creutz ſowohl, als der übrigen Anweſenden, als Abdurachman das geheime Geſpräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obriſtwachtmeiſter Bertram deutete, und dieſen, der nichts weniger erwartete, als auf dieſe Art ausgezeichnet zu werden, ihm in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er ſelbſt eilig voranging. Kaum waren Beide allein, als Abdurachman mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm dem überraſchten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in franzöſiſcher Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennſt du deinen Freund Coigny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach ſchnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme ſtürzte. Allerdings war der Paſcha niemand anders, als dieſer Jugendfreund, dieſer frühe Vertraute und erſte Waffengefährte Bertrams, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint geweſen, und im Krieg und Frieden manches gemeinſame Abentheuer beſtanden hatte, bis das Geſchick jedem die ſeinigen beſonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Coigny hieher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in dieſem Augenblick, in ſolchem Verhältniß für ihn wiedergefunden ſein? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umſchlang Bertrams Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund zu finden, verlor ſich in den unſeligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden ſei. Coigny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein ſchreckliches Unrecht, das er von ſeinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenſchaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und ſein Herz mit dem verzehrendſten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er ſich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeſchworen habe. Seinem Muthe, ſeiner Kriegserfahrenheit und ſeinem Glück verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, ſein Herz habe ſich der vollſtändigſten Rache an ſeinen Feinden erfreut, und er ſegne den Augenblick, da er ein Renegate geworden. Bertram war erſchüttert, er dachte an das nahe Schickſal, das ſeinem Freunde bevorſtand, er wußte leider nur allzugut, welch furchtbare Anſtalten den Untergang deſſelben verbürgten. Er eilte daher, ihm die ſchreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er beſtätigte das, was der Freiherr von Creutz geſagt hatte, er fügte alle Umſtände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beſchwor ſeinen Freund, der vom Himmel ſelbſt dargebotenen Gelegenheit, in den Schoß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entſcheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot ſeinen Kopf zum Unterpfande der beſten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unverſucht, den mit tauſend Gefühlen ringenden Freund zu entſcheiden. Nachdem dieſer mit abwechſelnder Bewegung ihn lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfſchüttelnd die Hand drückte: Du irreſt, mein Freund! was du ſagen kannſt, iſt aus deinen Verhältniſſen her, und in den meinigen erſcheint jedes anders. Ich bin nicht Coigny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem Andern gemacht; ich bin Abdurachman Paſcha, und oberſter Befehlshaber dieſer Stadt; nicht darum haben die unerſchrockenen [illegible] mit beiſpielloſer Tapferkeit ſie bisher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, ſie ſchändlich verrathen ſollte. Du ſchilderſt mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anſtalten zum Sturme: aber gehe durch die Gaſſen meiner Feſtung, und die Beſchäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß ſie wiſſen, was ihnen bevorſteht, ihre muthigen Blicke werden dir ſagen, daß ſie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenſchauen, und nur noch leben, um herrlicher zu ſterben. Und dieſe ſollt' ich verrathen? dieſe um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, das die Verwüſtung dieſer Stadt ihren Leichnamen werden ſoll? Denn das ſag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohl will, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Bertram! Abdurachman hat ſelbſt ſein Schickſal gewählt, er wird das Böſe davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Chriſten zu verlaſſen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig gerade jetzt ein ſo ungünſtiger Augenblick, daß nur, wer ſchon unſer iſt, ihn nicht verſchmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir dieſe Freude noch gegönnt, ſchöner leuchtet mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb' wohl, mein Freund! leb' wohl, auf Wiederſehn im Himmel! Damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn ſchnell.

Kaum hatte Bertram, von dieſem Auftritt noch ganz erſchüttert und betäubt, ſich bei den Seinigen, die ihm geſpannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erſchien, der ihnen befahl, die Feſtung ſogleich zu verlaſſen, und dem Herzog von Lothringen zu ſagen, er möge nur kommen, von Stund an ſolle kein Gefangener mehr gemacht werden, ſondern alles über die Klinge ſpringen. Mit dieſer Antwort, die ſie keineswegs erwartet hatten, wurden die Geſandten ſchleunigſt in das Lager zurückgeſchafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Greutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuſpielen, dem er vorwarf, er habe alles, was ſo glücklich eingeleitet geweſen, verdorben, er allein ſei Schuld an dem Vergießen von Menſchenblut, das nun Statt haben werde, er ſei ein ſchlechter Diener des Kaiſers und müſſe als ſolcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwiſchen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht ſo geſchwind vernommen hatte, als er auch ſchon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere ſogleich entriſſen, worauf der Freiherr von Greutz die nächſte Wache aufforderte, denſelben in Verhaft zu nehmen, während er ſelbſt zum Herzog eilte, um dieſem alles zu berichten.

Der Herzog war ungemein entrüſtet über dieſe Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die ſämmtlichen Offiziere, die mit in der Feſtung geweſen waren, einſtimmig das Zeugniß ablegten: es ſei die Unterhandlung im beſten Gange geweſen, und alles habe den glücklichſten Ausgang verſprochen, bis der Paſcha mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Geſpräch geblieben, worin dieſer alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiſerliche Heer verrathen haben möge, ſo gerieth der Herzog in ſolchen Unwillen, daß er befahl, den Beſchuldigten in Eiſen vor ihn zu bringen. Inzwiſchen hatten der Freiherr von Greuth und die andern Offiziere ſich wegbegeben, und das ganze Lager in Aufruhr geſetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Oberſtwachtmeiſters Bertram; die Generale, Oberſten und vornehme Offiziere ſtrömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entſtand. Das Erſtaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten ſich nur deſto mehr, je weniger Thatſachen zu erfahren waren, ſo daß blos jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meiſten verfluchten den Verräther und ſannen grauſame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verſchoben wiſſen. Das verwirrte Getöſe nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte ſelbſt erſcheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor dieſem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, ſich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das Genaueſte, ohne auch nur einen einzigen Umſtand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Rührende ſeines Zuſammentreffens und ſeiner Unterredung mit Abdurachman ſchien den Herzog innigſt zu bewegen, und ſeinen hohen Heldenſinn theilnehmend zu beſchäftigen. Auch würde der Beklagte wahrſcheinlich mit allen Ehren freigeſprochen und entlaſſen worden ſein, ohne das neue Zwiſchenſpiel, das ſeine Erzählung unterbrach. Ein ſchreckliches Geſchrei, Rufen und Lärm tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe an des Herzogs Zelt ſchnell vorüber. Einige Offiziere ſtürzten herein, und berichteten, ſo eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wagſtück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach Griechiſch-Weiſſenburg eingeſchlagen, vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die aufgeſtellten Reiter nachgeſprengt, und hätten ſich die Wachen, von dem Rufen aufgeſchreckt, in ſeinen Weg geſtellt, ſchon ſei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entſchwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechiſch-Weiſſenburg einige Völker zuſammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, ſo war man nicht wenig beſorgt wegen dieſes Ereigniſſes. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte ſich ſchon nicht mehr ſicher, es ſchien die größte Gefahr mit dem verwegenen Verfahren verknüpft; nun erſchien der Freiherr von Grenz im Zelte des Herzogs, und ſagte, der verwegene Reiter habe die ſchwächſten Stellen des Lagers, wo die wenigſten Wachen geſtanden, und die beſte Gelegenheit zu entkommen geweſen, genau ausgewählt, es ſei wohl zu befürchten, daß hiebei nicht geheime Einverſtändniſſe gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles geſagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorſtellungen er ihm gemacht, und durch welch' eindringliche Schilderung der Sturmanſtalten er ihn zur Übergabe zu bewegen geſucht: ſo wurde das, was die Unſchuld am deutlichſten darthun konnte, und ſchon den Herzog ſoweit überzeugte, daß er ſein voreiliges Urtheilvon Bernate, dem geiſtlich, wie wohl zu geſchehen pflegt, zum Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr von Crenz, er geſteht es ſelbſt, daß er die Freundſchaft mit der Treue gegen ſeinen Kaiſer nicht vereinigen gekonnt, daß er den Feind liebe, ihm alle unſere [illegible] verrathen, die ſchändlichſten Verträge angeboten habe! Was bedarf es weiterer Fragen? Und ſo fuhr er fort, den wankenden Herzog zu bitten und zu beſchwören, unausgeſetzt die Vorſicht zu nehmen, und dieſen gefährlichen Menſchen während des Sturmes in ſicherem Gewahrſam zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich grundlos ſein ſollte, wie er es herzlich wünſche, ſo ſei es doch beſſer, daß Einer darunter leide, als daß das ganze Heer ſich einer Gefahr ausgeſetzt glaube, deren Gedanke ſchon das lebendige Werk des morgenden Tages ſtören müßte, und die bei dieſen Umſtänden jeder an ſich unbedeutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin ſtehe ja alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er werde ſich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden laſſen, nur auf den Sturmleitern müſſe das Auge frei vorwärts ſehen, und keine Beſorgniß die gedrängte Aufmerkſamkeit von dem Vorliegenden abziehen. — Schon hatte der Herzog den Beklagten abermals feſthalten wollen, als das dringende Zureden des Andern, und die heftigen Wendungen des Freiherrn von Crenz doch endlich ſo viel wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Widerſtreben ſeines theilnehmenden Gemüthes, Bertram fernerhin bewachen, jedoch die Wehre ihm wieder abnehmen ließ, und ihm nach der Erſtürmung der Stadt die öffentliche Unterſuchung verſprach, mit dem tröſtlichen Zuſatz, daß er, der Herzog, als Menſch die Überzeugung ſchon lange, die er als Feldherr zu erlangen hoffte. Hierauf wurde Bertram in ſein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Blick, nach dieſer Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer auf die bevorſtehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß ſie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden, ſteckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geſchütz; hin und wieder ſtiegen ſie auch auf die äußerſten Wachen und ſchoſſen ſie nieder. Die Erbitterung ſtieg auf's höchſte, und beide Theile waren entſchloſſen, das Äußerſte zu vollbringen. Die Kaiſerlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüſtungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulverſäcke, theilte Granaten aus, putzte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy ſtand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den erſten Anlauf machen ſollten. Drei andere Haufen, ſorgfältig nach dem Range aus kaiſerlichen und brandenburgiſchen Offizieren und Gemeinen gewählt, folgten auf dieſe, und machten zuſ. fünfzehnhundert Mann, dieſe aber ſollten von dem ganzen Heere unterſtützt. Die Truppen ſtellten ſich während der Nacht. Bertram lag und hörte von ſeinem Zelt aus all dieſe Zurüſtungen, die zum Erſtenmal ihn nichts angehen ſollten, und das Herz brach ihm vor ſchmerzvoller Ohnmacht. Von allen Seiten war ſein Gemüth heftig aufgeregt, der Auftritt mit Seligen, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Geliebten, die jetzige Schmach, alles wälzte ſich durcheinander in ſchwarzen Wogen durch ſeinen verzweifelten Sinn. Der Morgen des zweiten [illegible] brach an, und noch hatte kein [illegible] sich [illegible] an seiner Seite [illegible]. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, [illegible] die allgemeine Bewegung, [illegible] ab. Eben zog der [illegible] an [illegible] vorbei, und er [illegible], die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode gingen. Da hielt er es nicht länger aus, [illegible] zum Herzog, [illegible], daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturm Theil zu nehmen, es ginge gegen seinen [illegible]. Der Herzog [illegible] ihm endlich [illegible] [illegible] die [illegible], [illegible] einige [illegible] Gefecht, [illegible] und bei der ersten [illegible] Bewegung [illegible]. [illegible] als seine Augen [illegible] auf ihn gerichtet waren, [illegible] und seine [illegible]. Mit [illegible] Blick [illegible] er die [illegible], die in ihm [illegible], [illegible] seine Augen auf die Wälle [illegible], und er [illegible] sich, die Erwartung der [illegible] mit seinem Untergang zu [illegible].

Endlich war der Augenblick gekommen und der Sturm begann. Gleich beim ersten Anlauf ließen die [illegible] einige Minen springen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. [illegible] der Pulverdampf um die [illegible]. [illegible] sich die Truppen, [illegible] noch [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die [illegible] und die [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

es war. Dietrich liebte ſeinen Vater mit inniger Verehrung, er hatte ihn immer als [illegible] Vorbild betrachtet; an ſtrenger Geſinnung, an Tapferkeit und Aufopferung an [illegible] Treue hatte er ſeines Gleichen nicht gekannt; in die [illegible] dieſes Mannes zu treten, ſeiner Leitung ſich hinzugeben, war ihm ſo [illegible] als pflichtgemäß erſchienen. Mit heftigſtem Unmuthe hatte er ſich nunmehr in dieſe Stellung gefühlt, jeden Eindruck [illegible], jeden Wunſch [illegible]. Er vermochte nicht eine Perſönlichkeit die heftigen Äußerungen, die, täglich wiederkehrend, ihm ſelbſt nicht weniger als die Pflichten zu verletzen ſchienen; wenn am Ende doch beide Theilen verhaßten Namen auch immer die ſchöne Eintracht, die von [illegible] harten Schmähungen [illegible] wurde; er mußte die Stellung, in welche die Verhältniſſe ihn gebracht hatten, ſich nicht recht mehr [illegible], und durfte doch keine andere hoffen, die ihm befriedigender geweſen wäre. Alles, was von dem Haſſe der Pfälzer, von ihrem Übermuthe, von ihrer [illegible] und [illegible] erzählt wurde, mußte ihn auf beſondere Weiſe verletzen, indem ſein Stolz und mehr noch [illegible] [illegible] Vaterlandsliebe ſich dagegen in ganz verſchiedenem Sinne [illegible]. Er verſuchte wohl, den innern Drang ſeines Gefühls dem väterlichen Sinne anzuſchmiegen. Er gab ſeiner höhern Neigung, die er mit Worten ſich ſelbſt allmählig eingeſtehen mußte, das Gemeinwohl der Stadt zum Inhalt, und deutete auf die glücklichen Zeit hin, wo die Bürger durch keine Zwietracht mehr getrennt ſein, im Frieden und Einigkeit, ſagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden, und ſolchen Zweck in der Stille und dem [illegible] des Ge-

[illegible] Warum, [illegible] — [illegible] „[illegible] [illegible]!“

Solchen Äußerungen [illegible] Schweigend [illegible] allen Wogen der inneren Leidenſchaft; Muth und Angſt, Hoffnung und Zweifel beſtürmten abwechſelnd ſein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich im erzwungenen Wähnen, daß er wiedergeliebt ſei, ein heiterer Troſt gekommen ſchien, ſo war er dann plötzlich mit ſeinem vollen Glücke auch wieder preisgegebener Noth und Zweifelsqualen. Konnte er hoffen, daß ſein Glück den mächtigen Geiſt der Zwietracht überwältigen würde, daß ihn die Pflitſchen, daß Gertruden die Eltern willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangſalen zog ſich über jenen Weg hin, den ſeine Liebe doch noch möglich glauben wollte? — In dieſer Lage wurde ihm Mittheilung dringendſtes Bedürfniß. Er näherte ſich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend, nach langen Zwiſchenräumen, in denen ſie ſich nicht geſehen, ein ungewöhnliches Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in ſeinem Weſen ſehr zuſammengenommen, beſaß unter der Hülle eines übermüthigen Benehmens eine Reizbarkeit des Gemüths, welche Dietrichen beſonders angezogen hatte; er ſchien eine rückſichtsvolle Beurtheilung und eine ſorgſame Behandlung von den Eigenheiten des Freundes erwarten zu können. Dieſer vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieſe Kälte verlor ſich gleich wieder, und der Vertraute ſuchte alsbald mit freundlicher Faſſung und ſchicklichem Eifer den Liebenden zu friſcher Hoffnung zu ermuntern, und dieſen durch kräftige Zuſage ſeines eigenen Beiſtandes in Rath und That beſtens zu beruhigen. Er läugnete nicht, daß die Verhältniſſe ſchwierig, daß die Feindſchaft der Eltern und Pflitſchen mehr als je in Gährung sei, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichem Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß sich schon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man sie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieser Sache schon als Bruder dem Bruder beistehen müsse, aber noch mehr als Freund dem Freunde, dessen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wisse.

Reinhard war erfindungsreich für Dieterichs Herzensbedürfniß; er schmeichelte seiner Einbildungskraft auf die vielfältigste Weise, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunsch zu behandeln, das Widerwärtige abzulenken, das Angenehme hervorzuheben, und wurde seinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwissen um ein geliebtes Geheimniß und dabei munterer Thätigkeit — diesem Reiz von Macht entwindet sich immer ein befriedigtes Herz? Auf nahen und fernen Spaziergängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Berge besuchend, unterhielten die Freunde sich eifrig von Hoffnungen und Aussichten, zu deren Erfüllung hundert Träume ersonnen, Entwürfe aufgebildet und Vorsätze gehegt wurden. Mit dem geliebten Gegenstande aus der [illegible] Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der [illegible] Geist unbekannt und [illegible] wäre; das ganze Land der [illegible] mit den Rathen der Feinde zu den Eltern hinüberzuziehen, aber die [illegible] des [illegible] zu gebieten; im Vertrauen auf höhere Kraft heiliger Liebeseingebung beide Parteien durch öffentliche Rede zu Versöhnung und [illegible] hinzureißen: alle diese Vorstellungen stiegen auf und ab in den unendlichen [illegible] lung ihrem vielartigen Möglichkeiten! Was auf einſamen Wanderungen in Waldesſtille und Feldeseinſamkeit glücklich ausgedacht und ausführbar ſchien, verlor ſich nur immer wieder bei Annäherung zur Stadt meiſt in Wahn und Traum, und ließ bei dem Eintritt in das Thor leider die entgegengeſetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zuſtand der Bürgerſchaft mit jedem Tage ſchlimmer geworden; die Partheien hatten ſich durch Hohn und Drohungen auf's äußerſte erbittert, unausbleiblich fielen gefährliche Reibereien vor, und nicht ſelten wurden die Schwerter gezogen. Die Patricier, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, beſchafften die unmäßigen Steuer, und verſicherten ſich der wichtigſten Poſten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deshalb war ein allgemeiner Aufſtand der Steuer nur um ſo näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Partheien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigſten Lebensverkehr berührte man ſich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erſchien vor ſeinem Vater jetzt meiſt finſter und ſchweigend, und dieſer glaubte in den heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausſtieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er ermunterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde ſei nicht weit, wo Vergeltung geübt werden ſolle; übrigens bedauerte er, ſeinen Sohn den Erwartungen nicht entſprechen zu ſehen, die er durch ſein erſtes Erſcheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes geſtählte Herz, däuchte ihm, das durch Selbſtgefühl und innern Trotz alles Mißgeſchick ungebeugt erträgt. Dietrich, von allem, was er ſah und hörte, nur beklommen, und ſeit langer Zeit ſchen ohne den Anblick Gertrudens, den früher der Zufall bei öfteren Gelegenheiten ihm gegönnt, ſuchte im Freien ſeiner Stimmung nachzugeben; die beiden Freunde ſetzten emſig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun an bewaffnet, gewarnt gegen Überfall und Nachſtellung.

Eines Tages gingen ſie aufwärts am Ufer des Fluſſes von Hügel zu Hügel, bis ſie plötzlich durch ein umbuſchtes Gemäuer den Weg verſperrt fanden. Sie ſtiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete ſich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten ſchloß ſich an; reizende Ausſicht zwiſchen gewaltigen Blumen eröffnete ſich vorwärts in dem geſenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als ſie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwiſchen erklangen Liederklänge und munteres Toben, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei ſchöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte ſchallten hell von den feſten glatten Steinen; ſie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Geſpielin, die aus dem innern Garten antwortete. „Willſt Du denn immer träumen“ — rief es ihr entgegen, als ſie nach einer Weile hervortrat — „willſt Du gar nicht mehr ſpielen und fröhlich ſein? Biſt Du verliebt, ſo ſag' es uns zu Deinem eignen Beſten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten vergehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!“ — Die Freunde ſtanden hinter einem Hollunderbuſche, der ſie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard ſich vorbeugte, um beſſer zu ſehen, wurde er ſelbſt erblickt, und mit ſchreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: „Da iſt er, da iſt er ſchon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbändiger! Hierherbeſtellt oder durch Zufall?“ — Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard hefteten, fielen Gertrud's Augen, die ſich unwillkürlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr ſelbſt noch Geheimniß hatte ſein ſollen, wurde plötzlich ihr ſelbſt und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum ſich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an ſeinem Glücke nicht zweifeln: er ſprach mit Leidenſchaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, ausſprechen, vernehmen; ein ſanfter Blick ſchien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angſt und Unruhe erwachten zugleich. Sie ſah auf die goldene Kette nieder, die er am Halſe trug, einen der Ehrenpreiſe, die er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt ſie mir gegeben,“ ſagte Dietrich, „und ſie wäre mir das Theuerſte auf der Welt, wenn ſie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr ſie vielleicht mir weniger von Herzen gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre!“ — „Wie redet Ihr!“ flüſterte Gertrud bewegt; „ich bin Euch nicht feind, wie ſehr es auch leider unſre Väter einander ſind! Ihr kommt, ſagt man, von weiten Reiſen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Überzeugung ſagt mir, daß Ihr Eure Vaterſtadt mit allgemeiner Liebe wieder geſehen, Eure Mitbürger in der Ferne nicht in Freunde und Feinde geſchieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern überzuſtrömen, ſchon längſt wäre dieſer unſelige Zwiſt verſöhnt.“ — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!“ erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindſchaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater ſolchen Engel des Friedens hören, auch ſein Herz würde ſich wenden! Gertrud, Ihr ſeid die herrlichſte Jungfrau der Stadt, an Macht und Anſehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Beſten der Meinigen gleichſtellen; der finſtere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterſtadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigſtens hoffen, was Ihr noch nicht zuſagen mögt!“ — Sie ſah ihn an, ſie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich ſah mit Entzücken in das ſchöne Antlitz, und ſchien in die beſeligendſte Zukunft zu ſchauen.

Reinhard hatte unterdeſſen den beiden Mädchen die zufällige Weiſe erklärt, wie ſie hieher gekommen, und ſo ſchönen Kindern einen Schreck verurſacht, von dem dieſe doch wohl ſich bald erholen würden. Die Mädchen ſahen den jungen Mann ſpöttiſch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, ſo müſſe er wohl meinen, recht furchtbar mit ſeinem Schwerte auszuſehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, ſondern auf den Mann, der ſie führe. — „Und das müßt Ihr geſtehen,“ entgegnete die Andere, „daß Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas zu ſein meintet.“ — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier ſo loſe Vögel habe erwarten dürfen, indeſſen gebe es noch wohl ſchlimmere. — „Schlimmere?“ fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am beſten! Ihr kennt die Papageien — unſre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht ſo dreiſt zu reden wagt.“ — Dieſe Worte, ſchon im Zorneseifer ausgeſprochen, zogen Dietrichs Aufmerkſamkeit herbei; er ſah Gertrud zittern bei Erwähnung des Partheiſtreites, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit beſorgten Blicken ihren Geſpielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverſtändniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen ſich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beſchuldigten die Sterner ehrloſer Abſichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen ſie ihres Lohnes gewärtig ſein. Reinhard, auf's äußerſte gebracht, verſagte jede Mäßigung, antwortete mit höhniſcher Verachtung gegen die Pſitticher, und zuletzt in ſo ſchneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem ſie Gertruden mit fortriſſen; ſie blickte ſchmerzlich auf den Geliebten, der ſein Auge mit dem ihrigen inbrünſtig gen Himmel hob, während Worte des Haſſes und der Rache zum Scheiden erklangen. „Was haſt Du gethan!' rief Dietrich ſeinem Freunde zu, als ſie allein ſtanden; „Du haſt den grauſamen Streit, den wir zu vernichten ſannen, nur heftiger entzündet!“

Reinhard vertheidigte ſich nicht, er ſuchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertrudens Gegenliebe enthüllt, und dieſer unſchätzbare Gewinn wurde eifrig hervorgehoben;

Dietrich ſchien in dieſer Betrachtung ſchon getröſtet und von ſchmeichelnden Bildern umgeben, als ſie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren ſie hineingetreten, als ſie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geſchrei rannten die Menſchen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuſer, die Kaufleute ſchloſſen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verſchiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner verſuchten neue Anſchläge, ihre Verruchtheit ſchone ſelbſt der edlen Jungfrauen nicht; erſt jetzt hätten ſie vor der Stadt drei Mädchen aus den Geſchlechtern der Pſitticher unvermuthet angefallen und beſchimpft, die Rache werde die Schuldigen aber aufſuchen und zu treffen wiſſen. — Reinhard vermuthete ſogleich den Zuſammenhang, und ſagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unſrigen einzuſtellen! Die Dirnen haben unſre Erſcheinung im Garten als eine Gewaltthat geſchildert, und wer weiß was alles erzählt; die ſchändlichen Papageien haben längſt auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Übermacht fühlen zu laſſen. Nun deſto beſſer! Fangen ſie heute an, ſo brauchen wir's morgen nicht zu thun!“ — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerſtreben; denn dieſer wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entſchlüſſe in ſeiner Bruſt; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und deſſen Geſinnung beugen oder ſich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte dieſen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen als das Schwert; hätten ſie erſt geſiegt, dann ließe ſich nachher das Beſte thun. Allein Dietrich beharrte auf ſeinem Sinne und ſchritt muthig voran: ſein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu laſſen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Biſchof mit einer Anzahl Reiſigen durch die Straße und vereinigte ſich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhauſe, wo das Panier der Pſitticher aufgeſteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Beſetzung der wichtigſten Poſten vorüber; wer ſich auf der Straße zeigte, wurde als Pſitticher zu ſeiner Schaar eingewieſen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand ſich mit ſeinem Freunde ſchon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenſtern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geſchrei erſcholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müſſe ſie niedermachen, ehe ſie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron ſtürzte zornentflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner ſich verſammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeſchnitten, durch wechſelnde Empfindungen beſtürmt, fanden ſich in der verzweiflungsvollſten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Gertrude als Geiſel feſtnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieſer aber ſetzte ſich dem ſchrecklichen Vorhaben entgegen, weniger ſchaudernd, die Geliebte zu verlieren, als ſo ſie zu beſitzen. Unterdeſſen hatten die Pſitticher mit großer Überzahl den auf dem Münſterplatz aufgeſtellten Streithaufen der Sterner im erſten Anlauf geworfen, Viele zuſammengeſtochen und Mehrere gefangen; lautes Freudengeſchrei verkündete den Sieg des Pſittichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!" rief Reinhard in äußerſter Beſtürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Pſitticher zurück und gerade auf ſie los kommen ſah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen ſo zu den Unſrigen!" — Der Trupp war ſchon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrſam in Landskrons Haus. Unwillkürlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß ſein Auge ſcharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, ſein Blick entflammte ſich, mit Entſetzen erkannte er unter den Gefangenen ſeinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen ſeine Führer. „Heiliger Gott!" ſchrie Dietrich, „jetzt ſteh' mir bei, jetzt macht ſelbſt dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier ſind die Unſrigen, zu denen wir wollen!" Und damit riß er dem Freunde das Schwert aus der Hand und drang wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und ſtürmte ihm nach; gefangene Sterner riſſen ihren Führern die Wehren von der Seite, und in einem Augenblicke entſtand ein völliges Gefecht, das durch Überraſchung, Muth und Verzweiflung ſich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anſtrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Pſitticher zurückgeſchlagen und ſchnell das Thor erreicht, deſſen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenſeitigen Thore, wo ſie mit der Hauptſchaar der Sterner zuſammentrafen, die fechtend aus der Stadt hatten weichen müſſen. Der Anblick der

Geretteten, gegen dreißig der angeſehenſten Ritter und Bürger, die man ſämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und Reinhard mit hohem Lob und Preiſe die Führung der nächſten Angelegenheiten übertragen. Seufzend blickte Dietrich auf die im Abendrothe glühende Stadt zurück, rief ſeinem Glücke Lebewohl und ergab ſich der Schickung, in die er geſtellt war. Mit Thränen der Freude umarmte ihn der alte Ramſtein, nannte ihn ſeinen Retter und den Retter des Sterns, und beſchwor den Himmel, ſeinem Sohne in Vertilgung der Feinde beizuſtehen, und durch deſſen Hand beſonders das Geſchlecht der Mönchen zu treffen. So wurde Dietrich in ſeinen theuerſten Empfindungen zugleich erhöht und gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit drängte bald jede andere Vorſtellung zurück; man konnte die bedenkliche Lage nicht verkennen: die Pſitticher hatten den vollſtändigſten Sieg errungen, ſie waren im alleinigen Beſitz der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vorher die Unterwerfung von jenen geträumt, waren ſelbſt Vertriebene, die fremden Schutz ſuchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Überraſchung beigemeſſen, die ihren Anſchlägen um wenige Tage zuvorgekommen war. In der Nacht fanden ſich nach und nach mehrere Genoſſen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; ſie brachten die Nachricht, daß die Pſitticher in der Frühe aus der Stadt hervorbrechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, ſie beſchloſſen, ſich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerſtreuen, um überall Hülfe aufzubieten; Dietrich aber ſollte die Verwundeten nach Breiſach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufſuchen, um mit ihm weitere Maßregeln zu verabreden.

Die Leidenſchaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, ſie bedarf der Thätigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen iſt; denn vor allem andern ſteht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die ſich jedes Augenblickes deſto dringender bemächtigt, als ſie einen höheren Inhalt ſchon dafür in Beſitz hat. So warf ſich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, deſſen Führung ſogleich ernſtlich betrieben wurde. Die Pſitticher hatten, im Einverſtändniß mit dem Biſchof, einen Rathsbeſchluß erlaſſen, kraft deſſen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verluſtig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Baſel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elſaß mit anſehnlichem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurückkehrte, wo er den Bürgern Beiſtand geleiſtet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, ſein hoher Wuchs und der edle Ausdruck ſeines Weſens gaben ihm ein älteres Anſehen, während das Feuer ſeines Blicks und die Tapferkeit ſeines Arms ihn zu verjüngen ſchienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger ſeinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte.

Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber ſtand, der mit Antheil ihn das Trauergeſchick ſeiner Freunde erzählen hieß, denen ſeine Hülfe ſchon im Anzuge war und jetzt auf's neue mit ernſter Betheuerung zugeſagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geiſt, der ihn beſeelte, und die kriegeriſche Entſchloſſenheit, die er ſo ausgezeichnet bewieſen hatte; er hieß ihn an ſeiner Seite bleiben, und ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrungen und Aufträge. Dietrich entſprach jeder Erwartung; er ſammelte die zerſtreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zuſammen. In wenigen Wochen ſtand die vereinigte Macht vor Baſel, und war ſtark genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Pſitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur geſpottet, und keineswegs ſo ſchnell ihn vor ihren Mauern zu ſehen erwartet, ſie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie ſonſt am rathſamſten geweſen wäre, in's Freie zu einem Treffen auszurücken; die plötzliche Einſchließung ſchnitt ihnen auch manchen Beiſtand und manche Hülfsmittel ab, ſo daß ſie lediglich auf ſich ſelbſt rechnen mußten, um den Feind abzuwehren, deſſen Überzahl ſie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit aufzuwiegen hofften. Die erſten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurückgeſchlagen, und da es ihm an Belagerungszeug fehlte, ſo konnte nichts Ernſtliches unternommen werden; auch die Anſchläge der Liſt mißglückten, da die Wachſamkeit der Bürger ihrer Tapferkeit gleich kam. Nach und nach wagten die Pſitticher ihrerſeits kleine Ausfälle, mit abwechſelndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben, und die Fehde zog ſich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüſſig werden, und abziehen wollen; ſie verſuchten daher alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte ſein Volk nicht auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen. Inzwiſchen erſann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilten Beifall erhielt. Nach ſeiner Anordnung zogen die Belagerer ſich eine ziemliche Strecke von der Stadt zurück, und ließen den Eingeſchloſſenen größere Freiheit; dann aber brachen ſie unverſehens mit allem Ungeſtüm hervor, und nahmen Menſchen, Vieh, Zufuhren und ſelbſt einzelne Poſten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieſer, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich ſogar die Vorſtadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem ſolchen Überfall vorgedrungen war, in Brand ſtecken ließ, und ſelbſt die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Biſchofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß ſie in der Stadt Feuer anlegten, und dann zu den Sternern übergingen. Die Bürger waren hierüber ſehr in Schrecken, beſonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; ſelbſt von der Rheinſeite war man nicht ſicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten laſſen, in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Überläufer abholte.

Um dieſer Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorſicht und Wachſamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beſchluß verkünden, wodurch gegen jeden, der bei Brandſtiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesſtrafe beſtimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerſt dieſe Strenge büßen, und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung ſowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltſamen Wagniſſen und grauſamen Behandlungen. In dieſer Zeit wurde Hug Marſchalk, der erſte Bürgermeiſter, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erſchlagen; an ſeine Stelle kam durch Wahl der Bürgerſchaft Heinrich von Landskron, ein Mann, ganz wie ihn die Noth der Umſtände zu fordern ſchien, ſtreng, ernſt, tapfer und unerſchütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte dieſe Nachricht einen beunruhigenden Eindruck; unter demſelben Namen ſtand nun alle Feindſchaft des Krieges und das theuerſte Bild ſeines Herzens vereinigt! Er mußte ſeinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; ſein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte ſich mit jedem Tage, ſie zu ſehen und zu ſprechen erſann und verwarf er hundert Anſchläge. Sein Freund nahm an ſeiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er ſich einer Sache nicht entſchlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; ſelbſt die Sterner, wenn ſie als Herren wieder in Baſel einzögen, dürften in keine Ausſöhnung willigen, die dem Hauſe der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er ſolle den Ruhm betrachten, den er in dieſer Fehde erworben, die Freundſchaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies alles ſeinem Leben Ausſichten gebe, die über jede andere Beziehung hinausführten, ja die größten und glänzendſten, wenn Rudolph, wie vorauszuſehen, die Herzogswürde von Schwaben an ſich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig ſolche Vorſtellungen bei dem Freunde vermochten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienſt zu leiſten, den er ihm künftig, wie er meinte, beſtens danken ſollte.

In dieſer Zeit mußte Rudolph einen Theil ſeiner Kriegsvölker nach dem Breisgau ſenden, um eines ſeiner Schlöſſer, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entſetzen; da ſeine übrige Mannſchaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke einzuſchließen, ſo zog er ſich auf einen Hügel zurück, und begnügte ſich, die Bürger, wenn ſie ſich zu weit hervorwagten, mit raſchem Angriff zurückzutreiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Baſeler etwas mehr Raum bekamen, und wieder allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Baſel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinſchaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde eines Tages auch der bevorſtehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeiſters Hauſe ſtattfinden werde. Dietrich erblaßte bei dieſer Nachricht; der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz; man ſprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth; einer der Anweſenden erinnerte an das Feſt, wobei ſie die Preiſe vertheilt hatte, und meinte, ſie würde ſelbſt der ſchönſte Preis geweſen ſein, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Ramſtein!“ ſagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eignen Hauſe den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde ſeid Ihr der ſchönen Gertrud auf ſolche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir ſollten ihr einen Ehrenbeſuch zur Hochzeit machen! — Gott ſtehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beiſammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, ſo hätte ich große Luſt, bei der Hochzeit zu erſcheinen und zur Vermehrung des Feſtes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden ſollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigſten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in ſeiner Bruſt. Bald erſchien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härteſten Geſchick erliegend; bald wieder, ſelbſtſchuldig im eitlen Unbeſtand, einem gewählten Looſe folgend; er hätte ſie befreien und rächen, oder ſie ſelbſt in ſeine Rache mit hinabziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen ſein, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod ſein Verhängniß herauszufordern. Schon ſah er ſich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die ſtolzen Verwandten vor ihm gebeugt, ſein Glück von der Geliebten freiem Entſchluß abhängig; dann aber ſie ſelbſt unwerth ſeiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Dieſe Vorſtellung ergriff ihn mit Gewalt, ſie ſetzte all ſein Blut in Bewegung. — „Hier iſt das Härteſte das Sicherſte!“ rief er aus; „hier darf Haß die Liebe auf die Probe ſtellen, die Stadt werde erſtürmt, und, wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!“ — Er berief ſogleich ſeinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegeriſchen Eifer wahrnahm, ihn mit geſchickten Anreizungen ſtärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile ſeine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, ſchilderte den ganzen Zuſtand des unentſchiedenen Zögerns ſo nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens ſo glaubhaft und deſſen Gelingen ſo wahrſcheinlich, daß die Meiſten mit voller Überzeugung einſtimmten, und faſt nicht mehr begreifen konnten, wie man der Äußerung Rudolphs nicht gleich ſo entgegen gekommen ſei, wie er ſelbſt es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieſer Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und ſprach im Namen der ſämmtlichen Sterner: wie ſie wohl empfänden, was ſie ſeiner Hülfe ſchuldig ſeien, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht ſei, alle Kräfte für die gemeinſame Sache aufzubieten, und keine einzelne Rückſicht mehr ſtattfinden dürfe; lange genug lägen ſie vor Baſel ohne ſonderlichen Erfolg, es ſei Zeit, der Sache ein Ende zu machen; ſie achteten ihrer Häuſer und ihres ſonſtigen Beſitzthums nicht mehr, und wenn ſogar alles unterginge in Flammen und Plünderung, und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten ſie dieſen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwert und Fackel als die Vorderſten und Verwegenſten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ ſich den muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entſchloſſenen Eifer: ſolchen Männern ſei alles möglich, und ungeachtet er jetzt einen Vergleichsvorſchlag von den Päpſtlichen empfangen, wolle er den Krieg nur deſto ſchärfer fortſetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihn ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; ſobald einige Verſtärkung eingetroffen ſei, werde er die Stadt mit Ernſt angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden ſofort alle Waffen in Stand geſetzt, Leitern und Balken herbeigeſchafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforſcht, die Truppen ihrer mannigfachen Beſtimmung vorläufig zugewieſen.

Während ſolche Zurüſtungen geſchahen, wurde Dietrich, deſſen eigener Wille auf das lebhafteſte dabei thätig erſchien, mit jedem Tage düſterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von ſtatten, er ſchien alle Urſache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie jemanden, der mit ſich ſelber nicht auf's reine kommen kann, ſondern von zwei ſtreitenden Kräften nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geſchehen waren und die noch bevorſtanden, den Zuſammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er ſich fortgeführt ſah, deſto mehr mußte er inne werden, daß darin den tiefſten Wünſchen und geheimſten Forderungen ſeines Herzens auch nicht die kleinſte Gewährung, ſondern eher das Gegentheil beſchieden ſei. In dergleichen bittere Vorſtellungen vertieft, welche ihn die Einſamkeit ſuchen ließen, ging er eines Abends vor dem Lager längs einem Gebüſche hin, das gegen die Stadtmauer ſich verlor. Seine Blicke ſchweiften über das Feld hinüber auf Baſel, welches im Glanze der

Sonne herrlich daſtand; er konnte ſich der wehmüthigſten Empfindungen nicht erwehren, das ſchönſte Glück und das größte Unheil war ihm in dieſem Mauerring empfangen, vielleicht in wenig Tagen ſchon der gräulichſten Verwüſtung preisgegeben; ſollte ſein Glück aus den Trümmern zu retten ſein, das ſchon in dem Vollbeſtande verloren erſchien? — Er war unterdeſſen weiter als gewöhnlich fortgeſchritten, und wurde plötzlich durch die Gegenwart eines Mannes überraſcht, der ſeitwärts aus dem Gebüſche mit ſcheuen Umblicken ſich hervorwand. Dietrich griff unwillkürlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!“ rief ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm nahe trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegsgeſchäften; ſeid Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von Ramſtein?“ — „Es iſt mein Name!“ entgegnete dieſer, indem er den Mann ſcharf in's Auge faßte, „was iſt Euer Begehr?“ — „Ich folge Euch ſchon eine Weile durch das Dickicht, meine Botſchaft iſt geheim und gefahrvoll, aber ich habe verſprochen, ſie auszurichten; mich ſendet Gertrud von Landskron, das übrige ſagt dieſer Zettel.“ — Haſtig und verwirrt nahm Dietrich das gefaltete Blatt, doch ſeine Hand zögerte gleich wieder. „Was kann von daher mir kommen!“ fragte er ſchmerzlich; „will ſie ſelbſt mich zur Hochzeit laden? O gewiß, ich werde dabei ſein, aber, ſo Gott will, nicht lange! Welchen Tag iſt die Vermählung?“ fuhr er den Boten an, „und wie heißt Gertruds Verlobter?“ — „Vermählung?“ erwiederte dieſer; „das iſt das erſte, was ich höre! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud iſt wohl weit davon entfernt, das Anſehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechſelt die Namen." — „Wie!" rief Dietrich aus, „Gertrud von Landsberg iſt nicht Braut, ſagſt Du? iſt unverlobt und frei!" — „Gewiß!" erwiederte jener; „wer Euch anders berichtete, der ſagte die Wahrheit nicht; ich ſelbſt diene ſeit langen Jahren dem Hauſe der Landsberg, und würde nicht gewiß erfahren, was vorgeht, wenn ſo etwas wäre." — Mit freudiger Zuverſicht entfaltete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernſt geweſen, was Ihr früher geſagt, und was ich in gleicher Geſinnung gern von Euch geglaubt, warum ſucht Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum führet Ihr Krieg, ſtatt Frieden, der uns Allen noth iſt? Laßt Euren Sinn ſich wenden durch die Mahnung, die ein beklommenes Herz Euch ſendet!" — Er fühlte ſich in ſeinem innerſten Daſein erſchüttert bei dieſen Worten; es war ihm, als ob er ſich ſelbſt wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was ſollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange ſeiner Empfindungen war ihm das erſte und nothwendigſte Bedürfniß, Gertruden zu ſehen; dieſem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der bevorſtehenden Ereigniſſe, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüſtung zu beſchwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte heranbrachen, ließen ihn vorzüglich die Täuſchung ſuchen, als könne er dieſe retten; der ſchmeichelnden Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der ſeinem Herzen ſchmeichelte, ohne ſeinem Sinne zu taugen. Schnell entſchloſſen, fragte er den Boten: ob er ſich getraue, ihn ungefährdet zu ſeiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert ſah ihn dieſer an, doch bejahte er die Frage, war würde dieß am folgenden Tage ſchwer geſchehen können, wenn er vorher ſeine Maßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu ſpät, und heute noch ſollte ſein Geſchick ſich entſcheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher ſeinem Führer, in deſſen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo ſie beide durch eine Seitenpforte eingelaſſen wurden, die zu einem Kloſter gehörte, deſſen Garten an den Garten des ſtändiſchen Landhauſes ſtieß. Der Führer, ſelbſt wohlbekannt, gab ſeinen Gefährten für einen Brandenburger aus, der Dienſte nehmen wolle, und ließ ihn in dem Kloſterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt ſei, die er dann, wenn ſie es wolle, ſelbſt würde ſprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm ſeine Aufmerkſamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Geräuſch bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten ſich ſeinem Aufenthalt. Der Kloſterhof wurde beſetzt, und von den Geiſtlichen die Auslieferung zweier Männer verlangt, die ſie verborgen haben ſollten; nach kurzem Widerſpruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte ſich auf der Straße verſammelt, an allen Thüren und Fenſtern erſchienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unwillkürlich den Bewaffneten auf die Straße gefolgt, und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr ſeines Führers zu erwarten. Er fand ſich unter Gertrud's Fenſtern, die geſchloſſen blieben, aber vergebens blickte er hinauf, um ſie zu ſehen; andere Geſtalten drängten ſich hervor, er glaubte Gertrud's Geſpiekennen zu erkennen. Er täuſchte ſich nicht, denn in einem Augenblicke, da ſein aufwärts gewendetes Geſicht vom vollen Fackelſchein plötzlich erleuchtet wurde, erkannte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt geweſen waren. Entſetzt durch den überraſchenden Anblick rief ſie ſogleich ihre Geſpielin auf, und indem Dietrich zu ſpät und vergeblich den gefährlichen Blicken zu entgehen ſuchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; ſie eilten, ihre Entdeckung mitzutheilen, und kaum erſcholl ſein Name unter dem Volke, ſo war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeſchreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Stadt die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramſtein gefangen ſei, dieſer Verwegene, der ſeiner Raubſucht bisher am [illegible] [illegible], des Grafen von [illegible] tückiſcher Nachſteller, und ſeinem Rufe der gefährlichſte Mann unter den [illegible]. Zugleich erwachten auch die entſetzlichſten Beſchuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er ſei auf manchem verübten Todſchlage betroffen worden, ſeine beiden Mitſchuldigen hätten ſchon eingeſtanden, man habe allerlei Diebeswerkzeuge gefunden; Dietrich aber ſei auch eines beſondern Verdachts gegen das Leben Heinrich's von [illegible] ſchuldig, der vermuthete Sohn ſtehe als ein einziger Mitſchuldiger da, und werde als ſolcher ſeinen Lohn empfangen. Dies alles gelangte alsbald in gewichtiger Kunde zu Rudolph's Ohren, und verbreitete Beſtürzung und Verwirrung; ohne den Zuſammenhang zu begreifen, durch welchen Dietrich in ſolchen Verdacht gerathen war, konnte man doch an dieſem ſelbſt und an den dringenden Ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], und seine Rettung nicht übrig, [illegible] [illegible] [illegible] gefallen war. [illegible] [illegible] Rudolph auf den [illegible] [illegible], der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüst begleiten wollte, — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], indem er [illegible] [illegible] [illegible]. Den [illegible] Tage [illegible] Frauen und [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] in [illegible] Bewegung. — Doch in der Stadt war es [illegible] [illegible] Nacht [illegible] laut und [illegible]; der [illegible] [illegible] einen [illegible] [illegible], und vermehrte die Wachen und [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tage entgegen, welchen Freunde und Feinde [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war nicht übrig, als der [illegible] [illegible]; ja [illegible] [illegible] war der [illegible] [illegible] im [illegible] [illegible], Rudolph auf seinem Lager [illegible] [illegible].

Mitternacht war kaum vorüber, als [illegible] ein Schwarm von Reisigen dem Lager nahte, die auf den Anruf der Wachen sich als [illegible] ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg mit dem Grafen von [illegible], die dem Grafen Rudolph von Habsburg [illegible] sein wollten, als Überbringer einer Botschaft, die keinen Aufschub litt. Nach einigen [illegible], als [illegible] auf ihren [illegible] [illegible], und bei [illegible] der [illegible] Tage und [illegible] Rudolphs [illegible] [illegible] [illegible], wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden [illegible] zu ihm in das Zelt geführt. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das Bett, und [illegible]

[illegible] zum römischen König und Kaiser, [illegible] Kurfürsten zu Frankfurt am Main [illegible] Rudolph [illegible]

Inzwischen war [illegible] Rudolph [illegible] zum römischen Kaiser [illegible] und Kriegsknechte untermiſcht einander, Fröhlichkeit und Luſt herrſchte ununterbrochen gefeiert und gejubelt. Das Freudengeſchrei durchſchallte ſchon den ganzen Tag; Fackeln ſchimmerten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, alles was von Pechkränzen, Reiſigbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flamme geworfen. Unaufhörlich ſchallten kriegeriſche Trompeten und Pauken, die den lebhaften Schwall und Jubel begleiteten. Nach Mitternacht, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager geendet, wurde es auch in Baſel helle und ſtill, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauſpiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung ſetzte. Der Bürgermeiſter und die Edelingen beſorgten ſogleich eine Hinterliſt, ließen die Wachen noch, beriefen den Rath, und umgaben das Rathhaus mit der Leibwacht der Armbruſtſchützen. Da ließ ſich, der Burggraf von Nürnberg ſei vor dem Thore, und begehre der Stadt eine Botſchaft zu bringen. Er wurde eingelaſſen, und erſchien vor dem Rath. „Heil und Frieden", ſo begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Dieſen Gruß entbietet Euch der Kaiſer, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Kurfürſten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaiſung hat ſchenken wollen. Euch auch heute ſeines Einzuges gewärtig; ihr ſollet aber wiſſen er Euch, als Handhabung der Obrigkeit lediglich auf Frieden und Ordnung zu denken, die Gefangenen freizulaſſen, und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geſchehenen in des Kaiſers Namen aufzunehmen." — Heinrich von Neuenburg zeigte ſich erfreulicher Bereitſchaft mit Milde von ſeinem Sitze, um dem Burggrafen für ſeine Botſchaft zu danken, und ihm zu verſichern: daß die Stadt ſich freue, das Reichsoberhaupt, deſſen Wiedererſcheinen nach langwieriger Unterbrechung ſo unerwartet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeiſter und Rath ſich kaiſerlichem Gebot in ſchuldigem Gehorſam fügen würden. „Aber vergönnt uns“, fuhr er fort, „Herr Burggraf, uns auch den Namen desjenigen, den wir als unſern Kaiſer und Herrn verehren ſollen!“ — „Lang lebe und herrſche“, rief der Burggraf, „mein gnädigſter Kaiſer, Rudolph Graf von Habsburg!“ — Wie vom Blitz getroffen ſank der Bürgermeiſter bei dieſem Namen auf ſeinen Stuhl zurück und verhüllte ſein Antlitz; dann erhob er ſich wieder, ſchlug ſich an die Stirne und rief: „Sitze feſt, Gott der Herr! ſonſt wird Rudolph bald auch deinen Thron beſteigen!“ — Darauf legte der Burggraf den ſtaunenden Rathsherren den Wahlbeſchluß vor, und empfing ihre Glückwünſche und Freudenbezeigungen; aller Unfall und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt ſchien angebrochen. Unterdeſſen verbreitete ſich zugleich vom Rathhauſe und von den Thürmen bei den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Pfälzer, die Rudolph zugleich frei und beſchenkt aus dem Lager zur Stadt entließen, begrüßten den Sieger, die Volk und Geiſtlichkeit, Weib und Mädchen ſtimmten, und alle Stimmen in den begeiſterten Ruf: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Rudolph von Habsburg!“

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiſer Rudolph in herrlichſter Pracht vor ſein Zelt getreten, als ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Biſchof mit ſeinen Geiſtlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerſchaft, die Vorſteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsſchaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiſer die Huldigung der Stadt zu bringen, und ihn in ihre Mauern einzuladen. — Der Kaiſer empfing die Abgeordneten gnädigſt, und verſprach, ſofort nach [illegible] aufzubrechen. Seine Augen forſchten indeß umherſchweifend unter den Anweſenden, als vermiſſe er jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn herantrat und ſagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigſter Herr, was Eure Blicke ſuchen! Sehet dort an jenem Manne Euren geretteten Diener von Ramſtein, den ich ſelbſt herausgeführt und den Umarmungen ſeines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen faſt erliegt!" — An der Hand des Vaters ſchwankend, kam Dietrich jetzt herbei, und warf ſich dem Kaiſer zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiſer und Herr!" rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch ſchon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure großen Thaten und Geſinnungen, die, leicht ausgeſtreut, nun Euch aufgegangen ſind in dieſer höchſten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren lichter Schimmer meinen Kerker und meine Feſſeln ſchon geſprengt! O laſſet Eure Huld und Gnade nun das Glück vollenden, das ſie begonnen haben." — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiſer winkte, ernannte ihn auf's neue, hieß ihn nebſt ſeinem Vater in ſeinem nächſten Gefolge ſein, und ſtieg zu Pferde, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war einſtimmig freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man ſchmückte Thore und Fenſter mit Blumen und Teppichen; niemand mochte in den Häuſern weilen, alles ſtrömte dem Kaiſer entgegen. Heinrich von Landsberg ſtand mit hoher Thätigkeit allen Anordnungen ſeines Amtes vor, und ließ die forſchende Neugier, welche in ſeiner Faſſung und in ſeinem Benehmen den Widerſtreit ſeines Innern zu errathen ſuchte, kalt an ſich vorübergleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, ſeiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiſer bis vor das Thor entgegen, wo er demſelben die Schlüſſel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerſchaft in angemeſſener Rede der kaiſerlichen Gnade empfahl. Der Kaiſer dankte dem Bürgermeiſter, hob ihn auf, und reichte ihm die Hand. Unter tauſend Jubel und Freudengeſchrei der jauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münſter, wo der Biſchof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchſten für die Wege ſeiner Schickung zu danken, und deſſen ferneren Segen für den Kaiſer und das Reich anzuflehen. Als der Gottesdienſt geendigt war und man den Kaiſer fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gaſt zu wohnen, ſah er ſich eine Weile im Kreiſe um, drückte dann dem alten Raunſtein die Hand und ſagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt ſein, aber jetzt ſei er der Stadt ein Zeichen ſchuldig, woran ſie ſeinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus ihres tapfern Bürgermeiſters, Heinrichs von Landskron, zu ſeiner Wohnung, und zugleich forderte er dieſen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe ſich zu faſſen, während die Empfindungen der Umſtehenden laut in das Lob des Kaiſers überſtrömten; zum erſtenmal fühlte er ſeine feindliche Strenge gebrochen und ſein Herz für Rudolph geöffnet. In dem Hauſe der Landskron angelangt, empfing der Kaiſer die Begrüßung von zwölf der ſchönſten und edelſten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldnen Becher verehrten; der Kaiſer unterhielt ſich mit ihnen, befragte ſie um ihre Namen, und beſchenkte ſie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er ſich an den Bürgermeiſter, und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieſer Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Anſehen, wenn er nicht falſch berichtet ſei, keiner derſelben nachſtehen dürfe, und in dieſem Hauſe gerade am wenigſten fehlen ſollte? — Heinrich verſtand die Meinung des Kaiſers, und entfernte ſich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an ſeiner Hand die ſchöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber finſtern Kummer, deren ſcheuer Blick angſtvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte ſie in freudigem Erſchrecken, und ſchluchzend ſank ſie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiſer, der beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unſrer eigenen Sache das Unglück erfahren und ermeſſen, welches der furchtbare Streit der Partheien über dieſe Stadt gebracht, und ſchaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in Kurzem erſchienen wäre, wenn dieſer Streit noch ferner gedauert hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher ſelbſt Parthei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieſer Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, und zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterſchied der früheren Geſinnung. Es liegt uns ob, den Frieden, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des Ganzen auch dauerhaft zu begründen; die Sterner und die Pſitticher mögen fortan nicht mehr um die Oberhand ſtreiten, ſondern gemeinſam dieſelbe theilen, ſie mögen ihre abſondernde Bezeichnung in dem Eifer für das Gemeinweſen vergeſſen und verlieren, und durch Bande der Freundſchaft und des Blutes ſich gegenſeitig vereinigen! Hier ſtehen edle Männer, Häupter der Ihrigen, von denen wir nun den erſten Beweis des uns angelobten Gehorſams fordern. Wohlan, Ramſtein! wohlan, Landskron! tretet heran, und reicht Euch die Hände! Und damit auch die Spur der Spaltung in künftigen Geſchlechtern erlöſche, ſo wollet Ihr, verſöhnte Väter, mit uns den Bund ſegnen, durch welchen wir Dietrich von Ramſtein und Gertrud von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!" — Der Kaiſer nahm beider Hände, und fügte ſie zuſammen. Heinrich von Landskron widerſtrebte nicht; der alte Ramſtein, eine Weile unſchlüſſig, wurde von den andringenden Beſtürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud hielten ſich umſchlungen zu des Kaiſers Füßen; alle Anweſenden prieſen das Wunder, welches ſich vor ihren Augen begeben, und laut erſchallte im Saal und durch die Straßen der tauſendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiſer! Es lebe Rudolph von Habsburg!" —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erſcheinung einer wohlthuend über den Völkern ſchwebenden Herrlichkeit, zu deren Höhe emporgezogen die Leidenſchaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten ſich verzehren und auflöſen, und deren ruhmvoller Glanz in dem Andenken der Deutſchen noch unerloſchen fortlebt.

Die Sylphide.

Aus dem Ruſſiſchen des Fürſten Wladimir Odojeſſkii.

(Der Verfaſſer dieſer Erzählung iſt unter den lebenden Schriftſtellern Rußlands als einer der vorzüglichſten geſchätzt, der geiſtigen Gehalt und elegante Darſtellung auf's glücklichſte verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetiſchen auch ein pſychologiſches Intereſſe verfolgt. Abgeſehen von dem letztern, das erſt in jenem größeren Zuſammenhange vollſtändig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausſtattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.)

> Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen.
>
> Platon.

> Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Geſetz.
>
> Überlieferung nordiſcher Barden.

> Die Dichter werden gebraucht nur zu beſtimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die geſellſchaftliche Verfaſſung.
>
> Einer aus der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts.

> ! ? ! ?
>
> Neunzehntes Jahrhundert.

Erſter Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des ſeligen Oheims; ich ſchreibe dir im weiten Großvaterſtuhl ſitzend, am Fenſter;

wahrlich, die Ausſicht, die ich vor Augen habe, iſt nicht ſehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenſcheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre intereſſant zu wiſſen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgeſtanden ſein, Thee getrunken und grand-patience aufgelegt haben bis zum Mittageſſen, dann gegeſſen, dann ſich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — ſo vergehen 365 Tage. Ich verſtehe es nicht. Fragte ich ſeine Leute, womit ſich der Oheim beſchäftigte, ſo antworteten ſie mir: „Nun, ſo, ſo.“ Mir gefällt dieſe Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetiſches und ich hoffe bald dem Beiſpiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein geſcheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigſtens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Ärzte thaten ſehr recht mich hieher zu ſchicken; wahrſcheinlich thaten ſie es deßhalb, damit ſie mich los wären; aber es ſcheint ich werde ſie betrügen: mein Spleen, du wirſt erſtaunen, iſt beinah vergangen; vergebens meinen ſie, daß das zerſtreute Leben die mir angebornen Übel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht ſchlecht, eben ſo die Bücher; ich aber hier — ſtelle dir mein Glück vor, — ſehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück iſt gar nicht zu beſchreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tiſche liegt, ſo greift man darnach unwillkürlich, ſchlägt es auf, lieſt, der Anfang reizt, verſpricht goldene Berge, — man lieſt weiter, und ſieht lauter Seifenblaſen, und hat das ſchreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einſchließlich: Suchen und nicht finden! Dieſes Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden, und ihm ſchreibe ich dieſe Augenblicke von Spleen zu, welche den Ärzten beliebt der Galle zuzuſchreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einſiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele ſind, Beſuche gemacht, mit ihnen von der Jagd geſprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verſtehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle dieſe Herren ſind ſo zuvorkommend, ſo gaſtfreundlich, ſo aufrichtig, daß ich ſie von Herzen liebgewonnen; du kannſt dir nicht vorſtellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, ſorgloſe Unwiſſenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'ſchen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in dieſem, aus Fürſorge in Packpapier eingeſchlagenen Exemplar leſen ſie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einſchließlich zu den gelehrten Nachrichten; die erſtern, verſteht ſich, leſen ſie mit Intereſſe, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Urſache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher ſcheuten ſie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Reſidenz ihnen Vorleſungen über Chemie oder Fruchtwechſel-Wirthſchaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung beſſer ſei nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie unſre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menſchen ſo entgegen ſei, als viel zu wiſſen, und daß die Unwiſſenheit noch niemals die Verdauung geſtört, da ſahen ſie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Menſch, und fingen an, ihre mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulaſſen, welche mit ſchlechtem Verſtand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreſchmaſchinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es iſt zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geſchieht Recht — warum geben ſie ſich all' die Mühe? Die dreiſteren unter meinen neuen Freunden wagen ſich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt ſie der türkiſche Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Buſi mit Haſis-Buſi beſchäftigt ſie ungemein, auch können ſie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künſtliche Weiſe, d. h. wir verſagen uns die Zeitungen zu leſen, aber jene auf die natürlichſte, d. h. ſie leſen ſie und verſtehen ſie nicht.

Gewiß, wenn ich dieſe Leute betrachte, ſo überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit beſtehen kann, entweder alles zu wiſſen oder nichts zu wiſſen, und da das Erſtere bis jetzt dem Menſchen unmöglich iſt, ſo müſſen wir das Letztere wählen. Dieſen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache

Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen Trieb entgegenſtrebt, dem Triebe, mit untergeſchlagenen Armen dazuſitzen, . . . aber zum Teufel die Philoſophie! Sie verſteht es, ſich in die Gedanken ſogar des thieriſchen Menſchen einzumiſchen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebſte Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; ſie ſind ſtark und voll, geſund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächſten Nachbarn, ein ſehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte ſie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwiſchen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr ſagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stunde, und bis jetzt kann ich nicht entſcheiden, ob unter dieſer ſchönen Hülle Verſtand iſt, dieſe Hülle aber, in der That, iſt ſchön. In dieſen halbſchlummernden Äuglein, in dieſem aufgeworfenen Näschen, iſt etwas ſo Liebliches, ſo Kindliches, daß man unwillkürlich die Luſt zum Küſſen empfindet. Mir wäre ſehr wünſchbar, — wie man hier ſagt — dieſes Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächſten Wiederſehen ein Geſpräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitſch Sponka *): „Sommers, meine Gnädigſte, giebt es ſehr viel Fliegen," und ich will ſehen, ob aus dieſem Geſpräch nicht etwas Fortgeſetzteres hervorgehen wird, als Iwans Fedorowitſch Unterhaltung mit ſeiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur ſeltne Briefe; mir iſt es ſehr erfreulich, deine Briefe zu leſen, aber doch gar nicht eben ſo erfreulich, ſie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem erſten.)

Sprich jetzt noch von der Beſtändigkeit der menſchlichen Seele! Unlängſt noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden ſei; aber der Monat verging nicht, ſo ſehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du ſchriebſt mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironiſchen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwiſſenheit iſt kein Heil. Ich fand hier alsbald dieſelben Leidenſchaften, welche mich von den ſogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Eitelkeit, denſelben Neid, denſelben Eigennutz, dieſelbe Bosheit, dieſelbe Schmeichelei, dieſelbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Leidenſchaften hier

---

*) Komiſche Figur aus einem ruſſiſchen Roman von Gogel.

ſtärker, offner und feiger ſind, — dabei die Gegenſtände geringer! Ich ſage noch mehr: den gebildeten Menſchen zerſtreut ſeine Bildung, und ſeine Seele findet ſich wenigſtens nicht jede Minute ihres Daſeins in voller Erniedrigung; Muſik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt einige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen iſt ſchrecklich; der Egoismus durchdringt, ſo zu ſagen, ihr ganzes Weſen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Beſtechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, ſondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu ſchmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen ſteht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angeſehen; langjährige Bosheit und Rachſucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenſpiel, und eine Ausſchweifung, wie ſie in den Kopf eines gebildeten Menſchen niemals eingeht, — als unſchuldige, erlaubte Erholung. Und dabei ſind ſie unglücklich, beklagen ſich und verwünſchen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders ſein! All dieſe Unſittlichkeit, all dieſe gänzliche Vergeſſenheit menſchlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweiſung und Beiſpiel, und ſteckt ſo ganze Geſchlechter an. Ich begriff, indem ich dieſe Herren näher beobachtete, warum die Unſittlichkeit ſo enge mit der Unwiſſenheit verbunden iſt, die Unwiſſenheit hinwieder mit dem Unglück: das Chriſtenthum ruft nicht umſonſt den Menſchen zum Vergeſſen des hieſigen Lebens auf; jemehr der Menſch die Aufmerkſamkeit auf ſeine materiellen (ſinnlichen) Bedürfniſſe wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüſſe, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — deſto unglücklicher iſt er. Dieſe Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daſeins, für ſie bemüht er ſich, ereifert er ſich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie dieſe Kleinigkeiten unzählig ſind, ſo unterwirft er ſich ſeiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verſchlechtert ſich; alle höheren, abſtrakten, beruhigenden Vorſtellungen werden vergeſſen; Duldung, dieſe höchſte der Tugenden, verſchwindet; — und ohne ſeinen Willen wird der Menſch böſe, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere ſeiner Seele wird zur Hölle. Beiſpiele hievon ſehen wir jeden Tag: der Menſch, der immer beunruhigt iſt, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hauſe, die ganz in die Aufſicht ihrer Wirthſchaft vertieft iſt, der Wucherer, der nur auf Mehrung ſeiner Prozente ſinnt, der Beamte, der in dem pedantiſchen Kanzleiweſen die wahre Beſtimmung des Dienſtes außer Acht läßt, der Menſch, der in niedern Berechnungen ſeiner Würde vergißt, — ſehet nur dieſe Leute in ihrem häuslichen Kreiſe, im Verhältniß zu Untergebenen — ſie ſind ſchauderhaft; ihr Leben iſt eine ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn ſie haben ſo viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß ſie nicht zum Leben ſelbſt gelangen! — In Folge dieſer traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde ſchloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu laſſen. Wie ich nun allein war, durchſchritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, verſuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleiſtift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob ſich der gewohnte Streit zwiſchen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing ſogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines ſeligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt' ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?“ Der gute Alte verbeugte ſich tief und antwortete: — Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt. — „Was iſt aber da, fragt' ich, in dieſen verſiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer ſah?“ — Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante dieſe Schränke verſiegeln laſſen, und befohlen, daß niemand je ſie anrühren ſollte. — „Öffne ſie.“

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachsſiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Myſtiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelſus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Lullus, und andern Alchemiſten und Kabaliſten. Ich bemerkte ſogar in dem Schranke einige Reſte chemiſchen Geräths. Wahrhaftig, der ſelige Alte ſuchte den Stein der Weiſen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verſtand!

Da ich ohne Beſchäftigung war, ſo warf ich mich auf die Bücher, die ſich fanden, und jetzt, ſtelle dir mich vor, einen Menſchen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten ſitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung leſend: von der erſten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiſte, von der nördlichen Feuchtigkeit, von den Sternengeiſtern, und anderen dergleichen. Lächerlich und langweilig und intereſſant. Bei dieſen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Menſch im ganzen Sprengel) mich öfters beſucht und ſehr zuvorkommend für mich iſt; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß ſie, nach dem alten Ausdruck, ein ſehr würdiges Mädchen iſt, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß ſie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskoſten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines ſehr hitzigen Mannes, zu beſänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen ſie einen Engel. Das alles iſt nicht hieſiger Art; übrigens haben dieſe Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht ſich ſelber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate ſpäter.)

Vermuthlich denkſt du, daß ich mich nicht nur verliebt, ſondern ſogar verheirathet habe, — aber du irrſt. Ganz mit andern Dingen bin ich beſchäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was erſinnt nicht der Müſſiggang! Ich trinke Waſſer, lache nicht — höre erſt; welcherlei Waſſer. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handſchriftliches Buch, worin verſchiedene Rezepte zum Geiſterzitiren enthalten ſind.

Viele darunter ſind äußerſt lächerlich; dort wird eine Feder von einer weißen Krähe erfordert, hier Glasſalz, da Diamantenbaum, und meiſtentheils ſind alle Subſtanzen von der Art, daß du ſie in keiner einzigen Apotheke finden magſt. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeiſter, ſagt der Autor, lieben die Menſchen ſehr, und von Seiten dieſer bedarf es nur der kleinſten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, ſo z. B. iſt es hinreichend, um die in der Luft ſchwebenden Geiſter zu ſehen, daß man die Sonnenſtrahlen in ein Glas Waſſer ſammelt, und dieſes jeden Tag trinkt. Durch dieſes geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeiſt allmählig in den Menſchen eingehen, und deſſen Augen werden ſich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, ſich mit ihnen vermittelſt eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird ſelbſt die Sprache der Elementargeiſter verſtehen, die Art ihres Lebens erkennen, und ſein Daſein wird ſich mit dem Daſein des von ihm auserwählten Geiſtes vereinigen, — der ihm Kenntniß von ſolchen Geheimniſſen der Natur geben wird, . . . aber mehr dürfen wir nicht ſagen . . . Sapienti sat. . . hier iſt auch ohnedies viel, ſchon viel geſagt für die Erleuchtung deines Verſtandes, geliebter Leſer, u. ſ. w.“ Dieſes Mittel ſchien mir ſo einfach, daß ich es zu verſuchen beſchloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabaliſtiſches Geheimniß verſucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit ſo erfreute, — aber da ich nicht wünſchte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, ſo begehrte ich eine Sylphide zu ſehen; mit dieſem Gedanken — was thut nicht der Müſſiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Waſſer gefülltes Kryſtallgefäß, ſtellte dies Waſſer in die Sonne, und ſo trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt, daß dies wenigſtens ſehr geſund iſt; irgend eine Elementarkraft davon ſpüre ich noch nicht, aber wohl iſt mein Schlaf ſeitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabaliſten und Alchemiſten zu leſen, und weißt du was ich dir noch ſage: dieſe Bücher ziehen mich ſehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig ſind ihre Verfaſſer. „Unſer Werk" — ſagen ſie — „iſt ſehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlaſſen, daſſelbe vollbringen, — wiſſe nur uns zu verſtehen." — „Vor meinen Augen" — ſagt einer — „geſchah es, daß Paracelſus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte." — „Ich ſelbſt" — ſagt ein andrer — „ich ſelbſt verſtehe den Urſtoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelſt derſelben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln." — „Im vergangnen Jahr" — ſagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen ſehr ſchönen Hyazinth," u. ſ. w. Bei jedem dieſer Schriftſteller folgt nach ſolchem naiven Geſtändniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieſer Anblick: ein Menſch ſpricht mit Verachtung von dem, was ſie die Gelehrſamkeit der Profanen nennen, d. h. unſere; mit ſtolzer Selbſtgewißheit bringt oder glaubt er zu bringen bis zu den letzten Grenzen der menſchlichen Kraft, — und auf dieſem hohen Standpunkte demüthigt er ſich, indem er ſich mit dankbarem, einfältigem Gebet zu dem Allerhöchſten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wiſſen eines ſolchen Menſchen; nur der Unwiſſende kann ein Atheiſt ſein, wie nur der Atheiſt ein Unwiſſender. Wir ſtolze Betriebſame des vierzehnten Jahrhunderts, wir vernachläſſigen mit Unrecht dieſe Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Unter mannigfacher Thorheit, worin ſich die Kindheit der Phyſik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieſer Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig ſcheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derſelben durch neue Entdeckungen beſtätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Weſen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren ſichtlich aufgefunden hat. Sage, ſollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieſer Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Waſſer zu machen, das ſo lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker verſagt ſich den Verſuch, den Diamant zu zerſtören und ihn auf's neue in ſeine erſte Geſtalt wiederherzuſtellen? Aber wodurch iſt der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willſt, aber ich verſichere dir, daß dieſe vergeſſenen Leute unſerer Aufmerkſamkeit würdig ſind; wenn es nicht möglich iſt, ihnen in allem zu glauben, ſo iſt es doch andrerſeits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf ſolche Kenntniſſe hindeuten, die ſich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirſt du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims ſchicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu ſchreiben, weswegen ich ihn angefangen hatte. Die

Sache iſt dieſe, daß ich, mein Freund, mich in ſeltſamer Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich ſchrieb dir ſchon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, ſie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß ſie nicht nur natürlichen Verſtand und ein reines Herz hat, ſondern auch noch eine völlig unerwartete Eigenſchaft: nämlich, daß ſie ganz und gar verliebt in mich iſt. Geſtern beſuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geſchäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwiſchen uns iſt ein Prozeß anhängig über einige tauſend Deßjätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieſer Prozeß zieht ſich ſchon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunſten endet, ſo ſind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du ſiehſt, die Sache iſt ſehr wichtig. Mein Nachbar trug ſie mir mit der höchſten Umſtändlichkeit vor, und endigte mit dem Vorſchlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieſer Frieden ſicher würde, ſo gab er mir durch ſeine Anſpielungen zu verſtehen, daß er ſehr wünſchte mich zum Schwiegerſohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber ſie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie ſteht es mit mir? Meine Jugend iſt ſchon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles iſt mir zum Überdruß; Käthchen iſt ein ſehr liebes, folgſames, ſtilles Mädchen; wenn ich ſie heirathe, ſo beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich ſichere den Wohlſtand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin ſehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als geſetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die Verwaltung aller Geſchäfte zu übertragen, und ſelbſt den ganzen Tag ſtill zu ſein und Tabak zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr! . . . Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu ſagen, daß ich ſchon zur Heirath entſchloſſen bin, aber dem Vater Kato's noch nichts davon geſagt habe, noch ſagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf dieſe Frage empfangen: wie meinſt du, ſchick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, weiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und plötzlich gar kein Mittel beſitzt mich zu kompromittiren? mit Einem Worte, ſoll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unerwartetes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu ſagen pflegt, ſchon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu ſorgen, daß aus meiner Perſon möge ſo viel als möglich Erſparniß gemacht werden können! Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entſchloſſenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, ſo eilt' ich zum Vater meiner Kato, und machte förmlich meinen Antrag. Hätteſt du doch nur geſehen, wie Kato ſich freute, erröthete! Sie ſagte mir ſogar folgende Phraſe, in welche ſich ganz ihre reine und unſchuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch ſo glücklich zu machen, wie ich ſelbſt glücklich ſein werde.“ Dieſe Worte ſind ſehr einfach, aber wenn du gehört hätteſt, mit welchem Ausdruck ſie geſprochen worden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich las eine ganze Welt von Gedanken in [illegible] Worten: ſie möchten ihr ſchöner ausgeſprochen ſein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit ſo zu überwinden. Die Handlungen des Menſchen ſind bekanntlich im Verhältniß der Kräfte, die er beſitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden ſei für Luiſe über ihre Kräfte . . . Nach dieſem kannſt du dir vorſtellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung des Feſtes geht es in fröhlichem Schwarme auf die Hochzeit los. Daß du uns unfehlbar kommſt! wirf alle deine Geſchäfte beiſeit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu ſagen pflegt, Glückes ſeiſt; komme wenigſtens um der Merkwürdigkeit willen, die einen Geliebten mit ſeiner Braut anzuſehen, wie du deren gewiß noch niemals erblickt haſt: ſie ſitzen einander gegenüber, ſehen einander mit heißen Augen an, beide ſchweigen, und beide ſind ſehr zufrieden.

Achter Brief.

(Eine Woche ſpäter.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirſt mich für verrückt halten; du wirſt lachen, mich ſchelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir ſogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eigenen Augen geſehen, und noch täglich ſehe. Nein! in den Regionen meines Lebens iſt nicht alles alltäglich. Wirklich iſt hier ein Überbleibſel aller Geheimniſſe, welche bis jetzt in der Natur vorhanden ſind,

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] in [illegible], [illegible] Elemente [illegible] sich in der [illegible] der [illegible].... Folge mir! folge mir!.... Auf den [illegible] [illegible] [illegible] sich der Gedanke des Menschen, und alle Welt [illegible] sich zu dem [illegible] [illegible], — die Kräfte der Natur [illegible] sich in dem [illegible] [illegible], — die Erde [illegible] das Licht der Bewegung an, — die [illegible] in den Strahlen der [illegible] [illegible] sich die Palmen, und, nach [illegible] der Gedanken — dann [illegible] sie in Eine harmonische Form, dann [illegible] sie sich in [illegible] Wolken.... Der [illegible] des [illegible] [illegible] ich mich in diese [illegible] [illegible].... Wir gingen an der Erde vorüber!....

Siehe — und im [illegible] [illegible] [illegible] eine *Erscheinung*: dass die Verwandlungen des Menschen, dass das [illegible] der Materie, dass das Geheimniss der [illegible], dass der [illegible] des [illegible], dass das [illegible] des *[illegible]* — [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] ist keine [illegible], sondern eine Welt des [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] bis die [illegible] des [illegible].

[illegible] die [illegible] poetische Welt! [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible]! den [illegible] [illegible] eines [illegible]! [illegible] Menschen! [illegible] Menschen! In einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], dass [illegible] [illegible] Glück ist! Ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] poetischen [illegible]! Ihr [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], dass die [illegible] der andern Welt [illegible] [illegible] [illegible]! In [illegible] Welt [illegible] keine [illegible] — [illegible] ist nur der [illegible] Welt [illegible], — ein [illegible] des [illegible] [illegible]! — Dem Menschen [illegible] es frei, von dieser sich zu [illegible].

noch Ihre Hand bei, so allgewaltig wie ein [illegible] Gewand von den Schultern des [illegible]. . . . .

Weißt du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von jenem Augenblick an war ich bei dir im Rausche des [illegible], in den Strahlen des Frühlingsthaues, in den Tropfen des heiligen Blumen, in den überirdischen Gefühlen des Dichters!! Wenn in dem Menschen der Stolz seiner Stärke sich niedergebeugt, wenn strenge Verwaltung liegt auf seinen Augen und die unwürdigen Gebilde der [illegible] Welt, wenn seine Seele den Staub [illegible] [illegible] Pein [illegible] und [illegible] die aus dem [illegible] Natur, — dann schweben wir über euch, dann kommen wir des Augenblicks, auch auf den [illegible] Fittigen der [illegible] emporgetragen, dann ist die [illegible] [illegible] Gewalt!! — Sieh! Ich trage dich in meinem Busen — ich trage dich in Dir — er verklinget sich in Ewigkeit und jeden Augenblick ist sie und — meine Gewalt! .... O bleibe mir treu! bleibe dir treu!! Verachte dich von dem Augenblicke deiner großen verschwundenen Natur!

Stille — dort, in der Ferne, auf einem Hügel beugt sich der Dichter vor einem [illegible] Steine, überwachsen von [illegible] Gebilden der Pflanzenwelt. „Natur!" ruft er mit Begeisterung aus, „erhabene Natur, was ist größer als du in dieser Welt? Was ist gegen dich der Gedanke des Menschen." Und die blinde, taube Natur spottet seiner, und in dem Augenblicke der [illegible] [illegible] des menschlichen Gedankens, wälzt sie einen [illegible] herab und vernichtet den Menschen und den Gedanken des Menschen." Nur in der Seele des Geistes liegt hohe Macht!! nur in der Seele des Geistes liegt [illegible]!! In dem [illegible] ringt sich nicht die todte Natur;

in ihrer Liebe iſt die unabhängige, hohe Welt des Menſchen; Jeder Hieb des Lebens des Dichters — ein Heiligthum! Hier iſt die Poeſie — eine Wahrheit! Hier wird alles ausgeſprochen, was der Dichter noch nicht ſagen gekonnt; hier verwandelt ſich dieſes irdiſche Leben in eine unvermeidliche Reihe von Genüſſen! . . . .

O liebe mich! Ich werde ein Heiliger! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Bruſt an deiner Bruſt ſchlagen! Ewigen Genuß wird ſie dich hier und in Fülle ſein — und in meinen Umarmungen wird der armſelige Menſch immer zum ewiglichen Geweihten werden!

. . . .

Dieſer Jüngling — hört meine Luſt! Er kennt nicht den Pflug des Bauers, er braucht nicht tägliche Arbeit, er erfüllt im Herzen keine Hoffnungen; er iſt Jüngling und ſchon Mann zugleich, er liebt und bewundert nicht — denn ſind keine Leiden möglich, wenn du ihm nicht dein großes, unendliches Geheimniß zuſchickſt. — Nein, du weißt uns nicht tödten durch dieſen Menſch!

Nur weiter, weiter — es giebt noch eine andere, höhere Welt, dort ſieht der Gedanke ſelber mit dem Menſchen zuſammen — folge mir, folge mir! . . .“

Weiter herauszubekommen war faſt nicht möglich; es waren zuſammenhängende, unverſtändliche Worte: Liebe . . . Vegetation . . . Ewigkeit . . . Menſch . . . Geiſt . . . Den Schluß waren die letzten Zeilen mit gewiſſen Schlägen mit außerordentlichem Nachdrucke geſchrieben, und brachen auf jener Seite ab.

Nachdem wir alle dieſe Zeilchen langſam auf die

Seite geſchafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unſere Schwämme in ein ſiedendes Bad legten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen!" rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte ſich eine ganz beſondere Empfindung aus, wie etwa Reue, Bitte, Plan der Dämmerung, ſeine Thränen floſſen in großen Tropfen.... Ich machte den Doktor auf dieſen Ausdruck des Geſichts aufmerkſam. .... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein ſiedendes Bad — und ein kaltes Waſſer; beide kämpften mit einander, der Kranke ſtöhnte und wehrte ſich lange, aber endlich ſchluckte er es hinunter. „Der Sieg iſt mein!" rief der Doktor aus.

Der Doktor verſicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unſern Kranken aus ſeiner Erſtarrung herauszubringen und ſeine Empfindung aufzuregen. So thaten wir auch — zuerſt ein Bad, dann ein kaltes Waſſer die Eßluſt zu wecken, dann ein kaltes Fußſchwitzbad, und durch unſer verſtändiges Verfahren, fing der Kranke ſchließlich an, ſich zu beſſern; zuletzt zeigte ſich auch Eßluſt — er begann ſchon zu eſſen ohne weitere Nachhülfe.

Ich ſuchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzugewöhnen, und ſeinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beiſpiel auf den Zuſtand ſeines Beſitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaſchſiederei hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu ſetzen,.. . . aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widerſprach mir in nichts, folgte mir in allem geduldig, doch, ach, was man ihm berichtete, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doctors nicht bewirken konnten, das brachten meine Geſpräche zuwege von unſerer luſtigen Jugend, und beſonders einige Fläſchchen auserleſenen Laffitte, welche ich mitzubringen bedacht geweſen; dieſes Mittel, verbunden mit vortrefflichem Roſtbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, ſo, daß ich ſogar wagte, die Rede auf ſeine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerkſam an, und ſtimmte mir in allem bei; ich, als ein praktiſcher Mann, ſäumte nicht, ſeine gute Gemüthslage zu benutzen, eilte zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den ſtreitigen Handel bei, ſchrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling ſeine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünſchte ihm Glück, und reiſte zu mir nach Hauſe zurück, wo ein gerichtliches Geſchäft mich erwartete, und ich geſtehe, daß ich ſehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiſte. In Moskau, wie ſich von ſelbſt verſteht, überſchütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Dankſagungen.

Einige Monate ſpäter, nachdem ich meine Geſchäfte beſorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu beſuchen, um ſo mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er lag im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, ſeine Frau ſchenkte Thee ein, durch das Fenſter fiel heller Sonnenſchein, und eine große weiße Blume bog ſich an ihrem Zweige herein; mein Freund ſchien ſich meiner zu freuen, war aber im Ganzen ſchweigſam.

Ich wählte den Augenblick, da ſeine Frau ſich aus dem Zimmer entfernte, und ſagte mit Kopfſchütteln zu ihm:

„Nun, Weibchen, biſt du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er ſich in's Geſpräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit dieſem Worte ſagſt? Innerlich lobeſt du dich und denkſt: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe dieſen Verrückten wiederhergeſtellt, ihn verheirathet, und nun iſt er durch meine Fürſorge glücklich . . . Glücklich! . . . Die ſingen alle Lobpreiſungen meiner Tanten, Oheime, alle dieſe ſogenannten vernünftigen Leute, im Chor, — und deine Eigenliebe iſt ſtolz und rühmt ſich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch ſo wäre, verſetzte ich. „So begnüge dich mit dieſen Lobpreiſungen und Dankſagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Käthchen liebt mich, unſer Beſitzthum iſt in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du haſt mir Glück verliehen, aber nicht meines; du haſt dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren ſeid jenem Tiſchler ähnlich, der einen Kaſten für werthvolle phyſikaliſche Inſtrumente machen ſollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Inſtrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kaſten war fertig und ſchön polirt. Der Handwerker machte die Inſtrumente kürzer, bog ſie hier zurecht, machte ſie dort gerade, — nun gingen ſie in den Kaſten, und fügten ſich bequem, es war ganz hübſch anzuſehen, nur Eines dabei war ſchlimm: die Inſtrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Inſtrumente für den Kaſten, ſondern den Kaſten für die Inſtrumente. Macht den Kaſten nach den Inſtrumenten, aber nicht die Inſtrumente nach dem Kaſten.“

— Was willſt du damit ſagen? —

„Du biſt ſehr erfreut, daß du mich, wie du ſagſt, wiederhergeſtellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, ſie mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, ſie unerreichbar gemacht haſt für jede andere Welt, außer für deinen Kaſten . . . Schön! das Inſtrument hat ſich gefügt, iſt aber verdorben; es war zu einer andern Beſtimmung angefertigt . . . Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thieriſchen Schlaf verſinkt, ſo gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung im Wahnſinn war, wo ein reizendes Weſen aus der unſichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimniſſe enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verſtand — wo iſt dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du biſt ein Guter Poet und weiter nichts — ſagte ich mit Verdruß — ſchreib Verſe . . . —

„Schreib Verſe" — erwiederte der Kranke, „ſchreib Verſe; — eure Verſe ſind auch wieder jener Kaſten; ihr habt auch die Poeſie in Theile zerlegt, hier haſt du Proſa, hier Verſe, hier Muſik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künſtler einer ſolchen Kunſt, die noch nicht vorhanden iſt, weder Poeſie, noch Muſik, noch Malerei iſt — einer Kunſt, die ich beſtimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tauſende von Jahren dahin iſt; finde mir ſie! vielleicht tröſtet ſie mich für den Verluſt meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, ſeine Augen bekamen einen ſeltſamen Ausdruck, er ſprach für ſich: „Es iſt vorbei —

kehrt nicht wieder — ſie ſtarb — ſie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Übrigens war dies ſein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte ſich mein Freund als ein vollkommen ordentlicher Mann, ſchaffte ſich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaſchfabrik, führte in ſeiner Landwirthſchaft den Fruchtwechſel ein, gewann meiſterlich einige Prozeſſe über Grundſtücke — (die Felder verſchiedner Beſitzer liegen dort gemiſcht unter einander), ſeine Geſundheit iſt vortrefflich, er hat rothe Backen und einen ſtattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt ſtärkende Bäder — ſie thun ihm ſehr gut.) Eines nur iſt ſchlimm: man ſagt, er trinke etwas ſtark mit ſeinen Nachbarn, und ſogar ohne Nachbarn; auch ſagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht ſeine kleine Sünde in dieſer Welt? Wenigſtens iſt er jetzt ein Menſch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowitſch zu leſen gab, einer meiner Bekannten, ein ſehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieſer Geſchichte nichts verſtehe; werden etwa die Leſer glücklicher ſein?

Reval, 1836.

Fürſt W. Odojeſſkii.

Der Winterabend.

Aus dem Ruſſiſchen des Nikolai Melgunoff.

(Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Überſetzung aus dem Ruſſiſchen darbringe, daß ich unter meinen Leſern auch auf ſolche treffen werde, die anſpruchsvoller ſind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichſam auflauern, und meinen, ſie müſſe ihnen das Unerhörteſte, Überſchwänglichſte, Epochemachendſte bieten, und die ſehr unwillig thun, und als hätte man ſie in ihrer Gebühr verletzt, wenn ſie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Koſt ſie ſonſt im Stillen ſich genügen laſſen, oder was ſie ſogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gäſten auftragen, und dieſen wie ſich ſelber zumuthen! — Ich meinerſeits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einſicht durchdrungener Bildung, ein ſo ſchöner Verein ſinniger Lebensauffaſſung, äſthetiſcher und ſittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar ſehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getroſt einlade zu einem ſolchen Genuſſe, den man ſich ohne Zweifel auch anderweitig verſchaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens ſpähet! —)

„Großväterchen," ſo ſprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geſchichten?"
Ei gewiß! . . . .

B. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange ruſſiſche Winter iſt dem ruſſiſchen Herzen theuer. „In allem mag Italien ſchön ſein, doch —

kein Winter!“ pflegten die Soldaten Suworoff's zu ſagen. Und wahrlich, was iſt eure venetianiſche Sommernacht gegen helle Froſttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und koſtet keinen Groſchen,“ fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutſchberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigeſpann vor dem breiten Schlitten, ſogar Schneegeſtöber und Windwehe, alles iſt dem Ruſſen lieb. Und wenn der zwölfſtündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienſpahns beginnt der luſtige Erzähler ſein weitausgeſponnenes Mährchen, rings um ihn ſitzen Alle mit aufgeſperrtem Munde, — horchen, horchen, und ſchlafen auch wohl unter ſeinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken ſitzt ein ſchönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, iſt dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben ſo wie im Alter, lebt der Menſch vom Vergangnen: von den Früchten des Herbſtes, den Erinnerungen des Geweſenen. Im Winter, eben ſo wie im Alter, iſt er gaſtfrei und redſelig, — aus müſſiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gaſtfreiheit und Geſprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingeſtreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und ſich für die kurze Arbeitſamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es ſich, daß ich bei einem Freunde war, der ſich mit einem reichen und ſchönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis ſeiner nächſten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er beſtand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau beſuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geſchichten zurückbrachten.

Die meiſten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptſtadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einſamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großſtädtiſchen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geſchmack, Anmuth, Geſelligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatſcherei und Pflichtbeſuche. Dieſer nicht große Kreis erfreute ſich ſolchergeſtalt aller Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, ohne deſſen Gift, ohne deſſen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Anſprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man ſich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einſchlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch ſein Schwiegervater mit ſeiner Frau und ſeinen jungen Töchtern zum Beſuch. Dies gab für das ganze Haus neue Feſttage, neue Anläſſe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beiſpiel die Jüngern. Der Tag verlief meiſt in dieſer Weiſe: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder von uns, entweder auf ſeinem

Zimmer oder im gemeinſamen Saale, nach Belieben ſich beſchäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühſtücke rief. Dann verfügten ſich Alle in das Gaſtzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tiſchtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittageſſens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einfluſſe der reinen Luft, der Gemüthsruhe und ſtarken Leibesbewegung, meldet ſich die Eßluſt von ſelbſt früher an, als in dem dunſtigen, geſchäftvollen, ſitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühſtück, ſetzten ſich die Alten zum Leſen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthſchaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo ſie alsbald nach dem klangvollen Tiſchner'ſchen Fortepiano ſich im Walzer luſtig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenſter tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter iſt heute!" Dieſer Ausruf wird von den Damen wiederholt, und iſt das Zeichen zur Spazierfahrt. Zweiſpännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken ſind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde ſtampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald ſind Alle in fröhlichem Gedränge verſammelt, ſetzen ſich ein, ſtellen ſich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde ſtürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber iſt in die Gabel geſpannt; aber das Beipferd, ſich im Bogen windend, wirft den Staub ſäulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtſamen Mädchen, ihre Schleier fallen laſſend, wenden erſchrocken das Geſicht ab, aber die kräftige Hand des Cavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde;

der Galopp verwandelt ſich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Roſen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es iſt Zeit nach Hauſe zurückzukehren. Die Pferde ſind müde geworden, ſie gehen im Schritt; am Himmel erſcheint der Mond; leiſeres Geſpräch knüpft ſich zwiſchen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich ſpitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern ſie den nahen Wolf; wie Pfeile ſchießen die Schlitten dahin, ſchon haben ſie die Hoftreppe erreicht; die verſchüchterten Damen, noch zitternd, treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen. . . . Aber bald iſt alles vergeſſen; fröhlich ſetzt man ſich zum hellerleuchteten Tiſche; die Spazierfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühſtück geweſen wäre! Überſeeiſche Weine wechſeln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwäſſern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie koſten mit ihren Roſenlippen den hauserzeugten Nektar, die Zungen löſen ſich; der Hausherr flüſtert dem Diener etwas zu, es erſcheint der ſchäumende Ai und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unſrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebensluſt und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Camin oder den Theetiſch verſammelt waren, rückte er ſeinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort ſich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unſer Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erſchöpft hatte, ſetzte er ſich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug, ſagte er endlich, genug des Rennens; ſetzen wir uns ordentlich, und ſprechen wir von irgend was."

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen."

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünſchet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Luſtiges oder Schreckliches?"

Schreckliches; das iſt in der Mode jetzt.

„Nun denn, ſo beſorgt vorher ein Fläſchchen Weingeiſt."

Die Damen rückten näher eine zu der andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten ſie ſich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch ſehr jung, fügte es ſich, daß ich wegen amtlicher Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geſchäfte erforderten häufige Reiſen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte ſich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin ſagte, ſeine Frau verloren hatte. Weil ich ſehr beſchäftigt und oft abweſend war, ſo gelang es mir nicht ihn zu ſehen, zumal er einſam lebte und ſich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich ſchon im Begriff, nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin geweſen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, ſo möchte ich Euch dies Geſchichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtſein wieder, und der Erſte, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals am Tage zu beſuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; ſeine hohe Wohlgeſtalt, ſein ſchönes offenes Geſicht, dem ein ſchwermüthiger Ausdruck beſondern Reiz gab, nahmen mich auf den erſten Blick ein. Meine langſame Geneſung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber ſeine Seele, die ſichtlich eben ſo ſchön war, wie ſein Äußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeſchloſſen.

Wir ſaßen öfters am Fenſter, wo wir die Straße von Radziwiloff ſehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, ſo richtete er ſogleich ſein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenſter weg, indem er das Geſpräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn ſeine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reiſewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr raſch an unſern Fenſtern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshauſe: „Das iſt ſie, das iſt ſie!“ rief er aus, ganz außer ſich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüſſig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus ſeinem langſamen Gange, aus einer gewiſſen verſchämten Schüchternheit in ſeinem Geſicht, konnte ich ſchließen, daß er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht habe.

In das Zimmer tretend ſagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Urſache meines Trübſinns, und haben längſt gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten . . . . Aber, bei meiner Ehre, Sie ſollen alles wiſſen: es iſt Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es iſt Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern ſuche! Ich irre ſchon lange in der Welt umher; bittere Umſtände haben mich den Freunden entrückt: ſei Du mein Freund . . . Ja?“

Hierbei drückte der Graf mir feſt die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz ahndete, was ich hören würde. Ich antwortete ihm mit ſtummem Händedruck, der aber beredter war als Worte: wir verſtanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch ich nicht zu ſagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig iſt tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrſchen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuſchenden Luftgebilden, die ich thöricht für Wirklichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich dieſe zu finden dachte, und ihr die liebſten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böſes Geſchick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und verſuchte meinen ſchwachen Willen durch neue Täuſchungen.

„Was ſoll ich alle Umſtände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereigniſſen iſt? Ich werde der wichtigſten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft ſind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht geſehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und ſollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeſchrieben war; während ich noch zu Hauſe Unterricht genoß. Unſer Weg führte uns auch zu dieſer Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erſtenmale, ſah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber ſcharf entgegengeſetzt meiner früheren Einſamkeit; hier, zum erſtenmale, ſtellte ſich mir die bunte Verſchiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in dieſem kleinen Chaos widerſprechender Neigungen, Leidenſchaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen ſollte; keines von ihnen ſprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der Freundſchaft enthüllt ſich früh im Menſchen, beſonders wenn er aus ſtiller Einſamkeit plötzlich in einen geräuſchvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen ſein zerſtreutes, gegenſtandloſes Gefühl zu befeſtigen. Die Abſonderung macht dieſen Durſt der Seele nur noch empfindlicher. Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn ſtillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter geweſen, machten alle Kinder ſich auf, in dem engliſchen Garten zu ſpielen, der hinter dem Hauſe lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüſſe erfriſchten Luft. Da ich ſo lange nicht aus dem Hauſe gekommen war, ſo fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz ſich ausdehnte, wie raſch das Blut in mir ſtrömte. Fünfzehn Jahre ſtürmiſchen Lebens haben in mir den Eindruck dieſes Tages nicht verlöſcht. Ich war fröhlich, ſprang vor Luſtigkeit; aber dieſe Fröhlichkeit war ſchon nicht kindiſch mehr: in ihr verbarg ſich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieſer Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieſer Zeit an war ich herangewachſen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, feſten Umarmung an mich zu ſchließen! Aber meine Gefährten verſtanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Raſen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte, welch ein Abſtand ſie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — dieſe Bezeichnung kam mir zum erſtenmal in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewiſſen ſchüchternen Mißtrauen in mich ſelbſt, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus Stolz. Auf ſolche Weiſe fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre ſchrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und ſann, ich weiß ſelbſt nicht worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee ſchimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderſchön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es ſich auf ſeinem zarten Stiele ſchaukelt! Dies war, wie ich ſpäter erfuhr, eine von meinen Baſen; ſie ging ihre Großmutter beſuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeiſterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht geſehen hatten, ſo kannten wir einander nicht, und ſie ging ſchweigend weiter. In mir ſchlug das Herz wie ein Fiſchchen im Netze. Ich nahm meinen Reiſehut, und ging auch ſchweigend vorüber. Ich weiß nicht, was ſie in dieſem Augenblicke fühlte; aber ich! . . O! ich athmete kaum: ſo beklommen war mir die Bruſt. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und ſah mit quälendem Neide, wie ſie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luſtiges Gebilde, bald verſchwand, bald wieder erſchien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, ſchimmerte zwiſchen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich ſah ſie nicht wieder. Dieſe einfache Erſcheinung erfüllte mich mit unausſprechlichem Leid; dieſes weiße Kleid, das ſich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte ſchwindende Hoffnung nach augenblicklichem Glück und vor endloſem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traumgeſicht, meine paradieſiſche Blume, — dachte ich: wer biſt du? woher? Werde ich Dich noch wiederſehen?"

„Ich ſah ſie noch an demſelben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Baſe. Wie wir einander anſahen, errötheten wir; ich ſchwieg, ſie ebenſo. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob ſie ſich meiner erinnerte? — „Nein, antwortete die Baſe, ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies ſagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit dieſen Worten meine ganze Seele ausgeſprochen.“

„Unſre gegenſeitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundſchaft, nicht Liebe, ſondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unſchuldigen Alter bekannt, der erſten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Feſt; ohne ſie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne.“

„Die Erinnerung an die Zeit der erſten Liebe iſt ſo ſchmerzlich ſüß, daß Du mir einige Umſtändlichkeit wohl erlaubſt. Nach alter Sitte, die jetzt nur ſelten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieſes Gebrauchs nicht zu ſchätzen; aber nachdem ausgeſprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreiſe anſchicken würden, da — wirſt Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir noch vergönnt bliebe die Baſe zu küſſen. Mit jedem Tage dünkte mich ihr reiner Kuß ſüßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unſre ſtillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantaſieen, das unſchuldige Stammeln des unſchuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unſre Verknüpfung nur ſtärker befeſtigte! Warum mußte dieſes heitre Ergötzen ſich ſo bald verdunkeln? Warum dieſe uneigennützigen Freuden und Qualen ſo bald durch Berechnung und Geſellſchaftsſitte erſtickt werden?“

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen ſeit dieſem erſten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienſt. Ich gehe auf Urlaub; mein erſtes Anliegen iſt, die Unvergeßliche aufzuſuchen: die Zeit und das zerſtreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeſchoſſene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abſchreckendem Weſen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, ſie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergeſſens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte dieſe, für die Liebe geſchaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmliſche Geſchöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erforderniſſe der Mode!"

„Getäuſcht in den heiligſten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner erſten Liebe zu verlaſſen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwaiſt und verwüſtet! Ich ging fort, ohne Abſchied, und mit keinem Blicke ſogar mochte ich ſie an unſre frühere Freundſchaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß ſie verſprochen ſei. Auf dieſe Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit ſein ſollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderiſcher, ja! mit mörderiſcher Kaltblütigkeit geleitete ich ſie zum Altar. Mit boshafter Freude ſah ich, wie ſie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblaſenen Geſchöpf, getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Genüge, indem ich dieſes theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treuloſe zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenſchaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willſt, — ich verheirathete mich . . . .“

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren haſt, ſo weißt Du nicht, was alles für Launen ſie hat. Meiner Baſe zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anſtellte, ſpielte die Rolle eines leidenſchaftlichen Gemahles durch, und um meine geweſene Geſpielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verſtand, die Schönheit meiner Frau zu preiſen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Dießmal verſtanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging ſie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor ſie aus dem Geſicht.“

„Inzwiſchen ſtarben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau . . . Ich werde den Staub der Verſtorbenen nicht aufſtören; aber hart iſt die Erinnerung des erlebten Geſchicks. Ich will es mit zwei Worten ſagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigenſinn und endlich Eiferſucht, die keine Gränzen kannte (denn zum Unglück liebte die Verſtorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als ſie an einer hitzigen Schwindſucht aufzuzehren anfing, reiſte ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu ſpät. Die Luft Italiens und des ſüdlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern. Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; ſonſt werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen.“

„Kaum iſt es zu glauben, aber dieſe Worte klingen mir ſeitdem ſtets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wenn ſchon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eiferſucht allein ihr ſolch ſeltſame Drohung eingeben konnte. Gott! ob ſie wohl ſich erfüllen wird?“

Nach dieſen Worten ſchwieg der Graf. Er litt ſichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das iſt ſie!“ beſtätigte meine Vermuthung, daß ſein erſchrecktes Gewiſſen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus ſeiner Schwermuth herausführen zu müſſen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erſchrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?“ wiederholte er, und ſein Geſicht erheiterte ſich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geſchichte noch nicht auserzählt! Wen? fragſt Du; — unglaublich! kaum daß ich ſelbſt an mein Glück glaube. . . .“

„Meine Frau ſtarb — aber, ſieh, das weißt Du ja . . . freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf ſtreifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich muß Dir ſagen, daß ich leidenſchaftlich Muſik liebe; — und Wien iſt die wahre Hauptſtadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reiſe beenden, hier der Kunſt Lebewohl ſagen.“

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Muſikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des ſiebenzigjährigen Haydn veranſtaltet, und ich aufgefordort im Chor mitzuſingen, ich beſuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Konzerts; das Publikum war zahlreich. . . Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Geiſtes, eröffnete ſich unwillkürlich der Liebe; unwillkürlich gedachte ich der unvergeßlichen Geſtalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeiſterung unaufhörlich vorſchwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . ſehe ſie vor mir, und ſingt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme ſang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich ſchließt mit dreimaligem: Amen. Hat nicht auch meine Liebe ſo geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erſcheinung. Der Frühling meiner Liebe iſt vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düſtre Herbſt, und kein fröhlicher Geſang, ſondern eine Grabesmelodie erwartet mich."

„Das Konzert war geendet, ich trete eilends zu der jungen Sängerin . . . Gott, ſie iſt Mina! . . . ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Mina verheirathet, vergaß ſogar ihre Erkaltung gegen mich, unſern erzwungenen Zwiſt . . . ich lag in ihren Armen. . ."

„Mit kurzen Worten, — ſtand nun meine frühere Mina, ſanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte ſie wieder zu ſich ſelbſt gebracht; ſie war wie eine Blume, hingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterregen. Ihr Mann, ein kalter, berechnender Egoiſt, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, —

und ſie, ſelber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten; ſie war ſchon mein, als ſie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anſtatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühſames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtloſen Wunſche!“

„Mira hatte in Wien einen Bruder; ſie war zu ihm gereiſt, in der Hoffnung, mit mir zuſammenzutreffen. Du erräthſt das Übrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtſchaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; ſie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf ſie zu warten, hier wird auch unſre Hochzeit ſein.“

Und inzwiſchen biſt Du bekümmert und ſchwermüthig! ſagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was haſt Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau,“ antwortete der Graf leiſe. „Soll ich es ſagen?“ fügte er flüſternd hinzu, und ſah ſich nach allen Seiten um; „Oh! ich ſoll es Dir ſagen! ich habe ſie geſehen!“

Etwas wie ein Schaudern war; ich ſprang zurück von ihm.

Biſt Du bei Sinnen!

„Ich habe ſie leibhaftig geſehen,“ fuhr der Graf mit gepreßtem Athem fort, ich habe ſie geſtern geſehen, habe ſie vergebens gebeten.“

[illegible] [illegible]? —

„Ich weiß nicht; vielleicht … vielleicht aber auch [illegible].“

[illegible] [illegible] [illegible]?

„[illegible] [illegible].“

[illegible] [illegible] [illegible]?

„[illegible] [illegible] [illegible] … [illegible] [illegible]? … [illegible] [illegible] [illegible]? … [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]?“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — gehen fort.

[illegible]

[illegible] — gehen fort.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neue Folge.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt.

Aus eigenen Denkwürdigkeiten

Seite

[illegible] 1
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Biographisches

[illegible] [illegible]
[illegible] — [illegible] — [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Kritiken

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, von Friedrich von Raumer. Leipzig, [illegible]. Zwei Theile [illegible]
Reisenovellen von Heinrich Laube. Erster und zweiter Band. Leipzig, [illegible]. Dritter und vierter Band. Mannheim, [illegible]. Fünfter und sechster Band. Mannheim, [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. Von Karl Friedrich Köppen. Leipzig, [illegible] [illegible]
Denkwürdigkeiten [illegible] [illegible]

Seite

[illegible]. Ein rheinisches Heldengedicht von F. F. Wilhelm [illegible]. Mit einleitendem Vorworte von [illegible]. Mit acht landschaftlichen Federzeichnungen von [illegible]. Berlin, 1840 . . . . [illegible]
Erinnerungen aus dem äußeren Leben von Ernst Moritz Arndt. Leipzig, 1840 . . . . [illegible]
Gebhard Anton von Halem's Selbstbiographie, zum Druck bearbeitet von seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian von Halem, und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg, 1840 . . . . [illegible]
Augusti [illegible] in [illegible] Friderico Guilelmo III. [illegible] Regi [illegible] Friderico Guilelmo [illegible] [illegible] d. XXVII M. [illegible] a. MDCCCXL habita. [illegible]
Rede zur [illegible] u. Von August Boeckh. Berlin, 1840.
Rede zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften am 15. October 1840 gehalten von August Boeckh. Berlin, 1840. [illegible]
Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen von Kalckreuth, aus dem französischen Manuscripte seines [illegible] [illegible], 1839. 1840 . . . . [illegible]
Ein neuer Roman des jungen Deutschlands. 1843 . . . . . [illegible]
Friedrich Wilhelm der Vierte. — Goethe. 1843 . . . . . [illegible]
[illegible] [illegible]. 1843 . . . . [illegible]

Erzählungen

Das wandernde Gespenst . . . . [illegible]
Die [illegible] . . . . [illegible]
Krieg und Liebe . . . . [illegible]
[illegible]. Aus dem Russischen . . . . [illegible]

Politisches

Die [illegible] der [illegible]. [illegible]. 1848 . . [illegible]
Das Königreich der Niederlande. 1847 . . . . [illegible]

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Berlin.

Herbſt 1808.

Voll freudigen Hoffens, ſowohl für die allgemeinen als für die perſönlichen Verhältniſſe, kam ich Ende Septembers munter in Berlin an, und herzlich aufgenommen fand ich bei meinem Gaſtfreunde Theremin eine Reihe der ſchönſten Tage. Sein bei höchſter geiſtiger Anregung und reichſten Kenntniſſen jedem Schulſtaub entrückter, feines und vornehmes Weſen hatte mir ſtets eine beſondere Verehrung eingeflößt, ich ſtellte ihn ſehr hoch, und mir war nie eingekommen, mich als ihm gleich anzuſehen. Jetzt aber ſollte ich mich zu ihm ganz emporgehoben fühlen. Die innige Vertraulichkeit, ſchon durch das Zuſammenwohnen behaglichſt herbeigeführt, durch rückhaltloſe Mittheilungen jeder Art noch beſonders zur wünſchbarſten Höhe geſteigert, machte mich überaus glücklich. Schon gleich morgens beim Erwachen, da wir dieſelbe Stube als geräumiges Schlafgemach theilten, begannen heitre Geſpräche, die ſich beim Frühſtück fortſetzten und oft über den halben Vormittag hinzogen, bis daß ein Geſchäft oder ſonſt ein Vorhaben uns unterbrechen wollte. Mit heißer Begier ſog ich des reifen, vielfach eingeweihten jungen Mannes ſinnige und wohlgefügte Anſichten und

Urtheile über Dichter und Dichtungen, über klaſſiſche und romantiſche Autoren, über die nächſte Welt und mitlebende Perſonen ein, wie er ſeinerſeits über meine Bemerkungen und Angaben oft das größte Vergnügen zu erkennen gab. Seine Platoniſchen Studien, für welche ich den größten Maßſtab an den in Halle durch Schleiermacher angeregten mitbrachte, wußte ich ſelbſt durch dieſen mit Achtung anerkannt, und wir überſchauten oftmals, lüſtern uns in ihnen zu vertiefen, dieſe fruchtbaren Gefilde des Schönen und Guten. Doch ſtärker und leichter noch folgte ich ihm zu der reizenden Arbeit, die er eben vorhatte, nämlich zur Überſetzung des Romans von Cervantes, die Leiden des Perſiles und der Sigismunda. Schon ihn die fertigen Probeſtücke daraus vorleſen zu hören, mit ſeiner wohltönenden, biegſamen, meiſterhaft durchgeübten Stimme, war ein köſtlicher Genuß; nun kamen aber noch die Erörterungen des Einzelnen, die Abſchweifungen auf Nahes und Fernes, die Rückblicke auf eigne Arbeiten, und überhaupt die tauſendfachen Bezüge eines ſolchen zur literariſchen Begeiſterung werdenden Geſchäfts; wir überlegten gemeinſam die Übertragung mancher ſchwierigen Stelle, beſonders der eingeſtreuten Verſe, wobei ich mich in das Spaniſche einleiten ließ, wir prüften die ſich darbietenden Sprachformen, und erfreuten uns oft wie an einem Wunder an dem kunſtvoll erlangten Abbilde, das der Überſetzer nicht ſelten, mit Verwerfung des Genügenden, noch in's Vollkommnere zu ſteigern wußte; ſo konnte meine lebhafte Theilnahme ein Werk allerdings fördern helfen, zu dem in ſonſtigem Betracht mir alles gefehlt haben müßte.

Ich beſuchte Fichte, Bernhardi, Kieſewetter, Reimer, welche insgeſammt für den Krieg geſtimmt waren, und ſich mit Nachdruck patriotiſch ausſprachen. Ungeduldig harrte man der Nachrichten vom Heere; man ſah die letzten Truppen, die zur Reſerve unter dem General Prinzen Eugen von Würtemberg gehörten, glänzend und freudig durch Berlin nach der Elbe rücken, und fürchtete nur noch ſtets, es würde ein unerfreulich und haltungslos geflickter Frieden dennoch das Schwert abermals in die Scheide bannen. Ganz Berlin nahm an der Aufregung Theil, faſt alle Erwartung war Hoffnung, nur ſelten wagte ein zweifelhaftes oder ängſtliches Wort ſcheu ſich hervor. Das Kriegsmanifeſt erſchien endlich, aus Erfurt vom 8. Oktober datirt, und man freute ſich, daß wenigſtens dieſer Schritt gethan war; der heiße Durſt nahm ein ſolches Aktenſtück als einen Labetrunk, und gierig wurde er hinuntergeſchluckt. Nun aber wurde das Bedürfniß nach weiteren Neuigkeiten, nach Siegesbotſchaften, wie man ſie zweifellos erwartete, zum wahren Ungeſtüm; ein ſeltſamer Zuſtand war in der That dieſe heftige Unruhe des Publikums im Gegenſatze des unverbrüchlichen Stillſchweigens der Behörden; mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, keine Bekanntmachung erfolgte, auch Briefe und Reiſende gaben wenig Aufſchluß; aus der verhängnißvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermuthete, ſchallte kein Laut herüber, die Hauptſtadt ſchien wie abgelöſt von dem Feldlager, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie ſein Thun und Intereſſe ſich vereint befand. Dieſe unerträgliche Dumpfheit und Nüchternheit, in welcher das ſtolze Prahlen und Verheißen einzelner Militairperſonen ſich ſchon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahnungen, dann den verwirrendſten Gerüchten und unerforſchlichſten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigſten Schläge furchtbar aufgeriſſen! Die erſte ſichere Nachricht, die unſre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünſtigen Ausgang eines Gefechts, wie man ſagte, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu ſchildern iſt der Eindruck, den der Verluſt dieſes liebenswürdigen, thatendurſtigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten, der Welt und dem Leben durch die mannigfachſten perſönlichen Verhältniſſe angehörigen Prinzen allgemein verurſachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbeſonnenheit zeihen, ihm ſeinen frühen und wie ſie glaubten nutzloſen Tod zum Vorwurf machen, aber die Folge zeigte nur zu ſchrecklich, daß unter den Looſen dieſes Krieges einer Perſönlichkeit wie der ſeinen kaum ein würdigeres beſchieden ſein konnte, und daß er darin vorwurfsloſer und beneidenswerther erſcheinen durfte, als die meiſten ſeiner Kriegsgefährten.

Der finſtre Anfang weiſſagte nichts Gutes, doch ſtand im Allgemeinen ein ſtarkes Vertrauen zu den preußiſchen Waffen noch feſt, zwar öfters durch nichtiges Siegsgeſchrei ſchon getäuſcht, doch erſt durch unläugbare Zuverläſſigkeit ſchrecklicher Entſcheidungen völlig niedergeſchlagen. Als die unglückliche Botſchaft von einer verlornen Schlacht die Stadt erreichte und durchzuckte, war die erſte Regung, die Nachricht nicht anzunehmen, nicht zu glauben, man rannte auf den Straßen hin und her, ſammelte ſich vor den Häuſern, wo die höchſten Staatsbeamten wohnten, beſonders in der Behrenſtraße vor dem Hauſe des Generals und Miniſters Grafen von der Schulenburg-Kehnert, man drang hinein, man wollte Auskunft, man redete ohne Unterſchied Fremde und Bekannte, Vornehme wie Geringe, mit Ungeſtüm an; ganze Schaaren ſtrömten von einem Orte zum andern, je nachdem eine zufällige Äußerung an einem oder dem andern beſtimmte Befriedigung hoffen ließ. Endlich erſchien an den Straßenecken ein gedruckter Anſchlagzettel, worin Schulenburg mit kurzen Worten bekannt machte, der König habe eine Bataille verloren und Ruhe ſei jetzt die erſte Bürgerpflicht; welcher gutgemeinte, aber ungeſchickt dargebotene Zuſpruch in der ſteigenden Bitterkeit der Ereigniſſe eine traurige Berühmtheit erlangen mußte. Die erſte Empfindung im Volke war jedoch die des Muthes und der That. Eine Anzahl junger Leute, durch wackre Fürſprecher geleitet, drangen zu Schulenburg ein, wollten eine Freiſchaar bilden, begehrten Waffen und Marſchrouten zum Heere, und als Schulenburg über dieſes Anſinnen in höchſter Verlegenheit nur ablehnend, ja verweiſend ſich äußerte, und zuletzt auch das unbedingte Anerbieten zum gemeinen Soldatendienſt mit Verdruß und Widerwillen zurückſtieß, meinend, er wiſſe nicht, was er mit den Soldaten, die er ſchon habe, anfangen ſolle, geſchweige denn mit neuen, — da mußte freilich jeder klar einſehen, daß in dieſen Formen und Bahnen dem Bürgerſinn allerdings nichts übrig ſei, als das Fallende ruhig fallen zu laſſen und das Verhängte ruhig zu tragen. Auch mein Sinn war in jenen Tagen auf den Kriegsdienſt gerichtet, und ich ſuchte, trotz meiner mahnenden Bruſtbeſchwerden, die Mittel, dieſem Drange zweckmäßig zu genügen, als mir jene Unmöglichkeit gezeigt und damit jedes weitere Vorhaben niedergeſchlagen wurde.

Berlin ſah nun allen früheren Stolz und alle frühere Kraft ſich beugen, alle Hoffnungen ſchwinden; man ſah die Königlichen Kaſſen, die Hofhaltungen auf dem Schloſſe, die höchſten Beamten und andere durch ihre Verhältniſſe bemerkbare Perſonen eiligſt einpacken, zum Thore hinausfahren. Später kam es auch an das Zeughaus, langſam wurden die vorräthigen Gewehre auf Kähne geladen, mit deren Abfahrt auch noch geſäumt wurde. Endlich zog Schulenburg mit den vorhandenen Truppen, einige tauſend Mann, nach der Oder ab, nachdem er durch öffentlichen Anſchlag die Stadt dem Oberbefehl ſeines Schwiegerſohnes, des Fürſten von Hatzfeldt, übertragen hatte. Die Bürger hielten den Wagen des Abreiſenden an: „Ich laſſe euch ja meine Kinder hier!" rief er beſchwichtigend, und man ließ ihn fahren.

Inzwiſchen hatte das Gerücht die unglückſeligſten Vorfälle Schlag auf Schlag gemeldet, nicht, wie ſonſt zu geſchehen pflegt, vergrößernd, ſondern im Gegentheil nur immer ſchrecklicher und gehäufter enthüllte ſich das Unglück. Man erfuhr von den Schlachten von Auerſtädt und Jena, von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunſchweig, des Generals von Rüchel, von der weiteren Zerſprengung der Truppen, die ſich bei Magdeburg hatten ſammeln ſollen. Noch glaubte man, die Elbe würde behauptet werden, die noch nicht im Feuer geweſene Reſerve wußte man bei Halle aufgeſtellt; aber ſchnell entſchwand auch dieſer Troſt, die Überbleibſel des Heeres flüchteten ſchon nach der Oder hin, der Prinz Eugen von Würtemberg war am 17. Oktober durch den Marſchall Bernadotte überfallen und geſchlagen; die Königin zuerſt und bald auch der König hatten die Richtung nach Preußen genommen, die Franzoſen waren in Leipzig erſchienen, hatten bei Deſſau, und auch unterhalb Magdeburg, die Elbe überſchritten, und drangen von allen Seiten in ſiegreichen Schaaren heran. Unbeſchreiblich iſt das dumpfe Entſetzen und angſtvolle Harren, in welchem die Hauptſtadt lag; das Furchtbare beſtand auch darin, daß man keine Preußen, wenn auch geſchlagene und flüchtige nur, wiederkommen ſah; das in Stolz und Kraft ſtrahlende Heer hatte man in's Feld rücken ſehen, und, als wenn die Erde es verſchlungen hätte, ſollte an dieſes noch ganz nahe Bild jetzt unmittelbar das des Einzugs eines verhaßten und bisher verachteten Feindes ſich reihen! Wirklich hatten keine der Heertrümmer durch Berlin gelangen können, ſie waren weiter hinaus nordwärts verſprengt, und wurden, theils ſchmachvoll ohne Widerſtand bei Prenzlau, theils rühmlich nach tapferm Kampfe bei Lübeck, durch Übergabe kriegsgefangen.

In Berlin war jetzt nur Noth und Sorge, keine Behörde trat wirkſam auf, alles war ſich ſelbſt überlaſſen, der Fürſt von Hatzfeldt bewies ſich rathlos, und wurde ſchon damals hart beſchuldigt. Manche Leute, an die feindliche Einquartirung denkend, ſchafften Wein und gute Koſt an, um durch bewirthende Aufnahme den zu gewärtigenden Ungeſtüm der Krieger zu beſchwichtigen; andre, ihrer ſelbſt eingedenk, ſuchten durch Kartoffelvorräthe die eigne Nahrung zu ſichern; eine ſchwache Hoffnung auf angebliches Heranrücken ruſſiſcher Truppen hielt manche Perſonen noch aufrecht, einige gab es auch, die ſich der franzöſiſchen Truppen freuten, unter andern mein Lateinlehrer Profeſſor Schloſſer, der in ihnen noch die alten Freiheitsſoldaten ſehen wollte, und überdies einen dem Studiren entlaufenen Sohn unter ihnen hatte. Den

Profeſſor Friedrich Buchholz beſchuldigte man ebenfalls der Freude über den Sieg der Franzoſen, deren Kaiſer ſchon längſt ſein Held war. Auf die Nachricht, daß Heſſenkaſſel ſich von der preußiſchen Sache getrennt und für neutral erklärt habe, beeilte ſich Kieſewetter, ſeine Hausthüre mit dem hierzu von der Erbprinzeſſin von Heſſen, die auf dem Schloſſe wohnte, ihm ſchnell zugeſtandenen Titel eines heſſenkaſſelſchen Rathes zu ſchmücken; doch ohne Gewinn für ihn, denn die Franzoſen ließen jene Neutralität nicht gelten, unterſchieden Heſſen und Preußen nicht, und Kieſewetter hatte mit den Einquartirungslaſten, deren ihm keine erſpart wurde, noch den Verdruß der verfehlten Liſt und die Schadenfreude der Mitbürger zu ertragen, von denen er ſich hatte losſagen wollen. Reimer'n ſprach ich, als er grade von Johann von Müller kam, der ſich ihm ganz rath- und ausſichtslos bekannt hatte, alles für verloren hielt, bald flüchten, bald ſich verſtecken wollte, und nur auf vieles Zureden in Berlin blieb. Fichte entſchloß ſich kurz und gut, dem ſtörenden Getümmel zu entweichen; er ließ Gattin und Sohn zurück, und reiſte mit dem Leibarzt Hufeland, der dem Könige zu folgen berufen war, nach Königsberg ab.

Ich ſelbſt war leidenſchaftlich bewegt. Zu dem unmittelbaren Eindrucke der Tagesgegenwart kam auch der nächſte Antheil an dem in Halle Geſchehenen; die Stadt war bei dem Gefecht geplündert worden, und Schleiermacher und Steffens hatten dabei manches eingebüßt; die Univerſität aber war auf Napoleon's Geheiß auseinandergejagt, alle Studenten hatten ſich ungeſäumt entfernen müſſen, Neumann, Harſcher, Neander, ſo viele Andre, mußte ich mir umherſchweifend denken, ohne Hülfsmittel und Ziel. Einer der verſprengten Studenten, der nach einigen Tagen ankam, aber leider von meinen Freunden nichts wußte, brachte mir die erſte, nachher von mehreren Seiten beſtätigte Erklärung des unerwarteten plötzlichen Ingrimms gegen die Univerſität. Napoleon war am 19. Oktober in die eroberte Stadt eingerückt, und hatte ſeine Wohnung im Meckel'ſchen Hauſe auf dem großen Berlin genommen, die mitgekommenen Truppen waren einquartirt, und nach den ſtürmiſchen wüſten Vorgängen ſchien eben zuerſt wieder einige Ruhe und Stille der Nacht einzutreten. Nur die Studenten waren noch hin und wieder aufgeregt, und eine kleine Schaar ſaß beim Trunk und verhandelte lebhaft die Ereigniſſe der letzten Tage. Durch Geſpräch und Wein erhitzt brachen ſie endlich auf, zogen durch die öden dunkeln Straßen, kamen zum großen Berlin, ſahen die hellerleuchteten Zimmer, wo Napoleon wohnte, und riefen mit burſchikoſer Tollkühnheit dem Kaiſer ein lautes Pereat. Sie ſtoben ſogleich auseinander, die Wache nicht abwartend, aber Napoleon, von dem Sinn des durchdringenden Schreies unterrichtet, und ohnehin gegen die ſtudirende deutſche Jugend ungünſtig eingenommen, befahl die augenblickliche Fortſchaffung aller Studenten, und man ſagte, der Befehl habe anfangs auch den Profeſſoren gelten ſollen, die Ausführung ſei nur durch Wohlmeinung einiger Mittelsperſonen um einen Tag verzögert und dann bloß auf die Studenten beſchränkt worden. Bei Erzählung dieſes unerhörten Wageſtücks wurde eines ähnlichen früheren gedacht, wo ein Student zu Halle, mit Kanonen und Stürmer und wirbelndem Tabacksqualm ungeſtüm anſchreitend, den König von Preußen, der ihm zu Fuß begegnete, vom breiten Steine weggedrängt, und auf den verwunderten Nachruf, wer er ſei? trotzig und kurzweg nur: „Ein halliſcher Burſch!“ geantwortet, darauf aber ſeinen Weg mit ſporenklirrendem Tritt ruhig fortgeſetzt habe. Was aber auch der halliſchen Univerſität den Stoß mag gegeben haben, jener verwegene Streich, oder irgend eine andere Bewandtniß, die Zerſtörung ſelbſt griff mir an's Leben; dort hatte ich meine Heimath, meinen Rückhalt für die Zukunft; jetzt war ich ein Vertriebener, ein Flüchtling, ich hatte keinen feſten vorgezeichneten Weg mehr, ich mußte Entſchlüſſe faſſen, zu welchen faſt nur Zweifel ſich darboten. Mittlerweile war auch die Reichardt'ſche Familie von Giebichenſtein angekommen, die im Augenblicke des ſich bei Halle eröffnenden Gefechts eilig die Flucht ergriffen hatte; der Kapellmeiſter, der ſich gegen die Franzoſen und Napoleon großer Frevel bewußt war, — man hielt ihn, was genug war zum Erſchießen, für den Verfaſſer des Buchs „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk“, — ſetzte die Flucht gleich weiter nach Preußen fort; die Familie blieb fürerſt in Berlin, durch ſie erfuhr ich viel unglückliche Nachrichten, ich war ſehr bewegt, und wälzte die unruhigſten Gedanken in mir.

In der allgemeinen bangen Erwartung der Franzoſen wollte ich wenigſtens da nicht fehlen, wo man meiner bedürfen konnte. Ich war in einigen Familien, wo grade kein Mann zum Schutze gegenwärtig war, mit Rath und That zur Hand. Vormittags trieb ich mich umher, zu Mittag aß ich gewöhnlich mit Theremin, der auch gern noch einen Theil des Nachmittags mir widmete, bis ihn gegen Abend andre Verhältniſſe in Anſpruch nahmen. Sein Gemüth war von den Ereigniſſen lebhaft getroffen. Er machte, wetteifernd mit mir, den Verſuch einer Canzone auf den Sturz Preußens, aber ſie blieb unvollendet, und er geſtand mir, die Dinge erſchienen ihm in einer Geſtalt, die aller Poeſie widerſpreche.

Die Franzoſen, ſchon ganz in der Nähe, ließen ſich mehrere Tage erwarten, ſie waren nordwärts, durch die ſchnellſten Erfolge fortgeriſſen, über Berlin ſchon hinaus, deſſen empfangbereites Harren ſie kaum ahnen konnten. Endlich am 24. Oktober erſchien der Feind, ich hatte den Anblick der erſten Franzoſen, welche hereinkamen; ein Offizier in blauem Überrock und drei bis vier Jäger zu Pferde ritten Mittags von den Linden her nach der innern Stadt, ſie unterbrachen ihren ſcharfen Trab nur, um ungeſtüm nach der Munizipalität oder dem Rathhauſe zu fragen, hießen die andrängenden Perſonen zurückweichen und ſprengten weiter. Jetzt waren ſie alſo da! Noch zwar hörte man auf der Straße, als ſie eben vorüber waren, manche Leute behaupten, nicht Franzoſen ſeien es, ſondern Ruſſen, man ſähe es an den grünen Röcken, aber eine Viertelſtunde ſpäter hielt kein Wahn mehr, große Schaaren Reiterei und Fußvolk zogen ein, und am folgenden Tage war die ganze Stadt mit den Kriegsvölkern des Marſchalls Davouſt angefüllt. Nun begann ein neues Leben in der bis dahin faſt verſtorbenen Einwohnerſchaft. Man athmete auf, als man ſtatt wilder, racheſchnaubender Plünderer wohlgeordnete muntre Soldaten fand, die man ſchon durch Franzöſiſchreden völlig zu entwaffnen ſchien, und deren Offiziere ſich größtentheils durch höfliche Manieren auszeichneten. Dieſen erſten günſtigen Eindruck löſchten auch ſpätere rohe Auftritte, die bei den geſteigerten eiligen Bedürfniſſen ſo vieler durchziehenden und theilweiſe verweilenden Völker ſich ereigneten, nicht wieder aus. Man fand noch immer, daß man Gott zu danken habe, keinen ſchlimmern Feind zu ſehen, wenn es einmal ſein müſſe, daß man einen ſehe. Doch machte freilich das nachläſſige, ungeputzte, auch wohl zerlumpte Einherziehen der unanſehnlichen, kleinen, frech redenden und witzelnden Kerls die an preußiſche Haltung und Sauberkeit gewöhnten Augen gewaltig irre, und man wollte nur um ſo ſchwerer begreifen, wie ſolches Geſindel, — denn dieſer Name lag zu nah, — ſolche Soldaten habe können aus dem Felde ſchlagen.

Einige Tage ſpäter, am 27. Oktober, Nachmittags, zog nun auch der franzöſiſche Kaiſer, von dem man ſchon ſagte, er getraue ſich nicht nach Berlin herein, an der Spitze ſeiner Garden von Charlottenburg her in die Stadt. Ich ſah den Einzug nicht mit an, ich wollte nicht; Schmerz und Trauer waren zu groß in mir, ich haßte den Sieger, und mochte ihn nicht angaffen. Von Freunden hörte ich, der Volkshaufen unter den Linden ſei gemiſcht genug geweſen, daß doch theilweiſe ein Vivat für den Kaiſer daraus hervorſchallen gekonnt. Aber die Berliner im Ganzen waren keineswegs zu ſolchem Rufe geſtimmt. Bernhardi z. B. ſagte mir, er habe genau die Umſtände des Einzugs beobachtet, und ſich verſichert, ein kühler Mann würde leicht Gelegenheit zu einem Mordſtreiche gefunden haben; der Gedanke und Wunſch aber eines ſolchen Verſuchs begegnete einem häufig ſchon damals, und ſpäterhin nur noch häufiger, denn man ſah den Kaiſer durchaus nicht wie einen mit den andern Fürſten gleichſtehenden Herrſcher an, ſondern er mußte für einen rechtloſen Unterdrücker, für einen Räuber und Böſewicht gelten, und dieſe Meinung empfing ihren ſtärkſten Grimm von derjenigen Seite her, wo man noch der franzöſiſchen Freiheit anhing, und ihn als deren Mörder betrachtete, ſogar der Haß, den die Royaliſten ihm wegen des Todes des Herzogs von Enghien hegten, war minder entbrannt und rächeriſch.

Mein Weg führte mich täglich, wenn ich von der Neuen Promenade, wo nebſt andern Freunden auch die Fichte'ſche Familie wohnte, zu Theremin nach dem George'ſchen Hauſe in der Friedrichsſtraße zurückkehrte, durch den ſogenannten Luſtgarten. Als ich am 27. Oktober Abends wie gewöhnlich dieſen Weg nahm, ſetzte mich ein neues Schauſpiel, das ſich hier unerwartet darbot, in das wundervollſte Staunen. Der ganze Mittelraum des bis dahin ſorgſam geſchonten Raſens und ſelbſt der Straßenplatz nach dem Schloſſe hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die Kaiſerliche Garde in tauſend Gruppen muntrer Fröhlichkeit und Geſchäftigkeit ſich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigſten, ſchönſten Leute, die blankſten Waffen und Kriegsgeräthe, die reichſten, bunten Uniformen, in deren ſich tauſendfältig wiederholendem Roth, Blau und Weiß die volle Macht der franzöſiſchen Nationalfarben die Augen traf. Ungefähr 10,000 Mann waren in dieſem lodernden Bivouak in Bewegung, den das matter beſchienene Schloß, wo der Kaiſer ſeine Wohnung hatte, düſter begränzte. Einen großen Eindruck gewährte der Überblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne unterſuchte, denn man konnte frei hindurchgehen und jede Neugier befriedigen, ſo mehrte ſich nur die Bewunderung; jeder Soldat ſchien an Ausſtattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie ſangen, tanzten und ſchmauſten bis tief in die Nacht, dazwiſchen rückten kleine Abtheilungen, in ſtrengſter kriegeriſcher Haltung, mit Trommeln und Muſik, zum Dienſt aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte ſtundenlang, und konnte mich kaum losreißen. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert, und immer auf's neue hafteten die Augen auf dem verhaßten ſchönen Schauſpiel; aber jenem erſten Abende kam kein folgender gleich; die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Theil anderweitig untergebracht, das Ganze verlor ſich endlich in eine geringe Mannſchaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufſitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schloſſes konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhofe völlig genügend dünken.

In den nächſten Tagen nach Napoleon's Einzug hatte ein Vorfall Statt, der durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, und großes Aufſehen erregte. Der Fürſt von Hatzfeldt, ſo wurde berichtet, habe nach dem Einrücken der Franzoſen über die Anzahl und die Bewegungen derſelben geheime Kundſchaft an den König abgeſandt, welche aber in franzöſiſche Hände gefallen und Urſache geworden wären, daß Napoleon im Zorn den Befehl gegeben, den Fürſten zu erſchießen, darauf ſei jedoch die Fürſtin herbeigeeilt, habe ſich dem Kaiſer zu Füßen geworfen und ſo die Begnadigung ihres Mannes erwirkt. In dem ſo erzählten Verlaufe lag ohne Zweifel nichts, was dem Fürſten preußiſcherſeits verargt werden konnte, im Gegentheil; allein ſchlimme Gerüchte deuteten ſchon gleich damals auf einen andern Zuſammenhang hin, und Hatzfeldt's Name wurde von den eifrigſten Preußen nur mit Unwillen genannt. Man wollte wiſſen, er ſei nach dem Unglück Preußens unverweilt auf die Seite der Franzoſen übergetreten, habe in Potsdam, wo er am 24. Oktober mit den Abgeordneten der Stadt Berlin die Bitte um Schonung anzubringen gehabt, dem franzöſiſchen Kaiſer unwindig geſchmeichelt, und bei ihm ſich ein Verdienſt daraus gemacht, die Abfahrt der mit den Waffen des Zeughauſes beladenen Kähne nicht zugelaſſen, ſondern dieſe, wie noch vieles andre, dem Kaiſer zur Darbietung, zurückgehalten zu haben. Um ihn ſicher zu ſtellen gegen die Rache Preußens, ſagte man ferner, habe dann Napoleon eingewilligt, die Poſſe zu ſpielen, als ſei der Fürſt vielmehr wegen ſeines preußiſchen Dienſteifers in Lebensgefahr gerathen. Da Hatzfeldt große Güter am Rhein beſaß, und weiterhin ein leidliches Vernehmen mit den Franzoſen hatte und dagegen mit den Preußen ein minder gutes, ſo konnten ſolche Gerüchte, wie viel Unwahrſcheinliches auch in ihnen lag, ſich durch die Folge beſtärken. Thatſache iſt, daß ein Verdacht gegen Hatzfeldt dergeſtalt feſt und dringend war, daß preußiſcherſeits nach geſchloſſenem Frieden eine Unterſuchung wegen Staatsverrath wider ihn eingeleitet wurde, und daß, höchſt auffallend, ein ausdrücklicher Befehl Napoleon's dieſe Unterſuchung wieder aufheben hieß. Die Königin war außer ſich über den ſchlechten Menſchen, wie ſie ihn nannte, der gegen die Geſetze ſeines Landes bei der gebieteriſchen Willkür des Feindes den gehäſſigſten Schutz nachſuchen müſſe; ſie ſprach damals öfter mit Unwillen darüber zu Stägemann und fragte lebhaft: „Warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren laſſen? warum ſie mit Gewalt für den Feind als Beute zurückgehalten? waren es etwa ſeine Gewehre? hatte er irgend ein Recht daran?" — In der Folge ſind ſolche leidenſchaftliche Verſtimmungen durch billige Einſicht beruhigt und die urſprünglichen guten Verhältniſſe glänzend hergeſtellt worden.

Ein Befehl der franzöſiſchen Commandantur an den Magiſtrat, daß die Einwohner Berlins ihre ſämmtlichen Waffen ungeſäumt abzuliefern hätten, ſetzte dieſen in Schrecken, und er ließ die Bürger unter Androhung von Todesſtrafen auffordern, dieſen Befehl augenblicklich zu erfüllen. Ich hatte einen ſchönen Säbel, der noch von Hamburg her mich auf der Reiſe begleitete, desgleichen zwei engliſche Terzerole; nichts war leichter, als dieſe Stücke in einem ohnehin verdachtloſen Hauſe zu verbergen, ich wollte mich nicht davon trennen, und die Gefahr der Entdeckung auf mich nehmen. Aber nichts glich der aufgeregten Beſorgniß des Hausverwalters, um keinen Preis wollte er dieſe Waffen in ſeinem Hauſe dulden, er ſah die entſetzlichſten Maßregeln gegen mich, gegen ihn, ſchon in Ausübung, er bat inſtändigſt, er machte endlich den größten Ernſt. Soviel dingte ich ihm doch ab, daß er einwilligte, ſtatt ſie abzuliefern, dürfte ich die Waffen im weitläufigen Garten einem tiefgemauerten, zu dem Eiskeller gehörigen Schachtloche anvertrauen. Die Terzerole behielt ich dennoch zurück, der Säbel aber wurde hinabgeſtürzt, und Laub und Zweige drüber hin. Kaum war dies leider geſchehen, ſo erſchien in den Zeitungen von Seiten des Kommandanten ein beißender Verweis an den Magiſtrat, daß derſelbe die guten Bürger durch übertriebene Androhungen ohne Noth erſchreckt habe; die

Entwaffnung einer feindlichen Hauptſtadt, hieß es, ſei zwar eine ordnungsgemäße Maßregel, hier aber keineswegs mit ſolcher Eile und Gewaltſamkeit zu verlangen, die Ablieferung möge gelaſſen weitergehen, man ſei franzöſiſcherſeits mit den guten Bürgern zufrieden, und es bedürfe des verſchwindigen Eifers nicht, mit dem der Magiſtrat die Abſichten der franzöſiſchen Behörden übertreibe. Mir that mein Säbel leid, den ich nun ohne Gefahr behalten konnte, aber ihn heraufzuholen war nicht ſo leicht, als ihn hinabfallen zu laſſen, und der Hausverwalter wußte ihn doch am liebſten da, wo er eben lag; ſo blieb er denn einſtweilen liegen, und ſpäterhin fand er ſich nicht mehr. Mir aber war das Benehmen der Franzoſen hiebei ſehr bemerkenswerth. Es ſcheint, ſie hatten den Schrecken allerdings bezweckt, und der Magiſtrat ſollte, indem er nach ihrer Angabe handelte, ſie zugleich mißverſtanden zu haben ſcheinen, und ihnen ſo die Gelegenheit geben, nach geſchehener Sache durch deren Mißbilligung noch in großmüthiger und zutrauensvoller Überlegenheit nur um ſo höher zu ſtehen. Dieſen an ſich freilich unbedeutenden Vorgang ließ ich mir eine gute Lehre ſein, — weshalb ich ihn auch hier erzählt habe, — daß für jede Sache ein eignes Maß zu finden, und durch Eifer leicht eben ſo viel, als bisweilen durch Vorſicht, zu verſäumen ſei.

Zwiſchen allen Zerſtreuungen und Neuigkeiten aber lag mir das Mißgeſchick der halliſchen Univerſität ſchwer auf dem Herzen. Ich mußte in dieſer Angelegenheit etwas verſuchen, das war entſchieden, und ich brachte Theremin dahin, daß wir eine franzöſiſche Bittſchrift aufſetzten, durch die wir von Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr der Studenten zu erlangen hofften. Ich, Theremin für ſeinen Bruder, und noch ein paar Andre unterſchrieben, wir wünſchten aber noch mehrere Namen aufzuſtellen. Doch fanden wir nicht Alle, die wir aufforderten, zu ſo ungeheurer That willig. Theremin erbot ſich, die Übergabe der Schrift ohne mich zu beſorgen, vielleicht weil er mir nicht zutraute, am bedenklichen Orte die gehörige Mäßigung zu beobachten. Er gelangte zum General Clarke, dem Gouverneur von Berlin, wurde gut aufgenommen und erhielt das Verſprechen, man werde die Schrift anbringen, einſtweilen aber gab man ihm die Beruhigung, der Kaiſer habe mehr zu thun, als an die Studenten zu denken, jener Befehl ſei im Zorn ertheilt worden, und wenn wir nach Halle zurückkehrten, und dort, bis weitere Entſcheidung erfolgte, hübſch uns ſtill hielten, würde uns niemand ein Hinderniß in den Weg ſtellen. Dies war freilich nicht, was wir anſprachen, aber es war doch tröſtlich für den Anfang, und eröffnete namentlich mir wieder freundliche Ausſichten.

Eine neue Sorge verurſachte uns Chamiſſo, und ſie löſte ſich auf ähnliche gute Weiſe. Napoleon hatte aus Bamberg vom 7. Oktober ein Dekret erlaſſen, welches alle gebornen Franzoſen, die mit den Waffen in der Hand als Feinde Frankreichs zu Gefangenen gemacht würden, zu erſchießen befahl. Die Abſicht ging ohne Zweifel dahin, die zahlreichen franzöſiſchen Emigrirten, welche im preußiſchen Heere dienten, einzuſchüchtern und zu lähmen, und wenigſtens alle Bourboniſchen Einwirkungen abzuſchneiden. In jenem Falle nun befand ſich nur allzu deutlich unſer Freund, der zur Beſatzung von Hameln gehörig, jeden Augenblick in franzöſiſche Hände gerathen konnte. Er ſelbſt war von dem Dekret unterſichert, und nicht ohne Sorgen deßhalb, wiewohl nur um ſo ſicher auf ſeinem Poſten, wie er noch jüngſt geſchrieben hatte. Gleichzeitig war uns die Vorſtellung der bloßen Möglichkeit, daß er vor ein Kriegsgericht geſtellt und das Opfer eines grauſamen Machtſpruchs werden könnte. Wir thaten Schritte ſeinetwegen, und erlangten von hohen Militairbehörden wenigſtens die beruhigende Zuſicherung, daß jener Befehl, im Augenblicke der noch ungewiſſen Ereigniſſe aus übergroßer Vorſicht ertheilt, jetzt, nach den unerwartet glücklichen Entſcheidungen, auch nicht die geringſte Folge haben würde; ſie lachten ſogar und meinten, man laſſe die Leute nicht ſo ohne Weiteres erſchießen, kein Menſch denke an ſolche Grauſamkeit; übrigens unterließen ſie nicht, in unſerem Benehmen ein ſchönes Beiſpiel der ſchon immer gerühmten deutſchen Freundſchaftstreue zu bewundern und uns dieſe rühmend anzurechnen. Wir aber konnten uns der Bemerkung nicht erwehren, die ſich in den nachfolgenden Jahren in ungeheuren Maßen immer mehr beſtätigte, daß der allgewaltige Kaiſer auf eines beſtimmten einzelnen Befehls eifrige und raſche Vollziehung wohl mit Gewißheit rechnen konnte, für die Ausführung ſeines Willens im Allgemeinen und für die Ausführung derartiger Geſchäfte und Vorſchriften aber keine Bürgſchaft hatte, ſondern meiſt Läſſigkeit und ſogar offenbaren Ungehorſam fand.

Mittlerweile hatte die Niederlage Preußens von Tag zu Tage ſich größer und ſchmachvoller kund gegeben; waren die verlorenen Schlachten, die verfehlten Maßregeln, die Rathloſigkeit und der Unbedacht der Regierung arg zu nennen, ſo überboten doch die Kapitulationen und Übergaben der Feſtungen Alles, was man ſich hatte als möglich denken dürfen. Der Fall von Magdeburg schien ein Traum; einem [illegible] eine Besatzung von mehr als 20,000 Mann kriegsgefangen und jenes starke Bollwerk des Staates ohne Schuß gefallen zu sehen, wollte man nicht für Wirklichkeit halten. Ja das Fabelhafte [illegible] es, daß Stettin, und nun gar Küstrin, fast unangegriffen zu sehen, durch feige Erbärmlichkeit der Befehlshaber, die überall den [illegible] befohlen waren, sich bei der ersten Aufforderung französischer Reiter eiligst ergeben hatten! Ein geringgeachtetes Verderben, das schon lange den Staat in seinen wesentlichsten Verhältnissen untergraben hatte, wurde offenbar. Man erlag der Schande, welche auf das preußische Kriegswesen gefallen war, man vermochte den Gedanken dieser Schmach nicht zu fassen. Im Übermaße des Schmerzes schimpften die Preußen selbst am heftigsten auf ihre unglücklichen Landsleute. Ein preußischer Offizier galt sonst als der Inbegriff der Ehre, des tapfern Stolzes und der tüchtigsten Kriegskunde, jetzt war der Name eine Bezeichnung der grobhaften Feigheit, des erbärmlichsten Unverstand. Man blickte mit Empörung auf die herrschende Gewalt zurück, die sich das Militair in allen Verhältnissen angemaßt hatte, und die man ihm höchstens kaum vergeben konnte, wenn dasselbe wirklich als die sicherste Stütze des Staates, als die Bürgschaft dauernden Ruhmes und stets erneuerter Siege bestand; jetzt wollte Mancher im Gegentheil sich über die Siege der Franzosen freuen, als wodurch diese einheimische Despotie, wie sie das Militair — ein Rüchel zum Beispiel — gewollt und ausgeübt, glücklich zerstört wäre. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

den [illegible] [illegible]'s das [illegible] gegen den [illegible] [illegible], als diese [illegible], welche am [illegible] gelesen hätten, den allgemeinen [illegible] [illegible] hatte. Wie [illegible] [illegible]'s [illegible], ohne ſich [illegible] in allen Stücken [illegible] zu wollen. Aber [illegible] Widerſpruch wollte [illegible] nicht leiden, und als er gar vernahm, daß ich ſelbſt nicht eingeweiht, aber nicht förmlich aufgenommen ſei, machte er Meier's Bewußtſein, daß er ihm [illegible] nicht [illegible] [illegible] habe, denn von ihm ſelbſt ſei mir gewiß manches [illegible] worden, was nicht [illegible] geſagt worden wäre, daß ſich als Wiſſender aber nun auch weit erhaben über Alle, was ich [illegible] vorbringen mochte, wobei ihm nur unbequem ſei, daß Meier ſeine Würde als Wiſſender nicht gleicherweiſe geltend machte. Jetzt wollte ich ihn ſogar lehren, ich ſolle mir nicht einbilden, Wilhelm Meiſter's Lehrjahre gründlich zu verſtehen, denn ohne Freimaurer zu ſein, könne das Niemand, ja [illegible] [illegible], wenn man Freimaurer geworden, vermöge man zu überſchauen, was alles Einem [illegible] unverſtanden geblieben! Bei dieſer Zeit hätte der [illegible] den Streit nicht [illegible] [illegible], ich fühlte zu ſehr meine [illegible], und war zu jung und zu ſcharf, um ſie nicht geltend zu machen; durch Ernſt und Spott gedrängt, gereizt, außer Faſſung gebracht, verließ er [illegible] [illegible] den Kampfplatz, und [illegible] hat ſich ein [illegible] [illegible] in der Folge kaum [illegible].

Meier und ich hatten in noch anderen Richtungen die [illegible] Übereinſtimmung. Seine Liebe zu Jean Paul Richter, den er nun auch perſönlich kennen gelernt und deſſen Bild er ſehr glücklich gemalt hatte, gab ich durch meine Erzählungen und Eindrücke neue Nahrung;

ihm so [illegible] und [illegible] beschreiben wie die Vorzüge und Eigenschaften [illegible], beschreibt aber den und so lieben und vertrauten Kreis von Bekannten, wie waren in gleicher Weise [illegible] eingenommen von [illegible], und fühlten für Frau von [illegible] die größte Bewunderung, wir gönnten ihr unbedingt den ausgezeichneten Namen hat, und waren beide einig, daß in ihrer Schriftstellerei noch lange nicht ihr höchster Werth enthalten, sondern ihr Talent, wie groß es auch sei, doch ihrem Gemüth und Geiste nach nachstehe. Wir beklagten nur sie, daß die Zeitläufte ihrem literarischen Schaffen so wenig Hoffnung ließen, und daß sie noch mehr eine [illegible] [illegible] Wirksamkeit [illegible].

Ein großer gemeinsamer Verlust war uns die Nachricht, die wir in dieser Zeit empfingen, daß unser Freund [illegible] Müller in Bremen gestorben sei. Er hatte lange [illegible] geschwankt, als Arzt sich nicht gefühlt, sondern durch einige magnetische Kuren sich [illegible] erschöpft, und war gewiß [illegible], wie [illegible], unter [illegible] [illegible], die er sich von seiner [illegible] Schwester aus gebeten hatte. Daß er von einem tiefen Seelenleid ergriffen sich ganz [illegible] ließ, und wie der ganze Zusammenhang seiner Ungunst durch eigene [illegible] und fremdes Eingreifen sich entwickelt hatte, wußten wir noch nicht. Er war der Erste unseres jüngeren Kreises, der uns vom Leben abgerufen wurde, [illegible] [illegible] [illegible] Wesentlichkeit, [illegible] auf der [illegible] Lebensbahn, [illegible] und [illegible] Fortschritten, und [illegible], wie [illegible], gegen den Zeit noch lange geschlossen glaubten.

Von einem Spaziergange über die Brücke [illegible] weit, sprachen wir in bewegter [illegible] von Vielem so halb geschiedenen Freunde, als uns ein anderer Besuch [illegible] begegnete, den ich in diesen Tagen selbst verfehlt hatte. Der Maler Hartmann, mit dem ich aus früherer Zeit wohlbekannt war, und dem ich seine menschlichen Eigenschaften gern um so höher anrechnete, je weniger ich in die Bewunderung seiner künstlerischen einstimmen konnte, hatte von meiner Anwesenheit in Dresden gehört, darüber die innigste Freude gefühlt, und Meier'n beauftragt, mir dringend auszusprechen, wie lebhaft er verlange mich zu sehen. Dieses bestellte mir aller [illegible] natürlich, und fügte nun die Bemerkung hinzu, daß er bisher die Freundschaft zwischen jenem und mir in solcher Kraft und Weihung gar nicht geahnt hatte, wogegen ich denn die gute Meinung und Zuneigung, die jener verdiene, desto lebhafter bestritt, als ich wohl wußte, daß Meier nicht nur den Künstler in ihm, sondern auch den Menschen gar nicht günstig beurtheilte. Jetzt nun sah Meier, schüchternen Gesichts als ich, den in der Straße Hartmann uns entgegenkommen, und wollte mich zu dem bevorstehenden Wiedersehen allein lassen. Ich aber, durch dieses Gespräch traurig und verstimmt, und durch das launische Wesen Meier's noch kühler durchschauert, hielt ihn fest, und mit ihm zu einer Seitengasse einlenkend, gestand ich, daß auch ich gerade jetzt Hartmann lieber nicht sprechen, sondern lieber einen günstigeren Augenblick wahrnehmen wollte. „Er hat uns schon gesehen", versetzte Meier, [illegible] in demselben Augenblick in das launische Gesichtern aus „Ja, gesehen hat er uns", sagte er fast, „aber auch so weicht schon in eine Seitengasse aus, auch er scheint das Wiedersehen auf bessere Zeit verschieben zu wollen; nun ſeh' ich erſt recht, wie groß eine Sympathie iſt, auf beiden Seiten völlig dieſelbe Gefühle!“ Und nun hatten wir wohl Stoff der Erheiterung genug, aber einer gewaltſamen, die für mich den Reiz der Neuheit ſchon gar nicht mehr hatte, denn mir waren die Widerſprüche zwiſchen der äußern und der innern Welt ſchon geläufig genug, und ich wußte längſt, daß die Übertreibung der Worte oft nur einen Mangel der Empfindung decken ſolle, ohne daß letztere darum ganz zu fehlen brauche, wie ich denn ſelbſt in dem vorliegenden Falle auch behaupten konnte, daß dieſe leidenſchaftliche Verwandlung des Benehmens doch gar nicht die Aufrichtigkeit des früheren Eifers in Zweifel ſtellen dürfe.

Wie anſteckend aber auch die Aufrichtigkeit bisweilen werden könne, und wie nöthig Zurückhaltung und Vorſicht ſei, wurde mir durch ein Beiſpiel eingeſchärft, deſſen ich kläglich erwähnen muß. Ich hatte in Dresden einen öſterreichiſchen Offizier getroffen, und ihn als Kameraden begrüßt, er war aus Sachſen gebürtig, und gleich mir erſt während des letzten Krieges zum Heer gekommen. Einen andern Antrieb, als einen deutſch-vaterländiſchen, hierbei vorauszuſetzen war mir unmöglich, und ich ſprach in dieſem Sinne unverhohlen die Meinung aus, daß nun, nach dem Rücktritt Öſterreichs vom Kampfplatze, vielleicht Preußen zunächſt wieder an die Reihe kommen, gegen die Unterdrückung ſich erheben und uns zu ſeinen Fahnen rufen würde; doch hiemit verſtieß ich gewaltig gegen die Geſinnung meines Gefährten, der ſeinen beſchränkten Widerwillen gegen Preußen einem höheren, allgemeinen Geſichtspunkte nicht aufopfern wollte, und entſchieden behauptete, Preußens Zweideutigkeit habe ihn noch

Oeſterreich geführt, ſondern Familienverhältniſſe, die ihm ein günſtiges Aufſteigen dort verhießen, und mit der Wendung der Dinge, daß Frankreich uns befreundet worden, ſei er von Herzen zufrieden. Der Streit wurde lebhaft, einige ſächſiſche Offiziere hörten ihn theilweiſe mit an, und ich war um ſo mehr im Nachtheil, als ich ohne höheren Urlaub mit einem Bürgerpaß über die Gränze gegangen war, und vor Fremden meinen Stand gar nicht bekennen durfte, wenn ich nicht zugleich meinen Oberſten und die Paßbehörde den größten Unannehmlichkeiten bloßſtellen wollte. Doch der unangenehme Auftritt erhielt eine lächerliche Wendung, mein Gegner wurde plötzlich abgekühlt, und empfahl ſich mit eiliger Höflichkeit, die ſächſiſchen Offiziere aber begrüßten laut einen neuen Ankömmling, dem ſie lachend den eben Weggegangenen nach zeigten; der Angekommene, den ich nicht kannte, war, wie ich ſpäter hörte, der Major von Boſe, berühmt durch ſeine launigen und trotzigen Reden, mit denen er nicht aufhörte, die deutſche Sache zu preiſen und die franzöſiſche zu ſchmähen, und auch jenen Landsmann ſchon hart bedrängt haben mochte; er diente trotz ſeines Ingrimms bei den von Frankreich abhängigen ſächſiſchen Truppen fort, um ſeine Geſinnung unter ihnen geltend zu erhalten. In ſolche Widerſprüche waren damals die Deutſchen gewaltſam eingedrängt!

Eine öffentliche, den vaterländiſchen Geſinnungen gemäße und doch dem Feinde keinen Vorwand gebende Stellung war in jener Zeit ein ſeltnes Glück, und ein ſolches hatte der ſächſiſch-weimariſche Major Rühle von Lilienſtern, welcher dem jungen Prinzen Bernhard von Sachſen-Weimar zur Seite ſtand und mit demſelben in

Dresden lebte. Der tägliche Umgang mit dieſem trefflichen Manne gereichte mir zu Troſt und Erheiterung, bei ihm fand ich ungebeugte Hoffnung und Zuverſicht auf die Sache des Vaterlandes mit reifer Beurtheilung der Staats- und Kriegsverhältniſſe im lebendigſten Verein. Seine kriegskundigen Erörterungen waren höchſt lehrreich, und erweckten die Vorahnung einer Zeit, die ſolche Kenntniſſe und Einſichten einſt für unſre Sache in thätige Anwendung rufen könnte. Er hatte das Buch von Carnot über die Vertheidigung feſter Plätze, welches ich mir in Paris nicht hatte verſchaffen können, durch den Herzog von Weimar erhalten, und nicht nur eine Überſetzung, wie ich ſie beabſichtigt hatte, ſondern auch eine kritiſche Würdigung des Ganzen, alſo weit mehr geliefert, als mir möglich geweſen wäre, und ich kann es betheuern, daß keine gediegene Arbeit mich mehr freute, als wenn ich die meine vor Augen gehabt hätte. Ich bezeigte meine aufrichtige Theilnahme wenigſtens durch eine rühmende Anzeige, die ich für den Oeſterreichiſchen Beobachter aufſetzte, wo ſie jedoch nur unter Weglaſſung der beſten Stellen erſcheinen durfte.

Unter ſolchen Umgängen und Zerſtreuungen, zu denen noch der tägliche Beſuch der Bildergalerie und bei dem anhaltenden ſchönen Wetter die ſchönſten Spaziergänge kamen, vergingen jene Tage ſehr ſchnell, doch mir keineswegs unbemerkt, denn mit großer Ungeduld zählte ich immerfort jede Stunde, um die ſich die erſehnte Ankunft meiner Freundin verzögerte, und als endlich die Nachricht eintraf, ihre Abreiſe ſei aufgeſchoben, und ich beſchloſſen hatte, noch vor derſelben in Berlin ſein zu können, eilte ich ohne Säumen dorthin. Ich traf noch eben zu rechter Zeit ein, denn ſchon am Tage nach meiner Ankunft war ich mit Rahel und einer Freundin, die ſich ihr als Reiſegefährtin angeſchloſſen hatte, wieder auf dem Rückwege nach Dresden. Noch zwei andre Damen aus Berlin, Frau von Crayen und ihre Tochter, machten dieſelbe Reiſe; bei den Mahlzeiten und Nachtlagern trafen wir immer zuſammen, und die Geſellſchaft war äußerſt unterhaltend. Frau von Crayen, geboren zu Berlin am Tage des Erdbebens von Liſſabon, war ſchon weit in den Funfzigen, aber ihr Geſicht zeigte noch unverkennbar, daß ſie eine große Schönheit geweſen. Sie ſtammte aus einer achtbaren Familie der franzöſiſchen Réfugiés, und hatte die ſorgfältige Erziehung empfangen, welche in dieſem Kreiſe herkömmlich war; doch ſchloß dieſer ganz franzöſiſchen Bildung ſich nothwendig eine deutſche Lebensſeite an, worin die ungekünſtelte Natur geſunder Volksthümlichkeit waltete. Der Verein beider Elemente war der Entwickelung munterer Geiſtesgaben beſonders günſtig. Im Rufe dieſer letztern und zugleich der größten Schönheit wuchs Fräulein Leveaux glänzend heran, und empfing frühzeitig die ſchmeichelhafteſten Huldigungen, auch von den höchſten Perſonen, deren Aufmerkſamkeit ſie nicht entgehen konnte. Nach Leipzig verheirathet, ſtrahlte ſie dort viele Jahre als die ſchönſte und geiſtreichſte Frau der Stadt, alle hohen und ausgezeichneten Perſonen, welche dorthin kamen, drängten ſich zu ihrem belebten Geſellſchaftskreiſe. Als Wittwe zog ſie wieder nach Berlin, und lebte dort in der großen Welt als eine der namhafteſten, witzigſten und unterhaltendſten Frauen, die man begierig aufſuchte, und nirgends miſſen wollte.

Sie hatte noch alle jugendliche Lebhaſtigkeit des Geiſtes, und das thätige Gedächtniß, welches ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerſchöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiſeſte Anſtoß erregte ihren ſatiriſchen und pikanten Humor, der ſeine Wirkung nie verfehlte, und eben ſo beliebt als gefürchtet war. Sie ſtand in freundſchaftlicher Verbindung und vertraulichem Briefwechſel mit den geiſtreichen Herzogen von Gotha und Weimar und mit dem auch im hohen Alter noch lebensfrohen Fürſten von Ligne; dieſer und der Herzog von Weimar waren als Gäſte in Töplitz angekündigt, und ſolche Verehrer mußten den Reiz des Aufenthaltes im voraus erhöhen; doch hatte Frau von Crayen dort eine noch ſtärkere Anziehung, ihr Herz freute ſich vor allem auf das Wiederſehen eines Sohnes, der bei den weimariſchen Truppen diente, und jetzt mit dem Herzoge kam, um für ſeine in Spanien empfangenen Wunden die Heilkraft der Bäder zu verſuchen.

Günſtig genug war unſre kleine Reiſegeſellſchaft zuſammengeſetzt, und Witz und Laune, welche in Rahel und Frau von Crayen immer gutwillig bereit waren, erhielten uns in beſter Stimmung; doch die öde Einförmigkeit der Gegend und die Langeweile des Hinſchleppens auf ſchlechten Wegen übte auch ihr Recht, und ich beſonders mußte mir ſagen laſſen, mein Geiſt und Sinn würden in Töplitz wohlerhalten ankommen, denn ſie ſeien ſehr gut eingepackt. Doch waren ſie letzteres nicht ſo vollſtändig, daß ich nicht manche kleine Züge beobachtet hätte, in denen ich die Keime künftiger Mißhelligkeiten wahrzunehmen glaubte. Der Fürſt von Ligne hatte nicht Frau von Crayen allein durch gedruckte Briefe gehuldigt, ſpätergekommene Anſprüche hielten ſich für beſſer berechtigte, und bei perſönlichem Zuſammenſein konnte das Gleichgewicht unmöglich erhalten bleiben. Rahel hörte meine Bemerkungen lächelnd an, hielt ſich aber bei ſolchen Gegenſtänden wenig auf, und wandte lieber den Blick in's Freie. „Sind nicht", ſagte ſie, „der Himmel, die Sonne, das Grün des Feldes und der Bäume, auch in der dürftigſten Gegend ſchön?" Sie war dankbar und freudig bei der geringſten Darbietung, und wer ihr Entzücken ſah über herrliche Bäume und ſaatenreiches Feld im glänzenden Abendſcheine bei Dobrilugk, der hätte glauben können, ſie habe nie begünſtigtere Gegend erblickt!

In Dresden verweilten wir zwei Tage, im vergnügten Umgang mit Lippe, Meier, Rühle von Lilienſtern und noch andern Bekannten, theils anſäſſigen, theils durchreiſenden, die man leicht und angenehm, bei den Sehenswürdigkeiten, oder auf der Brücke und andern Spaziergängen traf. Einen Wagen voll liebenswürdiger und ſchöner Berlinerinnen, den wir mit Freudigkeit im Thore anhielten, mußten wir zwar nach Karlsbad abfahren laſſen, doch nicht ohne die Zuſage, ſpäter auch in Töplitz einzuſprechen. Von bleibendem Eindruck und dauerndem Gewinn war uns die Bekanntſchaft von Sulpiz Boiſſeree aus Köln, der eben aus Weimar kam, wo er ſeine herrlichen Zeichnungen des Kölner Doms Goethe'n vorgelegt hatte. Dieſe Zeichnungen, ſo wie vier ſchöne Blätter von Cornelius zu Goethe's Fauſt, wurden auch vor unſern Augen ausgebreitet, und erweckten unſern Beifall, unſere Bewunderung. Wenn dieſe Wirkung noch heute wie damals Statt findet, und es unnöthig ſcheinen könnte, dergleichen noch beſonders auszuſprechen, ſo ſei hier ſogleich bemerkt, daß in jenen Tagen der noch nicht überſättigte Kunſtſinn eine friſche Empfänglichkeit hatte, die ſeitdem immer ſeltner geworden, und daß ſich mit den erwähnten Bildern lebhafte Empfindungen noch ganz andrer Art verknüpften, von denen die Gegenwart glücklicherweiſe nur eine ſchwache Vorſtellung haben kann. Von jenſeits des Rheins, aus den an Frankreich verlorenen deutſchen Ländern, herrliche Zeugniſſe alten und neuen deutſchen Lebens zu empfangen, das große Denkmal volksthümlicher Kunſt und Beeiferung aufgefaßt zu ſehen, und zwar durch ein Werk, das ſelber als ein ſolches Denkmal in bei uns ſeltner Würde und Pracht erſchien, — das ſchlug damals wie ein mahnender Vaterlandsruf in jedes Herz, und durchzuckte den Sinn mit Schauern der Rührung und der Zuverſicht. Wie ein Sendbote froher Verkündigung ſchien mir Boiſſerée mit ſeinen Bildern durch das Land zu ziehen, und es war mir Pflicht und Freude, ihn nach Kräften zu fördern. Ich gab ihm Briefe nach Prag an den Grafen zu Bentheim, ich ſchrieb nach Wien und Berlin, und wenn auch die Sache mein Bemühen gar wohl entbehren konnte, ſo wollte ich meinerſeits doch dieſes nicht ſparen. Die Art, wie Rahel von dieſen erhabenen Gegenſtänden ergriffen und bewegt wurde, gewann ihr für immer das freundliche Zutrauen Boiſſerée's und das ganze Herz Meier's. Der Kölner Dom führte natürlich das Geſpräch auf Friedrich Schlegel, der über altdeutſche Bauwerke geſchrieben hatte, und deſſen Zögling Boiſſerée geweſen war. Dieſer wunderte ſich nicht wenig, von mir zu hören, daß Schlegel jetzt in der altdeutſchen Baukunſt überall Allegorie und Symbolik erkenne, und in allen ihren Gebilden die Andeutung von

Geheimlehren geheimer Geſellſchaften ſuche, eine Richtung, die ihm durch Franz von Baader gegeben war; Boiſſeree ſtellte dagegen auf, wie gut er ſich erinnere, daß Schlegel früherhin jede ſolche Deutung unbedingt verworfen und bei jenen Wunderwerken die Kunſt rein in ihren eignen Zwecken abgeſchloſſen habe. Doch ſollten dergleichen Widerſprüche dem verehrten Meiſter nicht zum Tadel oder Spott gereichen, Boiſſeree hatte den ſchönſten Erklärungsgrund dafür, er meinte, dieſe gänzliche Hingebung an ein Äußerſtes und dieſes Übergehen in das Entgegengeſetzte ſeien bei Schlegel nur Wirkungen ſeines tiefen Ernſtes, er ſei jedesmal einſeitig und übertrieben aus Gründlichkeit, man müſſe ihn nur ſeine Schulen alle ruhig durchmachen laſſen, zuletzt würden doch die reifſten, maßvollſten Ergebniſſe daſtehen. Wenn auch dieſe Verſicherung durch die Folge ſich nicht ſo recht beſtätigt hat, ſo liegt ihr doch eine richtige Wahrnehmung zum Grunde, und wie mich vor dem Jahre in Halle Eichhorn's ſinnreiche Apologie eines wortbrüchigen Freundes eingenommen und entwaffnet hatte, ſo durfte mich auch dieſe gleich beſtechen, da mir ohnehin ſchon immer Urtheil und Kritik ihren beſten Vortheil — ganz im Gegenſatze vom Krieg — nicht im Angriff, ſondern in der Vertheidigung zu haben ſchienen.

Wir kamen im ſchönſten Wetter in Töplitz an, und hatten uns in unſern verſchiedenen Wohnungen bald eingerichtet. Rahel war aus früherer Zeit mit der Örtlichkeit ſchon vertraut; für mich war ſie eigentlich neu, und mit großer Befriedigung durchſtreifte ich an der Seite der Freundin die nahen Bergeshänge, den großartigen Schloßgarten, die mannigfachen Anlagen und Vergnügungsorte. Vom Wetter fortdauernd begünſtigt, begannen wir auch bald die anmuthigen Fahrten, die ſich in dem vielgeſtaltigen ſchönen Lande ſo reich darbieten, daß deren Reihe faſt unerſchöpflich erſcheint. Doch darf ich auf nähere Schilderung der bekannten und oft beſchriebenen Gegend nicht eingehen, und wende mich ſofort zu den Lebensbezügen, welche hier verſammelt und thätig waren.

Zuerſt muß ich von der Fürſtlich Clary'ſchen Familie ſprechen, als der Herrſchaft des Ortes, und als deſſen höchſtem geſelligen Mittelpunkte. Der Fürſt Johann Nepomuk war ein ſtiller verſtändiger Herr, von ſchlichtem und würdigem Äußern, geiſtreicher Geſelligkeit gewohnt, mit Litteratur und großer Welt wohlbekannt; allein ſein eigentlicher Sinn ging auf zweckmäßiges Anordnen und Erhalten; er verwaltete ſeine ſchönen Beſitzungen mit guter Einſicht, hatte als Haushalter neben dem Nützlichen aber auch vorzüglich das Edle und Schöne zum Augenmerk, und es wirklich durch unabläſſige, geräuſchloſe Sorgfalt dahin gebracht, daß ſein Schloß und Park, ſeine Gärten und Luſthäuſer, ſeine Meierhöfe, ſeine Forſten und Jagden, ſo wie alle Anſtalten wirthlichen und geſelligen Lebens, immerfort in dem beſten Zuſtande erſchienen, daß alles für den Anblick friſch und ſauber, für den Gebrauch behaglich war. Durch ſein Verdienſt war der anſehnliche Schauplatz, auf dem ſich ein reiches häusliches Leben bewegte, und unaufhörlich eine glänzende fremde Welt mitwogte, ſtets wohlgefällig und den Umſtänden angemeſſen, und Jedermann in dieſem Kreiſe hatte die Wirkung eines fürſorglichen Waltens mitzugenießen, das doch in ſeiner Anſpruchsloſigkeit kaum von dem Zehnten eigentlich bemerkt wurde. Neben dieſem trefflichen Manne ſtand als Gattin die Tochter des Fürſten von Ligne, Chriſtine, eine gute, harmloſe Dame, die nur franzöſiſch ſprach, weder Sorge noch Leid kannte, mit Geſchmack an ſchöner Litteratur den Sinn für Witz und Geiſt und die Luſt muntrer Spiele verband, in ihrem Leben wenig Leid erfahren und gewiß mit Abſicht keins verurſacht hatte; alles war bemüht, ihre Wege zu ebnen, ihren heitern Eigenheiten nachzugeben, und ſo war ſie in der That, wie ihr Vater bemerkte, bis in's Alter ein verzogenes Kind geblieben, dem der Ernſt des Lebens ſelten einmal hatte nahen dürfen. Ihr ſtand dieſe Art gut an, und den Andern nicht minder, welche liebevoll ſie umgaben: zuerſt dem Gatten, und ſelbſt dem Vater, dann dem treuen Sohne, Grafen Karl, und deſſen edler, jedes Lobes würdigen Gemahlin, gebornen Gräfin von Chotek, unter deren Obhut ſchon ein neues Geſchlecht lieblicher Kinder heranwuchs; ein jüngerer Sohn der Fürſtin war im Kriegsdienſt abweſend; noch zwei Töchter Ligne's, Euphemia, Witwe des Grafen Palffy von Erdöd, und Flora, Gemahlin des Oberſten Freiherrn von Spiegel, waren heimiſche Gäſte des Hauſes und demſelben im beſten Sinne angehörig, die erſte von lebhaftem, doch maßvollen und ſogar ſtrengen Weſen, die letztere bisweilen in ihrer ruhigen Verſtändigkeit durch Züge tiefen Nachdenkens überraſchend. Der Hauptglanz in dieſem reichen Schimmer war aber der Fürſt von Ligne ſelbſt, von ihm ſtrömte Leben und Munterkeit in jedem Wort, in jeder Miene, alles war heiter und mild um ihn her, alles beugte ſich ihm lächelnd, alles beeiferte ſich für ihn. Ich darf hier auf die Schilderung verweiſen, die ich ſchon anderwärts von ihm zu geben verſucht habe, und will nur noch bemerken, daß in der Liebenswürdigkeit ſeiner Erſcheinung die dreifache Würde der hohen Geburt, des höchſten Dienſtranges und des hohen Alters zwar immer ſchwinden wollte, aber doch ſtets fortwirkte, weil man nicht vergeſſen konnte, daß dieſe weltlichen Überlegenheiten nur der noch größern des Geiſtes den Rang ließen. In dieſem ganzen Kreiſe herrſchte ein froher Lebensſinn, der auch Unglück und Widrigkeit nicht allzuſchwer nehmen wollte; nur Ein großes Leid hatte tiefer eingegriffen, und ſtand ſeit Jahren als dunkles Bild feſt, auf das man nicht hindeuten konnte, ohne ſchmerzliche Trauer zu erregen. Der Fürſt von Ligne hatte im Revolutionskriege ſeinen älteſten, heißgeliebten Sohn verloren, in der Blüthe des Lebens, inmitten der ſchönſten Hoffnungen. Aber auch dieſer Schmerz hatte einen Übergang in tröſtlichen Liebeseifer gefunden, der ſich auf die hinterlaſſene Tochter des jungen Mannes wandte, Titine Gräfin von Odonnel, deren Geiſt und Liebenswürdigkeit den Stamm, aus dem ſie entſproſſen war, nicht verkennen ließen, und die von der ganzen Familie auf Händen getragen wurde; es iſt dieſelbe, an welche Goethe freundliche Verſe gerichtet hat.

Der Fürſt von Ligne war noch nicht angekommen, die übrige Geſellſchaft aber bewegte ſich ſchon zahlreich und munter; der Herzog Ferdinand von Würtemberg, öſterreichiſcher Feldmarſchall, brachte gern dem Vergnügen der Geſelligkeit die kleinen Opfer, welche ſie ſeiner Gutmüthigkeit auferlegte, und ſein ächtes Wohlwollen wie ſein redlicher deutſcher Sinn wurden von Allen anerkannt, die ihm nahten; die Königswürde ſeines Hauſes durfte ihn freuen, ohne daß er darum die Verbindung deſſelben mit Frankreich weniger gehaßt hätte, er ſah dieſe Verbindung, wie für Würtemberg ſo auch für Öſterreich als ein vorübergehendes Mißgeſchick an, aus dem ein reinigendes Hervorgehen zu hoffen ſei.

Ein entſchiedener Anhalt aber und ſtarker Träger ſolcher Hoffnungen war vor allen der Herzog von Weimar, der hier im ſichern Böhmen manchen Zwang abwarf, und unter Freunden ſeine politiſche Geſinnung gar nicht verläugnete. Mein eignes vorjähriges Bekanntwerden mit ihm hatte mich hierüber ſchon in's Klare geſetzt, er war nicht ängſtlich im Vertrauen, und iſt bei ſeiner unbefangenen Zuverſicht vielleicht beſſer bewahrt geblieben, als Andre bei allzu befliſſener Verſtellung. Mir iſt nicht bekannt, daß er dem franzöſiſchen Kaiſer wäre verdächtigt worden und von dieſer Seite ernſtlich wäre gefährdet geweſen; gleichwohl hatte er nicht geringe Wagniſſe auf ſein Haupt genommen. Noch kürzlich, in dem letzten Kriege, als die Sachſen mit den Franzoſen gegen Öſterreich fochten, hatte nach der Schlacht von Aſpern ein bedeutender Kern ſächſiſcher Kriegsmänner ihm eröffnen laſſen, daß in gewiſſen möglicherweiſe zu erwartenden Fällen die ſächſiſchen Truppen den verhaßten Bund, der ſie mit den Franzoſen vereine, zerreißen, für Deutſchland kämpfen, und den Herzog an ihre Spitze rufen würden; die Wendung der Ereigniſſe ließ jene Fälle nicht eintreten, aber die Verbindungrn und Verabredungen dauerten fort, und wir ſehen aus dieſen Angaben, wie früh die im Jahre 1813 endlich hervorgetretenen Ereigniſſe vorbedacht und bereitet waren; wir ſehen darin auch für unſre Zeit den Troſt, daß dem ächten Streben ſein Ziel nicht ausbleibt, auch wenn die Gegenwart es für den Augenblick ſtreng verneint. Die Perſon des Herzogs übte eine ſtarke Anziehung; unter dieſem muntern, ſinnlich-kräftigen, ſcheinbar nur dem Tag und dem Augenblicke gewidmeten, aber nach allen Seiten aufmerkſamen und thätigen Behaben erkannte der Schärferſehende leicht die großen Eigenſchaften des geiſtesregen, ſchaffenden Fürſten, den klaren Blick über Welt und Menſchen; beſonders aber fanden die Kriegsleute ſich zu ihm hingezogen, ſie fühlten, daß ihr Handwerk in ihm einen Genoſſen, einen Gönner hatte, der auch hier das Schätzenswerthe und Verdienſtliche leicht erkannte, und dem in deſſen Umgebung behaglich zu Muthe war. Die öſterreichiſchen Offiziere hielten ſich zu ihm mit wahrer Liebe, wie zu einem ihnen angehörigen Kriegsobern, es war eine Freude und eine Pflicht, ihm zu huldigen. Dieſe Beziehung wäre genug geweſen, auch mich dem Herzoge innig zu verknüpfen. Nun aber kam für mich noch hinzu, daß er Goethe's Herzog war, und ſchon deßhalb auch Rahel's. Entſtanden bei dieſer Betrachtungsweiſe auch bisweilen auffallende Gegenſätze, und mußte die ideale Anforderung oft gegen die reale Darbietung zurücktreten, ſo konnte doch dies den Geſammteindruck nicht verändern, und nicht ſelten mußte man ſogar ſich freuen, daß der Fürſt kein bloß litterariſcher, ſondern ein recht wirklicher, der Welt angehöriger war. Der Herzog war Rahel's Nachbar, und konnte mit ihr von Fenſter zu Fenſter ſprechen, ich wohnte ihm ebenfalls nah, und ein behaglicher täglicher Verkehr ergab ſich hiebei um ſo leichter. Gleich das erſte Geſpräch mit dem Herzog ließ uns leider wenig Hoffnung, Goethe'n dieſes Jahr in Töplitz zu ſehen; er wollte von Karlsbad, hieß es, unmittelbar nach Weimar zurückkehren. Auch auf Gentz hatten wir uns vergebens gefreut; er ſchrieb, daß er Wien nicht verlaſſen, oder höchſtens auf einige Wochen nach Baden gehen würde.

Andre Gäſte von Rang und Namen fanden ſich zahlreich ein. Ich erwähne die Gräflich Bucquoy'ſche Familie, der auch der Graf ſelbſt bald folgte, bekannt ſchon damals durch ein ernſtes wiſſenſchaftliches Streben, das auch in techniſche Ausübung überging, und hier, ganz im Gegentheil der gewöhnlichen Annahme, ausgezeichnetes Gelingen hatte, während im reinen Denken das Autodidaktiſche doch allzu abgeſchloſſen blieb. Fürſtin Jablonowska, Graf und Gräfin Eſterhazy, Graf Feſtetics, Graf von Khevenhüller, der preußiſche Staatsminiſter von Brockhauſen, Baronin von Grotthuß aus Berlin, verweilten längere oder kürzere Zeit. Von bedeutenden Kriegsmännern iſt zuvörderſt Fürſt Alfred von Windiſchgrätz hier zu nennen, damals Oberſt eines Reiterregiments, und unter den jüngern ritterlichen Anführern, auf welche die kriegeriſchen Hoffnungen der Zukunft ſich ſtützten, einer der glänzendſten. Ihm hatte ſich der Graf von Trogoff angeſchloſſen, Major im Regimente Vogelſang, aber faſt immer beurlaubt, ein geborner Bretagner, der bei den erſten Revolutionsſtürmen mit dem Grafen von Artois Frankreich verlaſſen hatte, und als leidenſchaftlicher Anhänger des Königthums das kaiſerliche wie das republikaniſche Frankreich mit gleichem Haſſeseifer anſah, einer der witzigſten und beredteſten Franzoſen der alten Zeit, der unerſchöpflich in beißenden und luſtigen Antworten war, und die Unterhaltung auch über ernſte Gegenſtände nicht leicht ſtocken ließ; ich hatte mit ihm viele und ausſührliche Geſpräche, in denen wir uns aufrichtig eingeſtanden, daß wir durch die Stellung der Dinge für den Augenblick zwar in gleicher Richtung ſtänden, unſre Denkart aber völlig verſchieden ſei, und uns, bei geringer Änderung der Sachen, leicht einander entgegenſtellen könne; übrigens war er in allem, was nicht die Bourbons anging, äußerſt freiſinnig, ſpottete über die Vorurtheile, die in Staat und Kirche und Geſellſchaft noch herrſchten, und ertheilte mir, da er mich ſehr gern hatte und fördern wollte, ſeine beſten Rathſchläge, wie ich in kurzem aufſteigen, und die zahlreichen vornehmen Unfähigkeiten, von denen es wimmele, überflügeln müßte, wobei es nur ſchade war, daß ſeine Klugheit noch wenig an ihm ſelber ſich hatte bewähren wollen! Bald erſchien auch der durch ſeine großen dem Vaterlande gebrachten Opfer wie durch ſeine bei Aſpern bewieſene Tapferkeit rühmlichſt namhafte Fürſt Ferdinand von Kinsky, Oberſtlieutenant im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, das in der Nähe ſeine Standquartiere hatte, und deſſen Offiziere in Töplitz ab- und zugingen. Ein vollkommenes Bild deutſchen Ritterſinnes war der General Fürſt Aloys von Liechtenſtein, dem ſein älterer Bruder, der Fürſt Moritz, in Tapferkeit und Treue würdig zur Seite ſtand. Durch meinen Oberſten, der durch Kriegstüchtigkeit und Adel der Geſinnung wie durch Geburt und Verhältniſſe ſich den Beſten gleichſtellen durfte, wurde auch ich dieſem Kreiſe näher gerückt, und die faſt täglichen traulichen Unterhaltungen, welche die Vergangenheit kriegsgeſchichtlich erörterten und hoffnungsvolle Blicke und Plane in die Zukunft warfen, erfriſchten und ſtählten den Muth, der in der troſtloſen Öde der öffentlichen Zuſtände kaum durch die Nachrichten, die uns verkümmert aus Spanien und Portugal zukamen, noch einige Labung empfing. Ich erinnere mich, mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein einmal die Schlacht von Wagram ausführlich durchgeſprochen zu haben. Ich erwähnte dabei, daß mir in Betreff dieſer Schlacht eine wahre Seltſamkeit kund geworden; in Öſterreich gebe es, ſchon ſeltſam genug, außer den Dienſtvorſchriften für die untern Grade, ſo auch eine Anleitung für die Generale, und dieſes Lehrbuch, mit Karten und Planen ausgeſtattet, befinde ſich in den Händen aller Generale und Oberſten; keinem einzigen aber ſcheine bekannt geweſen, wenigſtens hätten wohl zwanzig und mehr mit Staunen meine Entdeckung vernommen, daß eine Schlacht bei Wagram in dem Buche prophetiſch vorkomme, nämlich eine erdichtete Schlacht, in die wirkliche genau wiedergegebene Gegend von Wagram hineingezeichnet, nur daß die Namen der Ortſchaften, Inſeln u. ſ. w. in willkürliche verwandelt wären. Der Fürſt räumte die Seltſamkeit ein, meinte jedoch, wenigſtens ihm ſei der Plan nur allzu gut bekannt geweſen, und er habe ihn, als er verwundet den Kanonendonner der Schlacht gehört, auf dem Tiſche vor ſich liegen gehabt, mit heftiger Unruhe den Gang verfolgend, den die Dinge nahmen und nehmen konnten. Erörterungen dieſer Art wurden für mich ungemein lehrreich und förderlich. Außer meinem Eifer, der ſich entſchieden darlegte, mußten, ich geſtehe es, auch die Geſichtspunkte, die ich hatte, mich bei ſolchen Gelegenheiten höher ſtellen, als meinem Dienſtverhältniſſe irgend zukam, und ich weiß nicht, ob anderswo, als in Öſterreich, ein junger Offizier mit Generalen ſo hätte ſtreiten und auf ſeinen Meinungen beharren dürſen. Den Vortheil einer großartigen Unbefangenheit grade bei den höchſten Ständen in Öſterreich habe ich noch oft auch in andern Zeiten und Beziehungen anerkennen müſſen. Daß aber die Vertraulichkeit der Höheren nicht immer Gewinn oder Genuß bringt, mußte ich augenblicklich miterfahren, denn ein alter Feldmarſchalllieutenant, Freiherr von Ulm, der mich ſo gut angeſchrieben ſah, wollte auch ſeine Gnade mir nicht fehlen laſſen, und hielt mich ſtundenlang an ſeiner Seite feſt, mir ſeine Anſichten vorzutragen, mich von dem Werthe ſeines alten Adels zu unterrichten, Titel und Würden der Andern in ſcharfe Prüfung zu nehmen, und mehr dergleichen, was mir alles völlig ſchmacklos war. Dabei mußte ich mich ſehr in Acht nehmen, ihn nicht Excellenz zu nennen, denn wenn mir dies Wort entſchlüpfte, ſo erfolgte jedesmal eine große Strafpredigt und Auseinanderſetzung, wie in Öſterreich einem Feldmarſchalllieutenant ſolch Prädikat nicht gebühre, und es eben ſo eine Beleidigung ſei, jemanden zu hoch, als ihn zu niedrig zu betiteln, die Ehre gebiete, genau nur das zu geben und zu empfangen, was der Perſon zukomme. Die Andern beſchuldigten ihn, mit dieſer wiederholten und ſehr läſtigen Ablehnung nur zu bezwecken, daß man höhern Orts erinnert würde, ihm jenes Prädikat vermittelſt der Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes rechtmäßig beizulegen, woran aber niemand zu denken ſchien. Auch wurde ich wegen dieſer großen Zuneigung, die ich zu tragen hatte, genug verſpottet, indem jederman frei und ſcharf über den Alten urtheilte; was mir doch wenig half, denn immer blieb er für mich der Feldmarſchalllieutenant, und wenn er mich faßte, konnte ich ſo leicht nicht loskommen, und in dieſem Falle waren auch die Generale und Oberſten nicht beſſer daran; ihnen wie mir war das einzige Heil, ſich nicht fangen zu laſſen.

Meine Damen hatten die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Baronin von Herr gemacht, gebornen Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen, deren Schwiegervater, geweſener Hofmarſchall am Hofe zu Hechingen, mir von Tübingen her bekannt war. Bald erſchien auch deren Schweſter, Gräfin von Waldburg-Truchſeß, die als Oberhofmeiſterin am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel gelebt hatte, aber kürzlich aus dieſen verworrenen und ſich täglich mehr verwirrenden Verhältniſſen ausgeſchieden war. Sie hatte eine jüngere noch unverheirathete Schweſter bei ſich, doch ſie ſelbſt verdunkelte alles um ſich her. In der That, eine glänzende Erſcheinung, die man nicht ſehen konnte, ohne ihr zu huldigen! Schönheit, Reiz, Gewandtheit, Sicherheit, alles was Natur und Weltleben verleihen kann, hatte ſie in hohem Grade. Dabei zeigte ſich im Hintergrunde eine Karakterkraft, die über den eitlen Zoll der Anbetung, an welchem ſo manche Frauenſchönheit ſchwächlich ſich genügen läßt, hinauszublicken und höhere Zwecke zu faſſen und zu verfolgen vermag. Der Herzog von Weimar fühlte lebhaft die Anziehung dieſer ausgezeichneten Eigenſchaften, die bald in dem größeren Kreiſe walteten, der ſich vorzugsweiſe um Frau von Graven her bildete. Für uns zu keinem Gewinn! Denn die Keime von Mißhelligkeit, die ich auf dem Wege von Berlin nach Dresden bemerkt hatte, waren indeß auf dem heißen Boden des Badeortes ſchon aufgegangen, und daraus eine Kälte entſtanden, die auch mich ihre Wirkung empfinden ließ. Ich ſah mich zu jenem Kreiſe bald in eine Stellung gebrachte, von der mir die entgegengeſetzte natürlicher und anmuthiger geweſen wäre. Doch war die Trennung wenigſtens zwiſchen Rahel und Frau von Crayen weder feindlich noch ſchroff, ſondern behielt mehr das Anſehn einer Zufälligkeit, wobei man noch oft genug zuſammentraf, und ſo that und ſprach, als wenn alles in ſchönſter Ordnung wäre.

Auf dem Clary'ſchen Schloſſe fand ohnehin die höhere Geſellſchaft ihre ungeſtörte Vermittlung und Vereinigung. Man brachte die behaglichſten Abende dort in größter Freiheit und beſtem Anſtande hin. Ich hatte meine Sache am meiſten mit des Fürſten älteſtem Sohne, dem Grafen Karl — nach öſterreichiſcher Weiſe gewöhnlich nur Lolo genannt —, der mit einer edlen, wohlwollenden Gemüthsart die feinſte Weltbildung und einen ausgezeichneten litterariſchen Geſchmack vereinigte. Alles Neuſte aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Litteratur war bei ihm zu finden. Er urtheilte mit Feinheit, und in ſeiner Sphäre mit Sicherheit. Er hatte Sinn für Naturgenuß, für Landſchaft und Gegend, die er mit Künſtlerblick auffaßte, ſeine Zeichnungen, oft nur leicht mit der Feder entworfen, verriethen ein ſchönes Talent. Alles Menſchliche ſtand ihm nah, das Intereſſante, das Eigenthümliche und Sonderbare war ihm meiſt nur dafür eine Form. Über manche ſeiner Reiſen hatte er Tagebücher ausgearbeitet, leichte, den Gegenſtänden und der Stimmung des Tages angehörige Schilderungen, durch raſche Federſpiele und andre Bildchen verſinnlicht, von natürlicher Anmuth und friſcher Eleganz, in dem reizendſten Franzöſiſch. Er vertraute mir viele dieſer Hefte, und ich las ſie mit großem Vergnügen, ſchon damals von der

Wahrnehmung durchdrungen, die ſich ſo oft beſtätigt, daß nicht immer die Schriftſteller es ſind, die am beſten ſchreiben. Der Graf von Clary war aus franzöſiſcher Bildung hervorgegangen, er hatte in ſeiner Herkunft und Stellung kaum rechten Grund ein Deutſcher zu ſein; um ſo angenehmer war es, ihn doch wirklich als ſolchen zu finden; ſeine Denkart und Geſinnung waren ganz deutſch, nur ſein Witz hing nach Frankreich hinüber, ſein Gefühl aber nach Italien, deſſen weiche, genußvolle Muße ihm als das ſchönſte Glück vorſchwebte. Sage man was man wolle, ſolche Menſchen ſanften Sinnes und ſtiller Muße ſind der Welt eben ſo nöthig und wohlthätig, als die Männer raſtloſer Thätigkeit. Gewährt nicht Frau von Sevigné noch heutiges Tages vielen Tauſenden heitern Genuß und erhebenden Troſt, und leiſtet ſie damit nicht mehr, als wenn ſie für ein Dutzend Hausleute genäht und gekocht hätte? Wer weiß, was einſt noch die Clary'ſchen Reiſe- und Tagebücher leiſten! So viel weiß ich, hat er deren über das Jahr 1811 geſchrieben, ſo könnten ſie einſt das reichſte Hülfsmittel zur Erhellung und Berichtigung meiner Angaben darbieten, und es iſt vielleicht verwegen, daß ich ihrer herausfordernd Meldung thue. Doch thue ich es unbedenklich. Noch muß ich von ihm ſagen, daß er es vermied, über Menſchen entſchiedene Urtheile auszuſprechen, nicht weil er nicht urtheilte, ſondern weil er glaubte, es ſei Unrecht, ſich und Andern die Unbefangenheit zu nehmen, mit der man doch jeden, auch den ſchon verurtheilten, aufnehmen und behandeln müſſe, als ſei er ein noch unbekannter, friſcher Menſch; eine Ausdehnung des Prinzips der Höflichkeit und guten Lebensart, wie nur der menſchenfreundlichſte Sinn ſie eingeben konnte, und zu der beſonders Rahel aus vollem Herzen einſtimmte!

Wir hatten eine Reihe der ſchönſten Tage. Morgens, nach Bad und Frühſtück, oder ſchon vom Spaziergange zurückgekehrt, verſammelte man ſich im Clary'ſchen Garten, wo gewöhnlich die fürſtliche Familie und ein Theil ihrer Geſellſchaft einem an ſich reizloſen Kugelſpiel oblag, das aber als Vereinigungspunkt im Freien angenehm war. Der Graf Karl verlor ſich bald mit ſeinem Buche in einſame Gänge, oft auch ſchloſſen Begleiter ſich an, oder Zeichenbrett und Griffel traten an die Stelle des Buches, die vorbehalteneren Theile des Gartens wurden beſucht, in Gondeln der ſchöne Teich beſchifft, alles bewegte ſich in traulichem Behagen, in zwangloſer Freiheit. Die Nachmittage waren den größeren Spazierfahrten gewidmet, ſelten kehrte man zu rechter Zeit zurück, um noch das Schloßtheater einen Augenblick beſuchen zu können, wo eine kleine Truppe aus Böhmen tägliche Vorſtellungen gab, und der unvergleichliche, witz- und launenreiche Swoboda bisweilen die komiſche Kunſt in eigenthümlichſter Vollendung zeigte, ſo daß ſelbſt die große Schauſpielerin Madame Bethmann aus Berlin nicht Anſtand nahm, ihn den größten Talenten der deutſchen Schaubühne beizuzählen. Die Abende waren im Schloßgarten beſonders lebhaft und mannigfaltig an Gruppirung und Bewegung. Wenn nicht Ball oder ſonſtige Veranſtaltung die Geſellſchaft in dem großen Gartenſaale zuſammenhielt, ſo vereinigte ſich ein ausgewählter Kreis gewöhnlich noch zuletzt im Clary'ſchen Salon. Oft, wenn wir zu ſpät nach Hauſe fuhren, war es ſchwer, das Freie ſchon zu verlaſſen, die hellen Sterne am dunkeln Himmel, die mächtigen Baumschatten, die Stille der lauen Luft, alles wirkte wie Zauber auf das Gemüth, und wenn dann bei offenen Fenstern Caroline Longhi, eine schöne Harfenspielerin aus Neapel, ihre Übungen vornahm, oder unter den Fenstern des Herzogs von Weimar böhmische Musikergesellschaft spielten, so war es unmöglich, solchem nächtlichen Zauber nicht selbstvergessen zu lauschen. Noch ein besonderer Reiz wirkte dabei mit. Dem Norddeutschen war damals das Jodeln der Tiroler und Steiermärker größtentheils unbekannt, und die eigenthümliche Sangweise machte den wunderbarsten Eindruck. Ein junger böhmischer Offizier hatte darin die größte Meisterschaft erlangt, und wenn er, allein, oder von einigen Kameraden unterstützt, vor der Wohnung des Herzogs die seltsamen Liedertöne erschallen ließ, schienen sich allemal die Fenster der ganzen Nachbarschaft, und der gütige Herzog spann dann manche Gespräche an, und Einmal, verwundert, von Rahel zu hören, daß sie so spät noch Kaffee tränke, begehrte er diese interessante Neuigkeit, die sich der des Jodelns so trefflich gesellte, auf der Stelle durch eigne Erfahrung mit zu erproben.

Die Badegäste mehrten sich täglich, außer den Österreichern waren besonders die Preußen und Sachsen zahlreich, man sah wenige Russen und Polen, nur ein paar Franzosen und keinen Engländer, wie denn das ganze Festland keinen aufwies, außer gefangene in Frankreich und Kämpfende in Spanien und Portugal; ein schon lange in Prag einheimischer englischer Sprachmeister, der mit dem Grafen von Chotheim nach Töplitz gekommen war, mußte hier wie dort, der Sicherheit wegen, für einen Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika [illegible] Im Allgemeinen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible], [illegible] [illegible], daß man sich unter Franzosen [illegible], um [illegible] [illegible] politische Meinungen zu ändern, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] unter den Franzosen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einige [illegible], und [illegible] sich die [illegible] [illegible], die nicht [illegible] zu [illegible] waren, [illegible] [illegible] [illegible] mit den [illegible] [illegible] die [illegible], und [illegible] sich [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] der [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] alle [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] und [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ten, welche sich angemessen in die Geschichte zu fügen und Verwandlung und Einfalt im Zügel zu halten. Dennoch gelang es ihm nicht, sich beliebt zu machen, er fand in der deutschen und [illegible] [illegible] nicht allein, man hielt ihn allgemein für einen [illegible] [illegible], und [illegible] der [illegible] den Herzog von [illegible] in seinen [illegible] [illegible], daß er im Sommer zwei Jahren seine [illegible] in den [illegible] [illegible] gehabt, und mit [illegible] [illegible], daß er [illegible] genug [illegible] worden, [illegible] [illegible] einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der Herzog von [illegible] [illegible] ihn vom Halse zu halten gewußt. Aber von Bonaparte wollte ihn nicht annehmen. Die [illegible] Offiziere, denen er sich anschließen wollte, [illegible] ihren Spott mit ihm; einen [illegible], ein [illegible], [illegible] mit [illegible] und [illegible], und in seiner [illegible] [illegible], hatte er sich zur Aufgabe gemacht, den [illegible] zu [illegible], und führte [illegible] [illegible] mit ihm auf, die man mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mögen, hätte man sie nicht [illegible] gehabt. Einmal machte er dem Bonaparte [illegible] [illegible], er könne sich nicht, daß er halb mit dem [illegible] und halb mit dem linken Fuße [illegible], er habe sich zugleich [illegible], an welchem Fuße er [illegible] [illegible] wolle, und mit [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die Bonaparte [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu machen, und [illegible], es sei ein [illegible], daß die Deutschen nicht den [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]! Als der [illegible] vom [illegible] [illegible] war, [illegible] der [illegible] [illegible] einen [illegible], der Fürst war zu gutmüthig, ihn ganz abzuweisen, und die Fürstin hatte außerdem immer einen Reiz für ihn. Er führte ihn bei der [illegible] ein, und [illegible] die [illegible] englische [illegible], [illegible] die [illegible] zu bringen, und [illegible] nicht zu beeinträchtigen wußte, [illegible] durch die politische Frage [illegible]. Der Mann war übrigens [illegible] und [illegible], und am wenigsten [illegible], eine [illegible] Rolle machte ihn [illegible], und [illegible] nicht war es, daß er sie übernommen. Ich glaube wirklich nicht, daß er irgend Jemandem Schaden gethan, aber freilich auch nicht, daß er bei seinem Herrn und Meister durch seine Einwirkung viel Ehre eingelegt habe.

Bei aller seiner leichten Anmuth und Gefälligkeit war der Fürst dennoch ein Mann von Grundsätzen, und wich von den Wegen, die er einmal gewählt, durchaus nicht ab. Nun war freilich vermöge seiner Milde leicht, über Schwierigkeiten und Widersprüche, in welchen Andere sich verstrickten, mit guter Art hinwegzukommen, allein er [illegible] auch [illegible] Widerspruch, und seine [illegible] Worte, die [illegible] zu [illegible], waren oft [illegible] und [illegible] für solche Männer, an welche [illegible] nicht hinanreichte. Er mißbilligte [illegible] und [illegible], als seinem Schwager [illegible] war, die Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, und die [illegible], welche diese [illegible] lieferten, tadelte freilich, und nicht ihn allein, den [illegible] Stoff [illegible] Verhandlungen. Die Vorgänge in Spanien erregten [illegible] Tadel, und [illegible] auf dem Gebiete seines Schwagers, er konnte nicht vergessen, daß er

[illegible]

Im Verlauf des [illegible] sich die Gesellschaft [illegible]. Der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, ausgezeichnet durch hohe Geistesbildung und [illegible]; seine durch Anmuth wie durch Schönheit [illegible] Schwester, die Prinzessin von Solms, [illegible] die Prinzessin [illegible] von Thurn und Taxis; der tapfere Prinz August Ferdinand von Preußen, Bruder des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis, [illegible] Antheil und Zuneigung. [illegible] die Jugendbildniſſe gelangten. Auch den Grafen Ludwig von Bentheim, nach ſeiner auffallenden Ähnlichkeit mit dem engliſchen Miniſter William Pitt meiſtens nur Pitt-Bentheim genannt, verſchönte die preußiſche Anſiedlung durch ſeine heitere, ſtets in gleichmäßiger Stimmung und feiner Weltbildung ſich bewegende Geſelligkeit.

Durch Rahel wurde ich mit der Golziſchen Familie bekannt, und ich ſelbſt hatte bald meinen Oberſten dort einzuführen, ſo wie auch ſeinen jüngeren Bruder, Grafen Eugen zu Bentheim, einen jungen Menſchen von blühender, kraftvoller Schönheit und unverwüſtlicher Muthwilligkeit, die oft Störung und Mißvergnügen verurſachte, und der man doch nie dauernd gram ſein konnte. Wir machten mit der Golziſchen Familie herrliche Spazierfahrten, nach Graupen, Mariaſchein, Dux, Töplitz, der Prinz Auguſt nahm einigemal Theil, der Graf Eugen zu Bentheim, der Freiherr von Dalwigk. Letzterer war Adjutant des Kurfürſten von Heſſen, pflegte beſtändig hin und her zu reiſen, zwiſchen Prag und Berlin, und auch weiter in Norddeutſchland, unter mancherlei Geſchäften und Gefahren; in alle geheime Verbindungen eingeweiht, erſchien er den Verbündeten immer willkommen, er brachte nachdrückliche Ermunterung und Hülfe von dem Kurfürſten, der mit ſeinem geretteten Schatze, auch ohne viel davon aufzuwenden, doch die Zuverſicht ſtärkte und den Willen erfriſchte. In der freien ſchönen Natur, bei munterer Geſelligkeit, ſchloſſen ſich auch die politiſchen Meinungen bald ohne Rückhalt auf, und wir — die Gräfin nicht die letzte — äußerten Anſichten und Hoffnungen, denen der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten kaum das Ohr leihen durfte. Er that wie aber die Thür zu, mich genau zu befragen, wie ich den Zustand von Frankreich ansähe, und welche Eindrücke mir Paris und der Hof Napoleon's gegeben; da er eine schriftliche Mittheilung wünschte, so gab ich ihm meine in Steinfurt abgefaßten Denkblätter, so weit ich sie noch besaß, und erst nach seinem Tode, wie schon erwähnt, drei und zwanzig Jahre später, empfing ich sie aus seinem Nachlasse zurück. Der Graf hatte keine Energie des Willens, aber neben guter Kenntniß der Geschäfte und viel Takt in ihrer Behandlung ein gesundes Urtheil; er billigte nicht die politischen Bestrebungen in Norddeutschland, weil er ihnen, so lange nicht die Franzosen entscheidende Verluste erlitten hätten, keinerlei Erfolg zutraute und in dem Tugendbunde nur unzeitige Opfer einer Begeisterung sah, die sich für günstigere Zeit aufsparen sollte. Er gestand aber, die preußischen Verhältnisse seien so entsetzlich gestellt, daß man nie weiter wissen könne, ob nicht binnen einzelnen Tagen zu den Waffen gegriffen werden müsse, weil kein anderes Heil mehr übrig sei; wobei er denn nicht verhehlte, daß dieses Heil, ohne Oesterreichs Mitwirkung und ohne schnelles Vordringen der Russen, für Preußen ein vielleicht verzweifeltes sein würde. Die Gefahr, die er mir zeigte, machte ihm nur ein so größeres Bedürfniß, den Blick dahin zu wenden, wo die Hülfe noch und gewiß wäre, auf das eigne Volk, dessen allgemeinen Haß gegen die Franzosenherrschaft und dessen Vaterlandsgemüth Preußens kannte.

Unter den persönlichen Bekanntschaften, die mit jenen großen Spannungen der politischen Welt auf einzelne Häupter einwirkten, erregte das des Grafen Wallmoden besonders, und durch das Geheimniß, welches dabei waltete, schon [illegible] Antheil. Er war als engliſcher Bevollmächtigter während des Krieges 1809 am öſterreichiſchen Hoflager thätig geweſen, und hatte nach dem Wiener Frieden, als ſeinem Amte keine Hoffnung mehr übrig und längeres Verweilen gefahrvoll wurde, die Rückreiſe nach England nördlich einſchlagen wollen, da der ſüdliche Weg über Malta viel weiter und faſt eben ſo unſicher war. Seine Beſorgniß, den Franzoſen in die Hände zu fallen, war übergroß, und ſchien ſchon bei der Abreiſe aus Oeſterreich ſeinen dortigen Freunden von übler Vorbedeutung, doch wünſchten ſie ſich, ihn von bekannteren, gewandten Leuten begleitet zu ſehen. Lord Bathurſt kam den 25. November 1809 Nachmittags in Kyritz, der Station vor Perleberg, in einem ſtattlichen Reiſewagen an, begleitet von einem Sekretair und einem Bedienten. Sein Paß nannte ihn Kaufmann Koch. Er ſtieg aus, und verlangte ſchleunigſt Pferde, indem er die größte Eile zu haben vorgab. Im Poſtzimmer fragte er genau und ängſtlich nach den Wegen, ob und wo er auf franzöſiſche Truppen ſtoßen würde, zog dann zwei Piſtolen aus der Taſche, beſah ſie umſtändlich, ſpannte den Hahn, legte ihn wieder in Ruhe, und als die Pferde längſt angeſpannt waren, trieb er dieſe Beſchäftigung noch lange fort, bis man ihn endlich benachrichtigte, er werde das Warten der Pferde beſonders bezahlen müſſen, aber auch dieſe Erinnerung achtete er nicht, bezahlte die Gebühr, und erſt geraume Zeit nachher ſtieg er in den Wagen und fuhr ab. Abends bei völliger Dunkelheit in Perleberg angelangt, verließ er auch hier ſogleich den Wagen, fragte nach dem Kommandanten, Herrn von Klitzing, trat in deſſen wegen einiger anweſenden Gäſte hellerleuchtetes Haus, begehrte ihn allein zu ſprechen, und nachdem er ſich verſichert, daß niemand lauſchen könne und daß er mit einem Ehrenmanne zu thun habe, entdeckte er ihm, wer er ſei, und fragte, ob er auf dieſer Straße ſicher nach Hamburg gelangen könne? Herr von Klitzing bejahte dies, und gab ihm alle dienliche Auskunft und Anleitung, bemerkte aber, daß der Reiſende in einer an Verwirrung gränzenden Aufregung ſei; er ſchwebe in größter Gefahr, ſagte dieſer, zweimal ſchon habe man ihn vergiften wollen, aber mit Gift richte man bei ihm nichts aus, denn er führe Gegengift? um ſo mehr aber fürchte er die franzöſiſchen Polizeiſpäher, die Zollbeamten und Küſtenwächter, durch deren Linien er ſich ſchleichen müſſe. Durch die Angaben des Kommandanten einigermaßen beruhigt, verließ er das Haus, indem er die beſten Wünſche mitnahm, und ging, ſo ſchien es, zur Poſt zurück; vor den Fenſtern eines nahen Hauſes, wo die Töchter des vorigen Poſtmeiſters wohnten, war er noch geſehen worden, dann aber nicht mehr, und blieb ſeitdem verſchwunden. Ob er zu Fuß die Stadt verlaſſen, um auf der Landſtraße in den Wagen zu ſteigen, ob er ſich von dieſem und ſeinen Leuten habe trennen wollen, um allein ſicherer durchzukommen, ob er nah oder fern von Perleberg erſchlagen und verſcharrt, oder aufgehoben und fortgeſchleppt worden, ob er die mecklenburgiſche Küſte erreicht und ſich dort eingeſchifft und dann in den Wellen ſein Grab gefunden, — niemand weiß es. Seinen Hut fand man zwar nahe bei Perleberg am Ufer der Stepnitz, aber dieſe einzige Spur berechtigte zu keinem ſicheren Schluſſe, der kleine Fluß wurde ſpäter abgelaſſen und das Bette bis zur Sohle trocken gelegt, doch ohne daß ſich irgend ein näheres Anzeichen ergeben hätte.

Als das ſeltſame Verſchwinden auch in England ruchtbar geworden war, wandte ſich die Gattin des Vermißten an den Kaiſer Napoleon, der ihr auch die beſondre Erlaubniß ertheilen ließ, an Ort und Stelle perſönlich alle Nachforſchungen zu veranlaſſen. Ich ſah im Jahre 1810 zu Paris bei Schlabrendorf dieſe Dame, die in Begleitung des bekannten Reiſenden Röntgen eben aus der Priegnitz wiederkehrte, wo alle mit dem Beiſtande der Behörden, und mit dem größten Geldaufwande, aber freilich grade hiedurch in weitläuftige Verwicklungen gezogenen, eifrigſten Unterſuchungen durchaus erfolglos geblieben waren. Aber auch in allen folgenden Jahren brachten alle erſinnlichen Bemühungen kein Licht in den räthſelhaften Vorgang, und noch heute, nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren, iſt die Sache ſo dunkel, wie am erſten Tage. Die ſich am meiſten aufdringende Vermuthung war doch immer, der Unglückliche ſei verrathen worden, und als ein Opfer franzöſiſcher Schergen gefallen, denen man die Mittel, einzelne Menſchen verſchwinden zu laſſen, nicht fremd wußte. Führte man doch deutſcherſeits auch bisweilen, aus Noth, um ſich gegen Verrath zu ſchützen, ſolche furchtbare Schläge! Und wie nahe uns dergleichen Gräuel vorüberzog, wie faſt unter unſern Augen und Händen er ſich durchwand, ſollte ich ſogleich erfahren! Ein öſterreichiſcher General kam von Prag auf einige Tage nach Töplitz, und vertraute mir, was ihm vor kurzem begegnet war. Ein Engländer, der unter angenommenem Namen als Handlungsdiener reiſte, hatte ſich einem franzöſiſchen Kourier angeſchloſſen, um mit ihm nach Konſtantinopel zu fahren; er bezahlte demſelben einen Theil der Reiſekoſten, bewirthete ihn, und hatte ſich dadurch ſehr in Gunſt geſetzt; doch in Prag fürchtete er, nicht Geld genug zu haben, und ging deßhalb den General um einen Vorſchuß an, aus ſolchen Geldern, die er bezeichnete. Sein Wiſſen um dieſe Gelder war dem General hinreichende Beglaubigung der Richtigkeit des Anſpruchs, er gab daher das verlangte Geld, und fragte nur noch, was jener denn eigentlich vorhabe? Der Engländer antwortete ganz trocken, er wolle die Depeſchen des Kuriers haben, und werde dieſen der Sicherheit wegen todtſchlagen, in Böhmen gehe es nicht wohl an, das ſehe er wohl, in Ungarn vielleicht auch noch nicht, in der Türkei aber werde die Gelegenheit nicht fehlen. Der General erkannte auf den erſten Blick, daß der Mann ſolcher That fähig ſei, er ſtutzte und ſchauderte, wußte aber nichts bei der Sache zu thun, und fand, daß hier Verſtellungen nicht angebracht wären. Welche Zeiten ſind das, wo die edelſte Sache, die des Vaterlandes und der Freiheit, ſich mit unmenſchlicher Treuloſigkeit ſo verwickelt, daß man ſie von dieſer nicht mehr zu ſcheiden vermag! Mögen wir ſie in Deutſchland unter keiner Geſtalt wiederkehren ſehen!

Mehr und mehr neigte ſich der Sommer zum Herbſt, und die ſchon längeren Abende gaben der Geſelligkeit, die ſich zuletzt ganz in den Clary'ſchen Kreis zuſammenzog, feſteren Umriß und Halt. Die Geiſtesart der preußiſchen Gäſte ſtimmte beſſer zu der Ligne'ſchen, als bei der ſonſtigen großen Verſchiedenheit zu vermuthen war; der alte Fürſt war innig erfreut, jedes ſeiner Worte ſo gut und ſchnell gefaßt, keines verloren zu ſehen, und äußerte dankbar, nach wirklichen Franzoſen ſeien die Preußen ſchon ſeit Friedrich dem Großen ſein beſtes Publikum. Dagegen fand auch die raſche Lebhaftigkeit der Gräfin von der

Golz den fröhlichſten Anklang und die billigſte Würdigung. Um ſo gutes Zuſammenſein noch mehr zu erhöhen, wurde beſchloſſen, einige kleine Theaterſtücke aufzuführen; dieſe waren bald ausgewählt, die Rollen vertheilt, und im Anfange des Septembers wurde die aus früherer Zeit noch fertig ſtehende Bühne eröffnet. Einem dramatiſchen Sprichwort, in welchem der Fürſt von Ligne einen alten langweiligen Schwätzer in aller Meiſterſchaft der franzöſiſchen Schule gab, folgte das Luſtſpiel Le mari intrigué, worin neben dem Grafen von Clary und der Gräfin von Odonnel die preußiſchen Talente glänzten, Gräfin Auguſtine von der Golz, welche ihren erſten Verſuch dieſer Art mit bewundernswürdiger Freiheit und Geſchicklichkeit ausführte, und Pitt-Arnim, der als ein ſchon eingeübter Liebhaber ſein Beſtes that, den Preis aber gewann doch der wirkliche Franzoſe, Graf von Trogoff, den man ſcherzend beglückwünſchte, daß er, wenn er nach Frankreich zurückkehrte, dort ſogleich eine große Rolle ſpielen könnte, was denn auch in der Folge wirklich nicht ganz ausgeblieben iſt! Andre nicht minder anſprechende Unterhaltung gab die Muſik; der Kapellmeiſter Himmel, dieſer wüſte Sonderling, der faſt nur noch zwiſchen behaglichem Champagnerrauſch und troſtloſer Nüchternheit lebte, ließ uns im Golziſchen Hauſe und bei Clary's, wie auch ſpäter in einem Konzert, ſein Fortepianoſpiel hören, das auch heute noch, nach dem Urtheil der Kenner, in den neueren großen Fortſchritten dieſer Kunſtübung keineswegs verdunkelt ſein würde; Karoline Longhi gewann in demſelben Konzert durch ihre Harfe großen Beifall.

Doch in derſelben Zeit war ich mit einem Muſiker bekannt geworden, gegen welchen mir jene ganz in den

Schatten traten. Es war Beethoven, deſſen Anweſenheit wir ſchon lange wußten, aber niemand hatte ihn noch geſehen. Seine Harthörigkeit machte ihn menſchenſcheu, und ſeine Eigenheiten, die ſich in der Abſonderung nur immer ſchroffer ausbildeten, erſchwerten und kürzten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Zufall etwa ſtoßen ließ. Er hatte aber im Schloßgarten auf ſeinen einſamen Streifereien einigemal Rahel geſehen, und ihr Geſichtsausdruck, der ihn an ähnliche, ihm werthe Züge erinnerte, war ihm aufgefallen. Ein liebenswürdiger junger Mann, Namens Oliva, der ihn als treuer Freund begleitete, vermittelte leicht die Bekanntſchaft. Was Beethoven den dringendſten Bitten hartnäckig verſagte, was in einem ſchrecklichen Falle, als in Wien ein Fürſt ihn zwingen, körperlich zwingen wollte, ſeinen Gäſten vorzuſpielen, ihm keine Gewalt abtrotzen gekonnt, das gewährte er jetzt gern und reichlich, er ſetzte ſich zum Fortepiano und ſpielte ſeine noch unbekannten neuſten Sachen, oder erging ſich in freien Phantaſieen. Mich ſprach der Menſch in ihm noch weit ſtärker an, als der Künſtler, und da zwiſchen Oliva und mir bald enge Freundſchaft entſtand, ſo war ich auch mit Beethoven täglich zuſammen, und gewann zu ihm noch nähere Beziehung durch die von ihm begierig aufgefaßte Ausſicht, daß ich ihm Texte zur dramatiſchen Kompoſition liefern oder verbeſſern könnte. Daß Beethoven ein heftiger Franzoſenhaſſer und Deutſchgeſinnter war, iſt bekannt, und auch in dieſer Richtung ſtanden wir uns gut zuſammen.

Die Badejahrszeit ging inzwiſchen ſichtbar ihrem Ende zu. Auch das Hauptereigniß, von dem es hieß, es dürfe nie ausbleiben, eine Heirathsverbindung, war ſchon eingetroffen, und zwar eine ſehr anſehnliche, die Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen war die Braut des jungen Grafen Feſtetics geworden. Nach und nach reiſten die fremden Herrſchaften ab, der Herzog von Weimar zu weiteren Ausflügen, der Prinz Auguſt von Preußen nach der Schweiz zum Beſuche der Frau von Stael; auch die Golziſche Familie kehrte nach Berlin zurück, wo die kriegeriſchen Ausſichten immer drohender wurden. Die Herzogin von Sagan, ſpät gekommen, zeigte ſich wenig, ſie war meiſtens leidend, und hielt ſich deßhalb von allem zurück, doch nahm ſie die Beſuche einiger Auserwählten an, und das Lob ihrer Liebenswürdigkeit wurde oft vernommen. Zuletzt war nur ein Kern von hauptſächlich öſterreichiſcher Geſellſchaft noch täglich beiſammen, und vergnügte ſich deßhalb um nichts ſchlechter. Der Fürſt von Ligne hatte nahe bei Töplitz einen kleinen Bergkegel ſich angeeignet, oben ein Schirmdach aufſtellen laſſen, und gab auf dieſem ſogenannten Mont-Ligne nun bisweilen allerliebſte Theegeſellſchaft. Eines Abends war dieſe beſonders zahlreich. Der Aufgang war beſchwerlich, inmitten des Abhanges finden wir die Fürſtin Jablonowska, die Gräfin Eſterhazy, den Herzog von Würtemberg, und noch andre Damen und alte Herren, die wegen ſteiler Steine und Geröll nicht vorwärts können. Meine Kletterkunſt war nie groß, doch gelingt mir das halsbrechende Unternehmen, und ich bringe Rahel glücklich hinauf, muß aber ſogleich zurück, um eine Dame nach der andern zu holen, auch ſogar den Herzog, der über ein ſteifes Bein klagte, und zuletzt noch die Gräfin von der Recke und ihren Begleiter Tiedge, der mit ſeinen Klumpfüßen wirklich nicht fort konnte. Daß ich, ſelber der Hülfe bedürftig, den Andern half, war mir um ſo lächerlicher, als ich wirklich die Sache für unmöglich gehalten hatte, und gar nicht begriff, daß ich nicht zwanzigmal in die Tieſe glitt; doch merkte ich endlich, daß ich im Grunde weniger die Andern hielt, als mich auf ſie ſtützte, welche Entdeckung denn das ſchönſte Thema zum Lobe der Vereinbarung und Gemeinſchaft gab, die ſogar aus lauter Mängeln und Schwächen Sicherheit und Kraft hervorzurufen im Stande ſei. Oben war es ſehr ſchön und belebt, das Wetter herrlich, der Untergang der Sonne prachtvoll anzuſehen, die Berge verfloſſen mit der Landſchaft in Claude-Lorrain'ſchen Düften. Eine ernſte Stimmung verdrängte den anfänglichen Scherz, auch der Fürſt von Ligne verhehlte nicht, daß er mit Sorgen auf Preußen blicke, welches den Kampf der Verzweiflung gegen Napoleon unternehmen müſſe. Tiedge war ein Franzoſenfeind wie irgend einer; noch am Tage vorher hatte er zu mir und Beethoven das kräftige Wort über Napoleon geſagt: „Sie können ja den Menſchen gar nicht ſehen, wegen des Glückes, das vor ihm ſteht!“ Jetzt benutzte er den Anlaß, uns den dichteriſchen Kriegsaufruf „Germania an ihre Kinder“ von Heinrich von Kleiſt mitzutheilen, eines Dichters, den er ſonſt wenig zu lieben bekannte, aber in dieſem Liede Tyrtäiſch fand. Wir dachten nicht, daß wir ſeinen Schwanengeſang hörten, und daß wir zwei Monate ſpäter durch die Nachricht ſeines gewaltſamen Todes erſchüttert werden ſollten, den er ſich gab, weil er überhaupt am Leben verzweifelte, und ſeine letzten Hoffnungen auf den nahen Krieg in dem wieder peinlich fortgeſetzten Frieden ſchmählich erloſchen waren.

Der Fürſt von Ligne, der öfters mit mir über militairiſche ſowohl als litterariſche Gegenſtände geſprochen hatte, und mir ſchon als dem Freunde Rahel's gewogen war, ſetzte mich zuletzt noch in Verlegenheit durch überraſchende Anerbietungen, die er mir eröffnen ließ. Er wünſchte, mich zu ſeinem Regimente verſetzt zu ſehen, wollte mich dann als Adjutanten zu ſich nach Wien nehmen, und mir zugleich — er meinte, der Kaiſer würde es ihm wohl nicht abſchlagen — Hauptmannsrang verſchaffen. Wie ſchmeichelhaft auch und außerordentlich dieſe Verſprechungen waren, und wie große Annehmlichkeit und Förderung mir aus einem ſolchen Verhältniß erwachſen konnte, ſo hielt doch bereits eine andere Richtung meinen Sinn gefeſſelt, und in mir hatte der Entſchluß ſich befeſtigt, den Kriegsdienſt, der ſchon überall die Gefahr brachte, mit den Franzoſen als Verbündeter ziehen zu müſſen, bei erſter Gelegenheit zu verlaſſen, und wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu beginnen. Bis zum Eintritt dieſes Zeitpunkts aber konnte ich nichts Beſſeres wünſchen, als in Prag und bei meinem Oberſten zu bleiben. Ich dankte dem Fürſten daher für ſeine gute Abſicht, und erklärte ihm, wie die Bahn des Kriegsdienſtes mir kein ausſchließlicher Beruf ſei, dem ich unter allen Umſtänden zu folgen gedächte, ſondern daß ich dieſen Stand nur gewählt, um gegen die Franzoſen zu ſtreiten; wenn das Gegentheil dieſes Zweckes einträte, ſo bliebe mir nichts übrig, als auszuſcheiden, und überdies dürfe ich ihm wohl vertrauen, daß mein höchſtes und theuerſtes Ziel ſei, mit Rahel verbunden zu leben, was in Berlin, wenigſtens in preußiſchen Verhältniſſen, am nächſten erreichbar ſcheine. Der Fürſt ließ meine Gründe vollkommen gelten, und ich konnte leicht erkennen, daß ich durch ſie in ſeiner Meinung nicht verloren hatte.

Auch Rahel dachte nun an die Rückkehr nach Berlin. Sie hatte von den Bädern nicht den gehofften Erfolg, die ſcheinbar günſtigen Lebensverhältniſſe waren nicht ohne mannigfache Widrigkeiten und herbe Verdrüſſe, Sorgen der Zukunft und des Augenblickes ließen ſich nicht abweiſen, der ſo lange erſehnte, ſo ſchwer errungene Aufenthalt in Töplitz war im Grunde ein mißglückter. Ihre Stimmung konnte die Gefühle ſolchen ſtillen Bekenntniſſes nicht ganz verhehlen, allein ſie vermochten weder ihrem Geiſte die Friſche noch ihrem Herzen die Wärme zu rauben, deren Ausſtrömung ihr Lebensthätigkeit war. Am fremden Ort, unter Leuten, die keinerlei Anſpruch an ſie haben konnten, die nie in den Fall kamen, auch nur ihren Namen zu nennen, bei äußerſt beſchränkten Mitteln und in der Ausſicht naher eigner Bedrängniß, hatte Rahel hier im Stillen das menſchenfreundlichſte Wohlthun geübt, in ſo beſondrer Weiſe, daß die Liebe dabei unendlich mehr als die Gaben war, auch in der äußern Wirkung mehr, denn die Gaben hätten fehlen können, und die Theilnahme des Herzens allein wäre ſchon als rettende Wohlthat erſchienen! Vielleicht kann ich ſpäterhin dies ausführlicher darlegen; für jetzt genüge die bloße Andeutung, welche ich nicht ohne Scheu, ſo geweihte Stätte des Herzens zu berühren, hier niederſchreibe, aber mir doch nicht verſagen darf, weil es mir Bedürfniß iſt, den Ausdruck damit zu verknüpfen, daß meine Verehrung und Liebe für Rahel durch ſolches Zeugniß ihres tiefſten Weſens mit jedem Tage erneut und erhöht wurden, und ich mein Leben ihr zu widmen als das ſchönſte Glück erkannte!

Gegen die Mitte des Septembers reiſte Rahel nach Dresden, wo Marwitz ſie erwartete, und bald darauf nach Berlin zurück. Ich begleitete ſie bis Mariaſchein. Der Abſchied brach mir das Herz, nur die gewiſſe Zuverſicht, alles zu einem dauernden Wiederſehen zu lenken, gab mir den Muth, dieſe Trennung zu ertragen. Die Theilnahme des guten Oliva, des braven Beethoven half mir über die nächſten Tage hinweg, dann war auch meine Zeit um, und ich kehrte zu dem Regimente nach Prag zurück. Der ganze Badeaufenthalt ließ mir den Eindruck eines muntren Feſtes, das den Ernſt und die Mühſale düſtrer Kriegszeiten durch heitren Schimmer zurückdrängt, und doch ſelber von kriegeriſchen Mahnungen und Nachrichten nicht ungeſtört bleibt.

Paris.

1814.

Mein Geſchäft mit dem General von Diebitſch war auf das freundlichſte bald abgethan, nicht eben ſo leicht die Beſtellung, die ich dem General von Wintzingerode zu machen hatte; ich fand ihn noch aufgereizt von der Geſchichte bei Saint-Dizier her; der Kaiſer Alexander hatte ihm zwar hoch angerechnet, daß er dort die Übermacht Napoleon's auf ſich gezogen, und dadurch den großen Heeren den Marſch nach Paris erleichtert hatte, allein dies Verdienſt war doch immer in Geſtalt einer empfangenen Schlappe erworben, und Wintzingerode hing immerfort der bittern Vorſtellung nach, daß er, beſſer unterſtützt, daſſelbe Verdienſt mit dem hätte vereinbaren können, gegen Napoleon ſich im Vortheil zu behaupten. Er ſah mit Verdruß, daß die Gunſt des Kaiſers den Neid und Groll andrer Generale nur ſtärker anregte, und daß man ſo that, als decke ihn nur dieſe Gunſt, nicht die Sache ſelbſt, gegen Verantwortung. Ich traf ihn umgeben von hohen Offizieren, mit denen er ſich ſchon im Geſpräch erhitzt haben mochte; mein Erſcheinen war ihm ſehr willkommen, er hielt abſichtlich eine große Lobrede Tettenborn's, pries deſſen unerſchrockenen Muth, deſſen treue Zuverläſſigkeit, und es war deutlich genug, daß dies Lob ein Tadel für Andre ſein ſollte. Für mich trat keine geringe Verlegenheit ein, als er laut ausrief, in dem Schreiben, das ich ihm von Tettenborn gebracht, berufe ſich dieſer darauf, die hauptſächlichen Mittheilungen ſeien mir mündlich anvertraut, und nun fordere er mich auf, ſogleich öffentlich vor all' dieſen Herren meine Aufträge darzulegen. Dies war in Wintzingerode's eignem Betreff unmöglich, und da er keine Entſchuldigung wollte gelten laſſen, ſondern darauf beſtand, er wolle alles vor dieſen Zeugen hören, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als einige unverfängliche Anliegen vorzutragen, die zwar einigermaßen erheblich, aber doch kaum wichtig genug ſchienen, um die Sendung eines Kouriers zu rechtfertigen. Am andern Tage, als ich ihn glücklicherweiſe allein fand, konnte ich denn wohl der wirklichen Aufträge mich ohne Hehl entledigen, aber anſtatt der Einſicht, wie ſchädlich es ihm geweſen wäre, wenn ich alles das vor vielen fremden und ihm nicht grade befreundeten Zeugen ausgeſprochen hätte, und anſtatt des Dankes, daß ich, vielleicht nicht allzu geſchickt, aber doch mit hinlänglichem Erfolge, dieſe Verwirrung ihm erſpart, bezeigte er ſein Mißvergnügen, daß ich nicht dennoch geſtern alles geſagt. Ich unternahm es, ſeine ſich verirrenden Vorſtellungen zu berichtigen, Beſonnenheit und Überlegung hervorzurufen, ſah aber bald, daß hier alles vergeblich war, und nach einer lebhaften, ſcharfen Erörterung, die für mich gefahrvoll genug war und mir ſchon drohende Worte zuzog, verließ ich ihn, voll Unmuthes, daß offenbare Verblendung und vorgefaßter Eigenſinn einen ſonſt geſcheidten und wohlmeinenden Mann ſo mächtig ergreifen konnten, um auch die einfachſten Verſtandeswahrheiten nicht mehr einzuſehen. Und grade die hohe Stellung, und daß dem Geringeren jeder Einſpruch zum Unrecht ausgelegt werden kann, reizt in ſolche Selbſtberauſchung, die ſich bei Kriegsbefehlshabern häufiger als anderswo findet, und die ſo leicht, wenn es große Entſcheidungen gilt, verhängnißvolle Folgen hat. Ich ſah Wintzingerode darauf noch ein paarmal wieder; er ſchien unſre verdrießlichen Begegniſſe vergeſſen zu haben, aber auch eine Beförderung, die mir noch ſchließlich zugedacht und in ſeine Hände niedergelegt worden war. Da ich nach Beendigung des Krieges ohnehin den Dienſt verlaſſen wollte, ſo kümmerte es mich nicht allzuſehr, nicht als Major, ſondern nur als Hauptmann auszuſcheiden; in dem Gewirr und der Freiheit des Pariſer Aufenthaltes verſchwand für den Augenblick, wie aller Zwang, ſo auch beinahe der Werth der Dienſtverhältniſſe.

Ich war in dem wohlbekannten Hôtel de l'Empire abgetreten; die nöthige bürgerliche Kleidung, in welche jeder Stand und Rang hier beeifert war unterzutauchen, war gleich zur Hand, und ich begann meine Fahrten und Gänge, mir das wohlbekannte und durch den Wechſel der Ereigniſſe doch völlig neue Paris in Augenſchein zu nehmen. Außerdem, daß die Fremden nun als ſolche, in ihrer Tracht und Wehr und Selbſtigkeit, zahlreich und angeſehen hervorragten, zeigten auch die Franzoſen eine von der früheren ganz abweichende Phyſionomie. Mit den Bildern ihrer Kriegsübermacht, die ihnen ſeit langen Jahren ſchmeichelnd vorgehalten worden, waren auch die meiſten andern Feſtigkeiten, an denen ſie ihr Leben regelſicher zu halten meinten, zuſammen gebrochen oder ſchwanſend geworden, die tonangebende Meinung, das ſelbſtzufriedene Betragen, der helle und raſche Überblick ihrer Zuſtände und Welt, der ihnen im Praktiſchen von jeher ſo großen Vortheil gab, alles war plötzlich fort, mußte erſt wiedergefunden, wiedererrungen werden, und das Wo und Wie lag in tiefem Dunkel. Napoleon's Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten ſehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte ſich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbons jubelten laut, und niemand ſtörte ſie, aber in ihren eignen Reihen war große Unruhe und ſchon mannigfache Spaltung; die wenigſten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meiſten, und unter dieſen die vornehmſten und fähigſten, mußten ſich größere oder geringere Abweichung verzeihen laſſen; war doch ſogar Chateaubriand in dieſem Falle! Und während nun die Ausſchlieſlichen ſich den höchſten Lohn, den Andern aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten ſie doch ſogleich die Nothwendigkeit, auch den erſt heute entſtandenen Eifer gelten zu laſſen und ihm einige Anſchließung zu gönnen. Die Politiſchen hinwieder wollten von der Gegenwart ausgehend nur die Zukunft in's Auge faſſen; ihnen galt Geſinnung und Hingebung nur in ſo weit, als ſie heute zu brauchen waren, und es zeigte ſich bald, daß die eigentliche Kraft der Dinge bei ihnen war; die altadlichen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiſer gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, ſtanden im größten Vortheile des Augenblickes, ſie waren am meiſten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, ſofern ſie nicht ſchon in das Kaiſerthum übergegangen waren, ſtanden zerſtreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Maſſe des Volkes hatte wenig Selbſtſtändiges, ſie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeſtändniſſen befriedigt werden, ſobald nur Ordnung, Feſtigkeit und eine leidliche Übereinſtimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Dieſe gutmüthige Hoffnung war allerdings bei Vielen vorhanden, und ſogar auf die verbündeten Herrſcher ſah man hiebei mit Zuverſicht, ſie hatten ihre eigne Sache kraftvoll und weiſe geführt, ihre Mäßigung war augenſcheinlich, und der Kaiſer Alexander führte eine Sprache, welche an die ſchönſten Ergüſſe aus den frühſten Zeiten der Revolution erinnerte. Man war überzeugt, aus ſo viel edlem Willen müſſe Gutes und Richtiges hervorgehn; die Maſſe des Volkes würde ohne Widerwillen den Verſuch gemacht haben, ſich von dem jungen Napoleon unter Regentſchaft ſeiner Mutter oder von dem Kronprinzen von Schweden regieren zu laſſen, die Wiedereinſetzung der Bourbons, die alsbald zu Stande kam, erfuhr dieſelbe halb gleichgültige, halb vertrauende Aufnahme, wiewohl nicht zu verkennen war, daß dieſer Verſuch im Allgemeinen die Gemüther doch bedenklicher ſtimmte, als es bei jenen andern ſchien folgen zu müſſen.

Doch das eben Geſagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der erſten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewiſſe entſchied ſich, das Schwankende befeſtigte ſich, wie im Allgemeinen, ſo in jedem Einzelnen; die Beſtürzung hörte auf, die Beſinnung kehrte wieder, man erkannte ſich ſelbſt, überſchaute die Fremden, die

Nächſten, die Feinde und Gleichgeſinnten, man erwog und rechnete, und binnen wenig Wochen zeigten ſich alle Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf der Seite der Franzoſen. Aus dem Gewirr von Widerſprüchen und Partheien erhob ſich, als gemeinſamer Ausdruck aller, vorherrſchend die Richtung des Nationalen, und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenſchaften der Nation waren zu dieſem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht ſchnell aufgeworfner Wall die Dahinterſtehenden am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Faſſung zeigt, ſo ſtanden uns die Franzoſen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem ſie mit ſtiller aber eifriger Arbeit, zu welcher alle Klaſſen beitrugen, ſich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen ſei. Wirklich ſah es bald aus, als wären wir nicht unſertwegen, ſondern der Franzoſen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem ſie zufrieden ſtellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitten von ihnen ausſtellen laſſen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mißmuth, daß unſre Sache in demſelben Maße erſchlaffte, als die der Franzoſen ſich ſteifte, wir fühlten, daß unſer Volksweſen, gemiſcht und unentwickelt gegen das franzöſiſche zurückſtände, daß unſre Anliegen zurückgeſchoben blieben, wie denn ſogar unſre Krieger im eroberten Lande ſchlecht quartirt und verſorgt waren; aber den Franzoſen durften wir deßhalb keinen Vorwurf machen, im Gegentheil mußten wir anerkennen, daß grade hierin ſie uns ein achtungswerthes Beiſpiel gäben, und die Erſcheinungen, aus denen es ſich zuſammenſetzte, waren im Einzelnen ſo gefällig, ſo luſtig, oder ſo ſcharf und bedeutend, daß ein unbefangener Sinn ſich unwillkürlich davon einnehmen ließ.

Mein erſter Gang war zu dem Grafen von Schlabrendorf. Im Hotel des Deux-Siciles, vor demſelben wurmſtichigen Schreibtiſch, auf demſelben gebrechlichen Stuhl und auch wohl in demſelben zerriſſenen Kittel, fand ich ihn wieder, ganz wie vor vier Jahren. Er war froh und keck, lebhaft wie immer, und ſah mit ſtolzer Zuverſicht aus ſeiner Einſiedelei auf die Dinge hin, die ſich draußen in der Welt begaben. Die Ereigniſſe freuten ihn; ſo lange ſchon hatte er den Sturz Napoleon's geweiſſagt, aber die Erfüllung in unbeſtimmte Ferne geſetzt, nun war ſie plötzlich unter ſeinen Augen geſchehn! Doch keinen Augenblick hatte ſie ihn berauſcht, er durchſchaute beſonnen die Urſachen und die Folgen des Sturzes, und verhehlte ſich nicht, daß die Sache, für welche ſein Eifer ausſchließlich brannte, die Sache der Freiheit, dabei nicht hauptſächlich, ſondern nur gelegentlich betheiligt ſei, nur inſofern, als ſie bei jeder Bewegung gewinnen müſſe. An ſeinen Grundſätzen, den Ergebniſſen ſeines Nachdenkens und ſeiner Erfahrung, hielt er unverbrüchlich feſt, im Gebiete der Idee ließ er ſich nichts abdingen, keinen Anſpruch, keine Folgerung, unverkürzt und unverhüllt ſollten alle Erforderniſſe zugeſtanden ſein, die er als weſentlich zum Urbilde des Staates gehörige ſich ausgeklügelt hatte; dafür war er nachgiebig und billig für die Erſcheinungen, beurtheilte die Menſchen mild, und ſuchte gern überall das Beſte hervor. Er war der Erſte, und vielleicht der Einzige, der an demſelben Tage, wo Napoleon's Herrſchaft brach, gleich wieder an Republik dachte, und für ſie eiferte. Dennoch überſah er um ſeiner Träume willen keinen Drang der Wirklichkeit. Die Verbündeten waren in Paris eingerückt, mit verhältnißmäßig geringer Macht, umgeben von franzöſiſchen Truppen, die zwar kapitulirt hatten, aber mit anderen in Berührung kamen, die noch als feindliche anzuſehen waren; die Schaaren Napoleon's konnten von Fontainebleau heranrücken, die Pariſer Nationalgarde war noch bewaffnet, das Volk gährte in drohenden Wallungen, mehrere Tauſend Napoleoniſcher Offiziere, von ihren Truppen abgekommene, neuer Anſtellung harrende, aber auch von Krankheiten und Wunden geneſene, ſtreiften aufregend durch die Stadt; die geringe Zahl der verbündeten Truppen, die ſchwachen Maßregeln zur Sicherheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen wurden Anlaß zu einem verwegenen Plane, beide Herrſcher aufzuheben; die Truppen bei Fontainebleau waren benachrichtigt, auf ein gegebenes Zeichen anzurücken, fünfhundert Offiziere ſollten auf Leben und Tod den Hauptſtreich führen und in die Wohnungen der Monarchen eindringen, das Volk ſollte in Maſſe zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer angelegt werden, und wenn auch Paris darüber in Flammen unterginge, hieß es, ſo ſei der Preis für Frankreichs Befreiung nicht zu hoch. Schlabrendorf, dem dergleichen ſchnell vertraut wurde, ſandte noch in der Nacht eine genaue Anzeige und Warnung an den König von Preußen, der ihm dafür danken ließ, und die nöthigen Maßregeln anordnete, um jeden Angriffsverſuch zu vereiteln. Einige bewaffnete Haufen kamen wirklich in den Straßen zum Vorſchein, wurden aber ſogleich auseinander geſprengt.

und die vom Felde her ſich der Stadt nähernden Truppen zurückgetrieben. Nur der erſte Augenblick war hiebei der gefahrvolle, nachdem dieſer verloren und alles Verabredete fehlgeſchlagen oder unterblieben war, ſtand kein neues Unternehmen zu befürchten, ſolche Gelegenheit und ſolcher Muth wiederholten ſich nicht. Hatte ſich hiedurch Schlabrendorf um ſeinen König und um die Sache der Verbündeten verdient gemacht, ſo war er dagegen in andern Beziehungen ein unerſchütterlicher Freund der Franzoſen. Er wollte die Errungenſchaft der Revolution gewahrt wiſſen, keines ihrer theuer erkauften Güter ſollte verloren gehn. Gegen die Könige hatte er im Allgemeinen viel einzuwenden, er ſprach darüber mit einer Freiheit und Schonungsloſigkeit, die, wie der jugendliche Ungeſtüm ſeiner geiſtreichen Ausdrücke, in Erſtaunen ſetzten, beſonders da er zu Franzoſen aller Partheien und zu Deutſchen jedes Ranges und Standes ſprach, denn ſeine Klauſe war zu manchen Tagesſtunden ganz überfüllt von Beſuchenden. Er wurde erinnert, daß manche ſeiner Äußerungen doch gefährlich ſeien, die heutigen Machthaber dürften in gewiſſen Fällen ſogar ſtrenger ſein, als Napoleon geweſen. Er aber verſetzte lebhaft: „Die mich hören, müſſen ſich fürchten, nicht ich, der ich ſpreche!“ Und ſo fuhr er fort, alles zu ſagen, was ihm in den Sinn kam.

Dem Fürſten von Metternich, den ich darauf beſuchte, ſtanden der Sieg und Ruhm der verbündeten Sache ſehr wohl zu Geſicht, er durfte ſich von dem vollbrachten großen Werk ein gutes Theil zurechnen, und wiewohl man behauptete, die letzten Wendungen ſeien nicht ganz nach ſeinen Abſichten erfolgt, und er habe andre Auswege, als die man gewählt, im Sinne gehabt, ſo war doch in ſeinem Weſen keine Spur eines Mißvergnügens zu merken, und wenn jene Meinung nicht ganz unbegründet geweſen, ſo wäre nur um ſo mehr die Ruhe und Güte zu bewundern, die das zur Thatſache Gewordene des Herrn Staatskanzlers hinnahm, und man aufrichtig und ſtandhaft das anerkannte und förderte, was andre vielleicht dem eigenen Sinne weniger entſprechen mochte. Bisher hatte ſich mir neben der Ausſicht, nach Beendigung des Krieges eine neue Laufbahn in Preußen anzutreten, auch die Hoffnung, dieß in Oeſtreich zu verſuchen, oftmals dargeboten, und es gab perſönliche Gründe genug, die mich vorzugsweiſe das letztere konnten wählen laſſen. Nach Verſchiedenheit der Umſtände und Eindrücke mußte ich bald mehr zu der einen Seite, bald mehr zu der andern neigen. Die große Zuneigung des Fürſten, an den ſich anzuſchließen mir als das wünſchenswertheſte Glück erſchien, konnte jetzt durch ihren Zauber allem Schwanken ein Ende machen. Sie that es, jedoch im entgegengeſetzten Sinne, als ich erwartet hatte. Denn da ich aus dem überaus gütigen und vertraulichen Geſpräche des Fürſten bald entnahm, ihm gelte nicht als ausgemacht, daß ich im öſtreichiſchen Dienſte auch in ſeiner Nähe bleiben würde, ſo war aller Eifer mir gleich erloſchen, und ich fühlte deutlich, daß, wenn bloß der Staat in Betracht zu kommen hätte, ich unbedenklich Preußen vorziehen möchte.

Dieß kam auch gleich zur Entſcheidung, als ich den Miniſter vom Stein zu ſprechen bekam. Er lachte laut auf, daß Paris, das eroberte Paris der Ort ſei, wo wir uns wiederfänden! Die Freude und das Gelingen glänz-

[illegible] die kühnen [illegible], er hatte sie erlebt, die [illegible] [illegible], ihm waren die höchsten Wünsche erfüllt, der Feind lag darnieder, das Vaterland war frei, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] aller Volksgenossen, die höchsten heiligsten Gefühle. [illegible] [illegible] [illegible] alles zum Besten sich richten, meinte er, und wenn nur Recht und Wahrheit im Ganzen walteten, so dürfe man es mit einer Handvoll Gebrechen nicht so genau nehmen, [illegible] [illegible] in allen menschlichen Einrichtungen immer zu finden sein. Auch er hatte in seiner hohen Stellung [illegible] [illegible] Preußen und Österreich [illegible], bald dem einen, bald dem andern sich näher angeschlossen, allein während der letzten Monate war sein Sinn [illegible] auf persönliche Weise beschäftigt worden und mit den politischen Verhältnissen des Staatskanzlers [illegible] von Hardenberg in volle Übereinstimmung getreten. Er fragte mich, was ich zu thun gedächte. „Sie wollen doch nicht nach Russland gehen wollen? Stein, Humboldt, Gneisenau, die können alle nach Preußen zurück, und da will ich Ihnen auch das anempfehlen. Da will man Sie brauchen, ich glaube im Fach der auswärtigen Angelegenheiten, Hardenberg hat es mir gesagt, der weiß Ihnen wohl und kennt Sie [illegible] gut [illegible]. [illegible] Sie mich aber von dem [illegible] und dem [illegible], [illegible] Sie [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], die preußische Diplomatie [illegible].“ Die [illegible] von den [illegible] habe ich mir noch [illegible] [illegible] [illegible], und er nannte mich, wie [illegible], noch [illegible] „[illegible] [illegible].“ Die [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] machte durch seine [illegible] [illegible] nur noch [illegible], ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

noch so [illegible] [illegible] [illegible]? Er hatte mir noch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Friedrich Wilhelm und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Napoleon's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Napoleon's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Napoleon's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Angelegenheiten von Europa, den Rückblick einer ungeheuren Revolution, den Anfang einer neuen Ordnung, die Erhaltung und Wiederherstellung der [illegible] und früher mächtigsten Nation, alles war in Paris zusammengedrängt und schien plötzlich [illegible] einzutreten. Aber das künftige Regierungssystem in Frankreich war über kein Zweifel mehr, der Wiedereinsetzung der Bourbons konnte kein Hinderniß mehr entgegen treten. Schon war der Graf von Artois, für den auch der altherkömmliche Titel Monsieur aufwachte, als Statthalter und Stellvertreter seines Bruders des Königs in Paris eingetroffen, und von Ministern und Nationalgarden feierlich empfangen worden. Auch war jedermann überzeugt, daß die neue Regierung konstitutionelle Formen haben würde, nur über die Art und Weise derselben schwankte man in ängstlicher Ungewißheit. Der Senat hatte zwar eine Konstitution entworfen und veröffentlicht, in der Meinung, den neu berufenen König werde sie nicht abzuweisen wagen; allein jene Körperschaft entbehrte aller Achtung und Vertrauens in der Nation, und es stand ihr schlecht an, sich zwischen Volk und Herrscher als Vermittlung aufzustellen; daß sie die Sicherung der Senatoren ihrer Mitglieder in die Konstitution aufgenommen hatte, brachte bei [illegible] den Senat und die Konstitution.

Nicht gefährlich, aber bedenklich und [illegible], bestand jetzt in Paris völlige Preßfreiheit; man hatte sie [illegible], wer die Gesammtheit der [illegible] leiten, wer sie nun überwachen könne? Noch unter dem ersten [illegible] der Volksherrschaft, in den letzten Tagen derselben, kamen die Verbündeten in Paris eingeganhatte Chateaubriand mit Gefahr ſeines Lebens insgeheim ſeine heftige Schrift gegen Napoleon und für die Bourbons zum Druck befördert, und ſah gleichzeitig mit den Ereigniſſen, die ſie verkündete, daß ſie fertig kamen. Sie fand bei den Royaliſten und bei den Fremden ungemeinen Beifall, auch in den Beſchuldigungen gegen Napoleon bei vielen Franzoſen noch Zuſtimmung genug, allein die gepriesenen und ſich den alten Formen anſchmiegenden Erhebungen des wiederherzuſtellenden Königthums eigenen Wünſchen und Tugenden, aber ließen kalt und gleichgültig. Auch Benjamin Conſtant ließ bald eine Schrift erſcheinen, durch die er beweiſen wollte, daß Napoleon Frankreichs Verderben geweſen, alles Heil aber nun von dem Königthume zu erwarten ſei; ſtrenger und gedankenreicher, als der ſchwärmeriſche Chateaubriand, hatte Conſtant den Gegenſtand behandelt, allein auch ihm warf man vor, daß er ſchon zu übereilt für die neue Herrſchaft rede, und Freiheitsfreunde ſchalten darum, keine vor elf Jahren erſchienene Schrift über einen gefährlichen wieder abdrucken zu laſſen, worin er deutlich hatte beweiſen wollen, daß die Wiederkehr der Bourbons nie zu wünſchen, nie für Frankreich heilſam ſein könne?

Dieſen ältern und ſchlauern Schriften folgten ſich bald eine Unzahl gemeine und geringe nach, in welchen Bonaparte und ſeine ganze Familie, ſeine Anhänger und ſeine Herrſchaft auf alle erſinnliche Weiſe geſchmäht, alle verſchuldeten und unverſchuldeten Gebrechen ſeiner Staatsverwaltung gehäſſig hervorgezogen, und alles zum Argen ausgedeutet wurde. Eine ganze Litteratur entſtand in dieſer Richtung, eine jedem guten Geſchmack und Sinne verächtlich. Ich ſeh hier das Gegenſtück zu dem ſchen Criminal Schriften, zu dem ähnlichen Hervorbrechen ſolcher Schmähreden und ſchamloſer Schriften, das ich in Berlin in Folge der Unglücksfälle Preußens geſehen hatte, dieſes Höhnen der Geſchlagenen, dieſes Schmeicheln der für den Augenblick Mächtigen, dieſes freche Zerreißen jeder Hülle, war mir jetzt hier, wie damals dort, in der Seele zuwider, und ich ſah mit Unwillen, daß die franzöſiſchen Schriften ſolcher Art von meinen Landsleuten begierig gekauft und geleſen wurden. Sollte hier die Vernunft ihr Recht haben, ſo war der Göttin wenigſtens edlere Sprache zu wünſchen, und wenn die Genugthuung nur darin beſteht, daß zu dem einen Schlechten noch ein zweites komme, ſo iſt es wohl beſſer auf alle Vergeltung zu verzichten?

In ganz anderer Richtung und unerwarteter Kraft erſchienen alsbald auch Flugſchriften von der Freiheitsſeite her. Eine der lauteſten und wichtigſten war die des Senators Grégoire, des ehemaligen Biſchofs von Blois, der, ungeachtet ſeines revolutionairen Eifers und ſpäteren Vornehmheit, immer ein ſtreng katholiſcher Chriſt und ein ächter Republikaner geblieben war. Er beleuchtete die von dem Senat entworfene Konſtitution mit eindringender Schärfe, und ſtellte politiſche Grundſätze auf, die man ſeit vielen Jahren nicht gehört hatte. Andre Schriften ſolcher Richtung, von genannten und ungenannten Verfaſſern, folgten raſch nach, und bei ſolcher Sprache und ſolchen Forderungen, wie hier aufgeſtellt wurden, begann man zu fühlen, daß die Revolution doch wohl nicht überall erſtickt ſei. Schlabrendorf ging mit verjüngter Luſt und Kraft in dieſe Erörterungen ein, er hatte die Schriften gleich gekauft, erkannte ihren Sinn, ergänzte die Lücken.

beachtete die Vorſtellungen, und hatte mit den Gründen auch ſtets die Gegengründe zur Hand, mit welchen letztern er ſeine Hörer oft nicht wenig überraſchte. Denn ſeine volle Erwägung drängte ſich ſelbſt ſeiner Partheineigung vor, und wo er falſche Anklagen zu finden glaubte oder oberflächliche Meinungen walten ſah, da berichtigte er ſtreng, und vertheidigte dann auch wohl das Königthum und die [illegible] mit größtem Eifer und feurigſter Beredſamkeit. Daß jede Seite gehört würde, darauf beſtand er unverbrüchlich, er pries grade darum die öffentliche Verhandlung, weil auch das Dumme und Verkehrte ſich da ausſpreche, und dergeſtalt unſchädlich mache. Daher genügte ihm auch keines der Geſchichtbücher über die franzöſiſche Revolution, weil alle zu wenig die Debatten überlieferten, in welchen doch oft einzig der Schlüſſel der Begebenheiten zu finden ſei. Als Zeugniſſe des Tages empfahl er die verſchiedenen Flugſchriften der Nationalverſammlung nicht nur dem Staatsmanne, ſondern auch dem Geſchichtſchreiber; er meinte, ihr weſentlicher Inhalt bleibe in einer Erzählung beſſer, was wir eben erlebten, nicht bilden. Da er bedauerte, weder raſch und leicht noch gern zu ſchreiben, indem er ſonſt wohl eine ſolche Erzählung verſuchen würde, ſo nahm ich in ſeinem Sinne die Feder, und begann ein Bruchſtück „Die Rückkehr des [illegible]“ zu ſchreiben, welches ich ihm dann zeigte, und ihn damit zu reizen dachte, ſelbſt Hand anzulegen. Allein obgleich er die Auffaſſung billigte, ſo wollte er doch die deutſche Sprache für ſolchen Gebrauch noch zu unbeholfen halten, er meinte, die Franzoſen müſſe man nur franzöſiſch reden laſſen. Er war nämlich damals ein großer Eiferer für deutſche Sprachreinheit, und wollte solche Wörter wie Revolution, Konstitution, Monarchie, Souverainetät, und andre dieser Art, im höheren deutschen Stil nicht gelten lassen, ohne sie doch immer durch schickliche, und sich nie durch gleichverständliche, mißdeutliche ersetzen zu können. In Briefen gab er schon größere Freiheit zu, und im Gespräch völlige. Zum eignen Schreiben war er doch nicht zu bewegen, und lehnte auch in der Folge jede Zumuthung der Art entschieden ab. Meine Arbeit blieb also liegen und mag nun, fragmentarisch und verschleiert wie sie ist, nur noch als Merkwürdigkeit, in der das Leben jener Tage und der Geist jenes ausgezeichneten Mannes wiederscheint, wohlgesinnten Lesern mitzutheilen sein.

Ich besuchte Schlabrendorf auch zu solchen Stunden, wo ich ihn allein wußte, denn ihn zu stören durfte man nicht befürchten, er war Tag und Nacht zum Sprechen und Erörtern bereit, und er schien beinahe dankbar, daß man ihn vom Lesen oder Schreiben erlöste, denn in der Einsamkeit war er doch zu einem von beiden nothwendig verurtheilt. In diesen Gesprächen unter vier Augen nahm er einen ganz andern Schwung, als wenn er gemischte und bekannte auch wohl ganz gewöhnliche Zuhörer vor sich wußte; er verließ den sichern Boden der Tageswelt, und erhob sich in ideale Gebiete der Staatskunde, der Sittenlehre, der Geschichte. Was er sagte, waren meist Bruchstücke seines großen Entwurfs einer Republik, die als Ganzes von ihm selber wohl nur als Hirngespinnst bezeichnet wurde, deren Grundlinien aber und einzelne Bestandtheile er in jedem gegebenen Staate wiederfand, schwächer oder stärker, wonach sich denn auch die Stufe der Entwicklung bestimmen sollte, auf der sich ein Staat befände, je nachdem er viel oder wenig von jenem Ideal darſtellte. Daß er hiebei auf die ſeltſamſten Dinge kam, unerhörte Verknüpfungen machte, und von Paradoxen zu Paradoxen ſich verſtieg, braucht kaum noch geſagt zu werden. So ſtand ihm z. B. Rußland in gewiſſen Beziehungen, doch freilich nur in dieſen ſcharfbezeichneten, dem Staatsideale weit näher, als Deutſchland und ſogar England; in andern Beziehungen wieder waren ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Beiſpiel des ganz Verwerflichen. Genug, man konnte von ihm ſagen, wie Schiller's König Philipp vom Marquis Poſa, daß die Welt in dieſem Kopfe ſich ganz anders abgebildet habe, als in jedem andern! Ich ſchrieb mir manches von ſeinen derartigen Äußerungen auf, und kann daher einige Beiſpiele davon, faſt in ſeinen eignen Worten hier mittheilen. „Die gemäßigte Monarchie, ſagte er eines Abends, iſt nur als Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürſt iſt das ſinnliche Zeichen, deſſen das Volk zur Ehrfurcht für das Geſetz bedarf; kommt einmal das Volk ſo weit, dieſe Ehrfurcht für das Geſetz ſelbſt zu hegen, ſo wird der Fürſt unnütz, und die Republik iſt da. Schlimm aber iſt es, wenn das Zeichen unnütz erſcheint, ehe der Sinn für das Weſen reif iſt, wie jetzt in England, wo der Geringſte im Volke weiß, daß kein König wahnſinnig, daher für das Land wie gar nicht da iſt, und doch der Staat zuſammenhält. Fände ſich dagegen ein Volk ſo reif, republikaniſch ſein zu können, und ſo weiſe, freiwillig auf jener Stufe der Annäherung zu bleiben, ſo könnte man von ſolchem wohl die größten Erſcheinungen der Geſchichte erwarten.“ Ein andermal ſagte er: „Die Freiheit iſt untheilbar; wo man ein Stück von ihr zuläßt, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Inſtitutionen zieht die andern mit ſtiller Gewalt heran. Volksbewaffnung, Bürgervertretung, Preßfreiheit, all dergleichen iſt ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, ſo nährt und treibt man alle andern mit, und unverſehens grünt und blüht der ganze Baum. Es iſt in dieſem Sinne ganz artig, daß die franzöſiſche Republik ſich jene Eigenſchaft, die doch nur von der Freiheit ſelber gilt, angemaßt, und ſich une et indivisible genannt hat.“ Dieſem Gedanken reihte ſich ein ähnlicher an: „Staaten ſo wenig wie Menſchen, ſagte er, können iſolirt ſich bilden und fördern; ſie verfallen in dumpfe Trägheit oder in wilde Wuth; es fehlt ihnen Tauſendfaches, was nur bei nachbarlichem Wetteifer erzeugt wird und beſtehen kann. Für die Vereinigten Staaten iſt es ein großes Glück, daß neben ihnen andre Freiſtaaten entſtehen, denn wiewohl jene noch vortheilhaft genug eine Mehrheit in ſich ſelber darſtellen, ſo ſind ſie doch ſchon ſehr in Einſeitigkeit erſtarrt, und bedürfen neuer Anfriſchung. Deßhalb konnte auch die franzöſiſche Revolution nicht gleich gelingen: Ein Volk für ſich allein kann ſo etwas nicht ausführen; man ſagte immer, Frankreich ſei zu groß für ſeine neuen Staatsformen, ich ſag' im Gegentheil, es war zu klein! Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein iſolirtes franzöſiſches Faktum iſt, da ganz Europa willig oder gezwungen daran Theil genommen hat, und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, daß ſie als das gemeinſame Werk ſo vieler Völker ſich bewährt und behauptet; die Völker von Europa gehören mehr zuſammen als man glaubt, ſie geben im Ganzen nach derſelben Richtung, nach denſelben Grundſätzen.“ Solche Ausſprüche könnten ergiebige Texte mannigfacher Erörterungen werden, worauf wir uns doch hier natürlich nicht einlaſſen. Als ich ihm den Fortſchritt pries, der doch darin liege, daß, ohne allen Zwang, wenigſtens ſichtbaren und handgreiflichen, der König von Frankreich ſeinem Volke freie Inſtitutionen verheiße, rief Schlabrendorf ſtürmiſch aus: „Ja wohl ein Fortſchritt, aber kein Verdienſt! Fürſt und Volk ſollen zuſammen kommen, das iſt unwiderruflich; ſteigt nun der Fürſt nicht einige Stufen hinab und giebt, ſo ſteigt das Volk einige hinauf und nimmt; die Sache bleibt dieſelbe.“ Dann ſagte er wieder: „Die Fürſten können den Völkern nicht helfen, ſie dürfen ſich ihrer Macht auch um der Völker willen nicht begeben, denn die Übergänge, einmal begonnen, hat nachher niemand mehr in ſeiner Gewalt, und ſie können eben ſo gut zum Verderben als zum Heile führen. Drum wer ein rechter Fürſt iſt, der bleibe es, und regiere kräftig fort, dann wird das Volk auch im Gehorſam ſich frei fühlen.“ Er verlangte, die Staatsverfaſſung ſolle niemanden zwingen wollen, frei zu ſein; „Mögen auch in der Republik Alle, die dazu Luſt haben, ſich zu Knechten, Kriechern und Schmeichlern machen! Aber das verlang' ich vom Staate, daß ſeine Formen von der Art ſind, um einem jeden zu erlauben, ohne grade ein Held und ſtets kampf- und ſchlagfertig zu ſein, doch immer frei und würdig zu leben; dieſen großen Vorzug hat England, dem ehmaligen Frankreich aber fehlte er ganz.“ Menſchenfreundliches Wohlwollen war ein Hauptzug in Schlabrendorf's Staatsbildern; er verwarf es, daß Klaſſen oder Einzelne dem Staatszwecke zum Opfer fielen, er wollte Heil und Freude für Alle, ja ſeine Forderung freier Inſtitutionen geſchah nicht um des Kunſtwerks willen, das ſie darſtellen ſollten, ſondern weil er jeden einzelnen Menſchen dabei betheiligt ſah; „denn der Menſch entbehrt des höchſten Lebensreizes, ſagte er, wenn er nicht einem freien Gemeinweſen in thätiger Mitwirkung und höchſter Selbſtſtändigkeit angehören kann.“

Daß England im Kampfe mit Frankreich nicht unterlegen, freute ihn, beſonders da er dies Ergebniß ganz aus der Stärke herleiten durfte, welche den Engländern durch ihre Verfaſſung und Freiheit gegeben wird; allein auch die Gebrechen dieſer Verfaſſung und die Mängel dieſer Freiheit zeigte er ſcharfſinnig auf, und meinte, hier liege der Grund zu Englands einſtigem Fall, der nicht ausbleiben könne, „Und — ſetzte er mit prophetiſchem Tone hinzu — nie wird Englands Macht größer, nie glänzender und furchtbarer geweſen ſein, als am Tage vorher, ehe ſie zuſammenbricht.“ Er wandte den Spruch des Römers vom römiſchen Reiche „Jam magnitudine laborat sua“ auf England an. „Übrigens merkten, ſagte er, die geſcheidteren Engländer es ſchon lange genug, wo es ihnen fehle, und daß ihr Land in vielen Dingen zurückgeblieben, daß es ſtarke Schritte machen müſſe, um den Nachbarn — den Beſiegten — wieder gleich zu kommen. Die Ertheilung der Bürgerrechte an die Katholiken, die Zufriedenſtellung Irlands, und die unausweichbare Parlamentsreform, würden nicht bloße Schritte, ſondern wahre Sprünge, halsbrechende Sprünge ſein.

Reizende Schilderungen wußte er von dem Leben im Staate zu machen. Er nahm darin vier Stufen an, die des Jünglings, der aufſtrebt und lernt, des Bürgers, der ſeine ſelbſtſtändige Freiheit hat und ausübt, des Staatsbürgers, der an der Verwaltung thätig Theil nimmt, zuletzt des Altvaters, der als zurückgezogene ephoriſche Weisheit und Erfahrung, ohne Mitſtreben des Ehrgeizes, nur noch durch Rath und Vermittlung einwirkt. In dem Altvater mahlte Schlabrendorf in belebten, großartig rührenden Zügen, unwillkürlich ſein eignes Bild aus. „Wenn die Menſchen, ſagte er, bei ſolcher geſetzlich eingeführten Abſtufung, dann nur nicht über das rechte Maß hinaus auf derſelben Stufe verweilen wollten, ſondern einander zu gehöriger Zeit Platz machten, ſo könnte jeder Menſch, der lange genug lebte, ſie alle durchgehen, jeder am Gemeinweſen nach ſeiner Gebühr Theil haben, und ſo die höchſte Fülle menſchlichen Kraftgenuſſes und ſchönſter Lebensausſtattung empfinden, deren Reichthum man jetzt kaum ahndet." Wenn im Staat ein Altvaterſtand beſtimmt würde, dann, meinte er, käme auch wieder das Alter zu Ehren, dem man jetzt ſchon deßhalb wenig Achtung bezeige, weil es ſie nicht einmal annehmen wolle, weil es ſich ſelbſt lieber verläugne. Eine Hauptſorge des Staates müſſe ſein, die Männer nicht zu lange über ihre Lebensfriſche hinaus in Ämtern hinaltern zu laſſen, zu denen jüngere Rüſtigkeit erfordert werde, hier ſei es am angemeſſenſten, goldne Brücken zu bauen für die, welche ſich zurückzögen; es würde ein großes Verdienſt ſein, zu dieſem Zwecke große Stiftungen zu machen. Er meinte auch, es würde ſehr angemeſſen ſein, wenn in einem Parlamente ſich eine permanente Oppoſition aus lauter Altvätern bildete, die freiwillig aus den Ämtern getreten wären, und keine mehr begehrten.

Ich verweile vielleicht manchem ſchon zu lange bei der Mittheilung dieſer Urtheile und Träume des liebenswürdigen Altvaters; allein außer dem Werthe, den ſie an ſich haben mögen, beſitzen ſie an dieſer Stelle einen örtlichen, den ich durch nichts erſetzen könnte, und doch ungern vermiſſen würde. Sie kommen mir vor wie hohe Schattenbäume, zu deren ſtillem Dunkel man ſich gern einige Augenblicke zurückzieht aus dem heißen Staub und Lärm ſo vieler Leidenſchaften, ſcheinſamer Äußerlichkeiten, leichtfertiger und unwürdiger Spiele, welche jeden ermüden, der ſich durch ein Stück Pariſer Leben drängt. Mir waren jene Geſpräche und Gedanken wirklich eine Zuflucht und Kräftigung, und wenn ich in ſpäter Nacht von dem Hotel des Deux-Siciles durch die einſamen Straßen heimging, ſo fühlte ich, daß ich ein Pfund bei mir trug das der Zerſtreuung und Auflöſung des wiederkehrenden Tagelebens ein heilſames Gegengewicht hielt.

Mir war aber noch eine ſtille Zuflucht andrer Art beſchieden. Ich hatte nämlich den Ritter von Reinhold aufgefunden, der mir, ſeit ich ihn zuletzt in Hamburg geſehn, lange Zeit wie verſchollen geweſen war. Ich wußte, daß er von Berlin, wohin er als Geſandter des Königs von Holland gegangen, bald wieder war abgerufen worden, weil Holland aufgehört hatte ein ſelbſtſtändiger Staat zu ſein, ſondern mit allen ſeinen Beamten in das franzöſiſche Reich übergegangen war. Reinhold hatte ſeine Trauer über dies Ereigniß nicht verhehlt, und bezeigte wenig Neigung, dem Kaiſer Napoleon zu dienen, ſollte aber in Paris abwarten, daß ihm eine neue diplomatiſche Stellung zu Theil würde. Man hatte von ſeinem Talent und Karakter die beſte Meinung, doch weil er ſich um keine Gunſt bewarb, noch ſonſt Schmiegſamkeit zeigte, ſo ließ man ihm nur ein geringes Wartegeld, von dem er nicht leben konnte, und deſſen Auszahlung öfters unterblieb. Er trug die Ungerechtigkeit ohne Murren; ſie überhob ihn läſtiger Amtsthätigkeit, die man ihm hätte zumuthen können, und die nöthige Aushülfe ſuchte er in litterariſchen Arbeiten. So lebte er zurückgezogen mit Frau und Schweſter und zwei liebenswürdigen Kindern in einer beſcheidenen Wohnung der Vorſtadt, beſchränkt, arbeitſam, nicht ohne Sorgen, aber befriedigt in ſeiner glücklichen Häuslichkeit, durch ſein reines Bewußtſein getröſtet, und ermuthigt durch ſeinen ſtets friſchen Geiſt, ſeinen klaren und ſichern Überblick der Weltverhältniſſe, die er ihrem nahen Umſchwung entgegen eilen ſah. Seine Gattin und ſeine Schweſter ſtimmten mit ihm völlig überein, und es war eine Freude dieſen ſtillen heitern Kreis zu ſehen, der ein ganz deutſches Leben hegte, und in ſeiner Beſchränktheit nicht nur behaglich, ſondern auch noch geſchmackvoll erſchien, ja die höchſte Vornehmheit in den Geſinnungen bewahrte. Ich beſuchte dieſe Familie fleißig; mit Reinhold hatte ich ſo viel gemeinſam erlebt, ſo viel, was uns geſondert betroffen, nachzuholen, und nicht weniger rief die Gegenwart lebhaften Austauſch der Anſichten und Bemerkungen hervor; in ſehr vielen Wahrnehmungen und Urtheilen konnten wir uns wechſelsweiſe beſtätigen, wo wir verſchieden dachten, war es ohne trennenden Widerſpruch.

Eines Abends kam ich zu Reinhold, mich von der Ermüdung des Tages und von den widerwärtigen politiſchen Eindrücken, die mir von Franzoſen und Deutſchen reichlich zugekommen waren, zu befreien und auszuruhen.

Es war ſchon etwas dunkel, Reinhold und ſeine Schweſter befanden ſich im Grunde des Zimmers, Frau von Reinhold aber ſaß mit dem einen Kinde auf einer Fußbank am Fenſter, ihr gegenüber eine fremde Dame, und ich ebenfalls rückte meinen Stuhl hier an. Nach einer Weile begann die fremde Dame etwas zu erzählen. Ihr erſtes Bewegen und ihr erſtes Sprechen ſchreckte mich auf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zuſammen. Ich war in einen Wirbel dunkler Erinnerung gezogen, dieſe Art, ſo ganz ungewöhnlich und eigen, war mir tief bekannt. Ich hörte und ſann mit geſpannter Aufmerkſamkeit, endlich, nach langem Zweifeln und Schwanken, frag' ich unwillkürlich: „Sind Sie nicht eine Schweſter von Clemens und Bettine Brentano?“ Sie war es, und ſie mußte es ſein, denn nicht auf Frankfurt allein führte dieſe Sprache, dieſe Eigenthümlichkeit zurück, ſondern gradezu auf jenen beſondern Familienboden. Es war Frau von Jordis geborne Luiſe Brentano — unter den Geſchwiſtern Lulu genannt —, die jüngſte der begabten Schweſtern, und nicht die wenigſt liebenswürdige von ihnen. Dies Erkennen verurſachte eine angenehme Aufregung, es war im natürlichſten Geleiſe ein harmloſes Abentheuer. Nach einigen Hinundherreden darüber, ſollt' ich nun auch meine Vorbegegniſſe, die mich mit den Ihrigen zuſammengeführt, näher darlegen. Hier aber mußt' ich in Verlegenheit ſein, denn ich kannte die Familie in Frankfurt faſt gar nicht, und was ich mit Clemens in Prag und dann mit Bettinen in Berlin gehabt, war nicht eben von der Art, daß ich mich darauf hätte mit gutem Gefühl berufen dürfen. Am Ende bekannt' ich, daß es ſchlechterdings nicht angehe, mich ihr als einen Familienfreund vorzuſtellen, eher vielleicht als einen Familienfeind, wenn nicht auch das ſchon ihr gegenüber eine Unwahrheit ſein müßte! Sie nahm den Scherz gütig auf, und eben ſo gütig den Ernſt, der ſich damit verknüpfte und in Erörterung einiger früheren Lebensumſtände auslief. Sie ſprach mit klarer Einſicht und inniger Liebe von den Geſchwiſtern, wußte die Vorzüge anzuerkennen, die Sonderbarkeiten richtig zu erklären, und verſetzte mir ſo meine Vergangenheit wohlthätig verſöhnend in dieſe Gegenwart, nannte mich aber dazwiſchen doch immer wieder den Feind. Das Ganze war höchſt anmuthig, und alles Störende weit entwichen, auch Reinhold's, denen im Anfange doch etwas bange geweſen, zeigten die heiterſte Befriedigung; es war ein Abend, wie deren das reichſte Leben nicht viele zu haben pflegt, mir aber auch dadurch merkwürdig, daß ſchon Einmal mir Ähnliches begegnet war, und ich in dieſem Falle wiederholt erfuhr, wie ſchön Unbefangenheit und Witz im Vereine wirken.

Herr von Jordis, den ich bald kennen lernte, hatte früher am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel in Geſchäften ſich aufgehalten. Von dorther ſtand er mit dem, jetzt wieder in preußiſchen Dienſt zurückgekehrten Grafen von Bülow in genauer Bekanntſchaft, und da ich ihren traulichen Geſprächen oft als Dritter zuhörte, ſo war ich bald in eine Menge Geſchichten eingeweiht, die man im friſchen Übermuthe gar nicht bedacht war zu verhehlen, die aber in der Folge, als ſich alles beſann und zurechtlegte, nicht mehr erwähnt wurden, und für die man ſchwerlich, um ihre beſtrittene Wahrheit zu erhärten, dann noch die frühere Erzählung hätte als Zeugen aufrufen dürfen.

Übrigens konnte man damals und auch ſpäter durchgängig bemerken, daß den meiſten Deutſchen, welche ſich am weſtphäliſchen Hofe zuſammen gefunden, in der Folge ſtets eine gewiſſe Gemeinſchaft geblieben, gleichſam als Theilnehmern derſelben Myſterien, oder als mit demſelben Gebrechen Behafteten, bei denen ſich ein geheimes Einverſtändniß, ſelbſt wenn es ſich verläugnen möchte, doch in manchen ſtillen Zeichen wirkſam erhält. — Auch den ehmals weſtphäliſchen General Freiherrn von Hammerſtein ſah ich öfters in dieſem Hauſe, gedrückt von einem ſchweren Geſchick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Errichtung des Königreichs Weſtphalen hatte auch ihn, wie ſo viele wackre Männer, aus ſeinem natürlichen Verhältniß in dieſes aufgedrungene geriſſen, und als der Augenblick herannahte, dieſes Mißgeſchick durch freie That abzuwerfen, wich der falſche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geiſtes- und Gemüthsgaben, ſeine Geſinnung und ſeine Willenskraft, waren ein beſſeres Loos werth, von dem nur einigermaßen begünſtigt er unfehlbar unter den ausgezeichnetſten Helden der deutſchen Sache geglänzt haben würde!

Inzwiſchen war nun auch der König Ludwig der Achtzehnte in der Hauptſtadt eingetroffen, und die franzöſiſchen Angelegenheiten zeigten eine mit jedem Tage feſtere Geſtalt. Die Emigrirten drangen von allen Seiten hervor, und nahmen Beſitz, nicht von ihren verlorenen Gütern, denn das war auf keine Weiſe thunlich, aber von der Gunſt, dem Einfluſſe, den Ämtern. Mit ihnen wetteifernd rückte die Geiſtlichkeit in die Vortheile ein, die der Augenblick eröffnete; doch mußte ſie noch mit

Klugheit und Schonung verfahren, denn der König ſelbſt war ihr nicht günſtig, und hielt nichts von ihren Formeln, die er nur als politiſches Hülfsmittel gelten ließ. Er war ein Philoſoph im franzöſiſchen Sinne, das heißt in unſrem Sinn ein Freigeiſt, der allen Kirchenglauben verwirft. Seltſamerweiſe hatte man ſogar, um dem Könige unter der Maſſe der Franzoſen Anhänger zu gewinnen, dieſe Seite von ihm gefliſſentlich gerühmt, und nicht ohne Erfolg, denn es ſchien darin eine Gewähr gegeben, daß die Prieſter kein ſchädliches Übergewicht im Staat erlangen würden. Doch im Allgemeinen war gleich im Anfange die Stimmung kalt und mißtrauiſch, und auch die Royaliſten, die entſchiedenſten und heftigſten wenigſtens, vertrauten für ihre Sache mehr dem Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême als dem Könige ſelbſt. Bei dem Volke machte die Perſönlichkeit des Königs keinen guten Eindruck; ſie wurde bald Gegenſtand frecher Bilder und Witzworte. Eines der Spottlieder, die gegen ihn erſchienen, im Vergleich mit andern mehr luſtig als ſchlimm zu nennen, wurde noch am Tage des Einzugs auf den Boulevards ausgetheilt, es hat ſich unter meinen Papieren verwahrt, und ſo mag es auch hier ſeine Stelle finden!

Louis XVIII.

Air: Quand l'Amour naquit à Cythère.

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit que j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;

Univ. Bibl.
München

Pour être bon faut être bête,
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! vive Louis!

Vous étiez las de la victoire,
Vous n'en aurez plus sous ma loi,
On vit bien plus longtems sans gloire.
J'ai soixante ans, regardez moi!
Je ne puis souffrir la vaillance.
Ça me fait mal de voir le sang.
J'arrive avec mon innocence,
Mes vertus et mon ruban blanc.

Bon jour, ma brillante noblesse!
Jadis vous m'avez planté là;
Mais aujourd'hui le péril cesse,
Je vous reconnais . . . . vous voilà!
Venez, ferme appui de mon trône,
Recevez le ruban de moi!
(les nobles s'écrient:)
Nous savons tous ce qu'en vaut l'aune,
Vive Louis! Vive le roi!

Das Gewirr des Pariſer Lebens wurde mir ſchon mit jedem Tag unleidlicher, und ich ſehnte mich, ungeachtet mir des Guten ſo viel begegnete, oft genug nach der Abreiſe, die mir aber noch lange verſagt bleiben ſollte. Um früher nach Deutſchland zurückkehren zu können, gab ich auch den Beſuch in London gern auf, und ſah mit Vergnügen, daß Tettenborn ſeine Gedanken gleicherweiſe ſchon anders gewendet hatte. Ich war der Unruhe und des Gepränges ſatt, neuer Anknüpfungen bedurft' ich nicht, am wenigſten ſucht' ich die hohen; die ſtillen und traulichen, die ich ſchon beſaß, die mir ein dauerndes Glück verhießen, waren allein vermögend mich anzuziehn.

Dennoch durft' ich die Gelegenheiten, die zunächſt auf meiner Bahn ſich darboten, nicht verſäumen. Ich wurde dem Könige von Preußen vorgeführt, der ſich meiner von Prag und Töplitz, und dann von Breslau her, gnädigſt erinnerte, und mir über meine Schilderung der hamburgiſchen Vorgänge im Frühjahr 1813 ein Wort des Beifalls ſagte, den mir bald darauf ein noch aus Chaumont erlaſſenes, nun erſt an mich gelangendes Kabinetſchreiben auch ſchriftlich ausdrückte. Den alten Feldmarſchall von Blücher beſuchte ich, um ihn doch auch hier geſehn zu haben; er war geſchwächt und verfallen, und fühlte ſich nicht mehr auf ſeinem natürlichen Boden, dieſe mannigfache Welt hatte ihm nichts zu bieten, als was den Huſarenoffizier in ihm reizen konnte, und in einen ſolchen verlor er ſich meiſt, wenn er öffentlich erſchien, ſofern man einen Gang durch den Garten des Palais Royal und ſein Verweilen an der Spielbank ſo nennen will. Gneiſenau war mir in andrer Art fremd, ich ehrte ihn doch, aber ſein Umgang zog mich nicht an, ſeine Äußerungen voll Haß und Grimm gegen alle Franzoſen konnten mir nicht gefallen, ſogar Stein war hierin billiger und beweglicher, ich konnte bisweilen entſchiedenen Widerſpruch gegen ihn wagen, und ſogar durchſetzen. Hardenberg und Humboldt hatten alle ihre Zeit und Sorgfalt dem ſchwerringenden Friedensgeſchäfte zuzuwenden; dies war auch der Fall bei Metternich, den ich nur noch ein paarmal ſah und nur flüchtig ſprach. Der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg bezeigte mir bei gelegentlichem Begegnen ein herzliches Wohlwollen, und verſprach mir von freien Stücken einige merkwürdige Papiere zur Geſchichte des eben beendigten Krieges, im Fall ich darüber zu ſchreiben dächte; allein ich ſah ihn dann nicht wieder, und er war auch ſchwer zu finden, da er meiſt von den höchſten Perſonen in Anſpruch genommen war. Wenn ich ſchon dieſe allgemein verehrten, mir bekannten, wohlgeneigten Männer wenig aufſuchte, ſondern zum Theil ganz vernachläſſigte, ſo konnte mir der Vorſchlag, dem Könige von Frankreich und den franzöſiſchen Prinzen aufzuwarten, jetzt wohl nicht ſehr genehm ſein. Er kam von dem Grafen von Trogoff, der aus einem öſterreichiſchen Major ſchnell ein franzöſiſcher Maréchal de Camp und Adjutant des Grafen von Artois geworden war; er ſchwamm im Glücke der neuen Herrlichkeit, im Taumel der größten Hoffnungen, und wollte mich aus guter Meinung dem Beſten, was er kannte, nahe bringen. Doch ich lehnte ſein Anerbieten beſcheiden ab, und wollte auch ihn ſelbſt lieber nicht wiederſehen, als mich in Gefahr ſetzen mit ihm offenbar zu brechen, was bei der Verſchiedenheit der Anſichten auf die Dauer nicht wäre zu verhindern geweſen. Ich vermochte nur nicht zu begreifen, wie der kluge, ſcharfſinnige Mann plötzlich alle ſeine Verſtandesklarheit und Umſicht in blinde Verſtocktheit hatte umwandeln können.

Wie freudig war mir dagegen das Zuſammentreffen mit dem Herzoge von Sachſen-Weimar, das ganz zufällig im Palais Royal Statt fand! Ich war ſchon an ihm vorüber gegangen, er aber ſchickte mir nach und ließ mich zurückholen; er hatte ſich zum Frühſtück bei Véry mehrere Gäſte beſtellt, und ich mußte nun Theil nehmen, vorher aber von allen möglichen Sachen und Perſonen Auskunft geben, beſonders von Tettenborn, Bentheim, Pfuel, und auch von Marwitz, den der Herzog gut gekannt hatte und deſſen Tod er ſehr beklagte. Ich wünſchte zu wiſſen, was Goethe mache, und wie er wohl die neuſte Wendung der Dinge aufnehme; der Herzog aber ſagte etwas empfindlich, Goethe ſchreibe ihm nicht. Mit der Napoleonsverehrung würde es jetzt wohl aus ſein, meinte einer der Anweſenden; der Herzog wandte ſich raſch um, und erwiederte: „O ganz und gar nicht, da kennen Sie Goethe nicht." Und er hatte Recht; ich hörte nach einiger Zeit, daß er, als man in ſeiner Gegenwart auf den Gefallenen heftig losgezogen, erſt einige Zeit geſchwiegen, dann aber mit ſtrenger Ruhe geſagt habe: „Laßt mir meinen Kaiſer in Ruh!"

In dem wechſelnden Tagesgewühle konnte man keinen Schritt gehen, ohne unvermuthet auf Bekannte zu ſtoßen, oder von neuen Ankömmlingen zu hören. In Breslau, als der Krieg eben beginnen ſollte, hatte ich Steffens zum Ausrücken bereit geſehen, und ihm ſcheidend die Hand gedrückt, jetzt, nach glücklich beendigten Feldzügen, konnt' ich ihm abermals die Hand unter herzlichen Glückwünſchen bieten. Er hatte im ſchleſiſchen Heere gedient, in Blücher's Generalſtab unter Gneiſenau, und alſo den ſchärfſten und entſcheidendſten Ereigniſſen beigewohnt, und erzählte mir herrliche Züge aus dem Kriegsleben. Neu war mir auch die muntre Mittheilung, daß er im Rheiniſchen Merkur von Görres ein Gegenwort wider mich geſchrieben, denn von mir ſei doch ohne Zweifel ein Aufſatz in der Feldlager-Zeitung, der die Möglichkeit annehme, die Franzoſen könnten an die Stelle Napoleon's den Kronprinzen von Schweden wählen; das hatte Steffens beſtreiten wollen. Dieſe Plänkelei ſtörte unſern Frieden nicht, ich fühlte mich vielmehr geſchmeichelt, ſolchen

Gegner aufgereizt zu haben. In die Klemme des Widerſtreites, der damals heftig zwiſchen Dänen und Schweden erregt war, gerieth ich noch oft, wiewohl ich durch Geſinnung partheilos dabei war und nach beiden Seiten freundliche Verhältniſſe hatte, wie ich denn auch in Paris mit dem däniſchen Geſandten General von Waltersdorf und dem ſchwediſchen Grafen Löwenhjelm in aller Unbefangenheit gleichmäßig verkehrte.

Immerfort erſchienen neuangekommene alte Bekannte auf dem Platz, und des Anrufens, Verwunderns, Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Aus Berlin ſah ich Kieſewetter, dann Abraham Mendelsſohn, den lieben Freund und wackern Bürger, der mit vollem Zutrauen, und mit ganzem Bewußtſein der Gefahr, in der ſchlimmen Zeit alle ſeine Kräfte als Geſchäftsmann und all ſein erworbenes Vermögen, ſo dem Heil des Staates zu Dienſte geſtellt hatte, daß bei unglücklicher Wendung der Sachen auch für ihn keine Rettung geweſen wäre. Für mich hatte er noch das beſondere Verdienſt, unter den zahlreichen Menſchen, denen ſeine Fürſorge und Aushülfe zu Gute gekommen, auch Rahel durch Rath und That freundlich beigeſtanden zu haben, deſſen wir ihm zeitlebens eingedenk geblieben ſind. Was wir zuerſt beſprachen, war der Tod unſres Freundes Veit in Hamburg, und ſo mußte man bei jedem frohen Begegnen immer auch einiges Leid hervortreten ſehen!

Erwähnen muß ich hier unter den preußiſchen Bekannten noch des Oberſten von Barnekow, des Oberſten Grafen von Kalckreuth, des Rittmeiſters Grafen Archibald von Kaiſerling, des Oberſtlieutenants Grafen Hermann von Pückler, des Rittmeiſters von Goſchitzki, des Obriſtlieutenants Karl von Noſtiz, wiewohl ſie zum Theil nicht in preußiſchen Verhältniſſen ſtanden. Pückler war Adjutant des Herzogs von Weimar, und ſeine vortheilhafte Erſcheinung machte ſich wie immer geltend, von ſeiner kriegeriſchen Kühnheit erzählte man glänzende Beiſpiele, doch jetzt, im Frieden und in Paris, ſah man ſchon wieder mehr auf andre Auszeichnung, deren er keinen Mangel hatte. Noſtiz befeſtigte ſich mehr und mehr in dem Gedanken nach Rußland zu gehen, wo er einen weiten Schauplatz ſeiner Thätigkeit zu finden hoffte; Paris gab ihm wenig Befriedigung, er mußte immer etwas aufgrübeln und anſtreben, eine Klugheit ausführen, einen Gewinn erlangen, und indem er dieſe ungeheure Lebensbewegung vor ſich ſah, mit der Gewißheit, darin müßten alle Vortheile ſtecken, welche die europäiſche Welt irgend darbiete, empfand er ſtets den Verdruß, nicht die Angel zu haben, durch welche ſich die verſchwemmten Güter aus der Fluth herausziehen ließen. Zwei ſeiner Freunde wußten ſich anders zu helfen. Der Graf Karl von Bohlen hatte ſich treuherzig eingeſtanden, das Beſte von Paris ſei eben das, was man genießen könne, und die Verfeinerung der Küche, die Köſtlichkeit der Weine, die Unterhaltung in den Theatern, auf den Boulevards, in Tivoli, das alles dürfe den Sieger um ſo ausſchließlicher erfreuen, als grade dies ſpäter in der Heimath nicht eben ſo zu finden ſein würde. Derſelben Überzeugung huldigte mit noch ſtärkerem Eifer der vormals ſächſiſche Major, jetzt ruſſiſche Oberſt von Boſe; er war mit in den Krieg gegangen, und bei Gelegenheit auch befördert worden, aber zu irgend einer Auszeichnung hatte er es nicht gebracht, und zum Unglück auch nicht das kleinſte Lebenskreuz erlangt. Er ſprach hierüber mit luſtiger Verzweiflung und knüpfte die Bemerkung an, da ſchon während des Krieges ihm die Rüſtigkeit eines Soldaten abgegangen, ſo wolle er ſich im Frieden, da ſie völlig unnütz geworden, nicht mehr deshalb grämen, und ſeine Tage ſo gut hinbringen, als es ſein Körper fodere und erlaube. Demnach hatte er ſich bei Beauvilliers förmlich niedergelaſſen, wo er Morgens und Mittags ungeheure Mahlzeiten verzehrte; ſein ſtürmiſches Anpreiſen dieſes vortrefflichſten aller Reſtaurateurs, ſeine überfließende Beredſamkeit über Tiſch, und ſein gutes Beiſpiel im Eſſen und Trinken, zogen zahlreichen Beſuch herbei, und während der dicke Weſe an ſeiner Tafel thronte, waren die Säle ſtets von deutſchen und ruſſiſchen Gäſten gefüllt, die hier am beſten zu ſpeiſen glaubten, oder auch ihm zuhören wollten, denn ſeine Erzählungen ebenfalls waren von der ausgeſuchteſten, üppigſten Zubereitung. Dieſe Herrlichkeit dauerte viele Wochen, endlich aber trat doch ein Tag ein, wo der Wirth, mit dem Nebenvortheil des Zulaufes nicht zufrieden, auch den beſtimmteren Lohn ſeiner Leiſtungen anſprach, und durch dieſen wunderlichen Einfall dem überraſchten Eßluſt und Laune ſtörte. Glücklicherweiſe legte ſich die Hülfe hoher Gönner in's Mittel, um den tapfern Weſe perſönlich, wenn auch ſein Name noch übel angeſchrieben blieb, aus dieſem Gedränge herauszuziehen. Man ſagte, es ſei ſchade, daß er nicht beſſern Erfolg gehabt, denn unter allen Verbündeten ſei er doch der Einzige geweſen, der für die Leiden des Vaterlandes einige Vergeltung geſucht, der einzige, der es darauf angelegt habe, den Feind aufzufreſſen! Er hatte aber nicht das Glück, auch nur die Erinnerung ſo guter Zeit lange zu genießen.

er ſank in Mißmuth und Schwäche, die Verdroſſenheit verſiegte, die alte Spannung gegen Napoleon und die Franzoſen wollte ſich durch keine neue erſetzen laſſen, und ſo ſtarb er bald nach der Heimkehr ſtill und unbeachtet.

Zahlreiche neue Bekanntſchaften, zwar nur vorübergehende, aber das Herz innig erregende, machte ich durch Rahel, welche mir von Prag her ihre Jäger und Freiwilligen zuſchickte. Sie hatte, wie ſchon anderwärts erwähnt iſt, in Prag, wohin ſie geflüchtet war, auf eigne Hand eine Hülfsthätigkeit begonnen, die aus einfachen Anfängen in gränzenloſem Walten zu dem reichſten Wohlthun erwachſen war. Nicht der Kranken und Verwundeten allein, die, beſonders nach den Schlachten in Sachſen und Böhmen, in erſchreckender Anzahl nach Prag gelangten, nahm ſie ſich mit kräftigſter Fürſorge unabläſſig an, ſchaffte ihnen Nahrung, Kleidung, Unterkunft, ſo weit Mittel und Umſtände es nur zuließen, ſondern auch die oft eben ſo bedürftigen Geſunden, und vor allem die noch kaum Geneſenen, unterſtützte ſie mit jeder Aushülfe, die der Augenblick erforderte. Hunderte von preußiſchen Freiwilligen, die meiſten guter Leute Kind — wie man zu ſagen pflegt —, verſprengte, aus der Gefangenſchaft befreite, aus den Spitälern entlaſſene, wurden von ihr mit Kleidung, Wäſche, Schuhen verſorgt, ſogar mit Waffen neu ausgerüſtet, und dann mit Geld und Empfehlung den im Felde ſtehenden Truppen wieder zugefertigt. Um ihnen für mögliche Fälle auch in der Ferne Anhalt und Hülfe zu ſichern, pflegte ſie den Beſſern die Namen derjenigen Freunde aufzuſchreiben, die ſie bei den Heeren wußte, und von denen ſie überzeugt war, daß ſie ſolche Anweiſung ehren würden. Tettenborn, Bentheim, Mar-

[illegible], [illegible], Charakter, gehörten hauptsächlich in diese Reihe, doch mein Name stand natürlich obenan. Auch auf die Persönlichkeit gezogenen Stellen wurden [illegible] angenommen, und oft in [illegible] Weise geübt. So lange der Krieg währte, und wir weit abgesondert, an der [illegible], in Dänemark, und gerade in den [illegible], die wir dort zogen, konnte man ein paar [illegible] junge Frauen in meinem [illegible], daß mein Vergnügen zu [illegible] und [illegible], die ihnen [illegible] [illegible], und [illegible] bei den [illegible], in den [illegible] [illegible], und um Rahel's willen, [illegible] [illegible] [illegible]. In Berlin aber, dem [illegible] [illegible], traten sie in großer Anzahl auch bei uns ein. Die jungen Frauen, wenn sie [illegible] ihren Mann [illegible] und wie das Glück [illegible], auf welches die [illegible] [illegible] meinen Namen [illegible] hatte, [illegible] mich oft zu [illegible]. Rahel hatte sich bei den meisten ein [illegible] [illegible] [illegible], nicht durch ihre Gaben allein, sondern eben so und noch mehr durch die [illegible], welche sie damit zu verbinden wußte. Von einem hatte sie durch [illegible] [illegible] und [illegible], den andern von [illegible] Dingen abgehalten, einem dritten [illegible] [illegible] [illegible]; sie war mit den [illegible] [illegible] in [illegible] gewesen, hatte [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], daß alle die jungen Frauen wären sie so [illegible] [illegible], und [illegible] auf's neue den [illegible] Namen, der ihnen gerade hier noch die [illegible] [illegible] [illegible], denn solche war die [illegible] [illegible] und [illegible] Jugend von [illegible] gebracht, und nach dem [illegible] [illegible] Krieg und in der [illegible] [illegible] [illegible] waren sie [illegible] liegen, als andere in den Schaufenstern der [illegible]. Es bieten ganz [illegible] den [illegible] Anblick, und manche [illegible] sich in diesem [illegible] Anfang die Studien von Paris zu beginnen. [illegible], wie sein eigner Weg, ein junger [illegible], von [illegible] [illegible] [illegible] in seinen kleinen [illegible] unterzubringen, that im Stillen viel Gutes; allein das [illegible] [illegible] mußte doch immer ein [illegible] bleiben.

Bei der großen Zahl eingeführter [illegible], die dieser Stadt [illegible] [illegible] und [illegible] gewährt, waren [illegible] [illegible] zu [illegible], bei dem großen [illegible] und der [illegible] [illegible] ganz [illegible] [illegible], und bei so mannigfachen [illegible] zu [illegible] [illegible], wo es ein kleiner Fall, daß ich in einer [illegible] [illegible] nicht allein essen konnte. Doch [illegible] ich es [illegible], durch bekannten [illegible], auf [illegible] der [illegible] und [illegible]. Aber auch dann [illegible] der [illegible] noch vom [illegible] ab, so wie man sich [illegible] mußte. So bat ich, einst [illegible] bei [illegible] an meinen kleinen Tisch, [illegible], und ganz [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Doch wollt' ich mir [illegible] doch einen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Blick nicht [illegible] [illegible], und mir [illegible] [illegible] werden, daß ich mein [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible] [illegible] auf und [illegible] mir entgegen. Es war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] mich mit meinem Namen. Doch ich erkannte nur den, als man [illegible], ein [illegible] [illegible] auf der [illegible] [illegible] in Berlin, vom [illegible] ein [illegible], und zugleich [illegible] bei den [illegible] [illegible]. Ich [illegible] mich [illegible], [illegible], so war ein

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

war — erlaubte sich, dem Kaiser vorzuhalten, in seinem Lande sei doch Leibeigenschaft; der menschenfreundliche Herrscher zuckte einen Augenblick, war aber gleich wieder gefaßt, und sagte mit edler Festigkeit: „Sie haben Recht, in Rußland giebt es Leibeigene, aber der Unterschied von ihnen zu den Negersklaven ist noch sehr groß; doch will ich darum [illegible], und erkläre, daß auch die Leibeigenschaft [illegible] ist, daß sie abgeschafft werden muß, und daß sie mit Gottes Hülfe auch unter meiner Regierung aufhören wird." Ein Gemurmel des Beifalls verbreitete sich durch den ganzen Saal, denn der Kaiser hatte diese Worte laut gesprochen, und sie wurden begierig [illegible] und [illegible]. [illegible] Frau von Staël [illegible]. [illegible] gewesen.

Wir [illegible] mit [illegible] in [illegible] gehabt. [illegible] —

womit er doch Regie und Zunft kränkte — übrigens aus mit einem Phantasie in Druck gegeben hatte; allein ich dachte, wie man den Mann grade in dieser Zeit böse gesehen. Gegen den Grafen Reinhard empfand ich ebenfalls nur Widerwillen. [illegible], weil ihm seiner Vaterland abgefallen war, versäumte ich Grégoire und Carnot, die mir doch weit wichtiger waren, und vermuthlich billige Güte und Sinn, denen ich sogar einige Neigung zugewandt hatte. Mit [illegible] d'[illegible] war ich ein einziges mal zusammen, bei längerem Aufenthalt hätte ich mich ihm wohl genähert, so wie auch dem würdigen Lanjuinais. Aber mir kam es immer so vor, als könne ich all' ihre Grundsätze und Gesinnungen und Dinge in der deutschen Übersetzung lesen, welche ich von ihnen in Schlabrendorf hatte, denn er war in der That ein Inbegriff und Auszug aller der Richtungen, die der Revolution angehörten. Nach meinen Bekannten von [illegible], [illegible], [illegible], aber auch Chateaubriand, Bonald, und anderen solchen, hatt' ich auch weniger Neigung mich umzusehen.

Nun muß ich aber doch zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich in Paris keineswegs bloß der Zerstreuung lebte, sondern auch ernstlich beschäftigt war. Den politischen Fragen hätte ich wohl entfliehen mögen, aber sie drangen mit Gewalt an, und ich mußte mich durch sie durcharbeiten. Ich that dies in Briefen, Aufsätzen und Denkschriften, die zum Theil an guten Orten hinreichten und wirkten, um so sicherer vielleicht, als kein Name dabei genannt wurde. Eine Denkschrift über unsere Zustände, die ich zum Theil auf Stein's Aufforderung abgefaßt hatte, legte der russische General Tolstoy dem Kaiser Alexander vor, eine andere ging durch die Hand des Dichters [illegible] [illegible]. Ich sammelte und benutzte fleißig schon jetzt Angaben und Hülfsmittel zu einer kriegsgeschichtlichen Darstellung, und auch verging fast kein Tag, ohne daß ich aus [illegible] Gesprächen einiges niederzuschreiben hatte. Bewegt und erfüllt von solchen mannigfachen und oft anstrengenden Thätigkeit empfand ich das lebhafte Bedürfniß, in deutscher Umgebung aufzuathmen, und das Gefühl heimathlichen Behagens und stiller Sicherheit wenigstens auf Augenblicke hervorzurufen. Daher ich dem höheren Salonleben geflissentlich entsagte, und oft auf dem Wege zu glänzenden Kreisen wieder umkehrte, und zu deutschen Freunden einkehrte.

Hiermit ist einigermaßen auch erklärt, wie so ich bisher noch nicht das Theater zu erwähnen gefunden. In dem Pariser Leben sind die Theater ein tägliches Bestandtheil, das für alle Klassen die größte Bedeutung hat, und die Fremden und Ausländer mit unendlichem Reize anzieht. Glücklicherweise hatte ich diesen Theil bei meinem früheren Aufenthalte hinlänglich genossen, und konnte mich jetzt mit einigen ausgewählten Vorstellungen von Talma, Mlle. Mars, von Brunet und Potier begnügen. Am wenigsten konnte mich die Pracht der Oper und des Ballets locken, und oft ließ ich die mir angebotenen oder vorbehaltenen Plätze ohne die geringste Reue ungenutzt. Auch andere Vergnügungen und Lustbarkeiten raubten mir wenig Zeit; ich begnügte mich dergleichen einmal zu sehen, ohne den Wunsch des Genusses, oder gar der Wiederholung.

Die großen Ereignisse, und, nachdem die Aufregung sich im Allgemeinen verflüchtigten, die tägliche Verhandlung dern noch bewegten Einzelheiten, hielten Paris in einer Spannung, welche durch die Zahl und Beweglichkeit der hier ungewöhnlich zusammengedrängten Menschen noch verstärkt wurde. Solche Spannung wirkt durchaus kräftigend, aber sie pflegt, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht hat, plötzlich nachzulassen, und in weichliche Ermattung überzugehen. Dieser Übergang wurde wohl schon von den Meisten empfunden, und mit ihm auch die stärkere Neigung der Krankheitskeime, welche dann nicht säumen, aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und das Leben in seiner Schwäche zu überfallen. Das Frühjahr war vorgeschritten, und der Kampf in der Atmosphäre zwischen Hitze und Kälte so heftig, daß es genug war, diese Luft zu athmen, um von fieberhaftem Wesen ergriffen zu werden. Die Krankheit war fast allgemein. Einheimische und Fremde litten gleichermaßen, doch besonders solche jungen Leute, die in der Umgegend meist in schlechten Quartieren lagen, und sich wenig helfen konnten. Auch Schlabrendorf entging dem Übel nicht, Tettenborn mußte sich niederlegen, und mich traf dasselbe Loos, doch nur auf wenige Tage, während deren ich die [illegible] zu Hause las, eine Auswahl von Briefen der Frau von Sévigné, Duclos' Geschichte Ludwig's des Eilften, und Chamfort's Schriften durchlief. Eine starke Dosis Opium stellte mich rasch wieder her, und gab mir neuen Antrieb zu den [illegible]. Auch Tettenborn genas bald wieder, und bereitete sich zur Abreise nach Mannheim, wohin ich ihm später nachfolgen sollte, denn einige wichtige Geschäfte mußten mich noch eine Weile in Paris zurückhalten.

Mir war dies um ſo peinlicher, als der Aufbruch bald allgemein war, und alles ſich zur Abreiſe, theils nach England, theils in die Heimath anſchickte. Hardenberg begleitete, wie auch Blücher und Gneiſenau, den König nach England; mir gereichte zum Vortheil beim Abſchiednehmen ſeinen Schwiegerſohn bei ihm zu treffen, den bairiſchen General Grafen von Pappenheim, den er ſehr liebte; denn der biedere und freundliche Mann, früher im öſterreichiſchen Dienſte Tettenborn's Kriegskamerad, ſtellte mich durch ſein zutrauliches und doch rückſichtsvolles Benehmen ſichtbar in der Meinung des Staatskanzlers um einige Stufen höher. Ich empfing die günſtigſten Verſicherungen von Hardenberg, die er mir auch noch ſchriftlich beſtätigen ließ. Doch fand ich einen merklichen Unterſchied zwiſchen dem ſchriftlichen Ausdruck und dem mündlichen, mein Wunſch, noch eine Zeit lang hier zu bleiben wurde zugeſtanden, aber es lautete, als hätte ich das Gegentheil gewünſcht, und müßte mich gedulden. Dergleichen Zeichen eines im Stillen wirkſamen Widerſtandes habe ich ſpäterhin noch oft genug in wichtigeren Dingen und erhöhtem Maaße zu erfahren gehabt.

Auch Stein bereitete ſich ſchon zur Abreiſe. Seine Geſchäfte in der Kriegsverwaltung deutſcher Länder waren noch nicht erledigt, und wurden jetzt wichtiger und dringender. Auch begleiteten ihn wieder ſeine treuen Gehülfen, Rühle und Eichhorn. Er war ungemein heiter. Eines Tages, da ich bei ihm zum Eſſen bleiben ſollte, aber es ablehnte, weil ich verſprochen hatte mit zweien Freunden bei Grignon zu ſpeiſen, mußte ich ſie ihm nennen, der eine war ein Philoſoph: „Da thäten Sie doch beſſer, rief Stein, Sie äßen bei mir, denn bei mir ſind

Sie nicht in Gefahr versucht zu werden," und nun regte er sich in munterer Schilderung dessen, was er Metaphysik nannte, sie sei bei den Menschen das, was bei den Schafen das Drehen, doch ich wüßte wohl gar nicht, was das sei, ich hätte ein Landwirth werden, da würd' ich ihn schon verstehen! Zu diesem Zorn hatte ihn ein Buch von Fichte gebracht, das ihm in die Hände gekommen war. — Als ich ihn später mit Tettenborn besuchte, um Abschied zu nehmen, fanden wir Wilhelm von Humboldt dort, und es fielen wieder mancherlei englische Reden vor, bei denen Humboldt in gewohntem Uebergewicht erschien.

Stein hatte mich immer mit großer Theilnahme nach Schlabrendorf gefragt, und öfters ein gefühlvolles Verlangen bezeigt ihn zu sehen, aber sich doch nie überwinden können, zu ihm zu gehen, der Gedanke mit Jakobinern, Bonapartisten, und wer weiß was alles für Zerstörung zusammen zu treffen, war ihm zu widerwärtig. Schlabrendorf, der sich schon entschlossen hatte seinen Bart abschneiden zu lassen und einige Besuche zu machen, nahm es mit dem alten Freunde nicht so genau, und trat unvermuthet bei Stein in's Zimmer, als dieser eben im Begriff war abzureisen. Der alte Freund sah wohl anders aus, als vor so vielen Jahren, wo Stein ihn zuletzt in England gesehen hatte, er mußte seinen Namen nennen, worauf denn Umarmung und freundliche [illegible] folgten. Bald aber bemächtigte sich Stein's einiger Unmuth, und die folgenden Wechselreden sind wörtlich aus der Erzählung Schlabrendorf's, der mir gleich nachher das Vorgefallene mittheilte. Stein. Aber warum kommen Sie auch grad' erst jetzt, da ich gleich in den Wagen ſteigen muß! Schlabr. Das hab' ich denn doch wohl nicht bewachen können! Und reiſen Sie nach Frankfurt wie ich gebeten habe? Stein. Ja, ich mag nicht mit nach England, mich vom Prinz-Regenten begaffen zu laſſen. Schlabr. Späterhin aber rufen Ihre Dienſtgeſchäfte Sie wohl nach Wien? Stein. Dienſtgeſchäfte? Ich habe keine, ich diene niemanden. Schlabr. Schon recht, weil Sie Allen dienen. Das iſt eine republikaniſche Geſinnung, die mag in Deutſchland vielfältig noth thun. Stein. Aber wir wollen keine Republik in Deutſchland. Schlabr. Nun, Sie haben ſich doch der freien Städte treulichſt angenommen. Stein. Das iſt ganz was anders. Schlabr. Ich will auch gar nicht eigenſinnig ſein, und will die Republik fallen laſſen, aber republikaniſche Geſinnung werden Sie doch in keinem Staat entbehren können, und jeder Fürſt muß ſie im eigenen Intereſſe wecken und nähren. Stein. Was Sie meinen, erkenn' ich an, aber wir haben andre Benennung dafür, wir nennen's Gemeinſinn. Schlabr. Auch gut, und mir um ſo lieber, weil es deutſch iſt, nur verſtehen die Deutſchen nicht immer das Deutſche ſo recht." — Die Scheideſtunde war herangerückt, und die alten Freunde ſagten einander Lebewohl. Zum Schluſſe rief Stein noch: „Auf Wiederſehn in Deutſchland! Denn wenn Preußen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch, und werden Präſident! des Ober- oder Unterhauſes, wie Sie wollen!" — Sie ſahen einander nicht wieder. —

Schlabrendorf ſah ſich auch zu Beſuchen bei Hardenberg und Gneiſenau veranlaßt. Beide waren im Auftrage des Königs bei ihm geweſen, und hatten ihm mit deſſen Danke zugleich das Eiſerne Kreuz überbracht. Der

König wollte dadurch den vaterländiſchen Eifer und die großmüthigen Aufopferungen anerkennen, durch welche Schlabrendorf um die preußiſche Sache ſich ſo vielfach verdient gemacht. Die Stiftung des Eiſernen Kreuzes hatte ihm gleich ungemein gefallen, und wiewohl ſonſt kein Freund von Orden, ließ er dieſen doch vollkommen gelten. Aber nie war ihm in den Sinn gekommen, ſelber ſo geſchmückt zu werden, und die Sache überraſchte und freute ihn, obgleich ſie ihn auch etwas verdroß, letzteres eben deßhalb, weil ſie ihn freute. Dieſes Gemiſch in ſeiner Empfindung war auch wohl Urſache, daß er mir bis dahin von dem ganzen Vorgange lieber gar nichts geſagt, und mich ihn erſt jetzt wie zufällig erfahren ließ. Bei Gneiſenau wurden ebenfalls, wie bei Stein, ſcharfe Reden mit guter Laune aufgetiſcht, die mir Schlabrendorf nachher wiederholte, von denen ich aber nichts aufgezeichnet finde; ich erinnere mich nur, daß er mit Vergnügen anmerkte, bei einigen ſeiner Äußerungen, welche Gneiſenau mit ernſter Miene ruhig angehört, hätten die jungen Adjutanten ſich des Lachens nicht erwehrt.

Der Frieden mit Frankreich war ſchon ſo gut wie geſchloſſen, man erwartete täglich die Unterzeichnung. Was von den Bedingungen verlautete, wollte jedoch weder den Franzoſen noch den Deutſchen genügen; nur die Engländer ſchienen erlangt zu haben, was ihnen gebührte und genehm war, nächſt ihnen waren die Ruſſen am meiſten befriedigt; für Preußen, überhaupt für Deutſchland, blieb noch manche Ungewißheit, deren Löſung auf den Kongreß verſchoben wurde, der im Sommer zu Wien Statt finden ſollte.

Von Napoleon, der auf der Inſel Elba ſich ruhig verhielt, hörte man wenig; ſein öſterreichiſcher Begleiter auf der Reiſe nach Elba, Graf Karl von Clam-Martinitz, erzählte mir von den wunderlichen Auftritten, die ſich unterwegs ereignet hatten, von dem Haſſe, der ſich gegen ihn gezeigt; jedermann glaubte ſeine Rolle zu Ende, und niemand wollte des Vertrags von Fontainebleau eingedenk ſein, deſſen Erfüllung die Bourbons ohnehin verweigerten. Plötzlich aber rief ein erſchütternder Schlag den Namen Napoleon's für einen Augenblick auf's neue in's Gedächtniß, und regte zu tiefen Betrachtungen auf. Die Kaiſerin Joſephine, Napoleon's geſchiedene Gattin, ſtarb am 29. Mai in Malmaiſon, ſehr ſchnell an dem herrſchenden Übel, das auch ſie, doch anfangs nur ſehr gelinde, befallen hatte. Der Kaiſer von Rußland war ihr beſonders günſtig geweſen, die Bourbons nahmen ſich ihrer an, ſie ſollte in den nächſten Tagen am Hofe Ludwig's des Achtzehnten erſcheinen; während der Glanz des im Übermuthe des Glückes treuloſen Gemahls mehr und mehr erloſch, ging der Stern der Verſtoßenen noch Einmal wieder auf. Doch nur auf kurze Friſt! Ihr Tod wurde von vielen Franzoſen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemeſis erkennen, die ihm ſage, es ſei mit ſeinem Glücke vorbei, und die ihn furchtbarer Reue überliefere; Andre wollten darin die rächende Strafe für Joſephinen ſehen, weil dieſe den Feinden des Gemahls ſich befreunden wollte, ja man beſchuldigte ſie, am meiſten zu ſeinem Sturze beigetragen zu haben, denn ſie zumeiſt habe die Ideen in ihm genährt, die ihn das Faubourg Saint-Germain begünſtigen und eine zweite Heirath wünſchen ließen.

In den nächſten Tagen begann der faſt allgemeine Aufbruch nach England, auch die nur kürzlich erſt angekommenen Prinzeſſinnen von Kurland reiſten dorthin, wiewohl ſie ungern Paris ſo ſchnell verließen; mit der Herzogin von Accerenza war die Gräfin von Plettenberg gekommen, die wir noch vor wenigen Monaten auf ihrem Landſitze bei Münſter beſucht hatten. Das Wiederſehn nach ſolchen Umwandlungen aller Dinge, nach ſo großen Gemüthsbewegungen der Furcht und Hoffnung, hatte einen Reiz, der ſich mit nichts vergleichen läßt.

Nur wenige Tage, ſo ſchien es, hatte ich noch in Paris zu verweilen, um einige militairiſche Ausfertigungen, die ſich in den Kanzleien hinſchleppten, abzuwarten, und meine Ungeduld hatte längſt alles, was von meiner Seite geſchehen konnte, zur Abfahrt vorbereitet. Allein mir ſollte dies erſehnte Glück ſo ſchnell noch nicht gewährt ſein. Meine Geneſung, anſtatt ſich zu befeſtigen, ging ſichtlich abwärts, und die nicht geheilte, nur unterdrückte und dadurch verſchlimmerte Krankheit brach in einem Rückfall neuerdings heftiger aus. Das Katarrhalfieber war in ein nervöſes übergegangen, und der herzugerufene Arzt Dr. Harbaur verrieth einige Bedenklichkeit. Eine Reihe ſehr ſchlechter Tage ging vorüber; erſt mit Beginn der Beſſerung ließ ich Schlabrendorf wiſſen, daß ich krank ſei; er kam nun, und ſaß ſtundenlang vor meinem Bette, zu meinem unausſprechlichen Troſte; ſeine Unterhaltung war die lieblichſte, erfreuendſte, und ganz meinem Zuſtande angemeſſen, ſie wurde ſtärker und derber nach Maßgabe meiner wachſenden Kräfte. In den Stunden des Alleinſeins labte ich meine Seele mit den heilſamen Eindrücken der Erzählungen Goethe's aus ſeinem Leben, wovon der dritte Theil eben herausgekommen und durch ein Wunder ſo früh nach Paris in die Hände von Henriette Mendelsſohn gekommen war; das Buch konnte gewiß kein zweitesmal hier gefunden werden. Frau von Jordis und Henriette Mendelsſohn ſandten mir Erquickungen. Der wackre Arzt ließ es ſeinerſeits an keiner Aufmerkſamkeit fehlen; und ſo war ich binnen kurzem ſo weit, an die Abreiſe denken zu dürfen, die ich als die zuverläſſige Ergänzung meiner Geneſung anſah.

Der Abſchied von Paris war mir leicht, der von den lieben Freunden ſchwer. Schlabrendorf geſtand mir, er ſelber denke jetzt zum erſtenmal ernſtlich an die Rückkehr nach Deutſchland; Paris, das er unter den ſchwerſten Umſtänden ertragen, das er in den ſchlimmſten Zeiten noch ſtets geliebt, werde ihm jetzt zuwider, und hauptſächlich aus einem Grunde, der geringfügig erſcheine im Vergleich mit andern Dingen, aber für ihn entſcheidend werde; die neue Regierung hatte nämlich eine ſtrenge Verordnung wegen der Sonntagsfeier erlaſſen, und er ſah darin den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreißenden, von oben begünſtigten und gebotenen Gleißnerei und Scheinheiligkeit, das Schrecklichſte, was ſeiner Meinung nach einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staat und alles Glück der Familien gehe dabei zu Grunde. Die Leute, die für ihre Andacht ſo tiefe Stille und ſo große Anſtalten nöthig hätten, dünkten ihm in der Frömmigkeit noch ſo zurück zu ſein, wie jener Klempnermeiſter es im Schreiben war, der ſeinen Lehrburſchen in die Werkſtatt abſchickte mit der Weiſung, die Geſellen möchten doch eine Weile ſtill ſein, er habe eine Quittung auszufertigen! Dies mit anzuſehn, meinte Schlabrendorf, dieſe kirchliche Äußerlichkeit als Frömmigkeit hinzunehmen, ſei ihm unmöglich, und grade weil die Sache ganz äußerlich hervortrete und täglich den Sinnen ſich aufdringe, werde ſie ihm zu täglich wiederholter Beleidigung. Als ich ſpäter in Berlin dieſe von Schlabrendorf angeführte Beweggründe zum Weggehen von Paris dem General von Kruſemarck wiedererzählte, tadelte dieſer ſie heftig, und meinte, was das den Alten denn anginge, dergleichen könne ihm ganz einerlei ſein, ſobald man ihn nicht perſönlich zu etwas zwingen wolle. Allein Schlabrendorf nahm die Sache höchſt ernſt und wichtig, als eine perſönliche und allgemeine. Genug er war entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, und wollte zuerſt auf ſeinen Gütern in Schleſien nachſehen, was er dort etwa Nützliches unternehmen könnte. Es war ihm Ernſt genug, aber die Ausführung, gleich der ſo manches andern Vorſatzes, verlor ſich in der grübelnden Überlegung, in welcher Weiſe die Sache am zweckmäßigſten zu thun ſei. Ich fand ihn das nächſte Jahr noch ſtets im Hotel des Deux-Siciles.

Am 16. Juni reiſte ich nach Straßburg ab, und von hier ohne Aufſchub jenſeits des Rheins nach Baden-Baden, wo ich Tettenborn finden ſollte.

Baden-Baden.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte ſich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unſern Kreis oder an ihm vorüber. Ein längerer Aufenthalt in Mannheim war durch die Umſtände gerechtfertigt, und die Annehmlichkeiten des dortigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim iſt die im ſüdlichen Deutſchland am meiſten norddeutſche Stadt; ein Kern von höherer Bildung hatte ſich dort unter dem Kurfürſten Karl Theodor angeſetzt, und pflanzte ſich in Geſelligkeit, Litteratur, Kunſtgeſchmack, beſonders auch im wohlgepflegten Theaterweſen, noch immer lebendig fort; mancher Spätling bezeugte durch Wort und That den Glanz jener früheren Zeiten; die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andre dieſer Geltung, waren hier anſäßig; der in Karlsruhe beglaubigte niederländiſche Geſandte Admiral von Kinkel, hatte hier ſeinen bleibenden Aufenthalt; Fremde, wie der Freiherr Stryck van Linſchoten, der General von Tettenborn, ließen ſich gern auf längere Zeit hier nieder, an Beſuchenden und Durchreiſenden fehlte es nicht; ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und erfreulicher, als Karlsruhe, dort hatte ein verſchwundener Hof gute Wirkungen zurückgelaſſen, die hier ein vorhandener meiſtentheils vermiſſen ließ. —

Gegen Ende des März aber richteten ſich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Beſuch dort eintraf. Die Prinzeſſin von Wallis hatte Italien verlaſſen, wo ſie zuletzt unter Ausſpähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen an andern Orten, auch nach Karlsruhe, um zu ſehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, ſondern auch ſichtbar genug war, und die Zuflüſterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweiſung dringend gewünſcht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er ſei nicht zum Richter jenes häuslichen Zwiſtes beſtellt, der Lebenswandel der Prinzeſſin gehe ihn auch nicht an, noch immer ſei ſie Prinzeſſin von Wallis, und als ſolche und als ſeine Verwandte habe ſie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeſchmälerten Anſpruch. Der ſonſt läſſige, unentſchloſſene, aber im Herzen edle und mit gutem Verſtande begabte Fürſt hatte ſolche Augenblicke großmüthiger und feſter Entſchließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünſchen geweſen wäre. Genug, die von mächtigeren Höfen abgewieſene Prinzeſſin fand an dem badiſchen, der hierin ſelbſtſtändiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings ſeltſam und anſtößig, und gab weit und breit zu reden

Ich bin zwar kein Augenzeuge geweſen, da ich in Mannheim zu bleiben Urſache hatte, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundſchaftlichen Briefes erſetzen, den ich in jenen Tagen empfing, und den ich hier einzuſchalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geſchrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur ſchönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverſtanden. Das Intereſſe, welches dieſe Stadt in äſthetiſcher und diplomatiſcher Hinſicht darbieten kann, verſchwindet neben jenem der badiſchen Reſidenz. Die Prinzeſſin von Wales beglückt letztere ſchon ſeit drei Tagen, und mit Erſtaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenſtern des Poſthauſes, wo ſich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzeſſin blicken läßt. Am Hofe ſcheint man mit dem durchlauchtigſten Gaſte wohl zufrieden zu ſein. Man führt ein intereſſantes Geſpräch, man ſingt in den Konzerten der Großherzogin, reitet ſpaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Faſtenzeit einen Hofball nicht geſtattet. Die Schönheit der Prinzeſſin läßt ſich nicht ſchildern, man muß ſie geſehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgeſtern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu ſich der Hof in Gala ſetzte, und bei dieſer Gelegenheit ward der Prinzeſſin das diplomatiſche Korps vorgeſtellt. Wir nahmen uns recht ſchön aus. Da ſie uns in Beziehung auf ihre Reiſen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer ſei als jenes von München, und wir hierüber ſchon ziemlich genaue Notizen hatten, ſo vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzeſſin aus ihren vielen Reiſen gezogen, nicht wohl zu entſcheiden. — Der Oberhofmeiſter Bergami iſt ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem ſtürmiſchen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünſcht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tiſche iſt er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich ſein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erſcheinen. An ſeiner Bruſt prangen drei Orden, auf ſeiner Rückſeite ein Kammerherrnſchlüſſel, und auf ſeinem Säbel die Portraite der Murat'ſchen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen ſehr feſten Reiter, und wird als ſolcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche ſämmtlich in eine Art Jägeruniform geſteckt ſind, erregten nicht viel Aufmerkſamkeit. — Die Prinzeſſin wohnte geſtern der herrlichen Vorſtellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war ſchön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Eſſig noch verſchont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute iſt eine Fahrt nach Baden veranſtaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Neben iſt ſeit einigen Tagen in Stuttgart, wo er ſtillſchweigend „die verfluchten Konſtitutionellen" muſtert." —

Der Gegenſtand war damals noch ſcherzhaft genug, um ſo launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war ſchon zu viel von dem innern Zuſammenhange dieſer Geſchichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu ſein über die unwürdigen Anſchläge, welche immerfort gegen die Prinzeſſin geſchmiedet wurden, und bei jedem Redlichen ſogar die Frage nach ihrer Schuld oder Unſchuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen ſeine Gemahlin, die aber auch ihrerſeits von frühſter Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen ſeiner Feindſeligkeit nicht ſeine engliſchen Geſandten, welche ſchwerlich ſeine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, ſie wohl gar abgewieſen hätten, ſondern ſeine hannöverſchen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des ſonſt hochachtungswerthen Grafen von Münſter, dieſer Leidenſchaft ſeines Herrn ſo willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverſchen Geſandten mit in dieſen gehäſſigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schluſſe des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverſcher Geſandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, ſeiner Dienſtpflicht die Ausführung deſſen, was man in dieſem Falle von ihm verlangte, ſeufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er ſich, um perſönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief ſchon andeutet, für die Zeit der Anweſenheit der Prinzeſſin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreiſe erſchien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigſter Geſinnung erfüllte Mann unterzog ſich den niedrigſten Nachforſchungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß beſonders werthvoll ſchien, durch vieles Geld bewogen wurde, ſich nach London abſchicken und dort reichlich verpflegen zu laſſen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch dieſe traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umſtände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentiſch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß geſetzt hatte, ſo lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Ausſage verlangt zu ſehen, wobei ich zwar nichts zu Gunſten der Königin, aber ſcharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte ausſprechen müſſen. Ich ſah es als eine Gunſt des Schickſals an, daß dieſe Gefahr ſpäter nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieſer kurzen Erſcheinung der Prinzeſſin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz andrer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling ſtarb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit ſehr aus den Augen verloren, und ſein Tod überraſchte mich; die wenigen ausführlichen Geſpräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine ſanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und ſelbſt Widerſpruch gegen ſeinen Glauben mit liebevoller Nachſicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverſtanden, wie ihm ſeine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch ſtets geiſtesrege, und ihn weit überſehende Frau ſogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing ſein Herz noch immer, und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, deſſen Wege er doch nicht zu verſtehen bekannte. Von der Theorie der Geiſterkunde wollte er nicht gern ſprechen, er ſah ſie als eine Verirrung an. Gern und ſehr anmuthig erzählte er ſeine Lebensbegegniſſe, wobei mitunter ſehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiſer Alexander ihn einſt, nach längern religiöſen Unterhaltungen, auf's äußerſte bedrängt, er ſolle ſagen, welche der chriſtlichen Partheien er am meiſten übereinſtimmend glaube mit der ächten, reinen Chriſtuslehre? So hart war die Frage nicht geſtellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten ſollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, ſondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf dieſe Frage, alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der chriſtlichen Formen ſchlöſſe den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menſchen ſelbſt an, auf ſeine Geſinnungen und ſeinen Wandel. Der Kaiſer war hiermit nicht zufrieden, und meinte, es müſſe doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forſcher wie Jung ſei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage ſich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaiſers, und nach einigem Beſinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder ſeinen Spruch, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, einen Vorzug einzuräumen. Endlich ſagte der Kaiſer, ihm ſelber ſei die Sache beinah entſchieden, nur wünſchte er ſeine Meinung durch Andre beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja, verſetzte Jung, die Herrnhuter ſind vortrefflich, und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Menſch nur gut iſt, ſo kann er in jeder gedeihen." Der Kaiſer konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling iſt merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher ſich noch in ſeiner letzten Zeit ein Geiſt erhob, der in ſeinem frommen Wallen faſt immer die Feſſeln des Wahnes und Aberglaubens ſchwer mitgetragen hatte. Der Tod ſtand lange vor ihm, zögerte aber ſtets, und der Greis, der zu ſterben wünſchte, konnte ſich der Klage nicht erwehren, daß ſein Leidenszuſtand ſehr groß ſei. Eine ſeiner Enkelinnen ſtand an ſeinem Bette, und glaubte ihn tröſten zu müſſen: „Bedenken Sie aber, ſagte ſie, welche Herrlichkeit Sie bald ſehen werden,“ und nun malte ſie ihm den Himmel mit den genaueſten Zügen und Bildern, die in ſolchem Augenblicke doch allzu kindiſch erſcheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröſtung unangemeſſen, und wies ſie mit der verdrießlichen Äußerung zurück: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden beſuchte, hat mir an dem Tage ſelbſt, wo ſie ſie gehört, dieſe merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs ſagen, daß ſie mehr bedeuten, als bei frömmſter Zuverſicht, die Jung gewiß hatte, ihr ſchlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ —

Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Mai ſich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarſte getroffen und erſchüttert; mit dieſem Prinzen erloſch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzeſſinnen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam, und welche alleſammt unangefochten heranwuchſen und blühten, während die Brüder früh ſtarben, hatten keinen Anſpruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergeben mußten; dieſe waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. Es ſchien das Unwahrſcheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, ſich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausſtürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Beſtürzung den wichtigen Trauerfall und beſprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angſt und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die ſchon bei dem frühern Falle leiſe geflüſtert worden, erneuten ſich lauter und dreiſter; beſonders war das unterſte Volk geſchäftig, die abentheuerlichſten, unhaltbarſten Anſchuldigungen in ſeiner dunklen Vorſtellungsweiſe zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider ſchon in Betreff ſeiner ſelbſt insgeheim ein ſolcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer ſeiner Diener, der ſich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und ſich aus Gewiſſensangſt getödtet habe, wurzelte immer feſter bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt ſelber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von dieſen düſtern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte ſie manche Perſonen ſehen, welche den hülfloſen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten. —

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei ſeiner Durchreiſe in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er ſeit dem Jahre 1815 ſich aufgehalten und die Entſcheidung ſeiner preußiſchen Dienſtanſtellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um ſeine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geſchärft an allen ſeit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereigniſſen, hatte er in Berlin beobachtet, und ſeine Wahrnehmungen waren von der Art, daß ſie den Eingeweihten ſowohl befriedigten, als überraſchten, erſteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche ſein Blick den Gegenſtänden noch abgewann. Seine Einſichten waren ein reicher Schatz, ſeine leichte Darſtellungsgabe hatte ein ſcharfes Gepräge, ſeine Meinungen bewegten ſich in einem großen Kreiſe, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umſtände forderten. Aber grade dieſe ſeltnen Talente und Eigenſchaften ſchloſſen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchſten Verhältniſſen einem Fürſten oder wenigſtens einem Miniſter zur Seite ſtehen müſſen, als deſſen Aug' und Ohr, als eine leiſe Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geiſtigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren ſeine Gaben wo nicht verloren, denn er ſpendete ſie bereitwillig aus, aber doch ihm ſelbſt unnütz, er konnte ſie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; ſie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geſchäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit ſehr geringen Talenten abzufinden ſind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Lindner anfangs eine Bundeszeitung wollte ſchreiben laſſen, ein Gedanke, der ſich von ſelbſt aufhob, als neben Preußen auch Öſterreich ihre Zeitung führen ſollte! Aber nicht viel beſſer war es, daß der Fürſt von Hardenberg glaubte, er könne durch Lindner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken laſſen; dieſe hatte der Worte genug, ſie harrte auf Thaten; was der Fürſt, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch ſagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Lindner hätte ſagen mögen und können. Alſo für dieſen durchaus ein Verhältniß der Herabſtimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden ſein konnte! Auch hatte er ſelbſt ein richtiges Vorgefühl dieſer falſchen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn ſich aufſchließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn ſchätzenden Männern, die er in hohen Ämtern thätig und einflußreich ſah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Überzeugung nur beſtärken. Rahel aber ſah die Sachen gleich von Anfang ungünſtig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn ſeine Hoffnungen wollte ſie nicht ſtören. —

Kaum war dieſer Beſuch vorüber, ſo erſchien ein anderer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufſehen machte. Der päpſtliche Nuncius Zen war beauftragt, die Sache der römiſchen Kurie gegen die deutſch-katholiſche Sache des Kapitularvikars von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg, am badiſchen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzuſetzen. Der Glanz und die Ehre einer ſolchen Beſchickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgeſetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet ſchien, lebte zu tief in dem Weſen der Religion, als daß ſie ſich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte ſie in ſolchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit ſchon bald verfehlt, und der Nuntius klagte, ſeine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuſcht. Der Miniſter Freiherr von Hacke lieh wohl den römiſchen Einflüſterungen ein williges Ohr, und benahm ſich gegen Weſſenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptſache ſtand doch immer in des letztern eigner Entſcheidung, und dieſe war in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen unerſchütterlich. Die deutſch-katholiſche Kirche war damals auf dem beſten Wege, ſich in ächt chriſtlicher Weiſe herzuſtellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfniſſe des Vaterlandes gemäß und heilſam erſchien, in ihrer Mitte ſelbſt waren die Führer dieſes guten Werkes erſtanden, Männer wie Weſſenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen ſich anſchloß, ſowohl der Geiſtlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entſprochen haben. Weſſenberg beſonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des frommſten Sinnes und der edelſten Geiſtesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Weſſenberg wäre die größte Bürgſchaft der innern Eintracht und des gedeihlichen Fortſchrittes geweſen. Allein die Regierungen, und namentlich die proteſtantiſchen, deren höchſter Vortheil es war, jene heilſamen Veränderungen zu fördern, durch welche die katholiſche Kirche in Deutſchland eine deutſche geworden wäre, erwieſen ſich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortſetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größeren ihre Mühen vergeblich blieben. Die perſönliche Sache Weſſenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entſchloß ſich, nach Rom zu gehen, und ſich dort gegen die ihm gemachten Beſchuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung ſo auch Schrecken und Angſt. Weſſenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten heimliche Gegner, die ſeiner Natur, milden und vaterländiſchen Geſinnung gram waren, ihn dort verläumdet, ſeine Feinde waren ſeine Richter, gehäſſige, unwiſſende Richter, und für ein Schickſal konnte dort ſeiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müſſen, auch wäre wohl Weſſenberg's Namen jenſeits der Alpen nicht ganz machtlos geweſen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Mühe und Beſchwerlichkeit, auch ohne die genannten Äußerſten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angeſehene Perſonen riethen ihm warnend ab, ſeine Freunde beſchworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es ſeine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich ſeinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß ſeine Gegner ihn verläumdeten. Er reiſte wirklich ab, und ich bemerke noch einige wenige Zeilen.

mit denen er Abſchied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott! wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder, unverſehrt an Leib und Seele, bereichert mit glücklichen Zuſtänden; aber ſein Wirken war gebrochen, und freiwillig entſagte er der Weltthätigkeit, die von Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieſer Sachen in Deutſchland nun keine volle Friedensthätigkeit für ihn, ſondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes geworden wäre. —

Der Juni war mittlerweile vorgeſchritten, und das ſchöne Wetter lockte nach Baden, das auch dieſen Sommer wieder in größtem Glanze ſtrahlte. Die Geſellſchaft konnte mit allem Recht eine europäiſche heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europa's ihre reichſten Beiträge dazu gegeben, ſondern auch weil ſie ſelbſt in der Sphäre ſich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klaſſen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinſames erſcheint. Selbſt die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall ſchon verſchliſſen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meiſt ſind es nur die mittleren Klaſſen, die in jener gehäſſigen Abgeſchloſſenheit ſtecken bleiben, die wirklich vornehmen gehen willig und leicht in den gemeinſamen Typus ein, ja werden ſogar deſſen höchſter Ausdruck. Doch waren überhaupt die Engländer, ſowohl vornehme als mittlere Klaſſen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht ſo zahlreich, als wir ſie ſpäterhin jahraus jahrein dort angeſiedelt ſehen, ſie hatten in der Geſellſchaft kein Übergewicht und machten darauf auch keinen Anſpruch.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Geſellſchaft war abermals das Haus des Generals von Tettenborn, der, wie im vorigen Jahre, durch das Anſehen ſeines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der ſo reichen als behaglichen Einrichtung, durch eine nach allen Seiten ſich erſtreckende Freigebigkeit, und vor allem durch ſeine und ſeiner Gattin ſtets erfreuende Unbedenklichkeit, unaufhörlich alles Ausgezeichnete und Wünſchenswerthe in ſeinen Kreis zog, und ſogar neben dem wirklichen Landesherrn, wie dieſer einmal ärgerlich äußerte, als der eigentliche Hof des Landes gelten konnte. Hier ſah man, um zuerſt der namhaften Fremden zu gedenken, die Frau von Krüdener mit ihrer geiſtlichen Begleitung und die Marſchallin Marmont Herzogin von Ragusa mit der ihrigen, den ruſſiſchen Geſandten Grafen Golowkin, bekannt durch ſeine an eigner Heftigkeit und Selbſtverläugnung geſcheiterte Geſandtſchaft nach China, den noch jugendlichen, aber ſchon vielerfahrenen und kriegsberühmten franzöſiſchen General [illegible], den Grafen von Saint-Aulaire, den ehemaligen Polizeichef in Rom Herrn von Montbreton-Norvins, den [illegible] und nachherigen Miniſter [illegible], den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Roſtopſchin. Der letztere Name überſtrahlte alle andern, und keine Perſon, in welcher die größten Gegenſätze ſich hart zuſammengezogen zeigten, welche Rußland und Europa erregt haben, wäre ſein Name auch nicht mit dem Brande von Moskau ſchon unauflöslich verknüpft geweſen. Man thut wohl hier etwas ausführlicher zu reden.

Er kam von Paris, wo er einen längeren Aufenthalt gemacht, und ſchien ganz erfriſcht und erneut von der geistigen Bewegung, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die beiden Freunde [illegible], daß er [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible] glaubte; ſie nannten ihre Namen, [illegible] ihn bei dem Könige an, und [illegible] ihn endlich mit ſeiner [illegible] [illegible]; nun erkannte er die [illegible], [illegible] ſich [illegible], [illegible] mit der [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible], und nach einer Weile war er im Stande wieder zu ſprechen wie ſonſt. Der [illegible] [illegible] [illegible] aber blieb den beiden Zeugen [illegible], und einer beider hat mir lange nachher mit allem Schauder der [illegible] [illegible] [illegible] ausführlich ſo erzählt, wie ich ſie hier wiedergegeben. Noch lange, ſagt man, blieb [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die doch [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible], die ſie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wieder in [illegible] zu, welche die [illegible] [illegible] ſich ihm endlich noch [illegible] hatte, und die [illegible] und [illegible], die ihm [illegible] wurden, gaben [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] als einer der [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] zu ſein. — Ich habe [illegible] aber [illegible] [illegible], weil [illegible] [illegible] [illegible] nur wenig [illegible] worden, und die [illegible] [illegible] in dieſem Bilde den [illegible] und [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible].

Dieſer Mann hatte Stunden, in welchen er mit [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] einer [illegible], einer [illegible] [illegible], wo er mit [illegible] von [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] von [illegible] [illegible], der [illegible] durch die [illegible] [illegible]; [illegible], die ihn mit den [illegible] freundschaftlichen Gesellschaften zeigen, weil seine Aufmerksamkeit auch die Männer, und sich den Frauen mit zarter Huldigung [illegible]. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gefällige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart ihn anzogen, verhehlte eine schlaue Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerkt habe, so daß es eine Spannung war, den Helden von [illegible] auch noch als den einer französischen Intriguenstücke zu sehen. Aber sein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er [illegible] [illegible] über das ihm Zugemuthete, und meinte, in seinen Jahren müsse man die Freundschaft suchen, aber die Liebe gar nicht mehr kennen.

Nach Paris war auch Frau von [illegible] gekommen, die Gattin des durch seinen Reichthum berühmten [illegible] [illegible] [illegible]. Sie war eine geborne [illegible], und die Gabe, [illegible] [illegible] mehrere Jahre früher, als sie schon gestorben war, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] als eine der größten Beleidigungen seines Lebens, daß doch an [illegible] nicht [illegible] [illegible] sei, [illegible] [illegible] [illegible], der ihm [illegible] [illegible] Bedeutung gewonnen. Er war gewandt, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, [illegible] sich die Aufmerksamkeit, die sie machte, und sagte ihm [illegible] [illegible] Gefallen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, [illegible] [illegible] von ihnen umgeben, aber [illegible] in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne besonderen Werth darauf zu legen, aber zu [illegible], dadurch [illegible] zu sein. Sie hatte [illegible] bei einer [illegible] Gelegenheit auf die [illegible] Weise gezeigt. Ihr war vor mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten gestohlen worden, ein Diebstahl, der ihnen [illegible] ſeiner hohen Stellung die Thätigkeit der Polizei ſchnell anregte. Doch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde deſſelben vollkommen überführt. Frau von Trombach, als ſie hörte, daß der Name einer hochgeachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgeſtellt werden müſſe, war ſogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, ſie wollte ihre Diamanten [illegible] und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies [illegible] wurde. Die Schuldige, deren Handlung die [illegible] unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog ſich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Trombach in tiefe Verborgenheit nach Deutſchland zurück, und ſtarb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich geachtet von Geiſt und Bewegung, mit ſanften geiſtreichen Augen freundlich blickend, und im Geſpräch durch milde Äußerungen gefaßt, erſetzte Frau von Trombach reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verwöhnt, ſondern bei ihren Verhältniſſen faſt gezwungen, die geiſtigen Talente in das einer Dame der großen Welt [illegible], wußte ſie diejenigen, welche ſie nur als ſolche kannten, um ſo mehr zu überraſchen und entzücken, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Einfalt ſichtbar wurde, die ſie ihrem damals etwa ſiebenjährigen Sohne Anatole widmete; in dieſem reinen Ausdruck der natürlichſten und ſchönſten Liebe ſchien jede andere Beziehung wie verſchwunden. Im Übrigen hatte ſie mehr allgemeine Weltformen, als perſönlichere, und die als [illegible] großes Gefolge wäre leicht zu mißdeuten geweſen, hätte man nicht alle Perſonen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für ſie erfüllt geſehen. Sie hatte die Tochter eines franzöſiſchen Generals bei ſich, eine ruſſiſche Freigelaſſene von blühender Jugend und hohem Stand, ruſſiſche Herren, die ſich ihr als Reiſebegleiter angeſchloſſen hatten, einen Muſiker, einen Zeichner, deutſche und franzöſiſche Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern konnte keiner andern Dame ſo leicht einfallen, doch ſchien die Herzogin von Rovigo es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch ſehr ſchön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen [illegible], den wir in Berlin während der Franzoſenzeit als Verwaltungsbeamten geſehen hatten. Für ihre Größe war ſie etwas zu ſtark, allein ſie hielt ſich ſo ſtattlich, daß dieſe Fülle nur den Eindruck ihrer Gebieterlichkeit vermehrte. Auch ſie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch ſie war gewohnt, der Mittelpunkt einer Geſellſchaftlichkeit, eines glänzenden Hauſes zu ſein. Doch mußte ſie jetzt von der politiſchen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marſchall hielt ſich bekanntlich dem [illegible] gegenwärtig, und wie wenig ſie auch geneigt ſein mochte, den [illegible] des Gatten oder das [illegible] ihrer Meinungen zu unterwerfen, ſo verſtand ſie doch die weiblichen Verhältniſſe zu gut, als daß ſie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Rückſicht hätte verſagen wollen. Dieſer Zwang erſchien um ſo beleidigender, als man Gaben von franzöſiſchen Kunſtſchätzen bedacht wußte, denen einige erſten genannt wurden, andre aber, wie man vorausſagte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten ſich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchſten Hofkreiſe und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es ſchon zum guten Ton, zum guten Geſchmack möchte man ſagen, ſich der Oppoſition anzuſchließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutſchland, dachte man ungünſtig von der Reſtauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in deſſen Bewunderung hauptſächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Republikaner gern hervor, und menſchliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbeſchäftigten beſonders in den höheren Klaſſen! Zu Gunſten der Anhänger oder wenigſtens Folger Napoleon's wirkte auch der Umſtand mit, daß die Reſtauration, welche nach ihrer erſten Einſetzung noch ziemlich milde verfahren war, bei ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßſtab anlegte, den ein unbefangener Sinn ſchlechterdings nicht zugeſtehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen ſahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrſchaft als die ſchlimmſten ſeiner Diener gekannt hatten, auch nicht grade die, welche am auffallendſten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil blieb wie jene ſtanden wohl gar in Gunſt und Anſehen, und die wirklich Verfolgten erſchienen dabei nur um ſo unſchuldiger; in ihnen war oft nur das, deſſen man ſich zu ihnen verſah, nicht das, was ſie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeſchicks, oft auch wohl nur perſönlicher Haß und Neid in den höhern Kreiſen, wo immer am erſten die große politiſche Sache dem Nutzen und der Zuſtändigkeit der Perſonen untergeordnet wird. Bei den Deutſchen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menſchliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen ſie noch eben feindlich gegenüberſtanden, und ſo war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin ſie ſich zunächſt gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meiſten waren tapfere, kluge Männer, die ſich jetzt äußerſt beſcheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Übermuth und verletzende Anmaßung der herrſchenden Partei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im ruſſiſchen Feldzuge den General Excelmans feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, ſpäter auch als edlen Menſchen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartiſten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gaſtlich ſein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günſtig, und die Großmuth anziehend, bald war ein Häuflein Schutz oder Anhalt ſuchender Franzoſen um ihn verſammelt. Frau von Demidoff, ſelbſt faſt eine Pariſerin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerſeits die Sympathieen nicht, welche ſie vorzugsweiſe für die Napoleoniſchen Franzoſen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüſſel herumgezeigt und vorgeleſen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die franzöſiſchen Witzlinge der liberalen Partei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenſeite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Ruſſiſche Liebhaberſtimmen wetteiferten mit franzöſiſchen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Geſänge vorzutragen, und dazwiſchen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neuſte Geſtalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie dieſe unabhängigen und freiſinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Raguſa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landleute nicht gehen; ſie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß ſie auch dieſe noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der urſprünglich auf geſelliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politiſchen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Ruſſin fiel, die ihren Hof ſich mehren ſah, während der Kreis der Franzöſin weniger beſucht wurde. War nun die franzöſiſche Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die Kleinſte um ſo empfindlicher, oder was ſonſt ſich einmiſchen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das ſonſt in der Weiſe der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegenſatz immer ſtärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechſel ausbrach und endigte. Und wurde das pikante Schauſpiel, zwei Damen der auserleſenſten Pariſer Welt, mit beſter Art, im eleganteſten und fließendſten Franzöſiſch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmſten Dinge ſagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, ſondern

Wir ſtanden ſchweigend wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meiſterzüge gegen einander verſuchen, und das Spiel zuletzt doch unentſchieden laſſen.

Unter den franzöſiſchen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andre, deren Bekanntſchaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und beſonders unſer Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabſcheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Raſtoptſchin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder ſchmiegten ſich ihm an. Doch grade er war das Ziel der heftigſten Verfolgung. Der franzöſiſche Geſandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer ſeine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, deſſen Gunſt er gewonnen hatte, ſich für ihn verwendete und faſt verbürgte, die Weiſungen aus Paris waren zu beſtimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf ſich laden mögen. Der König Max Joſeph, dem die herrſchende franzöſiſche Parthei ſchon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich dieſe für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch ſein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte ſich keinen Zwang auf, ſeine Meinung frei und laut herauszuſagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn geſprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei laſſen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er ſtehe ganz gut mit dem Könige. In ſolchen Fällen durch Dreiſtigkeit zu bezahlen, iſt bei den Franzoſen ſprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an ſolcher Münze. Er kam ſogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuverſichtlich an, hielt ihm die wohlklingendſte Rede, erzählte von Straßburg, wo der König ſeine Jugenderinnerungen hatte, und wußte dieſen nach und nach ſo günſtig zu ſtimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab ſpazirte. Mehr brauchte dieſer nicht, er war durch dieſe öffentliche Thatſache hinreichend ſichergeſtellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit ſeine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg ſollte auch der Geſandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer ſeine mißliche Seite habe, und bisweilen die Perſon mehr bloßſtelle, als ſchütze. Er hatte von der badiſchen Polizei die Wegweiſung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba geweſen war, und glaubte ſeine Forderung durch Angaben verſtärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieſer, und im größten Zorne ſchrieb er dem Geſandten eine Ausforderung, welche dieſen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen ſetzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittlung beigelegt wurde.

Glimpflicher, als die eben erwähnten, wurde Herr von Monbreton-Norvins angeſehen. Auch er war ein Bonapartiſt, ohne Frage, und er verhehlte ſeine Anhänglichkeit an die Kaiſerzeit nicht; allein er gab ſich mit Poeſie ab, und aus ſeiner Feder floſſen keine Chanſons und Epigramme, ſondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unſterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politiſch unſchädlich. Er ging und kam ungeſtört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte ſpäter in Paris denn doch, daß ſeine Feder auch politiſcher Schärfen fähig ſei.

Zwiſchen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taſtet aus Straßburg wohlthätige Vermittlung; ſie hing durch ihre Geſinnungen dem Vergangnen an, ihre Verhältniſſe hingegen hielten ſie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das anſehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der ſich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich iſt, im offnen Ausdruck ihres Freiſeins noch weiter; ihr muſikaliſches Talent ergötzte die Geſellſchaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenſeits des Rheins nicht zu ſingen geweſen wäre. Um keinen Preis hätte dieſe treffliche Familie den Antheil verläugnet, den ſie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menſchen widmete, die jetzt politiſch verfolgt, aber ihr ſonſt von guter Seite bekannt waren oder jetzt erſt wurden; alle konnten auf gaſtliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürſprache, die ſich oft genug, ungeachtet des Scheelſehens der Behörden, unmittelbar wirkſam zeigte. Die Franzoſen haben in ihren großen politiſchen Stürmen ſich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine iſt die der raſchen beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meiſterſchaft nicht abzuſprechen iſt; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andre Schule ſich bewährt, und ausharrende Treue, ſowohl politiſche, als auch beſonders rein menſchliche, erweiſt ſich noch täglich dort in den höchſten Beiſpielen. Die Familie Taſtet beſchränkte ſich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als ſie Straßburg verlaſſen hatte und in Amiens wohnte, bot ſie deutſchen Freunden, welche ſie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigſte und liebevollſte Zuflucht, wobei ſie den eignen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Waren manche jener Franzoſen einiger Unbeſonnenheit und eines Mangels an Vorſicht nicht freizuſprechen, ſo traf dieſer Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und ſich der großen Geſellſchaft anſchloß, aber zugleich in ihr ſchweigend und möglichſt unbedeutend bleiben wollte. Doch dieſe Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Luſtfahrt war er unſerem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewiſſen Anſichten, welche er unter früheren Einflüſſen in ſeinen Kämpfen der Zeit dichteriſch ausgeſprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorſtellungen, die er über die Anſänge der franzöſiſchen Revolution darlegte Der Fremde ſchwieg nicht ohne Zeichen von Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald ſo hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft ſeiner Rede uns in Erſtaunen ſetzte, und uns die Überzeugung gab, dieſer Mann ſei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrag. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verſchieden er plötzlich von dem erſcheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns ſeine Verſtellung unnöthig ſei, und noch denſelben Abend ließ er uns durch Bachelu wiſſen, daß ſein wahrer Name Teſte und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten ſei, für deren Geſchäfte zum Theil er auch dieſe Reiſe unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren, der mächtigen Gegenſätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten ſich Deutſche in Deutſchland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzoſen, und in dunkler Nähe geſtaltete ſich ſchon das Unheil, daß Deutſche in Frankreich als Flüchtlinge zu ſehen ſein ſollten!

Außer dem Könige und der Königin von Baiern und deren Prinzeſſinnen zählte Baden noch andre hohe Häupter, die längere oder kürzere Zeit verweilten; der Großherzog von Sachſen-Weimar, auf einer Reiſe nach der Schweiz begriffen, blieb mehrere Tage, auch ſahen wir ſeine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luiſe; die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt benutzte die Badezeit, um ihre Mutter und Geſchwiſter beiſammen zu ſehen. Zuletzt waren auch noch der König und die Königin von Würtemberg eingetroffen, ein hohes Paar, auf welchem alle Blicke mit Ehrfurcht und Zuneigung ruhten. Der König war als tapfrer Feldherr allen Kriegsmännern theuer, und ſein redliches Bemühen, in ſeinem Lande eine würdige und zweckmäßige Verfaſſung aufzuſtellen, machte ihn allen Freiſinnigen werth. Die Königin Katharina war ihrerſeits durch Schönheit und Geiſt höchſt ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schweſter des Kaiſers Alexander alles nach großartigem Maßſtabe beurtheilte; ſie hatte nichts Phantaſtiſches, aber einen ſcharfen, klaren Verſtand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menſchen und Verhältniſſe Wirkſame lebhaft ergriff und leitete; wenn ſie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anſtalten des Gewerbfleißes den ſchmählichen und nebelnden äſthetiſchen Beſtrebungen vorzog, ſo traf ſie damit ein richtiges Ziel, das den Ort- und Zeitbedürfniſſen entſprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr nur kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihr Andenken unvergeßlich gemacht. Lebhaft bewegte ſich alles um die würtembergiſchen Herrſchaften, man fühlte geſunden, fruchtbaren Boden, man athmete freiere Luft. Der Miniſter vom Stein war mit dem Könige in enger Verbindung, und alle höheren Fragen, die das Wohl Deutſchlands, ſeine Verfaſſungswehen, ſeine Wehranſtalten, ſeine Adels- und Kirchenverhältniſſe betrafen, wurden von würtembergiſcher Seite kräftig gehandhabt. Der geiſtvolle, lebensfriſche Miniſter von Wangenheim, der klug und weit wirkende von Cotta, und manche andre wackre Männer, wußten die allgemeinen Sachen mit denen ihres Landes oft glücklich zuſammenſtrömen zu laſſen.

Hier wäre nun vieles mitzutheilen, was allerdings geeignet ſein könnte, an perſönlichen Beziehungen manche geſchichtliche Entwicklung fortzuleiten; indeß ſcheint hiefür der ſchickliche Augenblick noch nicht gekommen, und ich muß mich auf Andeutungen beſchränken, welche ſpäterhin zu weiterer Ausführung gelangen mögen. Einſtweilen darf ich, was mich ſelbſt betrifft, nur verſichern, daß meine Thätigkeit, meine Verbindungen, meine Hoffnungen und Ausſichten, welche letztere ich aber nie als lediglich perſönliche zu faſſen vermocht, wohl zu keiner Zeit ſtärker und entſchiedner waren.

Alle Spannung ſo mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge ſchönſter Sommertage zu einer Luſtreiſe in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zuſammenfluß der ſeltenſten Begünſtigungen, zu dem Schönſten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte ſeine nähere Geſellſchaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies ſich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meiſterſchaft. Reitende Boten waren überall vorausgeſchickt, unſer Kommen anzumelden, dieſen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir ſelber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigſten Dienerſchaft über dreißig Perſonen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andere fuhren in offnen Wagen. Unſer nächſtes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, beſahen den herrlichen Waſſerfall von Tryberg, beſuchten das Bad Rippoltsau, überſtiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch ſelbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reiſe dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen ſind, der mag, wenn er das ſchönſte Wetter, die heiterſte, in ſich einigſte und vollkommen befriedigte Geſellſchaft, die belebteſten Geſpräche und mannigfachſten Beluſtigungen hinzudenkt, ſich einigermaßen vorſtellen, welcher Hauch des Wohlſeins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude ſich darſtellte. Solche zehn Tage, wie herausgeſchnitten und rein geſondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingniſſe, Rückſichten und Umſtände, die uns den Athem erſchweren, und anſtatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, ſolch eine lachende Inſel begegnet uns im wüſten Meere zu ſelten, um nicht wenigſtens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauſpiele der Natur, die Felſen und Bäche und Waſſerfälle, das ſchimmernde Grün der Wieſen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauſchen der Wäſſer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der ſchönſten Träume. Niemals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhbedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Übergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſre zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſre Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andre kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, ſo wird mir dieſer, ich darf es hoffen, innigen Dank nicht verſagen!

Raſtoptſchin, der zu unſerem Leidweſen die Luſtfahrt nicht mitgemacht hatte, freute ſich ſehr unſrer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernſter, als wir ihn verlaſſen hatten, und es ſchien, als wären politiſche Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geſchehen ſah, er fand ſich auf's neue zum Abwarten hingewieſen, welches bei ſeinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Überdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeiſt der Völker, dem die Fürſten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs des Achtzehnten mit der Charte in Frankreich bittrer Ernſt geworden, ſondern der Kaiſer Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen; Raſtoptſchin empörte ſich bei dem Gedanken, daß der beſiegte Pole das haben ſollte, was dem ſiegenden Ruſſen verſagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunſt vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte ſie ſtets nur als Einheit geſehen, und fand mit dieſer auch am leichteſten fertig zu werden, mochte ſie nun in dem Fürſten ſelbſt, oder in einem Miniſter, einem Günſtling oder einer Maitreſſe liegen. Dieſe

Anſichten ließ er eines Tages ſcharf und bündig gegen ein engliſches Parlamentsglied ausrücken, deſſen ſteifem Verſtande er durch Witz- und Schlagworte arg zuſetzte, und auch an Kenntniß der engliſchen Verfaſſung und Geſchichte faſt überlegen war; wenn er die dortigen Verhältniſſe haßte, ſo war es wenigſtens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringſchätzung, ſondern vielleicht nur aus ächt ruſſiſcher Vaterlandsgluth, die mit der römiſchen des Tacitus vergleichbar ſein mag, welchem für Rom das Gebet entſtieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Raſtoptſchin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichſte Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhauſe vereinte gleich nach unſrer Wiederkunft die ganze höhere Geſellſchaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angeſiedelt lebte, nach der Favorite bei Raſtatt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernſte Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anläſſe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaiſers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Menſch, war nach allem Anſchein auch außer ſeinem Fache thätig. Der ruſſiſche Miniſter Graf Kapodiſtrias war dieſen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weiſungen, und die dem badiſchen Geheimen Rathe Friederich, mit dem ich in engſter Freundſchaft lebte, durch Tettenborn's Vermittlung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, iſt als der eigentliche Wendepunkt anzuſehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig ſinkende badiſche Gebiets- und Heimfallsfrage ſich zu heben und einer günſtigen Löſung entgegenzugehen begann. Neben ſolchen ſtillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Argerniſſen, die nur in nutzloſer Thorheit beſtanden. Dahin zählten alle Beſonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußiſchen Oberſten von Maſſenbach, der nach allerlei Anſtiftungen in ſeinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutſchland zu wirken hoffte, zugleich aber ſein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloſeſte, unbegreiflichſte Weiſe aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von ſteter Unruhe geplagt, und ſchon in jüngern Jahren eines etwas ſchwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, ſo daß die Kataſtrophe, die ihn ſeiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menſchen mit großer Gewalt, und lockte die verſchiedenartigſten Thätigkeiten auf ihr Feld, das Allen zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es ſchienen die außerordentlichſten Dinge möglich. Die politiſchen Kenntniſſe waren unglaublich ſparſam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philoſoph Hegel, der Schauſpieldichter Kotzebue und der Naturforſcher Oken, ja von dem harmloſen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg verweilte, klangen einige Äußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andre jedoch als bitterer Ernſt trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unſerem Kreiſe nur der Spanier Gimbernat, der an ſeinem Vaterlande verzweifelnd ganz in chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen lebte.

Während unſrer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erſchütterte. Frau von Stael war dort geſtorben, und der Eindruck ihres Todes war um ſo tiefer, als die Meiſten von uns ſie perſönlich gekannt hatten, Rahel ſchon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch ſogleich an Chamiſſo, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean ſchiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage ſchilderte, und der ſowohl unſer Bedauern erhöhte, als auch ſonſt das Nachdenken beſchäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leſer neu und hier willkommen ſein; möge er hier zwiſchen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zuſammengeht! Der Brief iſt von dem verſtorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke iſt geſtern früh ruhig eingeſchlafen. Ich habe dieſen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufſicht einbalſamirt worden iſt, um in die Gruft ihrer unſterblichen Eltern, ihnen gegenüber, zu Coppet niedergelegt zu werden. Dieß war der wiederholt ausgeſprochene Wille der Entſchlafenen."

„Wir haben die Einbalſamirung faſt auf ägyptiſche Weiſe unternommen; es iſt des Kamphereſſigs und Kampherſpiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Maſtix und des Firniſſes, ſo wie des Gerbeſtoffes und der Binden nicht geſpart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unſre Chirurgen und Apotheker, die ſich an Senatoren geübt hatten, waren hier beſeelt von der Würde der Perſon, deren Werke ſie mit Bewunderung geleſen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatiſchen Einfluß ſchützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentſtellten Verewigten abformen zu laſſen. Mademoiſelle Randall, die an Treue unerſchütterlichſte Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige ſolche Abbildung nicht gewünſcht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorſchlag zurückgewieſen, allein ſo heilig die vermeintlichen Gedanken der Entſchlafenen auch ſein mochten, ſo glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in ſo zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorſtellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Profektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu laſſen. Ich benutzte unterdeſſen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten, um ein, wie ich mir ſchmeichle, kleines aber ähnliches Bild ſelbſt zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Geſichtsformen und auch des ſchön gewölbten Schädels, dem Baron Auguſt von Stael, dem einzigen Sohne der Verſtorbenen, einzuhändigen."

„Ein anderer Wunſch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der die Urſachen des Hinſcheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als poſitiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indeſſen hat ohne beſonderes Zuthun, die Operation des Einbalſamirens mich hinlänglich überzeugt, daß dieſe außerordentliche Seele auch in dem vollkommenſt organiſirten Körper webte, der allein bis jetzt ſo vieler Thätigkeit zu widerſtehen vermögend war!“

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich geweſen iſt. Das Öffnen des ſehr wenig verbogenen Rückgraths war zum Einbalſamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es iſt bekanntlich der Sitz faſt aller Bewegungsnerven, und möchte wohl auch den Sitz des Übels verbergen.“

„Die Verewigte entſchlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur ſeit Kurzem die Blaſe und ihre Umgebung befiel, wo ſie auch zuletzt den Brand einer Anfangs unbedeutenden durchgelegenen Wunde veranlaßte, ſondern auch endlich die Bruſtmuskeln und das ſehr dünne

Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterſtützt wurde. Die Lungen ſtrotzten von Blut und Seroſität. Das Hinſcheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vorgehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige ſchon in den erſten Tagen, da ich ſie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich ſtets bat aufmerkſam zu ſein, wenn er ſie befiele, damit ſie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieſer ſehr geliebten Erde. In der That verging ſtets beim Einſchlummern Beſinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erſchreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten dieſe alsdann aufrecht. Die phyſiſche Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerſchöpflichen Geiſteskraft, die ſie ſo ſiegreich durch's ganze Leben beherrſchte."

„Dieſes iſt ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen iſt, Rechenſchaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geſchrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konſultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode verſucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erſchöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrenen Chirurgen war ohnehin beſonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebſt dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie ſie ſie nannte, ſie zu erſchrecken anfingen. Es war am 13 vorigen Monats, als die entſetzliche Engbrüſtigkeit anfing, den 14 ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 15

Juli, und ward um 2 Uhr Nachmittags ſo heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu ſpaniſchen Fliegen und andern kräftigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir ſie ſchwach, aber etwas beſſer. Die Selige ſchlief hernach bis 12 Uhr und beſtand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall ſie, ob ſie ſchliefe; ſie antwortete „Lourdement et profondement", und dieſes waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte ſie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Änderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich ſchon auf war, ſo ſah ich ſie bald nachher. Allein Puls und Athem waren geſchwunden, und die Todtenkälte verbreitete ſich ſchon über die Schläfe. Sie war eingeſchlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenſtille verſunken."

„Man hat in dem hermetiſch verſchloſſenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angeſichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Staël und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf."

Aus Berlin kamen in derſelben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbeſtimmtheit in Spannung ſetzten. Der Staatsrath, in ſeiner nunmehrigen Geſtalt eine neue Schöpfung, hatte ſeine Thätigkeit begonnen, welche ſogleich gegen den, welcher ſie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg ſich zu wenden Höfen. Aber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieſer Verſammlung erweckte nur einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein Überblick und ſicheres Eindringen in die Sachen, mußten von Freund und Feind ſämmtlich anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die ſich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen beſtimmte Berichte, die ganz Süddeutſchland beunruhigten, und deren Inhalt nicht ſo leicht auf ſein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Übertreibung aus einer ſonſt glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde ſchwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, ſo wäre mir unſchätzbar geweſen, meinen lieben Freund Reimer zu ſprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich beſuchen einſprach; treuen und ſcharfen Blickes, mit den Perſonen und Sachen zu Hauſe wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit ſprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, mich ſelbſt und Andre zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Weſſelhöft's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufſehen, und der Brand des Berliner Schauſpielhauſes am 29. Juli erſchreckte in ſeiner Weiſe die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerſtreute ſich dieſer Nebel und Rauch wieder, und man ſah auf's neue ungetrübt in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten betrachtet lag. Im ſüdlichen Deutſchland war unläugbar die Anlage zu großen Entwicklungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel geſundes

Ehren, geschickten Talent redlich entsprechend. Allein das südliche Deutschland schien doch entscheidendere Geschichtskeime in sich zu tragen, und deren ruhigern und heitern, aber gediegenen und tüchtigen Elementen sich für das Ganze der Einheit der nächsten Zukunft würde bestimmen wollen. Man sah nun, daß überall in den heutigen Verhältnissen wenigstens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, so ging man den begonnenen Weg still weiter.

Mit diesem stillen Bestreben hing ein Besuch zusammen, den ich von Hebel, dem allemannischen Dichter, empfing. Ich hatte seine Bekanntschaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgesellschaft, er liebte seine freien Nachmittags- und Abendstunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genossen hinzubringen, die er durch seine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In seinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheinische Hausfreund“ hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beschäftigte zugleich Einbildungskraft und Verstand, und auch auf die Gebildeten verfehlte dies „Schatzkästlein“, zu welchem er jene Beiträge gesammelt hatte, den günstigsten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünstiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen seinen Vorzügen und seiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergeben, daß er in jenem Büchlein gelegentlich von dem Kaiser Napoleon stets in einer förmlich verehrlichen Weise gesprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt gern las, empört hatte. Wohl war ich seitdem verständigt worden, er habe den Verkehr auf Be-

[illegible] Regierung [illegible] und [illegible] in der guten Meinung [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] Die Königin Katharina von Württemberg war [illegible] in der Wohlthätigkeit [illegible] und die [illegible] zu [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible] und die Königin hatte [illegible] In der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] Formen, [illegible] nun [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible].

Ganz anders waren die [illegible] [illegible] in Belgien. Die Steuerbewilligung unter der französischen Herrschaft war [illegible] [illegible], aber die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Lage der Dinge [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; allein man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible], [illegible] [illegible] die große Spannung der [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zu [illegible] [illegible] Belgien [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

In Brabant waren [illegible] der [illegible] [illegible] nicht aufgegeben. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Rath Kaiſer, einem der erſten Räthe im Juſtizminiſterium und Mitarbeiter am neuen Geſetzbuch, war mit den höchſten Staatsbehörden und dem Hofe nach Brüſſel gezogen, da grade an dieſe Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu ſein, welcher zufolge geſetzlicher Beſtimmung von Jahr zu Jahr zwiſchen beiden Städten wechſelte. Die Belgier hatten dieſen Wechſel verlangt, allein für ſie glichen die Nachtheile ſich leichter aus, als für die Holländer ſelbſt; wie er aber zu vermeiden geweſen wäre in den damaligen Verhältniſſen, ließe ſich wohl ſchwerlich angeben. Mein Schwager hatte ſich anfangs ebenſo wie mir gefürchtet; die Brüſſeler hatten ſich den Fremden zwar nicht mehr mit Haß und Groll wie ehemals, aber doch mit kalter Zurückhaltung, kleinbürgerlichen Bedenken und ähnlichen Meinungen. Von einem Theil ſeiner Verantwortungen durch den Verluſt gleich entſchädigt, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erſte Geſpräch beruhigt, und als ich zufällig nach ihrem Hauſe gelangt und für ihre Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieſer, der manche Nummer, den ich auf den Bergen mit eigentlich nur ebenfalls kannte, ein förmliches Winterquartier geſchloſſen und, als ſelbſt die Glieder der andern Geſandtſchaft in den erſten Augenblick ſich fanden. Herr Kaiſer gehörte zu jenen Holländern, die mit Hingebung dem Königthum, aber auch mit Liebe den Freiheiten anhängen, und der aus dieſen wollen Geſichtern gern eine Zuflucht öffnen; er war früher ſchon dem Könige Ludwig von Holland entſchieden ergeben, war aber mit anderen Ereigniſſen dem Hauſe Oranien zugethan, an welchem die katholiſche Freiſinnigkeit eine gute Stütze hatte und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich

Dieſe hatte in dieſem Betreff einige nicht unwillkommene Ergänzungen angefügt.

Durch dieſe machte ich zugleich die Bekanntſchaft des Juſtizminiſters von Beyme und bald auch die des geweſenen Cabinetsminiſters Goltz; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Menſch durch ſeine [illegible] Offenheit, ſeine allgemeine Bildung und ſeine alte Geſchäftsbildung, als Staatsmann durch ſeinen ruhigen Scharfblick und ſein maßvolles geſundes Urtheil. Der Freund des niederländiſchen Geſandten in Rom, Ritter von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, [illegible] von Niebuhr's Jugendfreund, der preußiſche Miniſter-Reſident Schultz in Frankfurt, auch der Könige. In der eben erwähnten Denkſchrift nannte ich den einzigen Namen Voß als [illegible] [illegible] und [illegible] der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten ſei; und ich nannte ihn um ſo mehr, als er damals ohne thätige Anſtellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie ſehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den ſchwierigſten Umſtänden das Ruder zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unſern Geſandten, Fürſten von Hatzfeldt, empfohlen. Gegen dieſen letztern beſtand in Preußen bei den [illegible] Männern ein ſtarker Widerwille. Blücher hatte die härteſten Ausdrücke über ihn ergehen laſſen, Gneiſenau, Grolman, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und unſer lieber [illegible], hatten ihn gründlich, man ſieht die [illegible] der Zeiten, der Königin Luiſe und Scharnhorſt's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu entſcheiden, wie weit er die politiſche Meinung, die ihn das allgemeine Lob verdient habe, ich war damals und auch ſpäter gar ſehr geneigt, ihn für begünſtigt zu halten; aber das Vorurtheil konnte wie den anhaltenden Eindruck der Perſönlichkeit nicht ſtören, und dieſe war ein ſehr günſtiger; in der Mitte ſeiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und durch zuſammenſtimmenden Geiſt ſich auszeichnete, erſchien er als würdigſtes und glücklichſtes Haupt, voll perſönlicher Herzensgüte, der jedem Einzelnen ihm Freude gönnte, und nach Möglichkeit verſchaffte; daß er der Geſchäfte kundig war, und ſie mit Leichtigkeit behandelte, läßt ſich gern glauben, ich habe es theilweis ſelbſt geſehen; in dem geiſtigen Verkehr brachte er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichſtellung und Traulichkeit in den höheren Kreiſen herrſchte. In allen dieſen Beziehungen konnten wir mit ſeinem letzten Vorſatze unſers Landes nur ſeinen günſtigſten perſönlichen Beifall wünſchen, und wir genoſſen auf ſeinem ſchönen Landſitze in Laeken und auch in Brüſſel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Iſt ihm ſpäter Mangel an Feſtigkeit des Charakters und ſpäter an Einſicht des politiſchen Glückes vorgeworfen worden, ſo darf doch die gute Erinnerung, die ich mit Gewißheit von ihm habe, mir dies nicht ſtören.

Der König wollte ſich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters geſehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verſtändige Freundlichkeit ſeines Benehmens und ſeiner Äußerungen hatte mit der Herrſchaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in England, ſondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können, und in der That läßt die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und sein Volk nach und nach sich einschoben. Der Vorstellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Preußen, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeldt. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine starke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Fürsten und Könige nahe genug gesehen, um mir gerade nicht selbst als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Gespräche der großen Welt, wenn sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein möchte; allein trotz allem diesen hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beflissen sein werde, bei solcher Gelegenheit, wie in äußerer Erscheinung, so auch in geistiger Persönlichkeit, wenigstens sein Bestes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo Vorgestellte vorzugehen hatte, schon immer nicht ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das höchste gesteigert, aber zugleich von mir abgezogen und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich benehmen, was er sagen, erwiedern, anknüpfen würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten Weltgewandte, in allen Gebieten einheimische

Mann, das beſchäftigte mich lebhaft, bis zur Stunde, ich ſtrengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den koſtbaren Worten keines zu vergeſſen. Doch ſtand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erſchien, ſprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, leutſelig, freimüthig, anregend und auffordernd ſogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs ſtumm, allein was er ſagte, hielt ſich in Sinn und Ausdruck durchaus kläglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phraſe machte er, nur das Nothdürftigſte ſprach er in den geringſten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterſcheiden, wie ſie Europa jahraus jahrein hin und her wehen ſieht. So blieb es bis zum Schluſſe der Audienz, und erſtaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der ſo gar nicht als ſolcher hatte erſcheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeiſter des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus ſeinem Beiſpiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Koſten ſchon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt ſind, muß man ſie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen; die übrigens jener ſchlaue braſilianiſche Geſandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde ſagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollſten Bekanntſchaften wurde mir die des Herrn von Olfers, der im Kultusminiſterium mit den katholiſchen Kirchenſachen beſchäftigt war. Er hatte in Jena ſtudirt, dort Hegel gekannt und unter deſſen früheſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Litteratur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe friſchen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich in's Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angenähert wurde. Doch hier galt es einen beſchwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einſt ſo groß in Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, beſonders in Philologie und Naturforſchung, hatten in den letzten Zeiten, indem ſie ſtolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß ſie zu lange ſtehen geblieben, und andre Nationen ihnen weit vorausgeeilt, beſonders wollten ſie dieß von den Deutſchen nicht gelten laſſen, gegen welche ſie aus früherer Zeit eine ſchon damals unbillige Verachtung in unſre Tage herübergebracht, wo dieſe Unbilligkeit längſt als Lächerlichkeit und Schaden auf ſie ſelbſt zurückgefallen iſt. Sie wollten ſich daher nicht überreden laſſen, weder daß ſie ſelbſt einer geiſtigen Erfriſchung bedürften, noch daß dieſe aus Deutſchland kommen müſſe, und am wenigſten von der Philoſophie und Poeſie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforſchung ſich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einſichtigen

Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitſchrift noch fortdauert; doch haben ſie einen feſten Anſatz gebildet, von welchem künftige Fortſchritte ausgehen können.

Wenn ich dieſe alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffriſchend, theils Bildern der Geſchichte nachſinnend, ſo erſchien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das ſie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, beſonders die Heilige Gudula mit den einzigſchönen Glasmalereien, das weltbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der öſterreichiſchen Herrſchaft zuletzt geblüht hatte; doch die entſprechende Lebenserfüllung ſuchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, ſo lag dies im unterſten Volke verſteckt, und dieſes ſelber ſchien in ſeinen mächtigen Beimiſchungen aufgelöſt. Die Regierung mit ihren Beamten war holländiſch, die gangbare Sprache franzöſiſch, und franzöſiſch auch das Theater, die Kaffeehäuſer, die Zeitungen, zwiſchen dieſen Einflüſſen drängte ſich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und Sitte in allen Klaſſen ſpüren ließ; an ſchönen Tagen war der Park von ihnen überſchwemmt, und man fand ſich von Engländern umgeben, als wäre man in einer engliſchen Stadt; übrigens machten ſie einen nur um ſo vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Beſtimmtheit, und Freiſinn für ſich und Andre, in der großen Anzahl nur um ſo ſichtbarer hervortraten, und dies beſonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere phyſiſch und moraliſch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geglüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp dem Zweiten und dem

Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieſer wichtigen, der Geſchichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geſchehen ſei, noch überhaupt, wiefern die erſte Angabe über den Fund ſich beſtätigt und dieſer ſich weiter ausgewieſen habe.

Wir verließen Brüſſel, und reiſten denſelben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der ſich in Pyrmont wieder ſehr erholt hatte, von dort nicht ſofort an den Rhein kommen, ſondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entſchied meine Reiſe dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewiſſe, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei ſo vorgerückter Jahreszeit dieſe Reiſe nicht mitmachen, ſondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte ſeine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlſtand machte ſich geltend, alte und neue Anſprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten ſtrebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß ſetzten ſich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Faſſung, die höhere Geſellſchaft gruppirte ſich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenſtände, welche ſich ihnen darboten, das Maſſenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende ſich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl, in einer großen Stadt zu ſein, gegen welche Frankfurt und ſelbſt Brüſſel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kieſewetter, Stägemann, Hitzig, Ölsner, Rhediger, Ruſt, Beyme, Altenſtein, Schuckmann, Bülow der Finanzminiſter, von den Geſandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich Auguſt Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harſcher, — dieſe Namen, denen noch hundert andre beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreiſe, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieſer Namen hatte man ſchon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, ſondern gradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte ſtutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir ſelbſt weniger ſicher geweſen, als ich wirklich war. Ich beſuchte einen angeſehenen Mann, der mich freundlich bewillkommte, und ſogleich, zwar mit Laune, aber mit Bedeutung, hinzufügte: „Sie kommen wie gerufen, ich leſe eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts drucken laſſen, von dem dieſe Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher ſie zu verſtehen geweſen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da leſen Sie ſelbſt!" ſagte der Mann, und gab mir einen beſchriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erſtaunen in mir wohlbekannter Handſchrift einen umſtändlichen Bericht, den jemand über mich und meine Äußerungen in Betreff mancher Verhältniſſe und Perſonen erſtattet hatte, auch jener Mann ſelber war in nicht angenehmer Weiſe darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, rief er lebhaft aus, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine ſolche Berichte will, daß ich ſie ungeleſen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienſtfertigkeit läßt ſich nicht abweiſen, immer auf's neue kommen ſolche Zettel." Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder gradezu Falſches, aber alles war ſchief aufgefaßt und in falſches Licht geſtellt, ſo daß der Geſammteindruck durchaus irrführen und über Meinungen und Äußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andre wichtige Folgen haben und großen Schaden ſtiften können, wäre ſie an einen minder klugen und überſchauenden Mann gerathen; doch da ſie bei ihm nicht hatte faſſen können, ließ auch ich ſie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beſte Strafe für den Berichterſtatter ſein werde, der nun ſelber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weitertappte, die er für Andre zu graben meinte.

Da ich dieſen traurigen Gegenſtand, die in neueren Zeiten ſo vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, ſo möge mir erlaubt ſein hier vorgreifend ein andres Geſchichtchen anzuſchließen, das mich auf demſelben Felde anderthalb Jahre ſpäter, mit viel ſchlimmerer Anlage, doch glücklicherweiſe ganz unſchädlich, heimgeſucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war geſtorben, und manche Verhältniſſe, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So ſprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von ſeiner Verwaltung der hohen Polizei, wie ſchwierig ſie geweſen und wie mißtrauiſch der Großherzog; mir jedoch habe derſelbe ſtets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich ſeinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, ſei ihm unvergeſſen geblieben. Ich wußte von keinem ſolchen Auftritt. „Bei dem hannöverſchen Geſandten; zwei andre Geſandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und ſolchem Erfolg, daß die Andern ſchweigen mußten.“ Ich konnte verſichern, dergleichen ſei nie vorgekommen. „Ach das iſt ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, ſein Sie nicht zu ſehr diplomatiſch, und geſtehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umſtändlichkeit ganz genau weiß, denn warum ſollte ich es jetzt nicht geſtehen? einer der Bedienten des Hauſes war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergeſagt, ſo daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erſtatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geſchichte rein erlogen ſei, und aus ſolchem Vorfalle her weder ich die günſtige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünſtige, ſo wollte das geweſene Polizeihaupt faſt unſinnig werden, daß ihm ſelbſt, und mittelbar dem Großherzoge ſo mitgeſpielt worden ſei. Mich aber ſchauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menſchen, welchen

Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Geſinnung auch der harmloſeſten und edelſten Perſonen durch ſolche Späherei ausgeſetzt werde, gegen welche, da ſie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich iſt.

In Berlin war dergleichen Unweſen glücklicherweiſe nicht in Gunſt, noch konnte damit viel auszurichten ſein, da die Freiheit der Rede dort im höchſten Grade herrſchte, und die kühnſten Meinungen, die dreiſteſten Urtheile und Abſichten laut und öffentlich ausgeſprochen wurden, ſo daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umſonſt vergeudet zu ſehen, was ſie theuer hätte verkaufen mögen. Dieſe Freimüthigkeit, um den gelindeſten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klaſſen und Stände, ſie ſtammte ſchon aus Friedrichs des Großen Zeit, und galt als ein Erbſtück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation Theil genommen, hatte ſie unendlich geſteigert, und die Zeitumſtände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Ölsner, der ſo lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigſten Stürme der Volksleidenſchaft geſehen hatte, war fortwährend erſtaunt über dieſe Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andre Meinung alsbald ein entſchiedenes Übergewicht, und wußte dann die gegneriſchen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorſicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte ſich, in beinahe friedlicher Nachbarſchaft, die entgegengeſetzteſten Denkweiſen und Urtheile genoſſen gleicher Freiheit, und wer dieſe tadelte, bediente ſich ihrer unmittelbar ſelbſt. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverſtändiges ſinnloſes Tadeln, wobei Ziel und Gegenſtand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort ſchwamm in dieſer Tagesfluth dahin. Das Turnweſen durchdrang alle Klaſſen, die altdeutſche Tracht erſchien überall, ſie überwältigte beinah die militairiſche, und die würdigſten Männer gingen gleich den Studenten in langen geſcheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politiſche Partheien in dieſem Gewirre zu unterſcheiden geweſen ſein, als feſte gegliederte Gebilde beſtanden ſie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die ſich zuſammenſtellten und wieder auflöſten, weil man wohl öfters über Einen, aber ſelten über mehrere Gegenſtände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andre einſtweilen unterzuordnen. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die ſich ſchon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichſten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und andern Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürſt von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und ſchon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben, als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längſt nicht mehr in ſeiner Hand, wiewohl die höchſte Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er ſie auch im Großen und Kleinen meiſt ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er ſie noch ungeſchmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer ſeiner Geſinnungen und Abſichten, aber wenig perſönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen vorausſetzte, waren ihm ſchon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau, — denn dieſe beiden nannte man, — damals abgelöſt, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erſpart worden wäre, und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, ſich zurückzuziehen, ſondern hielt Stand ſo gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartung übertraf und einige Hauptſchläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache grade am meiſten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Geſtalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meiſt kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelſten und bravſten. Seine und ſeiner Jünger Geſinnung war grad und feſt, und ſo ungelenk und ſtarr, als ihre Körper geſchmeidig waren. In der Zuſammenhaltung aller Kräfte auf Einer beſchränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieſer eigenthümlichen, durch ganz Deutſchland ausgebreiteten Genoſſenſchaft. Ich glaube, er zumeiſt wußte was er wollte, und hatte ſein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumſtände es als ein unmögliches erkennen ließen, ſein Streben aufgab, zeugt auf's neue von ſeiner Einſicht. Sein Karakter und ſeine Erſcheinung wirkten auf das Volk, und ſeine Beredſamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus

Breslau, von Paris zurückkehrend ſeinen Namen franzöſiſch ausgeſprochen habe, aber von dem geſcheidten Thorſchreiber gleich wieder deutſch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volksſinn unwiderſtehlich Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm ſchien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht verſagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Grafen von Kalckreuth perſönlich anzutaſten, und dieſer ſeine Rache auf ein Wortſpiel über Jahn's Namen beſchränken müſſen. Nach dieſem Erfolge ſchonte er niemand mehr, und hohe Generale und Miniſter waren die Zielſcheibe ſeines bittern Spottes, ſeiner ſcharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, dieſe Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendſte hervorgekehrt zu ſehen. Alle andere Feſtlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Übungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeiſterndes, das die Menge lebhaft anſprach und fortriß. Noch ſpät am Abend beſuchte ich mit Ölsner, nachdem wir ſchon mit Stägemann einem großen Gaſtmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfeſt, wo die von der heißen, kriegeriſch geſtimmten Jugend und vielen Tauſenden beeiferter Zuſchauer umkreiſten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Ölsner enthielt ſich nicht, mir im Stillen die Gefahr ſolcher Volksverſammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, dieſe Maſſen zu unwiderſtehlichen Ausſchweifungen zu verleiten;

ein etwaniger Vorſchlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und ſo im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur dieſe auf's Spiel ſetzen. Seine Beſorgniſſe waren wohl nicht ganz verwerflich, doch erinnerte er ſich ſelber bald, daß ein ſolch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszuſetzen ſei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu ſolchen Auftritten gehöre, und daß ſchließlich keine Franzoſen, ſondern Deutſche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde ſtutzig machten. Am folgenden Tage ſah man mißmuthige, befangene Geſichter, man hörte ſchlimmen Tadel über die Dreiſtigkeit der ungezügelten Jugend, harte Äußerungen über ihre ſtrafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin geſündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anſchuldigungen ſchienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Dienſteifer wollte ſich bei dieſem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geſchrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burſchenſchaft der Univerſität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutſchen Univerſitäten waren eingeladen, ſich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Feſt zu hindern oder ſeinen Beſuch zu erſchweren. Die ganze Sache ſchien ſo unſchuldig, daß der Staatsminiſter von Beyme nicht übel Luſt hatte, eigends hinzureiſen um der Zuſammenkunft beizuwohnen, und ſich am fröhlichen Thun ſo zahlreicher und auserleſener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, dieſem Gelüſte zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erſchollen ſchlimme Dinge von dort, die Studenten hatten ſich ein politiſches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Geſetze verbrannt, und noch einige Gegenſtände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhniſch gefrevelt ſein ſollte. Der erſte Eindruck von dieſen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abſeiten der Behörden und der höheren Kreiſe beſtürzte im erſten Augenblicke ſelbſt die entſchiedenſten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenſeite gewann ſichtlich die Oberhand, man ſprach von gefänglicher Einziehung und ſtrenger Beſtrafung der Frevlerrotte, von Zerſtörung ihres Zuſammenhangs, von Schließung aller Turnanſtalten. Indeſſen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht ſo ſchwer finden, und während die Behörden unterſuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten ſich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte ſich ſeit jenen Ereigniſſen die Stimmung von Berlin ſichtbarer in zwei feindliche Lager, und es war ſchwieriger als vorher, zwiſchen den Partheien antheillos durchzugehen, man ſollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anſchein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir ſein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Geneſung nicht einſtehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürſt fand mit vielen harrenden Geſchäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe gleich ſeinen Standpunkt über ihnen, behandelte ſie mit Maß und Leichtigkeit, ſuchte zu vermitteln und zu beſchwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewiſſen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und ſchärfer; es blieb dieſer Zwieſpalt offen, und noch viel Einſpruch und Störung ſollte von daher künftig hervorbrechen. Zuerſt aber traten dieſe Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andre wichtige Geſchäfte kamen zur Sprache. Diplomatiſche Angelegenheiten machten viel zu ſchaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältniſſe des deutſchen Bundes, die rückſtändigen Gebietsausgleichungen, aus denen die baieriſch-badiſche Streitſache ſich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burſchenſchaft und des Turnweſens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gaſtmahle, wobei durch perſönlichen Verkehr oft auch die Geſchäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die anſehnlichſte Geſellſchaft an ſeiner Tafel beiſammen. Ich ſah und ſprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher ſo oft in abſonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einſt ſo gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er ſich benahm und äußerte, ſehr merkwürdig war, denn er trug ſein hartes Schickſal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbſtgefühl. Mit den mir ſo werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenſtein, hielt ich mich auch hier gern und eng zuſammen.

Meine Angelegenheiten rückten wenig fort, und ich empfand um ſo mehr Ungeduld hierüber, als die Nachrichten aus Karlsruhe meine Rückkehr dorthin ſehr wünſchen ließen. Der Großherzog hatte, nach dem Rath und Antriebe ſeiner treuſten Freunde, ſich zu zweien wichtigen Maßregeln entſchloſſen, welche den Boden, auf dem die badiſche Sache ſtand, durchaus veränderten. Die Erhebung ſeiner Halboheime, der drei Grafen von Hochberg, zu Markgrafen von Baden geſchah gleichzeitig mit der Verkündigung eines neuen Hausgeſetzes, welches jenen die Erbfolge ſicherte und eine Theilung des Großherzogthums verhüten ſollte. Dieſe Handlung der Selbſtherrlichkeit griff den diplomatiſchen Verhandlungen, welche noch ſchwebten, entſcheidend vor, das ganze Land freute ſich derſelben, und die öffentliche Meinung ſtimmte ihr laut bei; doch war vorauszuſehen, daß die Sache den Mächten gegenüber dadurch noch nicht erledigt, ſondern noch manche Schwierigkeit zu beſtehen ſein würde. Wie ſehr aber dieſe Angelegenheiten mich riefen, ſo konnte ich gleichwohl, auch um ihrer willen, ohne Entſcheidung Berlin nicht verlaſſen, und indem ich dieſe abwartete, blieb mir Muße genug, nach eigner Neigung die Tage mit alten Freunden zu verleben.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf ſeinem Landſitze Steglitz, wo ſeine Freunde ſtets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem ſich das Zutrauen nur ſtärker anſchloß. Er hatte die ſchöne Eigenſchaft ſolcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der ſeine war, daß ſeine Gegenwart ſtets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, ſich zuſammenzunehmen, und ſelbſt in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, ſtets innerhalb einer feſten Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im beſten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freieſten und kühnſten Ideen, durch die er oft genial überraſchte, zu den Schranken des allernächſten Gegebenen zurück, und ließ das Preußiſche, ja das Märkiſche und Berliniſche dem Allgemeinen das Übergewicht halten. Über die Verfaſſungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältniſſe der Kirche, hatte er eigne Anſichten, die man höchſt freiſinnig nennen mußte, wiewohl ſie von dem, was in der Tagesmeinung als freiſinnig galt, meiſt abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konſtitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten auf dem ächten Kerne des Preußenthums zu ſein, und auf dieſen Kern in dem Staatsweſen zurückzuführen, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug noch Hannöverſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Lüsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Lüsner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und erregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſren Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Überlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philolog Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichſten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der dann Schleiermacher etwa den Pfeffer vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Parthei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neuern Schriften ſtellte er die Bemerkung auf, man habe ehmals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll“ gebraucht, es ſei jetzt offenbar paſſender, dafür „Schmierig“ zu ſetzen, denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironiſche Schrift, die über kirchliche Gegenſtände unter einem angeblichen Namen erſchienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der proteſtantiſchen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. war man einmal bei widerſpenſtigen Rekruten verſuchte, ihnen nichts als geſalzene Häringe zu eſſen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel dieſe Schrift für baaren Ernſt genommen und ſeinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfaſſer gehalten, ging wirklich über den Spaß. Wolf ſchmiedete zur Luſt abentheuerliche deutſche Worte, zum Erſatz der fremden, die ausgemerzt werden ſollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutſchthümler ſie in gutem Ernſt aufnahmen, und ihm die Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Weſen aller Sprache nachwies, daß keine ſich völlig abſchließen laſſe, noch auf ihren alleinigen Füßen ſtehe. Auch bei Wolf war Uhden gut angeſchrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andre treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu beſuchen hatte ich keinen Anlaß, ſah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Univerſitätslehrer ſtand er im höchſten Anſehn, aber ſeit er gegen Schmalz ſo furchtbar losgeſchlagen, und in politiſchen Dingen ſo entſchieden geſprochen, wurde er von vielen Seiten mit ſichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus ſeiner Geſchäftsthätigkeit bei der Miniſterialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete ſich dafür eine neue Wirkſamkeit. Der König hatte verfügt, daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Synoden zuſammentreten ſollte, und in Berlin war faſt einſtimmig Schleiermacher zum Vorſtand erwählt worden. Dies war ein politiſches und in ſeiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Geſammtheit wählten ſie ihn dennoch. Sein erſter

Vortrag, der bald im Druck erſchien, war meiſterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenſtand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktiſchem Geiſte. Auch iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch grade dies ſelbſt Bedenkliche erſchreckte die Behörde, und die eben erſt angeordnete Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gedieh ein anderes Werk, welches Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von dieſem Werke wenig perſönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorherſehen. Doch gab es ſchon Eiferer, von denen die meiſten ohne ſeine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht vergeben wollten, daß er in ſeiner Kritik ſo weit gegangen war, ein Buch des Neuen Teſtaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erſte Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben ſchon genug der Schauſpiele darbot, auch des eigentlichen Theaters gedacht, deſſen Kunſtwerken ich ſchon lange auf niedriger Stufe wußte, und das ſeit dem Tode der

Schauſpielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erſchien unerwartet die große Künſtlerin Sophie Schröder, und gab drei Gaſtrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine verſäumen mochte. Da über die Vorſtellungen in Berlin ein Brief gedruckt iſt, den Rahel an ſie ſchrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leiſtungen zu der auf dieſer Bühne gewöhnlichen Art ausgeſprochen iſt, ſo bedarf es nun hier darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es ſei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegniſſen gelebt, ſo will ich auch aus der Reihe entgegengeſetzter beiſpielsweiſe zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, und grüßte das Handwerk, das litterariſche, verſteht ſich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Proſa und Verſe, hatte noch nichts, und ich ſollte beitragen, liefern! Ich ſtellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier ſei, in Geſchäften und Obliegenheiten ganz andrer Richtung, daß ich ältere Papiere, ſollten dieſe etwas Taugliches enthalten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig ſein, aber ich könne und ſolle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Überläſtigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und ſchmeichelte, er zürnte. Und er war kein Buchhändler, er wollte kein Geld, er war ein Litterator, und wollte nur Manuſkript! Auch hatte er in der That ſchöne Kenntniſſe, war mit den Formen der ſüdlichen Poeſie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantiſchen. Wie ſo er grade auf mich

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Jahre [illegible] [illegible], so [illegible] sich in jenen Tagen hat sich die Weltgeschichte in den [illegible] ein [illegible]?

Das Fest der Reformation wurde am Schlusse des [illegible] nicht an den [illegible] Tagen des [illegible] auf würdige Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk [illegible] wieder [illegible], die religiöse Stimmung des gemeinen Mannes [illegible] [illegible] des Glaubens, die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible] des [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der alten Zeit [illegible] [illegible] [illegible] an die [illegible] [illegible], [illegible] in Wittenberg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] in [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Reformation [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible]: „Die Reformation von der [illegible]!“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible] eine parlamentarische Verhandlung [illegible] und wichtige Folgen hatte, [illegible]. Ich hatte weder [illegible] nach Stuttgart), wollte ich auch im Winter [illegible]

Biographiſches.

Fanny von Arnſtein.

Wer in dem Zeitraume von einigen und dreißig Jahren, die theils auf dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts und theils auf dem Beginn des neunzehnten ſich zuſammenſtellen, nach Wien gekommen iſt, und dort einige Zeit gelebt und geſellſchaftliche Verhältniſſe gepflogen hat, der wird unfehlbar den Namen Arnſtein unter die bekannteſten und ausgezeichnetſten rechnen, welche den Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen einverleiben mußte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militairperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Klaſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünſtigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Beiſtand in dieſem Hauſe ſuchten, und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen reichen Banquierhauſes natürlich außer Betracht, und ſprechen zunächſt nur von den Perſönlichgen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunkt iſt, daß ohne ihre geiſtliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dies auch hier der Fall, die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltnen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit, die Schöpferin eines Kreiſes von Leben um ſich her, die Künſtlerin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darbot. Wir hoffen, durch ein Wort des Andenkens an die merkwürdige Frau, deren Namen wir als Überſchrift dieſes Blattes geſetzt, uns den Dank vieler Leute zu verdienen, denen ſelbſterlebte oder der Nachklang fremder Erinnerungen ihn ſchon bekannt gemacht haben. Übrigens hat dieſer Name auch ſchon eine literariſche Exiſtenz; nicht nur widmet das Converſationslexikon ihm einen eigenen, wiewohl ſehr kurzen, und daher ungenügenden Artikel, ſondern auch in manchen Büchern und Aufſätzen, z. B. vom Kapellmeiſter Reichardt, von Bartholdy, in den Briefen von Rahel u. ſ. w., wird deſſelben vielfältig ehrenvoll gedacht. Und eben jene Denkblätter, die wir kürzlich durchzuſehen veranlaßt waren, den beſtimmteren Stoff zu dieſer vorliegenden Mittheilung.

Die Baronin Fanny von Arnſtein war in Berlin geboren. Seltſam, wie der Austauſch zwiſchen verſchiedenen Ländern oft den Talenten und Wirkſamkeiten erſprießlich iſt! Manche Fähigkeiten entwickeln ſich im Auslande, die in der Heimath nicht ſo gedeihen konnten, eine andere, [illegible] Stelle [illegible] [illegible]. Sie empfing [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

Oeſtreich, ſo dieſes ſeinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verſchiedenheit von dieſen erwähnten Beiſpielen, ſei es uns erlaubt, die Frau von Arnſtein im Allgemeinen dem Genius beizurechnen, den in dieſer Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von elf oder zwölf Kindern in ſolchem Wohlſtande und ſolcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geſchwiſter für reich gelten konnte, und perſönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umſtänden bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnſtein in Wien glänzen konnte, ſie fand in jedem Betracht größeren vor, ſowohl in den eignen, als in den umgebenden Verhältniſſen. Allein die frühe Gewohnheit, ſich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem perſönlichen Daſein und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unſtreitig gleich den größten Vortheil. Sie benutzte dieſen Vortheil, um größere geltend zu machen. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, vornehmen Ton und Betragen, lebhaften, feurigen Ausdruck, ſcharfen Verſtand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Beleſenheit, und fremder Sprachen wie der eignen mit Meiſterſchaft kundig, war ſie in Wien eine höchſt auffallende und merkwürdige Erſcheinung; die Eigenſchaften, welche nur wenigen Frauen der höchſten Stände anzugehören pflegen, ſah man ſtaunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den ſegensreichen Einflüſſen der Regierung Friedrichs des Großen gediehene Geiſtesfreiheit und Bildung nur um ſo ſtärker in einer Stadt wirken mußten, wo man dieſe letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu ſchätzen und zu begehren ſchon begonnen hatte. Das Wirken Kaiſer Joſephs des Zweiten trug in Wien ſchon Früchte, und drang in alle Verhältniſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbieten!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Klaſſen offenes Haus, die geſchmackvollſte Umgebung, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adlicher Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um ſich her belebt und entzündet: dies alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchſte Üppigkeit, das behaglichſte Wohlleben, mit ſtolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt, und die Vorſteherin habe das Verdienſt einer Vermittlung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andre, jedoch ſchon kein gleiches, entſtanden ſind, ſo iſt grade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau.

durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren ſpäter und jetzt die moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Wien ſich erfreuen, iſt ganz unläugbar erſt mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnſtein gewonnen worden.

Ein tragiſches Ereigniß, das zu ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach beſprochen worden, drohte den Gang dieſer vielfachen Lebensentwicklung zu ſtören, gab ihnen aber nur neuen Schwung. Ein Fürſt Karl von Liechtenſtein befand ſich unter den Anbetern der ſchönen, glänzenden Frau; ſeine Neigung ſteigerte ſich zur Leidenſchaft, und dieſe war mit ſolcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in ſie drang, eine Chriſtin zu werden und ſeine Hand anzunehmen, welches ſie aber wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Feſtigkeit ablehnte. Ein Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig ſeine eifrigen Huldigungen, und da er in ſeinem geringen Erfolg die Begünſtigung ſeines Nebenbuhlers ſehen wollte, warf er den tödtlichſten Haß auf dieſen; er nöthigte ihn zum Zweikampf, in welchem der Fürſt tödtlich getroffen fiel. Dieſer Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmſten und mächtigſten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferſchütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieſes Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die ſtärkendſte Theilnahme und Tröſtung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden ſich die unzweideutigſten Zeugniſſe der Großmuth, des Edelſinns und der Selbſtverläugnung, mit der ſie das ganze

Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte ſie auch getroſt mit ganzem Herzen ſich dem tragiſchen Eindruck hingeben, den ſie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, ſagt man, nie ganz wieder verwunden habe. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und ſchön, und ſie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte. Wir erinnern uns, in der Reiſe eines Engländers, deſſen Buch uns aber nicht zur Hand iſt, geleſen zu haben, daß Frau von Arnſtein den Todestag des Fürſten von Liechtenſtein ſtets durch ſtille Trauer gefeiert, und ſich in ein ſchwarzes Kabinet verſchloſſen habe, das ganz dem Andenken des Verſtorbenen geweiht war, und worin ſie auch zu andern Zeiten manche Stunden in andächtiger Sammlung und Abgeſchiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat ſich jemals rühmen können, dieſes Kabinet geſehen zu haben; die Sage aber war allerdings ſehr verbreitet, und galt allgemein für gegründet.

Um die Wirkungen eines Lebens zu ſchildern, das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten und Erſcheinen beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis in's Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir können uns hiezu weder Raum nehmen, noch liegt uns genugſamer Stoff beglaubigt vor. Wir faſſen aber einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegränzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Öſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bei der gleichwohl auch die zärtlichſte Anhänglichkeit an Berlin und Preußen ſich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche ſie in die Nähe und Ferne ausſtrömte, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einſicht und unverdroſſener Thätigkeit. Sie hat vielen Menſchen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen ſolche Summe geſchenkt, die für ein ſelbſtſtändiges Vermögen gelten konnte.

Während des Konſulats von Bonaparte machte ſie eine Reiſe nach Paris. Sie kehrte mit ſehr ungünſtigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die ſpäteren Kriege und feindlichen Überziehungen, welche Öſterreich erlitt, erfüllten ſie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen; ſie ſprach dieſen Haß leidenſchaftlich ſelbſt in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger ſchmeicheln, als wenn man ähnliche Geſinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, deſſen Ausgang ihr wie ein perſönliches Leid auf dem Herzen laſtete, wandte ſie ihre thätigſte Mithülfe auf's neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und ſeine Nachwehen ſehr vermehrt war. Eine Geſellſchaft adlicher Damen trat in Wien zuſammen, um Nothleidende zu unterſtützen; es waren die vornehmſten und angeſehenſten des Kaiſerſtaats, aber ſie glaubten ſich unvollſtändig und der beſten Einſicht und Thätigkeit beraubt, wenn ſie nicht Frau von Arnſtein als Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil ſank vor der Macht der ächten Geſinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres

Glaubens unter dieſen Fürſtinnen und Gräfinnen erſten Ranges, ſondern auch die einzige Frau nicht ſo hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gaſtfreiheit in ſchönſter Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte ſie dieſe herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt (am hohen Markt), ihr Landhaus auf dem Wege nach Schönbrunn (bei den drei Häuſern genannt), ihr Landhaus in Baden, alles war zur Aufnahme zahlreicher Gäſte eingerichtet, ganze Familien wohnten dort und genoſſen der wechſelvollen, ſtets angeregten Geſelligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Öſterreich, konnte ſie daſſelbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beiträge und andre Hülfsmittel für die Verwundeten und ſonſtige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Kongreß, der auf den Sturz Napoleon's folgte, der Winter 1814 und 1815, war der höchſte Gipfel der Freude und des Ruhms für Frau von Arnſtein, die reichſte Blüthenzeit ihres geſelligen Anſehns und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngern Verwandten und Freundinnen, die ſie ihrem Hauſe ſchon früher angeeignet hatte. Alle Perſonen höchſten Ranges und ausgezeichnetſter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche, fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen-

Homburg, die Grafen von Bernſtorff, von Münſter und von Neipperg, und viele andre ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge ausleſen. Beſonders hatten die Preußen insgeſammt hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche Generalkonſul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweiten Sturze Napoleon's entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzu bald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, in ſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in demſelben Maß entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Name ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zu dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hülfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem fortgeſetzten Walten einer edlen Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweien ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andre, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſtand, wurde ſie ebenfalls in den Tugenden, welche ſie ausübte, treulich unterſtützt und beſtärkt

Wir würden uns freuen, durch dieſe Mittheilung andre ergiebigere aus jenem reichhaltigen Wiener Leben hervorzurufen. Wir möchten beſonders wünſchen, daß eine lebhafte Schilderung, welche der verſtorbene Oberpräſident zu Köln, Graf von Solms-Laubach, ehmaliger Reichshofrath in Wien, von ſeiner vieljährigen verehrten Freundin, der Frau von Arnſtein, ſchon in früherer Zeit entworfen, unter ſeinen Papieren aufgefunden und an geeignetem Orte bekannt gemacht würde!

Merck — Mephiſtopheles — Wieſel.

Für den Mephiſtopheles in Goethe's Fauſt hat dem Dichter, nach deſſen eignem Bekenntniſſe, ſein Freund Merck die Hauptzüge leihen müſſen. Die Karakterſchilderung dieſes Mannes in Goethe's Leben giebt uns ein eben ſo klares Bild aus der Wirklichkeit, als das der Dichtung einverleibte durch ideale Züge kräftig und anſchaulich iſt. Daß es mit der aufgebürdeten Ähnlichkeit und Rolle ſo ſchlimm nicht gemeint ſei, erkennen wir auf den erſten Blick; der humoriſtiſche, weltkluge, humane Teufel iſt faſt kein rechter Teufel mehr, und zu dieſem Mephiſtopheles geſeſſen zu haben, heißt noch lange nicht, er ſelber ſein. Wir ſehen aus dem jetzt bekannt gewordenen Briefwechſel von Merck, durch deſſen Herausgabe Herr Dr. Karl Wagner in Darmſtadt ſich ein großes Verdienſt um die Litteratur erworben, daß Merck in der That ein höchſt achtbarer, rechtſchaffener, in vielen würdigen Verhältniſſen angeſehener und einflußreicher Mann war. Nach dieſen neueſten Zeugniſſen allein ſollte man beinahe glauben, ihm fehle das Meiſte zu jener Ähnlichkeit, und er ſei mehr der redliche, ſtrebſame, meiſt vergeblich abgemühte, oft leidende Biedermann des achtzehnten Jahrhunderts, als der beißende, ſcharf ſondernde und verneinende, Welt und Phantaſie höhnend verzehrende Geiſt jenes wundervollen Gedichts. Aber nach anderweitiger Kenntniß dürfen wir nicht zweifeln, daß die Schilderung, welche Goethe von ihm entwirft, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige ſei; dieſe müſſen nur um ſo lebhafter hervortreten, ſeit uns die eignen Briefe des Mannes nun auch vor Augen liegen. Auch ſeine perſönliche Erſcheinung, der Eindruck ſeines Weſens, das Unheimliche, bisweilen Tigerhafte ſeines Blicks, wovon Goethe ſpricht, und dem das in Lavater's Phyſiognomik aufbewahrte Profil wenigſtens nicht widerſtreitet, iſt uns von Perſonen, die ihn noch gekannt haben, völlig ſo angegeben worden, wie in jener Schilderung. Genug, Mephiſtopheles-Merck wird als ein eigenthümliches Menſchengebild aufzufaſſen bleiben, deſſen Betrachtung und Darſtellung man verſucht ſein wird, in ſeinem zwiefachen Gebiete, der Wirklichkeit und der Dichtung, oft zu wiederholen, und abwechſelnd bald die eine, bald die andere Seite überwiegen zu laſſen. „Solche Käuze", in welchen die menſchliche Vielgeſtalt zu den wunderlichſten Schnörkeln ausläuft, ſind überhaupt ſelten, und müſſen, weil ſie doch unſere eignen Räthſel mitenthalten, immer einen beſondern Reiz auf uns ausüben, ſo oft ſie uns begegnen.

Daher dürfen wir wohl einige Neugier anſprechen, wenn wir zu dem Mephiſtopheles-Merck einen zweiten Geſellen aus dem Leben greifen, der dem dichteriſchen Bilde zwar keine Züge leihen konnte, aber nichts deſtoweniger durch ſeine Geſtalt und Eigenheit dieſes tragen hilft, und zu dem bisher einſamen Merck, gleichſam als ein Bruder in Mephiſtopheles herantritt, als eine neue Bekräftigung der Ächtheit und des Beſtandes der ganzen Gattung!

Der Mann, deſſen wir hier gedenken, hat weder im Weltleben noch in der Litteratur ſich einen Namen gemacht, doch war ſeine Perſönlichkeit überall bedeutſam und oft einflußreich. Der Mangel alles produktiven Talentes würde ihn gegen Merck in Betreff der Namhaftigkeit nicht ſo ſehr in Nachtheil ſtellen, denn alle vielfache litterariſche Thätigkeit wie der Name des Letztern wären untergegangen, wenn Goethe nicht von ihm geſprochen, ſeiner Eigenheiten rühmlich gedacht, und ſo den Weg eröffnet hätte, auf dem wir ſeinen vertrauten Lebens- und Geiſtesverkehr auch mit andern wichtigen und werthen Zeitgenoſſen glücklich gefunden haben. Aber ein ſo bereites und thätiges Talent, wie wir in Merck anzuerkennen haben, macht für den Menſchen ſelbſt, der es beſitzt, einen großen Unterſchied; er findet darin eine Stütze, einen Troſt, eine Kraft, die ihn immerfort erhebt, eine Abwehr des Gemeinen und Schlechten, das faſt immer nur von denjenigen Seiten her den Menſchen überſchleicht, wo er arm und dürftig keine Gabe entgegenzuhalten hat. In dieſer Beziehung hatte alſo dennoch Merck durch ſeine litterariſche Seite, ſo wenig ſie auch ſelbſtſtändige Geltung nach außen hat erlangen können, einen ungeheuren Vorzug vor Wieſel, — ſo heißt der Mann, von dem wir zu reden haben. Wir ſind dazu um ſo mehr veranlaßt, als wir in einem vielgeleſenen Blatte kürzlich ein Zerrbild des Mannes fanden, das ihn höchſt mangelhaft und ungerecht aufgefaßt hatte.

Wieſel war ein Berliner, geboren um das Jahr 1770, aus der Zeit Friedrichs des Großen, deren Bildung und Sinn für diejenigen, welchen nicht Arbeit und Anſtrengung auferlegt war, ſich als ein bequemes Lebenselement gefällig genug darbot. Aus wohlhabender bürgerlicher Häuslichkeit kam der Knabe früh in das Philanthropin nach Deſſau, wo die damals neueſten Erziehungskünſte den Menſchen in ſeiner beſchränkteſten Auffaſſung grade recht menſchlich zu entwickeln meinten. Die Univerſitätsſtudien machten ebenfalls nur ſchwache Forderungen. Ausgebildet und ſelbſtſtändig genug, um ſich ſo zu fühlen, kehrte der junge Mann in das reiche Leben der üppigen Hauptſtadt heim.

Zu keinem Erwerbe gedrängt, von den Ehren des höhern Standes nicht angezogen, erſah er bald die lockenden Mittelräume der Geſelligkeit, des Wohllebens der geiſtigen und ſinnlichen Ergötzungen, wo alle Stände ſich begegnen und um der genußreichen Annehmlichkeit willen alle andern Rückſichten ganz vergeſſen. Dieſe Art, mit den Höchſten und Bedeutendſten ſich gleichzuſtellen, Unterhaltung und Genuß auszutauſchen, war ihres nächſten Gewinnes faſt ſicher, und verfehlte ſelten noch andern Erfolgs. Um keine Laufbahn bekümmert, den Ehrgeiz, ſofern er beſchränkt und hemmt, von ſich weiſend, den Reichthum ſelbſt nur als dienſtbar ſchätzend, die Liebe verachtend, wo ſie den Genuß verſagen oder überſchreiten will, kannte Wieſel ſo wenig unglückliche Entbehrung als glückliche Befriedigung. Er würde ein leeres und trauriges Leben geführt haben, wäre nicht ſeinen dürftigen Gemüthsanlagen ſein Geiſt zu Hülfe gekommen. Er hatte das Bedürfniß, zu denken, die Bewegungen, die vor ſeinen Augen vorgingen, zu erforſchen, ihre Verhältniſſe und Geſetze einzuſehen, die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Dinge ſich klar zu machen. Sein ſcharfer Verſtand ruhte nicht eher, bis er überall die Vorurtheile und Einbildungen durchbrochen, die Täuſchungen vernichtet, und als letztes Ziel in jeder Sache das Ergebniß erreicht hatte, wie ſchlecht es mit dem Menſchen beſtellt, wie wenig er irgend eines höhern Gutes werth und fähig ſei. Dieſe Einſicht immer auf's neue zu gewinnen, auf dieſe Verneinung in ſich und Andern loszuarbeiten, war ihm das höchſte Vergnügen, in welchem er das Selbſtgefühl ſeiner Überlegenheit, ſeiner unbeſiegbaren Klugheit genoß, in welche allein er den höchſten Werth ſetzte.

Dieſe Klugheit leuchtete ihm denn aber auch wirklich aus den Augen und veredelte und erheiterte ſeine ganze Phyſiognomie, die ſonſt eben nicht günſtig ausgeſtattet war. Wie Goethe ſeinen Freund Merck beſchreibt, lang und hager von Geſtalt, doch wohlgebaut und von anmuthigen Gliedmaßen, eine hervorbringende ſpitze Naſe, helle in's Graue ſpielende Augen, ein grauſamer, zerreißender Blick, ſo muß man ſich auch Wieſel denken, deſſen ganzes Geſicht überdies noch ſchrecklich von den Blattern mißhandelt war. Allein recht im Gegenſatze dieſes Äußern hatte er einen ſanften Wohllaut der Stimme, ein ſtrömendes Feuer der Rede, und wenn er Gegenſtände beſprach, die ſeinen Antheil erregten, oder mit Perſonen zu thun hatte, die ihm nicht gleichgültig waren, ſo wußte er in den mannigfachſten Wendungen, als Scherz, als Witz, als geſchloſſene Beweisführung, als heitere Darlegung, eine Macht des Verſtandes zu entfalten, eine

Wärme der Theilnahme hervorzubringen, daß er durch ſich ſelbſt beſtechend wirkte, den oft bittern Inhalt ſeiner Behauptungen durch den Zauber ſeiner Beredſamkeit meiſt vergeſſen machte. Da er durchaus von guter Lebensart war, die feinſten Formen beobachtete, nie gehäſſig noch unartig ausbrach, und alles Imponirende des ſchärfſten und ſchnödeſten Übermuths nur im Hintergrunde hielt, ſo wirkte er auch auf die Frauen mit ungemeiner Gewalt, und ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren zog er noch ihre Aufmerkſamkeit und Neigung lebhaft an, er gefiel ſogar jungen Mädchen, und es iſt die Frage, ob die Mephiſtopheles-Natur auch in dieſer Erſcheinung für Gretchen abſchreckend hätte bleiben müſſen.

Was Wieſel nicht ſuchte, nicht achtete, wurde ihm zu Theil. Eines der reizendſten Mädchen der Stadt, jung, reich, von zauberiſcher Anmuth, umworben von ausgezeichneten Anbetern, von leidenſchaftlichen Freiern, zog ihn, der ſich faſt gleichgültig verhielt, allen Andern vor; er erhielt ihre Hand. Aber auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legte er es nicht an; ein verachtender, doch mit Heiterkeit und Laune gewürzter Genuß des Lebens, ein ſpöttiſches Betrachten und eigennützig kluges Gebrauchen der Welt ſollte auch ſeiner jugendlichen Gattin als höchſtes Vorbild gelten. Eine Reiſe nach Wien, nach Frankreich und in die Schweiz wurde unter den günſtigſten Umſtänden ausgeführt. Das glückliche Naturell überwog noch oft die ſchlechten Grundſätze, welche ein auf Irrwege verſchlagener Verſtand künſtlich hervorklügelte. Doch war es der Schadenfreude die ſüßeſte Gewährung, auf der Reiſe einen Freund mitzuſchleppen, der leidenſchaftlich verliebt in der Nähe der unwiderſtehlichen Reize die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und doch die ächte Zuneigung der Frau zu ihrem Gatten von dieſem nur verſpottet zu ſehen! Daß deren Neigung aber auf ſolche Weiſe frevelhaft zerſtört und bald in fremde Richtung getrieben wurde, läßt ſich begreiflich vorausſetzen.

Nach mancherlei Wechſel des Aufenthalts, der Verhältniſſe und Zerſtreuungen wurde das längſt gelockerte Band völlig auf- und preisgegeben. Bedeutende Vermögensumſtände waren gleichzeitig erſchöpft worden. Der Stachel des Gewinnes geſellte ſich zu allgemeineren Betrachtungen, wie Reichthümer ſich anhäufen, aus welchen Verhältniſſen ſie am ergiebigſten ſtrömen, welchen Gedankenblitzen ſie bisweilen plötzlich zu Gebote ſtehen. Der Krieg, der die Handelsverhältniſſe allgemein zerrüttete, öffnete in der Zerrüttung ſelbſt neue Wege des Gewinns. Wieſel verſuchte ſich in den verſchiedenſten Strömungen der großen und kleinen Induſtrie, zwiſchen Geſetz und Verbot, zwiſchen amtlichem Schutze und heimlicher Gefahr durchſteuernd. Er lebte abwechſelnd in Frankreich, Holland, England, Italien, auch nach Deutſchland kehrte er mehrmals zurück. Das Detail ſeiner Fahrten, Erwerbsquellen, Liebſchaften würde einen abentheuerlichen Roman bilden, wenn es noch zuſammenzufinden wäre. Ein Theil ſeiner Schickſale und manche Züge ſeines Karakters ſind aber wirklich in eine romanhafte Geſchichte verflochten, die ein franzöſiſcher Schriftſteller, mit dem er lange vertraut gelebt, in Paris hat drucken laſſen. Der Name des Mannes wie der Titel des Buches fehlen uns leider, vielleicht führt ein günſtiges Ungefähr ſie uns noch wieder zu.

Die Welt, die er nur zu Gewinn und Genuß betrachten wollte, drängte ſich ihm unverſehens doch immer wieder als eine ſolche auf, deren höchſter Genuß für ihn eigentlich nur in denkender Betrachtung beſtand. Im Allgemeinen wie im Beſondern wollte er vor allem die Menſchen und Dinge einſehen, die innern Bewandtniſſe ergründen, die vorhandenen Mängel erkennen, die möglichen Vortheile ausklügeln; zu dieſem höhern ſpekulativen Triebe war eigentlich ſeine Lebensverwicklung nur die geringere experimentale Zugabe. So verſäumte er die wahren großen Erfolge, wiewohl die Gelegenheiten nicht fehlten, und ſeine Verachtung der Menſchen und der Welt ihn über die Mittel gleichgültig machte; die ſogenannten Glücksfälle zerfloſſen ihm unter den Händen, oder wendeten ſich gegen ihn, weil er, anſtatt muthig und entſchloſſen die eröffnete Bahn blind zu verfolgen, ſchon im Beginn feige die Augen aufſchlug, erkennen, tadeln, ſeinen innern Hohn befriedigen wollte, einer kleinen Rechnung, deren Feinheit ihn ergötzte, nachging, und darüber die großen, aber unverwickelten Ziffern außer Acht ſetzte. Die Zuſtände der Länder und Völker, ihre Bedingungen, Hülfsmittel und Abſichten lernte er auf dieſem Wege, gleich denen einzelner Menſchen, gründlich kennen. Er konnte über England wie ein Staatsmann bündig reden, die Lebensfragen von Italien lichtvoll hervorheben; niemand faßte ſchneller die praktiſchen Aufgaben, ſie mochten Verwaltungen im Allgemeinen, neue Erfindungen und Anſtalten, oder beſtimmte Intereſſen der Perſönlichkeit betreffen.

Ein ſo zum Denken eingerichteter Kopf war bei geringeren Gedankenreihen nicht ſtehen geblieben; von früheſter Zeit gewohnt, mit Wilhelm von Humboldt, mit Gentz, mit Adam Müller allgemeine Geiſtesrichtungen zu verfolgen, hatte er auch die deutſche wiſſenſchaftliche Philoſophie herangezogen. Er verachtete Kant, er belächelte Fichte'n, aber die Naturphiloſophie Schelling's, die er als den Triumph des Pantheismus auffaßte und ausbildete, ergriff er mit feurigem Ernſte, konnte deren Sätze in geordnetem Zuſammenhange vortragen, und durch ſeine dialektiſche Geläufigkeit ſelbſt geübte Zuhörer in Verwirrung bringen.

In ſolcher Zweiheit des Daſeins, als ſtrenger, nur in Ideen lebender, die Welt verachtender Philoſoph, und als ſinnlich weicher, in allen Verderbniſſen der Welt ſich gefallender Genußmenſch, mit den feinſten und vornehmſten Lebenskreiſen wohlvertraut wie mit den niedrigſten, der höchſten Denkweiſe mächtig, und die gemeinſten, ja verruchteſten Maximen damit verknüpfend, zwiſchen Unfällen und Hoffnungen ſchwebend, verarmt und nicht hülflos, auf Freunde geſtützt, denen er es ſagte, daß er ſie für dumm und thörigt hielt, ihn als Freund zu betrachten: in dieſer Geſtalt tauchte er im Jahre 1814 zu Wien während des Kongreſſes unvermuthet wieder in bekannten Kreiſen auf, nachdem er lange Zeit wie verſchollen geweſen war.

Hier fand er ſeinen Freund Adam Müller wieder; beide waren durch ein tiefes Band der entſchiedenſten Gegenſtrebung auf das zärtlichſte und unauflöslichſte vereinigt. Müller war katholiſch geworden und voll ſtrengen Glaubenseifers; Wieſel, durchaus freigeiſtiſch, verlachte dieſe Richtung. Müller war monarchiſch und ariſtokratiſch geſinnt; Wieſel revolutionair und demokratiſch. Müller ſuchte ſein Leben mit allen Reizen der Dichtkunſt, der Kunſt und des Geſchmackes auszuſtatten; Wieſel verwarf alles Schwärmeriſche, und wollte den nackten Genuß der baaren Wirklichkeit. In einem einzigen Stücke ſchienen ſie verwandt und gemeinſam, in der Furcht vor den rohen Naturgewalten, in der Angſt vor jeder ſinnlichen Übermacht!

In Wien war es, daß dieſer wunderliche Menſch auch uns zuerſt vorkam. Er machte einen ganz guten Eindruck, nichts Unheimliches war dabei, die ganze Perſönlichkeit hatte etwas Angenehmes, ſie hätte jede Bedeutung tragen können, ſie ſtand mit keiner im Widerſpruche. Auch das Äußere der Haltung, des Anzugs war ſorgfältig, doch nicht geſucht, ſondern von freier Eleganz. Sollte Mephiſtopheles damals auf dem großen Sammelplatze erſcheinen, ſo konnte er keine ſchicklichere Geſtalt, kein angemeſſeneres Inkognito wählen!

Sein Beruf aber fand hier keinen Anlaß; er blieb in ſeinem Inkognito, und gewiß ſich ſelber ſehr zur Qual. Seine kleinen Ausübungen, Bitterkeiten, Scherze, Genüſſe verloren ſich alle im unſcheinbarſten Privatleben. Wir finden ſeiner nirgends gedacht, außer ein paarmal in Rahel's Briefen aus jener Zeit, ohne daß ſeine perſönliche oder geiſtige Bedeutung dabei beſonders hervorgehoben wäre. Doch ſcheint er Kundſchaft von manchen Dingen genommen zu haben, die er ſich verwandt glauben durfte, und ſein Verkehr mit Adam Müller und mit Gentz konnte in ihm wie in dieſen nicht ganz ohne Frucht bleiben.

Später zog er ſich nach Leipzig, wo Adam Müller als öſterreichiſcher Generalkonſul angeſtellt war. Auch hier aber fand Wieſel ſeine Erwartung neuer Lebenserfolge ganz getäuſcht. Sein Karakter zeigte ſich hier in merkwürdiger Haltung. Mit ſtrenger Mäßigkeit und Ordnung lebte er von den geringſten Hülfsmitteln, oft in größter Entbehrung und wahrer Noth. Niemals klagte er. Derſelbe Mann, der alle Aushülfen des Leichtſinns und der Täuſchung kannte, der gegen die niedere Welt jedes Mittel anzuwenden für erlaubt hielt, derſelbe Mann hielt den edlen Freunden, welche er wirklich dafür erkannte, und bei denen er ſich noch guten Glauben wußte, nur ſeine beſſern Seiten entgegen. Für Adam Müller war und blieb er ein reiner, zuverläſſiger Umgang, nie mißbrauchte er dieſen, nie hinterging er ihn, und eine Überliſtung, deren er ſich bei Andern nur als eines Zeugniſſes ſeiner Überlegenheit und Klugheit gefreut hätte, würde er hier als einen ſchändlichen Verrath weit von ſich gewieſen haben.

Die Bedrängniß ſeiner Umſtände führte ihn darauf nach Berlin zurück, wo einige Familienunterſtützung ihm geſichert war. Hier lebte er nun einige Jahre in dem ſonderbar eleganten Cynismus von Sitten und Anſichten, die er ſich angeeignet hatte, in müſſiger Thätigkeit fort. Seine Mephiſtopheles-Rolle führte er immer gründlicher durch. Die Naturphiloſophie, wie er ſie gefaßt hatte, und die Homöopathie, der er mit voller Überzeugung anhing, waren das einzige Poſitive, welches ſeine Gedanken verarbeiteten, bei allen andern Gegenſtänden ging er auf Verneinung und Zerſtörung aus. Auch brauchte er die Naturphiloſophie noch vorzugsweiſe zur Verneinung aller religiöſen Geſtaltungen, die Homöopathie zur Erweiterung aller hergebrachten Arzneikunde; hätte er jene Lehrſätze allgemein anerkannt und eingeführt geſehen, und ſie nicht mehr zum Angreifen vom andern gebrauchen können, ſie würden ihm bald unbequem geworden ſein, und er hätte ſich unbedenklich eine Verneinung gegen ſie geſucht. Die Politik beſchäftigte ihn unaufhörlich; mit heftiger Begier blickte er auf den Kampf der öffentlichen Verhandlungen, er ſah und berechnete den Sturz aller Regierungen, den Bankrott aller Staaten. Er machte die gründlichſten Auseinanderſetzungen, er reihte Beweis an Beweis, daß Frankreich nächſtens zu Grunde gehen müſſe, daß England im Innern ſchon zerſtört ſei, daß Deutſchland verarmen müſſe, daß ganz Europa der Anarchie entgegeneile. Wer ihn anhören wollte, dem trug er ſtundenlang ſeine ſchrecklichen Überzeugungen vor. Kam er mit Ungläubigen zuſammen, ſo war die Milde auffallend, mit der er ihnen ſanft und anmuthig ihre [illegible], ihre Hoffnungsloſigkeit vordemonſtrirte; er weidete ſich gleichſam an ihrem Elende, und das Mitleid, das er ihnen widmen konnte, lächelte als Wonne in ſeinen Zügen.

Auf ähnliche Weiſe behandelte er die religiöſen Überlieferungen, die beſtehenden ſittlichen Anſichten, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Nichts fand Gnade vor ihm, überall ſpürte er den Kampf des Eigennutzes und des Betrugs auf, überall zeigte er die verneinende Klugheit als Siegerin und den ſchändlichſten Hohn als ihren Triumph. Beſonders noch hatte er der Handelswelt, den reichen Wechslern und Kapitaliſten, den Untergang angeſagt, und die Vorſtellung ihres künftigen Zuſammen-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], einen [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], zu [illegible]. [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] anderen [illegible]. Schach zu spielen, [illegible] zu [illegible], Zeitungen zu lesen, [illegible] die [illegible], kann aber auch [illegible] Alter — lange hatte jeder Tag seine [illegible], [illegible] Stunden; [illegible] aber war die Mittagstafel, zu Hause oder bei Freunden, das wichtigste Ereigniß, und er [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] des [illegible] mehr und mehr in die [illegible] des [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] von dem einen zu dem andern, — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], — [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Als er in späteren Jahren [illegible] [illegible] wegen [illegible] [illegible] zu [illegible] hatte, [illegible] [illegible] der [illegible] Graf von [illegible], und glaubte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], und [illegible] als eine [illegible], die [illegible] gar nicht [illegible] [illegible]. Der Graf [illegible] in den [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] des [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

mit leben, da er durch Einziehung seiner bisherigen Postamt aber auf Wartegeld gesetzt und in Muße war, nach Dresden und Berlin. Hier traten auch mit der Spanierin üble Verhältnisse ein; durch seine egoistischen Gewohnheiten mußte Schulz jedem Nahestehenden auf die Dauer unerträglich werden. Die Schönheit und Talente der Tochter konnten ihn einnehmen; doch versuchte er ebenfalls eine Trennung. Sie wurde ihm unerträglich, wegen der Unannehmlichkeiten, die er nun entdeckte. In solcher Stimmung erzählte er weinend, daß er seine Wäsche nun selbst habe der Wäscherin zuzählen müssen, solche Noth und Mühe wollte er sich nicht zumuthen, und er eilte sich mit der Frau wieder aufzusöhnen.

Eine Zeit lang schienen Mutter und Tochter nun zu herrschen; die kleinen Gewohnheiten ließ man ihm, wichtigere Sachen wurden seinem Willen entrückt. Der Graf von Bernstorff, der ungeachtet der erwähnten heftigen Aufwallung für Schulz nicht ungünstig gestimmt war, bewirkte ihm die Erlaubniß, seine Pension im Auslande verzehren zu dürfen. Er lebte einige Zeit im südlichen Frankreich, in Spanien, dann in Italien, wählte zuletzt Rom zum Aufenthalt, und starb daselbst im Jahre 1834. In den letzten Zeiten hatte sein Eigensinn, Geiz und Mißtrauen, als der Zorn der Spanierinnen, doch wieder Mutter und Tochter ganz unterjocht, und herrschte auf die widrigste Weise; die Mutter erkrankte und starb, die Tochter hatte beschlossen, mit ihrem noch ziemlich bedeutenden Erbtheil sich in ein Kloster zurückzuziehen. In Rom zu sterben, und Tochter und Vermögen dem Kloster zu überlassen, war für den protestantischen aufgeklärten [illegible] und [illegible] Diplomaten noch eine Art romantiſcher Anhängſel, um den er ſich jedoch wenig bekümmerte, da er in ſeiner letzten Krankheit nur mit der Pflege und Labung ſeiner ſelbſt beſchäftigt war.

In allem Egoismus hatte Schulz doch ein gutes Herz und einen redlichen, treuen Sinn; nur durfte kein Widerſpruch beide auf die Probe ſetzen. Bürgerliche Rechtſchaffenheit war ihm heilig, und nie hat er eine Unredlichkeit verübt. An ſeinen Freunden und alten Bekannten hing er mit Zärtlichkeit, nie vergaß er ihrer, und gönnte ihnen alles Gute, wenn er es nur nicht [illegible] ſollte oder [illegible] hätte! Auch ſeine Geſinnungen waren feſt und unwandelbar, nur mußte man nicht verlangen, daß er ſie zur Schau tragen oder durchſetzen ſollte! Er ließ er ſich äußerlich bequemen, innerlich that er es nie, und es iſt die Frage, ob er, bei einem günſtigen Aufſchwung, aller dringenden Nothwendigkeit, nicht ſeine ganze Feigheit plötzlich überwunden, und der Welt eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit hätte zeigen können.

Seinem Landsmanne Gentz verglichen, ergiebt ſich ein merkwürdiges Bild für beide. Aus deutſchem [illegible] und [illegible] Grundſätzen aufgewachſen, in faſt gleichen Lebensbahnen, und mit faſt gleichem Bedürfniß perſönlichen Wohlbehagens, ſucht der eine, thätig und gewandt, die reichſte [illegible] der großen Welt, deren Geſinnung und Richtung er annimmt, und ſteigt zu Macht und Ehre, und bekanntem Namen auf, der andre, läſſig und ungeſchickt, ſeinem Urſprunge treu, ſteht in dunkler Mittelmäßigkeit des Daſeins und in Verborgenheit gewiß. Beide waren entſchloſſene Freunde bürgerlicher

Buhlte er um die Unſterblichkeit; dem einen entſchlüpfte ſie ſich, indem er die Oberfläche ſeines Talents ihr als Spiegel vorhielt, dem andern ſchlich ſie ab, weil er für ſie bei mangelnder Verſpiegelung nicht einmal Unterwürfigkeit genug hatte?

Zum Gedächtniſſe Adelbert's von Chamiſſo.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Dieſes Schmerzenswort Goethe's fällt uns auf's Herz bei dem jüngſten harten Verluſt, den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes, des edlen Dichters Chamiſſo, neuerdings erlitten haben. Zwar hat er ſelbſt, durch ſeine Dichtung wie durch ſein Leben, ein ſolches Andenken ſich längſt geſichert, allein bei weitem nicht vollſtändig, die Freunde haben noch viel hinzuzufügen. Chamiſſo iſt in allem Betracht eine der merkwürdigſten Geſtalten unſrer Zeit, eine höchſt eigenthümliche, wie ſie auch einzig in dieſen Zeitumſtänden entſtehen konnte. Der Franzoſe, der emigrirte Franzoſe, der ein deutſcher Dichter wird und ein deutſcher Gelehrter und Bürger, und der in allen dieſen Eigenſchaften doch wieder ſo ſehr Franzoſe bleibt, — der iſt wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dageweſen, auch in dieſer Weiſe kaum wiederkehren wird. Aus ſolchen urſprünglich auseinander liegenden, und doch hier innigſt zuſammengefügten Gegenſätzen entſpringen Widerſprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereigniſſen, ſich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der ſturmbewegten Welt entſteigen, ſchlagen hier an, treffen ganz oder theilweiſe, reißen fort, hemmen, und indem ſie den Menſchen umherwerfen, ihn ganz zu beherrſchen oder zu bedingen ſcheinen, haben ſie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; ſie geht aus ihnen rein und ſelbſtſtändig hervor, mit ihren ungeſchwächten, ja befriedigten Anſprüchen und wackern, preiswürdigen Leiſtungen. So erwächſt ein Lebenslauf, der ſchon für den äußeren Blick ſich als ein außerordentlicher und bedeutender darſtellt, für den innern aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Dieſen inhaltvollen Stoff allſeitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigſte Vertrautheit mit dem Hingeſchiedenen und die erprobte Sicherheit der Darſtellung zu dieſer Aufgabe gleich ſehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, ſo iſt es nicht, um eine Schilderung zu verſuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, ſondern vielmehr ihn ſelbſt reden zu laſſen, und ſomit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menſchen darzubieten, der in allen ſeinen Aeußerungen gekannt zu ſein verdient.

In Wahrheit, dieſe kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamiſſo's Freunden vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Vorausſetzung, ſondern auf ſchon gemachte Erfahrung gründet ſich dieſe Zuverſicht. Ich gebe dieſe Blätter nicht voreilig, ſondern mit Bedacht, und auf mehrſeitige Wünſche und Mahnungen. Der noch friſchen Empfindung des Verluſtes thut ſolche Mittheilung wohl und ſie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen Freund gekannt, wer auch nur ſeine Lieder kennt, — und wie groß iſt nicht der Kreis liebevoller Verehrer und begeiſterter Anhänger, die er durch ſeine Dichtungen erworben, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken, in die frühe unſchuldige Jugend voll Eifer und Luſt, in die ſtarke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernſt, die ſich hier vertraulich dem Auge entfalten. Wir ſehen die heitre Neigung zur Poeſie gleichzeitig mit ernſtem Verlangen nach gründlichem Wiſſen und mit edelſtem Freundſchaftstriebe in wechſelſeitiger Förderung ſich erheben. Wie ſchön ſteht der Franzoſe unter den Deutſchen da, wie eignet er ſich deren Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kämpfend an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kämpfen aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, ja ſogar — und auch hier tüchtig und ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll geſteigerten Looſe — des wirklichen Kriegskampfes! Erſt als der letztere völlig national wird, und die Gegenſätze gewaltſam auseinander treten, kann der Franzoſe nicht mehr Deutſcher, der Deutſche nicht mehr Franzoſe ſein, und indem er keines von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er zurück. Aber auch ſeine Zurückgezogenheit iſt nur neue Entwickelung und Auszeichnung; er dichtet ſein anmuthiges Mährchen, das in der deutſchen Urſchrift und in vielfachen Überſetzungen weithin Glück macht, und er ſelbſt wirft ſich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wiſſenſchaftlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erdkreis und zu den entlegenſten Völkern führt.

Doch dieſe Zeit liegt ſchon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; dieſe Unternehmung wie die ganze ſpätere Erſcheinung Chamiſſo's, welche zwei entgegengeſetzte Richtungen ſo ſchön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe ſtiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher zu jener der thätigſte Helfer und bei dieſer der nächſte Zeuge und Theilnehmer war.

Hier ſind es hauptſächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geiſtes- und Gemüthslebens, die wir dem Leſer darbieten. Wir ſehen den preußiſchen Offizier, den emigrirten und den wieder heimiſchen Franzoſen, ſo wie den deutſchen Dichter und Studenten in den traulichſten Freundſchaftsergüſſen. Wie er das angeeignete Deutſch nach eigner Weiſe zerarbeitet, im unſichern Ausdruck ſchon ſchöpferiſch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und dieſe vollkommen bezwingt, wie er zu noch ſchwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienſt Griechiſch und ſpäter auch Latein lernt, und darin, faſt nur auf eigne Kraft und Fleiß angewieſen, die merkwürdigſten Fortſchritte macht, davon geben dieſe Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der ſtrenge, heilige Ernſt, das deutſche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzoſen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottluſt ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Äußerlichkeiten, in welche das innere Streben ſich jugendlich kleidet; dann die biedre, gemüthvolle, ehrenfeſte Geſinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden, die willige Anerkennung der Mitſtrebenden, die hohe Verehrung für die Meiſter, — dies alles liegt in anſprechenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Dieſe Sorgfalt, welche den frühen, meiſt noch ſchwachen und bald vergeſſenen Gedichten zugewendet iſt, zeigt ſchon den gewiſſenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die ſchwierigſten Verhältniſſe glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt ſich ſchon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl entſteht; in andern der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in dieſen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der beſondern Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, ſo hat dieſe Art von Freundſchaft, wie ſie hier einen ſchönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundſchaft, die da wahrhaft liebt und ſchätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel ſowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf ſich einwirken läßt, und frei von Herrſchſucht und Heuchelei nur ſtets das Ächte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechſel der Umſtände, auch nachdem die Bedürfniſſe der Jugend erloſchen und die auseinandergerückteſten Ziele erreicht ſind, in ihrer Weſenheit unverletzt bis zum Scheiden fortbeſteht, — irren wir nicht, ſo iſt heutiger litterariſcher Jugend, wie viel reicher auch dieſe an Hülfsmitteln, Gaben und Leiſtungen daſtehen möge, ein ſolches Bild, wie dieſe Briefe Chamiſſo's geben, mit beſter Meinung an's Herz zu legen!

Karl von Noſtitz.

Die Zeitungen berichten im Oktober des Jahres 1838 den Tod des ruſſiſchen Generallieutenants Grafen von Noſtitz, eines tüchtigen Kriegsmannes, der in den letzten türkiſchen und polniſchen Feldzügen mit Auszeichnung gefochten, und bei jeder Gelegenheit durch perſönliche Tapferkeit ſich hervorgethan hat. Doch ſolche Würden und Verdienſte, wie bedeutend und wirkſam auch im Leben, geſellen ſich einer zu großen Anzahl ihnen gleichartiger, um nicht, nach kurzer Zeit, in der Maſſe zu verſchwinden. Für ein dauerndes Andenken des Namens iſt irgend ein geiſtiger Reiz, ein romantiſcher Lebensbezug kräftiger, als hohe Titel und Würden. Jener ruſſiſche Generallieutenant war einſt preußiſcher Kornet und Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und von dieſem Verhältniſſe her, ſo wie aus deſſen Nachſchwingungen im vaterländiſchen Leben, ſtrahlet vorzugsweiſe das Licht, welches jenen Namen, wir denken es, am längſten begleiten wird.

Karl von Noſtitz und Jänkendorf war der Sohn des kurſächſiſchen Landjägermeiſters zu Merſeburg, und daſelbſt im Jahre 1780 geboren. Seine Erziehung war in keiner Weiſe vernachläſſigt, als Jüngling kam er auf das Pädagogium zu Halle, wo er ſogar in den alten Sprachen einige Fortſchritte machte. Doch bald, groß und ſtark herangewachſen, von Kraft und Luſt der Jugend erfüllt, fand er an den Studien wenig Behagen, und verlangte heftig, in den Kriegsdienſt einzutreten. Das preußiſche Kriegsweſen zog vor allen durch Glanz und Ehre an, und Noſtitz wurde Kornet bei dem Regiment Gend'armes in Berlin.

Die Offiziere dieſes Regiments, größtentheils vornehme und reiche Edelleute des Landes, waren berühmt wegen ihrer ſtolzen Haltung, muntern Sinnesart und übermüthigen Verwegenheit. Da dieſe Eigenſchaften meiſt von glänzender und anmuthiger Perſönlichkeit getragen, von friſcher Lebensluſt und Freigebigkeit begleitet, und durch ſtrengen Dienſt und Geſetzesvorſchrift unaufhörlich gemäßigt wurden, ſo hatte die ganze Erſcheinung, außer der Schattenſeite, die man ſpäter faſt allein beſprochen hat, auch ihre Lichtſeite, von der ſie recht gut zu leiden und als eine wenigſtens ſtattliche anzuerkennen war. Noſtitz machte ſich unter ſeinen Kammeraden bald bemerkbar; ſeine außerordentliche Körpergröſse ſchon mußte ihn auszeichnen, bei dieſer um ſo mehr ſeine kühne Gewandtheit, ſein ſcharfer Verſtand und kluger Geiſt. Wurde ein ernſter Kampf angeſtellt, irgend eine Thorheit aufgebracht, ein luſtiger Streich ausgeführt, gewiß fehlte Noſtitz nicht. Für die Ehre eines Bürgermädchens, das ihn nichts anging, aber deſſen Familie er kannte, ſchoß er ſich mit einem andern Offizier, und wurde am Fuß verwundet. In Wagniſſen zu Pferde thaten es ihm

Wenige gleich. Als die Gendarmenoffiziere auf den Einfall geriethen, die Aufführung der Werner'ſchen Weihe der Kraft zu parodiren, und mitten im Sommer eine Schlittenfahrt veranſtalteten, wobei die Schlitten auf Rollwagen geſetzt und die Geſtalten jenes Schauſpiels in ihren Koſtümen mit ſchrecklichem Gepolter durch die ganze Stadt gefahren wurden, machte Noſtitz die Katharina von Bora, ein Andrer den Luther, ein Dritter den Theobald mit einer rieſenhaften Flöte. Man ergötzte ſich allgemein an dem Scherz, und erſt hinterher fand ihn die Behörde anſtößig, nachdem Iffland nicht ſowohl die Ehre des Reformators, als vielmehr die Heiligkeit ſeines Schauſpielweſens darin angegriffen geſehen, und auf allen Wegen ſo ſehr ſeine Klagen geltend gemacht, daß wirklich einige Strafe gegen die Theilnehmer verhängt wurde.

Die Ausſichten eines Krieges gegen die Franzoſen im Jahre 1805 gaben dem friſchen Muth und Übermuth ein ernſteres Ziel. Noſtitz hatte ſchon ſeither bei aller Jugend und Zerſtreuung nicht verabſäumt, dem Kriegsfach einige wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit zu widmen, Karten und Plane zu ſtudiren, Gegenſtände dieſer Art lebhaft zu beſprechen. Dies, in Verbindung mit der ritterlichen Geſtalt, dem erprobten Muth und dem regen Geiſte, beſtimmte den Prinzen Louis Ferdinand, ſich den vielverſprechenden jungen Offizier zum Adjutanten auszuerſehen. Noſtitz hing mit ganzer Seele an dem Prinzen, der auch ſeinerſeits jenem ganz vertraute. Den anderwärts erzählten Verlauf der Ereigniſſe, das Gefecht von Saalfeld und den Tod des Prinzen wollen wir hier nicht wiederholen. Noſtitz war an der Seite des Prinzen verwundet worden, konnte aber noch zu rechter Zeit ſich wieder bei den preußiſchen Truppen einfinden, um den ferneren Feldzug ehrenvoll mitzumachen; er wurde zum Rittmeiſter befördert und durch den Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Die nächſten Jahre nach dem Tilſiter Frieden waren in Norddeutſchland voll tiefer Unruhe und Gährung, geheimer Betreibungen und Anſchläge. Der Tugendbund war in Preußen, geſtiftet worden und erſtreckte mannigfache Verzweigungen über ganz Deutſchland. Noſtitz konnte dieſen Verhältniſſen nicht fremd noch in ihnen unbedeutend bleiben, ſein ganzes Weſen bezeichnete ihn als einen der künftigen Anführer; ſchon weithin namhaft und gewiſſermaßen volksmäßig trat er als ſolcher im Jahre 1809 wirklich auf, errichtete im öſterreichiſchen Dienſt eine fränkiſche Legion, machte von Böhmen aus einige Streifzüge nach Franken, erließ Aufrufe, und betrieb ſeine Sachen mit Selbſtſtändigkeit und Glück, als der Waffenſtillſtand von Znaym allen Unternehmungen plötzlich Einhalt that. Der Herzog von Braunſchweig-Öls band ſich hieran nicht, und führte, wie bekannt, ſeine in Böhmen errichtete Truppenſchaar quer durch das nördliche Deutſchland glücklich zur Einſchiffung nach England. Noſtitz wurde beſchuldigt, ſeine Truppe ebenfalls auf eigne Hand entführen zu wollen, deßhalb verhaftet und in Feſſeln nach Prag gebracht. Die hier angeſtellte Unterſuchung rechtfertigte ihn gegen die Anklage, und er trat nun als Major in ein Uhlanenregiment; ſein Ruf aber hatte durch alle dieſe Vorgänge nur gewonnen, und wo er ſich in der Folge zeigte, auf mannigfachen Reiſen nach Sachſen, Brandenburg, Holſtein, überall merkte man auf ihn, von franzöſiſcher Seite ungünſtig, von deutſcher um ſo günſtiger.

Das Jahr 1813 eröffnete neue, verheißungsvolle Kriegsbahnen. Noſtitz verließ Öſterreich, und trat in ruſſiſchen Dienſt, anfangs dem General Grafen von Wallmoden angeſchloſſen, ſpäter dem General von Tſchernüſcheff. Der Moniteur bezeichnete ihn als ein Haupt deutſcher Verbündungen und Aufwieglungen. Er ſollte einen Orden geſtiftet und überall Anzettelungen gegen die Franzoſen betrieben haben; eine Freundin von ihm, die liebenswürdige Schauſpielerin Auguſte Brede, ſollte hiebei ein eifriges Werkzeug geweſen ſein. Dieſe Anklagen waren ihm jetzt nur ſchmeichelhaft, und er ſah ſie mit Vergnügen in allen Zeitungen wiederholt. Indeß erwarb er ſchönern Ruhm in offnem Kampfe, und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit durch ungeſtümen Muth aus. Nach glücklich beendigten Feldzügen kam Noſtitz wieder für einige Zeit nach Wien, wo der Kongreß der verbündeten Mächte zugleich eine europäiſche Geſellſchaftswelt zuſammenzog.

Hier war es, wo Noſtitz, inmitten alles Gedränges der Feſte, der Hof- und Staatsgeſellſchaften, und vielfacher eigner und fremder Zwecke, die er mit Eifer verfolgte, ſich faſt jeden Tag bei Rahel einfand, die er ſchon von dem Prinzen Louis her kannte und verehrte, ſeitdem auch flüchtig wiedergeſehen hatte, aber doch jetzt erſt im höchſten Sinne kennen und ſchätzen lernte. Ihm war es Bedürfniß, ihr ſein innerſtes Herz aufzuſchließen, ſeine eigenſten Anſichten, Urtheile, Wünſche und Hoffnungen mitzutheilen, ſeine ganze Lebenserfahrung darzulegen, und dies alles mit ihr durchzuſprechen, zur Prüſung, Berichtigung, zu neuen Aufſchlüſſen und Erhebungen. Dies nannte er im Scherz „Geſchäfte machen“, und behauptete im Ernſte, dies wären die beſten, die in Wien gemacht würden. Was da alles zur Sprache kam, welche Thatſachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geiſtesfreiheit und Welteinſicht der beiden Theilnehmer, wohl ſelbſt noch in ſpäten, fortgeſchrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechſelten Briefe geben hievon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen ſie das Gebiet und die Art eines Austauſches, deſſen eigenſter Boden nur das lebendige Geſpräch ſelber ſein konnte. Merkwürdig iſt es immer, daß Rahel auch einer ſolchen Natur, die ihr in vielem Betracht fremd und in manchem ſogar zuwider ſein mußte, nicht nur unbedingtes Vertrauen ſondern auch wahrhaft empfundene Freundſchaft einſlößen gekonnt!

Noſtitz war durchaus und vor allem Soldat. Er hatte litterariſche und großweltliche Bildung, aber in jenen Stand fielen alle ſeine Gewöhnungen und Neigungen zurück, aus ihm ging ſeine ganze Weltanſicht hervor. Sein Verfahren gegen die Menſchen, ſeine Behandlung der Verhältniſſe, alles gründete ſich darauf, daß der Krieg der wahre Lebenszuſtand ſei. Die Anwendungen, welche ſich aus dieſem Satz in einzelnen Fällen ergaben, waren bisweilen verwegen, immer aber geiſtreich und launig, eine unerſchöpfliche Quelle origineller Unterhaltung. Das Syſtem von Selbſtſucht und Klugheit, von Kälte und Gleichgültigkeit, welches ſich hier künſtlich aufbaute, war doch keineswegs im Stande, die entgegengeſetzten Regungen auszuſchließen. Den Worten nach jede Begeiſterung verwerfend, war Noſtitz unaufhörlich in der Gewalt einer ſolchen, die er nur ſtets verſchwieg und verbarg; unter vorſätzlichem Ausdruck ſtrenger und harter Geſinnungen lag menſchenfreundliche Theilnahme und Hülfe ſtets bereit, und ſo oft er nicht fürchten durfte, von den ſogenannten Klugen als Getäuſchter oder Schwacher verlacht zu werden, handelte er mit herzlicher Güte und Großmuth. Die Freigebigkeit, als Geldverachtung, iſt immer guten Anſehns, und dieſe übte er daher offen ohne Scheu; wo es aber eigentliche Mildthätigkeit oder perſönliche Aufopferung galt, da zog er Geheimniß und Stille vor. Gegen Freunde konnte er das zarteſte und feinſte Benehmen haben, beſchrie man ihn aber deßhalb, ſo warf er rauhes Soldatenweſen darüber hin. Wenn er mit Worten bisweilen den Freund verläugnete, ſo war er im Herzen ihm doch treu, und bewies dies durch Handlungen.

Gleicherweiſe wie zu den Freunden, ſtand er zu dem Vaterland. Wider daſſelbe zu fechten, einer Sache zu dienen, die in Widerſpruch mit demſelben geſtanden hätte, wäre ihm unmöglich geweſen. Aber er hätte ſich todt geſchämt, dieſe Geſinnung in ſchönen Redensarten an den Tag zu legen, und ſich dafür von dem Troß angeblich Gleichgeſinnter beſchmeicheln und erheben zu laſſen. Die Deutſchthümelei erſchien ihm als ekelhafte Unnatur, und das davon angeſteckte Kriegsweſen gar nicht mehr als ein ſolches. Er machte es Blücher'n und Gneiſenau'n zum herben Vorwurf, daß ſie ſich in dieſe Art mehr als billig gefügt hätten. Ein Kriegsmann, meinte er, ſolle dem Volk immer Ehrfurcht einflößen, in die Bewunderung müſſe ſich ſtets etwas Schreckhaftes miſchen. Dieſe Anſicht und Denkart erleichterte ihm ſehr den Übertritt nach Rußland, ein geheimes Gefühl ſagte ihm, daß nach dem Sturze Napoleon's in Deutſchland langer Frieden herrſchen und die nächſte Entwickelung der Dinge für ihn hier keine Bahn darbiete. So zog er als Deutſcher in die befreundete Fremde; und obwohl er ſich ganz ruſſiſch hielt und auch die Sprache in ſeltnem Grade ſich zu eigen machte, ſo konnte er doch nie verläugnen, was er zuerſt und zumeiſt geweſen. Die Eindrücke der Jugend waren ihm eine geheime Poeſie, werth und vertraut, aber nie preisgegeben; wie er denn auch durch und durch mit Schiller genährt war, deſſen große Dichtungen von der Berliner Bühne herab den jungen Offizier unwiderſtehlich hingeriſſen hatten.

Noſtitz hat viel geſchrieben, doch weniges für den Druck. Eine Schrift gegen den Oberſten von Maſſenbach, über die Vorfälle von Saalfeld, Jena und Prenzlau, verbindet Schärfe und Klarheit, und zeigt, daß er die Feder auch als Degen zu führen wußte. Denkſchriften, Berichte und Bemerkungen militairiſch-politiſchen Inhalts hat er viele verfaßt. Im Briefſchreiben war er unerſchöpflich, und leiſtete darin, durch die Schärfe ſeines Urtheils und die kühne Eigenheit ſeiner Ausdrücke, oft Außerordentliches; alles aber war nur für den Augenblick, und daher in dieſem ſtets von größter Wirkung. Hiedurch fielen ſeine Briefe auch der Vernichtung um ſo ſchneller anheim, manches ſchien nach ſeiner gehabten Wirkung nicht mehr des Bewahrens werth, anderes ſchien gefährlich zu bewahren. Aus letzterem Grunde ſind ganze Jahrgänge von Briefen, in welchen Noſtitz das Leben von St. Petersburg und Warſchau mit ſo kräftiger als cyniſcher Laune geſchildert hatte, bei dem Ausbruche des polniſchen Aufſtandes aus Vorſicht verbrannt worden. Es wären daher nur farbloſere Proben mitzutheilen, wie die Art der erhaltenen Briefe dies mit ſich bringt, und wie ſelbſt ohne dieſen Umſtand auch vielfache Rückſichten es fordern müßten.

Franz von Baader.

In München ſtarb am 23. Mai 1841 dieſer Haupt- und Grund-Philoſoph, Gnoſtiker, Theurg, Myſtiker, oder wie man ihn nennen will, der in der deutſchen Philoſophie mehr als vierzig Jahre eine höchſt merkwürdige Stelle behauptete, und unter den Pflegern der Wiſſenſchaft ohne Frage einer der begabteſten war, die unſere Zeit geſehen hat. Wenn bei irgend einem Philoſophen Vaterland und Aufenthalt nicht gleichgültig ſind, ſo iſt es bei dieſem, der durch und durch ein Baier war, und dieſe Eigenſchaft im Leben wie in der Wiſſenſchaft nie verläugnete.

Schon ſeit dem Auftreten Kant's begleitete er alle Umwandlungen der deutſchen Philoſophie mit ſcharfer Achtſamkeit, mit ſtörender Einrede, mit ergänzender Aushülfe, und niemals erſchien er als Denker im Fehl, nie wurde er überflügelt und zurückgelaſſen, im Gegentheil war er meiſt voran und überlegen, und hatte noch Kräfte zuzuſetzen, wo die Andern längſt erſchöpft waren. Er hat Fichte, Schelling, Hegel gefaßt und eingeſehen, eine Weile mit ihnen gehen können, ſie gebilligt und getadelt, wie es kam; dann aber ſie ſtehen laſſen, und ſeinen eignen, beſtimmten, nie in ſeiner Richtung ſchwankenden Weg einſam fortgeſetzt.

Seine Wiſſenſchaft iſt die philoſophiſche Geheimlehre, welche von den älteſten Zeiten her in einer kleinen Schaar von auserwählten Wiſſenden ſich fortgepflanzt hat, und zuweilen durch Inſpiration des Genius zu neuer wirkſamer Geſtalt gelangt iſt, wie bei Jakob Böhme, meiſt aber durch ausdrückliche Überlieferung und Einweihung vermittelſt geheimer Geſellſchaften ihre Jünger gewonnen hat. Hier iſt es, wo die myſtiſche Philoſophie oder Gnoſis einerſeits mit den Tempelherren, andererſeits mit den höheren Graden der Freimaurerei zuſammenhängt.

Baader war im Beſitz der tiefſten Geheimniſſe der Freimaurerei, der Roſenkreuzerei, des Martinismus, und ſein Denken und Streben wirkte unausgeſetzt in dieſer Richtung, wenn auch er ſelbſt jeder äußern Verbindung mit ſolchen Geſellſchaften längſt entſagt hatte.

Dieſe Geheimlehren ſind aus dem Chriſtenthum entſtanden und bekennen ſich zu ihm; ſie haben eine Seite, die durchaus mit dem Katholizismus übereinſtimmt, der aber ſeinerſeits mißtrauiſch gegen ſie iſt; ſie haben aber auch eine Seite, die ſich mehr der jüdiſchen Überlieferung anſchließt; im Ganzen halten ſie ſich, ohne jemals wider die Religion zu ſein, doch neben den beſtimmten Formen jeder Kirche, und ſtellen ſich in manchen Beziehungen ſogar in gleicher oder wohl auch überlegener Macht voran.

Es iſt nicht wohl zu bezweifeln, daß ein tiefes und gründliches Wiſſen, nicht nur der geiſtigen Dinge, ſondern auch der Natur, in dieſen Kreiſen viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden iſt, ohne daß die profane Wiſſenſchaft ſich eines Antheils daran hätte rühmen können.

Die wunderbarſten Übereinſtimmungen ſprechen laut für dieſe Thatſache, z. B. daß Jakob Böhme, dieſer von ſeinen Anhängern vergötterte Myſtiker, deſſen Schriften einem gebildeten Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts wie Unſinn und Wahnwitz erſcheinen, durch einen Franzoſen während der Revolution erkannt, gewürdigt und überſetzt worden, durch Saint-Martin nämlich, der ſie nicht nur mit Entzücken las und zu verſtehen vorgab, ſondern ſie auch Andern wirklich klar zu machen wußte, daß ſie nun dieſen nicht mehr Unſinn und Wahnwitz dünkten. Inwiefern manche der neueren Funde in der Phyſik und Mathematik jenen Eingeweihten, wie behauptet wird, ſchon längſt bekannt oder doch bloß Folgerungen der dort gäng und gäben Erkenntniſſe geweſen, laſſen wir dahingeſtellt; unglaublich aber iſt die Sache keineswegs.

Mit dieſen tiefen, geheimen Wiſſenſchaften nun verband Baader, was vielleicht ſo noch nicht vorgekommen, die ganze Macht der philoſophiſchen Spekulation und Dialektik, wie ſie der gewöhnlichen weltlichen Wiſſenſchaft eignet. Seine geſellige Gabe der Mittheilung, ſeine Leichtigkeit und ſtete Bereitſchaft, jede Höhe und Tiefe zu durchmeſſen, ſind wahrhaft einzig zu nennen. Wenn er ſeine Reichthümer des Geiſtes entfaltete, glaubte man einen Seher zu vernehmen, dem verborgene Schätze anvertraut ſind, um ſie den Befähigten zu offenbaren.

Baader hat große Reiſen gemacht, in früherer Zeit nach Frankreich und England, in ſpäterer nach Öſterreich, Preußen und Rußland. Der Kaiſer Alexander von Rußland war aufmerkſam auf ihn geworden, und ließ ihm, unter dem ſeltſamen Titel eines Korreſpondenten des Kultusminiſteriums, ein äußerſt bedeutendes Jahrgehalt auszahlen. Der Kaiser Franz von Öſterreich und der König von Preußen bezeigten ihm ebenfalls einen näheren Antheil, beſonders in Betreff der Ideen, die er als der Feind alles Revolutionären und Atheiſtiſchen zur Wiederbelebung des Staats und der Kirche den großen Monarchen vorgelegt hatte.

Merkwürdig iſt das Übergewicht, welches Baader durch geiſtigen Umgang auf die verſchiedenartigſten Perſonen ausgeübt hat. Schelling war in früherer Zeit ganz von ihm eingenommen, eben ſo der Phyſiker Ritter. Friedrich von Schlegel, der doch einen tiefen eignen Kern hatte, lebte einige Zeit nur in Baader's Ideen und Mittheilungen. Auch Adam von Müller, Schleiermacher, Koreff, und eine Menge Anderer entgingen dieſem Looſe nicht. Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin, als er ſchon längſt mit Hegel gezänkelt hatte, wußte er dieſen ungeſchmeidigen Philoſophen durch tiefſinnige Geſpräche ſo für ſich und ſeine Lehre zu gewinnen, daß derſelbe in Baader's Vorträgen nur andersgeſtaltet das Eigne wiederzufinden meinte, und der Baader'ſchen Anſicht eine herrliche Lobrede hielt. Jacobi'n würde er vollkommen für ſich geſtimmt haben, aber dieſen verſchmähte er, und blieb ihm feindlich gegenüber, ſchon weil ihn der Fremde, Unberechtigte, wie ihm dünkte, an der hohen Stelle in München verdroß, und hier trat mit ganzer Kraft der Baier in ihm hervor, der Alt-Baier, der auf ſeinem Boden mit Unluſt und Eiferſucht den Eingewanderten gedeihen ſieht. Dieſer Grund wirkte auch, neben der geiſtigen Differenz, in Baader's Verhältniß gegen Schelling heftig mit. Der Letztere hatte keinen entſchiedeneren, nachhaltigeren Gegner als Baader. Aber wenn man Beide an Tiefe der Spekulation, an welcher Kenntniß und Wiſſenſchaft einander gleichſtellen möchte, ſo bleibt in Einem Stücke Schelling doch gewiß überlegen, an Kunſt und Leben der ſchriftlichen Darſtellung; dieſe hatte Baader nie beſeſſen, und ſeine gedruckten kleinen Schriften ſind, gleich denen von Hamann, in der Form die ſeltſamſten Erſcheinungen, denen wohl nur wenige Leſer Verſtändniß und noch wenigere Geſchmack abgewinnen können.

Baader würde, mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Macht der Perſönlichkeit, als ein Stern erſter Größe unter den Männern leuchten, die als weltwirkende berühmt ſind, wenn ſeinen außerordentlichen Gaben nicht einige Hemmungen angehaftet hätten, welche dieſelben gewaltſam niederhielten. Die eine war ſein Stolz, der ihn iſolirte, der ihn hinderte, ſich anzuſchließen und in allgemeiner Bahn zu wandeln — ſelbſt mit der katholiſchen Hierarchie hat er wohl keinen Frieden, aber nie einen Bund machen können — und derſelbe Stolz, welcher doch nur ein Mangel an Liebe iſt, machte auch unmöglich, daß eine Schaar von Jüngern, wie er doch wohl gewünſcht, ſich ihm angeſchloſſen hätte. Die andere Hemmung iſt geringerer Art, und wurzelt tief in dem nationalen Boden; es iſt dies eine Leichtgläubigkeit, die in höheren Dingen ſich das Wunderbare allzu leicht aufbinden läßt, und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine. Nichts aber geſtört ſo das Anſehn und die Würde eines Lehrers, eines Sehers, als dieſe kleinlichen Mängel, die jeden Augenblick eine Täuſchung oder ein Mißverhältniß ſehen laſſen. Hierin iſt aber wiederum hauptſächlich der Baier, der Alt-Baier, zu entdecken, mit ſeinem religiöſen, vom Anſtrich des gemeinſten Aberglaubens, und mit seiner höchsten Sittenlehre auf das ihn umgebende Weltleben. Ohne diese beiden Hemmungen könnte Goethe wirklich als ein Mann dastehen, von dessen Einfluß und Erbauung die Welt spräche. Die Vorsehung wollte ihm, scheint es, diese gefährliche Prüfung nicht ersparen, und gab ihm deshalb jenen Mangel. Dem sei jedoch wie ihm wolle, auch in seiner jetzigen Gestalt bleibt Goethe einer der ersten Heroen unserer geistigen Macht, eine der entgegengesetztesten Erscheinungen unseres gerade in solcher Art so reichen Vaterlandes, und wir werden gelegentlich auf ihn noch zurückkommen.

Kritiken.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte
des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts,
von Friedrich von Raumer. Leipzig, bei
Brockhaus, 1831. Zwei Theile. 8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Geschichte zeigt überall, daß [illegible]

[illegible] Laube's [illegible]

Das Wort von Goethe, bei Gelegenheit des ihm durch Hall's [illegible] [illegible] [illegible], wird bei uns noch oft genug anzuwenden sein!

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften, von Talvj. Leipzig, 1840, bei F. A. Brockhaus. 614 S. gr. 8.

Vollkommene Bildung, der Nationen wie der Einzelnen, [illegible] [illegible] den Volksliedern [illegible], [illegible] und [illegible] werden sich natürlicher zu ihnen zurück, wie denn die Kenntniß und der Genuß der Lieder, zu denen wir aufzusteigen, sich erst recht ergibt und vollendet, wenn wir auf die verschiedenen Stufen [illegible] und Völker [illegible] den Weg der Zusammenstellung übersehen. Mit dem Wachsen des [illegible] [illegible] [illegible] das Leben ein Bezug auf solche Lieder durch, [illegible] nicht nur gelegentlich, zum Behuf geschichtlicher Vergleiche eines Verhältnisses, [illegible] erscheint. Mit mehr Eifer und Gewandtheit haben unsere Völker [illegible] [illegible] des eigenen Lebens noch oft [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], und Spanier, Engländer, Deutsche und Portugiesen, wie Dänen, Norweger, Schweden und Russen, können solche Sammlungen [illegible] [illegible] aufweisen.

Die Volkslieder aller Nationen aber im Zusammenhange zu betrachten, sie in ein Ganzes zu fassen, das war ein deutscher Gedanke, und einer der edelsten Geister des Vaterlandes, Herder, führte zuerst ihn aus. Sein weitfliegender, oft wunderlicher und auch bisweilen unklarer Genius war hier in seinem eigensten Gebiet, in seiner schönsten Beschäftigung: Poesie und Sprache in allen Gestalten, Völkerarten und Zeitaltern in ihren Eigenheiten zu erfassen, zu gruppiren, das war seine Meisterschaft. Seine zwei Bändchen „Volkslieder“, später als „Stimmen der Völker in Liedern“ mit vermehrten Aufsätzen vereinigt, sind eine seiner lieblichsten Gaben, mit der sein bedeutendstes Werk, die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, sich in natürliche Verbindung stellt. Der glückliche Griff, den er bei jener Sammlung immerfort bewährt, die Kenntniß, Wahl, Übertragung, Ausdrucksweise, sind nicht genug zu bewundern, die fremden Gedichte werden vollständig sein eigen, und wir fühlen, daß ein Dichter und die Dichtungen reicht. An Sinn, Luft, Bewegungsfreiheit, so wie an Wirkung, ist kein Buch bisher nicht übertroffen, und hält noch immer guten Stand, zum Zeugniß, wie gut und dauerhaft der rechte Mann das Rechte thut.

Seitdem sind jedoch andre Fortschritte gemacht, die Gelehrsamkeit ist erweitert worden, die Kräfte haben sich ansehnlich vermehrt. Die Forschung, welcher [illegible] Gedanken zugewandt, einzelne Völker und Sprachen bearbeitend, hat große Vorräthe gehäuft, zum Theil auch gesichtet, und die eigene Kraft der Wissenschaft ist erstarkt. Deutsche Volkslieder sind durch die Brüder Grimm, neugriechische durch Fauriel und Wilhelm Müller in deutscher Bearbeitung uns zugeführt, serbische durch eine Frauenhand, russische durch Goetze und [illegible];

neue Reichthümer ſpaniſcher Lieder hat Böhl von Faber, holländiſche Hoffmann von Fallersleben bekannt gemacht; von deutſchen Sammlungen iſt vor allen „des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano zu nennen, dann Büſching's und von der Hagen's Beiträge, Meinert's, die Sammlung von Erlach. Die großen und mannigfachen, faſt in allen Nationen angeregten Arbeiten über die Sprach- und Geſchichtsdenkmale der Vorzeit, die mit philologiſcher Strenge beſorgten Ausgaben der alten Dichtwerke, alles dies kam auch den Volksliedern zu Statten, und Verſtändniß und Sichtung derſelben haben ungemein gewonnen.

Der nationale, und ſelbſt der provinzielle Fleiß in dieſen Gegenſtänden iſt gewiß löblich; jedes beſondere Weſen und Verhältniß möge ſich in's Einzelne ſorgſam verdeutlicht werden; auch die gelehrte Behandlung des gewonnenen Stoffes bedarf keiner Rechtfertigung. Allein ein Anderes doch bleibt, wie bei anderen Stoffen ſo vorzugsweiſe bei Liedern, daß den Büchern noch ein andrer Zweck inwohnen möchte, als in den Schränken ſtattlich dazuſtehen und die gelehrte Neugier gelegentlich zum Nachſchlagen zu dienen. Wir empfinden das Bedürfniß, den aufgeſpeicherten Vorrath aus dem wiſſenſchaftlichen Gewahrſam wieder auf den offnen Markt, an das friſche Leben und zum heiteren Gebrauche zu bringen. Hiezu gehört aber mehr, als gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit, hiezu gehört allgemeiner Sinn, Zuſammenfaſſen des Mannigfaltigen, geiſtreiche und gefällige Behandlungsweiſe; die einſeitige Darſtellung in der Kunſt von Einer Seite genügt nicht, verſchiedene Blicke müſſen ſich zu

Vergleichung liefere, damit das Gemeinſame wie das Eigenthümliche mehr an das Licht trete.

Schon als das Wunderhorn erſchien, welches die deutſchen Volkslieder, bei mancher Redaktions-Willkür, doch im Ganzen in geiſtiger Friſche wiedergiebt, und deshalb nicht ohne große Wirkung geblieben iſt, äußerte Goethe, in ſeiner trefflichen Anzeige des Buches, den Wunſch, daß die Herausgeber, wenn ſie ihre Sammlung beſchloſſen, wohl aufgerufen wären, auch was fremde Nationen dieſer Liederweiſe beſitzen, aufzuſuchen, und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu liefernden Überſetzungen darzulegen. Alſo die deutſche Sonderheit wünſchte er wieder in reichere Gemeinſchaft zuſammengeſtellt, und den neuen glücklichen Anlauf durch ſolche Vervollſtändigung gleichſam wieder auf den Herder'ſchen Plan zurückzubringen, wobei für die Ausführung mehr Umfang und Reife, als in jener früheren Zeit möglich war, ſich jetzt bedingen würde.

Dieſe Andeutung aber blieb einſtweilen unerfüllt; die Herausgeber des Wunderhorns hatten ihren deutſchen Vorrath noch lange nicht erſchöpft, als der Sinn der Landsleute, denen in der That auch viel zugemuthet wurde, ſchon längſt Befriedigung fühlte, und jene, unruhig und ſprunghaft wie ſie waren, hatten ihr Treiben bald auf andre Felder übertragen, wo ſie abermals genug zu ringen fanden. Die ſpäteren Bearbeiter und Herausgeber von Volksliedern hielten ſich hauptſächlich nur in beſonderen Richtungen und beſtimmten nationalen oder gar provinziellen Gränzen, und ein ſolches Buch, wie Herder für ſeine Zeit geliefert, und Goethe für eine ſpätere nach deſſen Maß erneuert wünſchte, iſt erſt im

Laufe von mehr als ſechzig Jahren nicht wieder dargeboten worden.

Alles bisher Vorgeführte ſetzt uns in den Stand, nun in Kürze ſogleich auszuſprechen, welche Stelle wir dem gegenwärtigen Werk anzuweiſen haben. In der von Herder gebrochenen Bahn füllt daſſelbe eine ſeit ſo langer Zeit immer fühlbarer gewordene Lücke, es iſt die glückliche Wiederaufnahme jenes Herder'ſchen Gedankens, nur erweitert und erhöht nach dem Maße, das eine fortgeſchrittene Kenntniß und Entwickelung hier gebieten. Oder wir können auch ſagen, daſſelbe iſt die neue Geſtaltung des Wunderhorns, aus der deutſchen Einſchränkung nach Goethe's Angabe wieder zum Allgemeinen erhoben, wie zu thun die urſprünglichen Herausgeber ſelbſt in ihrer Zeit verhindert waren. Zwei ſo namhaften, in wirkſamen Ehren ſtehenden Werken innigſt verwandt, und mit deren erprobten Vorzügen neueres und ſelbſtſtändiges Verdienſt vereinend, und ſolchergeſtalt beiden gleichſam eine jugendliche Stellvertretung, darf dieſe neue Sammlung wohl als eine der willkommenſten Gaben begrüßt werden, ſofern die Ausführung den hier zu machenden Anſprüchen nicht unbillig nachſteht.

Die Ausführung aber darf eine vortreffliche genannt werden. Miſtreß Robinſon, geborne Thereſe von Jakob, deren Namen in der Bezeichnung Talvj angedeutet iſt, hat ihren Beruf zu dergleichen Arbeiten ſchon früh an einer beſondern Abzweigung dieſes Stoffes mit Glück dargethan, ihre Überſetzung der ſerbiſchen Volkslieder iſt als ein Gewinn unſrer Litteratur allgemein anerkannt; der edle Sinn, das reine Gefühl, der klare und ſchöne Verſtand, welche ſich in jener Leiſtung zeigen, ſind grade die Eigenſchaften, die jedem weiteren Unternehmen ſolcher Art am meiſten zu wünſchen ſind. Bei fortgeſetzter Beſchäftigung mit dem Gegenſtand und bei eifrigem Studium ſeiner ſtets reicher ſich erſchließenden Hülfsmittel konnten Kenntniſſe und Urtheil im Fortgange der Zeit nur geſteigert werden; aber auch äußere Umſtände wirkten förderlich ein. Durch beſondere Lebensgeſchicke ward unſre deutſche Landsmännin, nachdem ſie frühere Jahre in Rußland verlebt und Sprache und Eigenthümlichkeit der Slawen kennen gelernt, ſpäter in Nordamerika heimiſch, und gewann ſo die Anſchauung der verſchiedenſten Völkergebilde; das Leben in engliſcher Sprache und Sitte führte zu den Britten und Schotten zurück, während das Land ſelbſt auf ſeine Urbewohner hinwies; bei ſolcher mehrfachen, die entlegenſten Gegenſätze umfaſſenden Vertrautheit der Anſchauung mußte der geiſtige Einblick in nicht ſelbſtdurchwanderte Gebiete die ſicherſten Anhaltspunkte finden.

Ein Werk der Gelehrſamkeit zu liefern, war nicht die Abſicht, wiewohl die gelehrte Kenntniß faſt auf jedem Blatte ſichtbar iſt, und oft in Verwunderung ſetzt durch ihren Umfang und ihre Mannigfaltigkeit; auch will das Buch weder als hiſtoriſches Lehrbuch noch ſelbſt als Volksliederſammlung auftreten, die beſcheidene Verfaſſerin verwahrt ſich ausdrücklich gegen ſolchen Anſpruch, und bekennt, daß zu dem erſtern eine tiefere Begründung, zu dem letztern eine größere Vollſtändigkeit erfordert würde. Sie bezweckt zunächſt, das Vorhandene zur Überſicht zu ordnen und einzureihen, aus der Maſſe das hervorzuheben, was den Geiſt derſelben darſtellt, und will zufrieden ſein, auf dieſe Weiſe in der Bilderreihe der Volkslieder einen Beitrag zur Sittengeſchichte gegeben zu haben. Das Buch führt in der That den ganzen Stoff, der bisher in mannigfachen Ablagerungen verdrießlich ſteckte, auf's neue heiter dem Leben zu, und wir dürfen nicht zweifeln, daß ihm gelingen wird, was die Verfaſſerin erſtrebt, nämlich das aus den Schachten der Wiſſenſchaft mühſam gewonnene Gold in gangbare Münze ausprägen zu helfen.

Hiezu war eine thätigere geiſtige Vermittlung, eine reichere Zuthat von Einleitungen und Verſtändigungen nöthig, als die Vorgänger bisher zu liefern pflegten. Und hierin gründet ſich kein geringer Theil des Verdienſtes, welches wir überhaupt dem Buche beimeſſen. Außer einer allgemeinen, ſachkundigen und anſprechenden Einleitung, welche das hier zu durchſchreitende Gebiet abmarkt und eintheilt, und wonach die Völker des Alterthums einſtweilen noch außerhalb der Betrachtung geſtellt bleiben, nimmt die Verfaſſerin jedesmal das Wort, ſo oft ein neuer Abſchnitt neue Völkerſchaften vorführt, oder Inhalt und Richtung des Mitgetheilten dazu veranlaſſen. Dieſe Zwiſchenreden verſetzen den Leſer auf den richtigen Standpunkt, deuten ihm die Hülfsmittel und Quellen an, und heben, durch kurze einſichtige Angaben, das eigentlich Bezeichnende hervor. Der klare Sinn, die umfaſſenden Kenntniſſe, das geſunde Urtheil und der feine Takt der Verfaſſerin bewähren ſich hier auf jeder Seite. Mit einzelnen Ausſprüchen oder Bemerkungen dürften wir nicht ſogleich übereinſtimmen; aber die Möglichkeit, ein Für und Wider anzuknüpfen, wo der Gegenſtand, über den geurtheilt wird, in ſchlagenden Beiſpielen unmittelbar mitvorliegt, iſt bei ſolchem Buche nur ein Reiz mehr. Den Begriff des Volksliedes nimmt die Verfaſſerin wohl etwas zu eng; in ſo weitſchichtigen Gebieten, wo die natürlichen Gränzen oft unmerkbar ſich verlaufen, iſt keine genaue Abſcheidung möglich noch nöthig, und die künſtliche doch nur ein unhaltbarer Zwang. So können wir z. B. dem Tadel, daß die früheren Sammler unter die deutſchen Volkslieder auch wohl ein neulateiniſches aufgenommen, nicht beiſtimmen; ein in gemeinem gangbaren Latein und im Volkstone gedichtetes Lied, geſungen von Leuten, welche, wie die ungeheure Zahl von Mönchen und Studenten, der Mehrheit nach als dem Volk angehörig zu rechnen ſind, mag unſres Erachtens gar wohl in der Reihe deutſcher Volkslieder ſeine Stelle haben, ſo gut wie eine lateiniſche Zeile oder Sentenz im einzelnen Liede. Den Urſprung des Volksliedes und der Poeſie überhaupt könnten wir vielleicht in ſchärferen Zügen ausgeführt wünſchen; die Art, in welcher ſich Herder philoſophiſch bewegte, und in die wir etwas zurückverſetzt werden, genügt einem zu reiferem Gedankenausdruck erhobenen Sinne nicht mehr; dafür aber iſt die Erörterung dieſer Gegenſtände von bildlicher Seite um ſo preiswürdiger; überall ſpricht die Verfaſſerin aus friſchem Gemüth und aus dichteriſcher Vorſtellungskraft, und daher lebendig und anſchaulich.

Die Auswahl ſelbſt hatte vor allem das Gediegene, poetiſch und hiſtoriſch Werthvolle im Auge, ſodann das Eigenthümliche, worin Volksart, Zeitumſtände oder Geiſtesrichtung ſich am entſchiedenſten ausdrücken; natürlich treffen beiderlei Merkmale in den meiſten Fällen zuſammen, jedoch finden wir ſie bisweilen auch getrennt. Die Verfaſſerin leitet uns hier mit guter Unterſcheidungsgabe.

Bei größter Liebe zu den Volksliedern iſt ſie keinesweges blind eingenommen für alles was dieſen Namen trägt. Sie verwirft mit ſicherem Geſchmack das Geringe und Rohe, mit edlem Unwillen das Gemeine und Nichtswürdige, das auf dieſem Boden ſtets neben dem Beſten wuchert. Der Warnung Goethe's an die Herausgeber des Wunderhorns, „ſich vor dem Singſang der Minneſinger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſo wie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich zu hüten", dieſer Warnung hat es hier kaum bedurft. Der ſtrenge Sinn dünkte uns bisweilen ſogar zu weit zu gehen im Verwerfen, doch fanden wir bei näherer Prüfung zuletzt faſt immer beizuſtimmen.

Bei aller Achtung für das Urſprüngliche und Eigenthümliche der Volkslieder, war dieſe doch Einer Rückſicht nothwendig unterzuordnen, der Verſtändlichkeit. Da die Sammlung keine gelehrte ſein wollte, ſondern ein anſprechendes, heutigen deutſchen Leſern erfreuliches Buch, dem die geiſtige Treue mehr gilt als buchſtäbliche, ſo mußten die Lieder fremder Völker in's Deutſche, die deutſchen Lieder aber aus ihren verſchiedenen Mundarten in die heute gäng und gäbe Sprache übertragen, wenigſtens derſelben angenähert werden. Bei dieſem letztern Verfahren war wenig Schaden zu befürchten; in vielen Fällen möchte es ungewiß bleiben, welcher Mundart oder Gegend ein Lied urſprünglich angehört, die Mundart, in der ſich daſſelbe vorfindet, iſt nicht nothwendig die ächte und erſte; ſodann hat das Feſthalten der landſchaftlichen Ausſprachen manche Schwierigkeit, und unſre gewöhnliche Schrift reicht dazu nicht aus, der Beleidigung des Auges nicht zu erwähnen! Endlich aber gilt von manchen unſrer Mundarten, was eben von einzelnen Volksliedern bemerkt worden, daß der bloße Name nicht genügen könne, wo die Beſchaffenheit keinen Werth habe. Wo die Mundart ohne Bildung geblieben iſt, roh im Klang, arm und gemein im Ausdruck, da verlieren wir nichts, wenn ein paar edle Dichtungspflanzen, die zufällig da hineingerathen ſind, dem ſchlechten Boden enthoben und in einen beſſern verſetzt werden. Zum Beweiſe gilt die Mundart des ſogenannten Kuhländchens, deſſen Lieder durch Meinert herausgegeben worden, aber wegen der abſchreckenden Sprache für den größeren deutſchen Leſekreis ungenießbar geblieben ſind. Bei aller Auf- und Nachhülfe aber, die hier im Allgemeinen geboten und nicht zu vermeiden war, iſt im Einzelnen, das können wir verſichern, die kundige Hand auch eine möglichſt ſchonende geweſen, und hat nur das unerläßlich Nothwendige gethan. Der Grundton und die ſprachliche Eigenheit des Ausdrucks ſind, gleich der darin herrſchenden Denk- und Empfindungsart, im Weſentlichen wohlerhalten, und die Zeugniſſe des Urſprungs, wo ſolche vorhanden waren, ſo wie der Reſt des Alterthums, ſind nirgends freventlich ausgelöſcht. Wir halten das gewählte Maß für das richtige, und jedes andre hätte dem Unternehmen nur nachtheilig werden müſſen.

Den reichen Stoff in's Einzelne zu verfolgen und mit Bemerkungen zu begleiten, übernehmen wir nicht; geeignete Beiträge hiefür anzubieten, wird anderweitige Gelegenheit nicht fehlen. Mit einigen Worten aber die Folge und Einrichtung des Inhalts anzugeben, dürfen wir nicht unterlaſſen. Nach der allgemeinen Einleitung giebt uns der erſte Abſchnitt zuvörderſt einen Überblick der aſiatiſchen Völkerſchaften, und läßt Oſtindier, Chineſen, Armenier und Georgier, Perſer, Afghanen, Haſarer, Mongolen, Kalmücken, Beduin-Araber, Turkomannen, Kurden und Baſchkiren uns in bunter Reihe vorüberziehen; unter Sang und Klang, indem, ſo weit es möglich, jedem Volke ſeine Liederproben folgen. Sodann treten die malayiſchen und polyneſiſchen Völker auf, Malayen, Javaneſen, Bugis und Makaſſaren, Inſelbewohner der Südſee. Die afrikaniſchen Völker folgen hierauf, etwas dürftiger: Mandingos, Ashantees, Mauren, Berbern, Ägyptier und Abyſſinier, wobei es ſchon verdienſtlich genug iſt, die ſchwachen, in ſo weiten öden Raum verſtreuten Anklänge hier vereinigt zu haben. Die Ureinwohner von Amerika liefern eine kaum reichere Ausbeute; Indianer im Allgemeinen, dann Mexikaner, Peruaner und Chileſen, Grönländer und Eskimos, Irokeſen, ſüdamerikaniſche Wilde, werden nothdürftig vorgeführt; die Zukunft wird hier weiter Aufzufindendes leicht anſchließen. Die zweite Abtheilung wendet ſich zu den europäiſchen Völkerſchaften, wo denn die germaniſchen voranſtehen. Die ſkandinaviſchen Völker, Isländer, Faröer, Dänen, Schweden, entfalten hier ihren alten Liederreichthum, nur die Norweger ſtehen einſtweilen etwas zurück, weil die erwarteten Hülfsmittel zufällig ausgeblieben. Für die Deutſchen iſt verhältnißmäßig nicht viel Raum gewährt, doch dabei Sorge getragen, das Schönſte und Köſtlichſte der deutſchen Volkslieder hier im dichten Kranze nicht fehlen zu laſſen; der geſchichtliche und ſittliche Gehalt wird vorzugsweiſe beachtet, das für Denkart und Gefühlsweiſe Bezeichnende hervorgehoben.

Nachdem auch die Holländer ihren Abſchnitt erhalten, werden wir zu den brittiſchen Völkerſchaften hinübergeführt, wo die Schätze der Engländer und Schotten ſich in Fülle darbieten, und die Verfaſſerin ihre in dieſer Richtung beſonders große Kenntniß und Vertrautheit vortheilhaft bewährt.

Wir ſehen aus dieſer Inhaltsanzeige, was ſchon geleiſtet iſt, und was noch zu erwarten ſteht; denn wir wollen unbedenklich ſagen, was der Titel des Buches verſchweigt, nämlich, daß wir eigentlich den erſten Theil eines Werkes vor uns haben, dem ein zweiter hoffentlich nicht fehlen wird. Dieſer wird insbeſondre die ſlawiſchen Völker zu betrachten haben, von welchen dieſelbe Hand, die uns die ſerbiſchen Lieder mitgetheilt, nur den gediegenſten Bericht und die erwünſchteſten Beiſpiele verſprechen muß. Die romaniſchen Völkerſchaften werden ſodann auch an die Reihe kommen, und ſo das vollendete Bild als ein weltgeſchichtliches befriedigend abſchließen. Möge ſonach dieſes wohlbegonnene Werk glücklich zu ſeinem Ziele gelangen, und die edle Verfaſſerin den ihr von Landsleuten und Ausländern gebührenden Dank in der günſtigen Aufnahme ihres Buches reichlichſt ärnten!

Friedrich der Große und ſeine Widerſacher. Eine Jubelſchrift. Von Karl Friedrich Köppen. Leipzig, Wigand, 1840. 172 S. gr. 8.

Das Andenken Friedrichs des Großen, ſeit etwa zehn Jahren mit erneutem Aufſchwung im Glanze ſeiner wahrhaften Geſtalt unſren Augen emporgerufen, hat in überraſchender Weiſe die Geſinnung und Liebe der Zeitgenoſſen erweckt, und dies nicht nur innerhalb des Volkes, das dem großen Könige namentlich angehört, ſondern auch der übrigen Deutſchen und nicht minder des Auslandes, das ihm ſchon bei ſeinen Lebzeiten mit jenem wetteifernd gehuldigt hat. Auf allen Seiten erhebt ſich neuer Antheil, neue Begeiſterung für den Regenten, den Feldherrn, den lehrreichen Schriftſteller, den ſtrengen Pflichterfüller, den Menſchenfreund, — ja man kann ſagen, ſein wiedererſtandnes Bild hat in den kritiſchen Zeitläuften der letzten zehn Jahre das Königthum ſtärken helfen, ihm Bekenner und Freunde geworben nah und fern!

Es iſt keine Frage, die erſte Anregung dieſes Wiederauflebens der denkwürdigen und einflußreichen Geſtalt iſt dem beſeelten Eifer und Fleiße unſers wackern Preuß zu verdanken, deſſen Lebensgeſchichte des großen Königs eine der tüchtigſten und ehrenwertheſten Erſcheinungen iſt, welche die neuere Geſchichtsſchreibung aufzuweiſen hat. Doch nicht nur die erſte Anregung allein, ſondern auch den fortgeſetzten Nachdruck und die erſprießliche Nahrung hat der treffliche Mann dem erfolgreich Begonnenen zugewandt, und der ganze gewaltige Geſchichtsſtoff iſt vorzugsweiſe von ihm ſeither gehoben und getragen worden. Eine der ſchönſten Wirkungen ſeines unverdroſſenen Eifers war die, daß er nicht nur ſelber ſein Werk weit über den erſten Entwurf erheben konnte, wie eine zu erwartende neue Auflage bald darthun wird, ſondern daß auch Andre, welche das Bild Friedrichs in irgend einer Weiſe ſchildern oder heranrufen wollen, nun bequem und ſicher aus den reichen Quellen ſchöpfen können, die ſo glücklich eröffnet, vereinigt und geläutert ſind.

Denn bei ſo allgemeinem, vielſeitigem Gegenſtande, an welchem die verſchiedenſten Klaſſen und in den verſchiedenſten Beziehungen Theil nehmen, iſt das Bedürfniß mannigfach und wandelbar, und mit Einem Bilde keineswegs zu befriedigen; die eherne Statue ſchließt den Kupferſtich nicht aus, dieſer den Holzſchnitt nicht, und innerhalb jeder dieſer Arten iſt wieder die größte Mannigfaltigkeit ſo zuläſſig als erfreulich.

Niemand kann dies Verhältniß mehr anerkennen, und bereitwilliger zu allem die Hand bieten, was die Friedrichs-Litteratur mehrt, als derjenige ſelbſt, der nun für lange Zeit der Mittelpunkt derſelben geworden iſt. Noch erſt vor kurzem hat er, bei Gelegenheit des Unternehmens der Herren Kugler und Menzel, ſeinen reinen, nur ſtets auf die Sache gerichteten Eifer auf das ſchönſte bewährt, und das löbliche, in gutem Sinn und mit bedeutendem Aufwand begonnene Werk empfohlen und gefördert. Auch wir ſtimmen dieſer Denkart aus vollem Herzen bei, und bewillkommnen aufrichtig jeden neuen Verſuch, jede neue Geſtalt und Wendung, wodurch der Name Friedrichs verkündet wird. Wir geſtehen gern, daß wir hiebei nicht eben jedesmal neue wiſſenſchaftliche Ausbeute oder außerordentliche Auffaſſung und ſeltnen Glanz der Darſtellung erwarten, ſondern in ſolchem Betreff nicht ſtreng ſein und Schwächen und Mängel mit Nachſicht durchlaſſen wollen, ſofern nur ſonſt redliche Meinung und irgend ein richtiger Zweck in dem Geleiſteten zu erkennen iſt. Wo jedoch jene zweifelhaft wird, und dieſer fehlt, oder an ſeiner Statt ein verkehrter hervortritt, da haben wir keinen Grund mehr zu Nachſicht und Milde, da fordern wir mit Ernſt Rechenſchaft, und ſprechen das Urtheil ohne Schonung. Die Kritik hat gewiß mehr Genugthuung und Ertrag, wenn ſie Verdienſte anerkennen und preiſen darf, allein ſie würde ihr Amt unvollſtändig ausüben, wenn ſie nicht auch, ſo oft es nöthig, den Schein und die Anmaßung zurückwieſe, wenn dieſe dreiſt und verdienſtlos ſich vordrängen.

Der Leichtſinn und die Unzulänglichkeit, mit denen ein ſonſt geiſtvoller und kenntnißreicher, aber diesmal tief unter ſeiner Aufgabe gebliebener Schriftſteller die frühere Geſchichte der Mark Brandenburg zu ſchreiben unternommen hat, ſind in dieſen Blättern ſo eben durch einen gewiſſenhaften und ſtrengen Geſchichtsforſcher mit gerechter Schärfe gerügt worden. Wir haben hier ein nicht minder ſtrenges Strafwort über die vorliegende Schilderung Friedrichs des Großen zu ſagen.

Das Ganze iſt eine hohle Deklamation, ſchwülſtig und leer, aus niederem Standpunkt und geringer Kenntniß, unter dem Deckmantel einer Lobrede für den großen König nur eine rohe Anfeindung derer, die hier willkürlich und übertrieben als ſeine Widerſacher angenommen werden. Dieſe Widerſacher, des Vfs. eigne Worte mögen ſie bezeichnen: „Wer kennt ſie nicht, — heißt es S. 2 — die unſaubern Geiſter, die ganz ernſtlich den Göttern des Lichts das Garaus machen wollen, und die wir noch kürzlich für längſt überwunden hielten? Es iſt als ob die ganze Hölle ſich aufgethan habe, um noch einmal die Walpurgisnacht des Mittelalters, wenn auch nur als Farce zu repetiren. Aus den Grüften und Klüften kriecht es hervor in tollem Gewimmel; aus allen Moräſten grinzen Baſilisken, glaubensſelige Fröſche quaken aus allen Pfützen; hinter jedem Dickicht lauſchen katholiſche Wölfe in Schafskleidern und proteſtantiſche Schafe in Wolfskleidern; die alten Burgverließe öffnen ſich; Nachteulen flattern um die Kirchthürme, und die Jeſuiten reiben ſich vergnügt die Hände und wünſchen uns: „Guten Morgen!“ Man ſieht, es iſt eine Kapuzinerpredigt zu Gunſten der Aufklärung, denn in ſolch ekelhaftem, nichtsſagendem Stile geht es fort und fort, gegen die Pfaffen, die Jeſuiten, gegen Haller, gegen Leo. Wahrhaftig, wenn ſo leeres und ſchwaches Zeug die Sache des Freiſinns und des Lichts vertreten müßte, ſo ſtände es ſchlimm; und der große König zuerſt würde jede Gemeinſchaft mit ſolchen Leuten verneinen. Er wußte Geiſt und Geſchmack beſſer zu ſchätzen, als daß ihm dergleichen Anwälde hätten gefallen dürfen; und wenn Pfaffen und Jeſuiten ſeine Feinde waren, ſo hätte er gewiß unſern Verf. am liebſten auf deren Seite geſehen und deren Lob auf ſolche Weiſe gehört!

Von eigner Forſchung und neuer Anſicht der Thatſachen findet ſich übrigens keine Spur; der hiſtoriſche Stoff, ſo weit er namhaft gemacht und herangezogen worden, iſt aus den allgemeinen, verarbeiteten und geordneten Vorrathskammern geholt, wobei der Verf. dieſe jedoch am liebſten verſchweigt, und auf einſeitige, rohe, untergeordnete Hülfsmittel zurückgeht, um ſich den Anſchein zu geben, als habe er wirklich ſo genaue Studien im Einzelnen gemacht. Wenn er hierin manchen hochſtehenden und berühmten Hiſtorikern zu folgen meint, denen man bisweilen vorwerfen kann, in Abſicht ihrer Hülfsquellen ſo zu verfahren, und diejenigen am wenigſten zu nennen, die ſie zuerſt und hauptſächlich nennen ſollten, weil ſie ihnen das Meiſte verdanken, ſo hätte er beſſer gethan, ſich zu merken, daß dergleichen neidiſcher und übelwollender Tic auch jenen Männern nicht ungeſtraft hinzugehen pflegt, am wenigſten aber da Nachſicht findet, wo keinerlei Verdienſt, ſondern nur baarer Mangel zu Tage ſteht. —

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schaffhauſen, 1840. Hurter'ſche Buchhandlung. XIV. u. 239 S. 12.

Dem oberflächlichen Sinn iſt ein geſchichtliches Ereigniß nur in ſeinem Allgemeinen und hauptſächlich durch ſeine Folgen wichtig; er begnügt ſich, daſſelbe im Groben und Ganzen aufzufaſſen, ohne ſich um das Detail viel zu kümmern. Der tiefern Geſchichtsbetrachtung aber iſt ein Ereigniß auch wegen ſeiner innern Beſonderheit wichtig, und die gründliche Erforſchung der Wahrheit darf auch die kleinſten Umſtände nicht verſchmähen, deren genauere Kenntniß erſt das eigenthümliche Leben der Thatſachen iſt, und jemehr dieſe um ihrer ſelbſt willen bedeuten und anſprechen, um ſo reicher und klarer wird die Geſchichtseinſicht. Daher können wir Beiträge zur Aufhellung geſchichtlicher Vorgänge nicht deßhalb als unerheblich abweiſen, weil das Einzelne nicht ſo genau zu wiſſen nöthig ſei. Außerdem fordert es auch die Gerechtigkeit, daß wir in den Ereigniſſen den verſchiedenen Antheil der darin Thätigen weder achtlos verſchweigen noch willkürlich durcheinanderwerfen, ſondern im Gegentheil denſelben unterſcheidend hervorheben; der Pflicht und Würde des Geſchichtſchreibers iſt es gemäß, nicht nur Bewahrer, ſondern auch Erforſcher und nöthigenfalls Herſteller des Rufes zu ſein, der die Namen der Menſchen begleitet, des guten wie des ſchlechten, und jede Rechtfertigung wie jedes Strafwort — gehe das Urtheil auch in noch ſo ferne Vergangenheit zurück — iſt eine Genugthuung für die Todten wie für das lebendige Geſchlecht.

Unter ſolchem Geſichtspunkt mögen wir auch die hier dargebotene Sammlung kleiner Denkwürdigkeiten mit einiger Gunſt aufnehmen, ſofern dabei der gute Willen, manche geſchichtliche Umſtände näher zu beleuchten, offenbar vorherrſcht. Über den guten Willen hinaus finden wir freilich nicht viel zu loben, der Ertrag, den wir gewinnen können, iſt faſt nur das Gegentheil deſſen, den man uns zu bieten meint. Verfaſſer und Herausgeber wecken uns kein großes Vertrauen in ihre Einſicht und Kritik. Als Verfaſſer der vorzüglichſten dieſer Aufſätze wird einer jener diplomatiſchen Agenten angedeutet, die ſonſt häufiger als jetzt in den Geſchäften mitliefen, im Staatsdienſte großer Mächte ſelten das Dunkel der untern Regionen verließen, in kleinern Staaten aber durch erlangte Titel und Würden leicht in äußerliches Anſehn kamen. Von ihm, deſſen Namen er doch aus Rückſicht verſchweigt, ſagt der Herausgeber: „Er war geiſtreich, gebildet, hatte viel geleſen, beſaß eben ſo große Menſchenkenntniß als Gewandtheit.“ Leider zeugen die Aufſätze ſelbſt ganz anders! Seine geheimen Aufſchlüſſe und merkwürdigen Anekdoten ſind von der zweifelhafteſten Beſchaffenheit, und ſtellen ſeine Welt- und Menſchenkenntniß erſtaunlich bloß. Gleich die in der Vorrede beiſpielsweiſe eingeſchaltete Anekdote, von einem gewiſſen Wegener, der in Holſtein den Anſchlag zur Entthronung Peters des Dritten erfahren und nach St. Petersburg gemeldet haben ſoll, dafür aber nach dem wirklich erfolgten Sturze des Kaiſers verfolgt und gefangen geſetzt und nur unter der Bedingung wieder freigelaſſen wird, daß er ſeine nach England geretteten Papiere nicht veröffentlicht, — dieſe Anekdote, welche dem Herausgeber das beſtimmteſte Gepräge der Glaubwürdigkeit an ſich trägt, erſcheint uns als eine ſehr unverbürgte, von der wir allenfalls nur den ſchließlich erwähnten Umſtand ohne weiteres gelten laſſen, daß der Großfürſt Paul auf ſeiner Reiſe zu Frankfurt am Main den als Anhänger ſeines Vaters ihm bekannten oder bezeichneten Wegener freundlich angeredet habe. Doch der Herausgeber hat einmal die beſte Meinung von ſeinem Gewährsmann, der ſeinerſeits leider ſeine beſten Sachen aus der allerſchlechteſten Quelle ſchöpft, nämlich aus der gemeinſten und dabei wahnvollſten Kundſchafterei, die wir durch einen der mitgetheilten Aufſätze in ihrer ganzen Erbärmlichkeit kennen lernen.

Die Sammlung enthält acht Stücke, die wir einzeln kürzlich betrachten wollen.

1. **Mainz. — Eickemeyer. — Der Geſandte vom Stein. — Schleußinger (1792).** Die Übergabe von Mainz an die Franzoſen unter Cuſtine im Anfange des Revolutionskrieges war ein ſo unerwartetes und ſchreckendes Ereigniß, daß man, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, die grundloſeſten Erdichtungen und falſcheſten Beſchuldigungen zu Hülfe nahm, um das Unbegreifliche zu erklären. Eine ſolche Anklage des Verraths traf nicht nur im Allgemeinen die Freiheitsfreunde, welche Mainz in gro-

ſer Zahl hegte und aus denen nachher die Klubbiſten hervorgingen, ſondern namentlich den mainziſchen Oberſtlieutenant Eickemeyer, der als Ingenieur vom Platz die Vertheidigung gehindert und die Übergabe bewirkt haben ſollte. Von dieſer längſt widerlegten Beſchuldigung wird auch hier zwar Eickemeyer nach Gebühr freigeſprochen, dagegen ſoll nun der damalige preußiſche Reſident in Mainz, Freiherr vom Stein, die Verrätherrolle übernehmen. Wie man dieſen Stein mit ſeinem jüngeren Bruder, dem berühmten preußiſchen Staatsminiſter, noch verwechſeln kann, iſt kaum begreiflich, da ſogar das Vorwort zu dieſem Aufſatze die Brüder genau herzählt und unterſcheidet, und jener Reſident auch ſonſt in deutſchen Überlieferungen öfters erwähnt und z. B. in Goethe's Champagne beſtimmt als der ältere bezeichnet wird. Von Franzoſenhaß bis zur Wuth erfüllt, übte er in Mainz mit durchgreifendem Anſehn den größten Einfluß, drang beim Annahen des Feindes mit ſtürmiſchem Begehren darauf, daß wirklich Galgen aufgerichtet wurden für diejenigen, die von Übergabe ſprechen würden; als aber die Franzoſen darauf die Stadt eingeſchloſſen, und der Gouverneur derſelben, Freiherr von Gymnich, ſeine Generale, den Grafen von Hatzfeldt, die Freiherren von Faber und von Rüdt, und Andere, unter denen auch Stein mit beſonderem Anſehn figurirte, zum Kriegsrath berufen hatte, rieth allein Eickemeyer zur Vertheidigung, alle Andern ſtimmten für die Übergabe, und Stein ſelbſt erklärte ſich entſchieden zu dieſer Meinung. Solchen Widerſpruch gegen ſein früheres Benehmen erklärt unſre Denkſchrift nun ſo: Stein habe von ſeinen gleichgeſinnten Vertrauten im preußiſchen Kabinet die Weiſung gehabt, Mainz in Cuſtine's Hände zu ſpielen, weil es keines geringeren Mittels, als des Verluſtes einer ſo wichtigen Reichsfeſtung, bedürfe, um Preußen zur ferneren Theilnahme am Kriege aufzureizen, und ihm die Wiedereroberung als eine Ehrenſache vorzuſtellen! Wir bekennen, daß wir ſolche Faſelei nicht der Widerlegung werth achten; die Urſachen ſo plötzlicher und vollſtändiger Sinnesänderung ſind nicht ſo weit herzuholen, ſie liegen in der Beſchaffenheit der Vorgänge ſelbſt, in dem ungeheuern Abſtande verblendeter Leidenſchaft und unabweisbarer Wirklichkeit, wo für letztere, jemehr ſich die Kraft der Seele in Einbildungen erſchöpft hat, um ſo weniger zum Handeln übrig bleibt. Dieſe Erſcheinung hat ſich ſeitdem oft genug vor unſern Augen wiederholt, und wir brauchen keine abentheuerlichen Anklagen zu Hülfe zu rufen, wo die einfachen Thatſachen laut genug ſprechen. Was für ein Zuſtand aber in Mainz herrſchte, welcher Hof, welche Regierung dort gewirthſchaftet hatte, welches Kriegsweſen vorhanden war, welche Menſchen die erſten Stellen oder Gunſt und Einfluß hatten, das wird auch in unſrer Denkſchrift angedeutet, wiewohl bei weitem nicht genügend ausgemalt. Eine vollſtändige Schilderung, zu welcher die Farben theilweiſe ſchon wohlbereitet daliegen, würde ein werthvolles Geſchenk für die deutſche Geſchichte ſein, welche überhaupt die ſcharfe und umſtändliche Betrachtung vaterländiſcher Schmach und Unglücks weniger verabſäumen ſollte, indem grade dieſe Ereigniſſe die lehrreichſten Schätze bieten. Wollte eine gewandte Feder, gleichſam zum Gegenſtück von Guhrauer's vortrefflichem „Kurmainz im Jahre 1672", uns eine Darſtellung „Mainz im Jahre 1792", liefern, wo ſich die Geſchichte des dortigen Umſchwunges, der Klubbiſten, und der nachherigen Steigerung an das Gemälde des früheren Hofes anſchlöſſe, ſo dürfte gewiß ein für Geſinnung und Urtheil höchſt fruchtbares Werk zu erwarten ſtehen. Unſre Denkſchrift hätte dabei manche Berichtigung zu erfahren. So war z. B. Eickemeyer kein armer Knabe, der ſein äußeres Glück ganz dem Kurfürſten dankte, ſondern der Sohn eines Oberſten und Kriegsraths, wobei noch zu bemerken iſt, daß überhaupt Ingenieur-Offiziere nicht leicht in dem Verdacht ſtehen, mehr durch Gunſt als durch Verdienſt aufzuſteigen. Gab Eickemeyer's nachheriger Übertritt in franzöſiſche Dienſte, wo er General wurde, ſeinen Gegnern den erwünſchten Anlaß, ihm ein ſchon früheres Einverſtändniß mit den Franzoſen aufzubürden, ſo mochte auch Stein eifrigſt in dieſe Beſchuldigung einſtimmen, ohne dazu diejenigen Triebfedern zu haben, welche die Denkſchrift ihm andichtet. Denn ſeine eigne angebliche Verrätherei, deren oben erwähnt worden, und die ein verabſchiedeter preußiſcher Lieutenant Schleuſinger zur umſtändlichen Anklage gegen ihn machte und bei dem Könige ſelbſt anzubringen dreiſt genug war, gehört offenbar unter die albernen Mährchen, welche ränkeſüchtiger Müſſiggang ausheckt, und bei der Leichtgläubigkeit geltend macht. Daß der Landgraf von Heſſen-Homburg mit menſchenfreundlichem Eifer ſich des verhafteten Schleuſinger habe annehmen wollen, aber von dem General von Kalkſtein berathen worden, ſich lieber nicht in dieſe Sache zu miſchen, dürfte in der ganzen Erzählung das allein Zuverläſſige ſein. —

2. Georg Liſt (1796). Wir kommen hier zu dem Haupthelden unſeres Buches. Ein pfälziſcher Hofkammerrath, der ſich auf gewaltthätige Weiſe gegen Verbrechen

ern aufrichtete, kommt deshalb aus dem Dienſt, wird Handelskommis in Lindau, dann in Baſel Kaſſier des Handlungshauſes Preiswerk, welches während des Krieges durch Vermittlung des Briefwechſels und ſonſtigen Verkehrs zwiſchen Deutſchland und Frankreich großen Vortheil und auf beiden Seiten vielen Dank erwarb. Dieſer Mann hatte den Hang, ſich überall mit unberufener Thätigkeit einzumiſchen, machte in Baſel die franzöſiſche Sache zu der ſeinigen, beſchuldigte den erſten Bürgermeiſter, ſeine Stimme auf der Tagſatzung öſterreichiſchem Gelde verkauft zu haben, und als er deshalb einer Tracht Schläge nicht entgehen konnte, wußte er ſeiner Freiheits- und Gleichheitswuth keine Gränzen mehr. In einer Apotheke bei einem Glaſe Schnaps wurden dem Sekretair des öſterreichiſchen Geſandten die Geheimniſſe der Depeſchen entlockt, und, in Folge der Mittheilungen, welche unſer Liſel nach Hüningen an den Volksrepräſentanten Merlin von Thionville ſandte, ein ſchon beſchloſſener Rheinübergang der Oeſterreicher unter Wurmſer durch die franzöſiſche Wachſamkeit verhindert. Noch andre ſolche Einwirkungen werden aufgezählt. Der Verfaſſer der Denkſchrift rühmt ſich, daß er, während Liſel von männiglich wegen ſeines Treibens gehaßt und verachtet war, ſich an ihn angeſchloſſen, ihm übereinſtimmende Geſinnungen geheuchelt, und viele wichtige, geheime Nachrichten durch ihn erfahren habe, wobei er ſich denn nicht enthalten mag, auszurufen: „Pfui, über das Diplomaten-Handwerk!“ Allerdings: Pfui! doch nicht über das Handwerk, ſondern über die Leute, die daſſelbe ſchänden! Solche lauernde Lumpen, wie jener Liſel, und ſolche dienſtbefliſſenen Schmeichler, wie under Verfaſſer, möchten ſie immer ſo geringen Antheil ausgeben, und ihren daraus ſchädlichen Zweifeln gern den Anſchein einer politiſchen Wichtigkeit geben, wenn der doch grade der Zweifel ſie entſchied ausſchließt; denn den Mangel an Geſinnung, die auch von den unterſten Stufen der Geſellſchaft wirken und dadurch den höchſten nahereichen kann, läßt ſich durch nichts gutmachen. Daß auch auf den oberſten Stufen dieſer Mangel vorkommt, wer wird das läugnen? aber auf den ſelbſtgewählten dunkeln und untern iſt er heimiſch; unſer Verfaſſer ſcheint zwar den Franzoſen anzuhängen, allein näher betrachtet erweiſt ſich ſein Weſen nur als kaufmänniſche Geſchäftigkeit, wie er denn ſpäter in Straßburg eine Apotheke errichtete, dann badiſcher Regierungskommiſſär, hierauf in Speier Fabrikant wurde, und endlich als Commis eines Kriegskommiſſärs im Jahre 1805 in einem Feldſpitale ſtarb. Die ganze Erbärmlichkeit ſeiner Spionerei und Meinungen entfaltet ſich den Augen im ſchönſten Duſte. —

3. **Poterat — Condé — Enghien (1797).** Dieſe leidigen Zwiſchenträger aller Art, hohen und niedern Standes, bezahlte und unbezahlte, die geheimen Weſen, und meinen in ihren ſchmutzigen Taſchen die großen Weltbegebenheiten zu haben! Sie erſinnen Vorſchläge, ſie erlangen Zutritt und Gehör bei den Mächtigen; ſie den Verrath, den ſie bringen, geben ſie mit einem andern, den ſie empfangen, wieder ab, ſie ſpielen mit Leben und Ehre, aber ein großes Ereigniß wird ſie belohnen, alles iſt vorbereitet, der Schlag wird geſchehen, — doch er unterbleibt, höchſtens werden ein paar Leute eingeſteckt oder erſchoſſen, und die Geſchichte ſchließt ihre Wogen nach

wie das im ſchlechtgeſchriebenen Werke, daß vom Schreiben und Bearbeiten nicht verſchönert wird. Was unſer Autor von den geheimen Unterhändlern erzählt, welche von den franzöſiſchen Emigranten, oder durch ſie veranlaßt von einigen Höfen ausgingen, um die Häupter der franzöſiſchen Republik oder die Befehlshaber ihrer Heere für eine Gegenrevolution zu gewinnen, das iſt zum Theil thatſächlich, und ſchon in größerem Umfange bekannt, als es hier mitgetheilt wird.

Royaliſten ſchmeichelten ſich den Republikanern an, Republikaner den Royaliſten, und umwechſelnd haben ſie ſich in doppelten Verrath verwickelt. Viel Abſcheuliches und Häßliches iſt in dieſer Art wirklich geſponnen worden und an den Tag gekommen. Daß aber der Marquis von Poterat, im Jahre 1795, als geheimer Friedensagent zwiſchen Paris und Wien zu Baſel geſchäftig, daſelbſt mehr denn zwanzigmal von dem Prinzen von Condé und Herzog von Enghien heimlich beſucht worden, und mit ihnen übereingekommen ſei: „Condé ſolle Baſel überrumpeln, das republikaniſche Heer dann ſogleich, unter dem Vorwande der verletzten ſchweizeriſchen Neutralität, ebenfalls gegen Baſel vorrücken, ſich mit den Emigranten vereinigen und beide gemeinſam in Schwaben eindringen, um das ganze Land zu revolutioniren, wobei denn Ludwig der Achtzehnte nach Baſel in den Gaſthof zu den drei Königen gelockt und vom Balkon des Speiſeſaals in den Rhein geworfen werden ſollte,“ ſo weit haben wir den Wahnwitz noch nicht getrieben geſehen, denn ſogar das Lächerliche wird hier zum Gräßlichen erhöht! Es ſind Reize, dem engen Raume von Baſel angehörige Hirngeſpinnſte, deſſen Neutralität und deſſen zu [illegible]

[illegible]

6. [illegible]

7. [illegible]

8. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Erinnerungen aus dem äußeren Leben von Ernſt Moritz Arndt. Leipzig, 1840. Weidmann'ſche Buchhandlung. VI u. [illegible] S. in 8.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gewerbe als in Privatſachen, und die nachtheilige Folge eines öffentlichen Zuſtandes, den wir doch in dieſem Sinne nicht preiſen müſſen. Denn, findet ſich der Einzelne [illegible] dem Begriffe zugleich von all Einzelnen gegenüber, gebildet aus allen Schichten, [illegible] [illegible], die [illegible] Grundſätze und Geſinnungen, ſo [illegible] Öffentlichkeit [illegible] Vertheilung wohl gewählten, ſo hat er es da nicht mehr mit ſeinem Einzelnen zu thun, ſondern mit einer Geſammtheit wohlgegliederter Regierung, in welche alle guten Eigenſchaften der Nation aufgenommen ſind, und auf die nicht nur [illegible] Gerechtigkeit, ſondern auch einſichtsvolle Billigkeit zu hoffen iſt. Dieß gerade bildet, daß dem Beleidigten kein Einzelner [illegible], kein öffentlicher Beklagter gegenüberſtehen, ſondern er ſich gegen eine Geſammtheit wenden hat, welche den Frieden verbürgt, und deren Pflicht und Würde doch gegen jede Verletzung verantwortlich iſt, grade dies macht die Vertheidigung ſo wichtig und wirklich. [illegible] hat gegen die [illegible] der richtlichen Unterſuchungen [illegible] [illegible], in [illegible] Ge[illegible] und großem Sinne, eine künftige Selbſtvertheidigung herauszugeben, allein er fand bald, daß ſeine Sache auf dem Gebiete einer Öffentlichkeit, welche ihn einmal [illegible] und er ſein eigner [illegible] von ſo [illegible] Schlinge [illegible], nicht [illegible] war. [illegible] die perſönlichen [illegible] dem [illegible], und [illegible] Sinn und Fleiß den allgemeinen Gegenſtänden zu, die ihn ſchon früher [illegible] beſchäftigt hatten, der geſchichtlichen Betrachtung der Völker und der Welt. Die geiſtigen Arbeiten, welche er in den Jahren ſeines [illegible] geliefert hat, zeigen den [illegible] in voller Kraft, und ſeine Geſinnung ſtrahlt in reinſtem Glanze, als das Unter-

[illegible] Schrift nach der Julirevolution war das Werk eines [illegible] und [illegible] Bürgers, [illegible]

Im Verfolge seiner ernsten Beschäftigung mit Zeit und Welt mußte er nothwendig die Betrachtung auch des eigenen Vaterlandes [illegible] der Welt als seine [illegible] Rechtfertigung [illegible] auf den „Breiten Steine“ seiner Vaterstadt, und ruft: „Hier steh' ich, ein ehrlicher und [illegible] Mann. Ist einer, der meint, [illegible] der komme! Ich lebe noch, und will ihn [illegible]!“ [illegible] —

Aus solchem Geiste der Rechtfertigung, [illegible] der Mittheilung [illegible] mußte, entsprangen diese Lebensberichte. Mit dem großen Überblicke, [illegible]

[illegible], „warum dieses Blut, so lange es [illegible] [illegible], verboten habe, daß man es mit Schmach bewerfe? Die Gemeinſchaft der Ehe jedes Einzelnen, ſagt er, iſt auch dem Vaterlande heilig, und wer Ehre, wie von der Menſchheit und ihrer heiligen Beſtimmung, ſo auch von der Beſtimmung jedes einzelnen Menſchen nicht hoch genug denken." Die Schwierigkeiten, die ihm noch ſich entgegenſtellten, ſchienen ihn nur reizen, nicht abhalten; die niedrigen Gedanken der Eitelkeit kennt er ebenfalls nicht, und ſo geht er getroſt Muthes an ſein vorgeſetztes Ziel, „auf Lob und Tadel wie billig gefaßt."

Als er ſein Buch ſchrieb, konnte er nicht ahnden, ein welch günſtiges Licht dieſem zu [illegible] beſchieden iſt. Niemals haben glücklichere Sterne einer Schrift geleuchtet. Sie traf in den [illegible] Zeitpunkt, wo ſich eigenen Antriebe, [illegible], eine Königshand die das [illegible], welche ſo lange auf die Schultern des Mannes gedrückt hatte, und die Schrift begegnete ihrer Erhebung, die ſie ſich [illegible] meinte. Jedem Ehrenmanne hat dies Ereigniß freuen müſſen, und man brauchte nicht [illegible] beſonderer Freund zu ſein, um dem wackern Manne von Herzen zu gönnen, daß er einen ſolchen [illegible] königlicher [illegible] an ſich erfahren habe. — Das Urtheil des Auslandes iſt auch nicht gleichgültig geblieben, entſchieden und lebhaft hat es ſich für den Autor und ſein Buch ausgeſprochen. Aus allen dieſen günſtigen Umſtänden ergiebt ſich jedoch [illegible] genug die eine [illegible] Lage, daß das Buch nun mit ſeinem eigenen Geſchicke nicht mehr Schritt hält, daß es gewiſſermaßen ungenüglich geworden, und daß ſeinem Inhalte, der für andere Tage von [illegible] entfaltet worden, jetzt eine Erweiterung gebildeten, die dem milden und hohen Sinne entspricht. In der That, die Bewunderung, daß Arndt seine Denkwürdigkeiten zum heiteren Abend ausarbeite und vervollständige, liegt so sehr in der Sache, daß er sich kaum der Aufgabe wird entziehen können. —

Betrachten wir unterdessen das vorliegende Buch, das auch in seiner gegenwärtigen Gestalt einen geschichtlichen Werth behalten wird. In das Einzelne seiner Lebensgeschichte den Verfasser hier zu begleiten, wäre unnöthig, da diese durch das Buch selbst, welches in allen Händen ist, hinreichend bekannt werden. Das in diesen Lebensgeschichten verarbeitete Stück ist derselbe große gemeinsame Geschichtsboden, in welchem wir älteren Geschlechtsalter sämmtlich eingeschlossen waren, und der das Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Anfange des neunzehnten zusammenschlingt. Die Zeiten der französischen Revolution, des Kampfes gegen Napoleon, der deutschen Noth und Befreiung, sind die Zeiten Arndt's. „Das waren Zeiten“! sagt er selbst aus dem drangvollsten Abschnitte derselben, „Ja das waren Zeiten! Das war ein Jahr das Jahr 1813“! Und dann später: „Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entflammte sich plötzlich sein mächtiger Gedanke! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht bemerkt kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt“. —

Doch bevor wir mit dem jungen Manne in diese Weltstürme gerathen, leben wir mit dem Knaben und Jüngling in anmuthiger stiller Ländlichkeit. Mit einer Haltung, die dem ernsten Alter wohl anstehen möchte, erzählt er seine Herkunft „aus einem Stamme, der wie ein anderes niedriges Menschengeschlecht ganz tief unten an der Erde stand“. Gesinnung, Kraft, und auch Wohlstand und Bildung, wuchsen aus dem guten Boden doch genug empor. Das ländliche Jugendleben auf Rügen erscheint als eine herrliche Idylle, bei welcher man mit regem Antheil verweilt, und in deren Darstellung des Verfassers [illegible], wie er mit Unrecht fürchtet, zu breit geworden. In diesen Jugendgeschichten entfaltet sich schon der Keim des ganzen folgenden Lebens, die Eigenheiten, die Geistes- und Gemüthsart, [illegible] zu sehen wir auch die Ereignisse, in denen diese [illegible] kämpfen und entwickeln sollen. Wir sehen hier ebenfalls, worauf wir schon oft mit bedeutendem Nachdruck hingedeutet haben, wie lebensvoll die Welt ist, und wie viel verborgene Tüchtigkeit ihren sittlichen Gehalt [illegible] tragen läßt, denn in diesem abgelegenen dunklen Winkel von Deutschland, wo niemand dergleichen suchte oder vermuthete, welche reiche Fülle wackerer und guter Menschen entfaltet sich uns hier in Arndt's Familie und deren Freunden! Wahrlich, was die Hauptstädte groß aufzeigen, und was die Zeitungen rühmend verkündigen, das stellt kaum die Stärke, gewiß nicht das Maß des Landes an's Licht!

Seine Studien erzählt der Verfasser fast zu kurz, seine eigentlichen Reisen deutet er nur flüchtig an, und auch von seinen schriftstellerischen Arbeiten, den ersten Versuchen und beſondern Gelegenheiten derſelben, giebt er nicht genugſamen Bericht, mit Ausnahme der Schrift, welche ſeine perſönliche Kampfesbahn eröffnet, des Buches über die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen, deſſen Entſtehung, Wirkung und Folgen er etwas ausführlicher mittheilt. Wer aber jene Zeit nicht mitgelebt hat, kann unmöglich wiſſen, und erfährt es aus dieſen Denkſchriften nicht, welch einen tiefen und ausgebreiteten Eindruck Arndt's politiſches Auftreten machte, wie lebhaft ſeine friſche Rede die Gemüther ergriff, und welch feſtes Wahrzeichen für verwandte Geſinnung namentlich ſein „Geiſt der Zeit" im deutſchen Boden einſchlug.

Anfangs gleicherweiſe auf Schweden und auf Deutſchland angewieſen, wurde er durch die Ereigniſſe bald inne, welches ſein Vaterland ſei. Die Siege der Franzoſen machten ihn zum Deutſchen, die Unfälle Öſterreichs und Preußens entſchieden ſeine Liebe für dieſe Länder, und durch Herz und Denkart gehörte er fernerhin dem Kerne Preußens an, den Geſchicken vertrauend, welche zuletzt auch den Boden, wo er geboren worden, dem Vaterlande ſeiner Wahl glücklich einfügten. In Schweden, in Öſterreich, in Rußland, überall blieb Arndt ſeit dem Jahre 1806 nun vorzugsweiſe ein Norddeutſcher, ein Preuße, als in welchem Namen Franzoſenhaß und Deutſchthum am ſtärkſten ausgeprägt waren. Was er ſelber als Sonderheitsgefühle bezeichnet, die er, wie auch der Miniſter vom Stein, bis in das Jahr 1813 bisweilen noch gegen die Preußen gehegt, iſt eben ſelber recht preußiſch. —

An den großen Gefahren jener Zeit nahm er überall muthig Theil. Seine Sendung war größer, als mit dem Degen drein zu ſchlagen, doch hat er auch feindliche Kugern nicht geſcheut, wo es die deutſche Ehre galt. Sein kühner Eifer verbündete ihn mit allen Gleichgeſinnten, den größten und beſten Männern jener Zeit. Die ſtärkſte Sinnesverwandtſchaft und Karakterähnlichkeit findet er in dem Freiherrn vom Stein, der recht eigentlich ſein Held wird, dem er ſich anſchließt, und den er mit treuer Bewunderung hegt. Das Bild, welches er wiederholentlich von ihm entwirft, iſt lebendig, ſcharf und markig, an ſeinen Zügen reich, und bei aller Vorliebe doch ohne fremde Hineintragung. Nur hinzufügen, dünkt uns, ließe ſich manches. Nicht minder gelungen in Treue und Wahrheit iſt die Geſtalt Blücher's und Scharnhorſt's, dann die Schilderung Hardenberg's, wiewohl die letztere ſich nur auf einige Striche beſchränkt. Über Fichte wird vortrefflich geſprochen, ſehr richtig und gut über [illegible]; der redlichen Freunde Reimer, Niebuhr und Eichhorn wird in verdienten Ehren und größter Liebe gedacht. Er nennt auch ſonſt viele Namen, und thut wohl daran; auch die unbekannten ſind Zeugniſſe und Bürgſchaften, und man weiß nicht, von woher künftig noch neuer Lichtſtrahl auf ſie fällt. Außerdem iſt es ein edles Vorrecht des Schriftſtellers, das Gedächtniß derer, die er die Seinen nennen will, über die Tagesweile hinauszutragen, wenn er ſie auch grade nicht der Ewigkeit zu überliefern vermag. Wer als Leſer die Freude empfunden hat, die [illegible] aber der Welt bisher wenig genannten Namen plötzlich hervorgerufen und einen Augenblick in freundlichem Schimmer zu ſehen, der wird auch die Fälle nicht mißbilligen dürfen, wo zwar nicht für ihn, aber für Andere dieſer Eindruck ſich ergiebt. Und welche Freude, welche tröſtende Erhebung würde z. B. Guſtav von Barſelbſt empfunden haben, hätte er dieſes Buch noch erlebt, und darin ſein eignes, mit treuer und kecker Hand entworfnes Bild anſchauen können! Dieſer tapfre Kriegsheld würde Arndt's Wort, ungeachtet des Hakens, in den es ſich etwas abbiegt, ſeinen ſchönſten Orden beigezählt haben. —

Vieler Namen wird auch in entſchiedener Ungunſt gedacht, ja mit Haß und Verachtung, wie dies in ſolchem Buche der Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht anders ſein kann. Von Kotzebue heißt es: Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverſchämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche ſchlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in ſeinen freundlichen Augen war zugleich etwas ſchleichend Lauerndes und unverſchämt Fauniſches. Er hat mich ſpäter in Schriften angegriffen; glücklich, daß ich mit dieſem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe"! So kann aller Franzoſenhaß, worin Kotzebue ſich ſo heftig hervorthat, dem gemeinen Menſchen den Beifall Arndt's nicht gewinnen, der dagegen Goethe'n, bei welchem er in jenem Betreff ſeine Rechnung nicht fand, ſtets mit Ehrerbietung, wenn auch mit düſtrer, vorübergeht. Die Urtheile über Menſchen laſſen ſich als geſetzliche Ausſprüche nicht feſtſtellen, ſie werden nach Standpunkten und Fähigkeiten der Beurtheiler, auch nach Zeiten und Umſtänden, im mannigfachſten Wechſel auf und ab wandeln; im Großen und Ganzen aber wird dennoch, beſonders wo das Sittliche und Geiſtige ſich reiner hervorhebt, eine durchſchnittliche Übereinſtimmung der Guten und Einſichtigen nicht fehlen. Die Urtheile Arndt's tragen ſichtlich das Gepräge ſeiner

Eigenheit, und wir dürfen ſie als die ſeinigen auch da gelten laſſen, wo wir ſie nicht als die unſrigen aufnehmen. Wir begreifen, daß er in dem Leben und Karakter des Grafen Reinhard nur Widriges erſchaut, allein abgeſehen davon, daß in der Anklage vieles thatſächlich dürfte zu berichtigen ſein, wird der Gegenſtand auch in noch ganz andre Geſichtspunkte ſich ſtellen laſſen. Wir wollen hierüber nicht rechten, doch werden Andre den Beruf haben, auch dieſes im Strome der Zeiten ſchwimmende Blatt, das jenen Namen trägt, in möglichſter Reinheit zu erhalten. So mögen auch Andre für den hier doch allzu hart behandelten Grafen von Münſter auftreten, für Heeren und Andre. —

Dem Verfaſſer unſres Buches gereicht zum Ruhme, daß er, der in ſeiner Austheilung der Gerechtigkeit mit ſo viel Strenge und Liebe, wir möchten ſagen, mit ſolchem Partheiſinn verfährt, niemals mit Sucht und Gunſt von ſich ſelber ſpricht; er will ſich vertheidigen, er will ſein Gutes nicht verhehlen, noch von Andern mißkennen laſſen, aber nie will er ſich in's Schöne mahlen, noch ſeine Erlebniſſe mit Glanz umziehen, nie beſpiegelt er ſich mit eitlem Wohlgefallen. Eine tüchtige Perſönlichkeit kann nicht ohne ſtarkes Selbſtgefühl beſtehen, dies hat er, und muß er ausdrücken, allein in ſolcher Freiheit von Dünkel und Eitelkeit iſt es uns kaum in einer Selbſtbiographie begegnet. Zwar auch Goethe iſt bewunderungswürdig hierin, aber in ihm die Verläugnung dabei ſchon merkbarer, während in Arndt mehr der einfache Zug des Naturells wirkt. Er iſt hart und herbe gegen ſich ſelbſt, macht keine Umſtände mit ſich, ſpricht von dem großen politiſchen Kraut oder Unkraut, das in ihm aufgewachſen, von ſeinen Verhärtungen und Verſteifungen, die er als Fehler in ſich erkannt habe, ja bekennt ſich — offenbar ungerecht — als eine philiſtrige Natur, „welche das Edelſte und Höchſte in ſeiner allgemeinſten poetiſchen Reinheit anzuerkennen ſich ſträube." So geſteht er auch, daß zur Zeit des Wiener Kongreſſes er und viele Andere wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, auch gegen den Fürſten von Hardenberg gewiß oft mit Unrecht. Zuletzt nimmt er demüthig an, „daß der ausgleichende und gerechte Gott durch die lange, ſeinen ſpäteren Jahren beſchiedene Prüfung ihn für manche trotzige und kühne Worte habe bezahlen laſſen wollen".

Mit der Reiſe nach Rußland im Jahre 1812 kommt die Erzählung erſt recht in Zug, und führt uns in einen großen Zuſammenhang lebendiger Denkwürdigkeiten. Völkerbezüge zu betrachten, Landes- und Sittenverhältniſſe zu ſchildern, das war von jeher das entſchiedene Talent des Verfaſſers, und von dieſer thatſächlichen Grundlage empfingen auch ſeine politiſchen Schriften einen Theil ihrer ungewöhnlichen Kraft. Er hat ein Herz für das Volk, einen hellen Blick für die Natur und Geſchichte, aus denen das Eigenthümliche ſich bedingt. Seine Reiſe durch Polen und Rußland iſt ein karakteriſtiſches Bild, worin die Art und das Leben der Menſchen ſich vor unſeren Augen bewegt, mit allem Reize des perſönlichen Abentheuers im Vorgrunde ausgeſtattet, im Hintergrunde mit dem ganzen Ernſte der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, in deren Mitte wir uns bald völlig verſetzt finden. Das Bild der Ruſſen iſt ſo friſch, daß es noch vom heutigen Tage gelten kann; der Verfaſſer hat die Vorzüge des Volkes wohl eingeſehen, er weiß ſolches in ſeiner Beſonderheit zu ſchätzen; er hält daſſelbe für unantaſtbar, und gönnt ihm jedes heimiſche Gedeihen, doch die Übermacht nach Weſten wünſcht er nicht, — und fürchtet er nicht. —

Das Gedränge der Menſchen und Ereigniſſe in den Hauptſtädten Moskau und St. Petersburg, im Heeres-lager und auf dem ewig denkwürdigen Verfolgungszuge im Winter 1812, das vertraute Zuſammenleben mit dem Freiherrn vom Stein, die Anblicke des Jammers und Entſetzens, die freudigen Begegnungen auf der Krieges- und Siegesbahn, die herrlichen Anſtrengungen der Tapferkeit und des Muthes, die großen Perſönlichkeiten, welche immerfort vorantreten, — alles dies muß in dem Buche ſelbſt angeſchaut werden, wo der Tumult des Lebens auch in dem Vortrage ſich nicht verläugnen will. Wo wir die Thatſachen an eigner Erfahrung meſſen konnten, haben wir die Wahrhaftigkeit der Mittheilung immer anzuerkennen gehabt. Hin und wieder kommen kleine Unrichtigkeiten vor: wir wollen darauf keinen gar großen Werth legen; doch, war es der Mühe werth ſie zu erzählen, ſei es auch der Mühe werth ſie zu berichtigen. So z. B. war der Gegner, den der Graf von Chazot 1808 im Zweikampf erſchoß, nicht der franzöſiſche Kommandant von Berlin, ſondern ein geringer Civilbeamter, an Geſinnung wohl einem Villers zu vergleichen, welchen Arndt mit Recht preiſt; auch daß weſtphäliſche Wagen des Königs Hieronymus dem Koſakenführer von Barnekow zur Beute wurden, müſſen wir dahin umſtellen, daß es eine ſächſiſche Kriegskaſſe war, was allerdings nicht ſo pikant klingt. Ferner iſt dem Sohne der Frau von Staël bei Doberan von einem ruſſiſchen Offizier im Zweikampf der Kopf nicht heruntergehauen, ſondern er nur tödtlich in den Hals getroffen worden. Der Marquis von Favras (nicht Favars) mag ſich als Windbeutel in vielen Fällen gezeigt haben, aber gegen den Feind hat er ſich gut geſchlagen. Über den Urheber der Landwehr in Preußen beſtätigt der Verfaſſer unſre ſchon früher in dem deßfalls erhobenen Streite geäußerte Meinung, wir haben jedoch über das Ganze dieſer Volksbewaffnung einen Aufſchluß aus dem Munde des Feldmarſchalls Grafen von Gneiſenau nachzutragen, wozu ſich die Gelegenheit nächſtens ergeben wird. Solche Erörterungen von Thatſachen anzuregen, und durch Beſprechung einzelner Umſtände, deren Wahrheit oft auch im Allerkleinſten nicht gleichgültig bleibt, die geſammte Lebenserinnerung aufzufriſchen, iſt grade das Verdienſt ſolcher Bücher, welche die Schickungen und Thaten eines Geſchlechtsalters den folgenden als perſönliche Überlieferung vererben.

Des Verfaſſers Vortrag und Schreibart ſind bekannt; ſie machen auf kunſtvolle Anordnung und Ausbildung keinen Anſpruch, aber in ihrer zwangloſen Natürlichkeit und Friſche iſt ungewöhnliche Kraft, und nicht ſelten auch Innigkeit und Anmuth. Seine Sprache liebt derben, ſcharfen, oft barſchen Ausdruck, und für Laune wie für Zorn fehlt es ihr nie an eigenthümlicher Bildlichkeit. Im Gebrauch der Fremdwörter iſt er weniger ekel als ſonſt, und wir finden Bibliothek und Bücherei in demſelben Satze friedlich neben einander. Daß es, wie keinen geſchloſſenen Handelsſtaat, auch keinen geſchloſſenen Sprachſtaat geben könne, wird immer mehr eingeſehen.

In einer dem Text eingeſchobenen ehmaligen Flugſchrift über die Bauern erörtert Arndt ſeine Anſichten über Bauerſchaft und Adel, ſo wie er im Verfolg auch ſeine Meinung über Deutſchlands auswärtige Verhältniſſe, Gefahren und Hülfen, umſtändlich mittheilt. Den Inhalt dieſer Abſchnitte können wir hier jedoch füglich dahingeſtellt laſſen.

Dagegen haben wir mit beſonderem Lobe den Schluß dieſer Denkwürdigkeiten hervorzuheben, welche, wie ſie idylliſch begannen, ſo auch idylliſch enden. Denn das Leben am Rhein, wenngleich nur in kurzen Umriſſen hingezeichnet, erſcheint als der gehörige Gegenſatz des Lebens auf Rügen, und fügt zu der Idylle der Kindheit die Idylle des Alters, eines zwar ſchon verzichtenden, aber ſtets noch kämpfenden Alters, dem äußere Unfälle das innere Glück noch rauben konnten. Ein ernſtes Zurückgehen in ſich ſelbſt hat den Verfaſſer „vor jener Erſchütterung und Verfinſterung bewahrt, wodurch die meiſten in ſolche Geſchichten verflochtene Männer traurig untergehen.“ Seine Freunde lobten „die leibliche Gleichmüthigkeit und Beſonnenheit, mit denen er die vielfachen Prüfungen beſtanden“, aber doch verſichert er „die langſame Zerreibung und Zerwürfung ſeiner beſten Kräfte bis in's Mark hinein nur zu tief gefühlt zu haben.“ Und weiter: „Man ſieht dem Thurm, — ſagt er, — ſo lange er ſteht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen ſeine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöſt haben. Das Schlimmſte aber iſt geweſen, daß ich ſchöne Jahre, welche ich tapferer und beſſer hätte anwenden können und ſollen, in einer Art von nebelndem ſpielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es iſt zu ſpät; dieſe Zeit, und überhaupt meine Zeit, iſt vergangen und verloren.“ Gottlob, dieſer elegiſchen Stimmung des Verfaſſers wiverſpricht zum Theil ſein Buch ſelber, und noch mehr das Ereigniß, auf das wir im Anfange ſchon hingedeutet. So lange man lebt, kann man noch erleben, und Freudiges und Herrliches, das man nicht geahndet. Möge er das ihm in ſolcher Art Gewordene noch lange froh genießen! —

Als eine Zugabe empfangen wir den aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung wieder abgedruckten Nekrolog des Freiherrn vom Stein, einen für uns beſonders deßhalb merkwürdigen Aufſatz, weil er die ſonſtige Schreibart des Verfaſſers faſt ganz verläugnet, und beinahe die gemeſſene Anordnung und Haltung erreicht, durch welche Goethe in ſolchen Leiſtungen glänzt. Die Grundlage einer Lebensgeſchichte des Helden iſt hier vollſtändig gegeben. Wer wird den im Einzelnen allerdings ſehr ſchwierigen Ausbau bis in die höchſten Thurmſpitzen hinauszuführen unternehmen? —

Zum Schluſſe dieſer Anzeige ſei hier eine Bemerkung mir noch in perſönlichem Bezug erlaubt. Der Verfaſſer hat in dieſem Buche, wie ſchon in einem früheren, gegen mich bittern Groll blicken laſſen, der ſich beſonders damit unzufrieden zeigt, daß ich, ſeiner Meinung nach, dem Miniſter vom Stein nicht Ehre genug gegeben, und der denn auch überhaupt meine Auffaſſung und Darſtellung angreift. In Betreff Stein's halte ich ſeine Anſchuldigung gegen mich gradezu für ungerecht, wie Arndt ſelber die ihm hinſichtlich Friedrichs des Großen widerfahrene nicht zugiebt. Ich habe von Stein geſagt: „Er war der Mann der That, ein großer Karakter, ein dreiſter, hartnäckiger Kämpfer, begabt mit Kräften des Gemüths, des rechtſchaffenen, unbiegſamen, rückſichtloſen

Willens, des leidenſchaftlichen Eifers, gemacht um andre Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, um fremde Talente zu beſeelen und zu leiten. Mit Einem Wort, er war ein Held; ein Held im größten Sinne; eine Art Blücher im Civilſtande. Dies iſt ſeine Größe, und in dieſer muß ihn aufſuchen und betrachten, wer ihn kennen und ſchätzen will.“ Ich denke, Arndt ſagt kaum mehr, und was ich bei Gelegenheit der Stein'ſchen Briefe an Gagern jenem abſpreche, ſpekulativen Geiſt, das ſpricht auch er ja ſeinem Helden keineswegs zu, ja ſich ſelber nicht, und da zu keiner Zeit meines Lebens ich mir dieſe Gabe beigemeſſen, aber darum nicht weniger zu wiſſen glaube was ſie werth iſt, ſo erſcheint auch meinerſeits das Urtheil als kein übermüthiges, ſchadenfrohes, ſondern als ein argloſes, das, wenn irrig, zu berichtigen iſt, aber nicht zu verunglimpfen. Daß Arndt meine Darſtellungsweiſe überhaupt verwirft, das ſteht ihm frei, und daraus nehm' ich mir keinen Schaden. Wahrhafter Schaden entſtände mir dabei nur, wenn ich mich durch ungerechten Tadel verleiten ließe, nun ſelber ungerecht zu werden, und über Arndt oder Stein nicht mehr aus ruhiger Würdigung, ſondern aus gereizter Empfindlichkeit zu urtheilen, die großen Verdienſte und trefflichen Eigenſchaften dieſer Männer weniger frei und freudig anzuerkennen, — ein Schaden, vor dem ich mich bis jetzt glücklicherweiſe bewahrt fühle, und ferner bewahrt zu bleiben hoffe. —

Gerhard Anton von Halem's Selbſtbiographie, zum Druck bearbeitet von ſeinem Bruder Ludwig Wilhelm Chriſtian v. Halem, und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit G. A. v. Halem's Bilde in Kupferſtich. Oldenburg, 1840. 203 und 215 S. in 8.

Das achtzehnte Jahrhundert legt uns von allen Seiten ſeine Bekenntniſſe dar, läßt uns in ſeine Heimlichkeiten blicken; groß oder klein, hoch oder niedrig, bieten ſie nur ehrlich das Eigne, ſo dürfen wir ſie willkommen heißen, irgend einen Strich werden ſie beleuchten, irgend eine Lücke, eine Ritze ausfüllen. Zu beklagen bleibt nur in den meiſten Fällen ihre Verſpätung, ſie erſcheinen meiſtens erſt, wenn ihr Lebensreiz erloſchen, ihre Zeugen und ſonſtigen Betheiligten hingeſtorben, und ihre Wirkung iſt dadurch nothwendig verkümmert. Der geiſtige Werth von Jung-Stilling's Lebensgeſchichte beſteht, und wird beſtehen, allein die Kraft der Bedeutung, die dem Buche bei ſeinem Eintritt in die noch lebendige Welt ſeines Inhalts anhaftete, und mit der es nun in die Folgezeiten übergeht, wäre ihm nicht mehr zu gewinnen, erſchiene es erſt jetzt, als ein nachträgliches Bild vergangner Geſtaltungen. Die Gegenwart freilich fordert nicht nur, ſondern verbietet auch wieder die Mittheilung des friſchen Lebens, und grade das Wichtigſte, was heute zu wiſſen am nöthigſten wäre, muß für morgen und übermorgen zurückgelegt werden. Zwiſchen dieſem Widerſtreite entgegengeſetzter Mächte muß jede Veröffentlichung auf eigne Gefahr ſich durchwinden, ihre Zeit erſehen, ihre Bahn ſuchen; eine allgemeine Regel, eine beſtimmte Friſt, wie und wann das Hervortreten richtig, läßt ſich nicht feſtſetzen. Wir haben den Druck der Stein'ſchen Briefe als einen zu frühzeitigen getadelt, und ſind doch ſelber ſolchem Vorwurf bei eignen Herausgaben nicht ganz entgangen.

Daß aber das vorliegende Buch dieſem Tadel nicht unterliegt, iſt wohl unzweifelhaft! Offenbar iſt daſſelbe ein Spätling, und erweckt, bei aller Neigung, die ſich ihm zuwendet, ein Bedauern, daß es nicht wenigſtens noch bei Lebzeiten des alten Voß oder Ölsner's erſchienen, denn aus dem hier eröffneten Kreiſe haben dieſe beiden am weiteſten in unſre Zeit hinausgeragt. Doch iſt diesmal nicht Zufall ſchuld an der Verſpätung. Gerh. Ant. v. Halem, einer früheren Leſerwelt durch vielfache poetiſche und hiſtoriſche Darbietungen wohlbekannt und nicht unbeliebt, ſchrieb ſeine Lebensgeſchichte nicht für den Druck, ſondern nur zum Andenken für ſeine Familie und ſeine Freunde. Auch ließ er die Arbeit bald liegen, und als er ſie, nach langer Unterbrechung, wieder aufnehmen wollte, überraſchte ihn bald der Tod. Sein Bruder unternahm die Fortführung, die er doch nicht über etwa vierzig Seiten brachte, und gab im Jahre 1822 den ſo ergänzten Abriß nebſt einer Auswahl von Briefen ſchon in Druck. Allein bald reute ihn die Sache, und aus Beſorgniß, die Mittheilung könnte ihm übel gedeutet werden, beſchloß er, ſie erſt nach ſeinem Tode geſchehen zu laſſen. Der ängſtliche Mann lebte noch ſiebzehn Jahre, und ſo wird uns erſt jetzt, nachdem die dritte Hand, die des Herausgebers Strackerjan, dazu gekommen, die ſo lange zurückbehaltene Gabe ausgeliefert!

Unbedenklich wäre ſie unſres Erachtens ſchon früher geweſen; indeß mag hierüber das Urtheil verſchieden ſein. Nur die Art von Gewiſſenhaftigkeit, welche hier gewaltet, dünkt uns wunderlich, denn wenn der Inhalt Mißvergnügen erwecken konnte, was änderte darin der Tod des Herausgebers, außer daß ihm dies Mißvergnügen nicht mehr ſchadet? Wir ſehen, daß auch baare Selbſtſucht im Scheine zarter Rückſichten ſchimmern kann!

Haben wir kürzlich durch des wackern Arndt lebensvolle Erinnerungen einen Blick in rügiſch-pommerſche Landſchaft und Volksart gethan, ſo finden wir uns hier in die volksthümliche Örtlichkeit Oldenburgs geführt, und beide äußerſte Punkte von Norddeutſchland laſſen ſich in manchem Betracht vergleichen. Wie dort Schweden, ſo wirkt hier Dänemark ein, und das benachbarte Holland. Doch wird der heimiſche Kreis bald verlaſſen; Frankfurt an der Oder als Univerſität, Straßburg um die Zeit von Goethe's dortigem Aufenthalt, Wetzlar, Göttingen, Hamburg mit den Nachwirkungen von Leſſing, Kopenhagen mit denen von Klopſtock, leiten in allgemeinere Beziehungen der Geſellſchaft und Litteratur.

Merkwürdig ſind die Mißurtheile über Klopſtock, die uns hier in ergötzlichen Proben berichtet werden. Wenn dieſer edle Sänger, wenn der herrliche Leſſing, in ihrer Zeit den niedrigſten Schmähungen nicht entgehen konnten, wenn von unten auf eine ſtockige Pedanterei und ein modiſcher Dünkel ſie ſchimpfen und verläumden durfte, und wir ſie dennoch in ungetrübtem Glanze ſehen, ſo können wir uns an ihrem Beiſpiel getröſten, daß Ruhm und Ehre der Schriftſteller nicht von ſolchen Ver tretern der rohen Menge ausgetheilt werden, wie ſtark ſie auch ſchreien und ſich ſonſt abmühen mögen!

Eine Verhandlung kirchengeſetzlicher Art, wo der Verf. ſich dem Schutze Friedrichs des Großen vertraut, und durch deſſen Freiſinn und Anſehen den Zweck erreicht, den ihm ſein eigner Landesfürſt nicht zu gewähren wagte, iſt gleichfalls ein Zeichen jener Zeit, das ſich der unſern zur Betrachtung empfiehlt. Die von dem Könige an Halem erlaſſene Kabinetsordre, wodurch ihm die Heirath mit ſeiner ſiebzehnjährigen Tante, einer Halbſchweſter ſeiner Mutter, geſtattet wird, iſt unſres Wiſſens hier zum erſtenmale gedruckt.

Die litterariſchen Bildungskeime von Oldenburg erwachſen bald zu anſehnlichen Pflanzungen, Halem und ſein Freund Gramberg knüpfen nach allen Seiten bedeutende Bekanntſchaften an, ſind unabläſſig ſchriftſtelleriſch bemüht, gründen Geſellſchaften, eine Zeitſchrift „Irene“, und ſorgen, in dem Sinne der Holſteiner, Halberſtädter und Göttinger Freunde, für dasjenige Publikum, welches, mitteninne zwiſchen Gelehrſamkeit und Genie, mit einer mäßigen Miſchung von Verſtand und Phantaſie am beſten begnügt iſt. Sie finden auch vieler Orten damit den günſtigſten Eingang, nur zeigen ſich faſt gar keine Verbindungsfäden nach Weimar, wo die Heroen der Nation in ganz andrer Sphäre walten. Wie Goethe und Schiller gegen die Anbrüderung ſolchen Schlages eingenommen ſind, darüber ſprechen ein paar Stellen ihres Briefwechſels deutlich genug. —

Von der franzöſiſchen Revolution erſt erweckend berührt, darauf von ihrer zerrüttenden Einwirkung getroffen, geben auch hier in dieſen Denkwürdigkeiten die

Menſchen und das Land Gelegenheit, das ungeheure Weltereigniß in ſeinem überall gleichen Ausdruck abgeſpiegelt zu ſehen. Beſonders merkwürdig ſind in dieſem Betreff die Briefe des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der mit Entzücken von der franzöſiſchen Freiheit ſpricht, und noch im Januar 1790 ſich freut, daß der Monarchiſten Ausdrücke gemäßigter werden, und keiner es wagt, die edlen Belgen Rebellen zu nennen! Noch ſtärker drückt ſich Wieland aus, dann Voß, Auguſt von Hennings in Plön, Cramer u. ſ. w. Doch war von allen dieſen Stolberg der Erſte, deſſen Begeiſterung nachließ und bald ſogar in bittern Haß überging.

Die Briefſammlung iſt reich, könnte aber, der Angabe in der Vorrede zufolge, noch viel reicher ſein. Unter den zweihundert mitgetheilten ſind die von Stolberg, Boie, Voß, Hennings, Ungern-Sternberg und Nicolai am zahlreichſten. Von Bürger, Lavater, Stöver, Knigge, Schröder, wünſchen wir mehrere. Von Juſtus von Gruner, Karl von Woltmann, Tiſchbein, de Serre, d'Aubignoſc, Villers, Frau von Voigts geb. Möſer, Gurlitt, Ahlwardt und manchen Andern, möchten wir wenigſtens Proben ſehen. In den ſpäteren Briefen iſt Stolberg's Glaubenswechſel und die daraus in faſt allen ſeinen Freundesverhältniſſen hervorgehende Störung ein Hauptgegenſtand. Es fallen hier ſtarke Schlaglichter auf dieſe Vorgänge. Der letzte Brief iſt von Stolberg, vom 1. Mai 1800 aus Oldenburg, und kündigt dem Freunde die Freundſchaft auf, aus welchem Grunde, ſagt der alſo lautende Schluß: „Wenige haben mein moraliſches Gefühl ſo empört, ſind mir ſo zum Abſcheu geweſen, wie der verſtorbene Knigge. Warum? das bedarf ich Ihnen nicht zu ſagen. Sie haben ihn öffentlich gelobt, den Mann, deſſen ganzes Dichten und Trachten nur Eine Tendenz hatte, eine Tendenz, welche Ihnen am wenigſten unbekannt war, und welche! Alles was mir heilig iſt, war dem Manne zuwider. Was er zu befördern ſuchte, war mir Gräuel, und wird es immer ſein. — Wie könnte ich mit ſeinem Schatten einen Freund in Gemeinſchaft haben?" Wir laſſen die Anklagen des in ſeinem Grimme noch edlen Stolberg dahingeſtellt, benutzen aber dieſe Erwähnung Knigge's, um zu erinnern, wie merkwürdig und einflußreich dieſer Mann einſt als weltmänniſcher Schriftſteller und als Haupt der Illuminaten war, und wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß eine durch Geſchicklichkeit dazu befähigte und durch Umſtände begünſtigte Hand uns die Biographie deſſelben gäbe. Noch eben jetzt wäre es Zeit, dieſes Bild eines deutſchen Edelmanns, der im achtzehnten Jahrhundert die Kraft, Umſicht und Freiheit, woraus in früheren ein Raubritter geworden wäre, als ein Ritter der Aufklärung verbrauchte, und der das ihm verhaßte Pfaffenthum in weltliche Kirche umſetzte, mit voller Wahrheit aufzufaſſen. Zehn Jahre ſpäter, und es wird unmöglich ſein! —

---

1) *Augusti Boeckhii* Oratio in [illegible] parentalibus quibus *Friderico Guilelmo III.* Borussorum Regi Universitas Litteraria Fridericia Guilelma Berolinensis pie parentavit d. XXVII. M. Junii. a. M. DCCCXL. habita. Berolini, Typis Nauckii. 4.

Rede zur Trauerfeier Seiner Hochſeligen Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten auf der Berliner Friedrich Wilhelms-Univerſität am 27. Juni 1840 gehalten von Auguſt Boeckh. Berlin, 1840. Verlag von Wilhelm Beſſer. 4.

2) Rede zur Feier des Geburtsfeſtes Seiner Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. Oktober 1840 gehalten von Auguſt Boeckh. Berlin, 1840. Verlag von Wilhelm Beſſer. 4.

Das hochwichtige, in allen ſeinen Erſcheinungen, der Trauer wie der Freude, ſich groß und erhaben darſtellende Ereigniß des Thronwechſels in Preußen wird durch vorliegende Reden, namens der beiden angeſehenſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten der Hauptſtadt, mit würdigem Ernſt gefeiert. Der berühmte Gelehrte, welcher bei dieſem Anlaß beide ehrwürdige Körperſchaften, die Univerſität und die Akademie, durch ſein lebendiges Wort zu vertreten berufen war, erſcheint hier in voller Kraft der Beredſamkeit. Wir ſagen mit Bedacht, in voller Kraft, denn nur zu oft, und grade bei feierlichen Anläſſen, und beſonders von Seiten ſolcher Körper, bringt zu uns nur ein geſpaltener Strahl der Redekunſt, und zwar gewöhnlich jener vergleichungsweiſe ſchwächere Theil, der auf die Meiſterſchaft der Worte, auf die Bildung und Angemeſſenheit des Ausdrucks hinſtrebt, während der edlere, ſtärkere Theil, Geſinnung und Muth, gebricht, oder auch wohl gänzlich fehlt. Hier aber iſt beides vereint; Auguſt Wendt iſt ein Redner durch die Meiſterſchaft des Worts, durch Bildung und Angemeſſenheit des Worts, und ein Redner iſt er durch die Kraft der tüchtigen Geſinnung, ſo daß die Bezeichnung, welche der Beredſamkeit ein geiſtvoller Darſteller ihres Weſens ertheilt hat, ſie ſei eine Tugend, bei ihm zur Wahrheit wird.

Vielleicht dünkt ein- oder dem andern Leſer, der die beiden Reden angehört hat oder ſie ſonſt ſchon kennt, unſer Ausdruck befremdlich, und er erinnert ſich nicht, daß dreiſte Bemerkungen, kühne Forderungen, demagogiſcher Ungeſtüm und Trotz darin vorkommen: aber dergleichen iſt andrerſeits auch gar nicht gemeint mit jenem Ausdruck. Vor ſolchen Überſchreitungen war der edle Redner durch den Geiſt, der ihn beſeelt, hinreichend geſichert; der in den Studien des claſſiſchen Alterthums, unter den Vorbildern der Schönheit, des Maßes, der Ordnung und Anmuth gereifte Geiſt würde ſolche Ausſchweifungen, auch wenn ſie ſich regen wollten, unwillig abweiſen, als Störungen der Schicklichkeit, als Eingriffe in die Rechte des Ortes und in die Bedingungen des Amtes. Die muthige Geſinnung des Redners ſuchen wir nicht außerhalb dieſer Gränzen, wir finden ſie innerhalb derſelben und darin, daß der Redner alles was er ſagt recht von dem Herzen ſagt, daß er in ſeinen glücklichſten Worten nur ſeine wahrſte Meinung ausſpricht, und daß er in dieſem reinen Bewußtſein auch derjenigen Freiheit ſich überläßt, die nicht ängſtlich abwägt, was an dem ſchönen Wort etwa der Zagheit mißfallen, dem Unverſtande zur Mißdeutung dienen könnte.

Die auf das Ableben des hochſeligen Königs gehaltene Rede iſt lateiniſch abgefaßt, einem Herkommen gemäß, welches die Univerſitäten größtentheils noch feſthalten. Die Trefflichkeit der Diction, die Schönheit der Perioden, die Fülle und Gewandtheit der Rede, bei den oft ſchwierigſten, der klaſſiſchen Latinität ungehorſamſten Gegenſtänden, — dieſe Vorzüge der ganzen Sprachbehandlung mögen Andere preiſen, denen hierzu ein näheres Anrecht verliehen ward. Wir andererſeits wollen vor allem ſagen, daß in der Rede ein ungeheuchelter, großer Schmerz vorherrſcht, eine wahrhafte, tiefe Innigkeit, wie nur überzeugtes Gefühl, wie nur ächte Liebe und Anhänglichkeit ſie hervorbringen können. In Aufzählung der Verdienſte und Tugenden des heimgegangenen Königs haben die Ausdrücke des Redners, auch wenn ſie die ſtärkſten ſind, welche die Sprache ihm darbietet, doch nichts an ſich, was das Maß überſchritte, weil man unmittelbar fühlt, daß ſie in dem Redenden nicht hohle, gemachte, ſondern von ſeinem Innern beſeelte ſind. Das Bild der Ereigniſſe ſodann, welche des Königs Leben erfüllten, der Schickſale, die ihn trafen, der Thaten und Wirkungen, welche von ihm ausgingen, der Segnungen, — dies Bild, wiewohl nur als rhetoriſche Andeutung hingezeichnet, iſt ein meiſterhaftes hiſtoriſches Gemälde geworden, unter ſo vielen, nach großen und kleinen Maßſtäben, bisher verſuchten, das ſtärkſte, treuſte.

Der zur Feier des Geburtstages Seiner Majeſtät des jetztregierenden Königs deutſch in der Akademie der Wiſſenſchaften gehaltene Vortrag iſt, wie in der Sprache, ſo auch in Ton und Inhalt von jenem ebenerwähnten ganz verſchieden. Dort hatte der Roman einen überwundenen Stoff der Vergangenheit, eine ſolche Maſſe von Thatſachen, welche als ſeine Aufgabe hier zu löſen, zu verarbeiten vermochte, und dieſe große Mannigfaltigkeit bot ſich ihm nur unter dem einförmigen düſtern Schleier des Leids und der Trauer dar. Hier, im Beginn einer neuen Zeitrechnung, deren Aufgange zwar, zwar vorausgewußter, aber durch ihr wirkliches Erſcheinen dennoch überraſchender, ſtrahlender Geſtirne, ſtand ihm die weite Zukunft offen; aber die in geiſtiger Fülle noch ſchwebenden Gebilde, die Ideen der Zukunft, gehören auch ihrer eigenen Entwicklung an; und die öffentliche Rede greift dieſe nicht durch leidenſchaftliche Beſtimmungen vor, welche, wie gut immer gemeint und ausgedacht, doch ſtets dem geiſtigen Fortſchritte unterworfen bleiben. Hier findet der Redner die wichtigſte Ausflucht; ihn führen die ſittlich ſtarken Bezüge der Gegenwart auf ein geiſtiges Allgemeines, auf eine der tiefſten und wichtigſten Fragen, deren Erörterung ſich dem feierlichen Tage ſchicklich anfügt. Die Fragen ſind keine geringeren, als die nach den Prinzipien der Staatsformen, und nach dem Prinzip der Monarchie insbeſondere. Montesquieu, „der eben ſo tugendhafte als geiſtreiche und gelehrte Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze, deſſen Name noch heutzutage, wie vor hundert Jahren, von zwei ſehr verſchiedenen Arten von Menſchen, den Schwärmern und den Kurzſichtigen, ſehr ungern gehört wird, deſſen Grundſätze aber meiſt ſo unzweifelhaft als wohlbegründet durch das Studium der Rechte und der Geſchichte, ſowohl des Alterthums als der mittlern und neuern Zeit, und, vor-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und Übermuth, und können wir [illegible] bei seinem Ge- [illegible] nicht auf weitere [illegible] und Prüfung eingehen, so gereicht es uns zu desto größerer [illegible], ihn ein paarmal doch, wie [illegible] durch eine höhere Macht, in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]!

[illegible] [illegible] [illegible] und lebendig [illegible] [illegible] in den hier mitgetheilten [illegible] Auszügen, welche die Jugend- und ersten Dienstjahre [illegible] schildert. Die Mittheilungen über die Schicksale von Danzig, Prag, Berlin, [illegible], [illegible] und [illegible], enthalten die [illegible] Einzelheiten, die eigenthümlichsten Züge, die wir [illegible] [illegible] aufgezeichnet finden, und welche die künftigen Geschichtschreiber nicht [illegible] entbehren dürfen. Der Name [illegible] bei manchen [illegible] Stellen [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] sie noch einiger [illegible] [illegible] [illegible], so daß wir von einigen Vorgängen [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] haben. Die Vergleichung der [illegible] ist [illegible] [illegible] und lehrreich, und trotz mancherlei in solchen Fällen unvermeidlichen Abweichungen und kleinen Widersprüchen, sehen wir doch die Hauptbegebenheit in beiden so ziemlich gleiche Gestalt und Richtung haben, und so die Geschichtswahrheit selbst ein Zeugniß für die [illegible] Einheit der [illegible] und [illegible], so wie für die [illegible] Glaubwürdigkeit werden. [illegible]

Bei dem reichen Inhalt dieser Denkwürdigkeiten und der Lebendigkeit ihrer Mittheilung können wir uns [illegible] nicht [illegible], dem Publikum das Ganze vorläufig mitgetheilt zu haben. Es versteht sich von selbst, daß [illegible] in der französischen Freiheit geschrieben werden, die [illegible] zwar kein Ausländer, aber doch das [illegible]

Französisch seiner Zeit und seines Standes mit völliger Leichtigkeit sprechen und gewandt schrieb wie sprach, und daher sein französisches Werk ganz das Gepräge seines eigenen Geistes [illegible], hingegen jede Uebersetzung den [illegible] und [illegible] um eine Stufe tiefer stellt, besonders aber [illegible] Uebersetzung, welche von Ungenauigkeiten und Nachlässigkeiten wimmelt. Wenn z. B. die Uebersetzung von einem Offizier sagt, er sei ein Mann „von alter Bildung" gewesen, und dabei [illegible] in Klammern das Französische [illegible] [illegible] angiebt, so sieht man wohl, daß der Uebersetzer nicht gewußt hat, was dieses Wort bedeutet. Ein andermal übersetzt er [illegible] [illegible], was im Deutschen der Ausdruck „seine Sache [illegible] wollen" nicht gut wiedergiebt, durch: „seine Sache [illegible]"! was weder deutsch noch französisch ist. —

Im Betreff der Einleitungen, Zueignungen und Anmerkungen, die der Uebersetzer hinzugethan hat, können wir nur sagen, daß wir sie entbehrlich finden, wenn sie nicht sogar schädlich sind. Die Liebe eines Sohnes für seinen Vater wird immer Zustimmung und Theilnahme erwecken, aber eine [illegible] [illegible] Bewunderung und [illegible] Lobpreisung, wonach in Preußen ein halbes Jahrhundert hindurch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß kein [illegible] und keine andere Macht übrig bleiben soll, wird uns [illegible] [illegible], und kann leicht zu [illegible] [illegible] [illegible], was nach gerechter Würdigung [illegible] zu [illegible] ist.

Ein neuer Roman des jungen Deutſchlands. Berlin, im Januar 1836.

[illegible]

[illegible]

bald der Oheim, bald die alte Tante Einſpruch thaten, bald die Freunde ihr Wort ausſprach, ſo entſchied letztere endlich, ich ſolle nach Gutdünken wählen, und in Gottes Namen zu leſen anfangen, den Namen des Buches und des Autors aber erſt am Schluſſe nennen, damit ſie ohne alles Vorurtheil zuhören könnten. Das mir verliehene Recht wollt' ich nicht umſonſt empfangen haben, ich hatte bald gewählt, und holte das Buch von dem Tiſche, wo ein ganzer Pack Neuigkeiten lag, in denen noch niemand außer mir ſich umgeſehen hatte.

Der Oheim ſah mit Verdruß das kleine, ſchlechtgedruckte, noch unaufgeſchnittene Buch, und machte einige Bemerkungen, die zu verſtehen gaben, je neuer das Buch ſei, deſto ſchlimmer, denn der ſpätere Autor müſſe ja ſtets den früheren durch Frechheit überbieten, um ſich dem Publikum zu empfehlen. Ich ließ mich das nicht anfechten, ſondern begann zu leſen.

Der Anfang war ganz gelind und ſittlich; die alte Tante meinte, wenn das ſo fortginge, ſo dürfte das Buch doch nicht zu verwerfen ſein. Der Oheim hingegen runzelte die Stirn, und ſagte, die Glätte der Schreibart ſtelle er nicht in Abrede, auch ſuche der Autor den [illegible] [illegible] Machwerk durch eine alterthümliche Haltung zu mildern, aber man ſehe, der Menſch habe ſein Talent noch nicht gehörig ausgebildet; was die Sittlichkeit betreffe, da wolle er ſein Urtheil noch aufſchieben, und erſt hören, was weiter komme.

Leider kam es bald ſchlimm genug! Eine junge Gattin, eben verheirathet, entdeckt ihrem Gemahl Liebe und Geliebte, und hat nichts eiligers zu thun, als den Geliebten zu ihrem [illegible] zu machen. Dann gerückt, sie selbst in Verführungsstellungen, und während sie ihnen entflieht, so verliert sie doch dabei den Gürtel, der einen ähnlichen Zettel führt, die aber zum Glück einem Freunde hinterläßt, den sie im Vorbeigehen ihres Gatten sieht und doch auch betrachtet.

Das Ganze hatte durch einige schroffe Gedichte gegen die Platonische Liebe schon das Mißfallen der alten Damen erweckt, und die „Emancipation des Fleisches“ war in dem Buche nicht mehr zu verleugnen. Als aber gleich darauf ein Zweck vorgeführt und auf die geistliche Weise in Schach genommen wird, ferner eine Eigensucht sich enthüllt, und der todtgeglaubte Gatte wiederkommt, die Frau wieder als die seinige hält, den aus der Verschiedenen Freunde jedoch darum nicht wieder in seinem Hause aufnehmen will, und das noch nicht ganz glücklich von Statten geht, da verschwur der Oheim, er wolle derartige Schändlichkeiten nicht länger anhören, und wirklich nahm er Hut und Stock, und entfernte sich [illegible].

Wir sagten das Lob aus und beschwichtigten, die Damen möchte durch den Vorbruch des Oheims [illegible] angeregt worden sein, allein sie vermochte das [illegible] und [illegible], der Oheim langweilte sich überhaupt beim Lesen, und bei den Stücken, die er [illegible], am meisten. Sie verlangte ausdrücklich für den nächsten Tag die Fortsetzung unserer Lektüre.

Der Oheim fand sich auch am nächsten Tage wieder ein und sagte, er wolle doch sehen, wie das Ding weiter gehe, er sei auf alles gefaßt für sich selbst, aber wie überstehe er die Verantwortung, ein solches Stück, das doch nicht nächstens durch die Polizei verboten werden würde, auch von den jüngern Damen zu leſen. Die alte Couſine flüſterte entſchuldigend, daß ſie dieſe wenigen Blätter läſe, weil ſie vieles gar nicht verſtänden; ihre eigne Erziehung ſchiene ſie mit vorſichtiger Sorgfalt deshalb nicht achten zu wollen.

Ich las nun weiter, und ich geſtehe, es gehörte eine ſtarke Stirne und das Bewußtſein eines guten Hinterhaltes dazu, um unerſchüttert alles das durchzuleſen, was man bringt. Die Heldin des Romans geſteht unter anderem, daß es ihr ſchwer wird, zwiſchen den beiden Freunden, deren Gattin ſie nun aber iſt, ſo hinzugeben und zu vergeſſen, daß doch nur Einer von ihnen die Rechte eines Gatten haben dürfe! Verführung und Schritte der Sinnlichkeit werden mit der glimpflichſten Art behandelt, mit der zarteſten Menſchenliebe entſchuldigt, durch Weltſitten unſchädlich gemacht. Die Weiber ſind immer voran, ihre Liebe zu geſtehen, zu bezeigen, und werden dabei als die edelſten, zarteſten ihres Geſchlechts dargeſtellt! Einige Schilderungen ferner Gegenden und Lebensweiſen waren mir eine wahre Erholung. Die Zuhörer ermangelten auch bei dieſen der Aufmerkſamkeit nicht, waren indeß offenbar mehr geſpannt auf den Fortgang der eigentlichen Geſchichte.

Zu dieſer kam es zu meinem Schrecken nun aber gar dahin, daß der erſte Gatte wirklich ſtarb, und die Heldin ohne weiteres gleich wieder mit dem nicht von der Stelle gewichenen zweiten zuſammenging, — dieſer Wechſel war mir ſelber etwas zu toll, und während die jüngern Couſinen und die Tante recht darüber lachten, meinte der Oheim ſchon ganz geſiegt zu haben und meine

Beschämung als das Geständniß der Unkundigen annehmen zu dürfen. „Eine Ehe à quatre«, rief er, hatte das Schlegel'sche Athenäum einst empfohlen, der schändliche Spruch, ehemals ein bloßes Spiel verletzenden Witzes, ist in einem schmutzigen Roman nun auch Fleisch geworden, eine ganze Rechtfertigungsgeschichte! Diese Ehe à trois ist, gestehen Sie es nur, die abscheulichste Erfindung einer Frechheit und Maßlosigkeit, wie nur unsere Zeit sie gebähren konnte, und unsere traurigen Genies, diese Jugend, welche die Welt umschaffen will, und neue Lehre und Sitte aufzustellen meint, wenn sie sich von allem Guten der Vorfahren, von Religion und Tugend losmacht. Pfui über diese Schriftsteller! Ich fände es ganz richtig, wenn man alle diese Romane in Bausch und Bogen verböte, vom Jahr 1830 ab wenigstens; wenn wir das, was früher erschienen ist, behalten, Schlechtes wie noch Zeitvertreib genug!"

Nach diesem Sturme las ich gedämpft und eilig zum Ende, um nur fertig zu werden; auf Erörterung und Gegenrede mocht' ich mich nicht einlassen. Der Schluß versöhnte wieder ein wenig, er hatte sogar etwas Erbauliches, und die alte Kousine meinte, es sei Schade um den jungen Schriftsteller, denn es stecke gewiß auch Gutes in ihm, und er könne sich bessern [illegible].

Ich legte das Buch weg. „Nein, den [illegible] bessern Sie nicht mehr, und niemand; der bleibt, wie er ist, und wird vielleicht heute zum erstenmale so hart gescholten." Alle sahen mich verwundert an. „Aber wie heißt denn das Buch und der Autor?" fragte die Tante. Ich reichte ihr das aufgeschlagene Blättchen hin. Sie tel: „Leben der ſchwediſchen Gräfin“, und auf dem Titelblatt: „C. F. Gellert's ſämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Dritter Theil. Leipzig, 1839.“

Friedrich Wilhelm der Vierte. — Goethe. Aus einem Briefe an die Gräfin von **.

— „Dem neuen Tage, der für Preußen aufgegangen, hat auch der ehrwürdige, nun ſchon achtzigjährige Kirchenrath Paulus in Heidelberg ſein freudiges Begrüßungswort zugerufen, und ſeine Stimme wird manches Gefühl erwecken, manches Denken anregen. Ein ſo warmes Herz, ein ſo friſcher Kopf, eine ſo lebendige Theilnahme für die Angelegenheiten des Vaterlandes, dürfen den Greis vielen Jüngern zum Vorbild aufſtellen. Er iſt kein Preuße, aber als Deutſcher fühlt er ſich keinem deutſchen Lande fremd, und was Preußen in Deutſchland und für Deutſchland iſt, das hat er ſtets erkannt. Er urtheilt über unſere Verhältniſſe mit einer Einſicht und Billigkeit, wie ſie uns im Auslande ſelten, und nicht allzu oft in der Heimath begegnen. Er nennt Friedrich den Großen den ohne Conſtitution conſtitutionellen Selbſtregenten, und geſteht, daß Preußen ſich bei dieſer Regierungsweiſe gut befunden habe, daß die Lage und der Beruf dieſes Staates auch die Fortſetzung einer ſolchen Regierungsweiſe zu fordern ſcheinen. Dieſes Bekenntniß wird um ſo bedeutender, wenn man erwägt, daß Paulus immer ein eifriger Conſtitutionsfreund geweſen, und die Forderung conſtitutioneller Formen auch jetzt noch keinem andern deutſchen Lande erlaſſen will, daß in ſeinem kleineren Umfang und abgeſchloſſenern Berufe keine ſolche Bedingungen und Ausſichten hat, wie allerdings für Preußen Statt finden. Auch iſt es keinesweges ſeine Meinung, unſerem Staate den Anſpruch und die Fähigkeit einer ſolchen Entwickelung zu verneinen, im Gegentheil, er ſieht dieſelbe ſchon vollkommen begründet, und durch den neuen, vom Throne herab erweckten Aufſchwung mächtig gefördert. Allein er glaubt, daß wichtige Bedenken hier ſtärker als anderswo entgegenſtehen, und daß in dieſer großen Angelegenheit hier keine Gefahr im Verzuge, vielleicht eher Gefahr im Eilen ſei. Man dürfte bezweifeln, meint er, ob die Sache, nicht nur des Gemeinwohls überhaupt, ſondern gradezu die conſtitutionelle Sache insbeſondre, ſich in den Händen einer gewählten Volksvertretung, wie ſie jetzt denkbar wäre, ſo gut bewahrt und verwaltet fände, als ſie beides jetzt in den Händen iſt, denen höhere Fügung ſo glücklich und ſicher das Ganze des Staates anvertraut hat. Die Perſönlichkeit des Regenten iſt es hauptſächlich, auf welche Paulus ſein ungewöhnliches Vertrauen ſtützt, und deren Betrachtung ſeine ſonſtigen Bedenken am entſchiedenſten niederſchlägt, ſeine redlichſten Hoffnungen am ſtärkſten erhebt. Er ſagt: „Mehrere der neuerlich ergangenen Verordnungen ſprechen aus: Der Regent ſteht hoch über den Partheien. Er will jeden nach dem Maß ſeiner Kenntniſſe und nach der Bürgſchaft, die ſein ſittlicher Karakter giebt, anwendbar machen für das Ganze. Meinungspartheien, philoſophiſche oder ſonſt litterariſche Schulfaktionen, politiſche oder kirchliche

Einſeitigkeiten ſind nur dann ſchlimm, wenn ihnen ausſchließend, vorherrſchend zu werden geſtattet wäre."

Der Greis hat den Vortheil, für neue Erſcheinungen immer ſchon Vergleichungspunkte zu haben, auf welche zurückblickend er das Werdende an dem ſchon Geweſenen deutlich erkennt, für ſein Urtheil Sicherheit und Halt gewinnt.

Aus der eignen Lebenserfahrung ſchöpfen zu können, iſt die fruchtbarſte Geſchichtskunde. Der ehrwürdige Greis, deſſen Worte ich eben angeführt, hat kaum ſeine neue Freude, ſeine friſche Hoffnung ausgeſprochen, ſo weilt ſein erfahrungsvoller Sinn nachdenklich über den Schätzen der Erinnerung, denen er die neue Anſchauung anzureihen hat. Und wohin ſenkt ſein Blick ſich zunächſt, wo haftet er? Geſchichtliche Größen aller Art bieten ſich an, Herrſcher- und Heldengeſtalten winken beifällig; doch ihm iſt es nicht um Ähnlichkeit der Stellung und des Glanzes zu thun, er geht auf Weſenheit aus, und das Bild, welches vor ihm aufſteigt, das ſeinem Blick und ſeiner Prüfung Stand hält, iſt — Goethe's.

Leſen Sie ſelbſt die Schilderung, welche Paulus nun folgen läßt, und die ich Ihnen abſchriftlich beilege, begleiten Sie ſeinen klaren Einblick, ſeine gründliche Erörterung, die für den längſt von der Erde abgerufenen großen Freund, den ſo hoch geprieſenen und doch oft ſo tief verkannten, das ſchönſte und unzweifelhafteſte Zeugniß ſind, und den Zuſammenhang ſeiner Geiſtes- und Gemüthsgaben im reinſten Lichte zeigen! —

Sie mögen verwundert ſein über dieſe Herbeiziehung und Verknüpfung; auch mir war ſie überraſchend, aufregend und nachdenklich. Doch in ihrer Sonderbarkeit gefiel ſie mir, ihre Eigenheit dünkte mich von keiner

Willkür begleitet, ihre reichen Beziehungen entwickelten ſich unter dem längern Beſchauen, und das Sonderbare bewährte ſich als Geniales, das Geniale als Richtiges.

Vertrauen Sie einſtweilen meiner Bürgſchaft, und glauben Sie dem hier gegebenen Bilde Goethe's. So war er wirklich: aus Einſicht mild, in ſeiner Güte weiſe, frei von Selbſtſucht, erfüllt von Wohlwollen, doch was Anderen und ihm ſelbſt gebührte und taugte, klar unterſcheidend und wahrnehmend. So hab' ich ſelber ihn erkannt, obgleich nur kurze Friſten ſeiner unmittelbaren Nähe zählend, ſo haben ſeine wahrhaften, edlen Freunde ihn ſtets gewürdigt, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Friedrich von Müller' Riemer, Eckermann, ſo Bettina von Arnim, Rahel, ja ich darf aus eigner Kunde hinzuſetzen, auch ſein fürſtlicher Freund, der Großherzog Karl Auguſt, vertraute nicht minder dem Herzen Goethe's als ſeinem Geiſte!

Nun geſtehen Sie aber, daß die Verknüpfung zweier ſolcher Größen, wie Paulus ſie hier zuſammenbringt, mehr als pikant und originell, daß ſie bedeutend und ſchwungvoll iſt, und daß ſie uns zu den ſchönſten Betrachtungen erhebt! Selbſt ein weltlich unpoetiſcher Sinn wird zugeben, daß das Apropos ein ſehr anmuthiges und eindringliches iſt, bei Gelegenheit eines in Geiſt, Wohlwollen, Maß und Grazie unbeſtreitbar primirenden deutſchen Königs dieſe ſchönſten herrſcherlichen Eigenſchaften im Bilde des unbeſtreitbar größten Dichtergenius der Nation ſich abſpiegeln zu laſſen!

Wir aber wollen uns freuen, auch im Ausland anerkannt und geprieſen zu ſehen, was unſre Herzen verheißungsvoll durchdringt und uns unverlierbar angehört!

Neueſte ruſſiſche Litteratur.

1841.

Vielfältig hört man von den Ruſſen ſelber klagen, ihre Litteratur, nachdem ſie kaum den ſchönſten Aufſchwung genommen, den friſcheſten Fortſchritt gezeigt, fange ſchon wieder an zu ſtocken, zu ſinken. Uns in der Ferne will dieſe Klage wenig begründet erſcheinen, ſei es, daß wir billigere Anſprüche machen, oder daß wir die Gegenſtände in größerem Umfange zuſammenfaſſen, als die Ruſſen dies thun mögen; wir finden das Bild ihrer litterariſchen Entwicklung keineswegs getrübt, im Gegentheil höchſt reich und glänzend, und ſich vortheilhaft erweiternd. Allerdings war der frühe Tod Puſchkin's ein unerſetzlicher Verluſt, und kein andrer Genius erſtand, der gleich ihm den harrenden Sinn und das innerſte Herz der Nation hätte anregen, aus allen Stufen und Fernen in gemeinſame Anſchließung hätte zuſammenrufen können. Aber eine ſolche Erſetzung und Nachfolgerſchaft iſt auch gar nicht zu fordern. Ein Dichter wie Puſchkin iſt eine ſeltne Erſcheinung, ein Meteor, das nicht jeden Tag wie die Sonne wiederkehrt. Die am meiſten begünſtigten Völker zählen ſolche Erſcheinungen als Einzelnheiten, und wo ſich eine Mehrheit derſelben zuſammendrängt, da iſt es mehr in der Form der Genoſſenſchaft, als der Aufeinanderfolge. Wie ſteht Deutſchland verwaiſt nach Goethe's Tod, wie England nach Byron's? Hat irgend ein gleicher Geiſt den einen oder den andern erſetzt? Dennoch dürfen wir nicht ſagen, daß die deutſche, daß die engliſche Poeſie ſeitdem geſunken ſei. Leben doch dieſe Männer noch in friſcheſter Wirkſamkeit fort, und in der heutigen Poeſie Deutſchlands wiegt der Antheil Goethe's noch eben ſo vollgültig, als vor zwanzig, dreißig Jahren; die Gaben dauern fort, und ſogar noch als neue, denn je reicher an urſprünglicher Jugend, deſto ſchwerer altern ſie, wiewohl wir zugeſtehen, daß auch in dieſen Gebilden ein Zeitpunkt des Alterns eintreten kann, wo die Poeſie einer früheren Zeit dem ſpäteren Geſchlechte nicht mehr genugt für das Erforderniß des neuſten Tages. Nur darf hier, wo von Genien erſten Ranges die Rede iſt, nicht mit kleinen Zeitabſchnitten gerechnet werden. Solche Männer hat die Nation länger, als ſie leiblich leben, und die Nation hat ſie noch, ſchon aus dem Grunde, weil ſie ſie gehabt hat, und ſie benennt ein Jahrhundert mit dem Namen eines ſolchen.

Wir läugnen daher, daß Puſchkin, deſſen Werke durch die großmüthige Freigebigkeit des Kaiſers zum erſtenmal vollſtändig nur eben erſt erſchienen ſind, nicht mehr dem heutigen Tage angehöre, daß für ihn ſchon ein Erſatz nöthig ſei, und wenn man unter Neuem und Neueſtem in der Poeſie nicht grade, wie bei Artikeln der Mode, das in dieſem Frühjahr, in dieſer Meſſe Erſchienene verſtehen will, ſo kann der Ruſſe, auf die Frage nach ſeinem Antheil an dem Dichterlorbeer der Gegenwart, noch immer mit freudigem Stolze zuerſt den Namen Puſchkin nennen, als den Reihenführer vieler andern.

Und dieſe andern Namen, wie ehrenvoll, zahlreich und würdig ſchließen ſie an jenen ſich an! Ein Theil derſelben braucht ihm kaum den Vorrang zu laſſen, ſchreitet in der eignen Linie ſo rühmlich vor, als er in der ſeinen gethan; ein andrer Theil verheiſt in ſeinem Anlaufe zu den Höhen zu gelangen, welche jener bei längerem Leben erreicht haben würde.

Hier iſt denn zunächſt Shukoffskii zu nennen, der, ſehr verſchieden von Puſchkin, doch ihm herzlich befreundet, für die Nation in wahrhaft unſchätzbarem Werthe ſteht. Er iſt nicht bloß der liebenswürdige, zartfühlende Sänger, der allen Wohlklang der herrlichen Sprache beherrſcht, er iſt auch der Dichter des Vaterlandes und der Helden deſſelben, in ſeiner reinen Begeiſterung für den Zaren und deſſen erlauchtes Haus ein wahrer und edler Ausdruck nationaler Geſinnungen. Von ihm wird an einem andern Orte ausführlicher zu reden ſein.

Wer dürfte hier des ruſſiſchen Fabeldichters Krüloff vergeſſen, der in ſinnreicher Erfindung und glücklichem Ausdruck keinem ſeiner geprieſenſten Vorgänger weicht, auch dem franzöſiſchen Lafontaine nicht, den ſeine geiſtreichen Landsleute nun ſchon faſt zwei Jahrhunderte als eines ihrer höchſten litterariſchen Kleinode mit Recht verehren! Krüloff iſt für die Ruſſen ein ächter Volkslehrer; in der Bildung der Nationen wie des Einzelmenſchen iſt eine Stufe, wo die Vermittlung zwiſchen Stärke und Schwäche, zwiſchen Kindlichkeit und Weltſinn, welche Vermittlung ſonſt der geſammten Poeſie obliegt, vorzugsweiſe durch die Fabel vertreten wird. Da die Ruſſen noch der Mehrheit nach auf dieſer Stufe weilen, ſo erklärt ſich genugſam die Verbreitung und Werthhaltung, die ihr ſo einzigbegabter Fabeldichter allgemein erlebt. Vergeſſen wir Deutſche hiebei nicht, daß kaum achtzig Jahre rückwärts die Fabel auch unſre glänzendſte und wirkſamſte Dichtung war. —

Wenn Gogol, der geniale, tief eigenthümliche, auf Natur und Geſchichte des engeren Heimathkreiſes gegründete, nach keinem Vorbilde zu bemeſſende, von keinem Nachfolger zu verdunkelnde Gogol ſeit mehreren Jahren feiert, ſo lebt er doch, und wir wiſſen, daß er nicht ohne dichteriſches Schaffen lebt; ſeine unter italiäniſchem Himmel reifenden Erzeugniſſe werden dem Vaterlande nicht verloren gehen. Die Einfachheit und Treue der Schilderungen Gogol's hat einen großartigen Reiz, für den wir kaum den richtigen Ausdruck zu finden wiſſen. Hier iſt heroiſches und idylliſches Leben, wilde Naturkraft und ſchmuckreiche Eleganz wie im Stoffe ſo in der Darſtellung, und oft begegnet uns ein breiter, milder Humor, der wohl an manche Gebilde Jean Paul Richter's erinnern kann.

Bei drei ſolchen Lebenden, wie die hier eben vorgeführten, darf die ruſſiſche Litteratur ſtolz das Haupt erheben. Aber wie viel andre Größen zählt ſie noch, in welchen ihr Gedeihen und Fortſchreiten geſichert iſt! Der Fürſt Odojeffskii iſt ein edler Schriftſteller, den jede Nation ſich zur hohen Zierde rechnen dürfte. Er verbindet mit ſchwungvoller Phantaſie die reichſten Kenntniſſe, und ſein fruchtbares, auch bei krankhaften Stoffen immer geſundes Darſtellungstalent iſt recht eigentlich im Dienſte der höheren Geſittung, des wohlwollenden, für das Gute bemühten Menſchenſinnes. Dieſe Blüthe wahrer Bildung, die Freundlichkeit und Milde des Herzens und die Wärme und Beeiferung für alles Gute und Schöne, zeichnet auch die eleganten, anmuthigen Poeſieen des Fürſten Wäſemskii aus, die ſich eines ausgebreiteten und lebhaften Antheils beſonders in den höheren Geſellſchaftskreiſen erfreuen, wiewohl er ſelbſt, in beſcheidener Läſſigkeit, noch immer ſäumt, eine Sammlung derſelben herauszugeben.

Ein Dichter erſten Ranges, Jaſúkoff, der längere Zeit geſchwiegen hatte, iſt ſeit kurzem unter ſüdlichem, der Geneſung wegen aufgeſuchten Himmel wieder laut geworden, und das Vaterland lauſcht auf's neue ſeinen lyriſchen, oft ſeltſamen, doch ſtets harmoniſchen, ergreifenden Geſängen.

Von ausgezeichneten Dichtertalenten haben wir noch den aus dem Volke hervorgegangenen originalen Kolzoff, ferner Kraſſoff, Jakubowitſch, und endlich, aus der vornehmſten Klaſſe, die ſchönbegabte Gräfin Raſtoptſchin zu nennen. Durch Sammlung ruſſiſcher Volkslieder, die in unermeßlichem Reichthum vorhanden ſind, hat ſich Kirejeffskii ein großes, vaterländiſches Verdienſt erworben. Man ſieht mit Verlangen der Herausgabe ſeines mit vieljähriger Sorgfalt und perſönlicher Aufopferung zuſammengebrachten Schatzes entgegen.

Als die glänzendſte und verheißungsvollſte unter den neuen Erſcheinungen ruſſiſcher Poeſie iſt ohne Zweifel Lermontoff zu nennen, ein junger Dichter, auf dem die höchſte Weihe ruht. Sowohl in Proſa — wir erinnern an die Novelle „Bela" — als in Verſen hat er Unvergleichliches geleiſtet. Seine in einen kleinen Band geſammelten Gedichte ſind voriges Jahr erſchienen, und zeigen auf jeder Seite den ächten Dichter. Dem Vaterländiſchen und Alterthümlichen zugewendet, iſt er darum der hohen allgemeinen Bildung des Tages nicht fremd, und in ſeinen Gedichten findet ſich das Mark der früheren Zeit wie die Feinheit und Meiſterſchaft der heutigen. Unter den wenigen aus Byron, Zedlitz und Goethe überſetzten Stücken haben uns beſonders acht kurze Zeilen, welche des Letztern „Über allen Gipfeln iſt Ruh" wiedergeben, wunderbar angeſprochen; aller Zauber der ſo weichen als kraftvollen ruſſiſchen Sprache wird darin offenbar. Auf Lermontoff ſind mit Recht die erwartungsvollſten Blicke gerichtet. Sein Buch der Lieder iſt die erfreulichſte Gabe. Eine von ihm kürzlich herausgegebene Sammlung erzählender Dichtungen in Proſa haben wir noch nicht zu ſehn bekommen.

Von einem andern Schriftſteller, Laſhetſchnikoff, kennen wir einen Roman „Baſurman", der durch Haltung, Geſchmack und Sinn mit den beſten Erzeugniſſen, wie ſie Frankreich oder England von dieſer Art bietet, wohl zuſammenſtehen darf. Zwei andre Romane von ihm ſollen noch höheren Werthes ſein.

An Novellen beſitzen die Ruſſen einen großen Reichthum, der ſich täglich mehrt, und wenn darunter auch manches auf Nachahmung beruht, ſo iſt doch vieles urſprünglich und national. Außer den ſchon erwähnten Erzählungen von Odojeffskii und Gogol haben wir die Novellen von Weltmann, Pawloff, Melgunoff, vom Grafen Sologub, hier auszuzeichnen.

Schilderungen aus Welt und Leben ſind in der Litteratur von jeher bedeutend geweſen. Die ruſſiſche ſteht darin nicht zurück. Die geiſtvollen, von mannigfachſten Kenntniſſen zeugenden und im edelſten Sinne abgefaßten Reiſeberichte von Alexander Turgenieff, die trefflichen Bruchſtücke aus größeren Reiſewerken von Schewüreff, Melgunoff und Andern, laſſen uns dem ruſſiſchen Beobachtungs- und Forſchungsgeiſt alle Achtung und Ehre zollen.

Nicht weniger günſtig müſſen wir den Stand der Kritik, des litterariſchen Urtheils, in Rußland bezeichnen. Wir ſprechen natürlich nur von der hohen, kenntnißvollen und einſichtigen Kritik, wie ſie von dem edlen und ſelbſtſtändigen Theile der ruſſiſchen Schriftſteller, von Belinskii, Neweroff, Katkoff, von den in geſundem und aufrichtigem Sinne redigirten Zeitſchriften ausgeübt wird. Wir nennen von dieſen letztern zwei uns näher bekannte, die „Vaterländiſchen Denkwürdigkeiten", welche in St. Petersburg von Krajewskii redigirt werden, und den „Moskauer", den in Moskau Pogodin herausgiebt. Beide Zeitſchriften gereichen der Litteratur zu Vortheil und Ehre, und ſind mächtige Schwingen der Fortbildung.

Aus dieſen Andeutungen ergiebt ſich zur Genüge, daß die in Rußland entzündete litterariſche Entwicklung keineswegs im Abnehmen iſt, noch weniger zu erlöſchen droht, ſondern weithinaus reiche Nahrung hat und neue erwarten darf. Wobei wir den Leſer bitten, nicht den Umſtand zu überſehen, daß wir, bei der Seltenheit ruſſiſcher Bücher in Deutſchland, nur von dem Wenigen ſprechen können, was Gunſt und Zufall uns grade zugeführt; daher auch die hier erwähnten Namen nicht als eine Aufzählung der anerkannt verdienten und in Rußland berühmten gelten können, ſondern nur als uns näher bekannt gewordene Beiſpiele einer großen Entwickelung, die in ſich noch viele eben ſo preiswürdige, ja vielleicht größere Trefflichkeiten ſchon gereift hat oder noch im Keime hegt; wir haben nur zur Ehre der Genannten, nicht aber zur Unehre der Nichtgenannten ſprechen können. —

Für unſre Landsleute fügen wir noch die Warnung hinzu, unſre Angaben und Urtheile nicht voreilig und leicht an Überſetzungen ruſſiſcher Werke prüfen zu wollen. Wir haben in dieſer Kunſt Großes geleiſtet, die Griechen haben uns Rede geſtanden wie keiner andern Nation, die Italiäner und Spanier desgleichen, die Engländer ebenſo, doch ſchon minder die Römer, die Franzoſen; mit den Ruſſen aber ſcheint es am ſchwerſten. Nach dieſer Seite bedarf unſre Sprache neuer Anſtrengung; ſie faßt gar wohl den Sinn, aber gar nicht leicht die eigenthümliche Geſtalt und Anordnung des ruſſiſchen Ausdrucks, und wo Poeſie zu übertragen iſt, kommt es doch vor allem auf dieſen an. Möge man ſich der mancherlei löblichen Verſuche in dieſer Art ferner bedienen, um eine ungefähre Vorſtellung zu erlangen, aber man glaube nicht ein ſprechendes Bild darin zu haben! —

Die Litteratur in Rußland iſt auf gutem Wege, und wir hoffen ſie auf ſolchem beharren zu ſehen. Sie erwächſt auf volksthümlichem Grunde, ſie hält ehrfurchts- und liebevoll an der Vergangenheit feſt, und iſt dennoch voll Kraft und Eifer der Zukunft zugewendet. Die ausſchließliche Bewunderung und Nachahmung fremder Muſter, woran faſt jede Litteratur einmal gekrankt hat, iſt in Rußland überwunden, und der Standpunkt iſt erreicht, wo man gegen die Erſcheinungen des Auslandes ruhige Gerechtigkeit üben kann. Zwiſchen der ſtarren Pedanterie der Engländer und der krampfhaften Ausgelaſſenheit der Franzoſen ſuchen die ruſſiſchen Schriftſteller eine Bahn näher uns Deutſchen zu verfolgen, die wohl dem Außerordentlichen nachſtrebt, ja das Abentheuerliche nicht verſchmäht, aber auch den Ernſt tiefer Gedanken, den Grund ächten Gefühls verlangt. Die Ruſſen werden es als einen Segen empfinden, daß ihre ſchöne Litteratur gleichzeitig mit der Pflege aller Wiſſenſchaften fortſchreitet, welche einen nicht mindern Aufſchwung genommen haben, als jene; die Philoſophie nicht ausgeſchloſſen, für welche ſich unter den Slawen eine entſchiedene Anlage und ein erfolgreicher Eifer zeigt. In Sprach- und Geſchichtsforſchung iſt ihnen ein eigenthümliches, unermeßliches Feld angewieſen, das zu bearbeiten ſie ſchon einen guten Anfang gemacht. Die Poeſie, von ſolchen ernſten und würdigen Beſtrebungen umgeben, wird nicht nur Nahrung aus allen ziehen, ſondern auch alle mit ihrer Wärme und Begeiſterung begleiten. Wir dürfen aus ſolchen glücklichen Verknüpfungen große und außerordentliche Erſcheinungen erwarten, für deren Hervortreten aber nicht das laufende Jahr noch das folgende, noch ſelbſt das nächſte Jahrzehnt ungeduldig anzuberaumen, ſondern ein freierer Spielraum ſelbſtwilliger Entwicklung im Wechſel von Generationen ruhig zu verſtatten iſt.

Erzählungen.

Das warnende Geſpenſt.

Erzählung.

Ein deutſcher Graf, der mehrere Jahre in dem preußiſchen Heere mit Auszeichnung gedient hatte, ſah ſich nach dem Baſeler Frieden veranlaßt, ſeinen Abſchied zu nehmen, da ihn ſowohl eigne Neigung als auch äußere Gründe zur Bewirthſchaftung großer Güter beriefen, die ihm durch den Tod ſeiner Mutter frühzeitig zugefallen waren, aber ſeither während ſeiner Minderjährigkeit, zufolge der Einrichtung der Verſtorbenen, von ſeinem Vater verwaltet wurden, dem ſie auch verbleiben ſollten, im Fall der Sohn früher ohne Kinder ſtürbe. Dieſer hatte als Kind nur ſelten, und nie ohne Scheu, ſeit der Mutter Tode aber gar nicht den Vater geſehen, und konnte den, ihm ſtets unfreundlichen, und gegen die Mutter als grauſam harten Mann um ſo weniger lieben, als alle Gluth ſeines Herzens nur jener zugewandt war, die er mit unendlichem Schmerz endlich als ein Opfer vieljähriger Duldung hatte erliegen ſehen. Nachdem er noch einige Wochen vergnügt unter ſeinen Kammeraden zugebracht, und halb und halb verſprochen hatte, nicht für immer das Regiment zu verlaſſen, reiſte er ab, von tauſend Wünſchen ſeiner Freunde, die ihn ungern ſcheiden ſahen, begleitet, und nahm ſeine Richtung geradezu auf ein altes Schloß, das ihm gehörte, um dort mit ſeinem Vater, der es bewohnte, zu der bevorſtehenden Wanderung das Nöthige abzureden. Ungern näherte er ſich der väterlichen Wohnung, und ein abmahnendes Gefühl hätte ihn faſt bewogen umzukehren, wenn nicht die Überzeugung der Nothwendigkeit, doch einmal dieſe Zuſammenkunft halten zu müſſen, ihn gleichwohl in der Fortſetzung ſeiner Reiſe beſtärkt hätte. Der Vater hatte ſich wieder vermählt, und mit der zweiten Frau andere Kinder gezeugt; dem Sohne, welcher das Andenken ſeiner geliebten Mutter ſchon durch die bloße Verehelichung einer Stiefmutter gekränkt fühlte, war dieß dadurch nur noch unangenehmer, daß er wußte, wie noch bei Lebzeiten ſeiner Mutter ſie mit dem Vater in geheimen Verhältniſſen geſtanden und der Verſtorbenen vielen Kummer bereitet hatte. Indeß, die wenigen Tage überſtanden, die er ſich dort aufzuhalten dachte, und das Geſchäft einmal abgemacht, eröffnete ſich ihm die lachendſte Ausſicht zu einem unabhängigen, wünſchenswerthen Leben, in ſteter, ſelbſtgewählter Thätigkeit, die er ſchönen Schöpfungen in dem reichen Umfang ſeiner Beſitzungen zu widmen hoffte. Von dieſen Gedanken ergriffen, und ſtets heiterer mit ihnen beſchäftigt, je näher er ſeinen Gütern kam, von denen er ſchon Waldungen auf der einen Seite, und im Hintergrunde grüne Hügel als die ſeinigen erkannte, verlor er nach und nach jenes unangenehme Gefühl, das ihn bisher begleitet hatte, und überließ ſich ganz der glücklichen Stimmung, die ihn an der Schwelle ſeines künftigen

Lebenswandels empfangen wollte. „In der That, Glück wünſchen kann ſich der, welchem, wie ihm, der Sinn zu dem ſchönen Beruf geworden, die Bildung der Erde in ihrem unmittelbaren Anbau zu fördern, und auch in dieſe ernſten und dringendſten Bedürfniſſe des Lebens ſchöne Kunſt und höhere Kenntniſſe einzuführen, für die erſt, nachdem jene beſorgt worden, das wachſende Menſchengeſchlecht Muße finden konnte. Die Natur iſt dankbar gegen jede ihr gewidmete Neigung, und nur dem beſchränkten Sinne, der weder warm an ihr hängt, noch ſie vielſeitig umfaßt, kann ſie in Regen und Dürre, in Mißwachs und Hagelſchlag zu zürnen ſcheinen; den wahren Landmann, der ihre mannigfachen Forderungen zu benutzen verſteht, wird ſie nie zu Grunde richten. Er erlebt ſtets einen goldenen Zeitraum, über die Gegenwart hinweg, und lebt nach dem Maßſtabe der Erde im Frühling den Morgen, und im Herbſte den Abend ſeines großen Arbeitstages.“ Unter ſolchen Betrachtungen war er mit einbrechender Nacht auf dem Schloſſe angekommen, und hatte ſich beim Hereintreten eines Schauders nicht erwehren können. Der Vater, dem er ſeine Ankunft ſchriftlich vorgemeldet hatte, war abweſend, wurde aber ſtündlich erwartet. Unterdeß beſuchte der Neuangekommene den Garten und das naheliegende Feld, weil er keine Stubenmauer jetzt noch nicht leiden mochte. Spät, wie es längſt ganz dunkel war, meldete man ihm des Vaters Zurückkunft, er ging hinauf, und fand einen herzlichen Empfang. Bei Tiſche war es einſilbig und unbehaglich, gleich nach dem Abendeſſen wünſchte man ſich gute Nacht, und ging auseinander.

Ein Bedienter des Hauſes leuchtete ihm nach ſeinem Zimmer, wo er in kurzer Weile, von der Reiſe ermüdet, unter ausgezeichneten Bildern, die ihm der Zufall der fremden und ihm doch ſo nahen Hausgenoſſenſchaft erweckt hatte, einen unfreundlichen Schlaf fand. Er mochte ungefähr eine Uhr ſein, als er aus dieſem Schlummer erwachte. Ein kleiner Hund, der ihm ſehr lieb war, und ihn auch auf dieſer Reiſe begleitet hatte, ſprang ängſtlich an dem Bette herauf, und mit kläglichem Winſeln ſchien er ſeinem Herrn etwas anzeigen zu wollen. Dieſer richtete ſich auf, und nachdem er den Hund auf das Bette genommen und geſtreichelt, ohne daß der erſchreckte ſonderbar zuſammenzuſchrecken und leiſe zu winſeln, gab er genauer auf ihn Acht, und bemerkte bei dem durch die Gardine fallenden Mondlicht, daß die Augen des Hundes immer nach der einen Seite des Zimmers gerichtet blieben; er blickte hin, um zu erforſchen, was auch den Hund ſchreckte Armer: aber entſetzlich! das Blut ſtarrte ihm in den Adern, und die Haare ſträubten ſich ihm empor, er ſah eine weibliche Geſtalt, die ſeiner verſtorbenen Mutter in allen Zügen ähnlich war, und, zuſammengebückt in dem Winkel, unter einem ſchweren Kummer und banger Gedrängniß zu erliegen ſchien. Sie blickte ihn traurig an, und dann mit bittenden Geberden nach der Thüre, indem ſie die Hände zuſammenrang und ſeufzend ächzte. Der Graf war außer ſich, und nicht im Stande, das Geſpenſt anzureden, ſeine Bruſt hielt den Athem gewaltſam gefeſſelt. Draußen hörte er ſchwere Tritte auf und nieder gehen, dann blieb vor ſeiner Thüre innehalten, als zweifelte man, ob man hineingehen ſollte oder nicht. Endlich dauerte es wahrlich eine grauſame Weile, und verwehrte ſeinem bebenden Sinne noch mehr, ob er ihn anders zu ſchauen möglich, noch eine Hand zu rühren. Doch und noch [illegible] er sich wieder zu [illegible], und als er [illegible] in den [illegible], war die Erscheinung nicht mehr zu [illegible], aber das [illegible] und [illegible] standen, und das [illegible] von der [illegible] [illegible]. Da [illegible] er [illegible], sprang auf, [illegible] seinen [illegible], und [illegible] nach dem [illegible]: „Was [illegible]?“ [illegible] [illegible] er [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

an den [illegible] sich [illegible], und die [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] wollte er die [illegible] [illegible], und den [illegible] [illegible], als die [illegible] ihm die [illegible] sich [illegible] und nicht [illegible] [illegible] sich, den [illegible] [illegible] wollte, und so zu [illegible] [illegible]: „[illegible] eine [illegible] [illegible]! Sie [illegible] [illegible] einige Worte von mir [illegible], die leider nicht gesagt werden konnten, und [illegible] vergebens zu Ihnen kamen! Ja, ich kann es nicht [illegible], ich liebe Sie! vergebens habe ich gesucht, den [illegible] zu erfüllen, der [illegible] [illegible] mir [illegible] [illegible] [illegible], und nicht [illegible], gegen Sie hart zu sein, [illegible] nicht [illegible] gegen mich selbst [illegible] zu werden. [illegible] [illegible] [illegible] hat mein [illegible] Herz ein [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible], da es Ihnen nicht mehr [illegible] kann, mich zu [illegible], und einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und nur einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie die ist, die mich [illegible] [illegible] [illegible] und weil ich [illegible] bin von dem [illegible] meines [illegible] [illegible], so will ich die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch die Liebe, daß [illegible] [illegible] [illegible] zu groß [illegible] [illegible], wo die Liebe nicht [illegible]. Steigen Sie [illegible] in meinen Wagen, reichen Sie mir [illegible], und begleiten Sie mich nach [illegible]! [illegible] Sie [illegible], so [illegible] ich Ihnen die [illegible] [illegible] [illegible], und daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Sie [illegible], so bleibt mir nichts zu [illegible] Ihren [illegible] zu [illegible], der meinem [illegible] [illegible], als meinem Herzen [illegible] wird!“ — [illegible], [illegible] [illegible] und mit [illegible] [illegible] [illegible] hatte, und [illegible] [illegible] auf [illegible], die [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], da sie nicht mehr [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] sein Pferd hat, sprang in den Wagen, und ließ an die Thüre der schönen Dame, die ihn mit allem Prunk der [illegible] [illegible] empfing, und durch die gewachsene [illegible] ihres Wesens, sich entfernt von [illegible] nigem Zeit zur Ruhe zu lassen, [illegible] mehr und mehr daß sie, weil er [illegible] [illegible] wurde, und [illegible] [illegible] nem Sinne nach Maßgabe der Entfernung entrückte, die sie mit solchen [illegible] Tag und Nacht [illegible] [illegible] ten, indem sie sich am Ende die Erholung [illegible] [illegible] vergönnten. — Julius Pferd hatte jedoch glücklich im Galopp durch die Stadt gebracht, und kam [illegible] gestimmt, doch beruhigt, bei dem gewohnten Stall an, wo der Reitknecht ihn in Empfang nahm, anfangs etwas bekümmert um seinen Herrn, aber schon zu sehr an [illegible] che Außerordentlichkeiten gewöhnt, um sich nicht bald zu beruhigen; hatte er auch am andern Morgen, da sein Herr noch nicht gekommen war, und die Zeit des [illegible] [illegible], als ein [illegible] Mensch, dem Herrn [illegible] [illegible] [illegible], und als [illegible] mehrere Offiziere [illegible] [illegible] wollten, [illegible], den [illegible] und [illegible] Commandeur und Freunden seines Herrn, die Wahrheit [illegible] [illegible]. Diese [illegible] ihn einstimmig wegen seiner [illegible] [illegible], und [illegible] ihm die [illegible], das Verschwinden würde wohl nicht lange dauern; sie vermutheten ein [illegible] Abenteuer. Der Reitknecht beruhigte sich auch wirklich in Etwas, daß niemand, außer den Offizieren, etwas wußte; doch aber [illegible] es [illegible], und [illegible] sich, als Julius auch nicht gekommen sei, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sie immer doch [illegible] machten, und auch der am [illegible] [illegible] Reitknecht, da schon der dritte Tag [illegible]

Nachricht verlaſſen war, bekannt [illegible] wurde, und man [illegible] [illegible] behaupten, ob welche ſeinem Herrn etwas [illegible], und begegnet ſein, weil er es ſo arg doch noch nie gemacht hatte; man fand dagegen deutlich, daß, ungeachtet alle Nachforſchungen, die man unter der Hand anſtellte, und [illegible] [illegible] Leute, die man in der Gegend umher auf Kundſchaft geſchickt hatte, nicht die geringſte Spur eines Unfalls zu entdecken war. Es waren acht Tage vergangen, und die beängſtigende Sorge trat an die Stelle der leichteren Wahrſcheinlichkeit; es war zu fürchten, daß der [illegible] [illegible] nicht länger würde zu halten ſein, und es hatten ſich bis jetzt ſchon Schwierigkeiten gefunden, die den Wachtmeiſter, der allein auf ſeinem [illegible] [illegible] lag, in die Verlegenheit gebracht, und ſich nicht ganz hatten ausfüllen laſſen, ſo daß leicht einer auf den andern Weg kommen, und den Einfall haben konnte, der [illegible] ſei, [illegible] [illegible] im [illegible] zu legen, [illegible] [illegible] nicht der; kann aber nun alles verloren, und eine ſolche Vermuthung, von dem [illegible] des Kommandanten [illegible], mußte die unheilvollſten Folgen haben. Und ſo geſchah es auch. Der Kommandant, [illegible] mit eigenem Mißtrauen, aber von einem Unteroffiziere aufmerkſam gemacht, ſchickte endlich den Regimentsſchreiber in ſeine Wohnung, damit er ihm Rapport abſtatte, wie es ſich mit der Krankheit verhalte. Da mußte natürlich der [illegible] [illegible], der wie eine treue Schildwacht lange mit unglaublicher Mühe die Feſtung gehalten hatte, ſich auf Gnade ergeben, und offenbaren, was nicht länger zu verſchweigen war. Er war aber [illegible], daß der Kommandant [illegible], [illegible] zu glauben, was man ihm ganz wenig wahrſcheinlich gemacht hatte, und nach dem Regimentsſchreiber auch einem Offizier hinschickte, dem er auf ſein Ehrenwort befahl, genauen und umſtändlichen Bericht zu bringen. Dieſer gute Offizier, einer von jenen Weltleuten, fand nicht nöthig, erſt dorthin zu gehen, ſondern wartete auf einem Kaffeehauſe die Zeit ab, die zu dem Geſchäft nöthig ſchien, und ging dann zurück, und konnte den ausführlichen Bericht mit gutem Fuge durch ſein Ehrenwort bekräftigen. Es iſt nicht zu ſagen, in welchen Zorn der Alte ausbrach, und nicht zu wiederholen, weil er an lauter Kraftſprüchen verſchwendete; natürlich war er, ſo das Spiel eines Muthwilligen geworden zu ſein, und indem er ſich heftig ärgerte, bedauerte er zugleich den jungen Menſchen, der ſich durch ſeinen Leichtſinn auf immer zu Grunde richte; denn er erklärte, daß er die Sache als eine Deſertion dem General und dieſer ſie dem König melden müſſe, es bleibe bei ſo ſchweren Vergehen nichts anders übrig. Als dieſes beim Regiment ruchtbar wurde, gerieth alles in die heftigſte Beſtürzung; man beklagte den unglücklichen Julius, man erzählte von ſeiner Gutmuth, von ſeinem liebenswürdigen Betragen gegen ſeine Kameraden, von ſeiner Freigebigkeit und Laune, und ſelbſt die älteſten Offiziere lachten zuletzt, nachdem ſie mit dem üblichen Tadel das Vergehen geſcholten hatten, daß die Strafe doch unverhältnißmäßig ſein würde, weil ſie in der That das ganze folgende Leben treffen müßte. Die Freunde von Julius, der Major an ihrer Spitze, ſuchten den Kommandeur mit den beſten Worten zu gewinnen, und baten ihn inſtändigſt, die Meldung noch einige Tage aufzuſchieben; Julius könne in der Zeit noch wiederkommen, wer wiſſe was geſchehen ſei; es gelang ihnen, noch drei Tage Friſt zu erhalten, und ſchweigend gab der Kommandeur, der ſich gern am [illegible] entſprochen hat, auf vieles Zureden einigen alten Offiziere, das Verſprechen, noch acht Tage zu warten, ſchwur aber zugleich, nach dem Urlaub auch nicht einen halben zuzugeben. Aber auch dieſe acht Tage vergingen unter ängſtlicher Sorge aller Kommandeure, und Julius kam nicht. Der Kommandeur meldete es dem General, der entrüſtet über das unerhört lange Ausbleiben, ſogleich ſeinen Rapport an den König zu machen beſchloß.

In Warſchau verlebte der entwichene Kornet die vergnügteſten Tage, im vollen Genuß der reichen und zärtlichen Liebe ſeiner [illegible], die ein glänzendes Haus machte, und jetzt alles Mögliche aufbot, um den geliebten Gaſt in ununterbrochener Luſt und Freudigkeit zu erhalten; und da ſie ſich durch das Opfer, das er ihr gebracht, von ſeiner Erwiederung überzeugt hielt, überließ ſie ſich mit ausſchweifendem Sinn der Heftigkeit ihrer brennenden Leidenſchaft. Allein ſie hatte ſich geirrt, wenn ſie glaubte, nur Liebe könne ſolch großes Opfer bringen; Julius hatte es der Laune gebracht, weil ihm der Einfall, und freilich wohl auch die reizende Geliebte gefiel, welches er allerdings Liebe nannte, aber nicht in dem Sinne, wie es die Geliebte verſtand, die ſich mit ihrem ganzen Weſen in eine Neigung hineinſchlingt, ohne [illegible] zu können, während Julius zwar mit unwiderſtehlicher Lebhaftigkeit einen Gegenſtand ergriff, aber ihn leicht vertauſchte, und ſich über jeden Verluſt augenblicklich tröſtete. Nach wenigen Tagen war ihm das Verlangen, die Geliebte zu verlaſſen, eben ſo groß, wie das, nach Berlin zurückzukehren, und er wäre ſogleich abgereiſt, wenn es ihm nicht gänzlich an Geld gefehlt hätte; ein

Hinderniß, das unüberſteiglich zu ſein ſchien, weil ihm ganz unmöglich war, der Geliebten ein Wort davon zu ſagen, ſo weich ſie auch bisher ſich gezeigt hatte, und jemand anders kannte er in ganz Warſchau nicht. Dieſer Zuſtand wurde um ſo peinlicher, je mehr ihm die Liebkoſungen der Geliebten ſchon läſtig fielen, und wirklich bedrängten ſie ihn ganz, ja er glaubte hin und wieder Züge in ihrem Karakter zu entdecken, die ihm auch das leiſeſte Bedenken, ſie heimlich zu verlaſſen, völlig vernichten mußten. Er befand ſich jetzt in einem ſo ſchlechten Falle, wie Ulyſſes bei der Zauberin Circe, nur daß er noch nicht ſo lange geſchmachtet hatte, dagegen ſchien er es aber auch nicht ſo lange aushalten zu können. Er ſehnte ſich nach ſeinen munteren Kameraden, nach ſeinen Pferden, nach den Linden und dem Thiergarten, kurz nach der ganzen Umgebung, die er gewohnt geweſen war, und verzweiflungsvoll ging er durch die Straßen hin und her, vergebens auf ein Mittel ſinnend, wie er zu Geld kommen möchte. Es war nicht rathſam zu ſchreiben, und er wollte nimmer ſich ſo unglücklich machen, zu glauben, daß ihn die Antwort mit Geld oder Wechſeln noch in Warſchau treffen könnte; er verließ ſich lieber auf ſein gutes Glück; und es iſt wahr, daß das Glück ſolchen Leuten, die ihr ganzes Leben hindurch trotzige Anſprüche auf ſeine Gaben machen, zunächſt ſeine Gunſt gewährt, und gerade denen mit vollen Händen giebt, die, ihm gleich, mit vollen Händen das Empfangene verſchleudern, während ein Anderer, der es zu Rathe hielte und weiſlich anwendete, ſich die Lippen abbeißen kann, und wenn er etwa kein Geld hat, und doch ſehr nöthig braucht, ſicherlich keins bekommt? Julius aber bekam wirklich;

wie ein Bandit aus dem Hinterhalt auf den wohlgekleideten Wanderer, ſo ſtürzte er mit dem Ausruf: „Haſt du Geld, Brüderchen!“ auf einen genauen Bekannten, dem er plötzlich auf der Straße beim Umwenden um eine Ecke begegnete. Ja! ſagte dieſer ſogleich, und nun umarmten und küßten ſie ſich herzlich. Der Bekannte war ein preußiſcher Offizier, der wegen eines Duells hatte flüchten müſſen, ſich hier in bürgerlicher Kleidung aufhielt, und weil ihm die Zeit lang wurde, ſich fleißig beim Spiel verſuchen ließ, welches ihm großen Gewinn brachte. Julius erzählte ihm, ohne den Namen zu nennen, kürzlich das Abentheuer mit der Gräfin, und erhielt ſogleich ein Darlehn von ſeinem Freunde und Kammeraden, das ſein Bedürfniß weit überſtieg. Ohne nur erſt Abſchied zu nehmen, der allerdings, wie er ſich mit Recht vorſtellte, nicht nur aufgehalten, ſondern auch die unangenehmſten Szenen herbeigeführt haben würde, verließ er Warſchau, und eilte auf die ſchnellſte Weiſe nach Berlin zurück, jedoch nicht ohne häufig erneuertes Andenken an die ſchöne Gräfin, deren Liebreiz, den ſie ſo verſchwenderiſch ihm hingebend vervielfältigte, durch die Abweſenheit wieder lockend in der Einbildungskraft emporſtieg. Und je näher er den Thoren Berlins kam, je geneigter wurde ſein Sinn der verlaſſenen Geliebten, an deren Statt ihn jetzt, er verhehlte ſich's nicht, die unangenehmſte und gefährlichſte Verhandlung in die Arme nahm! Einen Augenblick ſtockte er vor dem Thore in zweifelnder Unentſchloſſenheit, faßte ſich dann ein Herz, fuhr in die Stadt hinein, und raſch durch die Straßen raſſelnd, hielt er erſt bei der Wache des Regiments ſtill, wo er abſtieg, und ſchon als Arreſtant dem Poſtillion das Trinkgeld gab, mit großer Gewiſſenhaftigkeit der Strenge des Kommandeurs keinen Augenblick ſeiner Anweſenheit vorwegnehmen wollend. Kaum war das Gerücht von ſeiner Ankunft umhergeflogen, ſo ſtrömten ſeine Kammeraden ſchaarenweiſe herzu, fragten, tadelten und tröſteten ihn, alle aber waren ſehr erfreut, ihn wohlbehalten wiederzuſehen; ſeine eigne Munterkeit und Sorgloſigkeit beſchwichtigte die Beſorgniß der Andern für den Augenblick, um ſo mehr, als er die Wachtſtube alsbald zu einem Gelag einrichten ließ, und die auserleſenſte Bewirthung anordnete.

Der Kommandeur erinnerte ſie aber bald wieder an den ſchlimmen Hintergrund dieſer Feſtlichkeit, indem er Julius zu ſich fordern ließ, der jedoch gutes Muthes hinging. Der Kommandeur war wider Erwarten zutraulich und freundlich, hörte die Erzählung gelaſſen an, und ſagte kein Wort darein. Dann verließ er ihn, und befahl ihm, ihn zu erwarten, welches Julius ſich gleichgültig gefallen ließ, trat, als der Alte weg war, ſorglos an's Fenſter, und grüßte die Bekannten, die etwa vorbei gingen.

Der Kommandeur verfügte ſich zum General, und meldete demſelben die Rückkunft des Kornets. „Gut! ſagte der General, ich bin mit meinem Rapport ſchon fertig, morgen geht er an den König, das ändert nichts in der Sache." — „Ich wollte doch, fing der Kommandeur ſachte und verlegen an, da noch nichts geſchehen iſt, faſt ein Vorwort für den jungen Menſchen einlegen, es iſt doch ein guter Reiter an ihm verloren!" — „Wie! ſagte der General, Sie? was ſoll ich dazu ſagen, da Sie ſonſt immer mich nicht ſtreng genug finden? Ich bin ſehr verwundert, bedenken Sie das unerhörte Verbrechen!“ — Der Kommandeur zuckte die Achſeln, und geſtand endlich, daß er kurz vorher den Entwichenen acht Tage im Arreſt habe ſchmachten laſſen, ohne daß derſelbe damals etwas verbrochen gehabt; man könne es alſo wohl als eine Strafe im voraus anſehen, und er wünſche gar ſehr, ſein Unrecht wieder gut zu machen, würde es auch dem General ewig danken, wenn er den Rapport nicht abſchicken wollte, ſo daß nach einigem Hin und her reden der General dem Kommandeur die ganze Sache nach ſeiner Willkür abzuthun überließ.

Dieſer kam zu Julius zurück, ließ ihn auf's härteſte an, wandte alle ſeine militäriſche Beredſamkeit und Kraftſprüche auf, ſchalt, tobte und fluchte, und ſetzte dem geduldig Zuhörenden auf alle Weiſe zu, bis er ihn endlich mit den Worten entließ: „Und nun iſt alles vorbei, Sie können nach Hauſe gehen!“ Julius hatte die Ohren wohl geſpitzt, und gut vernommen, daß auch nicht einmal von fernerem Arreſt die Rede ſei. Fröhlich kam er zu ſeinen Kammeraden zurück, die das ungehoffte Glück prieſen, und gar nicht begreifen konnten. Julius blieb dabei, das ſchon beorderte Gelag auf der Wache zu feiern, und nahm den Bedienten, die ſchon einpackten, um alles in ſeine Wohnung hinüber zu bringen, die Bouteillen und Gläſer wieder ab, lud noch mehr Gäſte, beſorgte feinere Weine, und unter allgemeinem Jubel, der leicht zu neuem Arreſt Anlaß gegeben hätte, wurde der feſtliche Abend herrlich begangen. Am andern Tage zeigte ſich Julius wieder an öffentlichen Orten, und ſah neuen Thathandlungen, Unthaten und Behandlungen entgegen. —

Reiz und Liebe.

Erzählung.

In den Denkwürdigkeiten eines öſterreichiſchen Offiziers, der eine geraume Zeit nach dem Wiener Frieden an ſeinen bei Aspern erhaltenen Wunden ſtarb, und ſeinen Freunden ein theures Andenken in dem Buche, wovon die folgenden Blätter ein Bruchſtück ſind, hinterließ, findet ſich unter andern anziehenden Bildern aus ſeinem Leben auch folgende Erzählung, die den Leſer nicht ohne Theilnahme laſſen wird. Er redet mit ſeinen eignen Worten, und hebt das letzte Buch ſeiner Lebensgeſchichte alſo an.

Die zärtliche Neigung des Herzens hat ſich mir niemals liebenswürdiger offenbart, als in dem Anfang eines angenehmen Verhältniſſes, das ich mit einer Schauſpielerin hatte, und deſſen kurzen Verlauf ich hier getreu ſchildern will.

Die heftige Leidenſchaft, von der ich im Vorhergehenden geſprochen habe, und in deren verwickeltem Ausgang alle meine Kräfte und Wünſche wie in einem heißen Kampfe um Leben und Tod niedergeworfen waren, hatte mich einer ſeltſamen Ruhe überlaſſen, die jeden neuen Liebesreiz unmöglich zu machen ſchien, und ſo hatte ich bereits mehrere Jahre verlebt, ohne mich in der Gleichgültigkeit, mit der ich an das dachte, was ich nun noch erwarten könnte, unglücklich zu finden; mein Herz war auf ſeiner ſtolzen Fahrt geſcheitert, die glücklichen Ufer mir auf ewig entrückt, meine Sorge war nur, den alten Hafen wieder zu gewinnen. Die kleine Garniſon in Oberöſterreich war meiner Sinnesart nun ganz gemäß, der halb ſtädtiſche, halb ländliche Aufenthalt gab mir eine ſtille Zerſtreuung, ich ſah dann und wann einige benachbarte Edelleute, die mich äußerlich dann wohl etwas beſchäftigten, aber in meinem Innern, ſo wenig wie ihre Frauen und Töchter, nicht den geringſten Eindruck hervorbrachten. Nähere Anhänglichkeit an meine Kammeraden, ein vertraulicherer Umgang mit meinen Vorgeſetzten, und nebenher mancherlei Liebhabereien, denen ich mich ergab, füllten die Zeit genugſam aus, die mein Beruf mir übrig ließ, und ergänzten nach und nach mit einem alltäglichen Reize den Mangel, der durch die Entziehung eines ſo gewaltigen und gewohnten Reizes in meinem Innern entſtehn mußte. Die Tage kamen unvermerkt und gingen unvermerkt, eine Stunde löſte die andre harmlos ab, und ich gefiel mir eine Zeitlang ganz gut in der armſeligen Folge von unwichtigen Ereigniſſen. Hätte man mir in früherer Zeit geſagt, ich würde ein ſolches Daſein führen können, ohne mich höchſt unglücklich zu fühlen, ſo würde ich es für unmöglich gehalten, und die Gefahr eines ſolchen Abſterbens verlacht haben; auf gleiche Weiſe ging es mir im Gegentheil auch jetzt, wenn ſcherzend meine Freunde behaupteten, die Liebe würde noch Anſprüche auf mich geltend machen, die ich gegenwärtig abläugnen wollte. Nichts ſchien mir lächerlicher, als daß ich mich wieder verlieben könnte. Dies geſchah denn auch freilich nicht im eigentlichen Sinne des Worts, denn jene Leidenſchaft, deren ich fähig geweſen, war in mir bis auf die letzte Spur verſchwunden, aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß Gefühle, die ihr ähnlich ſind, noch ſo großen Antheil in mir erwecken, und mir noch ſo reichen Verdruß und Kummer bereiten könnten, als das Folgende darthun wird.

Die Zeit des Faſchings war herangekommen, und Wien mit ſeinen bunten, raſchen Bildern begann unſre unbefriedigte Einbildungskraft lebhafter anzuregen. Die hellen Kreiſe glänzender Geſellſchaft, das fröhliche Gewühl und der laute Schall feſtlicher Tänze, die Bequemlichkeiten und Vergnügungen aller Art, die in dieſer üppigen Hauptſtadt mit ungeheurer Mannigfaltigkeit abwechſeln, kamen jeden Abend mit Zauberſtrahlen durch das traurige Schneegeſtöber und über die eisblinkenden Straßen in verführeriſchen Bildern bei unſern Verſammlungen an, die wir im einſamen Wirthshauſe am Markte hielten, und vergebens den ſtillen Abenden und frühen Nächten unſrer langweiligen Tage entgegenſetzten. Eines Abends wurde von Einigen beſchloſſen, nach Wien zu gehen, und einer meiner Freunde, der dort ernſtlich verliebt und voller Heirathsgedanken war, beredete mich, ihn zu begleiten, welches ich endlich ihm zu Gefallen zuſagte, während aus meiner Seele der flüchtige Reiz des Vergnügens, dem wir entgegengingen, mit dem erſten Aufwallen auch wieder entſchwunden war. Die aufgehende Sonne fand uns ſchon zu Pferde, um gegen den ſchneidenden Oſtwind auf dem harten Schnee gegen Wien zu traben, wo wir wohlbehalten anlangten.

Die Stimmung der Freude läßt ſich nicht erzwingen; ich vermied die häufigen Einladungen meiner zahlreichen Bekannten, und lebte ſehr eingezogen. Wenn mein Freund, durch ſeine Angelegenheit immer beſchäftigt und dem ſüßeſten Glücke nachhängend, mich Abends allein ließ, fiel meine Wahl unter allen Unterhaltungen meiſt auf das Schauſpiel, das zu der Zeit in Wien nicht eben ſchlecht war. Die Bühne, wenn man ſie täglich beſucht, erſcheint bald in einem ganz andern Lichte, als wenn man ihr nur zufällige, von Mißmuth und Zerſtreuung aufgelöſte Stunden ſchenkt; die mannigfachſten Bedingniſſe wirkſamer Aufführung werden nach und nach deutlich, man erkennt die oft ſehr verhüllten Trie[illegible] welche den angenehmen Eindruck hervorbringen, [illegible]ſtand lernt genau und ſchnell den Antheil abſondern, welchen Überlegung, Bewußtſein, Laune, Übung, Gewohnheit und Zufall an einer glücklichen Vorſtellung haben, neben dem Ganzen treten zugleich die einzelnen Beſtandtheile deutlicher vor Augen, und indem die Gegenſtände der Vergleichung in dem kürzeſten Zeitraum zuſammengedrängt folgen, bildet ſich unmerklich der größte Scharfſinn der Beurtheilung, die genaueſte Überſicht des Ganzen, und die leiſeſte Würdigung des Einzelnen; [illegible] einem Worte, es entſtehn Vertraute und Liebhaber der Bühne, wie deren die franzöſiſche in Paris zu ihrem größten Vortheil ſo viele zählt, und wie Goethe deren einige als Serlo's größten Beiſtand im Wilhelm Meiſter ſchildert. So ging es auch mir, ich lernte das Vergnügen begreifen, mit welchem die täglichen Schauſpielfreunde auch den abgeſchmackteſten und wiederholteſten Vorſtellungen zuſehn, und erſtaunte über die zahlloſen Bemerkungen und Aufſchlüſſe, die jeder neue Abend mir gab. Ich nahm unwillkührlich Theil an allem, was das Schauſpiel bedarf, las eifrig die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern, denen ich zuweilen Beiträge gab, und da mein Eifer in ſeiner Unruhe alle Gelegenheit ſuchte, die erlangte Kenntniß in Thätigkeit zu bringen, ſo war ich bald mit den vorzüglichſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen in näherer Bekanntſchaft, ich wurde von ihnen in ihre Heiligthümer gezogen, und befand mich eben ſo oft während der Vorſtellung auf der Bühne und in ihren Ankleidezimmern, als unter den Zuſchauern.

Zwei Frauen theilten damals die allgemeine Gunſt des Publikums, beide waren ſchön von Geſtalt, angenehm im Betragen, und von ausgezeichneten Talenten für die Darſtellung, doch in jedem dieſer Stücke entſchiedene Gegenſätze von einander. Die eine, Thereſe, glänzte durch feinere Bildung, Klugheit und Verſtand, durch freien Sinn und glückliche Beleſenheit, dabei lebte ſie ihre muntern Jugendtage mit vergnügtem Herzen offen und anſpruchlos dahin. Die andre, Eugenia, ſuchte mehr die ſtille Verborgenheit; ihre Handlungen zeugten von einer eigenwilligen, hartnäckigen Gemüthsart, ihre Freundlichkeit verläugnete niemals einigen Ernſt, welcher bewundernde Achtung dem erregteſten Wohlgefallen vorzog, Verſtand hatte ſie weniger, aber in jedem Tone, den ſie ausſprach, klang eine geheime Innigkeit des Gefühls, und dieſe goß über alle ihre andern Eigenſchaften eine ſolch ſittſame Anmuth, daß ſelbſt die ungefälligen Seiten ihres Weſens den Herzen gefährlich wurden, eine

Anmuth, die durch den außerordentlichſten Reiz körperlicher Vollkommenheiten unwiderſtehlich wurde. Hörte man jener zu große Freiheit vorwerfen, ſo durfte man an dieſer wohl eine zu große Befangenheit tadeln, die ihren Umgang wie ihr Spiel mitunter etwas peinlich machte. Als ich beide perſönlich kennen lernte, war mir dieſer Unterſchied ſchon großentheils von der Bühne herab klar geworden, denn man konnte, ſo ſchien es mir, mit Recht ſagen, daß jede genau ſich ſelber ſpielte, ſo daß man eben ſo gut hätte glauben können, ihr Rollenfach habe ihre Gemüthsart beſtimmt, als umgekehrt. Dies hatte ich oft in Überlegung gezogen, und mir ſchien, als ſei die Aufgabe, einen Karakter darzuſtellen, den man in einigen Zügen der eignen Seele nur angedeutet beſitzt, einer ſchönern Löſung fähig, als diejenige, etwas zu ſpielen, das, weil man es ganz iſt, man eher verſucht iſt, mit der Natur zu machen, als mit der Kunſt; und weil alsdann nur das gemeine Bild des wirklichen Daſeins ſtatt des höheren eines veredelten Seins erſcheint, ſo beklagte ich, daß dieſe beiden Frauen eigentlich ihren beſten Vortheil nicht verſtünden, und nahm mir vor, darüber, wie über manches andre, was ihre Kunſt betraf, mit ihnen gelegentlich zu reden.

Mit Thereſen hatte ich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher ſie mir Recht und Unrecht gab, und ihren Verſtand nur anwandte, mich zu verwirren, worauf ſie mit ſcherzender Gleichgültigkeit die Sache fallen ließ. Ich wollte nun ſehn, wie es mit Eugenien gelingen würde, ob die mir auch entſchlüpfen würde, und ſo freute ich mich des Zufalls, der noch ſpät an demſelben Abend, als Thereſe fortgegangen war, Eugenien in die Theaterloge führte, wo ich ſie zuvor nie geſehn hatte, und ſie ſich auf denſelben Platz, den jene verlaſſen hatte, neben mich ſetzte. Eugenie antwortete gut und geläufig auf manches Schmeichelhafte, das ich über ihre bisherigen Vorſtellungen ſagte, und was man mit dem bloßen Gefühl wiſſen kann, das ſchien ſie recht gut zu wiſſen, nur wo es auf etwas Erlerntes ankam, da wurde ihr Sprechen mangelhaft, und gab ſelbſt bei den nothwendigſten Dingen, von denen ſie hätte unterrichtet ſein ſollen, die ärgſten Blößen. Ganz und gar nichts aber wollte ſie von meinem Vorſchlage hören, ſtatt der weichen, traurigen Heldinnen einmal die muntern und böſen zu ſpielen. Ich ſah mich unerwartet darüber in Scherzreden mit ihr verflochten, und weil doch einmal ſtatt vernünftiger Gründe nur Laune und Witz den Streit führten, ſo kehrte ich aus Bosheit meinen Satz um, wie er denn in der That ziemlich zweifelhaft und in beiden Fällen gewiſſermaßen wahr ſein mag, und ſagte: „Deßwegen müſſen Sie die böſen Rollen ſpielen, weil man doch am beſten das ſpielt, was man ſelbſt iſt, warum ein Talent immer in fremdartige Form zwingen? Wie ſehr dies Ihnen auch gelingt, und wie entzückend Sie uns auch die Johanna d'Arc geben würden, ſo möcht' ich Sie doch vor allem andern auch als Königin Iſabeau ſehn."

Was ſie zunächſt antwortete, habe ich überhört; ein Wunder, daß ich nicht auch meine eigne Rede ungeendigt ließ! denn ich hatte eben angefangen, der lieblichen Frau in's Geſicht zu ſehn, und empfand je mehr und mehr das Feuer ihrer Anmuth in meine Adern übergehn, jede ihrer Bewegungen, das Aufſchlagen, Niederſenken und Wechſeln des nahen Blicks, das Zittern ihrer Haare, die von beiden Seiten der Stirne in Locken wunderſchön herabfielen und jedem Wurfe des allerliebſten Köpfchens nachſchwankten, das zauberiſche Öffnen der Lippen, und die ſanfte Erhebung und Senkung der belebteren Züge, alles das zog meine Aufmerkſamkeit in dem Grade hin, als ob ich den feinen Wunderbau des Körpers in dieſen Werkzeugen zum erſtenmal wahrnähme. Mein wie in Neugier verlorenes Zuſehn muß jedoch zugleich ein freudigerſtauntes Lächeln geweſen ſein, denn ich ſah ihr holdes Geſicht plötzlich eine Heiterkeit annehmen, wie ſie von äußern Gegenſtänden auf die Augen überzugehn pflegt, und noch kann ich nicht ohne Entzücken an den ſanftglühenden, duftigen Schein des blühenden Antlitzes denken, das in Jugendfriſche ſo warm und kräftig vor mir ſchwebte. Ich weiß nicht, wie lange dieſer träumeriſche Zuſtand gedauert haben mag, genug, daß er meiner Sehnſucht zum Trotz, die gewünſcht hätte ſo anſehend und angeſehn zum ewigen Bilde zu erſtarren, in ſchnellem Wehen auseinander ſtob, und ich mich mit ſcharfen Vorwürfen angeredet fand, die meine Anſchuldigung für eine himmelſchreiende ausgaben, und mir alle Strafen drohten, die ſolcher boshaften Feindſeligkeit gebührten. „Woher kennen Sie mich denn ſchon? rief ſie aus, wo haben Sie meine Seele belauſcht, um ihr ſo voreilig auf der Bühne einen Platz anzuweiſen, der zugleich den im Himmel beſtimmte? Aber Sie ſollen Recht haben, fügte ſie hinzu, Sie ſollen Ihre Behauptung, daß ich böſe ſei, dadurch beſtätigt ſehn, daß ich es gegen Sie recht ſehr ſein will!“ — Ich erinnerte ſie, daß ſie die Böſe aber doch nur ſpielen dürfe, und damit, wenn es auch ein böſes Spiel für mich wäre, könnte ich noch wohl zufrieden ſein. Aber mein Witzeln war ohne Erfolg, ſie wollte ſich nicht einreden laſſen, daß alles nur Scherz geweſen, und bezeigte mir, obwohl mit vielem lebhaften Muth, einige Empfindlichkeit über das vorgefallene Geſpräch. Alle nur erſinnliche Feinheit und die eindringlichſte Schmeichelei, die ich anwandte, um ſie zu beſänftigen, brachten nur die halbe Wirkung hervor, und ich blieb untröſtlich über eine Stimmung, die ich nie hervorbringen gewollt, und die ich jetzt um ſo mehr verwünſchte, da mir indeſſen ſelbſt jeder Muthwillen vergangen, und die ſonderbarſte Hinneigung voll Sehnſucht und Wehmuth an deſſen Stelle getreten war.

In halb rechthaberiſchem, halb galantem Geſpräch übereilte uns das Ende des Stücks, der Vorhang fiel, und das auftobende Geräuſch der Menge, die ſich zum Ausgang drängte, erweckte uns aus dem ſtreitenden Eifer, und erinnerte, daß es Zeit ſei wegzugehn. Eugenie ſtand auf, ſchlug einen ſchwarzen Mantel um ihre Schultern, und wünſchte mir mit niedergeſchlagenen Augen freundlich gute Nacht; ich aber, durch die unerwartete Freundlichkeit aufgemuntert, bot ihr höflich meinen Arm, und wurde wider Verhoffen ihr glücklicher Begleiter. Ungeachtet unſrer beiderſeitigen genauen Bekanntſchaft mit dem Schauſpielhauſe kamen wir an einen Ausgang, der für unſern Weg nicht der rechte war, an Umkehren war nicht zu denken, und ſo geriethen wir mitten in das Gewirr der Wagen, die unter dem Geſchrei der Kutſcher und Schnauben der Pferde eilend durch einander fuhren. Wir befanden uns in augenſcheinlicher Gefahr, die blendenden Lichter machten uns irre in Rückſicht des Weges, und nur mit äußerſter Mühe hatte ich Eugenien eine

Strecke weit geführt, ſie wollte nicht einen Augenblick warten, ſondern drängte unaufhaltſam ihrer nahen Wohnung zu; ſchon waren wir zu der gegenüberſtehenden Reihe Häuſer beinahe durchgedrungen, als ein Wagen ſchnell einlenkte, und dicht an dieſen vorüberraſſelnd uns in das Gedränge zurückſcheuchte. Sie lachte, und wollte einen zweiten Verſuch wagen, es war nicht möglich, die Räder flogen vor uns, neben uns vorbei, Pferde ſahen plötzlich über unſre Schultern, und indem mir ſelbſt bange wurde, ergriff ich, der Himmel weiß von welchem Dämon geleitet, den erſten beſten Kutſchenſchlag, öffnete ihn, hob Eugenien hinein, und der Kutſcher führte uns ſogleich vor ihr Haus, wo ſie mir auf das verbindlichſte für meine Hülfe dankte, und dann meinen Blicken verſchwand. Der Kutſcher weckte mich aus dem träumeriſchen Sinnen, mit dem ich vor ihrer Thür wie angewurzelt ſtehn blieb, indem er mich erinnerte, für welche Bereitwilligkeit er belohnt zu werden erwarte, ich reichte ihm mit Freuden ein anſehnliches Trinkgeld, das er dankend empfing, und eilig trieb er die Pferde an, um ſeine Herrſchaft, die er indeß im Stich gelaſſen, wo möglich noch aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie ſo es mich nicht befremdete, daß er von ſelbſt ihr Haus gefunden, mir fiel dieſer Umſtand erſt ſpäterhin einen Augenblick auf, doch nur um gleich wieder vergeſſen zu werden.

Äußerſt geſtört und mißmuthig kam ich in meiner Wohnung an; ich machte mir die härteſten Vorwürfe, daß meine unſelige Gemüthsart mich wieder verleitet habe, die angenehmſte Bekanntſchaft mir durch unnöthiges, neckendes Verſuchen gleich anfänglich zu verderben. Ich hatte freilich nicht geahndet, wie wichtig dieſe Bekanntſchaft mir erſcheinen würde, aber deſto mehr ärgerte mich nun, daß ich, der ich alles aufzubieten im Begriff ſei, um Eugenien für mich einzunehmen, nun noch lange die zweifelhafte Bemühung fortſetzen müſſe, den nachtheiligen Eindruck, den ihr mein Betragen gemacht hatte, auszulöſchen. Ihr Bild ſchwebte unaufhörlich in unbeſchreiblicher Anmuth vor meinen Augen, und indem ich für ſie Parthei nahm, und mich ſelbſt mit aller Bitterkeit gereizter Eigenliebe verfolgte, ſuchte ich mich über das Gefühl zu täuſchen, das immer deutlicher in mir wurde, ich glaubte eine Ungerechtigkeit gut machen zu müſſen, und überſchritt in meinen Gedanken alle Gränzen der Gerechtigkeit ſo weit, daß ich auf die übertriebenſte und abentheuerlichſte Schadloshaltung verfiel, die ich ihr zu leiſten ſchuldig wäre.

Bei jedem andern hätte ich keinen Augenblick angeſtanden, dieſe Stimmung, ſobald ſie mir ſichtbar geworden wäre, für ein Verliebtſein zu halten, und doch kann ich mich noch jetzt nicht entſchließen, meinem damaligen Gefühl den Namen der Liebe zu geben. Es war die ſonderbarſte Miſchung; alle einzelnen Merkmale der Liebe ſchienen vorhanden zu ſein, und nur ihr Weſen fehlte; der wärmſte Reiz, die zarteſte Innigkeit, die Gewißheit befriedigter Ruhe, die meiner Sehnſucht nach ihrer Gegenwart vorſchwebte, alle erregenden Triebfedern eines getroffenen Herzens, wirkten und kämpften in mir, und doch war das Herz nicht getroffen, das alte, verödete Herz war noch wie ſonſt, es war nur umwogt von dem glühenden Morgenrötheſchein, den dieſe himmliſche Anmuth umher verbreitet hatte. Daß ich damals nicht ganz aufrichtig mit mir umging, und mich zu täuſchen ſuchte, kam daher, daß ich mein Inneres nicht genau erkannte, und insheim eine neue Liebe fürchtete; hätte ich die feinern Abſchattungen der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die unter dieſem Namen begriffen ſind, ſogleich erfaßt, ſo würde ich mir viele Sorge haben erſparen können!

Die Mißhelligkeit, die ſich zwiſchen uns feſtgeſetzt hatte, wollte lange nicht verſchwinden; ich fand mich eifriger, als je, im Schauſpiel ein, und regelmäßig erſchien auch Eugenie, doch alle Geſpräche, alle Bemühungen blieben lange vergebens, ſelbſt, da ich einige Güte von ihr endlich errungen hatte, kehrte noch oft ein Zug bitterer Unzufriedenheit zurück, der mir und bisweilen auch Andern zu verſtehn gab, wie ſehr ſie der erlittenen Kränkung, wie ſie jene Neckerei nannte, eingedenk ſei, allein ſie litt auch wieder nicht, daß dieſe böſe Erinnerung in mir Wurzel faßte, unmittelbar darauf zog ſie mich in ihr innerſtes Vertrauen, redete leiſe mit mir, fragte mich um Rath, gab mir kleine Aufträge, und behandelte mich in allen Stücken wie einen wohlgeſinnten Freund, deſſen man ganz verſichert iſt. Wie glücklich mir einige Abende auf dieſe Art vergingen, kann ich nicht ausſprechen, mir ſchien alles Nebenſache, was dieſen Stunden vorherging, ich bedurfte für den ganzen Tag keines andern Reizes, als nur der Ausſicht auf den Abend. Daß ſich dieſes glückliche Gefühl nicht verbarg, ſondern auch Andern ſichtbar wurde, erfuhr ich nur allzu deutlich aus den ſcherzenden Fragen der klugen Thereſe, der meine Liebe ein Gegenſtand der fröhlichſten Unterhaltung wurde, in die ich oft kühn genug einging, indem ich ihr zu beweiſen ſuchte, daß ich nur ſie, und niemals Eugenien lieben könne.

Nach einiger Zeit, als ich mich gegen Eugenien beklagte, daß ſie einen Abend weggeblieben ſei, und ich des Glückes ſie zu ſehen habe entbehren müſſen, meinte ſie, ich könne ſie ja beſuchen, und das würde wohl um ſo beſſer ſein, als ſie jetzt des rauhen Wetters wegen wohl öfters zu Hauſe bleiben müſſe. Dieſe Einladung ſetzte mich in Entzücken, ich dankte ihr auf das lebhafteſte, indem ich wiederholt ihre Hand küßte; dennoch ſtand ich am folgenden Abend, als ich ſie lange genug erwartet hatte, in unruhigem Zweifel, ob ich den geliebten Eindruck, den ſie mir bisher gemacht, durch einen Beſuch aufs Spiel ſetzen ſollte. Denn, ſagte ich mir, wenn die abendliche Erregung meines Bluts und die Leichtgläubigkeit meiner Einbildungskraft beim Lichterſchein der Bühne mich täuſchen halfen, warum ſoll ich das ſchöne Bild in der abgeſpannten Häuslichkeit zu verlieren wagen. Die dichteriſchen Marianen und Philinen haben dich ſchon oft zu den Töchtern Thaliens hingezogen, in der ſüßen Hoffnung, das nun mit doppeltem Entzücken lebend vor dir zu ſehen, was du mit unruhigem Vergnügen bisher nur geleſen hatteſt! Und was fand ich? Gott danken konnt' ich noch, daß meine ſchwärmeriſchen Gedanken noch nicht über die Lippen gekommen waren, und ich mich noch zu rechter Zeit ohne Scham und Auslachen zurückziehn konnte! Solche Dinge hielt ich mir vor, um mich in dem Gedanken zu ſtärken, daß es beſſer ſei, nicht hinzugehn.

Ich wurde aber in meinen Selbſtgeſprächen geſtört, durch eine Thüre, die ſich vor mir aufmachte, daß ich ganz erſchreckt in dem hellen Lichte ſtand, das man mir entgegenhielt. Ich hatte, um jene Gedanken zu verdrängen, das Schauſpiel verlaſſen, war einige Straßen auf- und abgegangen, und fand mich nun zu meinem Schrecken vor Eugeniens Wohnung, wo ich ſchon die Schelle gezogen hatte, ohne meine Gedanken in ihrer Richtung gehemmt zu haben. Ich verlachte im Stillen die ſtolze Anmaßung der Vernunft, war ſehr zufrieden über die tolle Wendung, die nun doch gekommen war, und ging vergnügt die Treppe hinauf. Die Magd öffnete das Vorzimmer. Ich ſah zwei holde Engelskinder vor mir ſpielen, das Mädchen lächelte mich mit munteren Augen an, während der Knabe ſchon ſeine Händchen an meinen Stock gelegt hatte. Mein Herz war gleich beruhigt durch die ſchönen Kinder. Die zweite Thür ging auf, ich hörte die günſtige Antwort durch die Öffnung, noch ehe mir ſie die Anmelderin wiederholte, und trat nicht ohne geheime Beklommenheit zu Eugenien in's Zimmer.

Sie ſaß ruhig an einem kleinen Tiſch, und nähte, ſie begrüßte mich anmuthig, und hieß mich ihr gegenüber Platz nehmen. Ihre Umgebung war beruhigend, alles athmete eine ſtille Ordnung, das Zimmer war einfach aber mit angenehmer Fülle verziert. Nirgends zeigte ſich herumfahrendes Flitterwerk, nirgends vernachläſſigte Zinnengeräthſchaft. Sie beſaß, was nur immer eine luſtige Frau vergnügen kann; ein Käſtchen mit ausgeſuchten Kleinodien ſtand geöffnet auf dem Tiſche, die ſchönſten Ringe ſchmückten ihre Hände, die feinſten Spitzen lagen ausgebreitet auf dem Sopha, geſchmackvolles Theegeräthe wurde hereingebracht, eine Fülle ausländiſcher Blumen prangte an den Fenſtern, engliſche Kupferſtiche hingen an der Wand, und der ſchönſte geſchmackvollſte Hausrath enthielt zugleich einen Schrank voll Bücher in den prächtigſten Bänden. In ihrem Anzug war etwas Eigenes von zierlicher Beſcheidenheit, alles ſaß ihr gut und genau wie es ſollte, der ſchönſte Körperbau war ſichtbar und verhüllt, ein hinreißender Anblick! Nach wenigen Worten ſchien unſer Zuſammenſein ſchon eine lange Gewohnheit, ſie war überaus gütig, ja ſo zuvorkommend mit vertraulichen Äußerungen, daß ich ganz wie ein alter, vieljähriger Bekannter war, und mich nicht erinnere, jemals wieder ein ſo zufriedenes Behagen, eine ſo heimiſche Ruhe empfunden zu haben. Die Kinder kamen herein, und durch ihr vergnügtes, ſpielhaftes Aufſchwingen erhielt unſer Geſpräch die munterſte Bewegung, ſchwankend in willkommenen Störungen. Der tiefſte Ernſt wechſelte mit kindiſcher Luſt, und Eugenie und ich befanden uns dabei nicht ſchlimmer, als die Kinder, die außerordentlich zufrieden waren. Mir entfuhr dazwiſchen eine Redensart, die, ſobald man ſie mit Abſicht geſprochen glaubte, einen dreiſten Vorwitz auszudrücken ſchien; mich verdroß es ungemein, den Ausdruck gebraucht zu haben, der mir doch nie entſchlüpft wäre, wenn meine Seele irgend ein Arg dabei gehabt hätte. Allein Eugenie befreite mich auf die liebenswürdigſte Weiſe aus meiner Verlegenheit, indem ſie meine Frage, die den Vater der ſchönen Kinder in Anregung brachte, mit der größten Gutmüthigkeit beantwortete, und durch die natürlichſte Offenherzigkeit in fernere Fragen erweiterte. Sie ſchien vor mir kein Geheimniß haben zu wollen, und ich erfuhr an dieſem Abend einen großen Theil ihrer Lebensgeſchichte, deren Mittheilung in ihrem Munde einen zauberiſchen Reiz hatte, und eine Gewalt der Wahrheit offenbarte, die nur Natur ſein kann, oder wenn Kunſt, die höchſte und ſeltenſte.

Ich erfuhr, daß ſie von zarter Jugend an für die Bühne und auf derſelben erzogen, und lange von den Launen des Zufalls herumgeworfen worden, ſchon ehe ſich ihr Blüthenalter entwickelt habe. Dann ſei aber mit ſichtlichem Zunehmen ihre Schönheit aufgeblüht, und zu ihrem eigenen Erſtaunen ihre körperliche Erſcheinung mit Glanz und Reiz je mehr und mehr überſchüttet worden, ſo daß ſie ſich in die überraſchende Anbetung und Bewerbung kaum habe finden können, wie denn auch der kümmerliche Zuſtand ihrer Eltern von dieſer Zeit gänzlich aufgehört, und ſie plötzlich in ungewohnter Sorgloſigkeit und Fülle ſich nicht zu laſſen gewußt. Ein Jahr ſei ihr auf dieſe Weiſe als die glücklichſte Lebenszeit vergangen, wo ihr jeder Wunſch erfüllt worden, wo alle Schmeichelei und aller Beifall ſie nur innerlich zufrieden und nicht eitel gemacht, ſondern die Erhaltung ihres Weſens lieblich befördert habe. Mit den unſchuldigſten, hinreißendſten Worten ſchilderte ſie die frohe Jugend, ſie ſchien ſie noch nicht verloren zu haben, indem ſie mit ſolcher ſanften Wehmuth den Verluſt derſelben beklagte. Eine ſchnell aufgeſchoſſene Leidenſchaft zu einem Schauſpieler habe ihr das erſte Leid gebracht; über die Trennung von ihm, als der beſorgte Vater ihn wegzugehen gezwungen, habe ſie ſich ſchrecklich abgehärmt, doch trockne die Jugend Thränen bald, und ſie ſei nach einiger Zeit einem Grafen geneigt geworden, der leidenſchaftlich verliebt nicht eher geruht habe, als bis er durch die Ehe zu ihrem Beſitz gelangt ſei. Zwei Jahre habe dieſes

Glück in stiller Verborgenheit genossen, da hätte der Vater ihres Mannes das Geheimniß erfahren, sei in den fürchterlichsten Zorn ausgebrochen, und habe die Ehe durch richterliches Urtheile als ungültig getrennt; seinem Sohn sei nur unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben, daß er sich um seine ehemalige Frau und Kinder nie bekümmere, sondern die Sorge für dieselben seinem Vater überlasse. Sie habe, da die Gewalt sich so schwach gezeigt, diese Bedingung eingegangen, in alles gewilligt, aber der Vater, der ein rechtlicher Mann gewesen, habe mit äußerster Erbitterung gegen den Grafen einen Proceß geführt, über dessen endlich doch schimpflichen Verlust er sich zu Tode gegrämt. Seitdem lebe sie wieder bei der Mutter, wo sie der angebotenen Unterstützung nicht bedürfe, und ihr unglückliches Schicksal durch das Glück, das sie in ihren Kindern empfinde, täglich mehr vergesse. Sie küßte das Mädchen, das auf ihrem Schooße eingeschlafen war, dann sah sie mich mit einem Blicke der sanftmüthigsten Ergebung an, und lächelte freundlich durch die Thränen, die ihr in die Augen getreten waren.

Nicht leicht hat eine Mittheilung mich so tief ergriffen, wie diese; meine Augen konnten meine Rührung nicht verbergen; die stille Hoheit, die unerschöpfliche Wahrheit, und die von solchen Stürmen doch nicht völlig erschütterte Ruhe, mit der sie so einfach als anmuthig diese Geschichte erzählt hatte, waren unwiderstehliche Zauberkräfte, denen jedes fühlende Herz hätte erliegen müssen. Ich war ihr unaussprechlich gut, niemals hatte ich solche Demuth gefühlt; ja in der höchsten Glut meiner vorigen Leidenschaft hätte ich Engelgleiche Demuth, wenn sie mir damals begegnet wäre, meiner Einsicht nach doch über die des angehörten Gegenſtandes legen mochte, obgleich für mein Herz ohne Wirkung!

Ich wiederholte meine Beſuche von Woche, und fand mich mehr und mehr angezogen, ſo daß ich in kurzem die ganze Einrichtung meines Standes, wenn auch ſich in einer ſpäten Zeit das Lebensglück an einem ſolchen Ort ſo leicht durch Zerſtreuung [illegible] ſieht, lediglich auf dieſe Abendbeſuche legen, und auch übrigens alle meine Gedanken mit den Bildern von jenen erfüllte. Nicht fand ich Eugenien allein, doch traf ich ſie in Geſellſchaft von andern Perſonen, die mir nicht immer gefielen, ja wohl gar oft beſchwerlich wurden, allein ſie ſchienen auch in einer Art von Untergebenheit gegen Eugenien zu leben, und manche, wie beſonders einige ihrer Hausgenoſſen, waren, wie ich gewiß wußte, [illegible], und fanden bei ihrer edlen Denkweiſe eine willkommene Zuflucht. Unter dieſen Umſtänden konnte meine beſſere Menſchlichkeit nicht anders als den aufwallenden Unwillen und die böſe Laune, die mir der Anblick ſolcher Umgebung unwillkürlich bereitete, geſliſſentlich unterdrücken wollen, und dies gelang um ſo mehr, als Eugeniens Heiterkeit mir ſämmtlichen dieſer Leute zugleich freundlicher und menſchlicher entgegenkam, als wenn wir allein waren. Dieſe [illegible] Ruhe und Gemeinſchaft wurde [illegible] in einem hohen Grade unter dem Zwange fremder Gegenwart, als in der Freiheit des Alleinſeins die geiſtige Unterhaltung an innerem Gehalt und Reiz gewann. Dieſes letztere öfter zu genießen, gab mir der günſtige Umſtand Gelegenheit, daß ich die Erlaubniß, ich weiß nicht, ob mehr erhielt, oder nahm, länger zu verweilen,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In diesem Gefühle ergriff ich jede Erinnerung [illegible]

[illegible]

seinen lebendigen Gestalten zum vollen [illegible] zu erfüllen, ich wandle nur von dem alten, und zeitlichen und [illegible], von der Schönheit unserer [illegible], von der [illegible], und [illegible] Gegenwart, von dieser Stunde. Und doch war mein Gemüth so leicht und [illegible], daß es wieder leicht und gern in die [illegible] Bilder zurückkehrte, als Eugenie die Gegenstände, welche sie größter Aufmerksamkeit [illegible], als andere Bewegung, nicht [illegible] [illegible] [illegible]. Wie sehr und unbefangen ich mich der heitern [illegible] überließ, mag das begreifen, daß ich [illegible] über [illegible] meine andere Erfahrung [illegible], und auf Eugenien [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] Fragen, in [illegible] [illegible] antwortete, die um so [illegible] waren, als sie nach Richtungen gingen, die mit dem Eugenien [illegible] Leben in keine Beziehung kamen. Unglücklicherweise war ich zu [illegible] von meiner [illegible] Empfindung [illegible], als daß ich [illegible] gewesen wäre, wie meine [illegible] aufgenommen wurden. Erst als ich ganz zu Ende gesprochen, und mit so [illegible] [illegible] [illegible] hatte, daß ich selbst nicht mehr [illegible] [illegible] konnte, bemerkte ich die Veränderung, die mit Eugenien vorgegangen war. Sie war bleich geworden, ihre Augen [illegible] [illegible] [illegible] auf, der Mund hatte sich [illegible] [illegible], und die [illegible] Geschäftigkeit ihrer Hände war in ein [illegible] Spiel mit einem [illegible] verwandelt, das sie auf den Schoß genommen hatte; den Kopf ließ sie matt zurücksinken, und gönnte mir kaum noch einen [illegible] Blick. Und [illegible], Eugenie! rief ich aus, indem ich vom Stuhl entſprang, weil ich Ihnen? noch nicht [illegible], daß ich durch mein unvorſichtiges Reden dieſe Veränderung angerichtet; ſie war aber, als ich mich um ſie bemühte und Ballbouquets brachte, ſo kalt, ſo hoch und ſtarr in ihrem Betragen, und ſo entſchieden in ihrem Ablehnen meiner Einladung, daß ſie jeden Gedanken, als ſei ihr nicht wohl, entfernte, und mich durch ein paar hingeworfene bittere Silben doch zu bald über den Grund ihrer heftigen Verſtimmung zu meinem größten Erſtaunen aufklärte. Mir ſchien unmöglich, daß dieſe Gewiſſenhaftigkeit über ein [illegible] Lob mit ſolch harter Selbſtverleugnung in Einem Gemüth vereinigt ſein könnte.

Die Vorſtellungen verwirrten ſich in mir, ich wußte nicht wie mir geſchehen war, und ſtand in ſtaunender Verwunderung verlegen vor ihr, wie vor einem Räthſel, das mit abentheuerlichem Widerſpruch den Geiſt bethört. Sie ſah mich ſtolzer, und kümmerte ſich ſo wenig um mein Erſtaunen, wie vorher um meine Bemühung, und ſtreichelte gleichgültig ihren Hund, der mich wegen des plötzlichen Aufſpringens noch ſtarrend im Auge hatte. Dieſe äußere und die innere Betrachtung des gewaltigen Abſprunges, den mein Verhalt in ſo kurzer Zeit hatte machen müſſen, führte mich leiſe durch die Lächerlichkeit meiner erſchrockenen Außenſeite zur Beſonnenheit zurück, und indem ich für den Augenblick die Sache leichter nahm, und ſorgloſer behandelte, als mir ſonſt möglich war, ſuchte ich alle Quellen des Geſprächs zu erſchöpfen, um der tief Beleidigten verſöhnende Eindrücke zuzuführen, was mir auch endlich in ſo weit gelang, daß ſie, nach einigen heftigen und eiferſüchtigen Vorwürfen gegen ihre Ballnachbarin, meinen Vorſchlag und mein Be-

[illegible] bitter angriff, und ſich in zitterndem Eifer auf eine Art ausließ, die dem Streit wirklich entſprach. Mich traf das alles aber ſchlechterdings tief, und ich begreife nicht, wie ſie mich die Blumen nicht mehr begießen, da mir doch an ihrem Wuchs ſo unendlich gelegen war; aber ich [illegible] nun, daß das Sonnenlicht zu ſchützen hatte vermeiden, aber doch die Wahrheit beſſer, was ich geſagt hatte, und zu lebendig in mir war, genug, die ganze unbehagliche Wendung ertrug ich mit ziemlich munterer Standhaftigkeit, und ließ mir die Zeichen ihres angemaßten [illegible] viel weniger zu Herzen gehen, als welches in der Erinnerung geſchieht. Sie hatte damit auf's neue Eindruck, verhehlte nicht den Grund ihres Vorwurfs, warf mir Mangel an Theilnahme und Gefühlloſigkeit in einem hohen Maße vor, als ſie wohl mit Gelegenheit des Zwiſtes und ſchöne Anſicht Schuld gegeben hatte, [illegible] Sonntag, ſagte ſie hätte ſich ſchuldig, ſie wiſſe nicht ob ſie mich morgen würde ſehen können, lud mich zum [illegible], und lud mich gleichwohl auch eine gewiſſe Zeit auf. Als ich ſie verließ, ſchien ſie auf dem beſten Wege ſich zu beruhigen, und es kam mir vor, als ſei ſie weniger gegen mich aufgebracht, als überhaupt unzufrieden und verſtimmt.

Ich hatte nun Zeit zu allen möglichen Betrachtungen, zu denen mich die verſchiedenen Erſcheinungen eines ſo ſeltſamen Gemüths aufforderten, und mit denen ich einen großen Theil der Nacht beſchäftigt blieb. Bald mußte ich die Kleinheit und Schwäche tadeln, welche in dieſer unverſtändigen Eiferſucht lag, bald wieder zog mich die hohe Leidenſchaftlichkeit an, die ſo gewaltſam hervorbrechen ließ, und man doch ſorgfältig zu verſtecken pflegt; in dem [illegible] ſelbſt, der ſich annahm, mich gebieteriſch zu werden, wirkte ein geheimer Reiz, der mich bei Durchleſung. Mit welchem Rechte, fragte ich, mag Eugenie ſich einbilden, wie käme ſie nur auf die Forderung, daß ich den Geiſtesgenuß gehäſſiger Laune ertragen würde, könnte ihr das je einfallen, wenn nicht ihr Herz den größten Antheil für mich, in ſeinen Tiefen ſo viel Gutes bewahrt fühlte, daß es ein vorausgenoſſenes Glück, eine übergroße Vergeltung für jene Angriffe dünken kann? In der That, was iſt liebenswürdiger, als ein Unwillen, der Ausſprüche als beſtimmt vorausſetzt, die man früher eben ſo ſehr wünſchte, als bezweifelte? War ich durch ſolche Gedanken bald in meinem Innern zufrieden geſtellt über das, was mich bei der Sache perſönlich betraf, ſo gewann ich nun auch leicht bei meinem Geiſte, ihr Mißfallen und ihre Forderungen durchaus nicht ſo genau zu nehmen, ſondern in Gottes Namen alle Thorheiten, die mir ſolche Gunſt brachten, geſchehen zu laſſen! Die ganze Liebesanmuth Eugeniens trat in immer helleres Licht, und durch die ſeltſame Verwickelung der Bilder fand ſich mein Herz durch einen Vorfall, der ſo manche Täuſchung zu haben ſchien, nur mehr und mehr von ihr eingenommen.

Das Schwierigſte jedoch blieb nun noch zu thun übrig, ich mußte ſie verſöhnen, und auch in ihr die Stimmung zurückführen, deren ich mich auf's neue erfreute; dieſes ſchien aber deſto ſchwerer, als die Leichtfertigkeit, mit der ich ihren Vorwürfen zugehört hatte, alles verdorben haben konnte; um ſo eifriger mußt' ich mich jetzt bezeigen, um ſie zu gewinnen, und zu zeigen, und ſo eilt' ich denn, mit dieſen Gefühlen, die mir erſt gewiß wurden, am folgenden Vormittage zu ihr. Sie iſt mit gegangen, hieß es, und werde wohl bald wiederkommen. Daß ſie alſo nicht unpäßlich ſei, und die geſtrige Aufregung keine nachtheiligen Folgen für ſie gehabt, erfuhr ich dadurch wohl zu meiner Beruhigung, aber, ſo ſehr ich mich auch deshalb geängſtigt hatte, jetzt hätte ich ihr lieber ein kleines Kopfweh gewünſcht, als ſie ſo zu verfehlen. Das Mädchen, ſchon gewohnt mich als einen Hausgenoſſen zu betrachten, wollte mir das Zimmer öffnen, um die Rückkunft Eugeniens abzuwarten, allein meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen, ich rannte fort, und verſprach in einer Stunde wiederzukommen. Ich beſchloß einen Spaziergang auf der Baſtei zu machen, wo die freie Ausſicht nach den im Kreiſe herum aufgeſtellten Vorſtädten, und die vom Lande friſch heranſtrömende Luft, meine beklommene Bruſt erleichtern ſollten. Die Sonne ſchien prächtig auf den weiten Glacis herab, der Himmel war rein, nur die Ferne ſchwebte in glänzenden Nebeln. Eine große Anzahl Spaziergänger eilte ſchon durcheinander hin, und nahm mit jedem Augenblicke zu, ſo daß ich bei der kaiſerlichen Burg, wo der Zuſammenfluß am größten iſt, aus dem Gedränge hinweg und einen einſameren Theil der Baſtei zu ſuchen ging.

Kaum war ich eine Strecke fortgeſchritten, als ich zwei Frauenzimmer daherkommen ſah, und welche ich nicht trauen wollte, die Thereſen und Eugenien in ihnen zu erkennen glaubten. Das ſonderbarſte Erſtaunen hemmte meinen Schritt, ich blieb verwundert ſtehen, und indem ich noch ungewiß überlegte, ob ſie es wären, wurden mir alle Zweifel benommen durch die lachende Anrede Eugeniens, der das überraſchte und verlegene Weſen, womit ich ſie, nachdem ich ſie endlich erkannt, begrüßte, noch lange zur Beluſtigung diente. Thereſe, die von meiner innern Bewegung keinen Grund wußte, lachte mit, und fragte, was denn Außerordentliches an unſerem Begegnen ſei? Eugenie, der in dieſem Augenblick das geſtrige Geſpräch einfallen mochte, ward über und über roth, ein Feuer, das ſich meinem Geſichte ſogleich mittheilte, und Thereſe, die uns beide ſo plötzlich erröthen ſah, wurde gleichfalls roth, ſo daß wir ſeltſam genug alle drei denſelben Zuſtand äußerten und gewahr wurden. Ich mußte nun mit umkehren, und die vielen Menſchen, die uns entgegenkamen und ſtörten, ließen glücklicherweiſe kein Geſpräch zu, in welchem meine Verlegenheit ſich unfehlbar offenbart hätte, denn die Dinge, die ich vorgehen ſah, hörten nicht auf, mich zu verwirren. Ich wußte nicht, wie ich Eugeniens Munterkeit, die keinen Groll im Hintergrunde zeigte, zu nehmen habe, denn ich konnte keinen Grund erſinnen, der ſie heute ſo innig vertraulich mit demjenigen ſpazieren gehen ließ, durch deſſen bloße Erwähnung ſie noch geſtern ſo feindſelig angeregt wurde. Thereſe machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange nicht beſucht, und auch im Schauſpiel faſt gar nicht mehr zu ſehen ſei; ſie habe geglaubt, ich ſei krank, oder vielleicht nicht mehr in Wien, bis ihr heute auf der Probe, von der ſie eben herkämen, Eugenie geſagt, o ich ſei noch gar ſehr hier, denn ich habe ſie geſtern erſt tüchtig geärgert. Das geht doch zu weit, dachte ich, alſo mit gutem Bewußtſein übt ſie dieſe Freundlichkeit, und hat wohl gar des Gegenſtandes erwähnt, über den wir geſprochen? Iſt das angelegte, weitausſehende Verſtellung, oder unbegreiflicher Leichtſinn? Thereſe fragte darauf näher, wie ſo mir es denn eingefallen wäre, eine ſo ſchöne Frau zu ärgern, und als meine Antworten ſchwankende Wendungen ſuchten und grade im Gegentheil unwillkürlich die allertrefflichſten fanden, wollte Eugenie gar nicht wieder aufhören zu lachen, und trieb ihre ausgelaſſenen Tollheiten fort, bis wir vor ihrem Hauſe ſtanden, wo wir uns trennen mußten. Ich verbeugte mich gegen Thereſen, und wollte Eugenien hinaufbegleiten, ſehr begierig Aufſchluß über ihr ſonderbar wechſelndes Betragen zu erhalten; allein ſie drängte mich eiligſt zurück, und beſtand darauf, daß ich vorher Thereſen als ein artiger Herr nach Hauſe bringen müſſe, und dann wiederkommen könne, worauf ſie unter vielem Lachen, indem ſie auf allerlei Scherzreden zurückkam, und immer noch etwas Launiges zu ſagen hatte, Abſchied nahm.

Dieſer Wankelmuth, der mit leidenſchaftlichem Streben von einem Äußerſten zum andern ſprang, fing an mich im Innerſten zu empören, und es gehörte die verſtändige, anregende und ſanfte Unterhaltung Thereſens dazu, um mich nach und nach wieder in eine Stimmung zu verſetzen, die mir möglich machen konnte, zu Eugenien zurückzukehren. Thereſe ſprach von dieſer mit großer Überſicht, und obgleich ihr Urtheil nichts weniger als günſtig war, ſondern den Geiſt und das Herz der launenhaften Frau ſehr gering anſchlug, indem ſie ihr die kälteſte Eitelkeit, und unerfreulichſte Gefallſucht Schuld gab, ſo trug ſie dieſes doch mit ſolcher Milde und ſo unabſichtlich vor, daß es mein Gefühl weniger verletzte, als meinen Verſtand zur Unterſuchung zwang. Ich lächelte über eine Beſchuldigung, die mir nur allzuſehr zeigte, daß Thereſe meine anmuthige Freundin wohl niemals in ſolch glücklichen Augenblicken geſehn habe, als mir zu Theil geworden waren, und für die tiefe Wahrhaftigkeit, das reine Erglühn und die ſtille Frömmigkeit ihrer Seele Bürgſchaft leiſteten, der bisher durch ihr unbegreifliches Betragen wohl widerſprochen worden war, die aber doch nicht aufgehoben werden konnte. Dagegen ſchien Thereſe wieder über die Einfalt meines frommen Glaubens zu lächeln, und ſich über die Verblendung zu verwundern, in welcher mir Dinge als herrlich vorkommen konnten, die ſie mit geſunden Augen anders anſah. Sie lachte, als ich ihr verſicherte, man müſſe Eugenien ganz kennen, und alles von ihr, wie ich, aus ihrem Munde wiſſen, um ihren Werth zu erkennen. „Und was wiſſen Sie denn? fragte ſie lebhaft, doch wohl nur, was Sie wiſſen ſollen? Was gilt die Wette, ich erzähle Ihnen hundert Geſchichten, von denen Ihnen neun und neunzig neu ſind!“ Und nun fing ſie an, mir Begebenheiten und Perſonen flüchtig zu bezeichnen, von denen ich eine nach der andern als mir unbekannt eingeſtehen mußte. Betreten ſtand ich vor ihr, wünſchte aber nur um ſo eifriger etwas Näheres zu erfahren, allein Thereſe war meinen inſtändigen Bemühungen unerbittlich, und verſicherte, zum Verſuche, meine Augen ſehen zu lehren, ſei es genug, ſie wolle mir nicht eine Täuſchung gänzlich verderben, in der ich mich wohl zu befinden ſchiene, denn was ſie bis jetzt geſagt, würde ſich gleich wieder verlieren, wenn ich der Überzeugung zu entfliehen Luſt hätte.

Dieſe Äuſſerungen hatten mir die Gedanken an Eugenien ſehr verrückt. Ihr Bild war mir gefährdet, jeder ſeiner Züge ungewiß, ſeine hellſten Farben verdunkelt, und in tiefſtem Unmuth ging ich zu ihr zurück, um an dem Urbilde Wahrheit und Irrthum mit ſchärferer Aufmerkſamkeit zu prüfen! Am nachdenklichſten machte mich die Behauptung, die ich aus den gegebenen Winken deutlich genug entnehmen konnte, daß Eugenie noch gegenwärtig in einem Verhältniſſe ſtehe, das nichts weniger als ſchön genannt werden könne. Ich hatte in der ganzen Zeit, da ich faſt täglich und zu verſchiedenen Stunden ihr Haus beſucht und die vertrauteſten Geſpräche mit ihr gehabt hatte, nicht das geringſte dieſer Art bemerkt, und es ſchien mir unmöglich, daß ſie, die mir ſo vieles geſagt, grade dieſes verſchwiegen haben ſollte, da ein ſolches Bekenntniß für mich, der ich ſtets von Freundſchaft ſprach und ausdrückliche Liebe ausſchloß, nichts Kränkendes haben konnte.

Als ich zu ihr kam, bedurfte es all der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der ſie mich empfing, um mein trübes und geſtörtes Gemüth von dem Argwohn, den es wider Willen gefaßt hatte, abzulenken. Sie reizte meine Stimmung, die bereit war der geringſten Heftigkeit heftig zu begegnen, und ſelbſt ihre Munterkeit feindlich zu erwidern, gar nicht auf, ſie war im Gegentheil ſanft und gutmüthig, gelaſſen und nachgiebig. Es ſollte an dieſem Abend die Jungfrau von Orleans gegeben werden, Eugenie hatte die große, ſchwierige Aufgabe, zum erſtenmal die Johanna zu ſpielen, zwar vor einem wohlwollenden, aber diesmal auch mehr als gewöhnlich geſpannten Publikum. Wir ſprachen mancherlei von dem Weſen dieſes Gedichts, von den Eigenheiten der Hauptrolle, von dem Geiſte einzelner Stellen. Ich fand Gelegenheit, manches zu erinnern, auf Bedeutungen aufmerkſam zu machen, vor Mißgriffen zu warnen, und konnte doch mit aller Bemühung nicht dahin gelangen, mich über den Erfolg dieſes Abends zu beruhigen, ich wußte zu ſehr wie und wo es fehlte, wo keine Aushülfe zu ſtatten kömmt, als daß ich ohne ſorgenvollen Unmuth die Zeit hätte abwarten können, wo ich die mir ſo liebe und werthe Frau etwas vorſtellen ſehen ſollte, dem nach meiner Einſicht ihre Fähigkeiten nicht entſprachen. Inzwiſchen fand ſie ſich ſelber nicht in der geringſten Beſorgniß, mit dem glücklichſten Selbſtvertrauen freute ſie ſich der glänzenden Rolle, und glaubte alles gethan zu haben, als ihr verſchiedener Anzug, ſowohl für die Schäferin, als für die Heldin, endlich in Ordnung war; ſie hatte nichts daran geſpart, und war in der That allerliebſt gekleidet.

Seit langer Zeit ging ich heute wieder zum erſtenmal in's Schauſpiel, wo die gedrängteſte Menge ſchon erwartungsvoll verſammelt war. Schon gleich im Vorſpiel erntete Eugenie den rauſchendſten Beifall, ihr Glück war für den Abend ſchon entſchieden. Mir aber war keineswegs freudig zu Muthe, die unangenehmſte Verſtimmung ſetzte ſich immer feſter in mir, und ich ſchämte mich für Eugenien und das Publikum, die an manchen Stellen ordentlich wetteiferten, wer im Unrichtigen den Preis verdiene. Einzig diejenigen Auftritte, wo ſie ein weicheres, in den untern Kreiſen menſchlicher Regungen erzeugtes Gefühl auszudrücken hatte, gelangen ihr vortrefflich, und ſo ſtellte ſie die gewaltſame Liebesempfindung, welche der Anblick Lionels ihr in das Herz ſchießt, mit unnachahmlichem Reize dar. Die Zuſchauer waren außer ſich vor Entzücken, und ihr Beifall ſtieg am Ende bis zur Wuth, die meinem Sinne höchſt beſchwerlich fiel. Ich fühlte, ungeachtet meiner Verſtimmung, einen heftigen Drang Eugenien noch zu ſehn, und war vielleicht nur ungeduldig, mich an dem Anblick ihrer anmuthigen Perſönlichkeit für den unbefriedigenden Kunſtgenuß ſchadlos zu halten. Ich ging zu ihr, und wurde gegen mein Erwarten noch angenommen.

Sie war ſchon wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern; ermüdet und noch erregt ruhte ſie auf dem Sopha, und ſchien ungemein zufrieden und vergnügt. Dieſe Stimmung ging alsbald auf mich über, man konnte nicht in ihrer Nähe ſein, ohne an ihr Theil zu nehmen, und fühlte ſie irgend ein Behagen, ſo ſollte man dieſes mitgenießen, wie denn auch ihr Verdruß die ganze Umgebung zum Verdruſſe zwang. Ich ſollte fröhlich ſein, es ſollte mir außerordentlich gut gehen, das beabſichtigte und erreichte ſie mit tauſend Liebenswürdigkeiten, mit vertraulichen Scherzen, mit Schmeichelreden und Liebkoſungen. Mir fielen wohl bisweilen Thereſens nur allzudeutliche Winke ein, und alle meine Regungen ſtarrten in plötzlicher Kälte; aber das anhaltende Feuer der freundlichen Augen thaute ſie jedesmal bald wieder auf, und erhitzte nur mehr und mehr durch den erneuerten Sieg die überwiegende Neigung, die mich unbedingt Eugeniens Macht überlieferte.

Wir hatten ein kleines Nachteſſen verzehrt, der Tiſch war hinausgetragen worden, und ich verließ meinen Platz, um mich neben Eugenien zu ſetzen, die ſich bequemer und läſſiger hingelegt hatte, die eine Hand ſtützte ihren Kopf, um welchen die ſchönen, langen Haare, aus ihren Schlingen gelöſt, anmuthig umherfloſſen, die andere Hand lag ausgeſtreckt zu mir hin, ich durfte liebkoſend damit ſpielen. Je weniger wir ſprachen, deſto bewegter wurden die innern Bilder, die das wallende Blut auf ſeinen beſchleunigten Wogen trug, und wir ſahen uns lange mit Ernſt und Freundlichkeit an. Ein ſolcher Zuſtand nimmt unmerklich zu, wie Tropfen in einem Gefäß anſchwellen, bis ſie den Rand deſſelben überſtrömen. Durch welche Mittelſtufen die Empfindung geht, welche Äußerungen ihrem vollen Ausbruch vorangehen, bedarf keiner ausführlichen Schilderung. Genug, ich fand mich über die Gränzen meines gewöhnlichen Daſeins hinausgeriſſen, von Urtheilen, Entſchlüſſen und Gewohnheiten, die den Augenblick dem Ganzen untergeordnet hatten, befreit, und einer ſo reizenden als gefährlichen Bewußtloſigkeit hingegeben. Eugenie, welche ſich den hinträumenden Bewegungen, die ſo mannigfaltige Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers in dieſes müſſige Ausruhen hinausgedehnt hatte, anfangs gern überlaſſen wollte, wurde mehr, als ſie dachte, von den ſtrömenden Wogen bewältigt und entführt, als daß ſie ſogleich das zurückweichende Ufer hätte faſſen können. Ein ſüßer Taumel ergriff uns, ich küßte ihre Lippen, und drückte ſie innig in meine Arme; ſie ſchien weniger zu erwiedern, als nachzugeben, eine ſeltſame Zweifelhaftigkeit ſchwebte über dieſem Auftritt; doch nicht lange; nach einigen Augenblicken ſchon löſte ſich das zauberiſche Netz, worin ihre Seele gefangen zu liegen ſchien, und ein böſer Ernſt verfinſterte das eben noch ſo weiche, liebliche Geſicht. Sie bezeigte ſich tief beleidigt durch meine Kühnheit, ſie beklagte bitter, daß eine ſo ſchöne Freundſchaft, als ich ihr angeboten, ſolch häßliche Störung erleiden, ſo ihren beſten Reiz, die ſorgloſe Unbefangenheit verlieren ſolle, niemals, verſicherte ſie, könne ſie wieder mit jenem ruhigen, heimiſchen Gefühl, das meinen Umgang ihr ſo werth gemacht, mich bei ſich ſehen.

Ihre Reden machten mich äußerſt beſtürzt, ich konnte dieſe Vorwürfe nicht ungerecht finden, und ſah ein, daß die zu große Freiheit auch in mir ein Gefühl, das ich als das höchſte und reinſte zu empfinden glaubte, herabſtimme; jedoch ſelbſt ihr abgewandter Ernſt, und ihr beleidigtes Zürnen übte noch ſolch unwiderſtehlichen Reiz auf meine Augen, daß ich nicht aufhören konnte, ſie mit Wohlgefallen zu betrachten, und nachdem ich mich vergebens bemüht, ſie zu beruhigen und auszuſöhnen, mit dem heiterſten Eindruck ſie endlich verließ; ſtatt meines Unrechts ſchwebte mir ihre Anmuth, ſtatt der bevorſtehenden Kälte die warme Erinnerung vor, und in dieſer glücklichen Miſchung von fürchtender Beſorgniß und neigungsvollem Andenken an das Geſchehene entſtanden folgende Zeilen, die ich mit dem Früheſten abſchickte:

Dir lieblichſten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit ſtiller Macht
Mein Herz in Flammen facht,
Mein Auge feſſelt in glückſel'gem Schauen,
Dir hab' ich mich zum treuen Freund geweihet,
Dir edler Neigung Fülle dargebracht;
In ſchönem Frieden, allen Harms befreiet,
Sollt ich des holden Umgangs glüh'nde Bahn
In ſüßer Pflicht und ernſter Treue wandeln,
Und trunkner Sinne Wahn
Die reine Gluth des Herzens nie verwandeln:
Allein du ſelbſt, der Himmelsgöttin eigen
Heut im Triumphe deiner Zauberkunſt,

Erkoren du zum höchſten Handeln,
Beſtimmt, zum Himmel glorreich aufzuſteigen,
Unwiderſtehlich kämpft der Liebe Gunſt
Das ſtolze Herz darnieder?
Gewaltig mußt du ſelber zeigen,
Wie Menſchliches das Göttliche bezwingt,
Dein Arm wirft Lionel zum Tode nieder,
Doch ſeines Blickes Pfeil dein Herz durchdringt.
Und Aller Augen ſind in Thränen,
Und jede Bruſt von Wehmuth ſanft erklingt!
Die Rückkehr nicht zu deinem hohen Sehnen
Ergreifet wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menſchlichholder Schwächen,
Die knospend aus dem ſchönſten Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wollteſt, ungerührt nur du alleine,
Solch liebliches Vergeſſen nicht verzeihen?

Die Art der Frage gefiel, ich erhielt durch ein artiges Zettelchen Verzeihung, und wurde eingeladen, ſie bald ſelber abholen zu kommen. Mir ſchmeichelte der gute Erfolg meiner Reimkünſte, und ich unterdrückte ein mißbehagliches Gefühl, welches doch mit dem Leichtſinn oder der Eitelkeit, die Eugenien von ihrer geſtrigen, wie mir ſelbſt ſchien, ſo gerechten Strenge zurückkommen ließ, nicht ganz zufrieden war. Ich ergab mich darum nicht minder lebhaft den Freuden, mit welchen ihre günſtige Nähe mein Weſen erfüllte. Einige Zurückhaltung, die ſie in den erſten Tagen zeigte, war nur ein Reiz mehr, die frühere Vertraulichkeit, deren Wirkungen ſich lieblich genug offenbarten, und die ganze ſüße Gewohnheit unſeres innigen Umgangs wiederherzuſtellen.

So vergingen einige Tage unter dem heiterſten, glücklichſten Streben, und es wurde bald offenbar, daß der augenblickliche Einbruch losgelaſſener Leidenſchaft, ſtatt uns zu entfremden, nur näher und ſicherer unſere Gemüther vereinigt hatte. Wir erklärten uns über mancherlei, und nachdem wir uns über unſer gegenſeitiges Verhältniß beſtimmt und ſchön ausgeſprochen, hielten wir keine Gefahr mehr für möglich, und es erfolgten unter dieſem Schutze Vergünſtigungen, die friedlich nun gewährten, was jener Kühnheit, die uns in Streit gebracht, nicht eingefallen war! So kündigt wohl ein Manifeſt den Krieg um ſolcher Urſachen willen an, die durch den Friedensſchluß erſt recht befeſtigt werden!

In dieſen Tagen war es, daß ein Freund, den ich ſehr liebte, aber ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, durch ſeine unvermuthete Ankunft den Gang dieſes Verhältniſſes etwas unterbrach. Wir hatten in früher Jugend innigſt zuſammengeſtimmt, durch unſre Briefe war unſer Einverſtändniß inmitten aller Trennungen erhalten und ausgebildet worden. Er war auf einer Reiſe nach Italien begriffen, ſeine Gefährten waren nach Trieſt vorausgeeilt, und er dachte ihnen binnen einem Monat nach Venedig zu folgen, ſo lange Zeit wollte er mir zum Abſchied noch ſchenken. Anton, ſo hieß er, war mit den glücklichſten Anlagen, und in der günſtigſten Lage geboren, eine gute Erziehung hatte ihn ſchön entwickelt, und er war mit eben ſo ehrlichen als heitern Anſprüchen in das Getümmel des Lebens getreten. Er fand viele Freunde, die Gunſt der Frauen zeichnete ihn vor Vielen aus, und er behauptete in jedem Umgange eine ſeltene Strenge und Wahrheit. Leider gerieth er in lauter ſolche Liebesverhältniſſe, die er vor ſich ſelber nicht ganz rechtfertigen konnte. Sein theilnehmendes Gemüth widerſtand nicht dem Unglück einer verheiratheten Frau, die ihn an ſich zog als einen Retter und Helfer. Was er für ſie empfand, wurde ihm bald, weil er es für unrechtlich hielt, zur Qual, und ſein erſtes Unrecht, das er nun behaupten mußte durch anderes, führte ihm das traurige Verhängniß zu, daß er den Gemahl ſeiner Geliebten im Zweikampf erſchoß. Ein anderes Verhältniß, mit einer italiäniſchen Sängerin, der ſein Herz fünf Jahre hindurch treu geblieben war, zerſchlug ſich auf eine häßliche Art; eine ſtandesgemäße, und, wie es ſchien, glückliche Heirath, welche ſeine Verwandten ihm vorbereitet hatten, verhinderte der Tod.

Durch dieſe Unfälle hatte ſich ein trauriger Schleier über ſein Leben hingezogen, er wußte nicht mehr, wie er es angreifen ſollte, denn er war in ſeinen Forderungen irre geworden. Da ſein Verſtand allein Herr des Gebiets blieb, wo ſein Gefühl nur Böſes erfahren hatte, ſo war er gegen ſich ſelbſt ungemein ſtreng, gegen die Welt nachſichtig aber auch verſchloſſen geworden; es bedurfte der herzlichen Liebe, die er zu mir aus jüngern Jahren trug, um gegen mich niemals die kalte Rückhaltung auszuüben, die ihm ſchon zur Gewohnheit geworden war. Mein in dem Genuſſe der alten Freundſchaft erfreutes Gemüth entbehrte jedoch ungern den Reiz des jungen Umgangs mit Eugenien, die ich in den erſten Tagen etwas zu vernachläſſigen gezwungen war. Was ich meinem Freunde von ihr erzählte, nahm er zwar meiner Meinung nach viel zu kalt auf, er ſollte neugieriger ſein, und größern Antheil nehmen, doch war er es wohl zufrieden, als ich ihm den Vorſchlag machte, ſie zu beſuchen. Meine ſchriftliche Anfrage bei ihr erhielt die artigſte Antwort.

Dieſer erſte Beſuch mit Anton machte mich ganz glücklich; ich hatte Eugenien eine Zeitlang nicht geſehen, ihr Bild, glaubte ich, ſei der glühendſten Einbildungskraft lebendig eingedrückt, allein wie ſehr beſchämte ſie es! Sie dünkte mir ſchöner, edler, anmuthiger geworden, und ich machte ſeitdem oft die Erfahrung, daß die Abweſenheit mich ſie jedesmal etwas vergeſſen machte, und das Wiederſehen immer aufzufriſchen fand. Sie war äußerſt gütig und zuvorkommend gegen Anton, ſie ſchien ihm gern einzugeſtehen, daß ſie um meinetwillen ihn gleich als einen von ihren Freunden aufnehme, und ſie bezeigte mir ſo viele Aufmerkſamkeit, Zuneigung und Vertrauen, daß ich mir zu dem mitgebrachten Zeugen Glück wünſchte, der durch ſeine Gegenwart, weit entfernt jene Äußerungen zu hemmen, ſie im Gegentheil beförderte. Anton befand ſich in dem allergrößten Wohlbehagen, und entfaltete zu meiner angenehmen Überraſchung die ſchönſten Gaben geſellſchaftlicher Unterhaltung, ohne daß jedoch die verſchloſſene Kälte, deren ich früher erwähnt habe, von ihm gewichen wäre.

Es kamen nach und nach noch einige andre Perſonen, unter andern auch Thereſe, und das Geſpräch wurde lebhafter, beſonders ließ ſich Anton mit Thereſen in mancherlei angenehme Erörterungen ein, und ſchien durch ihren Verſtand ſehr angezogen. Kaum hatte Eugenie das bemerkt, als ſie es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft machte, ihre Geſpräche zu ſtören, den Gegenſtand zu verwechſeln, andere Beziehungen unterzuſchieben, und durch hundert Einfälle und Anregungen aller Art, wobei ſich die Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich ſelbſt zu verſammeln. Mit einem entſchiedenen Übergewicht trug ihre reizende Geſchäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch von Thereſen, die eigentlich keineswegs minder hübſch war, keinen Augenblick beſtritten wurde; vielmehr geſtattete dieſe jener den gewünſchten Vorzug mit ſolch edler, freiwilliger Nachgiebigkeit, daß ſie dadurch meinen Augen ein anderes Übergewicht offenbarte, nämlich das eines erhabenen Geiſtes, der über das Kleine hinweg iſt, und ſeine würdige Herrſchaft nur in großartiger Ruhe ſucht. Mein Freund wollte jedoch nicht ſogleich der willkürlichen Laune Eugeniens gehorchen, ſondern ſetzte zwiſchen Lachen und Störung aller Art noch eine Weile ſeine Unterhaltung mit Thereſen fort, indem ich nicht ohne einige Verlegenheit ſeinen Trotz zu mäßigen ſuchte. Allein, da Thereſe ſelbſt, indem ſie ſich zurückzog, ihn mehr und mehr Eugenien überlieferte, ſo blieb er endlich in deren Händen zurück, und konnte bei dem Eifer, mit dem ſie es ſich angelegen ſein ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht lange ſein Schickſal beklagenswerth finden.

Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet blieb, näherte mich Thereſen mit unbefangener Anerkennung, und ihre ernſthafte Freundlichkeit, ihre milde Einſicht berührten mich äußerſt wohlthätig, allein im Grunde wollte ich doch etwas anderes, und war doch keineswegs durch mein Urtheil befriedigt, denn dieſe Hochachtung, die ich in mir fühlte, ſollte mich eigentlich nur für die kleine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten jetzt zufügte, Erſatz ſchaffen.

Wir gingen ſpät auseinander. Anton begann ſogleich, als wir allein waren, eine ſchöne Lobrede auf Thereſen. „Mein, rief er aus, was dieſe Frau für große Eigenſchaften hat, das glaubt man nicht! welche Fähigkeiten hat die in ihrem Geiſte, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden!" und ſo fuhr er fort, mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überraſcht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzuſtimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er antwortete nach einigem Beſinnen ziemlich kalt, ſie ſei einnehmend, ja ſehr lieblich, doch müſſe er beklagen, daß er mehr einſehe, wie ſie dies für Andre ſein müſſe, als es ſelbſt unmittelbar zu empfinden vermöge, um ſo mehr, ſetzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Weſens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuſchung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erſchrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. Ich muß geſtehen, äußerte ich mit feindſeliger Gleichgültigkeit, daß der Grad des Scharfſinns, den du dir zuzutrauen ſcheinſt, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln ſollte; du ſiehſt Eugenien zum erſtenmal, einige wenige Stunden, und ſchon iſt alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über ſie gebrochen! — „Das Verdammungsurtheil? fuhr mein Freund verwundert auf, das haſt du ja ſelber ſchon gegen mich ausgeſprochen; oder was haſt du mir denn von ihr geſagt, das nicht mein Urtheil vorbereitet hätte?" — Ich? ſchrie ich auf, indem ich ihn losließ. — „Freilich, erwiederte er; oder erinnerſt du dich nicht mehr, wie du meine Nachſicht für ſie im voraus in Anſpruch nahmſt, mir ſagteſt, ſie ſei unverſtändig, launenhaft, wetterwendiſch, die Wahrheit breche ſich an ihrem Eigenſinn, ſie wehre die Überzeugung von ſich ab, und dergleichen mehr, deſſen auch heute genug ſichtbar war? Du haſt vielleicht geglaubt, dies alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzuſtellen; allerdings iſt ſie ſehr artig, und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch beſtätigt, aber mir ſcheint, du haſt ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht!“ — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich ſelbſt dieſe ſchreckliche Meinung in ihm erzeugt haben, und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätheriſch genährt haben ſollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth ſich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren.

Meine Neigung zu Eugenien war jedoch ſchon zu gewaltig, als daß ſie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt, und wegen des unſeligen Verdruſſes und der peinlichen Verſtimmung ſich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Äußerungen überlegte, deſto mehr verſchwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgeſprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich ſuchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu ſolchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbſtzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei ſei; darin mußte mich übrigens ſein Nachgeben bald beſtärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm, und mir die

Frucht der ſiegenden Bewerbung zu ſein ſchien, da es doch nur aus Überdruß und Gleichgültigkeit geſchah, und weil er einſah, wie ſehr es mir darum zu thun war. Wenn ich dir erzählte, dachte ich bei mir ſelbſt, was alles ich von ihr weiß! wenn ich dir es ſagen dürfte, ſagen könnte! aber es wäre ja ein Verrath, wenn ich die ſchönſten Heimlichkeiten ihrer Seele dem Schlechtgeſinnten mittheilte! Nein, ſelbſt um den Preis, dich ganz für ſie zu gewinnen, ſoll es nicht geſchehen! Ich hielt Wort, und ungeachtet Anton, der jeden neuen Menſchen als eine zu löſende Aufgabe betrachtete, mich oft über Eugenien näher befragte, ſo erfuhr er doch nichts mehr durch mich. Eine warme Theilnahme hätte mich zu jedem Vertrauen gebracht, ſeiner kalten Neugier blieb ich verſchloſſen!

Ungeachtet der zahlreichen Zerſtreuungen, welche die große Stadt Anton darbot, und der freundſchaftlichen Anſprüche, die man von allen Seiten an ihn machte, wußte er ſeine Zeit doch meiſtens ſo einzurichten, daß er einen Theil des Abends mit mir bei Eugenien zubrachte, und wenn er anderswo feſtgehalten war, doch ſpät mich wenigſtens abzuholen kam. Sie fuhr fort, ſehr gütig gegen ihn zu ſein, und verhehlte mir nicht, was ſie zuweilen ſogar ihn ſelbſt merken ließ, daß es vorzüglich meinetwegen geſchah; da er eben ſo heiter und vergnügt war, als geſchickt die andern zu vergnügen, wozu ſeine vielen Erfahrungen, Kenntniſſe und Geſichtspunkte, deren Darſtellung immer etwas Neues und Anziehendes hatte, ein unerſchöpflicher Schatz waren, und er überdies in Geſellſchaft ſtets guten Willen hatte, ſo war uns ſeine Gegenwart höchſt willkommen, und wir brachten die angemeſſenen Stunden mit ihm zu. Er fand ſich bald wie zu Hauſe, erzählte und ſcherzte, ſpielte mit den Kindern, überließ ſich dem glücklichſten Wohlbehagen, und alles wurde ihm bei Eugenien ſo bequem, jedes dünkte ihm ſo hübſch und angenehm, daß er nirgends lieber war, hier das Ziel ſeiner unſtäten Wanderungen nahm, und die glückliche Verborgenheit dieſes Schutzortes unaufhörlich pries. Dabei hörte er nicht auf, Thereſen mir bei jeder Gelegenheit zu loben und dagegen Eugenien herabzuſetzen, die er eine liebenswürdige Lügnerin nannte, ein kleines Ungethüm, vor deſſen Tücken man ſich in Acht nehmen müſſe. Ich lächelte über die Reden, die mir um ſo geringern Eindruck machten, als ſeine Handlungen ja offenbar das Gegentheil davon zeigten.

Neue Veranlaſſung mich zu quälen gaben ihm jedoch die abwechſelnden Launen, welche Eugenie, vorzüglich gegen mich, von Zeit zu Zeit, annahm, und die ſo ſeltſam Anziehn und Abſtoßen vereinigten, daß ich in den peinlichſten Zuſtand dadurch gerieth, ohne zu wiſſen, woran ich eigentlich ſei. Sie ſchien oft Gunſtbezeigungen von ſehr ausdrücklicher Art nur in der Abſicht an mich zu verſchwenden, um die gleichgültige Kälte, die darauf nachfolgte, deſto merklicher zu machen. Meine heißeſten Verſicherungen einer unbegränzten Verehrung, einer innigen Zuneigung, dienten ihr bald zum Spott, bald zürnte ſie beleidigt, daß ich dieſelben nicht feierlichſt wiederholte. Mein Freund wollte dieſe Mißhandlung nicht zugeben, ich aber ließ ſie mir ſtill gefallen, und fand einen unwiderſtehlichen Reiz, eine ſtets erneuerte Anmuth in dieſen Ausbrüchen unverſtändiger Herrſchſucht, die mir mit dem Wahn ſchmeichelten, ſie liebe mich, und ihre

Ungeduld äußerte ſich [illegible] auf dieſe Art, daß ich das Wort noch nicht auf ihre Lippen [illegible], ſondern zu hören wie zu ſagen vermieden habe. Es konnte nicht an leidenſchaftlichen Auftritten fehlen, ich ſuchte nicht immer glücklich der Gelegenheit zu entgehen; ihre Vorwürfe über meinen Mißmuth, meine Gleichgültigkeit, meinen Unbeſtand, lauter Dinge, die in mir nur entſtanden aus dem Schmerze ſie in ihrem Betragen gegen mich ſo wandelbar zu ſehen, brachten mich oft zur Verzweiflung, welcher ihre Thränen gewöhnlich durch wehmüthige Rührung und darauf erfolgende Ausſöhnung ein Ende machten.

Die ſchönen Zwiſchenzeiten [illegible] Theilnahme und verſtändigen Vertrauens gewannen ihr immer die Macht zehnfach wieder, von welcher mein Herz im Unwillen ſich losgeſagt hatte. Daß ich ihre Veränderlichkeit außerdem, daß ſie an ſich wie in jeder einzelnen Regung noch liebenswürdig erſchien, auch noch für ein günſtiges Zeichen nahm, war um ſo eher zu entſchuldigen, weil ich nur auf mich allein, und niemals gegen Andere, noch ſonſt jemanden, dieſes ſonderbare Weſen gerichtet ſah. Zur beſondern Qual gereichte mir noch, daß mein Freund, den ſie von unſern Zwiſtigkeiten mit großer Entſtellung der Thatſachen unterrichtete, oft von ihr aufgefordert wurde, zwiſchen uns zu entſcheiden, oder uns zu vermitteln, und er dann mit galanter Weisheit vor ihren Augen mir mein Unrecht vorhielt, zu Hauſe aber, oder ſchon auf dem Wege dahin, mich mit Vorwürfen überhäufte über meine Nachgiebigkeit, und [illegible] zu überzeugen trachtete, wie nichtig und [illegible] alles in dieſer Frau ſei. Was ſollte ich ihm nun erwiedern, wenn ſie gegen mich den Beifall Antons triumphirend anführte, und mich mit ſeinem Beiſpiel beſtritt, daß ich in ſeiner Wahrheit, wo es für mich geſprochen hätte, ſie darſtellen dürfte, ohne ſie auf's äußerſte zu beleidigen? Und er lächelte ſcherzend über meine ängſtlichen Verlegenheiten, ohne jemals weder gegen mich kein warnendes Bemerken, noch gegen Eugenien kein gefälliges Nachgeben einzuſtellen; ihre muntere Lebhaftigkeit und die thätige Laune, mit der ſie immer Neues erregte, gaben ihm ein beſtändiges Schauſpiel, das ihn unterhielt, und das ganze Zuſammenſein, die Art der Geſpräche, die Einrichtung der Zeit, alles war ihm gerade zuſagend und bequem.

Thereſen, deren nähere Bekanntſchaft er eifrig geſucht hatte, vernachläſſigte er mehr und mehr, obgleich er, ſo oft nur ihr Name genannt wurde, ernſthaft und feierlich mit immer größern Ausdrücken ihre Vortrefflichkeit pries, und verſicherte, daß er nie aufhören könne, ſie mit tiefſter Hochachtung zu verehren, weil er ſelten ihres Gleichen gefunden. Hätte ich doch auf gleiche Weiſe mit beſonnener Kraft die Wahrheit im Innern feſtgehalten, und der Täuſchung mich äußerlich hingeben können! Anton ließ ſein Urtheil durch keine Freundlichkeit irre machen, aber eben ſo wenig brauchte er einer eigenen Hinneigung zu entſagen, weil ſie nur das, und nichts Anderes war. „Einzeln werden die Güter des Lebens dargeboten, ſagte er oft, einzeln wollen ſie genommen ſein, wer ſie verſchmäht, um ſie als ein Ganzes abzuwarten, der wird alles verſäumen; nimm doch jedes noch ſo geringe Gut dankbar an, kein Augenblick geht verloren, als den man verſchmähte; ſieh nur, ich richte mich nach der Zeit, wie ich eine außerordentliche Armuth erſtimmen, eine überglückliche Seligkeit, und ich will mich ihr mit Freuden überlaſſen, ohne daß ich nöthig hätte, dies durch Täuſchung und Worte früher zu ſuchen, als es iſt und ſein ſoll!“ —

Sonderbar jedoch, ich konnte ungeachtet dieſer deutlichen Erklärung ſein Betragen nicht einſehen; die Widerſprüche ſeines Verhalts und Gefallens waren zu auffallend, als daß ich nicht andere Erklärungen derſelben geſucht hätte, als die er ſelbſt angab. Es konnte mir wohl manchmal vorkommen, als bewerbe er ſich auf denſelben Wege um die Gunſt der ſchönen Frau, und wobei er mich von ihr zu entfernen trachtete. Ich wurde eiferſüchtig, und litt in dem neuen Zuſtande, die ich mir bereitete, um ſo mehr, als es mir nicht immer gelang, die Erinnerungen, die ich in meinem Innern fühlte, zu verbergen. Dadurch wurde mancher Vorwurf, mancher Zwiſt, manche geſpannte Entfremdung veranlaßt, und durch die glücklichſten Augenblicke, ſelbſt durch [illegible] liche Verſöhnung, ſelten vollkommen ausgeglichen.

Eines Tages jedoch, da ich dieſen ungewiſſen Zuſtand nicht länger ertragen mochte, und Eugenien glücklicherweiſe allein fand, eröffnete ich ihr mein ganzes Herz, meine Wünſche, wie meine Zweifel, ja ich erklärte mich bereit, ihr meine Hand anzubieten, ſollte ich hoffen dürfen, ſie dadurch glücklich zu ſehen. Es erfolgte ein langer, heftiger Auftritt. Sie machte mir harte Vorwürfe über meine Eiferſucht, über den beleidigenden Verdacht einer Zärtlichkeit, die ihr die allerhäßlichſte von der Welt ſchiene. „Ich liebe Sie zu ſehr, rief ſie aus, um es Ihnen jetzt, wie ich wirklich hätte, zu läugnen, daß ich Sie liebe! Was Ihre Frage betrifft, ſo ſtehen frühere Verhältniſſe mich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

mich beklommen, der sich zu beklagen hat; Sie sind zu liebenswürdig gewesen! — „[illegible] sagen Sie? [illegible] erwiderte, ich sage Ihnen, ich bin nicht liebenswürdig genug, gewiß nicht liebenswürdig genug!" Ich sah sie [illegible]

[illegible]

Sie liebten Eugenien, so [illegible] Himmel, so quälte Sie; mehr liebt' ich Sie, mehr quält' ich mich! Nun, da Ihr Glück unmöglich ist, da Ihr Auge mich morgen nicht mehr sehen kann, habe ich auch den unglücklichen Muth, Ihnen zu sagen, wie es mit mir ist und was Schmerz, Unglück, das Glück, Sie zu lieben, allein ist [illegible]. Ich fühle mich nicht mehr; jetzt ist es zu spät. Sie kennen die [illegible] der Welt noch nicht, sie ist größer, als Sie denken. Damit Sie mich jetzt nicht für besser halten, als ich bin, so wissen Sie denn, auch ich wurde [illegible] heftig geliebt, und — Sie jetzt zu [illegible] nach meinem innersten Gewissen. Sie ist es und mir, [illegible] Sie kennen, weil Sie können, und wie Sie wollen!" —

Erschüttert von einem solchen, unerwarteten Bekenntniß, brauchte ich einige Zeit, um mich zu fassen und den ganzen Zusammenhang so trauriger Mißverständnisse zu überschauen; aber dies, daß [illegible] gerade über Eugenie ausgesprochen, daß ich selbst mit unbefangenem Herzen sie geliebt, [illegible] mir jetzt auf's neue entgegen, und stellt mir von deutlicher die glückliche Möglichkeit vor, die an [illegible] an meinem [illegible] Sinne ungeahnet vorbei gegangen war. Doch war es mehr eine Verwunderung, was ich fühlte, als ein Schmerz; denn weil ich nie [illegible], auch zu besitzen gedacht, konnte ich nicht für verloren halten; das [illegible] Herz habe auch so schon [illegible] Theilen des [illegible] erfüllt, und nur der schwere Druck einer [illegible] Betrachtung schwebte über mir, daß der Wunsch einer [illegible] Erfüllung [illegible], so [illegible], als ich zu hoffen, seinem [illegible] gelungen war. Das Schweigen war zu Ende, er faßte Eleonorens Hand, und ich wiederholte die Frage. „Sie ſollten meine Briefe verbrennen, ſagte ſie im Hinausgehen, ſo verlangten Sie einſt an dieſer Stelle: es iſt geſchehen in einem andern Sinne, als Sie es damals wollten, doch ſehen Sie nun ſelbſt, wie richtig damals geſchehen iſt, daß jeder einmal anders ſpricht, als er war!“ — „Ich brachte Eleonoren bis zur Thür ihrer Wohnung, wo ſie meine Hand zärtlich drückte, und mich zurückblickend, mit mir ein ewiges Lebewohl ſagte. —

Bela.

Aus dem Tagebuche eines russischen Offiziers über den Kaukasus.

(Aus dem Russischen des Michael Lermontoff.)

Von

N. Melgunoff.

[illegible]

[illegible]

Der Übersetzer.

Ich reiste mit Postpferden von Tiflis ab. Die ganze Ladung meines auf jeder Station zu wechselnden Karrens bestand in einem nicht gar großen Mantelsack, der zur Hälfte mit Reisebemerkungen über Grusien angefüllt ten. Ein großer Theil davon, zum Glück für euch, ging verloren, doch der Mantelsack selbst mit den übrigen Sachen, zum Glück für mich, blieb unbeschädigt.

Schon begann die Sonne hinter den schneeigen Bergrücken zu verschwinden, als ich in das Koischaurische Thal hineinfuhr. Mein Fuhrmann, ein Ossete, trieb unermüdlich die Pferde an, um noch zur Nacht auf den Koischaurischen Berg hinaufzugelangen, und sang aus voller Kehle Lieder. Eine herrliche Gegend dieses Thal! Von allen Seiten unersteigliche Bergwände, röthliche Felsen, mit grünem Epheu umhangen, und mit Gruppen von Platanen gekrönt, gelbliche Risse vom Regen ausgewaschen, und dann hoch oben die goldnen Fransen von Schnee, unterwärts aber der Aragwa, der mit einem andern, namenlosen Waldstrome vereint schäumend aus schwarzer, nebelvoller Felskluft hervorstürzt, sich als silberner Faden hinzieht, und schimmert wie eine Schlange in ihren Schuppenwindungen.

Als wir zum Fuße des Koischaurischen Berges hinuntergekommen waren, hielten wir bei der Duchane an. Hier waren lärmend ein Stücker zwanzig Grusier und Gorzen versammelt, in der Nähe hatte eine Karawane von Kameelen zum Nachtlager Halt gemacht. Ich mußte Ochsen miethen, um meinen Karren diesen verwünschten Berg hinauf zu schleppen, weil es schon Herbst war und Glatteis den Weg erschwerte, der ungefähr zwei Werste lang ist.

Es war nichts anders zu thun, ich miethete sechs Ochsen und einige Osseten. Einer von diesen warf meinen Mantelsack auf die Schultern, die andern waren behülflich den Ochsen nachzuhelfen, doch fast nur mit Schreien.

Hinter meinem Karren folgte ein anderer von nur vier Ochſen fortgezogen, als wenn dabei weiter nichts wäre, und doch war er bis hoch hinauf beladen. Dieſer Umſtand ſetzte mich in Verwunderung. Der Herr des Karren kam hinterdrein, ſein kleines kabardiniſches mit Silber beſchlagenes Pfeifchen rauchend. Er war mit einem Offizier-Überrock ohne Epauletten und mit einer tſcherkeſſiſchen Pelzmütze bekleidet. Er ſchien etwa vierzig Jahre alt, nicht älter; ſeine ſonnverbrannte Geſichtsfarbe zeigte, daß er längſt mit der Sonne jenſeits des Kaukaſus bekannt ſein müſſe, und ſein vorzeitig ergrauter Schnurrbart entſprach nicht ſeinem feſten Gange und rüſtigen Ausſehen. Ich trat zu ihm und machte ihm eine Verbeugung; er erwiderte ſie ſchweigend und blies einen ungeheuren Tabaksqualm aus dem Munde.

„Wir ſind Reiſegefährten, wie es ſcheint?"

Er ſchwieg wieder, aber verbeugte ſich bejahend.

„Sie gehen gewiß nach Stawropol?"

— Allerdings … mit Sachen, die der Krone gehören.

„Sagen Sie mir doch, ich bitte, wie ſo Ihren ſchweren Wagen vier Ochſen gleichſam ſpielend fortbewegen, aber meinen leeren ſechs kaum weiterbringen, noch dazu mit Beihülfe dieſer Oſſeten?"

Er lächelte liſtig, und blickte mich bedeutend an.

— Sie ſind gewiß noch nicht lange auf dem Kaukaſus?

„Ein Jahr etwa," erwiderte ich.

Er lächelte abermals.

„Nun was denn?"

— Nun, dieſe Aſiaten ſind abſcheuliche Beſtien! Sie glauben wohl, daß ſie dort durch ihr Schreien helfen? Kein Teufel weiß, was ſie ſchreien! Aber die Ochſen, die verſtehen es, ſpannen Sie ihnen bis zu zwanzig an, ſo lange die Kerle nur ſo auf ihre Art ſchreien, rühren ſich die Ochſen kaum von der Stelle ... Schreckliche Spitzbuben! Aber was ſoll man mit ihnen anfangen? Sie befleißen ſich den Reiſenden Geld abzupreſſen ... Man hat ſie verwöhnt, die Schelme: und Sie werden ſehen, ſie fordern Ihnen noch ein Trinkgeld ab. Ich aber kenne ſie ſchon, mich werden ſie nicht anführen.

„Sie dienen alſo ſchon lange hier?"

— O ja, ſchon bei Alexei Petrowitſch (Jermoloff's) Zeiten diente ich hier, antwortete er mit ſtolzem Wohlgefallen. Als er auf die Linie hierherkam, war ich Unterlieutenant — ſetzte er hinzu — und unter ihm bin ich zwei Stufen aufgeſtiegen für Auszeichnung in Gefechten gegen die Gorzen.

„Und jetzt ſind Sie?"

— Jetzt gehör' ich zum dritten Bataillon der Linie. Und Sie, wenn ich fragen darf?

Ich ſagte es ihm.

Hiermit endete das Geſpräch, und wir gingen ſchweigend neben einander her. Auf der Höhe des Berges fanden wir Schnee. Die Sonne ging unter, und die Nacht folgte auf den Tag plötzlich, ohne Übergang, wie dies im Süden gewöhnlich iſt; doch konnten wir mit Hülfe des Schneeſchimmers leicht den Weg unterſcheiden, der noch immer bergauf ging, wiewohl ſchon weniger ſteil. Ich befahl meinen Mantelſack auf den Karren zu legen, ſtatt der Ochſen wieder Pferde vorzuſpannen, und blickte noch zum letztenmal auf das Thal hinab, — aber ein dicker Nebel, der wallend aus der Felskluft hervorſtrömte, bedeckte daſſelbe völlig, und kein einziger Schall mehr von dort erreichte unſre Ohr. Die Oſſetinen kamen lärmend zu mir heran und forderten ein Trinkgeld; doch der Stabskapitain ſchrie ſie ſo drohend an, daß ſie augenblicklich das Weite ſuchten. — „Seht mir doch dieſes Volk, ſagte er, nicht einmal Brot können ſie auf Ruſſiſch nennen," aber: „Offizier, gieb Trinkgeld!" das wiſſen ſie auswendig. Sogar die Tataren ſind mir lieber: die ſind wenigſtens keine Säufer . . ."

Bis zur Station war noch ungefähr eine Werſt zurückzulegen. Rings war alles ſtill, ſo daß man den Flug einer Mücke verfolgen konnte, ſo genau hörte man ihr Summen. Links öffnete ſich eine tiefe Felſenſpalte, hinter ihr und vor uns zeichneten ſich an dem blaſſen Horizont, der noch den letzten Abglanz der Abendröthe bewahrte, die dunkelblauen Gipfel des Berges ab, unzählig eingeſchnitten, bedeckt mit Schichten Schnee's. Am dunkeln Himmel begannen die Sterne hervorzuſchimmern, und ſeltſam, ſie däuchten mir weit höher zu ſein, als bei uns im Norden. Auf beiden Seiten des Weges ſtarrten kahle, ſchwarze Geſteine; hie und da blickten aus dem Schnee Geſträuche heraus, aber auch nicht Ein trockenes Blättchen rührte ſich, und inmitten dieſes Todesſchlafes der Natur war es erquickend, das Schnauben eines fernen Poſtgeſpannes und das ungleiche Geklimper des ruſſiſchen Glöckchens zu vernehmen.

„Morgen wird herrliches Wetter ſein," ſagte ich. Der Stabskapitain erwiederte kein Wort, und zeigte mit dem Finger auf den hohen Berg, der ſich gerade vor uns erhob.

„Was denn?" fragte ich.

— Das iſt der Gutberg.

„Was iſt mit dem?"

— Sehen Sie nur, wie er raucht.

Und in der That, der Gudberg rauchte; auf ſeinen Abhängen krochen leichte Wolkenſtröme, auf dem Gipfel aber lag eine ſchwarze Wolke, ſo ſchwarz, daß ſie auf dem finſtern Himmel ſich als ein Flecken zeigte.

Schon unterſchieden wir den Poſthof, die Dächer der ihn umringenden Hütten, und vor ihnen ſchimmerten uns freundliche Feuerchen entgegen, als ein feuchter, kalter Wind ſich erhob, die Felskluft zu heulen anfing, und ein feiner Regen niederging. Kaum hatte ich die Burka um die Schultern geworfen, ſo ſtürzten auch ſchon dichte Schneeflocken herab. Ich blickte mit Ehrfurcht auf den Stabskapitain . . . .

— Wir müſſen hier über Nacht bleiben, ſagte er mit Verdruß: bei ſolchem Schneegeſtöber kann man nicht durch's Gebirge. Was? Gab es Schneefälle auf dem Kreuzberge? fragte er den Fuhrmann.

— „Es gab keine, Herr, antwortete der Oſſetin: aber es hängt viel, viel."

In Ermangelung eines Zimmers für die Reiſenden auf dem Poſthofe, wies man uns das Nachtlager in der räucherigen Hütte an. Ich lud meinen Reiſegefährten ein, mit mir ein Glas Thee zu trinken, denn ich führte einen gußeiſernen Theekeſſel bei mir — meinen einzigen Troſt auf den Reiſen im Kaukaſus.

Die Hütte war auf der einen Seite an den Felſen angeklebt; drei ſchlüpfrige, feuchte Stufen führten zur Thür hinauf. Tappend ging ich hinein, und ſtieß mich an eine Kuh, — der Viehſtall iſt bei dieſen Leuten gleichſam das Bedientenzimmer. Ich wußte nicht, wohin mich wenden: hier blöken Schafe, dort knurrt ein Hund. Zum Glück ſchimmerte ſeitwärts ein trübes Licht, und half mir eine andre thürähnliche Öffnung finden. Da enthüllte ſich ein Bild, das merkwürdig genug anzuſehen war: die weite Hütte, deren Dach ſich auf zwei rauchgeſchwärzte Pfähle ſtützte, war voller Leute. In der Mitte, auf dem Erdboden, praſſelte ein kleines Feuer, deſſen Rauch, durch die Gewalt des Windes von der Öffnung des Daches zurückgeſtoßen, rings alles dicht umhüllte, ſo dicht, daß ich lange nicht aus den Augen ſehen konnte; beim Feuer ſaßen zwei alte Frauen, eine Menge Kinder, und ein hagrer Gruſinier, alle in Lumpen. Es war nichts anders übrig, als uns auch beim Feuer niederzulaſſen, wir zündeten unſre Pfeifen an, und bald begann der Theekeſſel ſein angenehmes Brauſen.

„Ein jämmerliches Volk!“ ſagte ich zu dem Stabskapitain, indem ich auf unſre ſchmutzigen Wirthsleute hindeutete, welche ſchweigend uns anſtarrten.

— Ein erzdummes Volk, erwiederte er. Glauben Sie nur, nichts in der Welt verſtehen ſie, keiner Art von Ausbildung ſind ſie fähig! Da lob' ich mir noch unſre Kabardinzer oder Tſchetſchenzen, zwar räuberiſche, armſelige Leute, aber dabei rechte Tollköpfe. Doch dieſe hier haben nicht einmal zu den Waffen Luſt: bei keinem einzigen findet man einen guten Dolch. Nun gar erſt die Oſſetinen!

„Sie waren wohl lange in Tſchetſchen?“

— O ja, ich ſtand ein zehn Jahre dort in der Feſtung mit einer Kompanie, beim Steinernen Furt, wiſſen Sie den?

„Ich hörte davon.“

— Ich muß ſagen, Freund, dieſe Händelmacher wurden uns ſehr beſchwerlich; jetzt, Gott ſei Dank, iſt es ruhiger, aber früher durfte man ſich nur hundert Schritte vom Wall entfernen, und ſchon ſaß irgendwo ein wilder Teufel auf der Lauer: war man einen Augenblick achtlos, gleich hatte man entweder die Schlinge um den Hals oder die Kugel im Genick. Aber wackre Burſchen ſind's! . . . .

„Gewiß gab es viele merkwürdige Abentheuer zu beſtehen?" ſagte ich, angeſpornt von Neugier.

— Wie ſollt' es nicht! Es gab deren . . .

Hierauf begann er ſeinen linken Schnurrbart zu ſtreichen, hing den Kopf und wurde nachdenklich. Ich hatte das größte Verlangen, irgend ein Geſchichtchen aus ihm herauszuziehen, — ein Wunſch, der allen Reiſenden und Reiſeberichtern eigen iſt. Unterdeſſen war der Thee fertig geworden, ich nahm aus dem Mantelſack zwei Reiſebecher, ſchenkte ein, und ſtellte den einen vor ihn hin. Er ſchlürfte ein wenig ab, und ſagte gleichſam für ſich: „Ja, es gab deren!" Dieſer Ausruf gab mir große Hoffnungen. Ich weiß, die alten Kaukaſusleute lieben etwas zu ſchwatzen, zu erzählen; es kommt ihnen dazu die Gelegenheit ſo ſelten; mancher ſteht ein Jahrer fünf irgendwo in einem einſamen Winkel mit der Kompanie, und die ganzen fünf Jahre hindurch ſagt niemand zu ihm ſchlechtweg: Guten Morgen! (denn der Feldwebel ſpricht ausdrucksvoller: Schönen guten Morgen wünſch' ich!) Aber an Stoff kann es nicht fehlen: ringsumher ein wildes, merkwürdiges Volk, jeden Tag Gefahr, häufig wunderbare Vorfälle, nothwendig muß man da bedauern, daß bei uns ſo wenig aufgeſchrieben wird.

„Wollen Sie nicht etwas Rum hinzuthun?“ ſagte ich zu meinem Gefährten: „ich habe weißen aus Tiflis bei mir; jetzt iſt es kalt.“

— Nein, ich danke beſtens, ich trinke keinen.

„Wie kommt das?“

— Das kommt ſo. Ich hab' es mir angelobt. Als ich noch Unterlieutenant war, einmal, wiſſen Sie, zechten wir ein wenig zuſammen, und in der Nacht entſtand Alarm; wir eilten vor die Front, noch etwas fröhlich vom Trinken. Aber es kam uns auch heim, als Alexei Petrowitſch es erfuhr: Gott bewahre! wie erzürnte er ſich! er war nahe daran, Kriegsrecht über uns halten zu laſſen. Es iſt auch wahr, manchmal lebt man ein ganzes Jahr ohne jemand zu ſehen, kommt nun noch der Branntwein — ſo iſt man ein verlorener Menſch.

Als ich das von ihm hörte, verlor ich faſt alle Hoffnung.

— Zum Beiſpiel die Tſcherkeſſen, fuhr er fort, ſo wie ſie anfangen ſich in ihrer Buſa gütlich zu thun, bei Hochzeiten oder Begräbniſſen, ſo kommt es auch bald zum Einhauen. Ich habe einmal den Kopf kaum davongebracht, und war doch bei einem friedlichen Fürſten zu Gaſt.

„Wie ereignete ſich das?“

— Nun, (er ſtopfte ſich die Pfeife zurecht, zog einen langen Zug in ſich hinein, und begann zu erzählen), nun ſehen Sie, ich ſtand da in der Feſtung jenſeits des Terek mit der Kompanie — es iſt bald fünf Jahr. Einmal, im Herbſte, kam ein Transport mit Lebensmitteln; bei dem Transport war ein Offizier, ein junger Menſch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er erſchien bei mir in voller Uniform, und meldete mir, daß ihm befohlen ſei, bei mir in der Feſtung zu bleiben. Er war ſo dünn, ſo bläßlich, die Montirung ſtand ihm ſo neu, daß ich gleich vermuthete, er ſei erſt unlängſt bei uns auf dem Kaukaſus. „Sie ſind gewiß, fragte ich ihn, hieher aus Rußland herüberverſetzt?“ — „Ja, Herr Stabskapitain,“ antwortete er. — Ich nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Sehr erfreut, ſehr erfreut. Es wird Ihnen etwas langweilig ſein, indeß wollen wir zuſammen ganz freundſchaftlich leben. Nennen Sie mich alſo gefälligſt nur ſchlechtweg Maxim Maximitſch, und — ich bitte — wozu dieſe volle Uniform? Kommen Sie zu mir nur immer in der Mütze.“ Man wies ihm ſein Quartier an, und er blieb ſeitdem in der Feſtung.

„Wie hieß er?“ fragte ich den Maxim Maximitſch.

— Er hieß ... Doch was ſoll Ihnen ſein Namen? Nennen wir ihn einſtweilen Grigorii Alexandrowitſch Petſchörin. Er war ein herrlicher Junge, kann ich Sie verſichern; nur etwas ſonderbar. Zum Beiſpiel, im Regen, in der Kälte, den ganzen Tag auf der Jagd, Alle frieren ſehr, ermüden, — doch er keineswegs. Dagegen ein andermal ſitzt er in ſeinem Zimmer; ein Lüftchen weht, er verſichert, daß er ſich erkältet habe; der Fenſterladen ſtößt an, er erſchrickt und erblaßt: dann wieder ſah ich ihn ganz allein auf ein Wildſchwein losgehen. Zu Zeiten konnte man ſtundenlang kein einziges Wort aus ihm herausbringen, dafür wieder konnte er bisweilen ſo erzählen, daß einem vor Lachen der Bauch weh that. Ja, er hatte große Sonderbarkeiten, und muß reich geweſen ſein, was für koſtbare Seltenheiten er nur beſaß! ...

„Blieb er lange mit Ihnen zuſammen?" fragte ich wieder.

— Ja, wohl ein Jahr. Noch iſt mir dieſes Jahr in gutem Gedächtniß; er machte mir Sorgen und Verdruß, aber daran will ich jetzt nicht denken! Wahrlich, manchen Menſchen iſt es von der Geburt her vorbeſtimmt, daß ſich mit ihnen mancherlei ungewöhnliche Dinge ereignen müſſen.

„Ungewöhnliche?" rief ich mit neugierigem Eifer, indem ich ihm Thee einſchenkte.

— Ich werd' es Ihnen erzählen. Ungefähr ſechs Werſt von der Feſtung wohnte ein friedlicher Fürſt. Sein Söhnchen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte ſich angewöhnt uns zu beſuchen. Jeden Tag pflegte er zu kommen, bald wegen dieſen, bald wegen jenen, und ich und Grigorii Alexandrowitſch verzogen ihn ganz. Aber auch was für ein flinker Junge war es, geſchickt zu allem was man nur wollte! In vollem Galopp nahm er die Mütze vom Boden auf, ſchoß er aus der Flinte. Eines war in ihm nicht hübſch: er war ſchrecklich auf's Geld erpicht. Einmal, zum Scherz, verſprach Grigorii Alexandrowitſch ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den beſten Bock aus des Vaters Heerde wegſtöhle; und was denken Sie? in der folgenden Nacht ſchleppte er ihn am Horn herbei. Geſchah es aber bisweilen, daß uns einfiel ihn zu necken, unterliefen ihm die Augen mit Blut, und gleich griff er zum Dolche. Ei, Aſamat, du wirſt den Kopf nicht davonbringen, ſagte ich zu ihm, dein toller Sinn wird dein Verderben!

— Einſt kam der alte Fürſt ſelber, uns zu einer Hochzeit einzuladen: er verheirathete ſeine älteſte Tochter, und wir waren gaſtbefreundet. Sie wiſſen, man kann dergleichen nicht wohl ablehnen, wiewohl er nur ein Tatar war! Wir verfügten uns hin. Im Aul ſtürzten uns eine Menge Hunde mit lautem Gebell entgegen. Die Weiber, ſobald ſie uns ſahen, verſteckten ſich; diejenigen, deren Geſicht wir ſehen konnten, waren bei weitem keine Schönheiten. „Ich hatte eine viel beſſere Meinung von den Tſcherkeſſinnen,“ ſagte mir Grigorii Alexandrowitſch. — Nur noch etwas Geduld — antwortete ich lächelnd; und dachte das Meinige dabei.

— Bei dem Fürſten, in der Hütte, war ſchon viel Volks verſammelt. Bei den Aſiaten, wiſſen Sie, iſt es Gebrauch, alle Begegnenden und Vorübergehenden zur Hochzeit einzuladen. Uns nahmen ſie mit allen Ehrenbezeigungen auf, und führten uns in das Gaſtzimmer. Ich vergaß jedoch nicht, im Stillen mir zu merken, wo ſie unſre Pferde unterbrachten; wiſſen Sie, für unvorhergeſehenes Ereigniß.

„Wie iſt bei ihnen die Hochzeitsfeier?“ fragte ich den Stabskapitain.

— Wie gewöhnlich. Zuerſt lieſt ihnen der Mulla aus dem Koran etwas vor, dann beſchenken ſie das junge Paar und alle ſeine Anverwandten, ſie eſſen, trinken Buſa, darauf beginnt die Dſhigitoſſka, und immer iſt irgend ein abgeriſſener, ſchmieriger Kerl auf einem häßlichen, lahmen Pferde dabei, der durch ſeine Verdrehungen und Späße die ehrenwerthe Geſellſchaft zu lachen macht; alsdann, wenn es dunkel wird, beginnt, nach unſrer Art zu reden, der Ball. Ein alter Bettelmann klimpert auf einem dreiſaitigen Inſtrumente . . . ich habe vergeſſen wie es bei ihnen heißt . . . nun, in der Art wie unſre Balaleika. Die Mädchen und jungen Burſche ſtellen ſich in zwei Reihen einander gegenüber, klatſchen mit den Händen und ſingen. Ein Mädchen und ein Jüngling treten dann hervor in die Mitte, und beginnen wechſelsweiſe Verſe gegen einander ſingend herzuſagen, was ihnen einfällt, und die Übrigen ſtimmen als Chor ein. Ich und Petſchórin ſaßen auf dem Ehrenplatze, und eh wir's uns verſahen, trat die jüngere Tochter des Wirthes vor jenen hin, ein Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren, und ſang ihm . . . wie ſoll ich es nennen? . . . eine Art von Kompliment zu.

„Aber was ſie eigentlich ſang, erinnern Sie ſich deſſen nicht?“

— Doch, mich dünkt, ungefähr ſo: „Schön, man kann es wohl ſagen, ſind unſre jungen Dſhigit-Tänzer, und ihre Kaftane ſind reich mit Silber beſetzt, aber der junge ruſſiſche Offizier iſt ſchöner als jene, und ſeine Treſſen ſind von Gold. Er ragt zwiſchen ihnen, wie eine Pappel hervor; doch in unſrem Garten iſt ihm nicht beſchieden zu wachſen, zu blühen.“ Petſchórin ſtand auf, verbeugte ſich gegen ſie, indem er die Hand an Stirn und Bruſt legte, und bat mich, ihr zu antworten; ich weiß ihre Sprache ganz gut, und überſetzte ſeine Antwort.

— Als ſie von uns ſich wieder entfernt hatte, flüſterte ich dem Grigorii Alexandrowitſch zu: „Nun, was ſagen Sie? wie iſt dieſe?“ — „Reizend!“ rief er aus. Wie aber heißt ſie? — „Sie heißt Bela,“ erwiederte ich.

— Und gewiß, ſie war ſchön! hochgewachſen, dünn, ſchwarze Augen wie bei einer Berggemſe, ſo blickten ſie einemauch in die Seele hinein. Petſchórin, ganz verſunken, wandte die Augen nicht von ihr ab, und ſie blickte öfters verſtohlen unter den dunklen Brauen nach ihm hin. Nur hatte nicht Petſchórin allein ſeine Freude die liebliche Fürſtin anzuſehen: aus der Ecke des Gemachs blickten auf ſie zwei andre Augen, unbeweglich, gluthvoll. Ich ſah ſcharf hin, und erkannte meinen alten Bekannten Kasbitſch. Er war, wiſſen Sie, weder ſo, daß er für friedlich gelten konnte, noch ſo, daß er erklärt unfriedlich geweſen wäre. Mancher Verdacht fiel auf ihn, wiewohl man keinerlei Unfug ihm beſtimmt nachweiſen konnte. Es geſchah öfters, daß er zu uns in die Feſtung mit Schafen kam, und ſie wohlfeil zum Verkauf anbot, nur wollte er niemals dingen, was er zuerſt forderte, das mußte man geben, — er hätte ſich eher den Hals abſchneiden laſſen, als einen geringeren Preis genommen. Man ſagte ihm nach, er liebe, ſich jenſeits des Kubans mit den Abreken herumzutreiben, und, die Wahrheit zu ſagen, ſein Anſehn war ganz das eines Räubers; etwas klein, trocken, breitſchulterig . . . Aber wie war er gewandt! o gewandt war er wie der Teufel. Sein tatariſcher Rock, Beſchmet genannt, war immer zerriſſen, mit Flicken bedeckt, aber ſein Gewehr mit Silber ausgelegt. Und ſein Pferd, das war berühmt in der ganzen Kabarda, — und gewiß, ein beſſeres Pferd als dieſes war gar nicht denkbar. Nicht umſonſt beneideten ihn alle Raubreiter, und mehr als Einmal verſuchten ſie es ihm zu ſtehlen, nur glückte es nicht. Als wenn es jetzt wäre, ſeh' ich dieſes Pferd vor mir: ſchwarz wie Pech, die Füße — ſchlank und feſt, und die Augen nicht ſchlechter als die der Bela; und welche Kraft! Wohl funfzig Werſte legt' es in vollem Laufe zurück; und zugeritten! — wie ein Hund lief es ſeinem Herrn nach, ſogar die Stimme deſſelben kannte es! Es geſchah öfters, daß er es gar nicht einmal anband. Wahrhaftig, ein rechtes Räuberpferd! . . .

— An dieſem Abend war Kasbitſch finſtrer, als ſonſt, und ich bemerkte, daß er unter dem Beſchmet ein Panzerhemd anhatte. „Nicht umſonſt hat er dies Panzerhemd an,“ dacht' ich: „er hat gewiß irgend was im Sinn.“

— Es war ſchwül in der Hütte, und ich trat hinaus, mich an der Luft zu erfriſchen. Nacht lag ſchon auf den Bergen, und Nebel ſtrich an den Felsklüften hin.

— Ich ließ mir einfallen, mich unter das Wetterdach zu begeben, wo unſre Pferde ſtanden, nachzuſehen ob ſie Futter hätten, und überdies kann Vorſicht nie ſchaden: ich hatte ein herrliches Pferd mit, und ſchon mehr als Ein Kabardinzer hatte es wohlgefällig in's Auge gefaßt, und dabei ausgerufen: Jakſchi tche, tſchek jakſchi!

— Ich ducke mich längs des Plankenzaunes hin, und plötzlich hör' ich Stimmen; die eine Stimme kannte ich ſogleich: das war der Taugenichts Aſamat, der Sohn unſres Wirthes; die andere ſprach ſeltner und leiſer. „Wovon ſchwatzen die wohl?“ dacht' ich: „doch wohl nicht gar von meinem Pferde?“ Da kauerte ich mich bei dem Zaune nieder und fing an zu horchen, bemüht, daß kein einziges Wort mir entginge. Doch der Lärm der Geſänge und das Gewirr der Stimmen, die aus der Hütte herausſchallten, verſchlangen bisweilen das für mich o wichtige Geſpräch.

— „Du haſt ein herrliches Pferd!“ ſagte Aſamat: „wäre ich Herr im Hauſe und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, ſo gäbe ich wohl die Hälfte davon für deinen Renner, Kasbitſch!“

— „Aha, Kasbitſch!“ dacht’ ich, und erinnerte mich des Panzerhemdes.

— Ja, antwortete Kasbitſch nach einigem Schweigen: in der ganzen Kabarda findet man kein ſolches. Einsmals, — das war jenſeits des Terek — zog ich mit den Abreken aus, ruſſiſche Pferdeheerden wegzunehmen; es mißglückte, und wir wurden verſprengt, der eine dahin, der andere dorthin. Hinter mir her waren vier Koſaken; ſchon hörte ich im Rücken das Geſchrei der Gauren, und vor mir war ein dichter Wald. Ich duckte mich in den Sattel, übergab mich dem Allah, und zum erſtenmal im Leben beleidigte ich das Pferd durch einen Schlag mit der Peitſche. Wie ein Vogel ſprang es zwiſchen den Zweigen hin; ſcharfe Dornen zerriſſen meine Kleidung, dürre Äſte von Zwergrüſtern ſchlugen mich in’s Geſicht. Mein Pferd ſprang über die Baumſtumpfen, riß mit der Bruſt das Geſträuch auseinander. Ich hätte beſſer gethan, das Pferd im Buſchwerk laufen zu laſſen, mich ſelbſt aber zu Fuß im Walde zu verſtecken, aber ich konnte mich von ihm nicht trennen, und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln ſauſten über meinem Kopfe hin; ich hörte ſchon die heißverfolgenden Koſaken dicht hinter mir . . . Plötzlich gähnt vor mir ein tiefer Abgrund; mein Renner ſtutzte — und ſprang. Seine Hinterhufe glitten von dem gegenüberſtehenden Rande ab, und er hing an den Vorderfüßen; ich warf die Zügel weg, und flog in die Schlucht hinab; hiedurch wurde mein Pferd gerettet: es ſprang hinauf. Die Koſaken ſahen alles mit an, doch keiner von ihnen ließ ſich hinab, mich zu ſuchen: ſie dachten wohl, ich müſſe den Hals gebrochen haben, und ich hörte, wie ſie ſich anſtrengten mein Pferd aufzufangen. Das Blut ſtockte mir im Herzen, ich kroch im tiefen Graſe längs der Schlucht hervor, — ich ſehe: der Wald war zu Ende, einige Koſaken ritten aus ihm in das freie Feld heraus, und ſiehe! mein Karagös ſprengt grad' auf ſie los: Alle warfen ſich mit Geſchrei hinter ihm her; lange, lange verfolgten ſie ihn, beſonders Einer war zweimal nahe daran, ihm die Schlinge über den Hals zu werfen: ich erbebte, ſenkte die Augen, und fing an zu beten. Nach einigen Augenblicken erheb' ich ſie wieder — und ſehe: mein Karagös, hoch den Schweif tragend, fliegt gleich dem Winde daher, und die Gauren ziehen ſich einer hinter dem andern auf den ermüdeten Pferden fern zur Steppe hin. Beim Allah! Dies iſt Wahrheit, genaue Wahrheit! Bis zur ſpäten Nacht ſaß ich in meiner Schlucht. Plötzlich, was denkſt du wohl Aſamat? in der Dunkelheit hör' ich, daß am Rande ein Pferd läuft, ſchnaubt, wiehert, und mit den Füßen auf die Erde ſtampft; ich erkannte die Stimme meines Karagös: das war wirklich er, mein Gefährte! . . . Von dieſer Zeit an blieben wir unzertrennlich.

— Und man konnte hören, wie er mit der Hand den glatten Hals ſeines Renners klatſchte, indem er ihm verſchiedene zärtliche Namen gab.

— „Hätte ich eine Heerde von tauſend Stuten,“ ſagte Aſamat, „wahrlich wohl die ganze gäbe für deinen Karagös ich hin!“

— „Jok, ich gäb' ihn dafür nicht,“ antwortete Kasbitſch gleichgültig.

— „Höre, Kasbitſch,“ ſagte ſchmeichelnd Aſamat, „du biſt ein guter Kerl, du biſt ein wackrer Dſhigit, mein Vater aber fürchtet die Ruſſen, und läßt mich nicht in die Berge; gieb mir dein Pferd, und ich will alles thun, was du nur verlangſt, ich will für dich meinem Vater ſeine beſte gezogene Büchſe, ſeine beſte Schaſchka wegſtehlen — was du nur wünſcheſt: ſeine Schaſchka iſt eine ächte Gurda; die Schneide, ſo wie du ſie nur anlegſt an die Hand, ſaugt ſich von ſelbſt in das Fleiſch; und ſein Panzerhemd iſt wohl ſo gut wie deines, o gewiß.“

— Kasbitſch antwortete nicht.

— „Das erſtemal, als ich dein Pferd ſah,“ fuhr Aſamat fort: „als es unter dir ſich im Kreiſe drehte und mit aufgeblaſenen Rüſtern dahin ſprang, und unter ſeinen Hufen hervor die Steine in Funken ſtoben, da entſtand in meiner Seele etwas Unbegreifliches, und von der Zeit wurde alles andre mir zuwider: auf die beſten Renner meines Vaters ſah ich mit Verachtung, ich hätte mich geſchämt mich auf ihnen zu zeigen, und Traurigkeit übernahm mich ganz; und harmvoll verſaß ich auf einem Felſen ganze Tage, und in jedem Augenblick erſchien mir in Gedanken dein ſchwarzes Roß mit ſeinem edlen Gang, mit ſeinem glatten, pfeilgraden Rücken; es blickte mir in die Augen mit ſeinen muntern Augen, als ob es ſprechen wollte. Ich werde ſterben, Kasbitſch, wenn du mir es nicht überläſſeſt!“ ſagte Aſamat mit bebender Stimme.

— Ich glaubte zu hören, daß er zu weinen anfing; dabei muß ich Ihnen ſagen, daß Aſamat ein erztrotziger Burſche war, dem nichts in der Welt Thränen abzudringen pflegte, ſogar als er noch ganz jung war.

— Zur Antwort auf ſeine Thränen war nur eine Art ſpöttiſchen Lachens vernehmbar.

— „Höre!“ rief mit feſter Stimme Aſamat! „Sieh, ich bin zu allem entſchloſſen. Willſt du, ſoll ich für dich meine Schweſter fehlen? Wie ſie tanzt! wie ſie ſingt! und ſie nähet in Gold aus, wundervoll! Solch ein Mädchen hat wohl der türkiſche Padiſchah kaum … Willſt du? Erwarte mich morgen in der Nacht dort, in der Felskluft, wo der Bach fließt, ich werde mit ihr zum benachbarten Aul vorübergehen, und ſie iſt dein. Nun, iſt nicht Bela deinen Renner werth?“

— Lange, lange ſchwieg Kasbitſch; endlich, anſtatt der Antwort, hob er mit halber Stimme ein altes Lied zu ſingen an:

Im Aule bei uns ſind der Schönheiten viel,
Sterne ſtrahlen im Dunkel ihrer Augen;
Sie zu lieben iſt ſüß, ein beneidenswerth Loos!
Aber ſüßer doch bleibt die jugendliche Freiheit.
Gold wohl kaufet der Frauen vier,
Doch ein muthiges Pferd hat keinen Preis:
Fliegt in der Steppe ſo raſch wie der Wind,
Und in ihm iſt kein Wechſel, in ihm iſt kein Trug.

— Vergebens bat ihn Aſamat wiederholentlich, den Vorſchlag einzugehen, er weinte, und ſchmeichelte, und ſchwur; endlich unterbrach ihn Kasbitſch ungeduldig:

— „Geh fort, thörichter Junge! Wie kannſt du denn mein Pferd reiten? Bei den erſten drei Schritten wirft es dich ab, und du zerſchlägſt dir das Genick auf den Steinen.“

— „Ich!“ ſchrie Aſamat in Wuth, und das Eiſen des Knabendolches klirrte auf dem Panzerhemde. Doch eine kräftige Hand warf ihn zurück, und er ſchlug ſich an den geflochtenen Zaun ſo heftig, daß dieſer wankte. „Das giebt einen ſchönen Spaß,“ dacht' ich, eilte zum Stall, zäumte unſre Pferde auf, und führte ſie zu der

Hinterthüre. Binnen zwei Minuten ſchon war in der Hütte ein ſchreckliches Getöſe. Was dort vorfiel, iſt kläglich: Aſamat, mit zerriſſenem Beſchmet dort hineinſtürzend, rief, Kasbitſch wolle ihn ermorden. Alle ſprangen auf, griffen zu den Waffen, und der Spaß ging an. Geſchrei, Lärm, Schüſſe; doch Kasbitſch war ſchon zu Pferde und brach wie ein Teufel durch die Menge in die Straße, indem er die Schaſchka ſchwang. „Ein ſchlimmer Handel in fremder Schmauſerei die Nachwehen der Trunkenheit," ſagte ich zu Grigorii Alexandrowitſch, indem ich ihn bei der Hand ergriff: „thäten wir nicht am beſten, uns eiligſt davonzumachen?"

— „Aber warten Sie doch, wie es endigen wird."

— Es wird wahrſcheinlich ſchlecht endigen: bei dieſen Aſiaten iſt es immer ſo: ſie betrinken ſich in Buſa, und die Balgerei geht los! Wir ſaßen auf und ritten ſpornſtreichs nach Hauſe.

„Und wie ging's dem Kasbitſch?" fragte ich ungeduldig den Stabskapitain.

— Was kann dieſem Volke geſchehen! erwiederte er, indem er die Neige ſeines Thees austrank: er entkam ganz gut.

„Und nicht verwundet?" fragte ich.

— Das mag Gott wiſſen! Sie haben ein zähes Leben, dieſe Räuber! Ich ſah deren zum Beiſpiel einen im Gefecht: von Bajonetten ganz wie ein Sieb durchlöchert, ſchwang er noch immer die Schaſchka. — Der Stabskapitain fuhr nach einigem Schweigen fort, indem er mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte:

— Niemals verzeih ich mir das Eine: der Teufel zupfte mich, daß ich, in der Feſtung angelangt, dem Grigorii Alexandrowitſch alles erzählte, was ich hinter dem Zaun ſitzend erhorcht hatte; er lächelte, — ſo verſchmitzt! — und dachte ſich etwas aus.

„Was aber? Erzählen Sie weiter, o ich bitte!“

— Nun es bleibt wohl nichts anderes übrig! Ich habe angefangen zu erzählen, ſo muß ich auch fortfahren.

— Nach vier Tagen etwa kam Aſamat in die Feſtung. Nach ſeiner Gewohnheit ging er zu Grigorii Alexandrowitſch, der ihn immer mit Näſchereien fütterte. Ich war dort; das Geſpräch kam auf Pferde, und Petſchörin beginnt das Pferd des Kasbitſch herauszuſtreichen, wie es ſo muthig, ſo ſchön, ganz wie eine Gemſe ſei, — genug, ſeinen Worten nach war ein ſolches auf der ganzen Welt nicht mehr.

— Des kleinen Tataren Augen fingen an zu glänzen, doch Petſchörin that, als bemerkte er es nicht; ich wende das Geſpräch auf anderes, aber er, ſehen Sie, führt es immer ſogleich auf das Pferd des Kasbitſch zurück. Dieſe Geſchichte wiederholte ſich jedesmal, ſo oft Aſamat zu uns kam. Nach Verlauf von drei Wochen konnte ich wahrnehmen, daß Aſamat bleich wurde und abzehrte, wie es ſo, mein Herr, von der Liebe in den Romanen vorkommt. Welch Wunder!

— Nun ſehen Sie, ich habe erſt hinterher dieſe ganze Schelmerei erfahren: Grigorii Alexandrowitſch reizte ihn ſo weit auf, daß er ſich faſt in's Waſſer geſtürzt hätte: Nun, einmal auch ſagte er ihm ſogar: „Ich ſehe, Aſamat, daß dir dieſes Pferd ſehr gefällt: aber du wirſt ſeiner ſo wenig als deines Nackens anſichtig werden! Doch ſag einmal, was würdeſt du wohl dem geben, der es dir verſchaffte? . . .“

— „Alles was er verlangt," antwortete Azamat.

— „Unter ſolchen Umſtänden will ich dir es ſchaffen, mit der Bedingung nur . . . Schwöre, daß du ſie erfüllen wirſt . . ."

— „Ich ſchwöre . . . Schwör' auch du."

— „Schön! Ich ſchwöre, das Pferd wird dein; nur biſt du verpflichtet mir dafür deine Schweſter Bela zu überliefern. Karagös wird ihre Morgengabe ſein. Ich hoffe, der Handel iſt für dich vortheilhaft."

— Azamat ſchwieg.

— „Du willſt nicht? Nun, wie du willſt! Ich dachte, du wärſt ſchon ein ganzer Mann, aber du biſt noch ein Jüngling: es iſt noch zu früh für dich zu reiten . . ."

— Azamat entbrannte. „Aber mein Vater?" ſagte er.

— „Entfernt er ſich denn etwa vom Hauſe niemals?"

— „Es iſt auch wahr!" . .

— „Richtig alſo?" . .

— „Richtig," flüſterte Azamat, bleich wie der Tod. „Wann denn?"

— „Das erſtemal, wenn Kasbitſch hierher kommt; er verſprach, zehn Schafe herbeizutreiben; das Uebrige — iſt meine Sache. Gieb Acht, Azamat!"

— So brachten ſie dieſe Sache ganz vollends in Ordnung. — Die Wahrheit zu ſagen, keine ſchöne Sache! Ich ſagte das nachher auch dem Petſchorin, allein er antwortete mir nur, die wilde Tſcherkeſſin müſſe glücklich ſein, einen ſo freundlichen Mann zu haben wie er einer ſei, denn nach ihrer Art ſei er ganz wie ihr Mann; Kasbitſch aber ſei ein Räuber, den man beſtrafen müſſe. Urtheilen Sie ſelbſt, was konnt' ich darauf erwiedern? . . . Aber damals wußt' ich noch nichts von jener Verabredung

Nun, sehen Sie, einmal kam Kasbitsch und fragte, ob man Schafe nöthig habe und Honig; ich bestellte ihn bereit auf den nächstfolgenden Tag. „Asamat!“ sagte Grigori Alexandrowitsch: „morgen ist Karagöz in meinen Händen; wenn nun in dieser Nacht Bela nicht hier sein wird, so bekommst du das Pferd nie zu sehen“ . . .

— „Gut!“ versetzte Asamat, und sprengte zum Aul. Abends bewaffnete sich Grigori Alexandrowitsch und ritt aus der Festung: wie sie diese Sache vollbracht haben, weiß ich nicht, — nur daß sie in der Nacht beide zurückkehrten, und daß die Schildwache sah, wie quer auf dem Sattel Asamat's ein Frauenzimmer lag, dessen Hände und Füße gebunden waren, der Kopf aber mit einem dichten Schleier umhüllt.

„Nun, und das Pferd?“ fragte ich den Stabskapitain.

— Gleich, gleich. Am folgenden Tage kam Kasbitsch, und brachte zehn Schafe zum Verkauf. Nachdem er sein Pferd an den Zaun gebunden, trat er zu mir ein: ich bewirthete ihn mit Thee, weil wir, wiewohl er Räuber, doch in gastfreundlichem Verhältniß lebten.

— Wir plauderten von diesem, von jenem: plötzlich sehe ich, daß Kasbitsch erschrickt und sein Gesicht die Farbe wechselt, — er eilt an's Fenster; aber das Fenster, unglücklicherweise, ging auf den Hinterhof. — „Was hast du?“ fragte ich.

— „Mein Pferd! . . . Pferd!“ rief er, ganz zitternd.

— In der That, ich hörte Hufschlag: wahrscheinlich kam irgend ein Kosak angeritten . . .

— „Nein! Russischer Verrath, Verrath!“ brüllte er, und stürzte über Hals und Kopf hinaus, wie ein wilder Panther. In zwei Sprüngen war er draußen; an dem Feſtungsthore vertrat ihm die Schildwache den Weg und hielt ihm das Gewehr vor; er ſprang über das Gewehr hinweg, und rannte aus allen Kräften den Weg entlang … Fernhin wirbelte Staub auf — Azamat ſprengte auf dem muthigen Karagöz daher; im Laufe machte Kasbitſch ſein Gewehr von dem Überzuge los und ſchoß, gleich darauf ſtand er unbeweglich, bis er ſich überzeugt hatte, daß er fehlgeſchoſſen; dann fing er an zu heulen, zerſchlug das Gewehr auf den Steinen und weinte wie ein Knabe … Rings um ihn hatten ſich Leute aus der Feſtung verſammelt, — er achtete auf nichts; ſie verweilten, ſchwatzten, und gingen zurück; ich befahl, das Geld für die Schafe neben ihn hinzulegen, — er rührte es nicht an; er lag mit dem Geſicht auf der Erde wie ein Todter. Glauben Sie's wohl? er lag ſo bis zur ſpäten Nacht und die ganze Nacht! … Erſt am andern Morgen kam er wieder zur Feſtung und bat, daß man ihm den Entführer nennen möchte. Die Schildwache, welche geſehen hatte, wie Azamat das Pferd losband und auf ihm davonſprengte, hielt nicht für nöthig dies zu verheimlichen. Bei dieſem Namen erglänzten die Augen des Kasbitſch, und er wandte ſich ſtracks nach dem Aul, wo der Vater Azamat's lebte.

„Wie erging's dem Vater?“

— Ja das gehörte auch zu der Schelmerei, daß Kasbitſch ihn nicht fand: er war irgendwohin auf ein Paar Tage fort ausgegangen, wie hätte auch ſonſt Azamat die Schweſter entführen können?

— Als der Vater aber zurückkehrte, da war nicht Tochter noch Sohn mehr da. Solcher Spitzbube: er [illegible] weiterdachte, daß er seinen Kopf nicht [illegible] wollte, wenn er sich [illegible] habe. Es war ihr um die Zeit an nicht zu [illegible]; unwillkürlich [illegible] er sich zu [illegible] einen [illegible], aber [illegible] ging nach dem Weg? ...

— Ich gehörte, auch auf mein Wort, dem [illegible]. Da [illegible] ich [illegible] habe, daß die [illegible], so legte ich meine [illegible] und den [illegible] an, und [illegible] mich zu [illegible].

— Er lag in dem [illegible] Zimmer auf dem Bette, wie eine [illegible] unter dem [illegible], und der andere [illegible] Bilde [illegible]; die Thüre zum zweiten Zimmer war verschlossen, und der [illegible] Stube nicht. Ich bemerkte das alles deutlich. Ich fing an zu [illegible], und den [illegible] mit den Händen zu [illegible], — doch er [illegible] sich, als ob er nicht [illegible].

— „[illegible]?" sagte ich so [illegible]. „Sehen Sie denn nicht, daß ich hier bei Ihnen bin?"

— „Ich gehe fort, Monsieur [illegible]! Haben Sie nicht eine Bitte?" — antwortete er, ohne sich zu [illegible].

— „[illegible] Sie! Ich bin hier nicht Monsieur [illegible]; ich bin ja der [illegible]."

— „[illegible]. Haben Sie nicht Ihre? Wenn Sie nur wüßten, was die Dinge noch [illegible]!"

— „Ich weiß alles," antwortete ich, und trat ganz [illegible] hin.

— „[illegible]: ich bin so nicht in der Erinnerung zu [illegible]."

— „[illegible] …"

— „[illegible]"

— „[illegible]"

— „[illegible] …"

— [illegible] „[illegible]"

— „[illegible]"

— „[illegible] … [illegible] — [illegible]" [illegible]

— „[illegible] …"

— [illegible]

— „[illegible]"

— „[illegible]"

— „[illegible]"

— [illegible] — „[illegible]" [illegible]

[illegible]

— „[illegible]" — [illegible]

— „[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

— [illegible]

— [illegible]

[illegible]

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

— [illegible]

„[illegible]“

— [illegible]

[illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], die sich [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] nicht zwei [illegible], die einander [illegible] [illegible] [illegible], — und [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible], — [illegible], [illegible] [illegible] man [illegible] [illegible] [illegible]; die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auf der [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „Ich habe [illegible],“ rief er [illegible], „daß [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible], aber er [illegible] [illegible], [illegible], auf dem [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]!“ rief er den [illegible] zu.

Die [illegible] [illegible] an der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie nicht [illegible], [illegible] die [illegible] am [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ein [illegible] [illegible], [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die auf dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ein [illegible] [illegible]; ich [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], auf [illegible] [illegible], [illegible] zwei [illegible] nicht an einander [illegible], [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] ein [illegible]: der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht einmal von [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] ich [illegible] [illegible], daß er sich wohl einmal Ihren [illegible], wenn auch nur meinem [illegible] zu Liebe, denn ich [illegible] in diese Stelle [illegible] gekommen sei, antwortete er mir: Ei, Herr! Wir Deutsche [illegible] kommen wir eben so gut hin wie jetzt, — es ist ja nicht zum erstenmale," und er hatte Recht: wir hätten ziemlich [illegible] Wetter, leicht gelangten wir ganz eben so hin, und wenn die Leute mehr Geschick hätten, so würden sie sich überzeugen, daß [illegible] nicht merkt, daß man sich darum so große Sorgen macht.

Nun [illegible] Sie, liebe [illegible], das Ende des [illegible] Brief's zu wissen? — Da muß ich ehrlich erinnern, daß ich keine Romane schreibe, sondern Reisebemerkungen; folglich kann ich den [illegible] nicht früher erzählen lassen, als es in der That zu erzählen anfing. Daß so [illegible] ein wenig, aber wenn ich auch [illegible], überhaupt einige Blätter, nur kann ich heute noch nicht sagen, weil der Übergang über den Kreuzberg [illegible], wo der [illegible] sie nennt, der Berg [illegible] einen [illegible] werth ist. Und so ließen wir uns von dem [illegible] in das Teufelsthal hinab.... Das ist eine romantische Benennung! Sie sehen dabei schon das [illegible] des bösen Geistes zwischen unzugänglichen Felsen, — aber so war es nicht: die Benennung Teufelsthal ist falsch: hier war einst die [illegible], und daher die [illegible], die auf [illegible] [illegible] heißt; die Leute aber machten daraus Teufel, auf Deutsch Teufel. Dieses Thal war geschmückt mit gefrornem Schnee, der lebhaft genug an [illegible], [illegible], und die andern [illegible] Orte unsers Vaterlandes erinnerte.

„Da ist auch der Kreuzberg!" sagte zu mir der Stabskapitän, als wir in das Teufelsthal hinabgefahren waren, indem er auf eine Anhöhe deutete, die mit einem Schneegewande überkleidet war; auf dem Gipfel erhob sich schwarz ein steinernes Kreuz, an welchem eine kaum bemerkbare Straße vorbeiführte, auf der man nur dann zu fahren pflegt, wenn der Seitenweg durch Schnee verschüttet ist; unsre Fuhrleute erklärten, noch sei keine Lawine gefallen, und führten uns, um die Pferde zu schonen, den gewundenen Seitenweg. Wo beide Wege sich schieden, trafen wir auf fünf Osseten; sie boten uns ihre Dienste an, und, sich an die Räder klammernd, suchten sie unsre Wagen zu schieben und zu halten. Und gewiß, der Weg war gefährlich: zur Rechten hingen über unsren Köpfen Massen Schnee's, die bereit schienen, beim ersten Hauche des Windes in die Schlucht hinabzurollen; der enge Weg war zum Theil mit Schnee bedeckt, der an einigen Stellen unter den Füßen einbrach, an andern durch die Wirkung der Sonnenstrahlen und der Nachtfröste sich in Eis verwandelt hatte, so daß wir selber nur mit Mühe durchkamen; die Pferde aber fielen; — zur Linken gähnte eine tiefe Felsenspalte, wo sich ein Bach hinschlängelte, bald unter einer Schneedecke versteckt, bald über schwarzen Steinen aufschäumend. — In zwei Stunden kaum vermochten wir um den Kreuzberg herumzukommen, — zwei Werst in zwei Stunden! Unterdessen hatten die Wolken sich gesenkt, es fiel Hagel, Schnee; der Wind, sich in die Kluft stürzend, heulte, pfiff wie der Räuber Nachtigall — von dem die Sage geht, sein Pfeifen sei von einem Ende Rußlands zum andern vernehmbar gewesen, und so [illegible] war der steinerne Kreuz in Nebel gehüllt, dessen Wolken, eine dunkler und dichter als die andern, vom Osten heranzogen … Bei Gelegenheit dieses Kreuzes muß ich der seltsamen, doch allgemein verbreiteten Ueberlieferung erwähnen, als hätte der Kaiser Peter der Große dasselbe bei seinem Zuge durch den Kaukasus errichten lassen; allein, für's Erste, war Peter bloß in Daghestan, und für's Zweite, so steht auf dem Kreuze mit großen Buchstaben geschrieben, daß es auf Befehl des Generals Jermoloff, und zwar im Jahre 1824, aufgestellt worden. Aber die Sage hat sich der Inschrift ungeachtet so eingewurzelt, daß man in Wahrheit nicht weiß, was man glauben soll, besonders da wir nicht gewohnt sind, Inschriften viel Glauben beizumessen.

Wir hatten auf abschüssigen Pfaden und durch morastigen Schnee bis zum Posthof Kobi noch ungefähr fünf Werst hinunterzufahren. Die Pferde ermatteten, wir waren erstarrt von Kälte; das Schneegestöber tobte stärker und stärker, genau wie unser vaterländisches, nördliches; nur war das Singen des Windsturms noch trauriger, noch schwermüthiger. „Auch Du, Verbannte," dacht' ich bei mir selbst, „weinst über Deine weiten offenen Steppen! Dort konntest Du Deine kalten Schwingen entfalten, aber hier ist Dir schwer und beklommen, wie dem Adler, der mit Geschrei gegen das Gitter seines eisernen Käfigs anschlägt."

— Schlimm? — sagte der Stabskapitain; schauen Sie, ringsum ist nichts sichtbar als Nebel und Schnee — wir können uns gewärtig sein, daß wir in den Abgrund stürzen oder in der Schneemasse stecken bleiben, und dort weiter unten hat sich die Baidara so aufgebläht, daß man auch da nicht durchkommen kann. Doch Doch mit diesen Asiaten! wie die Menschen, so die Flüsse, nie kann man sich auf sie verlassen. — Die Fuhrleute trieben mit Schreien und Schelten die Pferde an, welche schnaubend sich aufstemmten, und um nichts in der Welt von der Stelle wollten, trotz des Zuredens der Peitschen. „Gnädiger Herr,“ sagte endlich der eine, „da ist alles umsonst, wir kommen so nun nicht nach Kobi; erlauben Sie wohl, daß, während es noch möglich ist, wir links abbiegen? Dort auf dem Abhang ist etwas Schwarzes, — es sind Hütten: dort halten immer die Vorüberreisenden im Unwetter an; sie sagen, daß sie uns hinbringen werden, wenn sie ein Trinkgeld bekommen,“ fügte er hinzu, auf den Osseten zeigend.

— Ich weiß es, Väterchen, ich weiß es ohne Dich, sagte der Stabskapitain: o diese Bestien! sie sind bereit, sich in Stücken zu reißen, um ein Trinkgeld uns abzunöthigen.

„Bekennen Sie aber ein,“ sagte ich, „daß es ohne sie um uns wohl noch schlechter stünde.“

— Wohl wahr, wohl wahr — brummte er; das sind mir Führer! sie wittern es, wo sie Gewinn ziehen können, als wär' es ohne sie nicht möglich den Weg zu finden.

So wandten wir uns denn zur Linken, und wie es eben ging, nach mancher Noth, erreichten wir die armselige Unterkunft, zwei Hütten, aus Platten und Kieselsteinen zusammengefügt, und eingefaßt mit ebensolcher Mauer. Die zerlumpten Wirthsleute nahmen uns gutherzig auf. Ich erfuhr später, daß die Regierung sie bezahlt und nährt, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, die vom Sturme übernatürlichen Anſichten zu befeſtigen. — „Alſo zum Beſten," ſagte ich, indem ich mich an Feuer niederließ: „jetzt können Sie mir Ihre Geſchichte von Bela zu Ende erzählen; ich bin überzeugt, daß es damit ſo nicht aus war."

— Doch wie ſo ſind Sie deſſen überzeugt? entgegnete mir der Stabskapitain, mit den Augen blinzelnd und liſtig lächelnd.

„Deßhalb, weil es ſo nicht in der Ordnung der Dinge wäre: was in ungewöhnlicher Weiſe begann, das muß auch ſo endigen."

— Nun, Sie haben es errathen.

„Ich freue mich."

— Sie haben gut ſich freuen, aber ich werde recht traurig bei der bloßen Erinnerung. Sie war ein herrliches Mädchen, dieſe Bela! Ich gewöhnte mich zuletzt ſo an ſie wie an eine Tochter, und ſie liebte mich. Sie müſſen wiſſen, daß ich keine Familie habe; von Vater und Mutter hab' ich ſeit zwölf Jahren keine Nachricht, eine Frau zu verlangen hatte ich früher nicht genug, — und jetzt, wiſſen Sie, paßt es ſchon nicht recht mehr zu mir; — ich war nun froh, daß ich jemanden zu verzärteln fand. Sie ſang uns öfters Lieder, oder tanzte Leſginka ... aber wie tanzte ſie auch! Ich hab' unſere Provinz-Damen geſehen, ich bin Einmal in Moskau auf einem der Adelsbälle geweſen, vor etwa zwanzig Jahren, — aber was war das alles gegen ſie!... Grigorii Alexandrowitſch putzte ſie wie eine Puppe heraus, hielt ſie köſtlich und liebevoll; auch wurde ſie bei uns immer ſchöner, es war wunderbar; von Geſicht und Händen ſchwand die Sonnenbräune, Röthe ſpielte auf den Wangern, — und wenn man ſie erſt munter, und erſt, die Muthwillige, wie hatte ſie ihren Spaß mit mir... Gott ſei ihr gnädig!..

„Wie war es, als Sie ihr den Tod des Vaters bekannt machten?"

— Wir hielten dies vor ihr lange geheim, ſo lange ſie ſich noch nicht an ihre Lage gewöhnt hatte; als man es ihr dann ſagte, da weinte ſie ein paar Tage, und darauf vergaß ſie es.

— Vier Monate lang ging alles ſo, daß es nicht beſſer ſein konnte. Grigorij Alexandrowitſch, wie ich, dünkt mich, ſchon ſagte, liebte ungemein die Jagd: früher trieb es ihn in den Wald hinter Wildſchweinen und Böcken her, — aber nun ging er kaum über den Feſtungswall hinaus. Jedoch, einſtmals ſehe ich ihn auf's neue nachdenklich werden, im Zimmer umhergehen, die Hände rückwärts zuſammendrücken; dann, einmal, ohne jemandem ein Wort zu ſagen, ging er zum Schießen aus, — der ganze Morgen verſtrich; bald auch ein zweitesmal, dann immer öfter und öfter... Nicht ſchön, dacht' ich: ſicher iſt eine ſchwarze Katze zwiſchen Beiden durchgeſprungen!

— Eines Morgens ſprech' ich bei ihnen ein — als wär' es heute, hab' ich es vor Augen: Bela ſaß auf dem Bette in ſchwarzſeidenem Beſchmet, etwas blaß, mit ſo traurigem Ausdruck, daß ich erſchrak.

— „Wo iſt denn Petſchorin?" fragte ich.

„— Auf der Jagd."

— „Ging er heute ſchon fort?" — Sie ſchwieg, als wäre es ihr peinlich, mehr zu ſprechen.

„Nein, ſchon geſtern Abend,“ ſagte ſie endlich, ſchwer ſeufzend.

— „Hat ſich mit ihm irgend etwas zugetragen?“

„Ich habe geſtern den ganzen Tag nachgeſonnen, nachgeſonnen, erwiederte ſie in Thränen: ich ſtellte mir mancherlei Unglück vor: bald ſchien es mir, daß ein grimmiges Wildſchwein ihn verwundet habe, bald, daß ein Tſchetſchenz ihn in die Berge fortgeſchleppt... Aber nun hab' ich ſchon keinen andern Gedanken mehr, als daß er mich nicht liebe.“

— „Wahrlich, Liebe, Schlimmeres als das konnteſt Du nicht erdenken.“ — Sie weinte, doch plötzlich erhob ſie ſtolz den Kopf, wiſchte die Thränen ab, und fuhr fort:

„— Wenn er mich nicht liebt, was hindert ihn denn mich nach Hauſe fortzuſchicken? Ich zwinge ihn zu nichts. Wenn aber das ſo fortdauern ſoll, ſo werde ich von ſelbſt fortgehen: ich bin ſeine Sklavin nicht, — ich bin eine Fürſtentochter!..“

— Ich ſuchte ihr zuzureden. — „Höre, Bela, das ſiehſt Du doch ein, er kann nicht immer hier ſitzen, wie an Deinen Rock angenäht; er iſt ein junger Mann, er liebt es, dem Wilde nachzujagen — er geht und kehrt wieder; aber wenn Du Dich härmſt, dann wirſt Du ihm um ſo eher Überdruß erregen.“

„— Wahr, wahr, antwortete ſie, ich werde fröhlich ſein, ſehr fröhlich.“ — Und mit Lachen ergriff ſie ihr Tamburin, fing an zu ſingen, zu tanzen und um mich herumzuſpringen; nur war auch das nicht von langer Dauer, ſie ſank wieder auf das Bett, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

— Was ſollt' ich mit ihr machen? Ich, wiſſen Sie, habe mich nie mit Weibern viel abgegeben: ich ſann, und ſann, womit ich ſie wohl tröſten könnte, aber mir fiel nichts bei; einige Zeit ſchwiegen wir beide . . . ein höchſt unerfreulicher Zuſtand, mein Herr!

— Endlich ſagt' ich zu ihr: „Willſt Du, ſo gehen wir auf den Wall ſpaziren, das Wetter iſt herrlich!“ — Das war im September; und gewiß, der Tag war wundervoll, hell und nicht heiß; alle Berge waren ſo deutlich zu ſehen, als ob man ſie auf dem Tiſche vor ſich hätte. — Wir gingen, ſpazirten auf dem Feſtungswall hin und her, und ſchwiegen: endlich ſetzte ſie ſich auf den Raſen, und ich ſetzte mich neben ſie. Nun fürwahr, es iſt zum Lachen, wenn ich daran denke: ich lief hinter ihr her ganz wie eine Wärterin.

— Unſre Feſtung war hochgelegen, und die Ausſicht vom Walle ſehr ſchön: auf Einer Seite weites Feld, durch einige Schluchten eingefurcht, dahinter ein Wald, der ſich bis zum Kamm der Berge hinzog; hie und da rauchten Aule, weideten Pferdeheerden; — auf der andern Seite läuft ein kleiner Bach, der ein dichtes Geſträuch beſpült, das die ſteinigten Höhen bedeckt, welche ſich mit der Hauptkette des Kaukaſus vereinigen. Wir ſaßen an der Ecke einer Baſtion, ſo daß wir nach beiden Seiten alles überſchauen konnten. Da ſeh' ich plötzlich, wie irgend einer auf einem grauen Pferde aus dem Walde hervorreitet, immer näher und näher, endlich jenſeits des Baches ungefähr hundert Klafter von uns ſtill hält, und dann ſein Pferd anfängt herumzuwerfen, wie ein Beſeſſener. „Was zum Henker iſt das? . . Sieh mal dorthin, Bela,“ ſagte ich zu ihr: „Deine Augen ſind jünger, was iſt das für ein Dſhigit: wen zu beluſtigen kommt der her? . .“

— Sie blickte hin, und rief aus: Das iſt Kasbitſch! . .

— „Ach der Räuber! Iſt es uns zum Hohne, daß er ſich ſo nahe zu uns wagt?“ — Ich ſehe genauer hin, wirklich Kasbitſch: ſein ſchwarzbraunes Geſicht, ſeine Kleidung, abgeriſſen und ſchmutzig wie immer. — „Dieſes Pferd iſt das meines Vaters,“ ſagte Bela, mich bei der Hand faſſend; ſie zitterte wie ein Espenlaub, und ihre Augen leuchteten. — Aha! dacht' ich: auch in dir, mein Herzchen, ſchweigt das Räuberblut nicht.

— „Komm' einmal her!“ rief ich der Schildwache: „Sieh nach Deinem Gewehr, und ſchieße mit den Burſchen da herunter, — Du bekommſt einen Silberrubel.“ — „Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren; aber er bleibt keinen Augenblick auf derſelben Stelle.“ . . Heiß' ihn ſtille ſtehen!“ ſagte ich lachend. . . — „Heda, mein Lieber!“ ſchrie ihm die Schildwache zu, mit der Hand winkend: „warte doch ein bischen, was drehſt Du Dich denn immer wie ein Kreiſel?“ — Kasbitſch hielt wirklich an, und gab Acht: wahrſcheinlich dachte er, man wolle mit ihm unterhandeln, — aber nicht ſo! . . Mein Grenadier legte an . . . baz! . . vorbei, — nur das Pulver auf der Pfanne brannte ab; Kasbitſch ſpornte das Pferd, und es machte einen Seitenſprung. Er hob ſich in den Bügeln, ſchrie etwas in ſeiner Sprache, drohte mit der Nagaika — und auf und davon.

— „Wie, ſchämſt Du Dich nicht!“ ſagte ich zu der Schildwache.

„— Euer Hochwohlgeboren! er entging," war die Antwort: „ſolch verfluchtes Volk, in einemmale bringt man ſie nicht um."

— Nach etwa vier Stunden kam Petſchórin von der Jagd zurück; Bela fiel ihm um den Hals, und nicht Eine Klage, nicht Ein Vorwurf über die lange Abweſenheit. . . Ich aber mußte mich über ihn ereifern: „Um Gotteswillen!" ſagte ich: „grade dieſen Augenblick war Kasbitſch hinter dem Bach, und wir ſchoſſen nach ihm: wie leicht hätten Sie auf ihn ſtoßen können? Dieſe Gorzen ſind ein rachſüchtiges Volk: Sie denken, er muthmaße nicht, daß Sie dem Aſamat ein gut Theil beigeſtanden? Ich aber gebe eine Wette ein, daß er nun Bela erkannt hat. Ich weiß, daß ſie vor einem Jahr ihm ſehr gefiel — er hat's mir ſelber geſagt, und daß er, wenn er erſt die nöthige Morgengabe zuſammengebracht, wahrſcheinlich um ſie freien würde." . . Da wurde Petſchórin nachdenklich: — „Ja," verſetzte er: „es iſt nöthig, vorſichtiger zu ſein. . . Bela, vom heutigen Tage an darfſt Du nicht mehr auf den Feſtungswall gehen."

— Abends hatte ich mit ihm eine lange Erklärung: mich verdroß es, daß er ſich gegen dieſes arme Mädchen verändert hatte; denn außer dem, daß er die Hälfte ſeiner Zeit auf der Jagd zubrachte, war auch ſein Benehmen kalt, er liebkoſte ſie ſelten, und ſie begann bemerkbar abzumagern; ihr Geſichtchen wurde ſchmaler, die großen Augen wurden trübe. Fragte man etwa: „Worüber härmſt Du Dich, Bela? biſt Du traurig? — „Nein!" — Wünſcheſt Du irgend etwas? — „Nein!" — Iſt Dir weh um Deine Geſchwiſter? — „Ich habe keine Geſchwiſter." — Es kam vor, daß man ganze Tage, außer „Ja“ und „Nein,“ nichts von ihr herausbringen konnte.

— Grade hierüber auch wollt' ich mit ihm ſprechen. „Hören Sie, Maxim Maximitſch,“ antwortete er: „ich habe einen unglücklichen Karakter: ob die Erziehung mich ſo gemacht, ob Gott mich ſo geſchaffen, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß, wenn ich Andern Unglück verurſache, ich ſelber nicht minder unglücklich bin; freilich ein ſchlechter Troſt für jene — doch hier kommt es nur darauf an, daß die Sache ſo iſt. In meiner erſten Jugend, bis zu dieſem Augenblicke, ſeit ich mündig geworden, habe ich mich ausſchweifend allen Vergnügungen hingegeben, die man durch Geld nur irgend erlangen kann, und, verſteht ſich, dieſe Vergnügungen wurden mir bald zuwider. Darauf ging ich in die große Welt, und in kurzem war die Geſellſchaft mir ebenſo zum Überdruß; ich verliebte mich in weltliche Schönheiten, und wurde wiedergeliebt: doch ihre Liebe reizte nur meine Einbildung und Selbſtgefälligkeit, das Herz blieb leer. . . Ich fing an zu leſen, ich ſammelte Kenntniſſe, — die Wiſſenſchaften wurden mir nicht minder langweilig; ich ſah, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück irgend abhängig ſind, denn die glücklichſten Menſchen ſind grade unwiſſend, und der Ruhm nur ein Glücksfall, den zu erlangen nur Geſchicklichkeit nöthig iſt. So wurde mir alles zum Ekel. Bald wurde ich zum Kaukaſus verſetzt: das war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ich hoffte, die Langeweile würde unter den Kugeln der Tſchetſchenzen nicht Stand halten — vergebens! nach einem Monat war ich an ihr Sauſen und an die Nähe des Todes ſo gewöhnt, daß ich in Wahrheit mehr Acht auf die Mücken hatte, — und ich wurde noch mißmuthiger als vorher, weil ich nun faſt die letzte Hoffnung verloren hatte. Als ich Bela'n in meinem Hauſe hatte, als ich ſie das erſtemal in den Armen hielt, ihre ſchwarzen Locken küßte, da, Thor der ich war, dacht' ich, ſie ſei ein Engel, vom mitleidigen Schickſal mir zugeſandt. . . Ich irrte mich abermals: die Liebe einer Wilden iſt nicht viel beſſer als die Liebe einer vornehmen Dame; die Natürlichkeit und Herzenseinfalt der einen werden uns ebenſo zum Überdruſſe, wie die gefallſüchtige Ziererei der andern; wenn Sie wollen, lieb' ich ſie noch, ich bin ihr dankbar für einige angenehme Stunden, ich würde mein Leben für ſie opfern, nur das Eine kann ich nicht ändern, ich langweile mich mit ihr. . . Ich weiß nicht, bin ich ein Dummkopf oder ein Böſewicht; aber das iſt gewiß, daß ich in jedem dieſer Fälle ſehr bemitleidenswerth bin, vielleicht mehr als ſie: in mir iſt die Seele durch die Welt verdorben, die Einbildungskraft unruhig aufgeregt, das Herz unerſättlich; mir iſt an allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn' ich mich eben ſo leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer; mir iſt nur Ein Hülfsmittel noch übrig: auf Reiſen zu gehen. Sobald es nur möglich ſein wird, werd' ich das thun, — nur nicht in Europa, Gott behüte! — nach Amerika will ich reiſen, nach Arabien, nach Indien, — vielleicht ſterb' ich irgendwo unterwegs! Wenigſtens bin ich überzeugt, daß, mit Hülfe der Stürme und ſchlechten Wege, dieſes letzte Vergnügen ſich langſam erſchöpfen wird." — So ſprach er lange fort, und ſeine Worte gruben ſich mir in's Gedächtniß, weil ich zum erſtenmal ſolche Dinge von einem fünfundzwanzigjährigen Menſchen hörte, und, Gott gebe, zum letztenmal. . . Wie ſeltſam! Sagen Sie, ich bitte, — fuhr der Stabskapitain fort, indem er ſich zu mir wandte, — Sie waren doch, wie es ſcheint, in der Hauptſtadt, und noch nicht längſt: iſt die dortige Jugend alle ſo?

Ich erwiederte, daß es viele Leute gäbe, die eben ſo ſprächen, das heißt, zweifelsohne auch ſolche, die in Wahrheit ſo ſprächen; daß ferner der Lebensüberdruß, wie alle Moden, aus den höheren Reihen der Geſellſchaft, wo er beginne, zu den niedern hinabſteige, die ihn dann abtragen, und daß heutzutage diejenigen, welche ihn am meiſten und wirklich empfinden, dieſes Unglück zu verbergen ſtreben wie ein Laſter. — Der Stabskapitain verſtand dieſe Feinheiten nicht, ſchüttelte den Kopf, und lächelte liſtig:

— Aber, nicht wahr, die Franzoſen haben dieſe Mode der Langenweile bei uns eingeführt?

„Nein, die Engländer.“

— Aha, die alſo! .. verſetzte er, — nun ja, waren ſie nicht auch immer ausgemachte Trunkenbolde?

Ich mußte unwillkürlich an eine Moskauer Dame denken, welche verſicherte, Byron ſei nichts weiter als ein Trunkenbold. — Übrigens war die Bemerkung des Stabskapitains verzeihlicher; damit er ſich des Weins beſſer enthielte, redete er ſich die Überzeugung ein, daß alles Unglück in der Welt vom Trunk herkomme.

Mittlerweile ſetzte er ſeine Erzählung folgendermaßen fort:

— Kasbitſch ließ ſich nicht wieder ſehen. Nur, ich weiß nicht wie ſo, konnt' ich den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß er nicht umſonſt herangekommen ſei, und irgendwas Schlechtes im Sinn führe.

— Nun geſchah es, daß Petſchórin einmal mich beredete, mit ihm auf die Wildſchweinsjagd zu gehen; ich hatte mich lange geweigert: nun wahrlich, die war nichts Neues mehr und konnte mich nicht reizen! Er aber ſchleppte mich dennoch mit ſich fort. — Wir nahmen uns fünf Soldaten zur Begleitung, und brachen frühmorgens auf. Wir ſtreiften bis zehn Uhr durch Schilf und Buſch, aber kein Wild kam uns zu Geſicht. — „Ich dächte wir kehrten zurück,“ ſagte ich: „weßhalb hier eigenſinnig ſein? Es iſt klar, daß dies kein glücklicher Tag.“ Doch Grigorii Alexandrowitſch wollte, trotz Hitze und Ermüdung, nicht ohne Beute heimkehren: ſo war er einma — was ihm einfiel, das mußte geſchehen; offenbar hatt
Kindheit ihn die Mama verdorben. . .
anden wir den verwünſchten E
nichts:
er zog ſich
glücklicher
ten wir

—

loſe in
nah; d
lich ei
zuckte
Kopf
auf
ſie
ei

olks,
ein, und
unken, kam
erklärte er, daß
doch irrte er ſich. . . .
ich den Stabskapitain,
unwillkürlich erfreut'
er: der Arzt irrte nur darin,
zwei Tage lebte.
Sie mir aber, auf welche Weiſe hat Ka
aubt?“

— Zum Glück, in Folge der ungünſtigen Jagd, waren unſre Pferde nicht ermattet: ſie riſſen ſich unter dem Sattel hervor in geſtrecktem Lauf, und mit jedem Augenblicke kamen wir näher und näher . . . Und endlich erkannt' ich den Kasbitſch, nur konnt' ich nicht unterſcheiden, was das war, was er vor ſich hielt. Ich war wieder dem Petſchórin zur Seite, und ſchrei' ihm zu: „Es iſt Kasbitſch!" . . . Er warf mir einen Blick zu, nickte, und ſchlug ſein Pferd mit der Peitſche.

— Endlich waren wir nur noch einen Büchſenſchuß ab; ſei es, daß des Kasbitſch Pferd ſchon ermattet, oder daß es ſchlechter war, als die unſrigen, genug, trotz aller Bemühung kam es nicht recht vorwärts. In dieſem Augenblick wird er, mein' ich, an ſeinen Karagös gedacht haben. . .

— Ich ſehe: Petſchórin legt im vollen Galopp das Gewehr an. . . „Nicht geſchoſſen!" ſchrei' ich ihm zu: „die Ladung geſpart; wir werden ihn auch ſo einholen." — Aber ſo iſt die Jugend! nie zur rechten Zeit entbrennt ſie. . . Der Schuß knallte los, und die Kugel traf das Pferd am Hinterfuß; im Eifer machte es noch ein zehn Sätze, ſtolperte, und fiel auf die Knie; augenblicklich ſprang Kasbitſch herunter, und jetzt ſahen wir, daß er mit ſeinen Händen ein verſchleiertes Frauenzimmer gefaßt hielt. . . Das war Bela . . . die arme Bela! Er ſchrie uns irgendwas in ſeiner Sprache zu, und erhob den Dolch zum Stoß. . . Hier galt kein Zaudern: ich ſchoß nun meinerſeits, auf gut Glück; ich denke bei mir: gewiß hat ihn die Kugel in die Schulter getroffen, weil er plötzlich den Arm ſinken ließ. — Als der Rauch ſich verzogen hatte, da lag auf dem Boden das verwundete Pferd, und daneben Bela, Kasbitſch aber, die Büchſe in's Geſträuch werfend, kletterte wie eine Katze die Felſen hinan; ich hätte ihn gern dort heruntergeſchoſſen — doch keine Ladung war bereit! Wir ſprangen von den Pferden, und ſtürzten zu Bela hin. Die Unglückliche! ſie lag ohne Regung, und das Blut floß in Strömen aus der Wunde. . . Solcher Böſewicht: wenn er ſie noch in's Herz geſtochen hätte, — wenigſtens wäre alles mit einemmale zu Ende geweſen, — aber im Rücken . . . ein ächter Räuberſtoß! — Sie war ohne Bewußtſein. Wir zerriſſen ihr Schleiertuch und verbanden die Wunde ſo feſt als möglich; umſonſt küßte Petſchórin ihre kalten Lippen — nichts konnte ſie zu ſich bringen.

— Petſchórin ſaß auf; ich hob ſie vom Boden und brachte ſie ſo gut es gehen wollte zu ihm auf den Sattel; er umfaßte ſie mit dem Arm, und wir ritten zurück. Nach einigem Schweigen ſagte Grigorii Alexandrowitſch: „Hören Sie, Maxim Maximitſch, wir bringen ſie auf dieſe Art nicht lebendig heim." — „Wahr!" rief ich, und wir ließen darauf die Pferde raſcher angehen. — Bei dem Feſtungsthore wartete unſer ein Haufen Volks, vorſichtig brachten wir die Verwundete zu Petſchórin, und ſandten nach dem Arzte. Er war etwas trunken, kam aber, und nach Beſichtigung der Wunde erklärte er, daß ſie nicht zwei Tage mehr leben könne; doch irrte er ſich. . . .

„Genas ſie wieder?" fragte ich den Stabskapitain, ihn bei der Hand faſſend und unwillkürlich erfreut.'

— Nein, antwortete er: der Arzt irrte nur darin, daß ſie doch noch zwei Tage lebte.

„Erklären Sie mir aber, auf welche Weiſe hat Kasbitſch ſie geraubt?"

— Auf dieſe Weiſe: dem Verbote Petſchórin's zuwider war ſie aus der Feſtung hinaus und bis zu dem Bache hin gegangen. Es war, wiſſen Sie, ſehr heiß; ſie ſetzte ſich auf einen Stein und tauchte die Füße in das Waſſer. Da ſchlich ſich Kasbitſch heran, ſchlug ſeine Krallen in ſie, hielt ihr den Mund zu, ſchleppte ſie in's Dickicht, dort mit ihr auf's Pferd, und reißaus! Ihr war unterdeß doch gelungen zu ſchreien; die Schildwachen machten Lärm, ſchoſſen, doch vorbei, und da kamen wir eben dazu.

„Doch weßhalb wollte Kasbitſch ſie entführen?“

— Lieber Himmel, dieſe Tſcherkeſſen ſind einmal anerkanntes Räubervolk: was ſchlecht bewahrt liegt, das können ſie nicht liegen laſſen; manches braucht er gar nicht, doch alles raubt er . . . und das muß man ihnen ſchon nachſehen! Übrigens aber gefiel ſie ihm ſchon längſt.

„Und Bela ſtarb?“

— Sie ſtarb; doch litt ſie lange, und wir litten gehörig mit. Um die zehnte Stunde Abends kam ſie zu ſich; wir ſaßen an ihrem Bette; kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo rief ſie nach Petſchórin. — „Ich bin hier, neben Dir, meine Dſchanetſchka“ (das heißt, in unſrer Sprache, Seelchen), erwiederte er, ihre Hand faſſend. — „Ich werde ſterben!“ ſagte ſie. — Wir begannen ſie zu tröſten, ſagten, der Arzt habe verſprochen, ſie unfehlbar herzuſtellen; — ſie ſchüttelte den Kopf, und drehte ſich zur Wand: ſie wollte nicht gern ſterben.

— In der Nacht fing ſie an irre zu reden; der Kopf brannte ihr, den ganzen Körper durchzuckte wiederholter Fieberſchauer: ſie führte unzuſammenhängende Reden vom Vater, vom Bruder: ſie wollte in die Berge, nach Hauſe. Darauf ſprach ſie eben ſo von Petſchórin, gab ihm mancherlei zärtliche Namen, oder machte ihm darüber Vorwürfe, daß er aufgehört habe, ſeine Dſchanetſchka zu lieben.

— Er hörte ſie ſchweigend an, den Kopf auf die Hand geſtützt; nur konnt' ich in der ganzen Zeit an ſeinen Augenwimpern auch nicht Eine Thräne wahrnehmen; ob er wirklich nicht weinen konnte, oder ſich beherrſchte — ich weiß nicht; was mich betrifft, ſo habe ich nichts Erbarmenswürdigeres je geſehen.

— Gegen Morgen verlor ſich das Irrereden; wohl eine Stunde lag ſie unbeweglich da, blaß, und in ſolcher Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, ob ſie athmete; darauf wurde ſie beſſer, und fing an zu reden, aber worüber glauben Sie wohl? . . . Ein ſolcher Gedanke ſicherlich kommt nur einem Sterbenden! . . . Sie begann ſich darüber zu grämen, daß ſie keine Chriſtin ſei, daß in jener Welt ihre Seele nie mit der Seele des Grigorii Alexandrowitſch zuſammenkommen, und daß im Paradies eine andere Frau ſeine Genoſſin ſein werde. Mir kam in den Sinn, ſie könne vor dem Tode noch getauft werden: ich machte ihr den Vorſchlag; ſie blickte mich mit Unſchlüſſigkeit an, und konnte lange kein Wort hervorbringen; zuletzt antwortete ſie, ſie wolle in dem Glauben ſterben, in welchem ſie geboren ſei. — So verging der ganze Tag. Wie veränderte ſie ſich in dieſem Tage! . . Die bleichen Wangen fielen ein, die Augen wurden größer, größer, — die Lippen brannten. Sie fühlte ſolch' innre Hitze, als ob in ihrer Bruſt ein glühendes Eiſen läge.

— Eine zweite Nacht begann; wir ſchloſſen kein Auge, noch wichen wir von ihrem Bette. Sie litt ſchrecklich, ſtöhnte, und ſo wie der Schmerz nur etwas nachließ, ſo beeiferte ſie ſich, den Grigorii Alexandrowitſch zu verſichern, daß ihr beſſer ſei, redete ihm zu, er möchte ſchlafen gehen, küßte ihm die Hand, die ſie nicht losließ aus ihren. — Gegen Morgen fing ſie an mit dem Tode zu ringen, warf ſich hin und her, riß den Verband ab, und das Blut floß auf's neue hervor. — Als wir die Wunde wieder verbunden hatten, wurde ſie auf einen Augenblick ruhig, und begann den Petſchórin zu bitten, er möchte ſie küſſen. Er kniete am Bette nieder, hob ihr den Kopf mit dem Kiſſen empor, und drückte ſeine Lippen auf ihre erkalteten Lippen: ſie ſchlang ihre zitternden Arme feſt um ſeinen Nacken, als wollte ſie mit dieſem Kuſſe ihre Seele in ihn hinüberhauchen. . . . Doch nein! ſie that gut daran, daß ſie ſtarb: denn was wäre aus ihr geworden, wenn Grigorii Alexandrowitſch ſie verlaſſen hätte? Das aber wäre zuverläſſig geſchehen, früh oder ſpät. . .

— In der erſten Hälfte des folgenden Tages war ſie ruhig, ſchweigſam und folgſam, wie ſehr auch unſer Arzt ſie mit Umſchlägen und Mixturen plagte. „Ich bitte Sie, Sie ſelbſt haben geſagt, ſie ſei nicht zu retten, wozu denn nun alle dieſe Anſtalten?“ — „Alles geſchieht auf's beſte, Maxim Maximitſch,“ antwortete er, „des ruhigen Gewiſſens wegen.“ — Ein ſchönes Gewiſſen!

— Nachmittags klagte ſie ſehr über Durſt und Hitze. Wir öffneten ein Fenſter; aber draußen war es heißer als im Zimmer; wir ſtellten Eis um ihr Bette herum, — nichts wollte helfen. Mir war dieſer unerträgliche Durſt bekannt als ein Verzeichen des nahen Endes, und ich ſagte das dem Petſchórin. — „Waſſer, Waſſer! ..“ rief ſie mit heiſerer Stimme, indem ſie ſich im Bett aufrichtete.

— Er wurde bleich wie ein Tuch, nahm das Trinkglas, goß ein, und reichte es ihr. Ich bedeckte mein Geſicht mit den Händen, und fing ein Gebet an herzuſagen, ich weiß nicht mehr was für eines. .. Ja, mein Lieber, ich ſah oft, wie die Leute in den Hoſpitälern ſtarben und auf dem Schlachtfelde, aber das iſt alles gar nicht das, ganz und gar nicht das! ... Noch beſonders, ich geſteh' es, betrübte mich eines: ſie gedachte vor ihrem Tode nicht ein einzigesmal meiner; und doch hab' ich ſie, dünkt mich, wie ein Vater geliebt! .. Nun, Gott verzeih' es ihr! ... Und, die Wahrheit zu ſagen, wer bin ich denn, daß ſie vor dem Tode noch meiner gedenken ſollte? ...

— Als ſie das Waſſer ausgetrunken hatte, wurde ihr leichter, aber drei Minuten ſpäter war ſie verſchieden. Man hielt ihr einen Spiegel vor die Lippen — kein Athem mehr trübte ihn! .. Ich führte den Petſchórin aus dem Zimmer hinaus, und wir gingen auf den Feſtungswall; lange gingen wir nebeneinander auf und ab, kein Wort redend, die Hände auf dem Rücken; ſein Geſicht drückte nichts Beſonderes aus, und ich fühlte Unwillen: ich an ſeiner Statt wäre vor Leid geſtorben. — Endlich ſetzte er ſich auf den Boden nieder, im Schatten, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand. Ich, wiſſen Sie, ſchon des Anſtands wegen, wollte ihn doch tröſten, und begann zu reden; er erhob den Kopf, und lächelte... Mir lief ein kalter Schauer über die Haut bei dieſem Lächeln... Ich ging den Sarg zu beſtellen. — Ich geſtehe, zum Theil um mich zu zerſtreuen, machte ich mir damit zu thun; ich hatte ein Stück Termalama — koſtbares Tſcherkeſſenzeug, — mit dem ließ ich den Sarg überziehen, und zur Verzierung tſcherkeſſiſche Silbertreſſen darauf ſetzen, welche Grigorij Alexandrowitſch noch für ſie gekauft hatte.

Am folgenden Tage, frühmorgens, beſtatteten wir ſie, hinter der Feſtung, bei dem Bache, nächſt derjenigen Stelle, wo ſie zum letztenmale geſeſſen hatte; rings ihres kleinen Grabhügels haben ſich jetzt Sträuche von weißen Akazien und Hollunder ausgebreitet. Ich hätte gern ein Kreuz aufgeſtellt, doch, Sie wiſſen, das ging nicht wohl an: ſie war doch immer keine Chriſtin...

„Aber was wurde aus Petſchórin?" fragte ich.

— Petſchórin war lange krank, er magerte ab, der Arme; wir aber ſprachen ſeit der Zeit niemals wieder von Bela: ich ſah, daß ihm das unangenehm ſein würde, alſo wozu auch? — Nach drei Monaten wurde er in ein anderes Regiment verſetzt, und verließ Gruſien. Wir ſind ſeitdem nicht wieder zuſammengekommen; aber mir fällt eben ein, daß mir unlängſt jemand geſagt hat, daß er nach Rußland zurückgekehrt ſei, doch in den Kundmachungen für die Truppen ſtand es nicht. — Übrigens kommen zu unſer einem alle Nachrichten ſpät.

Nun machte er eine lange Erörterung darüber, wie unangenehm es ſei, die Neuigkeiten immer ein Jahr nachher zu erfahren, — wahrſcheinlich deßhalb, damit die traurigen Erinnerungen geſchwächt würden.

Ich unterbrach ihn nicht, und hörte nicht.

Nach einer Stunde zeigte ſich die Möglichkeit zu fahren; das Schneegeſtöber hatte nachgelaſſen, der Himmel hellte ſich auf, und wir brachen auf. Unterwegs führte ich unwillkürlich das Geſpräch wieder auf Bela und auf Petſchórin:

„Haben Sie gar nicht gehört, was weiter aus dem Kasbitſch wurde?" fragte ich.

— Aus dem Kasbitſch? In Wahrheit, ich weiß es nicht. . . Doch iſt, wie ich höre, auf unſerer rechten Flanke bei den Schapſugen ein gewiſſer Kasbitſch, ein toller Waghals, der in rothem Beſchmet unter unſeren Schüſſen im Schritt herumreitet, und ſich höflich verbeugt, wenn eine Kugel nahe vorbeiſauſt; aber ſchwerlich iſt das derſelbige! . . .

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitſch; ich reiſte mit Poſtpferden weiter, und er konnte wegen der ſchweren Ladung nicht ſo raſch folgen. Wir durften kaum hoffen, uns je wieder zu begegnen, begegneten uns aber doch, und, wenn ihr wollt, liebe Leſer, werd' ich es irgendeinmal: eine ganze Geſchichte iſt das. . . Erkennt ihr denn, daß Maxim Maximitſch ein achtungswerther Mann? . . . Wenn ihr das erkennt, ſo bin ich vollkommen belohnt für meine vielleicht allzu lange Erzählung.

Politiſches.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wurde. Die [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so lange [illegible] das Volk durch [illegible].

Ganz Europa lag in gespannter Erwartung, welche Wendung die [illegible] Ereignisse nehmen würden, die sich nun mit [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible]. Eine kühne [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hoffnung, und die neuen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Durch den Sieg [illegible] [illegible] die Revolution [illegible] Bonaparte's [illegible] [illegible]. Die Macht Bonaparte's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] *[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]*. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gegenstand allgemeinen [illegible], und zogen sich in Verborgenheit zurück.

Die Franzosen waren nun von dem [illegible] Drucke befreit, neue Hoffnungen für das Vaterland wurden rege, ein besseres Reich konnte beginnen; allein die Begebenheiten folgten zu schnell und mannigfaltig, um der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu lassen. [illegible]

[illegible] [illegible] als eine bloße Rückkehr, sondern als eine Bewegung betrachtet würde, wenn nicht unwiderleglich als Früchte der fünfundzwanzigjährigen Bestrebungen und Leiden auf's neue dargestellt, und statt einer beruhigten Zukunft nur wieder die Fortsetzung der damaligen Zerrüttung für Frankreich gewonnen sein sollte. Die Entwicklung der Parteien, [illegible] und Empörungen läßt sich nicht gewaltsam schlichten, noch weniger zurückführen in vorige Formen, so wenig wie der Jüngling wieder zum Kinde werden kann, gesetzt auch dieser letztere Zustand wäre der bei weitem glücklichere; Könnte jener Stand [illegible], so würde ja wohl eher Bonaparte's geglückt sein, weil seinen Nachfolgern viel weniger gelingen konnte. Nicht bloß die Schrecken der Revolution oder die Vermählung Bonaparte's, nein, der letzte König selbst, der unglückliche Ludwig der Sechzehnte, dessen rechtmäßigstes Königthum von seiner Partei bezweifelt wurde, hatte Grundsätze aufgestellt und geheiligt, nach welchen Frankreich weder er, noch irgend einer seiner Nachfolger andere Rechte auf den Thron haben konnte, als die auf der einzigen wahrhaften Rechtsquelle, dem Willen des Volkes, fußten. Die gepriesenen [illegible], deren Frankreich zu jeder Zeit eine große Menge zählte, die freilich auch frühern Zeiten der Knechtschaft nicht in den edlen Blüthen glänzten und [illegible] [illegible] verschafften, sondern mit [illegible] [illegible] unter den [illegible] [illegible] auch Inhalt und Stütze für die heiligen Ansprüche des Rechts, dessen gerechtes Verlangen, weltliche Herrschaft und eigentliche Stellung so sehr [illegible] [illegible], im [illegible] seiner [illegible] [illegible] zu werden.

Bei den glücklichen Fortſchritten der Verbündeten im Jahre 1813 waren allerdings auch die alten bourboniſchen Parteigenoſſen wieder aufmerkſam geworden, und begannen nach und nach, ſo wie die Möglichkeit einer Hoffnung für ihre alte Sache zu ſteigen ſchien, von verſchiedenen Seiten ſich zu regen. Ihr Einfluß in den Sälen mochte übrigens nicht gering ſein, aber für den eigentlichen Augenblick war er faſt unwirkſam; von ihnen mußte die durch Kraft und Geiſt bedeutend gewordene Stimme des Volkes weichen; von allem, was ihnen äußeres Gewicht geben konnte, wurden ſie in dieſem Kriege entfernt gehalten, und die Mächte, nicht abgeneigt, mit Napoleon zu unterhandeln, und der Möglichkeit ausgeſetzt, es zu müſſen, waren vorſichtig genug, ſich auf nichts einzulaſſen, was im voraus die Zeit einer [illegible] beſtimmt hätte, welche ſie erſt durch die Begebenheiten ſtellen wollten.

Drei Prinzen des Bourboniſchen Hauſes, eigentlich nur von England und auch von dieſem noch mit Zurückhaltung begünſtigt, hatten ſich aufgemacht, und folgten, um günſtige Kriegsereigniſſe abzuwarten, den Hauptquartieren der ſiegreichen Heere nach, ohne jedoch [illegible] etwas anderes zu erlangen, als daß man ſie duldete. Die Verbindungen, die ſie im innern Frankreich unterhielten, waren für ſelbſtſtändige Unternehmungen zu ſchwach, obwohl für glückliche Umſtände brauchbar genug; ſo ließ man ſie gelten, ohne doch von ihnen ſich viel zu verſprechen. Es kam alles auf die großen Waffenentſcheidungen an. Dieſe erfolgten günſtig.

Die verbündeten Heere drangen immer weiter in Frankreich vor. Der Herzog von Berry befand ſich auf der Zeit Frieden, und harrte deshalb des Augenblicks, wo er nach Portugal überschiffen könnte. Der Graf von Artois erreichte im Februar die Schweiz, wo er sich seit langem aufhielt, und nahm seine Richtung über Pontarlier nach Vesoul; seine Reise wurde allerdings von den Erscheinungen begleitet, aus denen man die Liebe des Volkes gewöhnlich annimmt zu erkennen. Er fand Anhänger, deren Zuruf ihm entgegenschallte, das Schweigen der Andersgesinnten wird bei solchen Gelegenheiten nicht in Rechnung gebracht; aber, auf solche Zuverlässigkeit gestützt, durfte auch Bonaparte sich lange Zeit für den geliebtesten Herrscher ausgeben; schon jedoch machte gerade der aufgebrachte Haß, den er gegen seine Herrschaft erregt hatte, leicht all eine Theilnahme für die bourbonische erscheinen, und es gab vielleicht nie eine günstigere Gelegenheit, auf bessern Schutz mit leichter Mühe ein angenommenes Wohlwollen hervorzubringen; die Bourbons konnten denn von den Feinden und von Napoleon gedrückten Volke eine gute Aufnahme auf dem entscheidenen Kriegstheater.

Entschiedener, als der Graf von Artois, hatte der Herzog von Angoulême, begleitet von dem englischen Feldherrn, schon im Januar in Frankreich auftreten können, wo er in Saint-Jean-de-Luz einen Aufruf an die Franzosen gegen Bonaparte ergehen ließ, dem aber der Herzog von Wellington noch nicht beigestimmt hatte. Die Royalisten im südwestlichen Frankreich, größtentheils Adliche, welche Napoleons Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Heimath benutzt und sich ihm unterworfen hatten, waren nicht unthätig. Sie sahen überall im Innern Bonaparte's Macht sinken, und suchten daher eifrig die

Gemüther für die alte Ordnung zu bearbeiten, knüpften Verbindungen an, entwarfen Anſchläge, ſendeten Abgeordnete an Ludwig den Achtzehnten und an die Verbündeten; ja ſie hielten ſogar Waffen bereit, um den Gang der Ereigniſſe nöthigenfalls zu unterſtützen. Sie gewannen den Maire von Bordeaux, den nachherigen Grafen Lynch. Aber dies war alles verhältnißmäßig nur immer noch ſehr wenig, und flößte dem engliſchen Feldherrn kein Vertrauen ein; ja der Herzog von Angouleme ſelbſt, an ſeiner Sache verzweifelnd, beſonders da man von den Verhandlungen der verbündeten Mächte mit Napoleon Nachricht hatte, war ſchon im Begriff, ſich wieder nach England einzuſchiffen.

Unterdeſſen gingen die kriegeriſchen Ereigniſſe weiter, der Herzog von Wellington ſetzte über den Adour, und ſchlug den Marſchall Soult am 27. Februar bei Orthez. Der Weg nach Bordeaux war nun offen, und der Marſchall Beresford wurde mit 15,000 Mann dahin abgeſchickt; ihn begleitete der Herzog von Angouleme. Bei ihrer Annäherung zogen die wenigen franzöſiſchen Truppen von Bordeaux ab. Die Royaliſten hatten aber auch ſo wenig Selbſtvertrauen, daß ſie auch jetzt noch nicht ihre Geſinnung ausbrechen ließen, und erſt am Tage des Einzugs der engliſchen Truppen und des Herzogs von Angouleme, am 12. März, dieſen entgegengingen, da ſie denn, den Maire Lynch an ihrer Spitze, den Herzog von Angouleme als Prinzen ihres rechtmäßigen Fürſtenhauſes begrüßten, die weiße Kokarde aufſteckten, und den König hochleben ließen.

Dieſes Ereigniß von Bordeaux war im Ganzen von keiner großen Wirkung, ſo ſehr ſich auch die Royaliſten angelegen ſein ließen, es als einen Hauptſchlag zu ſchildern und zu loben. Sie hatten Luft geſucht, aber nichts weiter. Die neuen Siege der Verbündeten bei Arcis-ſur-Aube, bei Fère-Champenoiſe und bei Paris, warfen freilich einen günſtigern Schimmer auf jene Regungen, die ſich an fremde Machtgewalt anlehnten. Aber ein ſolches Verhältniß blieb es auch zu Paris, wo die letzte Entſcheidung über Frankreichs Geſchick doch nur nach dem Willen der Fremden erfolgen konnte.

Hier ſoll der Hauptſitz eines angeblich durch ganz Frankreich verbreiteten Bundes zur Wiederherſtellung des Königthums geweſen ſein, eines Bundes unter der Leitung anſehnlicher Männer. Allein die Thätigkeit ſeiner Mitglieder, wenn ſie groß war, wie man behauptete, verlor ſich in das Innere, denn nach außen hat dieſe, wie ſo viele Geſellſchaften ähnlicher Art, keinen entſchiedenen Beweis ihrer Wirkſamkeit gegeben. Einen Aufruf des Grafen von Artois vom 27. Februar aus Veſoul hatten die Royaliſten vielfach verbreitet, mancherlei Sendungen und Mittheilungen veranſtaltet, im übrigen aber, wie in Bordeaux, die Ereigniſſe abgewartet, und erſt am 31. März, als Napoleon's Machthabende ſich geflüchtet, ſeine Truppen abgezogen, und die Heere der Verbündeten im Einrücken begriffen waren, erhoben zu Paris eine Anzahl Mitglieder jenes Bundes auf dem Platze der Eintracht den noch ſchwachen Ruf: Es lebe der König! Die weiße Fahne, die weiße Kokarde wurden aufgeſteckt, weiße Schnupftücher wehten in den Händen, und auch manche Vorbeiſtrömende ließen ihr erſtes Befremden aus der Ueberraſchung willig in jenen Ruf übergehen. Allein dieſe Bewegung war nichts weniger als allgemein. Die dreifarbige Kokarde behauptete ihr Recht, und ließ die weiße — nicht bloß ein Zeichen der Bourbons, ſondern auch des Friedens — höchſtens neben ſich gelten, ohne ihr zu weichen. Die Freunde der Freiheit wollten die Rechte des Volks unter jeder Regierung bewahren, und das volksthümliche Zeichen mit einem höfiſchen nicht voreilig vertauſchen.

Die allgemeine Stimmung war aus den verſchiedenartigſten Elementen gemiſcht, ſie konnte eine den Royaliſten, nach verſchiedenen Anzeigen, auch ſehr gefährliche Wendung nehmen. Eilig ſuchten dieſe daher bei den verbündeten Mächten einen Ausſpruch zu erlangen, der das ganze Anſehen derſelben und die Kraft ihrer Heere auf der Seite der Bourbons zeigte. Sie wendeten zu dem Kaiſer von Rußland durch Abgeordnete; der Einfluß, den alte Verbindungen und Begriffe in den höhern Klaſſen Europa's behaupteten, ward durch alle Mittel in Wirkſamkeit geſetzt. Allein die verbündeten Herrſcher konnten ihre Beſchlüſſe nicht auf die Meinungen weniger einzelnen Menſchen, die nicht im Namen des Staates zu ſprechen befugt waren, gründen wollen, ſie bedurften öffentlicher Behörden, um die Würde der Staatsverhältniſſe auch in den Formen gebührend zu behaupten.

Als Napoleon an die Spitze der franzöſiſchen Regierung getreten war, ließ er viele Freiheitseinrichtungen anfangs noch fortdauern. Aber von Jahr zu Jahr veränderte ſich die Geſtalt der Dinge in immer größere Unterwürfigkeit unter ſeine Willkür, bis zuletzt die Verzweiflung ſeiner Niederlagen vollends die Formen zerſchlug, welche die wachſende Macht ſeiner Siege ſchon aller Bedeutung entledigt hatte. Von den frühern Abverſchaffen, in welchen das Volk ſeine Freiheit einigermaßen vertreten glauben konnte, beſtand nur noch der Senat, eine Verſammlung, welche Napoleon nach Willkür zuſammengeſetzt, verändert, und aller ſelbſtſtändigen Macht beraubt hatte, und die zuletzt, anſtatt des Vertrauens der Franzoſen, nur ihre Verachtung beſaß. Dennoch blieb der Senat die einzige Machtbehörde, durch welche ein Wechſel der Regierung in dieſem Augenblick mit dem Scheine geſetzlichen Anſehens eingeleitet werden konnte. Nicht ohne Einwirkung der fremden Herrſcher wurden demnach die in Paris anweſenden Senatoren durch den Fürſten von Talleyrand, als Vice-Großwahlherrn, zu einer außerordentlichen Verſammlung berufen, in welcher ſofort die Abſetzung Napoleon's und die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung beſchloſſen wurde, letztere aus dem Fürſten von Talleyrand, den Grafen von Beurnonville und Jaucourt, dem Herzoge von Dalberg und dem Abbé Montesquiou beſtehend. Dieſe Wahl geſchah weniger in Rückſicht auf das Vertrauen, welches das Volk zu dieſen Perſonen haben ſollte, als in Rückſicht der Verbindungen, welche die fremden Mächte mit ihnen ſchon hatten.

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen alſo in den Händen verſchiedener Gewalten, auf deren Zuſammenwirken das Schickſal Frankreichs ſich entſcheiden mußte. Die verbündeten Herrſcher hatten die Gewalt der Waffen, die jedoch für die innern Angelegenheiten der Franzoſen nur als friedliche Vermittlung auftreten wollte; das Anſehen der franzöſiſchen Sache wurde durch den Senat und die proviſoriſche Regierung vertreten, die Perſönlichkeit einiger bedeutender Männer ſtand zwiſchen den Franzoſen und den Fremden mitten inne, und vertrat beide wechſelſeitig bei einander, ohne andern Beruf, als den die Gelegenheit ihnen gab. In keiner dieſer drei Machtwirkungen konnte der geſetzmäßige Ausfluß der volksthümlichen Machtquelle zu finden ſein, in keiner zeigte ſich eine dem wahrhaften Sinne des Volks entſprechende Richtung. Ihre ächte Wohlfahrt, ihre eigenſte Stimme, ihre gerechteſte Forderung ſahen die Franzoſen in dieſer Zeit ohne beglaubigte Sachwalter, in den Händen zweideutiger oder ſchon ſchuldig gewordener Behörden, die ohne unabſehbare Verwirrung doch nicht umzuſtoßen, und vielleicht durch die fremden Waffen gegen jeden Angriff geſchützt waren! Der Senat aber zögerte nicht, entſetzte Bonaparte'n des Thrones, und erklärte die Bande der demſelben geleiſteten Unterthaneneide für aufgelöſt.

Der Senat ging nun in ſeinen durch die Umſtände ihm aufgedrungenen und überlaſſenen Verrichtungen weiter, und gab in ſeiner Sitzung vom 6. April eine Konſtitution, in welcher er bloß im Allgemeinen die Hauptzüge der künftigen Staatsform aufſtellte, und auf den ſolchergeſtalt eingeſchränkten franzöſiſchen Thron Ludwig Stanislaus Xavier, den Bruder des letzten Königs, berief. Die proviſoriſche Regierung hatte den Entwurf dazu vorgelegt, und benutzte die noch von den Ereigniſſen übertäubte Stimmung des Senats, um die Annahme des Entwurfs in rückſichtsloſer Eile zu beſchleunigen. Erklärender Vortrag, Erwägung, Verhandlung fand dabei nicht Statt; die Eile ſchien durch den äußeren Zuſtand gerechtfertigt, man hörte keine Gründe mehr an. Der Senator Grégoire, ehmaliger Biſchof von Blois, in den früheren geſetzgebenden Verſammlungen als redlicher Vaterlandsfreund bekannt, beſtand vergebens darauf, daß der Entwurf erſt gedruckt, und an die Mitglieder vertheilt würde, um geprüft und berathen zu werden, ehe man ſeine Annahme beſchlöſſe. Der Augenblick ſchien allzudringend, jede Zögerung gefährlich, und ſo ging auf Betreiben der proviſoriſchen Regierung die von ihr vorgeſchlagene Konſtitution bei der Mehrheit der Glieder durch, und wurde von allen unterzeichnet.

Die Bekanntmachung dieſes Werks regte die Geiſter mächtig an. Zunächſt war dem Spotte die Geſchwindigkeit bloßgeſtellt, mit welcher in Frankreich ſolche Entwürfe zu Tage gefördert würden, und die nur mit der Kürze ihrer Dauer in Verhältniß ſtünde. Man zählte die frühern Konſtitutionen auf, und alle hatten zu kläglich geendet, als daß man für die neue ein beſſeres Schickſal ſollte hoffen können. Durch vieljährige Erfahrungen in ſolchen Gegenſtänden gereiſt und geübt, wandte ſich das Urtheil ſodann zu dem eigentlichen Gehalt, und faßte ſchaf die mannigfachen Seiten einer ſolchen Arbeit auf; enthüllte die Mängel, zeigte die Lücken derſelben, und ſchloß von dem loſen Gewebe des Ganzen ſogleich auf deſſen Unhaltbarkeit. Am heftigſten wurde die Unzufriedenheit durch den Umſtand aufgeregt, daß die Senatoren, die nicht einmal befugt geweſen zur Bildung einer Konſtitution, ſich ſogar angemaßt hatten, ihre Macht und Reichthümer zu ſichern und in ihren Familien zu verewigen. Die Sache wurde nach zwei entgegengeſetzten

Richtungen getadelt, mit mehr Leidenſchaft von dem einen, mit mehr Mäßigung von dem andern Theil.

Wüthend griffen die Royaliſten den Reſt von Freiheitsgrundſätzen an, der ſich in der gegebenen Konſtitution noch offenbarte; ſie wollten keinerlei Abfinden und Vermittelung zwiſchen Altem und Neuem geſtatten; rein und unbedingt ſollte das Alte wieder in Frankreich einkehren. Statt dem Himmel zu danken, ihre Sache unter volksthümlichen Einſchränkungen wieder einigen Beſtand gewinnen zu ſehen, trotzten ſie mit blindem Stolz auf die längſt abgeſchiedenen Vorurtheile. Konſtitution, Wahl, Berufung auf den Thron, und andere dergleichen Worte, galten ihnen für den Ausdruck verbrecheriſcher Vorſtellungen. Der Thron, die Herrſchaft über das franzöſiſche Volk, war nach ihnen ein unveräußerliches Eigenthum der Bourbons, ihr Anſpruch ewig derſelbe, und die ganze Revolution nur ein aufrühreriſches Interregnum. Von unſerm letzten Könige, ſagten ſie, iſt Ludwig der Achtzehnte nicht der Bruder, ſondern der Oheim; denn unſer letzter König war Ludwig der Siebzehnte, der, obgleich als Kind im Gefängniß geſtorben, nichtsdeſtoweniger rechtmäßiger König von Frankreich, Erbe ſeines Eigenthums war, das durch die Ermordung ſeines Vaters auf ihn überging.

Zahlreiche Schriftſteller beeiferten ſich, dieſe Rechte der Bourbons zu beweiſen, und trugen ihre Sätze mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit vor. Im Allgemeinen war das Talent nicht auf dieſer Seite. Den meiſten Ruf hatte Chateaubriand, deſſen ſchwungvolles Schönſprechen doch bald im langweiligen Einerlei ermüdete, und den hellern Köpfen zum Geſpötte wurde. Der Inhalt ſeiner Deklamationen belief ſich der Hauptſache nach auf Folgendes: „Die mit dem Namen der Bourbons verknüpfte Wirkſamkeit iſt den Franzoſen ſo bekannt, daß ſie darüber nicht erſt belehrt zu werden brauchen; der König weckt bei ihnen ſogleich die Vorſtellungen der rechtmäßigen Macht, der Ordnung, des Friedens, der geſetzlichen und monarchiſchen Freiheit. Die Erinnerungen des alten Frankreichs, die uralten Gebräuche, die Familienſitten, die Gewohnheiten unſerer Kindheit, die Wiege, das Grab, alles knüpft ſich an dieſes heilige Wort König; es erſchreckt niemanden, im Gegentheil, es beruhigt. Der König, die Obrigkeit, der Vater: ein Franzoſe vermengt dieſe Begriffe. Er weiß nicht, was ein Kaiſer iſt; er kennt weder das Weſen, die Form noch die Begründung der mit dieſem fremden Titel verbundenen Macht. Aber er weiß, was ein Herrſcher iſt, der von Ludwig dem Heiligen und Heinrich dem Vierten abſtammt; ein Oberhaupt nämlich, deſſen väterliche Macht durch Staatsgeſetze geleitet, durch die Sitten gemäßigt, durch die Zeit wie ein edler Wein milde und vortrefflich geworden iſt. Hehlen wir es uns nicht länger, in unſern Geſetzen, Meinungen und Beſitzungen wird nicht eher Ruhe, Glück und Beſtändigkeit ſein, als bis das Haus Bourbon wieder auf den Thron gelangt ſein wird. Die Rechtſchaffenheit und die Ehre ſaßen auf dem franzöſiſchen Throne, wie auf den übrigen Thronen die Gewaltſamkeit und die Staatsliſt; das Alterthum, dankbarer, als wir, hätte nicht verfehlt, ein Königsgeſchlecht, das mit einem Helden anfängt, und nach drei und dreißig Königen, unter denen nur Ein Tyrann war, mit einem Märtyrer aufhört, durch den Namen des

Göttlichen zu bezeichnen. Unſer Boden trägt von Natur die Lilien; getränkt von dem Blute ſo vieler Schlachtopfer, die am Fuße der Richtſtätte Ludwig's und Antoinette's zur Sühne dargebracht worden, werden ſie nur deſto ſchöner wieder erblühen. Wir wollen das Königthum; aber es wäre der Gipfel der Schande und des Unſinns, ein Königthum ohne den rechtmäßigen Herrſcher zu wollen, ja daſſelbe ohne dieſen nur möglich zu glauben; das Volk, wenn es will, möge die Verfaſſung dieſes Königthums ändern, aber niemand hat das Recht, den Herrſcher zu wechſeln. Selbſt von dem grauſamſten, gewaltſamſten König, der alle Geſetze verletzt, alle Freiheit unterdrückt, muß die Krone ſtets zu ſeinen Kindern oder rechtmäßigen Erben übergehen. Der Bruder unſers Königs, Ludwig der Achtzehnte, der zuerſt über uns herrſchen ſoll, iſt dieſer rechtmäßige Erbe. Unter allen Herrſchern Europa's könnten wir keinen wählen, der unſerm Bedürfniß mehr entſpräche. Er beſitzt dieſe feſten Vorſtellungen, dieſe Mäßigung, dieſen geſunden Menſchenverſtand, die einem Fürſten ſo nothwendig ſind, aber er iſt zugleich ein Freund der Wiſſenſchaften, unterrichtet und wohlredend, umfaſſenden, hellen Geiſtes, entſchloſſenen und philoſophiſchen Karakters."

In anderer Weiſe ließ ſich Grégoire vernehmen, der in einer vielgeleſenen Schrift folgende Beherzigung vortrug:

„Die Konſtitution, die man eben entworfen hat, iſt von dem Volke noch nicht genehmigt, und alſo noch kein Heiligthum, das müßte unangetaſtet bleiben. Als Bürger übe ich das Recht, das ich durch die Senatorwürde nicht verlieren kann, und trage meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vor. Voreilige Stimmen haben ſchon jede Konſtitution für überflüſſig erklärt, und alles auf die Rückkehr eines rechtmäßigen Herrn hingewieſen; eines Herrn! unwürdiger Ausdruck für Knechte! eines rechtmäßigen Herrn! als wenn im Staate noch Anderes rechtmäßig ſein könnte, als was aus dem Volkswillen hervorgeht; als wenn die Völker Heerden wären, die bloß zur Luſt ihrer Hüter da ſind! Zu lange ſchon haben Dummheit und Laſter die Herrſchaft über die Völker geführt; die guten Fürſten ſind die ſeltneren; die Staatsverfaſſung muß die Nachtheile der häufigern ſchlechten ausgleichen; unter jeder Regierungsform ſoll das Geſetz herrſchen, und die Freiheit der Bürger daſſelbe bilden und ſichern. Ich zwar, als Republikaner von Geiſt und Herzen, darf mir erlauben, die Monarchie nicht für die beſtmögliche Regierungsform zu halten, und die Bundesverfaſſung der Schweiz und der Vereinigten Staaten in Nordamerika für andere Länder gleichfalls anwendbar zu finden; aber ein guter Bürger ſoll eingedenk ſein, daß Solon den Athenern nicht die an ſich beſten, ſondern die für die Umſtände angemeſſenſten Geſetze gab. Um die übereilte Annahme einer Verfaſſungsurkunde zu verhüten, und den gefürchteten Nachtheilen eines Aufſchubs zu begegnen, hatte ich in vorläufigen Berathungen den Vorſchlag gemacht, zu erklären, daß Frankreich aus ſeinem alten Fürſtenhauſe ein Oberhaupt erwählen würde, dem die Konſtitution, ſobald ſie erwogen und ausgearbeitet wäre, vorgelegt werden ſollte. Aber dieſer Vorſchlag wurde nicht berückſichtigt, man ſah die

Schrecken des Bürgerkrieges drohen, die Macht der fremden Heere den Entſchluß drängen, und folgte den Antrieben des Augenblicks; die Mitglieder des Senats eilten dem vorgelegten Entwurf beizupflichten, ihn zu unterzeichnen; ich unterzeichnete mit, weil der Beſchluß der Verſammlung auch der meinige werden mußte, und mir Gehorſam, wenn auch nicht Billigung, auferlegte. Aber wie durfte im Moniteur geſagt werden, der Entwurf ſei einſtimmig angenommen worden, da dem ganzen Senate bekannt war, daß wenigſtens Ein Mitglied in Betreff mehrerer Artikel ſich entſchieden dagegen erklärt hatte?"

„Der Ausdruck Souverainetät, lange mißverſtanden und unrichtig angewandt, kann nur von dem Volke gelten; denn ein Volk kann niemanden angehören, als ſich ſelber. Die Rechtsquelle aller Macht liegt in ihm, iſt ein weſentlicher, unveräußerlicher Theil von ihm; woher könnte ſie das Eigenthum eines einzelnen Menſchen, oder einer Familie ſein? Sie kann durch Auftrag übergehen auf die Beamten des Staats, aber Auftrag ſchließt Verantwortlichkeit ein, und alle Beamte des Volks, Könige, Fürſten, Senatoren, Richter u. ſ. w. ſind daher verantwortlich und abſetzbar. Wenn, aus Rückſichten für das Gemeinwohl, der Herrſcher für unverletzlich erklärt werden muß, ſo laſtet die Verantwortlichkeit dafür ganz auf ſeinen Miniſtern, die Ausnahme ſelbſt beſtätigt die Regel, und das Volk, eben ſo unverletzlich, findet irgendwo ſeine Bürgſchaft. Warum nimmt die neue Konſtitution dieſen Grundſatz nicht auf, dieſen erſten Grundſatz aller Freiheit? Warum verſchmäht ſie hierin das erfahrungsreiche Beiſpiel Englands, Spaniens, und unſerer früheren Konſtitutionen?"

„Die Herſtellung des Königthums mußte darauf hinführen, über die Regentſchaften, die Minderjährigkeit, die Erziehung des Thronerben, über die Eidesleiſtung deſſelben, zu beſtimmen; warum iſt alles dieſes gar nicht erwähnt? Warum nicht ausgeſprochen, daß der Herrſcher kein Stück des Landesgebiets veräußern, deſſen Eintheilung nicht abändern, ſich nicht aus dem Königreich entfernen, und ſich ohne Einwilligung des Volks nicht verheirathen darf? Warum iſt zweifelhaft gelaſſen, ob er unbedingt über die Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande verfügen, ſie vermehren und gebrauchen, Krieg und Frieden machen kann, oder ob dazu die Beſtätigung des Senats und der geſetzgebenden Gewalt nöthig iſt?"

„Es iſt nicht hinlänglich, daß die Steuern und Auflagen ſolcher Beſtätigung bedürfen, und alſo die Mittel, ohne welche jene Dinge nicht auszuführen ſind, dem Volke und ſeinen Vertretern vorbehalten bleiben; der Grundſatz muß daſtehen, nicht ein zufälliges Hinderniß, daß die Macht nicht mißbraucht werde; zufällig iſt dieſes Hinderniß, weil auswärtige Hülfsgelder ſchon gleich darüber hinwegführen. Eben ſo müßte der Unterhalt des Königlichen Hauſes beſtimmt ſein, und gleich beim Anfange einer Regierung für die ganze Dauer derſelben, um alle Ränke zu deren jährlicher Vergrößerung für immer abzuſchneiden."

„Der wahre Adel kann nur im perſönlichen Verdienſt beſtehen, der Menſch iſt der Sohn ſeiner Thaten. Das Vorurtheil wird trotz aller Gegenwehr eitlen Übermuths ſich verlieren, und einſt nur noch in den Jahrbüchern der menſchlichen Verirrungen zu finden ſein. Was ſoll der erbliche Adel, die erbliche Senatorwürde?

Sollten nicht, ſtatt dem Könige allein die Ernennung zu letzterer anheimzuſtellen, alle Zweige der geſetzgebenden Macht dazu mitwirken? Dann wäre der Erwählte wirklich ein Vertreter des Volks; ſo iſt er es nur ſeiner ſelbſt, und ſeiner Familie, wie ſchon ein Anderer vor mir geſagt hat. Hundertmal, wenn von Erneuerung der geſetzgebenden Verſammlung die Rede war, habe ich die ängſtliche Vorſorge geſehen, daß nicht dieſelben Leute in den Stellen blieben, und jetzt errichtet man zweihundert erbliche Senatorſtellen! Was die Zuſammenſetzung des ganzen Körpers, der augenſcheinlich einer Erneuerung bedürfte, was die Vermögensausſtattung der Mitglieder betrifft, ſo überlaſſe ich Andern, ihre Einwendungen dawider aufzuſtellen."

„Die geſetzgebende Verſammlung, deren Benennung nicht ganz richtig mehr iſt, ſollte nicht ſo weit von der ausübenden Macht abhängen, daß ſie von dieſer aufgelöſt werden kann, und das Volk dieſelben Mitglieder nicht wieder wählen darf. Auch ſollte feſtgeſetzt ſein, daß kein Volksvertreter, die Senatoren mit inbegriffen, während ihrer Berufszeit für irgend jemand eine Anſtellung bei der Regierung erbitten oder ſonſt nachſuchen dürfe."

„Das Geſetz bedarf zu ſeiner Gültigkeit der Beſtätigung des Königs; aber kann dieſe bedingt oder unbedingt verweigert werden, und iſt dieſe Verweigerung bei wiederholter Anregung deſſelben Gegenſtandes immer auf's neue gültig? Die Konſtitution ſchweigt über die Art der Kundmachung der Geſetze. Nach den Worten von Gottes Gnaden muß hinzugeſetzt werden: und durch die Konſtitution; dies letztere wegzulaſſen, wäre eine Beleidigung gegen das Volk."

„Wie ſo ſetzte man nicht ſogleich feſt, daß niemand verhaftet, eingekerkert und vor Gericht gezogen werden könne, als in Kraft des Geſetzes; daß binnen vier und zwanzig Stunden vom Augenblicke der Verhaftung ein Verhör Statt finden müſſe, und nur die geſetzmäßige Behörde zu richten befugt ſei? Die Habeas-Korpus-Akte der Engländer lag nahe genug. Die Unverletzlichkeit der Briefe, die des Hauſes eines jeden Bürgers, gehörten ebenfalls hieher."

„Die Preßfreiheit iſt durch die Konſtitution ausgeſprochen; das iſt gut, und entſpricht dem allgemeinen Verlangen. Aber, Senatoren, heute verkündigt ihr die Preßfreiheit, und morgen führt ihr die Cenſur ein? Ich weiß, durch welche Scheingründe man dieſe Maßregel beſchönigt, aber kein einziger beſteht die Prüfung; den Mißbrauch mag man beſtrafen, aber nie darf man ihn durch Aufhebung des Gebrauchs verhindern."

„Der letzte Artikel der Konſtitution ſagt, ſie ſolle dem Volke zur Annahme vorgelegt werden; aber nichtsdeſtoweniger ſoll der zum Thron berufene Fürſt zum Könige der Franzoſen ausgerufen werden, ſobald nur er die Konſtitution unterzeichnet und beſchworen hat? Iſt das Volk dabei nur um der Form willen genannt und aus Höflichkeit? Und wenn nun ſeine Stimme euer Werk verwürfe, wie ſie denn unläugbar das Recht dazu hat, in welcher Verlegenheit würdet ihr ſein? Ich will nicht Zweifel erheben über das, was geſchehen wird, von den Grundſätzen aber darf man nicht ablaſſen."

„Der Senat hat in ſeinem Entwurfe noch vieles andere verſäumt, was die Gunſt der öffentlichen Meinung erwerben könnte; er beſitzt dieſelbe jetzt keineswegs; die Urſachen ſind in der Vergangenheit, wo die Mehrheit, aber nicht die Geſammtheit deſſelben, die verderblichen Unternehmungen der Obergewalt durch nachgiebige Beſchlüſſe gefördert hat; aber dies trifft nicht den Senat allein, dies trifft leider ganz Frankreich; der bürgerliche Muth ſchien verloren, während der kriegeriſche auf dem Gipfel ſtand. Ich bin weit entfernt, dem Senat alles zuzurechnen, was ihm die allgemeine Meinung zum Theil mit größtem Unrecht vorwirft; er hat in dieſen letzten Tagen entſcheidende Verdienſte um Frankreich erworben, er kann noch größere erwerben, wenn er die öffentliche Stimme hören will. In Frankreich haben die unwandelbaren Begriffe der Rechte des Volks, trotz allen Gegenſtrebungen, Wurzel gefaßt; der Gang der ſtaatsbildenden Kunſt iſt in beiden Welten beſchleunigt fortgeſchritten, und der menſchliche Geiſt in ſeiner Freiheit aufgetreten. Dies darf man nicht verkennen, wenn man das Heil der Völker berathen will, dies glaubt' ich mich befugt, mit gleicher Freimüthigkeit auszuſprechen, mit der ich früher unter ſchwierigern Verhältniſſen gegen die Schöpfung eines neuen Adels, gegen das Kaiſerthum, gegen die Anmaßungen in Betreff der römiſchen Staaten, gegen die Willkür aller Art geſprochen habe.“ —

Zu dieſen Bemerkungen des ſtarren Mannes, welchen ein Bergaſſe und Andere dieſer Art mit ſchwachem Talente vergebens zum Beſten der Royaliſten beſtreiten wollten, kamen heftigere Ausbrüche von andern Schriftſtellern, die ihre Angriffe unmittelbar auf die Gegner richteten.

„Was heißt denn die Rechtmäßigkeit des Herrſchers? Welchen Begriff ſoll man mit dieſem gleich anfangs ſo ſchlau hingeworfenen Worte verbinden? Heißt es, der König ſei an und für ſich, als Erbe Ludwigs des Siebzehnten, König von Frankreich, und ſei es immer, ohne Unterbrechung, durch alle unſere Zuſtände hindurch, geweſen? Wenn der Wunſch eines ganzen Volkes ihn beruft, warum ſein Recht, ſtatt auf dieſe ſichere Grundlagen, lieber auf einen zweifelhaften, beſtrittenen Anſpruch gründen? Dieß heißt ohne Noth die Vernunft und das Herz der Franzoſen beleidigen, und allen Denkweiſen Gewalt anthun, um das königliche Anſehen doch nur ſchlecht zu begründen! Zu welchen Vorausſetzungen ſieht man ſich genöthigt, um Ludwig aus bloß perſönlichem alten Rechte, ohne die Beiſtimmung des Volkes, ohne die Kraft der Konſtitutionen, als rechtmäßigen König anzuſehen! Man muß annehmen, daß der Sohn Ludwigs des Sechzehnten im Kerker regiert habe und als König geſtorben ſei; daß ſeit dieſer Zeit in Frankreich nichts Geſetzliches geſchehen ſei, daß das Volk nie einen andern Willen ausgeſprochen habe, als den im Jahre 1791 unter Beipflichtung des Königs offenbarten Willen; daß es im Jahre VIII die Regierung der Konſuln und darauf die des Kaiſers verworfen habe, obwohl Millionen von Unterſchriften das Gegentheil beweiſen, obwohl das Volk unausgeſetzt ſeine Abgeordneten zu der geſetzgebenden Verſammlung abgeſchickt hat, obwohl alle Mächte Europens mit Bonaparte Verträge abgeſchloſſen, der Kaiſer von Öſterreich ihn zum Eidam genommen, und viele andere Fürſten in ſeine Verwandtſchaft getreten ſind; man muß folglich ſagen, daß alles unter den bisherigen Regierungen Geſchehene null und nichtig iſt; daß die Geſetze bloß willkürliche Gewalt waren; daß alſo jede gerichtliche Entſcheidung ungültig, jedes Todesurtheil ein Mord, jede Scheidung ein doppelter Ehebruch war; daß es in Frankreich ſeit fünfzehn Jahren nur Beiſchläferinnen ſtatt Eheweiber gab, und nur Baſtarde erzeugt wurden; man muß annehmen, daß ſo viele edle und tapfere Vaterlandsvertheidiger nur elende Aufrührer und Räuber, ſo viele rechtſchaffene Obrigkeiten und Beamte nur freiwillige Diener der Ungerechtigkeit waren, und das Volk ſich in zügelloſer Wildheit ohne Staat befand; ja es kömmt an den Tag, daß die Mächte Europens die Feigheit hatten, mit einem Partheihaupte zu unterhandeln, und der Nachfolger der Cäſaren ſeine erhabene Tochter einem verheiratheten Abentheurer zur Gemahlin gegeben! Dahin gelangt man durch die Behauptung, daß Ludwig Stanislaus Xavier mit vollem Rechte Erbe des letzten Dauphins ſei.“

Dergleichen Erörterungen leuchteten der Mehrheit der Franzoſen ein; die Sache ſelbſt, wie ſie in der Reihe des Geſchehenen daſtand, ſprach zu deutlich, als daß die Redensarten einer kleinen Anzahl rückkehrender Ausgewanderten die Kraft der Wirklichkeit ſchwächen konnten, ſo ſehr ſie auch im Allgemeinen die Vorſtellungen des großen Haufens der Vornehmen verwirrten. Die Redensarten der Emigrirten fanden am meiſten Eingang bei den Fremden, wo ſie es am wenigſten geſollt hätten. Die Engländer müßten ihre ganze beſtehende Ordnung umwerfen, ihren König abſetzen, und ſein ganzes Haus verbannen, wenn der Staat als Eigenthum einer Familie nur in erblicher Nachfolge rechtmäßig beherrſcht würde. Unſern deutſchen Vorſtellungen iſt der Begriff einer auf ſolche Grundlage zurückgeführten Rechtmäßigkeit vollends fremd. In der deutſchen Nation iſt das Wahlrecht urſprünglich, in unſerer ganzen Geſchichte zeigt ſich beſtändig das Recht der Fürſten an Verfaſſung und Verträge geknüpft; die oberſte Gewalt war zuſammengeſetzt aus Kaiſer und Reich; und wie jeder deutſche Reichsgraf zum Kaiſer erwählt werden konnte, ſo konnte auch der Kaiſer von den Fürſten abgeſetzt werden; eben ſo war die rechtmäßige Gewalt jedes dieſer letztern immer nur auf geſetzliche Bedingungen gegründet. Doch iſt in den letzten Zeiten die eigentliche Kunde der allgemeinen vaterländiſchen Angelegenheiten bei den Deutſchen ſehr zurückgetreten, und nur dadurch wird es erklärlich, daß die Einflüſterungen einer franzöſiſchen Tagesmeinung, das von Talleyrand zuerſt wieder in Umlauf gebrachte Feldgeſchrei der auf göttliches Recht geſtützten ſogenannten Legitimität, auch auf deutſcher Seite ſo ſtarken Wiederhall finden konnte.

Während ſolche Streitfragen die Weiterſehenden beſchäftigten, wandten ſich viele bisher unentſchiedene Gemüther doch günſtiger zu den Bourbons, die allerdings das fürerſt nächſte Ergreifbare ſchienen, um aus den Übeln der bürgerlichen Zerrüttung und beſonders auch aus dem Drucke fremder Kriegsheere herauszukommen. Die weiße Kokarde, als Schutz- und Verſöhnungszeichen geltend, zeigte ſich immer häufiger neben der dreifarbigen, die endlich von ihr ſogar verdrängt wurde, indem die Nationalgarde und die öffentlichen Beamten den Befehl erhielten, die weiße Kokarde aufzuſtecken, obwohl die Uniform der erſtern noch aus den Farben Roth, Blau und Weiß, fortbeſtand. Öffentliche Erklärungen und Zuſtimmungen zu den Beſchlüſſen des Senats und der proviſoriſchen Regierung liefen von mehreren Orten ein, und jedes Beiſpiel rief neue hervor. Die Städte Dijon, Autun, Rheims, Evreux, Langres, Dünkirchen, Dieppe, ſodann Nantes, Orleans, Poitiers, ſpäter Lyon, Marſeille und Nismes erklärten ſich für den König. In manchen Landſchaften brach der Haß gegen Napoleon heftig aus, in andern wurde er durch das Mißtrauen gegen die Bourbons aufgewogen, hin und wieder auch entſtanden Unruhen. Die Feſtungen, von zahlreichen Truppen unter entſchloſſenen Anführern beſetzt, ließen große Schwierigkeiten befürchten, folgten aber leichter, als man erwartet hatte, dem allgemeinen Beiſpiel. Mainz, Metz, Lille, Straßburg pflanzten die weiße Fahne auf. General Carnot, der in Antwerpen befehligte, wollte auch diesmal, wie ſchon mehrmals, von dem was die Geſammtheit gelten ließ, nicht abweichen, und fügte ſich der neuen Veränderung. Die Marſchälle Berthier, Jourdan, Augereau, Suchet und Soult, letzterer nicht ohne noch die Waffen unglücklich gegen Wellington verſucht zu haben, der General Grenier als Befehlshaber des noch anſehnlichen Heeres in Italien, kündigten den Truppen, an deren Spitze ſie ſtanden, das Vorgegangene an, und forderten ſie zu Treue und Gehorſam gegen die neue Regierung auf. Der Marſchall Davouſt in Hamburg mußte ſich nach einigem Zögern am Ende daſſelbe zu thun bewogen ſehen. Ganze Abtheilungen von Truppen gingen auseinander und in ihre Heimath.

Am 12. April hielt der Graf von Artois, Bruder des Königs und Statthalter des Königreichs, ſeinen Einzug in Paris. Schon Tags vorher hatte ſich einiger Andrang aus der Hauptſtadt bei ihm eingefunden. Er ſprach mit Zuverſicht zu den Umſtehenden, und indem er auf ſeine weiße Kokarde am Hute zeigte, ſagte er, der Kaiſer von Öſterreich habe ſie ihm zugeſchickt, nicht ohne Abſicht ſein perſönliches Erſcheinen mit dem äußeren Machtanſehen eines ſolchen Einverſtändniſſes verknüpfend. Der Prinz war ohne Gefolge und Bedeckung, bis eine Abtheilung der Pariſer Nationalgarde ihn einzuholen kam. Nach den erſten Worten, die er zu dieſer geſprochen, ließ er weißes Band herbeibringen, ſchnitt es in Stücke, band eins derſelben davon in ſein Knopfloch, und forderte die Grenadiere auf, ſeinem Beiſpiel zu folgen, wie auch geſchah; dies war der Urſprung des Lilienordens, den alle Menſchen nach Gutdünken anlegten, und der, troß der nachherigen Bemühung, ihn zu beſchränken und zu heben, der ausgebreitetſte aller Orden und daher ganz ohne Werth blieb. Noch außerhalb der Barrieren kamen dem Prinzen einige Marſchälle entgegen, worunter Ney und Kellermann. An den Barrieren ſelbſt empfingen ihn die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, unter welchen der Fürſt von Talleyrand das Wort führte, und die ſtädtiſchen Behörden. Nachdem er die Kirche beſucht hatte, bezog er die Tuilerien, auf deren Dache von nun an die weiße Fahne wehte. Der Zulauf war, wie bei ſolchen Gelegenheiten immer, ſehr groß, die Freudenbezeigung laut genug, aber keineswegs allgemein.

Die proviſoriſche Regierung, ohne ſittliche Haltung, und den Anſinnungen des Tages augenblicklich nachgetrat, übergab durch einen Beſchluß vom 14. April dem Grafen von Artois, als dem Statthalter des Königreichs, die Regierung bis zur Ankunft Ludwigs des Achtzehnten, und erklärte ſich ihrer bisherigen Amtsverrichtungen entledigt. Dieſer Beſchluß wurde dem Prinzen durch den geſammten Senat überreicht, wobei der Fürſt von Talleyrand wieder die Anrede hielt. Der Prinz erwiederte in ſeiner Antwort dem Senat, daß er von dem Konſtitutionsentwurf Kenntniß genommen, von dem Könige aber noch keine Vollmacht zu deren Annahme erhalten habe, doch kenne er die Geſinnungen und Grundſätze des Königs hinlänglich, um verſichern zu können, daß der König mit allen Hauptpunkten einverſtanden ſei.

Eine der erſten Maßregeln des Prinzen beſtand darin, daß er in alle Provinzen des Königreichs beſondere Abgeordnete mit den ausgedehnteſten Vollmachten ſandte, welche über die Handlungen der Behörden wachen, den Geiſt der Einwohner erforſchen und möglichſt bearbeiten ſollten. Es wurden hierzu beinahe nur Altadliche gewählt, von deren Händen ein ſolches Vertrauen aber ſicherer bewahrt, als geſchickt angewendet war. Bevor ſie abreiſten, richtete der Prinz einige Worte an ſie, deren Inhalt verſöhnend für die Vergangenheit klang, aber die Mißtrauiſchen keineswegs befriedigte.

Inzwiſchen war auch der Kaiſer von Öſterreich am 15. April in Paris eingetroffen, und die verbündeten Mächte berathſchlagten nunmehr ernſtlicher über die Art und Weiſe, wie ein dauerhafter Friede zu ſchließen ſei. Am 23. April wurde von ihnen mit dem Grafen von Artois eine vorläufige Übereinkunft abgeſchloſſen, zufolge deren alle Feindſeligkeiten eingeſtellt, und die Gränzen

Frankreichs auf den Umfang, den das Königreich vor der Revolution gehabt, beſchränkt wurden. Für die ausführlichen Verhandlungen erwartete man die Ankunft Ludwig des Achtzehnten.

Die Franzoſen ſahen mit geſpannter Neugier auf das Benehmen des Grafen von Artois und der Menſchen, die mit ihm waren. Die Bourbons waren der Nation wirklich fremd geworden, man wußte nichts mehr von ihnen und mußte ſie erſt kennen lernen. Viele Leute fragten ganz unbefangen, wer die Herzogin von Angoulême ſei, und ſuchten ſich über die Art, wie die Glieder der königlichen Familie zuſammenhingen, zu unterrichten. Dieſes Unbekanntſein und dieſe Fremdheit hatte für die Bourbons perſönlich wenigſtens den Vortheil, daß man, wenn nicht für ſie, doch auch nicht gegen ſie eingenommen war, und daß ſie abgeſchnitten von allem, was ſie ehemals verhaßt gemacht hatte, ihr Betragen gleichſam von vorne anfangen und einrichten konnten. Daß man nicht große Geiſtesfähigkeiten von ihnen erwartete, gereichte ihnen nicht grade zum Nachtheil, die Hauptſache war, welche politiſche Abſichten ſie mitbrachten. Dieſe wußten ſich nicht lange unentſchieden zu erhalten; der Graf von Artois, der Neuheit ſeiner Aufgabe noch ungewohnt, und des Bodens, worauf er ſtand, unſicher, verſuchte zwar anfangs in einem dem Volke günſtigen Tone zu ſprechen, und nützliche Hoffnungen zu wecken, allein die Klügern wollten bald gemerkt haben, daß dies mehr aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, ſich in die Zeit zu ſchicken und nur erſt Feſtigkeit zu gewinnen, herrühre, als aus Überzeugung. Die Begünſtigung der Adelichen, die unmaskirteſte

Geſinnungen, und ihre heftigeren Äußerungen deuteten ſchon vollſtändig die Richtung an, in welche die wiedereingeſetzten Bourbons unvermeidlich einlenken würden, und ließen die traurigen Folgen, die daraus entſtehen mußten, im voraus befürchten. Die bisherige Uneinigkeit in der königlichen Familie ſchien nun auch ſchon inſofern nachtheilig geworden, daß man erwartete, der König würde die Handlungen ſeines Bruders wenig gutheißen, und wenn auch nur mit Widerſpruch manches in entgegengeſetzter Art anordnen. Das ungeheure Lob, welches man dem Könige vorausgehen ließ, und wodurch man den gelehrteſten, trefflichſten und tüchtigſten Herrſcher, ja einen Weltweiſen und Gelehrten verkündigte, wirkte jedoch im Ganzen nicht günſtig für ihn, beſonders da ſeine eifrigſten Anhänger nach Maßgabe ſeines Rückkommens dieſes Lob nach und nach doch wieder etwas herabzuſtimmen nöthig fanden.

In England war die öffentliche Stimmung höchſt aufgeregt, und der ganze Rauſch der überraſchenden Glückserfolge hatte ſich auf den bisher ganz unbeachteten König von Frankreich geworfen, der am 20. April mit großem Gepränge ſeinen öffentlichen Einzug in London hielt. Das Volk war außer ſich und ſchwelgte im Taumel der Freude, niemand durfte in London ohne die weiße Kokarde erſcheinen. Am 24. ſchiffte Ludwig ſich zu Dover auf der Yacht Royal-Sovereign ein. Die engliſche Regierung hatte alles mit außerordentlicher Pracht und höchſtem Glanze dazu vorbereitet, der Herzog von Clarence, als Admiral, begleitete die Fahrt auf der Fregatte Jaſon. Ein ungeheures Frem-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

Das Königreich der Niederlande.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die andere Seite; die Schwierigkeiten und Kosten nöthigen zu einer [illegible] Entscheidung. Neuer, heftiger Kampf um den Vorzug, [illegible] [illegible] und die [illegible] der Hauptstadt für Holland oder Belgien gewähren wird! Die [illegible] der [illegible] ist [illegible], um die Entscheidung nach den [illegible] Wünschen zu treffen. Die Lage des [illegible] ist in dieser Rücksicht [illegible] [illegible], denn auf beiden Seiten sind Gründe von großem Gewicht. Einestheils ist Holland der geschichtliche Kern, auf welchen der Staat und der Fürst [illegible] [illegible]; dagegen ist [illegible] [illegible] Belgien bedeutend größer, und die geographische Mitte des Ganzen liegt in ihm. Andererseits [illegible], wenn König und [illegible], das überwiegende Belgien [illegible] [illegible] Schwankungen seiner eigenen Schwere überlassen, die [illegible], bei größeren Ereignissen, auf den letzten [illegible] nicht zu entscheiden [illegible]; dagegen [illegible] der Regierung nach Brüssel die [illegible] und [illegible] [illegible] der Holländer nur in sehr [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] der neuen [illegible] [illegible] für Brüssel, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] den König.

Die Frage wegen der Hauptstadt führt auf die andere zurück, welche Richtung überhaupt die Regierung in dieser außerordentlichen Lage zu ergreifen habe? Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible], wenn nicht seine Folgen eben so gefährlich werden sollen, als [illegible] [illegible] [illegible] ist. [illegible] eine [illegible] [illegible] der [illegible], eine [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], so würde doch [illegible] [illegible] zu [illegible] zu [illegible] sein.

Dieſe Verfaſſung bietet aber übrigens eine [illegible] [illegible] Meinungen könnten ſich in gemeinſamen Intereſſen, widerſprechende Intereſſen in geiſtiger Übereinſtimmung ausgleichen; aber hier, wo alles einander entgegenſteht, fehlt ſelbſt der Punkt, von welchem die Vereinigung ausgehen müßte. Die Macht der Zeit kann die [illegible] Verwilderungen nach und nach ausgleichen, und [illegible] Grundſätze an die Stelle ſetzen, allein bis [illegible] wird wenigſtens mehr [illegible] nicht [illegible] zu erleben. Die Verfaſſung, auf welche nun [illegible] gegründet werden ſoll, wird dieſes wenig ſichern; [illegible] enthält und ſichert, wie oben bemerkt worden, die Spaltung [illegible] durch die [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] Geſchlecht, die nur ſich einzige Hoffnung für die Zukunft des Staates erblickt, verliert [illegible], wie welche ſie ihm bleibt. Es giebt das Königreich der Niederlande den allgemeinen [illegible] [illegible], [illegible] keine [illegible] Verbindungen [illegible] können. Wie [illegible] [illegible] Ausſpruch gültig wird, ſo wenigſtens der [illegible] [illegible], ob nicht [illegible] auf ſeinem Innern [illegible] [illegible] ein eigenes, unabhängiges Geſchick zu erringen iſt?

Wir ſagen aber: wenn die Vereinigung Hollands mit Belgien als unmöglich erſcheint, ſo bleibt nichts anderes übrig, als das Gleichgewicht, ſo welchem man [illegible] zu halten gewünſcht, aufzugeben, und einem von beiden das Übergewicht zu erhalten. Iſt aber Holland der Schwerkraft von Belgien, aber nicht die Schwerkraft von jenem zu folgen habe, ſo kann in ſolchem Falle [illegible] [illegible] ſein. Die Gründe der [illegible] und der Natur weiſen Belgien unter Holland, nicht Holland unter Belgien.

Wie groß auch immer an Macht und wie stark an Leben, ist Belgien doch kein selbstständiges Land, nicht eigenthümlich in Sprache, Bildung und Art, sondern einer ihm ursprünglich fremden Nationalität unterthan. Schon sehr früh, und fast ohne Widerstand, in den französischen Kreis übergegangen, hat es auch nur der politischen Vereinigung ihre eigne Bildung für die französische aufgegeben. Von Frankreich wieder losgerissen, bliebe sein Zug doch beständig dorthin gerichtet, und, an Belgien angeschlossen, würde auch Holland diesem Zuge folgen müssen. Statt eines eignen Prinzips, hätte der ganze Staat nur ein fremdes, über der Gränze liegendes, bei dem Nachbarn. Ganz anders verhält es sich in dieser Rücksicht mit Holland. Schon von Alters her bildete dieses einen freien und lebendigen sehr mächtigen Staat, während Belgien nur ein Nebenstück Spaniens, Österreichs und Frankreichs blieb. Holland ist im Besitz einer hohen Nationalerinnerung, an die glänzendsten Thaten und Niederlassungen in allen Welttheilen geknüpft; der Kriegsruhm der Belgier ist meistentheils in fremden Namen aufgegangen. Die Holländer reden eine eigne, ursprüngliche, durch alle Volksklassen gleiche, zu mannigfachem Gebrauch gebildete Sprache, während der Belgier eine ganz ausgeartete und verkümmerte, oder eine ihm nicht angebildete, nach fremden Mustern überkommene Sprache spricht, und durch diese sich auch hinwieder von dem andern Theile getrennt ist. In politischer Tüchtigkeit und Kraft behauptet Holland ebenfalls den unbestrittenen Vorzug vor Belgien; sein ehemaliger Antheil an dem großen Welthandel hat ihm den umfassenden Gesichtskreis, jene Fülle durchgebildeter Ansichten die preußiſche Geſchäftlichkeit zurückgelaſſen, welche ſie für die höhere Staatsführung ſo vorzugsweiſe befähigen; das übergewicht Hollands in dieſer Rückſicht hat ſich auch deutlich durch die That gezeigt, denn wenn die Mehrzahl der hohen Staatsämter in den Niederlanden durch Holländer beſetzt ſind, ſo iſt dies mehr die nothwendige Folge der in der Sache liegenden Verhältniſſe, als abſichtliche Veranſtaltung, und ſchwerlich hätte Belgien von Fähigkeiten und dem Geiſte eines Volks, mit Männern, ſo leicht das Gleiche an die Seite zu ſetzen. Auch das Fürſtenhaus, welches den Thron beſitzt, findet in Belgien, wenn vielleicht nicht weniger Treue, doch gewiß weniger Anhänglichkeit, als in Holland; es knüpft eine drei Jahrhunderte in ſich ununterbrochene Folge die Bande, die ihm dort erſt ſeit wenigen Jahrzehnten beſtehen. Dieſe Betrachtung gewinnt ſich aber [illegible] von tiefſter Wichtigkeit. Das Schickſal beſtimmt den Staaten nicht durch künſtliche Entwickelungen, es findet die Stämme des Volkes unter ſich, und dieſe [illegible] zu können, nimmt es einen bedeutenden Theil der Regierungsdinge in Anſpruch. Wie [illegible] ſchon in der Behandlung des Staates dieſe Rückſicht vorwaltete, ſo darf um ſo weniger aus den Augen geſetzt werden, was die Befriedigung und Feſtigkeit des Landes angeht. Hier offenbart ſich nun zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen ein großer Unterſchied, der ganz zum Vortheil von jenem iſt.

Belgien nämlich gäbe beim erſten feindlichen Anfalle, wenn die Nachbarſchaft [illegible], verloren, Holland vermag dem ſtärkſten Angriff mit eigenen Mitteln zu widerſtehen. Das Königreich der Niederlande kann, eine

Belgien, militairiſch, politiſch und national in Holland beſchäftigte, während es in Belgien ohne Holland weder Vertheidigung, noch Selbſtſtändigkeit, noch Volksthum hätte. Die Staatsklugheit befiehlt, auf allen dieſen Gebieten, in dem Zwieſpalte der beiden Länder die ſtreitige Suprematie ganz an Holland zu verleihen, und den ganzen Staat in dieſem Geiſte zu behandeln.

Wer dieſe Maßregel zu hart findet, der bedenkt nicht, daß entweder dieſe oder die entgegengeſetzte ausgeführt werden muß, daß es in dieſer Lage kein Drittes giebt, und daß die Begründung oder Auflöſung des Staates davon abhängt. Wer an der Möglichkeit zweifelt, daß Belgien in Geiſt, Sprache und Art ſo verwandelt werden könne, daß es nicht mehr franzöſiſch, ſondern ein mit Holland übereinſtimmender Theil des niederländiſchen Staates ſei, den mögen die jetzt ächtdeutſchen Nachkommen der ſlaviſchen Bewohner in Mecklenburg, Pommern, Sachſen, von dem Gegentheil überzeugen. Im Grunde widerfährt den Belgiern damit keine Unbilligkeit, ſie bringen nichts Eigenes zum Vergleich, und werden durch dieſes nur auf das zurückgeführt, was auch ihnen einſt eigen war. Auch iſt die Härte, die gegen ſie ausgeübt werden ſoll, größtentheils viel geringer, als die, welche im entgegengeſetzten Falle die Holländer träfe. Das Landvolk in Belgien ſpricht eine dem Holländiſchen nahverwandte Mundart, und das Franzöſiſche nur nebenbei zum Verkehr mit Stadtbewohnern und Fremden. Handel und Schifffahrt ließen ſeine Theilnahme leichter zu, als Landbau und Fabriken, und der Kreis der Thätigkeit, der ſich dem Belgier in der holländiſchen Richtung ſchied, iſt bei weitem größer, als der belgiſche für den Holländer werden könnte.

Nur auf dieſe Art erreicht der Staat ſeine wahre innere Stärke, von der ſein Einfluß und ſeine Bedeutung abhängig ſind. Nimmt er ſeine wahre Richtung, und wendet ſich ganz auf die Seite der Deutſchen, deren Völkerbunde die geſammten Niederlande weſentlich angehörten, ſo werden aus dieſer Verbindung die unermeßlichen Vortheile nicht fehlen, die namentlich für Belgien ein neues Leben verſprechen, demjenigen ähnlich, deſſen es in einer ſchon vergeſſenen Periode des Reichthums und Glanzes theilhaft war.

Ob das Königreich vorzugsweiſe belgiſch oder holländiſch, franzöſiſch oder deutſch ſein, zerfallen oder beſtehen ſoll, iſt alſo eine und dieſelbe Frage, für die es nur eine und dieſelbe Antwort giebt. Wie die Regierung ihre Wahl treffen, ob raſch oder langſam, ob ſtill oder laut, gleich im Allgemeinen oder nach und nach im Einzelnen handeln ſoll, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Nur die eine Bemerkung finde hier zum Schluſſe Platz, daß je ſchärfer der deutſche Grundſatz feſtgehalten, je bewußter in Ausführung gebracht würde, deſto angemeſſener die Regierung ihren Sitz vorläufig in Brüſſel aufſchlagen dürfte.

* * *

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 6, Zeile 23, ſtatt wir lies wie.
- 30, - 1, ſtatt Mächte l. Mächte.
- 39, - 7, ſtatt Verachtung l. [illegible]
- 62, - 16, ſtatt [illegible] l. [illegible]
- 150, - 4, ſtatt ſchädliche l. ſchickliche.
- 183, - 7, ſtatt ienigen l. einigen.
- 219, - 19, ſtatt Deutſchen l. deutſchen.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebenter Band.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebenter Band.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS.
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

№ 2

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Seite
Prag. Weſtphalen. Wien. 1810 1
Aufenthalt in Paris. 1810 57
Nach dem Wiener Kongreß. Berlin. Paris. 1815 . . . 137
Frankfurt am Main. 1815. 1816 251

Erzählungen.

Mord der Jugend. Wahre Geſchichte 297
Die Drangſale unſtäten Lebens. Novelle 363

Kritiken.

Der verewigte Schleiermacher. Von Ferdinand Delbrück. Bonn, 1838 417
Vorwort zu den Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Aſſeburg. Berlin, 1842 419
Immanuel Kant's Biographie, dargeſtellt von Friedr. Wilh. Schubert. Leipzig, 1842 422
Wie Shakſpeare und Goethe im Jahre 1777 vom Lizenziaten Albrecht Wittenberg in Hamburg beurtheilt werden. 430
Sittengemählde aus dem elſäſſiſchen Volksleben. Novellen von A. Weill. Stuttgart, 1843 442
Juſtus Möſer 448
Helgoland und die Helgoländer. Memorabilien des alten Helgolander Schiffskapitains Hans Frank Heikens. Herausgegeben von Adolf Stahr. Oldenburg, 1844 451
Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. Oldenburg, 1844 457

Seite
Geſchichte der engliſchen Revolution. Von F. C. Dahlmann. Leipzig, 1844 459
Georg Wilhelm Friedrich [illegible] beſchrieben durch Karl Roſenkranz. Berlin, 1844. 461
Ueber das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Leben. Akademiſche Einleitungsrede von Auguſt Böckh. Berlin, 1844 471
Knigge's Leben und Schriften. Von Karl Gödeke. Hannover, 1844 477
Aus Mehemed Ali's Reich. Erſter Theil. Stuttgart, 1844 486
Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Karoline Pichler, gebornen von Greiner. Wien, 1844. Vier Bändchen 498
Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury. Edited by his grandson. London, 1844. 4 Vols 502
Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen. Von Rudolf Wagner. Leipzig, 1844. 516
Ein Wort über Humboldt's Kosmos. 1845 525
Bei Gelegenheit der Ankündigung einer Ausgabe von Auguſt Wilhelm von Schlegel's ſämmtlichen Werken. 1845. . 527
Zwölfter Jahresbericht über das jüdiſche Waiſen-Erziehungs-Inſtitut zu Berlin, von Baruch Auerbach. Berlin, 1845 533
Deutſche Sprache 537
Deutſche Biographieen. 1) Ein Bild aus den Oſtſeeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, 1846. 2) Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellſtab. Berlin, 1846 544
Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. 1846 . . 553

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Prag. Weſtphalen. Wien.

1810.

Im düſtern Schneewetter nahm ſich die Stadt nicht erfreulich aus, aber nur um ſo großartiger; auf beiden Ufern der Moldau Höhen und Thal überdeckend ragten die Maſſen der Gebäude nur unbeſtimmt aus den ſtöbernden Wolken hervor, und regten die Phantaſie mächtig zur Ergänzung des Bildes an, und als dieſes bald darauf, bei hellgewordenem Himmel, in aller Klarheit vorlag, mußte der Sinn über die koloſſalen Umriſſe ſtaunen, die er nach allen Seiten zu verfolgen hatte. Die Eindrücke von Wien, von Dresden, jenes als Hauptſtadt, dieſes um ſeiner ähnlichen Flußlage willen ſich hier zur Vergleichung drängend, mußten gegen die von Prag weit zurückſtehen. Dem Anblick, der ſich auf der Moldaubrücke darſtellt, wüßt' ich keinen andern ſtädtiſchen vorzuziehen; einerſeits der Hradſchin mit ſeinen Palläſten, der Laurentiusberg mit ſeinen Kloſtergebäuden und Gärten, auf der andern Seite die aus der Niederung gedrängt emporſteigende Altſtadt, in der Nähe das ungeheure Jeſuiterkollegium, in der Ferne das

Felſenſchloß Wiſchehrad; ~~brauſend der~~ ſtrömende Fluß mit ſeinen bepflanzten Inſeln, dann die Brückenthürme, die großen Heiligenbilder auf dem Brückengeländer, alles vereinigt ſich zu einem mächtigen Eindruck; die ganze Oertlichkeit, an welcher die ~~größten~~ Geſchichtsereigniſſe haften, hat zugleich etwas Wundervolles, Zauberhaftes, das in die frühſte Mährchenwelt zurückführt, und von dieſer ſelbſt den neuſten Vorgängen einen Anhauch giebt. Wenn ich ſolche Eigenheiten und Vorzüge des neuen Schauplatzes, auf den mein nächſtes Leben nun angewieſen war, lebhaft fühlte, ſo erhöhte dies doch fürerſt nur den Gegenſatz, welchen das Gefühl meiner ſelbſt mir auf die traurigſte Weiſe hier aufnöthigte. Uns war Wohnung in einem gräflichen Pallaſte gegenüber dem Jeſuiterkollegium angewieſen, ſchöne große Zimmer, die aber leer ſtanden, wie das ganze Haus, in welchem nur ein alter Dienſtmann waltete, und weder Aushülfe noch Anſprache zu finden war; den Oberſten überfiel gleich eine Maſſe der verdrießlichſten Geſchäfte; Rechnungsführer, Auditeur und Adjutant belagerten ihn an einem kleinen Tiſche, der für die Papiere, die ſich häuften, kaum Platz hatte; ich ſtand am Fenſter und blickte in die ſchmutzige, menſchenleere, von dem Rieſenbau gegenüber beengte und verdüſterte Straße; das Denkmal früherer Macht und Größe, jetzt kleinen Zwecken anheimgefallen, konnte auch nur trübe Gedanken wecken. Ich kannte in der großen Stadt noch keinen Gang, keinen Menſchen, die Offiziere ausgenommen, von denen diejenigen, welche ich zuerſt zu ſehen bekam, das Bild des Mißmuths und der Gedrücktheit waren! Doch ſie Alle hatten ihren erwählten Zweck vor Augen, den meiſten war die Stadt oder wenigſtens der Dienſt Heimath, aus den augenblicklichen Nachtheilen ſahen ſie mit Hoffnung in künftige Vortheile, jeder Tag half die erſehnte Förderung nähern, und irgend ein mäßiges Vergnügen half über den Tag hinweg. Das alles war nicht für mich; meinem Sinn widerſprach hier alles. Ich mußte nur immer die Betrachtung anſtellen, was mit mir ſei und was mit mir werden ſolle. Meine früheren Studien hatte ich aufgegeben, die neue Laufbahn war mit dem Frieden erloſchen; für den Drang, gegen die Franzoſen zu fechten, konnte ich nicht die Liebhaberei am öſterreichiſchen Wachtdienſt eintauſchen; ich trug andre Sehnſucht, andre Wünſche im Herzen. Heimath war mir, wo ich mit Rahel frei und würdig leben konnte; die Erringung dieſes Zieles und die Sache des Vaterlandes lagen aber feſt verknüpft. Mehr als je fehlte uns der Boden, alle deutſchen Länder ſtanden unter Herrſchaft oder Einflüſſen des Feindes, alle deutſchen Verhältniſſe waren zerrüttet, kraftlos. Hier im Binnenland in dürftiges Geſchick eingeklemmt, das mir keinerlei Verheißung in ſich trug, mußt' ich mit Neid auf die meerentlegne Ferne blicken, wo noch Kampf und Hoffnung war, und wohin Andre gelangten, mir aber der Weg durchaus verſchloſſen lag. So lange ich noch den Sinn mit neuen Weltanſchauungen, mit Ausſicht auf Reiſen, mit romantiſchen Genüſſen nähren durfte, hatten meine Tage wenigſtens einen Inhalt, der ihnen noch zum Ertrag werden konnte; aber dies war alles nun verſchwunden, und ich mußte in Prag dem fruchtloſeſten Abmühen in langweiligem Einerlei entgegenſehen, ja in Kummer und Noth! Denn ich konnte mir nicht verhehlen, meine Geldmittel waren auf weithinaus erſchöpft, die Offizierseinkünfte aber zeigten ſich durch die noch ſtets zunehmende Verſchlechterung des Papiergeldes ſo gering und armſelig, daß man nicht begriff, wie mit ihnen auszukommen ſei. Die Verhältniſſe Bentheim's, wie glänzend ſie auch erſchienen, wußt' ich in ihrem Beſtande höchſt unſicher, und konnte es ihm auch glücken, ſein Fahrzeug zwiſchen allen Klippen noch leidlich durchzuſchiffen, ſo wäre es doch Thorheit geweſen, auch mein Geſchick hier auf gleichen Glücksfall ſetzen zu wollen. Dieſe Betrachtungen ließen mir keine Ruhe, und mancherlei Plane, doch leider nur kümmerliche und mißliche, — denn ſchon jeder Beginn einer Ausführung hatte die größten Schwierigkeiten, — durchwühlten mir Herz und Sinn. Die ſchlimmſte Lage iſt eine ſolche ja nur dadurch, daß ſie keine Auswege hat, und dieſe ſah ich der meinigen gänzlich fehlen.

Leider war auch meine Hoffnung, Briefe in Prag vorzufinden, getäuſcht. Weder aus Berlin noch aus Hamburg hatte ich Nachrichten, und ohne dieſe blieben meine Gedanken ziel- und ſteuerlos. Rahel's Mutter war geſtorben, und ich wußte noch nicht, welche Veränderung dies ihren Abſichten und Verhältniſſen bringen könnte. Meine Schweſter ſollte nach England abreiſen. Chamiſſo mußte ſchon nach Frankreich heimgekehrt ſein. Auf dem ſchwankenden Boden, wo alles ſich bewegte, auch das Bedingende wieder bedingt wurde, war eine feſte Verknüpfung ſchwer zu treffen. Ich hoffte, Gentz würde mir über die Freunde und Zuſtände von Berlin Auskunft geben können, aber auch er entging mir, und ehe ich ihn ſprechen konnte, war er unerwartet nach Wien abgereiſt, wohin er berufen worden, um in den bedrängten Finanzſachen Rath zu geben.

In dieſer Stimmung wurde ich am dritten oder vierten Tage von dem Oberſten angeſprochen, deſſen Miene, wiewohl ungemein freundlich, doch eine verdrießliche Mittheilung verrieth. Er begann mit der allgemeinen Klage, wie wenig befriedigend er den Zuſtand des Regiments gefunden habe, wie Zucht und Dienſt erſchlafft, Mangel und Armuth überall fühlbar, und allerlei Gunſt und Nachſicht eingeſchlichen ſei; aber dieſen Verfall werde er ſogleich hemmen und das Regiment wieder zu dem Glanz erheben, der ſeinem innern Werth entſpreche; je niederſchlagender die Zeitumſtände ſeien, je ſtärker müſſe Selbſtgefühl und Ehre den Muth erheben, und auch nach einem unglücklichen Kriege, unter den Einſchränkungen des Friedens, ja bei ſichtlich drohender Verarmung, ſolle das Militair der Haltung und des Eifers nicht vergeſſen, die ſein Stand und Beruf ihm vorzeichnen. Nun ſei er heute durch einen der Stabsoffiziere, der ſich durch ſchmeichleriſche Geſchäftigkeit auszeichne, lebhaft angegangen worden, er möchte doch mich, der ja ſein Hausgenoſſe und Geſellſchafter ſei, von den Plackereien des Dienſtes freiſprechen, niemand würde dagegen etwas zu erinnern finden. „Ich aber, fuhr der Oberſt fort, wußte ſchon, daß Ihre Stellung bei mir vielfach vom Neide beſprochen und getadelt worden, und wies daher den treuloſen Rath unwillig zurück, wobei ſich nun von ſelbſt ergiebt, daß Sie gleich allen Andern der Reihe nach Ihren Dienſt thun; ich hoffe, Sie werden darin nicht nachläſſig ſein; was Sie leiſten, werden Sie nicht nur ſich ſelber, ſondern auch mir thun; ſpäter hin wird ſich ſchon wieder Gelegenheit finden, Sie von dem läſtigen Zeuge zu befreien.“

Ich hatte in dieſem Betreff keine beſondere Gunſt erwartet, und fand die mir durch dieſes Vertrauen gewährte ſehr groß. Mit Vergnügen ſah ich mich wieder an den Hauptmann von Marais gewieſen, beſuchte mit demſelben die Kaſerne, wohnte der Wachtparade und den kleinen Vorübungen der Truppen bei, ließ mir die Exerzir- und Dienſtvorſchriften geben, und ſtudirte ſie theils allein, theils mit Hülfe eines Feldwebels, der ſich meine Fortſchritte zur Ehre rechnete. In den nächſten Tagen ſchon traf mich die Reihe, meinen erſten Wachtdienſt zu thun, ich führete meine Mannſchaft mit klingendem Spiel durch die Stadt, nahm auf dem Roßmarkt Beſitz von meinem Wachthaus, empfing den Beſuch mehrerer Kammeraden, wurde von ihnen abgehalten, die vorgeſchriebenen Runden zu machen, denn niemand, hieß es, mache dieſelben bei ſo ſchlechtem Wetter, es ſei genug, wenn ſie als gemacht gemeldet würden, hatte eine ruhige Nacht, während der ich an Chamiſſo ſchrieb, und empfing am andern Tage nach meiner Ablöſung die beſten Glückwünſche. Die Sachen kamen mir ſo ſchwer nicht vor, und ich fühlte, wie die Gewohnheit ſie noch mehr erleichtern müſſe; doch wurde mir dieſe nicht, ich bezog im Ganzen nur dreimal die Wache, und bei der großen Menge überzähliger Offiziere wurde ich auch zu anderm Dienſte nicht oft befehligt. Der gute Ruf, den meine Befliſſenheit davontrug, war leicht erkauft, auch hatte ich die Freude, meine Kammeraden bald wieder voll Zutrauen zu ſehen, beſonders die älteren, welche gemeint hatten, ich müſſe durch die Gunſt des Oberſten und durch den Aufenthalt in Wien dem Regimente fremd geworden ſein, und nun mein ehrerbietiges und anſchließendes Benehmen um ſo mehr zu loben fanden. Für mich war die kleine Spannung heilſam, ich hatte Aufgaben, die mich beſchäftigten, und das traurige Sinnen und Brüten über Gegenſtänden, bei denen nichts zu thun war, beſchränkte ſich auf die wenigen Stunden, die ohnehin der trägen Muße zufielen.

Bentheim führte mich auf die ſogenannten Sozietätsbälle, wo die Prager vornehme und ſchöne Welt zuſammenkam; denn auch hier ging das herkömmliche Leben bald wieder ſeinen Gang, wie denn unter allen bürgerlichen Zuſtänden immer noch getanzt wird. Hier lernte ich nebſt andern bedeutenden Perſonen auch den Fürſten Ferdinand Kinsky kennen, der ſich im letzten Kriege ſehr ausgezeichnet hatte. Bei Errichtung der böhmiſchen Landwehr hatte der Fürſt ein Bataillon faſt ganz auf eigne Koſten geſtellt, und nachdem er kein Opfer geſcheut und jeden Eifer aufgewendet, war er zuletzt auch ſelber in Dienſt getreten und als Major an der Spitze ſeines Bataillons in das Feld gerückt. In der Schlacht bei Aſpern kämpfte er ſo tapfer, hielt die Bataillonsmaſſe im Kartätſchenhagel und gegen wiederholte Reiterangriffe ſo gut zuſammen, daß der junge Anführer mit ſeinen Neulingen die Bewunderung der altgeprüften Soldaten erwarb, und der Erzherzog Generaliſſimus ihm auf dem Wahlplatze das Thereſienkreuz verlieh. Aber auch noch in anderer Richtung zeigte der Fürſt ſeinen edlen Muth. Nicht alle Landwehrbataillone hatten ſich hervorgethan, manche der Gelegenheit dazu entbehrt, und die Eiferſucht der Linientruppen, welche gleich anfangs zur Errichtung der Landwehr ſcheel geſehen, war nur allzu geneigt, ungünſtige Schlüſſe gegen dieſelbe aus allen Zufälligkeiten hervorzurufen. Als nach dem Frieden ausgeſprochen war, daß die Landwehr fortbeſtehen ſollte, äußerte ſich die Mißſtimmung der Linientruppen nur lauter, und es ſchien eine völlige Spaltung zwiſchen den Offizieren beider Truppen unvermeidlich. Hiergegen ſetzte ſich nun Fürſt Kinsky aus allen Kräften, er bot dem Vorurtheil und Dünkel herausfordernd jeden Kampf, und wo, wie auf den Sozietätsbällen, ausnahmsweiſe Uniform getragen wurde, erſchien er in der ſeines Landwehrbataillons. Ein ſo angeſehener Kavalier und tapfrer Degen er war, hätte er allein ſeine Sache doch ſchwerlich durchgeſetzt; aber ſein Beiſpiel entzündete auch andre Gemüther, und eine ſo gut vertretene Sache fand bald auch in den Linientruppen ſelbſt würdige Zuſtimmung. Das Uebel der Zwietracht konnte zwar nicht ganz erſtickt werden, wurde jedoch merklich gedämpft, und mich dünkte das Benehmen des Fürſten hiebei eben ſo muthig und lobenswerth, als das von ihm auf dem Schlachtfeld bewieſene.

Durch die Sozietätsbälle wurde ich auch mit der Gräfin von Schlick, einer angeſehenen Dame von großem Verſtand und feinem Sinn, mit den Grafen von Clam-Gallas und von Sternberg, ſodann mit dem Baron von Buol bekannt, einem öſterreichiſchen Diplomaten, der zuletzt Geſchäftsträger in Dresden und dort mit Adam Müller eng verbunden geweſen war; an dieſem Bezuge ſpann ſich leicht ein vertraulicher Umgang zwiſchen uns fort. Er führte mich zu dem Baron von Bildt, dem letzten ſchwediſchen Geſandten am Reichstage zu Regensburg, der mit ſeiner Familie in Prag die Ereigniſſe abwartete. Hier fand ich den Nachhall vieler Engliſchen Reden, den heftigſten Haß gegen die Revolution, die unverſöhnlichſte Feindſchaft gegen Napoleon; aber das rohe [illegible], das hier einem [illegible] verſchieden wurde, die Emigrantenwirthſchaft, in der ſich beſonders die Weiber gefielen, und die Gedankenloſigkeit, mit der ſich der ſchnelle Witz auf Koſten der Bonapartiſchen Familie erging, gleich einem dumpfen, langweilten und empörten mich, und nach ein paar Beſuchen ſagt' ich den Leuten doch die Meinung und empfahl mich für immer.

Beſſere Bekanntſchaft vermittelte mir der General Graf von Wallmoden, der mit mir auf in demſelben Hauſe wohnte. Er hatte Einſicht in meine Lage und meine Bedürfniſſe, und meinte, er werde mir einen Umgang zuweiſen, der für mich geeignet ſei, er glaube nicht ſich zu täuſchen, er werde Recht haben! Und ſo veranlaßte er, daß ich bei ihm den Hauptmann Meyern antraf, Wilhelm Friedrich Meyern, den Verfaſſer des berühmten Romans Dya-Na-Sore. Da ich von dieſem merkwürdigen Manne ſchon anderwärts geſprochen, und ſein Gedächtniß ſeitdem durch die treffliche Vorrede Ernſt von Feuchtersleben's und durch des Fürſten von Pückler anziehende Erzählungen aus dem Munde des Freiherrn von Prokeſch glücklich wieder aufgefriſcht worden, ſo will ich hier nur einiges nachtragen, was ſich näher auf mich bezieht. Meyern fand Gefallen an mir und machte mir gleich am nächſten Tage das ſchmeichelhafte Anerbieten, zu mir auf die Stube zu ziehen. Es geſchah noch am Abend, ſein Gepäck war ſo leicht als das meine, und hatte auf dieſem Flecke Platz. Jedoch auch ein Drittel war deſſen nicht übrig, denn wir hatten ihrer nur zwei, einen gebrechlichen Tiſch, zwei ſchlechte Matratzen und gemeine Wolldecken, das war unſere ganze Ausſtattung in einem übrigens großen und hellen Zimmer. Dieſe Armſeligkeit ſtörte uns nicht, wir ſchenkten nicht einmal Beachtung, wir nahmen ſie als eine gleichgültige Zugabe unſers Beiſammenſeins. Meyern führte überhaupt ein Leben der Entbehrung und Abhärtung, und hielt mitten im Genuſſe des größten Wohllebens und der üppigſten Bequemlichkeit, denn er lebte ſo viel er mochte das Leben der öſterreichiſchen Großen mit, war in einem der erſten Häuſer ein faſt vollkommener Tiſch- und Wohngaſt, und hätte leicht auch ein vollkommen behagliches Daſein auf eigenen Füßen haben können, allein dergleichen nicht ganz außerhalb ſeines [illegible] gewesen. Ich glaube, er zog ſich dem Hauſe des Fürſten Kinsky zu mir, denn hatte er alle Bequemlichkeiten des reichſten Lebens mitgenoſſen, — nicht verſchmähte, das meine ſchien zu viele Entbehrung gewesen, — bei mir entbehrte er alles, trank als Frühſtück gleich nur ein Glas Waſſer, ſchlief allenfalls auch neben ſeiner Matratze auf dem harten Boden, das war alles angenehmlich für ihn. Bei ſeinen angeſehenen Freunden ſtanden ihm die üppigſten Tafeln, Abends im Theater die bequemſten Logen offen; eben ſo hätte er ihre Reit- und Wagenpferde benutzen können, allein als leidenſchaftlicher Fußgänger, war er auch unermüdlicher Fußwanderer, den nicht Wind noch Wetter ſchreckte, und bei den weiteſten Strecken ſchien ermüdete. Den größten Theil des Vormittags las und ſchrieb er ſitzend vor einem [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Wien. Er [illegible] Friedrich Schlegel hatte Vorlesungen über neuere Geschichte begonnen, die [illegible] „Die [illegible] Napoleon [illegible] von Wien; — [illegible]“ [illegible] nach; ob man die völlige [illegible] der früheren [illegible] blieben genug Männer übrig, die zu [illegible] aufgelegt waren und die Kraft vermochten über den Gang, den jetzt die Dinge zu nehmen hatten; aber sie waren die Minderzahl, und hatten die Aufgabe, sich den Zeiten und der geänderten Haltung zu fügen, die wohl [illegible], aber [illegible] nicht einseitig. Ich brauche wohl nicht erst anzumerken, daß [illegible] zu diesen Männern gehörte, so wie der ganze Stand unserer [illegible]; die höheren Militairpersonen [illegible] hielten an der alten Gesinnung fest, und an der Spitze derselben standen Krieger wie die Generale [illegible] Graf von Colloredo, Graf von [illegible], Graf von [illegible], der Oberst Freiherr von [illegible], der Oberstlieutenant Graf von [illegible], der Major Fürst von [illegible], der Graf von [illegible] und noch viele Andere, die alle in dem früheren Kriege zu hohem Rang und Ruhm emporgestiegen sind. [illegible], durch Erfahrung [illegible] geneigt, verhehlte nicht, den Rückschritt der [illegible] [illegible] für zwar natürlich und besonders in diesem gegenwärtigen Falle [illegible], allein man [illegible] die Sache nicht zu [illegible] nehmen, die Leute [illegible] sich auch eben so leicht wieder, und mit stärkerem Drange [illegible], dem Rechten und Guten zu, und auf [illegible], die jetzt den Franzosen [illegible], würden sich auch die Reihen der Helden wieder [illegible].

Wie aber auch bald ein anderer Geist [illegible], hat ich [illegible] zu [illegible] hatte. [illegible] wurde durch den General Grafen von [illegible] nach Wien berufen, und [illegible] mich mit [illegible] Besuche. Er hatte nur einige Wochen bei uns [illegible], aber [illegible] waren ſo reich an innerem Leben und innerlichem Gehalt, daß mir in der Folge die Erinnerung entſchwinden konnte, die Wochen ſind Monate geweſen. Wir beſuchten einander wechſelweiſe, und gingen um die Stadt herum, er machte mir ganze Tage und zu andern Stunden ſeine Einſamkeiten oder eine ruhige Erinnerung zerſtören und, wenn auch an Briefwechſel war nicht zu denken, Wilhelm hatte ſich einiger Zeit alles Briefſchreibens, und die letzten Briefe, die er empfing, ließ er oft lange uneröffnet liegen. Ich wollte ſeinen Umgang ausſchließend meinen Freunden gönnen, und ſchrieb an Hermann, er ſolle den eröffneten, beſchriebenen Briefe an Wilhelm, ſobald ich ihn wieder in Wien wüßte. Eine Zeitung ſchreibt hatte er geſchrieben, Wilhelm würde bei dem Regimente Wagenburg eingereiht werden, allein dieſe Nachricht, die mich mit begreiflicher Freude erfüllte, erwies ſich falſch, und Wilhelm kam zu einem Regiment in Böhmen, ſpäter zum Generalſtab in Wien.

Nun begann wieder eine ſehr traurige Zeit für mich, ich fühlte die Einſamkeit ſchmerzlich und konnte nur in geiſtigen Arbeiten einigen Troſt finden. Hermann hatte mir von einer Zeitſchrift geſchrieben, die er mit einigen Freunden herausgeben wollte, und er war ſicher auf meine Mitwirkung gerechnet; allein ich hatte wenig Luſt, mich in allerlei kleinen Aufſätzen zu verſplittern. Ein Buchhändler in Prag wollte ein Bändchen Gedichte von mir drucken, ſie waren aber nicht zum Druck, und die meiſten gingen mir in der einzigen Abſchrift, in der ſie vorhanden waren, bei dem Wechſel vom Orte verloren, den ich damals noch nicht ahnen konnte, der ſie aber zum Theile für mich verſchlungen haben ſollte. Eine der Studenten in Prag kannt' ich niemand, und ich ſuchte dem Zufall abzuſchneiden, ob ich einem oder dem andern begegnen würde; der Name des Abt Dobrowsky ſtand mir in hohen Ehren, ich war einigermaßen angewieſen auf den Poetiſchen Meißner, doch am liebſten hätte ich den Geſchichtler Ignaz Cornova geſprochen, der als Verfaſſer böhmiſcher Geſchichtsbücher geſchätzt, mir aber durch überkommene Kunde perſönlicher Beziehungen merkwürdig war, denn der achtzigjährige, wohlunterrichtete Mann hatte ſeltne Eigenſchaften und mancherlei Wiſſenſchaft in ſich vereinbart. Die traurigen Ueberreſte eines andern Glücks, der einſt in edler Kraft geſtanden, kamen mir zufällig vor Augen in einer Zimmergeſellſchaft, mit der ich im Gaſthofe zuſammentraf. Ein ſchmächtiger abgelebter Greis, mit ganz weißen Haaren, gerunzelten Zügen, traurigen aber dabei glänzenden Augen, durchmuſterte mit Haſt die angekommenen Neuigkeiten, und warf dazwiſchen ängſtliche Blicke umher, ob man auf ihn merke, ob man wohl deute, welcherlei Blätter ihn anzögen? Bei ſolchem Verdacht legte er wohl einmal ſchnell weg, als ſei es ihm gleichgültig, daß er eine Minute ſpäter, wenn er ſich unbemerkt glaubte, heimlich wieder aufnahm und begierig durchblätterte. Man ſagte mir, der Mann ſei ein böhmiſcher Adel, der in ſeiner Jugend von den Ideen der franzöſiſchen Revolution ergriffen worden und als begeiſterter Prediger der Menſchenrechte aufgetreten, darüber in Unterſuchung gerathen und dann als Staatsverbrecher auf eine Feſtung nach Ungarn gekommen ſei. Einige Jahre habe er dort in einſamem Kerker zugebracht und müſſe die größten Qualen des Körpers und des Geiſtes ausgeſtanden haben.

denn als er wirklich, man weiß nicht auf welche hohe Fürſprache, in Freiheit geſetzt worden, ſei er nur als ein abgehärmter und gebrochener Mann wieder erſchienen, unkenntlich für ſeine Freunde, mißtrauiſch und verzagt, erſchreckt von jedem Worte, und gleichſam noch jetzt in einer Gefangenſchaft fortlebend; denn er habe ſchwören müſſen, von allem, was mit ihm vorgegangen, nicht das Geringſte zu ſagen; dieſes Verſprechen aber quäle ihn unaufhörlich, denn obwohl er das Schweigen ſelbſt ſei, ſo fürchte er doch ſtets, er möchte etwas geſagt haben, und zittere, man werde ihn wieder in den Kerker ſtecken. Dabei verſicherte man unzweifelhaft zu wiſſen, daß er vollkommen noch eben ſo denke wie vorher, daß er die früheren Ueberzeugungen heilig bewahre, und allen Troſt und alle Hoffnung in ihnen habe, daß aber gerade dies Bewußtſein ihm auch ſtets die Furcht erneuere, in neue Strafe zu fallen. Ich wagte ihn anzureden, aber meine gleichgültige Frage wegen eines vor uns liegenden Buches erſchreckte ihn. Der Buchhändler wollte ihn beruhigen und ſagte lächelnd: „O, Herr Abbé, mit dieſem Herrn können Sie ohne Scheu alles reden!" Der Unglückliche ſah mich zweifelnd an, ſagte aber nur: „Ja, ja, das glaub' ich wohl!" nahm ſeinen Hut und Stock und ging zur Thür hinaus, indem er unwillkürliche Zuckungen mit den Augen machte. Ein trauriges Wahrzeichen des damaligen willkürlichen Gewaltverfahrens einer Zeit, die wir weit hinter uns glaubten, und die uns noch ſo nahe ſtand, ja deren Wiederkehr noch ſtets möglich war!

Einige Hoffnung, daß Michel im Sommer nach Leipzig kommen werde, erheiterte mir den Blick in die

Zukunft, und meine Sorge war nun, alles ſo einzurichten, daß ich dort wenigſtens auf einige Zeit mit ihr zuſammenträfe. Dieſe Hoffnung verſtärkte und minderte ſich abwechſelnd, alle Vorſätze waren noch von Bedingungen abhängig, und in die große Ungewißheit ſchoſſen immer neue Fäden ein, welche zu neuen Verſchlingungen dienen mußten. Marwitz war auf Urlaub in Berlin geweſen und ſollte mir mündliche Nachrichten bringen; doch bevor er noch ankam, erfuhr ich von dem Major Karl von Noſtitz, deſſen Bekanntſchaft ich eben gemacht hatte, daß aus Berlin die Schauſpielerin Friederike Bethmann in Prag eingetroffen ſei und für mich einen Brief habe, ohne Zweifel von Rahel. Ich eilte ſogleich in den Gaſthof, und Brief und Erzählungen, dabei die Gegenwart von Noſtitz und andern Freunden, gaben mir die Täuſchung, ich ſei in Berlin, und auch Rahel könnte jeden Augenblick ins Zimmer treten! Allein der Inhalt des Briefes war leider nicht ermuthigend, widrige Umſtände hielten den Reiſeplan noch ungewiß. Für mich hatten inzwiſchen neue Dinge ſich aufgethan, denen ich mich nicht entziehen konnte; es galt nun, aus Hemmniſſen und Stockungen geſchickterweiſe den für die eigenen Vorhaben möglichen Gewinn zu ziehen. Wo jedoch nirgends ein feſter Punkt war, wo alles unſicher ſchwankte, und immer noch neue unvorhergeſehene Momente hinzukamen, da konnte keine Folge ſich bilden, da brachte jeder nächſte Augenblick ſein eignes Geſetz. Es war eine unruhige Spannung, ein kummervolles Bemühen.

Die neuen Dinge, welche ſich mir in Ausſicht geſtellt, beſtanden in Folgendem. Die Verhältniſſe des

Hauſes Bentheim lagen in einer langwierigen Kriſe; aus mancherlei Widerſprüchen hatte ſich ein bedenkliches Sachwalten zuſammengefügt. Der regierende Graf lebte in Paris noch im Anſehn eines ſchiffbrüchigen Herrn; das zum Großherzogthum Berg geſchlagene Land verwaltete der Erbgraf, die jüngeren Brüder dienten in Oeſterreich und Dänemark. Mein Oberſt bedurfte wegen dringender Angelegenheiten einer vertraulichen Verſtändigung mit dem Erbgrafen, aber aus vielen Gründen ſchien es nicht angemeſſen, daß er perſönlich die Heimath beſuchte, und den Widerſpruch der gewählten Dienſte mit den aufgedrungenen Verhältniſſen auffallend vor Augen ſtellte. Er wünſchte daher mich als Vertrauten und Bevollmächtigten nach Steinfurt abzuſenden, und der Vorſchlag mußte mir gerathen, ja inſofern erwünſcht ſein, als auch andre weſentliche Zwecke ſich mit der Reiſe von ſelbſt verbanden. Aus dem nördlichen Deutſchland über die dortigen Zuſtände und Stimmungen durch einen Augenzeugen ſichre Kunde einzuziehen, war für allgemeine und perſönliche Zwecke von bedeutendem Werth. Der Kurfürſt von Heſſen betheiligte ſich dabei; der Kommandirende in Böhmen, General Graf von Kolowrat, gab ſeine Genehmigung. Ich ſollte mit einem bürgerlichen Paſſe als Doktor reiſen, möglichſt geheim, und auf eigne Gefahr. Uebrigens war doch keineswegs die Meinung, mich ernſtlichen Verlegenheiten bloßzuſtellen; ich ſollte meine Uniform mitnehmen, um nöthigenfalls aus dem Inkognito frei hervortreten zu können. Das Mißliche ſchreckte mich nicht, die Gefahr reizte mich, und nöthigenfalls ſtand mir mehr als Ein ſichrer Anhalt auf dieſen Wegen zu Gebot. Aber die Ausführung der Sache fand unerw kommene Zögerungen, und ich verlebte eine Reihe peinlicher Tage voll Ungeduld und Sorge.

Madame Bethmann gab inzwiſchen Gaſtrollen auf der Prager Bühne und ärntete, wie zu erwarten ſtand, den größten Beifall. Ein beſonderes Ereigniß nahm dabei die Theilnahme der Prager auf's lebhafteſte in Anſpruch. Nahe bei Prag wohnte zurückgezogen, aber allgemein gekannt, der ehemalige Schauſpieler Czechtitzky, der einſt, durch Geſtalt, Talent, Geſchicklichkeit im Billard und ungeheuern Erfolg im Kartenſpiel, ſich zu einer berühmten und beneideten Perſönlichkeit emporgeſchwungen hatte. Seine blühendſte Zeit war in Berlin, dort hatte er mit Friederike Unzelmann, der nunmehrigen Madame Bethmann, in jugendlichen Rollen geglänzt, und die Leidenſchaften, die er geſpielt, auch in der Wirklichkeit empfunden; er wollte das Andenken jener glücklichen Zeit erneuern, und jetzt in Prag um der alten Geliebten willen die Bühne nochmals betreten, der er ſeit vielen Jahren entſagt hatte; der kluge Schauſpielunternehmer Liebich ſah ein, welchen Vortheil ſeine Kaſſe davon ziehen müßte, und wußte von dem Oberſtburggrafen die Erlaubniß zu dem Unerhörten auszuwirken, daß ein bürgerlicher Freiwilliger auf den Brettern erſchiene. So ſah ich Madame Bethmann die Gräfin Orſina meiſterhaft und Czechtitzky neben ihr den Odoardo ſehr wunderlich ſpielen, aber bei dem für ihn günſtig geſtimmten Publikum mit dem größten Erfolg. Die Zerſtreuungen, welche mir durch die Anweſenheit des Berliner Gaſtes, durch den ſchnell vertraulich gewordenen Umgang mit Noſtiz, und durch andre Anregungen zu Theil wurden, hörten indeß bald wieder auf;

Madame Bethmann ließ eine Tochter beim Prager Theater, und reiſte nach Wien, Noſtitz wurde durch eine Staſette ſchleunigſt nach Merſeburg gerufen, wo ſein Vater vom Schlage getroffen im Sterben lag.

Kerner ſchrieb mir aus Wien, daß er endlich Meyern's Bekanntſchaft gemacht habe, und nur wünſchte, ihn ſeinem Bruder und deſſen Freunde, dem General von Theobald zuführen zu können, er ſei ganz für ſie geſchaffen, ſie ſeien ganz ſo wie er, ſprächen faſt Gleiches; ein merkwürdiges Zeugniß für damalige würtembergiſche Oberoffiziere, das zu Ehren des deutſchen Geiſtes aufbewahrt zu werden verdient! Von Friedrich Schlegel ſchrieb er, derſelbe habe was recht Mattes auf die Hochzeit gedichtet, ein Karmen; dem Stoll hingegen habe der Hunger ein Lied auf Napoleon eingegeben, das er prächtig habe in Großfolio abſchreiben laſſen, und mit dem er nun wie mit einer Balancirſtange die Straßen durchziehe. Dieſes Gedicht führte ihn ſpäterhin nach Paris; Napoleons Leibarzt Corviſart, der für den Namen Stoll die größte Verehrung hegte, gab das Blatt dem Kaiſer, und erlangte für den Dichter ein Geſchenk von dreitauſend Franken. Aber weder dies Geld noch Corviſart's fortgeſetztes Bemühen konnten hier gründlich helfen, Stoll verarmte und verfiel ſchnell wieder, und trat verzweifelt die Rückreiſe an. Mitten im Winter, in dünner zerriſſener Kleidung, halbverhungert, trat er eines Abends bei Kerner ein, der inzwiſchen in Schwaben an einem kleinen Orte ſich als Arzt niedergelaſſen hatte; dieſer half ihm nach Kräften, und er gelangte wieder nach Wien, wohin er jedoch in Folge der großen Entbehrungen und Leiden, die er auf der ſchrecklichen Winterreiſe erfahren, den Keim der Krankheit ſchon mitbrachte, an der er bald nachher ſtarb.

Die vielfachen Gemüthsbewegungen, das Frühjahr und die geringe Achtſamkeit, die ich auf mich ſelbſt hatte, brachten auch mir einige Krankheitsanfälle, denen ich vergebens trotzen wollte. Eben war jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt und für meine erſehnte Abreiſe alles bereit, da mußt' ich mich niederlegen. Ich hatte von der Verzögerung wenigſtens die Annehmlichkeit, noch in Prag die Nachricht zu empfangen, daß der Thereſienorden durch Ausſpruch des Ordenskapitels dem Oberſten zuerkannt worden, und dann unerwartet noch am letzten Tage von Marwitz beſucht zu werden, der von Berlin Aufträge und Mittheilungen in Fülle für mich hatte. Ich ſchöpfte manche Hoffnung aus ſeinen Berichten, aber auch manche Unruhe. Zu meiner Reiſe wünſchte er mir Glück, er meinte, ſie müſſe die beſten Ergebniſſe haben.

Am 11. April verließ ich Prag und kam ohne Gefährde nach Dresden, wo ich mich diesmal wenig aufhielt. Der Major von Boſe, auf den ich durch Noſtitz angewieſen war, befand ſich nicht in der Stadt, mit dem Grafen Alexander zur Lippe hatte ich nicht viel zu unterhandeln, er war ein Mann des Gefühls, in dieſem edel und zuverläſſig, aber ohne politiſchen Betrieb. Ganz andre Anknüpfungen fand ich in Leipzig. Hier war ein Mittelpunkt, wo Nachrichten und Menſchen zuſammenſtrömten, und hier beſtand auch, nicht ohne Gefahr vor der wachſamen, den Franzoſen ergebnen ſächſiſchen Polizei, ein kleiner Verein thätiger Deutſchgeſinnten, der in den Meßzeiten gewöhnlich zu bedeutender Verſammlung anſchwoll. In Halle ſah ich Steffens wieder, den wackern Prediger Blanc und einige Andre. Mir wurde hier manches vertraut, ich konnte meinerſeits vieles mittheilen; mir wurde klar, daß der Hauptort aller vaterländiſchen Gemeinſchaft doch Berlin ſei, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht einen Abſtecher dorthin machen ſollte, wohin ſchon das Herz mich zog. Ich unterließ es, nach ſchwerer Ueberlegung, weil es mich von meinem Wege zu weit abgeführt und meinen nächſten Zweck doch gefährdet hätte.

Da ich ſehr langſam reiſte, ſo kam ich erſt am 24. April nach Kaſſel. Das üppige, ſchamloſe Treiben am weſtphäliſchen Hofe war im vollen Schwange, theils vor Augen ſichtbar, theils aus aller Leute Mund zu hören. Mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, denen auch der Haß noch Gerechtigkeit widerfahren ließ, war hier das ſchlechteſte franzöſiſche Geſindel zuſammengefloſſen und ſuchte mit allen Mitteln ſich geltend zu machen, ſich emporzuarbeiten. An niedrigem deutſchen Pack fehlte es eben ſo wenig, es erſchien noch widriger und verächtlicher, weil es den Fremden ſich unterordnete, in ihrer Sprache, in ihren Manieren ſich bewegte. Ich ſah und hörte Mittags an der Wirthstafel und Abends im Theater von Deutſchen ſolche Gemeinheiten, daß auch die Franzoſen ihren Widerwillen nicht verhehlten. Leute, die ich in Hamburg und Berlin als wüthende Franzoſenhaſſer gekannt, fand ich in glänzender weſtphäliſcher Uniform oder in ergiebigen Hofgeſchäften wieder, und Einer wagte ſogar, den weſtphäliſchen Staat als einen zum Heil Deutſchlands gedeihenden zu preiſen, nach deſſen Verfaſſung andre Länder ſich billig ſehnen müßten! Aber auch an treuen Heſſen, Braunſchweigern, Magdeburgern fehlte es nicht, die den aufgedrungenen König mit ſeiner ganzen Regierung nur als eine Einquartirung anſahen, die ſie noch wieder loszuwerden hofften. Beſonders unter den Offizieren erhielt ſich, allen entgegengeſetzten Einflüſſen zum Trotz, ein ehrenhafter Geiſt, der bei künftigen Ereigniſſen für die deutſche Sache wichtig werden mußte. Viele wackre Männer, welche weder vom Lande ſich trennen noch ſonſt ein Unterkommen finden konnten, hatten das Waffenhandwerk aus Zwang und Noth ergriffen und ſtrebten, von der politiſchen Lage abſehend, daſſelbe wenigſtens durch Zucht und Tüchtigkeit emporzuhalten. Der Dörnberg'ſche Ausbruch vorigen Jahres, in ſeiner Unreife und Vereinzelung ſo ſchmählich mißglückt, hatte gleichwohl einen tiefen Eindruck hinterlaſſen, und nährte mancherlei Gedanken. Ich war veranlaßt, einen engliſchen Agenten Jones aufzuſuchen, der für einen Kaufmann aus Boſton galt, und hier viele Fäden in ſeiner Hand hielt. Auch Genoſſen des ſogenannten Tugendbundes hatten abwechſelnd in Kaſſel, in Braunſchweig und in Hannover ihr Zelt aufgeſchlagen; da ich jedoch dieſem Bunde nicht angehörte, ſo waren der Annäherungen nur wenige. Ueberhaupt mußt' ich eine große Abſonderung und oft Entgegenſetzung der verſchiedenen Elemente wahrnehmen, die doch im Haſſe der Fremdherrſchaft verbündet ſein wollten; die Zerſplitterung des Vaterlandes dauerte auch in den Geſinnungen derer fort, die daſſelbe einigen wollten, in Hannover war der Zuſammenhang mit England die Hauptſache, in Kaſſel und Braunſchweig die Anhänglichkeit an die vertriebenen Landesfürſten; der Tugendbund hatte allgemeinere Anſichten, hielt aber dabei doch vorzugsweiſe die preußiſche Richtung; ein ideales Deutſchthum, in welchem ſich die beſondern und örtlichen Intereſſen verlören, mußte allerdings ſtärker werden, je länger die Auflöſung der letztern dauerte, doch dieſe war im Jahre 1810 noch viel zu neu, und ſogar drei Jahre ſpäter hatte jenes Deutſchthum nur eine noch ſchwache Vertretung, die gegen Macht und Anſehn der beſtehenden oder ſich wiederherſtellenden Einzelſtaaten nicht aufkam, und ſich zuletzt in das Dunkel ſtudentiſcher und andrer Geheimbünde zurückgedrängt ſah. Damals aber galten die allgemeinſten Zwecke und Beſtrebungen grade für die beſten und wünſchenswertheſten, und auch in Oeſterreich wurde ein allgemeines deutſches Volksthum nicht ungünſtig angeſehen, dem man denn freilich den öſterreichiſchen Kaiſer als natürliches Oberhaupt dachte.

Die einzige wirklich gute, mir Sinn und Geiſt erfriſchende Bekanntſchaft, die ich in Kaſſel machte, war die der beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, an welche mir Steffens einen Brief mitgegeben hatte. Ihre tiefen und umfaſſenden Sprachſtudien kündigten ſchon die Ueberlegenheit an, welche im Gebiete des Altdeutſchen alle Vor- und Mitſtreber weit überflügelt hat; ihr redlicher und treuer Sinn aber offenbarte ſich in ihrem ganzen Weſen. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, wenn mich ihre Schärfe auch einigermaßen verletzte. Sie waren erzürnt über Fouque's Sigurd, den ich als Dichtung bewunderte, ſie aber verwarfen, weil ihnen die großen alten Sagen darin entſtellt dünkten. Ich hielt ihnen das Anſehn Friedrich Schlegel's entgegen, der gleich mir die Fouqué'ſche Arbeit preiſend anerkannte, allein ſie blieben bei ihrer Meinung. Auch in vielen andern Beziehungen waren wir entgegengeſetzter Meinung, und da ich die meinige auch wohl heftig ausſprach, ſo konnte es leicht geſchehen, daß die beiden Brüder, indem ſie mir im Ganzen den beſten Eindruck machten, von mir keinen ſonderlich guten erhielten, wie ſie dies auch an Steffens ſchrieben. Wilhelm Grimm erheiterte mir die peinlichen Wartetage, die ich in Kaſſel zubringen mußte, noch durch Mittheilung des alten ſchnurrigen Büchleins Schelmuffsky, welches damals die größte Seltenheit war; mit dieſem und einem kleinen Salluſtius, den ich bei mir hatte, füllte ich die nicht wenigen Stunden aus, die mir nach allem äußeren Verkehr ſtill im Gaſthof übrig blieben.

Ich würde noch manches Beſondere und Eigenthümliche hier mitzutheilen haben, wären meine Reiſeblätter aus jener Zeit noch vorhanden; doch könnten auch ſie der Erinnerung nur Anhaltspunkte liefern, denn ich hatte mir zum Geſetz gemacht, nur in aller Kürze und für mich allein verſtändlich das Nöthigſte aufzuſchreiben, beſonders aber keine Namen noch überhaupt Bezeichnungen, durch welche jemand bloßgeſtellt oder verdächtig werden konnte; eine Vorſicht, welche von Andern damals viel zu wenig beachtet wurde, und aus deren Unterlaſſung viel Unheil entſtanden iſt! Im perſönlichen Geſpräch, in Angabe von Eindrücken und Geſinnungen, wie auch in Briefen, die nur mich betrafen, war ich keineswegs zurückhaltend, ſondern oft überdreiſt, und dies mit ſeltnem Glück, denn niemals entſtand mir oder Andern daraus eine Unannehmlichkeit. Ich hatte auf der Fahrt durch Thüringen und Heſſen der Schreibtafel ein Lied anvertraut, aber bald der Sicherheit wegen wieder ausgelöſcht und nur dem Gedächtniß eingeprägt. Auf der Weiterreiſe von Kaſſel nach Paderborn und Münſter fand ich auf dem Poſtwagen gute Geſellſchaft, Leute, die ich zwar nicht näher kannte, bei denen aber ein wackrer Sinn zu erkennen war. Ein junger Gefährte beſonders fiel mir im beſten Sinne auf, das Geſpräch mit ihm ſteigerte ſich bald auf hohe Standpunkte vaterländiſcher Anſchauungen. In der Freude, einen ſolchen Geſinnungsgenoſſen zu finden, ſagte ich ihm mein Gedicht her, dem er und die andern Zuhörer vollen Beifall gaben. Der junge Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Sohn eines weſtphäliſchen Präfekten, ich habe von ihm ſeitdem nichts weiter gehört; vielleicht lebt er noch und lieſt dieſe Zeilen, die ihm dann ein Gruß aus jener Zeit ſein mögen! Das Gedicht, das faſt unwillkürliche Ergebniß lebendiger Eindrücke, drückt ſo ganz die Stimmung jener Reiſe aus, daß ich die wenigen Strophen wohl hieherſetzen darf.

Im Königreich Weſtphalen. 1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauſchen,
Alter Eichen Rieſenbau
Trägt mit ſtarken Aeſten grüne
Zweige hoch im Himmelblau,
Buſch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das ſcheue Wild,
Aus dem ſchwankenden Gezweige
Munt'rer Vogelſang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leiſe
In dem hellen Wieſenbach,
Und die Sehnſuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünſtig nach:
Ach, ſie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen ſie ereilt.

Gold'nes Feld dort ſteht im Glanze
Sommerlichen Morgenſcheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land beſtellt,
Doch des Jahres beſter Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfaſſen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Bruſt dich drücken,
Küſſen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geiſtesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunſt und Stirn des Denkens,
Mutterbruſt der Wiſſenſchaft!

Und in dieſes Landes Mitte
Schallet ſtets ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutſche Wälder rauſchen,
Unſre ſtolzen Fluthen gehn,
Unſres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrſcherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns geſandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit ſcharfen Adlerklauen,
Mit den gier'gen Schnäbeln feſt
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Neſt!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Schon biſt du nicht ſicher mehr;
Bald erſteht uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirſt des Feldes Dünger,
Und du wirſt der Wellen Spiel,
Und du wirſt das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünſchtes Ziel!

In Paderborn und Münſter hielt ich mich nur wenig auf. Wegen des letztern Ortes war ich gewarnt worden, die franzöſiſche Polizei ſollte dort beſonders eifrige Diener zählen. Doch bei den neuen Verhältniſſen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war ein Reiſender aus Böhmen ſchon weniger ein Gegenſtand des Mißtrauens. Die Weſtphalen, beſonders die katholiſchen, dienten von alter Zeit her zahlreich im öſterreichiſchen Heere, und mehrere kamen jetzt, die günſtigen Umſtände benutzend, mit Urlaub in die Heimath ihre Verwandten zu beſuchen. Sie erfuhren keinerlei Anfechtung, die Behörden ſchwiegen, und die Einwohner bezeigten ihnen die lebhafteſte Anerkennung; ich ſah in Münſter öſterreichiſche

Offiziere in Uniform über die Straße gehen mit großem Gefolge von Antheilvollen und Neugierigen, die Franzoſen konnten ſchicklicherweiſe dawider nicht einſchreiten, die Beeiferung für einen Krieger des Schwiegervaters des Kaiſers mußte mit als Beeiferung für dieſen gelten, ja wurde bei vielen franzöſiſchen Angeſtellten ſogleich ein Ziel der kriechendſten Augendienerei.

Aller Spannung aber zwiſchen Fremden und Deutſchen fühlt' ich mich auf der Stelle frei, als ich in Steinfurt angekommen war. Hier war kein Franzoſe, keine franzöſiſche Behörde; einer der reichſten und angeſehenſten Einwohner, Doktor Houth, war als Maire eingeſetzt, aber der wohlmeinende Mann übte ſein Amt ſehr beſcheiden, und weit entfernt, als Ortsobrigkeit ſich über die gräfliche Familie zu erheben, unterwarf er ſein Anſehn dem ihrigen und verehrte in ihr die rechtmäßige Landesherrſchaft. Aehnlichen Sinnes waren mehr oder minder alle Einwohner, und bei dem ſtillen Leben und den wenigen Verbindungen dieſer Gegend fand man ſich in der kleinen Stadt faſt außer dem Bereiche der politiſchen Einflüſſe, man lebte in patriarchaliſcher Abgeſchiedenheit, konnte hier viel thun und treiben, ehe davon eine Kunde nach außen drang. Nachdem ich auf dem Schloſſe meine Briefſchaften überreicht und mich noch ſonſt gehörig beglaubigt hatte, verſchwand ſogleich aller läſtige Zwang; man ermunterte mich ſogar, mein Inkognito zu verlaſſen und am Sonntage bei Tafel in meiner öſterreichiſchen Uniform zu erſcheinen, zum großen Vergnügen der Familie und der Gäſte aus der Stadt, denen der Kaiſerliche Doppeladler noch eine beſondre Ehrerbietung einflößte.

Meine Aufträge gingen zunächſt an den Erbgrafen Alexis. Einfach und verſtändig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, führte er die Verwaltung mit beſtem Erfolg, und ſtand durch biedre Rechtſchaffenheit und leutſelige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geſchwiſter ſorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holſtein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtſein ihres Ranges ein menſchenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regſamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Perſonen lieb und werth wurde. Zwei Töchter, die Gräfinnen Charlotte und Sophie, ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit und Talente, waren noch unverheirathet zu Hauſe. Eine edlere, liebenswürdigere, im ſchönſten Sinne deutſchere Familie konnte man nicht ſehen. Der Aufenthalt war reizend durch die herrlichen Gartenanlagen, Bagno genannt, die man im ſchönſten Frühlingswetter genoß. Leider durfte hier mein Verweilen nur kurz ſein; die Geſchäfte waren ſchnell erledigt, und nur mit geringem Erfolg. Der Erbgraf erläuterte mir ohne Rückhalt die ganze Lage der Dinge, und verwies die Hauptſache an die Entſcheidung des Vaters, die aber ſchriftlich, meinte er, kaum zu erlangen ſein würde. Indeß gab er zu erwägen, ob unter den jetzt ſo günſtig erſcheinenden Umſtänden, da der Vater ſelbſt neue Hoffnungen auf die öſterreichiſche Verbindung ſetzte, es nicht thunlich ſein möchte, daß der Oberſt nach Paris reiſte und dort ſowohl ſeine eignen Anliegen als die des Hauſes perſönlich zu fördern ſuchte.

Ich trat am 4. Mai die Rückreiſe an. Ich mußte in Kaſſel abermals mehrere Tage verweilen. Der Engländer Jones wünſchte mir Briefe und Nachrichten mitzugeben, die er täglich von Helgoland erwartete, und die für die Freunde in Böhmen ſehr wichtig ſein ſollten. Ihr Ausbleiben machte mich ungeduldig, aber ſchmerzlich war es mir, kein Blatt von Rahel vorzufinden, da die perſönlichen Entſcheidungen, welchen ich nun entgegenreiſte, weſentlich durch die Nachrichten bedingt werden ſollten, die ich von ihr erwartete. Da meine täglich wiederholte Nachfrage, ſowohl bei Jones als auf der Poſt, immer vergeblich blieb, ſo durft' ich nicht längere Zeit aufwenden, ſondern ſetzte meine Reiſe nach Halle fort.

Daß ich auch hier keine Briefe fand, beunruhigte mich auf's höchſte; der nächſte Gedanke war damals in ſolchem Falle nicht bloß Verzögerung oder Verſchleppung, ſondern auch Veruntreuung auf der Poſt, weil die polizeilichen Spürer hier überall eingriffen, und nicht ſelten ſolche Briefe, die ihnen nutzlos Mühe gemacht, ohne weiters bei Seite warfen. Ich verweilte ein paar Tage, und dieſe waren erfüllt genug. Die Geſinnungen und Thätigkeiten, welche ſich um Steffens hier vereinigten, und von welchen er in ſeinen Denkwürdigkeiten umſtändlich berichtet, belebten mir den verödeten Ort, den ich nicht ohne die tiefſte Wehmuth in ſeinen Trümmern betrachten konnte, denn die jetzt weſtphäliſche Univerſität, wie ſie kümmerlich fortbeſtand, erſchien wie Trümmer gegen das blühendkräftige Leben, das ſie als preußiſche gehabt. Steffens allein war hier von den Männern noch übrig, die uns Jüngeren einſt hier Anziehung und Freude geweſen waren; an der Univerſität ſtand er ganz vereinzelt und gehörte nur wie ein Miſſionär hieher, der im fremden Land und in bedenklichen Verhältniſſen zurückgelaſſen worden, nicht ſeines Wohles wegen, ſondern um hoher Zwecke willen. Wie das feurigſte Naturell, hatte er auch die ruhigſte Beſonnenheit, das klarſte Urtheil, woran ſeine Gefährten es nicht ſelten fehlen ließen. Einer ſeiner Lieblinge, der Freiherr Werner von Haxthauſen, ein junger Mann von ernſter Geſinnung und früher Gewandtheit, den ich hier kennen lernte, ſetzte im Anfall ſtudentiſcher Laune oft mehr als das eigne Geſchick auf's Spiel, und ein junger Norweger Ström und ich, während wir zuſammen durch die Straßen wandelten, hatten oft Mühe, ſeinen maßloſen Uebermuth zu bändigen. Als ein Muſter entſchloſſener Tüchtigkeit ſtand Blanc da, mit Steffens in völliger Einigung. Unſre Geſellſchaft mehrte ſich unerwartet durch die Ankunft des Kammergerichtsrathes Eichhorn, ſo wie des Regierungsraths Schede und ſeiner Schweſter. Die alten Berliner Freunde wiederzuſehen, mit ihnen ſo vieles Vorgefallene zu beſprechen, war mir ein hoher Genuß; unglücklicherweiſe wußten ſie von Rahel und deren Vorſätzen nichts, nicht einmal ob ſie noch in Berlin weile. Die Geſchwiſter Schede waren übrigens von eignen Anliegen ganz erfüllt, und hatten in dieſem Augenblicke wenig Sinn für fremde; mir wurde vertraut, der Zweck der Reiſe ſei für den Bruder eine Brautſchau, der Name der Braut aber traf mich im Innerſten, denn ich wußte das treffliche Mädchen ſchon von anderer Seite geliebt und zur Gattin gewünſcht, und gedachte ſogleich des Eindrucks, den in der Ferne die Nachricht ihrer Verlobung machen würde;

zwar der Freund, für den ich fürchtete, hatte im Grunde wenig Anſpruch und wußte ſich zu faſſen, ein andrer aber, wirklich getroffen in ſeiner tiefſten Neigung und Zuverſicht, beſtätigte durch ſein frühes Hinſcheiden den Ernſt ſeiner Empfindungen. Die friſche Gegenwart jedoch drängte die trüben Vorſtellungen leicht zurück, und wir verlebten die paar Tage nach unſerer Weiſe recht vergnügt. Der Kapellmeiſter Reichardt hauſte nun wieder in Gibichenſtein, wohin er ſich nach der kurzen Anſtellung in Kaſſel zurückgezogen hatte, und war wie früher in ſeinen Gartenanlagen und Pflanzungen beſchäftigt; vor drei Jahren noch gingen wir hier in ſo ganz andern Verhältniſſen und Stimmungen umher; ich ſah das alles nun wieder, als wenn ein klaſſiſcher Boden mich an uralte Vorzeit erinnerte!

Schede's wollten nach raſch entſchiednem Erfolg ihrer Sache die Rückreiſe über Leipzig nehmen, und wir verabredeten die Fahrt dahin gemeinſchaftlich. Schon war ein Kutſcher beſtellt, das Gepäck fertig, und wir nahmen Abſchied, um des andern Morgens abzureiſen, da drang Harthauſen heftig in uns ein, das ſei treulos, ein ſo frühes Scheiden habe er nicht ahnden können, er laſſe uns nicht ſo fort, wir müßten noch den folgenden Tag bleiben und Abends auf dem Jägerberge ſeine Gäſte ſein. Wir ließen uns endlich bereden und gaben nach, beruhigten den Kutſcher, packten das Nöthigſte wieder aus und brachten den Tag in Spaziergängen hin. Wir beſuchten auch den Konditor Schelling wieder, und hatten unſern Scherz mit dem Muſterbilde aller Philiſter; als er gefragt wurde, wie es denn beim Durchzuge der Truppen des Herzogs von Braunſchweig-Oels geweſen, ob er nicht Furcht gehabt? antwortete er ganz unſchuldig: „O das war der glücklichſte Tag für Halle, den ganzen Tag iſt mein Laden nicht leer geworden von Offizieren, die alle in baarem Gelde bezahlt haben!“ Harthauſen war unerſchöpflich in Laune und Verwegenheit; wir tauſchten die ſprechendſten Züge der Zeit wetteifernd gegen einander aus, Geſchichten aus dem Krieg, aus den Zuſtänden Berlins, Weſtphalens, Sachſens; Schleiermacher's tiefwitziger Spruch, der Pabſt werde bald der einzige Proteſtant ſein, wurde nicht vergeſſen; Steffens war eine reiche Quelle blitzender Bemerkungen und munterer Anregungen. So verging der Tag auf's beſte. Am andern Morgen, als uns denn doch faſt reute, die Abreiſe verſchoben zu haben, kam der Kellner und meldete, Herr von Harthauſen ſei früh dageweſen, habe aber, da wir noch ſchliefen, uns nicht wecken wollen, er laſſe ſich entſchuldigen, daß er die Einladung abſagen müſſe, er habe ſich im Tage geirrt und vergeſſen, daß er ſchon früher eine Fahrt nach Leipzig verabredet, und wirklich ſei er mit dem Präfekten vor ein paar Stunden ſchon abgereiſt. Wir waren nicht wenig aufgebracht, ſo geäfft zu ſein; doch meinen Zorn entwaffnete plötzlich die Dialektik eines der Mitgeäfften, der mit freundlichem Lächeln einwandte: „Sie können daraus ſehen, wie lieb und werth wir ihm müſſen geweſen ſein, daß er unſertwegen alle ſeine frühern Verabredungen vergeſſen konnte!“ Dieſe Art, aus dem Schlimmern das Gute hervorzukehren, gefiel mir außerordentlich, und um dieſes Ausſpruchs willen ſchätzte ich den Mann ſeitdem nur deſto höher, als darin wirklich eine ganze Richtung heiterer und gedeihlicher Lebensanſichten angedeutet iſt.

Zu Merſeburg traf ich Noſtiz, der ſeinen Vater verloren und eine Erbſchaft angetreten hatte, deren Betrag er möglichſt gering anzugeben und eiligſt nach Böhmen zu ſchaffen wünſchte. Als einer der unruhigſten, herzhafteſten und klügſten Betreiber jener Zeit, war er nicht wenig geſpannt auf die Nachrichten, die ich mitbrachte, ſchüttelte aber ſehr den Kopf, und meinte, es werde nun für lange Zeit nichts zu thun ſein, denn England habe den Blick von Deutſchland abgewendet und richte alle Kräfte, wie auch recht, nach Spanien und Portugal, ohne fremden Beiſtand aber könne Norddeutſchland auch bei der größten Anſtrengung nichts unternehmen; auch wollte er in dieſen Sachen nur mit Militairperſonen zu thun haben, als welche allein wüßten worauf es ankomme, und auf die allein man im Handeln ſich verlaſſen könne, von Profeſſoren, Kaufleuten und andern Bürgern wollte er nichts hören, und ſich noch weniger mit ihnen einlaſſen. Ich ſah hierin ein neues trauriges Beiſpiel der Trennung und Zerſplitterung, in welcher die deutſchen Kräfte von jeher einander nur lähmen oder doch fremd bleiben!

Als wir in Leipzig mit Haxthauſen wieder zuſammentrafen, ſtellte ſich alsbald das frühere Behagen her, indem er mit einer heftigen Anklage auftrat, behauptend er ſei Varnhagen, und mir, der ich Haxthauſen ſein ſollte, ſeine Vertheidigung überwies; dieſes Spiel, zu welchem auch noch Ström ſich geſellte, ſo daß jeden Augenblick die Rollen wechſelten, gab zu den beluſtigendſten Ausfällen Gelegenheit und wandelte alles noch übrige böſe Blut in Humor um, das in anderer Weiſe leicht neuen Verdruß und Schaden hätte erzeugen können.

Uebrigens dauerte die Meſſe noch und Leipzig war durch den Zuſammenfluß vieler Fremden ſehr belebt. Ich erging mich mit Hamburger und Berliner Freunden, beſuchte den Doktor Adolph Wagner und Jean Paul Richter's Schwägerin die Hofräthin Spazier, traf unvermuthet den Major von Wolf, den ich von Nennhauſen her kannte, und wurde durch ihn dem Herzoge von Sachſen-Weimar vorgeſtellt, der kaum vernahm, daß ich in öſterreichiſchen Dienſten ſei, als er gleich in vertraulicher Weiſe die Kriegsereigniſſe zu beſprechen begann. Auch er, obgleich er die entgegengeſetzten Wünſche gar nicht verläugnete, hielt die Herrſchaft der Franzoſen nun auf geraume Zeit geſichert, und meinte, ſo günſtige Ausſichten, wie die deutſche Sache im letzten Kriege gehabt, dürften ſo bald nicht wiederkehren. Sehr verbreitet war übrigens das Gerücht, daß Oeſterreich ſich zum Kriege gegen die Türken rüſte, dort liege, hieß es, die Entſchädigung, welche Napoleon ihm für den durch ihn erlittenen Verluſt anweiſe! Dieſe Ausſichten waren ſehr niederſchlagend; wer nicht auf jede Bedingung und gleichviel für welche Zwecke das Kriegshandwerk treiben wollte, mußte auf neue Stätten denken, wo nicht des Bleibens, doch des Abwartens. Der edle Herzog, als Rheinbundsfürſt genöthigt ſeine Truppenſchaar mit den Franzoſen gegen die Spanier ziehen zu laſſen, hatte noch kürzlich, wie ich wußte, ehemaligen preußiſchen Offizieren die Mittel verſchafft, zu den Engländern nach Spanien zu gelangen, und dieſe Zuflucht ſchien ſo zweckmäßig als ehrenvoll. Aber die Wege waren jetzt ſorgfältig verſperrt, und um das Abentheuer zu unternehmen, bedurfte es größerer Summen, als mir und allen Freunden verſichrer waren. Mit dem Buchhändler Beſſer aus Hamburg hatte ich lebhafte Unterredungen, ſein Geſchäftsverbündeter Friedrich Perthes hatte die neue Zeitſchrift „Vaterländiſches Muſeum" angekündigt, und das erſte Heft war im Druck; ich ſollte Beiträge dazu liefern, allein was ich hätte geben können, war zu ſcharf, und für das was ich zu ſagen hatte, verſtand ich den litterariſchen Schleier nicht zu weben, der hier Bedingung war. So von allen Seiten aufgeregt und abgeſtoßen, durch das Allgemeine verſtimmt, für mich ſelbſt den unſichern Schwankungen überliefert, ſagt' ich den Freunden ein trauriges Lebewohl, und zog meinen Weg ſtiller.

Mit dem Grafen zur Lippe und dem Maler Meier und Hartmann verbracht' ich die kurze Zeit, die ich wieder in Dresden aufgehalten wurde. Ich gelangte dann ohne Gefährde nach Böhmen, wo mir unterwegs noch die Gelegenheit wurde einem ehemaligen preußiſchen Offizier förderlich zu ſein, und war am 10. Mai glücklich wieder in Prag.

Ich fand keine Briefe, und meine Beſtürzung und Unruhe deßhalb wurden um ſo peinlicher, als die gerüſteten und ängſtlichen Verhältniſſe durch meine mitgebrachten Nachrichten nicht gebeſſert waren, ſondern zu neuen Entſchlüſſen drängten, für welche mir Richtung und Boden fehlte. Mein Oberſt fühlte die Nothwendigkeit, nach Paris zu reiſen, um ſeine Angelegenheiten ſeinem Vater mündlich vorzutragen, doch hatte das Unternehmen mannigfache Bedenklichkeiten. Während

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] in Paris.

[illegible]

* * *

[illegible] in Paris ist. [illegible]

[illegible]

Mein erſter Weg war natürlich zu [illegible], den ich noch in Paris hoffte und auch glücklich fand. Seine Ueberraſchung und Freude waren groß, er hatte keinen Gedanken an mein Hierherkommen gehabt, und kein anderer Freund war ihm hier zur Seite. Mit ihm machte ich ſogleich weitere Ausflüge, er kannte die Stadt und liebte ſie, es war ihm ein Stolz, die Gäſte zu ihr, [illegible] auch in ihren Merkwürdigkeiten herumzuführen. Die Kunſtgebäude und Denkmale wurden angeſtaunt, die [illegible], [illegible], die öffentlichen Plätze, das Palais Royal, die Gärten der Tuilerien wurden durchſchritten, und dann in erſter Augenblick dem [illegible] der Theater und Geſellſchaft ein Blick geſchenkt. Doch [illegible] hatten wir uns gleich gefürchtet, und wir fanden nicht ſo viel, als wir gemeint hatten. Wir fühlten, wie [illegible] und eine große [illegible] in Paris, die [illegible], welche mit Paris eigentlich nichts zu [illegible] hatte, [illegible] [illegible] [illegible] gänzlich [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tag, [illegible] [illegible] [illegible] einer, [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] Zeit [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] große Veränderungen eingetreten ſind, [illegible] [illegible] ich Stoff und [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible] einer möglichſt [illegible] Darlegung meiner damaligen Aufzeichnungen [illegible].

Der größte Theil dieſer [illegible] Sammlungen, die unter dem Namen [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in [illegible] und [illegible], [illegible] über den [illegible] Eingang — [illegible] [illegible] iſt, iſt aus Italien, Deutſchland und Holland, [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible], als Beute oder [illegible] des Krieges

Wirklich ist auch der erste Eindruck, als hätte man von einem [illegible], als [illegible] man einen [illegible] [illegible] hier abgelagert, denn mehr wegen des [illegible] als um der Kunst willen [illegible] [illegible] [illegible]. Wie wenig [illegible] [illegible] Werke [illegible] jetzt wegen der [illegible] werden, gibt sich in [illegible] [illegible] kund. Der [illegible] ist [illegible] [illegible] und hat manches [illegible] [illegible], noch mehr aber ist hier durch [illegible] und Staub [illegible], da die Bilder [illegible] [illegible] und [illegible] wurden, wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu thun hatten. Viele [illegible] haben von dem [illegible] [illegible], der durch die [illegible] Wände und [illegible] [illegible] überall [illegible], Risse bekommen und die Farben sind hie und wieder abgesprungen. Ein nicht kleiner Theil ist beim [illegible] [illegible] worden, namentlich die berühmte [illegible] [illegible] [illegible], welche als Hauptwerk anerkannt ist, und die von denen, welche sie früher gesehen, kaum noch erkannt wird. [illegible] [illegible] Gemälde, kommen die größten und [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] in einem Saale, wo [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] wird, und wo täglich Tausende von Menschen [illegible]. Daß [illegible] [illegible] [illegible] in diese Säle kam, ist wohl [illegible] und [illegible]; allein wenn [illegible] und [illegible] ganze [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] in [illegible], [illegible], mit dem Hut auf dem Kopf und die [illegible] in der Hand, unter [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], auch wohl unter [illegible] und [illegible], zwischen den [illegible] sich herumtreiben, kann [illegible] auf doch ein schmerzlicher Jammer und wir erkennen die Wahrheit des Dichterworts.

Weil mit Recht auf der Kunst ... Damit keine Art von Vernachlässigung stattfinde, so hat Denon das Verzeichniß der Bilder abgefaßt, welches von Umsichtigkeit und Wissenschaft zeugt, und dabei den ausführlichsten Gebrauch auf ausgebreitete Gelehrsamkeit macht. Für ein Schaugepränge unrechtlicher Kriegsbeute mag dies alles genug sein, ein Kunstheiligthum darf höhere Sorgfalt und edlere Einrichtung fordern.

Von den neun zusammenhängenden Sälen, welche die lange Gallerie des Louvre bilden, ist einer mit französischen, einer mit deutschen und niederländischen, und vier nebst einem großen Vorsaal mit italiänischen Gemählden gefüllt. Die meisten der französischen Bilder sind immer in Frankreich gewesen, doch hat auch die Eroberung einige geliefert, z. B. die zwei herrlichen Claude Lorrain's aus Cassel, die jetzt aber nicht im Museum, sondern in Malmaison hängen; die niederländischen Bilder sind großentheils aus dem Haag, die deutschen aus Nürnberg, Augsburg, Wien, Cassel, Berlin, Potsdam, Danzig und andern Städten entführt, die italiänischen aber aus ganz Italien zusammengeraubt, wo sie der Stolz und die Andacht der ganzen Nation, ja einzelne Bilder die Heiligthümer ganzer Stadtgemeinden und andrer Körperschaften waren, an dem bestimmten Platze, für den der Meister sie gemahlt, in der Mitte der Menschen, mit denen sie in sittlicher Beziehung standen. Mit welchem Gefühle von Schmerz und Trauer steht man vor diesen Bildern, wenn man die alte Einfalt und stille Würde der deutschen, die rechtliche Hoheit und hinreißende Zaubergleich der [illegible] Bilder mit dem reinen Sinne die der Musiker zusammenhält, die nun einem frechen Genuß der Sinnlichkeit, ein gemeines Erstaunen dabei empfinden? Wahrlich, diese auserwählten Kinder göttlicher Kunst hätten nicht Unrecht, wenn sie ihre Heiligenscheine in [illegible] erlöschen ließen und in himmlischer Entrückung aus dieser Profanation sich retteten!

Diese Empfindung der Profanation drängte sich mir fast noch stärker bei den Werken antiker Sculptur auf, die das untere Geschoß des Museums füllen. Vielleicht ist unter allen Gegenständen, die man leider nicht in Paris sieht, keiner, der durch diese Nachbarschaft mehr gedemüthigt, ja ich möchte sagen vernichtet wird, als diese köstlichen Bildwerke der Alten. Die engen, [illegible] kalten Räume, mit altmodisch bunten Decken voll allegorischer und mythologischer Malereien, das schlechte Licht, die lieblose Aufstellung der weißen Bildsäulen, alles vereinigt sich zu dem ungünstigsten Eindruck, der sich noch steigert, wenn auch hier an den öffentlichen Tagen das gänzlich ungebildete Volk hereinströmt und wie Gespenster unter den Göttern [illegible]. Doch ist mir die Antike nie so fremd gewesen, als grade in Paris. Ich erinnere mich lebhaft der mächtigen Wirkung, mit der vor zwei Jahren in Dresden die erste Bekanntschaft dieser Art mich erfüllte, wie die Madonna mir gegen die Sculpturen [illegible], und wie lebendiger der Marmor als solcher mir so lieb wurde. Solche Wirkung erneuerte sich mir gar durchaus nicht? Die heitere Fülle göttlichen Lebens, dessen hohe Bedeutung in ungenügenden Beschreibungen und Abbildern mich oft in stiller Sehnsucht und unruhigem Verlangen aufgeregt hatte, vor dieſem Apollo von Belvedere, der Venus von Medici, dem Laokoon und andern weltberühmten Statuen, deren bloßer Name ſchon die Bruſt in Schwingung legt, macht' ich hier ſo anſtändig, leidend, ſtaunend und nüchtern Beſuchen, mit der ſtechenden Mahnung, daß es nicht an den Götterbildern, ſondern nur an mir läge, wenn ſie mich nicht begeiſterten. Ich kam mir ſelbſt wie einer der Barbaren vor, die mich ſo ſehr empörten. — Mit Chamiſſo, mit Koreff, mit Sieveking, mit Bartholdy, bin ich faſt jeden Tag in dieſen Sälen umhergegangen, ohne für ihren Inhalt je die rechte Stimmung finden zu können, und ich hatte wenigſtens die Beruhigung zu ſehen, daß auch dieſe jungen Männer, ſo verſchieden an Auffaſſung und Neigung, zu der großen Kunſterſcheinung kaum mehr Sinn und Herz brachten, als ich ſelbſt, und weder Chamiſſo's verwegener Kraftausdruck noch Bartholdy's ruhiges Kennerwort konnte mich darüber täuſchen; nur Koreff ſchien dieſe antike Welt durch Gemüth, Studium und Vielſeitigkeit doch näher als uns Andern, und ſie ihm ergebener. Doch trotz der wenig entſprechenden Stimmung wirkte dennoch in einzelnen Momenten die volle Kraft der antiken Kunſt. Der Apollo von allen überwand jeden ſtörenden Einfluß und ſeine Schönheit wie ſein Zorn ſtrahlten in Siegesglanz. Vom Laokoon wandt' ich nach langem Betrachten den Blick nur ab, um mein Unvermögen zu beklagen, dies unergründliche Werk nach Gebühr in mich aufzunehmen. Weniger wußte mir die berühmte Venus zu ſchaffen, ſie ſchien keine Göttin hier, ſondern ein hübſches Mädchen. Die herrliche Diana, die gewaltige Juno, die zauberhafte Muſe, allen wurde die gebührende Huldigung. Aber nächſt dem Apollo ſprachen am mächtigſten die beiden koloſſalen Flußgötter mich an, der Tiber und der Nil, Werke von großer Schönheit und tiefſtem Naturausdruck, an denen ich die Augen nicht erſättigen konnte.

Man erzählte, die Schönheit des Apollo habe den Sinn eines jungen Mädchens ſo befangen, daß ſie ganz in ſeinem Anblick verſunken ſei und, ſo lange es verſtattet geweſen, vor der Bildſäule anbetend geknieet habe, ja zuletzt nicht mehr habe weichen, ſondern Tag und Nacht verharren wollen, bis man ſie mit Gewalt entfernte. Sie ſoll des Vertrauens geweſen ſein, ihr inbrünſtiges Lieben und Beten müſſe endlich den Gott bewegen, daß er ſie erhöre und lebendig aus dem Steine hervorträte. Chamiſſo liebte dieſe Geſchichte beſonders, und ſagte mir auch, er würde ſie in Verſen bearbeiten, wenn nicht Helmina von Chézy darin ihm ſchon zuvorgekommen wäre.

Die Wirkung der Malerei, noch großartig und zauberiſch in ihrer Welt, traf mich näher, ſprach mich traulicher an, als die geiſterhaften, einer kaum noch zu fühlenden Welt angehörigen und ſchon leidenſchaftloſen Götterbilder. Auf der Galerie fanden wir uns bald behaglich und wie zu Hauſe. Wäre es auch nur zum Stelldichein für andre Ausflüge geweſen, faſt jeden Morgen beſucht' ich dieſe Säle, und vorzugsweiſe in dem langen, bei den Raphaelen, konnt' ich gewiß ſein, die Freunde zu finden, mit denen dann zu bleiben oder weiterzugehen war. Der Maler Unger, ein Neffe des berühmten Tiſchbein, kopirte die Madonna della Sedia, bei ſeiner Staffelei und ſeiner heitern Unterweiſung verweilten wir gern, und techniſche und hiſtoriſche Notizen ſind bei Betrachtung von Gemälden ſtets willkommen. Uebrigens aber war mein Sinn hier keineswegs auf Kunſtgeſchichte oder Bilderkennerei gerichtet; mein Aufenthalt, zwar unbeſtimmt, aber jedenfalls auf nur kurze Zeit beſchränkt, meine Verhältniſſe und ſelbſt meine Neigung ließen ſolchem Zwecke nicht Raum. Ich wollte nur als Liebhaber das Herrlichſte der Kunſt genießen, und recht eigentlich das, was mir angenehm war, meinen Sinn und mein Gemüth am meiſten anſprach, meinen Augen gefiel; die Urtheile der Kenner ſollten mich dabei weder leiten noch irren. Ich befand mich bei dieſer Maxime ganz wohl, hatte das Vergnügen, daß nicht ſelten mein Geſchmack durch ſtrenge Autoritäten beſtätigt wurde, und daß auch meine Augen das Glück hatten, gleich zuerſt auf das zu fallen, was ſie dauernd anziehen durfte. So hatte ich mir aus der unermeßlichen Fülle gleich in den erſten Tagen eine Zahl von Lieblingen ausgeſucht, die in der großen Galerie eine kleine mir eigengehörige bildeten und denen, mit wenigen Ausnahmen, ich bis an's Ende treu blieb. Von Raphael, der hier in vorher nie beiſammen geweſenem Reichthum glänzte, war kein Stück ausgeſchloſſen, Leonardo da Vinci gab herrliche Beiträge, dann Giulio Romano, Tizian, Perugino, Guido Reni, Fra Baſtiano, Fra Bartolomeo, Domenichino, Giorgione, Criſtofano Allori, Garofalo, weniger Correggio, Murillo, und am wenigſten ſprachen mich die Carracci's an. Unter den Deutſchen und Niederländern waren es Holbein, Dürer, van Dyck, Rembrandt, Ruysdael, der angebliche van Eyck aus Danzig, von den Franzoſen neben Claude Lorrain nur noch Pouſſin und Leſueur, die mich feſthielten. Einen eigenen Schmerz hatte ich bei Rubens, ich erkannte ſeine Vorzüge, und durfte ihn nicht ſchelten, aber preiſen konnt' ich ihn auch nicht.

Doch in dieſer Auswahl, in welcher auch Chamiſſo, Bekker und Uhland mehr oder minder ſich bekannten, hatte ich noch wieder beſondre Anlockungen, bei denen die mahleriſchen Bezüge ganz in perſönliche ſich verloren. Zwei Bildniſſe hatten mich gleich zuerſt wunderbar getroffen, das eine die Mona Liſa von Leonardo da Vinci, dem Mahler, dem vorzugsweiſe das Sittliche auszudrücken gelingt, das zweite die Johanna von Aragonien von Raphael, dem größten Darſteller der reinen Schönheit. An das letztere Bildniß feſſelte mich ein eigner Reiz, ich wurde beim erſten Anblick überraſcht durch die Aehnlichkeit, welche daſſelbe mit der jüngſten Gräfin zu Bentheim hatte, und je länger ich hinſah, je mehr durfte ich glauben, daß es auch ihr Bild ſei. Die Jetztlebende durfte ſich rühmen, daß Raphael ſie gemahlt habe! Der Mahler ſtand gleichſam in der Mitte zweier ſchönen Menſchen, die durch Ort und Zeit weit auseinander, durch ihn aber verbunden waren, ſeine Tafel faßte als Doppelſpiegel Vergangenheit und Zukunft. Dieſes artige Bewandtniß gab mir folgende Zeilen ein:

Johanna von Aragonien. — Ihr Bild von Raphael. — Sophie Gräfin zu Bentheim.

Schönes Gebild, wettkämpfend erzeugt die Natur und die Kunſt dich.
Erſt durch irdiſchen Tag ſchritteſt als Lebende du!
Dann ſchuf Raphael's Kunſt von dir ein unſterbliches Abbild;
Jetzt in derſelben Geſtalt wieder du lebend erblühſt!
Doch nun bleibt die Natur in dem Wettſtreit Siegerin. Nochmals
Dich durch Kunſt zu erneun fehlet ein Raphael jetzt.

Eine Madonna von Leonardo, eine Tochter des Herodias von Solari und ein kleiner Johannes von Luini, beide letztere aus Leonardo's Schule, übten einen unergründlich lieblichen Reiz und zogen mich immer auf's neue an; deßgleichen, doch in entgegengeſetzter ſchauerlich erhabener Weiſe, das Meiſterwerk des Tizian, die Ermordung des heiligen Petrus von Mailand; eine Judith von Allori, in welcher der Mahler ſeine Geliebte Mazzafirra, in der Magd die Mutter derſelben, und in dem Holoferneshaupte ſeine eigenen Züge abgebildet hat, ergriff uns durch den tragiſchen Ausdruck dieſer Andeutung, die, von Poeſie ſtrotzend, poetiſch doch ſo nicht wiederzugeben war.

Ueber Raphael's Werke hatte ich vieles aufgezeichnet und manches nach meinen Kräften ausführlich zu erörtern verſucht, doch das Bemühen, den Schwung der Begeiſterung und das innige Entzücken auszuſprechen, in welche ſein Anſchaun jedesmal verſetzte, und die Geheimniſſe zu erforſchen, welche zwiſchen ſeiner Kunſt und der menſchlichen Seele walten, blieb ein völlig ungenügendes, und darf ich hier alles über ihn zu dem Ausſpruche zuſammenfaſſen, daß die Schönheit keiner höheren Darſtellung fähig, der Menſch aber durch ſie ſchon über ſich ſelbſt erhaben iſt.

Nicht der Ausländer allein, der Deutſche und Italiäner, der Holländer und auch ſchon der Spanier, muß wehmüthig den Blick abwenden, wenn er in Paris die theuerſten Denkmäler ſeiner vaterländiſchen Geſchichte und Kunſt erblickt: auch dem Franzoſen ſelbſt iſt dieſes traurige Gefühl bereitet, und auch ihm muß die glänzende

Hauptſtadt ein allverſchlingendes Ungeheuer dünken. Zwar iſt die Anhäufung der Kunſtſchätze ſo groß, daß der Ueberfluß wieder ausſtrömt und in den Departementſtädten Töchtermuſeen errichtet werden, allein ihr urſprüngliches Beſitzthum kehrt den beraubten Oertlichkeiten nicht zurück. Beim Eintritt in das Musée des monuments français drängt ſich dieſe Betrachtung lebhaft auf. Das alte Frankreich war im Laufe der Jahrhunderte überreich geworden an Denkmalen und Kunſtgebilden, wie theils andächtiger Sinn und fromme Liebe, theils prunkende Eitelkeit ſie errichten, und Kirchen, Schlöſſer, Abteien, Marktplätze und Privathäuſer dienten als Bewahrorte dieſer öfters kaum über ihren nächſten Kreis hinaus bekannten Alterthümer. Wie reich außer der Hauptſtadt auch die Provinzen in dieſem Betreff waren, erkannte man erſt recht, als es galt dieſe Gebilde zu zerſtören, dem furchtbaren Gebote gemäß, welches der Nationalkonvent hatte ergehen laſſen. Nichts, was mit dem Königthum, der Geiſtlichkeit, dem Adel zuſammenhing, durfte beſtehen, die ganze Vorzeit ſollte vernichtet werden. Groß war die Zahl der Zerſtörer, unermüdlich ihr Eifer, und ihnen gelang ihr Werk nur allzuſehr; aber Zeit und Kräfte langten gleichwohl nicht hin, manches Denkmal widerſtand, manches wurde überſehen, viele litten nur Verletzungen. Schon während der Stürme, noch mehr aber, als dieſe nachzulaſſen anfingen, hatten einige wackre Männer, die es mit ihrem Lande wie mit der Kunſt redlich meinten, ſich im Stillen bemüht, ſolche Denkbilder zu retten, die halbzerſtörten unterzubringen, die zuſammengehörigen Stücke wieder zu vereinigen. Einer dieſer Männer war

Alexandre Lenoir, der um die Sammlung und Aufſtellung dieſes Muſeums die größten Verdienſte hat. Als die Macht wieder in mildern Händen ruhte, durfte man den Vorſchlag wagen, das Gerettete öffentlich zu ehren, eine der Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt daraus zu machen, und das ehemalige Kloſter des petits Augustins wurde zu dem Zweck eingerichtet. Hier ſind nun ſtaunenswürdige Prachtwerke zu ſehen, beſonders Grabmäler der Könige und Königinnen, Steingebilde, Glasmahlereien, Säulen, Moſaiken, welche ſämmtlich die franzöſiſche Kunſt früherer Jahrhunderte auf das höchſte bewundern laſſen. In der Anordnung iſt die Folge der Jahrhunderte genau beobachtet, und den Eindruck zu erhöhen ſind auch die verſchiedenen Hallen, in welchen die Denkmäler ſtehen, dieſen gemäß ausgeſtattet, Verzierungen, Fenſter, Deckengewölbe, Fußböden, alles iſt, ſoweit die Mittel ausreichen, aus demſelben Jahrhundert. Man empfängt hier einen hohen Begriff von der franzöſiſchen Bildhauerei der früheren Zeit, die Namen Jean Goujon und Germain Pilon reiht man ſogleich willig denen der erſten Meiſter aller Zeiten an. Durchaus verſchieden von der griechiſchen Kunſt hatte dieſe einen eigenthümlichen, ſelbſtſtändigen, in ihrer Art durchaus gerechtfertigen Karakter. Zunächſt der Kirche angehörig, iſt dieſe Skulptur weſentlich eine architektoniſche, alles in ihr ſtrebt zum Gebäude, fügt ihm ſich an. Etwas Ehrwürdiges und Feierliches ſpricht aus dieſen Steinen, frommer Sinn, Kraft und Tüchtigkeit, Lebensernſt und Todesſchauer. Hier iſt nicht ſinnliche Schönheit der Zweck des Künſtlers, er will tiefe Gedanken anregen, durch den Sinn das Gemüth feſſeln. Unendliche Zierrathen und ſorgſamſte Künſtlichkeit des Einzelnen zerſtreuen die Geſammtwirkung nicht, ſondern erhöhen ſie nur. Die drei Grabmäler aus der Abtei von Saint-Denys, nämlich Ludwig des Zwölften und Anna's von Bretagne, die Grabkapelle Franz des Erſten, und endlich das Grabmal der Valois gehören gewiß zu dem Merkwürdigſten, was in dieſer Art zu ſehen iſt.

Zurückkommen aber muß ich auf den Eindruck des Ganzen, der wirklich nur der einer Merkwürdigkeit iſt. Man meint, die Ueberbleibſel eines längſt untergegangnen Volkes zu ſehen, deſſen Sprache uns fremd, deſſen Glaube und Liebe uns gleichgültig, und deſſen Geſchlechter und Ruhm und Größe uns nichts mehr angehen. So haben wir Sammlungen ägyptiſcher Bildſäulen und Denkſteine, Mumien ägyptiſcher Könige, als Zierden nordiſcher Hauptſtädte, und niemand hat daran ein Aergerniß. Was aber ſoll ein Franzoſe hier empfinden, ein Franzoſe, der für ſeine Nation ein Herz und ein Gedächtniß hat! Die Grabmäler ſeiner Könige, ſeiner Helden und Staatsmänner ſieht das noch lebende Volk aus ſeiner Geſchichte herausgeworfen, aus dem Zuſammenhange des Lebens und der Oertlichkeit geriſſen, um ſie in der Enge eines Muſeums zur Erinnerung des Geweſenen als einregiſtrirte Nummer zu beſitzen!

Ein großer Bilderſchatz befindet ſich im vormaligen Palaſt Luxemburg, jetzt Palaſt des Senats genannt, der ſich darin zu verſammeln pflegt. Maria von Medici hatte den Platz vom Herzog von Luxemburg gekauft, und dem ſchönen, großen Gebäude, welches ſie hier, nach dem Vorbilde des Palaſtes Pitti in Florenz, durch den franzöſiſchen Baumeiſter Debroſſe aufführen ließ, verblieb daher jener Name. Rubens wurde von ihr beauftragt, den neuen Palaſt mit Bildern auszuſchmücken, und er mahlte die Begebenheiten ihres Lebens in einer Folge von vierundzwanzig Gemählden. Sie waren in der Revolution zerſtreut worden, einige auf das Nationalmuſeum gerathen, andre fehlten lange; jetzt iſt die Reihe wieder vollſtändig hier vereinigt. Man hat ſich in Lobeserhebungen dieſer Bilder erſchöpft, man hat ſie das Gedicht von Rubens, Wallraff ſie neulich ein Epos genannt. Ich will ſeine große Erfindungskraft, ſeine kühne Bewältigung des oft widerſtehenden Stoffes, und ſeine freie, volle Ausführung dem Mahler nicht ableugnen, und wer ihn ſtudiren will, muß es gewiß vorzugsweiſe in dieſen Bildern; aber gefallen haben ſie mir nicht, ſie ließen mich kalt, wie ein neulateiniſches Gedicht, und mein früheres Urtheil über den außerordentlichen Mann konnten ſie nicht ändern. Weit anſprechender waren mir in einem andern Saale die vierundzwanzig Gemählde von Leſueur, welche das Leben des heiligen Bruno und die Gründung des Karthäuſerordens darſtellen; ſie wurden in den erſten Jahren Ludwigs des Sechzehnten den armen Karthäuſern abgeſchwatzt und in den Louvre gebracht, darauf noch viel herumgeſchleppt, und ſind nun ſehr verdorben. Nach der rohen Kraft und Wirklichkeit des Rubens war es wohlthuend, bei dem frommen ſanften Leſueur zu verweilen, ganz geeignet die Unruhe, welche jener aufgeregt hatte, zu beſchwichtigen. Ein dritter Saal enthält die berühmte Marine von Vernet, fünfzehn Anſichten von franzöſiſchen Seehäfen; dieſer Mahler ging auf Kraftblendung aus, und dieſe gelingt ihm auch; ſeine Nacht, ſein Mondſchein, ſein Waſſer, haben eine heftige, aufdringliche Natürlichkeit, die von der Natur ſehr verſchieden iſt, den rohen Sinn aber mächtig trifft. Dies war genug, ſeinen Ruhm gewaltig auszubreiten, die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts wußten ſo gut zu poſaunen, wie die heutigen. Chamfort erzählt, als Ludwig der Fünfzehnte ſich von dem Mahler Latour mahlen ließ, habe dieſer den König unterhalten wollen und dabei ſehr dreiſte Bemerkungen gewagt, unter andern über den Verfall des Seeweſens: „Eigentlich, Sire, haben Sie gar keine Marine!“ worauf der König trocken erwiedert habe: „Was ſagt Ihr da! Und Vernet? iſt das nichts?“ Er ſchob die gemahlte vor, abſichtslos witzig. Wir waren dies auch, — ich ſpreche in Chamiſſo's und meinem Namen — wir fanden die Seehäfen trocken und leer.

Auch ein Raphael und einiges von Tizian, Champagne, Ruysdael, Rembrandt, Oſtade findet ſich im Luxemburg, und man glaubt, dieſe Galerie ſolle noch ſehr vergrößert werden. Nach ſolchem Vorgeſchmacke mißfielen uns zwei Bilder von David über die Maßen. Brutus erſchien uns ein wahrer Abſcheu, der Schwur der Horatier, als ob er nach der franzöſiſchen Bühne kopirt wäre. Das Geniale in David, die großartige feſte Zeichnung und die kühne Gruppirung ſeiner Geſtalten gab uns keine Befriedigung; ſeine Behandlung der Farben ſchien uns eine Mißhandlung derſelben. Chamiſſo'n blutete das Herz, den Anführer und Stolz der neufranzöſiſchen Schule verdammen zu müſſen, aber unſere damaligen Standpunkte ließen es nicht anders zu. Wir waren freilich nicht reif, ſein Verdienſt einzuſehen, welches von uns um ſo größer anzuerkennen wäre, je beſtimmter die Meinung, daß vorzugsweiſe durch ihn der deutſche Mahler Schickh angeregt worden, und durch dieſen die neuere deutſche Mahlerei überhaupt, ſich ausſprechen und befeſtigen dürfte.

Wir beſahen auch den Thronſaal, wo der Senat ſich verſammelt, öfters unter dem Vorſitz des Kaiſers ſelbſt. Eine ſchöne Treppe, mit Bildſäulen von Generalen und Rednern geſchmückt, — Kleber, Hoche, Deſaix, Mirabeau, Vergniaud u. ſ. w. — führt in eine Reihe prunkvoller Zimmer, die in jenen Saal enden. Ungeachtet der wirklichen Größe der Räume ſchien uns alles klein und eng, nur die eroberten öſterreichiſchen Fahnen, die hier an den Wänden prangen, machten einen eignen Eindruck, und erinnerten zu lebhaft an die Feindſchaft der Machthaber, die jetzt Verwandte waren und Freunde vorſtellten. Es war eben Sitzung geweſen; dem Throne des Kaiſers gegenüber ſtanden in Halbkreiſen hinter einander die prächtigen Lehnſtühle der Senatoren, wir ſetzten uns hinein und fanden ſie noch warm, der Kaſtellan fand uns zu dreiſt, und wollte uns nicht geſtatten, auch den Platz des Kaiſers zu verſuchen. Er hielt uns für vornehme Oeſterreicher, und hätte uns ſonſt, wie er ſelbſt ſagte, nicht eingelaſſen. Schon die Schildwache unten hatte uns den Zugang wehren wollen, und uns hart angefahren, heute ſei kein Tag für die Fremden. Wir ließen das gut ſein, und fragten ſie um Rath, wie wir es zu machen hätten, dennoch hinaufzukommen? Da gab ſie uns gefälligen

Beſcheid, zeigte den Weg zum Kaſtellan, gab uns die beſte Anleitung, was wir dieſem ſagen mußten; alles ohne Eigennutz, denn der Schildwache durfte nichts angeboten werden. Dieſes plötzliche Umſchlagen des Benehmens iſt allem untern Volke gemein, zu dem die Soldaten noch völlig gehören, doch von einer franzöſiſchen Schildwache dieſer Napoleoniſchen Zeit hätten wir es am wenigſten erwartet.

Einen neuen Anlaß, Gemählde zu beſchauen und zu vergleichen, gab uns die Ausſtellung bei Gelegenheit der Prix décennaux, welche der Kaiſer für das Ausgezeichnetſte und Beſte, was ſeit zehn Jahren in Kunſt und Wiſſenſchaft erſchienen war, freigebig ausgeſetzt hatte. Die Franzoſen waren von dieſer Preisvertheilung außerordentlich angeregt, und hatten ein großes Weſen damit. Die große, durch alle Klaſſen dringende Theilnahme für dieſe Angelegenheiten zeugte vortheilhaft für die allgemeine Bildung. Die Urtheile der Preisrichter erfuhren ſcharfe Prüfung, und es wurden ſtarke Einwendungen laut, aber daß auch der Kaiſer mit manchen Preiszuerkennungen höchſt unzufrieden war, machte bei der Menge, die ſich immer freut, wenn der Macht ein Schach geboten wird, vieles wieder gut. Um die Litteratur, die ebenfalls ihre Preiſe empfing, kümmerten wir uns gar nicht; was war uns an Lemercier, Arnault, Jouy und andern ſolchen Leuten gelegen! Die Mahlerei jedoch drang uns zu ſtark in die Augen, um auch ſie zu überſehen. Wer die Werke David's hier beiſammen ſah, mußte ihn denn doch für einen Meiſter halten. Die Arbeiten von Gérard und Guérin wurden ſehr bewundert, in denen von Gros die kühne Größe, in Giraudet die Wärme der Auffaſſung anerkannt. Immer jedoch, nachdem wir dieſen Bildern einige Zeit gewidmet, eilten wir den Sälen zu, wo Raphael und die andern Heroen unſer harrten, und vergaßen bald, daß außer dieſer Kunſt noch eine neuere beſtehe und ſich geltend machen wolle.

In den reichen Sälen des Musée d'artillerie, dieſer prächtigen Sammlung alter Waffen, Rüſtungen, Modelle und andrer künſtlichen Seltenheiten und Alterthümer führte der Vorſteher ſelbſt, Herr Regnier, uns dienſtbefliſſen umher. Als Mann von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, mit den ihm anvertrauten Schätzen wohl vertraut, und auch durch eignen Erfindungsgeiſt ausgezeichnet, genoß er eines großen Anſehns, und der Kaiſer, hieß es, halte gar viel auf ihn. Von ſeinen künſtlichen Vorlegeſchlöſſern war damals großer Lärm, alle Leute prieſen die ſinnreiche Erfindung, ſchafften ſolche Schlöſſer an, und auch wir kauften deren in verſchiedener Größe. Starke Meſſingringe — vier, fünf bis acht, auf jedem das Alphabet eingegraben — drehten ſich um eine Stahlwalze dichtgedrängt, und wichen nur dann von einander, wenn in einer bezeichneten Linie die Buchſtaben das Wort bildeten, zu welchem die Ringe geſtellt waren. Das Wort war unter tauſenden beliebig zu wählen, und das gewählte blieb das Geheimniß des Beſitzers; wer es nicht wußte, konnte ſich jahrelang umſonſt abmühen, unter den vielen möglichen Worten das rechte herauszuprobiren. Die Arbeit war vortrefflich, und Regnier auf dieſe faſt mehr ſtolz, als auf die Erfindung ſelbſt. Die letztere konnte ihm auch wirklich beſtritten werden. Ich hatte eine dunkle Erinnerung, dergleichen ſchon geſehen zu haben. Meine deßfalls gewagte Andeutung wurde zwar mit Zorn und Bitterkeit abgewieſen, und war allerdings im Augenblicke nicht zu begründen; nach langen Jahren aber, als mir ein Buch wieder in die Hände kam, das ich als Knabe oft und emſig durchgeblättert hatte, trat mir plötzlich das Regnier'ſche Schloß vor die Augen! Das Buch heißt Silvestri a Petrasancta symbola heroica, iſt in Amſterdam 1682 gedruckt und erläutert die S. 251 gegebene Abbildung mit den Worten: „Honorius de Bellis, serulae innexae orbibus volubilibus ac literatis circumscripsit hoc lemma: Sorte aut labore.“ Doch Zufall und Arbeit, welche hier noch als Mittel des Aufſchließens gelten ſollen, lagen in der neuen Kombination, bei der Unzahl der Fälle, ſchon außer Betracht, und die Sicherheit ſchien ſo groß, daß man ſogar die Kouriertaſchen auf ſolche Weiſe zu verſchließen pflegte.

Die Kaiſerliche Bibliothek iſt ein geräumiges Gebäude in der Rue Richelieu, einer der belebteſten von Paris; der ununterbrochene Lärm des mannigfachen Verkehrs bildet einen unangenehmen Gegenſatz mit den ſtillen Studien; außerdem droht die Nachbarſchaft des gegenüberſtehenden Opernhauſes den Bücherſchätzen immerfort Gefahr, denn kein Theatergebäude, ſagt man, ſterbe den Tod des Alters, im Feuer unterzugehen ſtehe jedem bevor. Der Kaiſer beabſichtigt auch in der That, die Bibliothek an beſſere Stätte zu verpflanzen. Der Zuſammenhang des Louvre mit den Tuilerien ſoll, wie ſchon auf der Flußſeite durch die Galerie du Louvre, ſo auch auf der Stadtſeite durch eine ſolche Galerie zu Stande kommen. Dieſe neue Galerie ſoll eine Menge Sammlungen aufnehmen, die theils noch im Louvre, theils an andern Orten untergebracht ſind, der Louvre ſelbſt aber dann lediglich zu kaiſerlichen und prinzlichen Wohnungen und zur Aufnahme fremder Herrſcher eingerichtet werden. Doch der zwiſchen dem Louvre und den Tuilerien dann eingeſchloſſene Raum iſt zu groß, um leer bleiben zu können, er darf dies um ſo weniger, als unglücklicherweiſe die beiden Schlöſſer nicht in grader Richtung aufeinander ſtehen, wie denn der Triumphbogen des Karruſſelplatzes mit dem Louvre einen mißfälligen Winkel macht. Dies zu verdecken und zugleich den großen Raum abzutheilen, iſt ein ungeheures Quergebäude beſtimmt, welches mit Ausſchluß alles Holzes ganz von Stein und Eiſen aufgeführt werden und künftig die Bibliothek feuerfeſt verwahren ſoll, ſogar die Bücherbretter würden von Eiſen ſein, und der Bau ſelbſt und die Einrichtung alles übertreffen, was in dieſer Art je erdacht worden. Dieſe Angaben empfing ich aus dem Munde des Grafen von Metternich, dem ſie der Kaiſer am Vormittage im Geſpräch mitgetheilt hatte. Zwar iſt die Ausführung dieſer koloſſalen Arbeiten noch ſehr im Weiten, ganze Straßen müſſen erſt abgetragen, ja der Louvre ſelbſt erſt vollendet werden; aber im Sinne Napoleons iſt alles Gewollte ſchon fertig und ſeine Ungeduld eilt der Zeit ſo voran, daß er dem Louvre, an welchem noch ſtets gearbeitet wird, ſchon die Inſchrift gegeben hat, durch ihn ſei das Werk vollendet; eine Unwahrheit, die nach vieler Franzoſen Meinung ſtets eine bleiben wird, denn der Louvre dürfe nie fertig werden! Die berühmte und wirklich ſchöne Säulenfaçade von Perrault rings um das Gebäude zu wiederholen, vor dieſem Vorſchlage ſchreckte doch ſelbſt Napoleon zurück! — (Noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, iſt die Bibliothek noch auf der alten Stelle.)

Für mich war natürlich hier nicht Studirenszeit, wie etwa für Bekker oder Uhland, aber ich hatte gleichwohl den reichſten Gewinn von dieſen Schätzen. Die Handſchriften, deren man über achtzigtauſend zählte, zogen mich beſonders an; die Gefälligkeit der Bibliothekare, der Herren Dutheil, Langlès, Dacier, Chezy und unſers lieben Landsmannes Haſe, beſtand jede Probe, ſie ließen nicht nur das Gewünſchte ſogleich herbeiſchaffen, ſie kamen den Wünſchen zuvor und halfen nöthigenfalls dem Ungeübten. Auch hier wurde genug Siegesbeute vorgezeigt, aus Rom, Venedig, Wolfenbüttel, Wien, aus letzterem Orte beſonders orientaliſche Handſchriften, von denen die Doubletten für Wien zurückzuerlangen doch eben dem Herrn von Hammer geglückt war, der aus eignem Antrieb und auf eigne Koſten zu dieſem Zwecke die Reiſe nach Paris unternommen hatte. Mich gingen Heinrichs des Vierten, Franz des Erſten und Ludwigs des Vierzehnten Briefe damals wenig an, hiſtoriſche Forſchungen lagen mir fern, auch Fenelon's viel durchbeſſertes Manuſkript des Telemach, die Turnierbücher des Grafen René von Provence, griechiſche und römiſche Autoren reizten meine Neigung nur flüchtig. Dagegen hatte ich die Maneſſiſche Sammlung der Minneſinger beſonders liebgewonnen, und las viel darin, ja begann auch Leſarten auszuziehen, und dachte den Dichter Süßkind, „der Jud von Trimberg“ genannt, einzeln zu bearbeiten, bis ich hörte, daß ein junger Gelehrte gründlich darüber her ſei und jede vereinzelte Bemühung unnütz mache. Sieveking hatte mich auf einen Schatz, der uns Deutſche noch näher anging, aufmerkſam gemacht, und ich widmete ihm fortan manche Stunde. Dies waren ſechzehn Bände handſchriftlicher Auszüge und Bemerkungen von Winckelmann, welche aus Rom hierher gebracht worden. Für die Kenntniß des Mannes, ſeiner Studien, ſeiner Hülfsmittel ſind dieſe Schriften unſchätzbar, wiewohl oft nur Auszüge aus gewöhnlichen Büchern, z. B. aus einer engliſchen Sprachlehre, die der große Mann anſtatt für weniges Geld, das er nicht hatte, mit ſeinem koſtbaren Fleiße ſich hatte aneignen müſſen; alles in der feſten deutlichen Schrift, die ihm ſo förderlich war, denn für ſeinen Ruf nach Rom hatte der Umſtand nicht wenig Bedeutung, daß, wie er in ſeinen Briefen ſagt, ſeine griechiſche Hand dem Kardinal Paſſionei ſo ſehr gefiel; und in der That iſt grade ſein Griechiſch überaus anmuthig. Die erſten Entwürfe zu ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums ſind hier aufbewahrt, mit zahlloſen Aenderungen, Herumwerfungen, ſo iſt z. B. mehrmals zu der Beſchreibung des Apollo von Belvedere angeſetzt. Hiezu kommen angefangene Briefe, kleine Aufſätze, Bemerkungen und Berichtigungen, in kräftigen, oft ergötzlichen Ausdrücken, genug, eine Fundgrube von Zügen, die für die vertraute Kenntniß ſeiner Eigenart von Wichtigkeit ſind. Bei den Unterhandlungen im Jahre 1815 vor dem zweiten Pariſer Frieden, ſtrebte der preußiſche Miniſter von Altenſtein, zum Theil auf mein Anregen, dieſe Winkelmann'ſchen Bände, ſo wie die Maneſſiſche Handſchrift der Minneſinger, mittelſt annehmbarer Tauſchvorſchläge für die Königliche Bibliothek zu Berlin zu gewinnen. Die Franzoſen ſchienen auf den Handel einzugehen, ich reiſte von Paris in der Meinung ab, die Sache ſei gelungen, und glaubte lange Zeit, der Schatz ſei bei uns wohlaufbewahrt, bis ich in ſpäten Jahren erfuhr, jenes Bemühen habe keinen Erfolg gehabt.

Im Gebäude der Bibliothek befinden ſich noch andere Sammlungen, Münzen, Kameen und geſchnittene Steine, Kupferſtiche, ägyptiſche Alterthümer, römiſche, mittelalterliche. Dieſes alles wurde nur flüchtig beſehen, das Einzelne genauer in Betracht zu nehmen, war weder Zeit noch Luſt vorhanden. Die Apotheoſe des Auguſtus, die größte Kamee, die man kennt, ein Sardonyx, den ein Graf Balduin von Flandern nach Frankreich gebracht haben ſoll, hielt doch unſere Blicke länger feſt, eben ſo der Stein mit Keilſchrift aus Perſepolis, die Iſistafel, der ſogenannte Schild des Hannibal, die Waffen Franz des Erſten und der Degen Heinrichs des Vierten. Ein eherner, halbzerbrochener Stuhl, der Seſſel des Dagobert genannt, war uns durch ſeine Inſchrift merkwürdig, ſie heißt: „Ce fauteuil a été transporté à Boulogne pour la distribution des croix de la légion d'honneur, le 16. août 1804." Die Schauſpielerei mit alten Dingen, welche Napoleon ſeinem Namen zu verknüpfen ſtrebt, iſt ſelbſt den meiſten Franzoſen nur lächerlich; die Anſpielungen auf Karl den Großen, die ſo mannigfach und befliſſen ausgebreitet wurden, lieferten wenigſtens noch einige Vergleichungspunkte, an denen ſich die Einbildungskraft halten konnte; aber Napoleon und Dagobert, was haben dieſe zuſammen? Auch ſoll die Wirkung ſehr ſchlecht ausgefallen ſein, die Soldaten haben über den alten Plunder nur gelacht, deſſen Urſprung noch dazu ſehr zweifelhaft iſt; das Volk weiß von Dagobert nichts, als was das bekannte Lied Le grand roi Dagobert berichtet, und höchſtens in dieſe Lächerlichkeiten, nicht aber in hiſtoriſche Beziehungen hat der Kaiſer durch ſeine Poſſe ſich verflochten.

Die Zuſammenſtellung Napoleons mit Karl dem Großen fanden wir auch bei Beſichtigung der Kirche Notre-Dame aufdringlich dargeboten. In dem dortigen Treſor werden Krone, Reichsapfel, Zepter und Gerichtshand Karls des Großen aufbewahrt, und gleich daneben die Kronen Napoleons und Joſephinens. Die Krone Napoleons iſt ein goldner Lorbeerkranz und äußerſt geſchmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechſelnd der römiſche Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher als in der letztern, ſeine Adler waren ein gutgewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere ſogleich faßte, ſondern auch vom Volke günſtig angeſehen wurde, dagegen ihm ſeine Hervorſuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten nicht nur lächerlich, ſondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeerten N und ſeine Bienen, die er überall mit Verſchwendung anbringen ließ, beſonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit geſtanden, waren ein rohes Mittel, ſich überall dem Sinn einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig. Doch ſahen wir noch an manchen Mauern vergeſſene Freiheitsmützen, und noch nicht abgekratzte Inſchriften: „*Liberté, Egalité,*“ oder „*République une et indivisible*“, denn auch die Republik hatte nicht verſäumt, ſich in ſolchen Zeichen überſchwänglich darzuſtellen.

Da ich der Kirche Notre-Dame erwähnt, ſo will ich gleich anmerken, daß ihr Eindruck dem des Straßburger Münſters unendlich nachſtehen mußte und auch das Beſteigen der Thürme nicht ſehr belohnend war. Für den Ueberblick von Paris iſt die Ausſicht von der Höhe des Montmartre ſowohl jener von Notre-Dame, als der von der Höhe des Pantheon und der Säule des Platzes Vendôme weit vorzuziehen.

Die Vendôme-Säule iſt ohne Zweifel das ſinnigſte und eindrücklichſte der von Napoleon errichteten Denkmale. Der Stil iſt nicht neu, aber darum ſicher, die Arbeit gewaltig und faſt unzerſtörbar, die Kunſt in den Bildwerken, welche den Säulenſchaft in fortlaufendem Band umwinden, erſcheint wohl ſchwach und mangelhaft, aber ſchon dieſe Art der Umwindung kann künſtleriſch nicht viel gelten, ſondern iſt gleichſam eine Nachgiebigkeit gegen das Geſchichtliche, auch ſchwinden dieſe Bildwerke ſchnell in eine undeutliche Verzierung, und der Wirkung des Ganzen können ſie wenig ſchaden, die koloſſalen Verhältniſſe ſind hier die Hauptſache. Trotz dieſer Verhältniſſe wird das Aufſteigen im Innenn des Schaffens doch etwas beſchämend. Uebrigens iſt hier einmal durchaus Wahrheit, in dem Werke ſelbſt und in ſeiner Bedeutung, ungeheure Kriegsthaten, vollſtändiger Sieg, entſchiedene Feldherrngröße, redendes Erz; hier iſt kein falſcher Anſpruch, kein Zwang, kein eitles Spiel.

Wäre der Elephant auf dem Platze der ehemaligen Baſtille fertig, mit den unendlichen Waſſergüſſen, die er ſprudeln ſoll, ſo würde dies Denkmal wohl zunächſt mit der Vendôme-Säule zu nennen ſein. Auch hier iſt dem reinen Kunſtſinne nicht genügt, es iſt ein Element roher ſinnlicher Kraft in dem Entwurf, das aber in Verbindung mit äußerer Größe und Gediegenheit unſern gemiſchten modernen Zuſtänden vielleicht beſſer entſpricht, als die reinſten Schöpfungen der höchſten Kunſt. Hier wäre neben dem ungeheuren, in den koloſſalen Thierkörper geformten Metalle zugleich die überſchwängliche, jeden Augenblick von Neuem ſich aufdringende Gemeinnützigkeit des größten und ergiebigſten Brunnens der Welt ein mächtiges Moment, das manchen ſonſtigen Tadel überflutete.

Die ſchönſten Ausflüge in die Umgegend von Paris machte ich meiſt mit Deutſchen, auch andere Oeſterreicher, und bisweilen aus Höflichkeit Franzoſen, pflegten ſich anzuſchließen. Verſailles, Trianon, Marly, Saint-Germain, Saint-Cloud, Sèvres, Malmaiſon, auch Saint-Denys und Montmorenci, wurden beſucht, die Schauplätze vergangener Pracht und Herrlichkeit, welche der

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ist, [illegible] auf diesem Wege ist weiterzugehen, aber dieser Weg liegt für lange Zeit ab, [illegible] Doch wird die Zeit kommen, [illegible]

Für ein [illegible]

[illegible] in [illegible], in [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] daß das Leben so auf alle Klassen sich ausgebreitet, die jede Geringfügigkeit der täglichen Begegnisse durchdringen, die durch leichte Formen das eigne Behagen gefördert. Klugheit und Feinheit erhöhen das Leben, aber sie mögen es auch, wie das Spiel der Geschäfte überhaupt beschäftigend und aufregend über allen Besonderheiten des ewigen Wogens. In der That konnte mich das Ganze des Pariser Lebens mehr darauf hinweisen, die stete Wiederholung und schnellen Wechsel von einzelnen [illegible] gegen Langeweile und Unlust gebildet zu sein, als die Lustigkeit und die Erfüllung eigentlichen Glück und echter hohe Freude zu empfinden. Ringsum scheint es so gleichgültig, ob man lange lebt oder kurz, ob in Paris, denn zehn Jahre sind dort leicht wie einer, und einer wie zehn, im vergänglichen Wechsel vergißt man die Zeit, und für den, der sich als Selbst und in sich selber zusammenschließt, ist die vergangene völlig bedeutungslos.

Und dennoch ist dieser Ort vorzugsweise der Punkt, wo sich seit Jahrhunderten die größten Geschichtsbewegungen entzündeten, wo die heftigsten Erschütterungen erzeugt sind, die stärksten Leidenschaften und Schicksale den Schauplatz ihres [illegible]. Paris bildet eine gleichförmige, in allen seinen Verhältnissen zusammenstimmende, nach derselben Richtung fortschreitende und in den einzelnen Theilen dieselbe Wirkung äußernde Masse [illegible] das allseitige Wachsthum der Stadt für die geistigen Kräfte, die lebendigen Talente, welche auch hier emporsteigen. Dieser Boden ist immer ergiebig, die tiefsten Erinnerungen sind überall, die welche im gewöhnlichen Leben nur leicht berührt, aber jede Falte gibt, auf Erschöpfen, augenblickſich ihren Beitrag zu den großen [illegible], zu welchen die Bevölkerung ſich entfaltet.

Außer den natürlichen Gegenſtänden, die ſich gewöhnlich hier verkaufen und bringen, und den Summen [illegible] zu ihnen gehen, verlangt und empfängt jeder Tag hier auch einen Markt, hat für den Augenblick eine Spannung erregt, gekauft und beſprochen werden muß, und als eigentlicher Gegenſtand des Tages gilt. Man kann auch nur in einer lebhaften Anzahl an dieſen Neuheiten nehmen, da bei der großen Volksmenge und ihrer [illegible] Regſamkeit [illegible] die bloße Zahl der Neugierigen auch dem Unbedeutendſten wirklich eine Art von Wichtigkeit giebt, und was vorher nichts war, nun in der That etwas wird. „[illegible]", daß ich neulich im Moniteur, und der Buchhandel [illegible] abgedruckt und. Kömmt der Zufluß von Neuheiten [illegible] verklagt werden, und ſollte der Pariſer ohne ſie leben, er wäre faſt ſo ſchlimm, als wenn die Zufuhr von Lebensmitteln ſtockte, denn mit den alten Neuigkeiten kann man nicht mehr. Die gewöhnlichen Neuigkeiten können hier nicht genügen, um den [illegible] Muth der Bewegung zu erhalten. So bleibt [illegible] der Sinn des Pariſer über alles, immer neuere Dinge unter der [illegible] Schwierigkeit des Vergnügens [illegible] und die Langeweile.

Das Bedürfniß des Auffallenden und Ungewöhnlichen zeigt ſich bei jeder Gelegenheit. Wie etwas zu verkaufen, ſeine Dienſte anzubieten, etwas bekannt zu machen hat, muß zu den außerordentlichſten Mitteln greifen, um [illegible] bemerkt zu werden. Natürlich ſieht in dieſem Punkt beſonders die [illegible], die [illegible], die

Inſchriften, welche in den belebtern Straßen überall wuchern. Ungeheure Tafeln, rieſige Buchſtaben, von allen Geſtalten und Richtungen, gemalte, gedruckte, verwickelte, ſenkrechtliegende, ſchiefrechtliegende, Bilder mit dem Anſpruch auf ſchöne Malerei, andere fragmentiſch verzerrt, allemal die Zeichen der Waare zahlreicher als die Waare ſelbſt, aber um nur eben über Waſſer zu bleiben. Die Vervielfältigung der Schilder wird in manchen Fällen wahrhaft komiſch. In der Rue Richelieu ging ich einſt mit dem Ritter von E......, der kürzlich von Wien gekommen war, und niemals ſelbſt ein Geſchäftchen, doch hier aber nicht verwundert war. Ihm fiel beſonders dieſe Verſchwendung der Schildzeichen auf, er ſtand vor einem Laden ſtill, betrachtete deſſen äußere Ausſtattung und ſagte bedächtig, indem er mich am Arme faßte: „Wenn einer hat zu verkaufen Wurſt, ſollt' man denken, er wird herausſchreiben ſechs Wurſt, — zwölf Wurſt — zwanzig Wurſt" — er hielt inne, dann, die bisher von der Bruſt gehobene Hand ausſtreckend rief er mit einer Art Exploſion: „Hundert Wurſt!" Und er hatte wahrlich ganz Recht, das Uebermaß war lächerlich, und nicht bloß bei den Würſten, die dem guten E...... ſo beſonders aufgefallen waren. Aber die Kaufleute nehmen gern eine Lächerlichkeit auf ſich, ja ſie erſinnen ſie mit Fleiß, wenn es nur gelingt, den Zulauf damit zu locken. Bei den Tuilerien befindet ſich ein Schnupftabacksläden, wo nicht nur Aushängeſchilder, ſondern die ganze Vorderwand des Gebäudes mit prächtigen lateiniſchen Sprüchen zum Eintreten auffordern. Ungemein ergötzlich iſt im Palais-Royal die Inſchrift eines Ladens, deſſen Beſitzer, ein Perückenmacher, auf mehreren großen und kleinen Tafeln ſich ſelber dieſes Denkmal geſtiftet hat:

TELLIER
INVENTA EN L'AN DIX
LES PERRUQUES ELASTIQUES
IMITANT LA CHAIR.

Welche Beſcheidenheit! Und en l'an dix! Welcher Lapidarſtil! — Ein Schuhmacher lockt durch einen Vers aus Virgil an:

Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem. Ein anderer Mann, der freilich nicht anlocken, ſondern vielmehr abſchrecken will, ſucht ſeine Mauer durch die beleidigenden Worte zu ſchützen: „Ici pissent les cochons!“ ohne doch jemals einen Beſucher in ſeinem Vorhaben irre zu machen. Dagegen ergötzte uns auch eine Tafel, die uns etwas näher anging; ſeit der Vermählung des Kaiſers waren die Deutſchen im Werthe geſtiegen, man brauchte ſie, man wünſchte ſie anzuziehen; ein verdorbener Garkoch glaubte den ächten Deutſchheitsköder entdeckt zu haben, und an ſeiner ſchmutzigen engen Bude zwiſchen den Tuilerien und dem Louvre ſtand deutlich:

Hier Sie finden ſich die Deutſchen
von das gut Sauerkraut.

Er hatte die Freude, daß außer den Handwerksburſchen, die ihn beſuchten, auch manche vornehme Deutſche bei ihm einſchlichen, und wenigſtens ein Trinkgeld zurück ließen.

Sie haben wohl Recht, die gewerbsthätigen Pariſer, daß ſie alles anwenden, einen wenn auch nur augenblicklichen Schimmer zu erlangen, denn nur einen Moment aufgebracht, wer von ſich ſprechen gemacht hat, iſt ſeines Gewinnes ſicher; ehe die ganze Maſſe der Neugierigen die Sache durchgeprüft, die Täuſchung eingeſehen hat, iſt das Glück ſchon ergiebig genug geweſen, und die üble Nachrede kann nicht mehr ſchaden. Ja es haftet ſelbſt an dieſer noch einige Ehre, denn es gilt für keine Kleinigkeit, die Augen, ſeinem Mitbürger insgeſammt aufgeregt, beſchäftigt und wohl gar genarrt zu haben.

Glück aber gehört hier mehr als anderswo zu jeder Unternehmung, ein günſtiges Etwas, das ſich ſelten vorausſehen und noch ſeltner berechnen läßt; ein feiner Takt für das Örtliche, für Bedürfniß und Neigung mag wirkſam dabei ſein, iſt aber für ſich allein nicht hinlänglich. Wie wunderbar, die Laune des eigenſinnigſten Publikums, das ſich in Widerſetzlichkeit gegen jede Autorität nicht eigentlich gefällt, erweiſt ſich bisweilen von der verächtlichſten Seite abhängig! Es iſt auf dem Boulevard bei dem Théâtre des variétés ein ſchönes Haus und großer Garten, wo man Erfriſchungen bekommt, das ehemals berühmte Fraskati, welches der Glacier Garchi auf's geſchmackvollſte und angenehmſte eingerichtet hat, wo das vortrefflichſte Gefrorne und die eleganteſte Bedienung ſtets bereit iſt, und wo ſonſt die Pariſer vornehme und feine Welt im höchſten Putz jeden Abend verſammelt war; dieſer Ort iſt jetzt ganz verlaſſen, nur wir Freunde beſuchen häufig die einſamen Räume, wo wir zwanglos und unbehorcht unſre traulichen Geſpräche führen. Man ſagt uns, der Kaiſer ſei an dieſer Verödung ſchuld, er habe den Herzoginnen von Baſſano und von Rovigo ſchmachvoll vorgeworfen, daß ſie ihre kaum empfangene Tintenwiſche in ſolchen Wirthshäuſern herumſchleppten; gleich ihnen mied nun jedermann den Ort, und das große Publikum zog ſich nach dem engen, geſchmackloſen *Jardin turc*, wo ihm alles, was in Frascati vortrefflich iſt, ſchlecht geboten wird. Garchi kündigte zwar zum Verſuch eine neue Art Eis an, eine „*invention nouvelle qui surprendra le public*“ heißt es auf den Anſchlagzetteln, die Sache konnte Glück machen, ein günſtiger Stern ihm den großen Haufen zurückführen, Frascati für ein halbes Jahr auf's neue beleben, allein die Menge biß nicht an, und Frascati blieb leer. Vielleicht hilft ihm eine noch viel geringere Kleinigkeit wieder auf, ein Zufall, oder eine Dummheit, der Mann verliert wenigſtens den Muth noch nicht, und ſetzt mit großen Opfern die Einrichtung fort.

Der Einfluß des Kaiſers iſt ſonſt in dergleichen Dingen am wenigſten merkbar, und die Sitte und Geſelligkeit unterwerfen ſich ſeiner Herrſchaft keineswegs, ſondern folgen ihrem eignen Zuge, der ſich nicht ſcheut, der höchſten Gewalt zu widerſprechen. Wohin man blickt, wird man wohl an die Tagesgeſchichte erinnert; hier iſt ein *café de Ulm*, dort eines à l'archiduc Charles, *au duc de l'Infantado*; Namen der Straßen erinnern an Schlachten; Brücken, Brunnen, Triumphbogen verherrlichen den Sieger, deſſen Namenszug und Wappen aller Orten vervielfältigt iſt; die kleinen Theater geben häufig Stücke, deren Stoff den neuſten Ereigniſſen entnommen iſt. Aber im Grunde nimmt der Pariſer an den großen Begebenheiten, die nicht unter ſeinen Augen vorgehen, nur geringen Antheil; ſie haben für ihn nur inſofern Werth, als ſie in ſeinen kleinen Kreis eingreiſen, ſich in Feſten und Luſtbarkeiten abſpiegeln. Es iſt kaum zu glauben, mit welcher Gleichgültigkeit hier die Nachrichten von neuen Kriegserfolgen des Kaiſers aufgenommen werden, als Zeitungsartikel ſind ſie dem Publikum allenfalls wichtig, nicht als wirkliche Ereigniſſe. Sogar für den franzöſiſchen Ruhm iſt man ſchon abgeſtumpft, „Nous en avons assez“ hört man in hohen und niedern Kreiſen. Vom Kaiſer wird gleichwohl viel geſprochen, doch meiſt nur in Bezug auf das kleine Leben, auf die Anordnungen des Tages, die Feſte, die Bauten, die Paraden, das Hofceremoniel, die Gunſt oder Ungunſt, in der einzelne Perſonen ſtehen, und anderes der Art; eine neue Uniform, die in den Straßen geſehen wird, iſt den Pariſern wichtiger, als ein Sieg in Spanien oder ein Gefecht in Calabrien. In den Provinzen ſoll dies anders ſein, und dort Napoleon mehr in ſeinen Thaten geſchaut werden und gelten. Darin kommen die meiſten Stimmen überein, daß dennoch der ſtets erneuerte Glanz der Waffenerfolge für das Beſtehen ſeiner Herrſchaft unentbehrlich iſt, und hauptſächlich durch dieſen die Unternehmungen ſeiner innern Gegner gehemmt werden. Dieſe Gegner zerfallen in zwei Klaſſen, Freiheitsfreunde und Königsfreunde, deren jede in ihrer Art ihm bedeutend erſcheint und furchtbar werden kann. Er wüthet gegen beide Partheien und ſucht auch aus beiden die Einzelnen zu gewinnen, was ihm auch bisher merkwürdig genug gelungen iſt, denn er hat die ärgſten Jakobiner in ſeinem Staatsdienſt und die altadeligſten Emigrirten zu Höflingen. Aber beide ſind ihm nur ſicher unter der Bedingung andauernder Glückserfolge. Außerdem iſt auf beiden Seiten ein ſtarker Kern, der ſich nicht gewinnen läßt, und gerade dadurch um ſo bedeutender und beunruhigender iſt. Daß der Kaiſer mehr den Faubourg Saint-Germain, wo die Altadeligen ſitzen, fürchtet, als das eigentliche Volk, in welchem die Revolution noch ihre Nachſchwingungen hat, dünkt dem Grafen von Schlabrendorf ein Irrthum, den einſt Napoleon ſehr kann zu büßen haben. Auffallend iſt es mir, wie wenig der Kaiſer im Volke gefürchtet wird; die meiſten Leute haben Furchtbareres erlebt, als ſeine Herrſchaft, und haben auch dies Furchtbarere plötzlich ſchwinden ſehen, ſo daß ihnen keine Gewalt als entſchieden befeſtigte vorkommt, ſondern bloß als proviſoriſche. Dieſe wird anerkannt für den Augenblick, aber nur ſoweit ſie ſich thatſächlich geltend macht, auf den guten Willen hat ſie nicht zu rechnen. Zuverläſſig iſt noch viel Revolutionaires im Volke, Freiheit und Gleichheit ſind noch immer nicht aufgegebene Vorausſetzungen, die Jakobiner brüten im Stillen, und eifrige Anhänger der Republik finden ſich überall, ſelbſt unter den erſten Großen und Betitelten des Reichs. Freilich iſt dieſe Meinung für jetzt ohne Bajonette und Kanonen, aber alle Macht in der Welt geht doch von der Meinung aus, und jene Werkzeuge fügen ſich ihr zuerſt. Man hat in Deutſchland, wo man das franzöſiſche Joch ſo ſchwer fühlt, kaum einen Begriff, wie wenig die Franzoſen ſelbſt unterjocht ſind. Ich habe überall ſehr frei ſprechen hören, doch freilich nicht auf offnem Markte, und auch hier iſt in Geſtalt des Witzes viel erlaubt. Das Volk ſelber iſt nicht nur witzig, ſondern auch gewitzigt und klug und fein von alter Zeit her, die Blendwerke und der Aufputz, durch die man auf daſſelbe einzuwirken ſucht, täuſchen nur den rohen Haufen, und oft dieſen kaum; man kennt die Leute, die jetzt etwas vorſtellen wollen, aus früherer Zeit, man weiß, wie es mit ihnen iſt, man lacht ihrer neuen Würden und Titel.

Ich gedenke mit beſonderm Vergnügen eines Marktſchreiers, den ich auf dem Boulevard einen kleinen Tiſch mit Puppen aufſtellen ſah; nachdem ein armſeliger Pagliaſſe durch ſchlechte Späße einige Leute herbeigezogen hatte, begann der Mann ſeine Rede. Seine Stimme klang ehern, ſeine Worte waren eindringlich, Haltung und Ton unverſchämt erhaben und ſicher. Er ſprach mit Würde und Bedeutung von ſeiner Kunſt — Flecken auszumachen, theilte die Flecken ſcharfſinnig in dreierlei Klaſſen, und handelte weitläufig in gelehrten Phraſen ſeine Mittel für jede Klaſſe der Flecken ab. Er verſicherte ſtolz, er käme nicht jeden Tag auf den Boulevard, er habe zu Hauſe genug zu thun, allein aus Menſchengefühl wolle er fernerhin zweimal die Woche öffentlich auftreten, weil ſonſt mancher Unglückliche nichts von ihm erführe. „Je pourrais aussi-bien qu' un autre, ſchloß er endlich, prendre le nom pompeux de professeur de physique amusante, mais un homme comme moi dédaigne un titre vain et barbare, qui ne se trouve pas même dans les dictionnaires.“ Seine Fleckkugeln koſteten das Stück zwei Sous, und er verkaufte deren viele, ſeine Rede hatte Vertrauen und Gunſt erweckt. Ein paar Soldaten der kaiſerlichen Garde traten heran; ſogleich erwähnte er wie von ungefähr in ſeiner wiederbegonnenen Rede, daß ein ganzes Regiment ſich ſeiner Kugeln mit Erfolg bedient und durch die Reinheit der Bekleidung den Beifall des Kaiſers erworben habe;

bei dem Namen des Kaiſers zog er den Hut ehrfurchtsvoll ab, „car, messieurs, ſagte er, quand on nomme Sa Majesté l'empereur il faut toujours ôter son chapeau.“ Aber niemand that es nach, im Gegentheil erklang ein Ziſchen, die Soldaten gingen lachend ab, und die bisher günſtigen Zuhörer zerſtreuten ſich mißvergnügt.

Als entſchiedene Männer des Widerſpruchs gegen die herrſchende Gewalt der Dinge nannte man unter andern den Senator Grafen Grégoire und den ehemaligen Kriegsminiſter und Director Carnot. Erſtern ſollte ich durch Schlabrendorf's Vermittlung kennen lernen, es gelang aber nicht; er war eben ſo rechtgläubiger Katholik als entſchiedener Republikaner, aber als Janſeniſt vielen Katholiken verhaßt, und als Katholik vielen Republikanern. Der Senator- und Grafentitel that ihm keinen Schaden, man wußte, daß er ſich daraus nichts machte. Mir war er noch beſonders wichtig, weil er die Bürgerrechte der Juden ſtets eifrig vertheidigt hatte, jedoch war es mir nicht möglich, ſeine vier Jahre früher gedruckte Schrift De la régénération des Juifs in Paris aufzutreiben, da der dortige Buchhandel ſich auf Neuigkeiten beſchränkte, und ältere Sachen dem Zufall überlaſſen blieben. Carnot's Bekanntſchaft entging mir ebenfalls, ich hatte an ihn geſchrieben, war aber ſchon abgereiſt, als ſeine Antwort eintraf, die mein Geſuch um ein Exemplar ſeines eben erſchienenen Werkes De la défense des places fortes, das ich überſetzen wollte, mit dem Bedauern ablehnte, die ganze Auflage gehöre dem Kaiſer, der ihn zur Abfaſſung veranlaßt hatte. Die Annäherung, in Folge deren dieſer Auftrag gekommen, ging von dem Kaiſer aus; er hatte vernommen, Carnot habe durch falſche Spekulation gegen ſechzigtauſend Franken verloren, das heißt den größten Theil ſeines Vermögens, und ſei in wahrer Dürftigkeit. Dies ſchien unglaublich, denn er beziehe ja, meinte Napoleon, als ehemaliger Miniſter ein Jahrgeld von zehntauſend Franken. Carnot, wurde ihm erwidert, habe dieſes Jahrgeld nie bekommen. Erfreut, den ihm abgeneigten, aber ehrenwerthen und wichtigen Mann verbinden zu können, befahl er augenblicklich die Auszahlung aller Rückſtände und ernannte ihn zum Inſpecteur der Feſtungen, in welcher Eigenſchaft er alsbald obiges Werk herausgab. In der Vorrede ſagt er, ſein „Souverain“ habe ihm den Auftrag dazu gegeben. Dieſer Ausdruck machte die Leute ſtutzen, und ich habe große Streitigkeiten zwiſchen Franzoſen darüber angehört, wiefern der Kaiſer ihr Souverain heißen dürfte. Die Verneinung war faſt allgemein, der Titel komme dem Kaiſer nicht zu, wenn er auch gern von den Höflingen ſich ſo nennen höre, und Carnot wurde ſehr getadelt, wenn man ihm gleich nicht zutraute, eine Schmeichelei damit beabſichtigt zu haben. Aus allen ſolchen Zügen ſieht man, daß Napoleon noch keineswegs unbedingt in Frankreich herrſcht.

Napoleons wahres Bezwingungsmittel auch der Franzoſen bleibt immer das Kriegsheer, in welchem allein die verſchiedenen Partheien und Klaſſen wahrhaft verſchmolzen werden. Man hat bemerkt, daß nur hier die Royaliſten wie die Republikaner ſich einigermaßen in treue Anhänger des Kaiſers verwandeln, welches im Hof- und Verwaltungsdienſte keineswegs ebenſo gelingt. Auch ſcheint Napoleon dies recht gut zu wiſſen, und ſucht auf alle Weiſe den Soldatengeiſt in der Nation zu heben. Den Ehrenlegionsrittern ſchreibt er vor: „de préférer toujours la noble poussière des camps au vain luxe de la grande ville“; ſchöne, ſtolze Worte, denen nur ſein eignes Beiſpiel oft in mißfälliger Art widerſpricht, denn ſein Hofprunk und ſeine Feſte behalten immer etwas Plumpes, und aller Aufwand vermag nicht die feine Ueppigkeit ehemaliger Zeiten zurückzurufen. Auch iſt ihm nichts ſchmeichelhafter, als Altadelige in ſeinem Hofdienſte zu haben, die alten Namen klingen ihm angenehm in's Ohr. Der alte Name Hof dagegen beſtach eine gute Anzahl von jenen, ſie konnten dem Zauber nicht widerſtehen; die kleine Beſchämung ſuchen ſie durch Selbſtverſpottung zu überwinden. Der Graf von Segur war Oberceremonienmeiſter geworden, ſein Bruder unterzeichnete nun öfters: „Ségur, sans cérémonie“; aber auch dieſer Bruder nahm Dienſte, und hatte mit dem Bühnenweſen zu thun. Eines Tages wohnte er einer Opernprobe bei, und Elleviou benahm ſich gegen ihn ſehr ungebärdig, worauf jener das Unziemliche zu rügen, die witzigſte Wendung nahm: „Mais, mon cher Elleviou, ſagte er ganz gelaſſen, vous oubliez tout-à-fait que depuis la révolution je suis devenu votre égal!“ Dergleichen witzige Verknüpfungen, Widerſprüche und Gegenſätze bietet der Zuſtand der Dinge jedem Beobachter täglich in Menge an, es bedarf nur einer raſchen Auffaſſung.

Die politiſche Beredſamkeit war zu jener Zeit in Frankreich verſtummt, mir zum größten Bedauern, denn meine Jugend hatte deren Wiederhall mit Begeiſterung vernommen. In Ermangelung der lebendigen ſucht' ich wenigſtens die durch Schrift bewahrte, und mir gelang die fünf Bände der Travaux de Mirabeau à l'Assemblée nationale aufzufinden. Die akademiſche Beredſamkeit, wie ſie im Nationalinſtitut nach den alten Muſtern noch betrieben wurde, mit ihren zarten Feinheiten, leiſen Kühnheiten, geſchickten Verſchweigungen, und allen Künſten literariſcher Seiltänzerei, war mir ein Gräuel, und auch mancher ernſte Franzoſe, der die Macht des Worts in ganz anderer Geſtalt erlebt hatte, blickte darauf mit Verachtung. In Zeiten drückender Gewalt muß die wenige Freiheit wohl ſich winden und drehen, und alle Hülſen hervorſuchen, die Feinheiten der Sprache, die dichteriſchen Formen, den Witz und die Laune; aber wo dieſe Geſchicklichkeit überhand nimmt, wo ſie faſt die einzige Art wird, in der man ſich ausſprechen darf, da giebt ſich kund, daß es mit dem öffentlichen Leben ſchlecht beſtellt iſt. Die Franzoſen waren damals in dieſer harten Klemme, und gewiß, ſie haben viel gelernt in der großen Drangſal! Denn die reiche Beredſamkeit, die ſich nach der Wiederkehr der Bourbons ſo mächtig entfaltete, und doch aus beſtimmten engen Schranken nicht herausdurfte, kam großentheis aus der Schule der ſchwierigen Geſchicklichkeiten, in welche alle Redemittheilung ſich geflüchtet hatte.

Auch von der Beredſamkeit der Kanzel, in welcher die Franzoſen ehemals die größten Muſter gehabt, ſchien wenig mehr übrig zu ſein. Ich hörte in der Kirche von

Saint-Roch eine Leichenrede auf eines der Opfer des Schwarzenbergiſchen Feſtes. Die Verſammlung war zahlreich und glänzend, der Prediger war gewiß unter den vorhandenen einer der beſten, und ſtrengte Geiſt und Stimme möglichſt an, aber der Eindruck war gering, es war ein hohles pomphaftes Geſchwätz, ohne leuchtenden Gedanken, ohne fromme Rührung. Wollten junge Geiſtliche für ihren Kanzelberuf rhetoriſche Studien machen, ſo gingen ſie nicht in die Kirche, wo ſich nichts Muſterhaftes darbot, ſondern in das Theater Français, und ſahen den Hand- und Stimmbewegungen Talma's ab, was für ihren Gebrauch dienlich dünkte. —

Hingegen ſtand die gerichtliche Beredſamkeit noch in voller Kraft. Ihre ausgezeichnetſten Talente zu hören, gab ein wichtiger Prozeß Gelegenheit, an welchem ganz Paris lebhaften Antheil nahm. Die Gültigkeit eines bedeutenden Teſtaments wurde angefochten, und außer einem reichen Kaufherrn Tönniges aus Danzig, der aber ſchon in Paris einheimiſch war, ſaßen zwei Notarien auf der Bank der Angeklagten, ſie wurden alle drei beſchuldigt, ein falſches Teſtament zu Gunſten des erſtern und zum Schaden eines jungen Neffen des Erblaſſers geſchmiedet zu haben. Der Neffe hatte große Verbindungen, der alte Kaufherr ebenfalls, die Lage der Dinge geſtattete mancherlei Verdacht, und die öffentlichen Sitzungen des Gerichtshofes erregten die höchſte Spannung. Der Präſident Hémart, welcher die Verhöre leitete, war derſelbe, welchem früher die Unterſuchung gegen den General Moreau war anvertraut worden, und der deſſen Verurtheilung nicht ohne ſchlechte Ränke bewirkt hatte. Aus dieſer Erinnerung war großer Haß gegen ihn rege, er wußte es, und ſchien diesmal mit genauer Redlichkeit verfahren zu wollen. Aber ſein Geſicht hatte einen böſen Ausdruck, der an die Blutmänner der Revolution erinnerte. Noch mehr mißfiel mir der kaiſerliche Anwalt, der die Anklage mit hitzigem Eifer, ja mit Erbitterung verfolgte. Das Publikum theilte ſich in zwei Partheien, und man ſtritt heftig für und wider. Der Kaiſer hatte ſich für die Anklage ausgeſprochen, viele Stimmen ſprachen ihm nach; aber weit mehrere erklärten ſich in entgegengeſetztem Sinn. Es waren offenbar Nachläſſigkeiten bei Aufnahme des Teſtaments vorgefallen, aber ſolche, die bei gerichtlichen Handlungen häufig vorkommen, ohne böſe Abſicht und gewöhnlich auch ohne Folgen. Der kaiſerliche Anwalt bot alles auf, die Schuld der Fälſchung zu erweiſen, allein die damals berühmteſten Sachwalter Chauveau-Lagarde und Bellart plaidirten für die Angeklagten; ihre Vorträge waren eindringlich und bezeugten eine große Meiſterſchaft, doch konnten ſie die Freiſprechung nicht erwirken; ebenſowenig aber der kaiſerliche Anwalt die ſtrengſte Verurtheilung, der Gerichtshof nahm einen Mittelweg, und nur die Notarien wurden weniger milde beſtraft. Napoleon machte dem Präſidenten öffentliche Vorwürfe über ſeinen Mangel an Strenge, die Ehre der franzöſiſchen Rechtspflege ſei beſchimpft, er habe ſie mit Schmach bedeckt. Wie hart dem alten Graukopf der Zorn des Kaiſers ſein mochte, ſo geſtand er doch, daß ihn die Meinung des Publikums noch ſchwerer gedrückt habe, und daß er hoffe, jetzt wenigſtens etwas beſſer in derſelben zu ſtehen.

Das tragiſche Feuerwerk, mit dem wir die Reihe der Vermählungsfeſte geſchloſſen hatten, konnte durch ſeine furchtbaren Eindrücke nicht hindern, daß auch die Witzfeuer, welche neben jenen Feſten reichlich aufgeflackert waren, noch häufig Anwendung und Beachtung fanden. Die verhallenden Klänge der Mißreden ſchlugen noch oft an unſer Ohr, und wir hörten nur allzugern hin! Je ſtrenger dieſe Art Aeußerungen verboten waren, deſto größer war der Reiz, ſie zu verbreiten. Vorzüglich ſind die ſcharfen Calembourgs bekannt, mit denen der treffliche Schauſpieler Brunet bei dieſer Gelegenheit die Pariſer beluſtigte. „L'empereur n'aime que Joséphine et la chasse!“ iſt eines dieſer kühnen Wortſpiele; ferner, als in Saint-Cloud die bürgerliche Trauung nach dem Code ſtattfinden mußte, hieß es: „Jamais archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil.“ Das Stückchen, daß Brunet vor dem Triumphbogen, auf welchem die Pferde aus Venedig an den noch leeren Siegeswagen geſpannt ſtehen, emporzeigend ausgerufen habe: „Le char l'attend!“ mußte jedem Vorbeigehenden immer auf's neue einfallen. Faſt jeden Abend im Théâtre des variétés nahm Brunet Gelegenheit, durch dergleichen Späße von der Bühne herab das nach ſolcher Würze begierige Publikum zu beluſtigen. Als die Sache zu arg wurde, ließ der Polizeipräfekt Graf Dubois ihn rufen, und gebot ihm mit harter Drohung, dieſe Richtung aufzugeben. „Mais que voulez-vous, que je fasse, verſetzte Brunet mit kläglicher Stimme, c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc que je scie du bois?“ Der Witz konnte durch wiederholte Gefängnißſtrafe nicht gebrochen werden, wir ſahen noch oft genug ſein ungeſchwächtes Hervorſprudeln.

Der merkwürdigſte und ſchärfſte Spott aber, der die Heirath getroffen, iſt ohne Zweifel ein Poiſſardenlied, deſſen ich ſchon früher erwähnt habe, das in hundert Abſchriften verbreitet und von Tauſenden auswendig gelernt war, deſſen Verfaſſer jedoch, ungeachtet der Wuth Napoleons und aller möglichen Anſtrengungen der Polizei, nicht ermittelt wurde; noch im September waren einige hundert Perſonen, die ſich des Abſchreibens oder Herſagens ſchuldig gemacht hatten, in Verhaft, aber alle Verhöre blieben fruchtlos, der Urſprung blieb unentdeckt. Ich theile das Lied hier mit, wie es mir eines Tages durch die kleine Poſt anonym zugekommen iſt, es gewährt einen Blick in die Stimmung des Volkes, das die Verſe, wenn auch nicht erzeugt, doch begierig aufgenommen hat.

Ah! l' biau mariage!

Air: Reçois dans ton galetas.

1.

C'est donc ben vrai qu' not' emp'reur
Épous' un' princess' d'Autriche;
Faut ben qu'un si grand seigneur
S'unisse avec queuq' zun d' riche,
Et pis c' t' homme a sa raison
Pour prend' un' femm' d' bonn' maison. (bis.

2.

J'aurions ben gagé six francs
Qu'on n' li donn'rait pas c' te fille;
Car il était d' pis longtemps
Si mal avec la famille,
Qu' leur fit deux fois prend' par peur
Jacq' Délog' pour procureur.

3.

J' voyons des mariag' comm' ça
D' temps en temps à la Courtille;
Tout d' abord on ross' l' papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l' beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor l'ognon.

4.

Pour all'il s'est fait l'aut' jour
Peind'en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour,
Près d' sa figur' comm' ça tranche!
La p' tit' luronn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.

5.

Ah! comm' all' va s'amuser
C' te princess' qui nous arrive!
Nous, j'allons boir' et danser,
N' s'enrouer à crier: Vive!
All s' ra l'idol' d' la nation
J' l'ons lu dans l' proclamation.

6.

Stapendant sur mon honneur
J' plaignons c' te pauv' Joséphine,
All' fait cont' fortun' bon cœur,
J' savons ben qu' ça la taquine.
L' métier li semblait si bon!
V' là qu'on lui fait vend' son fond.

7.

Mais ent' nous, tout son malheur
Vient d' n' êt' pas en état d' grâce;
J' somm' si content d' not' emp'reur,
Que j' voulons voir des chiens d' race;
J' d' vait pour êt' sûr d' son fait,
Prend'un' fill' qu'en eut d' jà fait

8.

D' ces deux rois' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
À la jeun' l' ancienn' dira:
„J'ai fait mon temps, fait' le vôtre;
Si vous n' travaillez pas mieux
À Malmaison y a plac' pour deux."

9.

J' tâch'rons d' nous placer 'n grand jour
Pour ben voir les réjouissances;
D'pis qu' l' emp'reur chang' tout' sa cour,
J' n'y ons pas tant d' connaissances,
Mais j'esp'rons ben par bonheur,
Raccrocher quequ' dam' d' honneur. —

In dem Metternich'ſchen Frühſtückskreiſe war es immer ſehr lebhaft, die Stammgäſte fanden ſich zahlreich genug, und Fremde wurden faſt jeden Tag eingeführt. Der Graf von Metternich liebte geſellſchaftliche Regung, und ſcheute ſogar ernſthafte Erörterungen nicht, ja ſogar manche politiſche Bemerkung, die er in ſeiner Stellung nicht gutheißen konnte, ließ er freiſinnig mit hingehen, oder überhörte ſie großmüthig. Eines Tages wurde das vermeintliche Recht des Nachdrucks beſprochen, und ich enthielt mich nicht, daſſelbe heftig zu beſtreiten. Der Miniſter machte mir allerlei Einwendungen, von denen es zweifelhaft war, ob er ſie ernſtlich meinte, oder ſie nur hinwarf, um ſich an meinem Eifer zu ergötzen. Ich wurde von allen Seiten ſehr gedrängt, und ſchloß zuletzt mit dem Zugeſtändniſſe, daß der erweislich nicht gewinnſüchtige Nachdruck wohl zu geſtatten, der gewinnſüchtige aber ein Spitzbubenhandwerk ſei. Bentheim machte mir große Vorwürfe, daß ich ſo dreiſt und ſtark meine Meinung behauptet, und meinte, ich würde wohl den guten Willen und die Freundlichkeit des wichtigſten Mannes der Monarchie verſcherzt haben. Aber ganz und gar nicht! Beide ſchienen nur mehr noch als vorher mir gewidmet, und gleich nach aufgehobener Tafel, als man ſich in den Sälen zerſtreute, hörte Bentheim mit Befriedigung, daß der Graf von Metternich einige meiner Worte wohlgefällig wiederholte.

Hier wurden gewöhnlich die Neuigkeiten des Tages ausgetauſcht, die friſch angekommenen deutſchen Blätter mitgetheilt. Ein Beiblatt des Oeſterreichiſchen Beobachters, den damals noch Friedrich von Schlegel herausgab, Pilat aber ſchon als ſein künftiges Eigenthum anſah, brachte uns das Gedicht Goethe's an die Kaiſerin von Oeſterreich bei ihrer Ankunft in Karlsbad, welches die mannigfachſten Urtheile hervorrief. Die Anerkennung, welche Goethe'n zu Theil wurde, hatte ſchon damals die Art angenommen, daß man im Ganzen ihn als den erſten Dichter pries, jedes neue Erzeugniß aber anſehen wollte, als ſei es des großen Dichters nicht werth, und ſchmälere ſeinen Ruhm. Der Neid und die Verkleinerungsſucht, welche am liebſten den ganzen Goethe hätten verwerfen mögen, aber zu feig hiezu waren, ſuchten hinter dieſer allgemeinen Anerkennung mit ihrer Bosheit gegen das Einzelne deſto ſicherer Bahn zu finden; allein wo ich zugegen war, traf ſolches Bemühen jedesmal einen hartnäckigen Widerſprecher, und auch jetzt wurde von mir jenes Gedicht gründlich durchgekämpft, wobei ich wiederum das Vergnügen hatte, daß der Graf von Metternich, im Allgemeinen für Goethe nicht ſehr eingenommen, für den beſondern Fall mir größtentheils beiſtimmte.

Wir hatten hiedurch Anlaß gehabt, uns die hohen Eigenſchaften der Kaiſerin von Oeſterreich, an welche das Gedicht gerichtet war, zu vergegenwärtigen. Auch die Königin Luiſe von Preußen in ihrer edlen Erſcheinung, ihrem hohen Sinn und ihren Lebensgeſchicken zu betrachten, gab uns die Nachricht ihres unerwarteten Todes die trauervolle Gelegenheit. Dieſe Nachricht machte in unſerm Kreiſe einen erſchütternden Eindruck; nicht die Preußen allein, auch die Oeſterreicher und alle Deutſchen fühlten den Verluſt, der wirklich ein vaterländiſcher war. Alle deutſchen Hoffnungen waren mit dem Namen der herrlichen, durch das Unglück geprüften und aus ihm geläutert hervorgegangenen, ſo ſchönen als muthigen Frau verknüpft, und die durch ihren Hingang in Preußen entſtehende Lücke ſchien unerſetzlich. Daß auch Napoleon über ihren Tod ernſtlich betroffen geſchienen, wie verſichert wurde, dünkte den Meiſten nur Verſtellung, die er in den jetzigen Verhältniſſen etwa für ſchicklich erachte, Ander ſahen darin, wohl eben ſo unrichtig, die ſtrafende Erinnerung des verläumderiſchen Angriffs, den er einſt gegen den Ruf dieſer Fürſtin anzuwenden verſucht hatte, ohne daß es ihm hatte gelingen können. —

Ich verſtand mich damals ſchlecht auf die franzöſiſchen Berühmtheiten und auf die Vortheile und Annehmlichkeiten großweltlicher Bekanntſchaften überhaupt, denn ich ließ die Gelegenheit unbenutzt, welche ſich hier täglich darbot, mit den namhafteſten Größen aller Art auf die günſtigſte Weiſe in perſönliche Beziehung zu kommen. Generale, Miniſter, die höchſten Beamten des Hofes und

Staates, die angeſehenſten Gelehrten, alles ſtrömte hier zuſammen und bemühte ſich den beſten Eindruck zu machen. Nicht weniger als die Franzoſen waren die Fremden beeifert, beſonders die deutſchen Diplomaten, in der öſterreichiſchen Geſellſchaft gut aufgenommen zu ſein. Von den Franzoſen aber waren grade die, welche die meiſte politiſche Geltung hatten, für mich vom geringſten Werth, diejenigen, welche ich zu ſehen gewünſcht hätte, ſah man in dieſen Kreiſen nie. Es kümmerten auch die deutſchen Diplomaten mich gar wenig; der preußiſche Geſandte von Kruſemark war mir bemerkenswerth durch die Unbeholfenheit, womit er ſeiner in der That mißlichen Stellung einen beſſern Anſchein zu geben ſuchte, ohne den geringſten Erfolg; nur der würtembergiſche Geſandte Graf von Zeppelin und ſeine ſchöne und liebenswürdige Gattin waren mir wegen rein menſchlicher Beziehungen, die in ihrem Umgange anmuthig hervortraten, ſehr ſchätzenswerth, und ſind es mir im langen Laufe der Zeiten ſtets geblieben.

Werthvoller konnte mir keine Bekanntſchaft ſein, als die des Freiherrn Alexander von Humboldt. In den Metternich'ſchen Sälen ſah ich ihn nur wie ein glänzendes, angeſtauntes Meteor vorüberſchweben, und es gelang mir kaum, mich ihm vorzuſtellen und einige der Namen ihm zuzuflüſtern, die mir ein nahes Recht auf ſeine Bekanntſchaft gaben, die Namen Rahel Levin, Hofräthin Herz, Willdenow, Johannes von Müller. Selten hat ein Mann ſo der allgemeinen Hochachtung, der Huldigung der verſchiedenſten Partheien, der Verehrung aller Mächtigen genoſſen. Napoleon liebte ihn nicht, er war als ein freidenkender und in ſeiner Denkart nicht zu fangenden Mann bekannt; aber der Kaiſer und ſein Hof und ſeine Staatsbehörden verläugneten nie den Eindruck, den ſie in der Perſon des kühnen Reiſenden von der Macht der Wiſſenſchaft und ihrer nach allen Seiten ausſtrahlenden Lichtes empfingen; die Gelehrten aller Nationen waren ſtolz auf ihren hohen Standesgenoſſen, die Deutſchen insgeſammt auf ihren Landsmann, und alle Freiſinnigen auf den Geſinnungsverbündeten. Ein junger Freund führte mich ſpäter zu ihm, wir genoſſen mehrmals ſeiner lehrreichen Unterhaltung, beſahen mancherlei mit ihm, unter andern den *Jardin des plantes* und die ſchöne Sammlung antiker und orientaliſcher in Gyps und Kork nachgebildeter Baudenkmale des Architekten Caſſas. Nach den reichen und ſchönen Zeichnungen zu Humboldt's eigenem Reiſewerke wurden wir durch ſeine Güte früher als das Publikum anſichtig. Zugleich in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und in großer Weltverbindung, in der einſamen Forſchung und dem lebhafteſten Geſellſchaftsgewirre immer ſich ſelber gleich und ſelbſtſtändig hervorzuragen, wie Humboldt, iſt nur ſeltenen einem Manne verliehen worden, keinem aber iſt es wie ihm gekommen, der dabei ſo beharrlich und gleichmäßig ein ganzes Leben hindurch die Menſchenwohl mit reichſtem Erfolge beeifert und bewährt geweſen.

Nur einigemal erſchien in dieſem Kreiſe der Baron von Eſkeles mit ſeinem Begleiter Bartholdy. Mit wichtigen Finanzaufträgen von Wien nach Paris geſandt, erfuhr Eſkeles hier von den Oeſterreichern jede Förderung ſeiner Geſchäfte und jede perſönliche Auszeichnung; der Fürſt von Schwarzenberg und der Graf von Metternich bezeigten ihm die zarteſte Aufmerkſamkeit, indem ſie für immer zu ihren Geschäften ein. Doch die Gräfin von Metternich theilte dieses Vertrauen nicht, sie war dem Wiener [illegible] nicht günstig, und überdieß entweder seine [illegible] oder brauchte sie [illegible]; Gentz ließ sich das nicht weiter anfechten, unterdrückte jedoch einige Eigenheiten nicht, die zu auffallend waren, um nicht unbemerkt zu werden, und später machte er wenig Beruf mehr einen Salon zu besuchen, wo jetzt die Reihe nicht an ihm war sich zu rühren.

Auch die Bekanntschaft mit Doctor Gall machte ich bei der [illegible] des Grafen von Metternich, der ihn eifrig beschützte, wie auch der Fürst von Schwarzenberg, und überhaupt alle Vornehmen, die sich angelegen sein ließen, dem berühmten Forscher vorzüglich im Auslande die Gunst und Berücksichtigung zu bezeigen, welche die Heimath ihm versagte, denn in Wien war ihm der Vortrag seiner Lehre verboten worden. Pilat führte mich ihm vor, und gab ihm auf, den Neuangekommenen, von dem er noch nichts wissen konnte, sogleich nach der Schädellehre zu untersuchen. Gall war etwas ungehalten über die Zumuthung, aber theils aus Nachgiebigkeit gegen Pilat, theils aus eigner Lust an seinem Treiben, warf er doch einen Blick auf meinen Scheitel und sagte vor sich hin: „Phantasie, Phantasie genug!“ Und nach wiederholtem Blicke sagte er leiser: „Auch Nachsinn, ja Nachsinn!“ Pilat aber rief lustig aus: „Gall, das hätten Sie nicht besser treffen können, sehn Sie nur, wie Ihr Ganze Kunst Ehre macht! Denn, der da vor Euch steht, ist Dichter und macht Verse!“ Da erheiterte sich Gall's Gesicht, und er ließ sich nun willig auf weitere Bestimmungen ein. Pilat aber fand nöthig, mich wegen des [illegible] „[illegible]“ zu [illegible], indem bei Gall [illegible] [illegible] bezeichnet wurde. Seine [illegible] und [illegible] Terminologie ist immer ein Hauptgebrechen seiner Lehre, und legt [illegible] manchen [illegible] und großen Mißverständnissen [illegible]. Der von Gall über mich [illegible] Ausspruch wurde hierauf mit vielem Gepränge wieder erzählt, und ich [illegible] als [illegible] bestätigendes Beispiel der Richtigkeit des Systems angeführt, so daß mir der [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible].

Ich aber hatte nicht die geringste Neigung zu ihm, seine Lehre sprach mich nicht an, den [illegible] Vorstellungen [illegible] [illegible] stellt ich die [illegible] Bemerkungen von Goethe und [illegible] entgegen, und einst [illegible] gerieth ich über Goethe und seinen Werth mit Gall selbst in Streit, wobei seine plumpe, handwerksmäßige Auffassung [illegible] Gegenstände [illegible] gegen den [illegible] [illegible] Zuhörern [illegible]. Dieser Streit, in welchem ich [illegible] [illegible] [illegible] und auf dem Gebiete mit [illegible] [illegible] mit Erfolg behauptete, hat er mir nie verziehen, und mir begegnete [illegible] nur als Widersacher, aber doch mit [illegible] Kälte.

Das hinderte nicht, daß er mir bei einer Gelegenheit ein Wort [illegible], das mich in seiner Beurtheilung [illegible] [illegible] mußte. Er war [illegible] [illegible] des Grafen von [illegible], des Grafen von Sternberg aus Prag [illegible] [illegible] [illegible], und ich fand ihn und Gall in lebhaftem Gespräch über Religion, die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], und [illegible] Gall's [illegible] immer [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Frau von Staël [illegible] Frau von [illegible] Benjamin Constant [illegible] Frau von [illegible]

[illegible] Frau von Staël [illegible]

[illegible] in Frankreich [illegible] Cromwell [illegible] Cromwell [illegible]

[illegible]

Ihre Reiſe zu Frau von Schlegel war geſtillt, die doch mit ihrem Manne katholiſch geworden war; ſie hatte Rechenſchaft über dieſen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schweſter gefordert und nicht erhalten, ſondern nur die eifrige Mahnung, ſich ebenfalls der römiſchen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal von verbeten werden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Verhältniſſen wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärung ſich dafür annehmen ließe, denn daß ein Geiſt wie Friedrich von Schlegel ſich [illegible] dem Glauben der römiſchen Kirche ergeben könne, ſchien ſo wenig möglich, als ihm [illegible] [illegible] Glauben zu geben.

Eine andre lebhafte Theilnahme zog meine Blicke in den Kreis der Frau von Staël, die [illegible] Befehl von Paris entfernt bleiben mußte, und mit ihrer Geſellſchaft in Chaumont lebte. Auch hier waren manche Schauſpieler [illegible], Romantiker und Dichtungen im Kampfe mit ſich ſelbſt und mit dem Schickſale zu betrachten. Mad. Récamier, Matthieu von Montmorenci, [illegible], Auguſt Wilhelm von Schlegel und [illegible] umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes in geſpannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Beſorgniſſe, die ſich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Aufregung war. Sie fürchtete ſich, den Erfolg durch [illegible] [illegible], die die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erreichen; [illegible] [illegible] ſie alles, was dem Kaiſer mißfällig ſein könnte; andererſeits durfte ſie doch nicht die Richtung und Art verläugnen, von welcher ſie ihren Erfolg beim Publikum bedingt wurde. In diesen [illegible] hatten die [illegible] aller [illegible] nach Paris, auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wurde um Rath gefragt, um [illegible] [illegible]. Seit auch Chamisso Paris verlassen und bei Frau von Staël eingeführt war, empfing ich ebenfalls ihren [illegible] mit [illegible] [illegible]. Die ganze Niederlassung mit ihren literarischen Thätigkeiten, ihren gesellschaftlichen [illegible], ihren [illegible], bildete einen Staat, in welchem Frau von Staël als das gebietende Haupt [illegible], und allerdings die größten [illegible] machen durfte. Ihr [illegible], ihr [illegible] und [illegible] [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible], der [illegible], der [illegible]. Doch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] war sie längst kein [illegible], sie [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Sie [illegible] sie [illegible] gut, aber ihren Geist [illegible] sie nicht; die großen [illegible] der [illegible] und [illegible] und die Wirkungen [illegible] [illegible] [illegible], aber sie [illegible] gleich dem auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] keine [illegible]; sie [illegible] auch [illegible] [illegible] auf [illegible] jene Wirkungen [illegible], doch mit geringem Erfolg. Ihre [illegible], ihre politische [illegible] [illegible] von Zeit zu Zeit [illegible] [illegible] [illegible], aber [illegible] [illegible] die [illegible] Frau sich doch [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] in's [illegible] die [illegible] [illegible] an das [illegible] [illegible] [illegible], wie es der Tag und Gelegenheit [illegible] [illegible], und [illegible] und [illegible], wandt' ich mit [illegible] [illegible] mich [illegible] den [illegible] zu. Ein [illegible] [illegible], [illegible] genährt und wohlgezogen, hat einen beſondern Reiz, alle Eigenſchaften der Nation ſpielen ſchon in ihm, aber als unſchuldige Anklänge. Die kleinen Mädchen, die hier erzogen werden, waren meiſt unter ſieben Jahren, und ſtanden im hellſten Glanze knoſpender Jugend; in den zarten Geſichtern ließen ſich dennoch die verſchiedenſten Anlagen deutlich unterſcheiden. Eine kleine Zenaide, ſchwarz, anmuthig, aufgeweckt, zeigte ſchon bei ſechs Jahren einen ausgeſprochenen Charakter von Gutherzigkeit und Beſtimmtheit. Die lebhafte Felicie Bonnar, in welcher man ein Urbild der holden Jünglinge des Raphael zu ſehen glaubte, war das lieblichſte Bild franzöſiſcher Feinheit und Grazie. Als reinſte Blüthe ruhiger Kindheit erſchien Maria Petiska, eine kleine Polin von himmliſcher Schönheit und Anmuth. In einer ſchon etwas größern Eliſe Königsberg aus Danzig erkannte man deutſche Charakterzüge. Mit dieſen und andern Kindern ſtand ich im lebhafteſten Verkehr, bald ſammelten ſie ſich zu mir um den Tiſch, um meinen Tuſchkaſten zuzuſehen, und die verlangten Bildchen zu empfangen, bald ſpielten ſie im Garten mit mir, unter Lachen und Rufen, Laufen und Scherzen aller Art. Wenn ich in ſolchen Spielen Zeit und Stunde und allen andern Beſuch vergeſſen hatte, und endlich zur Geſellſchaft zurückgerufen wurde, mochte ich gegen dieſe wohl einige Beſchämung empfinden, in mir ſelbſt aber ſprach ein Bewußtſein, daß ich meine Zeit nicht beſſer hätte anbringen können. Ein Bewußtſein, das in Paris vielleicht mehr noch als an anderm Orte ſeinen Werth hat.

Wie gut es mir auch erging, wie mannigfache Bewegung ich auch empfand, wie vieles ich anzuerkennen und zu bewundern hatte, und wie ſehr ich mein perſönliches Loos als begünſtigt preiſen durfte, ſo muß ich doch ſagen, daß der Aufenthalt im Ganzen mir keine Freude machte. Die ewige Zerſtreuung, das ſtete Zuſchauerweſen, ohne eigentliches Studium oder gar ſelbſtthätiges Bilden, das leichte Hinflattern des Tages ohne feſtes Ziel, ohne bildenden Gedanken, das alles ermüdete mich bis zur tödtlichſten Langenweile, die dadurch nicht beſſer wurde, daß die ergötzlichſten Vergnügen und lebhafteſten Spannungen als Ausnahme kaum mitzählten. Das Gewühl der Menſchen machte mich nur traurig. Oftmals am Abend, wenn die Sonne zum Untergange ſich neigte, vom Boulevard des Italiens ging ich den Weg nach der Porte Saint-Denis und Porte Saint-Martin hinauf, wo die Boulevards breiter werden, bis dahin, wo der Boden ſich allmählich erhöht. Dann ſtand ich ſtill, ſah zurück, und der goldene Sonnenſchein lag vor mir ausgebreitet, und weit über die dicht wimmelnden Menſchen hinweg in meine Augen. Die weite Strecke, am Ende durch die Krümmung ſich abſchließend, fluthete in der bunteſten Bewegung, die Menſchen ſchoben ſich gleichgiltig unter einander hin, jeder ausſchließlich dem eigenen Zwecke nachgehend, den ich bei den meiſten nur als einen des Eigennutzes, der Selbſtſucht, des Vortheils, der Hinterliſt und Verführung vorausſetzen mußte, und mich jammerte die große Menſchenmaſſe, die mir nur im Verderben zu leben befangen ſchien, ohne das Leben ſelbſt je finden zu können. In dieſem ſonnenbeſchienenen Gewühl ſprach der unheimliche Eindruck, den mir Paris machte, ſtets am kenntlichſten; denn hier und auf den Quais dünkte mich die Stadt am meiſten ſie ſelbſt. Wenn ich dagegen in ſpäter Nacht dieſen Weg ging und die dann menſchenleeren Boulevards, in ihrer großen Weite vom Mondſchein überdeckt, und dieſe von ungeheuren Schatten durchſchnitten, ſtill und feierlich dalagen, dann glaubte ich ſtilles Leben um mich her zu fühlen, dann verſchwand mir der Eindruck von Paris, und ein heimathlicher wehte mich an.

Die Sehnſucht nach Deutſchland, nach deutſchem Boden und deutſchem Volke, verließ mich keinen Augenblick. Die deutſchen Freunde theilten dieſe Empfindung, auch Schlabrendorf, nur meinte er, von Paris aus geſehen, erſcheine das Vaterland eine Geſammtheit, käme man aber zum Rhein, ſo finde man nur Zerſtückelung, und fühle die Verlegenheit eines Menſchen, der ein Chriſt ſein möchte, aber dies nicht werden könne, ſondern nur ein Katholik, ein Lutheraner, Reformirter, Herrnhuter u. ſ. w. Beiſpiele genug zeigten, daß Deutſche bei längerem Aufenthalt ſich dort heimiſch fühlten, und in ihrem Weſen dabei nicht beeinträchtigt wurden. Als ſolche wurden [illegible] und Oelſner angeführt, von denen ich den erſteren nie und den andern erſt viel ſpäter kennen lernte.

Ein heftiger Verdruß war es uns, daß eine neue Beſchränkung des Bücherverkehrs mit Deutſchland in dieſe Zeit fiel, die Verſchärfung der Cenſur in dieſem Betreff ging von Napoleon ſelbſt aus, und kam einem Verbote gleich. Wir hatten in deutſchen Blättern die Ankündigung deutſcher Bücher geleſen, und waren äußerſt begierig, uns dieſe zu verſchaffen; das nachgelaſſene Werk

Johannes von Müller's über die allgemeine Geſchichte, von dem man ſich damals die höchſte Vorſtellung machte, Goethe's Farbenlehre, und ſo manches aus dem näheren Freundeskreiſe, weckte unſre ganze Sehnſucht, an ſolchen friſchen Quellen uns zu laben. Doch der Buchhändler Schöll erklärte, ſelbſt im Falle dieſe Bücher erlaubt würden, könne er ſie vor einem halben Jahre nicht liefern, er bot uns dafür alten Plunder an, und ſelbſt franzöſiſchen, den er die Dreiſtigkeit hatte, weit über alles zu ſtellen, was Deutſchland hervorbrächte. Wir verwünſchten ihn und den Kaiſer, und betraten ſeinen Buchladen nie wieder.

Es hatten mich während meines ganzen Aufenthalts immerfort eine Unruhe und Sorge bedrängt, die endlich zur wahren Angſt wurde. Seit Prag war ich ohne Nachrichten von Rahel, meine Briefe waren ohne Antwort geblieben. Alle Briefe waren unſicher, theuer, ſogar gefahrvoll, man ſchrieb ungern und ſelten; auch hatte Rahel nach Töplitz reiſen wollen, vielleicht wurden ihr dahin keine Briefe nachgeſchickt, vielleicht wollte ſie von dort nicht antworten, und meiner ſtets nah verkündigten Rückkehr harren; dies alles bedacht' ich mir, und ſuchte meine Beſorgniſſe zu beſchwichtigen, allein es gelang mir keineswegs. Von den Freunden Neumann und Fouqué empfing ich Nachricht, und endlich, gleichzeitig mit der, daß Rahel ſchwer erkrankt geweſen und zwar jetzt wieder in voller Beſſerung, aber noch des Schreibens kaum fähig ſei, kam dennoch ein Brief von ihr ſelbſt! Aber was für ein Brief! Ein Brief, im Frühjahre geſchrieben, den ich in Kaſſel hätte finden ſollen, und der nun im Anfange des Septembers mich in Paris erreichte!

Wäre ſein Inhalt mir noch in Prag oder Wien bekannt geworden, ſo hätte mein Sommer wohl eine ganz andre Geſtalt angenommen. Das Verhängnißvolle in dieſer Zufälligkeit drückte mich ſchwer, und ich konnte mich nicht zufrieden geben.

Jetzt wurde mir Paris völlig zuwider, ich harrte mit Ungeduld der Abreiſe, die einigemal angeſetzt war, aber ſich wieder verzögerte. Der Tag erſchien endlich, und ich wähnte mich berechtigt, mit Rouſſeau zum Abſchied auszurufen: „Adieu donc, Paris, ville célèbre, ville de bruit, de fumée et de boue; où les femmes ne croient plus à l'honneur ni les hommes à la vertu. Adieu Paris; nous cherchons l'amour, le bonheur, l'innocence; nous ne serons jamais assez loin de toi."

Nach dem Wiener Kongreß.

Berlin. Paris.

1815.

Berlin, wo wir am 18. Juni Vormittags ankamen, und das nach Wien, Prag und ſelbſt Dresden uns ziemlich öde und ärmlich vorkam, ſchwebte in ſorgenvoller Betroffenheit; die Rückkehr Napoleons von Elba und ſein neues Feſtſitzen als Herrſcher in Paris hatte die Leute ſchrecklich aus ihrer Siegesruhe aufgeweckt, alle Ausſichten getrübt, und auch augenblicklich ſchon die tiefſten Zerrüttungen verhängt, denn das Sinken aller Staatspapiere wirkte auf alle Vermögensverhältniſſe, und die allgemeine Unſicherheit brachte Stockung und Mißtrauen in alles Geſchäftsweſen. Man wußte, daß der Krieg beſchloſſen ſei, und ſah die Anſtalten dazu mit größtem Eifer betrieben, die preußiſche Heeresmacht ſtand in den Niederlanden ſchon kampfbereit, es hieß, der König werde unverzüglich dahin abreiſen, der täglich erwartete Staatskanzler ihm dann ſofort an den Rhein folgen, um in der Nähe der Ereigniſſe zu ſein. Aber wie dieſe Ereigniſſe ausfallen würden, das war die große Frage, an die faſt jederman nur mit Schrecken dachte. Die offenbar gewordene, durch die gemeinſame Gefahr nur zweifelhaft verſöhnte Uneinigkeit der Mächte, der ſeit den langen Verhandlungen des Kongreſſes in hingehaltenen Erwartungen, zum Theil unter dem Druck proviſoriſcher Verwaltung, ungeduldig gewordene Volksgeiſt, das jetzt ganz veränderte Anſehen eines an den Gränzen zu führenden Krieges, der nach der Meinung Vieler vermieden bleiben konnte, deſſen Zweck nicht jedem Sinn einleuchtete, und gegenüber die ſtaunenswerthe Einſtimmigkeit der Franzoſen, das raſche Zuſammenwirken von Heer und Volk, unter einem Haupte, das den Zauber alter Kriegsführung mit dem größern des jetzt wiederaufgenommenen Freiheitsrufes verband: dies alles waren Zeichen, bei denen auch der Muthigſte auf unſrer Seite wohl bedenklich werden durfte. Ohnehin waren die Männer des Entſchluſſes und der That und die friſche Jugend meiſt beim Heer, und das zurückgebliebene Philiſterthum machte ſich in der Stadt ungeſtraft breit. Hiebei wurde bald bemerkbar, daß bei manchen Beamten und Geſchäftsleuten, deren Angſt innerlich die größte war, dieſe äußerlich den entgegengeſetzten Anſchein nahm, ſie wollten ſich mit Gewalt Muth machen und ließen ihre erdichtete Zuverſicht in die lächerlichſten Prahlereien ausgehen, ſie ſchwelgten im Franzoſenhaß, ſie fanden auf unſerer Seite alle Maßregeln vortrefflich, ſie wollten nun entſchieden Frankreich theilen und ſich gegen künftige Ruheſtörungen auf immer ſichern; dagegen wußte, wer hinter die Vorhänge ſah, daß grade ſolche Leute, die das

Wort ſo hoch führten, in der Stille ſich auf Unglück und Flucht vorbereiteten!

Ich ließ die unſinnigſten Meinungen und jämmerlichſten Urtheile ruhig an mir vorüberrauſchen, und mied Streitigkeiten, die zu nichts führen konnten; doch im engſten Kreiſe, und wenn die Anmaßung allzu aufdringlich wurde, konnte ich bisweilen nicht umhin, das vorlaute Gewäſch derb abzuweiſen.

Inzwiſchen hatte Napoleon, nicht ohne mächtigen Eindruck auf die Gemüther bei Freund und Feind, ſein Maifeld gehalten, einen neuen Vertrag mit der franzöſiſchen Nation geſchloſſen, und war darauf zu ſeinem Heer abgegangen, das an der Gränze der Niederlande verſammelt ſtand. Daß er bis zuletzt den Frieden anbot, daß er alles anwandte, um die Mächte einzeln zum Unterhandeln zu bewegen, war in ſeiner Lage gegründet. Ich wußte aus guten Quellen, daß in Oeſterreich eine ſtarke Meinung ſehr zum Frieden neigte und es ſogar beklagte, daß die Entführung des kleinen Napoleon aus Schönbrunn nicht gelungen ſei; man hatte durch die Kaiſerin Marie Louiſe einen zu guten Einſatz in dem Geſchicke Napoleons, um nicht wie ſchon früher zu wünſchen, deſſen Glanz und Macht wenigſtens theilweiſe erhalten zu ſehen. Wankend waren auch, in manchen Augenblicken, die Geſinnungen des Kaiſers von Rußland geworden, und er hatte ſchon geäußert, die Achtserklärung des Kongreſſes gegen Napoleon ſei eine Uebereilung geweſen. Der Frieden ſchien alſo noch bis zuletzt wohl möglich, und Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneiſenau, Grolman und andere Männer ſolchen Sinnes und Ueberblicks konnten ſich der Befürchtungen nicht erwehren, welche mit einer derartigen Wendung der Dinge inſonderheit für Preußen eintreten mußten, das ohne die Aushülfen der andern Mächte in ſolchem Falle gegen Frankreich nächſt und vereinzelt übrig blieb. Andre Männer aber auch gab es, die den Frieden wünſchten, weil ſie beim Kriege für die Volksfreiheit fürchteten, die ihnen die Hauptſache war, und die in Frankreich ſchon wieder mitſprach, in Deutſchland noch kaum zu erwachen ſchien.

Von allen Seiten indeß führte der Zug der Dinge zum Kriege. Die Heere Oeſterreichs und Rußlands wälzten ſich gegen den Rhein, und Napoleon, der ſeine geheimen Unterhandlungen noch nicht verloren gab, ſah ſich gezwungen, einen großen Schlag zu thun, wenn auch nur, um jene zu fördern; galt es aber ernſten, fortgeſetzten Krieg, ſo war es um ſo dringender, die vorderſten Feinde zu ſchlagen, ehe die nachrückenden völlig herankämen. Doch glaubten wir nicht, daß die Franzoſen zum Angriffe ſchon bereit wären und dem unſern zuvorkommen könnten. Als wir in Berlin am 24. Juni den von Napoleon begonnenen Ausbruch der Feindſeligkeiten und zu gleicher Zeit die Nachricht von einem großen Siege der Preußen erfuhren, zeigte ſich in dem tiefathmenden Staunen und zögernden Glauben an die Größe des Erfolgs, wie wenige Gemüther auf einen ſolchen eigentlich vorbereitet geweſen. Daß zwei Schlachten geliefert und die erſte unſrerſeits verloren worden, daß wir ſechszehntauſend Mann eingebüßt hatten, und Blücher ſelbſt beinahe gefangen worden wäre, gab ernſte Gedanken und kühlte die Siegesfreude; dazu fehlte noch der preußiſche Bericht, nur der des Herzogs von Wellington war eingetroffen und gab uns die Vorgänge fürerſt nur in der engliſchen Beleuchtung. Ich mußte dieſen Bericht bei einem großen Gaſtmahl in der Börſenhalle auf dringendes Begehren laut vorleſen, und brachte gute Wirkung hervor; aber die Ueberlegung des Geſchehenen und des nun weiter zu Gewärtigenden ließ noch manche bedenkliche Zweifel ſtehen. Man hörte mit Unruhe und Sorgen, daß Napoleon ſchon bei Laon ſich wieder geſetzt und Blücher mit den Preußen allein die Verfolgung übernommen habe, man fürchtete, der verwegene Huſar könnte diesmal zur Unzeit ſein Vorwärts ausgerufen und ſein Eindringen in das wieder waffenfreudige Frankreich ſchwer zu büßen haben. Denn jetzt war die Kraft Napoleons wieder mit der Kraft der Revolution im Bunde, die er früher geſchwächt und unterdrückt hatte, jetzt aber an ſeiner Seite — wenn auch ungern — gelten ließ, und ihr nur ſeine Feldherrngröße lieh. Das in den Niederlanden geſchlagene franzöſiſche Heer aufgelöſt und vernichtet zu denken, fiel niemanden ein, im Gegentheil hörte man aus kriegsmuthigſtem Munde die Warnung, das Bild unſrer Niederlage bei Auerſtädt und Jena nicht voreilig auf die jetzigen Unfälle Napoleons zu übertragen. Ich merke dieſe Aeußerung der Anſichten und Meinungen des Tages gefliſſentlich an, weil man ſie ſpäter völlig abzuläugnen pflegt, beſonders wenn der Ausgang der Dinge ſie verworfen hat und den entgegengeſetzten Stimmen, welche blind in's Ungefähr alles Erwünſchte prahlend verkündigten, den Schein eines Rechtes giebt, das in Wahrheit ihnen doch nicht gebührt.

In den verſchiedenartigſten Kreiſen hatte ich mit alten und neuen Bekannten vollauf zu thun; der ganze Tag verging in bewegten Mittheilungen, denn für jederman war das Wichtigſte, ſich über den augenblicklichen Stand der Dinge ſchnell aufzuklären, oder die Wege genauer zu erforſchen, auf denen ſich die Sachen hingewunden hatten oder weiterwinden mochten. Hardenberg hatte mich beauftragen wollen, eine den Zeitumſtänden gemäße kleine Schrift auszuarbeiten, allein im Drange der ihn beſtürmenden Anſprachen und Geſchäfte, noch mehr aber durch die Unmöglichkeit, in dem verworrenen Durcheinander ſtreitender Bewegungen eine beſtimmte politiſche Richtung anzugeben, blieb es bei dem bloßen Wollen. Wilhelm von Humboldt war von dem Gefühl durchdrungen, daß jetzt vor allem der Sturm der Ereigniſſe abzuwarten und dann in der Nähe des Schauplatzes zu ermitteln ſei, was uns zu thun obläge und was möglich erſcheine; bis die Aufgaben ſich uns beſtimmt vorlegten und unſere Thätigkeit forderten, könnten wir harmloſer Muße pflegen, und ſo wandte er ſich getroſt an ſeine nie vergeſſene Lieblingsarbeit, die Ausfeilung ſeiner Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylos, wobei Friedrich Auguſt Wolf ein willkommener Gehülfe wurde; ein reifer praktiſcher Sinn, der ſich der nutzloſen Sorge jeden Augenblick zu entſchlagen weiß, um zu rechter Zeit ſie deſto kräftiger aufzunehmen! Er glaubte übrigens, daß die Ungewißheit diesmal ſich weit hinausziehen und nicht ſo ſchnell entſcheiden würde; ein abermaliges Vordringen unſrer Waffen nach Paris hielt er nicht für wahrſcheinlich, ſchon deßhalb nicht, weil ſich in der Geſchichte nicht leicht kurz hintereinander dieſelbe Wendung wiederhole. Aehnliche Zweifel fand ich von den Miniſtern Beyme und von Altenſtein ausgeſprochen, beſonders aber von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr, der einen langwierigen Krieg und gefahrvolle Wechſelfälle deſſelben fürchtete, in denen Deutſchland leider der ärgſten Verwilderung ausgeſetzt ſein würde, wie im dreißigjährigen Kriege, wo das Verderben von Freund und Feind nicht mehr zu unterſcheiden war; eine Beſorgniß, welche ſogar im kürzeſten Verlaufe der Dinge ſich bewährte, denn ernſtliche Uebelſtände, die noch vor Jahresfriſt bei dem Rückmarſche ſo vieler Truppen durch Deutſchland ſtatthatten, zeigten, was bei langer Kriegsdauer wäre zu erwarten geweſen.

Mein Freund Troxler, den die ſchweizeriſche Heimath noch nicht zu ſehr anzog, war von Wien mit ſeiner Frau zu deren Verwandten nach Potsdam gereiſt, und mit großer Freude ſah ich ihn jetzt wieder. Seine feurige Geſinnung verläugnete ſich auch hier nicht, eben ſo wenig ſeine klare Beſonnenheit, er beurtheilte die Franzoſen richtig, und eben ſo die Deutſchen, er hielt dieſe geiſtig höher, meinte aber, ſie könnten jener nicht entbehren, ſie müßten immerfort von jenſeits des Rheins angeregt werden, und ohne die Volksfreiheit jener werde die unſrige nicht gedeihen. Ich brachte ihn zu Niebuhr, deſſen Frau, was ich nicht wußte, eben geſtorben war, der aber deſſen ungeachtet unſern Beſuch annahm. Wir fanden den gefühlvollen Mann ganz in Schmerz verſenkt, ſahen aber mit Erſtaunen, wie ſtark ſein Geiſt aus der Traurigkeit zu freier Mittheilung ſich erheben konnte. Er ſprach aus hohen Geſichtspunkten, erörterte mit Troxler die ſchweizeriſchen Verfaſſungen, mit mir die Theilung von Sachſen, die er ſehr beklagte und dem Staatskanzler zum Vorwurfe machte, verwundert über die Aufſchlüſſe, die ich ihm gab, und nach denen der Vorwurf keineswegs auf Hardenberg laſten konnte; er rechnete ſeine und meine Schrift über Sachſen als zuſammengehörige, im Gegenſatze der vom Staatsrath Hoffmann ausgegangenen, die er mit Bitterkeit durchzog und verwarf. Obgleich er allem, was er ſagte, ſelbſt ſeiner Begeiſterung und ſeiner Trauer, einen Beiſatz von Schärfe und Galle mittheilte, ſo dient doch das eigne Uebermaß ihnen ſelber zum Gegenmittel, denn der Hörer dingte auf der Stelle das Nöthige ab und behielt nur den Eindruck der aufrichtigen Rechtſchaffenheit, die einer tiefen Ueberzeugung die vollſte Geltung geben wollte. Troxler ſchied von Niebuhr mit großer Hochachtung und hatte hinwieder dieſem ſehr gefallen, der auch nachher zu mir ſagte, Troxler müſſe für die Univerſität Berlin gewonnen werden, und als ich erwiederte, ſo lange ſeine Mutter in Luzern lebe, werde er der Schweiz nicht entſagen, ihn um dieſer Anhänglichkeit willen nur um ſo höher ſtellte.

Nicht geſäumt hatte ich, die jüngeren Freunde aufzuſuchen. Neumann war bei den Truppen am Rhein, Hitzig aber, Ludwig Robert, Theremin und Chamiſſo lebten in Berlin, wo nun auch Koreff, der ſich dem Staatskanzler als Arzt angeſchloſſen, mit dieſem eingetroffen war. Wir alle hatten, ſeit unſerm dichteriſchen Bunde, mancherlei Schickſalsbahnen durchlaufen, und unſre damaligen Wünſche, uns in Welt und Leben umzuthun, waren zum Theil erfüllt worden, und neue Wandlungen ſtanden eben bevor. Das größte Abentheuer jedoch hatte Chamiſſo ſich ausgeſucht, eine Reiſe um die Welt. Er hatte ſich in einer Art von Verzweiflung dazu entſchloſſen, denn ſeine Verhältniſſe in dem gewohnten Lebensgange waren unerträglich geworden. Den Deutſchen im Innerſten angehörig, konnte er doch die Franzoſen als ſeine Volksgenoſſen nie verläugnen, und was in Frankreich geſchah, zuckte mehr als er es geſtand durch ſeine Nerven. Die abermalige Vertreibung der Bourbons verletzte ſeine Familiengefühle, die Ueberlieferungen ſeiner Kindheit, er ſtutzte über den Abfall des Heeres, des größten Theiles der Nation, aber insgeheim freute er ſich des Freiheitsſinnes, die dem allen zum Grunde lag, der volksthümlichen Kraft, die ſich ſo groß und raſch entwickelte. Nun hörte er von allen Seiten dieſes Volk verfluchen, ſeinen Eidbruch ihm vorwerfen, daſſelbe für ehrlos erklären, dem unverſöhnlichſten Haß und der ſchnödeſten Rache weihen. Man muthete ihm unbarmherzig zu, ſelber mit einzuſtimmen in dieſen Haß und in dieſe Verfluchung, ja man wollte natürlich finden, daß er wie hundert Andre dem vertriebenen Königshauſe zuliebe in die Reihen der Krieger träte, die als Vollzieher jener Achtserklärung auf ſein Vaterland eindrangen. Dies war ſeinem Gefühl eine Unmöglichkeit, er konnte ſeine Denkart nicht ganz verbergen und wurde von vielen Seiten zweideutig, ja mißtrauiſch angeſehen. Den glücklichen Ausdruck eines Freundes, daß dieſe Zeit für ihn kein Schwert habe, faßte er begierig auf, und noch begieriger die Ausſicht, entweder mit Auguſt von Stael eine Reiſe nach Nordamerika, oder mit einer ruſſiſchen Schiffsrüſtung eine wiſſenſchaftliche Weltfahrt anzutreten. Er entging ſo dem grauſamen Mißverhältniſſe, zwiſchen thätigen Leidenſchaften unthätig und vereinzelt daſtehen und in ſeinen tiefſten Empfindungen täglich verletzt zu werden. Von ſolchen Gedanken erfüllt, mit Spannung der nächſten Antwort aus Rußland harrend, ſah er ſich ſchon als einen Geſchiedenen an. Seine Stimmung war düſter, und unſer Zuſammenſein ohne die ſonſtige Befriedigung. Aber es fehlte viel, daß wir überhaupt die frühere Zeit unverändert hätten zurückrufen können. Wir kamen im Schulgarten zuſammen und verſuchten die alten Töne anzuſtimmen, uns Vertrautern wäre das allenfalls gelungen, allein mancher der Freunde hatte neue Freunde mitgebracht, zum Theil auch nur Bekannte, die bloß äußerlich mit ihnen zuſammenhingen, und das Fremde überwog ſo ſehr, daß wir in eine zufällige Wirthshausgeſellſchaft gerathen ſchienen. Es half nichts, daß der Humoriſt Hoffmann ſich alle erſinnliche Mühe gab, uns durch Witz und Laune zu unterhalten, daß er uns, und namentlich mir, alle Zuneigung eines unſerm Bund in der Ferne längſt Angehörigen herzlich entgegenbrachte, ſein ganzes Weſen ſtand mit dem unſern in vollem Gegenſatz, er riß wohl Koreff und auch Ludwig Robert in ſeine Art mit hinüber, aber in den krampfhaften Sprüngen dieſer Laune und in dem Lärm des meiſt groben Beifalls ging um ſo gewiſſer unſer früherer Sinn und Ton völlig unter. Hoffmann war ein braver Kammerad, und ohne Falſch und Arg, verlangte auch nicht zu herrſchen, gab ſich im Gegentheil dem Tadel und der Rüge willig preis, aber ſein Humor war aufdringlich und beunruhigend, und wurde für den, der nicht in dieſe zwar oft geiſtreichen, zuweilen aber auch albernen Verdrehungen und Ungeheuerlichkeiten eingehen mochte, auf die Dauer gradezu widerwärtig. Ich durfte mich, wie ich ſchon angedeutet, ſeiner

Zuneigung rühmen, und habe ſpäterhin ſtets ein freundliches Verhältniß mit ihm gehabt, allein ich habe doch nie näheren Umgang mit ihm gepflogen, noch an ſeinen Schriften beſonderes Wohlgefallen finden können, im Gegentheil mich oft im Stillen gewundert, daß ſo viel Aufmerkſamkeit und Eifer ſich ihnen zuwandte.

Sehr anziehend war es mir, Frau von Humboldt in Berlin wiederzuſehen; ihre nachgiebige Einbildungskraft hatte die Erregung der Zeit ganz in ſich aufgenommen, weit mehr, als daß ich hätte mit ihr einſtimmen können; aus dem Gegenſatze unſerer Anſichten erzeugte ſich manches artige Gefecht, wobei ich den Vortheil hatte, ihren Gatten, und nicht ſelten auch Friedrich Auguſt Wolf, der hier täglich verkehrte, meiſt auf meiner Seite zu ſehen, und die Schadenfreude genoß, ſie praktiſch im beſtimmten Einzelfalle im auffallendſten Widerſpruch mit ihren heftigen allgemeinen Behauptungen zu finden. Sie hatte mit andern Tagesſtrömungen auch das Treiben mit dem Lebensmagnetismus eifrig erfaßt, welchen der Doktor Wolfart, auch ein Angehöriger unſers Dichterbundes, in weiten Kreiſen, und wie man ſagte mit großem Erfolg, geltend machte. Nach langer Vergeſſenheit war der Mesmerismus durch den ſinnigen Arzt Doktor Kluge vor einigen Jahren in Berlin wieder an das Licht gezogen und durch eine gediegene Darſtellung dem allgemeinen Verſtändniß eröffnet worden; ſeitdem hatte Wolfart ſich dieſer Behandlungsweiſe mit vielem Glücke bemächtigt, und Frau von Humboldt gehörte zu ſeinen Gläubigen. Als Koreff in Berlin anlangte, kam Wolfart ihm ſogleich mit der Anzeige entgegen, eine Hellſeherin habe ihm deſſen Ankunft als die eines ſtärkenden Gleichgeſinnten vorausgeſagt, und er begrüßte ihn freudig als den Verkündigten. Koreff, auf einen ihm ſo vertrauten Boden verſetzt, erging ſich nach Herzensluſt auf dieſem Tummelplatz, und lebte und webte nun in magnetiſchen Verſuchen und Berathungen. Doktor Erhard, ein ſtrenger Verſtandesmann, verneinte ſtarr alle die Erſcheinungen, die man ihm vorführte, und wollte ſich auf die Prüfung ſo dunkler Thatſachen gar nicht einlaſſen. Eben ſo wenig war Troxler zu gewinnen, denn indem er bereitwillig die wirkſame Kraft anerkannte, auch ihre heilende Anwendung gern geſtattete, läugnete er doch, daß dieſe Kraft eine höhere Sphäre des Daſeins aufſchließe, ſondern behauptete, nur zu einer untern führe ſie zurück, zu einer von dem vernunftwachen Geiſte überwundenen, wie er dieß in ſeinem trefflichen Buche „Blicke in das Weſen des Menſchen“ ſchön auseinandergeſetzt. Der Aufſchwung des Mesmerismus aber wurde durch ſolche Einwendungen in Berlin nicht gehindert, ſondern dauerte viele Jahre fort, die vornehme, zum Theil die gelehrte Welt, beugte ſich dieſem Einfluſſe, beſonders die Frauen, Hardenberg ließ ſich magnetiſch behandeln, Schleiermacher, und ſogar Erhard geſtand manche Thatſache zu, nur nicht die Folgerungen, die man damit verknüpfen wollte. Zuletzt erloſch die Theilnahme an der Ueberſättigung und an einigen ärgerlichen Vorfällen, die wohl darlegten, daß die Sache mißbraucht werden könne, allein über den Werth oder Unwerth derſelben eigentlich nicht entſcheiden durften.

Bei Stägemann war ich täglich und erfreute mich ſeiner tapfern Sinnesart, ſo wie der Anmuth ſeiner edlen Gattin und ſchönbegabten Tochter. Frau von Crayen belebte einen großen Kreis, und ihre Begeiſterung für den König und ihr Stolz auf die preußiſchen Siege fanden nicht weniger eifrige Zuhörer, als der treffende Witz, durch den ſie ihre Geſellſchaft erheiterte; einer ihrer Söhne war Offizier im Blücherſchen Heere; ſie klagte, daß ſie ihren Freund den Fürſten von Ligne verloren habe, und ſollte bald den Verluſt jenes Sohnes beklagen, der nach heldenmüthigem Kampfe bei Verſailles als eines der lezten Opfer des Krieges an ſeinen Wunden in Frankreich ſtarb.

Die lebhafte Gräfin Julie von der Goltz, fern von allem empfindſamen und überbildeten Weſen, wurde mir durch die aufrichtige anerkennende Zuneigung lieb, die ich unerwartet für Rahel in ihr entdeckte. Ihre naturwüchſige Derbheit war eine willkommene Erfriſchung unter dem vielen eitlen Gezier und Gethue, das mit den Stichwörtern der Zeit von hochgebildeten Damen getrieben wurde, wo das Vaterland und das Chriſtenthum und die Weiblichkeit endlich zum abgetragenſten Modeputz wurden. Ich verkehrte mit Reimer, Kieſewetter, Doktor Heinrich Meyer, machte Delbrück's nähere Bekanntſchaft, die ich in Paris immer verfehlt hatte, ſah Kaufleute, Staatsbeamte aller Klaſſen, Diplomaten und Kriegsmänner, und lebte überhaupt in einem bewegten Gedränge, wie es die damaligen Zeitumſtände, wo kein Kreis abgeſchieden war, ſondern alle ineinander floſſen, faſt jederman unvermeidlich zuführten. Vierzehn Tage vergingen ſehr ſchnell und ſchienen den Inhalt vieler Monate zu tragen.

Unterdeſſen waren täglich Nachrichten vom Kriegsſchauplatz eingetroffen, und die erſten vorläufigen Angaben von den erfochtenen Erfolgen und dem ſiegreichen Vorgehen auf Paris durch die ſpätern und genauern nur beſtätigt und geſteigert worden. Blücher hatte nach der Schlacht von Belle-Alliance den Major von Thile mit der Siegesnachricht an den König geſandt, der ſchon von Berlin nach dem Rhein abgereiſt war und die gute Botſchaft in der Vorſtadt von Merſeburg empfing, von wo er den Ueberbringer die Reiſe nach Berlin fortſetzen ließ, damit hier die weitere Veröffentlichung erfolgte. An die Stadt Berlin aber hatte Blücher auch ſchon einen Boten geſandt, den Lieutenant Nernſt, einen der tapfern Freiwilligen, der ſeinen Mitbürgern beſonders willkommen war; es war ein Volksfeſt, als dieſer Offizier unter Begleitung von vier und zwanzig blaſenden Poſtillionen feierlich einritt. Bei dieſer Gelegenheit mag ein bezeichnender Zug hier ſeine Stelle finden. Der alte Feldmarſchall Graf von Kalckreuth, Gouverneur von Berlin, hatte den Lieutenant Nernſt noch nicht empfangen, als der Major von Thile anlangte und ſeine Meldung machte. „Wieder ein neuer Zweig in den Lorbeerkranz des Herrn von Blücher eingeflochten!“ fragte der Alte in ſeiner gewohnten Weiſe, die nicht mehr ohne ſpöttiſches Lächeln ſein konnte. „Ja“, erwiederte Thile, „und ein unverwelklicher!“ Der Feldmarſchall ſchwieg hierauf und ſchien nähere Umſtände gar nicht wiſſen zu wollen. Aber es befand ſich zufällig der geweſene Gouverneur von Moskau Graf Raſtoptſchin bei Kalckreuth im Zimmer, und in ſeiner Freude fragte er eifrig nach dem ganzen Hergange, ließ ſich alles erzählen und erklären, und konnte nicht genug den herrlichen Sieg und ruhmvollen Feldherrn preiſen, während Kalckreuth in ſeinem lächelnden Schweigen baar verblieb. Roſtopſchin erzählte den Vorgang nicht ohne ſcharfe Bemerkungen, und als die Sache bekannt wurde, hätte nicht viel gefehlt, ſo wären dem Feldmarſchall und Gouverneur für ſeine Gleichgültigkeit durch die Turnjugend die Fenſter eingeworfen worden!

Unſre Abreiſe wurde nun eilig angeordnet, doch immer noch von Tag zu Tag verſchoben, weil viele dringende Angelegenheiten vorher zu erledigen waren. So konnten wir auch noch Zeugen eines Partheikampfes werden, der in ſeiner Unſcheinbarkeit ein warnendes Bild der leidenſchaftlichen Gehäſſigkeit gab, die unter dem Schimmer begeiſterter Eintracht bisher geſchlummert hatte, und nach kurzer Friſt in hellen Flammen ausbrach. Eine gemeine Poſſe, von einem verſtorbenen Breslauer zur Verſpottung der Juden geſchrieben, „Unſer Verkehr“ genannt, war von dem Intendanten der Königlichen Schauſpiele, Grafen von Brühl, auf den 1. Juli zur Aufführung angeſetzt, ſehr unſchicklich in dieſer Zeit und in der Hauptſtadt, wo die Juden durch dargebrachte Opfer und durch perſönlichen Andrang zu den Waffen mit den übrigen Einwohnern rühmlich gewetteifert, mehrere Juden Offiziere geworden oder das Eiſerne Kreuz erworben hatten, und auch jetzt wieder dem Feinde kämpfend gegenüber ſtanden. Aber ſchon regte ſich ein vornehmthuender, ſich für chriſtlich ausgebender Stolz, und von vielen Seiten barg man nicht die Freude, eine unbequeme Klaſſe von Mitbürgern durch jene Aufführung empfindlich beſchämt und gedemüthigt zu ſehen. Der Staatskanzler, zu rechter Zeit angerufen, ließ die Aufführung unterſagen, und da der Graf von Brühl, einer mächtigen Hinterhaltes versichert, nicht sogleich nachgeben wollte, so wurde das Verbot mit allem Ernst eingeſchärft werden. Hierüber entſtand nun großer Lärm in der Stadt, man ſchrie, Hardenberg maße ſich eine Gewalt an, die ihm nicht gebühre, er beſchränke die Freiheit, und ſogar ſolche Perſonen, die dem Sinne des ganzen Geſchäfts nicht beipflichteten, ja daſſelbe aufgehoben wollten, tadelten heftig das Verbot. Das war ein Stoff zu traurigen Betrachtungen; Dollner meinte, da zeige ſich, auf welcher geringen Stufe der Freiheitsentwickelung die Berliner noch ſtänden, nach der Preßfreiheit frage kein Menſch, kein Menſch nach öffentlichen Verhandlungen, man ertrage die unbedingte Ausübung der Polizeigewalt, aber wenn die Freiheit ſchnöder Verſpottung auf den Schaubühnen mit Recht unterſagt werde, da ſchreie der gemeine und vornehme Pöbel, als greife man feindſelig ſeine Vorrechte an! Stägemann nahm die Sache von anderer Seite und ſagte, wenn die blutigen Schatten der bei Lützen im Kampfe gefallenen Moriz Itzig und Hirſchfeld unter den Zuſchauern ſichtbar würden, ſo würde dieſen die Luſt am rohen Spaße vergehen. Viele andere angeſehenen Männer ſprachen mit gleicher Empörung. Für den Augenblick allerdings behielt der gute Sinn die Oberhand. Allein einige Zeit nach der Abreiſe des Staatskanzlers wußte die feindliche Parthei dennoch die Aufführung der Poſſe durchzuſetzen, und ein nicht ungeſchickter aber tief gemeiner Komiker Wurm feierte ſeinen unwürdigen Triumph darin! Einige Zeit nach dieſer Entweihung der Bühne — denn als eine ſolche wurde die Aufführung von Vielen bezeichnet, — ſtarb unerwartet die allgemein beliebte Schauſpielerin Bethmann, der Stolz des

Berliner Theaters, die Freude des Publikums. Wir empfingen hier betrübende Nachricht in Paris, und [illegible] hatten wir zugleich einige Zeilen, die das tapfere Betragen als die Stärke des [illegible] bezeichneten und bald in vielen Abschriften umliefen; andere [illegible] sich zu [illegible], und die Männer der Presse, von [illegible] von großer Mißachtung und scharfem Spott getroffen, schämten sich gehörig, und niemand wollte mehr dafür thätig gewesen sein.

Bis zum 6. Juli noch verzog sich unsere Reise; am Morgen dieses Tages fuhren wir nach Glinicke, dem Landhause des Fürsten von Hardenberg, wo sich die Gesellschaft zusammenfand und noch das Mittagessen einnahm, welches zwischen den gehäuften und überwältigend gehäuften Arbeiten sich einschieben mußte. In diesen späten Tagesstunden traf man auch der preußische Schlachtbericht ein, der bisher so außergewöhnlich gefehlt hatte. Der Staatskanzler reichte mir ihn und hieß mich ihn vorlesen. Der Eindruck war sehr wunderbar, die Hörer empfingen statt gewöhnlicher, auf Zahl und Maß begründeter Angaben eine Reihe lebhafter Bilder, welche den Wechsel der Ereignisse den Sinnen vorführten, man fühlte sich aufgeregt und fortgerissen. Da hieß es, man sehe, daß Gneisenau die Feder eben so mächtig führe als den Degen, und Hardenberg erklärte den Bericht für ein Meisterstück. Der Name Gneisenau stand allerdings unterschrieben, aber gleichwohl hatte seine Feder ihn nicht aufgesetzt. Ich hörte später den wahren Zusammenhang. Als nach dem Gewinne der Schlachten alles nur zur Verfolgung des Feindes drängte, war an die Nothwendigkeit erinnert worden, von dem großen Kampfe auch einen solchen Benicht abzuhalten. [illegible] von Pilot legte sich selbst an die Arbeit, aber während er [illegible], ein [illegible], [illegible], und [illegible] wollte gleichfalls ihm zu Pferde folgen, da hielt Pilot ihn, daß noch [illegible] zur [illegible] hin, die kann noch nach einigem Bedenken, ob auch die Sache zulässig, nicht gegeben wurde. [illegible] und Pilot sprengten [illegible] dem Feinde nach, das Pferd ging [illegible] zu den Freunden. Tom Jackson, der erst kürzlich in [illegible] ledig, machte jeder Rede [illegible], und noch heute findet sich jener Bericht oft als das Werk [illegible] erwähnt, dessen [illegible] man damit belegen will! — Erst mit einbrechender Dunkelheit kamen wir zur [illegible] und der lange Zug von Wagen rollte bald im Dunkeln durch die Nacht dahin. Ich war [illegible] nach [illegible] Wunsche des [illegible] und ich schon lange nicht im Schlaf, besonders da ich noch mancherlei den Tag über im [illegible] Vorgefallenen zu besprechen hatten, wobei die Eigenheit der [illegible] hervorgetreten war. Ich hatte den [illegible], doch immer wachenden und giftigen Blicken in dessen [illegible] die [illegible] seiner [illegible] zeigen, [illegible] [illegible] weilen. [illegible] [illegible] [illegible]; mir war merkwürdig, wie wenige Menschen ihr persönliches Wesen in den außerordentlichen Prüfungen behalten, [illegible] liegt die Kraft, weil über die Schwäche [illegible] in ihnen, eine [illegible] [illegible] scheint [illegible] zu sein. [illegible] [illegible] viele Willenskräfte, allein sie bedürfen nur zu wirken durch [illegible] [illegible], ich erkannte, daß in gewaltigen Dingen auf die [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bedingungen erhalten wollte. Denn es war wohl auf dem diplomatiſchen Wege viel verloren, aber noch lange nicht alles, weil es uns die Waffen, mit allen Kräften ſich zum Kampf [illegible] und zu [illegible], wie viel noch wiederzugewinnen, und zu behaupten ſei. Dabei konnten die Ereigniſſe uns allerdings zu Statten kommen; denn auch Ohnmacht wirkt und übt [illegible] Wirkungen möglich, die wir zwar nicht herbeiführen, aber benutzen konnten. Seit acht Tagen waren die Bourbons, ohne unſer Zuthun, nur durch den Schutz der Engländer begünſtigt, nach Paris zurückgekehrt und hauſten in den Tuilerien, aber dieſe acht Tage hatten auch ſchon gezeigt, wie kraftlos ihnen die Macht im Reiche ſei, wie ſchwer es ihnen ſein würde die Herrſchaft zu behaupten, beſonders bei der Wuth ihrer eigenen Partei, unter deren Einfluß jede weiſe Mäßigung unmöglich wurde. Das Heer hatte die Loire überſchritten und eine drohende Stellung. Napoleon weilte noch in Rochefort, aber noch nicht eingeſchifft, es konnten noch Entſchlüſſe nöthig werden, die wir nicht allein [illegible] Preußen wegen zu faſſen hatten, das ganze Frankreich war voll Unruhen, aus denen ſich unerwartete Spaltungen entwickeln konnten.

Am nächſten Morgen war mein erſter Gang zu dem Oberſten von Pfuel, der vom Fürſten Blücher'n als Kommandant der einen Hälfte von Paris, ſo wie der General von Müffling als Gouverneur derſelben eingeſetzt war, dagegen Wellington für die andere Hälfte ebenfalls engliſche Befehlshaber ernannt hatte. Bei Pfuel fand ich unter den ihm zugetheilten Offizieren auch die Lieutenants Graf von Flemming und Graf von [illegible], und der Kreis gewöhnlicher Bekannten erweiterte ſich jeden Augenblick

Dieſe Kriegsmänner waren alle entſchieden [illegible] Geſinnung, voll Muth und Eifer für die Sache Preußens, voll deutſcher Geſinnung. Ihr Haß gegen Napoleon [illegible] ſich [illegible] und [illegible], der Widerwille gegen die Franzoſen, welche auf dem Throne [illegible] Frankreich [illegible], wurde mehr und mehr [illegible] geſteigert. [illegible] genug und oft durch die That zu erkennen, [illegible] hätten [illegible] und [illegible] Gewalt [illegible] abſchütteln, [illegible] hätten [illegible] genommen, [illegible] die Ehre, [illegible] zu haben. [illegible] halten. [illegible] und [illegible] — [illegible] und die Franzöſiſchen [illegible] angegangen, und [illegible] Truppen mußten [illegible] mit Gewalt [illegible] — [illegible] eine [illegible] Erbitterung, deren [illegible] werden konnten, wenn nicht [illegible] durch ihre [illegible] und [illegible] für die [illegible] hätten. [illegible] Blücher's [illegible] herabgeſtimmt wurde. Die Stimmung in der [illegible] und höheren Kreiſen des [illegible] eine [illegible] daß [illegible] und [illegible] eigene Geſchick, [illegible] Sache [illegible] Regierung [illegible] gen, ſondern jede ſelbſtſtändige innere Freiheit genommen wollten; dieſe lobten nicht ungern die treuherzige Fülle und die feine Einſicht der Preußen auch tüchtige Kammern der Regentſchaften, die in ihren Verwaltungen anfangs von den preußiſchen Muſterweſen lange tüchtige wurden; zu dieſer Schattirung gehörten Kaufleute und einflußreiche Geſchäftsleute, ſelbſt Beamten und Offiziere waren ihr nicht fremd, und Miniſter lieh ihr in manchen Fällen ſein leiſes Wort, ſo war Steiniger, der auch Hardenberg und Humboldt ihr auf einem gewiſſen Grad beiſtimmten; allein nach dem Gange, den die Sachen einmal genommen, war dieſe Richtung wirklich nicht mehr zu vermeiden, und da mit der fortdauernden Entſchließung Napoleon's die Staatsmänner die lange Furcht verloren, ſo mußte die großmüthige Theilnahme ſich allmählich in das Innere der Geſinnungen zurückziehen, und während ſolche Stimmen verſtummten, wurden die entgegengeſetzten, ziemlich für die Rechtmäßigkeit des alten Königshauſes und für die Vorzüglichkeit des alten Regierungszuſtandes eifernden, um ſo lauter.

Was mir an der vielſtündigen Unterricht des Geſinnens noch ſchön werden, davon ich vorläufig bei dem Grafen von Schlabrendorf, den ich zuweilen beſuchte und bei dem ich Stägemann einführte. Der ruſſiſche Geiſt nahm ſich in dem langen Paris, den er ſich mit Bewunderlichkeit hatte auflöſen laſſen, verwundert auf, aber von ſeinen Lippen floſſen die heiliſte Wahrheit der Dinge, das wahrſte Urtheil. In ihm war die deutſche Geſinnung ganz lebendig, aber einmal mit der Weltſinnesweiſe verbunden, das freilich jetzt ſich zur Unparteilichkeit gegen die Franzoſen geſteigert, in dieſem dem allgemeinen Sinne der Freiheit leicht zu sehr missen können. Er hatte mir während der bisherigen Tage zweimal nach Wien geschrieben, ausführliche Schilderungen der Lage der Dinge, beide Briefe waren über die Schweiz gegangen, aber mir nicht zugekommen, der frühere ist leider verloren, der zweite kam später noch glücklich in meine Hände, und beweist noch heute den großen Blick des Mannes. Wir waren im eifrigsten Gespräch, da trat unerwartet Wilhelm von Humboldt ein, der ihm für nächstens den Besuch Hardenberg's ankündigte, ihn aber bat, schon heute mit demselben im Rocher de Cancale zu Mittag zu speisen, wozu auch Stägemann und ich im Namen des Fürsten durch ihn eingeladen wurden. Die [illegible] war [illegible], er ging gar nicht aus, und lehnte die Einladung ab. Als wir Andern das berühmte Gasthaus betraten, fanden wir unter den Gästen auch Wittgenstein, Flemming, Pfuel und sonstige Bekannte, der Fürst aber verließ uns bald wieder; er hatte den ganzen Vormittag in Berathung mit dem Könige zugebracht, jetzt erwarteten ihn russische Räthe hin. Wir saßen noch zusammen, da ging die Thüre auf, und es zeigte sich in voller Uniform der Feldmarschall Fürst von Blücher und der General Graf von Gneisenau. Sie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da sie ihn nicht mehr fanden, auch bei uns Platz am Tisch, dessen Bedienung durch dies Ereigniß kaum eine Unterbrechung erlitt. Blücher saß neben mir, und ich empfing aus erster Hand die wunderlichen Kraftäußerungen des [illegible] Helden. Er schimpfte heftig gegen die Franzosen, wollte Ludwig den Achtzehnten durchaus nicht behalten, zog gegen den Grafen von Münster und gegen dessen Spießgesellen los

Grafen von Hardenberg in Wien als gegen erklärte Preußenfeinde that, verſchonte ſelbſt ſeinen „Bruder Wellington“ nicht, und hielt über Könige und Fürſten, wie der Zufall ſie ihm vorführte, ein lächerliches Gericht. Manches klang auch für einige Anweſende nicht eben verbindlich, er ſagte zu Humboldt, er und alle Diplomaten hätten nur wegbleiben ſollen, ſie würden wieder alles verderben. Ungleichartigere Perſönlichkeiten konnte man nicht ſehen, als Blücher und Humboldt gegen einander geſtellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die beſſere Waffe ſei, blieb unbeſtimmt, aber ſoviel war klar, Humboldt ſtand nicht im Nachtheil, und als man ſich etwas näher verſtändigt hatte, ſtieß man zuſammen auf guten Erfolg und auf beſte Eintracht an.

Die franzöſiſchen Angelegenheiten waren für den Augenblick hauptſächlich in den Händen Talleyrand's und Fouché's, von denen der erſtere den Bourbons getreu geblieben, der letztere noch eben erſt der Miniſter Napoleon's geweſen war; dem Eifer der Bourboniſten machte das jetzt keinen Unterſchied, man duldete beide, weil ſie jetzt nothwendig ſchienen, und der ehemalige Jakobiner und verrufene Bonapartiſt Fouché gerade am meiſten. Offenbar hatte er den von Elba wiedergekehrten Kaiſer, indem er ihm zu dienen ſchien, doppelt verrathen, an die Bourbons und an die Fremden; doch Napoleon war ſelber nicht aufrichtig geweſen, er hatte ſich in den Schein der Freiheit und Geſetzlichkeit gehüllt, und auch dies mehr aus Zwang als freiwillig, unter der Hülle blickte deutlich hervor, daß der Sieg alsbald ſie abwerfen würde; man bedauerte ihn daher wenig, und ſeine Entfernung galt dem Siegenden als eine Wohlthat für Frankreich.

Höhere Theilnahme wendete ſich den beiden Männern zu, welche inmitten der Erſchütterungen nur immer die Sache des Volks und der Freiheit im Auge gehabt und mit ihren redlichen Beſtrebungen gleicherweiſe dem Verrathe Fouché's unterlegen waren, den beiden von Seiten der Vaterlandsliebe untadlichen Männern Carnot und Lafayette, von denen der erſtere dem Wiederkömmling von Elba ſich angeſchloſſen, weil er in ihm die ſichere Wehr gegen den äußern Feind, der andre ihn geſtürzt, weil er von dieſer Wehr die innere Freiheit bedroht geglaubt. Während dieſe Männer mit allen Ehren und mit der Achtung ſogar der Feinde vom Schauplatz abgetreten waren, behauptete ſich Fouché auf demſelben, verabſcheut von Allen, die nicht mit ſeinen Ränken verflochten waren oder Vortheil davon zogen. Als Polizeiminiſter hatte er eine ungeheure Macht in Händen, eine zum Theil unſichtbare und daher nicht genau zu ermeſſende; indeſſen mißtrauten ihm die Bourbons, und ſchon wetteiferte eine geheime Polizei des Hofes, eigentlich der Prinzen, mit der ſeinigen, ſuchte ſie zu durchkreuzen, zu überliſten. Die Verbündeten durften ſich nicht unbewacht ſolchem Doppelſpiel überlaſſen, jede der Mächte traf ihre Vorkehrungen, preußiſcherſeits wurde Juſtus Gruner mit entſcheidenden, von ihm ſelbſt beſtimmten Hülfsmitteln den Fouché'ſchen Beſtrebungen entgegengeſtellt, und entwickelte ſogleich eine lebhafte Thätigkeit. Sein freundſchaftliches Vertrauen theilte mir von dem, was er in Erfahrung brachte oder in Betrieb ſetzte, gar manches mit, was ihm für mich von irgend einer Seite bedeutſam erſcheinen konnte.

Der vormalige Buchhändler, nun preußiſche Hofrath

Schöll, der unſre Quartiere beſorgt hatte, fand in ſeinem Eifer, daß wir nicht gut genug wohnten, und ließ für Stägemann, Jordan und mich, die wir überdies unſre Frauen erwarteten, in derſelben Rue de Varennes Nr. 22, dem Staatskanzler nahe gegenüber, das weitläufige Hotel de Caſtries einrichten, indem er diejenigen Erforderniſſe, welche das prächtige aber eine Zeitlang unbewohnt geweſene Haus nicht darbot, durch das Stadthaus von Paris ungeſäumt liefern ließ. Er verſtand ſich auf das Herbeiſchaffen, und wurde uns Allen durch ſeine genaue Kenntniß der Pariſer Verhältniſſe vielfach nützlich; mir konnte jedoch ſein Benehmen gegen die ehemaligen Mitbürger gar nicht gefallen, und da ich das keineswegs verhehlte, ſo kam bald eine kühle Entfernung zwiſchen uns, die ſich für immer feſtſetzte und mit der ich je länger deſto mehr zufrieden war. Das Hotel de Caſtries war ein geſchichtliches Gebäude und mir deshalb merkwürdig. Der Herzog von Caſtries hatte im Anfange der Revolution einen ſeiner politiſchen Gegner, den Abgeordneten Lameth, um ihn für die Nationalverſammlung eine Zeitlang brach zu legen, zum Zweikampfe gefordert und darin verwundet, das Volk aber, über dies die Unverletzbarkeit der Deputirten nicht achtende Benehmen heftig erbittert, hatte das Hotel des Herzogs beſtürmt und im Innern alles zerſchlagen. Dieſe Verwüſtung hatte nach ſo vielen Jahren keine Spuren gelaſſen, doch war das Hotel nicht ſo ſchön und behaglich ausgeſtattet, um die üppige Zeit vor der Revolution zu vergegenwärtigen, noch ſo prächtig und geſchmackvoll, um die Verſchwendung der Neureichen aus der Kaiſerzeit anzudeuten, es drückte vielmehr den Mittelzuſtand einer alten Familie aus, die ungeheuer eingebüßt, aber dabei doch noch ſehr viel erhalten hat. Wir ließen uns die ſchönen Räume wohl gefallen, auch der Garten am Hauſe war uns ſehr angenehm. An der geſammten Wohnlichkeit wurde die Geſtalt eines ehemaligen Pariſer Haushalts dieſer Klaſſe vollkommen anſchaulich, beſonders mußten die vielen Anſtalten, ſowohl der Abſonderung als der Verbindung, die kleinen geheimen Gänge, Treppen, Tapetenthüren, verborgene Kabinette und Ausgänge auffallen, ohne welches alles jene Zeit ihre häuslichen Romane freilich kaum hätte fertig bringen können.

Das Wiederſehen alter Pariſer Bekannten war durch die Zeitumſtände getrübt, man ſtieß überall auf Unzufriedenheit und Klagen, und im Gewirre der Meinungen ſelten auf übereinſtimmmende, alles war verſchoben und umgeſtellt, Neigung und Haß wechſelten mit dem Augenblick. Franzöſiſche Höflinge, welche ohne den Sieg von Bellealliance noch als Emigranten in Gent ſaßen oder gar in hülfloſe Flucht geſprengt waren, ſchimpften auf dieſen Sieg; Andre beſchuldigten uns mit Heftigkeit, daß wir die Revolutionaire nicht ſammt und ſonders aufknüpften; die Parthei der Prinzen ſonderte ſich ſchroff von den Anhängern des Königs und wirkte deſſen Behörden nach Möglichkeit entgegen. Unter den Fremden fand man erſt recht ſo viel Köpfe ſo viel Sinne, jeder hatte andere Sympathieen und Erwartungen. Schlabrendorf ſelber verlor bisweilen den Faden in dieſen Irrgängen, und wir geriethen öfters in Hader über Einzelheiten, ſo ſehr ich im Allgemeinen mich zu ſeinen Anſichten bekennen mochte. Seine Dienſtfertigkeit für Unglückliche hielt ſich von aller Partheiung fern, und er nahm die Einwirkung ſeiner Landsleute überall in Anſpruch, wo es die Abſtellung eines Unrechts galt. Blücher hatte bei dem Vorrücken in Frankreich erklärt, die Laſt des Krieges ſolle diesmal auf die Bonapartiſten fallen, als welche das Unheil am meiſten verſchuldet, und demgemäß war eine Liſte von Anhängern Bonaparte's angefertigt worden, deren Beſitzungen ſogleich unter preußiſche Kriegsverwaltung kamen. Da man für eine ſolche Liſte beim Heer keine genügenden Maße haben konnte, und alles nach ungefähren Angaben geſchehen mußte, je nachdem ein Name grade auftauchte, ſo kann man ſich denken, wie mangelhaft, willkürlich und verfehlt die Sache ausfiel, abgerechnet ihre Nichtigkeit in der Form und ihre Unhaltbarkeit in der Ausführung; denn wenn man Ludwig den Achtzehnten als König anerkannte, ſo mußte man auch ſeine bei der Rückkehr ausgeſprochene Amneſtie gelten laſſen, und wie wollte man z. B. Fouché als Bonapartiſten ſtrafen, da derſelbe eben wieder, und zwar unter ſeinem Bonapartiſchen Titel als Herzog von Otranto, der einflußreichſte Miniſter des Königs war? Die Maßregel beſtand indeß, und ehe ſie höheren Ortes aufgehoben war, fühlte jeder von ihr Betroffene die augenblickliche Bedrängniß und Unſicherheit. Zahlloſe Einſprüche, Verwendungen und Bittgeſuche wurden laut, und Schlabrendorf hatte deren viele zu vermitteln. Ich konnte Fräulein Henriette Mendelsſohn nicht beſuchen, ohne ſofort vom General Grafen Sebaſtiani, in deſſen Familie ſie lebte, wegen der Aufhebung ſolchen Beſchlags angegangen zu werden, die mir auch durch einen Beſuch bei dem Intendanten des preußiſchen Heeres Geheimen Rath Ribbentrop zu erwirken gelang. Als ich Chamiſſo's Schweſter aufſuchte, ſo hatte deren Gemahl, der Königliche Oberſt d'Engente, ſogleich das dringendſte Begehren nach Waffen und Pulver, welche unſer Kommandant zum Dienſte ſeiner Meinungsgenoſſen liefern ſollte. Der Marquis de La Maiſonfort äußerte Wünſche, wegen der ich mit Gruner ſprechen mußte. Ein andrer ehmaliger Emigrirter hatte in dieſem Sturme des Vaterlandes und Königthumes die beſcheidene Beſonnenheit, ſein Streben nur auf die Gewinnung eines fremden kleinen Ordens zu beſchränken! Einer meiner deutſchen Freunde dagegen hatte in dieſer Zeit Gemälde bei ſich aufgeſtellt, deren Verkauf er befördern ſollte. Herr und Frau von Jordis, deren gaſtliche Freundlichkeit vorzüglich die Preußen aufnahm, wurden unſäglich angeſprochen um Verwendung ihres Einfluſſes, ihrer Gunſt. Der treffliche Doktor Bollmann, den ich unerwartet bei Schlabrendorf wiederfand, ſetzte alles in Bewegung, um für ſeinen edlen Freund Lafayette zu ſorgen. Selbſt Adam von Müller, der öſterreichiſchen Staatskanzlei angehörig, hatte bei den preußiſchen Behörden Wünſche anzubringen, unter andern für Jean Baptiſte Say, der mit Einquartirung geplagt war, und dem er ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten freundlich geſinnt war. Bei allen dieſen Sachen war ich mehr oder minder angeſprochen, während ich zugleich den näheren eignen Fürſorgen jede Thätigkeit widmete. Meinem Freunde Troxler, der wieder in die Schweiz heimgekehrt und dort vielen Anfechtungen ausgeſetzt war, ſuchte ich daſelbſt durch den Staatskanzler den Schutz Preußens zu ſichern. Der Frau von Wolzogen, die in Frankfurt angſtvoll in Ungewißheit über das Loos ihres Sohnes ſchwebte, konnt' ich Nachricht von deſſen Leben und Wohlſein verſchaffen; während meine Nachforſchung über Friedrich Meier aus Rathenow minder glücklich nur den Tod deſſelben in der Schlacht von Bellealliance beſtätigte.

Adam von Müller hatte ich beim Oberſten von Pfuel angetroffen, er war wie immer freundlich und gefällig, vermittelte meinen Briefwechſel mit Wien, und bezeigte mir ſogar Vertrauen. Die Nachricht, daß Gentz durch den Fürſten von Metternich dringend nach Paris berufen ſei und nächſtens ankommen werde, ſchien ihm weniger angenehm als mir. Er hatte bei dem Fürſten die Stelle des alten Meiſters und Freundes ziemlich eingenommen, allein keineswegs ausgefüllt, und wie leicht es ſeinen jüngern Kräften und vielſeitigern Talenten dünken mochte, jenen auszuſtechen, ſo mußte er doch bald erfahren, daß ihm das Maß deſſelben fehle. Er ſchrieb Zeitungsaufſätze mit großer Kunſt und Gewandtheit, und ſuchte die Geſinnung, den Ruhm und das Verdienſt Oeſterreichs in das beſte Licht zu ſtellen. Ein Artikel im Oeſterreichiſchen Beobachter machte beſonders aufmerkſam, daß Oeſterreich die von Napoleon während der hundert Tage gemachten Anträge zurückgewieſen habe, und hob gefliſſentlich hervor, wie lockend ſie geweſen; dann lenkte er den Blick von den entſcheidenden Schlachten auf die allgemeinen großen Kriegsanſtalten ab, wobei neben Oeſterreich auch Rußland geprieſen und der ſiegreiche Erfolg gleichſam auf das Ganze zurückbezogen wurde. Dies war alles ſehr klug und anſtändig hingeſtellt, und machte verdientes Aufſehen. Doch der Verfaſſer hatte nicht bedacht, daß man bisweilen wohl den Zweck will, aber durchaus nicht die Mittel ihn zu erlangen, beſonders wenn Aufſehn damit verbunden iſt. So lebhafte Worte war man an dieſer Stelle nicht gewohnt, und es durften dieſer Art keine mehr folgen.

In ſehr verſchiedener Weiſe durften meine Mittheilungen in öffentlichen Blättern ſprechen. Im Allgemeinen war ich der Zuſtimmung des Staatskanzlers gewiß, im Beſondern der eignen Selbſtſtändigkeit überlaſſen. Ich wollte Deutſch und Preußiſch als Eins anſehen, und in beiden die Wahrheit und Gerechtigkeit feſthalten, überzeugt, daß ich auf dieſe Art nie den wahren Staatsvortheil verfehlen könnte. Als ein Zeugniß deſſen, was ich damals in ſolchem Sinne zu ſagen unternahm, ſei hier folgendes Schreiben aus Paris vom 21. Juli eingeſchaltet, das im Deutſchen Beobachter zu Hamburg erſchien: „Aller Augen ſind gegenwärtig mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf die nächſten Beſchlüſſe gerichtet, welche die Verbündeten in Betreff der franzöſiſchen Angelegenheiten faſſen werden. Man kann ſagen, daß beide Theile, ſowohl die Deutſchen als die Franzoſen, nicht ohne einige Aengſtlichkeit dabei ſind, die erſten, weil ſie fürchten, das Beiſpiel vom vorigen Jahre könnte ſich wiederholen, die zweiten, weil ſie fürchten, es könnte diesmal anders ablaufen. Wer den jetzigen Zuſtand von Frankreich und die Geſchichte der frühern Zuſtände, welche dieſen herbeigeführt haben, kennt, der fühlt allerdings, daß es für Fremde eine ſchwierige Aufgabe iſt, das künftige Loos eines ſolchen Landes in Abſicht ſeiner innern Verhältniſſe beſtimmen zu helfen. Soll dies auf eine dauerverſprechende und für uns ſelber fruchtbare Weiſe geſchehn, ſo muß es auf eine gerechte und menſchliche Weiſe geſchehn, und das hochheilige Recht der Volksthümlichkeit nicht verletzen, damit wir nicht dort mit Füßen treten, was wir bei uns in Ehren gehalten wünſchen. Der wahre, tiefe Wunſch des Volks, der demjenigen nicht verborgen bleiben kann, der ihn ernſtlich erkennen will, die Richtung zur Freiheit und zum edlern Bürgerthum muß von uns, die wir alles dieſes zu Hauſe wollen und pflegen, auch hier behauptet und geachtet werden; denn das wäre eine ſchlechte, entehrende Liebe zur deutſchen Freiheit, wenn ſie die Freiheit anderer Völker haßte und der Sclaverei derſelben bedürfte, wie England zu ſeinem freien Wohlſtande des in Unterdrückung ſeufzenden Indiens bedarf. Bei der unendlichen Schwierigkeit, in dieſem Geiſte der Gerechtigkeit vormundſchaftlich für ein fremdes Volk zu handeln, beſonders wenn dieſes in einem ſolchen Tumult der mannigfachſten Meinungen und Intereſſen gährt, ſcheint uns faſt das Gerathenſte, die Hand gänzlich von der Sache abzuziehen, und dieſe ſich ſelber zu überlaſſen, wenigſtens ſo lange, bis wir unſre eignen Angelegenheiten gehörig beſorgt haben."

„Unſre Sache aber von dem Standpunkte aus, wo wir gegenwärtig ſtehen, betrachtet, ſcheint zuvörderſt folgende Gegenſtände zu umfaſſen: Erſtens, daß noch einige Zeit die äußere militairiſche Sicherſtellung, zu welcher Deutſchland, und beſonders Preußen, mit ſo großem Kraftaufwand, durch die Franzoſen genöthigt worden, fortdaure, und bei den ungewiſſen Schwankungen, welche noch in Abſicht der künftigen franzöſiſchen Regierung beſtehn, der Krieg gegen die Truppen und Feſtungen, die uns Widerſtand leiſten, eifrig fortgeſetzt werde; zweitens, daß unſre altdeutſchen Länder, welche Frankreich früher an ſich gebracht, wieder zu Deutſchland zurückkehren; drittens, daß in Betracht der ungeheuren Erpreſſungen, die Frankreich von Deutſchland gezogen, und der ungeheuren Kriegskoſten, die wir jetzo wieder in aller Art aufgebracht, eine hinlängliche, doch nicht übermäßige, und den Ruin des Landes nicht grade nach ſich ziehende Erſtattung geleiſtet werde. Dieſe drei Punkte ſind jetzt das Weſentliche, auf welches wir unſer Augenmerk zu wenden haben. Kein Franzoſe kann unſere daraus abzuleitenden Maßregeln ungerecht, anmaßend oder für ihn entehrend finden, es iſt nicht nur das Nöthige, ſondern auch das Billige. Was jenſeits dieſer Punkte liegt, die ſämmtlichen innern Verhältniſſe ihres Landes, die künftige Regierung und Verfaſſung, den ganzen Zuſammenhang politiſcher Meinungsthätigkeit und der daraus entſpringenden Formen, das alles möge den Franzoſen, wie jedem Volke, frank und frei überlaſſen bleiben; mögen ſie zum Herrſcher nehmen, wer ihnen der liebſte iſt, mögen ſie zuſammen bleiben oder ſich theilen, das alles iſt ihre Sache, über die wir die unſrige nicht vergeſſen wollen: erſt wenn wir dieſe beſorgt haben, mögen wir der fremden Sache, wenn es nöthig und gefordert würde, unſern Rath und unſre Beihülfe allerdings nicht verſagen!“ —

Dieſem Artikel folgte unter dem 2. Auguſt ein andrer, in welchem die damalige diplomatiſche Sprache Preußens unbeengt wiederklang: „Die Anhänger Bonaparte's verlieren ſich nach und nach vom Schauplatze, da die endliche Gefangennehmung des Oberhauptes ihnen vollends alle Hoffnung abſchneidet, durch Anzettelungen und Ränke noch etwas Bedeutendes zu wirken. Viele treten als Royaliſten wieder auf, welches ſie im Herzen heimlich immer geweſen zu ſein behaupten, aber ohne den Sieg Blücher's und Wellington's vielleicht auch für immer heimlich geblieben wären; dieſe wetterwendiſche Leichtigkeit von einer Sache zur andern überzuſpringen iſt wohl großentheils eine Folge der vieljährigen Revolution, die in ihren Partheiſtürmen nur wenige Leute in beharrlicher Geſinnung ließ, und wir dürfen daher in manchen, uns freilich auffallenden, aber doch im Ganzen unerheblichen Aeußerungen augenblicklicher Annahme nicht ſogleich den wahren Willen des Volks erkennen wollen. Es iſt gewiß, daß Bonaparte ſelbſt bei dem Heere viel weniger Anhänger hatte, als man allgemein geglaubt hat, und daß eine Menge Leute ſich nur in der Eile für ihn entſchieden, weil ihnen die andere Ordnung der Dinge noch mehr zuwider war. Dieſes wird die rückkehrende Regierung wohl bedenken, und ſtatt ſich eitlen Täuſchungen von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit zu überlaſſen, lieber ernſtlich den Urſachen nachſpüren, wodurch es möglich geworden, daß eine bloße aufrühriſche Soldatenrotte ſie aus der Mitte eines ganzen Volks, deſſen wahre Liebe wohl ein ſicherer Schutz dagegen geweſen wäre, vertreiben konnte. Auch jetzt, da doch die Schmeichler und Lügner gleich wieder bei der Hand ſind, den König Ludwig über ſein wahres Verhältniß zum franzöſiſchen Volke zu täuſchen, wird ihnen bei dem Gedanken an den Abmarſch der verbündeten Heere aus Frankreich doch gleich wieder bange, und man behauptet, es müßten wenigſtens 150,000 Mann zurückbleiben, um das Volk dem Könige unterworfen zu halten. Dieſer Wunſch wird wohl erfüllt werden, aber in größerem

Maße, da die ſämmtlichen verbündeten Heere vor der Hand noch nicht an's Weggehn denken; allein man muß doch geſtehn, daß es ein höchſt zerrütteter und trauriger Zuſtand iſt, wenn fremde Bajonette einen Thron ſtützen müſſen. In dieſer Rückſicht iſt es beſſer, den Krieg gegen die franzöſiſche Kriegsmacht, die nicht auseinander gehen will, lieber ſogleich noch fortzuſetzen, damit ſo wenig als möglich von dem übrig bleibe, was den Bourbons, und womit ſie vielleicht in der Folge doch wieder uns ſchaden könnten; und dann wird ſich auch durch die neuern kriegeriſchen Entſcheidungen in dem franzöſiſchen Volke leichter die Geſinnung entwickeln und zeigen, auf die man bei Berathung der Zukunft fußen kann.“

„Es iſt bekannt, wie ſchon im vorigen Jahre die volksthümliche Geſinnung in Deutſchland ſehr ſchmerzlich empfunden, daß urſprünglich deutſche Länder, und namentlich der Elſaß, bei Frankreich gelaſſen wurden. Dieſelbe Geſinnung hat jetzt lauter und mächtiger ihre Stimme erhoben, und dringt heftig darauf, daß das Verſäumte jetzt nachgeholt werde, da eine wunderbare Schickung ſo unerwartet aufs neue die Gelegenheit darbietet. Dieſe hin und wieder verlautbarte Abſicht hat die Franzoſen in ein unglaubliches Schrecken geſetzt und alle Partheien allarmirt. Von allen Seiten ertönt das Geſchrei, wie ein ſolches Verfahren ganz Frankreich in Bewegung bringen und ſelbſt den König auf die Seite des Volks wenden müßte, das ihm nie verzeihen würde, an der Verkleinerung Frankreichs Schuld geweſen zu ſein. Und gleichwohl iſt jene Forderung durchaus nur gerecht; der Elſaß iſt ein deutſches Land, von Deutſchen bewohnt, nur deutſch wird darin geſprochen, die ehemalige Eroberung durch die Franzoſen war das einzige Recht, mit dem ſie dieſes Land hundert Jahre beſaßen, und dieſes ſelbige Recht ſpricht nun für uns und kommt zu den in der Natur begründeten, ewig unveräußerlichen Anſprüchen hinzu. Die Bourbons könnten auch um ſo eher dieſes, ſonſt freilich ſehr ſchöne und wichtige Land verſchmerzen, da daſſelbe ſo viele Beweiſe ſeiner Abneigung gegen dieſes Fürſtenhaus neuerdings gegeben hat, und doch nur immer ein ſtets glühender Feuerheerd für neue Unruhen bliebe.“ —

Die Gegenwirkung wider die Bourbons war in der That heftig und mannigfach. Das Heer hinter der Loire konnte noch nicht als ein ihnen unterworfenes angeſehen werden. In den Departementern herrſchte Zerrüttung und Gewaltſamkeit; wo die Parthei des Königthums die Oberhand hatte, wie beſonders im Süden, da geſchahen blutige Gräuelthaten, in andern Gegenden hinwieder wurden die Edelleute und Prieſter verfolgt. In Paris ſelbſt, ungeachtet die Stadt von Preußen und Engländern beſetzt war, erneuerten ſich von Tag zu Tag die drohenden Zeichen gährender Unruhen. Im Tuileriengarten tanzten wohl weißgekleidete Mädchen und Frauen, zum Theil aus den höheren Ständen, im Kreiſe und ſangen dabei Spottlieder auf den Père la Violette, wie Napoleon nun hieß, aber ſchnell ſtoben ſie auseinander, wenn eine Schaar mit dem Geſchrei Vive l'Empereur vorüberſtürmte. Abends unter den Fenſtern des Königs Ludwig forderte ein tauſendſtimmiges Gebrüll Vive le Roi! gebieteriſch ſein Erſcheinen am Fenſter, doch kaum zeigte ſich die wohlbeleibte unbehülfliche Geſtalt mit dankender Verneigung und Handgebärde, ſo fehlte nie aus der Mitte vorbereiteter Gruppen der ſchneidende Zwiſchenruf: „Vive l'Empereur! à bas les Bourbons!“ Die Schreier wurden wohl durch die Nationalgarden verhaftet, allein immer folgten andre, und ich habe eines Abends gegen tauſend Mann Nationalgarden vergebens bemüht geſehen, dem unverſchämten Hohn Einhalt zu thun. In der Vorſtadt Saint-Antoine zog das Volk am hellen Tage mit einem Schwein herum, dem an die Ohren große weiße Kokarden geſteckt waren, und ſang dazu mit rauher Wildheit: „Nous amenons le gros cochon.“ Ludwig der Achtzehnte hieß nicht mehr le désiré, ſondern l'inévitable, die preußiſchen Soldaten nannten ihn mit Geſpött Louis tout de suite, und im Puppenſpiel auf dem Boulevard konnte man den Witz hören: Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre gros revenu!“ Einen muntern Zug nationaler Geſinnung übte die bewunderte und unübertreffliche Schauſpielerin Mlle. Mars aus. Ich war mit Pfuel im Théâtre Français, als ſie am 2. Auguſt zum erſtenmal ſeit der neuen Wandlung der Dinge wieder auf die Bühne trat, unter dem ungeheuren Beifall der gedrängt vollen Verſammlung. Sie hatte Verdruß von Seiten der Behörde gehabt, weil ſie mit Veilchen, den damaligen Zeichen Napoleon's aufgetreten war; heute trug ſie einen reichen Kleiderbeſatz von rothen Blumen, die aber beim Wechſel des Anzugs im zweiten Aufzug durch weiße und im dritten Aufzuge durch blaue erſetzt wurden; ſo waren denn die drei Farben, die zugleich nicht erſcheinen durften, nach einander doch vorgeführt und das nationale Sinnbild richtig zu Stande gebracht. Der Beifall ſteigerte ſich nun zum wahren Sturme, deſſen weiteren

Verlauf wir nicht abwarteten; die Nationalgarde, welche zur Stillung des Aufruhrs herbeikam, war in ihrer Uniform ebenfalls dreifarbig anzuſehen, wurde darüber beklatſcht und hatte nun um ſo weniger Luſt einzuſchreiten.

Jene ärgerlichen Auftritte, deren Wiederholung aus der alleinigen Kraft der Mißſtimmung nicht zu erklären ſchien, wurden von Vielen den Royaliſten zugeſchrieben, als welche dadurch den König von der Nothwendigkeit ſcharfer Maßregeln überzeugen wollten, von Andern aber, und wohl mit mehr Grund, den Ränken Fouché's, der dadurch noch größere Gewalt zu erlangen hoffte, wiewohl die ihm ſchon zuſtehende hätte hinreichen ſollen, dergleichen zu verhindern; ließ er doch ſogar unter den franzöſiſchen Tagesblättern ſolche beſtehen, die ganz offen gegen die Bourbons ſprachen, der Aristarque Français wurde von dem Dichter Arnault in dieſem Sinne mit Fouché's Wiſſen herausgegeben. Zugleich aber war dieſe Aufregung gegen die Fremden gerichtet, und in dieſem Bezuge hatte Fouché, ſofern man ihn als den Anſtifter betrachtete, manche nationale und ſogar manche royaliſtiſche Stimme für ſich; gegen uns waren faſt alle Franzoſen einig, uns wünſchten alle ſo ſchnell als möglich zurückgeſchickt, höchſtens als dem Hofe willenlos Dienende, gleich den Schweizern, wollten ſie uns noch behalten. Die revolutionaire, konſtitutionelle, nationale Parthei, das war ſichtbar, gewann in der Verwirrung täglich mehr Stärke.

Die Preußen inſonderheit waren das Ziel der Angriffe und Neckereien; zwar den Uebermuth, der ſich zu thatſächlichem Trotz hervorwagte, ſchlug die Entſchloſſenheit der Kriegsobern und nöthigenfalls der Soldaten ſelbſt unbedingt nieder, aber gegen die Feindſeligkeit der Tageblätter, gegen die unaufhörlichen Anſchwärzungen und Sticheleien, die von daher in die ganze Welt ſich verbreiteten und ſelbſt in Deutſchland die Gemüther ſtutzig machten, fanden wir uns ohne Vertheidigung. Ich wurde von Hardenberg beauftragt, hierüber an Fouché durch einen ſeiner Agenten, der mich zu beſuchen pflegte, eine Mittheilung zu machen und ihn zu warnen, wenn dieſe Ungebühr nicht aufhörte, ſo würden wir jene Zeitungen unterdrücken und ihre Druckereien unter Siegel legen. Zugleich überſandte ich dem Journal des débats einen Aufſatz, der unſer Verhältniß und Verfahren in ſein rechtes Licht ſetzte. Der Aufſatz wurde abgedruckt, doch nicht ohne einige Verſtümmelungen und Zuſätze, und eine Zeitlang war wirklich ein mehr gemäßigter Ton in Betreff der Preußen wahrzunehmen. Es ſchien, als habe man eben nur gewünſcht, deßhalb angeſprochen zu werden. Mein franzöſiſcher Aufſatz aber hatte ſpäter noch bedeutende Folgen für mich.

Inzwiſchen ergab ſich ein Anlaß, bei welchem unſre Dazwiſchenkunft ſogar gewünſcht und gefordert wurde. Ludwig der Achtzehnte hatte bei ſeiner Rückkehr eine Amneſtie für die in den hundert Tagen begangenen politiſchen Sünden der Franzoſen verkündigt, allein nicht unbedingt; die Mitglieder der Pairskammer, welche bei Napoleon's Wiederkehr in derſelben verblieben waren, wurden aus ihr ausgeſtoßen; und eine zwiefache Liſte, von neunzehn und von acht und dreißig Namen, ſprach über jene augenblickliches Gerichtsverfahren, über dieſe ſpäteres und einſtweilen Bannung aus. Unter die verhaßteſten Schuldigen gehörte der Oberſt Labedoyere, der

an der Spitze seines Regiments bei Grenoble zuerst zu
Napoleon übergegangen war, und unglücklicherweise jetzt
in der heißesten Rachezeit ergriffen worden war. Ein
Kriegsgericht sollte über ihn sprechen, das Todesurtheil
war unfehlbar. Aber Labedoyere war altadlicher Her-
kunft, angesehener Verwandtschaft, ein junger schöner
Mann, glücklich verheirathet, jenes Vergehen abgerechnet
von ritterlicher, sogar frommer Gesinnung, er weckte all-
gemeine Theilnahme, selbst eifrige Royalisten wünschten
ihn zu retten. Bei den Bourbons herrschten blutdür-
stige Stimmen, dort war keine Gnade zu hoffen. Man
wandte sich an den Kaiser von Rußland, man rief die
Kapitulation von Paris an, durch welche bedungen war
daß niemand wegen seines Antheils an den frühern Er-
eignissen verfolgt werden dürfe; der Kaiser fühlte Mit-
leid, Frau von Krüdener, welche ihm nach Paris gefolg
war und religiöse Unterhaltungen mit ihm pflog, wurd
von Seiten der Franzosen bestürmt, den Kaiser zu e
nem entscheidenden Schritte zu vermögen, allein sie selb
war nicht eifrig genug, aber der Kaiser zu schwierig
und bei Wellington's harter Zurückweisung der Beru
auf die Kapitulation blieb Labedoyere rettungslos seine
Schicksal überlassen. Am 14. August war er verhaft
worden, am 19. wurde er in der Ebene von Grene
erschossen.

Die Wirkung dieses Todes war verhängnißvoll, z
nächst im Eindruck auf den Kaiser. Als er das G
schehene erfuhr, war er untröstlich. Um ihn zu be
higen, wollte man ihn wenigstens überzeugen, daß
Seele Labedoyere's gerettet sei. Schon seit einiger Z
hatten französische Religionseiferer sich der Frau von K

dener angeſchloſſen, um durch ſie auf den Kaiſer zu wirken, ihn für die katholiſche Kirche, für die Bourbons, in Summa für Frankreich zu ſtimmen, und der Kaiſer war auf ihre Lockungen nur zu ſehr eingegangen. Sie ſchmeichelten der neuen Richtung ſeines Ehrgeizes, ein Auserwählter der Vorſehung, der Gründer einer religiöſen Politik zu ſein, er hörte täglich ſeine Großmuth, ſeine Frömmigkeit preiſen. Frau von Krüdener ſprach von Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt, auf welche die früheren Unterhaltungen Jung-Stilling's den Sinn ſchon vorbereitet hatten. Da man den Kaiſer wegen Labedoyere's ſo tief niedergeſchlagen ſah, glaubte man, um ihn aufzurichten, eine Geiſterbeſchwörung wagen zu dürfen. Die Sache fand bei Frau von Krüdener wirklich Statt, Labedoyere's Geiſt erſchien mit den blutigen Malen der Kugeln, die ihn getödtet, und gab zu erkennen, daß er unter die Seligen aufgenommen ſei. Einer der Hauptanſtifter dieſer Sache war der alte Bergaſſe, ein ehemaliger Advokat, der ſchon vor der Revolution durch ſeine Gabe der Rede, durch ſeine Streitigkeiten mit Beaumarchais und durch ſeinen Glauben an den Lebensmagnetismus nicht unvortheilhaft bekannt geworden war; ſeitdem hatte er den Ruf eines redlichen Biedermannes und gefühlvollen Schwärmers behauptet; Frau von Krüdener gehörte ſchon früher in den Kreis ſeiner Verehrerinnen, im Jahre 1814 hatte der Miniſter vom Stein ihn kennen gelernt, und ihn jetzt als einen der wenigen wohlgeſinnten und nützlich zu gebrauchenden Franzoſen an Gruner empfohlen. Hier lernt' ich ihn kennen, er gefiel mir aber gar nicht, ich fand ihn eingebildet und ſchlau, und hielt ihn für einen Schelm. Da er ſeine

Leute ſchnell durchſchauen, und bald merkte, daß Empfind
ſamkeit und Schwärmerei bei Gruner nichts gelten, ſ
warf er die Verſtellung ab, und gewann ihn durch Auf
richtigkeit. Er theilte ihm die Geiſtergeſchichte ohne Heh
mit, und fügte hinzu: „Nous avons eu honte nous-mêmes des moyens que nous avons dû employer!“ Gru
ner lachte mitleidig, als er mir dieſe Aeußerung ver
traute, und ich erkannte mit Abſcheu, daß ich dem alten
Schelm in meinen Gedanken nicht zu viel gethan hatte! —

Ein gleiches Loos, wie Labédoyère erlitten, ſchien
der Marſchall Ney erwarten zu müſſen, der kurz nach
jenem das Unglück gehabt, ſeinen Verfolgern in die Händ
zu fallen. Für ihn ſprachen nicht minder wie für jenen
eindringliche perſönliche Rückſichten, weit ſtärker aber all
gemeine Betrachtungen. Sein ſtrahlender Kriegsruhm
ſein hoher Rang als Marſchall und Pair, die Anhäng
lichkeit der Truppen, die Geltung ſeines Namens be
Freund und Feind, alles machte ſeinen Tod zu einem
Ereigniß von ernſthafteſter Bedeutung. Stark und laut
und faſt mit drohendem Nachdruck wurde auch für ih
der Schutz der Kapitulation von Paris angerufen, man
ſchrie über treuloſen Wortbruch, und die Verbündeten
wie die Bourbons wurden auf das heftigſte geſchmäht
Man fragte in den Tuilerien ſchon beſorgt, ob ſein Tod
die Vermehrung des Haſſes auch werth ſei, die er ver
urſachen würde? Seine Vertheidigung durch einen be
redten Sachwalter wurde mit eifriger Gunſt geleſen
Auch weigerten ſich in der That ſeine Waffenbrüder
ſein Urtheil auszuſprechen, das Kriegsgericht erklärte ſi
für unbefugt, und der Gerichtshandel mußte an di
Pairskammer gebracht werden, die ſchließlich wirklich de

Todesurtheil ſprach, welcher eben ſo grauſam als unklug erſcheinen mußte, und ihr ſpäter oft als unauslöſchliche Schmach iſt vorgeworfen worden. —

In welchen Verwicklungen Frankreich verſtrickt lag, ergab ſich am deutlichſten aus dem Berichte, welchen der Miniſter Fouché an Ludwig den Achtzehnten amtlich erſtattete und zugleich durch den Druck veröffentlichte. Das Aufſehen war ungeheuer, ſowohl wegen der Form, als wegen des Inhalts. Man ſah in dem Unternehmen den kühnen Verſuch, eine Zwiſchenſtellung zwiſchen der Volksmeinung und dem Hofe zu gewinnen, und ſich dadurch nach beiden Seiten unentbehrlich zu machen. Hauptſächlich war demnach der Bericht gegen die Fremden gerichtet, als welche beiden Theilen, der Nation wie dem Hofe, läſtig und hemmend ſeien, wobei kaum klüglich verſteckt wurde, daß ohne die Fremden die Nation in Gefahr ſtand, von der fanatiſchen Hofpartei rückſichtslos zertreten zu werden, der Hof hingegen die Ausſicht hatte neuer Empörung zum Opfer zu fallen. Die Wirkung dieſes Berichtes war noch nicht erloſchen, als ein zweiter folgte, der denſelben Stoff noch umſtändlicher und ſchärfer an's Licht ſtellte. Das Erſtaunen der verbündeten Herrſcher und ihrer Miniſter und Feldherren über die auffallende Handlung eines Miniſters im Amte, der von ſeinem Könige nicht mißbilligt ſchien, war außerordentlich; allein bei der Verſchiedenheit der Anſichten, welchen die Kabinette folgten, und beſonders durch den Eifer der Vertreter Englands, die ſich am meiſten mit Fouché eingelaſſen hatten, und gern die Bourbons gegen die Mächte des Feſtlandes wieder in einer Art von Selbſtſtändigkeit ſehen wollten, kam es zu keiner nachreichlichen Einsprache aller Wege, wo sie das englandfeindliche Absichten nicht verhehlt hatte. Die Feindseligkeit des Fouqué'schen Gedichts zielte augenscheinlich am meisten auf Preußen, und Gneisenau gab sich deshalb die Genugthuung, durch ein Schreiben an Fouqué dieselbe zu entkräften. Dies blieb aber schon darum fast ohne Wirkung, weil das Schreiben nicht durch den Druck öffentlich wurde.

Den Verfolgungen Fouqué's, so wie ähnlichen [illegible] und anderer Schriftsteller des Tages hatte ich schon früher entgegenzuwirken gesucht in einem Schreiben aus Paris vom 11. August, das im Deutschen Beobachter also lautete: „So lange wir den Feind gegenüber hatten, und alles Wohl und Wehe auf dem Schwerte beruhte, ging unsere Sache frisch vorwärts von Siegen zu großen Entscheidungen zum Ziel; jetzt, nachdem der eigentliche Feind von der Bühne verschwunden und hier und in Frankreich der seltsame Zustand eingetreten, wo man nicht recht wissen, ob es Krieg oder Frieden ist, stockt alles plötzlich wieder, und wir scheinen von dem eingeschlagenen Ziele wieder in ziemliche Ferne getrieben. Die schnelle Rückkehr der Bourbons in das gegen sie empört gewesene Land, und die Schwankungen, welche die Unsicherheit einer Regierung, deren Zusammensetzung weder unbedingt geschlossen noch versagt werden kann, den verbündeten Mächten auferlegt, haben die klare Ansicht der Dinge auch für die Wohlgesinnten getrübt, und die politischen Verhältnisse auf eine solche Art verwickelt, daß eben so viel Geist als Muth zu ihrer richtigen Auflösung erforderlich sein wird. Die deutschen Vaterlandsfreunde scheinen bisher keinen Zweifel über die Art und Weiſe zu ſagen, wie die [illegible] [illegible], die man ſo [illegible] und [illegible] nicht zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], als die in dem [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible]: „Was iſt zu thun?“ [illegible] [illegible] auf die [illegible] Fragen der Zeit, die man bei allen [illegible] [illegible] [illegible] ſo [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]?“

„Die Franzoſen ſind jetzt [illegible] auf den [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welches zum 1. [illegible] [illegible] iſt. Die Regierung hatte [illegible] [illegible] [illegible], um [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] zu geben, doch iſt in [illegible] Gegenden der Geiſt der [illegible] ſo [illegible] [illegible], daß man [illegible] [illegible] [illegible] oder [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]. Die ganze [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zeigt [illegible] [illegible] [illegible] ganz [illegible] [illegible]. Die 15. Brigade, die in [illegible] ganz [illegible] [illegible], iſt in der [illegible] und zum [illegible] in [illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible]. So [illegible] in [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible], und die [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] iſt [illegible] [illegible], als ein [illegible] gegen das [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] das [illegible] und [illegible] an dem [illegible] [illegible] hat?“ — Ein [illegible] [illegible], vom 15. Brigade, ſpricht [illegible] über die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

er [illegible] [illegible] gänzlich [illegible]. Seine Gesandtschaft [illegible] in Dresden [illegible]; er [illegible] mit einem [illegible] von [illegible], ich hatte ihn bei Jordan, [illegible] und ihn möglich auch bei Humboldt und Hardenberg einführen. Er war aus Mecklenburg, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem Jahre 1813, er hatte noch ganz jung den Feldzug in der Reiterei als Adjutant meines Freundes Graf von [illegible] mitgemacht, und war mir persönlich und mehr noch aus manchen Erzählungen der Andern bekannt. Ich erfüllte seinen Wunsch sofort, ihm wurde von Hardenberg der Eintritt in preußische Dienste bereitwillig zugesagt, und Humboldt meinte, daß in Paris würde er zur [illegible] [illegible] beschäftigt werden, aber schließlich in Frankfurt am Main, und man werde seine Wahl [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] nach Heidelberg [illegible] und seine Studien [illegible]. Der junge Mann [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] ab. Nach [illegible] [illegible] Jahr [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] in Frankfurt bei Humboldt [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], ging mit ihm [illegible] nach [illegible], wurde [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] war, [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]; er war [illegible] als [illegible] der [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible].

Auch die [illegible] Diplomaten, der [illegible] Gesandte Smidt von Bremen, und der witzige Syndikus Gries von Hamburg, dem [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], was [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

wieder ein anderes [illegible] zu [illegible]. Nach seiner alten Freiheit, sein Lebensmuth und seine [illegible] [illegible] [illegible], und ein Vergnügen war es oft übrigens, [illegible] Stunden bei Frühstück oder Spaziergange mit ihm zu verbringen. Gefälligkeit blieb ein Zug [illegible] [illegible], mit dem er auch sein wissenschaftliches Treiben [illegible]; bei Gelegenheit einer [illegible] [illegible], daß er nicht zu kennen verstand, aber auch niemand [illegible], wie er sich überzeugt hatte, gab er stets eine [illegible] Auslegung, und liebte es zu sagen, daß die Andern von den Weisen [illegible] werden und seinen Widerspruch [illegible] könnten. Ein andermal ließ er von einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Landschaft, und in [illegible] [illegible] sagte er plötzlich: „Da ist ein gar zu leerer Fleck, ich will nur zeichnend einen Berg hineinsetzen“, und that es, indem er sich freute, was man [illegible] mit diesem Berge die [illegible] haben möchte. Möglich, daß er [illegible] [illegible] einem wirklich [illegible] Freund [illegible] [illegible], und nur ein [illegible] [illegible] [illegible], — denn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht die [illegible] des Menschen? Aber [illegible] [illegible] ein [illegible] Verfahren immer, und die Wissenschaft wird den Boden, der [illegible] [illegible] [illegible] behandelt werden, [illegible] auf [illegible] nicht als einen [illegible] [illegible] [illegible]. Mein Umgang mit dem [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] Ende; er ließ mir eine [illegible] ab, die ich ihm [illegible] [illegible] hatte, und ließ sich nicht [illegible] [illegible]. Er blieb in Paris und [illegible] sein Wissen noch lange, als [illegible] von Preußen [illegible], [illegible] aber auch dem Staate in [illegible] [illegible] Diensten [illegible], zu denen niemand [illegible] oder [illegible] sein Name. —

Als Paris einmal ruhiger geworden schien, waren auch preußische Damen nachgekommen, um den Anblick der merkwürdigen Weltstadt zu genießen. Von Wien hatten sich auch einige Damen aus der hohen Gesellschaft eingefunden, unter denen auch nun die Herzogin von Sagan [illegible] [illegible]; Frau von Arnstein und ihre Tochter Frau von Pereira waren aus Frankfurt am Main gekommen, und dort verweilte auch Rahel bis zum [illegible] August, ohne sich zur Weiterreise entschließen zu können, weil [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] empfand, [illegible] ich schon zu ihrem Empfang bereits eingerichtet hatte, und nicht wußte, welchen Genuß ihr Paris [illegible] [illegible] gewähren würde! Frau von [illegible] und Frau von [illegible] wohnten im Hotel [illegible] [illegible], und die unmittelbare Nähe gab reichlich Gelegenheit, ihnen auf Gängen und Fahrten zu Sehenswürdigkeiten als Führer zu dienen. Ich besuchte mit ihnen die Museen und andre Sammlungen, die Theater, die Gärten, die [illegible] [illegible] auch wohl eine Restauration, den Rocher de Cancale, Very in den Tuilerien. Wir sahen im [illegible] [illegible] die prächtigen [illegible]; einen [illegible] Wechsel des [illegible], die Bewunderung und Heiterkeit gewährten Mlle. Mars und Talma, Brunet und Potier, die Sängerin Catalani, die Aufführung des [illegible] von [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible], das unvergleichliche Matrimonio segreto von Cimarosa bei den Italiänern. Die [illegible] [illegible] der Frau von [illegible] ließ sich auch die Besichtigung der [illegible] nicht vorenthalten, die ihr aus den Werken der Frau von [illegible] und andern Schriftstellern [illegible] [illegible] bekannt und lieb waren. Die Frau von [illegible] hatten wir ungenehme Geſellſchaften; Hardenberg, Humboldt, Graf von Bülow, Pfuel und Andre ſpeiſten dort mehrmals; angenehme deutſche Damen fanden ſich dort zuſammen; mit Franzöſinnen ergab ſich nicht leicht ein näherer Verkehr. Dies alles würde weit anders geworden ſein, wäre Rahel dabei geweſen. —

Dem Kaiſer von Rußland war diesmal der Aufenthalt in Paris minder angenehm, als im vorigen Jahr, man fand ihn unruhig und mißmuthig, er wünſchte ſich den verdrießlichen Verwickelungen, wo weder ſeine Großmuth noch ſein Staatsvortheil freie Hand hatte, perſönlich zu entziehen, allein die Franzoſen ſahen in ihm nach Wellington ihren beſten Beſchützer, und ihren Bitten nachgebend willigte er in ſein längeres Verbleiben. Der Gedanke, ſein in Frankreich eingerücktes Heer, dem die Ereigniſſe keine Kriegsthaten übrig gelaſſen hatten, wenigſtens den Augen in aller Stärke und vollem Glanze darzuſtellen, bot ſich dem Sinne gefällig dar, und die merkwürdige Truppenſchau von Vertus wurde vorbereitet. Hundert und funfzig tauſend Mann bezogen dort ein Lager, das mit aller Sorgfalt und größtem Aufwand aufgeſtellt wurde. Der Kaiſer lud ſeine Verbündeten zu dem großen Schauſpiel ein, und führte am 6. September den Kaiſer von Oeſterreich und den König von Preußen, denen Wellington und eine Unzahl anderer Heerführer und Offiziere folgten, in die Mitte der kriegeriſchen Feſtlichkeit. Alles was bei ſolchen Anläſſen üblich iſt, ging in größter Ordnung und Pracht von Statten. Der Kaiſer Alexander, ſeiner innern Richtung gemäß, ließ in den militairiſchen Begängniſſen mit Vorliebe ein religiöſes Element hervor, und nach einem feierlichen Gottesdienſt, den die Augenzeugen als erhebendſten und ergreifendſten Anblick ſchildern, verband er ſich mit den beiden andern Monarchen zu einem neuen Bunde, der die Lehren und Geſinnungen des Chriſtenthums zur Grundlage aller Staatsleitung zu machen verhieß. Der Kaiſer zog ein Blatt Papier hervor, ſo ward erzählt, das den Inhalt des neuen Bundes in wenigen Artikeln darlegte, und welches, von den drei Monarchen auf der Stelle unterzeichnet, einige Wochen ſpäter als Urkunde der vielbeſprochenen Heiligen Allianz bekannt wurde. Frau von Krüdener, welche dem Kaiſer auf deſſen Wunſch in das Lager von Vertus gefolgt war, galt als Urheberin des Entwurfs, und hatte jedenfalls an dem Vorgange wirkſamſten Antheil, wogegen kein Miniſter dabei zugezogen worden, auch ſonſt jemand im voraus der Sache kundig war, als einige Geſinnungsgenoſſen, unter denen Graf Kapodiſtrias. Der Einfluß der Frau von Krüdener auf dieſe Dinge ſchien um ſo bedenklicher, als ihr von Natur gutmüthiger Sinn bei großer Verſtandesbeſchränktheit allen Schwärmern und Ränkeſchmieden offen lag und ſchon ſehr zu fanatiſchen Verwandlungen hinneigte. Ein Bittgeſuch der Einwohner von Kehl, deren Häuſer durch das Geſchütz der Verbündeten eingeäſchert worden, wollte ſie zwar bei dem ruſſiſchen Kaiſer durch ihr Fürwort unterſtützen, hielt jedoch den armen Leuten unwillig vor, eigentlich hätten ſie es nicht verdient, denn in Kehl ſeien die Werke Voltaire's gedruckt worden, nämlich vor fünfzig Jahren durch Beaumarchais, welches ſchädlichen Unternehmens denn freilich dieſe Kehler Abgebrannten ſo wenig wie ihre Väter ſchuldig noch kundig waren, wie ſich aus ihren Gebieten zeigte, beide Uebelthäter ſogleich auszuliefern! —

Nach der Rückkehr der Monarchen von Vertus mehrte ſich der Zufluß der Fremden in Paris ungemein, beſonders der Ruſſen, welche früher durch militairiſche Vorbereitungen und Pflichten waren abgehalten worden. Ich hatte die Freude, den General von Tettenborn wiederzuſehen, er zog in die Wohnung, welche Stein bisher innegehabt und ihm überwieſen hatte, ganz in meiner Nähe, und wir konnten mit Bequemlichkeit uns beſprechen und für den Tag verabreden. Nicht ſo leicht war dies mit dem General Grafen zu Bentheim, der weitab wohnte und auch durch den Dienſt in Anſpruch genommen war, denn ſeine Brigade gehörte zu den Truppen, welche Oeſterreich zur Beſatzung von Paris beitrug. Wir waren jedoch ſo viel als möglich beiſammen, und um beide theure Kriegsobern ſo wie bei dem Oberſten von Pfuel vereinigten ſich die ſchönſten Kreiſe früherer Waffengenoſſen. Ich muß hier den Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, die Grafen von Wallmoden, Radetzky, Hieronymus Colloredo, den Fürſten von Windiſchgrätz, den Grafen von Clam-Martinitz, den Kriegsminiſter von Boyen, die Generale von Grolman und von Yorck vor andern namhaft machen, weil an jeden dieſer Namen ſich reiche Erinnerungen und ſchöner Ruhm knüpfen, denen anderweitige Ueberlieferungen für dankbare Nachkommen nicht fehlen werden. Auch Gentz begegnete mir endlich in dieſen Kreiſen, und ich ſah ihn nun öfters, nicht in alter freundlicher, aber doch vertraulicher Weiſe, die zuletzt aber gleichwohl ſchwinden mußte, als er ſich der preußiſchen Sache allzu feindlich zeigte, und ſeinen urſprünglichen Landsleuten mehr als nöthig verhaßt machte.

Unſre preußiſchen Freunde kamen nun auch immer zahlreicher vom Heer und aus der Heimath an, die Geſellſchaft wurde bunter und lauter, denn jederman kam als Sprecher eigner Meinungen und als Vertreter fremder Stimmen, und bei völliger Freiheit der Aeußerung machten ſich die kühnſten Forderungen nachdrücklich kund. Es war auffallend, wie das Amt und die Stellung der Perſonen ſich bereits der Geſinnung unterordneten, die Meinung machte ſich geltend als ſolche, wer ſie ſagte, darauf kam wenig an; der untere Kanzleibeamte, der da wußte, daß Blücher oder Gruner ihm Recht gaben, ſtellte ſich trotzig dem Geheimrath, ja dem Miniſter entgegen, wenn Volksthümliches zu vertreten war. Wir ſahen den Oberſtlieutenant von Barnekow ankommen, deſſen natürlicher Freimuth arglos die ungeheuerſten Sachen in die Welt hinausſchrie, und in ſeiner rauhen Aufrichtigkeit nur durch ſeine ſchöne bewunderte Frau noch etwas gemäßigt wurde. Aus Berlin erſchienen der Doktor Heinrich Meyer, der Profeſſor Kieſewetter, Friedrich Schulz mit dem Beinamen vom Theater, und endlich auch der Turnmeiſter Jahn, alle gewaltige Mitſprecher, und deßhalb gefürchtet und geſchont von hochſtehenden Männern, die man ſolchen Zugeſtändniſſes kaum für fähig hielt. Jahn insbeſondere wurde ordentlich gefeiert, der Staatskanzler lud ihn ein, und ergötzte ſich an dem wilden Aufſehen, während die ſtarken Reden ihm größtentheils unvernommen vorübergingen; Miniſter, Generale und Geheimräthe ſuchten mit Jahn das beſte Vernehmen, er ſelbſt würde vielleicht geſagt haben, ſie brüderten mit ihm. Doch gefiel ihm der vornehme Kreis eigentlich nicht, er fühlte ſich trotz ſeiner Ungebundenheit doch beengt, und zog weit die Geſellſchaft ſeiner Geſellen und Kumpane vor, mit denen er ſich im Palais-Royal feſtſetzte, und dort durch ſein in aller Kraft und Breite ſich entfaltendes Deutſchthum ſowohl Franzoſen als Deutſche in Erſtaunen ſetzte. Zu den wälſchen Aufwärtern in der Kaffekneipe wurde deutſch geſprochen, mit den undeutſchen Gäſten nicht viel Federleſens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten, jedoch unterblieben ernſte Kämpfe, weil man ſich nicht einmal zu dieſen verſtändigen konnte. Die Spazirgänger ſammelten ſich und ſtaunten die deutſchen Bären an, die ihnen bald mehr zur Luſt als zum Aerger waren. Jahn hätte gern nachträglich noch die Siegesſäule des Platzes Vendôme zerſtört, er ſchloß auch die Oeſterreicher in ſein Deutſchthum ein, und als dieſe die venetianiſchen Pferde von dem Triumphbogen vor den Tuilerien abnahmen, ſtieg er mit vielen andern Zuſchauern, Deutſchen und Engländern, auf den obern Raum des Bogens, betrat den ſeiner Roſſe ſchon entblößten Siegeswagen, und ſprach von dieſer Rednerbühne herab eine freie Anrede an die Verſammlung, wobei er zuletzt noch beſonders an die Oeſterreicher ſich wandte, und ſie aufforderte, nun auch jene Säule nicht länger zu dulden.

Dergleichen Vorgänge waren bei den ſchwebenden Verhandlungen und Volksgährungen in Paris nicht unerheblich; ſie zeigten eine Stimmung, deren Umfang und Entwicklung niemand berechnen konnte. Im preußiſchen Heere waltete große Unzufriedenheit, die Krieger glaubten ihre Sache mit Frankreich noch weiter ausfechten zu müſſen, und meinten ein Recht zu haben, nach dem Erfolge zu fragen, der aus den Waffenthaten gewonnen ſein ſollte. Was man von den künftigen Friedensbedingungen hörte, ſchien unvortheilhaft und ſchmachvoll; man wußte wohl, daß Hardenberg und Humboldt angeſtrengt kämpften, aber als man vernahm, daß Preußen endlich nachgebe, glaubte man die leitenden Staatsmänner der Schwäche beſchuldigen zu müſſen, und warf ihnen vor, die Volksgeſinnung und Heldenkraft, auf die ſie ſich ſtützen ſollten, zu mißkennen, zu verabſäumen. Blücher, der jetzt ſein Hauptquartier wieder näher in Verſailles hatte, und ſo wie Gneiſenau nun häufig nach Paris kam, ſchimpfte in ſeiner Kraftſprache heftig, wollte dem Lord Caſtlereagh zu Leibe, glaubte dem Kaiſer Alexander die Augen öffnen zu müſſen, und ſeine Schritte wurden für die Miniſter ängſtlich und für die Monarchen unbequem, ſo daß man ſchon fragte, ob es zu dulden ſei, daß die Kriegsleute hier ſich eine Gewalt über ihre Gebieter anmaßten? Vor einiger Zeit war ich Zeuge geweſen, wie Gneiſenau bei Hardenberg nach der Mittagstafel einen Staatsrath hart und derb angelaſſen und ihm ſchlechte Geſinnung vorgeworfen; jetzt ſollte ich ſehen, wie Blücher, ebenfalls nach Tiſch, dem Staatskanzler ſelbſt einen unangenehmen Auftritt machte und ihn des Mangels an Standhaftigkeit beſchuldigte, was dieſer jedoch mit Würde und Feinheit geſchickt abwies. Hardenberg verkannte in der That weder das Recht der deutſchen Anforderungen, noch ihre Stärke in der öffentlichen Meinung; allein auf ſeinem Standpunkte waren die Verhältniſſe der Kräfte nur nach Gewichten abzuwägen, die ſchon unwandelbar feſtſtanden. Er ſelbſt begünſtigte die öffentliche Meinung und wünſchte ſich auf ſie zu ſtützen, aber um dies zu können, mußte ſie in ſich ſelber erſt ſich beſſer gründen und ordnen. Er munterte Oelsner und Karl Müller auf, in deutſchen Zeitblättern volksthümliche und freiſinnige Meinungen zu nähren, dabei jedoch die Bedingungen und Maße zugleich deutlich zu machen, denen jede Handlung unterworfen ſei, zu der viele Theilnehmer mitzuwirken haben. Treffliche Aufſätze beider Männer überſandt' ich an Görres für den Rheiniſchen Merkur, an Cotta für ſeine Blätter. Andre Artikel ſchrieb ich ſelbſt, zum Theil für die Berliner Zeitungen, wo jedoch nur weniges davon zum Druck gelangte, denn ſchon damals begann im Stillen manche Hemmniß gegen die oberſte Staatsbehörde, und ſollte bald genug auch ſichtbar ihr entgegenwirken. Der Kampf in den öffentlichen Blättern war unſrerſeits um ſo nöthiger, als die Franzoſen ungemein zahlreich und thätig dieſes Feld bearbeiteten, und auch in Deutſchland die gegen Preußen feindlichen Federn keinen Augenblick ruhten. Dem Nachtheil ſolcher fortgeſetzten, auch im Inlande ſich vielfach regenden Angriffe zu begegnen, rieth ich eine Miniſterialzeitung zu gründen, und ſchrieb den Entwurf dazu, welchen der Staatskanzler ungemein billigte und auszuführen beſchloß, wenn wir erſt wieder zu Hauſe wären, denn hier in der Fremde und im Ablauf unſres Aufenthaltes war nichts dafür zu thun.

Das Verdienſt Hardenberg's nicht ſo ſchnöden Mißurtheilen, wie ſchon gegen ihn laut wurden, unvertheidigt preiszugeben, verſucht' ich daſſelbe für unverblendete Augen in das rechte Licht zu ſtellen, und ſandte folgenden Aufſatz in die Zeitungen von Hamburg und Augsburg: „Für denjenigen, der ohne andre Rückſicht lediglich auf den Sachinhalt der gegenwärtigen Verhältniſſe mit offenen, geraden Sinnen blickt, ſcheint die Beantwortung der Frage, was jetzt zunächſt zu thun obliege, ganz einfach, und er mag wohl oft ſehr verwundert ſein, daß ſie für ſo verwickelt gehalten wird. Den Sieg haben wir davongetragen, die Gewalt haben wir in Händen, thun wir daher was Rechtens iſt! Dies iſt die Stimme der öffentlichen Meinung, und nach dieſer Schlußfolge richtet ſie ihre Forderungen und Erwartungen über das zu Geſchehende ein. Eine edle Geſinnung, wie ſie dem beſſern Geiſte unſrer deutſchen Landsleute ſo herrlich inwohnt, läßt nicht zu, daß die Beſtimmung deſſen, was denn hier Rechtens ſei, bloß einſeitig für uns geſchehe; nein, dem beſiegten Volk unmittelbar nach dem Siege das Recht alles deſſen, was wahrhaft volksthümlich iſt, eben ſo zugeſprochen, wie uns, und ſchon wachen eifrig deutſche Schriftſteller für franzöſiſches Volksthum und Freiheit, wie für die unſrige. Wir wollen nicht, daß den Franzoſen eine Herrſchaft aufgedrungen werde, die ſie nur unwillig und vielleicht nur beim Anblick unſrer Waffen ertragen; wir wollen aber eben ſo wenig, daß uns vorenthalten werde, was wir zu fordern berechtigt ſind, da das Glück der Waffen unſern unvertilgbaren Anſprüchen endlich Kraft gegeben hat. Dieſe allerdings ſehr einfachen Wahrheiten ſind es, welche in den Unterhandlungen durchbrechen ſollten; allein die Formen, in welchen die Staatsverhältniſſe geführt und betrachtet werden, erlauben keineswegs ſo unbedingt die Anwendung eines auch noch ſo glücklich herausgefundenen und deutlich erkannten Grundſatzes, und das Wiſſen und Wollen ſteht bei dem Staatsmanne, wie bei tauſend andern menſchlichen Bemühungen, von dem Handeln oft durch eine große Kluft entfernt, die freilich der nicht ſieht, der nicht über ſie hinweg zu kommen braucht. Wir mögen daher nur immer eingeſtehen, daß die hieſige Lage der Dinge, durch das Zuſammentreffen ſo außerordentlich verſchiedener Vortheile, Anſichten und Möglichkeiten, zu den allerſchwierigſten gehört, und wenn nicht größeres Unheil daraus erwachſen ſoll, keineswegs durchgeriſſen, ſondern entwickelt werden muß. Die Sprache des Staatsmanns darf nicht die Sprache des Volksredners ſein, jener ſoll vorſtellen, wo dieſer ergreifen kann, und allerdings iſt das freie Erfinden des Gedankens ein von dem Anwenden deſſelben unter gegebenen Bedingungen ſehr verſchiedenes Geſchäft. Wenn wir aber nicht eben zu denjenigen gehören, die von dem Staatsmann alles ausgeführt verlangen, was in bloßer Gedankenverbindung als richtig erſcheint, ſo ſind wir dagegen auch ſehr von denjenigen entfernt, die mit ärmlicher Geiſtesbeſchränkung ihr diplomatiſches Geſchäft als eine abſonderliche Welt betrachten, die für ſich beſtehend in eignen Formen fortgehen müſſe und von dem Leben der Völker nichts aufnehmen, noch von deren Anſprüchen Rechnung halten kann. Wir glauben vielmehr, daß beides ſich glücklich vereinigen läßt, ja gewiß jedesmal vereinigt ſein muß, ſobald nur ächte gute Geſinnung und Geſchicklichkeit zuſammen ſind. Warum z. B. ſollte nicht ein Staatsmann auftreten können, und über die eine der oben bezeichneten volksthümlichen Forderungen den verſammelten Miniſtern in aller Form Erörterungen vorlegen, in denen etwa Folgendes geſagt würde: „„Die Ruhe und Sicherheit der europäiſchen Staaten gegen die von Frankreich her unaufhörlich erneuerte Gefahr zu beſchützen, war der Zweck des neuen Bündniſſes der großen Mächte, deren Vereinigung in Wien glücklicherweiſe noch Statt fand, als die Ereigniſſe im Anfange des März ſo dringende Maßregeln geboten. Die Völker, allzulange dem Unglücke des Kriegs und dem noch ſchrecklichern der grauſamſten Unterdrückung preisgegeben, erwarten endlich mit der Wiedererlangung des geſtörten Friedens auch die Bürgſchaft ſeiner Dauer; wir müſſen dieſe Bürgſchaft fordern, wenn wir im geringſten die Früchte ſo vieler Anſtrengungen und Opfer und ſo vielen vergoſſenen Blutes einerndten wollen. Die bisher zur Sprache gebrachten Punkte ſind für die Erreichung jenes Zweckes bei weitem nicht hinlänglich. Bonaparte iſt in den Händen der Verbündeten: das iſt unläugbar ſehr viel, aber noch lange nicht genug. Ein großer Theil ſeiner Anhänger befindet ſich noch in Frankreich und iſt mächtig und angeſehn, ſein Heer unterwirft ſich dem Scheine nach, aber derſelbe Geiſt beſeelt es noch immer, und ſeine Auflöſung ſelbſt zerſtreut vortheilhaft die Kräfte, die vereint beſſer mit Einem Schlage zu treffen wären. Der König kann nicht als Vermittler eines feſten und dauerhaften Friedens mit Europa betrachtet werden, da wir uns geſtehen müſſen, daß ſein Thron nichts weniger als feſt ſteht. Die Bourbons überhaupt haben wenige Freunde, und diejenigen, die ihnen wirklich ergeben ſind, vertrauen nicht ihrer Kraft. Da es für uns ſchwierig wäre, den Sachen in Frankreich diejenige Wendung zu geben, durch welche die Regierung volksthümlich, und daher ſicher und dauerhaft würde, ſo müſſen wir wenigſtens unſre Sache ſo zu ſtellen ſuchen, daß wir nicht ſtets neue Erſchütterungen zu fürchten haben. Wir bedürfen wirklicher Gewähr. Dieſe können wir weder in dem Vorſchlage, große Kriegsſteuern auszuſchreiben und zum Erbauen von Feſtungen zu verwenden, noch in dem andern Vorſchlage erkennen, eine bedeutende Truppenzahl in Frankreich zurückzulaſſen und die Gränzfeſtungen eine Zeitlang beſetzt zu halten. Solche Maßregeln ſind in mehr als Einer Hinſicht ungenügend und ſelbſt gefährlich; ſie ſteigern die Erbitterung aufs höchſte und geben, wie Preußen es gezeigt hat, dem unterdrückten Volke mit der Zeit nur neue Kraft und Begeiſterung. Wir ſind fern davon, uns von dem Geiſte der Eroberung leiten zu laſſen, wir wollen aber auch nicht beſtändig in der Gefahr ſein, erobert zu werden. Hier iſt kein andrer Ausweg, als die Gränzen Frankreichs ſo zu beſtimmen, daß von der Nordſee bis zu dem Mittelmeer alle Angriffspunkte, die Frankreich früherhin über ſeine Nachbarn zu gewinnen gewußt, davon getrennt und dem Staatenverein, zu welchem ſie ehemals gehört, zurückgegeben werden. Keiner unſrer Verträge, keine unſrer Erklärungen kann uns darin hinderlich ſein, wie bereits in einer andern Denkſchrift bewieſen iſt; Deutſchland fordert es mit lauter Stimme; die Niederlande, die Schweiz, Sardinien fühlen daſſelbe Bedürfniß. Wir ſind unſern Zeitgenoſſen und unſern Nachkommen dafür verantwortlich, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit, von der das Glück und die Geſtalt der Zukunft abhängen, nicht zu verſäumen. Bedenken wir, daß ſeit Heinrich der Zweite die drei Bisthümer an ſich riß, die Geſchichte nicht aufhört, uns Eroberungen Frankreichs über das deutſche Reich zu zeigen; bedenken wir, wie oft die Franzoſen über Mainz in das nördliche Deutſchland einfielen, wie oft längs der Donau hinab in Oeſterreich, mit welcher Leichtigkeit ſie die Schweiz und Italien einnahmen! Ja die Schlacht am 18. Juni ſelbſt, wenn ſie glücklich geweſen wäre, führte Bonaparte'n ſogleich wieder an die Maas bis zum Rhein. Es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn wir glaubten, die Gemüther in Frankreich durch Schonung und Großmuth zu verſöhnen; ſie verzeihen uns nie, daß wir geſiegt haben. Seien wir gemäßigt und großmüthig in jeder andern Rückſicht, nur nicht wo es auf unſre Sicherheit, und bei uns Deutſchen auf das Recht unſers Vaterlandes ankömmt. Rußland freilich, entfernt, mächtig und groß, hat hiebei nur ein mittelbares Intereſſe; aber ihm wie England muß gleicherweiſe daran liegen, Europa nicht immer neuen Stürmen preisgegeben zu ſehen; Oeſterreich, Preußen, die Niederlande, alle deutſchen Mächte zweiter Ordnung, die Schweiz und Italien haben in dieſem Augenblicke kein dringenderes Intereſſe. Was Preußen insbeſondre betrifft, ſo würden ſeine Miniſter außerdem ſich es nicht verzeihen können, wenn ſie die ſo theuer erkaufte Gelegenheit verſäumten, von Frankreich eine Entſchädigung für die ungeheuren Erpreſſungen und Auflagen, unter welchen Preußen durch die Franzoſen geſeufzt hat, zurückzufordern, und die noch dauernden Anſtrengungen des Volks zu erleichtern, und die gebrachten Opfer wenigſtens zum Theil zu erſetzen.““ Dieſe Sprache iſt im Sinne der öffentlichen Meinung und im Geiſte der ächten Diplomatik; falls es nöthig wäre, die Wichtigkeit des Geſagten noch durch ein äußeres Anſehen zu erhöhen, ſo könnte dies wohl nicht beſſer geſchehen, als wenn wir unſern Leſern die Verſicherung geben, wie wir denn hiemit thun, daß wir ihnen keine bloß erfundene Redeübung, wie etwa geſprochen werden könnte, ſondern mit den Worten eines edeln und hochgeprieſenen Staatsmannes ein Beiſpiel deſſen, wie wirklich geſprochen worden iſt, mitgetheilt haben.“ Das eingeſchaltete Stück Rede war nämlich ein Auszug aus Hardenberg's Note vom 4. Auguſt, die er bei den Friedensverhandlungen eingereicht und auf deren Inhalt er ſo lange als möglich beſtanden hatte.

Ueber mein eigentliches Verhältniß zu dem Staatskanzler muß ich, da es meine Denkwürdigkeiten ſind die ich ſchreibe, etwas Näheres beibringen. Hardenberg hatte ſchon in Wien beſchloſſen, daß ich künftig in ſeiner Umgebung bleiben ſollte. Jedoch konnt' ich bald aus manchen Aeußerungen abnehmen, daß dieſe Abſicht noch nicht unwandelbar feſt ſei, und ſo ſehr mir eine ſolche Stellung genehm geweſen wäre, ſo fühlte ich doch ſelber einige Ungewißheit, wiefern mir, da ich vor allem auch Rahel's Zufriedenheit beachten wollte, nicht andre Verhältniſſe wünſchenswerther ſein dürften. Ich überließ die Sache daher ihrer eignen Entwicklung, und Hardenberg begnügte ſich, mir bei jeder Gelegenheit, mochte nun mein Verbleiben bei ihm oder meine Anſtellung bei einer Geſandtſchaft in Rede kommen, ſein freundliches Wohlwollen zu bezeigen. Für den Augenblick genoß ich ſein ausgezeichnetes Vertrauen, er ſprach mit mir über die höchſten und geheimſten Angelegenheiten, und mußte dies auch, weil die Arbeiten, die er mir auftrug, es erforderten. Ich ſchrieb ihm jeden Morgen auf ſein ausdrückliches Verlangen einen kurzen Bericht über den Stoff, welchen die franzöſiſchen Blätter darboten, mit den freimüthigſten politiſchen Bemerkungen, die er nie tadelte, aber des oft verwegenen Ausdrucks wegen mir zu meiner Sicherheit zurückgab, und die ich aus gleichem Grunde ſpäterhin verbrannte. Eine Merkwürdigkeit kann ich nicht verſchweigen, ſie läßt einen tiefen Blick in den Zwang der Umſtände thun, dem auch die entſchiedenſte Machtſtellung unterliegt. Der Staatskanzler hatte mir befohlen, an beſtimmten Tagen wöchentlich zweimal morgens um 9 Uhr zu ihm zu kommen, und mich durch nichts und niemand abhalten zu laſſen; wenn er verhindert ſei, werde er es mir dann ſelber ſagen. Man wird es kaum glauben, allein es iſt buchſtäblich wahr, daß ich während des ganzen Pariſer Aufenthalts kein einzigesmal dieſem Befehl habe nachkommen können! Als gleich der erſte Verſuch fehlſchlug, und ich Mittags vor dem Eſſen einfach angab, welches Hinderniß ich getroffen, gerieth er in großen Zorn, und ſagte, ich ſolle das nächſte mal zuverſichtlich eindringen, er werde die gemeſſenſten Befehle geben. Allein das zweitemal ging es zwar anders, doch nicht beſſer, und als dieſe abermalige Hemmung zur Sprache kam, wurde er nachdenklich, meinte, es würden bald ruhigere Tage kommen, und ich ſollte mich nur wie befohlen einfinden. Indeß, als auch das drittemal fehlſchlug, wurde meines Ausbleibens nicht weiter gedacht, und ich gab die nutzloſen Verſuche auf. Ich ſah den Staatskanzler nun, außer der Tafelzeit, nur wenn er mich ausdrücklich rufen ließ, was noch oft genug geſchah, aber in mancher Zwiſchenzeit auch ſpärlicher, und ich mochte zu dieſem Zweck auch keinen übertriebenen Eifer anwenden. Ich wußte ſchon damals, daß der Werth der meiſten Erfolge zu unſicher iſt, um irgend einen, dem Wind und Wetter durchaus entgegen ſind, mit aller Gewalt anzuſtreben.

Hier iſt der Ort eine allgemeine Bemerkung beizufügen. Weniges in der Welt hat ſo beharrlich mein Erſtaunen erregt, als wie zwiſchen glänzendem Weltleben und ſcheinbarer Sorgloſigkeit in denſelben Perſonen zugleich die Kraft und Ausdauer des angeſtrengteſten Fleißes ſich bewährt. In Stellungen, deren Macht und Reichthum alle Befugniß zu geben ſcheint, die Kräfte fähiger Gehülfen für ſich eintreten zu laſſen, wo Pflicht und Gewohnheit der perſönlichen Erſcheinung unausweichlich Stunden und Tage eitlem Glanz und leeren Zerſtreuungen zu widmen haben, wo überdies die Lockungen der Genußliebe für Sinn und Geiſt ſo leicht und mächtig ſich darbieten, in ſolchen Stellungen ſehen wir oft eine Selbſtthätigkeit, die faſt unbegreiflich erſcheint, und den gelehrten oder literariſchen Fleiß weit überbietet. Bedenkt man die Wichtigkeit und Verwicklung der Gegenſtände, die hier zur Sprache kommen, in welchem Umfang, unter welchen Rückſichten, mit welcher Sorgfalt und Beſtimmtheit ſie zu behandeln ſind, den aufmerkſamen Widerſachern und Nebenbuhlern gegenüber, und daß auch die drängende Zeit hiebei in Betracht kommt, weil morgen vielleicht nutzlos iſt, was heute noch fruchtet, ſo wird man geſtehen müſſen, daß den Arbeiten des Kabinets andere ſo leicht nicht gleichzuſtellen ſind. Hiezu kommt die große Selbſtverläugnung, auf den Ruhm der

Autorſchaft zu verzichten, denn falls dieſe nicht ohnehin ſchon durch Betheiligung Mehrerer faſt gänzlich verſchwunden iſt, ſo bleibt ihr Erzeugniß doch auf den kleinſten Kreis von Leſern beſchränkt, denen zunächſt nur die Sache gilt, und oft ſchon der nächſte Augenblick trägt es zu Grabe; kommt aber auch ſpäter eine ſolche Ausarbeitung zur öffentlichen Kenntniß, ſo iſt die Theilnahme ſchon erkaltet, das Verſtändniß getrübt, und nur unkundiger Tadel heftet ſich oberflächlich an. Allerdings werden die diplomatiſchen Schriftwerke eines Gremonville, eines Malmesbury, eines Metternich, Hardenberg und Humboldt, ſofern durch Gunſt des Zufalls einiges von den letztern an den Tag gedrungen, noch heute von Kundigen mit Bewunderung geleſen; aber wie wenig iſt dies in Vergleich deſſen was wirklich geleiſtet worden! — Auch während dieſer Zeit in Paris wurde ungeheuer gearbeitet. Humboldt ſchrieb ſtundenlang bei Tag und Nacht in einem Zuge fort, oder in kleinſten Abſchnitten zahlreicher Unterbrechungen, immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit. Auf Hardenberg lag außer den politiſchen Verhandlungen zugleich die ganze Laſt der innern Verwaltung, und er bedurfte ſolcher rüſtigen Gehülfen, wie er an Stägemann, Jordan und Rother hatte, um nach allen Seiten wenigſtens das Dringendſte auszufertigen. Hardenberg erkrankte in der erſten Zeit, Humboldt ſpäterhin, aber dies that der Arbeit keinen Eintrag, im Gegentheil förderte ſie, indem nun manche ſtörende Obliegenheit wegfiel.

Die Franzoſen wurden unſres langen Verbleibens mit jedem Tage überdrüſſiger, und hofften durch innere Befeſtigung der Regierungsmacht, durch Verſtärkung des Thrones mittelſt der Volksvertretung, uns gegenüber eine entſchiednere Stellung anzunehmen. Die Kammern waren deßhalb einberufen, und man meinte, wir würden vor der öffentlichen Erörterung, der man eine gewiſſe Freiheit zugeſtehen mußte, ſchon früher die Flucht nehmen, oder doch nicht lange aushalten. Fouché hatte der Natur der Dinge nach alles Erdenkliche thun müſſen, um die Kammer der Deputirten vorherrſchend royaliſtiſch zu machen, die Umſtände wirkten zu dieſem Zwecke günſtig mit, im Süden hatten die Royaliſten augenblicklich die Oberhand, im Norden hielt die Truppenmacht der Verbündeten die Bonapartiſten und Liberalen im Schach, die Hofparthei war der nächſten Kammer ſicher. Doch mußte Fouché bald gewahr werden, daß er zu ſeinem eignen Falle mitgeholfen, denn kaum ſah jene Parthei ſo feſten Boden unter ihren Füßen, als ſie um ſo ungebärdiger zu werden begann, und vor allem den Jakobiner Fouch und Bonapartiſchen Herzog von Otranto nicht länge als Miniſter des Königs dulden wollte, deſſen Bruder durch die Zuſtimmung von jenem unter dem Henkerbeil gefallen war. Dem Könige jedoch war der verhaßte Miniſter bequem, und er hielt ihn noch einige Zeit, ode vielmehr der Miniſter ſich ſelbſt, indem er ſich als noc unentbehrlich vorſpiegelte; er ließ auch ſeine Vögel deßhalb wieder etwas im Sinne der Liberalen die Flüge ſchlagen. Mein Artikel im Deutſchen Beobachter vo 14. September drückt den damaligen Zuſtand folgende maßen aus: „Nachdem die Monarchen nun ſämmtli von Vertus zurück ſind, werden mit neuer Thätigkeit di Geſchäfte betrieben, und man ſagt allgemein, daß ſ binnen Kurzem zum Schluſſe gebracht werden ſollen. E ſcheint alles der Hauptſache nach ſchon völlig abgema und die Hoffnungen derjenigen, welche ſo beiſpielloſe Erfolge nicht möchten fruchtlos wieder aus den Händen gegeben ſehen, ſind ſehr zuſammengeſchmolzen. Vergebens haben die preußiſchen Staatsmänner vorgeſtellt, daß eine ſolche Gelegenheit, zum zweitenmale verſäumt, vielleicht in einer langen Reihe von Jahren nicht wiederkehrt, und dann wieder mit ungeheuern Anſtrengungen, in harten, zweifelhaften Kämpfen, mit dem Blute und Leben von Hunderttauſenden erkauft werden muß, was jetzt mit einem Federſtrich gewonnen wäre; daß wir nichts Ungerechtes wollen, ſondern die gerechteſte Sache von der Welt, die als ſolche vor Gott und Menſchen beſtehen muß, die Integrität Deutſchlands, die Rückkehr der deutſchen Länder zum deutſchen Staatenbund, die Unſchädlichmachung Frankreichs durch die Wegnahme ſeiner immerwährenden Angriffspunkte gegen Deutſchland: die Politik nimmt einen andern Weg, als dieſe Gedanken deutſcher Patrioten, die Politik in ihrer Vereinigung und Berückſichtigung verſchiedenartiger Intereſſen tödtet alle einzelnen, ſtatt ſie zu beleben, und ſo fanden ſich Hinderniſſe auf Hinderniſſe, ſo daß mancher, ſtatt ſeine gerechten Forderungen erfüllt zu ſehen, am Ende noch froh iſt, aus ſo vielfältiger Verwickelung mit heiler Haut herauszukommen, ohne neues eingebüßt zu haben. Der Freiherr vom Stein iſt wieder abgereiſt; ſeinen Unwillen theilen Viele, deren Mißvergnügen weniger ausbrechen darf. Das deutſche Publikum wird diejenigen nicht verkennen, die die Sache des Vaterlandes treulich verfochten haben; wenn man ihnen auch nicht zum Siege Glück wünſchen kann, ſo kann man es ihnen doch zur muthvollen Tapferkeit. Unter den Franzoſen dauert die Partheiwuth beſig fort. Die Royaliſten ſtrengen alle Kräfte an, um in der Verwaltung, im Heer, in den Kammern der Volksvertreter, und ſelbſt bei den fremden Mächten die Oberhand zu erlangen; ſie ſind blind und taub gegen alle Vorſtellungen der gemäßigten Parthei, ſie denken: jetzt oder nie! und haben darin recht, denn wenn ſie dieſen Augenblick verſäumen, ſo ſind ſie verloren auf ewig. Aber ſie werden die Oberhand dennoch nicht behaupten, die Zahl der Köpfe iſt gegen ſie, und die Intelligenz ebenfalls. An Fähigkeit, Einſicht und Muth iſt ihnen die Parthei der Freiheitsfreunde weit überlegen. Die Jakobiner lachen zu dem augenblicklichen Uebergewicht der Royaliſten, ſie meinen, das habe nichts zu bedeuten, damit würden ſie ſchon fertig werden. Fouché, deſſen Sturz mit allen erſinnlichen Anſtrengungen verſucht wurde, ſteht feſter, als je, und läßt ſeine Macht mehr als vorher fühlen. Schon haben einige Zeitungen wieder mit großer Kühnheit gegen die Fanatiker geſprochen, und Chateaubriand's Rede im Wahlkollegium unkluger Albernheit bezüchtigt. Wenn es aber richtig iſt, daß Frankreich von ſcheinheiligen Schönſprechern und Redensartenſchmieden kein Heil zu erwarten hat, ſo iſt es jedoch nicht minder wahr, daß auch die feine Staatsklugheit und liſtige Thätigkeit dazu nicht hinreicht, und daß ein Miniſterium nöthig wäre, deſſen Mitglieder wirklich die wahre Achtung der Nation beſäßen, und keine frühere Flecken auf ſich trügen."

Allein die Aushülfe polizeilicher Ränke war ſchnell erſchöpft, der König widerſtand dem wiederholten Andrange der Prinzen nicht lange, Fouché bekam ſeine Entlaſſung; er hatte gethan was man von ihm gewollt, nämlich ſich entbehrlich gemacht, wie er nicht anders ſein konnte, denn verdächtigt nach allen Seiten hatte er keinen Halt als die Stellung des Augenblicks, jeder Schritt führte zum Abgrunde. Unter den Fremden ſahen diejenigen, denen er vertraut geworden war und die ferner mit ihm gut fertig zu werden hofften, ſein Ausſcheiden mit Bedauern. Aus Scham ließen ihm die Gegner auch eine Anſtellung anbieten, er wurde zum Geſandten nach Dresden beſtimmt, worin Argwöhniſche eine feindliche Richtung gegen Preußen ſehen wollten, wogegen von dieſer Seite die Ernennung Gruner's ebendahin die entſprechendſte Maßregel ſchien.

Unſer Verhältniß und unſre Stimmung in dem ganzen Getreibe, ſowohl der Franzoſen als der Verbündeten, ſtellt mein Schreiben vom 20. September in der Allgemeinen Zeitung mit lebhafter Tagesfarbe vor Augen: „Die Hauptſtärke des preußiſchen Heeres zieht ſich jetzt in der Gegend von Paris zuſammen, und das Hauptquartier des Fürſten Blücher iſt von Caen nach Verſailles verlegt; der Fürſt ſelbſt befindet ſich dieſen Augenblick in Paris. Sein Erſcheinen in der Hauptſtadt, das mit ſo vielfachen andern Bewegungen zuſammentrifft, macht auf die Franzoſen großen Eindruck, und überhaupt ſcheint bei den Maßregeln, die ſie genommen ſehen, kein naher Ausbruch der Gährung zu befürchten zu ſein, in welcher ſich das Volk allerdings befindet. Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge ſteigt mit jedem Tage, der Hof wird mit jedem Tage verhaßter, und der große Haß, den die Franzoſen gegen die fremden Sieger hegen, hat neben den andern natürlichen Urſachen auch noch beſonders eine ſtarke Quelle darin, daß mit dieſem verhaßten Hof und deſſen verhaßte Grundſätze zurückgebracht zu haben ſcheinen, und auch jetzt gegen die Volksſtimme zu ſchützen und zu halten ſcheinen. Wir ſagen mit Recht bloß ſcheinen, denn die Sache hat ſich eigentlich von ſelbſt gemacht; und Fouché mochte es in den Tagen unſers Einzuges in Paris, den Franzoſen, durch ſeine bekannte Botſchaft an die Kammern, vorgeſpiegelt, die Rückkehr und Wiedereinſetzung der Bourbons ſei die unnachläßliche Bedingung, unter welcher die Verbündeten Frieden mit Frankreich machen wollten! Die Engländer allein führten vielleicht eine ſolche Sprache; den übrigen Verbündeten iſt ſie nicht eingefallen, am wenigſten den Preußen, welche in dieſer Wendung der Dinge die gerechten und volksthümlichen Anforderungen der Deutſchen erfüllen, und die der Franzoſen, denen eine innere verfaſſungsmäßige Freiheit gern gegönnt würde, völlig geſichert ſehen. Die Bourbons haben ſich ſelbſt wieder auf den Thron geſetzt, und das Geſchehene, dem man ſehr ſchicklich hätte vorbeugen können, wäre nur mit Unſchicklichkeit abzuändern geweſen. Indeſſen wird ſich die Sache, wie ſie ſich von ſelbſt gemacht hat, auch von ſelbſt wieder zu Ende bringen; es iſt klar, daß die Stimme des Volks dem Hauſe der Bourbons heftig entgegen iſt und ihm täglich mehr entgegen wird, und unſre Bajonette, wenn ſie denſelben auch eine Zeitlang zum Schutz dienten, würden dies doch nicht immer und ewig zu thun im Stande ſein. Da jedoch gewiß in Frankreich, ſobald wir nur den Rücken wenden, Unruhen ausbrechen, ſo iſt es um ſo nöthiger, daß wir Deutſchen für dieſen Fall unſre Gränzen geſichert haben; darauf dringt das preußiſche Kabinet bei den Friedensverhandlungen [illegible] z. B. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] Vorzug, die [illegible] [illegible] gegen Frankreich [illegible] [illegible] als willkommen [illegible] durch deſſen [illegible] Regierungsſyſtem [illegible], während ſie im Weſentlichen [illegible] [illegible] hatte, wie ſie [illegible] [illegible], und während es am Tage lag, daß ſie ſelbſt durch [illegible] [illegible] war, und Frankreich in ſeinem [illegible] durch ſie [illegible] wurde, auf's neue gegen das Ausland, namentlich gegen Frankreich, eine [illegible] [illegible] zu entfalten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als wenn einzig die Monarchen und Dynaſtien die Ruhe und Erhaltung der Staaten geſichert hätten, und man den früheren [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] worden, ſchien ganz vergeſſen [illegible].

[illegible] der [illegible] war es in früheren [illegible]: [illegible], Görres, [illegible] und [illegible] hatten es [illegible] und [illegible] den [illegible] in Erinnerung gebracht, und auch in den [illegible] war die [illegible] [illegible], die [illegible] auf den Grund [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] im [illegible] Deutſchen [illegible] [illegible] war. [illegible] hatte ſich in [illegible] [illegible] [illegible] ausgeſprochen, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Kriegsmänner, an ihrer Spitze Blücher, Gneiſenau, [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In dem [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] Preußen durch ſeine [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible], von Frankreich [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] eingereicht, in welcher dieser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] die Wichtigkeit der [illegible] als auch das Recht des Siegers und das [illegible] eines [illegible] die [illegible] mit [illegible] Folgerung [illegible]. Die [illegible] der Bemerkungen, die er [illegible] hatte, wurde ihm noch nicht entsprochen, doch blieb derselbe dem [illegible], wenn in einer von Hardenberg selbst verfaßten Eingabe vom 4. August, welche die Grundlagen der [illegible] mit Frankreich zu führenden Verhandlung [illegible] und aufstellte, forderte er bestimmt für die Niederlande die umliegende Reihe von Festungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar. Diese Forderungen wurden durch eine zweite Denkschrift Hardenberg's vom nämlichen Tage, die ich früher im Auszuge schon mitgetheilt, umständlich [illegible], und dabei ausgeführt, wie viel weiter man berechtigt noch gehen könnte, wenn man alles zurückfordern wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Waffengewalt, und mehr noch durch Arglist, von Deutschland abgerissen.

Damit die gegen Frankreich [illegible] zu machenden Ansprüche in gehörigem Licht und vollem Gewicht erscheinen, fügte Hardenberg seinen diplomatischen Erörterungen zwei [illegible] die [illegible] mit [illegible] Denkschriften bei, in welchen [illegible] der [illegible] und [illegible] Sicherheit hauptsächlich aus militärischem Gesichtspunkte in's Auge faßte. Gleichzeitig wurde eine [illegible] Denkschrift [illegible] eingeschlossen, worin die [illegible] und [illegible], welche Preußen durch die

Gewalt und weit mehr noch durch die Gewaltthätigkeiten der Franzosen erlitten hatte, ausführlich auseinandersetzen und in einer ursprünglichen Uebersicht zur ungeheuren Summe von elfhundert und fünf und achtzig Millionen Franken aufgerechnet worden. Doch alle Rückforderungen durch Geld, welche ohnedies bei so vollständigem Siege nicht ausbleiben konnten, erschienen Preußen für ungenügend, und Sicherheit auf Erwerbung von Land, sowie den besonderen eigenen Vortheil Preußens berücksichtigend, wenn nur die verhältnißmäßig geringsten Strecken, das Saarbrücker Ländchen und andere kleine Stücke, konnten leicht dem preußischen Staat zufallen, gewiß aber lag weiter die Hauptmacht der möglichen Sicherung der Verbündeten für andere Zwecke zur Vertheidigung dienen.

Wir wissen bereits, daß England und Rußland keineswegs auf diese Bedingungen eingehen wollten. Von englischer Seite wurden durch Lord Castlereagh in einer Denkschrift die Grundsätze, nach welchen Frankreich zu behandeln sei, in ganz entgegengesetztem Sinne aufgestellt, deren Unzweckmäßigkeit jedoch Hardenberg in einem Schreiben an Metternich glänzend darlegte. Noch weniger taugte nun die von Capodistrias in einer zweiten Denkschrift verfaßte Antwort auf die Hardenberg'schen Forderungen; da sie auf dem Grund ihrer [illegible] Behauptungen nicht [illegible], so bedurften sie keiner neuen Widerlegung. Wäre auch Oesterreich, eben so wenig wie [illegible] Frankreich zu schonen, wie England und Rußland, hatte schon durch eine Denkschrift Metternich's die Erklärung gegeben, daß der jetzt geführte Krieg nicht als Eroberungskrieg gelten und daher auch keine Gebietsabtretung zur Folge haben könne, eine solche würde nur die aber durch den Wiener Congreß befestigten politischen Verhältnisse auf's neue gewinnen, und einzig der bewaffnete Jakobinismus, gegen welchen allein der Krieg geführt worden, den wesentlichen Nachtheil davon haben. Eine Entschädigung für die Kriegskosten, desgleichen ein in militärischer Hinsicht wünschenswerther Besitz einiger Gränzplätze wurden als billig angesehen, dagegen als besonders nothwendig die Einräumung eines beschränkenden [illegible] für die französische Verfassung hervorgehoben, damit diese künftig mehr im Einklange mit den Zuständen der andern Mächte sei. Der Ausdruck „bewaffneter Jakobinismus" war in dieser Zeit ein Lieblingswort von Gentz, und er begriff darunter alles Konstitutionswesen, das er am liebsten von Grund aus in Frankreich zerstört gesehen hätte, zum guten Beispiel für Deutschland, welchem dergleichen durch die Bundesakte zugesichert zu sehen ihm schon wie ein beängstigender Alp drückte. Doch diesen Punkt, die Verfassung zu beschränken, welcher mehr als jede andere Forderung die innere Selbständigkeit Frankreichs betroffen und ganz geeignet war, nicht den Jakobinismus allein, sondern die ganze Nation, die Bourbonen mit eingeschlossen, unversöhnlich zu erbittern und zu bewaffnen, kam in den weitern Verhandlungen nicht ernstlich mehr zur Sprache. Daß Oesterreich keine Landabtretung von Frankreich wollte, darf uns wenig befremden, wenn wir die Lage dieser Macht einmal näher in's Auge fassen. Das Glück konnte nur eine Verstärkung Süddeutschlands gewähren, sowohl im Falle der Vertheilung, als im Fall der Gründung eines neuen Staates, denn auch dieser würde, wie schon Baiern, Würtemberg und Baden, die zu Oeſterreich bald in politiſchem Gegenſatze geſehen haben, und ſelbſt der auch ſonſt nicht gerade glänzende Gedanke, daß der Erzherzog Karl zum Fürſten des Elſaſſes erhoben würde, konnte jene Beſorgniß mindern. Uebrigens hatte Oeſterreich allen Grund, nicht durch neuen Ländererwerb im Weſten und im Oſten ſich unbehagliche Verträge beſchwerlich aufzuerlegen, indem Rußland unverhohlen Begehrlichkeit dort blicken ließ, und daß ein vereinigtes Königreich Polen den Anſpruch auf weitere Grenzen gar nicht verhehlte. Die Staatsklugheit Oeſterreichs als ſolche war daher nicht zu tadeln, um ſo weniger, als ihm durch das Zuſammenſtehen in dieſer Frage mit Preußen kein Gewinn erwachſen konnte, wohl aber kein Erkennen für Rußland ihm viele Macht und zugleich England und Frankreich verpflichtet machte, deren Einmiſchung zu manchen noch rückſtändigen Verhandlungen in Deutſchland ihm nicht gleichgültig ſein durfte.

Mit jedem Tage gewann die Sache der Franzoſen mehr Beifall und Einfluß, ihre Klagen, Vorſtellungen, Zuſicherungen und Wünſche fanden die mannigfachſte, unermüdlichſte Verbreitung; ihre geſchäftigen Vortheile, ihre Gewandtheit und Geſchmeidigkeit fanden zahlreiche Zugänge. Was nicht im erſten Sturme gegen ſie war erlangt worden, wurde mit jedem Tage unmöglicher zu erlangen. Es half nichts, daß manche deutſche Fürſten den Forderungen Preußens zuſtimmten, ohne doch dieſem ſich anzuſchließen, daß mit beſonderem Eifer Gagern in der Niederlande Namen und in ſeinem eigenen, daß der Graf von Münſter für Hannover, der Fürſt von Wrede für Baiern, der Graf von Wintzingerode für Württemberg die gerechten Anſprüche Deutſchlands durch uneinzelne Denkschriften vertheidigten, daß Stein das ganze Gewicht seines Namens und seine beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst aufbot, um in dessen Gesinnungen eine Aenderung zu bewirken: eben so verhallte die öffentliche Stimme in deutschen Flugschriften und Tageblättern machtlos; nichts vermochte den einmal gefaßten und täglich durch russische Beredsamkeit bestärkten Willen der drei Mächte zu erschüttern. Lord Castlereagh wiederholte mit Festigkeit die Absichten seines Hofes in einer zweiten Denkschrift vom 2. September, und trieb damit die Sachen zur Entscheidung, denn wenn Oesterreich in seiner bisherigen Haltung verblieb, und es nicht gelang den Kaiser Alexander umzustimmen, so stand Preußen völlig allein und mußte sich der Mehrheit fügen, oder aus dem Bündniß heraustreten.

Dem Schriftwechsel der Kabinette waren bisher immer mündliche Verhandlungen zur Seite gegangen, und in der letzten Zeit hatten die wichtigsten Schritte hauptsächlich diesen Weg eingeschlagen. Der König von Preußen hatte mit dem Kaiser von Rußland wiederholte Unterredungen, wobei die Freundschaft, welche beide Monarchen verband, sehr ernste Worte nicht verhinderte; Hardenberg war zugegen, und einmal auch Humboldt, doch entwand sich der Kaiser, der geschickt zu sprechen wußte, immer wieder den Schlüssen, durch die man ihn zu überzeugen hoffte. Am 1. September, am Tage vor der Abreise in das Lager von Vertus, als der Kaiser und der König bei Hardenberg zu Mittag speisten, wurde der letzte Versuch gemacht, das enge Einverständniß des Kaisers mit England zu lockern, und da dies nach einer lebhaften Erörterung wieder völlig fehlſchlug, ſo ertheilte der König, noch ehe er die Reiſe antrat, dem Staatskanzler die Weiſung, in Betreff der Landabtretungen nachzugeben und auf die von den andern drei Mächten ausgeſprochenen Grundlagen einzugehen. Dies that Hardenberg durch eine Denkſchrift vom 8. September, welche natürlich die Kraft der früheren Eingaben nicht haben konnte, gleichwohl aber auch im Weichen noch einige Punkte feſthielt, namentlich die Hochſtellung der eigenen Geldforderungen, und die kleineren Abtretungen und Austauſche, die — wie Saarbrücken — für Preußen eine Ehrenſache geworden, oder zur beſſern Sicherung der Gränzen nöthig dünkten. Mit dieſem Nachgeben Preußens war die Uebereinſtimmung der vier Mächte ſo ziemlich hergeſtellt, und nun erſt konnten ihre Unterhandlungen mit Frankreich in aller Form eröffnet werden.

Der Annahme, daß Hardenberg und Humboldt bisher verſchiedene Anſichten gehabt und abweichende Richtungen befolgt, muß ich durchaus widerſprechen. Sie waren im Gegentheil hier ganz einſtimmig, ſahen die Verhältniſſe gleichmäßig ein, hegten dieſelben Geſinnungen, empfanden dieſelben Hemmniſſe. Daſſelbe gilt von Kneſebeck, der zu ſehr in der Mitte des Treffens ſtand, um nicht alle Schwierigkeiten des Bodens genau zu kennen. Sogar Stein, ſolange er zum Mithandeln berufen war, hielt feſt an Hardenberg. Wenn Blücher, Gneiſenau, Grolman und Andre, denen die Sache Preußens am Herzen lag, ſtärkere Forderungen behaupten wollten, noch andre Möglichkeiten vorausſetzten, ſo kam das daher, weil ſie dem diplomatiſchen Treiben nur zuſahen, aber nicht ſelbſt darin thätig waren. Auch das iſt irrig, was Gagern einmal andeutet, daß Humboldt eine Zeitlang bei den großen Angelegenheiten weniger zugezogen worden, er hatte unausgeſetzt dabei dieſelbe Betheiligung; beide ſtanden in dieſer Zeit durchaus gemeinſam, als wackere Genoſſen, die für daſſelbe Ziel auch nur dieſelben Mittel haben. Aber auch gemeinſam beſaßen ſie nicht die Macht, aus eigner Willensmeinung zu handeln, ſondern hatten einer vorgeſchriebenen zu folgen, die nur zum Theil von ihren Einſichten und Vorſchlägen bedingt werden konnte, ſie wurden in den Kampf geſandt, wie tapfere Krieger, denen ſo wie Vorwärts auch Halt zugerufen wird, und die in beiden Fällen gehorchen müſſen. Alles was über Nebenrückſichten, perſönliche Bedenken, Karakterſchwächen oder ſonſtiges Zufällige vermuthet oder angenommen wird, ſchwindet in der Betrachtung jenes Verhältniſſes, und ich darf kühn ſagen, daß der Augenblick, wo Hardenberg und Humboldt während dieſer Verhandlung es an Muth oder Talent hätten fehlen laſſen, nie wird nachzuweiſen ſein.

Der weitere Verlauf läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Nachdem der Entwurf des neuen Vertrages abſeiten der Verbündeten in mehreren bei Caſtlereagh gehaltenen Konferenzen berathen und am 19. September ſchließlich feſtgeſtellt worden, erfolgte am 20. die Zuziehung der franzöſiſchen Bevollmächtigten Talleyrand, Dalberg und Louis, denen der Entwurf als der Ausdruck des gemeinſamen Willens der Verbündeten mitgetheilt wurde. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten erklärten in ihrer ſchon im voraus bereiteten und fertig gehaltenen Antwort vom 21. die Bedingungen für allzu hart, und ſprachen weitläufig über die Grundſätze, nach welchen die Lage Frankreichs müſſe beurtheilt werden. Da hierauf keine Rückſicht genommen wurde, ſo legten die franzöſiſchen Miniſter ihre Stellen nieder, weil ſie dergleichen Bedingungen nicht zu unterzeichnen, noch in den nächſtens zuſammentretenden Kammern zu vertreten wagten. An ihre Stelle trat der Herzog von Richelieu, der in ruſſiſchen Dienſten ſich das Zutrauen des Kaiſers Alexanders erworben hatte, und jetzt für die Bourbons ein willkommener Vermittler war. Dieſer unterzeichnete nun in der Konferenz vom 2. Oktober die Friedensgrundlagen.

Mit Feſtſetzung dieſer Grundlagen war allerdings die Hauptſache ſchon gethan, und die Monarchen eilten nun Paris zu verlaſſen, der Kaiſer von Rußland ging ſchon am 28. und der Kaiſer von Oeſterreich am 29. September fort, der König von Preußen am 9. Oktober; allein die Verhandlungen waren damit keineswegs zum Abſchluſſe gebracht, es waren noch zahlreiche Uebereinkünfte und Anordnungen zu treffen, militairiſche und finanzielle Maßregeln feſtzuſetzen, die Vollziehung des Beſchloſſenen einzuleiten. Die Franzoſen erlangten im Einzelnen noch manchen Vortheil; die wenige Landabtretung, die Geldzahlungen, der Umfang und die Dauer der militairiſchen Beſetzung eines Theiles von Frankreich, welche eben ſo zur Stütze der Bourbons als zur Sicherheit der Verbündeten angeordnet war, alles wurde auf ein geringeres Maß herabgedungen, nicht ohne den fortgeſetzten Widerſpruch Preußens, der aber bei der entſchiedenen Willfährigkeit Englands und Rußlands nichts ausrichten konnte. Der Abſchluß des vollſtändigen Friedensvertrags mit allen ſeinen Beiwerken und Anhängen kam erſt am 20. November zu Stande. Das diplomatiſche Hauptquartier blieb aber noch bis zum Ende des Monats in Paris, die Miniſter, der Stab und der ganze Troß.

Die Geſchäftsthätigkeit war in der letzten Zeit nur noch vermehrt, allein ſie ging nun in vorgezeichneten Wegen und jeder einzelne Geſchäftszweig bot ſeine ablöſenden Gehülfen. Der Staatskanzler konnte aufathmen und den Blick ſchärfer auf unſre heimiſchen Angelegenheiten wenden, wo vielerlei ſeine Aufmerkſamkeit forderte, der Uebergang aus der Kriegsanſtrengung in eine erſt zu ſchaffende Friedensordnung manches Schwierige fand, und allerlei ſchiefe Richtungen ſich kund gaben. Ein tiefer Widerſtreit der Meinungen platzte überraſchend in die Oeffentlichkeit durch die Brandkugel, welche der Geheime Juſtizrath Schmalz in Berlin mit großem Unbedacht auffliegen ließ. Er trat als Angeber geheimer Verbindungen hervor, und ſeine Schrift, elend und ſchwach als litterariſches Erzeugniß, war als Partheiſchrei von größter Bedeutung, indem ſie allem, was bisher zur Rettung und Wiederherſtellung des Staats gewirkt, den Männern, die noch jetzt vorzugsweiſe galten, den gehäſſigſten Krieg ankündigte. Daß der Schwager Scharnhorſt's ſich entblödete, dieſen Helden unſterblichen Verdienſtes durch Schmähung der Grundſätze und Männer, mit denen er bis in den Tod verbündet geblieben, noch im Grabe zu erzürnen, erregte Widerwillen, daß der Schreiber einen ſtarken Rückhalt in höheren Kreiſen hatte, mochte man ihm gönnen, und das ganze Beginnen würde ohne ſonderliche Beachtung vorübergegangen ſein, hätte nicht ein hinzutretender Umſtand unerwartet die Sache zu einer höheren Bedeutung erhoben. Dem wunderbaren preußiſchen Aufſchwunge, der ſeit dem verlorenen Feldzuge von 1806 ununterbrochen gewaltet und nach innen wie nach außen den Staat neu gegründet, waren viele Leute feindlich, ſchon weil ſie keinen Theil daran gehabt; den Ruhm und Vortheil davon aber wünſchten ſie doch zumeiſt ſich anzueignen. Dieſen Leuten war Schmalz ein willkommener Schildknappe, und ſie wandten alles an, um ihn mit dem Anſehn höheren Schutzes zu bekleiden. Man umſchlich und beredete die Behörde dahin, daß ſie mit Umgehung des Staatskanzlers, der beſtehenden Vorſchrift entgegen, die Schrift als ein Zeugniß der eifrigſten Vaterlandsliebe unmittelbar an den König nach Paris ſandte und für den Verfaſſer als Belohnung das Kreuz des rothen Adlerordens erbat. Der König gewährte dies ohne Bedenken. Die Parthei rief dies als einen Sieg aus, der ſchon nicht mehr allein ſtand, denn auch der König von Würtemberg hatte Schmalz für die überſandte Schrift mit einem Orden bedacht; dieſe letztere Zierde kam indeß kaum in Betracht. Deſto größern Lärm aber verurſachte die Verleihung des inländiſchen Ehrenzeichens und die dabei ausgeübte Uebergehung des Staatskanzlers. Blücher warf mit Hundsföttern um ſich und ſpie gegen das Schlangenneſt aus, das uns im Rücken ziſche, Gneiſenau und Grolman waren in ihrem Unwillen nicht minder heftig, Gruner ſann auf vernichtende Gegenſtreiche, am lauteſten tobte Jahn, der ſogleich für die Anhänger des Widerſachers den Namen Schmalzgeſellen erfand, und ſie unter den Schlägen deutſchthümlichen Witzes jämmerlich Spießruthen laufen ließ. Alles blickte auf Hardenberg, der unmöglich bei der Sache ſchweigen konnte. Humboldt und Gneiſenau reizten den ſchon Unwilligen noch ſtärker auf; Stein ſchrieb in gleichem Sinn und Eifer an ihn. Allerdings hat er bei dem Könige geklagt; indeß fühlte er ſelbſt, daß er keine Genugthuung anſprechen konnte, ohne daß das Königliche Anſehn eben ſo bloßgeſtellt würde, wie das ſeinige bloßgeſtellt war; auch bedachte er die Zukunft alles deſſen, was noch in ſeine Hände gelegt war, und glaubte nicht um einer vorübergehenden Armſeligkeit willen dies alles auf das Spiel ſetzen zu dürfen. Gruner ſah die Sache mit andern Augen an. „Geben Sie Acht, ſagte er zu mir, er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der andern bieten, und er wird eine nach der andern hinnehmen! Um jeden Preis hätte er dieſen Streich auf die Gegner zurückſchleudern müſſen; er wird es bitter bereuen, dies verſäumt zu haben!“ Stägemann wollte die Sache in's Lächerliche ziehen, wiewohl er ihren weitausſehenden Ernſt wohl erkannte. Wir beeiferten uns Alle, für die gute Sache das Wort zu nehmen, und die deutſchen Blätter wimmelten von Angriffen auf Schmalz und ſeine wenn auch hochgeſtellten doch dunkeln Verbündeten. Sehr gut ſchrieb Ludwig Wieland in Weimar über die Sache. Aber die Hauptſchläge geſchahen in Berlin, der Geheime Staatsrath Niebuhr trat zuerſt mit dem Gewicht ſeines Namens in einer geharniſchten Schrift hervor, und ihm folgte Schleiermacher mit ſeinen wahrhaft tödtlichen Geſchoſſen. Der Kampf wurde bald von obenher verboten, aber nichtsdeſtoweniger dauerte er geheim oder offen ein Vierteljahrhundert fort, und ſcheint kaum jetzt ausgefochten. Den unſeligen Urheber konnte alles Behördenanſehn, das ſich ſchützend über ihn lehnte, vor dem Gericht der öffentlichen Meinung nicht retten, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß er bis zu ſeinem Ende nie wieder das Gefühl innerer Selbſtzufriedenheit genoſſen hat.

Dieſes Aergerniß hatte zur Folge, daß Blücher und Hardenberg wieder beſſer ſtanden, und dieſer ſogar einen Beſuch bei jenem in Verſailles abſtattete. Schlabrendorf zog aus dem böſen Zanke die Nutzanwendung, wie nöthig es ſei, daß Preußen politiſche Formen bekäme, ein Parlament, in welchem ſich die Leidenſchaften abtoben, die Anſichten ausgleichen könnten, zum Vortheil des Ganzen, wie es jetzt in wilder Unart nur zum Schaden geſchähe; „Denn mit der ſtrengen Befehlsmacht, fügte er hinzu, und mit dem blinden Gehorſam, die ſonſt alles zuſammenhielten, iſt es bei uns, wie ich ſehe, doch für ewig vorbei!“

Mir ſollte in Paris auch ein perſönlicher Streit erwachen, deſſen ich am wenigſten gewärtig ſein konnte. Das Unglück Hamburgs im Jahre 1813 hatte dem Rathe und der Bürgerſchaft vielfache Widrigkeiten vererbt, die zuletzt in bittre Partheikämpfe ausbrachen. Meine Schrift über den hamburgiſchen Aufſtand war bis dahin unangefochten geblieben, jetzt aber wurden die harmloſen Aeußerungen derſelben als Waffen gebraucht und bekamen eine andere Geltung als ſie urſprünglich hatten. Ludwig von Heß, geweſener Anführer der hamburgiſchen Bürgergarde, erbittert durch herbe Vorwürfe, die er ſich bewußt war nicht zu verdienen,„ hatte ſich durch eine Schrift, die er Agonieen der Republik Hamburg nannte, bei ſeinen Mitbürgern zu rechtfertigen geſucht, und hiebei nicht ermangelt, auch mehrere Stellen meiner Schrift, bei denen er ſich früher ziemlich beruhigt hatte, als ihn verletzende zu rügen, und begehrte herausfordernd eine Erklärung darüber. Perthes hatte mir von der Sache als von einer mich ſchwer belaſtenden geſchrieben, Sieveking in gleicher Weiſe geſprochen, und die beiden Freunde ſchienen bedenklich, wie ich aus dem ſchlimmen Handel herauskommen wolle. Da ich das Buch nicht hatte, ſo konnt' ich nichts anfangen. Unvermuthet aber kam Heß in Angelegenheiten der Stadt Hamburg nach Paris, ich ſchrieb ihm und bat um ſein Buch, gegen das ich wie ich höre ſchreiben müſſe; er ſandte es auf der Stelle. Da ſah ich denn mit mehr Beſchämung als Freude, wie leichtes Spiel der gute Mann mir gemacht hatte. Ich brauchte nur ſeine eignen Worte zuſammenzuſtellen, um in deren Widerſprüchen meine früheren Angaben völlig gerechtfertigt und erhärtet darzulegen. Ich that dies in einem Aufſatze, der in hamburgiſchen Blättern und auch in der Litteraturzeitung von Jena gedruckt wurde, vorher aber unterwarf ich ihn der Durchſicht Schlabrendorf's, damit ſeine Mäßigung und Billigkeit alles nutzlos Herbe wegſtriche, denn ich wollte in Heß ſowohl die von ihm bewährte Geſinnung ehren als auch in ihm ein ſchon vorgerücktes Alter ſchonen. Indeß fand Schlabrendorf in beiderlei Betreff nichts abzuändern, und Heß hat ſeinerſeits meinen Erörterungen nichts mehr entgegengeſetzt, womit denn unſer Streit für immer beendet war.

Die Tage, ſchon etwas herbſtlich, verliefen in gewohnter Weiſe, es gab immer genug Arbeit und fehlte nicht an Erholung. Verabredete Zuſammenkünfte mit Gentz, Noſtitz, Gruner und Stägemann, entweder um

Merkwürdigkeiten zu beſehen, oder um Morgens bei Auſtern, Abends bei Gefrornem, uns in freiem Geſpräch zu ergehen, ließen bleibende Erinnerungen zurück. Die Art, wie Paris die Zeitereigniſſe und ſich ſelbſt in Witz und Scherz abſpiegelte, uns Fremde gleich den Einheimiſchen in ausdrucksvollen Zerrbildern, in muntern Geſangweiſen und luſtigen Worten neckend und beißend durchnahm, diente uns zur großen Beluſtigung. Eines Abends im Théâtre des Variétés ſah ich mit Noſtitz, Pfuel und Stägemann eine Vorſtellung der Anglaises pour rire, wo Brunet und Potier mit unübertrefflich komiſcher Kraft als engliſche Mädchen erſchienen, und das wiehernde Gelächter der Zuhörer keinen Augenblick innehielt, aber zum wahren Sturm anwuchs, als mitten im Stück mit Geräuſch eine Logenthür ſich aufthat und der Herzog von Wellington an die Brüſtung trat, den das Publikum ſogleich erkannte und nicht mehr aus den Augen ließ, um ſich an den Eindrücken zu weiden, die der über ſeine Landsleute ergoſſene Spott ihm verurſachte; er hatte den guten Sinn, fröhlich mitzulachen und bis zum Ende ruhig auszudauern. Unangenehmer war es einige Zeit vorher im Théâtre Favart hergegangen, als er daſelbſt bürgerlich gekleidet in der Königlichen Loge Platz genommen hatte; das Publikum hielt die bürgerliche Kleidung für jene Loge nicht ſchicklich, und wollte darin eine Verletzung der Ehrfurcht ſehen, die dem Könige gebührte, und wiewohl man annehmen kann, daß unter den Anweſenden genug Leute waren, die ſelber den König wenig ehrten, ſo war doch die Bewegung gegen den fremden Feldherrn ſo einſtimmig und gewaltſam, der Ruf „Milord à la porte!“ und „À bas l'étranger!“

und ſelbſt „À bas le voleur!“ ſo betäubend und andauernd, daß Wellington wirklich gezwungen wurde wegzugehen. Wir konnten nicht läugnen, daß die Franzoſen in ihrer damaligen grauſamen Demüthigung und Zerriſſenheit bei ſolchen Anläſſen immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unſrer Seite gar ſehr vermißten.

Ich hatte während einiger Zeit den Staatskanzler ſeltener geſehn, oder nur zum Mittag, entweder bei ihm oder bei Frau von Jordis, und mir ſchien, als ſei er nicht ganz ſo wie ſonſt gegen mich. Hiezu ſtimmte, was mir Gruner in tiefem Geheimniß anvertraute, es ſei im Werke, mich zu einer Geſandtſchaft zu geben, und zwar ſei wieder von Wien die Rede, er aber meinte, daß ich lieber mit ihm nach Stuttgart gehen ſollte, wohin er zum Geſandten beſtimmt worden, da die Sache mit Dresden ſchon wieder aufgegeben ſei. Ich war über dieſe Eröffnung etwas erſtaunt, ſollt' ich aber auswärts angeſtellt werden, ſo ſchien mir allerdings das Verhältniß mit Gruner und der Ort höchſt erwünſcht. Ich ging zu Hardenberg, und mit einiger Klage, daß er mich nicht bei ſeiner Perſon behalten wolle, erinnerte ich ihn an die ihm bekannten Schwierigkeiten wegen Wien und weßhalb ich Stuttgart vorzöge. Da hört' ich mit Erſtaunen, daß Hardenberg berichtet war, ich ſelber ſei es, der nicht bei ihm bleiben wolle, und nun er das Gegentheil höre, könne von einer auswärtigen Beſtimmung nicht mehr die Rede ſein! Ich verließ ihn mit großer Zuverſicht. Allein wenige Tage darauf beſchied er mich eines Vormittags zu ſich, und begann mit freundlichen Worten eine Entſchuldigung, daß er dennoch der letzten

Verabredung entgegen mir eine auswärtige Beſtimmung zuweiſe; er habe meine Sache hauptſächlich im Geſichtspunkt meines eigenen Beſten überdacht, er wolle mir nur geradezu ſagen, daß er in mir die ungemeinſten Fähigkeiten erkenne, die mich entſchieden für die Laufbahn diplomatiſcher Miſſionen bezeichneten, in der ich es weit, er könne es mit Zuverſicht ausſprechen, ſehr weit bringen würde! — Da ſich dieſe Prophezeihung im geringſten nicht erfüllt hat, ſo wird man es wohl nicht allzu ruhmredig finden, daß ich ſie hier anführe, wenigſtens will mich dies eher ein beſcheidnes Bekenntniß dünken; denn vorausgeſetzt, das günſtige Urtheil ſei richtig geweſen, — was hier doch nothwendig zweifelhaft wird, — ſo kann im Sinne der Meiſten wohl kein Vorwurf einen Menſchen ſchärfer treffen, als der, daß er nicht gewußt habe ſeinen entſchiedenen Anlagen auch perſönlichen Erfolg zu geben! — Hardenberg aber in ſeiner guten Meinung fügte noch hinzu, er habe mir gleich für den Anfang wahrlich nichts Schlechtes ausgedacht, ich ſolle eine ſelbſtſtändige Miſſion erhalten als Geſchäftsträger in Karlsruhe, welcher Poſten in der nächſten Zeit durch die Umſtände von beſondrer Wichtigkeit ſein werde. Dies war freilich mehr, als ich irgend hätte anſprechen dürfen, und ich konnte mir den Wechſel gefallen laſſen; zumal ſich aus dem ganzen Zuſammenhange wohl errathen ließ, wie mißlich das Verhältniß geweſen wäre, das mich ohne weitere Stütze, als des Fürſten guten Willen, an ſeine Perſon gebunden hätte.

Alles bereitete ſich nun ſchon zur Abreiſe; die großen Arbeiten näherten ſich ihrem Schluſſe. Ein Theil der preußiſchen Beamten war ſchon heimgekehrt, ein andrer Theil ſollte bald nachfolgen; ich erlangte leicht die Bewilligung, einige Tage früher nach Frankfurt abzureiſen, wo Rahel mich erwartete, daſelbſt ſollte ich den Staatskanzler auf ſeiner Durchreiſe nochmals ſprechen, und ſpäter die für meine Beſtimmung nach Karlsruhe nöthigen Ausfertigungen empfangen. Ich reiſte am 30. Oktober von Paris ab, begleitet von einer Reiſegefährtin, welche wiederzuſehen Rahel ſchon lange Zeit vergebens gewünſcht hatte, und in der ſich Philine jetzt wunderbar als eine Schülerin der Frau von Krüdener darſtellte, ohne doch den erſteren Karakter unter dem letztern lange verhüllen zu können. — In Metz drängte ſich um unſern Wagen viel gemeines Volk und ſtieß Drohworte gegen die Preußen aus, und die franzöſiſchen Truppen in der Nähe ſchienen wenig geneigt uns im Fall ernſtlicher Anfälle zu beſchützen; wir freuten uns der ſchnellen Poſtbeförderung, die uns allen weitern Verlegenheiten entzog. Wir kamen auch wieder durch Saarbrücken, wo nun die Gewißheit der Vereinigung mit Preußen alle deutſchen Herzen hoch erfreute, doch einige verlorne Stimmen in der Nacht auch franzöſiſche Rufe laut werden ließen, die den Zweck uns zu ärgern ganz verfehlten. Ohne weiteres Begegniß kamen wir im Anfange des Novembers in Frankfurt glücklich an.

Frankfurt am Main.

1815. — 1816.

Rahel bewohnte an der Allee einige wohlgelegene Zimmer, und auch mir fand ſich noch das nöthige Gelaß. In der Ungewißheit, ob nicht der nächſte Tag eine Veränderung brächte, war an keine dauernde Einrichtung zu denken, doch gewährte die vorhandene noch Behagen genug. Aus dem politiſchen und geſelligen Treiben von Paris hieher verſetzt, fühlt' ich mich wie in einem freundlichen Stillleben; wirklich hatte hier alles nur das Anſehn bänglicher Erwartung, und Aller Augen waren dorthin gerichtet, woher ſo manche Entſcheidung kommen mußte. Was ich mitzutheilen hatte, war nicht ſehr tröſtlich, und in der deutſchen Heimath regte ſich auch ſchon vielerlei, was den treuen Freund des Vaterlandes bekümmern durfte. Mit der verſchwundenen Gefahr ſchien auch ein guter Theil des bisherigen Eifers erloſchen, und in der Sphäre der Regierungen und Vornehmen offenbarten ſich unverhohlene Neigungen zu Rückſchritten, zur Abweiſung und Herabdrückung der Volkskraft, auf die ſie noch eben ſich geſtützt hatten. Das Schmalziſche Unweſen wucherte fort und ſetzte überall ſeinen faulen Schimmel an, während andre Mißgewächſe ihr Gift doch in etwas angenehmeren Düften verbreiteten. Ich unterließ nicht, dieſen Widerwärtigkeiten ſcharf entgegenzutreten, ſah jedoch wahre Hülfe nur in groſſen Anordnungen öffentlichen Staatslebens, dem ſich die Deutſchen damals gutmüthig nahe glaubten, während der Verlauf der nächſten dreißig Jahre nur immer mehr ihre Entfernung davon anzeigen ſollte! Einſtweilen verſäumten wir nicht, ſo lange das gute Wetter es erlaubte, die Annehmlichkeiten des Ortes zu genießen, die ländlichen Umgebungen dieſſeits und jenſeits des Mains zu beſuchen, die ſtädtiſchen Alterthümer zu betrachten, wobei ſich vor allem auch der Vorzug geltend machte, daß dieſer Boden der Schauplatz von Goethe's Jugend geweſen war und noch ſo viele Zeugniſſe ſeines Daſeins trug. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, Goethe'n ſelbſt hier verſäumt zu haben; denn während ich in Paris war, hatte er eine Woche hier zugebracht und auch Rahel beſucht, worüber ſo wie über andre Begegniſſe mit ihm ſie mir genau berichten mußte, nicht ohne das wiederholte Bedauern, die Gelegenheit eigentlich ſchlecht benutzt zu haben. Gegen unſern Eifer ſtach freilich die Gleichgültigkeit ſehr ab, mit welcher die Frankfurter in der Regel den Namen abfertigten, durch den ſie doch am meiſten vor aller Welt verherrlicht waren, und ich führte dagegen preiſend die tiefe und warme Verehrung an, mit der die Hamburger den unter ihnen lebenden Klopſtock allgemein gehegt hatten; von Denkmalen und Bildſäulen war damals noch keine Rede, die ſpäter ſorglich geſammelten Reliquien der früheren Lebenstage wurden kaum beachtet, aber auch die eifrige Mahnung von Rahel, wenigſtens die Straße, in der Goethe's Vaterhaus ſteht, mit wohlfeiler Ehrenbezeigung in eine Goetheſtraße umzutaufen, erregte bei dem Bürgermeiſter und den Schöffen, in deren Gegenwart ſie geäußert wurde, nur ein ſauerſüßes Lächeln.

Wir beſuchten die von Hamburg in den Kriegsunruhen hieher verpflanzte Familie Herz, wo ſich um eine ſchöne, glänzende Jugend ein angenehmer Geſellſchaftskreis bildete, ferner das ſehr geſellige Haus des preußiſchen Geſchäftsträgers von Otterſtedt, und machten auch bald die Bekanntſchaft einiger angeſehenen Frankfurter; als alte Bekannte hatten ſich der ruſſiſche Generalkonſul Moritz von Bethmann, der Rechtsgelehrte Doktor Jaſſoy, Goethe's Neffe der Rath Schloſſer, und Andre, ſchon eingefunden. Doch der angenehmſte Umgang für Rahel wurde die Reichsgräfin von Pappenheim, Tochter des Fürſten von Hardenberg, die für einige Zeit nach Frankfurt gekommen war, um wichtige Familienangelegenheiten theils zu betreiben, theils abzuwarten. Ich kannte ſie ſchon von Altona her, und ſie hatte durch gemeinſame Freunde ſo viel von Rahel gehört, daß ſie ſogleich zu ihr geführt ſein wollte. Viele Abende brachte ſie mit ihren Töchtern Adelheid und Helmina, beide zu ſchönſter Blüthe der Jugend und des Liebreizes ſich entfaltend, in unſrer beſcheidenen Häuslichkeit hin, unter reichen Geſprächen, denen ſie den anmuthigſten Stoff und die ausdrucksvollſte Auffaſſung nie fehlen ließ, und dabei gleicherweiſe die beſeelten Mittheilungen ſo wie die ſchwärmeriſche Begeiſterung der ältern eignen Tochter und die friſche Naivetät der jüngern angenommenen nicht nur frei walten ließ, ſondern belebend aufnahm. Ich werde es nie vergeſſen, welchen Eindruck eines Abends die damals noch neuen Gedichte Uhland's auf Adelheid machten, in welcher der Keim der Dichtung ſich ihr unbewußt ſchon regte, und die dem nie geſehenen Dichter eine Art Liebeserklärung ſchreiben wollte! Eine zweite, nicht minder reizende und dabei ſich tiefer gründende Bekanntſchaft war die der Gräfin von Cuſtine, deren Sohn Aſtolf ſchon beim Wiener Kongreß uns vorgekommen war. Dieſe wunderbare Frau, in deren Seele heldenmüthige Stärke und liebliche Zartheit, in deren Erſcheinung hohe poetiſche Natur und feinſte Weltbildung glücklich verbunden waren, iſt theils durch die Schriften des Sohnes, theils durch andre franzöſiſche Mittheilungen ſchon näher bekannt. Die Herzogin von Abrantes ſagt von ihr unter andern: „Mademoiselle de Sabran, qui épousa le fils du comte de Custine, était une de ces ravissantes créatures que Dieu donne au monde dans un moment de munificence: belle, jeune, aimée, Madame de Custine, ayant à peine vingt ans, s'enfermait à la Conciergerie avec son beau-père, le conduisait au tribunal, le soutenait dans ces moments d'épreuves! .... et puis lorsqu'elle l'avait reconduit dans son cachot, elle allait porter d'autres consolations et verser leur baume dans le coeur de son mari, qui, à peine lié à elle, voyait la mort se dresser entre eux!" — Aber ich kann wohl ſagen, daß alles nur ein höchſt unvollſtändiges Bild ihres Weſens giebt, und ein vollſtändiges zu liefern würde auch mir nicht gelingen. Man müßte dazu mehr ſchildern, als nur ſie ſelbſt, denn ſie ſteht wie Frau von Sévigné auf dem Boden ihrer ganzen Zeitbildung als Genoſſin zugleich und als Ausnehme da. Sie hatte ſich dem Sturme der hundert Tage nach Deutſchland entzogen und wartete jetzt nur ab, daß die Ruhe ſich in Frankreich etwas befeſtigt hätte, um dahin zurückzukehren. Der Sohn war aus Belgien herbeigeeilt, und ſein ehmaliger Erzieher Bärſtecher, ein Elſaſſer von deutſchem Sinn und deutſchen Kenntniſſen, war noch jetzt ein treues Mitglied der Familie. Sie bildeten zuſammen eine Geſellſchaft, von deren mannigfachem Reize die verſchiedenſten Menſchen angezogen und gefeſſelt wurden. Chateaubriand und Koreff waren vertraute Freunde des Hauſes, Wilhelm von Humboldt und Graf von Flemming wurden es. Von der augenblicklichen Sympathie der Gräfin und Rahel's, und von ihrer wechſelſeitigen Eingenommenheit, die bis zum Tode beſtand, haben wir eine lebhafte Schilderung von Cuſtine ſelbſt, der auch ſeinerſeits mit Rahel in hohe geiſtige Freundſchaft trat, und ihre Eigenthümlichkeit vollkommen zu ſchätzen wußte. Des Deutſchen in ſeltenem Grade kundig, achtete er doch weniger die glänzende Seite unſerer Litteratur, ſondern wandte ſich mehr der ſtillen myſtiſchen zu, welche ſeinem ſtrengkatholiſchen Sinn entſprach, und mit deren vorzüglichſter Nahrung ſeine Freunde Friedrich von Schlegel und die Brüder Schloſſer ihn verſorgten. Mit Begierde las er die Schriften Tauler's, vernahm er die Sprüche des Angelus Sileſius, welchen Autor eben damals Schlegel aus tiefer Vergeſſenheit hervorzog, und über deſſen alles überfliegende Kühnheit er und die Freunde gewiß erſchrocken wären, hätte ſie nicht das für ſich ſelbſt wieder ſtaunenerregende Zeugniß beruhigt, daß der geſammte Inhalt dieſer frommen Freigeiſterei von der katholiſchen Kirche gebilligt und unter ihrem Schutze verbreitet worden. Auch in der franzöſiſchen Litteratur ſuchte Cuſtine vor allem nach dem Tiefreligiöſen, Myſtiſchen. Ich hatte in Paris auf dem Quai bei einem Büchertrödler ein ſeltnes Buch, Saint Martin's l'Homme de désir, erſtanden und für Rahel mitgebracht; als Cuſtine dies auf dem Tiſche liegende Buch zufällig in die Hand nahm, und ſich unter Freunden des unbekannten Philoſophen ſah, fühlte er ſich durch ein neues Band mit uns verknüpft, und der Autor und das Buch wurden zum Gegenſtand vielfacher Unterhaltung. An dieſer nahm auch Oelsner Antheil, der von Paris eingetroffen war, um gleich mit ſeiner näheren Beſtimmung hier abzuwarten; ihm galt jedoch das Myſtiſche wenig, er ſchätzte daſſelbe höchſtens als den Träger mancher Geiſtesblitze, die er ſo wie die Seelenſchönheit und Herzensgüte Saint-Martin's nicht in Abrede ſtellte, denn er hatte dieſen perſönlich gekannt und ihm bei ſeiner Ueberſetzung Jakob Böhme'ſcher Schriften oft geholfen, wobei ſich meiſt das ſeltſame Verhältniß ergab, daß Oelsner genau die deutſchen Worte übertrug, aber ihnen jeden Sinn abſprach, Saint-Martin hingegen lächelnd verſicherte, der Sinn ſei ihm vollkommen klar und nur das Wort als ſolches bisweilen ſchwierig. —

Eine plötzliche Unterbrechung ſtörte dieſen ſtillen Lauf unſrer Tage, als nach erfolgtem Schluſſe der Pariſer Verhandlungen am Ende des Novembers der Fürſt von Hardenberg mit ſeinem Schwarme zahlreichen Gefolges heranbrauſte, und alles von preußiſchen hohen und niedern Beamten, Kanzleien, ſo wie von mannigfachem literariſchen und militairiſchen Anſchluß, gleichſam überſchwemmt wurde. Die drei Tage, welche der Staats-

Tagen in Frankfurt verweilte, waren erfüllt von Vorstellungen, Anliegen, Gesuchen, Anfragen, Zudringlichkeiten; aus der Umgegend, aus dem Rheinland, war jeder herbeigeeilt, der ein Anliegen bei Preußen hatte, und oder seine Person in Erinnerung bringen wollte; Staatsleute hatten alle Hände voll zu thun, diese Menge zu übersehen, einzuführen oder abzufertigen. Ohne einigen Mißmuth ging es dabei nicht ab; so verursachte es nicht geringe Aufwallung, daß Anselm von Rothschild, der für die in Frankfurt noch hartbedrückte Judenschaft die Zusagen des Wiener Kongresses in Anspruch nahm, vor dem Bürgermeister von Humbracht zur Audienz gelangte, und dieser warten mußte, bis jener mit seiner Sache fertig war. Doch Hardenberg schien in diesem Gedränge sich nur zu erheitern, mit unerschöpflicher Aufmerksamkeit und Anmuth suchte er allen Forderungen zu genügen, und hatte noch am späten Abend, wenn er seine Tochter, die Gräfin von [illegible] und andere Damen zum Thee sah, die freieste Heiterkeit. Ich selbst fand ihn freundlich für mich, aber doch merklich kälter als jüngst in Paris; ich erfuhr auch aus einigen Äußerungen, daß er glaubte, er habe sich über mich zu beklagen, doch was er meinte, kam nicht an den Tag, und nur war mir klar, daß von irgend einer Seite ihm ungünstig eingesprochen worden. Meine Bestimmung nach Karlsruhe blieb fest; es wurde nothwendig erachtet, daß ich noch erst mit nach Berlin reiste, ich sollte meine Ausfertigungen nur getrost in Frankfurt abwarten. Ich war sehr froh der Mühe überhoben zu sein, obschon ich später einsehen mußte, daß dies nicht eben zu meinem Vortheil war.

Nach Hardenberg's Abreise blieb in Frankfurt eine der preußischen [illegible] zurück, die sich durch mancherlei Geschäftsverfahren so wie durch Nachgiebigkeit auf Paris und andrer Gesandten abwechselnd [illegible]. Das Haupt derselben war Humboldt, der die bisher wichtigen Verhandlungen wegen der in Deutschland noch unerledigten Gebietssachen führen sollte, die ihm beigegebenen Gehülfen Legationsrath [illegible] und Graf von Flemming wurden noch durch den jungen [illegible] und [illegible] verstärkt. Wegen besondrer Geschäfte hatten hier preußische Verpflegs- und Kassenbeamten, Militairpersonen und andre Beamte ihren längern Aufenthalt. Auch der Minister vom Stein wollte den Winter in Frankfurt verleben und hatte deßhalb eine Wohnung in der schönen Vorstadt gemiethet; er hegte den eifrigen Wunsch und die frohe Hoffnung, beim Deutschen Bundestage, dessen Eröffnung bisher verschoben geblieben war, aber nun nächstens erfolgen sollte, als der Gesandte Preußens eine wichtige vaterländische Wirksamkeit zu erhalten, was bekanntlich unerfüllt blieb; denn nachdem er ausdrücklich erklärt hatte, er verlange sich dabei jene Befreiung, was ihm als [illegible], auf [illegible] und [illegible] genommenen Boden sich gegründeten Manne wohl anstand, so wollte man darin zu Berlin doch eher einen Stolz und Trotz erkennen, der sich durch jenes Verfahren eine unabhängigere Stellung zu geben beabsichtige, als die Oberbehörde ihm gestatten dürfe, und der König äußerte, wenn er Minister habe, die sein [illegible] nicht gering halten, so könne ihm das ganz recht sein, aber solche, die es zu [illegible] zu sein meinten, wolle er nicht haben. Uebrigens hatte die Sache noch lange Zeit, man wußte [illegible] Orts recht gut, daß der Bundestag so schnell und nicht mit Leben erfüllt, und die Leiter nach einer [illegible] Staat hoffen würde.

Von Staatsmännern sahen wir den Major Franz von [illegible] und den [illegible] [illegible], welche zusammen in Erinnerung die verschiedenen Rechte nach Berlin gingen, der eine um den [illegible] zu erhalten und ganz nach seiner Neigung ein besonderes Privatleben zu führen; der zweite um noch längere Wagen gegen übermächtige Widersacher zu der philosophischen und staatsrechtlichen Wissenschaft aufzufordern, wie sie bisher in der preußischen [illegible] Residenz Form war gelehrt worden. Auch erschien auch der Minister von [illegible], der seine [illegible] Gedanken zu Paris [illegible] der [illegible] des Staates, als so manchen Personen mit Erfolg [illegible] hatte. Bei einem langen Besuche, den er uns machte, entwickelte der kluge und gelehrte Mann mit vieler Wärme die schönsten Hoffnungen, welche er für die nächste Zukunft Preußens hegte; nach seiner Ueberzeugung dürften wir einer allgemeineren Stufe der Volksbildung entgegensehen, er zweifelte [illegible] einen Augenblick nicht, daß solche Ideen über Volk und Staat immer mehr durchgreifen, daß namentlich Unterricht und Erziehung einer hohen Bildung erfahren und Preußen zu einem Muster für ganz Deutschland erheben würden. Ein preußisches Parlament, schon in Wien feierlich versprochen, glaubte er ganz nahe, und uns versichern, dasselbe würde das vollkommenste Beispiel von edler Eintracht des Volks und der Regierung darbieten. Solchen Hoffnungen konnt' ich nur halb beistimmen; ich meinte, wir würden zwar zu allem gelangen, aber weder so schnell noch so leicht, als er es

die ganze Christenheit gemeinsam regieren! Nun aber hatte der Geist ihm offenbart und ihm zugleich [illegible] zu [illegible], seine [illegible] an den König von Preußen [illegible], zu dem er schon einmal im Jahre 1807 nach Memel gewandert und von ihm und der [illegible] Königin für seine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sein wollte. Die [illegible] der Politik lagen ihm offen vor Augen, die er aber nicht wissen konnte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

er sich nicht entziehen, allein er kam doch wenig befriedigt von dort zurück, und den Geist hatte man auch für [illegible] [illegible] [illegible] gute [illegible].

In der Varrentrapp'schen Buchhandlung war ein Bändchen Gedichte von mir erschienen, die von den Kennern günstig aufgenommen, doch aber wenig bekannt wurden. Der junge Varrentrapp war auch der Verleger der ersten Schriften des Historikers Friedrich Christoph Schlosser, und machte mich dadurch mit dem bekannt [illegible], er führte mich [illegible] [illegible], der sich [illegible], einen [illegible] auf die Stadtbibliothek, wo Schlosser neben seiner Professur am Frankfurter Gymnasium eine Beschäftigung hatte. Hier war er ganz in seinem Fache, er wußte den Werth solcher Beschäftigung und gelehrter Hülfsmittel zu schätzen, und wie er sie für seine eigenen Arbeiten [illegible] Gebrauch [illegible] machte, so bediente er sich [illegible], auch für die [illegible] der [illegible] [illegible] Gelegenheit [illegible]. Er empfing mich mit [illegible] [illegible] Höflichkeit, [illegible] [illegible] Schrift über [illegible], hatte von mir die [illegible] [illegible] gelesen, und nahm es sehr gut auf, daß auch mir [illegible] mit der [illegible] seiner Schriften [illegible], [illegible] den seinen Studien und Arbeiten, seinen Wegen. [illegible] aber hat [illegible] Werk über die [illegible] [illegible] [illegible] können. Schlosser gab sich aber [illegible] als einen [illegible], dem die [illegible] die [illegible] und eine Würde [illegible], [illegible] [illegible] er auf das [illegible] Werk sich [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] zu [illegible], aber als Herr und Meister, der [illegible] [illegible] zu [illegible] und dem man vieles zu danken habe. Dies schien gleich zu seinem Schaden bei dem [illegible] Varrentrapp, der sich [illegible] [illegible] werden, und einem [illegible], der Schloſſer eine ge[illegible], einige Zweifel anzuſchlagen. „Schweigen Sie ſtill, Sie verſtehen davon ja gar nichts!“ war die Antwort, die ihm auch recht [illegible] als [illegible] hingeworfen wurde, und [illegible] er [illegible] machte, den [illegible] [illegible] auszuſprechen, ſo konnte er doch nicht zu Worte kommen, denn Schloſſer wußte [illegible] [illegible], indem er zugleich mit wiederholten [illegible] den [illegible] be[illegible], und durch [illegible] [illegible] gegen einen eben Eintretenden [illegible] [illegible] [illegible]; dieſer Eintretende war ein Mitglied der kleinen Diplomatie, die ſich in Frankfurt gefällig zu machen anfing, und machte Schloſſer's [illegible] [illegible] [illegible] gewonnen hatte; er fragte nach einem Buche, deſſen er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Schloſſer war wieder ja und [illegible], dieſer [illegible] nach dem Manne hin, und ſagte zu [illegible] [illegible]: „Der kann lange ſuchen; was er ſucht, ſteht in dem Buche nicht. Ich weiß wohl was er ſucht.“ Und warum ſagen Sie es ihm denn nicht? fragten [illegible] und ich zugleich. „O der kann lange warten, war die Antwort, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible], und kann bitten, daß man ſie [illegible].“ Das alles wurde ſo laut geſprochen, daß der Mann alles hören, der aber ſeinen Ärger nicht merken ließ, ſondern ruhig [illegible], und doch wohl ſeine [illegible] gefunden haben mochte, denn er ging mit dem Scheine der Befriedigung von dannen. Für [illegible] [illegible] Schloſſer [illegible] Freundſchaft, und [illegible] [illegible] [illegible] ſeine [illegible] Dienſte an; er zeigte in Geſchichte und Literatur die umfaſſendſte Sachkenntniß, ein [illegible], [illegible] Urtheil, und auch über die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] er mit klarem Verſtand und ſchönem Sinn, friſch und heiter, und mit der Art von Geringſchätzung, die ihren Gegenſtand nicht gut kennt, und auch in's Einzelne verfolgt hat, denn er ſagte eine Sache darüber, nicht nur die Kenntniſſe des Faches von [illegible], ſondern auch die des Faches von [illegible] zu kennen, und verlangte ausdrücklich, da ich mit Goethe's Farbenlehre [illegible], ich ſollte auch die Abhandlung leſen, die er darüber geſchrieben, und in der wirklich einige Kenntniſſe des Tages und andere [illegible] berichtigt oder erklärter werden. Ich erkannte in Schloſſer eine [illegible] Tüchtigkeit, den Freiſinn, zugleich Freimuth, gefiel mir, und ſeine friſche Lebendigkeit ließ ſeinen [illegible] Eis, über den er ſelbſt lachte, nicht zur Herrſchaft kommen. Seine ſchönen, [illegible], [illegible] Weſen [illegible] ich einen Geſchick und treuen Sinn, die auch in den folgenden Tagen, als er Rahel kennen lernte und ihre Einwirkung empfand, nicht verborgen blieben. Wie ich von ihm, fand auch er von mir ſich angezogen, ſeine Beſuche, Bilder und Briefe folgten raſch auf einander, und da wir in den meiſten wichtigen Sachen, ſo wie in manchen geſelligen, ſehr übereinſtimmten, andre Verſchiedenheiten aber weit auseinander lagen, ſo durften wir der beginnenden Freundſchaft guten Fortgang hoffen. Schloſſer machte übrigens, daß ich nach Karlsruhe gehen ſollte, er [illegible] mir ſeine Blicke auf eine Profeſſur in Heidelberg, und bekannte, daß ich ihm, da die Unterhandlungen mit der badiſchen Behörde noch ſchwebten, dort wichtige Dienſte würde leiſten können.

Meine ſchon bekannt gewordene Beſtimmung nach Baden verſchaffte mir eine andre Bekanntſchaft, die für noch im Augenblicke von größter Wichtigkeit war, und wie bekanntlich höchst schädlich geblieben ist. Der badische Minister von Reitzenstein, früher das Haupt und der Führer aller Angelegenheiten des Landes, jetzt aber nach Heidelberg in gelehrte Muße zurückgezogen, besuchte Frankfurt auf einige Tage, und Dalberg vermittelte unser Zusammenkommen. Reitzenstein gehörte zu den seltenen Männern alter Schule und Kunst, die ihrem Beruf und Amte mehr Fähigkeiten zubringen, als eigentlich gefordert wird, und deren Ehrgeiz, anstatt nach außen zu streben, sich vorzugsweise nach innen zusammenzieht. Solcher Tüchtigkeit und Gesinnung genügte als Wirkungskreis die kleine Markgrafschaft, aber grade unter seiner Verwaltung, durch Hülfe günstiger Umstände, war dieselbe zum bedeutenden Großherzogthum angewachsen. Dem Fürstenhause wie dem Lande mit unwandelbarer Treue zugethan, war er gleichwohl, als der französische Einfluß herrschend wurde, vom Schauplatze abgetreten und hatte sich nur die Stelle eines Kurators der Universität Heidelberg nebst einem nach seinem Willen ganz geringen Jahrgelde vorbehalten. Nach dem Sturze der Franzosenherrschaft hätte er wieder eintreten können, aber Feinde, die nicht [illegible] [illegible] ihm die Schwierigkeiten zu lösen, hielten ihn von den Geschäften lieber entfernt. Nur wenn schwierige Verhältnisse eintraten, erinnerte das alte Vertrauen auf seine Einsicht und seinen Eifer, er wurde dann in der Stille zu Rathe gezogen und beauftragt, und diente mit Eifer und Selbstverläugnung, ohne aus seinem bescheidenen Verhältnisse herauszutreten. Eben jetzt war für Baden anscheinend eine höchst bedenkliche Zeit herangekommen, die wichtigen Frankfurter Verhandlungen brachten Geſichte, und es wurde nicht bezweifelt, daß Reizenſtein gekommen ſei, den Stand der Sachen etwas näher in Augenſchein zu nehmen. Mit dieſem Kenner des griechiſchen und römiſchen Alterthums hatte er die beſten Anknüpfungspunkte mit Humboldt. Auch unſer Geſpräch verweilte zuerſt auf philologiſchen Gegenſtänden, dann aber kamen wir auf die letzten Kriegsereigniſſe, in denen ihn Tettenborn's Laufbahn beſonders angezogen hatte, und endlich tauſchten wir vertraulich unſre Meinungen über den Zuſtand der deutſchen Sachen aus, die Lage der badiſchen Verhältniſſe gelangte dabei zur ausführlichſten Erörterung. Mir blieb kein Zweifel, in welcher Weiſe ich mich dabei zu verhalten hätte, nur war noch ungewiß, wiefern ich meinem Sinne würde folgen dürfen. Ich bedauerte ernſtlich, daß ich nicht mit Reizenſtein, ſondern mit Anderen würde zu thun haben, die ich für ihre eigne Sache wenig beſſer und haltſtend wußte. —

Einen Staatsmann ganz anderen Schlages führte mich ebenfalls Oelsner zu. Der Freiherr von Barckhaus-Wieſenhütten hatte als Oberſtallmeiſter und Miniſter vormals am heſſendarmſtädtiſchen Hof eine bedeutende Rolle geſpielt. Auch er hatte in der kritiſchen Zeit, wo das deutſche Reich zerfiel und der Rheinbund erſtand, ſeinem Fürſtenhauſe die wichtigſten Dienſte geleiſtet, und ſich ſelber dabei nicht vergeſſen. Seinen mit dem glücklichſten perſönlichen Betrieb ausgeführten Geſandtſchaften nach London, Paris und Regensburg verdankte das Land ſeine Vergrößerung und Selbſtändigkeit. Mit Pitt und Talleyrand hatte er in vertrauter Verbindung geſtanden, Napoleon ſelbſt war von ihm eingenommen. Die groſer ſchöner Mann, noch im Alter von ſtattlicher Haltung, einſt ein meiſterhafter Reiter, ein trefflicher Tänzer, dabei voll heiterer, ſchalkhafter Galanterie und beißendem Witz, hatte er außerordentliches Glück bei Frauen gehabt; ſeine Abentheuer könnten den Stoff eines reichen Romans geben. Aber ſein Glück hatte ihn zum Uebermuthe verleitet, und er ſank ſchneller als er geſtiegen war. Seit Jahren blickte er ſehnſuchtsvoll in die verſchwundne Herrlichkeit, und hoffte noch immer ſie wiederzugewinnen, mehr um ſich an ihr zu rächen, als um ſie auf's neue zu genießen; allein dieſe Genugthuung blieb ihm verſagt, ihm, dem früher alles gelungen, ſchlug jetzt alles fehl. Unverheirathet und kinderlos ſaß er nun mürriſch bald in ſeinem Hauſe zu Frankfurt, bald auf ſeinem reichausgeſtatteten Landſitze Karlshof bei Darmſtadt, grollte mit der Welt, verbrachte ganze Stunden im Stall, ſeine vielen und ſchönen Pferde zu beſchauen, und lud dann doch wieder unvermuthet zahlreiche Gäſte, die er mit Ueppigkeit bewirthete und durch ſchlimme Anekdoten und verwegene Staatsreden wirklich gut unterhielt. Seine alten Verbindungen und ſein großer Reichthum, den er wo es galt gar nicht ſcheute, ſicherten ihm noch einen gewiſſen Einfluß, und es freute ihn beſonders, wenn ſelbſt in Darmſtadt manche geheime Springfeder durch ſeine Hand bewegt wurde. Mir ſchenkte er großes Vertrauen, und hoffte durch mich eine Sache, die für Preußen und für ihn ſelbſt erſprießlich werden ſollte, in's Werk zu ſetzen; damals aber konnte man vieles möglich glauben, was auf dem Wege, den die Sachen nachher eingeſchlagen, immer chimäriſcher werden mußte.

Dieſe geſelligen Verhältniſſe erſchwerten, ohne ſich weſentlich zu verändern, durch Ab- und Zureiſende manchen Wechſel. Wilhelm Neumann, der allen Freunden verſchollen war, meldete ſich auf meine durch die Zeitungen veröffentlichte Aufforderung brieflich aus Koblenz als dort angeſtellter Kriegskommiſſair, und kam auch bald ſelbſt nach Frankfurt, wo uns ein Paar Tage in herzlicher Freundſchaft angenehm verfloſſen. Dohn reiſte durch Frankfurt, dann auch Gruner, den zu ſehen Gneiſenau von Koblenz kam, wobei denn abermals die Tagesumſtände und beſonders der Gang, den die Sachen in Berlin zu nehmen ſchienen, ſo vertraulich als ernſtlich beſprochen wurden, und ich leider ſchon den Mangel an Zuſammenhang zwiſchen denen, die in den Hauptſachen als gleichgeſinnt anzunehmen waren, bemerken und beklagen mußte, denn Humboldt auf der einen Seite und Gneiſenau und Gruner auf der andern hielten ſich in mißtrauiſcher Kälte von einander mehr als billig getrennt. Die Gräfin von Pappenheim vereinigte an ihren Geſellſchaftsabenden die Frankfurter vornehme Welt, und regelmäßig Humboldt, Flemming, und was ſonſt von Preußen ſich grade vorfand; auch den badiſchen Staatsrath Klüber lernt' ich bei ihr kennen, der von Erlangen her dem Hardenberg'ſchen Hauſe anhänglich war, und ſpäter in preußiſche Dienſte trat, aus denen böſe Ränke ihn dann wieder ſchnell entfernten. Er war ein heller Kopf mit trefflichen Kenntniſſen und von außerordentlicher Brauchbarkeit, aber ſein entſchiedener Freiſinn hatte ſich ſeltſam mit Pedanterei verwebt, und nur in Begleitung von Urkunden, Staatsakten und überhaupt amtlichen Schriften vermochte er ſeine Meinung auszuſprechen. Nach der bald erfolgten Abreiſe der Gräfin von Pappenheim ſammelten ſich die Zurückgebliebenen deſto eifriger um die Gräfin Cuſtine, um derentwillen auch die Fürſtin von Vaudemont einige Zeit in Frankfurt blieb, und durch die belebende Anmuth dieſer ausgezeichneten Frauen, durch die Theilnahme Humboldt's und Flemming's, Cuſtine's und Rahel's, nachher auch noch Friedrichs von Schlegel und ſeiner Frau, erlebten wir Abende, denen an freiem Geiſt, leichtem Scherz und heiterm innigen Behagen kaum andre zu vergleichen ſein dürften! In Folge der vollkommen guten Lebensart, der zur andern Natur gewordenen feinen Sitte, herrſchte ein allgemeines Wohlwollen, eine edle Gleichheit, welche durch die ſchroffſte Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen nie getrübt wurden, obſchon als Reiz der Unterhaltung auch Streit und Eifer mitzählten. Die Gräfin mahlte Bildniſſe in Oel und war ſehr glücklich im Treffen, ſie wollte auch Rahel's Bild verſuchen, doch kam es leider nicht dazu; nebenher war ſie ſehr fleißig im Deutſchen und überſetzte einige meiner Erzählungen, bei welcher Gelegenheit zur Sprache kam, daß ſchon die bloßen Titel deutſcher Sachen im Franzöſiſchen gar nicht wiederzugeben ſeien, wie z. B. das warnende Geſpenſt, die Geſchwiſter, die Schuld. Friedrich Schlegel war bei ſolchen Gelegenheiten merkwürdig, er bat um Zeit, über eine Aufgabe nachzudenken, oder verſchob dies auch wohl für die Nachhauſekunft, um dann nachträglich das Ergebniß anzuzeigen. Ebenſo nahm er ſeine künftige Beſtimmung als Rath bei der öſterreichiſchen Bundesgeſandtſchaft ängſtlich und ſchwerfällig, und machte ſich die ausgebildetſten Vorſtellungen von ſeiner Wirkſamkeit; er hoffte, der Bund werde ſich wieder zu einem mittelalterlichen deutſchen Reich entwickeln, und in dieſem ſollte die katholiſche Kirche wieder obenan ſtehen; die Deutſchen erklärte er für dasjenige Volk in der Geſchichte, welches zur höchſten Staatsbildung aufgeſtrebt und wirkliche Proben derſelben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, ſein Lob gelte der Erſcheinung, daß allein Deutſchland ſolche Menge geiſtlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchſte Annäherung an das Reich Gottes erlangt worden ſei. Ruhige Altkatholiken ſtaunten wohl verwundert ob ſolch guter Meinung, die von ihren Anſtalten und Satzungen — ihnen meiſt ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgeſprochen wurde; dieſe fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Cuſtine fehlte dieſer nicht, und Schlegel und ſeine Frau wie beide Brüder Schloſſer bewieſen ihm die wärmſte Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Beſten, nicht ohne mißtrauiſche Blicke auf Rahel, deren Einwirkung ſie für ihn fürchteten.

Die Wichtigkeit der politiſchen Geſchäfte, welche in Frankfurt betrieben wurden, und noch mehr die bevorſtehende Eröffnung des Bundestages, zogen ſchon immer häufiger die Perſonen herbei, welche durch Erwartungen oder Beruf daran irgendwie betheiligt waren. Stein's Anweſenheit iſt ſchon erwähnt worden, doch hörte man wenig von ihm, er war mit häuslichen Einrichtungen, mit Anordnungen ſeines Beſitzthums beſchäftigt, und wartete die Geſtaltung der allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe mißmuthig ab. Der Graf von Solms-Laubach reiſte ab und zu, er hatte ſein Verhältniß in Darmſtadt zu ordnen, die Sache der andern Mediatiſirten mitzuberathen, in Frankfurt mit Stein und Humboldt zu verkehren, daheim in Laubach alles ſo zu ſtellen, damit er ſich ganz dem hohen von ihm übernommenen Verwaltungsamt in Köln widmen könnte. Wegen ſeiner Geſchäfte mit Preußen erſchien auch der General Graf von Pappenheim, und mir war es eine Freude, den biedern deutſchen Ritter hier wiederzuſehen. Den heſſendarmſtädtiſchen Geheimen Rath von Leykam, des geweſenen Großherzogs von Frankfurt geweſenen Miniſter von Eberſtein, den Grafen Georg von Waldeck, der von ſeinen Standesgenoſſen den Mediatiſirten beauftragt war, den ruſſiſchen Staatsrath von Faber, den badiſchen Staatsrath Klüber, und andere politiſche Perſonen ſah man aufmerken und ſich umthun, mehr noch als man ſah, mochte man ihnen zuſchreiben. Zum künftigen Bundestage waren ſchon der luxemburgiſche Geſandte Freiherr von Gagern, der badiſche Geſandte Freiherr von Berſtett nebſt dem ihn begleitenden Freiherrn von Blittersdorf, die Senatoren Smidt und Gries von Bremen und Hamburg auf dem Platz, auch für kurze Zeit der Freiherr von Albini, der den öſterreichiſchen Vorſitz am Bunde zu führen beſtimmt war, aber bald erkrankte und ſtarb; ihn erſetzte der Graf von Buol-Schauenſtein. Für die preußiſche Geſandtſchaft war der Geheime Rath von Hänlein im Vorſchlag, und er kam von Kaſſel, um ſich den Boden vorläufig anzuſehen; doch ſprach man auch noch von Stein und von dem ihm beizugebenden Geheimen Staatsrath von Küſter. Einer der Frühſten hatte ſich der franzöſiſche Geſandte Graf Reinhard eingefunden, der beim Bundestage beglaubigt werden ſollte, und es jetzt ſchon bei der freien Stadt Frankfurt war; er hatte gewiß einen ſchwierigen Stand, — am deutſchen Bundestage, noch ehe er ſelber fertig, ſchon im voraus ein Franzoſe, das weckte ſchlimme Gedanken, um ſo ſchlimmer, da der Franzoſe diesmal ſogar ein Deutſcher war, dem man allgemein mißtraute! Reinhard benahm ſich daher mit großer Vorſicht, ruhig und ſchweigſam, auch bei Cuſtine's, denen er ſonſt überaus freundlich entgegenkam, und hielt ſich ſo ſteif und übergrade, daß mehr als je das von Talleyrand über ihn geſprochene Wort wahr erſchien: „Il se tient si droit qu'il passe la perpendiculaire.“ Man verſichert, er habe nach Paris meiſterhafte Berichte geſandt, in Gehalt und Form die beſten, welche dort überhaupt eingingen; er hatte in ſeiner deutſchen gelehrten Bildung allerdings vieles voraus, was der ſcharfen und ſichern Auffaſſung zu gute kam. Man gab ihm anfangs manches Gehäſſige ſchuld, insbeſondere gegen Perſonen, die ihm andre Geſinnungen und Verhältniſſe gekannt, als er jetzt aufzeigte; doch beſtand ſolcher üble Verdacht nicht lange, und ſpäter gab ſeinem Karakter jederman in Frankfurt das beſte Zeugniß; auch ſein Umgang wurde als geiſtvoll und liebenswürdig anerkannt, ſofern nicht das Unweſen der Politik ihn befangen und ſchweigſam machte.

Ich kann nicht ſagen, daß das halb müſſige halb thätige, zum Theil wichtige, doch mehr noch wichtigthuende Getreibe dieſer diplomatiſchen, ſachwalteriſchen, geldgeſchäftigen Welt ein beſonders erfreuender Anblick war. Auch nahm ich gern die Gelegenheit, ihm zeitenweiſe zu entgehen. Mit Tettenborn, der von Mannheim kam, traf ich in Mainz verabredet zuſammen, und wir fuhren nach Koblenz, um Gneiſenau zu beſuchen, der dort noch den Oberbefehl führte, aber ſchon von Liſten und Ränken umſchlichen war, die ihn bald von dort entfernten. Ich brachte Rahel nach Mannheim, wo wir bei Tettenborn einige Zeit in eben ſo traulicher als glanzvoller Gaſtfreundſchaft lebten. Im ſüdlichen Deutſchland war große Gährung, Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, in deren unbefriedigenden Formen aber nur die widerſtreitendſten Anſprüche ſich hin und her zerrten. In Baden war eine Verfaſſung kürzlich verſprochen worden. Vorzüglich regte ſich der Adel und machte den Regierungen zu ſchaffen; die mediatiſirten Fürſten und Grafen der verſchiedenen Länder ſtanden vereint, ihnen konnte zufolge ihrer Bedeutung und begründeten Anſprüche wohl gelingen, als ein eigenthümlich politiſcher Stand ſich zu behaupten, allein es fehlte der ſchöpferiſche Geiſt, der die Einzelvortheile mit dem Geſammtvortheil der Nation lebendig zu verknüpfen gewußt hätte. Die ehemals reichsunmittelbare Ritterſchaft ſchloß ſich der Bewegung an, der Landadel wollte nicht zurückbleiben. In Mannheim fanden wir alles in Grimm und Beſtürzung, weil eben die badiſche Regierung eine Adelseingabe ſchnöde beantwortet, und mehrere Unterzeichner derſelben ihrer Staatsämter oder Hofehren ohne weiters entlaſſen hatte, wobei noch bitter darauf hingewieſen wurde, daß was ſchon den Reichsrittern nicht zieme, noch weniger den pfälziſchen Vogtsjunkern geziemen könne. Ich ſah in Mannheim viel den alten holländiſchen Admiral von Kinkel, der als niederländiſcher Geſandter in Karlsruhe beglaubigt war, allein ſeinen Wohnort in Mannheim behalten durfte. Dieſer in wichtigen Verhandlungen einſt vielgebrauchte, auch in Malmesbury's Denkwürdigkeiten oft genannte altholländiſche Diplomat ergößte ſich nur an dem Flackerfeuer, das er insgeheim ſchürte und verlachte, und erzählte mir dagegen mit Ernſt und Eifer die großen Dinge, bei denen er früher mit thätig geweſen. Ein dem würtembergiſchen Präſidenten von Wangenheim widerfahrenes Mißgeſchick ließ uns auch dieſen geiſtreichen Staatsmann, der ſchon mit Ludwig Robert befreundet war, perſönlich kennen lernen. Er hatte ſeinem Könige über die öffentlichen Zuſtände einen Bericht erſtattet, der ſich über alles mit Freiheit ausſprach, aber deßhalb eben auch geheim bleiben ſollte; unerwartet erſchien er im Druck und erregte Aufſehen und Geſchrei von allen Seiten. Wangenheim reiſte nun nach Frankfurt, um ſowohl wegen des Druckes Nachforſchungen zu machen, als auch das Geſchrei zu beſchwichtigen, wobei ihm zu Statten kam, den nicht fehlerloſen Abdruck für unrichtig erklären zu dürfen. Ihn begleitete ſein Freund Friedrich Rückert, uns als Freimund Reimar in gutem Andenken und hohem Werth.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir nun im ſogenannten Mohrengarten, einer ſtillen Sackgaſſe, in nächſter Nachbarſchaft mit Humboldt und Flemming und gegenüber von Cuſtine's wohnten, fanden wir bald Anlaß zu einem neuen Ausfluge. Vom herrlichſten Wetter gelockt, fuhren wir mit Oelsner zu Barkhaus, wo wir eine Reihe ſchöner Tage harmlos zubrachten. Auch Cuſtine's unternahmen ſolche Reiſefahrten, wie denn in der geſegneten Rhein- und Maingegend dazu immerdar Reiz und Gelegenheit iſt. Man ſah ſich dann um ſo vergnügter wieder und hatte friſche Ausbeute zu geben und zu empfangen. Unvermuthet eröffneten ſich für Rahel die günſtigſten Anerbietungen zu größeren Reiſen, nach dem Haag, wo ſie ihre Schweſter zu beſuchen wünſchte, und nach Karlsbad, deſſen Brunnen ihr angerathen war, und wo ſie mit Cuſtine's, die ebenfalls dahin wollten, wieder zuſammen geweſen wäre; allein beide Plane zerſchlugen ſich, und im Grunde war es Raheln lieb, mich in dem Unmuthe des Abwartens nicht allein zurücklaſſen zu dürfen.

In der That, das Frühjahr ſchritt vor, und die mir von Berlin wiederholt als nah verkündigten Ausfertigungen für meine Beſtimmung nach Karlsruhe ließen noch immer auf ſich warten. Ich wußte wohl, daß noch ſtets in den diplomatiſchen Stellen allerlei Wechſel beliebt wurden, daß nun der geheime Staatsrath von Küſter als Geſandter nach Stuttgart, Gruner als ſolcher nach der Schweiz beſtimmt ſei, und daß auch Bewerber um den mir beſtimmten Poſten nicht fehlten, allein ich wurde verſichert, es ſtehe feſt, daß ich nächſtens denſelben antreten ſolle. Hier war nun nichts übrig, als ſich auf weiteres Warten ruhig einzurichten. Sah ich doch ebenſo den Bundestag verzögern, und mehr oder minder alle Staatsgeſchäfte, ſie mochten Namen haben wie ſie wollten! Jedoch war es mir unerträglich, eine ganze Zeitſtrecke vor mir liegen zu ſehen, die dem Müßiggang anheimfallen ſollte. Die Briefe und etwanigen Bemerkungen, welche der Tag erforderte und gab, konnte ich nicht als Arbeit rechnen. Ich entſchloß mich daher, die nächſten Monate einer Aufgabe zu widmen, an welche ich ſchon früh gedacht hatte; dies war eine Geſchichte des

Wiener Kongreſſes, hauptſächlich in Bezug auf Deutſchland, und ich eilte mein Vorhaben anzukündigen, um die mir von manchen Seiten zugeſagten Hülfsmittel um ſo entſchiedner einfordern zu können. Ich war dabei willens, den Entwicklungen der Wiener Ergebniſſe kühn vorzugreifen und künftige Geſtaltungen anzudeuten, wie ich es ſchon in Betreff des noch ungebornen Bundestages verſucht hatte; die Gefahr und Mißlichkeit hiebei für den Autor brachte ich freilich nicht in Anſchlag. Merkwürdig dürfte es aber noch heute ſein, das wieder anzuſehen, was man vor dreißig Jahren in deutſchen Blättern las.

Dieſe brachten nämlich unter dem 14. April 1816 folgenden Aufſatz: „Schon ſo oft war von der Einheit Deutſchlands in unſerer Zeit die Rede, unter ſo mannigfachen Bedeutungen hat dieſer Ruf ſich erneuert, und in ſo abwechſelnden Geſtalten fortgewunden, daß es wohl einmal der Mühe verlohnte, dasjenige zu unterſuchen, was mit dieſem Ausdruck „Deutſchlands Einheit“ Mögliches gemeint ſein kann. Am weitverbreitetſten war wohl die Vorſtellung einer ſolchen Einheit durch ein, über alle deutſchen Staaten waltendes Kaiſerthum, dem eine Reichsverfaſſung, wie die ehemalige, mit zeitgemäßen Abänderungen, zum Grunde läge; der Menſch greift ſo gern nach dem Alten, Bekannten, wenn es ihm nur nicht mit aller Gewalt gehindert wird! Die deutſche Gutmüthigkeit hatte auf dieſe Weiſe die Löſung der Aufgabe am eifrigſten und vertrauenvollſten in demjenigen geſucht, was die Stellung der inzwiſchen entwickelten Staatsanſichten bereits verworfen und unmöglich gemacht hatte! Der Wiener Kongreß fertigte dieſe Hoffnungen durch ſeine erſten Verhandlungen ab. Eine andre Vorſtellung der Einheit Deutſchlands trugen die Männer im Kopf, die im Jahre 1813, als ſie durch den heldenmüthigen Aufſtand der Deutſchen den fremden Unterdrücker vernichtet und den Rheinbund zerſtört ſahen, die Stiftung eines oder doch nur zweier großen Herrſcher-Reiche für möglich hielten, die alsdann alle deutſchen Länder auf gleiche Weiſe umfaßt hätten; aber dieſe Anſicht, der man eine gewiſſe Kraft nicht abſprechen, aber zugleich eine jakobiniſche Richtung Schuld geben wollte, fand keinen äußern Nachdruck, und die feurige Thatkraft, die etwas ſchaffen will, hatte ſich hier getäuſcht, wie dort die gelaſſene Gutmüthigkeit. Aber der Ruf nach Einheit hörte darum nicht auf, ein unvertilgbares Gefühl der Nothwendigkeit ſprach in den Meiſten für dieſen Zweck, und über das Bedürfniß eines feſtern Bandes für das ganze große Volk ließ kein Aufrichtiger ſich täuſchen. Wie aber nun? Keine der beiden vorhergehenden Meinungen konnte durchdringen: wollt ihr in jener mit fruchtloſen und leeren Bitten fortfahren und euch lächerlich machen? oder wollt ihr dieſe mit heimlichen Anſchlägen und Ränken durchzuſetzen hoffen, und mit ſträflichen Verſuchen die Länder in's Unglück ſtürzen? So fragen, allerdings mit einigem Rechte, die Gemäßigten, die, ihrer Ergebung in alles Vorhandene ſich bewußt und froh, nur zu leicht der eitlen Furcht Raum geben, daß hinter jedem Wunſche und jedem Gedanken nach etwas Beſſerem gleich ein Jakobiner verſteckt liegen möchte, und die daher überall nur Gefahr und Umſturz wähnen. Die Völker haben wahrhaftig nirgends große Luſt zu Revolutionen, man muß ſie auf's äußerſte dazu zwingen, ehe ſie daran wollen; das hat man an den Spaniern, an den Deutſchen geſehen, für die grade die Energie eines Napoleon erforderlich war, um ſie auf's äußerſte zu bringen, und die ſich von etwas ſchwächern als er in Gottesnamen noch lange hätten unterdrücken laſſen. Aber Geſetzloſigkeit führt nothwendig früher oder ſpäter zu Zerrüttungen, und dieſen vorzubeugen giebt es kein beſſeres Mittel als geſetzliche Kraft. Wir wollen daher ſehen, ob nicht auch dieſer Trieb nach Einheit, der in Deutſchland nun einmal gewaltig da iſt, und den zu unterdrücken nicht mehr möglich iſt, — es müßte denn ſein, wie man Waſſer ſtauet, um ihm die Kraft zu geben, die es noch nicht hatte, — ob nicht auch dieſem Triebe durch geſetzliche Verfaſſung zum Heil und Glück des Ganzen geholfen und genügt werden kann. Auch der Wiener Kongreß hatte ja die Richtigkeit dieſes Triebes der Deutſchen nach Einheit dadurch anerkannt, daß er ſie ſo viel ihm möglich war darſtellte, und durch die Bundesakte eine weite Möglichkeit zu Beſtimmungen offen hielt, über die ſogleich noch nicht abzuſprechen war. Nun ſieht aber jeder auf den erſten Blick ein, daß das Band, welches die Bundesakte noch zur Zeit um die Deutſchen ſchlingt, nicht an den rechten Stellen angelegt iſt und ganz der Willkür überlaſſen bleibt, indem nicht nur die großen Mächte kaum davon umwunden ſcheinen, ſondern auch die kleinſten durch nichts gehindert ſind, ihm zu entſchlüpfen, ſobald ſie nur irgend wollen. Die Bildner des Bundes haben auch wohl gefühlt, daß das

Band, wenn es allein durch die Regierungen geſchlungen bliebe, nur loſe aufliegen und keine Nationaleinheit, ſondern bloß ein gewöhnliches diplomatiſches Bündniß, wie in auswärtigen Verhältniſſen die Politik zwiſchen den fremdeſten Staaten wohl ſchließen kann, machen würde; ſie haben gefühlt, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein andres Bindemittel beſtehen müßte, damit nicht bloß in den Regierungen, ſondern auch bis in die Unterthanen hinein die Vereinigung lebendig würde. Jederman kennt die Umſtände, die bei Abfaſſung der Bundesakte obwalteten, und wird es daher mit der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit derſelben nicht ſo genau nehmen; aber der Geiſt, der den dreizehnten Artikel derſelben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieſer merkwürdige Artikel, der in der Bundesakte jetzt eine auffallende Erſcheinung macht, und mit den übrigen Artikeln ſo wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern Syſtem von Grundſätzen herrührend und hierher gleichſam nur verſchlagen ſteht, dieſer Artikel zeigt in ſeiner jetzigen Iſolirung gleichwohl das Gebiet von Grundſätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgeſtaltete künftige Bundesakte ganz und gar hergeleitet ſein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch ſchon der Keim dieſer Erkenntniß durch die höchſten Staatsmänner ſelbſt mit weiſer Hand ausgeſtreut worden, ſagen wir es heraus, daß es mit dem deutſchen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgeſandten der deutſchen Fürſten und freien Städte ſich mit den Inſtruktionen der Regierungen zum Bundestage verſammeln, ebenſo auch die Abgeordneten der deutſchen Völker, als höchſte Reichsſtände des gemeinſamen Vaterlandes, mit den Inſtruktionen der Stände ſich zu einem großen Landtage verſammeln, und mit jener Verſammlung gemeinſchaftlich das Vaterland berathen! Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband iſt, und alle Verſuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperſchaft des geſammten deutſchen Volkes treffen, dann werden die Deutſchen erſt wahrhaft verbunden ſein und eine Einheit bilden, die, weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte, den jetzigen Fürſtenrechten gefährlich zu ſein, grade deren ſicherſte Befeſtigung werden muß. Der Gedanke, zu dem diplomatiſchen deutſchen Bundestage einen wahrhaft repräſentativen deutſchen Landtag zu geſellen, die deutſchen Völker als ſolche zu vereinigen, wie es die Fürſten als ſolche ſein wollten, iſt hier zum erſtenmal ausgeſprochen; ſeine weitere Auseinanderſetzung dürfte nicht ſchwer ſein, und die tauſend Fragen, die bei der Verfolgung dieſes Gedankens entſtehen könnten, würden ſich eben ſo durch die Verfolgung von ſelbſt wieder beſeitigen. Diejenigen, welche ihn belächelnd verwerfen, oder gar ſich darüber erzürnen zu müſſen glauben, mögen die Anſchauungen der Gegenwart in's Auge faſſen, und mit dieſem Auge einen Blick in die Zukunft werfen! Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, ſie mögen ſo ungern wollen wie nur immer, wenn ſie ſich nur nicht abſichtlich täuſchen oder Andre blenden wollen, ſo werden ſie dort ſchwerlich Beſſeres, wohl aber neben ſolchem glücklichſten Ziele manche furchtbare Stürme und gräuelhafte

Irrwege erblicken, vor denen unſere ſpäten Jahre die Klugheit der jetzigen mit göttlicher Hülfe bewahren wolle!"

Der hier zuerſt ausgeſprochene Gedanke eines ſolchen deutſchen Parlaments erregte nicht wenig Aufſehn. Einige Zeitungen rühmten ihn, andre fanden ihn überaus keck und gefährlich. Ein nachmaliger Bundesgeſandter faßte die Sache mit kluger Einſicht und berichtete günſtig darüber, ein andrer knüpfte daran bedeutende Winke für ſeinen Hof. Gneiſenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte — und hatte wahrlich Recht — bis dahin ſei noch ein weiter Weg, und diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages ſähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben! Eine in Leipzig 1816 erſchienene Schrift „Vom deutſchen Nationalſinn" verſuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und ſprach in den Deutſchen Staatsanzeigen dawider, auch Gentz berührte die Sache in einem ſpäteren diplomatiſchen gegen Lindner gerichteten Rundſchreiben; Bignon in ſeinem Buche „Les Cabinets et les Peuples" erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch ſeine Geſinnung wie durch ſeine Schickſale die lebhafteſte Theilnahme anſprechender Schriftſteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu ſeinem Schaden — den Gegenſtand nachdrücklich aufgenommen, und erſt ganz neuerlich erinnert Droyſen in ſeinem trefflichen Werk über die Freiheitskriege, daß ſchon Juſtus Möſer neben dem fürſtlichen Oberhauſe in Regensburg ein mächtiges Unterhaus gedacht; „Patriotiſche Phantaſieen" aber, wie Juſtus Möſer in ſeiner Zeit ſie aufſtellen durfte, werden auch wohl heutiges Tages noch geſtattet ſein!

Meine beabſichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reiſten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Erzählungen.

Mord der Jugend.

Wahre Geschichte.

Vor geraumer Zeit lebte in Siena ein wunderschönes Kind von sechzehn Jahren, eine Waiſe, die Vater und Mutter früh verloren hatte, und in dem Hauſe eines Oheims erzogen wurde, der zugleich als Vormund das anſehnliche Vermögen verwaltete, das ihr von den Eltern war hinterlaſſen worden. Giulia, denn ſo wollen wir ſie nennen, war in ländlicher Unſchuld aufgewachſen, ohne in ihrem eingezogenen Leben, das ſie mit einem glänzendern hätte vergleichen können, irgend eine Entbehrung gefühlt zu haben; in blühender Geſundheit empfing ſie mit fröhlichem Gemüthe die leichten Gaben, welche der enge Kreis ihrer Umgebung darbot, und deren Dürftigkeit ihr nur als Fülle erſchien. Sie hörte wohl unter den wenigen Mädchen, die ihre Geſpielinnen waren, von mancherlei Dingen erzählen, die ihre Neugierde reizten, und ein Verlangen nach der Welt in ihr erweckten, aber der Eindruck war jedesmal nur vorübergehend, und erloſch bald wieder in der gewohnten Stille. Mit unbefangener Aufmerkſamkeit konnte ſie von ihrem Fenſter

11**

wenn an Sonntagen die geputzten Damen nach den öffentlichen Luftörtern wandeln sahen, oder an Winterabenden auf das Geräusch der Kutschen horchten, die deren Herrschaften zum Ball führten, während sie in friedlicher Ruhe die langen Stunden bei dem dunklen Lichte zubrachten. Dieser kam einzig und allein, wie er sein nicht unbeträchtliches Vermögen auf alle Weiſe vermehren konnte, und keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, wo sich durch Sparſamkeit oder Gewinn [illegible] konnte. Wie eine ſolche betrachtete er auch ſeine Verwandtſchaft ohne Kinder, deren Vermögen er ſchon früh ſeinem eigenen [illegible] [illegible] hatte, und nun als einen glücklichen Fang nicht mehr aus den Händen zu laſſen ſuchte. Jedoch war er nicht ohne Sorge, wie er es anfangen ſolle, denn er ſelbſt war zu hoch in Jahren, um ſie noch heirathen zu können, einen Sohn hatte er nicht, und im Fall ihres Todes waren ihre andern Erben [illegible]. Deshalb hielt er ſie von allem Umgange ſo viel als möglich bei häuslichen Geſchäften zurück, lehrte ſie ihre [illegible] [illegible] und Nähen, und zwang ſie in der Meinung, ihr Vermögen erlaubte ihr keine feinere und angenehmere Lebensweiſe. Auf vieles Zureden einiger Bekannten hatte er ihr doch endlich einigen Unterricht in der Muſik und im Singen ertheilen laſſen, welches ihr die einzige Erholung von den [illegible] Geſchäften des Haushaltes gewährte, womit ſie die größte Zeit und [illegible] zubrachte, indem nur [illegible] [illegible] den Theil ihrer eigenen Bedienung vorbehalten hatte.

In dieſer Einſamkeit war gleichwohl das ſchöne Mädchen [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] geblieben, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſie, um ſie durchaus zum [illegible] zu machen, allein er hatte gleich beim erſten Verſuche gemerkt, daß er damit [illegible], und blieb daher gegen ſie in einem gleichgültigen, gefälligen Tone, und ſo wenig ſie ſeine Geſellſchaft [illegible] ſo [illegible], da ſie ihr den Vortheil verſchaffte, ſeine in ihrer ſonſt ſo ſtillern Umgebung aufzunehmen zu können. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

indem er ſich ihr zu nähern ſuchte, verſchmähte er die [illegible] mit aller Zärtlichkeit, die ihr gewohnt war, und die ſie [illegible] [illegible] [illegible], welchem [illegible] mit ihm ſie entgegentrübe; ſeine gleichgültige Kälte machte ihr unerträglich, und, indem er [illegible] [illegible], gab er die Hoffnung nicht auf, noch endlich auch Stella's Wohlwollen zu erlangen.

Inzwiſchen da ſich aber in die Länge [illegible] ziehen zu wollen, ſo machte er eine Reiſe nach Paris, und überließ dem Chevalier allein die Sorge, das unglückliche Schickſal an die Schwelle des Vaterlands zu bringen, und er wußte wohl, welche [illegible] Gründe dieſer hatte, mehr als einer zu vermitteln, daß [illegible] [illegible] zu Stande käme. Seit Arnold's Abreiſe waren [illegible] Monate verſtrichen, weil auch der letzte Funken von Hoffnung auf ſeine Wiederkehr erloſchen, auch wehrte ſich Stella gegen das, was man mit ihr vorhatte, nicht [illegible], weil ſie noch auf Arnold hoffte, denn ſie hatte ihm längſt entſagt, ſondern um ſein Andenken, und das Andenken deſſen, was ſie ihm [illegible] war und ſo [illegible] und lieb von ihrem Herz ſtand, für ihr eigenes Gewiſſen nicht zu [illegible] und zu verlieren. Allein der [illegible] Wunſch, der [illegible] bei ihr war, [illegible] ſeinen Augenblick, ſie zu dem [illegible], was er ihre Pflicht nannte, und wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden. Eine [illegible] Rede vom Leben zog er durch jeden Augenblick durch [illegible] [illegible], und wußte mit ſo [illegible] [illegible] Drohungen, Bitten, Gewalt, Zorn und Weinen zu dem einen Zweck anzuwenden, daß endlich Stella, [illegible], [illegible], von Streiten aller Art [illegible], [illegible] und [illegible], in den

Rückkehr des Geheimeraths eine Art Erlöſung erblicken mußte, und die traurige Entſchließung faßte, ihr verlorenes Leben in der [illegible] Weiſe einer gleichgültigen Ehe fortzuſchleppen.

In Bergen wurde ſie des Geheimeraths Gemahlin. Sie bildet mit all [illegible], gefühlsreichſten und verſtändigſten Mädchen, die ganz [illegible] von ſich erwarten ließen, und in früheren Tagen [illegible] Liebe und Heiligkeit offenbarten, mit unbegreiflichem Wahnſinn, der die Geſtalt einer Vernünftigkeit trägt, ſich in den [illegible] Abgrund einer Ehe ſtürzen läßt, deren Nichtigkeit ſie hätte empfinden müſſen, wenn nicht jener Wahnſinn ihre ganze Natur beherrſchte, und mit dem [illegible] ſich ihrer bemächtigt hätte, wenn die Rückkehr unmöglich geworden war. Das [illegible] [illegible] und [illegible] allein erzeugen jenen Wahnſinn, der weder der Einſicht noch der Erkenntniß [illegible] weicht, ſondern nur dem zudringlichen, eindringenden und das innerſte Herz [illegible] Beiſpiel [illegible], die ihr gemeinſames Band mit [illegible] [illegible] [illegible], die Einheit, [illegible] oder [illegible] des ganzen Geſchlechts [illegible], und das [illegible] mit [illegible] Augen [illegible] haben.

Gleich kam nach Berlin, in die herrliche Königsſtadt, die durch eine [illegible] Zuſammenſtimmung der Einzelnen zum Ganzen einen eigenthümlichen Reiz beſitzt, der ſie würdig macht, auch mit denjenigen Hauptſtädten, denen ſie im Einzelnen an Reichthum, Größe und Pracht nachſtehen muß, dennoch im Ganzen zu wetteifern. Das große geſellige Leben in den vornehmen Geſellſchaften, das [illegible] Zuſammenkommen aller Stände, der allgesein verfeinerter Sinn für Kunst, welchen Stella vor andern Schönen auszeichnete, wurde nach und nach bei seiner stets wiederholten Wirkung Stella's Gemüth auf die Vereinsamung, in welche sie die frühzeitige Wendung ihres Schicksals versetzt hatte, und es war bald sichtbar, daß sie mit großen Forderungen an die Welt und mit hohen Lebensansichten geboren war. Die Neigung des Geheimenraths brachte sie bald in die vorzüglichsten Bekanntschaften, die ihrem Stande und Vermögen angemessen waren, und unmerklich ließ sie sich in das größte [illegible] hineingezogen, ohne es gewollt zu haben, und war genöthigt, die mancherlei Feste, die man ihr zu Ehren veranstaltet hatte, auf eine glänzende Weise zu erwiedern. Die Beschäftigungen, die ein ausgebreiteter Gesellschaftskreis auferlegt, sind zu vielfach und zu sehr aufdringlich, als daß große Reihen anderer stiller Vorstellungen bestehen bleiben könnten, und so pflegt das zarte Gefühl, dem es Bedürfniß ist mit inniger Seele in edle Andacht und Besinnung hinabzutauchen, bei den schimmernden Weltgenüssen, die mehr [illegible] werden als sie [illegible] unthätig das Leben hinbilden, aus Mangel an Sammlung bald zu ersterben, bis einmal ein heiliger Beglückung ihm ein neues, dann schmerzliches Leben verleihen will. Diesen Fluch mußte auch Stella gewissermaßen erfahren, um so mehr, da jede Schwermüthigkeit im Gemüth eine herbe Erstarrung zurückläßt, aus der bald ein neues heißes Verlangen nach den Dingen der Welt aufzusteigen pflegt.

Ihre Schönheit zog die ausgezeichnetsten Männer zu ihr hin; und die Gesellschaft, die sich bei ihr zu versammeln anfing, gehörte bald durch die Auswahl der

Perſonen, und den geſchmackvollen Aufwand, mit dem ſie bewirthet wurden, zu den angenehmſten und glänzendſten der Hauptſtadt. Emilie hatte kaum eine Weile unter dieſen neuen Gegenſtänden gelebt, als ihre Aufmerkſamkeit ſchon das Wichtige faſt überall erforſcht, und ihr richtiger Verſtand mit ſcharfſinnigem Urtheil jedes nach ſeinem Werthe zu ſchätzen gelernt hatte, und ſo übte ſie im Großen ein Talent, das früher in eben ſolcher Vollkommenheit an den kleinſten Gegenſtänden ſich entwickelt hatte, in dem größten Maßſtabe, indem ſie unbemerkt das ganze Gebiet der Geſelligkeit beherrſchte, als wenn ſie in den größten Cirkeln der Welt wäre erzogen worden, und mit milder Hand ihrer ganzen Umgebung die wohlgefälligſte Geſtalt gab. Der Geheimerath, erfreut über ihre unerwartete Erſcheinung, und nun erſt ſtolz auf den Beſitz einer in der Geſellſchaft ſo bewunderten Frau, und ſelbſt glücklich im ſchwelgeriſchen Genuſſe aller Lebensfreuden, ließ ihr in jeder Art alle Freiheit, und begnügte ſich mit den Rechten, die er auf ihr Vermögen erlangt hatte, ja ſeine Unbefangenheit ging ſo weit, daß er nicht ſelten ihr ſelbſt ſcherzend zu ſagen pflegte, wenn Leute ihres Standes glücklich in der Ehe ſein wollten, ſo müſſe der Mann ſein Liebchen haben, und die Frau ihren Liebhaber, und er ſeinerſeits ſchien auch nach dieſem Grundſatze ſchon eingerichtet.

So verging der Winter unter allen möglichen Feſtlichkeiten, und es blieb Emilie'n keine Zeit, ſich aus dem rauſchenden Taumel unter die traurigen Gedanken ihres Innern zu verſenken. Als der Sommer wieder erſchien, und man, um die ſchöne Jahreszeit auf dem Lande zu genießen, die Stadt zu verlaſſen begann, veränderte ſich nach Stella's Lebensweiſe. Der Geheimerath beſuchte die Bäder, wohin ſie mitzugehen wenig Luſt bezeigt hatte, und er ſchien ſehr damit zufrieden, daß ſie ihn allein abreiſen ließ, und für die Zeit ſeines Ausbleibens ein geſchmackvoll eingerichtetes Landhaus im Thiergarten beziehen wollte, wo ſie von ihren zahlreichen Bekannten häufigen Beſuch zu erwarten hatte. Die heitre, warme Sommerluft erweichte wieder ihr Herz, und lenkte ihren Sinn von dem kalten Anſchauen ſcheinſamer Bildung auf die liebevollen Gegenſtände der Natur, die das Menſchliche im Menſchen mit der treueſten Freundſchaft anſpricht, und durch ihre milde Rede den heftigſten Schmerz beſänftigt, die ungeſtüme Freude in dauernde Lieblichkeit verwandelt, und aus der todten Gleichgültigkeit ſelbſt innige Theilnahme zu erheben weiß. Mit Thränen der Wehmuth empfing Stella das wiederkehrende Gefühl, und gab den gereiften Verſtand, die durchdringende Einſicht willig den erwachenden Empfindungen hin, die in den glänzenden, frühen Morgenſchimmern, und in den lauen, hindämmernden Abendlüften durch ihre Bruſt ſtreiften, und die Unſchuld ihrer Jugend heraufriefen. Zwar hatte ſie oft ihr Inneres zu betrachten geſucht, und lächeln müſſen über den kindiſchen Wahn, mit dem ſie ein erſtes Ereigniß lebhaft ergriffen, und ihre ganze Zukunft auf dieſe vorübergehende Erſcheinung, die wie ein heller Tag zwiſchen dunkeln Sturmnächten einzeln dageſtanden, bezogen hatte: aber es geſchah, daß ſich unvermerkt jedesmal Thränen in dieſes Lächeln drängten, welche alle Schmerzen, die ſie über den erlittenen Verluſt empfunden, auch dann, wenn ſie dieſe Einbildung gewahrte, rechtfertigten, und alle verſtändige Tröſtung zum Schweigen brachten. „Hab' ich doch ſolches gedacht, ſagte ſie, ſolches gefühlt, und dadurch iſt es in mir wirklich geweſen; o wenn die Welt ſo Großes nicht geben kann, und nie geben will, warum läßt denn die Natur ſo grauſame Verlangen entſtehn, die ſie nicht befriedigen will, warum ſchärft ſie die Augen für eine höhere Welt, in der ſich nichts ergreifen läßt!"

Bei ſolchen Empfindungen, die ſie einſam in ſich verſchließen mußte, fühlte ſie nur deſto heftiger das Verlangen nach einem Weſen, dem ſie mit rückhaltloſem Vertrauen ſich hingeben könnte, und deſſen Daſein ihr das traurige Bewußtſein vertilgte, ſich inmitten aller Menſchen verlaſſen und allein zu fühlen; ein Verlangen, dem das Geſchick, um ſie deſto wildern Stürmen entgegen zu führen, nicht durch eine milde Freundin, die ſie vergebens ſuchte, wollte Gewährung gönnen. Unter den vielen Leuten, die ſich in ihrem Hauſe eingefunden hatten, konnte es nicht an jungen Männern fehlen, die ſich im Vertrauen auf ſonſtiges gutes Glück um die Gunſt der ſchönen Frau bewarben, deren eheliches Verhältniß jedem Verſuche den beſten Erfolg zu verſprechen ſchien, allein Stella hatte keinem unter ihnen einige Neigung zugewendet, ſondern war ſtandhaft jedem Verhältniſſe ausgewichen, das mit verführeriſcher Lockung ihr entgegenkommen wollte, ſie blieb eben ſo wahrhaft gegen die Andern als gegen ihren Gemahl, den ſie zwar mit Achtung behandelte, aber zu lieben auf keine Weiſe den Schein annahm; mancher leidenſchaftliche Auftritt war an ihrer kalten Wahrhaftigkeit unwirkſam vorübergegangen. Was ihr aber bevorſtand, konnte ſie nicht ahnden, und kein Auge vorausſehn, der Zufall führte es unvermeidlich herbei.

Einsmals kehrte ſie von einem Gange in die Stadt nach dem Thiergarten zurück, und ging ganz allein von dem Schloſſe her gegen das Thor. Dieſer Weg, vielleicht einer der ſchönſten in der Welt, hat einen durchaus eigenthümlichen Reiz, und gewährt einen ſo freudigen Anblick, wie der eines gelungenen Kunſtwerkes. Die ſchönſten Plätze, durch Brücken aneinander gereiht, gehn in die breite, mit vielen Baumreihen geſchmückte, in der Mitte zum Luſtwandeln geebnete Straße über, die groß und frei zu dem prächtigen Thore führt, außerhalb deſſen ſogleich der Thiergarten anfängt. Und die verſchiedenen Gebäude, in ſo verſchiedener Abſicht und Zeit erbaut, ſind in einer wundervollen Uebereinſtimmung, daß jedes den Eindruck des Ganzen erhöht, als hätte eine kunſtreiche Hand es abſichtlich ſo angeordnet. Es iſt aber in dem Ganzen eine holde Unentſchiedenheit, daß man nicht ſagen kann, ob es mehr einem Geſellſchaftsſaal oder einer Gartenanlage zu vergleichen ſei, und mehr die vertrauliche Umſchloſſenheit des einen, oder die freie Ausdehnung der andern darſtelle; offenbar iſt ein wetteiferndes Hervorringen grüner Bäume und edler Gebäude, und wenn dieſer Gegenſatz in der Mitte des Weges milder hervortritt, ſo iſt er dagegen an beiden Enden mit dem größten Wetteifer geſteigert, einerſeits das ehrwürdige, Königliche Schloß, welches ſchräge die ganze Bahn aufnimmt, aber dabei auch der ſchöngeſtellte Luſtgarten mit den hohen ſchlanken Pappeln, und auf der andern Seite der weitragende Wald des Thiergartens, aber auch das gewaltige Säulenthor, das über die andern Gebäude hinaus mit dem Schloſſe ſich in gleicher Höhe zu begrüßen ſcheint. Die Sonne war ſchon hinter den Wald gewichen, und ſchien nur mit goldenen Strahlen auf die obern Fenſter des Schloſſes, während der Himmel weithin mit rother Gluth erfüllt war. Stella ging eben an dem Opernhauſe in ſtiller Wonne jugendlicher Träume langſam vorüber, als plötzlich ein Geſchrei ſie aufſchreckte, und ſie ein Pferd erblickte, das ſich losgeriſſen hatte, und wild nach der Brücke lief, durch die von dort kommenden Leute geſcheucht aber ſeine Richtung veränderte, und grad auf ſie losſtürzte. In einem Augenblicke wäre es um ſie geſchehn geweſen: da warf ſich kühn ein junger Mann vor ſie hin, ergriff mit ſtarker Hand das Pferd, das ihn nur wenige Schritte mit fortriß, im Zügel, und kehrte dann, als viele Leute ſogleich das Thier bändigten, im leichten Sprunge zurück, um Stella'n, die vor Schrecken niederſinken wollte, zu unterſtützen. Sie erholte ſich bald aus der Betäubung, in welche die ſchnelle Gefahr ſie geſtürzt hatte, und nahm das Erbieten des jungen Mannes, der beſcheiden und auf die feinſte Weiſe ſich zu ihrem Begleiter antrug, mit lebhaftem Dank an. Sie gingen eine Weile ſtill neben einander, doch merkte er bald, daß ſie noch ſchwach war, und ihr bei jedem Schritte die Knie wankten, und da ſie durchaus weiter gehn und keinen Wagen wollte, ſo bat er ſie, wenigſtens ſeinen Arm anzunehmen, und ſich auf ihn zu ſtützen. Sie äußerte, er müſſe wohl fremd ſein in Berlin, und er bejahte es. „Ich bin ein Franzoſe, ſagte er, und heiße Chevalier Campan; mit meiner Familie bin ich früh ausgewandert, und habe ſchon lange vergebens auf die Rückkehr in mein Vaterland gehofft; doch lieb' ich Deutſchland, und vorzüglich die deutſche Sprache, die ich nur, wie Sie hören, trotz unſäglicher

Uebung, nie recht ausſprechen lerne.“ Stella fragte theilnehmend nach ſeinen bisherigen Schickſalen, und er erzählte offenherzig, wie es ihm bis zu ſeiner Ankunft in Berlin an kleinen deutſchen Höfen ergangen war, und die mannigfache Noth, mit der er hatte kämpfen müſſen, eine Schilderung, die ſie nicht ohne Rührung anhören konnte. Inzwiſchen waren ſie bis zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden den Tag über Blumen zum Verkauf ausgeſtellt zu ſein pflegen, die jetzt eben weggeräumt wurden. Ein ängſtliches Gefühl drängte ſich bei dieſem Anblick in Stella's Buſen, und ihre Blicke ſchwebten ſorgſam auf den ſcheidenden Blumen; ſeltſame Verwirrung umfing ihren Sinn, es war als ob eine alte Bekanntſchaft aus frühen Träumen ſie umſchwebte, und rief ihr wehmüthige Thränen in die Augen. Campan, der ihre Bewegung ſogleich bemerkte, heftete ſeine Blicke feſt auf die ihrigen, und fragte freundlich, was ihr ſei? — Sie aber nahm ſich zuſammen, lächelte ihn an, und verſicherte, ſie befinde ſich wohl; als er aber wiederholt in ſie drang und ſich ſo theilnehmend bezeigte, geſtand ſie ihm, was ſie in dem Augenblicke gerührt habe, doch ſei es eine von den unbegreiflichen Wirkungen entfernter Gefühle, die dunkel in der Seele liegen, und ſei ſchon ganz vorüber. — „Wie ſonderbar, begann hierauf Campan, daß auch ich eben jetzt eine ſolche dunkele Wirkung in mir verſpürt habe, und in einer ſolchen Verwirrung des Nachdenkens darüber bin, die es mir noch unbegreiflicher macht; wieſo und woher, kann ich Ihnen nicht ſagen, aber das iſt gewiß, daß mein ganzes Leben ſeit jenem Augenblick, da ich Sie in Gefahr ſah, eine andre Richtung nimmt, und der Zufall, der für Sie nur ſchlimme Bedeutung haben kann, für mich ein Glück wird. Schon ſeit langer Zeit dringen meine Verwandten in mich, ich ſoll nach Rußland gehn, und dort in Kriegsdienſten mich meinem Range gemäß aufzuſchwingen ſuchen, lange zwar hab' ich ihnen widerſprochen, weil das Volk wie das Land mir zuwider iſt, aber endlich müde der täglichen Mahnungen und unwillig über mein freudeloſes Daſein, entſchloß ich mich, wenigſtens den Meinigen mit dem Leben, das für mich mit jedem Tage gleichgültiger wurde, eine Freude zu machen, und eben war ich auf dem Wege, dieſen meinen Entſchluß meinem Oheim anzukündigen, und dadurch für mich unwiderruflich zu machen, als eben das Glück mich ihnen zu helfen berief, und durch die wunderbarſte Verkettung der Gefühle, die zu ergründen vergeblich iſt, finde ich mich jetzt von meinem Entſchluſſe wie von meinem Wege abgeleitet, und wie durch eine Eingebung entſchieden, nicht nach Rußland zu gehen, und ich werde wieder innerlich leicht und froh! Und warum ſollte ich nicht, ſetzte er gerührt hinzu, an eine Eingebung des Himmels glauben, da ſie mir durch einen ſichtbaren Engel gebracht wurde!" — Er ſprach dieſe Worte mit ſo innigem, unſchuldigem Tone, und drückte ihr dabei mit ſo herzlichem Danke die Hand, daß Stella nicht über ſich vermochte, dieſem Vertrauen auszuweichen, ſondern aus vollem Herzen ihre Freude darüber äußerte, daß ſie die unabſichtliche Veranlaſſung zum Widerruf ſeines unfreudigen Entſchluſſes ſei, und ihm Gelegenheit gegeben habe, die innere Stimme ſeines eigenſten Weſens zu vernehmen. Das Geſpräch wurde nun immer freundlicher; Stella erzählte unbefangen, welche Lebensart ſie führe, und lud ihn verbindlich ein, ſie in ihrer Sommerwohnung zu beſuchen, da ſie einmal auf ſo gute Art ſich kennen gelernt hätten. Er nahm es mit Freuden an, und wußte zur Erwiederung ihrer Dankbarkeit das Schicklichſte mit ſolcher Feinheit und Anmuth zu ſagen, daß Stella ganz davon eingenommen wurde.

Wie es der empörendſte Anblick iſt für den reinen Sinn, einen jungen Franzoſen auf der Höhe der weltlichen Verderbtheit zu erblicken, zu welcher dieſe Nation früher ſich ſo glänzend ausgebildet, ſo iſt dagegen, wir können es mit Recht ſagen, kein liebenswürdigeres Geſchöpf zu finden, als ein junger Franzoſe von unſchuldigem Gemüth und feinen Sitten, wie beſonders die frühere Zeit uns manchen mitten im Gewirr der ſchlechten gezeigt hat; es iſt ſchön, wie Ehre und Adel eines alten Geſchlechts wohlthätig ſchon in früheſter Kindheit jede unedle Begierde in dem Begriff des Unziemlichen unterdrücken, das Gefällige und Hülfreiche aus dem menſchenfreundlichſten Sinn ſchnell und feurig in jedem Erſcheinen hervorzaubern, und indem ſie den edeln Geiſt der Ritterlichkeit bewahren, der in dieſem Volke nie ausgeſtorben iſt, die zarteſte Milde der Sitte mit der gewaltigſten Kraft der Tapferkeit zu vereinigen wiſſen. Dieſes edle Blut ſtrömte in Campan's Adern, und wallte jetzt, in der Bezauberung die Stella's Weſen in ihm hervorgebracht hatte, freudiger durch die Adern. Die Gelegenheit war ſo liebreich geweſen, und hatte Beide einander gleichſam überliefert, ohne zwiſchen ſie die Fremdheit zu ſtellen, welche ſonſt die Menſchen, ſelbſt ſolche, die vom Geſchick zur Freundſchaft erleſen ſind, anfangs wie auf entgegengeſetzten Ufern eines Fluſſes, über den jeder hinüber möchte, getrennt hält. Ihr Verhältniß war gleich ſo nothwendig erſchienen, und ſo geſcheid aufgetreten. Es war eine unendliche Süßigkeit in Beider Herzen, nicht das Gefühl der Liebe, aber das reizvolle, zarte Gefühl, daß hier Liebe möglich, und das Gemüth des Mitwandelnden von wahrhaft menſchlichen, geweihten Regungen ergriffen ſei.

Aus dieſen Empfindungen wurden ſie in dem Tannengange, der vom Thore tiefer in das Gehölz führt, von einem Schwarm Herren und Damen erweckt, die Stella'n auf ihrem Landhauſe hatten beſuchen wollen, und da ſie gehört hatten, ſie werde bald aus der Stadt zurückkommen, ihr entgegen gegangen wären. Dieſe ſtutzten einen Augenblick über den jungen Fremden, an deſſen Arme Stella ſo vertraulich daherkam; als ſie aber erzählte, was ihr begegnet, und welcher Gefahr ſie durch ſeine heldenmüthige Aufopferung entgangen ſei, überſtrömten ihn Alle mit ſchmeichelhaften Lobſprüchen und feinen Dankſagungen. Ihn aber rührte der Beifall wenig, ſondern regte nur tiefer eine Traurigkeit in ihm auf, die er kaum zu verbergen wußte. Stella war ihm inmitten der zahlreichen Geſellſchaft gleichſam untergegangen, und ein feſtes Band, welches ihn bisher an ihrer Seite in der Höhe des reinſten Glücks erhalten, ſchien ſich zu löſen, und ihn in einen weiten Raum von Alltäglichkeit fallen zu laſſen. Er fühlte ſchmerzlich, daß er ſchon von Anfang her keinen Anſpruch und keine Hoffnung gehabt, einen Abendgang, welchen Muth, Freundlichkeit, Lebenswendung, Luft und Sonne ſo zauberiſch im Verein ausgeſtattet hatten, über ſeine natürliche Dauer auszudehnen, und er verwünſchte wehmüthig die Grauſamkeit, mit welcher der Verlauf der Dinge ſolche Blumen, die einen Lebenstag ſo ſelten ſchmücken, herabreißt und zertrümmert. Von ſolchen Regungen durchdrungen, ſuchte ſich Campan der Geſellſchaft zu entziehen, und als nun der ganze Schwarm wieder mit Stella umkehrte, und die vorgerückte Dämmerung in dem ſchwarzen Tannengezweig ſich verdichtete, lenkte er heimlich in einen Seitenweg, und verlor ſich trauernd in die dunkeln Gebüſche und ſein verletztes Gefühl. „Warum kann man nicht, dachte er, immer leben in ſolch ätheriſchem Wandeln, wo die ſüßeſte Innigkeit uns eins macht mit der ganzen Natur, die mit Grüne, Wärme und farbigem Himmel uns ſchmeichelnd umfaßt, und die gedrängten Gefühle heitern, friſchen Lebens einträchtig in der freien Bruſt ſpielen läßt, daß in dieſer Lieblichkeit ſelbſt Liebe, Freundſchaft, und was. es ſonſt Schönes gibt, nicht mehr als ein Einzelnes erſcheint, und ohne beſtimmte Unterſcheidung doch jedes, in höhern Wohllaut verflößt, mitempfunden wird! Und damit wir ja nicht zweifeln, ob es auch ſo Göttliches gebe, müſſen wir es mit allen Sinnen auf Augenblicke erleben! Ach ich kann das liebliche Weib nicht wiederſehn, ohne mich zu entſcheiden, was ich ihr in Zukunft ſein ſoll, und was war ich ihr denn jetzt? Nicht Geliebter, nicht Freund, nicht Bruder, und doch war ich ihr Alles, wie ſie mir Alles war!“

Er kehrte nach der Stadt zurück, ohne noch zu wiſſen, ob er jemals die ſchöne Frau wiederſehn ſolle, deren Bekanntſchaft, ungleich der gewöhnlichen Weiſe, da man im Anfang einer Verbindung den Reiz einer eröffneten Zukunft empfindet, mit dem erſten Schauen auch das Beſte und Schönſte dem Gefühl ſchon dargereicht hatte.

Stella zuerſt vermißte ihn, und blickte eilend umher, ihre Beſtürzung ihn nirgend zu finden konnte ſie kaum verbergen, und die ganze Geſellſchaft nahm Theil daran, man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über den Beweggrund zu dieſer Flucht, und die meiſten ſchrieben ſie endlich einer ſtolzen Beſcheidenheit zu, die ſich dem verdienten Lob entziehen wolle; aber in Stella's bewegtem Innern ſtiegen geheime Ahndungen auf, die den Tag beſchloſſen wie fernes Wetterleuchten am Horizont, das ein Gewitter droht, von dem man nur nicht weiß, ob es die nächſte Nacht ſchon heraufkommen wird. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ſie von dem edeln Flüchtling einige Kundſchaft einziehen konnte, und alle ihre Bemühungen würden fruchtlos geweſen ſein, wenn nicht endlich der Zufall einen Bekannten zu ihr geführt hätte, der durch Nennung ſeiner Straße und ſeines Hauſes ihrer peinlichen Unruhe ein Ende machte. Lebhaft ſchrieb ſie ſogleich eine Einladung an Campan, worin ſie ihn mit den freundlichſten Worten bat, ihr nicht länger die Freude zu entziehen, ihm den Dank, welchen ſie ihm auf ſo vielfache Art ſchuldig ſei, ſelber perſönlich und wiederholt zu verſichern. Er kam noch denſelben Tag, und obgleich anfangs ſchüchtern, und in Zweifel, ob er ſeiner vollen Empfindung folgen dürfe, ſah er doch bald jedes Gewölk von ſeiner Seele verſcheucht durch die neubelebenden Strahlen der aufgehenden Liebesſonne. Stella's Herz ſchien ſich in Unſchuld zu erneuen, um ohne Erinnerung des Schmerzes dem neuen Freund anzugehören, der alsbald mit unbefangener Klarheit lebhaft ſeine Neigung zu ihr ausſprach. Von dieſem Abend an beſuchte er ſie beinahe täglich, widmete ihr alle ſeine Zeit, und wenn er einen Tag verhindert wurde, zu kommen, was ſelten geſchah, ſo wurde Beiden dieſer ein wüſter, ängſtlicher Tag. In den Geſellſchaften, die ſich häufig bei Stella verſammelten, war er bald die willkommenſte Erſcheinung, ſeine Liebenswürdigkeit war Allen eine Freude, und er wurde überall, wo man Stella zu ſehn wünſchte, eben ſo ſehr um ſeiner ſelbſt willen, als um ihretwillen eingeladen.

Man nahm es bald als eingeſtanden an, daß er ihr Liebhaber ſei, und freute ſich, die gute Frau, die bisher ſo ſpröde geweſen war, in das allgemeine Betragen herabgezogen zu ſehn, während zugleich Viele das glückliche Verhältniß, in deſſen inneres Weſen doch kein Blick zu dringen vermochte, mit neidiſchen Augen betrachteten. So iſt ja die Welt und ihre Nachrede, — daß ſie nur dann etwas begreift, wenn ſie es auf gemeine Art erklären kann, da doch jedes menſchliche Verhältniß ein unendliches iſt, und meiſt aus ſolchen innern Bewegungen beſteht, die dem blöden Auge der Menge ſich auf immer entziehn, und es darf uns nicht wundern, wenn oft das Heiligſte durch das elende Geſpenſt, das man den Ruf nennt, für das Abſcheulichſte gilt!

Die erfüllten Tage, welche Stella und Campan in dieſer Zeit des Glücks genoſſen, und die wir uns billig enthalten zu beſchreiben, wurden leider nur zu früh unterbrochen, als der ſcheidende Sommer ſie nöthigte, den Thiergarten zu verlaſſen, und mit dem Herbſte auch der Geheimrath wieder in Berlin eintraf. Wehmüthig blickte Stella auf den ſchönen Sommer zurück, und als mancherlei Geräthſchaft aus dem angenehmen Sommerhauſe nach der Stadt geſchickt wurde, die Zimmer allmählig leer wurden, und ſie ſelber ihre kleinen Sachen ſorgſam einpackte, dünkte ihr, als ob mit dem nun völlig abgeſchloſſenen Bilde alles Glück und alle Freude von ihr wichen. Sie war einige Tage vor der Rückkunft des Geheimraths in die Stadt gezogen, und Campan beſuchte ſie auch hier nach wie vor, aber ohne daß ihr durch ſeine Anweſenheit gleiches Genügen und Ruhe, wie draußen im Freien, zu Theil geworden wären; und wahrlich nur zu ſchnell zeigte ſich, wie ihr ahndendes Gemüth mit Recht gezweifelt hatte, ſich dem vorigen Glücke zu überlaſſen, denn kaum war der Geheimrath in ſeinem Hauſe zurückgekommen, als Campan plötzlich fortblieb, und keine Silbe von ſich hören ließ. Stella's Beſtürzung und Verwirrung waren unausſprechlich, ſie begriff nicht, was in ihm vorgegangen ſei, und ſchwankte in tauſend qualvollen Zweifeln. Vergebens ſandte die Verlaſſene häufige Boten aus, und ſchrieb die zärtlichſten und verzweiflungsvollſten Briefe an ihn, er hörte die erſtern mitleidig und traurig an, trug ihnen die beſten Grüße auf, aber nie gab er ihnen eine weitere Antwort, und legte auch die Briefe ſchweigend bei ſich nieder. Gleichwohl konnte ſie an ſeiner dauernden Zuneigung und Liebe nicht zweifeln, denn jedem, der ihn ſah, war es nur allzu ſichtbar, wie viel er litt, und wie ſchwer er ſein Geſchick ertrug. Es konnte nur ſein ſorgſames Ehrgefühl ihm dieſe peinvolle Entfernung auferlegt haben, das nicht ertragen wollte, einen Andern im Beſitze der Güter zu ſehn, die er begehrte, und eben ſo wenig gegen dieſen durch Eingriffe in deſſen Rechte fehlen, und verdiente Vorwürfe, ſo durchaus unwahrſcheinlich ſie waren, auch nur als möglich denken mochte. Zurückgezogen aus allen Geſellſchaften, die ſich nur deſto lebhafter um ihn bemühten, verbrachte er ſeine Tage in ſtiller Trauer, welche bald das Feuer ſeiner Augen erlöſchen und die blühende Farbe ſeiner Wangen erbleichen machte.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und die Aerzte, die alle ihre Bemühungen vergeblich fanden, erklärten ſeinen Zuſtand für bedenklich. Als Stella davon Nachricht erhielt, vermochte ſie nicht länger die heftige Sehnſucht zu ertragen; begleitet von einer Vertrauten eilte ſie eines Abends zu ihm, und ſtürzte mit ängſtlicher Bewegung vor ſein Lager hin. Er aber, obwohl ſehr matt, raffte ſich auf, und nahm ſie außer ſich vor Freude in ſeine Arme, indem er mit den ſanfteſten Worten ſie zu beruhigen ſuchte. Weinend in der Freude des Wiederſehns ſagte ſie endlich ſchmerzlich dieſe Worte: „Nein! ich habe es nun erfahren, ich kann nicht ohne dich leben, mein Freund, mein Geliebter! Und wie haſt du es über dich vermocht, mich zu verlaſſen, mich, die dich über alles liebt, und von der du nur fordern kannſt, was ſie thun ſoll um dir ganz zu gefallen, um dich zu behalten! Brich dieſes Schweigen, das einen geheimen Schmerz verräth, und mich ſo unendlich gequält hat, und ſage mir frei, was dich verletzt und betrübt? Iſt es mein Gemahl, deſſen Anweſenheit dir unerträglich iſt? O ſo erkenne doch, wie nur in jugendlicher Bethörung ich ſeine Frau werden konnte, komm und ſieh, wie ſein ganzes Betragen ununterbrochen zeigt, daß er kein Recht auf mich zu haben glaubt, und mir nie beſtreiten kann, wahrhafter Anerkennung zu folgen. Und hätteſt du nur früher geſprochen, mein Geliebter, das verhaßte Band wäre ſchon aufgelöſt, und ich auch vor den Augen der

Welt und dem Scheine nach ſo frei und unabhängig, wie ich es in Wahrheit für mich ſchon lange bin. Oder hat mich vielleicht, was ich doch nimmer glauben mag, zugleich dein Herz verlaſſen? Iſt deinen geliebten Augen in mir vielleicht ein Flecken ſichtbar geworden, der deinen reinen Sinn gekränkt und von mir abgewendet hat? Auch dann ſag' es frei, mein Geliebter, und du ſollſt was die Kraft der Liebe vermag erfahren, und verſchwinden ſehn, was dir mißfällt, und was doch nur ein Aeußeres, ein Zufälliges ſein kann, denn mein wahres Innere liebſt du, das weiß ich, und mußt es lieben, wie es dich liebt!" — Die hervorſtürzenden Thränen hinderten ſie weiter zu reden, und überſtrömten ſeine Hände, die er liebkoſend auf ihre Wangen gedrückt hatte. Nach einer Weile, da er ſich mühſam gefaßt hatte, antwortete er folgendes, indem er ſie feſt an ſein Herz drückte: „Wenn du, meine Theure, in dir fühleſt, daß du nicht ohne mich leben kannſt, ſo ſiehſt du davon, daß ich ohne dich nicht leben kann, den Beweis vor Augen in meiner Krankheit, und hätteſt ihn, wenn nicht dies dein Wiederſehn und deine Verſicherung mir das Leben wiedergäbe, durch meinen Tod bewährt gefunden in kurzem, denn ich durfte ihn nicht entfernt mehr glauben. Jetzt aber, geliebte Stella, da ich dich alſo wiederſehe, und dich ſo reden höre, wie mein Herz nicht wagen wollte zu hoffen, lebe ich auf, und will deiner Liebe und deinem Glücke leben." Ja, löſe dieſes unſelige Band, und gehöre vor Gott und Menſchen mir, dem es einziges Trachten, einziger Beruf ſein wird, in deinen Wünſchen meine Freude zu finden, deine Lieblichkeit zu warten und zu pflegen. Ach! nicht hier, nicht jetzt, dachte ich die herrliche Gattin zu finden, die mein grauſames Vaterland mir nicht gewähren wollte!“ — Nun machte er ſich Vorwürfe, daß er einen Augenblick an Stella gezweifelt, und ihr nicht gleich jede Kraft der Liebe und Wahrheit zugetraut habe, er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um Verzeihung, und ſie mußte alle ſchmeichelnde Tröſtungen anwenden, um ihn zu beruhigen. Spät erſt, da die ſinkende Nacht es gebot, trennten ſich die Liebenden, nachdem ſie noch vieles beſprochen und verabredet, in der Gewißheit, ſich am andern Tage wiederzuſehn, und in der beglückenden Hoffnung, nach kurzer Zeit einander ganz anzugehören.

Es bedurfte nur weniger Tage, ſo verließ Campen das Bette, und bald auch das Haus, in jugendlicher Kraft, und der Geiſt in voriger Lebhaftigkeit, ſeine Wangen rötheten ſich wieder. Doch beſuchte er Stella's Haus nicht, und wollte auch von ihr, aus zarter Beſorgniß für ihren Ruf, nicht ferner beſucht ſein. Er ſah ſie nur am dritten Ort, und Beide waren um ſo leichter über dieſen noch waltenden Zwang getröſtet, als ſchnell der glückliche Zeitpunkt, der ſie auf immer vereinigen ſollte, zu nahen ſchien. Denn Stella, gekräftigt durch das ſtarke Gefühl der glücklichen Liebe, hatte mit beſonnener Klugheit und Thätigkeit in kurzem alles eingeleitet, um von dem Geheimrath in der Stille geſchieden zu werden, an deſſen Einwilligung ſie um ſo weniger zweifeln konnte, da ſie ihm über die Hälfte ihres Vermögens abzutreten geſonnen war. Unerwartet aber ſetzte ihr dieſer, als er ihr Vorhaben erfuhr, die größten Hinderniſſe entgegen, und ſuchte ſie auf alle Weiſe durch Bitten und Drohungen davon abzulenken; wenigſtens hoffte er ſie durch ſeinen Widerſtand dahin zu bringen, daß ſie ihm das ganze Vermögen zurückließ, wovon er nichts verlieren wollte, vielmehr ſah er alles, was ihm entgehn könnte, für einen an ihm verübten Raub an. Niemanden war die niedrige Geſinnung, die ſeinem Verfahren zum Grunde lag, verborgen, als nur Stella'n ſelbſt, die er mit den künſtlichſten Schmeichelreden täuſchte, als ſei er nur einzig auf ihr Beſtes bedacht. Jedoch würden an ihrem feſten Entſchluß, den Liebe erzeugt und Liebe gefördert hatte, alle ſeine Bemühungen geſcheitert, da die Geſetze zu beſtimmt für ſie ſprachen, der Spruch zur Scheidung ergangen ſein, wenn nicht ein ihm günſtiges Ereigniß eingetroffen wäre, das die lebhaft Hoffende, und ſchon mit ſeligen Blicken in der Zukunft Schwelgende dergeſtalt zerſchmetterte, daß der gelähmten Seele alle Thätigkeit erſterben, jede Weiſe des Lebens ihr ſchrecklich werden mußte, weil ihr das Leben ſchrecklich war, und jedes Glück einer Aenderung in ſchauerlicher Gleichgültigkeit verloren ging.

Zwei Tage hindurch hatte ſie ihren Freund nicht geſehn, und erwachte jetzt am dritten Morgen mit der freudigen Gewißheit, ihn Abends in einer Geſellſchaft zu finden, zu welcher ſie Beide eingeladen waren, ja ſie hoffte ihn vielleicht ſchon Vormittags zu ſehen, da bei ſo ſchönem Wetter die ſchöne Welt in den Wintermittagsſtunden ſich unter den Linden zu ergehen pflegte. Sie war eben aufgeſtanden, als man ihr einen Brief übergab, in deſſen Aufſchrift ſie ſogleich Compan's Hand erkannte; ſie erbrach haſtig das Siegel mit ſtockendem Herzen und vorbedeutender Ahndung, und las folgendes: „Möge mir der gütige Gott ſeinen Beiſtand verleihen, damit ich dieſe Zeilen zu Ende ſchreiben könne! Vernimm, geliebte Stella, du, die ich lieben muß, ſo lange mir Lebensathem bleibt, vernimm das entſetzliche Geſchick, das deinen Freund getroffen hat! Marie Adelaide, meine Verlobte, die ich lange als todt beweint habe, ſie lebt! Eine wunderbare Fügung hat ſie dem Beil der Guillotine, das ihre Eltern und Brüder dahin raffte, und auch ſchon ihrem Nacken drohte, entzogen. Sie ruft mich jetzt, ihren Verlobten, und fordert mich von mir wieder, ich hab' ihr alles zu erſetzen, den Vater und das Vaterland, die Geſchwiſter und die Freunde, ich bin das Einzige, was ihr auf dieſer Welt übrig iſt. Wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich ſchon auf dem Wege nach Frankreich. Stella! die Liebe, die ich ſo heiß zu dir getragen, iſt nur eine Fortſetzung jener Liebe, die nur der Tod löſen konnte; aber meine frühere Geliebte lebt! Stella, ſie lebt! Wirſt du mir verzeihen? Wird nicht dein Fluch mich verfolgen, zugleich mit deinem Schmerze? Ich ſollte glücklich ſein, und ich bin elend: du haſt mich vom Tode gerettet, und ich gehe! Mein Herz zerreißt! Dein Andenken kann ich niemals laſſen, aus den Armen der liebenden Gattin wird es mich aufſchrecken, und mich niederwerfen in den Staub. Thränen und Klagen werden der Inhalt meines Lebens ſein, das nicht lange mehr dauern möge! Lange hab' ich unter Qualen der Verzweiflung den unentſchiednen Kampf gekämpft — er iſt entſchieden, ich muß gehn! Rechne ſie mir nicht an, die öden Jammertage, ich theile ſie mit dir, und werde bald auch jene ſie theilen machen, von der alle Morgen und alle Abend dein liebes Bild mich wird trennen wollen. Leb' wohl! leb' wohl! Mein Blut möcht' ich gern verſchmerzen, um nur Einen Augenblick der Freude in dein Leben gießen zu können! Ich konnte dich nicht ſehen, um Abſchied von dir zu nehmen, dein Anblick wäre mir mehr als zehnfaches Sterben geweſen. O ich Wahnſinniger flehe noch zu dir, daß du nicht vergeſſen mögeſt, wie ſehr ich dich geliebt! Ja, wiſſe, ich bin dir ewig ergeben, kann nimmer von dir laſſen, werde ewig ſagen müſſen, daß im Herzen von Deutſchland die Blume meines Lebens ſo herrlich blühe, und meinem Leben ach! verblühen muß. Leb' wohl, Stella! Zum tauſendmal umarm' ich dich! In jenem Gerichte fordere mich, ſag' ich ſei dein, und ich werde dich nicht verläugnen. Jetzt verlaſſe ich dich, und ſtürze taumelnd in den Abgrund meines dunkeln Geſchicks.

Campan.“

Was die Verzweiflung ſei, man glaubt wohl allgemein es zu wiſſen, aber nur wer ſie erfahren hat weiß es, und vergißt es nie; denn wie vielen Wechſel auch Zeit und Geſchick dem Leben herbeiführen, und wie viel Göttliches auch Weisheit und Andacht darbieten mögen: das Herz, das einmal von jenem Schrecken ergriffen worden, wird in dieſem Leben nie wieder ganz geheilt; Ein Punkt wenigſtens bleibt darin erſtorben, und in unfruchtbarer Öde ein ewiges Andenken der erlittenen Qual, ein Andenken, das zwar umſchloſſen werden kann von reichen Lebensgefühlen, aber nie ſelber mehr zum gedeihlichen Boden durch ſie wird, ſondern ewig nur Todesfrüchte trägt er dem Leben. Wir wollen nicht verſuchen, das Leiden der unglücklichen Frau zu beſchreiben; ſie ſelber ſchwieg verſchloſſen ſtill, nur Thränen verriethen ihren Jammer, und keine wohlthätige Krankheit ſchützte ſie

Erleichterung, vergeblich warf der Körper den Schmerz, der auch ihn erdrücken wollte, ſtets auf das Gemüth zurück, und nahm nur ſpät und langſam ſeinen Theil, als durchwachte, von Qual erfüllte Nächte, vernachläſſigte Nahrung, und Mangel an freier Luft ihn endlich dennoch erliegen machten. Niemand pflegte ſie mit freundlicher Sorgfalt, niemand erhob mit tröſtender Hoffnung ihr ſinkendes Leben, nur Muſik und wenige Bücher, die ſie jetzt verſtehen lernte, ſchienen auf Augenblicke ſie dem Grame zu entziehen, welchem ſie doch unvermerkt ſie immer wieder übergaben. Sie verblühte in der Zeit der ſchönſten Jugend, und als endlich nach einem langen Winter der Frühling kam, und die friſchen Blumen brachte, die heitern Tage, und die milden Lüfte, da ſchien erſt recht ihr Winter gekommen zu ſein; nie verließ ſie das Zimmer, jede Lieblichkeit der Natur ängſtigte ſie. Erſt gegen den Herbſt begann ſie wieder auszugehn, und ſchüttete in tauſend Thränen ihren nie ruhenden Schmerz, in den Schoß der abſterbenden Natur, die wie ein Meer von Wehmuth ihren Sinn umwogte; jeder Baum, jeder Gang, der ein Zeuge glücklicher Tage geweſen war, wurde es nun der unglücklichſten, und bald hielt weder Wind noch Regen, noch das rauheſte Wetter ſie ab, auf den verlaſſenen Wegen, nur von einem alten Bedienten begleitet, umherzuſtreifen. Wohl mit Recht ſagt der Dichter, daß bald allein iſt, wer ſich der Einſamkeit ergiebt; aber dieſer kann doch keiner ſich ergeben, der nicht ſchon einſam war in ſeinem Herzen. So erblickte auch Stella in ihrem Verlaſſenſein, da das freudeloſe Haus nach und nach von jedermann, ſelbſt von dem Geheimrath, der ſeine Luſtbarkeiten anderwärts aufſchlug, gemieden wurde, um die wahre [illegible] ihres frühern geführten Lebens, wie es nun so innerlich geworden, auch in einer äußern Gestalt, die durch den falschen Schein eigenliebiger Wichtigkeit verdeckt gewesen war, deutlich abgebildet. Sie erkannte, wie alle jene Menschen ihr nichts gewesen waren, und wie gleichgültig sie nebeneinander hingelebt hatten. Diese Zeit der Trübsal, von der die Jugendblüthe des Körpers unwiederbringlich geknickt war, brachte auch der harmlosen Jugend ihres Gemüthes, und der freudigen Welt, wie es die Welt fühlte, ein schmerzliches Ende, denn ihr Geist, der lange geschlummert hatte, erwachte nach und nach, und entfaltete die ersten Schwingen des Lichts in scharfsinnigen Untersuchungen, und die tiefe Einsicht in das Leben, das Verständniß der Natur, das Gefühl des ewigen Zusammenhanges, die Bedeutung des dem Scheine nach Verlornen wurden deutlich vor dem großen, der Menschheit so [illegible] und gleichsam eingebornen Schmerze in dem aufgeklärten Gemüthe zu Tage gefördert. Die Thränen, die aus einem zerrissenen Herzen strömen, fließen befruchtend in das reiche Lebensgefild, und nur nicht ganz verklungen können die durch so geweihten [illegible], und [illegible] ihrer Nahrung waren.

So näherte sich [illegible], durch ihr Leid selbst [illegible] den höhern Gegenständen, die schon alle in ihrem [illegible] hineingetaucht standen, und so gewährte sie sich auch, und auch durch ihren Geist an die Menschen, die ihr Herz sich entfremdet hatte, und denen ja doch so viele, wie sie nun theilnehmend erkannte, unter dem Gewande der Freude ein [illegible] Herz durch das wilde Leben trugen. Aber auch auf eine andere Art gestaltete sich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] den Versuch von Ferne gemacht, [illegible] zu [illegible], aber [illegible] [illegible] Stolte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Durch die [illegible] Thätigkeit ihrer Freundin [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gefühle der Freiheit in Flammenzügen zu schildern. „Ich weiß es," erwiderte Stolte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich weiß es, wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Das aber weiß ich, und kann es nicht ändern, mein Wille [illegible] ebenmäßig zurück, und jetzt [illegible] [illegible] [illegible] zu ſein!"

Nach langem Sträuben gab endlich die Freundin ein Mittel an, das wenn auch nicht gern, doch [illegible] auf einige Zeit die langentbehrte Freiheit verſchaffen mußte, und [illegible] ſagte ſie das Programm, daß wenn nur einmal ein Punkt außerhalb des Elternhauſes gegeben ſei, man [illegible] auf leichte und natürliche die Freundſchaften [illegible] gänzlich zu [illegible] wüßten. Sie ſchlug eine Reiſe vor, auf der Emilie ſie begleiten ſollte, eine Reiſe nach Dresden, die nicht allein durch die Entfernung von allen Bekannten, welche ihr doch allein ſchon nothwendig geworden wäre, ſondern auch durch die glückliche Wahl des Ortes, der durch Gegenden, Kunſtſchätze, Lebensweiſe und Zuſammenwirken der Fremden [illegible] [illegible] ab, den lebhaften Geiſte der Emilie's und ihrer Freundin Wünſche verſprach. Schon war alles abgeredet, und die Einwilligung heimlich ſo getroffen, daß ſie jeden Tag in den Wagen ſteigen konnten, und doch verzögerte ſich ihre Abreiſe von einem Tage zum andern, weil Emilie noch keinen Augenblick gefunden hatte, der ihr günſtig geſchienen hätte, Wilhelm von ihrem Vorhaben zu unterrichten, und ſie beſorgte im voraus, daß er ſchwerlich einwilligen würde in ein Unternehmen, das ihn des Gegenwärtigen ihres Umgangs, der ihm zur unentbehrlichſten Gewohnheit geworden, auf längere Zeit berauben ſollte; ja er [illegible] am Ende zu befürchten, er würde ſie begleiten wollen, ein Antrag, den ſie auf keine Weiſe ſich [illegible] [illegible] einmal entgegenarbeiten[illegible]. Endlich jedoch gedrungen durch die Ungeduld ihrer Freundin, und überwunden von den ſteigenden Gründen derſelben, wagte ſie einer Stunde, da [illegible] in ziemlich heiterer Stimmung sie zu einem Konzert abzuholen kam, ihm die ängstliche Nachricht mit leichtem Ton, der ihr innerstes Zittern verbergen sollte, mitzutheilen, und war nicht wenig erstaunt, ihn ganz gelassen, ja gleichgültig dabei zu finden, und kaum gewann sie sich die [illegible] [illegible], als er ihr von ganzem Glück zu ihrem Entschluß und mit Vergnügen auf die Reise zuwünschte. Aber, o Himmel! sie hatte mit dem kalten Blicke genug gelitten, um in heftigem Schmerze [illegible] zu [illegible], als ihm gewandtes Gesicht mit brennender Röthe übergossen war; sie erkannte sogleich die ganze Bitterkeit ihrer getäuschten Hand, und indem sie den ganzen Umfang der [illegible] Aufsicht, die ihr nun, wie sie nur zu gewiß wußte, auf lange Zeit bevorstanden, mit lebender Furcht überschaute, verlor sie alle ihre erkünstelte Kraft, und fiel mit heftigem Weinen ihrem Gatten um den Hals, indem sie ihn mit tausend Bitten um Verzeihung anflehte, und an die Reise nicht weiter zu denken versprach. Allein mit dem kältesten Lächeln stieß er sie ruhig zurück, als eine Thörin, die nicht wisse was sie wolle, wobei er sich ganz besonders stellte, daß er ihr etwas zu verzeihen haben sollte, die Sache [illegible] [illegible], und nun eiligst nach dem Konzerte zu gehen verlangte, mit scheinbarer Wichtigkeit, um den Anfang nicht zu versäumen, so wenig ihm sonst auch an dergleichen gelegen war. [illegible], der nun über die wahre Aufnahme ihrer Mittheilung nicht der geringste Zweifel übrig blieb, folgte ihm niedergeschlagen durch die weiten Straßen, und hatte mit Mühe soviel Muth gewonnen, um den Wagen zum Abholen zu bestellen, da sie fühlte, daß ihr die Kräfte zum

Wirkung bleiben mußten. Kaum noch hielt Winterfeld mühsam die Ausbrüche des wilden Zornes zurück, der mit wilden Flammen in ihm wüthete, jene ungezeigte Mißbilligung selbst vermehrte die heftigste Wuth, er glaubte sich verrathen, sah sich zurückgesetzt, und allen Hoffnungen heraufgewendet, und in dieser Noth Stella's, die einen Punkt nur zu deutlich war, eine unaufhörliche Schmach, die ihn so rastlos von Gedanken zu Gedanken, daß er bald alle Besinnung zu verlieren schien. Vergebens bat Stella mit den süßesten, beschwichtigendsten Worten, die ihr Schmerz und Angst eingaben, er möchte mit ihr zurückkehren nach Hause, und stellte ihm vor, wie wenig sie Beide in der Verfassung wären öffentlich zu erscheinen, und wie große unnöthige Qual sie sich auferlegten durch einen Zwang, der nicht einmal gelingen würde; vergebens klagte sie über ihre Schwäche und Hinfälligkeit, die so groß sei, daß ihre Kniee sie kaum noch trügen: er kannte keine Schonung mehr, und mit einer kurzen heftigen Antwort riß er sie mit sich fort in so eiligen Schritten, daß sie athemlos an seinem Arme hing, und mehr geschleppt wurde als von ihren Füßen getragen. In dem vollen Saale, wo fast lauter Bekannte Stella's oder Winterfeld's sich befanden, machte das verstörte Wesen dieser Beiden gleich anfangs einigen Eindruck, und es war unvermeidlich, daß nicht fremde Augen in das Innere ihrer Zwistigkeit gedrungen wären. Jemehr also schon die aufmerksamen Blicke auf Stella gerichtet waren, desto deutlicher wurden die oft lautern Ausbrüche bemerkt, welche Winterfeld in der Raserei seines Zornes sich erlaubte, und die Stella'n in das fürchterlichste Leiden stürzten, denen zu entrinnen sie keinen Ausweg sah.

Schon ließen ihre Thränen nicht mehr hemmen, und überwältigt endlich von dem Gefühl, das Mitleiden zu verdienen, das sie in Vieler Augen las, wollte sie sich entreißen, um nach Hause zu eilen, als Winterfeld, seiner nicht mehr mächtig, indem er wirklich schien den Verstand verloren zu haben, sie mit stürmischer Gewalt zurückriß, und ihr zu bleiben befahl. Mit einem Laut des Schmerzes sank sie auf den Stuhl hin, und verhüllte das bleiche Gesicht. Gleich darauf aber fühlte sie sich sanft am Arm ergriffen, und da sie die Augen aufschlug, erblickte sie ein junges Frauenzimmer an ihrer Seite, die ihr liebreich zuredete, und um die Erlaubniß bat, sie nach Hause bringen zu dürfen, welches Stella innig gerührt annahm, und gestützt auf ihre Schützerin nach der Thür wankte. Im Vorbeigehn erblickte sie seitwärts Winterfeld, der wüthige Blicke auf sie schoß, und in der heftigsten Bewegung leichenblaß einem jungen Mann in schwarzer Kleidung folgte, und von diesem so ungestüm am Arm fortgerissen wurde, daß er eher gezwungen als freiwillig zu folgen schien. Stella zitterte, und die junge Dame, die ihre Angst bemerkte, flüsterte ihr leise zu: „Es ist mein Bruder! seit einer Viertelstunde wüthet er in sich hinein über das unerhörte Betragen Ihres Begleiters, gegen dessen Rache sie jetzt gewiß sicher sein werden."

Stella kam erschöpft nach Hause, und schickte sogleich nach ihrer Freundin, die mit großem Schrecken herbeieilte, und sie auf alle Weise zu trösten suchte, welches aber kaum einigermaßen gelungen war, als die fremde Dame nun an sich selber zu denken Zeit gewann, und die ängstliche Sorge nicht verhehlte, welche sie für ihren

Bruder empfand, der vielleicht ſchon in dieſem Augenblick ſeine edle Kühnheit mit tödtlichen Wunden büßte. Jetzt erfuhr Stella, was ihre Freundin ſchon gewußt, daß die junge Dame mit ihrem Bruder, einem Offizier in ſächſiſchen Dienſten, von einem Ausflug in das nördliche Deutſchland auf der Rückreiſe ſeit einigen Tagen in Berlin verweile; aber mit ſchaudervollem Entſetzen vernahm ſie den Namen Arnold! Doch ehe ſie noch recht darüber zur Beſinnung kommen konnte, kam ſchon von dieſem ein eiliger Bote an die Schweſter, der einige Zeilen übergab, worin folgendes ſtand: „Eile ſogleich zu mir, die Minuten ſind koſtbar, und jede verſäumte vermehrt die Gefahr. Ich bin unverletzt und wohl. Sage der ſchönen Dame, ich hoffe ſie nicht zum letztenmale geſehn zu haben. Jetzt müſſen wir eiligſt nach Dresden!“

Auf dringendes Zureden faßte Stella den Beſchluß, gleich am folgenden Morgen die längſtvorbereitete Reiſe anzutreten, weil nur gewaltſames Herausreißen aus dem Alten und Ueberfüllung mit neuen Gegenſtänden die übeln Eindrücke ſo mannigfaltiger Ueberraſchungen tilgen konnten. Unter vielem Weinen und Klagen, vielfach verwirrt durch die gedrängten Ereigniſſe, trennten ſich endlich die neuen Freundinnen, mit der Hoffnung jedoch und dem Verſprechen, ſich bald in Dresden wiederzuſehn. Noch wollte Stella vieles ſagen; aber ſie war ſchon allein mit ihrer ſorgſamen Freundin, und geängſtigt von ſchmerzvollen Empfindungen, die aus den frühern Zeiten ihr der Name Arnold wiedererweckt hatte, fiel ſie dieſer mit Thränen um den Hals, und theilte ihr in rückhaltloſem Vertrauen die Geſchichte jener erſten Liebe mit, deren zwiſchen ihnen bisher nur flüchtig als eines kindiſchen Traumes war gedacht worden. Die Freundin, welche ſah, wie Stella ſich aus Freude und aus Schmerz, aus glänzender Hoffnung und aus angſtvoller Furcht nicht zu faſſen wußte, ſondern in gewaltiger Bewegung aus dieſem zerrütteten Leben in den Frühling jener Liebe hinüberrang, wußte kein beſſeres Mittel, um die Arme zu beruhigen, und Licht in alle Verhältniſſe zu bringen, als daß ſie dringend und feſt auf der morgenden Abreiſe beſtand, die Stella aus trüber Schwäche des Gemüths aufs neue hatte verſchieben wollen. In der That mußte der Aufenthalt an einem Orte, wo jener öffentliche Auftritt ſie der Schmähſucht und den Fingerzeigen der ganzen Stadt bloßgeſtellt hatte, für die Unglückliche vernichtender noch ſein, als ſelbſt der innere Schmerz, den ſie erlitt. Sie reiſten am andern Tage, in Begleitung eines edeln jungen Mahlers, der nach einem bei den Seinigen in Rathenau abgelegten Beſuche zu der Stadt ſeiner Studien zurückeilte und bis jetzt von Stella's Freundin durch vieles Bitten war zurückgehalten worden. Er glühte mit innigem Verlangen für die Kunſt, ſeine Bruſt war von dem tiefſten, wahrhaftigſten Gefühl belebt, ſein Gemüth von der treueſten Menſchenfreundlichkeit durchdrungen, und wie ſein Geiſt durch vielartige Kenntniſſe, ſo erfreute ſein Sinn durch den unſchuldigſten, heiterſten Witz, der ſolchen lieb- und ſchmerzfrohen Menſchen als ſchönſte Göttergabe eingeboren iſt; kurz, er war der wohlthätigſte Troſtmenſch, den Stella unter Tauſenden hätte finden können, und an deſſen mildem Weſen ihr nagender Schmerz gleich am erſten Tage ſich beſänftigen mußte. Sie hatten bald die öden traurigen Gegenden, die von der Natur zu wenig begabt ſind, als daß ſie einer kunſtvollen Hand zum Anbau würdig ſchienen, zurückgelegt, und ſchon hatte die veränderte Lage, das Beruhigende ihrer Geſellſchaft, und ſelbſt die aufdringliche Sorge des Reiſelebens, den unruhigen Drang der Gefühle in Stella's Herzen entſchlummern laſſen; aber neue Freudenkeime wurden bald darin belebt, und eine reichhaltige Erwartung der Zukunft erweckt, als ſie nun weiter in das fruchtbare, wohlhabende Sachſen hineinfuhren, und die ſchönere Natur, die höfliche Umgänglichkeit und gemüthliche Art des Volks die erfriſchten Sinne anredeten, denen aus der vorigen Gleichgültigkeit ſich immer mehr Leben und Fülle enthob.

In Dresden angelangt, war ihre erſte Sorge, ſich nach Arnold und deſſen Schweſter zu erkundigen, deſſen Name ſie aber kaum ausgeſprochen hatten, als der Mahler mit frohem Erſtaunen erklärte, er kenne ihn ſehr gut, und beſuche ihn ſehr oft, wie denn in der ganzen Stadt kein Umgang ihm lieber ſei, auch habe er ein Gemählde für denſelben beinahe vollendet, deſſen Gegenſtand jener ſelbſt gewählt habe. Er gab noch mancherlei Nachricht über ſeinen verehrten Freund, und alles, was er von deſſen Lebensart und Sinnesweiſe erzählte, ſchien tröſtlich und beruhigend für die beiden Freundinnen. Dann eilte er ihn aufzuſuchen, fand aber weder ihn noch die Schweſter, ein alter Bedienter konnte ihm nur die Auskunft geben, ſie würden täglich erwartet, wie ein eben aus Leipzig eingelaufenes Briefchen von dem Fräulein ihn benachrichtige. Während der Tage, die Arnold noch ausblieb, fand ſich für unſere Freundinnen von ſelbſt die angenehmſte Beſchäftigung. Die ſchönen Gegenden erſchienen doppelt reizend durch das heiterſte Wetter, welches der warme Sommer ununterbrochen über ſie ausbreitete, und den ſanften Eindrücken der Natur gibt ein geneſendes Herz mehr ja ſich hin als ein ganz geſundes. Bei den Gemählden verweilten ſie faſt täglich einige Stunden, und konnten nur, während ſie Beide durch die Anſchauung dieſer herrlichen Werke die vielbewegteſte Begeiſterung empfanden, den Mahler nicht begreifen, der grade hier, wo ſie auf ſeine Leitung ſo billig gehofft hatten, am wenigſten zum Sprechen zu bringen war, ſondern in dunklem Schweigen betrachtend neben ihnen herging. Die Antiken und Gypsabgüſſe, die Edelſteine und altes Waffenwerk, alles wurde fleißig beſehn, das Merkwürdige mit dem Schönen, das Nützliche mit dem Ueppigen, und in tauſend Mannigfaltigkeiten das Gemüth zerſtreut, das geſammelt nur der Schwermuth anheimfallen konnte. In dieſen wohlthätigen Einflüſſen erblühte Stella in kurzem wieder ſichtbar an Körper und Geiſt, ihren Adern ſchien neues Blut, neuer Lichtſtrahl ihrem Auge zu werden, und jugendliche Regungen durchzuckten dieſes ſturmgerettete Gemüth, als ſollte es wieder werden wie vor langer Zeit, die ihr früher faſt aus dem Gedächtniß entſchwunden geweſen war, die Zeit ihrer aufblühenden Liebe zu Arnold, da ſie noch keine Vergangenheit zu beweinen hatte. Ein lichter Aether ſchien ihr Gemüth zu tragen, und als ſegenvolle buntgefärbte Wolke betrachtend über die ſchöne Erde zu führen: mit Heiterkeit ſah ſie Arnold's Wiederkehr entgegen, den ſie erwartete, wie eine gebannte Seele den Zauberer, der ihr Verhängniß in Händen hat, und löſen ſoll. Erfüllungsreiche Wirklichkeit ſtrömte aus ihrer Einbildung hernieder, die Vergangenheit flüchtete ſich in die Zukunft, und der bunte Regenbogen war das Thor, in das alle Lebensbilder eingingen.

In dieſer Stimmung ſah ſie endlich unerwartet, weil ſie ihn täglich erwartet hatte, eines frühen Morgens Arnold mit ſeiner Schweſter auf der Bildergalerie gegen ſie daher kommen. Mit unſäglicher Freude umarmten ſich die Frauen, und beſonders überhäufte Arnold's Schweſter Stella'n mit den zärtlichſten Liebkoſungen, und fragte mit ſchweſterlicher Sorgfalt nach allem, was ſich mit ihr zugetragen, voller Freude ſie ſo wohl und ſchön zu ſehn. Weniges konnte Stella dem Bruder ſagen, ihr Herz glühte in zu mannigfachen Empfindungen, als daß es einer ſich hätte überlaſſen können. Sie dankte ihm mit edeln, rührenden Worten als ihrem Retter, und bekannte ihm gern, daß ihr ganzes Leben ſeit jenem Augenblicke aus der dunkelſten Knechtſchaft in himmliſche Freiheit emporgetragen ſei. Während die Frauen in lebhafter Zärtlichkeit ſich beſprachen, und der Mahler ein wohlgeſinnter Zuſchauer dabeiſtand, verlor ſich Arnold, ein wenig ſeitwärts zurückgezogen, in das bezaubernde Anſchaun Stella's, und ſchien wehmüthig aus ihren Worten herauszulauſchen, was unter den lieblichen Tönen ihm für Hoffnung entgegen klänge. Er gedachte lebhaft jener Szene auf dem Jägerberg vor mehr als zehn Jahren in Halle, und gleich zwei zuſammengehörenden Bildern traten jene Vergangenheit und dieſe Gegenwart vor ſeine Augen, daß er kaum wußte, welches näher ſtehe, und jene Umgebung der reizenden Natur nicht entfernter glaubte als die Fülle der ſchönen Kunſtbilder. Nur Ein Bild ſollten ihm dann beide ſein, er wollte jenes in dieſes, und dieſes in jenes willkürlich umſetzen, und doch jedesmal daſſelbe haben. Nur leiſe Schläge des Zweifels hallten in dem bewegten Herzen, aber ſie weckten bald das ſchlummernde Bewußtſein wieder auf, und vergebens wollte er ſich ferner dem ſchmeichleriſchen Wahne hingeben, als ſei nur Eine Nacht zwiſchen jenem Tage und dieſem hingegangen, und als ſei das Glück, das heute noch erlangt werden konnte, dem gleich, das geſtern ausgebreitet geweſen: die ſtrenge Einſicht litt dieſe Täuſchung nicht, und die Wahrheit der Gegenwart zerſtörte die Anmaßung der Vergangenheit. Nicht mehr das knoſpende Jugendbild, nicht mehr das unverletzte, friſche Kinderherz konnte er erblicken; ein ſchönes Weib, ausgeſchmückt mit allen Gaben der Bildung, und mit einem von dem feindlichſten Geſchick verwüſteten Herzen ſtand vor ſeinen Augen, fremde Liebe hatte zerſtörend, nicht die ſeinige wohlthätig, dieſes ſchöne Gemüth durchzogen, und überall auf ewig waren die Schauer dieſes Unheils, wie er wohl wußte, darin verborgen. Ja der Ort ſelber ſchien ihn zu mahnen, daß es anders ſei als damals, wo die glühende Natur feiernde Zeugin ihrer Liebe war.

In tiefe Wehmuth verſenkte ihn dieſe Betrachtung, und wie ein düſterer Nebel zogen langſam aus der Vergangenheit die von ihm öde verlebten zehn Jahre auch über ſeine kommenden Jahre hin. Und wie er nun gedachte, daß aufs neue Stella von ihm getrennt werden könnte, daß ganz unter Fremden dieſes ihm ſo werthe, ja zum Erſatz und zur Ergänzung gleichſam angehörende Leben vergehn ſollte, überfiel ihn eine Angſt, die ihn unbeſchreiblich trieb, die geretteten Trümmer von ihrer Beider Leben noch zuſammen zu fügen, und der Entſchluß ging in ſeiner Seele auf, noch einmal Stella'n ſeine

Hand anzutragen, da er die ihrige als frei anſehn mußte. Es vergingen mehrere Tage des geſelligen Frohſeins und der lieblichen Zuneigung, in denen dieſe ſich einſt ſo nahen Herzen gegenſeitiges Vertrauen gewannen. Daß Stella ihn liebe, daß ſie glücklich an ſeiner Seite, wie er an der ihrigen leben würde, durfte Arnold bald mit Gewißheit annehmen, und er lebte nur in der Hoffnung ſie zu beſitzen. Mit neuer Anmuth empfing Beide jeder neue Tag, der reicher und reicher in das erhöhete Leben ſich heraufſchwang, und den goldenen Sonnenſchein in die weiten Gefilde warf. Schönere Blüthe des Geiſtes eröffnete ſich, und näher ſchloß ſich die Eintracht der Gemüther. Stella gewann gleich Arnold in dem gegenſeitigen Austauſche der Gedanken und Empfindungen, die jedem auf ſeinem beſondern Pfade zu Theil geworden waren, und die ſich wie für einander vorbereitet zuſammenfügten. Nur dumpf ſchauderte der Gedanke hindurch, daß nicht mit einander und in gleichem Geſchick dieſe Fäden ſich geſponnen, die ſich jetzt ſo lieblich zuſammenwoben.

Auf Arnold's Herz hatte ſeit jenem Tage in Halle kein Mädchen wieder einen Eindruck gemacht, und obwohl die männliche Kraft ihn bald thätig in das Leben zurückgeführt hatte, war ihm doch eine dunklere Ernſthaftigkeit, als er ſonſt gehabt, ſeit der Zeit geblieben, da er äußerlich verloren glaubte, was er im Innern ewig treu als Heiligthum bewahrte. Den Krieg hatte er mit Auszeichnung mitgemacht; als er kaum zurückgekehrt war, raffte der Tod ſeine Tante dahin, und er ward Herr anſehnlicher Beſitzungen, die ihm die geliebte Schweſter verwalten half. Dem häuslichen Glück hatte er entſagt, er dachte nie zu heirathen, und konnte ſich deßwegen in der Ausübung der Landwirthſchaft, die er mit Eifer und Tüchtigkeit betrieb, nie ganz beruhigt fühlen. Sein Geiſt war wohl nicht in gleichem Maße fortgeſchritten als ſein Karakter, aber er liebte und ehrte die Kunſt in treuem Herzen, und ſeine Unterhaltung war angenehm und lebhaft. Er war deutſch in allem, was er ſprach und that, und der mußte ſehr ſchlecht ſein, dem nicht bei ihm wohl ward. So war der Mann, deſſen Beſitz ein günſtiges Schickſal gleich anfangs Stella'n zugedacht hatte. Warum er ihr damals nicht zu Theil geworden, das mußte ſich jetzt ſchrecklich aufklären.

Die zwiſchenliegende Zeit hatte in Stella den Unwillen verwiſcht, den ſie damals empfunden, als ſie ohne alle Nachricht von ihm der übeln Gewalt des Oheims überlaſſen geblieben war, und jetzt hatten ſich Beide dem wiedererweckten Gefühl unſchuldig überlaſſen, ohne daran zu denken, daß in Beider Meinung jenes Verhältniß unaufgelöſt verſchwunden war. Die heitre Ruhe ihres Beiſammenſeins, die Nähe, in der ſie zu einander lebten, und endlich die freundliche Miſchung, die dieſer die Geſellſchaft der wohlwollenden Schweſter und der Freundin und des edlen Mahlers gaben, erregte nach und nach, mehr zwiſchen den letztern als zwiſchen Stella und Arnold ſelbſt, eine forſchende Aufmerkſamkeit auf die Art, wie damals alles auseinander gegangen ſei, und es ergab ſich bald, daß Arnold bei dem Oheim dringend um Stella angehalten, auch an dieſe wiederholt geſchrieben habe, von ihr aber ohne Antwort geblieben ſei, und von dem Oheim nur die erhalten habe, daß ſie bereits ſehr glücklich verlobt und keineswegs geneigt ſei, jenes frühere Verhältniß zu brechen. Arnold gab dieſe Antworten des ſchändlichen Oheims dem Mahler, der ſie Stella's Freundin mittheilte, und ſo entdeckte ſich bald das ganze Komplott, das niedrige Habſucht gegen das Lebensglück dieſer Menſchen geſchmiedet hatte. Als ſie dieſes zuerſt erfuhren, und die Gewißheit des grauſamſten Betrugs vor Augen ſahen in den ſchriftlichen Beweiſen, glaubten Beide vor Verzweiflung zu vergehen. Betäubt blickten ſie auf das unausſprechliche Glück, das für ſie möglich geweſen war, und an dem die furchtbare Nemeſis ſie ſo nahe vorbeigeführt hatte. Welche niederbeugende Demüthigung, welche Verzweiflung an der Welt und Menſchheit! Sie trugen die tiefſte Betrübniß in dem Gemüth und auf dem Geſicht, und wagten nicht gegen einander von dieſem Ungeheuren, das ſie getroffen, zu ſprechen. Aller Schmerz, alles Elend, das Stella erlebt, und das jetzt von frecher Willkür auf ihr Leben herabgerufen ſchien, drängte ſich ihr neulebendig in das Herz, und ihre Empfindung war tauſendfach die eines Unglücklichen, dem man ein köſtliches Glied des Körpers unter langen Qualen abgelöſet hat, ohne daß es, wie ſich nachher findet, nothwendig geweſen war.

Am erſten erhob ſich Arnold wieder muthig aus dieſer Betäubung, er ſah ſich unauflöslich mit Stella verbunden, jeder Augenblick, den er noch von ihr getrennt lebte, ſchien ihm eine Verſündigung an der Güte Gottes. Er wußte, daß Stella ſich auf jeden Fall von ihrem unwürdigen Gemahl trennen wollte. An einem ſchönen Morgen, da ſie ſeine Schweſter zu beſuchen kam, ging er ihr entgegen, führte ſie in die Gartenlaube, und fing, indem er ein koſtbares Käſtchen öffnete, ſo zu reden an: „Sieh dieſe Blumen hier, Stella, die ich einſt als Geſchenk aus deiner Hand empfing! O welch unvergeßlicher Augenblick! Ich ſehe dich noch, wie du in das Zimmer tratſt, ein Frühling ſelbſt, und einen in den Händen tragend, und wie du verwirrt mit unſchuldiger Beſchämung einen Theil der Blumen in meine Hand drückteſt, und ich fühle noch das innige Entzücken, mit dem ich das unerwartete Geſchenk als ein höheres Sinnbild deſſen erkennen mußte, was dein Erſcheinen in mir erregte. Dies Andenken iſt mir geblieben, das einzige von dir, und ſo viele Jahre, ſeit ich dich verlor, das einzige Zeichen, an welches mein namenloſer Schmerz, meine ſtets neue Wehmuth ſich vertrauend anknüpfte. Blicke nicht weg, Stella, von dieſen Blumen, die auch jetzt noch, da du mir ſelbſt zur Seite ſtehſt, mir lieb und theuer ſind, blicke nicht weg, und traure nicht, ſie verwelkt zu ſehn und in Staub zerfallen; ihr Welkſein lügt, denn ich habe nicht aufgehört dich zu lieben, und kein Frühling iſt im Wechſel der Jahre heraufgekommen, der mit neuen Blüthen mir dieſe verdrängt hätte. Aber wohlan, biſt du geſinnt wie ich, ſo beweinen wir nicht länger die frühe Jugend, die uns ſo traurig verblüht iſt, noch glücklich uns jetzt, da noch kräftiges Leben vor uns liegt, wieder gefunden zu haben, gleichen wir aus und verbeſſern in die Vergangenheit zurück das ſchwere Verhängniß, dem unſre ſo innig zu einander ſtrebenden Lebensbahnen für eine Zeit erlagen. Stella, ſei du mein liebes Weib, und empfange mit meiner Hand ein Herz, das nie aufgehört hat und nie aufhören kann, für dich zu ſchlagen!" — So ſprach Arnold. Was konnte Stella dem geliebten, edeln Mann antworten? Sie fiel weinend an ſeine Bruſt, und alles Glück der Erde ſchien ſich um ſie zu verſammeln. Das aus grauſamen Stürmen gerettete Herz jauchzte auf, und es entſtrömte die Fluth des Leides in häufigen Thränen, daß in die beruhigte Seele der neue Tag hell und freudig ſchimmern möchte. Arnold's Schweſter trat herein, und ſogleich erkennend was vorgegangen, umarmte ſie glückwünſchend die geliebten Beiden. Ihr folgte der Mahler, der ein Gemählde trug, das er grade jetzt vollendet hatte; zögernd nahte er ſich, auf ſeiner Stirn lag ein ſchmerzliches Sinnen, während Ueberraſchung ſeinen Blick belebte, und ſo ſchien ſein Geſicht die Stimmung ſeines Gemähldes auszuſprechen, das die Rückkehr des Ulyſſes zur Penelope darſtellte, ein Bild, das er wiederum lebendig vor ſeinen Augen zu erblicken glaubte in Arnold und Stella, die gleich jenen, nach viel erduldeten Verhängniſſen, ſpät wieder vereint worden. Der Ausdruck des Bildes war wohl mehr der Schmerz, über die lange Trennung, als die Freude des Wiederſehens. Ihm hatten, als er es mahlte, die Verſe Homer's beſtändig vor der Seele geſchwebt, wo geſagt wird: „Die Götter ſchickten Trübſal, die abgünſtig uns verſagten, beiſammen bleibend der Jugend uns zu freun und zur Schwelle des Alters zu gelangen.“

Stella ſpricht:

Daß ich an das Geſtade bin entronnen
Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
Fern abwärts glühn des Lebens goldne Sonnen.

Was iſt mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn vor'ger Schmerzen Fluthen mich umſtellen,
Und dieſe Wehmuth trüb' an's Herz mir ſchwellen,
Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich ſenke in mich ſelbſt die Augen nieder;
Und finde nicht die duft'gen Blütheſtunden,
Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußern Lenz mir neiden!
Aus ſpätem Glück iſt früh das Glück entſchwunden,
Noch ſpät regt früher Schmerz die müden Glieder!

Die Drangſale unſtäten Gefühls.

Novelle.

Wir theilen hier die Geſchichte eines Jünglings mit, der zu der ſchönſten Ausbildung ſittlicher Kräfte ſchien beſtimmt zu ſein, aber, von ungünſtigen Umſtänden in das Leben zu früh verwickelt, gleich in ſeinen erſten Begegniſſen aus Mangel an innerer Haltung zu Grunde ging. Wenn unſre Darſtellung Theilnahme erregt, ſo braucht dieſe durch den etwa zu erregenden Zweifel an der wirklichen Wahrheit der Geſchichte ſich nicht ſtören zu laſſen, indem faſt alle Züge derſelben vor unſern Augen gelebt haben, und nur, um ein unſchickliches Erkennen zu verhüten, hin und wieder verkleidet wurden.

Auf der Univerſität zu Halle ſtudirte der Sohn eines adlichen Hauſes aus dem nördlichen Deutſchland, Namens Ferdinand, und alle vortrefflichen Anlagen des Geiſtes und des Herzens vereinigten ſich in ihm, um ihn die Freude ſeiner Eltern, den Stolz und die Erwartung Aller, die ihm angehörten, werden zu laſſen. In einem Alter von neunzehn Jahren hatte er ſchon einen guten Theil ſeines akademiſchen Studiums zurückgelegt, und war durch fortdauernden Fleiß eben ſo ausgezeichnet, wie durch lebhaften Geiſt, der ſich zur größten Zufriedenheit der Seinigen nie auf leichtfertige Dinge gewandt hatte, ſondern allen mannigfaltigen Verführungen des jugendlichen Lebens glücklich entgangen war. Seine Geſtalt war wohlgebildet, voll Anſtand und Leichtigkeit, ſein Geſicht außerordentlich ſchön; blondes Haar und blaue Augen, eine weiße mit feiner Röthe unterzogene Haut zeigten den nordiſchen Deutſchen in ihm an; ſein Betragen war überaus einnehmend, und von der fröhlichſten Jugend durchdrungen. Eben zurückgekehrt von einer Ferienreiſe, wollte er ſich anſchicken mit verdoppeltem Eifer die vorliegenden Arbeiten zu beginnen, und das friſche Gemüth in die Tiefen der Wiſſenſchaft zu verſenken, als die Kriegesflamme unvermuthet über Halle hereinbrach, der Herzog von Würtemberg dort einzog, und ſchon nach wenigen Tagen von dem franzöſiſchen Heer überfallen und geſchlagen wurde. Man focht in den Straßen, und alle Greuel fanden Statt, die ein mit Sturm eroberter Ort erfahren kann. Die Eile, mit der das Gewitter zog, ſchien indeß eine baldige Erholung zu verheißen, Ruhe und Ordnung ſtellte ſich her, der Kaiſer ſelbſt war angekommen, und mehrere Profeſſoren dachten im Ernſte ſchon ihre Vorleſungen anzufangen, als auf einmal der Befehl des Kaiſers bekannt wurde, daß alle Studenten binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt verlaſſen ſollten.

In der allgemeinen Verwirrung faßte Ferdinand den Entſchluß, die Zeit der Verbannung, von der damals niemand glaubte, daß ſie lange dauern würde, bei einem Oheim in Franken zuzubringen, der ihn ſchon oft liebreich eingeladen hatte; dazu kam noch die Annehmlichkeit, daß er die Reiſe nicht allein machen durfte, ſondern einen Freund, der aus Nürnberg zu Hauſe war, und Erhard hieß, zum Begleiter hatte. Ihre Einrichtung war bald getroffen, und ſie traten bei hellem Wetter die Wanderung an. Unterwegs begegnete ihnen nichts Merkwürdiges; Ferdinand ſchien wenig ergriffen von den ſtürmiſchen Ereigniſſen, und ſchweifte mit ſeinen Gedanken weit darüber hinweg, der Sinn war ihm für alles Gegenwärtige aufgeſchloſſen, und wo dieſes nicht zureichte, fanden ſich tauſend Phantaſien ein, die jedes Gewölk aus ſeiner Seele ſcheuchten. Erhard hingegen war ernſt und ſtill, ſeine Beſonnenheit mäßigte den Schmerz und die Freude; in ſeinen Gedanken war die größte Klarheit, und mit ſcharfem Blicke durchſchaute er alle Verhältniſſe, — im Handeln hatte er weder Anmuth noch Geſchicklichkeit. Die Freundſchaft hatte hier, wie ſie gern thut, die widerſtrebendſten Stoffe beſiegt, doch nicht ſo völlig war es ihr gelungen, daß nicht bisweilen ſich Streit oder Kälte zwiſchen Beiden erhoben hätte.

An einem ſchönen Nachmittage, da die Sonne ſich ſchon zum Abend neigte, gelangten ſie in ein freundliches Dorf, das von den Franzoſen verſchont geblieben war. Sie beſchloſſen dort zu bleiben, und lagerten ſich vor der Thür des Wirthshauſes unter einigen großen Eichen; Erhard ſaß ernſt und ſchweigend, die ſchwarzen Augen auf die wogenden Felder gekehrt, während Ferdinand, im hohen Graſe ausgeſtreckt und den Kopf auf den einen Arm geſtützt, mit den muntern Augen den Zug der leichten Wolken verfolgte, und endlich ſo zu reden anfing: „Gewiß iſt es ein großes Unglück, daß und hier auf dieſe Wege als Flüchtlinge treibt, und ich empfinde den größten Schmerz, wenn ich bedenke, welch reiches Leben auf dieſer Univerſität verſammelt war, das nun zerſtoben iſt; aber ich kann doch nicht verhehlen, daß mein eignes Glück mich des allgemeinen Unglücks faſt vergeſſen macht, indem es überall mir zauberiſche Bilder zeigt, am wenigſten aber an Tagen, die ſo heiter und fröhlich wie dieſer ſind, kann ich mich der düſtern Trauer hingeben, jeder friſche Athemzug kühlt und beruhigt meine Bruſt. Du ſiehſt mich verwundert an? Höre, mein geliebter Freund, was ich dir längſt ſchon vertrauen wollte, welche Sonne meinem Leben ſcheint! Vor einem Jahr, wie du weißt, beſuchte ich meine Eltern, und machte mit ihnen viele Beſuche in der umliegenden Gegend, unter andern auch bei einer befreundeten Familie, die ein Landgut nah an der See bewohnte; wo wir längere Zeit verweilten. Dort ſah ich ein himmliſches Mädchen, und fühlte ſogleich die tiefſte Leidenſchaft in mir aufglühen, ſie erkannte meine Liebe, und ich war ſo glücklich ſie erwiedert zu ſehen. Ich war viel mit Roſalien allein, wir gingen oft am Abende, wenn die Andern ſich zum Spieltiſche ſetzten, und ſie uns nicht zuſammen glaubten, zu einem Hügel, der am Meere lag. Auf dieſen Gängen, wo zwar ihre jugendliche Schönheit in Dämmerung verhüllt war, entfaltete ſich vor meinen Augen deſto herrlicher ihr Gemüth, das alle meine Gedanken feſſelte, und mich in Einem Ueberblick die herrlichſten Mannigfaltigkeiten genießen ließ. Ich müßte dir tauſend Geſpräche wiederholen, tauſend Auftritte erzählen, um dir das tiefe Gefühl, das engliſche Herz, die ſicheren Gedanken und die einzige Treue in ihrem ganzen Weſen ſchildern zu können. Sie war mein, wir vermählten uns im Angeſicht des nächtlichen Himmels, und alle Sterne waren Zeugen unſres heiligen Bündniſſes. Wir trennten uns im feſten Vertrauen auf uns, in heiterer Hoffnung auf günſtige Glücksſterne. Wie unbedeutend gehn nun an dieſem Zauber, der mein Leben erfüllt, alle wechſelnden Erſcheinungen der Zeit vorüber! ſie kommen mir vor wie aus einem längſt verfloſſenen Jahrhundert, das mich in den Geſchichtbüchern anſpricht." — Erhard hatte ſich, während Ferdinand dieſes ſprach, neben ihm im Graſe niedergelaſſen, ſah ihm mit freudiger Theilnahme in die Augen, drückte ihm die Hand, und fragte

nahme in die Augen, drückte ihm die Hand, und fragte

mit ſanfter Stimme: „Wie kannſt du dich aber denn entſchließen, mit mir nach Franken zu gehn, da dich jeder Schritt von Roſalien weiter entfernt? Sonſt begreife ich wohl, daß du in dieſem Zuſtande von Liebe und Sehnſucht nicht den Schmerz empfinden kannſt, den ich unaufhörlich fühle!" — „Schon lange, verſetzte Ferdinand, trug mir Roſalie auf, die ſchönen Gegenden des Mains zu beſuchen, wo ſie geboren ward, und die erſten Eindrücke des heitern Kinderlebens empfing. Ich wollte nicht zurückkehren, ohne ihr erzählen zu können, wie ihr Vaterland mich entzückt hat, ich will das Haus, das ihr erſtes Lächeln ſah, betrachten, und den Garten durchſtreifen, wo an Blumen und Laub ſich ihr Auge weidete. Viele ihrer Bekannten, ihrer Geſpielinnen hoffe ich anzutreffen, und will ſie nach allen holdreichen Zügen ihrer Jugend ausfragen. Ich beneide den Andern den Theil von Roſaliens Leben, den ich nicht mitgelebt, vielleicht lebe ich ihn jetzt glücklicher in der Erinnerung nach, und mich entzückt der über uns ausgebreitete Himmel bewegt in dem ſüßen Bewußtſein, daß ſie als Kind ihn hier angeblickt. O geliebter Freund! du biſt ernſt und ſtill, aber deine ruhige Bruſt entweiht nicht das innige Vertrauen meiner heißen Liebe, und grade weil du beſonnen und klar biſt, ſchütte ich mein Herz gegen dich um ſo leichter aus! Sei du ſchon jetzt ein Prieſter unſeres Bundes, dein Gemüth trage das Abbild dieſer Liebe, und ſei Zeuge und Pfand wechſelſeitiger Treue, ein Rächer der verletzten!

Eckhard hatte Ferdinands Hand mehrmals gedrückt, und ihn liebevoll mit den dunkeln Augen angeſehen, doch [illegible] ſchwieg er, und ſchien von tiefem Sinnen erfüllt, als er plötzlich des Freundes Hand losließ, ihn umarmte und herzlich an ſeine Bruſt drückte. „Ja," ſagte er, „ich will gern um eure Liebe wiſſen, ich will wie ein treuer Freund euern Bund bewachen. Zwar unauflöslich ſollen nicht die Bande ſein, die vielleicht zu früh geknüpft ſind, und das ganze Leben zerrütten würden, wenn ihr eigenſinnig ſie behaupten wolltet; aber in unſerer Zeit reißen Leichtſinn und Gelegenheit nur zu leicht die edelſten Bande entzwei, und dagegen kann ein Freund warnen! Deine Leidenſchaftlichkeit, Ferdinand, thut mir, wie liebevoll ich ſie auch pflege, dennoch weh, ich habe es oft gefühlt, daß der Augenblick in dir das tiefere Wollen plötzlich überwältigen, und wie leicht kannſt du dich und Andere ins Unglück ſtürzen! So viele Zeiten, ſo viele Ereigniſſe in ihnen wird deine Liebe noch durchwandern müſſen, ſo viele Hinderniſſe werden ihr entgegentreten; ſich dem Jüngling eröffnet leicht ein anderes Lebensziel, aber das Mädchen bleibt ſtill daheim, und hat nur ſelten ſein anderes, daß ſie nicht unabhängig von dir gegen deinen beſſeren

Willen geopfert werde, das will ich als dein treuer Freund überall dir vor Augen halten, wo es nöthig iſt." — In Ferdinands Auge war eine Thräne, die aber ſogleich verſchwand, er lächelte beruhigt über des Freundes Beſorgniß, dachte lebhaft Roſalien, und hielt ſie unmöglich, daß er jemals weniger lebhaft an ſie denken könnte, ein ganzes Jahr hindurch hatte ja die Trennung ſeine Innigkeit nur vermehrt. „Wie wird ſich Roſalie freuen, rief er aus, wenn ſie nun erfährt, daß ich jetzt von allem mit dir reden kann! Oft hab' ich in Briefen ihr meine Freunde geſchildert, aber ſie wünſchte immer nur dich genauer [illegible]; denn ſie [illegible] [illegible] [illegible] auch, und wollte von den Andern nichts wiſſen; nun darf ich auch unſer Geheimniß ſagen, daß nun ſo ſorgfältiger behandelt werden muß, da ein reicher Graf ſich bei der Familie um ſie bewirbt, und jede Entdeckung zur Folge haben würde, daß man heftiger in ſie dränge. Habe ich aber nur erſt die Univerſitätsjahre zurückgelegt, dann werde ich öffentlich auftreten, und niemand ſoll ſie mir entreißen; ich will auch meinen Oheim prüfen, ob ich mich [illegible], wenn meine Eltern mir entgegen ſind, vielleicht ſeine Unterſtützung erfahren darf."

Eduard ſchüttelte bedenklich den Kopf, er zweifelte noch, ob er reden ſolle oder nicht, auch ſeine Bruſt bewahrte eine Leidenſchaft, aber heftig und kaum verhehlte er ihre tiefen Regungen; ganz anders empfand er, als Ferdinand, und er konnte deſſen ſchwärmeriſches Gemüth nicht mit ſeinem ſtrengeren Sinne vergleichen. Ferdinand kam ihm wie ein Kind vor, aber wie ein glückliches Kind, deſſen Spiele den Ernſt Anderer beneiden; er las die letzten Briefe Roſaliens, die jener bei ſich trug, und wurde gerührt von dem unſchuldigen, treuen Herzen, das [illegible] ſprach. Ihm that leid, ein Vertrauter zu ſein in einem Verhältniſſe, das er weder billigen noch hindern konnte, und von dem er gleichwohl einſah, daß es nicht gut enden könne. Doch Ferdinands lebhafte Fröhlichkeit riß ihn bald wieder aus dieſen trüben Betrachtungen, und indem er die Demuth und unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit deſſelben vor Augen hatte, konnte er doch nicht aller Hoffnung entſagen, ſeinen Freund das [illegible] Ziel glücklich erreichen zu ſehen. Sie ſetzten ihre Reiſe munter fort, das heiterſte Wetter begünſtigte ſie, und ſo erreichten ſie in wenigen Tagereiſen die Stadt, der ge- erreichten ſie in wenigen Tagereiſen die Stadt, die zunächſt das Landgut lag, auf welchem Ferdinands Eltern lebten, und die zugleich Mathildens Geburtsort war. Sie hatten endlich den letzten Hügel erſtiegen, und ganz nahe zu ihren Füßen lag nun der [illegible] Ort mit ſeinen Thürmen und Dächern und dem ganzen Weichbild [illegible] im glänzenden Sonnenſchein, daß Ferdinand von dem Anblick entzückt in ſeiner [illegible] Freude folgende Worte entſchlüpften:

O Stadt, wo [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] gut und schlecht mit ihm, und suchte nicht ihn auf irgend einer Art mehr zu thun.

So vergingen mehrere Tage, während welcher das gastliche Haus des Oheims von mehreren Bekannten heimgesucht, und die Geselligkeit immer lebhafter wurde; [illegible] Jugend ließ den Sommer über die Musik auf einander folgenden [illegible] Welt [illegible] nicht ganz vollkommen, und [illegible], was dem eigentlichen Kriegsregiment [illegible], [illegible] man von ihm in der hohen Jahreszeit noch so feierlichen Himmel [illegible] angewendet, so lange, als es vergönnt sei, der Freude recht zu genießen. Ferdinand gefiel allgemein, und es war schwer zu entscheiden, ob ihn die Männer mehr liebten oder die Frauen: denn wenn auch von diesen einige sich [illegible] den [illegible] den Weg zu ihrer Gunst gezeigt hatten, so war dagegen der Theil so hingerissen von der frischen Jugend seines Wesens, daß er ihm aber nichts gewähren wollte, und [illegible] mit dem ihm [illegible]. Die stille Wohlthat und die Entfernung Eduard's gab ihm eine [illegible] Sicherheit und ein ruhiges Wohlbehagen, das seine ganze Seele erfüllte, und [illegible] er sich noch mit der [illegible] nach dem Freunde, dessen Abwesenheit ihn so erleichterte! Er [illegible] sich nur in [illegible] Gegenwart, und so war alle seine [illegible] getrübt, und so [illegible] sich aber, weil er [illegible] und sagte, und auch so allein unter den anwesenden Damen war er [illegible] mit jenem Reize, der allen [illegible] jede Freundlichkeit [illegible], die von der Gunst [illegible]. Aber er konnte sich gleichwohl nicht immer verbergen, daß in der Tiefe seines Gemüthes ein dunkler Schmerz lag, der ihm alle Gedanken an Mathilden unwillig geschienen, und jeden an Eduard verbittern. Er erinnerte einmal, daß Beiden Bänder bekommen, und er habe eine große Angst gehabt, daß sie ihm Vorwürfe machen wollten; sie wären so verwundert näher gekommen, und hätten gefragt, ob sie ihm denn wehe zu machen hätten. Sie wollten ihm nur lieber! Dann sah er Mathilden im Traume, die ihn mit aller Nachgiebigkeit umarmte, und mit liebevollem Blicke Trost in sein Gemüth schienen ließ; aber auf beiden Gesichtern stellte sich Eduard [illegible], daß er sich unwillig abwandte, und traurig erwachte.

Dieser Gedanke, doch immer nur den zweiten Platz in ihrer Freundschaft einzunehmen, und sich in geringerer Vertraulichkeit zu sehn, war ihm ganz unerträglich. Er versuchte den Freund zu ermüden, und konnte kaum seinen Mißmuth verbergen, wenn Mathilde von ihm sprach, welches jedesmal mit Bedeutung geschah, gleichsam um ihre eigene Rede über irgend einen Gegenstand durch Anführung eines Wortes von ihm zu unterstützen. Er sah wohl, daß jenes, ohne es gesucht zu haben, von selbst in ein tieferes, äußerlich freilich wenig scheinbares, Verhältniß getreten war, während er selbst sich mit einem äußerlich zwar freundlicheren aber eigentlich doch leisen Verhältniß geistiger Zuneigung begnügen mußte. Diese Betrachtung stachelte ihn unaufhörlich, sich Mathilden mehr und mehr zu nähern, und seinen Umgang mit ihr gefälliger zu machen; er knüpfte auch einen Scheinverkehr mit ihr, drückte ihr heimlich die Hand, ließ sie auf Spaziergängen ihren Arm nachlässig in dem seinigen ruhen, [illegible] schlich [illegible] sich an seine Seite; er sah sie oft und lange an, als wolle er sie zum Reden auffordern, [illegible] Gewiß, ein einziger Punkt, [illegible] Zuſtande.

Von Natalien zu ſprechen, [illegible]

dem ſeltſamen Geſchick gedrängt, eilte er, ſobald er ſich einigermaßen gefaßt glaubte, in heftiger Bewegung zu Mathilden, die er auf ihrem Zimmer beim Frühſtück fand, und durch ſein verſtörtes Hereintreten erſchrocken vom Sofa aufſtehen machte. Er warf ſich weinend in ihre Arme, und konnte anfangs kaum reden; die Sinne vergingen ihm, und was ihn ſo heftig betrübte, wußte er nicht eigentlich mehr; die Todesnachricht, ſo weh ſie ihm that, hatte doch im Grunde nur die wilde Verwirrung früherer ungeordneter Empfindungen aufgeſchäumt, und verdeckte ſeinen Augen in einem die Irrgänge, denen er ſich überließ. Mathilde, die ſich zurückhielt, und der Heftigkeit des unerwarteten Auftritts ausweichen wollte, glaubte ihn im Ernſte krank, und redete ihm freundlich zu; er aber rief leidenſchaftlich aus: „O vergeben Sie, Theure, dem ungeſtümen Freunde! Mein Herz iſt gepreßt von namenloſen Gefühlen, mein Kopf und Sinn entſetzlich angegriffen!“ — „Was iſt Ihnen, Lieber?“ fragte ſie ſchmerzlich, indem ſie ihm die Stirne mit ihren kleinen Händen drückte. — Er erzählte mit wenigen Worten den Inhalt der Briefe. „Und dennoch, ſagte er ſchmerzlich lächelnd, iſt es mehr noch als dieſes, was mich ſchmerzt, wie mir ſchon vorher ein unbekannter Blitz in die Bruſt, ein unergründlicher Zuſtand voll Angſt und Wildheit, eine entſetzliche Traurigkeit, daß ich gar nicht weiß, wie mir iſt. Laſſen Sie mich, Mathilde, laſſen Sie mir Ihre Hand! ich werde ruhiger an Ihrer Seite; aus Ihren lieben Augen ſtrömt Süßigkeit in mein Herz; ach! mir fehlen alle Worte, ich kann nicht ſagen, und Sie begreifen nicht, was in mir iſt!“ —

Er küßte ihre Stirn und Augen mit Innigkeit, ſeine Bruſt athmete ſchwer, er drückte ſie feſt an die ſeinige, und ſie konnte es nicht wehren. Sie blickte ihn mit ängſtlichem Mitleid an, und bat ihn ruhiger zu werden, ſie fühlte ſein Leid, er habe an ihr eine treue, verſtändige Freundin, ihr dürfe er alles vertrauen. — „Ich kann nicht, ſprach er endlich mit tiefem Nachſinnen, aus der Dämmerung, die in mir iſt, lichte Worte gebären; aber ich fühle einen ſchwarzen Abgrund in mir, von deſſen Rande alle Schönheit und Lieblichkeit der Welt und Poeſie ſchwindelnd in die grauſe Tiefe hinabſtürzt! Und, wenn ich ſo thöricht reden darf, ſo iſt mir, als wenn durch ein inneres Erdbeben aus dieſer Tiefe plötzlich ein Garten aufſtiege, und die Seele Frühling empfände, ſobald ich — ſagte er leiſe und gepreßt, Sie und Mathilde als Eins denke, denn ich liebe Sie Beide treu und innig, wie man nur Eine lieben ſoll!“ — Welche Worte! rief Mathilde aus, mein Freund, wie konnten Sie ſich ſo vernachläſſigen, um in ſolche Irrſale zu verfallen! Ihre veränderte Gegenwart muß Ihnen neue bringen! Sie geben einer augenblicklichen Schwäche nach; raffen Sie ſich auf, und erkennen Sie, daß ſo keine göttliche Kraft ſich äußert. Warum, was wichtiger iſt, als der Moment, und einen weiten Raum einnimmt im Leben und einnehmen ſoll, wie jedes menſchliche Verhältniß, wird durch den Moment bedroht, eben weil er alle ſeine Kraft beſeſſen hat, und es iſt die Sache der Vernunft und des Beiſpiels, wo das Gefühl zu ſchwach iſt, allmälig alle in jene Lebenskreiſe ausgegoſſene Kraft des Weſens auf jeden Punkt zu verſammeln, und dem Moment entgegenzuſehen, wenn nicht in jedem das Leben der ſchrecklichſten Zerrüttung, dem peinigendſten Rachgefühl, ja dem Tödten des Schönſten ſoll ausgeſetzt ſein.

Ferdinand war bei dieſen Worten, die zuletzt ganz ſtreng geworden waren, zurückgeſunken, ſeine Hand hatte ſich der Freundin entzogen, ſeine Augen ſich ſchmerzlich zu Boden geſenkt, ſeine Wangen waren bleich geworden, und abgewandt ſagte er mit ſchauderhafter Kälte: „Ich weiß, daß es ſo iſt, aber ich habe keine Hoffnung, daß es anders werden wird; mir iſt ſeit einiger Zeit ſo unheimlich im Leben, als hätte ich ſchon eine Weile in der Erde gelegen!“ — Mathilde, erſchreckt von dieſen Worten, gab ihm innig die Hand, wandte ſich aber gleich wieder ab, als er dadurch aus der tiefſten Herabgeſunkenheit in die heftigſte Gluth erhoben wurde. Sie trat an das Fenſter; Ferdinand ſah ihr ſchweigend nach; dann wollte er, indem er ſeufzend Roſalien nannte, ſeine Thränen zu verbergen, das Zimmer verlaſſen. — „Nicht ſo!“ ſagte Mathilde ſanft, bleiben Sie noch bei mir; ich habe gern, daß Sie bei mir ſind, und es muß mir noch gelingen, Sie ſo bei mir zu ſehn, wie ich Sie wünſche; nichts Herbes ſoll von mir in Ihrer Seele ſein; kommen Sie, wir gehn in den Garten, das Wetter iſt ſo ſchön!“ — Sie warf einen Schal um, pflückte einige Orangenblätter in der Hand zu tragen, und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, als unerwartet der Oheim hereintrat, und zwei Damen, Mutter und Tochter, die eben zum Beſuche angekommen waren, zu Mathilden führte, die nun zurückbleiben mußte, und

Ferdinand mit einem freundlichen Blick voll theilnehmender Unruhe entließ.

Er war kaum zehn Schritt von der Thür entfernt, als ihn ein Mann anſprach, den er ſchon geſtern in der Geſellſchaft geſehn, aber wenig beachtet hatte; er war ein Italiäner, und wurde Francesco genannt; er trug Jagdkleidung, ſchien etwa dreißig Jahr alt, und hatte in ſeinem Aeußern neben vielem Anſtand einen geheimnißvollen Ernſt. Ferdinand war überraſcht, da mit einmal dieſe Geſtalt vor ihm ſtand, und verwunderte ſich, ſo bedeutende Züge und Blicke nicht eher aufgefunden zu haben. Der Italiäner ließ ihm nicht lange Zeit, er fragte ihn ganz kurz, wo er her komme, und da jener mit der Antwort zauderte, höchſt verlegen und noch ganz in ſeinem Innern verwundet, fuhr Francesco mit unterdrücktem Unwillen fort: „Sie kommen von Mathilden! Ich weiß, daß Sie um ihre Liebe buhlen, aber ich leid' es nicht! Entweder Sie entſagen ihr ſogleich für immer, oder folgen Sie mir!“ — Ferdinand, deſſen Feuer aus ſeiner von ermattendem Schmerz gereizten Seele um ſo heftiger entloderte, machte eine Bewegung; der Andere aber legte kalt und kräftig ihm die Hand zurück, und forderte Antwort. — „Unverſchämter, rief Ferdinand aus, mit welchem Rechte machen Sie Vorausſetzungen, die mich und die Dame beleidigen und Sie nichts angehn?“ — „Mich nichts angehn? fuhr dieſer wildlachend auf; entſagen Sie, oder lernen Sie mein Recht kennen!“ — „Sie ſind wahnſinnig, entgegnete Ferdinand milder, Sie wiſſen nicht, mit wem Sie's zu thun haben; geſetzt, mir wäre die Dame ganz gleichgültig, oder ſo mir nicht gewogen, meine Ehre fordert, auch dann Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, daß Sie ſich ſolcher Fragen gegen mich angemaßt haben." — „So ſind wir ja einverſtanden, ſagte der Jäger ungeduldig, kommen Sie!" — Ferdinand, der ſich nicht fürchtete, aber in ſeiner jetzigen Stimmung nicht gefaßt war, um ſich um eine Liebe zu ſchlagen, die er ſich ſelbſt nicht recht bekennen mochte, in jedem Fall aber verdammen mußte und verſchmäht ſah, beſorgt wegen des Aufſehns, und zerriſſen von den quälendſten Gefühlen, wollte den Gang noch aufſchieben, und nahm alle Beſonnenheit zuſammen, deren er fähig war; jener aber erklärte zornig, er müſſe ihn für einen Nichtswürdigen halten, wenn er noch einen Augenblick zögere. Da eilte der erbitterte Jüngling, ſeinen Degen zu holen, eine ſchöne Waffe, die ihm der Oheim erſt geſtern durch Mathilde hatte überreichen laſſen. „Komm, du theurer Stahl, ſagte er, du biſt durch ihre Hände gegangen, du ſollſt deine Weihe jetzt bewähren."

Sie gingen Beide raſch durch den Garten, an deſſen Ende ſie einen freien Grasplatz fanden, der gegen das Schloß zu durch ein dichtes Gebüſch gedeckt war. Ein Wundarzt, den der Jäger im voraus dorthin beſchieden hatte, näherte ſich traurig, und bat ſie rührend, von ihrem grauſamen Vorhaben abzuſtehn; zugleich ſtellte er Ferdinanden vor, ſein Gegner habe um gleicher Urſache willen ſchon drei Menſchen zum Theil ſehr ſchwer verwundet; der Jäger blickte zornig auf ihn hin; Ferdinand aber, erbittert durch die Warnung, verlangte nun ſo heftiger den Kampf. Sie fochten. Der Jäger war ſchnell und heftig, Ferdinand kalt und ruhig, ſie ſchienen die

Rollen getauſcht zu haben, der letztere mußte alle ſeine Geſchicklichkeit, alle Faſſung zuſammennehmen, um dem Gegner zu widerſtehn, der voll Aerger ſich von dem Jüngling das Gleichgewicht gehalten ſah. Er blutete ſchon an mehrern Wunden, ſchien aber entſchloſſen, den Kampf bis auf's äußerſte fortzuſetzen, bis ihn ein Stich durch den Arm außer Stand ſetzte, den Degen zu führen. Er ſchien beſtürzt über dieſe Wendung, und ſagte zu Ferdinand: „Triumphiren Sie nicht zu früh; wir ſehn uns wieder, junger Mann!“ — Dabei verſchmähte er alle Theilnahme, ließ ſich von dem Wundarzt kaum verbinden, und dann wegführen, ohne ein Wort zu reden.

Ferdinand ging heftig bewegt nach dem Schloſſe zurück, und da er hörte, der Beſuch ſei noch bei Mathilden, traurig auf ſein Zimmer. Ermüdet ſtützte er den Kopf auf ſeinen Arm, und ſah düſter zum Fenſter hinaus; die plötzliche Kraftanſtrengung inmitten dem wilden Gewirr ſchwächender Gefühle hatte ihn vernichtet, in tobendem Wechſel rauſchten zerſtörte Bilder durch ſeinen Sinn, und er ſaß noch in dumpfem Träumen, als der Wundarzt zu ihm hereintrat, der ihm Nachricht von des Jägers Befinden zu bringen kam, der, wie er meinte, an ſeiner nicht allzu gefährlichen Wunde doch lange würde leiden müſſen. Er erzählte, daß Francesco ſich vor geraumer Zeit ſterblich in Mathilden verliebt, und ihr ſeine Hand angetragen habe, die aber von ihr ſei ausgeſchlagen worden; dadurch wäre ſeine Neigung, die ſie anfangs mit einigem Wohlgefallen anzuſehn geſchienen, in ſo gräßliche Leidenſchaft verwandelt worden, daß ſie ihn mit Abſcheu fliehen müſſen, er aber beinahe in Wahnſinn verſunken ſei, bis er gehört, daß ſie die Bewerbung eines jungen Mannes ſich gefallen laſſe, der von Geſtalt ſehr ſchön, aber von geringem Geiſte war; da habe er geſchworen, es ſolle nur einer, der würdiger ſei, als er, ſich ihr auf dieſe Weiſe nähern, und er wolle wie ein prüfendes Feuer ſie umgeben; nur wer die Gluth ſeines Arms beſtehe, werde zu ihr dringen, und er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er ſeinen Eid ſtreng zu halten geſonnen ſei. Jenen ſchönen Mann habe er getödtet, andere aber verwundet, und als nichtswürdige Menſchen dargeſtellt, denn ſie hätten ſich zur Entſagung bequemt. — Ferdinand, höchſt erſtaunt und ergriffen von der ſonderbaren Gemüthsart, aus der ein ſo abenteuerlicher Entſchluß, dem er eine gewiſſe Größe und Erhabenheit nicht abſprechen konnte, hervorgegangen war, glaubte eine höhere Bedeutung darin zu erkennen, daß grade bei ihm zuerſt dieſe günſtige Wendung eingetreten war; ihm ſchien, als wolle das Schickſal ſelbſt durch einen unverlangten Ausſpruch ihm ein Recht verleihen auf Mathilden, und ſein Leben auf das ihrige beziehen, aber ihm war doch etwas Unreines dabei, und er konnte in ſich nicht ruhig werden. — „Aber mit welchen Augen, ich bitte Sie! fragte er, kann Mathilde dieſen grimmigen Rächer anſehn, und dieſe Eingriffe in die Freiheit ihres Lebens, das auf dieſe Art, ſo lange ihn das Glück der Waffen begünſtigte, faſt ganz von ihm beherrſcht werden mußte?“ — „Sie ſcheint ſich darein ergeben zu haben, verſetzte der Andere, und doch auch die große Geſinnung zu verehren, die jenen zu dem raſenden Entſchluß bewegen konnte; ſeine Liebe offenbart ſich doch dadurch gewiß, und was bleibt einer verſchmähten übrig? Ihr ſtarker Geiſt, und ihr untadlicher Wandel giebt ihr übrigens die Kraft und das Recht, ſich über die blutigen Folgen keine Vorwürfe zu machen. Man ſpreche in der Gegend, ſagte er, nie vor ihr von dieſen wohlbekannten Dingen, weil ſie bei jeder Erwähnung heftig ergriffen werde, und überhaupt erkläre ſich manches Freie und Eigene in ihrem Betragen aus den ſeltſamen und ganz unerhörten Auftritten, die ſie mit dieſem Italiäner erlebt habe.

Als der Wundarzt weggegangen war, überließ ſich Ferdinand den wehmüthigſten Betrachtungen. „Wie ſonderbar! ſagte er zu ſich ſelbſt, ich komme hieher mit der Ausſicht eines ſtillen, einfachen, ſchönen Lebens, ſo übermüthig in Glück ſchwelgend, daß ich die herbſten Unfälle meines Vaterlandes kaum empfinde, und in den wenigen Tagen hat ſich alles in mir ſo verwirrt, daß ich glauben möchte, ich ſei während des Schlafs in eine andere Welt hinüber getragen. Wer iſt dieſe Mathilde, von der ich vor wenigen Tagen noch nichts wußte, und die jetzt in allen meinen Gedanken lebt? Stille, glückliche Univerſität! Geliebte Studien, wie fröhlich und unbefangen lebte ich in eurem Schutze, von hohem weitausſehenden Fenſter auf den bewegten Markt des Lebens blickend, und auf das weite unendliche Grün der erfriſchenden Natur! Wie ſüß und lieblich alles, was mein Gemüth traf, welch heitre, einfache Kraft gab mir die Liebe zu Roſalien! Ach, jene Zeit ſcheint ſo weit entfernt; jetzt dringen herbe Gefühle gewaltſam auf mich ein, alles iſt mannigfaltig, verworren, eines dem andern entgegen, und meine Einbildung ſelbſt von dem ſchwirrenden Flug der ſeltſamſten Bilder betäubt!“ — Die Wehmuth, die das Anſchauen der Vergangenheit im Gemüth erzeugt, iſt zugleich eine Beſänftigerin alles Zorns; jedes Ereigniß gibt ſich dem Blicke auf die menſchlichſte Art zu erkennen, und gegen die große Trübſal des menſchlichen Geſchicks im allgemeinen, verſchwindet aller Uebermuth, alle Härte, alle Keckheit Einzelner, und was ſonſt den Unglücklichen kränkt und beleidigt, wie ein trüber Funken auf der großen Waſſerfluth. So erging es jetzt Ferdinand mit ſeinem Freunde Erhard, der mit ſeinen Geheimniſſen eigenmächtig geſchaltet, ihn unverzeihlich vernachläſſigt, und nicht einmal zum Abſchiede der Rede werth gehalten hatte; er vergab ihm alles, wie ſehr er auch im Sinne gehabt, ihn dafür büßen zu laſſen; mit der innigſten Liebe und Sehnſucht dachte er an ihn, und fühlte ein frohes Entzücken, einen ſolchen Freund zu haben, von dem er die tröſtende Ahndung faßte, daß deſſen Liebe, deſſen Kraft und Geiſt ſeiner Bruſt die Ruhe wiedergeben würde. Er nahm ſich vor, an ihn zu ſchreiben, ihm alles zu ſagen, ihn ſchleunig herbeizurufen, und an ſeinem ruhigen Bewußtſein die Entſchlüſſe zu prüfen, die ihm den Sinn durchkreuzten; es war, als ob ſeine Innigkeit ihm unzählige Gedanken zuſtrömte. Er ſchloß ſich ein, und ſetzte ſich zum Schreiben. Das Papier lag vor ihm, er hielt die naſſe Feder in der Hand, er freute ſich der Begeiſterung, die er empfand, und wollte jeden Augenblick anfangen zu ſchreiben. Wie erſchrack er, als er bemerkte, daß er es nicht könne! Er fand keinen Anfang, und indem er ſann, nahmen die Dinge eine ſo veränderte Geſtalt an, daß er zuletzt deutlich einſah, er habe nichts zu ſchreiben, weil ſich nichts in ihm geſetzt hatte, ſondern unaufhaltſam alles ineinander wogte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit wenigen Worten Erhard zu ſagen, wie ſehr er ſeiner Gegenwart bedürfe, aber dagegen regte ſich bald ſein Stolz, und es ſchien ihm unſchicklich zugleich und unwürdig, das ſtummgewordene Verhältniß auf dieſe Art wieder zum Reden zu bringen. Er ſtand auf, und lehnte ſich tiefbetrübt auf einen Stuhl; die Angſt wurde immer größer, er war in Verzweiflung, ſein Inneres ſo ganz von aller Darſtellung abgeſchnitten zu ſehn; ein Zuſtand, der ihn gänzlich zerrüttete.

Ein Klopfen an ſeiner Thür ſtörte ihn auf, unwillig öffnete er; Mathilde, die wegen Unpäßlichkeit den ganzen Tag das Zimmer nicht verlaſſen hatte, ließ ihn bitten, ſogleich zu ihr zu kommen. Er erſtaunte jetzt, daß er noch nicht daran gedacht, bei dieſer den Troſt und das Licht zu ſuchen, deſſen er ſo ſehr bedürftig war, bei ihr, der alle Kraft des Herzens und des Geiſtes zu Gebote ſtand. Er eilte zu ihr hin; aus einer durch die herabgelaſſenen Vorhänge umhüllten Dämmerung trat ſie ihm weißgekleidet entgegen; ihm war, als ſehe er einen Engel daherſchweben, er fiel ihr heftig um den Hals, und küßte ſie feurig. Sie fragte ihn mit bewegter Stimme nach dem Vorfall mit dem Italiäner. „Was haben Sie gethan, Lieber! rief ſie aus; ich weiß alles, alles! Ein Billet, das der Wahnſinnige diktirt hat, gibt mir von allem Nachricht; er hält es für ſeine Schuldigkeit, ſagt er, mir dieſen Ausgang der Sache, der zum erſtenmal ſo iſt, zu melden! Der trotzige, feindliche Menſch! Es iſt, als wäre mein ganzes Geſchick umgewälzt, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken oder zürnen ſoll!" — Sie ſenkte den Kopf auf ſeine Schulter, und er führte ſie umſchlungen zu dem Sopha, wo er ſich neben ſie ſetzte, und ſie nicht aus ſeinen Armen losließ. Mit Thränen in den Augen küßte er die geliebte Freundin, und vergaß alle Vergangenheit und Zukunft in ihrer holdſeligen Nähe, jeder Herzſchlag trug ſein ganzes Sein, und keine Fiber war in ihm, keine, die einen Gedanken an anderes, als die ſelige Gegenwart, hätte ertragen können. Leiſe wehrte ſie ihm, und ſuchte ſich den Liebkoſungen zu entziehn; aber vergebens, er umfaßte ſie nur heftiger mit jugendlicher Stärke, und während er halb Gewalt übte, leuchtete wie ein glühendes Abendroth alle ſeine Lieblichkeit hervor, von Liebe beſchienen, und wollte den Widerſtand wegglühen; Nachtigallen ſchienen ihm die ſüßeſten Worte eingehaucht zu haben; ein Augenblick unentſchiedenen Stillestehns ſchien in ſich ſelbſt zurückzukehren, und kreiſend über ihren Häuptern zu ſchweben. „Nein! ſagte endlich Mathilde ſanft und feſt, nein! Beruhigen Sie ſich, Lieber! Wir haben viel zu reden. O wie ſchmerzt es mich, Sie ſo zu ſehn!" Sie war aus ſeinen Armen frei, und ſtand auf, er folgte ihr zum Fenſter, Beide ſchwiegen. Ein Bedienter brachte Licht, und kündigte Beſuch an. Mathilde legte ſich höchſt angegriffen auf das Sopha nieder, Ferdinand ſetzte ſich auf einen Stuhl neben ſie, und ſah ſie ohne zu ſprechen tiefbewegt mit ſtrahlenden Augen an.

Inzwiſchen kamen die Töchter des Hauſes und einige andere Damen, die den Abend bei Mathilden zubringen wollten, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Die Geſpräche fielen ſchleppend und langweilig aus, die Verſtimmung war fühlbar, und ſo ſehr ſich auch Ferdinand Mühe gab, munter zu ſein, ſah man doch bald, daß es ihm nicht recht darum zu thun war. Die äußerſte Unruhe trieb ihn hin und her, er ſetzte ſich, ſtand wieder auf, und wußte nicht, ob er bleiben oder weggehn ſollte. Er war immer im Begriff, etwas zu ſagen, es war, als zuckten ihm die Lippen von zurückgehaltenen Worten. Mathilde, um dieſem peinlichen Weſen ein Ende zu machen, ſchlug vor, etwas zu leſen, wozu Alle gern einſtimmten, eine der Damen holte das Schlegel'ſche ſpaniſche Theater herbei, und ihre Wahl, die auf die Schärpe und die Blume fiel, hatte den Beifall von Allen. Ferdinand mußte leſen, und obwohl anfangs einiger Widerwille bei ihm war, kam er doch bald ſo hinein, daß er alles durch den Silberklang ſeiner Stimme, den richtigen Ausdruck und die Deutlichkeit bezauberte, mit der er die im Deutſchen noch nicht ganz einheimiſchen Verſe vortrug, deren künſtliche Bildung nicht immer ganz neben dem gewöhnlichen Fortgange der Rede herauskommen und wirken will. Er überließ ſich immer mehr ſeiner eignen Stimmung, und konnte den Ton der ſüßeſten Innigkeit, der unruhigen Beſorgniß, und des ſtillen Schmerzes nicht verfehlen; jeden Laut fühlte er in der innerſten Seele wiederklingen, ſeine Nerven zitterten, er war auf dem Wege alles zu verrathen, wenn er oft von dem Buche weg mit dem Ausdruck der höchſten Leidenſchaft auf Mathilden blickte, und die Verſe auswendig ſagte, ganz entzückt, in den Worten des Dichters ſein Inneres laut auszuſprechen. Vergebens aber hatte er gehofft, ſie noch allein zu ſprechen, er mußte ſich mit den Andern entfernen, und fand nur mit Mühe die Gelegenheit, ihr noch am ſpäten Abend folgende Zeilen zuſtellen zu laſſen:

Ich muß, Geliebte, dir mein Leiden klagen!
Kein Wort, kein Zeichen war vergönnt der Liebe;
Daß ich die Lauſcherblicke noch vertriebe,
Mußt' ich vergebens Scherz im Schmerze wagen.

Nichts mochte weg die ſchlimmen Feinde ſchlagen,
Durch Zufall Feinde mir bei Freundestriebe,
Und mir kein Regen, kein Bewegen bliebe,
Das dir mein Denken heimlich konnte ſagen.

Da wurde Calderon willkommner Bote!
Sie glauben All', ich habe vorgeleſen
Sein göttlich Werk, die Schärpe und die Blume!

Doch war dies nur das äußerliche, todte,
Das inn're, wahre Leben dieſem Leſen
War Liebeshauch, nur dir zum Eigenthume!

Er brachte einen großen Theil der Nacht ſchlaflos hin; Roſalie dämmerte vor ihm auf, aber verſank bald in dunkle Tiefe. Die Nähe, die zwiſchen ihm und Mathilde geworden war, riß alles an ſich, was die glühende Einbildung von reizenden Bildern ſchuf, und taumelnd ſtürzten ihm alle Vorſtellungen in Ein Verlangen; die ſchöne Frau ſtand unausgeſetzt vor ſeinen Augen, und alles, was ſie nur berührte, ſchien ihr angeeignet; auf dieſe Weiſe war ihm die ganze Welt durch ſie verſchönert und erhöht, überall ſah er von ihrem Blicke leuchtende Gluth entzündet. Unaufhörlich betrachtete er ihren Geiſt, ihre Lieblichkeit, ihre Anmuth, ihre Milde, und bezog dies auf ſich, auf ſein Leben und ſein Glück. Lange hatte er gezaudert, ſich klar einzugeſtehn, wie ſein Herz gewendet ſei, jetzt ergab er ſich ganz dieſem Bewußtſein, und überließ ſich ohne Reue ſeinem Liebesgefühl. Am frühen Morgen, als ihn der helle Sonnenſchein, der durch die Fenſter hereinbrach, weckte, fand er ſich ſchwer in die wachen Gedanken, die ihm ſeine Träume zerſtörten. Schön leuchtete die Luft im goldnen Licht, deſſen ewiger Quell von weißen Wolken dichtgedrängt in weitem Kreiſe umfaßt war. Die Augen auf den herbſtlichen Garten gerichtet, ſtand Ferdinand lange am geöffneten Fenſter. Mancherlei innere Mahnungen redeten gegen ſeine Neigung, und ſelbſt in der Erfüllung ſeiner trunkenſten Hoffnungen konnte er ſein Leben nicht ohne unheimliche Beſorgniß denken. Der Tag mit ſeinen hellen Lichtern ſchien das Widerſpiel der Nacht werden zu wollen, er machte erbleichen, was ihm während dieſer mit ſo zauberiſchem Lichte geglänzt hatte. Die Natur lockte ihn ins Freie, er durchſtrich den Garten, ging über Wieſen hin, und gelangte endlich zu einem großen Ackerfeld, das am buſchigen Rande des Waldes hinlief. Er mochte einige hundert Schritte darauf fortgeſchritten ſein, als er eine einſame Bauſtelle fand, die mit hohen Bäumen und vielen Sträuchern umgeben war. Er hatte ſich kaum hingeſetzt auf einiges behauene Holz, was da lag, als ein kleiner alter Mann ſich langſam aus dem Gebüſche näherte, und ihn ehrerbietig grüßte. Ferdinand dankte ihm freundlich, und ließ ſich mit ihm, da ſein ehrwürdiges Ausſehn ihm gefiel, in ein Geſpräch ein, worin der Alte ihm Auskunft gab über den Zweck des Baues, den Eigenthümer, und die Zeit, wann dieſer darin wohnen wolle. Der Alte war der Bauwächter, und ließ ſich die ganze Art ſeines kärglichen Lebens Stück vor Stück abfragen. — „Er wacht alſo den ganzen Tag über hier?“ fragte Ferdinand endlich, und jener bejahte es. — „Und die Nacht, wer wacht dann? fragte er weiter. — Ich! war die Antwort. — „Aber mein Gott! ſagte Ferdinand mit theilnehmendem Eifer, wann ſchläft er denn? — „Wann ich todt bin! ſagte der Mann mit ſchauderhafter Kälte, und, ſetzte er milder hinzu, bisweilen ſo des Mittags.“ Ferdinand ſtand erſchüttert. Dies Wort hatte ſeine innerſte Seele getroffen, ein Donnerſchlag war es der ſchwülen Laſt ſeiner Gedanken, die kein Spruch von der Kanzel, keine weisheitsvolle Rede ſo hätte plötzlich wenden gekonnt, als es das unabſichtlich hingeworfene Wort des grauen Alten that. Den leichtſinnigen Bildern war er wie mit einem Zauberſchlage entrückt, und der ernſten Betrachtung des Ewigen hingegeben, die Strenge des Geſetzes, und die Gewalt der Natur ſchlugen an ſeine Bruſt, und ſie konnte, wie ſonſt der augenblicklichen Wirkung jedes andern Reizes, auch jetzt dem plötzlichen Eindruck des Bildes der Tugend nicht widerſtehn, er fühlte ſein Herz ermuthigt, ſeinen Sinn gereinigt, und meinte redlich den Vorſatz auszuführen, der verderblichen Verwirrung durch die Flucht zu entgehn, die reizende Frau zu meiden. Glücklich pries er ſeinen Freund, der in ſicherem folgerechtem, und darum nicht minder reichem Leben alles Leid und Freude mit ſich ſelbſt einig aus der Hand des Geſchicks empfangen, und durch jeden neuen Gegenſtand des Lebens nur kräftiger und reiner werde. Kaum traute er ſich zu, ſolchen Daſeins fähig zu werden, er wußte nur zu gut, in wie fieberhaftem Wechſel ſein Gemüth hinzitterte. Doch ſollte der Verſuch geſchehn; er gab dem Alten was er an Geld bei ſich hatte, und eilte nach dem Schloſſe zurück, wo er ohne jemanden ein Wort zu ſagen, ein Pferd für ſich ſatteln ließ, und bloß mit Zurücklaſſung einiger Zeilen an den Oheim — es koſtete ihn die ſchwerſte Ueberwindung nichts für Mathilden hineinzuſetzen — von dem Schloſſe wegritt, um Erhard aufzuſuchen, zu dem ſeine ganze Seele verlangte.

Doch konnte er nicht von den frühern Bildern ganz ſcheiden, die ſeine Sinne durchflogen, und die Entfernung von Mathilden ſchien deſto ſicherer zu erlauben, daß er ihr Andenken mit allen Farben belebe. „Dort geht ſie jetzt, dachte er, dort tönt ihre wundervolle Stimme, dort wirkt ihre unausſprechliche Gegenwart! Und ich hier einſam auf dem Wege zu dem vielleicht hartherzigen Freunde, der vielleicht nichts verſtehn will von allem was ich leide, der mein Weinen verachtet, meinen nagenden Schmerz mit kalten Worten zurechtſprechen will.“ — Laut weinend ſtürzte er von dem Hügel herab, von dem er zum letztenmal nach dem Schloſſe umſehn konnte, und ritt in den Wald hinein, der vor ihm lag. Fürchterlich erwachte jetzt in ihm der Gedanke, daß Mathilde ihn vielleicht liebe, er wagte nicht auszudenken, was ihm dadurch für eine Seligkeit aufgeſchloſſen wäre. „Grauſam ſind wir, rief er, grauſam, alles Schöne, alles Liebliche zu zerſtören, jede Neigung in uns verſchmachten zu laſſen, jede Innigkeit hart und ſchmähend zu zertrümmern! Und was kann es Schöneres, Reineres geben in der Welt, als daß zwei Herzen ſich wohlthuend erquicken in gegenſeitiger holder Neigung? Wo iſt Sünde in dieſem Glück, das die ſchönſte Gabe des Himmels iſt? O man iſt wahnſinnig, das Leben anders zu betrachten, als in der Gegenwart, Ein Tag iſt das ganze Leben, Ein Schein in das Herz, und wir ſollten der inneren Eingebung der Liebe folgen, glücklich ſein auf jeden Tag, und dem albernen Rechnen entſagen, durch das wir alle unſre Tage in eine Summe bringen und jedem kärglich ſeine Freude zutheilen nach weiten Verhältniſſen! Welche frühere Regung hat denn das Recht einzugreifen in ſpätere Beglückung? Iſt nicht eine wie die andre? quillt nicht jede aus unſrer Natur? Daß ſie da iſt, iſt ihre Rechtfertigung. O wüßte ich nur, daß Mathilde mich liebt, kein thörichtes Gewiſſen ſollte mein Glück hindern! aber ſie liebt mich nicht, das iſt nur allzuklar, ſie liebt wohl überhaupt nicht, und vergebens ſchmiegt mein Gefühl ſich an die Felſenmauer an, die ihr Geiſt um ihr Herz gezogen hat; darum muß ich fort, darum bin ich unglücklich!“ — Seine Phantaſie trug ihn in die wildeſten Verhältniſſe, die ſich gleich ſelbſt wieder zerſtörten, die ganze Welt zog ihn an, und ſtieß ihn ab, auf alles fühlte er in ſich unerfüllbare Anſprüche, und ſah verwundert ſeinem Leben eine ſonderbare Gabe mitgegeben, die Schritt vor Schritt ſein Daſein hindernd begleitete.

Schon kam es ihm thöricht vor, daß er Erhard aufſuchen wolle, um Troſt und Belebung durch ihn zu finden, da er die Hoffnung aufgab, nur ſagen zu können, was ihn quäle, und ſein Uebel, an einer Stelle geheilt, alsbald wieder an einer andern ausbrechen müſſe.

Inzwiſchen ritt er langſam weiter, der Weg führte noch immer durch dichten Wald, und er erinnerte ſich dunkel, daß viele Seitenwege rechts und links abgegangen waren, und er vergeſſen hatte, die Zeichen zu beachten, auf welche ihn eine früher eingezogene unſichre Auskunft aufmerkſam gemacht hatte. Eine Krümmung, die ihm die Ausſicht beengte, legte er ſchnell zurück, und befand ſich nun auf der großen Straße, die weithinauf in grader Richtung fortging. Einige hundert Schritte vor ihm fuhr eine Kutſche, der er von weitem folgte. Eben aber, da er raſcher hinanſprengte, um nach dem Wege zu fragen, lenkte der Wagen in einen Seitenweg ein, und blieb durch die vielen Krümmungen des engen Waldweges verdeckt, er ſetzte daher ſeinen Weg gelaſſen auf der großen Straße fort, bis ihm endlich ein Bauer begegnete, der Holz auf dem Rücken trug. Ferdinand hörte von dieſem mit großem Verdruß, daß er eine Meile weit von dem Wege abgekommen ſei, der von der großen Straße nach dem genannten Dorfe führe, und daß er dahin durch die verſchlungenen Holzwege ſich wohl ſchwerlich ohne Führer finden würde. Dem Rathe des Mannes zufolge ritt er um Mittag zu halten nach einem nahen Jägerhauſe, es war derſelbe Weg, den auch die Kutſche gefahren war. Auf einem freien Platze, von uralten Eichbäumen beſchattet, ſtand ein ſtattliches Haus, das durch die über den Thüren angebrachten Hirſchgeweihe, und das Horn im Schilde ſeine zwiefache Eigenſchaft zu erkennen gab. Ferdinand ſtieg ab, und begab ſich ſogleich auf das ihm angewieſene Zimmer; nach den Fremden, die in der Kutſche, welche er vor der Thüre ſtehn ſah, angekommen waren, hielt er nicht der Mühe werth zu fragen. Er hatte aber eben die letzten Stufen der Treppe erſtiegen, als er zwei Damen erblickte, die zu einem blumenreichen Altan gehen wollten, und ihm den Rücken zuwandten; da ſie auf das Geräuſch ſeiner Tritte ſich umkehrten, machte er im Vorbeigehn eine höfliche Verbeugung, aber indem ſein Fuß ſich fortbewegte, blieb ſein Auge gefeſſelt, und erkannte mit ſtaunender Freude Mathilden, deren ſchönes Antlitz erblaſſend ihm entgegen lächelte. — „Welch ein Zufall! Sie hier!“ waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte, aber ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſtrahlten Entzücken, und ſeine trüben Geſichtszüge wurden von kindlicher Fröhlichkeit belebt, daß Mathilde von ihrem erſten Verdacht, er ſei ihr abſichtlich nachgeeilt, ſogleich zurückkommen mußte, und ſelbſt gerührt wurde von der lebhaften Wirkung, die dies zufällige Finden auf [illegible] leidenſchaftlichen Jüngling machte. Das Fräulein, das Mathilden begleitete, trat heran, und ſagte fröhlich: „Sie ſind wohl recht erſtaunt, unſre Freundin ſo wohl und munter zu finden? ja wir Alle waren freudig überraſcht, als ſie dieſen Morgen ganz geſund herunter kam, und man hätte ihr wohl gar eine kleine Unpäßlichkeit noch gewünſcht, um ſie länger auf dem Schloſſe zurückzuhalten.“ — „Sie müſſen wiſſen, ſagte Mathilde zu Ferdinand, der noch wie betäubt da ſtand, ich habe bisweilen Launen, deren Befriedigung mir das höchſte Bedürfniß iſt, und denen ich ohne Gefahr für meine Geſundheit nicht entgegenſtreben darf. So hatte ich heute ein unwiderſtehliches Verlangen nach der Stadt zu fahren, das Fräulein war ſo gut mich begleiten zu wollen, und ſo fuhren wir nach wenigen Minuten fort. Haben Sie nicht einen Zettel erhalten? ich ließ ihn für Sie zurück, und bat Sie mich nach einigen Tagen mit Erhard bei meiner Tante zu beſuchen." — „Ich habe nichts erhalten, ſagte Ferdinand verlegen, ich bin früh ausgeritten, um Erhard aufzuſuchen, verirrt komm' ich hieher; aber ich ſehe, wenn ich mich verirre, treffe ich grade das Rechte, es iſt ſo viel beſſer! Ich ſah es gleich ein, wie mein Weg zu jenem ganz umſonſt ſei, denn ach! der innerliche Kranke wird nie durch einen geheilt, der ganz mit ihm vertraut iſt!" — Das Fräulein bat ihn nun dringend, ihnen lieber gleich nach der Stadt zu folgen, Erhard könne ja nachkommen. — „Das kann er auch, verſetzte Ferdinand entſchieden, denn ich kehre jetzt auf keinen Fall um."

Mathilde erſchrak; ſie hatte, da ſie die Nothwendigkeit einſah, das Verhältniß aufzuhalten, das Ferdinand mit hingegebener Seele heftig verfolgte, ſogleich an Erhard geſchrieben, ihm die ganze Gefahr, in der ſein Freund ſchwebe, geſchildert, und ihn aufgefordert, unverzüglich zu dieſem zurückzukehren, und ihm die Lücke auszufüllen, die ihre plötzliche Abreiſe ihm machen würde, denn ſie ſah nur allzugut ein, daß er allein ohne Aufſicht ſich den äußerſten Entſchlüſſen überlaſſen könne. Ihrer Rechnung nach ſollte Erhard noch am ſelbigen

Abend auf dem Schloſſe erwarten, und nun beſtand Ferdinand darauf ſie zu begleiten! Sie konnte nichts anders, als es dem Augenblick der Kraft übel Dank wiſſen, der zu gleicher Zeit mit ihrer Flucht auch die ſeinige veranlaßt hatte, und jetzt durch beiderſeitige gleiche Abſicht das vernichten half, was jeder allein für ſich erreicht hätte. Sie verſuchte vergebens alle Mittel, ihm ſein Vorhaben auszureden, er war zu froh, ſie wieder gefunden zu haben, er hatte in den wenigen Stunden zu ſchmerzlich gefühlt, wie er von ihr getrennt kein wirkliches Daſein mehr habe, um jetzt ſo leicht auf's neue ſich dieſem Zuſtande zu übergeben. Sie hielten zuſammen Mittag, und Mathilden gelang es einigermaßen, ſein aufgeregtes Gemüth, das ſie heftige Ausbrüche befürchten ließ, in eine leichtere Fröhlichkeit zu ſtimmen, doch blieb in allem, was er ſagte, eine eigne Wehmuth, die er nicht unterdrücken konnte. Das Fräulein hatte endlich kaum das Zimmer auf einen Augenblick verlaſſen, als er im Ausbruch der gewaltſamſten Leidenſchaft ihr zu Füßen ſtürzte, ihre Hände faßte und mit Küſſen bedeckte, und mit innern Seufzern dieſe Worte ausrief: „Wie konnte ich fort, jetzt wieder fort von Ihnen, da ich glaube das Leben wieder zu haben, ſeit dem Augenblick, daß ich wieder bei Ihnen bin? O Sie zu ſehn, umgeben in allem Zauber der Liebesgewalt iſt ja ſchon Fülle der Seligkeit, ich liebe Sie, wie ein Kind liebt, wie ein Freund, wie ein Geliebter, Sie ſind mir alles, ohne Sie iſt mir alles nichts, nur Ketten und Gefängniß können mich von Ihnen zurückhalten. Wie? hat nicht der Himmel ſelbſt mich Ihnen wieder zugeführt?

Mein innerſtes Herz konnte es nicht deutlicher wollen, als es jetzt mein Schickſal gewollt hat; was ſollt' ich widerſtreiten? leichtſinnig ſeine Gunſt verſchmähen? Nein, nein, Mathilde, das können Sie von mir nicht fordern! Wie wenig kennen Sie mein Inneres, die lebende Fluth meines Herzens, wenn Sie glauben den unaufhaltſamen Strom zu hemmen durch Sandkörnchen, die Sie hineinwerfen! Hören Sie auf, die ewige Kraft der Natur zu verkennen, ſehn Sie all mein Jugendleben, jeden Gedanken meines Geiſtes, und jede Faſer meines Leibes in einen einzigen Brand entflammen!" — Mathilde befand ſich in der peinlichſten Angſt, ihr ſchwankender Sinn neigte ſich zu gütiger Milde, aber ihre Beſonnenheit ſiegte, und mit unwilligem Ernſte erwiederte ſie ihm, daß das alles recht ſchön ſein könne, wenn ſie eben ſo ihn liebte, aber da dieſes unglücklicherweiſe nicht der Fall wäre, ſo bäte ſie ihn dringend, ſolche unangenehme Auftritte zu vermeiden, ſie habe viel Antheil genommen an ihm, ſo lange ſie habe hoffen dürfen, er werde durch ſein Verhältniß zu Natalien das Übrige in Ehren halten." — Wie vernichtet ſank er auf einen Stuhl, und blickte mit erloſchenem Auge ſtarr vor ſich nieder. Als das Fräulein wiederkam, und die Damen ſich zur Abfahrt anſchickten, und Ferdinand gleichfalls ſich fertig machte ſie zu Pferde zu begleiten, ſagte er im Weggehn leiſe zu Mathilden: „Nun kann ich noch weniger zurückbleiben; Sie ſind mir mehr als Geliebte, ich ertrage ſonſt die Schmach nicht, nein bei Gott! ich ertrage ſie nicht, mich ſo verſtoßen zu ſehn!" — Unter einem frohen Schall von Waldhörnern fuhren ſie ab, der Kutſcher pfiff ein Lu-

[illegible] [illegible], und das Fräulein von [illegible] [illegible] [illegible], Mathilde [illegible] ſich in Gängen, wie ſie dieſe Veränderung ergeben habe, und hatte für den Unglücklichen kein [illegible] andre Hoffnung, als die von [illegible] kommen konnte. Das [illegible] Fahren erlaubte nur wenig und abgebrochnes Geſpräch, und Ferdinand konnte ſich, was er einzig ſagen mochte, nur in brennenden Blicken ausſprechen. Sein [illegible] Herz [illegible] immer höher auf, je mehr er in Mathildens Geſicht die [illegible] Güte und Freundlichkeit, das [illegible] Mitleid und die gerührte Theilnahme erblickte, und einem [illegible] Wohlthäter und Freund [illegible] ſich. Seine Begeiſterung ſtieg auf den Punkt, daß er mit krampfhaften Geberden [illegible], was ihm Liebe eingegeben hatte, [illegible], und ſich [illegible], als wäre er auf der gleichgültigſten Laune von der Welt dieſen Weg, der die freie Landſtraße für jedermann ſei, und ihm ſo gut angehöre wie andern. Emma hatte ſchon, ſeine brennenden Blicke am [illegible] [illegible] [illegible], aber Mathilde [illegible] [illegible] ganz, und gab weder [illegible] des Mitleidens noch der Güte, [illegible] beides ſie [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible].

Da gelangten ſie mit einbrechender Nacht in die Stadt, jeder auf andere Weiſe verſtimmt und unruhig. Die [illegible], nur von wenigen Laternen erleuchteten Straßen machten auf Ferdinand einen ſonderbaren Eindruck; er erinnerte ſich, wie er vor nicht langer Zeit die Stadt mit ganz anderen Empfindungen begrüßt habe, und welche Fülle von herrlichen Hoffnungen ihm damals [illegible] [illegible] ſei; Mathildens Name wurde ihm

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Unter diesem Titel hat Ferdinand [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] sich auch jede Deutung und Erklärung eines [illegible] [illegible].

Schleiermacher ist vielleicht mehr [illegible], weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszusprechen, als weil es so schwer zu finden wäre. Vielleicht wird sich [illegible] nicht lange mehr [illegible] lassen!

Wir hatten auch jeder Beitrag uns willkommen sein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in andern und klärer Gestalt zu sehen bekommen. Der [illegible] durch die [illegible] Schrift [illegible].

Vor allem sind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an [illegible] wichtig, die hier abgedruckt sind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, sind aber durch die ganze in ihnen herrschende Behandlungsweise ein so [illegible], so auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'schen Geistes, daß sie [illegible] die Bestätigungsurkunde aller früheren Zeugnisse bilden, auch wenn man sich von dem [illegible] Wesen eine höhere Vorstellung hätte gebildet haben.

Diese [illegible] Gedankenblitze, dies helle [illegible], [illegible] und warme [illegible], dieses Spielen und Tanzen, diese glänzende Maskerade des [illegible] und [illegible], der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Befriedigung und Bewunderung des Gegners als die leuchtende Absicht hervorblickt, diese Kunststücke, Schliche, Siege, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe, hat uns [illegible] angewidert! Eine solche Denk- und Behandlungsart muß immer mißfällig sein, besonders aber bei einem geistlichen Lehrer, der die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in [illegible] [illegible] [illegible]. Er glaubt das [illegible] aller [illegible] großen Eigenschaften [illegible], welche [illegible] besitzt, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], um [illegible] [illegible] [illegible] seiner [illegible] zu [illegible] oder [illegible] zu lassen.

Falstaff hat sich einmal von dem [illegible] seines Gegners [illegible] lassen. Er muß in diesem [illegible] nicht zu den [illegible] [illegible] gehören wollen, denn er kann es nicht. [illegible] [illegible] mag er [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und die [illegible] wie [illegible] seine [illegible] [illegible], weiß er [illegible] [illegible] sich [illegible].

[illegible] [illegible] er [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible] seines [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] ist.

Falstaff ist durch seine große [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] er [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er zu [illegible] die [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zu [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wird.

[illegible] zu den [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Berlin, [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in die [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible] ist [illegible] sich [illegible] [illegible], [illegible] er sich [illegible] als ein [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] manchen Fällen auch Irrthum oder Unvollständigkeit bringen kann, aber selbst dann nur immer schätzbar, wenn wenigstens eine aufrichtige Meinung, ein wirkliches Zeugniß zum Grunde liegt. Das Jahrzehnt übrigens, dem dieser Inhalt angehört, ist längst der Geschichte heimgefallen, und keine der Angaben, welche hier vorkommen, kann in der Gegenwart noch Besorgniß erregen; hinwieder ist jene Zeit und ihre Wirkung uns gerade noch nahe genug, um lebhaft unsere Theilnahme auch für ihre Einzelheiten anzusprechen, und der denkende Geist, der die Erscheinungen der Mitwelt wahrhaft einsehen will, fühlt sich unwiderstehlich in jene Vergangenheit zurückgewiesen, aus welcher, wie verschieden auch und entgegengesetzt in vielen Stücken, das Ganze unseres heutigen Zustandes hervorgegangen ist.

Die Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der [illegible] fallen in die Zeit Friedrich's des Großen, und berühren sowohl diesen Persönlich, als seine hervorragenden Zeitgenossen, sie führen in das Innere vieler deutschen Verhältnisse und in deren Verflechtung mit den ausländischen unmittelbar ein. Hiermit ist ihre Wichtigkeit angedeutet, aber auch ihre Seltenheit; denn das Unmittelbare, die ganz persönliche, auch ihre eigne Sprache redende und auch in eigenem Gewand auftretende Erfahrung ist es, die uns einen Schauplatz, der doch nur noch beziehungsweise der unsre ist, am unmittelbarsten vergegenwärtigt.

Bücher dieser Art, in denen uns gleichsam die Bewegungs- und [illegible] der Vorgänge zu Handen kommen, wo wir das Geschehene auch in seinem geschäftlichen Verlaufe vor Augen haben, und die uns den Geschichtsblick, der ſo leicht das unendliche Gedränge mannigfacher Beſtand in wenige und ſcheinbar einfache Theile zuſammenzieht, wieder auf die Mannigfaltigkeit des vielen Thatſächlichen zurückleiten, woraus jene beſtehen oder woraus ſie ausgegangen waren. — Bücher dieſer Art müſſen wir um ſo mehr willkommen heißen, als wir an ſolchen, wenigſtens an älteren und guten, noch ſtets empfindlich Mangel leiden, und es doch für die allgemeine Kenntniß und Ueberſicht keinen höhern Standpunkt giebt, als nur den, welchen ein ſolches Unternehmen gewährt. Unſere Meinung iſt hiebei keineswegs, daß alle Geſchichtsüberlieferung nur in ſolcher Fülle des Einzelnen geſchehen ſollte; im Gegentheil halten wir, bei geſchichtlichen Darſtellungen, die maaßenloſe Aufhäufung von Umſtänden und Belegen, denen nicht grade weſentlich Bezeichnendes inwohnt, immer zu beſeitigen [illegible]; dies zu thun, iſt Aufgabe der wahren Geſchichtſchreibung, welche das künſtleriſche Geſchäft hat, aus den unendlichen Einzelnheiten, welche den Körper des Ereigniſſes bilden, nur diejenigen hervorzuheben, die am entſcheidendſten den Geiſt deſſelben ausdrücken. Doch damit dies möglich ſei, müſſen die Einzelnheiten alle gekannt ſein, und in dem Beſtande, wo auch wie das Wichtige, das Bedeutende, das Weſentliche ſich verſteckt haben möge, dürfen wir nichts ungeprüft abweiſen. Der wirkliche Geſchichtsforſcher ſieht mit Freuden, wenn ſeine ſchon ungeheuren Vorräthe ſich vermehren, und er wird nie fürchten, daß er allzu reich werden könne. Er weiß, daß ihm oft aus unſcheinbarem Staub ein Funke ſprüht, durch den ihm dann ganze Strecken bisher dunkler Gefilde ſich erhellen.

Doch unſere Bemerkungen überſchreiten ſchon zu weit das vorliegende Buch. Denn der Kundige wird gleich wahrnehmen, daß hier mehr dargeboten ist, als jener Vorschlag. Ein heller Verstand, eine reiche Geschichtskenntniß, eine kundig und sicher ordnende Hand, haben diesen Stoff, ohne dessen ursprüngliche Beschaffenheit zu gefährden, bearbeitet und zusammengestellt. Der Leser empfängt eine doppelte Gabe, einen pragmatisch-kritischen Vortrag und die urkundlichen Zeugnisse. Es ist dies dieselbe Form der Darstellung, die wir schon in dem trefflichen Werke „Leben und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg“, das vor sieben Jahren in zwei Bänden erschienen ist, mit Glück gewählt und ausgeführt gesehen. Beide Werke, das jetzige und das frühere, geben durch Maß des Ausdrucks wie des Urtheils, durch Klarheit und Scharfblick wie durch Sachkenntniß und Umsicht, die Darbietung eines in Welt und Geschichte tief Eingeweihten zu erkennen, dessen eigne Erlebnisse in ähnlicher Weise behandelt und mitgetheilt zu wünschen uns wohl nicht verargt werden darf.

Berlin, den 12. September 1841.

Immanuel Kant's Biographie, dargestellt von Friedr. Wilh. Schubert. Leipzig, 1842. 8.

(Aus einem Briefe.)

Berlin, den 4. Mai 1842.

Sie sollen alsbald meine Freude theilen, ich sende Ihnen zugleich das eben erschienene Buch, dem Ihre Neigung im voraus gewonnen ist, und das Ihnen, wie es mir gethan, hohe Befriedigung gewähren wird. Lange hatte ich auf dieſe Biographie Kant's geharrt, öfters ungeduldig nach ihr gefragt; nun erſcheint ſie recht in gelegener Zeit, auch mir perſönlich als wohlthätiges Geſchenk, eine erfriſchende Heilung in trüben unmuthvollen Tagen, ich habe mich an ihr geſtärkt, erquickt. Sie hat eine Art Verwandtſchaft mit meiner jetzigen Stimmung; denn auch der theure Mann, den ich betraure, war aus Königsberg, und hat in früher Jugend oft noch Kant geſehen, von ihm zeitlebens den tiefſten Eindruck bewahrt. —

Schubert hat eine würdige, ſorgſame, gewiſſenhafte Arbeit geliefert, die auch in Stil und Ton ſich dem edlen Gegenſtande möglichſt nahe hält. Der nun geſchloſſenen Ausgabe von Kant's ſämmtlichen Werken iſt in den Beiträgen ihrer Herausgeber eine Ausſtattung geworden, wie ſie einem ſolchen Unternehmen wohl ſelten zu Theil werden kann. Die Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie von Roſenkranz und das Leben Kant's von Schubert ſind ſelbſtſtändige Arbeiten von Umfang und Bedeutung, und ganz geeignet, in die bewegte Gegenwart günſtig einzuwirken, wenn auch die Wirkung ihrer Natur nach ſicherlich nur eine ſtille ſein wird. Das freudige Behagen, mit welchem Goethe die dreißig Bände von Leſſing's Schriften vor ſich hinſtellte und überſchaute, empfand' ich in erhöhtem Grade beim Anblick dieſer zwölf, auf die jeder Deutſche mit Stolz und Freude blicken darf, und denen auch das Ausland ſeinen Zoll der Ehrerbietung nicht verſagt.

In einem Zuge hab' ich das Leben Kant's von Anfang bis zu Ende durchgeleſen. Welch ein Schatz edler und theurer Gebilde legt ſich uns hier dar! Sie finden hier den Kern und die Blüthe deutſchen Lebens, nicht nur in der genialen, liebenswürdigen Perſon des Helden ſelbſt, ſondern auch in den eigenthümlichen Umgebungen, den nahverbundenen oder aus der Fremde herzutretenden Perſönlichkeiten, ja in der Oertlichkeit ſelbſt, um welche die mannigfachſten geiſtigen Beziehungen ſich zuſammenſchlingen. Wiſſenſchaftliche, literariſche, politiſche und bürgerlich-gewerbliche Verhältniſſe ſpielen hier lebendig durcheinander, und das Leben Kant's iſt nicht aufzufaſſen, ohne einen großen Theil des Lebens der Provinz, des Staates, ja der allgemeinen Weltverhältniſſe mitzunehmen. Auf die helle Zeit Friedrich's des Großen ſehen wir die Trübungen der Religionsediktsleute, die Stürme der franzöſiſchen Revolution folgen, dann das neue milde Licht gemäßigter Sinnesart. Wie groß und ſchön ſteht Kant in der Mitte von allem dieſem! Zwar meidet er wohl den Kampf und giebt öfters ſchon nach; allein auch hierin zeigt er ſich von einer Seite, die weſentlich zu ihm gehört, und mit ſeiner wahren Beſcheidenheit und wunderbaren Pflichttreue zuſammenhängt. Viel ſittlich und politiſch Lehrreiches liegt in dieſem vaterländiſchen Stoffe, viel zu Nutz und Frommen der Gegenwart Anwendbares. Iſt es nicht ein Troſt zu ſehen, wie die drückende Hoffahrt der mit der Tagesmacht Bekleideten ohnmächtig dahinſchwindet mit dem Tage, die verfolgten Wahrheitskämpfer aber aus dem kurzen Drucke ſich zu dauerndem Ruhme erheben? Wohl dem, der ſich in dem Bilde des alten Zedlitz darf zu ſpiegeln wagen, wem aber die Wöllner und Konſorten als Gleichgeſinnte zuwinken, der wiſſe, daß ſie ihm auch die Genoſſenſchaft ihrer geſchmähten Namen verheißen! —

Das Leben von Königsberg während der Blüthezeit der neuern deutſchen Entwickelung hat uns neulich Alexander Jung in einer geiſtvollen Ueberſicht gedrängt vorgelegt. Dieſes reiche Bild auszuführen, wäre eine ſchöne Aufgabe für Jung ſelbſt, oder für Roſenkranz, oder auch, wenn die Nächſten dies verſagen, für einen Fernerſtehenden, wenn ihm nur Scharfblick, Wärme und Feinheit inwohnen, um richtig zu erfaſſen und gerecht darzuſtellen. Die Schrift von Prutz über den Göttinger Dichterbund iſt ein treffliches Beiſpiel deſſen, was zu leiſten wäre; nur iſt das Königsberger Thema unendlich reicher und nachhaltiger. Kant ſtrahlt darin als ein Stern erſter Größe, aber das Sternbild hat noch viele Sterne von hellſtem und eigenthümlichſtem Licht. Und auch für Kant wäre, ſelbſt nach Schubert's Zeichnung, noch mancherlei Dankenswerthes zu thun; denn Schubert hält ſich, dem Zwecke gemäß, in ſtrengen Gränzen, und reiht nur das eigentlich Hiſtoriſche zuſammen, das bloß Merkwürdige, Anekdotiſche, läßt er zurück.

Wie viel aber in dem Letztern noch Bezeichnendes und Wichtiges zu finden iſt, mögen Sie aus einigen Zügen erſehen, die mir durch beſondern Zufall eben in dieſen Tagen, wo ich Kant's Biographie geleſen, wieder vor Augen kommen. Ich habe ſie aus der Erzählung Stägemann's vor fünfundzwanzig Jahren aufgeſchrieben und theile ſie Ihnen hier ohne weiteren Zuſatz mit.

„Laharpe war von der Kaiſerin Katharina nach St. Petersburg berufen, um die Erziehung des jungen Großfürſten zu leiten, und wollte nicht durch Königsberg gereiſt ſein, ohne den berühmten Kant geſehen zu haben. Bei einer großen Mittagstafel fand er ſich mit dieſem zuſammen und richtete an ihn verſchiedene Fragen, die derſelbe mit Geiſt und Artigkeit bereitwillig beantwortete. Endlich fragte jener ihn auch, was er denn vom andern Leben halte? Kant haßte alle ſolche ſogenannte Magiſterfragen, beſonders bei Tiſche, runzelte daher nur die Stirn und ſchwieg. Da jedoch jener die Frage nochmals wiederholte, ſo wollte Kant die Unhöflichkeit nicht weiter treiben und erwiederte, zwar ablehnend, aber mild: „Einen Staat dürfe man nun eben nicht darauf machen!" Ein nicht nur artiger, ſondern nach ſeinem Sinn auch ganz gründlicher Beſcheid, denn er ſpricht Kant's wahre Denkungsart aus."

„Ueber Jean Paul Richter's Abhandlung von der Unſterblichkeit der Seele ſagte Kant zu Stägemann: „Wenn man es zum erſtenmale lieſt, ſo ſagt man, der Mann ſcheint ſehr toll, hat man es aber zum zweitenmale geleſen, ſo muß man ſagen, der Mann beſitzt großen Verſtand." Es war übrigens ſelten, daß Kant von dergleichen Erzeugniſſen ſchöner Litteratur einige Kenntniß nahm. Ein Urtheil über Goethe z. B. dürfte ſich ſchwerlich von ihm vorfinden."

„Herder war nie ganz der Mann nach dem Sinne Kant's. Lange vorher, ehe die Metakritik erſchien, ſagte Kant von ihm, es fehle ihm an innerer Wahrheit. Herder hatte einmal philoſophiſche Unterſuchungen niedergeſchrieben, welche Kant nicht billigen konnte, worauf jener ſich eifrig erbot, alles umzuſetzen, Kant möchte ihm nur ſeine Anſicht mittheilen, dann wolle er den eignen Vortrag auf's beſte mit ihr in Uebereinſtimmung bringen, welches Kant indeſſen unwillig verwarf, als eines Philoſophen bei einer ernſten, wichtigen Materie ganz unwürdig."

„Als die Stiftung der franzöſiſchen Republik durch die Zeitungen verkündet wurde, ſagte Kant, der allen Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution warmen Antheil gewidmet hatte, mit Thränen in den Augen zu mehreren Freunden, unter denen auch Stägemann war: „Jetzt kann ich ſagen, wie Simeon: Herr, laſſe Deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich dieſen Tag des Heils geſehen!“ Ihm waren in die franzöſiſche Revolution alle wichtige Anliegen der Menſchheit verflochten, und er glaubte dieſe, in den Gräueln der Anarchie faſt verlorenen, durch den Uebergang in geordnete Regierung wieder gerettet.“

„Kant's Voreltern waren aus Schottland nach Königsberg gekommen. Im Theatrum Europaeum wird ein ſchottiſcher Prediger Cant angeführt, der während der Religionsunruhen in Schottland hingerichtet worden. Den Engländern, ihrer rauhen Sitte, ihrer beengten Anſicht, blieb Kant immer etwas abhold. Dagegen gefiel ihm die Lebhaftigkeit und Feinheit der Franzoſen, und auch dann noch, als dieſe von ſeinem Sinn am meiſten abgewichen waren, hoffte er, daß ſie auf beſſere Wege zurücklenken, und daß ihre Unthaten und Drangſale gute Früchte für die Menſchheit tragen würden.“

Stägemann ſelber dürfte in der Königsberger Galerie am wenigſten fehlen; ſein dichteriſches Liebeleben, ſeine Epiſteln an Freunde, ſeine Sonette an Eliſabeth, ſo wie ſeine ſpäteren Kriegsgeſänge, gehören entſchieden jenem Ort und jenen Zeiten an, durch welche ſie mit erfriſchenden Wogen hinſtrömen. Auch ein anderer Mann, deſſen Namen kaum noch irgend erwähnt wird, der aber in ſeiner Zeit eine bedeutende Größe war, müßte ſo viel als möglich an's Licht gezogen werden, der Präſident Morgenbeſſer! Stägemann pries ihn als ein unerreichbares Vorbild rieſenhafter Geſchäftsthätigkeit, und zugleich als einen friſchen, unermüdeten Denker, daß, wer ihn in den Augenblicken ſeiner ſeltenen Muße ſprach, gar wohl glauben konnte, der Mann habe ſtets mit heiterer Bequemlichkeit nur ſeinen Gedanken nachgehangen! Er war ein Vorläufer des Saint-Simonismus, deſſen kühnſte Grundſätze er lange vorher ausgeſprochen hatte. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, kam als däniſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe durch Königsberg und aß mit Stägemann, Morgenbeſſer, Kraus und Andern zu Mittag, da denn natürlich das Geſpräch auch auf die Franzoſen fiel. Was noch aus ihrem Treiben werden würde? fragte Stolberg mit Heftigkeit. „Nicht viel", erwiederte Morgenbeſſer, „denn da ſie nicht gewagt, weiter zu gehen, ſondern auf halbem Wege ſtehen geblieben, ſo haben ſie ihre Sache ſchon ſelber aufgegeben." — Nun, wahrhaftig, ſagte Stolberg, das möchte ich doch wiſſen, worin ſie noch hätten können weitergehen! Ich dächte, ſie wären in allem bis an die äußerſte Gränze gegangen! — Morgenbeſſer verſetzte ruhig lächelnd: „Ich will ſtatt vieler andern nur Eine wichtige Sache nennen: das Erbrecht! Dies abzuſchaffen haben die Franzoſen doch nicht den Muth gehabt." Stolberg erſchrack und war froh, aus der Geſellſchaft bald loszukommen. Noch ſpäterhin erzählte er dem Miniſter vom Stein mit Entſetzen, was er in Königsberg habe hören müſſen, und Stein pflegte in der Folge Stägemann öfters zu necken, als habe er jene Worte geſagt, worauf er denn doch bald hinzuſetzte: Nun, geſagt wohl nicht, aber doch angehört! Morgenbeſſer hat auch einen „Entwurf zum republikaniſchen Geſetzbuch“ geſchrieben, der in Königsberg bei Nicolovius im Jahr 1800 unbedenklich gedruckt worden, jetzt aber im Buchhandel nicht mehr zu haben iſt. Dieſer wunderliche Mann, in welchem die ausſchweifendſten Gedankenflüge und die kühnſten Neuerungen ſich als gewöhnliche, ganz von ſelbſt einleuchtende und unwiderſprechliche Wahrheiten feſtgeſetzt hatten, die er mit einer faſt gleichgültigen Gemüthsruhe vortrug, war aber nicht nur der ſtaunenswürdigſte Arbeiter, ſondern auch der pflichttreueſte Unterthan und Beamte, perſönlich dem Königshauſe anhänglichſt ergeben, in Wandel und Sitten untadelhaft. —

Sie ſehen, aus welchen — ich will nicht ſagen widerſtreitenden, aber doch auseinanderliegenden Elementen nicht nur die Geſellſchaft, ſondern auch der Einzelmenſch beſtehen kann, ohne grade der Zwietracht anheimzufallen; im Gegentheil, jemehr Mannigfaltiges in der Geſellſchaft und im Einzelmenſchen zur Verträglichkeit gebracht iſt, oder auch nur zum Nebeneinanderſtehen, deſto größer iſt der Reichthum und die Stärke! In Königsberg lebten neben den Freidenkern auch pietiſtiſche Myſtiker, und oft waren die einander Gegenüberſtehenden perſönlich befreundeter als die auf derſelben Seite Zuſammengereihten. Von dieſer wechſelſeitigen Duldung und Schätzung ſcheint man heutiges Tages wenig mehr wiſſen zu wollen. Sie iſt gleichwohl eine der wichtigſten Grundlagen aller Bildung, auch der politiſchen, zu welcher jetzt die Deutſchen allſeitig ſo großen Aufſchwung zu nehmen getrieben werden.

Unendlich vieles iſt uns zu lernen aus ſolchen Büchern, die, gleich dieſem, uns in das Innere unſeres heimiſchen Lebens klar zurückſchauen laſſen. Das iſt der Vortheil bei geſchichtlichen Betrachtungen, daß die Vorangegangenen für uns mitgelebt haben, daß wir jeden Augenblick unſerer Tagesnothdurft aus dem von ihnen angelegten Erfahrungskapital zu Hülfe kommen, ja manchen Andrang ganz und gar mit ihren Waffen abwehren können! Es iſt nicht nur unfromm, es iſt auch unklug, wenn ein neues Geſchlecht wähnt, von den früheren Geſchlechtsfolgen abgelöſt gleichſam auf eigne Hand und Rechnung weiterzugehen; der Schaden bleibt nicht aus, und wir haben ihn vielfach vor Augen! —

Freuen wir uns daher des Wiederauflebens unſerer Heroen, des erneuerten Ruhmes unſerer großen Namen, der vervielfältigten Denkmale in Erz, der wiederholten Ehrengedächtniſſe und Herausgaben von Geſammtſchriften, — ſie gehören mit zu den Befeſtigungen, die wir unſerem deutſchen Vaterlande jetzt nach langer Vernachläſſigung endlich bereiten ſehen, und haben vor ihnen den Vorzug, daß ſie die Sache der freien Wahrheit auch gegen die innern Feinde ſchützen helfen! —

Und ſomit ſei Ihnen das beifolgende Buch, wie die ſchöne Reihe von Bänden, zu denen es gehört, beſtens zu freudigem Genuß empfohlen.

Wie Shakſpeare und Goethe im Jahre 1777 vom Lizenziaten Albrecht Wittenberg in Hamburg beurtheilt worden.

Es iſt nützlich und nothwendig, aus dem Gedränge der Gegenwart bisweilen in frühere Zeiten zurückzublicken, um an den Bildern der Vergangenheit ein Gleichniß und einen Maßſtab für das zu gewinnen, was der heutige Tag liefert. Wir lernen dann erkennen, daß unſer Gutes und Schlimmes nicht einzig iſt, daß wir in Freud' und Leid gewöhnlich nur ein allgemein menſchliches Loos erfahren, daß auch vor uns das Vortreffliche geſchmäht, das Armſelige geprieſen worden, und daß jeder Strebende auf Kampf und Noth angewieſen iſt. Zwar bedarf es hier kaum eines andern Beiſpiels als der Geſchichte des Chriſtenthums, deſſen Urſprung dem blinden Juden- und Römerthum für ſtrafbare Neuerung, Aufruhr und Läſterung galt und durch den Tod des Stifters erſtickt werden ſollte. Allein zu ſo hoher Vergleichung wagen geringere Thatſachen nicht emporzuringen, ſondern dieſe ſuchen ihre Gegenſtücke lieber in dem Bereiche verwandter nächſter Lebenserſcheinungen. Auch finden ſich dieſe Beiſpiele reichlich ausgeſtreut, wir brauchen nur hinzuſehen und ſie zu beachten.

Wie nichtig, leer und falſch erweiſen ſich bei ſolchem Rückblick oft die Klagen und Anklagen des Tages, welche als neu, unerhört, unerträglich und ſtrafbar verdammen, was die Kunde früherer Zeiten als längſt vorhanden, gebräuchlich und zuläſſig, ja als vortheilhaft und lobenswerth nachweiſt und rechtfertigt. Nirgends begegnet dies häufiger, als in der Litteratur, und hauptſächlich in der deutſchen, welche das Schickſal hat, immer wieder ſich ſelber zu vergeſſen, und in welcher die Luſt vorwaltet, immer nur den Blick auf den neueſten Kreis zu beſchränken, gleichſam vom Ertrage des Tages leben zu wollen, und die aufgehäuften Ernten der Jahrhunderte unbeachtet liegen zu laſſen.

Wir haben das in dem beklagenswerthen Kampfe geſehen, den vor einigen Jahren die Staatsbehörden und die gelehrten Innungen gegen die friſchen Bewegungen junger Schriftſteller erhoben, die ſich ſelber — mit nicht glücklichem Griff — den Namen des jungen Deutſchlands beigelegt hatten. Die Schriftſteller hätten ihre Sache bloß mit Leſſing, Herder, Goethe, Schiller, Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Fichte, Jacobi und Schelling ſehr gut führen und ausfechten können, aller ihnen nöthige Kriegsbedarf lag bereit für ihren Gebrauch, blank und ſcharf, in den Schriften und Lebensereigniſſen dieſer Vorſtreiter; allein die Jugend mißkannte und verſchmähte dieſe Zeughäuſer, ſie wollte lieber mit eigner Hand die Stecken aus dem Buſche brechen, mit denen ſie ſich zu wehren meinte, und die weder hart genug trafen, noch gehörig aushielten.

Ebenſo, wie hat man nicht gewehklagt und geeifert, als die Litteratur ihre Gaben häufiger aus dem nächſten Leben zu ſchöpfen begann, und in Reiſebildern, Denkwürdigkeiten, Briefen, Perſonen- und Sittenſchilderungen den lebendigen Inhalt der Welt unmittelbar ihr ſelber als Spiegel vorhielt! Die Unwiſſenheit berief ſich auf die frühere Zeit, wo dergleichen niemals geſchehen ſei, wo ſolche Mittheilungen unbekannt geweſen. Es war eben die Unwiſſenheit, die baare, verächtliche Unwiſſenheit, die ſich ſo frech und unſchicklich gebärdete. Um nur bei der uns nächſten Zeit ſtehen zu bleiben, — der Reformation und ihrer kampfheißen Litteratur nicht zu erwähnen, — ſo iſt kein Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts, das nicht in Menge eine ſolche und ſchärfere Einbrüche in das unmittelbare Leben darzeigte als diejenigen ſind, die man in unſern Tagen ſo albernerweiſe als vorher nie dageweſene hat rügen wollen.

Aber auch ihr eignes Bild hätten die Unwiſſenheit und der Blödſinn, die anmaßliche Philiſterei und der dumme Glaubens- und Sittlichkeitseifer, welche noch heutiges Tages lärmen und toben, in dem Spiegel der früheren Zeit unverkennbar wiederfinden können, denn niemals haben die Ankläger und Läſterer des Genies, die Feinde des Lichts und der Freiheit gefehlt.

Vor kurzem hat Dr. Meyen auf die Verunglimpfungen aufmerkſam gemacht, welche Leſſing noch am Ende ſeiner Laufbahn, nach Erſcheinung ſeines Nathan erfahren mußte. Der frömmelnde Arzt Tralles ſchrieb ein dickes Buch gegen das unſterbliche Gedicht, das er als ein gottloſes, in aller Art verfehltes, ſelbſt in Betreff der Sprache und Ausdrucksweiſe gemeines und verwerfliches darzuthun bemüht war. Man muß dergleichen mit Augen ſehen, um es zu glauben!

Wie Schleiermacher im Beginn ſeiner Laufbahn begrüßt wurde, nicht nur von einem Garlieb Merkel und ſolchem Gelichter, ſondern auch von namhaften Gelehrten, von Amtsbrüdern, vom Prediger Jeniſch zum Beiſpiel, der ſogar Schleiermacher's kleine, verwachſene Geſtalt in ſchmähendem Abbilde vorführte, — das verdient wohl in unſern Tagen nachgeleſen und mit neuern Erſcheinungen zuſammengehalten zu werden. „Le bon vieux temps" giebt wahrlich der heutigen ſchlechten Zeit nichts nach!

Uns kommt ſehr gelegen im jetzigen Augenblicke ein ſolcher litterariſcher Sünder wieder vor Geſicht, der ſich ehemals gegen Leſſing, dann auch gegen Goethe, und beiher gegen Shakſpeare freventlich vergangen, und durch die Strafe der Vergeſſenheit, in die er mehr und mehr verfiel, doch zu leicht abkommen würde. Zwar ſein Name iſt in Leſſing's Werken aufbewahrt, und einige Worte über ihn kommen auch in meinen Denkwürdigkeiten vor; allein dies genügt nicht, man muß dergleichen Leute perſönlich vor Augen haben, das heißt in ihren eignen Aeußerungen.

Der Mann, der hier gemeint wird, war ein hamburgiſcher Rechtsgelehrter, Lizenziat Albrecht Wittenberg, der über alle Tagesgegenſtände eine Autorität ſein, den Redner und Richter machen wollte, über Gottesdienſt und Theologie, obrigkeitliches Walten, Theater und Literatur. Er hat viele Theaterkritiken geſchrieben, in Wochenblättern und Flugſchriften, und bemühte ſich beſonders, die Schröder'ſche Bühne zu bekämpfen, ihre Richtung als eine ſitten- und geſchmackverderbende darzuſtellen. Seine Bemühungen ſind ihm nicht gelungen, das iſt wahr; aber er hat ſie auf ſinn- und geiſtverwandte Vettern vererbt, die nun heutiges Tages gleich ihm geſchäftig ſind und an neuen Gegenſtänden das alte Treiben fortſetzen. Unſere Nachkommen werden einſt mit gleichem Ergötzen die Blätter unſerer * und ** und † und †† leſen, mit dem wir heute die hier mitzutheilenden des Lizenziaten Albrecht Wittenberg vornehmen!

Im J. 1777 gab derſelbe zu Hamburg das bekannte Schreiben Voltaire's an die franzöſiſche Akademie über Shakſpeare in deutſcher Ueberſetzung heraus und that eine Vorrede und Anmerkungen hinzu, durch die er die Ausſprüche ſeines Autors verſtärkte und auf die nächſten deutſchen Erſcheinungen anwandte. Hören wir zuerſt einige Proben ſeiner Vorrede! Nachdem er ein damals beliebtes Stück: „Es iſt nicht alles Gold was glänzt“, mit rohen und unanſtändigen Tadelworten geſchimpft und die „Zwillinge“ von Klinger heruntergemacht, fährt er alſo fort:

„Auch die Stella von Goethe iſt auf unſerer Bühne erſchienen, ein ſchändliches Stück, worin der Bigamie öffentlich das Wort geredet wird. Aber dies Stück iſt, mit Freuden mache ich's bekannt, von Allen, die noch einiges Gefühl von Moralität hatten, verabſcheut worden und hat nicht wieder zum Vorſchein kommen dürfen. Ich für meinen Theil kann den Wunſch nicht bergen, daß es noch einmal, aber mit dem von einem andern Verfaſſer hinzugefügten ſechsten Akte, in welchem Fernando, zur wohlverdienten Strafe, karrt, aufgeführt werden möchte.“

Sodann geht er zu Shakſpeare über:

„Shakſpeare's Othello muß gleichfalls zu denen Stücken gerechnet werden, die mehr Schaden als Nutzen ſtiften. Beiſpiele teufliſcher Bosheit, wie uns des Jago Karakter geſchildert wird, giebt es genug im gemeinen Leben; ſolche abgefeimte Böſewichter gehören gar nicht auf die Bühne, die ſich nur eigentlich mit ſolchen Fehlern beſchäftigen ſollte, welche die Geſetze nicht beſtrafen, und welche zu rügen die Würde der Kanzel nicht erlaubt.“

Hierzu gehört die denkwürdige Anmerkung:

„Das Schreckliche iſt im Othello bekanntlich auf das höchſte getrieben. Bei der Vorſtellung auf der hamburgiſchen Bühne machte es einen ſo ſtarken Eindruck auf einige Perſonen des zarteren Geſchlechts, daß man ſchlimme Folgen davon zu beſorgen hatte. Man mußte ſich alſo entſchließen, den Ausgang des Stücks zu ändern. Der Desdemona hat man das Leben geſchenkt, und Othello, der ſeinen Irrthum noch eben zu rechter Zeit einſieht, kommt gleichfalls mit dem Leben davon. Treffliche Verbeſſerung! Man weiß jetzt ſelbſt nicht mehr, was man aus dem Stücke machen ſoll. Nicht Luſtſpiel, nicht Trauerſpiel; ein unglücklicher Zwitter, dergleichen jetzt viel auf den deutſchen Bühnen erſcheinen. Beſſer iſt's, Shakſpeare's Ungeheuer gänzlich von unſern Bühnen, die ihnen ſo lange verſchloſſen geweſen ſind, zu verbannen, als ſie ſo verſtümmelt auf ſelbigen erſcheinen zu laſſen."

Wir ſehen, der Mann hat in ſeiner Verblendung doch einigen Takt des Rechten! Doch vernehmen wir einen weitern Ausfall, der gegen ein Erzeugniß Gotter's gerichtet iſt:

„Die Medea, ein muſikaliſches Drama von Gotter, hat man ebenfalls neulich auf die hamburgiſche Bühne gebracht. Ein höchſt langweiliges Stück, wenn man von der ſchönen Muſik, die es begleitet, abſtrahirt, und von keinem moraliſchen Nutzen. Die grauſame Rache, die Medea an ihren mit dem Jaſon erzeugten Kindern, an Jaſon's neuer Gemahlin ausübt, und endlich triumphirend davonfährt, kann keine guten Wirkungen in den Gemüthern der Zuſchauer hervorbringen, wohl aber rachgierige Gemüther zur Sättigung dieſer grauſamen Leidenſchaft ermuntern."

Nun aber kommt er zur Hauptſache und fährt fort:

„Und was ſoll ich endlich vom Hamlet, dem ſo ſehr geprieſenen, in Hamburg ſo ſehr bewunderten und mit dem übertriebenſten Beifall aufgenommenen Hamlet ſagen? Kann dies Stück die Zuſchauer im geringſten beſſern? Macht es nicht vielmehr die ſchädlichſten Eindrücke? Wie gottlos iſt nicht die Stelle, da Hamlet den mörderiſchen König im Gebet antrifft und die Reflexion macht: „Nun könnte ich ihn tödten. Aber nein! ich würde ihn in den Himmel ſchicken, und ihm eine Wohlthat erzeigen, anſtatt ihn zu ſtrafen.“ Muß ein ſolcher Gedanke wohl in eines Chriſten Herz kommen? Ueberhaupt iſt Rache bei dem Hamlet die einzige Triebfeder, ſo zu handeln, wie er handelt. Man zeige mir den geringſten moraliſchen Nutzen, den dieſes Stück ſtiften kann, ſo will ich verloren haben. Will man etwa ſagen, es liege die Lehre darin, daß kein Verbrechen, es ſei noch ſo heimlich vollzogen worden, verborgen und ungeſtraft bleibe, ſo iſt es ungereimt, daß, um dies zuwege zu bringen, allen Grundſätzen der Vernunft und des Chriſtenthums zuwider, ein Geiſt aus der Hölle, oder wenigſtens aus dem Fegefeuer, erſcheinen und den Hamlet zur Rache auffordern muß. Mit Einem Worte, Shakſpeare's Hamlet iſt, von der moraliſchen Seite betrachtet, nicht von dem geringſten Nutzen, und von Seiten der Kunſt, aller ſeiner einzelnen Schönheiten, ſtarken Gedanken und intereſſanten Situationen ungeachtet, ein Ungeheuer, das auf unſerer Bühne nicht geduldet werden muß.“

Er ſchließt dieſe Muſterung mit der unwilligen, ärgerlichen und eben deßhalb uns höchſt ergötzlichen Jammerklage:

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle abgeſchmackte, unanſtändige, unſittliche, abſcheuliche Schauſpiele, die auf der deutſchen und beſonders auch auf der hamburgiſchen Bühne erſchienen ſind und zum Theil ihr Glück gemacht haben, namhaft machen wollte.“

Er geht hierauf zu der eifrigen Anempfehlung einer ſtrengen Theater-Zenſur über, wobei er nicht ermangelt, ſich auch auf das Wort des berüchtigten Paſtor Goeze zu berufen. So weit die Vorrede!

Nun aber kommen noch die Anmerkungen zu dem Voltaire'ſchen Schreiben, durch welche der fanatiſche Pedant hauptſächlich gegen Goethe hetzt und geifert!

So heißt es bei Gelegenheit, daß er das franzöſiſche Wort „morbleu" durch „Schwerenoth" wiedergiebt: „Ich weiß den abſcheulichen Fluch morbleu nicht anders zu überſetzen. Herr Goethe, der jetzige Abgott der deutſchen Genies, hat ſich deſſen bereits in ſeiner Claudine von Villa bella bedient; und theatraliſch muß der Schwur alſo wohl ſein."

Wir lernen mit großer Befriedigung aus den Schmähreden des Eiferers den großen Beifall erkennen, mit welchem die Hamburger das Erſcheinen Shakſpeare's auf ihrer Bühne begrüßt haben. Unſer Mann ſagt:

„Voll genug iſt das Schauſpielhaus freilich bei den Vorſtellungen des Hamlet, dieſes theatraliſchen Ungeheuers, geweſen, aber man kann deswegen, däucht mich, doch nicht behaupten, daß dies Stück den Beifall des Publikums erlangt hat. So weit iſt der gute Geſchmack in Hamburg noch nicht heruntergefallen, daß man dies im Ernſt behaupten könnte. Ich kenne vielmehr Männer von feinem Geſchmack, großer Gelehrſamkeit und Unpartheilichkeit, die den Hamlet angeſehen und mir geſtanden haben, wenn ſie ihn zum zweiten Male anſehen ſollten, ſo müßte man ſie mit Wache dahin führen. Den ſtarken Zulauf, den dies Stück gehabt hat, kann man verſchiedenen Urſachen zuſchreiben. Einige, die etwas von dem berühmten Namen, den Shakſpear unter den Schauſpieldichtern hat, gehört hatten, ließen ſich dadurch verführen, begaben ſich hin, ließen ſich durch einige ſchöne Stellen, die man dieſem Dichter nicht abſprechen kann, blenden und fanden ſein Trauerſpiel göttlich. Andere hörten den Hamlet von gewiſſen Herrchen, die ſich Genies nennen, gar zu gern den Ton angeben möchten und ſich bei ſchwachen Köpfen und Unwiſſenden in Anſehen geſetzt haben, loben und fanden, aus Furcht, für Dummköpfe gehalten zu werden, das gleichfalls ſchön, was jene ſchön fanden. Nun fing man an, in allen Zuſammenkünften, in allen Geſellſchaften die Schönheiten des Hamlet herauszuſtreichen; hierdurch wurden Andere neugierig gemacht, und ſo konnte es in einer Stadt, die mehr als hunderttauſend Menſchen in ihren Wällen hat, den Vorſtellungen dieſes Stücks an Zuſchauern wohl nicht fehlen; zumal da es von jenen Genies faſt für eine Schande ausgeſchrieen wurde, den Hamlet, dies berühmte, dies göttliche Stück nicht geſehen zu haben. Selbſt Männer von Einſicht ließen ſich anfangs hinreißen; aber ich kenne deren, die ſchon von ihrer Meinung zurückgekommen ſind und ihr übereiltes Urtheil edelmüthig zurückgenommen haben." — Wir ſehen aus dieſer Stelle nebenher, daß die Bezeichnung „göttlich", die man in neuerer Zeit als den Ausdruck äſthetiſchen Beifalls vorzugsweiſe den Berlinern vorgeworfen und als eine hier aufgekommene vielfältig verſpottet hat, ſchon vorlängſt in Hamburg einheimiſch und ohne Zweifel dort urſprünglich war!

Eine ſpätere Anmerkung weiſſagt den Werken des Genies kurze Dauer; es heißt:

„Auch in Deutſchland haben unſere Genies, die viel zu feurig ſind, als daß ſie ſich von den Regeln der Kunſt, von den in der Natur gegründeten drei Einheiten, ſollten feſſeln laſſen, Gebrauch von dieſer glücklichen Freiheit (der Verwandlung des Schauplatzes) gemacht, und ihr haben wir die Meiſterſtücke eines Goethe und Lenz, den Götz von Berlichingen, die Stella, die Claudine von Villa bella, den Hofmeiſter und eine Menge ähnlicher Stücke zu danken, die nach zehn Jahren vergeſſen ſein werden.“

Und in einer andern Stelle führt der Autor in ſeiner Strafrede fort:

„Gerade die Schwierigkeit, dieſe Schwierigkeit (der drei Einheiten) zu überwinden, iſt die Urſache, aus welcher unſere Genies ſich gern von dieſem Geſetze der drei Einheiten losmachen und uns überreden möchten, daß ſie chimäriſch, willkürlich und von einigen eigenſinnigen Köpfen erfunden ſind. Aber nur getroſt, ihr Freunde des guten Geſchmacks! Dieſe Neulinge haben nun ſchon lange genug ihren Unfug getrieben; man erwacht ſchon wieder aus dem Taumel, worein ſie Manche verſetzt hatten —; man fängt ſchon hier und da an, Goethen und ſeine Freunde in ihrer Blöße zu zeigen; nur noch eine kurze Zeit, ſo wird ihrer nicht mehr gedacht werden. Der gute Geſchmack kann zwar auf kurze Zeit verdrängt werden, aber ganz unterdrücken läßt er ſich nicht; ſondern bricht gleich einem unter der Aſche verborgenen Feuer wieder hervor.“

Und ſo geht es in der nachfolgenden Stelle weiter:

„Nicht zur Demüthigung unſers deutſchen Vaterlandes, ſondern zur wahren Ehre deſſelben wünſcht der Ueberſetzer, daß alle unſere überſchnappenden Neulinge, tiefe Sprachwunden und Antipoden des geſunden Verſtandes, häufig nur im Beyſpiele der Weiſemeyergen ihre Bewunderer und Nachahmer finden mögen.“

Damit wir aber nicht in Zweifel bleiben, was der hamburgiſche [illegible] und Feind der von ihm verwünſchten Ausgeburten des Genies als Meiſterwerk aufgenommen wiſſen will, ſo giebt er nachſtehende, in andern Lagen vollkommen lächerliche Anpreiſung:

„Auch in Deutſchland haben wir ein Trauerſpiel Romeo und Julie, das man unſerm liebenswürdigen Weiße zu danken hat. Herr Weiße hat beim Shakſpeare gethan, was Virgil beim Ennius that, er hat das Gold aus Shakſpeare's Koth herausgeſuchet und uns ein Trauerſpiel geliefert, das man noch leſen und aufführen wird, wenn die ſo hoch geprieſenen Meiſterſtücke unſerer ſogenannten Genies längſt vergeſſen ſind.“

Die Formeln der falſchen Propheten ſind zwar dieſelben wie die der ächten; auch der falſchen Kritik ſtehen dieſelben Wendungen zu Gebot, in welchen die ächte ſich regt; aber der wahre Geiſt läßt nicht in dieſe Formeln ſich bannen und erkennt ſie nur an, wenn ſie wirklich die Sache für ſich haben und nicht einer hohlen Meinung dienen.

Doch wir haben noch ein paar Stellen beizubringen, die nicht untergehen dürfen. Man höre:

„Unſere Genies haben uns ſeit einem gewiſſen Zeitpunkte, der ſich von Goethe's Götz von Berlichingen herdatirt, ſolch elendes, abgeſchmacktes Zeug auf die Bühne gebracht, ſie haben unſere Ohren mit ſo pöbelhaften Ausdrücken beleidigt, daß man öfters bei Aufführung ihrer Stücke faſt glauben mußte, man ſei in einer Kneipe der Garde, oder in einem Gelage beſoffener Fuhrleute.“

Verſicherungen wir aber auch nicht, wie billig und wohlmeinend unſer [illegible] ſein kann! Er ſagt:

„Manche treffende Züge kann man auch einigen andern jetzigen Romanen nicht abſprechen; aber ſie ſind in einem ſolchen Wuſte vergraben, daß man Mühe hat, ſie heraus herum zu arbeiten. Wenn manche von ihnen die reinern Muſter des guten Geſchmacks fleißig läſen und ſich nach den Regeln richteten, die geſunde Vernunft den Alten vorgeſchrieben hat, ſo würden ſie gewiß dereinſt unter Deutſchlands erſten Schriftſtellern glänzen, da ſie jetzt nach wenigen Jahren vergeſſen ſind, oder nur als Muſter geſchmackloſer [illegible] werden angeführt werden.“

Und hiermit genug für diesmal. Gute Nacht die Damen, edle würdige Genoſſen, [illegible] Wittenberg, und andere * und ** und † und ††. Ihr werdet bei den [illegible] in gleichem Range ſtehen!

Sittengemälde aus dem elſäſſiſchen Volksleben. Novellen von A. Weill, in Paris. Stuttgart, Franckh'ſche Buchhandlung. 1843. 8.

Ich erinnere mich eines Geſprächs mit [illegible] über den deutſchen Roman, welcher Dichtungsart er eine hohe, bisher glücklich angeſtrebte, aber noch nicht erreichte Entwicklung zuſagte. Nach ihm ſollte darin das ganze Leben der Zeit und des Volkes ſich abſpiegeln. Er pries Goethe's Wilhelm Meiſter wegen der großen Umfaſſung deutſcher Lebenskreiſe, und daß mit den höchſten Ständen auch die untern darin hervorträten, freilich nur in ihren etwas erhöhteren Gebilde, aber als durchſchimmernder Hintergrund; in dieſem Maß aber wollte er den richtigen Takt des Dichters anerkennen, der ſeinen [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible] gezeigt, und zwar den [illegible] wenig mehr [illegible], aber zum Glück noch nicht völlig von ihnen aufgegeben ist. Seine Schilderungen der Kämpfe und Gefahren, welche von [illegible] bei Stürmen und Schiffbruch [illegible] werden, der Rettungen, welche sie [illegible] haben, sind ergreifend und tragen das Gepräge treuer Wahrheit. Die unwillige Verwunderung weist er die [illegible] Frage zurück, daß [illegible] von der Kunst der [illegible] um solche Erwartungen für [illegible] gestellt werde? Alle seine Erzählungen [illegible] mehr die [illegible] als [illegible], [illegible] und noch [illegible], aber von [illegible] Menschenliebe [illegible], [illegible] und mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Menschenleben zu retten, gilt ihnen als erste Pflicht, und [illegible] [illegible] sie von [illegible] [illegible] selbst in [illegible] Lebensgefahr, ja er weiß ein Fall [illegible], daß ein [illegible] [illegible], nachdem er drei Mann von einem [illegible] Schiff im Sturme aufgenommen, [illegible] noch durch die [illegible] Wendung gewendet, um einen [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible], aufzunehmen.

Die Einrichtung des [illegible] und das [illegible] haben sich [illegible] [illegible], und werden [illegible] [illegible]. Sie haben sich mit [illegible] [illegible] und [illegible] Gebräuche des [illegible] [illegible] und religiösen Gebräuche verknüpft, die das Herz [illegible] [illegible]. Wir [illegible] unter den [illegible] [illegible] Gebräuchen, welche den [illegible] der [illegible] begleiten, auch das Wort „[illegible]", von dem gesagt wird, er sei [illegible], [illegible], [illegible] aber so [illegible], als um aber mit [illegible] von Gott den Segen zu erbitten. Die Formel: „[illegible] guten Mutter und gutem Herz, mit gutem [illegible], [illegible] [illegible] und gutem [illegible], mit [illegible] [illegible], und [illegible] von [illegible] und [illegible], welche man auch [illegible] „[illegible]", als dem [illegible] [illegible] [illegible], den [illegible] [illegible]! —

Nicht weniger [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] über [illegible] [illegible] auf [illegible], welches eine ganz eigene [illegible], und, so weit es von den [illegible] abhängt, [illegible] [illegible] hat; [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] zur [illegible] einer [illegible], [illegible] und [illegible] der [illegible] und [illegible], [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible], weil die [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]; das [illegible] ist [illegible], für die [illegible] und für die [illegible], [illegible] der [illegible]. [illegible] ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] das [illegible] an [illegible] [illegible], es gibt [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] und [illegible] zur [illegible]; daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] auf den [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], daß die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und daß [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible], auf dem [illegible] [illegible] [illegible]! —

[illegible] und [illegible] auch von der [illegible], der [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] wird, [illegible] seinen eigenthümlichen Reiz, der durch die [illegible]

Erzählungsweiſe auch verflacht wird. Nie darf man hier breite Betrachtung, keinen künſtlichen Aufſchwung erwarten, es iſt lauter Wirklichkeit und Thatſächlichkeit vorgeführt, in all ihrer unabweislichen Nacktheit und Macht; aber dies grade wirkt hier als köſtliche Dichtung! Der alte Seemann giebt mehr Sachen als Worte, weiß aber auch dieſe gut zu handhaben, und läßt es an ſeinem Ungeſchick fühlen, wie er kaum einen Theil ſeiner Denkbilder erſt in eine holſteiniſche Sprache niedergeſchrieben und aus dieſer in ein ſchlechtes und ſchwerfälliges, aber treuherziges Hochdeutſch übertragen hat. Aus der holſteiniſchen Mundart erhalten wir manche köſtlichen Bedeutung, hätten aber gern ausführlichere Auskunft darüber gehabt. Daß unſer Autor auch hochdeutſch in Verſen ſich verſuchte, die in ſolcher Art ſchwerlich nochmals in Deutſchland zu finden ſein möchten, wird uns verſichert, aber wegen der eigenthümlichen Schwierigkeit ſie jetzt noch keine Probe mitgetheilt.

Was der Text von Hans Frank Hecklod etwa noch vermiſſen ließ, hat der treffliche Herausgeber durch ſeine gediegene Einleitung glücklich hinzugefügt, die lebendige Schilderung des alten Seemanns, der mit ihm gemachten Bekanntſchaft und begleitenden Verhältniſſe, die Geſchichte und Art ſeiner Schriftwerk. Der Herausgeber zeigt auch hier, wie er ſchon bei andern Gelegenheit dargethan, daß er vor allem den Kern der Sachen erfaßt, und dieſen dann mit eigenem Geiſt und eigner Anmuth uns zu bieten weiß.

Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. Oldenburg, 1844. 8.

Seit den Mittheilungen des Fürsten von Pückler und Heinrich Laube's über Algerien und seine Zustände ist in deutscher Sprache wohl nichts vernommen worden, was mit so frischer Lebendigkeit und natürlicher Kraft in die Vorstellung jener Dinge versetzt, als dies durch das vorliegende kleine Buch geschieht. Der Verfasser, ein junger oldenburgischer Offizier, überdrüssig eines [illegible] Friedensdienstes und begierig nach Thätigkeit und Erfahrung, wie sie sein Stand zu wünschen berechtigt ist, nahm im Jahr 1839 aus den freundlich-heimischen Verhältnissen den Abschied und ging nach Spanien, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Viele wackere Deutsche sahen wir in den letzten Jahren jenen Schauplatz der Gefahren und Abenteuer aufsuchen, aber fast immer auf die Seite des Absolutismus und des Unglücks, auf die Seite des Don Carlos, wandten sich diese Jünger. Hier sehen wir einmal einen jungen Deutschen, dessen Sinn die Sache des Fortschritts und der Regierung ergreift, und der in den Fahnen des [illegible] tapfere und kühne aufstrebenden Gegnerinnen dienen will! Allein es gelingt ihm nicht, und obschon er den Vorzug hat, der spanischen Sprache vollkommen kundig zu sein und seinen Cervantes wie seinen Calderon geläufig zu lesen, so findet doch der Ausländer so große Schwierigkeiten, daß er seinen Zweck hier aufgibt, dagegen die Augen nach Afrika wendet und daselbst bei den Franzosen Dienste nehmen will. Nach mühsam erlangter Erlaubniß wird er in Algier als Freiwilliger bei der Fremdenlegion aufgenommen.

Hier dient er nun zwei Jahre, steigt als Korporal zum Voltigeur, denn zu Offizierstellen werden meist nur Franzosen ausersehen. Die Wechsel eines thätigen Kriegslebens, die Mühen und Leiden der anstrengenden Märsche, die Lust der Gefechte, die mannigfache Natur des Landes, das bunte Völkergemisch der Einwohner, die dargebotenen Anschauungen und unwillkürlichen Stimmungen, alles dieses beschreibt er in kurzer, ungezierter Rede, immer von Gegenstand zu Gegenstand forteilend, ohne je selber solche Betrachtungen anzustellen, die besser der Leser aus dem Selbstgesehenen nach Belieben schöpfen mag. Ein geehrter Freund schreibt uns hierüber sehr bezeichnend: „Zu sich gezogen und verschlossen, wie der Verfasser ist, würde er ohne besondern Anregung nie dazu gekommen sein, sich von dem Erlebten und dessen lastender Schwere durch die Darstellung zu befreien. Sein Buch ist reines Naturprodukt, und hat in seiner nackten Thatsächlichkeit, in seinem Ernste der Behandlung, in der schmucklosen, einfachen, scharf wie ein Dolchstoß auf's Ziel gehenden Art der Rede und des Ausdrucks eine ruhige Kraft, die an sittliche Naturgewalt erinnert. Diese Blätter sind auch wirklich rein aus der Erinnerung geschrieben, jede fremde Zuthat fehlt, nur was der Schreiber selbst sah und erlebte, hat er verzeichnet, ohne Phrase, ohne Schmuck, ohne eine Spur von eitler Selbstgefälligkeit.“ Wir können dies Urtheil durch die Eindrücke, welche wir von diesem Buch empfangen, nur bestätigen; es ist ein Buch reinen Ernstes, schlichten Thuns, ein Buch ohne Flausen! —

Auf den Ruf und Charakter wirft es ein schönes Licht, daß der edle Großherzog von Oldenburg den jungen Kriegsmann nach der Rückkehr von seinem Abenteuer in seinem früheren Dienstalter wieder aufnahm.

und daß ſeine Kameraden ihn, der ſich des Offiziersranges begab, um als Gemeiner und Korporal Kriegserfahrung zu ſammeln, als Offizier mit Freuden wieder in ihrer Mitte ſahen. — Wir begrüßen und empfehlen mit wahrer Theilnahme dieſes friſche Buch, welches uns aus Oldenburg ſeit Kurzem als ein zweiter willkommener Beitrag edlerer Schilderung naturwüchſigen Lebens erſcheint, und gerade der Gegenſatz der ſehr verſchiedenen Stoffe und Bildungsſtufen in beiden nöthigt uns eine nähere Beziehung zwiſchen beiden auf. Der frühere Beitrag iſt die von Herrn Profeſſor Stahr herausgegebene treffliche Schrift über Helgoland, von der wir anderweitig ſchon geſprochen haben. —

Geſchichte der engliſchen Revolution. Von F. C. Dahlmann. Leipzig, 1844. 8.

Eine in der deutſchen Literatur ſo merkwürdige als bedeutende Erſcheinung! Merkwürdig im Aeußern als Geſchichtswerk, das von dem anerkannteſten, gründlichſten Gelehrten des Faches, von dem berufenſten öffentlichen Lehrer ausgeht, und gleichwohl nichts von dem Gepräng und Wuſte der Forſchung und Arbeit an ſich trägt, ſondern frei und ſchmuck als reiner Text hervortritt, ohne irgend eine Anmerkung oder Citat, deren unſre Gelehrten bis jetzt nicht entbehren konnten, und deren ſogar das Publikum kaum entbehren mochte! Bedeutend durch den großen Inhalt und deſſen gediegene Behandlung, welche, bei uns faſt zum erſtenmal, den Strom geſchichtlicher Einſicht und Warnung in ſo reiner als voller Fluth auf die durſtigen Fluren der Gegenwart leitet, und dieſe zu neuem zeitgemäßen Wachsthume befruchtet!

Das Buch iſt aus Vorleſungen entſtanden, welche der ruhmvolle Verfaſſer in Bonn vor zahlreichen Zuhörern mit größter Wirkung gehalten hat, und daraus erklärt ſich zum Theil dieſe freie, unverhüllte und unbelaſtete Geſtalt, in welcher die Thatſachen ſich darſtellen und anreihen; aber es gehörte außerdem noch ein kühner, großmüthiger Entſchluß dazu, dem gewohnten Schmuck und Prunk zu entſagen, den unſere Buchgelehrten als die Würde und den Stolz ihres Handwerks zu betrachten pflegen, und in welchem ein Dahlmann gerade am reichſten zu glänzen befähigt iſt. Dieſer Schimmer, der nur den Gelehrten freut und allenfalls den Unwiſſenden blendet, iſt hier jedoch nicht willkürlich weggeworfen, ſondern einem höhern Zweck aufgeopfert; der Verfaſſer überſieht die Forderungen der Fachgenoſſen um den Bedürfniſſen der Nation deſto ſicherer zu entſprechen. Für dieſe in der That iſt das Werk geſchrieben, für das gebildete deutſche Volk, das umſichtig an dem Leben des Tages nationalen Antheil nimmt und deßhalb die nächſte Anforderung zum Betrachten der Vergangenheit, die dringendſte Anwartſchaft auf die Lehren der Geſchichte hat. Für ſolche Leſer liegt die Beglaubigung des Erzählten nicht in gehäuften, weithergeholten und ohne die größten Hülfsmittel und Mühen doch nicht zu prüfenden Zitaten, ſie liegt vielmehr außerhalb des Buches, im Namen und Rufe des Schriftſtellers, in dem Vertrauen auf ſeine Ehren- und Gewiſſenhaftigkeit. Wer ſich einem Dahlmann als Hörer oder Leſer anvertraut, der hat bei jedem Worte deſſelben eine genügende Gewähr, wie keine noch ſo große Zahl von Zitaten ſie geben kann. Was es aber heißt, ein Buch ſo glatt und rein, ohne alle die Hefen und Häkchen, an welche die ſchwerfällige Gelehrſamkeit ſich anhängt, in die Welt zu ſenden, welch freieren Lauf und kräftigeren Eindruck dies bedingt, das wird, hoffen wir, der lebendige Antheil der Nation ſichtbar bethätigen.

Der Stoff iſt unſtreitig einer der größten und wichtigſten, welche die neuere Weltgeſchichte darbietet. „Zwar iſt Gottlob kein Theil der vielgliedrigen Geſchichte der Menſchheit ſo unfruchtbar — ſagt der Verfaſſer — daß ſeine Darſtellung ohne Ausbeute bliebe; es gibt aber hiſtoriſche Gebiete, deren überſchwänglich fruchtbarer Boden doppelte und dreifache Ernten verſpricht.“ Mit vollem Rechte wird dieſer Stoff unmittelbar dem folgenreichſten Ereigniſſe unſrer Tage verknüpft, „der von Nordamerika und von Frankreich ausgehenden Umgeſtaltung von zwei Welttheilen.“ Vielleicht könnte es ſcheinen als müßte die Bearbeitung dieſes zuletzt bezeichneten Geſchichtsabſchnittes noch fruchtbarer ausfallen, uns lebendiger faſſen und aufregen, als jener ſchon entferntere Stoff; lebendiger allerdings, aber ſchwerlich fruchtbarer. Das allzu Nahe, das mit tauſend Spitzen und Schärfen in unſer eigenſtes Daſein noch unmittelbar Hereinragende, iſt zu ſehr dem Kampfe noch angehörig, reizt zu heftig die Partheinahme auf, welche der Tagesentwicklung nöthig, von der eigentlichen Geſchichtsbetrachtung aber fernzuhalten iſt; dieſe wird aus dem nächſten Boden allzu heißen, aus dem mäßig fernen dagegen reiferen Ertrag gewinnen. Die engliſche Revolution iſt uns durch ihren geiſtigen Gehalt noch nahe genug, in ihren Lebensgebilden ſchon hinreichend entfernt um an ihr als einem für uns verſtändlichen und doch leidenſchaftsloſen Beiſpiele die Wahrheiten zu erkennen, welche unſern Bahnen heilſames Licht werden mögen.

Frei und rein wie das äußere Auftreten iſt auch die innere Behandlung dieſes Stoffes. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt ein allgemein menſchlicher; mit den menſchlichen Gebrechen wohl bekannt, an menſchlicher Tugend nicht verzweifelnd, auf die höhere Entwicklung ſtets vertrauend, weiß er die Perſonen und die Begebenheiten in ihrem natürlichen Lichte zu zeigen, er zankt nicht mit den Ereigniſſen, er zerrt nicht an den Karakteren, er will die Geſchichte weder im Ganzen noch im Einzelnen anders haben, als ſie wirklich iſt, und verkümmert daher keine ihrer Erſcheinungen, noch wendet er andern eine beſondre Vorliebe zu. Aus wahrhaftem Freiſinn erwächſt ihm die höchſte Unpartheilichkeit wie kaum einem andern Hiſtoriker; ſeine Urtheile ſind nicht ſowohl Richterſprüche, als vielmehr zuſammengefaßte Ermittlungen, welche zu Vorlagen dienen für die Urtheile der Leſer, und jedem das Maß der Würdigung überlaſſen, je nach Verſchiedenheit der Satzungen, die er anerkennt und befolgen will. Als Muſterbilder dieſer hohen Unpartheilichkeit haben wir die Schilderungen der beiden Königinnen Eliſabeth von England und Maria von Schottland anzuführen, über deren Werth und Schuld die Hiſtoriker bisher ſo lebhaft in Streit geweſen und auch heute noch die Leidenſchaften einander begegnen; hier in gedrängten Zügen, in klargeſtellten Thatſachen, treten beide Geſtalten in ihr hiſtoriſches volles Recht, und die ſchwankenden Meinungen finden einen Abſchluß, bei dem es für den Forſcher geſchichtlicher Wahrheit vorerſt ſein Bewenden haben kann, während der dichteriſchen Theilnahme das Ueberhängen auf die eine oder die andere Seite nach Belieben geſtattet bleiben mag. Wenn in den Gegenbildern von König Karl der Erſte und Oliver Cromwell nach unſrer Meinung für letztern eine günſtigere Auffaſſung Statt haben könnte, ſo wollen wir dabei gern in Betracht ziehen, was die ſittliche Theilnahme für das Unglück und die monarchiſche Geſinnung, welche wir in dem Buche beſonders anerkennen und preiſen, in die andere Wagſchale zu legen berechtigt waren. Der Gipfel des Werkes iſt der letzte Abſchnitt, von dem Verfaſſer „die Löſung“ überſchrieben, worin König Wilhelm's des Dritten That und Verdienſt in das reinſte hiſtoriſche Licht geſtellt, und in ein Schlußwort zuſammengedrängt wird, das wahrlich nicht umſonſt „mit ſeiner ſcharfen Ecke“ in unſere Zeit ſich hineinrückt und hoffentlich zu manchem Anhalte wie zu heilſamer Warnung dienen wird!

Dahlmann hat, wie der Form ſo auch dem Weſen nach, kein Buch prunkender Gelehrſamkeit, ſondern ein Buch des Vertrauens geſchrieben, ein Buch aus dem Bedürfniſſe der Zeitgenoſſen und für ihre Belehrung, durchaus geeignet auf die bedenklichen Kriſen, in welchen die deutſche Entwicklung ſeit dem Sturze der Fremdherrſchaft fortſchreitet, heilſam einzuwirken. Sein Hauptabſehen iſt daher vorzüglich auf den Staat gerichtet, der, wenn auch nicht — nach Hegel — von allem auf Erden und im Himmel das höchſte, doch unläugbar das nächſte und dringendſte, die Sicherheit des Bodens iſt, auf dem wir ſtehen und deſſen Erſchütterungen niemanden gleichgültig ſein können. Das Werk iſt daher im wahrſten Sinne pragmatiſch, eine Bezeichnung, die man von jeher als die größte Empfehlung eines Geſchichtsbuches betrachtet hat, aber nur ſelten mit Recht einem hat beilegen können. Dem Zweck und der Richtung gemäß iſt auch die Schreibart einfach und klar, friſch und kernhaft, in natürlicher Rede, fern von aller Ziererei und Ueberſpannung, und gerade dadurch würdevoll, ſchön, gedankenreich.

Wir können uns des Wunſches nicht erwehren, in ſolcher Weiſe und freilich am beſten auch von derſelben Hand eine Geſchichte der deutſchen Reformation geſchrieben zu ſehen, damit endlich der Nation auch dieſer Lebensſtoff ihrer Entwicklung, der großentheils noch als Krudität in ihr liegt und drückt, klar und verſtändlich werde, nicht in kleinen Genrebildern und in allen Farben ſchillernd, ſondern in großen freien Umriſſen, aus hohem Ueberblick und in durchgreifender Staatsrichtung, kraft- und geſinnungsvoll. —

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beſchrieben durch Karl Roſenkranz. Berlin, 1844. gr. 8.

Je heißer die Zeitumſtände ſind, in welche dieſes Werk heraustritt, deſto ſchwieriger bleibt die ihm geſtellte Aufgabe zu erachten, deſto dankbarer die geleiſtete Löſung aufzunehmen. Zwar iſt der verehrte Verfaſſer weit entfernt ſein Werk vollkommen zu glauben, ſondern knüpft an daſſelbe ſeine eigne Hoffnung künftiger Bereicherung und Verbeſſerung; der ruhig erwägende Leſer aber wird bekennen müſſen, daß ein ſolcher Stoff kaum jemals glücklicher bewältigt worden, und daß gerade dieſer in keine beſſern Hände kommen konnte. Denn Hegel hinterließ, als er ſtarb, kein abgeſchloſſenes Leben, das ſich in die litterariſche Geſchichte mit einfachem Bericht einzeichnen ließe, ſondern die von ihm angehobene Bewegung dauerte in verſtärkten Schwingungen fort, und ſogar ſeine mächtigen Geiſteswerke wurden großentheils nur erſt durch die treue Arbeit ſeiner Freunde und Schüler zu Tage gebracht. Als Kant ſtarb, als Fichte ſtarb, hatte ihre unmittelbare Wirkung ſchon aufgehört, andere Kämpfe als die ihrigen wurden geführt, andere Spannungen als die der Philoſophie hatten ſich der Welt auferlegt. Bei Hegel's Tod hingegen war der Antheil für ſeine wiſſenſchaftliche Schöpfung noch in voller Lebenskraft, konnte ſogar durch den Sturm der politiſchen Vorgänge nicht verdrängt werden, ſondern wogte vielmehr in dieſen mit. Und ſo ſteht es noch heute; unter den geiſtigen Kämpfen des Tages iſt keiner, in welchem der Name Hegel nicht mit aufträte, keiner, der die um dieſen Namen geführten an Wichtigkeit überböte. Die Biographie Hegel's iſt daher einer Kriegsſchaar zu vergleichen, welche Roſenkranz auf den Wahlplatz führt. Aber wir müſſen ſogleich hinzuſetzen, daß dieſe Streiter in guter Rüſtung und mit ſcharfen Waffen doch nur auftreten, um den ſchon vielfach ausgearteten Kampf auf gute Kriegsart zurückzuführen, ein höheres Ziel vor Augen zu ſtellen, die Feindſchaften zu mäßigen, vielleicht auf einigen Punkten zu verſöhnen.

Hegel ſelber ſagt: „Das Intereſſe der Biographie ſcheint direct einem allgemeinen Zweck gegenüberzuſtehen, aber ſie ſelbſt hat die hiſtoriſche Welt zum Hintergrund, mit welchem das Individuum verwickelt iſt; ſelbſt das ſubjektiv Originelle, Humoriſtiſche u. ſ. f. ſpielt an jenen Gehalt an, und erhöht ſein Intereſſe dadurch; das nur

Gemüthliche aber hat einen andern Boden und Intereſſe als die Geſchichte.“ Legen wir dieſes Maß an die gegenwärtige Arbeit an, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie daſſelbe reichlichſt erfüllt; die Betrachtung des einen Mannes verbreitet ſich auf die größten Geſchichtsentwicklungen, ein ungeheurer Schauplatz liegt unſern Blicken offen, und jener Hintergrund tritt nah an uns heran. Nicht bloß der perſönliche Inhalt eines Lebens, ſondern der wichtigſte Inhalt einer ganzen Lebenszeit wird uns hier vorgelegt. Wie alle Geſchichtſchreibung iſt auch die Biographie, und dieſe vielleicht am ſtärkſten, von der Geſtalt und dem Vorrath des gegebenen Stoffes abhängig, und die Kunſt des Hiſtorikers darf dieſe Gränzen nicht überſchreiten. Der Geiſt aber kann nur von dem Geiſt erfaßt werden. Schon bei den äußerlich greifbarern Thatſachen der Kriegsführung, der Staatslenkung iſt es wünſchenswerth, daß der Darſteller mit dem Kriegs- und Staatsweſen näher vertraut ſei; wo es aber die Thatſachen des geiſtigen Lebens betrifft, da wird die Bedingung der Selbſtkunde unerläßlich, das Leben eines Philoſophen bedarf eines Philoſophen zum Hiſtoriker. Das große Verdienſt des Verfaſſers in Darlegung und Nachweiſung des philoſophiſchen Inhalts, der in Hegel's Lebensgang und Schriften ſich als Keim, Blüthe und Frucht entfaltet — eines Inhalts, den der Forſcher mit ſo ſtrengem als liebevollem Sinn auf manchen Stufen gleichſam erſt entdecken, herausfühlen und kritiſch feſtſetzen mußte, dieſes Verdienſt, welches ohne ſtetes Daheimſein in der Tiefe der Erkenntniß und ohne innige Vertrautheit mit allen Geſtalten ihrer Zeugungen nicht zu erlangen war, dürfen wir hier nur andeuten, dieſenigen Leſer aber, welche zum eſoteriſchen Genuß und Gebrauch dieſes Werkes berufen ſind, werden dieß ihm nach Würden anzuerkennen nicht unterlaſſen.

Roſenkranz hat den überreichen Stoff, der ihm zur Bearbeitung vorlag, mit gutem Fug und Maß in drei Bücher abgetheilt, welche die natürliche Gliederung dieſes Lebenslaufes darſtellen. Aus ſeiner Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie und aus ſeinen Königsberger Skizzen kennen wir ſchon die Meiſterſchaft, mit der er die Erſcheinungen zu gruppiren verſteht; ſie bewährt ſich auch hier. Durch Einſchaltung vieler aus Hegel's Papieren genommenen Aufzeichnungen, Briefe, Entwürfe gewinnt das Ganze eine Annäherung zu Denkwürdigkeiten, zugleich aber ein entſchiedenes Uebergewicht quellenhafter Urſprünglichkeit, weßhalb auch mit Recht dieſes Werk als eine Ergänzung von Hegel's Schriften gegeben wird.

Das erſte Buch führt uns von Hegel's erſter Jugend bis zum Schluß ſeiner Univerſitätsjahre und des Anhanges dieſer, ſeiner Hofmeiſterzeit in der Schweiz und in Frankfurt am Main. Hier ſind, außer ſeinen Studien, die ſchon früh manches Eigenthümliche zeigen und in der Philoſophie alsbald zu ſelbſtſtändiger Reife gelangen, hauptſächlich ſeine Freundſchaften merkwürdig, zuerſt mit Hölderlin, dann mit Schelling, ſpäter mit Sinclair. Liebenswürdig in ihrer naiven Einfachheit erſcheinen die eingeſchalteten Jugendbriefe an Schelling, zu denen wir aber deſſen Antworten noch vermiſſen. Herr von Schelling hatte ſie zum vollſtändigen Abdruck freundwilligſt angeboten, doch war der Text leider ſchon abgeſchloſſen und konnte ohne Umdruck des Ganzen ſie nicht mehr aufnehmen. Außer den bedeutenden nähern Freunden Hölderlin und Sinclair kommen auch noch andere mehr oder minder berühmt gewordene Namen in dieſer Jugendperiode vor, wir begegnen mit Vergnügen den Freunden Ebel und Oelsner, welcher letztere doch durch irrige Schreibung des Namens hier, wie vielleicht in ſpäterer Zeit Hegel'n ſelbſt — da ein Wiederſehen nicht erfolgte — einigermaßen verkappt geblieben. Mit dem Tode des Vaters beginnt Hegel's äußere Selbſtſtändigkeit und, wie der Verfaſſer es bezeichnend ausdrückt, ſein Aufbruch aus der Verborgenheit.

Das zweite Buch bringt uns nach Jena, deſſen litterariſche Stellung und Hegel's darin ſich entwickelndes Verhältniß ſehr anziehend geſchildert wird. Merkwürdig iſt beſonders, wie früh Hegel's eigenthümliches Denken ſich feſtgeſtellt hat. Schon ehe er nach Jena kommt, iſt ſein philoſophiſches Syſtem in ſeiner Weſenheit fertig, hat innerlich ſchon die feſte Geſtalt, die auch ſpäter nicht wankt noch ändert, nur freilich zu ihrer völligen Entwicklung jahrelanger fleißiger und mühſamer Arbeit bedarf. Denn allſeitig und allmählich ſich zu entwickeln, bemerkt Roſenkranz, war eine Eigenthümlichkeit des Hegel'ſchen Grundweſens, ſein Erzeugen war ein ſtilles Gähren ſeines Geiſtes, ein unaufhörliches Fortſchreiten ſeines ganzen Menſchen. In Jena ſehen wir die Freundſchaft mit Schelling in höchſter Blüthe, in thätiger Gemeinſamkeit, aber auch ſchon die Anſätze für künftiges Auseinandergehen. Ueberhaupt ſtellt ſich in Leben und Wiſſenſchaft nun alles mehr auf äußern Kampf; die Verhältniſſe werden ernſter, die Richtungen ſtoßen heftiger wider einander. Als öffentlicher Lehrer, als Schriftſteller leiſtet Hegel ſchon Bedeutendes; die

Phänomenologie vollendet er noch in Jena; aber die Oertlichkeit offenbart wachſende Gebrechen, die Kriegsunruhen ſtürmen herein, und Hegel, zu andern Thätigkeiten gedrängt, verläßt mit Jena die philoſophiſchen Kämpfe, vertieft ſich aber um ſo mehr in die philoſophiſche Arbeit, wendet ſich nach Bamberg, nach Nürnberg, wo er ſeine Logik ausarbeitet, und wird dann nach Heidelberg berufen, wo ſeine Encyklopädie erſcheint, und wo er auch äußerlich ganz wieder ſeinem philoſophiſchen Berufe folgt. Seine Verheirathung in Nürnberg mit der edlen Marie von Tucher bildet eine liebliche Epiſode.

Mit Hegel's Berufung nach Berlin beginnt das dritte Buch, und verſetzt uns auf den Schauplatz ſeiner höchſten Entfaltung, ſeiner mächtigen Wirkſamkeit, ſeiner großartigen Erfolge. Solche Energie des Lehrens, ſolch ernſtfleißiges Ergreifen und Durcharbeiten aller Zweige der Wiſſenſchaft, ſolch entſchiedenes Einwirken auf Richtung und Stimmung, ſolch reiches Gewinnen der Geiſter, nicht nur der Jünglinge, ſondern auch der Männer — dergleichen hatte auch die kräftigſte Blüthezeit Kant's, oder, in anderm Fach und Sinn, die glanz- und ruhmvolle Lehrzeit des Philologen Wolf in Halle kaum gewährt, bei Andern, ſelbſt in Vorausſetzung der Fähigkeit, hatte die Kürze des Lebens oder der Ausdauer ein ſolches Gedeihen wenigſtens nicht zur Erſcheinung kommen laſſen. Hegel hatte das Glück, in Berlin an der Spitze der wiſſenſchaftlichen Anſtalten einen Mann zu finden, der die Philoſophie nicht vom Hörenſagen kannte, ſondern ſelber in ihre Tiefen eingedrungen war. Der edle Altenſtein, welcher während ſeines Lebens von Vielen getadelt worden, die nachher erkennen gelernt, was ſie in ihm verloren, vereinigte mit ausgebreiteter Gelehrſamkeit ächten philoſophiſchen Geiſt, und begünſtigte die Hegel'ſche Philoſophie nicht aus eitlem Prunk oder augendieneriſcher Rückſicht — von Hofgunſt war ohnehin bei ihm keine Rede — ſondern aus einſichtiger Ueberzeugung von ihrem Werth und ihren Vorzügen, wobei er jedoch andere Richtungen ebenfalls walten ließ, am wenigſten ſie mit blindem Eifer fanatiſch verfolgte oder tückiſch befeindete; dergleichen widrige Erſcheinung galt in Preußen ſeit dem berüchtigten Wöllner überhaupt nicht für möglich. Der Miniſter wollte mit Hegel keineswegs prunken noch ihn perſönlich feiern und vor allem Volk als denjenigen aufſtellen, an dem er Wohlgefallen habe; er ließ ihn in ſeiner beſcheidenen Stellung, verſchaffte ihm weder Ehrentitel noch andere Vortheile, und wenn Hegel zu Anſehn und geiſtiger Macht emporſtieg, ſo war dieß nur in Folge des natürlichen Laufes der Dinge, welcher von oben wohl erkannt und nicht gehemmt, aber durch keine Anſtrengung und Partheinahme gefördert wurde; er dankte dieſe Erfolge einzig der ureignen Kraft. Die Behörde wollte und konnte ihm keinen der Angriffe abwehren, die häufig genug von unverſtändigen und plumpen Gegnern auf ihn gemacht wurden; von des Miniſters ruhiger und feſter Haltung in dieſem Betreff erzählt Roſenkranz ein merkwürdiges Beiſpiel, zu welchem ſich noch manches andere fügen ließe.

Hegel's perſönliches Leben in Berlin, ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Berührungen, ſeine Theilnahme an den Tagesfragen, ſeine Reiſen und die Eindrücke, welche er durch neue Anſchauungen und Ereigniſſe empfing, hat Roſenkranz mit Wahrheit und lebhafter Anmuth geſchildert; doch iſt grade dieſer Theil des Buches noch mancher Erweiterung fähig, und Nachträge werden hoffentlich nicht ausbleiben; er ſelbſt vertraut, daß mit der Zeit, wie bei Schiller's Biographie, noch viele Ergänzungen allmählich an's Licht kommen werden. Die Erzählung von Hegel's Tod läßt einen erſchütternden Eindruck in der Seele des Leſers, aber auch das kräftigende Gefühl, daß hier der Tod kein Ende, kein Abſchluß ſei, ſondern ein Aufſchwung zu neuen Entwickelungen und Thaten. — Im Anhange werden uns wichtige Jugendarbeiten Hegel's mitgetheilt, Auszüge aus ſeinen Tage- und Merkbüchern, zum Theil wahre Goldkörner, die man künftig noch vermehrt zu ſehen hoffen darf, zuletzt ein Gedicht und zwei Grabreden. Wir hätten auch die Denkworte von Gans gewünſcht, ſo wie die klaſſiſche Schilderung Hotho's von Hegel's Kathedervortrag. Doch ein Buch dieſer Art iſt bei ſeinem erſten Erſcheinen noch nicht ausgewachſen, ſondern trägt die Anlagen großer Fortbildung und Bereicherung. Möge daſſelbe ſich des kräftigſten Gedeihens freuen!

Ueber das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Leben. Akademiſche Einleitungsrede von **Auguſt Böckh**. (Zur Feier des Geburtsfeſtes des Königs.) Berlin, 1841. 4.

Die alljährliche Wiederkehr ſolcher Feſttage, welche durch öffentliche Reden zu feiern den Akademikern auferlegt iſt, muß auch den rüſtigſten und gewandteſten Wortführer endlich aus dem Fahrwaſſer und auf's Trockne bringen. Die Franzoſen ſuchten in ſolchen Fällen ſich durch die Blüthe des Ausdrucks, durch die Feinheit und

Kraft der Anſpielungen zu helfen, und es iſt nicht zu läugnen, ſie haben in dieſer Kunſt der vorgeſchriebenen Gelegenheitsrede wahre Meiſterſtücke geliefert, die ganz um ihrer ſelbſt willen geleſen und aufbewahrt werden. Die Deutſchen pflegten ſich in die Tiefen der Gelehrſamkeit zu retten, ſprachen von einer ſchweren Stelle in einem klaſſiſchen Autor, unterſuchten eine Alterthümlichkeit, und flickten dann das für den Feſttag nöthige Lob in einem Schwall übertriebenſter Redensarten an. Das mußte für gut gelten. — In ganz anderer Weiſe verfährt der treffliche Redner, deſſen neueſten in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gehaltenen Vortrag wir hier ankündigen. Ihm fehlt es nicht an Kraft und Anmuth der Sprache, die er mit Feinheit und Sicherheit zu handhaben weiß; ihm fehlt es eben ſo wenig an Fülle der tiefſten Gelehrſamkeit, deren dunkelſte Gegenſtände an ſeinem Scharfblicke ſich erhellen; aber das eine wie das andere wird hier zur Nebenſache, er hat einen höheren und würdigeren Weg eingeſchlagen: ſeine Gelegenheitsrede macht es ſich zur Aufgabe, das Feſt, das ihr zu feiern obliegt, durch das Ausſprechen zeitgemäßer Gedanken, durch Kraft und Wahrheit geiſtigen Eindruckes zu verherrlichen. Wirklich hat Böckh ſeit einigen Jahren in dieſer Weiſe, ſowohl deutſch als lateiniſch redend, das Vortrefflichſte geleiſtet, was ihm von Allen, denen an fortſchreitender Bildung gelegen iſt, dankbar anerkannt werden muß.

Auch die gegenwärtige Rede: „Ueber das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Leben“, greift wieder muthig und ſtark in unſere allgemeinen Beziehungen ein, zeigt ohne Scheu, welche Richtungen zum Licht und Heil, welche zum Dunkel und Schaden führen, und hält gleichwohl ſeine Ausführung ganz in dem wiſſenſchaftlichen Element, aus dem er für ſeine Bemerkungen fruchtbaren Stoff und ſchlagende Beiſpiele genug zu ziehen verſteht. — Schon in früheren Vorträgen dieſer Art haben wir den hohen und freien Standpunkt bewundert, den dieſer Redner in Betreff der Körperſchaft behauptet, in deren Auftrag und Mitte er ſpricht. Er ſpricht in der Akademie, er ſpricht als ihr Mitglied, aber er ſteht dabei hoch über ihr. Er iſt zu geiſtvoll und zu freiſinnig, um nicht einzuſehen und zu bekennen, wie ſchwach es eigentlich mit dem Akademienweſen heutiges Tags beſtellt ſei, wie wenig dieſe Geſellſchaften noch leiſten, wie ſehr ihr Anſehen geſunken iſt und faſt nur einzig noch in dem vom Staate ihr geliehenen beſteht. Die Wiſſenſchaften gehen ihren eignen Gang, der ſelten ſich durch das Gehege einer Akademie zieht; alle großen und bedeutenden Werke des Geiſtes und der Gelehrſamkeit in den letzten funfzig Jahren ſind außerhalb jenes Geheges entſtanden, vielleicht dicht nebenan, aber unbekümmert um die Preisfragen und Preiſe, und noch unbekümmerter um die weiſen Ausſprüche, welche von dorther ſich anboten. Die Berliner Akademie insbeſondere hat das Unglück gehabt, durch ungeſchickte Preisfragen und Handlungen früh ſich auszuzeichnen. Schon im Jahre 1769 ſchreibt Herder von ihr: „Was hat Friedrich's des Großen Akademie ausgerichtet? Seine Akademie hat mit zum Verfall der Philoſophie beigetragen. Seine Maupertuis, Prémontval, Formey, d'Argens, was für Philoſophen? Was haben ſie für Schriften gekrönt? Den Leibniz und Wolff nicht verſtanden, und den Hazard eines Prémontval, die

Monadologie eines Juſti, den freien Willen eines Reinhard, die Moralphiloſophie und Koſmologie eines Maupertuis, den Stil eines Formey ausgebreitet. — Ueber die Sprachen ſind ſie nützlicher geworden. Michaelis, Premontval und die jetzige Aufgabe; aber doch nichts Großes an Anſtalt, und für ewige Ausführung. Mathematik hat einen Euler gehabt; der wäre aber auch überall geweſen, ſo wie La Grange ſich im Stillen bildete.“ Das ſchwache Benehmen der Akademie, als ihr Präſident Maupertuis ſie mißbrauchte, gegen ſeinen vermeinten Feind König ein ſo ungerechtes als unbefugtes Urtheil ſprechen zu laſſen, iſt ein in der gelehrten Welt unvergeſſenes Aergerniß, und in friſchem Andenken noch ſteht, daß Fichte und Hegel von ihr zurückgewieſen wurden, dagegen freilich Friedrich Nicolai Mitglied war. Die Zurückweiſung jener Beiden hat Böckh ſelbſt in einer früheren Rede mit edler Freimüthigkeit bedauernd gerügt, was ihm freilich vom Korporationsgeiſte ſehr verübelt worden.

Was kann alles Gleißen, Vertuſchen und Beſchönigen helfen? Auf die Dauer gewiß nicht, die Zeit deckt unerbittlich alle Gebrechen auf, ſowohl der Einzelnen, als des Allgemeinen, und die Wahrheit tritt ſiegend hervor; ſo in unſeren Tagen grade auch die Wahrheit, daß die Akademien ſich überlebt haben und nur noch ein bloß äußerlich zuſammengehaltenes, ſo zu ſagen ein Gnadenſein haben, das freilich in dieſer Geſtalt noch eine lange Weile fortdauern mag. Ein bedeutender Forſcher und Gelehrter bringt allerdings Ehre und Anſehn dem Vereine zu, aber die Ehre und das Anſehn, die er von demſelben erhält, dürften ihn ſchwerlich ſehr fördern! —

Böckh fühlte dieſes Verhältniß der Akademie lebhaft und ſpricht es mit edlem Selbſtgefühl aus; er und jeder Tüchtige kann auf den falſchen Glanz verzichten, der ächte ſtrahlt um ſo heller. Das Gute und Richtige, was er über die reine Liebe zu den Wiſſenſchaften ſagt, die in dem Stifter der Berliner Akademie waltete, wird kein irgend Einſichtiger beſtreiten wollen.

Als Probe ſeiner freimüthigen und kräftigen Darſtellung führen wir an, was er über zwei verſtorbene, berühmte Mitglieder der Berliner Akademie ſagt: „Unbekümmert — heißt es Seite 19 — um die, welche für ihre und unſere Freunde und große Gelehrte eine unbedingte Verehrung in Anſpruch nehmen und die Erwähnung einer menſchlichen Schwäche, auch wenn ſie um der Sache willen, und nicht um die Perſon zu beeinträchtigen geſchieht, gleich zu einer Verletzung der Pietät ſtempeln, wird erlaubt ſein, anzuführen, wie zwei als Geſchichtſchreiber ausgezeichnete ehemalige Mitglieder dieſer Akademie, die auch dazu noch Staatsmänner waren, ſich über ihre Zeit geirrt haben. Johannes von Müller, nachdem er lange die Napoleoniſche Herrſchaft mit den Waffen der Rede bekämpft hatte, weiſſagte in ihrer unüberwindlichen Befeſtigung nach der Beſiegung Preußens ein neues goldenes Zeitalter; Niebuhr fand in der Julirevolution den Untergang der humanen Bildung und den Einbruch der Barbarei. Beide ſind ſchon durch die nächſten Jahre widerlegt worden, die Hoffnungen des Einen, wie die Befürchtungen des Andern.“ Solches offene Darlegen ehrt den Sprechenden wie die Hörer, vorausgeſetzt, daß dieſe im Gefühl eigner Stärke ſich ebenfalls auf den Standpunkt des Redners zu erheben wiſſen, nicht lieber auf dem der Schwäche ehemaligen Genoſſen zurückbleiben! — Böckh ſpricht ſodann gegen die Befangenheit, welche eine Verſchlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorſchreitung der Erkenntniß und Wiſſenſchaft zu finden glaubt, um nicht von denen zu reden, welche die Quelle des eingebildeten Uebels gar in dem Wiſſen ſelbſt ſuchen. Er läugnet dieſe Verſchlimmerung der Sitten, er weiſt auf das Mittelalter hin, „das geprieſene Mittelalter, in welchem die Sittenloſigkeit maſſenhaft erſcheint", und auf die ſpätern Jahrhunderte, wo der Laſter und Verbrechen verſchieden mehr waren als in unſerer Zeit. Er ſagt ſehr ſchön und wahr: „Nur durch den Geiſt kann ſich das menſchliche Geſchlecht veredelnd bewegen, die Thätigkeit des Geiſtes aber iſt das Wiſſen. Freilich muß dieſer Geiſt ein heiliger ſein; aber die Heiligung liegt nicht in dem ſtarren Dogma, ſondern auch das religiöſe Bewußtſein muß ſich fortwährend reinigen und verklären, ſonſt würde aller Fortſchritt verneint, bis eine neue Offenbarung erſchiene." — Daß der Redner, dem Anlaß gemäß, das Lob des Königs in gebührender Weiſe ſeinem Vortrage einverleibt, verſteht ſich von ſelbſt. Er thut dies in reiner, herzlicher Anerkennung der edlen Eigenſchaften des geiſtreichen Fürſten, und die Lobesworte, an ſich ſchon durch Wahrheit und Würde getragen, empfangen eine noch höhere Bedeutung durch den Freimuth, der auch in nächſter Nähe ſo ſcharf zu tadeln und zu rügen weiß.

Solche Vorträge verdienen in der That ein freieres und ſchöneres Leben, als das in den dicken Bänden der Schriften der Akademie eingeſchloſſene; ſie würden ſich los von der ſchweren Maſſe und fliegen auf eignen Schwingen in den großen Verkehr der Nation, wo ſie ihrer guten Aufnahme verſichert ſind! —

Knigge's Leben und Schriften. Von Karl Gödeke. Hannover, 1844. 8.

Hegel bemerkt ſehr richtig, die literariſche Thätigkeit in Deutſchland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſcheide ſich in zwei Hauptklaſſen, in die auf der Oberfläche um die ſogenannte Aufklärung bemühte, und in die zu den Tiefen des Geiſtes und der Gelehrſamkeit hingewandte, und er fügt witzig hinzu, von jener Wirkſamkeit ſei das Werk geblieben, von dieſer aber auch die Werke. Dieſer Ausſpruch iſt jedoch nicht ohne Bedingung anzunehmen, da die Werke doch immer nur etwas ſind ſofern ſie wirken, und der Werth des Gewirkten nicht abhängt von der zufälligen Dauer der Mittel, die ihrer Natur nach für manche Thätigkeiten, unter welchen die wichtigſten und mächtigſten gar nicht der Bewahrung fähig ſind; aber auch diejenigen Werke, welche wir als gebliebene und bleibende anerkennen, ſind dieß doch nur in unſicherer und beſchränkter Weiſe. Noch ſind nicht zwanzig Jahre ſeit jenem Ausſpruche Hegel's verfloſſen, und ſchon dürften einige Werke, die er damals für uns gebliebene hielt, wo nicht als vergangene, doch als merklich hinſchwindende anzuſehen ſein. Den Werth des Gewirkten dem der Werke zur Seite zu ſtellen und anzuerkennen, iſt zu allen Zeiten Grund und Anlaß, wir ſind aber beſonders hier darauf angewieſen, wo das Leben und die Schriften eines Mannes zur

Sprache kommen, denn, ſollte er nur als Schriftſteller nach heutigem Maße gemeſſen werden, ein großes Unrecht widerführe.

Der Freiherr von Knigge gehört zu den eigenthümlichen Geſtalten deutſchen Lebens, die in den letzten zwanzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf dem öffentlichen Schauplatz eine große Bedeutung hatten, auf die geſammte Nation einwirkten und deren lebhafte Theilnahme in hohem Grade ſich aneigneten. Als deutſcher Edelmann geboren, in einer Zeit, wo dieſer Stand noch ganz anders angeſehen wurde als jetzt, nahm Knigge die Vortheile, welche die Hof- und Staatswelt ihm bot, nur inſofern wahr, als er die Schranken weniger fühlte, von denen ein Minderbegünſtigter gehemmt worden wäre. Ohne Dienſt und Amt — denn ſein anfängliches Hofleben und ſein loſes Staatsverhältniß waren ihm nur gelegentliche Aushülfen — ohne allen Fachberuf auch im Reiche der Wiſſenſchaft und Literatur, lebte er, ein ächter Freiherr, einzig nach dem Gebote ſeiner Neigungen und Talente, griff in die mannigfachſten Richtungen thätig ein, und ſchuf ſich eine beſondere ihm angehörige, ſehr glänzende und einflußreiche. Wenn andere Zeiten ein phantaſtiſches Ritterthum oder romantiſche Abenteurer entſtehen ſahen, ſo zeigte dagegen das achtzehnte Jahrhundert ein ſehr eindringendes Freiherrnthum, das mit ganz wirklichen Gebieten zu thun hatte, und Knigge war ein hervorragendes Mitglied dieſer Ritterſchaft. Allgemeines Licht und Recht, edle Menſchlichkeit und freies Denken ſollten durchgekämpft werden wider Finſterniß und Unheil, welche als Erbſchaft früherer Zeiten, in geiſtlichen und weltlichen Zuſtänden, noch großentheils vorherrſchten oder

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

liche Civilisirung zu führen. Er läßt auch der bekannten [illegible] Mehemed Ali's, wie sie in Deutschland nach-theilig von ihm sagen hören, die gebührende Gerechtigkeit.

„Er hat mit bewunderungswürdigem Organisations-talent — sagt unser Autor — in einem der verwahrlo-testen und verwildertsten Länder der Welt Ordnung und Sicherheit, die ersten Bedürfnisse eines civilisir-ten Staates, in einem solchen Grade hergestellt gewußt, daß man [illegible] bis an die [illegible] Abyssiniens, so wohl wie [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Bewaffnung und Ruhe findet. Er hat in der Ausübung der Justiz und in der Verwaltung inner-lich [illegible] mehr Gerechtigkeit und [illegible] Form eingeführt als in irgend einem andern mohammedanischen Staate jemals existirte. Er hat den Fanatismus gebändigt, eine größere Toleranz in religiösen Dingen geübt als in man-chem christlichen [illegible] Staat [illegible], und die Christen in seinen Ländern nicht nur beschützt, sondern selbst in ei-ner Art bevorzugt, [illegible] für die [illegible] [illegible]. Er hat den Handel mit Europa nicht nur belebt, er hat ihn gewissermaßen erst geschaffen, und durch die großartigsten Anlagen aller Art hat er Aegyp-ten [illegible] Industrie [illegible] [illegible]. Die Kultur der Baumwolle, des In-digo, des Zuckerrohrs, welche mit immer steigendem Erfolg betrieben wird, ist durch ihn erst hervorgerufen worden, und ein großer Theil dieser Producte wird im eigenen Lande durch auf seine Kosten angelegte Fabriken verarbeitet. [illegible] [illegible] [illegible] des Oel-

[illegible] in Europa durch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Er hat für die Bildung der [illegible] Generation ein Erziehungs- und Schulsystem [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Es geſchehe, daß dieſe wohlthätigen Wirkungen nicht ohne gewaltſame Mittel erlangt wurden, daß Selbſtſucht und Eigennutz dabei Mitantriebe waren, daß der Zuſtand des Volkes noch alle Merkmale orientaliſcher Unterdrückung zeigt, und der Vizekönig ſchilt, weil mehr aber auch gegen ſeinen Willen und zu ſeinem Schaden, ſeine Unterbeamten Willkür und Härte ausüben. Allein die Vergleichung mit andern Ländern des Orients, und ſogar die mit manchen Staaten Europa's, entfernt dieſe dunklen Schatten wieder bedeutend zu Gunſten Mehemed Ali's, der ſich rühmen kann, das ihm untergebene Volk unverhältnißmäßig noch immer beſſer zu halten, als es vorher gehalten war, aber die Staatswirthſchaft behandelt hat. Manches Elend und Unglück, das wir ſogar in unſern civiliſirteren Staaten, trotz allen Aufwand von Chriſtlichkeit und Bildung, nicht zu vermeiden wiſſen, werden dem warmen und geſegneten Aegypten ohnehin durch die Gunſt des Himmels erſpart oder gemildert. Das neue Reich ſteht überhaupt nur erſt in ſeinen erſten Anfängen, und die Geſchichte lehrt, daß wir an ſolchem Beginn keine Forderungen gleicher Menſchlichkeit zu machen haben; ſelbſt die europäiſchen, erſt im vorigen Jahrhundert gegründeten neueren Staaten gingen aus ähnlichen Keimen hervor, und harte Strenge herrſchte noch heute in den Freiſtaaten von Nordamerika! Von Mehemed Ali mehr zu fordern als von jenen Staatsgründern, wäre offenbar ungerecht. In einem Lande, wie Aegypten noch zur Zeit iſt, und bei dem tiefen Zuſtande noch lange bleiben wird, kann zunächſt nur Ordnung und Sicherheit zu erſtreben ſein; an Conſtitution und Preßfreiheit zu denken wäre baarer Unſinn. Mehemed Ali hat auch nicht ein-

und darum [illegible] können ſie zu verſprechen! Der Fürſt ſcheint nach dieſem ganzen Zuſammenhang mit wahrhaft politiſchem Blick, in den großen allgemeinen Zügen aufzufaſſen, gegen welche das einzelne Zufällige ſich zurücktreten muß. Er iſt deshalb nicht weniger [illegible], den Druck aller Stände [illegible] vom Wagen kommt, er ſucht zu helfen und zu lindern, wo er irgend kann, er begehrt und beſitzt entſchieden die einzige Freiheit der noch gebundenen Regierer, und bei der langen Erziehung, durch welche ſie hindurchgehen, ſieht er als [illegible] [illegible] einer beſſern Zukunft.

Ueber die Vermittlung der europäiſchen Staatsverwaltungen, von der das Reich Mehemed Ali's umſchrieben wurden, und über die Umſtände, unter denen dasſelbe ſie annehmen ſich beugen mußte, urtheilt der Fürſt ebenfalls mit dem Blick kaltblütigen Staatsmannes. Wer darf ihm mit Fug widerſprechen, wenn er behauptet, die europäiſche Diplomatie habe ſich überall und ihren eigentlichen Abſichten entgegengehandelt? Man bedenkt er nicht ein, daß durch die Beſchränkung, in welche der [illegible] [illegible] zurückgedrängt wurden, an den allgemeinen politiſchen Verhältniſſen nichts gebeſſert, die örtlichen Zuſtände aber, beſonders in Syrien, unendlich verſchlimmert worden? Wie [illegible] laſſen es die Franzoſen, der ihnen ſo wichtigen Verbündeten nicht zu [illegible] zur Zeit unterſtützt zu haben! Wie klug benutzten ſich die Engländer, den geſchwächten Herrſcher durch [illegible] [illegible] wieder zu ſtärken und für ihre Vortheile zu gewinnen! Mehemed Ali zu beſchuldigen, daß er durch ſein Nachgeben ſeine herrſchaftliche und perſönliche Würde aufgegeben, daß er ſein bisheriges Trachten und Schaffen gleichsam als eine Züchtigung erwiesen, das wird niemanden einfallen, der da bedenkt, wie grausam der Vicekönig durch Frankreich, auf dessen Beistand er rechnen durfte und mußte, getäuscht worden, und der erwägt, wie groß und bedeutend das noch immer ist, was jener aus der ungeheuersten Gefahr gerettet und behauptet hat. Leider sind es deutsche Stimmen zumeist, die eine gesunkene Größe zugleich mit Schmähungen verfolgen, wie wir dieß auch bei der Einkerkerung Napoleons gesehen haben, der ebenfalls einer fremden Uebermacht erliegen mußte, und den die englischen und zum Theil die französischen Blätter, zu unserer Beschämung, mit besserer Würdigung und edlerem Glimpf behandelten.

Was den Zustand Aegyptens betrifft, so sagt der Fürst ausdrücklich, daß er nur von der Zeit redet, in der er das Land bereist hat, nicht von der heutigen, nachdem Mehemed Ali aus seinem europäischen Aufschwunge durch fremde Gewalt wieder auf die untere Stufe orientalischer Zustände zurückgeworfen worden. Als ein wichtiges und bewährtes Zeugniß für seine Ansicht über Mehemed Ali's Regierung bringt der Fürst hiebei ein neueres Schreiben des preußischen Generalkonsuls in Syrien, Herrn von Wildenbruch, im Auszuge bei, wo es wörtlich heißt: „Vom politischen Zustande denken Sie sich das Schlimmste, und Sie werden der Wahrheit nahe kommen; alles, auch die Stimmung gegen Christen und Franken schlimmer, feindseliger, unordentlicher, unsicherer, ärmlicher und hoffnungsloser als zur Zeit meines ersten Aufenthaltes. Alles verfällt und löst sich mit einer Schnelligkeit auf, die ich dem sonst so stationären Orient nie zugetraut hätte. Nur einen

...haber hat dieses unglückliche Land seit Jahrhunderten gehabt, Ibrahim Pascha, und diesen hat man hinweggewiesen! Mit Verwunderung sehe ich, daß nicht ...in Mensch, weß Standes er sei, etwas anderes zu...ückwünschte, als die Lage der ägyptischen Herrschaft.“ In Betreff des Urtheils über Mehemed Ali als Herrscher ...ſt auch der amtliche Bericht nicht zu übersehen, den der Fürst von Pückler nach einer ihm handschriftlich gemachten Mittheilung zum erstenmal veröffentlicht hat, den Bericht des ehemaligen Gouverneurs von Bombay, Sir John Malcolm, über seine mit Mehemed Ali gehabten Unterredungen; dieses Aktenstück stimmt im wesentlichen ganz mit den Angaben und Nachrichten unseres deutschen Reisenden überein.

Nach solchen politischen Betrachtungen, deren Stoff und Behandlung sich durch das ganze Buch hinzieht, eilen wir noch, dessen eigentlichen Inhalt näher zu berühren. Der Fürst macht uns durch seine anschauliche Bilderweise förmlich zu seinen Reisegenossen, er läßt uns an seinen täglichen Begegnissen unmittelbar Theil nehmen. Zur Schilderung des Landes und des Lebens könnten wir keinen bessern Wegführer haben. Wir empfinden mit ihm den aufregenden geheimnißvollen Reiz, den dieser alterthümliche Boden, der ein so neues Leben trägt, auf den Beschauer ausübt, und genießen alle seltenen Begünstigungen mit, die seiner wohlempfohlenen Persönlichkeit in außerordentlichem Maße zugestanden werden. Eine gefahrvolle Seefahrt führt ihn nach Alexandria, von da nach der Hauptstadt Kahira, und hier erschließt sich die größte Fülle von eigenthümlichen Lebensbildern, deren Mannigfaltigkeit dieser erste Band noch nicht zu erschöpfen ſcheint. Doch ſchon die Ueberſchriften der Abſchnitte hier zu wiederholen würde für unſere Aufgabe zu weitläufig ſein. Wir müſſen uns auf einige allgemeine Andeutungen beſchränken. Unſer Autor weiß allen Gegenſtänden ihren Reiz abzugewinnen, ihre Geſtalt und Wirkung anſchaulich zu machen. Der fortgeſetzte Verkehr mit Mehemed Ali und den bedeutendſten ſeiner hohen Diener, dann der Umgang mit den Konſuln und europäiſchen Reiſenden — unter welchen wir auch unſern Landsmann Schubert aus München ſehen, „den impoſant beſcheidenen Mann, vor deſſen mildem evangeliſchen Geiſt man ſich in liebender Verehrung beugt" — das zufällige oder nothwendige Zuſammentreffen mit allerlei Volk, jeden Standes und jeder Weltgegend, erheitern den ernſten Schauplatz mit, wechſelvoller menſchlicher Ausſtattung. Alterthümer, Gebäude, Straßen, Gärten und ſonſtige Anlagen treten im hellſten Licht hervor. In höchſter Kraft jedoch erſcheint das darſtellende Talent des Autors, wenn er Land und Himmel zu ſchildern hat; er giebt eine Reinheit der Zeichnung und einen Zauber der Färbung, wie ſie in wirklicher Malerei nur bei den größten Meiſtern zu finden ſind. Und alles mit wenigen Mitteln, ganz in der Kürze, das Verſchiedenartige ſchnell zur Harmonie eines beſtimmten klaren Eindrucks zuſammenfaſſend. Unvergleichlich wird in dieſer Art Kahira und ſeine Umgebung dem Blick vorgeführt — „dieſe berühmte Ausſicht, die ſich hier über „das Meer der Welt", ſeine Hunderte von Thürmen und Domen, ſeine Moſcheen und Paläſte ohne Zahl, wie die hinter ihm ſich erhebenden Pyramidenreihen von Dſchiſeh, Daſchur und Sakhara ausbreitet." Nun folgt nachſtehende Schilderung. „In der Mitte dieſes erhabenen Bildes ſtrömt majeſtätiſch der Nil vom üppigſten Grün eingefaßt, das ſich im Norden im Dreieck des Delta in's Unendliche zu verlieren ſcheint, während in der Nähe auf beiden Seiten der gelbe Sand der noch unermeßlicheren Wüſte den grünen Streifen in ſcharfe Gränzen einſchließt. Dicht unter ſich hat man, als den prächtigſten Vordergrund, die Krone aller Bauwerke Kahira's, die Moſchee Sultan Haſſan's, welche kaum von irgend einem gothiſchen Tempel Europa's übertroffen wird. Der beſte Augenblick, die Ausſicht in der ganzen Fülle ihrer Schönheit zu genießen, iſt kurz nach dem Aufgang der Sonne, wenn ihre Strahlen die Pyramiden wie mit einer goldenen Glorie umglänzen, und trotz der bedeutenden Entfernung dieſe Koloſſe ſo nahe zu rücken ſcheinen, daß man mit einem bloßen Opernglaſe den vor ihnen ſtehenden Sphinx erkennen kann.“ Und an einer ſpätern Stelle, von der ätheriſchen Zartheit eines ägyptiſchen Abendhimmels, heißt es: „Bei uns ſpielen Abends nur die Wolken am Himmel in mannigfachen und brennenden Farben, hier gab es keine Wolken, aber der ganze Himmel und auch die ganze Erde waren in ſanftglühende Tinten von unbeſchreiblicher Lieblichkeit gehüllt. Aus der glänzenden Goldfarbe am äußerſten Horizont entwickelte ſich über dem reinen Aether ein durchſichtiges wunderbares Meergrün, und helle Roſabanden gingen von dieſem in Lila- und Silberſtreifen über, die im Oſten wieder in lichtes Blau verfloſſen. So ſchimmerte in erhabener Milde und Pracht das ganze weite Himmelsgewölbe, während das die Erde deckende Grün, zu höchſter Saftfriſche geſteigert und wie durch eine Glorie verklärt, häufig, gleich dreifarbig gewebtem Seidenſtoff, zu gleicher Zeit in Grün und Blau und Gelb zu ſchillern ſchien. Dazu funkelte die perſpektiviſch ſich zuſammenziehende Arkade der Allee vor und über uns in einem ſo magiſchen Goldlicht, als wären tauſend Lampen dahinter verborgen, bis nach und nach der untere Theil des unabſehbaren Doms ſich in Dämmerung zu hüllen begann und alle Gegenſtände nur noch undeutlich und fahl beleuchtet, wie im Kampf des Lichtes mit der Finſterniß, erkennen ließ. Plötzlich ſtieg da, wo die Sonne eben niedergeſunken war, dunkles Roth aus der Tiefe herauf; der Baumkronen feuriges Grün über mir erloſch im Nu, ein ſtarker Duft wie von Veilchen und Roſen erfüllte die Atmoſphäre, und ehe ich noch recht zur beſonnenen Zergliederung des Geſehenen gelangen konnte, war ſchon, mit der dieſem Klima eigenen Schnelligkeit, die orientaliſche Nacht mit ihren ſchwärzeſten Schleiern niedergeſunken, und das Vorgegangene verſchwunden, wie zurückgekehrt in des Traumes ungewiſſes Reich.“

Wir nehmen nach ſolcher Prachtſchilderung nur wieder das Wort, um das eifrige Verlangen auszuſprechen, daß die folgenden Bände des lebenvollen Buches bald nachfolgen mögen.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Karoline Pichler, geborne von Greiner. Wien. 1844. Vier Bändchen. 8.

Dieſe Denkwürdigkeiten verdienen Berückſichtigung als eine in vielfachem Betreff anziehende, ja gewichtige Erſcheinung! Memoiren aus Oeſterreich! Aus Oeſterreich, wo vielleicht mehr als anderswo der Memoirenſtoff angehäuft liegt, und wo man doch dieſe faſt gar nicht hat, zum großen Nachtheil der Litteratur und des Lebens; denn ein Land ohne Memoiren iſt wie ein Haus ohne Spiegel, es weiß Keiner recht, wie er ſich ausnimmt, und das Ganze nimmt ſich meiſt ſchlechter aus als nöthig, weil eben jene Hülfe fehlt.

Karoline Pichler iſt als eine ehrenwerthe, brave Frau, und als eine wohlbegabte edle Schriftſtellerin anerkannt. Sie unternimmt es, die Denkwürdigkeiten ihres langen Lebens aufzuzeichnen und thut dieß mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Zwar bietet ihr eignes Leben keine romantiſchen Ereigniſſe dar, und ſie ſelber hat auf ihre Zeitumgebung keinen durchdringenden Einfluß gehabt; aber ihre Lebenstage fallen in die Epoche heftiger Stürme und großer Wandlungen, von denen ſie nicht unberührt bleibt, und ſo giebt ſie uns ein treues Bild, wie die Geſchichte Oeſterreichs, von den Zeiten Maria Thereſiens ab bis auf die neueſten, die franzöſiſche Revolution und der deutſche litterariſche Umſchwung ſich im häuslichen Kreiſe einer gebildeten Wiener Familie des Mittelſtandes abzeichnen, und welche Anſichten und Geſinnungen hier jenen Weltbegebenheiten begegnen.

Beſonders merkwürdig und dankenswerth dünkt uns alles, was gleich zu Anfang aus der nächſten Umgebung Maria Thereſiens mitgetheilt wird! die große Fürſtin, von der uns Eduard Duller einen trefflichen Abriß gegeben, deren ausführliche Regierungsgeſchichte und Biographie noch immer zu wünſchen bleibt, erſcheint in den eigenthümlichen Zügen, die hier von ihr erzählt werden, ungemein vortheilhaft und ſo karakteriſtiſch, daß wir gleichſam ihre perſönliche Bekanntſchaft machen. Auch über

Kaiſer Joſeph empfangen wir manche Nachricht, die wir mit Eifer ſeinem hiſtoriſchen Bild eintragen. In der ſpäteren Zeit kommen die ſcharfen Züge ſeltener vor, es verſchwimmt alles in allgemeiner wohlwollender Bezeichnung. Karoline Pichler iſt eine eifrige Oeſterreicherin und getreue Unterthanin, die ſich dabei in der Sphäre ihres Geſchlechts und ihres Standes hält, und über die Staats- und höchſte Geſellſchaftswelt nur inſofern urtheilt, als dieſe in ihre Sphäre hineinfällt oder ſpielt. Dieß geſchieht indeß oft genug, und wir ſehen eine große Zahl bedeutender Perſonen an uns vorüberziehen, z. B. Sonnenfels, Frau von Stael, beide Schlegel, Dorothea von Schlegel, Adam Müller, Steigenteſch, Hormayr und viele Andere.

Die Verfaſſerin ſchrieb im hohen Alter, ohne Leidenſchaft, mit ſittlichem Ernſt und freundlicher Milde. Sie möchte um's Himmelswillen niemand verletzen, ſie gedenkt mit Vorliebe des Guten, das ſie wahrgenommen hat, ſie wendet ſich von dem Schlechten ab. Wir ehren dieſe Geſinnung, wenn ſchon dabei die Gefahr nahe liegt, in das Beſchränkte, Philiſterhafte zu gerathen. Auch iſt ſich die Verfaſſerin dieſer Geſinnung etwas zu ſehr bewußt und gefällt ſich in ihr, im Gegenſatze zu denjenigen Perſonen, die nicht ſo ſind wie ſie. Deßwegen können wir uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, wenn bisweilen, bei dem Stolz auf ein ſo gemäßigtes, ordentliches, gegen allen Tadel geſichertes Verfahren, die Schärfe und der Unmuth doch hervorbrechen und ſich Luft machen, wo man es am wenigſten vermuthet. So kommt es wohl vor, daß noch lebende Perſonen, oder in ihren Verhältniſſen noch fortlebende verſtorbene, bei dieſer milden Verfaſſerin ſchlechter fahren, als ſie es von dem ſchärfſten Autor gewärtigen könnten. Beſonders haben die Frauen einen harten Stand und Frau von Stael, Frau von Humboldt und Andere, die auf die Verfaſſerin keinen guten Eindruck gemacht, können ihr für die Züge, welche ſie zu ihren Bildniſſen giebt, nicht eben dankbar ſein. Doch dieſe Frauen betrugen ſich wenig zuvorkommend gegen Karoline Pichler, — die Scene, wo Frau von Stael zu ihr aus dem Spiegel ſpricht, iſt wirklich einzig — und die Wiener Schriftſtellerin und Wiener Bürgerfrau hat ihre Anſprüche und ihr Selbſtbewußtſein trotz jeder Andern. Aber auch Dorotheen von Schlegel, ihre geprieſene Freundin, ſchont ſie nicht und ſtellt ſie ohne Noth herbem Tadel bloß; überhaupt ſagt ſie oft mit unbefangener Naivheit, was die abſichtlichſte Feindſchaft nicht ſchärfer geben könnte, z. B. wenn ſie von Häßlichkeit der Perſonen ſpricht, von Weibern, die ihren Männern entlaufen oder doch nicht treu ſind.

Doch wir wollen darüber nicht mit der guten Frau rechten! Sie meint es im Ganzen doch ſehr gut. Daß ſie das Geniale nicht leiden kann, daß ihr das Mittelmäßige, zum Herkömmlichen und Vorgefundenen willig ſich Beſchränkende, allem Geiſtesfreien, Schwungvollen, Neugeſtaltenden vorzuziehen dünkt; daß ſie mit der jüngeren Litteratur ſich nicht mehr befreunden kann, alles das dürfen wir, die wir bekannt mit ihren Schriften ſind, nicht anders erwarten. Auch dieſe Schriften, obſchon höchſt ehrenwerth, ſtehen nicht in der Reihe der genialen Produktionen, welche in neueſter Zeit ſo reich hervorgetreten ſind; das Talent aber, welches in jenen ſich darthut, und die Würde und Kraft, mit der es von der edlen Verfaſſerin gehandhabt worden, wären manchem genialen Fluge, der ſich über ſie erhebt, als ſichernde Begleitung zu wünſchen! —

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury. Edited by his Grandson. London, 1844. 4 Vols.

An geſchichtlichen Memoiren ſind nächſt den Franzoſen unſtreitig die Engländer die reichſte Nation, und man könnte ſich hierüber faſt wundern, da grade ſie jener Ueberlieferungsart am wenigſten bedürftig ſcheinen. Wo das Staatsleben in großen öffentlichen Formen ſich bewegt, da kann die Geſchichtſchreibung auf der Hauptſtraße frei wandeln, und braucht nicht auf Nebenwege bedacht zu ſein; das ganze Gewebe der Ereigniſſe und der Antheil jedes Werkthätigen liegt hier vor Augen, jedem wißbar und erforſchlich, und niemand iſt darauf zurückgewieſen einzig den Faden ſeines perſönlichen Lebens abzuſpinnen. Deßhalb ſehen wir auch bei den Griechen und Römern, ſo lange die Freiheit herrſchte, ſo lange der Staat weſentlich das Oeffentliche war, die herrlichſten Geſchichtbücher, aber Weniges, was unſern modernen Denkwürdigkeiten entſpricht, denn die Schriften von Xenophon und Cäſar, welche man hier anführen möchte, treffen doch nicht eigentlich in die Mitte dieſes Faches. Die Geſchichtſchreibung verſtummt dagegen ganz und gar, oder muß ſich auf todtes Aufzeichnen äußerer Vorfälle beſchränken, wenn Gewalt und Willkür die Macht ausüben. Doch die Wirklichkeit zeigt nicht immer ſo ſcharfe

Gegenſätze, ſie vermittelt ſolche durch gemiſchte Zuſtände. Wo nun ein lebhaftes vielfach gebildetes Volk ſchon im Beſitz einiger Freiheit iſt und nach mehrerer ringt, aber gleichwohl den Druck noch trägt, wo das Bedürfniß empfunden wird, anſtatt befohlener Scheinbilder und vorgeſchriebener Zeugniſſe die lebendige Wahrheit feſtzuhalten, inmitten verwirrender Ungerechtigkeit dem eignen Leben das rechte Andenken zu ſichern, da eröffnet ſich das reiche Feld der Memoiren, und ein nicht geringer Theil des Geiſtes und der Talente der Nation wird auf ihm ſich anſiedeln. Denn um Geſchichte im Allgemeinen zu ſchreiben, iſt Ueberſicht des Ganzen und Erforſchung aller Theile nöthig, was unter den angedeuteten Verhältniſſen ſelten möglich iſt; ſein eignes Leben aber und was ſich mit demſelben verknüpfte, hat jeder zu Gebot, das läßt ſich mit gültigem Anſpruch auf Glauben mittheilen. In dieſem Fall waren lange Zeit vorzugsweiſe die Franzoſen, und, wie es ihre beſondere Gabe iſt, allen Zuſtänden, die ſich ihnen darbieten, leicht das Angenehme und Vortheilhafte abzugewinnen, ſo haben ſie es auch in dieſem Fall gethan. Ein Schatz denkwürdiger Mittheilungen, aus allen Ständen und Lebensgebieten, in den mannigfachſten Formen und Tonarten, iſt von ihnen zu Tage gefördert, eine unmittelbare Darſtellung ihrer ſelbſt, wie die eigentliche Geſchichtſchreibung ſie nicht geben kann, und die Dichtkunſt ſie nur in bildlicher Nachahmung wiedergiebt. Die Aufzählung des Vortrefflichſten in dieſem Schatz würde hier viel zu weit führen, doch glauben wir ſagen zu können, daß Schriften gleich den Memoiren von Retz und Saint-Simon und den Briefen der Sevigné — denn auch dieſe gehören in die Reihe — ſich bei keiner andern Nation finden. Wie recht wir aber thun die Erſcheinung dieſer eigenthümlichen Litteratur nicht auf die litterariſchen Anlagen allein, ſondern auch auf den politiſchen Zuſtand des Volkes zu beziehen, dafür ſpricht heutiges Tages die Wahrnehmung, daß die eigentliche Blüthezeit der franzöſiſchen Memoiren vorüber iſt, in demſelben Maß vorüber, in welchem die Franzoſen ihr Staats- und Volksleben zur Freiheit und Oeffentlichkeit durchgekämpft haben. Wenn Geſchichtbücher wie das von Louis Blanc erſcheinen können, wenn ſchon die allernächſte Vergangenheit öffentlich ſo Rede ſtehen muß, dann iſt für perſönliche Denkwürdigkeiten nur noch ein kleiner Spielraum übrig, ihre beſten Beſtandtheile ſind ſchon vorweg zu wirklicher Geſchichtſchreibung verarbeitet.

Hiernach iſt der Reichthum der Engländer an Memoiren allerdings nur als ein Ueberfluß ihres öffentlichen Lebens zu betrachten, keineswegs als ein Erſatz deſſelben. Daher auch kein ſo heftiger Drang nach ihnen Statt findet, noch eine ſo große Rückwirkung von ihnen auf die Nation. Der edle Eifer und die fleißige Sorgfalt, welche der Engländer den Angelegenheiten des Vaterlandes zuwendet, kommt auch der Geſchichte deſſelben zu gut; kein Theil derſelben iſt ihm unwichtig, kein Umſtand zu klein, alles und jedes wird auf das genaueſte erforſcht, geprüft, feſtgeſtellt, neben dem Staat gilt auch die Provinz und Stadt, die Familie mit ihren Auszeichnungen, die ja meiſtens mit denen des Staatslebens eng verflochten ſind, alles dieß wird in ariſtokratiſcher Pietät eifrig zuſammengefaßt. Der Engländer hat daher in ſeinen Memoiren weniger ſeine Geſchichte, ſondern mehr deren perſönlichen Bezug und Schmuck, das Zurückgehen auf das genaueſte Einzelne, zur Befriedigung des allerbeſonderſten Antheils. Hiemit ſteht in nahem Zuſammenhang, daß ein großer Theil ſchätzbarer engliſcher Memoiren gar nicht gedruckt iſt, ſondern handſchriftlich als Familienbeſitz aufbewahrt wird, nicht weil irgend eine Beſorgniß oder Scheu die Veröffentlichung hindert — wie dieß in Frankreich ſo häufig der Fall war — ſondern weil das Daſein innerhalb des engern Kreiſes genügend erſcheint, und der Zeit überlaſſen wird, ob ſie dringenden Anlaß zur Mittheilung einſt darbieten mag.

Zwiſchen franzöſiſchen und engliſchen Memoiren zeigt ſich aber noch ein anderer Unterſchied, der nicht überſehen werden darf. Die franzöſiſchen geben in der Regel einen fortlaufenden, lebhaft und beredt ausgearbeiteten Text, der ſich anmuthig leſen läßt, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, Gemüth und Einbildung bewegt, und dem allenfalls am Schluß die nöthigſten Beweisſtücke beigefügt werden. In den engliſchen Memoiren herrſcht die Neigung vor, die urkundlichen Stücke als Hauptſache zu behandeln, amtliche Schriften, Depeſchen, Briefe, oder auch Tagebücher, ausführlich mitzutheilen, und dieſe durch einen nüchternen Text nur nothdürftig zu erläutern, zu verbinden. Für die wiſſenſchaftliche Kenntniß iſt dieſe Weiſe unſtreitig gewinnreicher, ſie gibt *feſten Anhalt und Sicherheit*, aber begreiflich iſt dabei weniger Lebendigkeit und Vergnügen; ſelten auch findet ſich der Stoff ſo gründlich und ausreichend verarbeitet, wie Mignet dieß mit den muſterhaften Depeſchen des Chevalier de Gremonville, und wie bei uns der Verfaſſer der Schulenburg'ſchen und Aſſeburg'ſchen Denkwürdigkeiten es gethan.

Zu den wichtigſten urkundlichen Memoiren der Engländer gehören ohne Frage die des Grafen von Malmesbury, welche deſſen Enkel zu veröffentlichen angefangen hat. Sie enthalten Auszüge aus den Geſandtſchaftsberichten und aus anderm amtlichen Briefwechſel, dazwiſchen freundſchaftliche Briefe, Bruchſtücke aus Tagebüchern; bisweilen hat der Herausgebrr auch erläuternde Zwiſchenworte geliefert. Ein kurzer Lebensabriß macht uns mit dem Mann ſelbſt vorläufig bekannt. James Harris, erſter Graf von Malmesbury, wurde geboren im Jahr 1746 zu Salisbury, wo ſeine Familie von Alters her in Wohlſtand und Anſehen lebte. Sein Vater war Parlamentsglied, überdieß ein Gelehrter, der über Sprachwiſſenſchaft geſchrieben, dazu ein großer Muſikliebhaber, und als ſolcher ein Freund von Händel, der ihm alle ſeine Opern in der Handſchrift vermachte. Unter ſolchen Umſtänden genoß der junge Harris eine günſtige Erziehung, welche ebenſo ſeinem Gemüth als ſeinem Geiſt förderlich wurde. Nachdem er in Oxford drei Jahre ſtudirt und noch ein Jahr in Holland auf der Univerſität zu Leyden verbracht hatte, ging er auf Reiſen, beſuchte aufs neue Holland, dann Preußen, Polen, und zuletzt Frankreich. Im September 1767 begann er ſeine diplomatiſche Laufbahn als Sekretair der brittiſchen Geſandtſchaft in Madrid, zeichnete ſich als geſchickter Unterhändler aus, und wurde hierauf, *erſt vierundzwanzig* Jahre alt, zum Geſandten am preußiſchen Hof ernannt. Hier blieb er von 1772 bis 1776, kehrte hierauf nach England zurück, heirathete, und ging dann als Geſandter nach Rußland, wo er bis 1782 verweilte, darauf nach England zurückkehrte, aber ſchon 1784 wieder eine Gebung nach dem Haag annahm; die wichtigen Dienſte, welche er hier leiſtete, hatten zur Folge, daß er zum Botſchafter ernannt und zum Baron von Malmesbury erhoben wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz, ließ er ſich 1788 im Vaterland nieder, nahm ſeinen Sitz im Parlament, und ſtimmte mit Fox und deſſen Freunden. Im Jahr 1791 begleitete er den Herzog von York nach Berlin, der ſich mit einer Prinzeſſin von Preußen verheirathete, reiſte darauf nach dem Rhein, beſuchte nochmals die Schweiz und einen Theil von Italien. Die politiſchen Ereigniſſe riefen ihn bald zurück, und ihr Verlauf bewog ihn, im Jahr 1793 ſich in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Portland, Burke, Lord Spencer und andern Whigs an Pitt anzuſchließen, worauf ihn dieſer auf's neue mit beſondern Aufträgen an den Hof zu Berlin ſandte, um den König Friedrich Wilhelm wo möglich in dem Bündniß gegen Frankreich feſtzuhalten. Im 1794 warb er in Braunſchweig für den Prinzen von Wallis um die Hand der Prinzeſſin, und begleitete dieſe nach England. Zuletzt in den Jahren 1796 und 1797 hatte er zu Paris die ſchwierigen Unterhandlungen zu führen, welche den Frieden zwiſchen England und Frankreich bezweckten, doch bei der damaligen Stimmung der Gemüther fruchtlos blieben; ſeine Bedächtigkeit wurde von den Franzoſen hart verſpottet, und er wie ſein Hof beſchuldigt, die ganze Verhandlung nur zum Schein betrieben zu haben, wiewohl das Gegentheil jetzt auch durch franzöſiſche Eingeſtändniſſe genugſam feſtſteht. Indeß blieb von dieſer fehlgeſchlagenen und letzten politiſchen Sendung Lord Malmesbury's dieſer Namen durch die franzöſiſchen Witzeleien mit einiger Mißachtung behaftet, wenigſtens auf dem Feſtlande, denn in ſeiner Heimath wurden die großen Talente und die Karakterwürde des ausgezeichneten Staatsmannes niemals verkannt. Er wollte nach dieſer diplomatiſchen Sendung keine andere mehr annehmen, wovon aber der Grund nur in der traurigen Schwerhörigkeit lag, die ihn bald nachher befallen hatte. Doch nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten daheim ferner thätig Antheil, wurde 1800 zum Earl oder Grafen erhoben, und blieb mit ſeinen politiſchen Freunden Pitt, Dundas, Grenville und Herzog von Portland eng verbunden; nach ihrem Amtsaustritt aber und bei ſeiner zunehmenden Taubheit zog er ſich von den Geſchäften völlig zurück. Den durch die Franzoſen aus Holland vertriebenen Erbſtatthalter Prinzen von Oranien und deſſen Familie nahm er als hohe Ehrengäſte dauernd bei ſich auf. Auch liebte er, ſo ſehr ſein Gebrechen ihm dabei hinderlich wurde, noch geſelligen Umgang, und ſah mit Vergnügen die jungen ſtaatsmänniſchen Talente Canning's, Palmerſton's und Andrer hervortreten. In den letzten zehn Jahren ſcheint er ſich vorzugsweiſe mit frommen Betrachtungen beſchäftigt zu haben, und ſchrieb auch in dieſem Sinne ein Tagebuch. Er ſtarb ohne Krankheit an Altersſchwäche, den 20. November 1820, im fünfundſiebzigſten Lebensjahr.

Zeigen ſchon dieſe äußeren Umriſſe einen bedeutenden Mann, der an der Geſchichte ſeiner Zeit wirkſam Theil genommen, ſo läßt uns der Einblick in die hier mitgetheilten Papiere nicht zweifeln, daß wir einen Diplomaten erſten Ranges vor Augen haben — einen Diplomaten, in welchem ſich die größten Talente und die höchſte Würde eines ſo häufig durch das Gegentheil beider entweihten Berufes glücklich vereinigen. Er iſt durchdrungen von Liebe zu ſeinem Lande, von Ehrfurcht und Anhänglichkeit für deſſen Häupter, folgt mit Eifer und Sorgfalt ſeinem Dienſtberuf, dem er willig jedes Opfer bringt, weniger aus perſönlichem Ehrgeiz, als aus Pflichtgefühl, und weil er ſeinem Lande Nutzen zu bringen hofft. Sein ſchönes Aeußere und ſeine edle Haltung machen den beſten Eindruck, ſein freundliches, nicht andringendes, aber feines und feſtes Benehmen gewinnt Achtung und Zutrauen, im Geſchäftsverkehr iſt er ehrenhaft, meidet Argliſt und Zweizüngigkeit, durchſchaut und bekämpft Ränke, ohne ſich mehr als dringend nöthig in ſie einzulaſſen. Ebenſo geſchickt und angenehm wie nach außen wirkt er auch nach innen zurück; er iſt gewiſſenhaft in Befolgung der empfangenen Vorſchriften, liefert die reichſten und brauchbarſten Angaben, ſpricht ſeine Meinungen entſchieden aus, ohne auf ihnen zu beharren, unterwirft ſich den Einſichten der Höherſtehenden, bereitet ihnen keine Verlegenheit, im Gegentheil nimmt jede auf ſich, und weiß, bei aller Ruhe und Beſonnenheit, erforderlichen Falles kühn zu wagen und ſelbſtſtändig zu handeln. Dabei ſchreibt er leicht, klar, mit ſcharfer Beſtimmtheit, und nicht ohne Anmuth. Dieſer Verein der größten diplomatiſchen Vorzüge iſt jedoch kein bloß äußerlich Angeeignetes, ſondern beruht auf tiefer ſittlicher Grundlage. Schon in frühen Jahren ſehen wir ihn erfüllt von ächter Ehrliebe, von menſchenfreundlichem Edelſinn, aller Unſitte abhold, dem Laſter feindlich. Er läßt ſein Urtheil, wenn er daſſelbe auch gar oft unterdrücken muß, doch nie beſtechen, in der Sicherheit des Vertrauens ſpricht er ſeinen Unwillen ſcharf aus, und weder Schmeichelei noch andere Lockungen verändern seinen Sinn. Nur Ein Augenmerk hat er, die großen Anliegen, die ihm vertraut sind, nicht zu gefährden, das Wohl seines Landes unter allen Umständen zu fördern, da muß er freilich mit Schlechtem und Niedrigem zu thun haben, aber nur soweit der sittliche Takt die Weltklugheit auszudehnen gestattet, und nie haftet der Schmutz an ihm. Nie Englands Vortheil vergessend und stets der eignen Würde eingedenk, übt er seinen Beruf auf dem Weltschauplatz mit nachhaltiger Kraft; sein unzerstreuter Blick faßt Menschen und Verhältnisse klar und sicher auf, seine Beurtheilung ist das Ergebniß ruhiger und reifer Prüfung, sein thätiges Auftreten hat Wärme, Gewandtheit, Zuversicht, bisweilen die größte Kühnheit, sein Geist hat die reichsten Hülfsmittel, die feinste Beweglichkeit. Von außen diesen rüstigen Diplomaten betrachtend, konnte Mirabeau ihn bezeichnen als „cet audacieux et rusé Harris, qui veut à tout prix faire sa fortune, et enfermer dans un accès de fougue sa nation plus habile que sage", während Talleyrand, mit mehr Erwägung des [illegible], von ihm gegen den Neffen sagte: „Je crois que lord Malmesbury était le plus habile ministre que vous eussiez de son temps; c'était inutile de le devancer; il fallait le suivre de près. Si on lui laissait le dernier mot, il avait toujours raison." Doch der thatsächliche Erfolg ist auch durch solchen Verein von Gaben nicht jedesmal verbürgt! Die Arbeiten der Diplomaten [illegible] oft von Umständen abhängig, an denen jede Kraft zerbrechen muß, oder die außer allem Bereich liegen. Auch Lord Malmesbury sah mehrmals seine Anstrengungen fruchtlos bleiben, ohne daß seinem Eifer oder seiner Geschicklichkeit deßhalb ein Vorwurf treffen dürfte. Seine ſchwierigſte Stellung war in Sankt-Petersburg, die glänzendſte und erfolgreichſte im Haag; die wenigſte Befriedigung ſcheint ihm ſeine Geſandtſchaft am Berliner Hof gewährt zu haben, er behielt ſeitdem für immer einen Widerwillen gegen Preußen, den großen König und ſeine Nachfolger.

Wir wollen uns dieſen letztern Umſtand nicht irren laſſen, ſondern dankbar annehmen, was uns übrigens Werthvolles dargeboten wird. Der Geſchichtsforſcher empfängt hier reiche und wichtige Beiträge zur genauern Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe in den letzten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts; manche willkommene Aufſchlüſſe werden gegeben, die Höfe und Kabinette durch meiſterhafte Schilderungen vor Augen geſtellt, die Menſchen oft durch Züge von unwiderſprechlicher Wahrheit nach dem Leben gezeichnet. Das engliſche Verhältniß wird in ſeinen Antrieben, Abſichten und Mitteln vollkommen klar, ſofern dieß alles in den ordentlichen Geſchäftsgang fällt und in ihm verarbeitet wird. In Betreff anderer Verhältniſſe, wo fremde Betheiligung eintritt, fremde Geſichtspunkte, Meinungen, Intereſſen zu beachten ſind, dürfte vergleichende Prüfung wohl bisweilen andere Bilder und Urtheile bedingen, als der ſonſt umſichtige Engländer ſie liefert, welcher in ſeinem Rechte iſt, wenn er ſich lediglich an die eine, ſeinem Geſchäft entſprechende Seite hält. Wir dürfen an dieſem Ort nicht auf einzelne Erörterungen dieſer Art eingehen; künftige Bearbeiter der einſchlägigen Geſchichtstheile werden oft genug dazu veranlaßt ſein. Nur über die Berichte aus Berlin erlauben wir uns einige gegenſeitige Bemerkungen, zu denen man uns das Recht wohl zugeſtehen wird.

Dieſer Abſchnitt iſt unſers Erachtens der ſchwächſte und wenigſt befriedigende des ganzen Buches. Die Depeſchen und Briefe zeigen auf allen Seiten Mißbehagen und Fremdheit, die auch aus der Lage der Dinge leicht begreiflich werden. Das Kabinet des Königs iſt unzugänglich, ein Hof wie gar nicht vorhanden, die Geſellſchaft abgeſchloſſen, die Sitten locker; alles dieß kann dem jungen Geſandten nicht gefallen; noch mehr aber verdrießt ihn, daß er auf dem wichtigen Poſten für ſeine Zwecke nirgends einen Anlaß findet, daß alle ſeine Aufmerkſamkeit und Beeiferung nichts ausrichten, und daß der Stand der Sachen, den der König mit aller Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und Anſehens begründet hat, ſich unerſchütterlich behauptet. Das ſtrenge Geheimniß, welches über allem politiſchen Betriebe waltet, ſo daß oft die Miniſter ſelber nicht wiſſen, was im Werke iſt, dabei die Gewißheit, daß immerfort Wichtiges vorgeht und jeden Augenblick Entſcheidendes ausbrechen kann, dieſe Ausgeſchloſſenheit von allem, was ſonſt der Diplomaten Element iſt, macht die Verzweiflung faſt aller Geſandten, die wie an Friedrich's des Großen Hof [illegible] kommen, daß der König auch in ſeinen andern Beziehungen, als Menſch und als Herrſcher, den meiſten Betrachtern als ein wunderbares Räthſel erſcheint, das ſie anſtaunen und fürchten, und mit ihrem ungenügenden Wiſſen vergeblich zu erklären ſuchen. Die großen Eigenſchaften konnte man nicht läugnen, aber man freute ſich auch Kleine zu finden, und hoffte jene dadurch doch, wo nicht aufzuheben, doch zu ſchwächen. Verkleinerungsſucht und Gehäſſigkeit lauerten dicht in der Nähe des Königs, und beuteten jeden Vorfall aus, der einer Mißdeutung fähig war. Die Widerſprüche von Härte und Milde, von Sparſamkeit und Verſchwendung, von Willkür und Geſetzlichkeit, welche ſich oft genug wahrnehmen ließen, machten auch edlere Geiſter leicht irre, und den König in ſeinem ganzen Daſein zu begreifen und anzuerkennen, war wohl nur wenigen ſeiner Mitlebenden vergönnt. So ging es auch dem jungen Harris, der, wie begabt auch übrigens, doch keineswegs reif war den großen König in ſeinem Weſen zu faſſen und zu würdigen, ihn im Zuſammenhang mit ſeinem Volk und als den Träger ſeines Zeitalters anzuſchauen. Dieſe Unreife zeigt ſich faſt auf jeder Seite dieſer Berichte, überall drängt ſich das Einzelne, das Aufgeraffte, das Unzuverläſſige vor, ſehr oft das Falſche oder doch Entſtellte. Selbſt äußerlich offenbart ſich das Mangelhafte, die Namen ſind ſelten richtig geſchrieben, die Nachrichten meiſt dürftig, ärmliche Hofanekdoten nicht verſchmäht. Wir wollen dem edeln Engländer, der, auch wo er ungerecht tadelt, doch immer ehrenwerthe Geſinnung zeigt, keinen zu großen Vorwurf daraus machen, daß er Friedrich den Großen nicht ſo zu würdigen verſtanden, wie ihn erſt die Nachwelt zu würdigen fähig geworden, und auch dieſe erſt eigentlich durch das große verdienſtliche Werk des Profeſſor Preuß, der zum erſtenmal dieſen ungeheuren Stoff mit treuer Liebe und langſamem Fleiß zuſammengetragen und gruppirt, und durch ſeine ausführliche Lebensgeſchichte des großen Königs, ſowie durch einige nicht weniger [illegible], dem Hauptwerk zur Erläuterung dienende Nebenſchriften, zum erſtenmal ein thatſächlich begründetes Bild des Herrſchers und des Menſchen aufgeſtellt hat, wie daſſelbe vorher wohl niemanden in ſolcher Vollſtändigkeit bekannt geworden iſt. Da man in England vermeint, um ein nachtheiliges Urtheil über Friedrich den Großen zu begründen, wie früher auf den Vortrag Lord Brougham's, jetzt auch auf dieſe neubekanntgewordenen Berichte Lord Malmesbury's ſich berufen will, ſo ſind wir wohl befugt, gegen dieſe Zeugniſſe Einſprache zu thun, und auf die ächtern und reichern Quellen hinzuweiſen, aus denen die rechte Kunde dieſes Theiles unſerer Geſchichte zu ſchöpfen iſt.

Das bis hieher Geſagte gründet ſich hauptſächlich auf die beiden erſten Bände dieſes Werkes, die allein vorlagen, und konnte über deren Inhalt und Beſchaffenheit nicht hinausgehen. Seitdem ſind aber auch die beiden ſpätern Bände zugekommen, finden wir dem Ganzen ein noch weit höheres Maß angelegt, und unſer Held auch mit mächtigern Schritten zu der ſchönſten ihm erreichbaren Stufe hinanſchreiten, um nicht hinter dem Buche zurückzubleiben, deſſen Werth vollſtändig alles in dieſer Art bisher Bekannte weit überſteigt.

Wir kennen in der That kein Werk, das nach Form und Stoff, durch Talent und Geſinnung, in geſchichtlicher wie in ſittlicher Hinſicht, ſo wie dieſes geeignet wäre, eine vollkommene Schule des diplomatiſchen Berufes zu ſein. Alles was man früher in ſolchem Betreff angeſtrebt hat, muß bei dieſer Erſcheinung in den Schatten treten. Wir ſehen hier den Diplomaten in [illegible] ſittlichen Gehalt, in der überall den [illegible] [illegible], als aufmerkſamen Beobachter und treuen Berichterſtatter, als vorſichtigen und zugleich eifrig thätigen Unterhändler, der innerhalb der ihm geſetzten Grenzen alles Erforderliche [illegible], als [illegible], den [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von [illegible], dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Gleichwohl ist der hier [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] durch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wir haben die [illegible] [illegible] Zweck der Herausgeber vollkommen genug gefühlt und uns durch ihre Gabe zu dem [illegible] [illegible] [illegible] haben — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Mittheilungen [illegible], und wir hoffen, daß sie nicht [illegible] [illegible] werden. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mehr [illegible] [illegible].

Es muß noch erwähnt werden, daß der [illegible] Sammlung [illegible] ein kleines Bildniß beigefügt ist, in dessen Zügen [illegible] Charakter, den wir aus der Erzählung und den Briefen aufgefaßt haben, [illegible] [illegible] [illegible].

Ein Wort über Humboldt's Kosmos. Berlin, den 9. Mai 1845.

— Die Welt hat nun [illegible] [illegible] den [illegible] ersten Theil von Humboldt's Kosmos, und beschäftigt sich mit dessen mächtigem Inhalt, der freilich in aller seiner reichen Mannigfaltigkeit ganz zu bewältigen nur wenige [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] aber [illegible] [illegible], wie man die Welt und das Leben [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und das Buch ist so eingerichtet, daß niemand [illegible] [illegible] kann. Der erste Eindruck ist allgemein

Staunen und Bewunderung; die Macht der Schilderung entfaltet sich hier in dem großartigsten Gemälde, Stoff reiht sich an Stoff, Bild an Bild, Fülle drängt auf Fülle, und der unendliche Reichthum überfluthet dergestalt Sinn und Gemüth, daß der Leser fortgerissen wird, und bisweilen innehalten muß, um wieder zu Athem zu kommen. Daß eine streng wissenschaftliche Haltung sich mit so zu sagen [illegible] Wirkung verbindet, ist wohl noch nie so gewesen, und war nur dem wissenschaftlichen Künstler möglich, der hier den Ertrag eines langen arbeitsamen und [illegible] Lebens der Wissenschaft in einem Meisterwerk darbietet. Die eigenthümliche Schönheit und Lebendigkeit der Form giebt dem Werk einen Reiz und eine Kraft, welche selbst in denjenigen Gegenständen durchbrechen, wo sonst nur Zahl und Maß ihre todten [illegible] zu bringen pflegen. Wie das Werk gewirkt hat, [illegible] die Vorträge Humboldt's auf der Universität, und dann [illegible] für Hof und Stadt in der Singakademie gehalten, mit angehört, wird lebhaft durch das Buch an jene [illegible] Stunden erinnert; und [illegible] ist [illegible] von jenen Vorträgen sehr verschieden, er verhält sich zu denselben wie gediegene [illegible] zu glücklichen Improvisationen. Was dem Inhalte — gehört der eine [illegible] ganz und ausschließlich an — wird die Folge gar manches beschäftigen, während ganz [illegible] eben [illegible] der Fortschritt der Wissenschaft, [illegible] williger das [illegible] das [illegible] auf, als er selbst, der große Forscher und [illegible], der in seinem [illegible] Leben [illegible] so auch wissenschaftliche [illegible] genug [illegible], um zu wissen, wie [illegible] [illegible] ist, auf welchem man weiterschreitet, nicht der, auf dem man sich niederläßt. Aber mag der Stoff in der Folge gesichtet werden, sich anders ordnen, und neue Gebilde aufnehmen, dieses Buch wird kaum [illegible] veralten, sondern fortleben durch seine Kraft des [illegible], durch die Schönheit seiner Form und den Schwung seiner Gedanken, welche den Kern der physischen Welt mit der höchsten Blüthe der geistigen innig verknüpften; in Alexander von Humboldt ist so [illegible] Bemerkungen über Sprache, [illegible], [illegible] und [illegible], glauben wir Alexander auch Wilhelm von Humboldt noch fortleben zu sehen. Das Werk ist dem König mit einfachen und innigen Worten zugeeignet, eine Phrase, die dem in seiner Art einzigen Verhältniß des großen Gelehrten und des geistvollen Herrschers würdig entspricht, und beide Theile [illegible] ehrt.

Ein Gutachten über die Veranstaltung einer Ausgabe von August Wilhelm von Schlegel's sämmtlichen Werken.

(Auf einem Blatt.)

Berlin, [illegible] Sept. [illegible].

Ich habe den Katalog der von August Wilhelm von Schlegel hinterlassenen Büchersammlung durchgesehen und habe gleich Ihnen die [illegible] [illegible] zu [illegible], mit der er angefertigt worden. Er zeichnet sich besonders auch durch die [illegible] Angaben aus, die hier gar nicht zu erwarten waren, und [illegible] uns so angenehmer überraschen, nämlich durch ein [illegible] der [illegible] und durch die Fülle ſeiner ſämmtlichen Druckſchriften. Der Verfaſſer des obigen Verzeichniſſes, der ſein allerdings mühſames und von großen Schwierigkeiten bedrängtes Geſchäft mit umſichtigem Fleiße wacker durchgeführt hat, geſteht gleichwohl, daß ſeine Arbeit noch keine völlig abgeſchloſſene ſei. Das darf uns nicht wundern bei einem Schriftſteller, deſſen langes Leben eine Reihe von Wanderungen und Schickſalswechſeln und deſſen litterariſche Thätigkeit während eines mehr als fünfzigjährigen Zeitraumes in den mannigfachſten Formen und Sprachen den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Richtungen gewidmet war. Er ſelbſt, wie hier verſichert wird, beſaß nicht mehr alle ſeine Druckſachen in ihrer erſten Geſtalt, manche mochten ſogar ſeinem Gedächtniß entſchwunden ſein. Ueberdieß ſind die Schriften aus dem Anfange der romantiſchen Schule jetzt ſchon ſelten zu finden und dem heutigen Geſchlechte faſt unbekannt, wer kennt z. B. das „Athenäum", dieſe Zeitſchrift, an die ſtolzen Hoffnungen der litterariſchen Revolution geknüpft wurden, zu welcher damals beide Schlegel und ihre Frauen, Schleiermacher, Novalis, Tieck, Bernhardi und einige Andere vereinigt waren? Oder wer weiß jetzt von dem Eindruck und Erfolg der von Auguſt Wilhelm Schlegel in Berlin 1802—4 gehaltenen Vorleſungen? In gewiſſen Blättern hat ſich nur Anzeigen, keine Darſtellungen, erhalten in einer Zeit, wo Berlin eine ſeiner [illegible] Parteien gehabt, jene [illegible] und [illegible] iſt, der ganze Geſellſchaft ein [illegible] gewähr[illegible] Geiſtes Urkunde, ſowohl der damaligen geiſtigen [illegible] Berlins als der Bedeutung und Wirkſamkeit der Schlegel'ſchen Vorträge kaum recht an den Tag gelegt.

ein geschichtlicher Bestand nach unrichtiger und willkürlicher Einbildung abgewandelt werden? So las ich vor einiger Zeit irgendwo die mit kühnem Leichtsinn und keinem Beweise auftretende Behauptung, Ludwig Tieck sei in seiner frühesten Zeit mit Friedrich Nicolai und mit dessen Buchhandel verbunden gewesen! Er hatte den von seinem Vater in Grundsätzen und Lebensweise sehr abweichenden Sohn Karl August Nicolai zum Verleger, das ist alles! Doch an solchen einzelnen Mißgriffen ist nicht viel gelegen; nur bleibt es zu bedauern, daß ein so reicher und wichtiger Abschnitt unserer heimischen Entwickelungen schon so vergessen sein kann; ein sorgsamer Geschichtschreiber hätte für seine Kämpfe dort manche schöne unvergängliche Richtung finden können.

Auf meine Vergleichung zurückzukommen, so muß ich bemerken, daß ich denselben einstweilen nur wenig hinzuzufügen weiß, dagegen mehreres weggelassen finde. Einige Gedichte mögen noch, hier und dort in unscheinbaren Drucken gebracht, stehen, ein paar Erklärungen und Anzeigen aus den Zeitschriften sind gewiß noch aufzufinden; erheblicher und bestimmter aber ist der Aufsatz anzuführen: „Ueber einige tragische Rollen, von Frau von Staël dargestellt. An Madame Bethmann, geb. Flittner.“ Derselbe beträgt 18 Seiten, ist von „Weimar im April 1808“ mit „A. W. Schlegel“ unterschrieben und steht im „Berlinischen Damenkalender“ auf das Jahr 1809; ebendaselbst findet sich das Gedicht „An Ida Brun“, elf sechszeilige Strophen auf vier Seiten, nebst einer Vorbemerkung in Prosa von drei Seiten. Neben diesen Zusätzen finden aber mehrere Auslassungen statt.

Unter dem J. 1798 auch der ſchon durch ein Fragezeichen als unſicher vermerkte Aufſatz im „Athenäum“: „Ueber Goethe's Meiſter“, unzweifelhaft wegfallen, derſelbe iſt ganz beſtimmt von Friedrich Schlegel. Bei den ebenfalls im „Athenäum“ abgedruckten „Fragmenten“ ſagt das Verzeichniß, ſie ſeien zum kleinern Theil von Auguſt Wilhelm, und beruft ſich auf die ſpäter von dem Verfaſſer in die „Kritiſchen Schriften“ aufgenommenen. Jedoch iſt dieſe ſpätere Aufnahme nur als eine Auswahl zu betrachten. Ueberhaupt mag hier eine ſcharfe Trennung ſchwer durchzuführen ſein, und wie bei den Xenien Goethe und Schiller oft ſelbſt nicht mehr zu unterſcheiden wußten, von wem jedes Diſtichon ſei, ſo war auch in manchen der Fragmente der Antheil nicht nur der beiden Brüder, ſondern auch Schleiermacher's in einander gefloſſen; dieſer Letztere war nämlich ihr fruchtbarer Mitarbeiter. Bei einer Prüfung und Sichtung, die wir in Halle 1807 unter Schleiermacher's Augen verſuchten, war er dieſer Theilnahme gern eingeſtändig, und konnte ſich einige der gewichtigſten, ſchroffſten und für eine ſpätere Zeit anſtößigen Ausſprüche entſchieden beimeſſen, andere bekannte er als gemeinſchaftlich ihm und Friedrich Schlegel angehörig, wie eben die Einfälle und Ausdrücke auf geſelligen Spaziergängen, oder in Abendſtunden bei Wein und Thee, ſich dargeboten und vereinigt hatten; auch half er das Eigenthum der beiden Andern mit kritiſcher Vermuthung auseinanderſetzen, ſo viel dies überhaupt thunlich war; in meinem Exemplar des „Athenäum“ finden ſich noch am Rande die Zeichen der damals beliebten Unterſcheidung. Ob die „Beiträge zur Kritik der neueſten Litteratur“ im „Athenäum“ ganz von

Auguſt Wilhelm herrühren, möchte zweifelhaft ſein; bedeutende Stimmen verſichern, den Aufſatz habe größtentheils Auguſt Wilhelm's Frau, geſchiedene Böhmer und geborene Michaelis, verfaßt.

Bei dem J. 1802 kann das Fragezeichen bei dem „Sonett“ wegfallen, das Blatt erſchien in dieſem Jahre wirklich und ich beſitze davon den urſprünglichen Abdruck. In demſelben Jahre aber kam auch als Gegenſtück auf einem ganz kleinen Blatt das „Triolett“ heraus.

Die Angabe, Auguſt Wilhelm ſei Verfaſſer der in der „Jenaiſchen Litteraturzeitung“ 1806 erſchienenen Rezenſion von „Des Knaben Wunderhorn“, iſt mir nicht ſehr glaublich. Mir fehlt es jetzt an Gelegenheit, die Sache auf's Reine zu bringen. In den „Testimonia auctorum de Merkelio“, welche 1806 in Hamburg bei Adolf Schmidt herausgekommen, iſt nichts von Auguſt Wilhelm, als vielleicht das auch dort nur vermuthungsweiſe dafür geltende, und in unſerm Verzeichniß hier als zweifelhaft angemerkte Schreiben „An den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt“. Die im Verzeichniß in Frage geſtellten „Variationen“ ſind von Bernhardi, „Meiſter und Lehrling“ und „An Garlieb Merkel“ von Wilhelm Neumann, „Offenbarung“ von Adolf Schleſinger.

Im J. 1813 hat Auguſt Wilhelm wohl die geſammelten Proklamationen und Kriegsberichte des Nordheers nachträglich herausgegeben, aber ſchwerlich deren verfaßt. Seine Schreibart gefiel dem Kronprinzen von Schweden nicht, er fand ſie weitſchweifig und matt, und wies die ihm vorgelegten Entwürfe faſt immer zurück. Schlegel ſelbſt zeigte mir einſt während des Feldzugs mit Wohlgefälligkeit einen Abſatz — un passage — dem der Kronprinz in eins ſeiner Bülletins aufzunehmen gewürdigt; wie würde er ſich begnügt haben, des Abſatzes zu erwähnen, wenn er hätte Aufſätze anführen können! Ich muß alſo, bis zu näherm Beweiſe der Aechtheit, die Nummern 60—63 des Verzeichniſſes zur Streichung verurtheilen. Was die „Zeitung aus dem Feldlager" betrifft, ſo hat Auguſt Wilhelm keine Zeile dazu gegeben, die Aufſätze, welche wahrſcheinlich als die ſeinigen gemeint ſind — in Nr. 1, 2, 3, 15 — habe ich geſchrieben, der ich der Redakteur des Blattes und nebſt Pfuel der thätigſte Mitarbeiter war.

So viel über das Verzeichniß! Meiner alten philologiſchen Neigung müſſen Sie hierbei ſchon etwas zu gute halten. Es iſt aber in der That nicht gleichgültig, ob einem Autor etwas mit Rechte zugeſchrieben wird oder mit Unrecht, und ob wir den Umfang ſeiner Schriftthätigkeit gehörig überſchauen. Da grade jetzt eine Ausgabe der ſämmtlichen Schriften Auguſt Wilhelm von Schlegel's veranſtaltet wird, ſo ſcheint es zweckmäßig, an die litterariſchen Forderungen zu erinnern, zu denen das Publikum berechtigt iſt. Man ſpricht zwar von „Abfällen", die nicht zu den Werken gehören, und ich bin damit einverſtanden, daß nicht alles, was jemand geſchrieben, für die Oeffentlichkeit beſtimmt oder geeignet ſein kann: allein niemals darf zu dem Wegzulaſſenden das ſchon einmal Veröffentlichte gerechnet werden, auf dieſes hat der Autor ſelbſt kein Vernichtungsrecht, noch unterwirft ſich die Welt ſeinem Schwachſinne, wenn er ſeine vielleicht beſten Schriften verläugnet, noch den Rückſichten derer, die an ſeine Stelle treten und ihn nicht als den wollen erkennen laſſen, der er wirklich war. Nach Virgil's letztem Willen dürfte niemand mit Recht die Aeneis leſen, wir aber vergeſſen getroſt ſein Gebot, um ſein Werk nur deſto freudiger zu bewundern. Wenn man Niebuhr, wenn man Schleiermacher ihre polemiſchen Schriften nimmt, ſo entzieht man ihnen ihre kräftigſte Wirkſamkeit, ihre glänzendſte Erſcheinung. Wenn Friedrich von Schlegel bei ſeinen Lebzeiten in Wien ſeine geſammelten Schriften drucken läßt, ſo kann er freilich die „Lucinde“ nicht aufnehmen, noch ſeine frühern Aufſätze über Leſſing; aber iſt Friedrich Schlegel ohne die „Lucinde“ und jene Aufſätze noch Friedrich Schlegel? Man ſehe auch nur, was dieſe verſtümmelte Herausgabe für Fortgang, für Wirkung gehabt hat! Eben ſo würde es ſein, wenn man bei Auguſt Wilhelm zu ängſtlich verfahren, ſeine „Ehrenpforte“, ſeine „Niebuhriana“ weglaſſen wollte. Wir haben vortreffliche Muſter der Herausgabe an Luther's, an Leſſing's Werken. Dieſen Beiſpielen folge man.

Zwölfter Jahresbericht über das jüdiſche Waiſen-Erziehungs-Inſtitut zu Berlin, von Baruch Auerbach. Berlin, 1845. 8.

Mit antheilvoller Aufmerkſamkeit folg' ich ſeit längerer Zeit den Fortſchritten der im Schoße der hieſigen jüdiſchen Gemeinde, hauptſächlich durch den Eifer und die Bemühungen des Herrn Baruch Auerbach, gegründeten Waiſen-Erziehungsanſtalten. Der ſeit zwölf Jahren beſtehenden Anſtalt für Knaben hat ſich vor zwei Jahren eine eben ſolche für Mädchen zur Seite geſtellt, und die alljährlich erſcheinenden gedruckten Berichte aus der Feder des Herrn Auerbach geben über den Gang und Erfolg dieſer beiden Unternehmungen eine vollſtändige und klare, für die nächſten Theilnehmer gewiß belohnend-befriedigende, aber auch vielen entferntſtehenden Leſern ohne Zweifel erwünſchte Auskunft. Der ächt menſchenfreundliche Sinn, der ſich hier ausſpricht, die Sorgſamkeit der Aufſicht und Pflege, die Zweckmäßigkeit des Unterrichts, das Abſehn des Ganzen auf religiös-ſittliche und bürgerlich-praktiſche Entwickelung innerhalb der durch die Verhältniſſe ſelbſt beſtimmten Gränzen, alles dieß darf als muſterhaft gerühmt werden, und verdient die allgemeinſte Anerkennung.

Es könnte auffallen, daß bei der großen Wohlhabenheit, der reichen Bildung, dem entſchiedenen Ehr- und Gemeinſinn, durch welche die jüdiſche Gemeinde zu Berlin nun ſchon ſeit beinahe hundert Jahren ſich auszeichnet, und einen ſo angeſehenen, man könnte ſagen vornehmen Stand behauptet hat, doch erſt in ſo ſpäter Zeit daran gedacht worden, beſondere Anſtalten für die Waiſen der Gemeinde einzurichten. Allein es ſcheint, daß die frühern Verhältniſſe, bei enger gezogenem Kreiſe, in welchem die rühmlich bekannte Wohlthätigkeit der Einzelnen leicht und völlig ausreichte, jenes Bedürfniß kaum fühlbar werden ließen.

Seitdem daſſelbe jedoch hervorgetreten, wie ſchnell und ergiebig zeigten ſich da die willfährigen Leiſtungen, die glücklich eingreifenden Thätigkeiten! Ein Jahrzehnt kann für ſolche Werke nur erſt als Anfang gelten, und doch hat ſchon dieſer kurze Zeitraum die beſten Früchte gebracht. Die Knabenanſtalt, in vollem Gedeihen, ſteht bereits auf ihrem eignen feſten Boden, und die jüngere Anſtalt für Mädchen darf hoffen, nach einigen Jahren ſolcher Förderung, wie ihr bisher geworden, ebenfalls zu jenem erwünſchten Ziele zu gelangen. Die Zukunft ſolcher Stiftungen gegen die Wechſelfälle der äußern Umſtände durch eiſernes Beſitzthum einigermaßen zu ſichern, muß allerdings ein beſonderes Augenmerk bleiben, wodurch denn aber auch die Schwierigkeiten des Anfangs, wo zugleich dem Augenblick genügt und für die Zukunft geſammelt werden ſoll, grade die größten und mühvollſten ſind.

Doch iſt kein Zweifel, daß dieſes verdienſtliche, mit ſo reinem Sinn und ſo gutem Maß unternommene Werk ſchon ſo weit gediehen, um nicht mehr ſinken zu können. Die Hülfsmittel werden gewiß nicht fehlen. Der Eifer und das Talent des Stifters und Vorſtehers kommen hiebei weſentlich in Betracht; beide ſind jedes Lobes werth und entſprechen den Erforderniſſen auf das glücklichſte. Die Jahresberichte geben hievon unwiderſprechlich Zeugniß; auf den erſten Blick möchte in ihnen manches zu ſehr feſtgehalten oder herbeigezogen dünken, bei näherem Einſehen aber muß man erkennen, daß in jedem Gedanken, der hier mitgetheilt, in jedem Gefühl, das hier angeregt wird, ein guter Keim liegt, der dem Boden angemeſſen iſt und in ihm fruchtbar aufgehen muß.

Möge ein ſo treffliches Bemühen, ein ſo heilſames Wirken des fortdauernden Segens nicht entbehren, der in dem vereinten guten Willen der zunächſt Betheiligten ſich darzuthun hat; möge aber auch eine ſo achtungswerthe Klaſſe unſrer Mitbürger, gegen die noch immer ſo manches unſrerſeits gutzumachen bleibt, und die leider ſtets auch noch Beſorgniſſe der Zukunft zu tragen hat, hiebei der allgemeinen Zuſtimmung und Mithülfe ſich erfreuen! — Zum Beleg der obigen Angabe von dem ausgezeichneten Bildungsſtande der Berliner Juden ſei hier noch eine ſprechende Thatſache nebſt deren artiger Erklärung beigefügt.

Als die Franzoſen im Jahre 1806 nach Berlin gekommen waren, wo ſie bis gegen das Ende des Jahres 1808 blieben, hatten viele ihrer gebildeten Offiziere und Verwaltungsbeamten — unter ihnen Campan, Perregaux, Houdetot, Finot, Türkheim, Bujac, Canouville, Bribes und Andere — auch in angeſehenen jüdiſchen Häuſern Zutritt gewonnen, und konnten ſich über den feinen Ton, die Geiſtesbildung und den Geſchmack, welche in dieſen Kreiſen herrſchten, nicht genug verwundern. Wenn ſie darüber nun ihr Staunen ausdrückten, und auch wohl näheren Aufſchluß verlangten, woher und wieſo die Juden in Berlin vor allen andern ſolche Auszeichnung beſäßen, wußte Rahel ſie gleich und völlig zufrieden zu ſtellen, indem ſie ihnen ſagte: „Je m'en vais vous l'expliquer: les Juifs de Berlin sont les Juifs de Frédéric le Grand.“ Das verſtanden ſie, und nun war ihnen alles klar. Rahel aber hatte mit dem bündigen Worte nicht nur einen ſchlagenden Witz, ſondern auch die richtigſte Wahrheit geſagt.

Allerdings kann man den Einfluß Friedrich's des Großen auch hierin nie zu hoch anſchlagen. Denn, ohne daß er die Juden als ſolche begünſtigte, kam ihnen alles zu Gute, was ſeine aufgeklärte, kräftige, und trotz mancher rauhen Formen im Kern ſtets menſchenfreundliche Regierung in allen Klaſſen für Geiſteserhebung, für

Gerechtigkeits- und Ehrenſinn wirkte. Wir dürfen wohl ſagen, daß die große ſittliche Erſcheinung Moſes Mendelſohn's, ihre hohe Stellung und ihr unermeßlich förderliches Beiſpiel, nur unter einem ſolchen Könige zu ihrer Geltung gelangen konnten.

Deutſche Sprache.

Bei der Sprachverhandlung, welche vor kurzem in der Allgemeinen Zeitung Statt gefunden, bin ich ein paarmal genannt worden, und es darf mir daher wohl erlaubt ſein, den dort aufgeſtellten Anſichten und Urtheilen einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die Reinheit der deutſchen Sprache betrifft, ſo ſtimme ich in Grundſatz und Ausübung den Sprachverſtändigen vollkommen bei, welche den Fremdwörtern nicht allen Zutritt verſperren, ihn aber doch möglichſt beſchränken, und nur in den Fällen geſtatten, wo irgend ein Bedürfniß ihn rechtfertigt. Eine unbedingte Reinheit erzielen zu wollen, hieße das Weſen der Sprache und den allgemeinen Zuſammenhang menſchlicher Bildung verkennen; die den Völkern vererbten Sprachantheile ſind ſchon vom Anbeginn gemiſcht, und können ſich einer fortgeſetzten Aufnahme fremder Einflüſſe auch im Verlaufe des Lebens nicht erwehren, denn kein Volk ſteht ſo feſt in ſich ſelbſt begründet, keines kann ſich einer ſo abgeſchloſſenen Bildung rühmen, daß nicht neue Sachen und Begriffe und folglich auch neue Bezeichnungen von außen zu ihm eindrängen, ihm angeſchmeichelt oder aufgenöthigt würden. Hierin jedes Uebermaß abzuwehren, iſt eine ſtets erneuerte Aufgabe für unſere Wachſamkeit. Jedoch läßt ſich eine feſte Gränze allgemein hiebei nicht ziehen, ſie wird für verſchiedene Perſonen immer verſchieden ſein, ja für dieſelbe Perſon verſchieden, je nachdem Sinnesart und Bedürfniß, Stimmung und Gelegenheit wechſeln. Ein Kriegsmann wird im Dienſt nach wie vor ſeinen „Rapport“ machen, der ſich ihm, wenn er Kriegsgeſchichte ſchreibt, billig in einen „Bericht“ verwandelt. Oft auch ließe ſich das Fremdwort allenfalls umgehen, aber mit zu mühſamer Anſtrengung und nicht ohne einigen Verluſt an Natürlichkeit und Bedeutung. So habe ich wohl hundertmal das widrige Wort „Intereſſe“ vermieden, aber dann doch plötzlich einmal gebraucht, weil es zu nahe ſich aufdrängte, und grade das leiſtete, was eben nöthig war. In wiſſenſchaftlichen Mittheilungen ſind die Fremdwörter ohne die qualvollſte Ziererei gar nicht auszuſchließen, wie denn ſelbſt Jakob Grimm die grammatiſchen Bezeichnungen der Lateiner, und Humboldt im Kosmos die mathematiſchen und phyſiſchen Ausdrücke aus dem Griechiſchen beibehält, wiewohl grade dieſer letztere Schriftſteller, ſobald er in freier Eigenheit und in geiſtigem Schwunge redet, als ein hoher Meiſter des reinſten, lebendigſten und kraftvollſten Deutſch erſcheint. In der Sprache der Geſellſchaft, der vornehmen Welt — man geſtatte doch dieſen Wortgebrauch — wird ein buntes Sprachgemenge noch lange den Platz behaupten. Noch beſtimmter wird ſolches vom Staate feſtgehalten. Unſere „Regierungen“ ſelber ſollten billig andere Namen annehmen, — bei Tauler findet ſich anſtatt „regieren“ das freilich kaum noch herzuſtellende „reichnen.“ Den ſüddeutſchen Ländern iſt manche gute Bezeichnung verblieben, welche den norddeutſchen fehlt, dort wird noch

„Tagfahrt" angeſetzt, „Amtseigenſchaft" anſtatt offiziellen Karakters, „Gant" anſtatt Konkurs gebraucht, „Vermögensſtock" anſtatt Kapital, „Gegenſchreiberei" anſtatt Kontrolle, und vieles andere, was allgemein anzunehmen wäre. Der arme Schriftſteller aber kann allein gegen die Macht und den Zug des allgemeinen Lebens nichts ausrichten! Was iſt zu thun, ſo lange das Gewicht der Macht noch großentheils auf die Seite der Ausländerei fällt? Wenn die Obrigkeit nicht ein neues Amt, eine neue Behörde, ſondern ein neues „Bureau" errichtet? Wenn ſelbſt in unſern Tagen die Väter einer großen Stadt für Bürger eine „Reſſource" gründen, und die Staatsbehörde den ſich vom Vaterlande nennenden Deutſchkatholiſchen den fremden Namen „Diſſidenten" aufnöthigt? Wer mag die Ueberfülle alter barbariſcher Bezeichnungen aufzählen, von denen unſere Verwaltung, Rechtspflege, und beſonders unſer Kriegsweſen ſtrotzt? Iſt es doch faſt ein Wunder, daß wir uns die „Landwehr" und die „Eiſenbahn" gerettet haben, und nicht dafür „Miliz" und „Railway" ſagen müſſen!

Nach der Reinheit kommt die grammatiſche Richtigkeit in Betracht. Hier aber öffnet ſich ein unendliches Feld der Erörterung! Wie wenig ſteht hier feſt, wie unſicher und ſchwankend ſind ſelbſt die Grundſätze, nach denen zu verfahren wäre! Alles iſt hier noch in gährender Lebensbewegung, und was der Eine befeſtigen möchte, wirft der Andere ſogleich wieder um. Kein Anſehen kann hier entſcheiden, und auch die ſprechendſten Gründe ſind nur inſofern gültig, als nicht noch andere, tiefere gefunden werden. Die Sprachlehre von Heyſe iſt gewiß ein fleißiges, vorzügliches Werk, aber manchen ihrer Annahmen oder Ausſprüche muß ich widerſtreiten. Seit vielen Jahren wird in Schulen die Unterſcheidung von „ahnden“ und „ahnen“ gelehrt, und ſie iſt falſch, da nur „ahnden“ richtig beiderlei Bedeutung umfaßt. Wer entſcheidet, ob es „ſtehenden Fußes“ oder „ſtehendes Fußes“ heißen ſoll? Die beſten unſerer Schriftſteller wechſeln darin, ein und derſelbe gebraucht beide Formen dicht neben einander. Ein Beiſpiel, wie auch die größten Sprachgewaltigen einſeitig in Irrthum gerathen können, liefert Friedrich Auguſt Wolf: ihm war der Ausdruck „mehrere“ verdrießlich, er führte dafür das beſſer klingende „mehre“ ein, und mit ſolchem Erfolge, daß noch heutiges Tages viele Schreiber dieß feſthalten, und eine berühmte Druckerei in Leipzig aus ihren Preſſen um keinen Preis „mehrere“ hervorläßt; aber mich verlockte das Anſehen des geliebten Lehrers dennoch nicht, ich ſchrieb nach wie vor in alter Weiſe; nach vielen Jahren bemerkte er dieß gelegentlich, und richtete verwundert deßhalb eine Frage an mich; ich antwortete: „Ich weiß, Sie wollen „mehre“, aber das ſchreib' ich nie!“ — „Ich *auch* nicht mehr“, verſetzte er vertraulich lächelnd. — Bei Jakob Grimm findet ſich: „Indeſſen iſt ſich auf dieſe Arbeit nirgends zu verlaſſen;“ ich will dieſe öſterreichiſch-landſchaftliche Sprachweiſe nicht verwerfen, aber fremd klingt ſie uns, und ich würde ſie nicht gern gebrauchen. Das vielgetadelte „Gefolgt von ſeinen Miniſtern“ findet ſich bei Wilhelm von Humboldt, und mich dünkt es zuläſſig, und mit Gründen zu vertheidigen, ſo wie auch „geholfen“ — man ſagte noch zu Leſſing's Zeit: „Ich helfe dich.“ Einen „gedienten“ Offizier wie „unterhabende“ Truppen ſeh' ich mit Wohlgefallen, während Andere ſich darüber entſetzen, wie über den „koſtenden" Preis oder eine „vorhabende" Reiſe, wobei denn ſelbſt eine „frohe" Nachricht und eine „gewohnte" Bewegung etwas verdächtig werden. In ſolchen Dingen müſſen wir uns die weiteſte Freiheit vorbehalten, vor allem aber neben der Wiſſenſchaft das Gefühl und Gutdünken zu Rathe ziehen. Laſſen wir doch nur ja nicht manche glückliche Eigenarten uns durch Kleinmeiſterei rauben! Nicht allein ſolche Redeweiſen, wie dieſe von Novalis: „Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem ſie nippte und mit vielen Dankſagungen hinwegeilte", wovon auch Goethe mehrere Beiſpiele hat, oder dieſe von von Leſſing: „Das warſt du nicht vermuthen", können mit Fug gelten, ſondern auch ſolche, wie „Wenn das Glück eines Menſchen ſich mit des andern ſeinem durchkreuzt!" — welches der ehrliche Michael Ignaz Schmidt unbefangen ſagt, oder wie es im volksmäßigen Spruche heißt: „Das thu' auch keinem andern nicht", was Friedrich Schlegel ſogar in erhabenen Terzinen anbringt: „Die von nichts nicht wiſſen;" hievon etwas zu verwerfen, hieße unſern Sprachſchatz engherzig mindern.

Als entſchieden fehlerhaft iſt jede Redewendung anzuſehen, bei welcher der Sinn leidet. Der Sinn ſoll klar, faßlich, angenehm ſich darlegen. Unglücklicherweiſe fließen im Deutſchen manche unklare und zweideutige Wendungen nur allzu leicht aus der Feder, und es wird oft unmöglich ihnen auszuweichen. Der Mangel von Kaſusendungen verurſacht nicht ſelten die peinlichſten Schwierigkeiten; ein männliches Hauptwort, das allein den Accuſativ unzweifelhaft angiebt, wird dann zu einem ſchätzbaren Fund, auf den man doch wieder verzichten muß, wenn die Sache durch ein weibliches oder ſächliches ſchärfer ausgedrückt wird. Unklar iſt es ausgedrückt, wenn Heeren ſagt: „Dieſe ſtreitige Oppoſition war ſchlimmer als eine legitime, weil ſie die Regierung zu gewaltſamen Maßregeln führte, ohne ſie durchſetzen zu können.“ Wer ſetzt hier nicht durch, die Oppoſition oder die Regierung? Ungeſchickt iſt folgende Zuſammenfügung in dem Werk über die Kawiſprache: „Man fand es bald nothwendig, bald bequem, Sanskritwörter, auch über die Zahl derer, die ſchon in die gewöhnliche Sprache übergegangen waren, theils wegen ihrer Bedeutſamkeit, theils wegen des ſchönen dichteriſchen Klanges, oft gewiß aber auch bloß aus dem Hang die fremde gelehrtere und vornehmere Sprache einzumiſchen, nebenher aufzunehmen.“ Die beiden Infinitive gehören verſchiedenen Sätzen an; es wäre leicht geweſen den letzten Infinitiv früher, etwa nach „Klanges“, einzureihen; aber freilich iſt es dem Geiſte der deutſchen Sprache durchaus gemäß, daß die Sätze nicht ſowohl auf einander folgen, als vielmehr einander umfaſſen. Schwerfällig und unnöthig ſagt Niebuhr: „Das Glaubliche und Unglaubliche ſeiner angenommenen Geſchichte iſt faſt gleich ſehr verdächtig“, das „ſehr“ iſt hier überflüſſig; wir drücken das „wenig“ nie in dieſer Weiſe aus. Wenn derſelbe Schriftſteller ſagt: „Eine lebensvolle Fülle“, ſo bemerkt man leicht, daß eine „lebendige“ oder „belebte“ hier beſſer geweſen wäre. Außer dem Sinn hat unſtreitig auch das Ohr ſein Recht geltend zu machen. Wir wollen uns nicht einbilden, allen Mißklang aus unſerer Sprache verbannen zu können, die Härte mancher Zuſammenſetzungen iſt unbezwingbar, und wenn unterweilen der natürliche Redelauf uns in widrige Häufung deſſelben Konſonanten oder

Vokals führt — was aber auch die Alten nicht ganz vermeiden, wie z. B. Ovidius ſagt: Lenius invicti si sit mihi Caesaris ira — ſo müſſen wir ſeufzend uns wohl darein ergeben; allein wenn ein neuerer Schriftſteller einen Abſatz anhebt: „Von da ab aber“, ſo haben wir ihn gewiß einer ſtrafbaren Achtloſigkeit anzuklagen. Es verſteht ſich übrigens, daß auch der Tadler ſelber den Sprachſünden, die er rügt, darum nicht minder unterworfen bleibt, ja es gehört zu ſeinem Recht ſie nöthigenfalls begehen zu dürfen!

Ich muß ſchließlich noch des Vorwurfs erwähnen, den man Goethe'n — und auch mir — wegen des häufigen Gebrauchs des Superlativs machen will. Hiebei hat die Grammatik, meines Erachtens, nicht mehr mitzuſprechen; es handelt ſich hier mehr um die Anſicht und Auffaſſung, die allerdings eine gewiſſe Willkür geſtatten, als um die Sprachform; wenn ich die Sache ſuperlativ ſehe oder fühle — meinetwegen auch nur ſo ſehen oder fühlen will — ſo iſt es nur richtig, daß ich ſie auch durch den Superlativ ausdrücke. Hierin mag ein Mißbrauch Statt finden, wie dieſer auch Statt findet in dem häufigen Gebrauch des Wortes „bequem“ in einem ſpätern Zeitraum bei Goethe, oder in der übermäßigen Wiederkehr des Wortes „heiter“ bei Steffens, allein eine Sünde gegen die Sprache läßt ſich darin nicht annehmen. Ein großer Staatsmann, der unſere Sprache in ihrem Weſentlichen gleich den erſten Meiſtern handhabt, ſagte mir einſt, er komme höchſt ſelten in den Fall, den Superlativ zu ſetzen, weil er meiſt finde, die Sachen ſeien nicht von der Art, ihn zu erfodern; ganz richtig, für ſeine Anſicht, auf ſeinem Standpunkt; aber das kann

Andere nicht hindern, ihrer andern Auffaſſung auch andern Ausdruck zu geben; wir haben ein Gutes, aber auch ein Beſtes, ſogar ein Allerbeſtes; Cicero ſagt: maxime liberalissimus, worüber indeß der Einſpruch großer Philologen gehört werden muß.

Wenn man aber Goethe'n wegen ſeiner Sprache tadeln zu müſſen glaubt, ſo ſollte man dabei ſtets die Geſammtleiſtung dieſes größten unſerer Schriftſteller, dieſes nach Leſſing größten Förderers unſerer Sprachbildung im Auge haben. Ein Hauptvorzug der von ihm herrührenden Bereicherung unſers Schatzes iſt die Stille und Ruhe, mit der ſeine Gaben in das Gemeingut übergingen; er zimmerte und künſtelte nicht, außer ganz zuletzt, und auch da nur mäßig und mit geſchickter Hand. Als wirklich muſterhaft ſind, meiner Ueberzeugung nach, überhaupt außer ihm nur die wenigen Schriftſteller noch zu rechnen, in deren Sprache Freiheit und Geſetz einander die Hand bieten, die Natürlichkeit des Ausdrucks die wenigſte Gewalt erleidet, und dem Wort ſich der Sinn am lebendigſten entwindet. Ich will dieſe Schriftſteller nicht aufzählen, nennen aber beiſpielsweiſe Schiller, Herder, Friedrich Auguſt Wolf, Georg Forſter, Fichte, Friedrich und Auguſt Wilhelm von Schlegel, Tieck, Gentz, Wilhelm und Alexander von Humboldt. Berlin, im Januar 1846.

Deutſche Biographien. 1. Ein Bild aus den Oſtſeeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, 1846. 2. Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellſtab. Berlin, 1846.

Aus jenen entlegenen baltiſchen Ländern, woher noch im Jahr 1550 an die deutſchen Brüder der Ruf um

Schuz und Hülfe erging, ſchallt längſt kein ſolcher mehr herüber; Livland, in ſeinen Nöthen damals von Kaiſer und Reich verlaſſen, mußte ſich andern Mächten anſchließen, und gelangte zulezt, nach wechſelvollen Geſchicken, zu dem feſten Beſtand ſeiner jezigen Verhältniſſe. Seit jener Zeit haben alle Bande des äußeren Zuſammenhangs mit dem deutſchen Reich aufgehört, aber darum nicht die des innern Zuſammenhangs: die Bande volksthümlichen Bewußtſeins und geiſtiger Verwandtſchaft dauern fort. Daher wir mit Recht aufmerkſam ſind auf die Zeugniſſe dieſer Gemeinſchaft, auf die guten Botſchaften und treuen Grüße, die uns aus jenen Ländern öfters noch in Litteratur und Wiſſenſchaft zugeführt werden.

In dieſem Betracht kann nicht leicht eine Gabe willkommener und bedeutſamer ſein als das eben erſchienene Buch „Ein Bild aus den Oſtſeeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, bei Duncker und Humboldt 1846.“ Durch eine würdige, edel und kräftig ausgebildete Perſönlichkeit wird hier das eigenthümliche Leben jener uns ſo mannigfach anſprechenden Landſchaften dargeſtellt, und zugleich unſer heimiſches Leben in ſeinen reichſten Beziehungen berührt und hervorgehoben. Andreas von Löwis, ein Sprößling jener glänzenden Ritterſchaft der baltiſchen Länder, und deßhalb, ungeachtet des auch ſchottiſchen und franzöſiſchen Blutes in ſeinen Adern, dem Sinn und Bewußtſein nach völlig ein Deutſcher, trat anfangs in ruſſiſchen Kriegsdienſt, und ſuchte ſpäter auch in die Verwaltung des Staates nüzlich einzuwirken, allein es mißglückte ihm in beiderlei Laufbahn, und er beſchränkte ſich leicht, ſeine großen Talente und ſeine fruchtbare Thätigkeit dem engern Kreis ſeiner nähern Umgebung und Heimath zuzuwenden. Seinem Triebe nach freier Bildung folgend, war er, ſobald die Thronbeſteigung des edlen Kaiſers Alexander die Wege dahin wieder geöffnet hatte, auf deutſche Univerſitäten gegangen, zuerſt nach Jena, dann nach Heidelberg. Sein Studentenleben erſcheint in allem Zauber einer ſchönen und genialen Jugend. Hervorragend durch Geſtalt, Geiſt, Muth und Gewandtheit, beherrſcht er bald einen großen Kreis, er iſt das Haupt ſeiner Landsleute und der Schrecken aller Raufbolde; ſeine Kraft und Geſinnung lenken aber von wilder Rohheit ab, und er ſelbſt giebt das Beiſpiel hoher Wiſſenſchaftlichkeit. Jena war damals berühmt wegen ſeines Burſchenlebens, dem aber auch eine ungemein geiſtige Aufregung zur Seite ging. „Jena zuerſt, ſagt unſer Verfaſſer, öffnete ſeine Hörſäle den Vorträgen der drei tiefſten Denker, die aus Kant's Schule herſtammen — ein Ruhm, den ihm keine der übrigen Univerſitäten ſtreitig macht. Jede derſelben mag ihre Vorzüge haben, aber Jena war der Punkt, in dem die Strahlen, die von Königsberg ausgingen, zuerſt in Maſſe zündeten. Nachdem Fichte die neuen Wahrheiten verkündet, trat hier Schelling auf, welcher durch die Blitze ſeines wunderbaren Geiſtes Bahnen, die vor ihm Andere kaum betreten, aufdeckte und erhellte, und Jung und Alt unwiderſtehlich mit ſich fortriß.“ Löwis gehörte zu ſeinen eifrigſten Zuhörern und Anhängern, und ſchrieb auch bald ein Buch „Vom Leben der Erde“, worin er den Anſichten der Naturphiloſophie huldigte.

Der Aufenthalt in Jena führte einen Jüngling von Löwis' Art und Auszeichnung auch zur perſönlichen Bekanntſchaft mit Goethe, Schiller, Wieland und andern großen Geiſtern, deren Widerſchein ſtets, am meiſten aus ſolchen Fernen, als ein froher Lichtſchimmer uns begrüßt. In Heidelberg ſetzte er ſeine Studien in eigenthümlicher Richtung fort, und zugleich ſtellt der Karakter ſich in feſter Entſchiedenheit dar. Dem Naturleben von frühſter Jugend innig vertraut, wirft er ſich mit Leidenſchaft auf die Forſtbotanik, daneben wendet er den eifrigſten Fleiß auf die Muſik, und nicht minder rufen die Vorkommniſſe des Tages ihn lebhaft zum Handeln auf. Neben Johann Heinrich Voß, Achim von Arnim und Clemens Brentano blitzen auch Börne, Jochmann, Fräulein von Günderrode aus den Lebensfluthen jener Zeiten erfreulich hier auf. Börne's Heftigkeit beim Spiel, Jochmann's ſeltſamer Kriegsdienſt im franzöſiſchen Heere ſind Züge, welche ein Sammler von Nachrichten nicht unbeachtet laſſen wird, ſowie auch dem künftigen Biographen Goethe's willkommen ſein mag, von der Oſtſee her zu erfahren, daß ein nachheriger Prediger daſelbſt, Guſtav von Bergmann, ein vortrefflicher Fechter, in Leipzig dem mitſtudirenden Goethe als jungem Fuchs ſogleich den Arm gezeichnet!

In das Vaterland heimgekehrt, und von einer Anſtellung im Forſtweſen, wie ſchon angedeutet worden, ſchnell zurückgeſchreckt, widmete Löwis ſein Leben dennoch, und nur um ſo ungehinderter, den Richtungen, zu welchen ihn Neigung und Kenntniſſe hinzogen. Er wohnte im Sommer meiſt auf dem Lande, den Winter in Riga und ſpäter in Dorpat, wohin auch der Sitz der livländiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft verlegt wurde, als deren erwählter Sekretär er einer mannigfachen vielverzweigten, für das ganze Land ſegensvollen Betriebſamkeit den großen Schwung und Erfolg zu geben wußte. Ueber ſeine Bemühungen für die Landwirthſchaft im allgemeinen und für die Schonung und Pflege der Wälder insbeſondere, ſeine Arbeiten zur Verbeſſerung der Bauerhäuſer, zur Veredlung der livländiſchen Pferde, ſeine dieſen Gegenſtänden gewidmeten Vorſchläge und Schriften, müſſen wir auf das Buch ſelbſt verweiſen, ebenſo in Betreff des großen Unternehmens einer trigonometriſchen Vermeſſung Livlands und einer hierauf begründeten ſorgfältigen Karte; nicht ohne bewunderndes Staunen erſieht man, mit welchem Aufwand von Koſten und Opfern, in wie langen Jahren, unter welchen Mühen, Schwierigkeiten und Verdrüſſen, durch welch ausdauernden, in hundertfältigen Aufgaben zerſplitterten aber nie ermüdeten Eifer dieß preiswürdige Werk endlich zu Stande gebracht worden. Sehen wir, daß derſelbe Mann auch die Vorzeit ſeiner Heimath zu bearbeiten verſucht, und überhaupt nichts verſchmäht hat, was dem Leben um ihn her Gedeihen und Förderung geben konnte, ſo dürfen wir durch ihn wohl an unſern Möſer erinnert werden, ohne deßhalb die Vergleichung auf die ſonſtigen Eigenſchaften erſtrecken zu wollen. Von ſeinen auch im Alter noch fortgeſetzten ernſten Studien, ſeinen mathematiſchen Arbeiten, ſeinem Zeichnen und Malen, ſeiner Freude an Hegel's Philoſophie der Geſchichte, von ſeiner Theilnahme für die Weltereigniſſe, ſeinen Anſichten und Geſinnungen, ſeinen Liebhabereien und Grillen, ſeiner tiefen Herzensneigung und ſpät erſt möglich gewordenen Heirath, ſeinem vieljährigen durch heftige Erkältung verurſachten traurigen Siechthum und im Jahr 1839 erfolgten Lebensende finden wir ausreichende, unſern Antheil lebhaft erweckende

Nachrichten. Die Auszüge aus Briefen, welche dem Verlauf der Erzählung eingeſchaltet werden, geben dem Bilde ſchließlich die untrügliche Gewähr urkundlicher Wahrheit.

Was die Darſtellung im Ganzen betrifft, ſo möchten wir ſolche Faſſung für meiſterhaft erklären. Der Verfaſſer, rühmlich bekannt als Forſcher und Lehrer, hat hier eine Aufgabe gelöſt, die er durch ſeine Löſung als eine von ihm auf die höchſte Stufe gehobene erkennen läßt. Bei ſolcher Lebensſchilderung reichen die Sorgfalt und Kunſt, die dem eigentlichen Gegenſtand gewidmet ſind, nicht aus, das Hauptverdienſt beſteht in dem allgemeinen Standpunkt und freien Ueberblick, aus welchem jener betrachtet wird. Der Zuſammenhang aller Lebensgebiete muß innerhalb des gegebenen Rahmens kund werden, das Zeitalter ſelbſt und die geſammte Weltanſchauung in dem Bilde ſich gleichſam bethätigen. Dieß geſchieht im vorliegenden Buch. In ſeiner ſchlichten, maßvollen, durchaus anmuthigen Darſtellung hat der Verfaſſer das ganze Lebensverhältniß der Dichterperſonen nach ihrem innerſten Gehalt ausgedrückt und die wichtigſten Fragen der Zeit in helles Licht geſtellt. Wir ſehen durch ſeine ruhige Mittheilung anſpruchsloſer Thatſachen eines ſtillen Privatlebens die große Bewegung der Völker- und Staatenwelt aufgeſchloſſen, und lernen manche edle Erſcheinungen derſelben klar in's Auge faſſen. Wie Maß und Einfalt im Allgemeinen den Stoff beherrſchen, ſo waltet im Einzelnen der Behandlung eine milde lebenswarme Anmuth, ein inniges Verſtändniß auch des Geringſten und Entlegenſten. Das Ganze ſchwebt in gleichmäßig heiterer Höhe dahin. Ein ſchöneres Denkmal als dieſes ein Denkmal von [illegible] durch eine Freundeshand errichten hätte [illegible] nicht werden können.

* * *

Wir müssen mit dieser Anzeige nothwendig eine andere verbinden, [illegible] nicht minder [illegible] Gestalt und ausführlich, das in Berlin bei Trautwein neuerlich erschienene Buch: „Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellstab.“ Ludwig Berger war ein bedeutender Tonkünstler, in der Kunst wie im Leben von eigenthümlichem Gepräge. Nach beiden dieser Richtungen bedurfte er einer geschickten Hand, und sie hat wahrlich nicht gefehlt, die [illegible] und die [illegible] sind vortrefflich zur Vollendung gebracht. Die Biographie eines Künstlers muß billigerweise mehr als jede andere durch einen Fachgenossen geliefert werden. Bei Kriegs- und Staatsmännern, selbst bei Gelehrten, liegen die Thatsachen ihres Verdienstes deutlicher vor Augen, in bestimmter Gestalt und in bestimmter Geltung; bei den Künstlern aber [illegible] diesen Gehalt, welchen ihre Werke dem unmittelbaren Eindruck liefern, und da deren Biographisches genug weiß, wenn überhaupt doch nicht [illegible] Stoff finden kann, so muß eine kundige Hand Einsicht in [illegible] durchbringen, und [illegible] der weiteren Bestimmung und [illegible] ein Urtheil gezeigt werden, der sie hat und mit ihr spricht. Dies findet man bei unserm Buche glücklich erreicht. Niemand wird dem Verfasser absprechen, daß er in die Erkenntniß und Ausbildung der Musik eingeweiht ist, daß er deren Geschichte und neueste Entwickelung überschaut. Vielleicht dürfte Jemand seinen Tadel nicht immer gelten lassen, jedoch wo er lobt, wird man ihm gern beistimmen. Hier ist [illegible] der Fall

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]“

[illegible]

[illegible] Sie hat eine wichtige wissenschaftliche Stellung [illegible], sie hat ihre guten Zwecke wirklich verfolgt, [illegible] [illegible] Wir können auf das [illegible] mit Befriedigung zurückschauen, wir können mit Ehren das Feld verlassen. Das [illegible] [illegible]"

„[illegible]

[illegible]"

Es ist bekannt, daß die Jahrbücher gleichwohl damals nicht geschlossen wurden, sondern zu erscheinen fortfuhren, nach einiger Zeit aber wirklich jene Veränderung erlitten, die man ihnen am Ende des Jahres 1839 [illegible] nachgesagt hatte. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich keinen kleinen Theil mehr an ihnen habe. Ruge.

* * *

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Achter Band.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

[illegible] DER
UNIVERSITÄTS-
[illegible] MÜNCHEN

Vorwort.

Der vorliegende achte Band der „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's war ſchon, bis auf einige Kritiken aus neuerer Zeit, die er ſpäter hinzufügte, ſeit einer Reihe von Jahren druckfertig; er ſchob die Veröffentlichung nur deshalb ſo lange hinaus, weil perſönliche Rückſichten auf Zeitgenoſſen ihn dazu beſtimmten. Es war ſein Wille, daß erſt entweder nach dieſer, oder nach ſeinem eigenen Tode dieſe „Denkwürdigkeiten“ an's Licht treten ſollten. Nach ſeinem Dahinſcheiden wurde mir, ſeiner Nichte, die ehrenvolle und zugleich wehmüthige Pflicht ſeinem Auftrage gemäß, die Herausgabe zu übernehmen.

Berlin, im März 1859.

Ludmilla Aſſing.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Ungarn. 1809. 3
Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810 10
Wien und Baden. 1834 69

Perſonen.

Voltaire in Frankfurt am Main. 1753 173
Auguſt Ferdinand Bernhardi 285
Karl Müller 291
Karl Guſtav Freiherr von Brinckmann 310
Ludwig Tieck 356
Goethe beim tollen Hagen 369

Kritiken.

Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung. Leipzig, 1846. 8. 375
Muſenalmanache für 1830 380
Prinz Moritz von Naſſau-Siegen. Von Dr. Ludwig Drieſen. Kleve und Leipzig, 1846. 8. 398
Goethe's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erſter Theil. Düſſeldorf, 1846. 12. 400
Beiträge zur franzöſiſchen Geſchichte. Von Dr. Karl Georg Jacob. Leipzig, 1846. 8. 405
Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit. Von Moritz Carrière. Stuttgart und Tübingen. 1847. 8. 411

Seite
Gedächtnißrede, gehalten am 3. Auguſt 1847 von Auguſt Böckh. Berlin, 1847. 4. 416
Pſychorama eines Scheintodten. Leipzig, 1847. 8. 421
Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig, 1847. 8. 424
Aus Karls von Noſtitz Leben und Briefwechſel. Dresden und Leipzig. 1848. 8. 428
Blick in das Innere einer Königsfamilie. Memoirs of the reign of George the second etc. By John Lord Hervey. London, 1848. 2 Vols. 8. 431
Histoire de la Révolution de 1848. Par Daniel Stern. Premier Volume. Paris, 1850. 8. 440
Die Preußiſche Revolution. Von Adolph Stahr. Zweite Auflage. Oldenburg, 1851. 2 Thl. 8. 445
Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuſkript. Berlin, 1851. 8. 448
Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolph Stahr. Oldenburg, 1852. 2 Bde. 8. 450
Dichteriſcher Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. Leipzig, 1853. 2 Bde. 8. Vorrede. Anzeige. 457. 462
Alſatia. Herausgegeben von Auguſt Stöber. Stuttgart, 1853. 8. 468
Schiller's Geiſtesgang. Gedächtnißrede von Dr. Ludwig Eckardt. 1853. 4. 471
Voltaire und ſeine Feinde. 1853. 474
Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. Erſter Theil. Zweite Auflage. Oldenburg, 1853. 8. 475
Mont-Revêche. Par George Sand. 1853. 2 Vols. 480
Waſhington. Eine Vorleſung von Dr. E. von Stockmar. Braunſchweig, 1854. 8. 481
Erläuterungen zu den deutſchen Klaſſikern. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena, 1855. 12. 487
Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunſchweig, 1855. 4 Bde. 8. 492
Verirrt und Erlöſt. Roman von Max Ring. Gotha, 1855. 2 Bde. 8. 493
Torſo. Von Adolph Stahr. Braunſchweig, 1854, 55. 2 Bde. 8. 495
Goethe's Fauſt. Andeutungen von Dr. Ferdinand Deycks. Frankfurt am Main, 1855. 12. 499

Seite
Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, 1855. 8. 502
The life and works of Goethe. By G. H. Lewes. London, 1855. 2 Vols. 8. 504
Litteraturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Erſter Theil. Braunſchweig, 1856. 8. 506
Geſchichte der franzöſiſchen Nationallitteratur von der Renaiſſance bis zu der Revolution. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856. 2 Bde. 8. 509
Voltaire und Rouſſeau in ihrer ſozialen Bedeutung dargeſtellt von Jürgen Bona Meyer. Berlin, 1856. 8. —
Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt am Main, 1856. 3 Bde. 8. 512
Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, 1856. kl. 8. 517
J. M. R. Lenz und ſeine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Eduard Dorer-Egloff. Baden (in der Schweiz), 1857. 520
Sueton's Kaiſerbiographien, verdeutſcht von Adolph Stahr. Stuttgart, 1857. 2 Bdchn. 522
Briefwechſel zwiſchen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, 1857. 524
Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebniſſe von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. 1857. 8. 527
Die Nonne und Dichterin Hroswitha 529
Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1857. Erſter Band, mit ſieben Bildniſſen. Zweiter Band mit ſechs Bildniſſen. 532
Daſſelbe. Dritter Band. Mit fünf Bildniſſen. 8. 545
Ruſſiſche Familienchronik. Von S. T. Akſakoff. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Sergius Raczinski. Erſter Theil. Leipzig, 1858. 8. 547
Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette. Ein Beitrag zur Deutſchen Hof-

Seite
und Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena, 1858. 8. 551
Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleſke. Berlin, 1858. Erſter Band. 8. 554

Rahel.

Rahel Levin und ihre Geſellſchaft. Gegen Ende des Jahres 1801. 563
Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin, im März 1830 595
Rahels Bild 631
Rahel. Brief an Varnhagen von Enſe. Von Guſtav Freiherrn von Brinckmann 639
Madame de Varnhagen. Par le marquis de Custine .. 685
Ueber Rahels Religioſität. Von einem ihrer ältern Freunde 713
Rahels Theater-Urtheile 765

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau.

1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohl empfohlen, machte ich noch am Abend einen Beſuch bei dieſem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie ſich leicht erkennen ließ, vertrauliche Geſellſchaft dort verſammelt. Der Hausherr war ein Mann von Geſinnung und Verſtand, ſeine Naturwüchſigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus ſeinem Munde in einer Weiſe gemiſcht, die ich ſpäterhin bei manchen ſeiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politiſche Lage der Dinge, denn dieſen nächſten Gegenſtand alles damaligen Geſpräches hatte meine Erſcheinung ſogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von geſundem Sinn und guter Einſicht, aber da ſie einer troſtloſen Wirklichkeit keine phantaſtiſchen Hoffnungen laſſen wollte, ſo erregte ſie meinen Widerſpruch, der ſich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreiſe meiner halliſchen und berliniſchen Freunde gelten konnten, hier aber als fremd und ſonderbar auffielen. Natürlich wollte ich den Krieg fortgeſetzt wiſſen, ſprach von Möglichkeiten, welche den Anweſenden nur Träume ſchienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den öſterreichiſchen Ländern, ſondern auch in den norddeutſchen, der Erzherzog Karl, meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er daſſelbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entſchieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzoſen daſelbſt, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache anſehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meiſten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Anſichten zu beſtreiten. In der That fühlte ich die Widerſprüche, in die ich gerathen war, und dachte ſchon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, ſie ſahen auf die thatſächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältniſſe, und ſahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzloſen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindſeligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, ſie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeiſterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging ſo weit zu behaupten, die Franzoſen ſelber hätten im Anfange der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volksaufſchwunges gegen alle Wahrſcheinlichkeit und Erwartung die tapferſten, eingeübteſten Heere und die erfahrenſten Feldherren beſiegt. Das Geſpräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachſten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter dieſen vornehmen Ungarn auch Freunde der franzöſiſchen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiſer Napoleon am ſtärkſten haßten, während Andre, im Haſſe jener Freiheit, ſchon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das franzöſiſche Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleons ſprach ein Anweſender ohne Scheu, rühmte ſeine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Luſt ſein, unter ſolch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrſchte die größte Freiheit der Meinungen, und niemand wurde wegen der ſeinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und ſchien willig zu vergeſſen, daß ich öſterreichiſcher Offizier, wie ich es ſelber wohl ein wenig vergaß. Als es ſpät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Geſellſchaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartier, und ſuchte mir unterwegs noch manchen Aufſchluß über die eigenthümlichen Verhältniſſe, Anſprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erſtenmale, daß Napoleon ernſtlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oeſterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Feſtetics wirklich die ungariſche Königskrone angetragen, von dieſem aber eine ſtolze Abweiſung erfahren habe. Was ich über den Zuſtand der Dinge am Hoflager des Kaiſers Franz, über den Karakter dieſes Herrſchers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden

Behörden und die ganze Heerführung zerriſſen, und die alles Große und Gute ſchlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es ſchien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher ſo flammenden Hoffnungen traurig zuſammenſinken. Ich erfuhr ſeinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz ſei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günſtige Erwähnung deſſelben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieſes Umſtandes noch immer ſehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit friſchem Vorſpann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raſchheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz luſtige Fahrt, welche den Eindruck der geſtrigen Geſpräche bald verwiſchte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantiſchem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau ſah ich die erſten ſtreitbaren Schaaren öſterreichiſcher Truppen und alle Eindrücke des Tages von Wagram wieder, wobei mir ein ſchon völlig heimiſches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeiſter Fürſt von Reuß-Plauen hatte hier ſein Quartier. Die Truppen des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfere Fürſt empfing mich auf das gütigſte, beſtätigte mir, daß mein Oberſt Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, ſondern wegen ſeiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentſchin ſei, und wollte mich bis zu deſſen Rückkehr bei ſich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der

Mittagstafel, zu der ich noch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalſtabe zum Nachbar, den Baron d'Aſpre, der ſich ſogleich mit mir in's Geſpräch einließ, aber auch mit den andern Anweſenden rechts und links und gegenüber leichte und raſche Reden wechſelte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, ſondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreiſt vortrug, nahm ich Gelegenheit ſeine Angaben zu berichtigen. Er ſah mich verwundert an, und gab zu verſtehen, er ſei nicht gewohnt, daß man in ſolchen Dingen ihm widerſpreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, ſo meinte er mich dadurch in größern Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des öſterreichiſchen Heeres zu nahe. Dieſe Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter öſterreichiſchen Generalen und Offizieren, ſehr gefährliche, doch ſollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Abſprechen deſſelben ſchon längſt mißfallen, genug ich fand unerwartete Zuſtimmung, und zuletzt that der Fürſt ſelber den beruhigenden Ausſpruch, was ich geſagt, ſei keiner Mißdeutung fähig und eine geſchichtliche Thatſache dürfe nicht geläugnet werden. Nach dieſem Scharmützel, der doch zu viel Aufſehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch ſpäter zu allerlei Anſpielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und ſetzte meine Reiſe über Tyrnau nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Fluſſe Waag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartieren beiſammen ſtand.

Der Empfang der Kammeraden war überaus herzlich, und der einſtweilige Kommandant des Regiments, Oberſtlieutenant von [illegible], ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweiſen; der Brief war den ſämmtlichen Offizieren vorgeleſen worden, und galt für ein Muſter guten Ausdrucks; „gleichſam in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchſtem Werthe ſtand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperſchaft, der er angehörte, überzugehen ſchien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles ſeit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwiſchen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesfolge mich in Anſpruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beſchränkte, in ihren Leiſtungen und Geſchäften langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung eingeſchloſſen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marwitz zuſammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unſer Genoſſe, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müſſen, wollten nicht ganz auf ſie verzichten. Dieſe Enge war ſehr beſchwerlich, beſonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu ſchreiben wünſchte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien ſein konnte, fand ſich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienſtliche Geſchäfte vor dem Hauſe abgethan, darauf Spaziergänge und Beſuche gemacht; wir ritten in die Nachbarſchaft zu einigen Gutsleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen verſuchten.

welches doch nur den Vornehmsten und Adeligsten gelang, denn diese Fräulein waren roh und ähnlich gleich den Bauerdirnen, nur Einfalt und Hochmuth hatten sie vor diesen voraus, und erschienen dadurch noch um so unleidlicher. Ein paar Ausflüge nach Teplitz zu dem Kirchen von Maria-Schein ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, desselben wenig in der Erinnerung. Oft besuchte ich das Ufer der Elbe; der reißende Strom bildete seine wallenden Flächen durch meine Gebirgsgänge, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine malerische Aussicht erhielten, wo mächtige Weidenbäume theils entwurzelt am Boden lagen, theils in noch frischem Schimmer üppig grünend aufstanden; in dieser Einsamkeit, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den starken Naturschönheiten erfrischte, verbracht' ich meine besten Stunden, oft in süßer Wehmuth, oft auch in heilsamer Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter dem Zweigen eines umgestürzten Weidenstammes, der wie ein Denkmal der Wehmut über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich vom Vater noch bei mir führte, und steigerte das Andenken der Freundin so zur Gegenwart, daß ich mit ihr Gespräche zu halten, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; dann kehrte ich heiter gestärkt heim, und meine Kameraden, die mich zufriedener und heiterer sahen, meinten mit Recht, ich möchte in der Nähe ein Geheimniß anlockenderer Zusammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch besondern Wunsch erschlossen sei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und suchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, so viel als möglich angekommen, so daß ich selbst bei der größten Geschicklichkeit der Maske und des Gewandes, doch im Ganzen als ein guter Kamerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Persönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine so vorherrschte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies' ich entschieden von mir ab, und nahm eine gewisse feindliche Stellung gegen sie. Einen Abend bei dem Stadtmusikdirektor ein jüdischer Kreis gekommen war, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurde, in Scherz und Lachen nach der Musik [illegible] und bürgerlicher Gesang angestimmt wurde, so verlegt' ich gern allen Besuch, und sang die [illegible] Strophen des Beranger'schen Liedes „[illegible] [illegible]" [illegible] [illegible] ein, als wär' es etwas von [illegible] selbst; und von Inhalt der [illegible] Romane, der auch der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetischt wurde, um mir zu zeigen, daß in dem [illegible] doch auch, wie sein [illegible] Weg [illegible] erwarten ließ, einige Geschichte ist, erzählt ich [illegible] ganz [illegible] und ließ mir nicht merken, wie schlecht mir es anmutete; an die mehr [illegible] als ritterliche Politik und Gesellschaftsleben hatte ich mich schon gewöhnt, und die ehemaligen politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß Viele allem hier vollkommen gleichgültig, viele Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Offizieren und Bürgern gut genug ausfüllten. Allein es gab andere Gestalten, die mir nicht erlaubten, meine Verachtung zu verbergen, sondern mich zwangen, mich mit herauszustellen. Der [illegible] Hauptmann des Regiments, Namens [illegible], hatte

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zur Sprache, wenn auch mit andern Gesichts- punkten und mit andern Rücksichten. Ich [illegible] [illegible] [illegible] des gemeinen [illegible] [illegible] haben. [illegible] [illegible], wie in Oesterreich [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Welt als lange [illegible]. In [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Oeſterreich eben in voller Blüthe und auch dieſer Arzt war ihr ergeben. Wir waren bald Freunde und geſellig und ich verſtändigte mich leicht mit ihm. Seinen Bemerkungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zuſtimmung zu geben. Ein Verſuch that die beſte Wirkung, und die beginnende Beſſerung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schickſals mich, der ich die Wenigen ſtatt der Maſſen erwählt hatte, inmitten der Maſſen doch wieder auf die Wenigen warf. Aber ich ſollte dieſe Ironie bald noch ſchärfer empfinden!

Die Generale in Cypern hatten die Beſchreibung des Oberſten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungeſunden Klima nach dem beſſer gelegenen Cypern gebracht würde. Vergebens ſtellten wir Einſpruch, der Oberſt ſelber wünſchte in Cypern zu ſein, und die Stabsoffiziere entſchieden, ſeinem Wunſche und dem Verlangen der Generale ſich nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verſchlimmerte ſich der Zuſtand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der im Klima blieb, übernahm ein Unterarzt, ein freundlicher, waſſerer Mann, der ſich in Cypern befand, die Kur, mit natürlich angemeſſener Arznei, die ich vorläufig billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberſtabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei mir ein, that die üblichen Fragen, erſtattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann von Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müſſe. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, ſchob den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen

Mittel und verſchrieb andere, weit ſchwächere. Der Kranke phantaſirte, merkte aber doch, daß ein anderer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er ſichtlich ſchlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, ſo erlaubte ich mir, dem Oberſtabsarzte einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er ſeine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorſtellte, wie anmaßend und unſchicklich es ſei, daß ein Zivilarzt ſich in ärztliche Sachen miſche.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand ſprechen wollte, der unten vor dem Hauſe auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigem Ausſehen, ſagte mir mit kurzen Worten, er ſei der General Freiherr von Wimpffen [illegible], unſer Diviſionär, und habe vom kommandirenden General Grafen von [illegible] den Auftrag, mich zur Rede zu ſtellen und mir ſtreng zu unterſagen, in die mediziniſche Behandlung meines Oberſten eigenmächtig einzugreifen, wobei er in eigenem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich ſolle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberſt ſei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchſt geſchätzt, was ſich mit dem [illegible] Manne nicht ungeſtraft verſcherzen ließe, und wenn ſeine Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um ſeine Geneſung, ſchloß er ſeine Ermahnung, denn wenn er ſtirbt, ſo weiß ich nicht, wie Sie der ſchweren Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General ſchon von

Wagram her und als einen unſerer tapferſten und gebildetſten Anführer. Ich hatte ihn ausreden laſſen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiderte ich doch mit möglichſter äußerer Ruhe: wenn der Oberſt an dieſer Krankheit ſtürbe, ſo würde ich dies als ein ſo großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich ſonſt beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde geneſen, und geſchähe das nicht, ſo wäre nicht ich, ſondern der Eigenſinn und Dünkel des Oberſtabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und deſſen Takt und Kenntniß ich für äußerſt gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einſicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm ſelbſt und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen ſei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht heimlich noch leichtfertig, ſondern in der Noth der Umſtände, und dabei mit ſicherm Bewußtſein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberſtabsarzt nur ſchwache Mittel anwende, mit denen ein ſolches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden ſei es vielleicht zu ſpät, und ich ſei entſchloſſen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieſer Nacht Moſchus und Kampher zu geben, weil ich wiſſe, daß dieſes die rechten Mittel ſeien, dies hätte ich auch ſchon, weil ich der Verantwortung nicht feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweiſe mein Urtheil beſtätigt, und wie auch die Arzneien verſchafft habe; ich ſchloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewiſſen befreit und die Lage der Dinge dargelegt, müſſe ich mich gänzlich der höheren Entſcheidung überlaſſen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, ſo würde die nächſte Viertelſtunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieſer Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewiſſen ſie ſtärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängſtigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt ſah. Ich fühlte, daß ich Urſache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichſte Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hauſe, und ſtanden auf Augenblicke ſtill, während welcher der General mich mit durchforſchenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außerordentliche Umſtände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit raſcher Umſicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, ſo zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewiſſen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein ſchlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menſchen faſt unmöglich machen würde. — Mit beſtürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwiſchen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entſchluß wankte nicht, und ich gab die ſchon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht ſtören, daß auch noch der Kommandierende, Graf von Sommariva, mich zu ſich auf das Schloß beſchied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals von Wacquant mir doch deſſen Warnungen nochmals einſchärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Doſis auf Doſis folgen, unter größter Anſpannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte die Kriſis, die Krankheit war überwunden, die glücklichſte Herſtellung in Ausſicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle ſchädlichen Einflüſſe abzuwehren, nicht nur ſolche, die der Zufall und der ſehr eigenwillige Kranke ſelbſt herbeiführen konnte, ſondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienſt anſprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweiſe den Oberſtabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maſchka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufſichtigte die weitere Geneſung.

Dieſe ſchritt jedoch überaus langſam vor; wir waren im tiefſten, unfreundlichſten Herbſt, die Wohnung eng und ſchlecht, es fehlte an allen Unterſtützungen; auch die Generale hatten Szered verlaſſen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in ſo manchen Fällen ſehr vermiſſen. Wir hatten Quartier bei einem katholiſchen Pfarrer, der nebſt einer Schweſter, die ihm ſein Hausweſen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Laſt ertrug, und jede kleinſte Gefälligkeit verſagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweiſe befand ſich außer der Dienerſchaft des Oberſten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter dieſen Umſtänden uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Buſch, und war von Köln am Rhein gebürtig, alſo eine Art Landsmann von mir und dem Oberſten. „Laßt mich nur machen!" rief er, „ich bin aus einem erzkatholiſchen Ort, ich will gut kölniſch mit den Leuten reden; mögen ſie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht ſparen!" Wie er es angefangen, bleibe dahingeſtellt, genug er ſetzte ſich bei dem Bruder in Anſehn und bei der Schweſter in Gunſt, ſchaltete in der Küche nach Belieben, ſorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam ſeine Bemühung zu ſtatten. Das Eine hatte er ſich ausgebeten, daß er ſich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Liſten und Anſchlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte, als er zum Regimente zurückkehrte, anſtatt des Haſelſtocks wirklich das ſpaniſche Rohr. —

Wie die Kräfte des Oberſten nur etwas zunahmen, wuchs auch ſeine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeſchäfte zu führen, wollte den Stand der politiſchen Angelegenheiten wiſſen, ereiferte ſich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, ſo dachte er den Dienſt auf eine Weile zu laſſen, nach Piſa zu reiſen, und in den dortigen Bädern ſich von Wunden und Krankheit zu erholen, ſo wie des Unglücks der Zeit zu vergeſſen. Ich ſollte ihn auf dieſer Reiſe begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn ſchmeichelhaft beſchäftigte, ſeinen Angehörigen mittheilen, beſonders auch ſeiner Schweſter, der Fürſtin von Solms-Lich, die er zur Mitreiſe zu bereden wünſchte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Oberſten völlig verwaiſt; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von ſeinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon ſagte, wollte er ſie ſprechen, forderte die Stabsoffiziere zu ſich, und warf ſich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über ſein Vermögen ging. Dieſe Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zarteſten Rückſichten, und es fügte ſich von ſelbſt, daß die Laſt der Dinge hauptſächlich auf mich fiel, ſei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzuſetzen, oder eine Thätigkeit in ſeinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies ſich vorzüglich in dem gränzenloſen Zutrauen, das er mir nun ſchenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich daſſelbe rechtfertigen konnte, ſondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und ſeiner Willensmeinung konnt' ich wohl ſchriftliche Geſtalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherſtehenden geradezu an mich verwies, und ihnen ſagte, ſie ſollten nur nach meinem Ermeſſen thun, ſo mußte dieſe Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichſten Verwicklungen ausſetzen.

Mein Verhältniß zu dem Oberſten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Anſprachen und Geſuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweiſen waren. Sogar Stabsoffiziere ließen ſich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünſchen förderlich ſein möchte. Ablängnen konnte dieſer ſeinen Einfluß nicht, denn der Oberſt ſelber ſagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günſtiges Zeugniß oder Empfehlungsſchreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, ſo ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen ſich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geſchickteres geſehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „ſowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Geſuche, die ich dem Oberſten zur Unterſchrift nicht vorlegen wollte, ſondern auf die Zeit ſeiner völligen Herſtellung verwies. In den Tagen, wo ſein Zuſtand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, in Auftrag des Oberſtlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzuſtellen, es ſei zuverläſſige Nachricht eingegangen, daß in Ausſicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchſter Befehl alles Avancement einſtellen werde, da ſei es dringend nöthig, für dieſen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberſt würde außer ſich ſein, wenn er ſpäterhin ſähe, daß dies verſäumt werden, von ihm aber müſſe die Sache ausgehen, ſeine Unterſchrift ſei durch keine andre zu erſetzen, nun ſeien zwei Lieutenantsſtellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieſer Beförderung genießen, der eine ſei von Rechts wegen der dienſtälteſte Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erſt von ſeiner bei Znaym empfangenen Wunde geneſen, der andre möchte ich ſelber ſein, an dem zwar nicht die Reihe ſtehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung dieſe Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte, was der nächſtfolgende Fähndrich, dem ich mich vorſchieben ſollte, für ein Mann ſei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen iſt! Aber leider zwei Stellen ſind nur offen!“ Ich ließ mir die ſchon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelaſſenen Namenlücken aus, und ging zu dem Oberſten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um ſeine möglichſt feſte und deutliche Unterſchrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, ſahen dieſe mit Erſtaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich verſicherte ſie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erſcheinen, denn wenn ich dieſe Umſtände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kammeraden benutzt hätte, ſo würde ich ſtets die Augen haben niederſchlagen müſſen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbſtverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um ſo mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichſte Pflicht und wahrhaftig ohne den geringſten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Abſehen ein ſolches Aufſteigen in den unterſten Graden nicht als ein ſo großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erſcheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieſer Stufenfolge lag. —

Unſer Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, beſonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam: daſſelbe auf den langſamen Herbſt- und Wintermärſchen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberſt ruhig dem bisherigen Kommandanten überlaſſen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher ſogar die freundliche Aufforderung, ſich demnächſt in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einſtweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den erſten etwas ſonnigen Tag, uns mit gehöriger Vorſicht in dieſe Stadt überzuſiedeln, wo wir leidliches Quartier und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu leſen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte ſich einiges ſtädtiſche Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünſchenswerth machte. Unter andern fand ſich ein Schachſpiel, und der Oberſt freute ſich, mir darin überlegen zu ſein und ſich als mein Lehrmeiſter zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Beſuchen; ich ſah hier den Oberſten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerſt an Bentheim gewieſen hatte, und mich nun beglückwünſchte, daß ein ſo gutes Verhältniß entſtanden ſei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erſcheinung, er wußte ſeine Laune und ſoldatiſche Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelaſſenheit; auch der General von Wacquant fand ſich zu einem Beſuch ein, wobei er mich zwar beſondrer Aufmerkſamkeit würdigte, aber doch jede Anſpielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichſam als grauſe ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals ſchweben geſehen: ſein Beruf zur Diplomatie, in welcher ſeine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege ſich hervorgethan, wurde in ſolchen Zügen auch bei geringen Anläſſen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgeſpürt, und wünſchte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen: jedes Geſpräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußt' ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberſt überlaſſen, der an Marwitz das ausgezeichnetſte Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhafteſten Eindruck machte. Die militairiſchen Ereigniſſe, die politiſchen Ausſichten wurden gründlich und geiſtreich beſprochen; inmitten der traurigſten Demüthigung, die der unglückliche, ſchmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit geſenkten Fahnen in geſchwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverluſt, dem auch alles vorräthige und noch zu erſchwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeſchwächte Kriegsmuth ſchon wieder Handſchlag auf neue Waffenentſcheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oeſterreich erholt ſein, und ſein Heer auf's neue in's Feld rücken: den Frieden könnten wir uns als Waffenſtillſtand gefallen laſſen. Auf welchen Umwegen ſich dieſe Vorherſagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Oberſten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue

Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen ſteigen wollte, ereignete ſich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erſte und einzige, ſeit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in dieſem Neſte hier traf! Ein ſolcher Augenblick iſt nicht zu ſchildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und laſen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloſer Verehrung für Rahel erfüllt ſah, etwas geheim zu ſein brauchte. Der Oberſt geſtand, unſre Ergriffenheit überſteige ſein Verſtehen, von ſolchem Verhältniſſe habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun ſehe er wohl die Wirkung, aber das müſſe ein wunderbares Weſen ſein, dem wir vereint ſo anhingen. —

Auch den Oberſten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geiſt und Gemüth lebhaft anſprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einſtimmig beſchloſſen, für ihn den Thereſienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schluſſe des Feldzugs Statt finden ſollte, ihr Anſuchen eingereicht. Die Regel dieſes Ordens beſtimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angeſprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entſchluſſe ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entſtanden ſei. Beide Bedingungen waren erfüllt, ſowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6., bei welchem der Oberſt verwundet worden war. Seine Anſprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchſten Generale, und beſonders durch das gewichtige und höchſt günſtige des Erzherzogs Karl, auf das bündigſte begründet. Wenn man weiß, was der Thereſienorden im öſterreichiſchen Heere bedeutet, ſo begreift man wohl, daß dieſe Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigſter Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu ſchreiben; mir lag die Beſchäftigung mit dieſer Sache ſehr an, und ich freute mich ihrer als wär' es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Anſprüche auf den Thereſienorden, und auch ihm ſucht' ich nach Kräften förderlich zu ſein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anſtürmen der Franzoſen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generaliſſimus aus der Mitte von vier Franzoſen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeſchlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergeſtochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatſache; zweifelhaft konnte nur ſein, wie hoch man den Werth dieſes Heldenſtücks anſchlagen würde. Der Hauptmann ſelbſt rechnete nicht ſehr auf den Orden, aber um ſo ſichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, ſo weit es jetzt geſchehen konnte, in Ordnung und Bereitſchaft gebracht war, kam endlich die längſterſehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleons die Feſtungswerke geſprengt worden waren. Ergrimmt über ſolches Verfahren, aber doch froh, nun endlich die Hauptſtadt frei zu wiſſen, beeilten wir die Abreiſe, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne ſonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Nach dem Wiener Frieden.

Wie ganz anders jetzt bot Wien ſich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenſchein verlaſſen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes der zu gefallen ſuchte, — aufgeregt in den Anſprüchen des Tages und geſpannt in Erwartung der nächſten Zukunft; jetzt, in Dunſt und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entſchieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überſchauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unſelig bedroht durch deſſen nächſte Folgen, — das waren in der That ſtarke Verdunkelungen des vorher ſo hellen Bildes! Die Augen wurden zumeiſt beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerriſſen und geſtürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältniſſen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückſtrömte und immer tiefer ſank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge, Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, ſuchte die Verſtimmung auch den Gegenſatz auszubeuten, der zwiſchen den Dagebliebenen und den Wiederkehrenden ſich finden ließ: dieſe warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich geweſen zu ſein, worauf die erſteren mit der Anklage antworteten, daß ſie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg ſo ſchlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiſer Franz in Wien eingetroffen und hatte durch dieſe ſchnelle Wiederkehr die Einwohner freudigſt überraſcht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergeſſen; man frohlockte, den geliebten Herrſcher wiederzuſehen; man drängte ſich ihn zu ſehen, ihm auf alle Weiſe zu bezeigen, wie er geliebt ſei, wie ſein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerſt öffentlich erſchien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatſchen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaiſers mußten ſeine Kräfte beinah erſchöpfen. Ich war ſehr nah, und ſeine ſchmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der ſie vom Ernſt in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernſt überſprangen, denn der Anlaß zu ſolchem Wechſel erneuerte ſich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel“, worin der Anſpielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürſten genug vorkamen, die von den Zuſchauern mit Leidenſchaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeiſterung erregten. Niemand ſchien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne mit dem Geſchicke des Kaiſers doch auch bittre Gegenſätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles deſſen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben ſchien die Bürger zu beſeelen, mit dem Kaiſer war ihnen Muth und Zuverſicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeiſterung für den Kaiſer laut wurde, deſto bitterer äußerte ſich zugleich der Grimm und Haß gegen die Perſonen, welche, wie man behauptete, ſeiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geſchadet hatten; in demſelben Maße, wie der Herr geprieſen, wurden ſeine Diener verwünſcht. Durch den langen Aufenthalt der Franzoſen war ein Geiſt des Widerſpruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher ſo nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchſten Namen war verſchwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier ſchon in der Menge hin und her wogten.

In dieſer Atmoſphäre, welche ſowohl die höchſten als die unterſten Kreiſe durchdrang, ſchien kein ſonderliches Behagen zu hoffen, und die ſonſtige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberſt, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, ſondern nach Beſorgung der nothwendigſten Geſchäfte die Reiſe nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gaſthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die beſten Zimmer noch von Franzoſen beſetzt waren, die mit den öſterreichiſchen Behörden noch allerlei abzuſchließen hatten. Die erſten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unſre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die öſterreichiſchen Offiziere die Uniform nur im Dienſte zu tragen pflegten. Nun begannen wir unſre Beſuche zu machen, jeder die ſeinigen, manche auch zuſammen.

Die Häuſer Arnſtein, Pereira, Eskeles, fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in dieſen Kreiſen die herrſchende Unzufriedenheit ſich ausſprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Beſonders war Frau von Arnſtein leidenſchaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzoſen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oeſterreicher, denen ſie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklicheren Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem ſolchen Anlaſſe, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß ſie verſtummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzoſen, die ich dort früher geſehen, waren durch niemand erſetzt, am wenigſten durch Bartholdy, der in dieſen Kreiſen nun eine Hauptperſon war und in ſeinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichſten Anſprüche machte; daß er Geiſt und Kenntniſſe hatte, war ihm von allen Seiten zugeſtanden, daß er aber bei ſeiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen ſei und an Verſchwendung, Sittenfreiheit und Witzen den glänzenden Kavalieren gleichſtehe, wollte man nicht gelten laſſen; auch das politiſche Anſehen, welches er ſich zu geben ſuchte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Heimlichkeit abgethan, wo für fremden Theilhaber kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufſuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas ſpäter eintraf; auch ſie hielten ſich in beſcheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häuſern, mit denen ſie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte ſich in Friedrich von Schlegel die Tadelſucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnſtein noch überbieten, aber in ſeinen Äußerungen beobachtete er die größte Vorſicht, denn ungeachtet er ſchon damals ſeine eigenen Wege im Auge hatte und dem Gange der öſterreichiſchen Sachen oft gar nicht zuſtimmte, ſo ſchloß er ſich doch möglichſt an die Staatsbehörde an und ſuchte den Machthabern derſelben eine gute Seite abzugewinnen, die ſich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte ſeine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in dieſen von ihm abwich, wollte er auch ſeine Tagesmeinungen nicht mehr blosgeben und verhielt ſich ſchweigend, wenn ich, unbefangen und rückſichtslos, frei herausſagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geiſt und ſeine ältern Geiſteswerke, ſeine Gedichte, Fragmente, kritiſchen Forſchungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Öde, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig ſein mußte, denn er geſtand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringſte von ihm wiſſe, oder höchſtens ihn mit ſeinem

Bruder verwechſelte, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber ſei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfaſſer der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Dieſen berüchtigten Roman und das liederliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er hinterdrein zu thun doch gezwungen war, indem ſowohl er ſelbſt als auch die Bewegung der Welt ſich in entgegengeſetzter Richtung begeben. Nicht in eben ſolchen Ehren, wie ihn, konnt' ich ſeinen Bruder Auguſt Wilhelm halten, obſchon ich bekennen mußte, daß deſſen Meiſterſchaft und Glanz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieſer Zeit aus Coppet ein Brief von ihm einlief, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verſpottete die Verſchrobenheit und Wichtigthuerei, die aus ſeinem Briefe ſprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl ſelbſt über den Bruder ſich gern luſtig machte, aber dies doch höchſt ungern von Andern ſah.

Der preußiſche Geſandte Graf Karl von Finckenſtein, deſſen Bekanntſchaft ich nicht umgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, ſich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinſicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Anſprüchen auf höhere Bildung, eifrig und ſogar ausdrücklich in ſeiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aeſthetiſchen mochte er mit ſeinen angenehmen Eigenſchaften noch leidlich auskommen, im Diplomatiſchen dagegen, wo ſie auch am eifrigſten ſich verbergen zu können ſchien, war ſeine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der wichtigſten Kriſis war er unſchlüſſiger geblieben, als er einem Geſandten Preußens, ſelbſt niemals in der freilich ungünſtigen Lage ſeines Landes, erlaubt ſein konnte. Er hatte das Gefühl ſeines Mißgeſchicks, und allerdings trat ihm dieſes bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er fand wie außerhalb der diplomatiſchen Geſchäfte, welche ſonſt die widerwärtigſten Neuigkeiten, ſelbſt in Hardenberg's Vertraulichkeit Rath, und gab ſich dadurch nur noch mehr bloß. Früher war ihm einiger Ruhm der Kennerſchaft auch glücklich angerechnet worden, jetzt durfte dieſe nicht zu ſehr vortreten, denn gerade die diplomatiſchen Formen hatten die Aufgabe, im vollen Betrug den Schein freundſchaftlicher Verhältniſſe zu liefern. Von andern Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch ſich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über ſeine Lage, wünſchte ſich zurückziehen zu können, blieb aber doch in ſeinem Betracht ſehr achtlich. Der Gedanke in dieſen Unterredungen, doch überwiegend und für ein heiliges Staatsintereſſe ganz eingeprägten Charakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz ehrenvoll und glücklich hätte ſein können, durch den Zufall aber an zu große war gewieſen worden. Zum Ueberfluß hatte er auch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er ſich nicht zu entziehen wußte. Unter allen dieſen Umſtänden mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben! —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] gezogen hatten. Das Gespräch, das zum Theil [illegible] —

[illegible]

Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem Gedanken Beifall geschenkt, und da er selbst betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte [illegible] Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge nützlich werden; indeß war noch hierin kein Heil, die Sache mit der Zeitung litt Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andere Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin sich am liebsten Abends zusammenfand. Ich fand bei den [illegible] von [illegible] immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Geselligkeit war erhöht, der Ton war edler und traulicher. Mein [illegible] war im Grunde für [illegible] [illegible], und wenn es gelegentlich zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mit größter Freundlichkeit [illegible] wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen Wechsel in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, und der ununterbrochenen Gewohnheit, welche [illegible] im Zuschnitt der Beziehungen weiß, ihre [illegible] einmal gemacht hat und nun immer in [illegible] Spannung erhält; immer bleiben ein und dieselben [illegible] fort, so knüpfen sich die Fäden, die uns [illegible] nicht auch wohl einer ab, und man hat dann die der Wirthschaft immer erst wieder hervorzuholen, einzurichten. Wiewohl ich nun das Geheimniß der Geschäftigkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich früher gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Dienst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumt' ich den Fürsten von Ligne und die fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des besten Empfangs aus den mannigfachsten Bekanntschaften versichert war. Ich versäumte auch, mit nachtheiliger Reue, den berühmten östreichischen Geschichtschreiber von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tirol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Genz war nicht in Wien, sondern auf längere Zeit nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Körner's eben so wie mich anzog. Eine Künstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Billing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und dabei mit Körner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Maler aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ariſtokratiſchen Hauſe in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung ſtand, und einige andere Norddeutſche, die meiſtens in Wien noch nicht gefunden hatten was ſie ſuchten, kamen hier zuſammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte ſchwerlich vermuthet, daß die Meiſten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühſam durchgekämpft. Aber das Spärliche ſelbſt, eingeſchränkt und gemeinſam, wurde beinahe lieblich, es war ein ſtärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit geweſen wären, man ſcherzte über die vielen Treppen, die man hatte ſteigen müſſen, man ſpottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendeſſen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erſchwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte ſich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Rißing unterſtützten und ergänzten einander. Denn auch dieſer hatte, der ſich des Hauptſitzes norddeutſchen Humors als ſeiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefſinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satire. Sein durchaus gediegenes Weſen, die gründliche Redlichkeit, die ſich in all ſeinem Thun offenbarte, und die friſche Gluth, mit der ſein Herz für alles Gute ſchlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnſucht, der ſeine Laune und Heiterkeit ſtets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnen, wie nahe wir uns in der Folge ſtehen ſollten, und unſere innige Verbindung geſchah erſt ſpäter. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in dieſem kleinen Kreiſe nicht; ich ſah hier auch die beliebte Schriftſtellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, ſchlichte Frau, verſtändig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren perſönliches Weſen ſich in völliger Proſa darſtellte, und ein dichteriſches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und ſchön hervortrat.

Wie ſehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeſchnitten waren, ſo drang doch die Ankündigung der Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften, die nächſtens erſcheinen ſollten, früh genug bei uns ein, und ſetzte mich ſogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch ſobald es erſchiene, gleichviel ob erlaubt von der Zenſur oder verboten, um jeden Preis zu verſchaffen, denn ſolchen Schatz noch für die Reiſe nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigſte Angelegenheit. Er verſprach alles auf's beſte, und als die Abreiſe ſchon ganz nahe ſchien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zenſur ſogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragt' ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war ſo unverſchämt mir zu ſagen, er habe mir keines beſtellt, ſondern mich auf ſeine Liſte geſchrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranſtalte, der in drei bis vier Wochen fertig ſein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir geſpielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreiſe nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigſte. Da ſich der Anlaß fand, an Cotta zu ſchreiben, ſo ließ ich den abſcheulichen Vorfall mit einfließen.

war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vorgriff, zu dem Cotta nicht berechtigt ſein konnte, er hatte ſeinem Eifer und Zwecke jede Rückſicht geopfert, und mich ungebührlich bloßgeſtellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangene Ladung, die er auch ſtill hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anweſenheit der Franzoſen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der öſterreichiſchen Behörden ungeſtört fortgingen; man wollte die Verbreitung der erſten Schriftſteller der Nation doch nicht geradezu hemmen, und daß ſie durch Nachdruck geſchah, war ein Grund mehr ſie zu geſtatten, denn es galt noch ſehr die Anſicht, daß der Gewinn einheimiſcher Gewerbe unter allen Umſtänden zu fördern ſei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem ſpäten Nachmittage, als ich mit Bentheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fenſterſcheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erſchütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine ſo große Urſache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns beſſer belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtſamer auf das Ereigniß und auf unſre Empfindung dabei geweſen zu ſein; zu den nachdenklichen Betrachtungen, die bei ſolcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geſchichtchen ſeinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem erſten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tiſch zu ſtoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig ſeine Unſchuld, und als nachher die Umſtände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde beſtraft worden, was das Erdbeben verſchuldet hatte. Ein ſprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt. —

Die Reiſe nach Italien ſtand noch ſtets vor Augen, und mancherlei Verkehr wurde in dieſem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres ſchon größtentheils verfloſſen, ohne daß die Sachen zum Schluſſe kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde ſchon aufgegeben, und plötzlich ſtellten ſich der ganzen Reiſe unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Die Briefe aus Weſtphalen meldeten nur ungünſtige Vorgänge und immer trübere Ausſichten in der Heimath. Nicht beſſer lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwiſchen dort eingetroffen war; es gab Uebelſtände jeder Art, die zu beſeitigen, vielfache Anſprüche, die nur durch den Oberſten zu erfüllen waren; ſeine Anweſenheit wurde dringend gewünſcht, ja wurde durch die Umſtände faſt geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienſt, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufſichtigten Verwaltung, die überall im Kriegsweſen eintretende

Sparſamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Oberſten beſtimmen, ſich zuvörderſt zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demſelben als Haupt und Führer kräftig vorzuſtehen. Wir reiſten demnach in den erſten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.

Wien und Baden.

1834.

Mittwoch den 30. Juli nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Wien wohlbehalten an. Nach der empfindlichen Kälte der letzten Nacht, welche wir durchgefahren, hatte die Mittagsgluth nur um ſo wirkſamer auf uns gebrannt, und von Schlafloſigkeit, Hitze, Staub und Fahrgetöſe verwirrt und betäubt, war ich kaum im Gaſthofe zur Kaiſerin von Oeſterreich abgetreten, ſo eilt' ich in das wohlbekannte Dianenbad, die Schöpfung des Baumeiſters Moreau, um all jene Reiſelaſt von mir abzuwerfen. Dies gelang vortrefflich, und erfriſcht und ermuntert ſucht' ich nun vor allem meinen theuren General von Tettenborn auf. Wer ihn gekannt, erinnert ſich gewiß der liebenswürdigen Treuherzigkeit, deren Ausdruck in Blick und Wort ſo wohlthuend auf das Gemüth wirkte und ſogleich Zuneigung und Vertrauen gewann. Wir empfanden die innigſte Freude, ein Wiederſehen nach ſechszehnjähriger Trennung iſt um ſo bedeutender und anregender, je reicher die Zwiſchenzeit ausgefüllt worden. Ich hatte den unerſetzlichſten Verluſt erlitten, ſonſt waren die perſönlichen Verhältniſſe ziemlich dieſelben geblieben, auch die Anſichten und Meinungen großentheils, aber jenes Ereigniß lag ſammt den öffentlichen Geſchicken, die an und über uns hingegangen, wie dunkle Gebirgsmaſſen vor uns aufgethürmt. Unſer Austauſch kannte keine Gränzen, das Herz gab und empfing alles in gleicher Innigkeit, in den Weltſachen hatten unſre Mittheilungen noch weniger ein Geheimniß. Obſchon ich es ſchon wußte, war es mir doch wunderbar und rührend auf's neue zu ſehen, daß eine Natur wie Tettenborn's für eine ſolche wie Rahel's in dieſem Grade Liebe und Anerkennung hegte. Wir beſprachen alles ſie Betreffende bis in das Kleinſte, erinnerten uns der früheren Zeiten, hundert angenehmer Züge von Laune, Güte, Witz und Geiſt. Ueber den Zuſtand der Dinge in Wien war ich bald unterrichtet, ich hatte an meinen mitgebrachten Vorſtellungen nicht viel zu ändern, nur kleine Schattirungen einzutragen; mehr als an jedem ſonſtigen Orte möglich geweſen wäre, fand ich hier noch denſelben Lebensſtrom und großentheils auch dieſelben Menſchen noch, die ich vor ſo viel Jahren hier geſehen hatte. Ich blieb mit Tettenborn über das ſpäte Mittageſſen hinaus bis tief in den Abend, wollte noch ein paar Beſuche machen, fand aber niemand, denn alles war verreiſt oder auf dem Lande, und ſo kam ich müde zu dem Gaſthofe zurück, wo ich daſſelbe Zimmer, das ich vor zwanzig Jahren im Anfange des Kongreſſes bewohnt hatte, mit freilich ganz andern Empfindungen betrat, als damals, wenn ich vom Savoyiſchen Damenſtifte zurückkehrte! —

Am nächſten Morgen rief ein freundliches Blatt mich gleich wieder zu Tettenborn. Ich fand den General von

Groſſard bei ihm, einen der grimmigen Napoleonsfeinde, welche nach ſeinem Sturze nicht mehr recht wußten was ſie mit ſich anfangen ſollten, über die Undankbarkeit der Bourbons klagten, bei den andern Mächten nicht mehr im vorigen Werthe ſtanden, und jetzt, nachdem auch die Julirevolution glimpflich abgelaufen, ihre Leidenſchaft an den ſpaniſchen Don Carlos hefteten; Groſſard war voll von Planen für die Truppen Zumalacarregui's, und leitete dieſelben auf der Landkarte durch ſichre Gebirgswege ungefährdet nach Madrid; aber je gewiſſer ihm ſeine Sache war, um ſo mehr wollte er verzweifeln, daß weder die Spanier ſeinen Angaben folgten, noch die günſtigen Höfe ſich öffentlich ausſprechen wollten, am heftigſten trafen in letzterer Beziehung ſeine Vorwürfe den Fürſten von Metternich, der es allein durch ſeine Säumniß verſchulde, wenn die gute Sache nochmals verloren gehe. Tettenborn lächelte über die Einſeitigkeit des Brauſekopfs, und ſagte mir leiſe, der Fürſt leide von ſolchen wirren Anhängern mehr Ungemach und Störung, als von ſeinen erklärten Widerſachern. Ich ging fort einige Beſuche zu machen; der preußiſche Geſchäftsträger war abweſend, gleich den meiſten andern Diplomaten; aber der franzöſiſche Botſchafter Graf von Saint Aulaire ſtand eifrig und wachſam auf ſeinem Poſten; er empfing mich freundlichſt, ehrte hoch den Brief, den ich ihm von Profeſſor Gans brachte, wollte aber unſre Bekanntſchaft aus früherer Zeit von Baden her rechnen. Er bedurfte hier in Wien für ſeine ſchwierige Stellung aller Liebenswürdigkeit, alles gewandten, milden und doch feſten Benehmens, die ihn auszeichneten, um ſich in der Geltung und Würde zu behaupten, welche der Staat und deſſen Regierung ihm eifrig zugeſtanden, die mächtige, ungefüge und derbe Wiener Geſellſchaft ihm aber nicht ſo willig einräumte. Manchen bittern Anſpielungen, die freilich nicht ſeine Perſon, ſondern nur ſein Verhältniß treffen ſollten, hatte er mit glücklichem Scherz geantwortet, andren feindlichen Ausfällen ſcharfen Ernſt entgegengeſetzt, ſeine politiſchen Gegner ſelbſt mußten ſeine Haltung loben. Als ſogar die Fürſtin von Metternich ihn bei Gelegenheit mit beleidigenden Worten angelaſſen, führte er zwar deßhalb Klage, war aber gleich begütigt, als der Fürſt mit Laune ſich entſchuldigte, er habe noch nicht Zeit gehabt, ſeine junge Gattin politiſch zu erziehen, und ſo möge man die kleinen Unarten nicht ſo ſchwer nehmen. Dieſe Geſchichten wurden in Wien wohlgefällig erzählt; man hatte gerade nicht viel, womit man ſich unterhalten konnte. — Bei Herrn von Pilat fand ich die beſte Aufnahme und muntres Geſpräch, in welches nur der katholiſche Glaubenseifer einiges Mißtrauen miſchte. Herzlich war das Wiederſehen mit dem oldenburgiſchen Miniſter-Reſidenten von Philippsborn, dem alten Kriegsgefährten, der jetzt in diplomatiſchen Geſchäften eine bedeutende Stellung hatte, aber die frühere freimüthige Denk- und Sinnesart unverändert dabei bewahrte. Daß ich Herrn Eloi Jourdain mit Pilat's Hülfe noch auffand, ehe er nach Italien abreiſte, erachtete ich als ein beſonderes Glück; er war der letzte Fremde, den Rahel noch vor dem Scheiden hatte kennen gelernt, er hatte ſie faſt nur als Scheidende noch geſehen, und in meinem Verluſt einen eignen mitempfunden; mit frommer Wehmuth hegte er ihr Andenken, mit innigem Eifer ſuchte er ſeine im beſten Aufblühen abgebrochene Kenntniß nachträglich durch

Forſchen und Fragen zu ergänzen. Auch werthe Berliner Freunde, deren Anweſenheit ich zufällig erfuhr, konnte ich noch eben vor ihrer Weiterreiſe einen Augenblick ſprechen.

Nach dem Mittageſſen bei Tettenborn fuhr ich nach Hietzing zur Baronin von Eſkeles, deren reizendes Landhaus und wohlgehaltener Garten immer zahlreichen Beſuch hatte, und auch diesmal gleich mehrere alte Bekannte aus Wien und Berlin mir begegnen ließ. Außer daß die herrliche Schweſter Fanny von Arnſtein fehlte, hatte die Zeit dieſen Familienkreis wenig verändert. Der Baron von Eſkeles zeigte in ſeinen hohen Jahren eine ſeltene Friſche und Thätigkeit des Geiſtes; ſeine Gattin übte in anmuthiger Würde herkömmlich ihre geſellſchaftlichen Pflichten und das ſegenreichſte Wohlthun; die Tochter, dem Grafen von Wimpffen verheirathet, freute ſich der ſchönſten Kinder; der Sohn hatte ſich zum ſtattlichen Manne vortheilhaft ausgebildet. Ich hatte nur die Abweſenheit der Baronin von Pereira zu bedauern, ſie war auf einer Reiſe in der Schweiz begriffen. Die Verſchmelzung der Einflüſſe von Berlin mit denen von Wien gab dieſem Kreiſe von jeher einen eigenthümlichen Reiz, wer aus dem Norden kam, fand hier den Verſtand, die Bildung, den romantiſchen Schwung der Heimath wieder, umgeben von aller Ueppigkeit, allem Glanz und Wohlbehagen des Wiener Lebens.

In den nächſten Tagen ſah ich bei Tettenborn nebſt andern alten Bekannten die Gräfin von Fuchs wieder, deren liebliches Naturell dem Alter glücklich widerſtanden hatte, wenn auch die körperlichen Reize verſchwunden waren; ihre herzliche Stimme klang noch wie ſonſt, ihre angenehme Laune und heitre Natürlichkeit erweckten noch lebhaftes Gefallen, und ſo nahm auch die kirchliche Frömmigkeit, der ſie ſeit einiger Zeit ſich zugewandt hatte, in ihrem ſanften Weſen keine widrige Geſtalt; ſie war duldſam und beſcheiden, blickte nicht eifernd auf den Nächſten, ſondern demüthig in das eigne Innere. Von ihren frühern Anbetern hatte ſie keinen verloren, alle waren ihr treue Freunde geblieben, und auch ſie verläugnete kein Gefühl, das ihr einſt theuer geweſen. Sie war kränklich, und wollte nach Iſchl abreiſen. Ich ſah ſie leider zum letztenmale.

Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzuſehen, an deſſen Dichtung und Schickſal ich ſeit langer Zeit den wärmſten Antheil nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitſtrebenden die reinſte Dichterweihe zuzuſprechen, und ſein hoher Beruf hatte vor allem den feſten Grund, der ſo vielen Andern fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath aber, anſtatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh ſeinen vollen Aufſchwung, er hätte nicht in Oeſterreich leben müſſen, um ganz das zu werden, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächſte Heimath, ſondern auch das größere deutſche Vaterland muß der Vorwurf treffen, ihm nicht gerecht geworden zu ſein, die deutſche Kritik, durch keine näheren Beziehungen für den Fernſtehenden angeregt, hat ſein Verdienſt nie nach Gebühr gewürdigt; an dem Erſtlingsverſuche ſeiner Muſe „die Ahnfrau“ hielt man zu lange feſt, die hohe Dichtung „Sappho“ dagegen ſuchte man durch wohlfeile Herüberziehung in's Moderne zu vernichten. Grillparzer lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatiſche Dichter bedurfte einer freien

Schaubühne, und dieſe war ihm verſagt, wie ſeinen lyriſchen Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzugeben, wie ſpätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigſten Lebensfaſern an, und trug das Geſchick, welches ihm durch ſie auferlegt war, mit edlem Muth. Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zuneigung für ihn nur beſtärkt. Er ſprach ſein Mißvergnügen freimüthig aus, aber ſein Gefühl für das Vaterland ließ ſich nicht irren, und auch um den Preis, daß es ihm ſeinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oeſterreich. Ich beſuchte ihn mehrmals im Hofkammerarchiv, bei welchem er als Direktor angeſtellt war; dort machte er mich auch mit einem Amtsgenoſſen Herrn von Karajan bekannt, der ſich durch gelehrte Herausgabe alter Schriftwerke ausgezeichnet hat.

Nach Zedlitz fragt' ich vergebens, er war auf Gütern im Bannat, ſo auch nach Meinert, den ich aus beſondern Gründen gern geſprochen hätte. Dagegen wurde mir unvermuthet ein merkwürdiger Beſuch zu Theil. Einer der Bücherzenſoren in Wien, Herr Rupprecht, hatte eben aus Amtspflicht die drei Bände des Buches Rahel durchgeleſen, und war ſo ergriffen, ſo entzückt von dem Inhalte, daß er, als er meine Anweſenheit vernommen, mir dies perſönlich ausſprechen wollte. Er ſagte, ſo Großes und Herrliches ſei ihm noch nicht vorgekommen, dies Buch gehe ihm über alles, und daß ſein Amt ihm dergleichen zugeführt, vergelte ihm reichlich ganze Maſſen traurigſter Leſerei, zu der daſſelbe ihn verurtheile. In dieſem Sinne ſchrieb er auch einige Verſe in ſein Buch über Chrysantemum indicum, das er mir verehrte; er war nämlich ein außerordentlicher Blumenliebhaber und beſaß einen ſchönen Garten in der Vorſtadt, den ich nicht unbeſucht laſſen durfte. Das ganze Weſen des Mannes ſprach mich ſonſt nicht ſehr an, ich war um ſo mehr über die Wirkung verwundert, welches das Buch auf ihn ausgeübt, aber eigentlich freuen konnte mich die Sache bei meiner Stimmung damals nicht, aller Beifall und Ruhm erſchien mir ſo elend und ſchemenhaft gegen das wirkliche volle Leben, deſſen Verluſt grade in jenem Geſpenſt mir ſchrecklich vor Augen ſtand! — Eine Frage konnt' ich nicht unterdrücken, wie ſo das Buch, welches ſchon in Berlin bei dem Zenſor einiges Bedenken erregt, in Wien ſo leicht erlaubt worden ſei? Mir wurde die Auskunft, daß die Zahl der Leſer eines ſolchen Buches in Wien überaus klein und nur der höheren Klaſſe angehörig ſei, alſo wenig in Betracht komme, ohnehin aber ſei in den Buchläden alles Neueſte zu haben, noch nicht Geprüftes und ſchon Verbotenes, die Beamten ſeien im Durchſchnitt liberal geſinnt und ſähen bei dieſer förmlich eingerichteten Umgehung der Geſetze gern durch die Finger.

Beim Grafen von Saint-Aulaire fand ich beim Mittageſſen unter andern Gäſten auch Jourdain wieder, und die Unterhaltung wurde durch ihn gewichtiger, als ſie ſonſt wohl geweſen wäre. Der Wirth war durchaus angenehm, fein, geiſtreich, verbindlich, ſprach viel von Gans, wollte durch Jourdain erfahren, was von Hegel zu halten ſei, und zeigte durch treffende Bemerkungen, daß er von ſeinem franzöſiſchen Standpunkte gar wohl in dieſem Gebiete mitſprechen könne. Das Gebiet der Staatsſachen wurde gar nicht ängſtlich vermieden, freimüthige und ſogar ſtrenge Urtheile kamen an den Tag.

es wurde als bekannt angenommen, daß ſich niemand an dergleichen ſtoßen dürfe. Wien hat in ſeinen hohen Kreiſen ſtets eine Freiheit und Offenheit der Rede bewahrt, die in Berlin wenigſtens damals nicht für jedermann rathſam geweſen wäre. Der kürzlich in Wien ſtattgehabte deutſche Kongreß gab reichlichen Stoff, und beſonders unſer damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herr Ancillon, über deſſen früheren Predigerſtand die Wiener Diplomaten ſich gar nicht zufrieden geben konnten; Saint-Aulaire nahm den altausgeſchiedenen franzöſiſchen Landsmann kräftig in Schutz, wobei denn doch der Schalk nicht unterlaſſen konnte, den Prediger ſo voranzuſtellen, daß der Miniſter dagegen von ſelbſt übel im Schatten ſtand. —

Einige Ausflüge in den Prater, den Augarten, die Brigittenau, den Garten von Schönbrunn, der wiederholte Beſuch in Hietzing bei Philippsborn und Gökelek, in Penzing bei Frau von Schönfeld ließ auf's neue die glückliche Lage Wiens erkennen, das an den herrlichen Strom gelehnt von einem Kranze des reichſten Pflanzenwuchſes umgeben iſt. Wenn der Winter günſtiger ſein mag, die Pracht und Fülle der Wiener Geſellſchaftswelt zuſammengedrängt zu ſehen, ſo gewährt dagegen der Sommer den Vortheil, dieſes Leben im Freien, im Schmuck der Gärten und Landhäuſer zu betrachten. Die Muſikbanden von Strauß, von Lanner, durch deren Leiſtungen die Wiener in den Rauſch des Entzückens verſetzt wurden, zogen mit hinaus in's Grüne, und ihren fortreißenden Walzern lauſchten Gering und Vornehm in kaum unterſcheidbarem Gemiſch.

Der Eindruck von Wien im Ganzen war auch diesmal ein überaus angenehmer, belebender. Das ganze Anſehn der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Leute ſchienen geſunder und froher als anderwärts, die ſchlimmen Geiſter, welche den grübelnden Menſchen begleiten, quälen, nicht loslaſſen, konnten in dieſer Luft nur ſchwer athmen und hatten wohl ſelten verſucht hier ſich einzuniſten. Solcher Anſchein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine ſtillberauſchende Kraft, und läßt die Empfindung entſtehen, ſo ſei es eigentlich mit allem Menſchendaſein gemeint, für jedes Leben ſei ein ſolches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anſchein iſt, auch dieſer iſt ſchon etwas werth! Wie die ehmalige franzöſiſche Höflichkeit und gute Lebensart, ſo hat auch das öſterreichiſche Wohlbehagen das Verdienſt, wenigſtens eine ſchöne Andeutung deſſen zu ſein, was die Menſchen einander bieten und gönnen ſollten; denn ſo wenig jene Form alles Unartige und Gehäſſige aufhebt, im Gegentheil daſſelbe wohl gar mit neuer Schärfe verſehen kann, ſo wenig vermag die heiter-ſinnliche Richtung den geiſtigen Mißmuth oder den Seelenſchmerz abzuweiſen, die in der menſchlichen Natur gegründet ſind. Auch kannt' ich das örtliche Leben ſchon zu gut, um von der Oberfläche getäuſcht zu ſein, und um nicht zu wiſſen, daß neben dem Unglück, dem alles Sinnenleben unterworfen bleibt, auch geiſtiges und ſeeliſches Entbehren hier wie anderswo zur höchſten Qual ſich ſteigert, ja mir fehlten die traurigſten Beiſpiele nicht, welche dies namhaft belegen konnten. Aber dennoch iſt es ein wichtiger Unterſchied, ſelbſt für das einzelne Leiden, ob das Heitre und Frohe als Anfängliches geſetzt und nur gelegentlich durch Trübſal und Traurigkeit verdüſtert wird, oder umgekehrt dieſe zur Grundlage für jenes dienen. Die erheiternde Macht des Wiener Lebens durfte ich um ſo mehr bejahen und anerkennen, als grade mir die perſönlichen Anläſſe nicht fehlten, auf dieſem ſonnenhellen Gefilde mich in düſtre Schatten zu verlieren.

So lange die Tagesſonne glühte, das bunte Treiben des Volkes durch die Straßen wogte, die zahlreichen Vergnügungsorte nur fröhliches Gedränge zeigten und ich mit Freunden und Bekannten Genuß und Betrachtung theilte, übte die Gegenwart ihr volles Recht, und ich konnte mitempfinden, was dieſe Darbietung einem harmloſen Menſchen ſein konnte. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit aber nahm alles eine andere Geſtalt. Die blendende Helle eines langen Sommertages erheitert nicht lange, ſondern überreizt den Sinn, ja die heiße, ſtille, wie feſtgebannt über uns ſchwebende Mittagsgluth hat ſchon Keime der Schwermuth, welche, durch Thätigkeit und Geſellſchaft eine Weile unterdrückt, ſpäter im einſamen Dunkel nur um ſo unwiderſtehlicher aufgehen. Wenn ich bei Sternenſchein von Ausflügen und Beſuchen allein heimkehrte, führte mein Weg mich an Stätten vorbei, oder ich ſuchte ſie eigens auf, wo mir in früheren Tagen ein reiches, jetzt zerſtörtes Leben geblüht hatte. Dann entſchwand aller Gehalt der Gegenwart, und in ihrer Leere breitete ſich unaufhaltſam die ſchmerzlichſte Erinnerung aus. Die Vergangenheit hat einen Zauber, der anfangs mit ſüßer Wehmuth das Herz einnimmt, bald aber, wenn man ihm ſich überläßt, nicht durch That und

Geſtaltung ihn bricht, dem furchtbarſten Abgrunde geſichert. Nicht nöthig iſt es, daß Großes und Theures uns dorthin zieht, auch das weniger Bedeutende kann uns ſchwebend an die Gränze des Daſeins bringen; mir aber lag das Theuerſte und Größte in dieſer Vorſtellung verloren, und nicht ſelten glaubt' ich ihr erliegen zu ſollen!

In dem Kreiſe meiner Wiener Bekannten war viel von Rahel die Rede, lebhaft zeigte ſich, wie tief ihr Weſen auf Gefühl und Gedächtniß der verſchiedenartigſten Menſchen eingewirkt hatte, jeder wußte etwas Beſonderes von ihr, erlebte Vorgänge, vernommene Bemerkungen, und freute ſich Ähnliches durch Andre zu erfahren. Ich hatte viele theilnehmende Fragen zu beantworten, und wurde dringend aufgefordert, aus ihrem Nachlaß noch mehr zu veröffentlichen. Einen gleichen Antheil fand ich in demſelben Kreiſe noch für Gentz wach und rege, über deſſen Leben und Tod die ihm Naheſtandenen noch immer nicht hinwegkommen, ſo ſehr die übrige Welt ihn eiligſt vergeſſen hatte. Es war ein Wunder in dieſem leichtſinnigen, den Wirbeln der Tagesbewegungen preisgegebenen Treiben der Eigenſucht und Oberflächlichkeit einen ſolchen Kern edlen innerlichen Antheils zu finden, das ſchon in das zweite Jahr ſich ungeſchwächt fortſetzte. Die Theilnahme für Gentz war der für Rahel verwandt, ſie vereinigte beide Namen in gemeinſamer Erinnerung.

Was ich von allen Seiten beſtätigen und rühmen hörte, war insbeſondere der kräftige Muth, mit dem er, als es zum Sterben kam, dem Tod in's Auge geblickt hatte, er, der früher bei jedem Erwähnen des Todes erblaßt, der von jeder Möglichkeit einer Gefahr ſo geängſtigt war, daß er alle Stimmung und Laune verlor!

Man wurde jetzt einig, daß die Furchtſamkeit in ihm nur eine äußere kindiſche Angewöhnung, der zuletzt bewieſene Muth hingegen ſein ächtes Innere war. Ueber ſein Verhältniß zu Fanny Elßler hörte man in Wien nur glimpflich urtheilen, beſonders von denen, welchen die Vorſtellung einer edlen, in Herz und Geiſt gegründeten Zärtlichkeit nicht fremd war. Wirklich wurden von dieſer Verbindung nur gute und gefällige, zum Theil rührende Züge erzählt. Mancherlei Spaßhaftes wußte man über ſeine in der letzten Zeit ſteigenden Geldbedürfniſſe, denen der Kaiſer durch außerordentliche Zulagen abhelfen mußte; wobei ſich ereignete, daß dieſer dem Kaſſenbeamten, der eine ſolche Zahlung leiſten ſollte, vertraulich ſagte: „Das brauch' ich für die Fanny Elßler!“ und dann ſehr lachte, als der wohlerzogene Diener erſchrocken äußerte, das hätte er nie von ſeinem Kaiſer gedacht! Zweifelhaft ſprach man von ſeiner politiſchen Denkart, und ob dieſe ſeit der Julirevolution ſich wirklich geändert, oder nur einſtweilen einer vorübergehenden Nothwendigkeit ſich gefügt habe; denn das war gewiß, er hatte ſich gleich für die Erhaltung des Friedens und für ein gutes Vernehmen mit dem Könige der Franzoſen erklärt, der als Herzog von Orleans ihm perſönlich Vertrauen bezeigt hatte, und mit dem er ſogar auch durch James von Rothſchild in geheimem Briefwechſel geſtanden war. So hatte er auch die größte Beſorgniß gezeigt, das Grey'ſche Whigminiſterium könnte geſtürzt werden, dem er eifrig zugethan war, entgegen der Anſicht des Fürſten von Metternich, der ſich mit ihm darüber faſt entzweit hatte. Wer Gentz nur als den Verfaſſer der Karlsbader Beſchlüſſe kannte, der mochte freilich bei ſolchem Benehmen irr' an ihm werden; doch

Genz hatte einen weiten Geſichtskreis, er wußte, daß auch andere Richtungen zur Macht berufen waren, und konnte ſie anerkennen, ja ſich zu gewiſſem Grade ihnen befreunden. Die Folge hat ihn glänzend gerechtfertigt, denn was er im erſten Augenblicke that, haben die Andern, welche ihn deshalb bitter getadelt und angefeindet, ſpäter auch gethan und durch dreizehn Jahre fortgeſetzt. Sein heller Kopf arbeitete ſich aus der Staatsnoth, die ihn umfangen hatte, leicht heraus, und erkannte folgerichtig den Gang und die Geltung der neuen Dinge, wie ſehr er auch abwehren mochte, daß ſie doch wieder in engere Bahnen einlenken müßten. Ueber die geiſtige Erſcheinung und Perſönlichkeit von Genz war nur Eine Stimme, ſo wie über ſein Talent der ſchriftlichen Darſtellung. Er war ein angenehmer Briefſchreiber, und in jedem Zettel ſprühte irgend ein Funke ſeines Geiſtes, wo er aber in näherem Vertrauen durfte der Feder die Flügel ſchießen laſſen, da warf er in ſeine Briefe die geheimſten Gedanken, die reichſten Bemerkungen ſowohl politiſcher als perſönlicher Art. Tettenborn beſaß einen Schatz ſolcher Briefe, unſchätzbaren Werth, der nur kürzlich erſt durch Verſehen eines Theils derſelben einem Koche gewährter Zunder entzogen hatte. —

Ich war wenig verſucht, in's Schauſpiel zu gehen, gerieth aber doch einige Abende in das Burgtheater, wo ich zwei Akte von Körner's „Zriny" kläglich aufführen ſah. Für mittelmäßiges Zeug waren die aufgewandten Kräfte vielleicht noch zu gut, darum aber auch lange nicht gut genug für edlere Dichterwerke. Die Theater der Vorſtädte ließen mich unbefriedigt, mir fehlte die Stimmung für alles Volksthümliche, und ich hörte vor-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bewegung der Damen ſtellte mich ſo weit her, daß ich hoffte, das noch übrige Unbehagen überwinden zu können. Wir fanden uns daher zur beſtimmten Zeit ein, ich ſtellte meinen Begleiter vor, und nach einer Viertelſtunde gleichgültigen, doch heitern und artigen Geſprächs ging man zu Tiſch. Ich ſaß zwiſchen dem Fürſten und ſeiner Tochter Leontine, auf ſeiner andern Seite die Fürſtin, wegen ihres Hoffnungsſtandes, aber ſehr leidenden Zuſtandes halbliegend in einem tiefen Lehnſtuhl. Die zweite Tochter des Fürſten, der Vizepräſident des Hofkriegsrathes General Graf Ignaz von Gyulay, der Graf Joſeph Eſterhazy, ein Graf Zichy, der Freiherr von Neumann und Frauen und noch einige Herren ſchloſſen den kleinen Kreis. Der Fürſt war ungemein zuvorkommend, beſonders verbindlich gegen uns Fremde, fragte allerlei von Berlin, erzählte ſelber Geſchichten aus der Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes, ſcherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches ſich auf das Gefühl ruhiger Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er ſich im Ganzen ſchweigſamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung öſterreichiſch-wieneriſch, das heißt luſtig, gemüthlich, vertraulich, behaglich, breit. Kein Wort von Politik, außer Einmal, da Graf Zichy fragte, der Buchhändler habe ihm die Paroles d'un croyant noch nicht geſchickt, ich ließ die Frage einfließen, ob denn das Buch nicht verboten ſei? und der Fürſt erwiederte: „Verboten allerdings, inſofern es nicht öffentlich angekündigt und feilgeboten werden darf, nicht aber für ſolche Leute, bei denen kein Nachtheil davon zu fürchten iſt, die öſterreichiſche Cenſur nimmt auf die Perſonen Rückſicht.“ Jemand erinnerte, daß in diesem Zimmer zum Beispiel dem Herrn von [illegible] erlaubt wurde, das [illegible] Blatt, die National zu halten. — „O bei dem ist die Regierung [illegible]“, rief ein Anderer, „einen [illegible] gibt es nicht!“ — „Nun weil die [illegible]“, versetzte der Fürst mit Heiterkeit, „so ist der National für ihn wohl gar ein gemäßigtes Blatt.“ Das Gespräch ging auf die Eisenbahnen über, und auf dem Schienenwege ging es ohne Anstoß leicht und schnell. Die Bemerkung, daß die Eisenbahnen auf die Kriegführung großen Einfluß haben würden, führte auf ältere Kriegszüge zurück, und als der Schlacht von Wagram und des Umstandes gedacht wurde, daß heute zwei Personen am Tisch säßen, die bei Wagram verwundet worden, so vervollständigte ich die Angabe durch die Bemerkung: „Ja, doch mit dem Unterschiede, der Graf von Hartig als General, und ich als Lieutenant“, worüber der Fürst ein großes Vergnügen hatte, und meinte, solcher Unterschied gleiche sich im Leben aus, denn wenn der Lieutenant nicht wünsche General zu werden, so [illegible] auch die [illegible] nicht, wo der General [illegible] Lieutenant zu sein. Wie und wie diese [illegible] hier [illegible], konnte ich nicht beurtheilen, sie wurde aber mit großer Lustigkeit aufgenommen, und der Fürst, der nach alter Gewohnheit einen solchen Scherz [illegible] nicht wieder los zu haben, war im Zuge [illegible] auf das letzte Wort [illegible], als ihm ein [illegible] Wort [illegible] und der [illegible] Graf von [illegible] gemeldet wurde, der schon [illegible] angekommen war. Die Tafel wurde nun bald aufgehoben, und der Fürst entfernte sich.

Die köstliche Melodie, mit der ich bisher kaum ein paar Worte gewechſelt, bemächtigte ſich nun meiner ganz, ließ mich neben ſich niederſitzen, und ich hatte alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen zu nehmen. Denn ihr Geſpräch, ſpöttiſch, eigenwillig, gebieteriſch, andringend, war mehr als bloßes Geſpräch, warf ſich dem Andern bald als Prüfung, als Zurechtweiſen, ja wohl gar als Beichtverhören auf. Ihre Gunſt oder Ungunſt war jedesmal ganz entſchieden und unverhohlen, aber nicht zu berechnen, man ſah beide als Gaben des Zufalls an. Für mich war große Gunſt vorhanden, und die wurde mir denn auch reichlichſt ausgeſchüttet. Sie dankte mir lebhaft für die Mittheilungen aus Rahels Nachlaß, ſie habe das Buch im vorigen Sommer mit großer Begier geleſen, oder der Fürſt ihr daraus vorgeleſen, vieles von dem Inhalte möge ſie wohl nicht verſtanden haben, aber das Ganze habe mächtig auf ſie gewirkt, wie noch nie ein Buch, und es ſei ihr überaus leid, daß ſie die ſeltne Frau nicht gekannt habe; nun kamen vielerlei Fragen, deren manche mich in Verlegenheit ſetzte, denn bisweilen waren ſie ſo wunderlich geſtellt, daß ich ihnen erſt eine andre Wendung geben mußte um ſie beantwortungsfähig zu machen; die Briefe an Gentz kamen ganz beſonders zur Sprache, die Fürſtin ſprach von dieſem mit ungemeiner Vorliebe, er ſei geweſen wie kein andrer Menſch, auch beſonders für ſie immer gut geſinnt, und ſie habe Unendliches in ihm verloren; eines könne ſie ihm nicht verzeihen, die Liebſchaft mit Fanny Elßler, dadurch habe er ſich auch ſehr geſchadet in der großen Welt. — „Aber um ſo mehr gewonnen an Herzensglück“, erwiederte ich, „und da macht' er den Beifall der großen Welt, die er ihrer mehr entbehren konnte als ſie ihn, leicht verſchmerzen.“ Mein Widerſpruch erregte Befremden, und ich ſah wie es in der Schwebe hing, ob ich noch ſtehen ſolle oder fallen, daher ich nachdrücklich fortfuhr, ich ſei erſtaunt, daß ſie, gerade ſie ein ſolches Verhältniß unbillig beurtheile, und nicht hauptſächlich das Glück darin erkenne, daß ein Mann in ſeinem Herbſte noch ſolchen Frühling erlebe, daß ein ſchon trübes Alter vor ſeinem Untergange noch zuletzt durch ſolchen Sonnenglanz erhellt werde; ich lobte dann Fanny Elßler wegen ihrer edlen Eigenſchaften, ihrer Herzensgüte, ihrer Seelenanmuth, die ihren Werth über alle Zufälligkeiten der äußern Lagen erhöben und bewährt ſchienen. Die Fürſtin gab dies alles zu, wiewohl etwas unwillig, und es ſammelten ſich auf ihrer Stirne ſchon einige Wolken; wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte nicht eben zu guter Zeit ſich der Fürſt wieder eingefunden und das Geſpräch aufgenommen. Da er hörte, daß von Gentz die Rede ſei, gab er bereitwillig ſeinen Beitrag. Er ſprach von der außerordentlichen Wirkung, welche der Tod Goethe's auf Gentz gemacht, das ſei die größte Erſchütterung für ihn geweſen, um ſo wunderbarer, als er nie recht gut mit Goethe geſtanden, immer viel gegen ihn gehabt und ſich gegen deſſen Größe wie gewehrt habe. Der Fürſt ſagte das im Tone des Tadels, und als ſei er ſelbſt nie in ähnlichem Fall geweſen, daher konnt' ich mich nicht enthalten, ihm in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er früher nicht allzu gut von Goethe gedacht, und daß ich darüber manchen warmen Strauß mit ihm zu fechten gewagt; er antwortete hierauf mit ernſter Verwahrung: „Geſchätzt habe ich ihn doch immer, und perſönlich ſtanden wir uns beide außerordentlich gut zuſammen.“

Von Adam Müller war hierauf die Rede und von Friedrich Schlegel, welche auf der von Gentz eröffneten Bahn nachgeſchritten waren, aber mit weit geringerem Erfolg, ſowohl in geſchäftlichem als in perſönlichem Betreff. Daß beide in ihrem Streben zuletzt über das öſterreichiſche Intereſſe hinaus vorzugsweiſe ein kirchliches in's Auge gefaßt, und daher in Geſchäften oft unbequem, ja völlig unbrauchbar geworden, wurde nicht geläugnet. Da ging es denn von ſelbſt wieder auf Gentz und ſeine außerordentlichen Leiſtungen zurück, ſeine Meiſterſchaft im Schreiben, ſeine bisweilen langſame aber ſtets richtige Auffaſſung, ſeine glänzende Darſtellung. Ich erinnerte den Fürſten, wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß die Schriften und Aufſätze von Gentz geſammelt und auch aus ſeinen Geſchäftsarbeiten die geeigneten veröffentlicht würden; der Fürſt erwiederte, ich hätte ganz Recht, und er wolle jemanden Auftrag geben dieſe Sammlung zu beſorgen.

Der Graf von Lützow kam jetzt zur Geſellſchaft, und die Unterhaltung zerſplitterte ſich. Eine ungariſche Gräfin Feſete wurde gemeldet, und angenommen trotz des Mißvergnügens der Fürſtin Melanie, die grade jetzt keine Luſt hatte irgend einen geſellſchaftlichen Zwang zu ertragen, und durch nichts zu bewegen ſchien dieſe Unluſt zu verbergen. Eine fabelhafte Alte erſchien, eine geputzte und geſchminkte Fee in Kindesgeſtalt, gebrechlich und unbehülflich zum Zuſammenfallen, aber dennoch ſteif und ſtark in ihren Anſprüchen als große Dame, wie ſie denn auch ſchnell begriff, daß ſie nicht willkommen ſei, und dafür, als ſie ſich bald wieder empfahl einige ſcharfe Pfeile abſchnellte, die ſichtlich weh thaten. Sie war mir längſt bekannt als eine witzige, dreiſte, ſchonungsloſe Frau, von der man das Unglaubliche zu hören gefaßt ſein mußte, eine Art Frau von Crequi, die ſich in ihrem Kreiſe furchtbar gemacht hatte, mir noch überdies merkwürdig als die Freundin und Spielgefährtin von Gentz, der auch wohl von ihrer Zunge zu leiden, indeß noch weit mehr ſich ihres Schutzes zu freuen hatte. —

Wir gingen zu Arnſtein's, wo wir auch zu Mittag hatten ſein ſollen, die Geſellſchaft ſich eben trennte, aber auch ſchon wieder andre zuſammenkam. Siehe da! Die Gräfin Fekete hatte hieher ihre Zuflucht genommen, und ſaß mit dem alten Arnſtein am Spieltiſch, ein Paar von ſo unheimlichem mährchenhaften Anſehen, daß man leicht glauben konnte, ſie ſäßen ſchon hundert Jahre ſo da, und könnten noch hundert Jahre ſo daſitzen. — Mit dem Grafen Cavriani, den ich bei Wagram beim Erzherzog Karl geſprochen und nachmals in Wien bei der Gräfin von Fuchs häufig geſehen hatte, erneuerte ich Bekanntſchaft, und wir ſprachen beſonders mit Wärme von dem verehrten Feldherrn, den zu beſuchen er mich dringend aufforderte.

Ein Spaziergang, den die Damen anregten, gab in der ſchönen Natur die heiterſte Stimmung, führte uns aber auch mit dem Oberſtkämmerer des Kaiſers Grafen von Wurmbrand zuſammen und mit dem Leibarzt Freiherrn von Stifft, deren Geſpräch einem Norddeutſchen einigermaßen ſeltſam klingen mußte, beſonders wenn man bedachte, daß man in dem Leibarzt einen ſtillen Mitregenten dieſes Staates vor Augen hatte, der in gar vielen Fällen mehr Macht hatte, als der Fürſt von Metternich und der Graf von Kolowrat zuſammen. — Wir verbrachten den Abend in freundlicher Geſelligkeit, allein ſie konnte nicht hindern, daß das Gefühl körperlichen Mißbehagens und wehmüthiger Trauer, ſo lange zurückgedrängt, endlich die Oberhand gewann und den erfüllten Tag düſter beſchloß.

Der nächſte Vormittag war regnigt, die Luft aber dabei warm und drückend, und ich litt unſäglich. Ein Gang in den Park ſtärkte mich ſo weit, daß ich einer Mittagseinladung folgen mochte, wo einige Herren, die aus Wien zum Beſuch gekommen waren, mich durch die Dreiſtigkeit ihrer Reden in Erſtaunen ſetzten. Sie behaupteten unter andern, ſeit den franzöſiſchen Julitagen ſei das Volk hier ganz verändert, leſe die Zeitungen, nehme Theil an den Begebenheiten, und urtheile darüber mit einer Schärfe, bei der den Regierenden mit Recht bange ſei. Die gröſte Verachtung wurde gegen die Männer ausgeſprochen, welche ſich als Feinde der Revolution bekannten, aber auf allen Punkten ihr nur ſtets nachgäben! Daß man die Karliſten in Spanien aufgeregt und unterſtützt habe, ſie jetzt aber ſchnöde im Stich laſſe, wurde bitter gerügt. Einer der Herren, der in politiſchen Dingen kein Fremdling ſchien, wollte wiſſen, unſer Miniſter Ancillon habe dem Fürſten von Metternich eben einen üblen Streich geſpielt. Die Leiter der Kabinette ſeien bei ihrem letzten Zuſammenſein übereingekommen, und Metternich insbeſondere habe dahin geſtimmt, daß man den ſpaniſchen Kämpfen ruhig zuſehen wolle, bis die Karliſten mit hinreichender Truppenzahl das Feld behaupteten und der König an ihrer Spitze ſtünde, wäre es aber ſo weit gekommen, ſo wolle man offen und ſtark ſich für die gute Sache erklären und ihren Erfolg ſichern.

Jene Bedingungen wären nun eingetreten, Metternich aber habe ſich nicht gerührt und alles beim Alten gelaſſen, Ancillon hingegen, um ſeine gute Geſinnung zu zeigen, habe mit ſtolzer Wortfülle den Fürſten an die Verabredung erinnert, und hoffe ohne Zweifel die ſchmeichelhafteſte Anerkennung ſeines Eifers. Nichts aber komme dem Fürſten ungelegener, und er verwünſche dieſe Befliſſenheit, denn er habe ſowohl dem engliſchen Kabinet als auch dem Könige der Franzoſen gegenüber weit wichtigere Rückſichten zu beachten, und das entfernte Spanien müſſe den näheren Anliegen in der Schweiz und Italien billig nachſtehen. Ich bekannte, von dieſen Sachen nicht unterrichtet zu ſein, und ſtellte nur ehrenhalber einige Zweifel gegen dieſe Angaben auf, welche unſern Miniſter in kein günſtiges Licht ſetzten. Der Sprecher aber fuhr fort, daß er in dieſem einzelnen Falle dem Fürſten wohl Recht gebe, darum aber nicht weniger deſſen ganzes politiſches Verfahren höchlich tadeln müſſe; daſſelbe gründe ſich auf keinen wahrhaften Gedanken, auf keine ächte Kraft, ſondern auf eine Art von Bezauberung, in welcher es andre noch Schwächere befangen halte. Niemand wird mir verdenken, daß ich keinen Beruf empfand, im fremden Lande mich zum Vertheidiger des fremden, von ſeinen eignen Nächſten angegriffenen Miniſters aufzuwerfen. Seine Perſönlichkeit aber vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung, und ſetzte ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, und unter denen ſein edler Freiſinn — ja, Freiſinn — voranſtände, in das hellſte Licht, wogegen denn zuletzt kein Widerſpruch mehr erhoben wurde.

Für dieſen Eifer ſollt' ich unmittelbar belohnt werden, denn bei einem Gang im Freien, den ich Nachmittags machte, begegnete mir Metternich und lud mich ein ihn eine Strecke zu begleiten. So wohlwollend und harmlos hatte ich ihn kaum jemals geſehen! Er ging auf die vertraulichſten, menſchlichen Betrachtungen ein, ſprach von Liebeszauber und Eheglück, und geſtand, ſeit er dieſes — erſt in ſpäter Zeit — wahrhaft kennen gelernt, habe er ohne ſolches nicht mehr leben können. Was die Eltern den Kindern, was dieſe den Eltern wären, ſetzte er mit ſchönen Worten auseinander, ſcharf und rührend, denn er wollte ſich keiner Täuſchung hingeben und ſein warmes Gefühl doch nicht mit dieſer opfern. Ich faßte ſeine Meinung vollkommen, und er ſchien vorauszuſetzen, daß ich ihn verſtehen müßte. Nun wollte er auch von mir einige Aufſchlüſſe über neuere Vorgänge, die mich betroffen hatten, und ich ſagte in der Kürze das Nöthige. Darauf ſprach er von Ludwig Robert, deſſen Dichtungen er ſehr ſchätzte, und aus denen er einige beißende Sprüche auswendig wußte. Ich beklagte, daß der Dichter in ſeinem Leben nie geahndet, welch günſtigen Leſer er an ſo hoher Stelle gehabt; er war für Beifall ſehr empfänglich, ja deſſen bedürftig, und der ſchmeichelhafteſte, der eines machtvollen Gegners, war ihm entgangen! Der Fürſt war am Ziele ſeines Weges, und ich empfahl mich; eine Einladung zum folgenden Mittage mußt' ich ablehnen. —

Montags den 11. Auguſt rafft' ich mich mit Gewalt aus Unwohlſein und Verſtimmung auf, um nach der Weilburg zum Erzherzog Karl zu fahren, wo ich mich angemeldet hatte. Der Oberhofmeiſter General Graf von

Grünne führte mich zu ihm. Ich bekenne, daß mir das Herz pochte als ich ſeiner anſichtig wurde. Die ſchmächtige, unanſehnliche, vom Alter hart angegriffene Geſtalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und faſt wehmüthig war ſeine Stimme, die freilich längſt des Befehlrufes vor dem Feinde ſich entwöhnt hatte, doch wie er ſich etwas warm ſprach, wurde auch ſein Ton kernhafter und gedrungener. „Ich bin hocherfreut“, ſagte er in freundlicher Weiſe, „daß meine alten Kriegskammeraden noch an mich denken, ich hab' auch meinerſeits die größte Anhänglichkeit für ſie! Diejenigen, welche Freud und Leid zuſammen genoſſen haben, gehören für immer zuſammen!“ Er drückte mir die Hand und fuhr bewegt fort: „Ich dank's Ihnen recht, daß Sie an mich gedacht!“ Er fragte hierauf nach meinen Verhältniſſen, wußte daß ich mit Tettenborn bei den Ruſſen geweſen, ſpäter in Karlsruhe gelebt, und meine litterariſchen Sachen waren ihm wohlbekannt, alſo auch das Buch Rahel und durch dieſes mein großer unerſetzlicher Verluſt. „Ich weiß es gar wohl“, ſagte er, „der Tod einer geliebten Frau iſt das Härteſte was einen Mann treffen kann; und da Sie keine Kinder haben, ſo beklag' ich Sie doppelt, ich habe doch dieſen Troſt mit meinen Kindern zu leben!“ Aus jedem Blick und Wort leuchteten Muth, Biederkeit und Menſchenliebe, alles war ſo ſchlicht und ruhig, ſo klar und aufrichtig. Er wünſchte keinen Krieg mehr zu erleben, er fand den Frieden höchſt preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Friſt wäre, die den Umſtänden täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die hereinbrechen müſſe, wenn die großen Mächte feindlich zuſammenſtießen. „Da könnt' es kommen", ſagte er, „daß dem beſten Mann das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müſſen, die ihm nicht anſtünde. Wir hatten es darin beſſer, wir hatten nur Einen Feind, da war die Wahl nicht ſchwer; aber jetzt wollen die Völker ganz andres und vielerlei, und ich kann nicht ſagen, daß ſie Unrecht haben."

Ausführlich wurde die Schlacht bei Wagram beſprochen, und ich verhehlte nicht, daß ich ſie im Verfolge meiner Denkwürdigkeiten ſchildern würde. „Das war eine große Schlacht", ſagte der Erzherzog mit Feuer, „eine ungeheure Schlacht, die mit in erſter Reihe ſtehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld noch durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Täge drauf wieder eine Schlacht, wo ſie mit größter Ausdauer ſtanden, — mehr iſt nicht möglich zu leiſten! Aber Sie wiſſen wohl, wie alles bei uns beſtellt war, — doch das wollen wir lieber ruhen laſſen, und nichts aufdecken, was nicht offenbare Thatſache iſt, wozu nutzt das jetzt noch? Halten Sie ſich ganz an die militairiſchen Ereigniſſe!" — Ich fragte nach mancher Einzelheit, und empfing erwünſchte Auskunft. Zu beſſerer Hülfe verſprach er mir aber einen Plan der Schlacht und beſtimmte Angaben über die Stärke der beiderſeitigen Heere. Ob er ſelbſt noch dazu gelangen würde, auch den Feldzug von 1809 wie ſeine früheren zu bearbeiten, war ihm zweifelhaft. Er meinte, die Sachen wären ſchon ſo lange her, und uns doch noch ſo nah, ſo eng mit den noch heute beſtehenden Verhältniſſen verflochten, als wenn ſie geſtern erſt geſchehen wären. „Das bleibt halt für die

Nachkommen aufgeſpart", rief er lachend, „wenn die ſo gut ſein wollen, ſich noch mit uns zu beſchäftigen!" — Zuletzt wünſchte er mir noch Glück, daß ich die Befreiungskriege mitgemacht, ſo gut ſei es ihm nicht geworden. „Aber das war wieder nicht meine Schuld", ſetzte er hinzu, „ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden ſein, es iſt gut gegangen, und das iſt die Hauptſache." Als es Zeit ſchien, daß ich mich beurlaubte, gab mir der Erzherzog wieder die Hand, und entließ mich mit guten Wünſchen für meine Geſundheit, in denen die biederſte Herzlichkeit ſich ausdrückte. —

Ich fragte bei Metternich an, ob er zu ſprechen ſei, hörte aber er ſei im „Kaiſergeſchäft", nämlich er habe Vortrag beim Kaiſer, der im Begriff ſei Baden zu verlaſſen und nach Schönbrunn zu ziehen. Der Ausdruck gefiel mir gar wohl. —

Unter den Mittagsgäſten bei meinen Berliner Damen war unverhofft der alte Eskeles, der durch ſeinen muntren Geiſt und Scharfſinn die ganze Geſellſchaft belebte; unter andern erzählte er köſtliche Geſchichten von Thugut, die den hartgeſchmiedeten Staatsmann in ſeiner Größe, doch eben ſo in ſeiner Fühlloſigkeit zeigten; ich bedaure, die beſtimmten Züge nicht aufgeſchrieben zu haben, doch bietet die meiſterhafte Schilderung Hormayr's deren andre genug zum Erſatz. — Mich beluſtigte das Mißtrauen, welches eine der Damen gegen mich gehegt zu haben geſtand, man hatte ihr nämlich verſichert, ich ſei in München mit Eduard von Schenk in engen Bund getreten, ein Frömmler geworden, und nun auf dem Wege die größten Dinge zu erreichen, nämlich nicht im Himmel, ſondern noch hier auf Erden. Die Nichtigkeit ſolcher Herrlichkeit ſollten wir ſogleich in einem erſchreckenden Beiſpiel vor Augen haben; noch während der Mittagstafel kam die Nachricht, daß die wegen ihrer Schönheit und ihrer Glückeslooſe berühmte Frau von Geymüller vor einigen Stunden geſtorben ſei. Alle Anweſenden geriethen in Aufregung, der überraſchende Schreck war nicht ſo ſchnell wieder zu beruhigen, erſt allmählig konnte der Eindruck zu den mannigfachen Betrachtungen ausgedehnt und verarbeitet werden, zu denen die Geſchichte dieſer Frau ſo reichen Stoff darbot. —

Der portugieſiſche Geſandte in Wien, Baron von Villaſecca, war nach Baden gekommen, und ich wurde mit ihm bekannt gemacht. Wir ſprachen eine ganze Weile zuſammen, als der Zufall mich entdecken ließ, daß er ein Jugendfreund von Rahel ſei, der ſie zuletzt in Wien während des Kongreſſes beſucht hatte, wo auch ich mit ihm bekannt geworden war. Er hieß früher Navarro und jener Titel war ihm ſeitdem verliehen worden. Wir freuten uns ſehr, und ſprachen nun vertraulich. Die Entgegenſetzung unſerer politiſchen Anſichten blieb keinen Augenblick verborgen, hinderte aber nicht, daß er mir als einem in der Wirklichkeit ganz Unbetheiligten ſeinen Verdruß und ſeine Sorgen mittheilte, denn er hielt Portugal für verloren, und klagte deßhalb hauptſächlich den Fürſten von Metternich an, der bei den entſchieden ausgeſprochenen Grundſätzen und eifrigſten Neigungen nicht offen aufzutreten wage, und ſich von England und Frankreich einſchüchtern laſſe. Gleiche Klagen hörte ich von dem ſpaniſchen Geſchäftsträger Montenegro, der ſeine Unzufriedenheit über das Fallenlaſſen und Preisgeben der Sache des Don Carlos mit bittrem Groll ausſprach. Mir war es ſonderbar, faſt bei jedem Schritt und in dem Kreiſe, der dem Fürſten unbedingt angehören ſollte, nur Widerſachern deſſelben zu begegnen.

Die Luft in Baden ſchien mir nicht zu bekommen, ich war immer leidend und meine Nerven entweder überreizt, oder völlig abgeſpannt. Ich wollte daher nach Wien zurück fahren, und ging in dieſem Vorhaben am Mittwoch zu Metternich um Abſchied zu nehmen. Es war in der Mittagszeit, die ſchwülſte Sommerwärme, und der Himmel ſchwer mit Wolken behangen; ich bereute ſchon, daß ich mich hatte melden laſſen, hielt mich kaum fähig ein Geſpräch zu beſtehen, und wünſchte nicht angenommen zu werden. Aber ich wurde angenommen, ſogleich eingeführt und in kühlem Zimmer mit lebhafter Freundlichkeit empfangen. Der Fürſt war ungemein heiter, mittheilend wie noch nie, ich hätte nicht gelegener kommen können. Nachdem wir uns geſetzt, begann er zu reden, und mit ſolchem Behagen, in ſolcher Folge und Dauer, daß mir während anderthalb Stunden beinahe nichts übrig blieb als ihm ſtaunend zuzuhören. Und wie gern hörte ich zu, wie gern verſtummte ich bei ſolchem Hören! Der Leſer wird dies aus nachfolgendem, wenngleich nur ſchwachen, doch möglichſt getreuen Abbilde der Mittheilungen des Fürſten einigermaßen mitempfinden. —

Er hatte meine Handſchrift eben geſehen, auf einem Blatte, das die Fürſtin an ihr Verſprechen erinnern ſollte mir ein Bild von Gentz zu ſchenken, verbunden mit der Andeutung, wie werth ihr eignes mir ſein würde. „Ich ſammle Handſchriften", ſagte er, „doch erſt ſeit kurzem, und nur von Zeitgenoſſen; das heute Neueſte und Erlangbarſte wird in unſrer Zeit, die ſo raſch läuft, ſchnell genug alt und ſelten, und ſchon dadurch wichtig. Ihre Schrift iſt gewiß eine der ſchönſten, doch kann man ſich nicht lange aufhalten ſie zu loben, denn noch ſtärker nimmt Ihre Schreibart alles Lob in Anſpruch." Nach dieſer Artigkeit, die ich mit nöthiger Beſcheidenheit erwiederte, kam er ſogleich auf ſeine Schreibweiſe, und gefiel ſich in deren genauer Darlegung. „Alles Wichtige", fuhr er mit behaglicher Langſamkeit fort, „ſchreibe ich durchaus ſelbſt, und gewöhnlich ſehr ſchnell, oft Depeſchen von zwölf bis ſechzehn Seiten, und mehrere an Einem Tage, — ich glaube nicht, daß noch irgend ein Menſch ſo viel und vielerlei geſchrieben habe und ſchreibe, als ich! Wenn ich mir vornehme, nichts auszuſtreichen, wie bei Briefen meiſt der Fall iſt, ſo ſchreibe ich um weniges langſamer; gewöhnlich aber ſchreibe ich nur einen raſchen Entwurf, in welchem ausgeſtrichen und verbeſſert wird. Im Anfange bin ich meiſt etwas unſicher, und ſuche den richtigen, daher geſchieht es oft, daß ich mehrere Anfänge hintereinander, bisweilen ſchon halbe Seiten, verwerfe und friſche Bogen nehme; habe ich aber einmal den rechten Anfang gefunden, dann geht es unaufhaltſam fort, und je tiefer hinein deſto ſtrömender und beſſer. So wie ein Bogen nun eilig vollgeſchrieben iſt, geb' ich ihn in das Bureau, wo er ſogleich in's Reine gebracht wird, dieſe Reinſchrift laſſe ich dann durch vertraute Gehülfen, die an meinen Geiſt und an meine tournure de phrase ganz gewöhnt ſind, mit Sorgfalt durchſehen, doch nur allein wegen des äußerlichen Redeganges; ſie ergänzen die etwa nur angedeutete Phraſe, ſchneiden unnöthig Wiederholtes weg, und was ſonſt in dieſer Art Nachläſſiges vorkommen mag; aber ihr Geſchäft bleibt dabei ganz äußerlich, an den Sachen, an den eigentlichen Sinn dürfen ſie gar nicht rühren. Dieſe ſo behandelten Bogen laſſe ich mir dann auf's neue vorlegen, und korrigire ſie durch, wo ich dann immer noch genug zu thun finde. Auf dieſe Art läßt ſich in kurzer Zeit unglaublich viel zu Stande bringen."

„Meine Weiſe zu redigiren iſt durchaus verſchieden von der Art, wie Gentz geſchrieben hat. Dieſer, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufgetragen, forderte und brauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei Tage, um über die Abfaſſung nachzudenken, dann ſetzte er ſich hin und führte langſam und ſorgfältig das Vorgeſetzte aus; bei ſehr eiligen Sachen iſt mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen Stoff in ſolcher Weiſe nicht ausſchließend nachdenken; wollte ich das thun, ſo würden mir hundert andre Sachen in den Sinn kommen, und die beabſichtigte ſich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenſtand einmal vorgenommen habe, ſo arbeitet der ſich von ſelbſt in mir weiter, auch während ich ganz andre Dinge thue; die nöthigen Ergebniſſe reifen ſchnell unter allen ſcheinbaren Zerſtreuungen; beim Eſſen, im gewöhnlichen Geſpräch, im Fahren bieten ſich mir die klarſten Aufſchlüſſe, die wichtigſten Einfälle, und ſobald der Gegenſtand in mir ganz klar und reif geworden, mein Sinn und Geiſt davon ſaturirt iſt, dann ſchreibe ich friſch drauf los, um die Anordnung und Folgeſtellung unbekümmert, die ergeben ſich dann ganz von ſelbſt. Bin ich einmal im Zuge, ſo ſtört mich keine Unterbrechung, ich kann die Arbeit jeden Augenblick an jeder Stelle wiederaufnehmen und darin ruhig fortfahren. Ich ſehe zuvörderſt auf die Sache, und bin gar kein Wortklauber, wiewohl ich recht gut weiß, wie viel das richtige und treffende Wort werth iſt, wie viele Mißverſtändniſſe und Irrthümer dadurch gleich im Beginn verhütet werden, doch ſind nicht viele Worte von ſolcher Bedeutung, und es wäre pedantiſch, alle ſo ſtreng zu nehmen. Ich ſuche nur Klarheit im Ausdruck, die ſächliche Wahrheit, in ruhigem, leidenſchaftloſem Vortrage. Die Dinge ſind nicht leidenſchaftlich, und ſobald man nur möglichſt ſie ſelbſt reden läßt, kann man auch das Harte ſagen ohne zu verletzen. Alles Uebertriebene im Ausdruck ſchadet nur; ſo haſſe und meide ich alle Superlative, denn faſt nie ſind die Sachen von der Art, daß ſie dieſe Bezeichnung fordern, jeder Superlativ an ſich iſt ſchon ein Fehler, il fausse la phrase. Auch das Blumenreiche verbanne ich aus meinem Stil, in der Politik iſt ruhige Klarheit die einzige Beredſamkeit; allerdings kann dieſe Klarheit bisweilen am beſten durch ein Bild erlangt werden, und das verwerfe ich denn auch nicht, im Gegentheil, ich bediene mich deſſen gern, und beſonders der Parabel mit Vorliebe.“

„Iſt in dem Niedergeſchriebenen eine Dunkelheit, fühle ich, daß dem Leſer eine Stelle nicht ganz deutlich ſein könnte, ſo folge ich hiebei dem Rath eines alten gewiegten Praktikers, des Barons Thugut, der mir einſt die Lehre gegeben, in ſolchem Falle ſolle ich nicht verſuchen, eine andere und neue Wendung zu finden, den Gedanken umzuſtellen, oder von einer andern Seite vorzubringen, ſondern lediglich darauf bedacht ſein, in der dunklen Stelle alles nur irgend Entbehrliche wegzuſtreichen, gewöhnlich drücke dann das Uebriggebliebene den verlangten Sinn vollſtändig und ſicher aus. Und ſo fand' ich es in der That, das Einfache ſteht auf ſich ſelbſt, die Stützen und Hülfsmittel ſind meiſt das Verwickelte.“

Ich konnte nicht umhin, hier anzumerken, daß ich im höchſten Erſtaunen ſei über manche Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Verfahren und meinem, auch ich ſchreibe entweder von Anfang an ganz rein ohne die geringſte Litur — und nicht nur Briefe, ſondern auch alle meine Depeſchen hätte ich ſo hingeſchrieben ohne ein Wort auszuſtreichen, — oder ich erlaubte mir das Letztere, und dann geſchehe es auch gleich ohne Maß. Auch die unvergleichliche Lehre vom Thema hätte ich unbewußt ſchon oft mit Erfolg angewandt, die jetzt zum Bewußtſein erhobene, würde mir nur um ſo fruchtbarer ſein. Der Fürſt lächelte wohlgefällig über dieſe Aehnlichkeit, fuhr aber gleich mit behaglich ernſtem Tone mit Nachdruck fort, und ſprach von ſeiner Stellung, ſeinen Aufgaben, ſeinen Grundſätzen.

„Ich ſtehe im Grunde ſehr allein“, ſagte er; „Gleichgeſinnte habe ich gewiß viele, aber Gleichdenkende ſchon weniger, und Gleichhandelnde ſehr wenige. Ich bin für die Erhaltung des geſetzmäßig Beſtehenden; wer das auch will, der iſt mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorſchub thut, der iſt wider mich und ich wider ihn. Die Erhaltung des Beſtehenden“, — ich fügte hinzu „und Fortbildung“, allein er nahm den Zuſatz nicht auf, und wiederholte trocken und feſt: „Die Erhaltung des Beſtehenden, davon geh' ich unter jeder Bedingung aus.“ Ich aber ſagte mir im Stillen, hier ſei die Scheidelinie, die uns auf immer trenne. Er fuhr fort: „Irrthümer und Mißverſtändniſſe ſchleichen ſich überall ein, um ſolcher willen muß man nicht gleich Menſchen oder Sachen verwerfen, ſelten iſt das Wahre und Unwahre, das Rechte und Unrechte ganz rein geſondert, meiſt beides im Gemiſch vorhanden, da iſt denn die Aufgabe das Gute möglichſt auszuſcheiden, hervorzuheben und zu gebrauchen, das Schlechte hingegen zu beſeitigen, zu entkräften. Nichts wäre thörichter, als unbedingte Uebereinſtimmung zu verlangen. Ich kann mit Leuten arbeiten und fertig werden, die mehr auf der Gegenſeite ſtehen als auf meiner, wenn ich nur ihrer Redlichkeit verſichert bin.“ Er habe auch ſchon, wiederholte er, mit allen Arten von Menſchen zu thun gehabt, die ärgſten Gegner hätten ſich vertrauensvoll an ihn gewendet, noch heute thäten es ſolche, von denen kein Menſch es ahnte; und keinem habe dies noch gereut, ſo wenig wie ihn ſelbſt.

„Ich bin der Mann der Wahrheit“, ſprach er mit erhöhter Stimme weiter, „und brauche das Tageslicht nicht zu ſcheuen, ich kann jedem Rede ſtehen, und von all meinem Thun Rechenſchaft ablegen, es giebt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich iſt es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreiſe der Kabinette geheim bleiben, ich würde bei der Oeffentlichkeit nur gewinnen; auch die Preßfreiheit ſcheue ich in perſönlichem Betreff gar nicht, ich darf ſie für mich ſogar wünſchen, — wenn ich ſie gleichwohl haſſe, ſo iſt das aus Gründen, die in der Sache liegen. Vieles, was die Leute mir fern glauben, ſteht mir nahe, und vieles, was ſie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derſelben. Ich bewundre die Inſtitution der Jeſuiten, wie viele Proteſtanten auch thun, aber den Jeſuitismus haſſe ich wie die Peſt, der hat keinen größern Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pfaffismus verabſcheue ich; eben ſo geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unverſöhnlicher Feind, aber im beſten Sinne liberal zu ſein, darf ich mich wohl rühmen.“ Ich ſagte, gar oft hätte ich ihn als liberal geſinnt bezeichnet und gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt, ſogar die Behauptung aufgeſtellt, unter andern Umſtänden, zum Beiſpiel als ein Miniſter Bernſtorf, würden auch die Handlungen dies beſtätigt haben, wie das freilich in Oeſterreich ſelten möglich geweſen. Er verſetzte nach kurzem Innehalten: „Da haben Sie ganz die Wahrheit geſagt, und ich werde ſtets ſo bleiben.“

In ſeiner Selbſtbetrachtung weitergehend ſagte er: „Ich kann in geſchäftlichem Betreff wohl mehr als zwanzig Richtungen und Seiten aufzählen, in denen ich mir alle Fähigkeit und Tüchtigkeit abſprechen muß; in denjenigen aber, die ich mir als meine ächte Stärke zuerkenne, fürchte ich nichts in der Welt. Zum Glück iſt das, was mir fehlt, von der Art, daß es ſich durch Andere erſetzen läßt, das was ich habe dagegen iſt die perſönliche Kraft, die kein Anderer für mich haben kann. Nichts iſt mir widriger, als der ſogenannte reſpect humain, dieſer Inbegriff ſchlechter Perſönlichkeiten und Rückſichten, falſchen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, dieſe Furcht vor der beſten Wahrheit, dieſe Nachgiebigkeit gegen die Tagesmeinungen, gegen das Geſchrei der Menge, dieſe Beſorgniß, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu erſcheinen, — das kämpfe ich ſtets in mir nieder. Ich bin ſelten in den Fall gekommen, eine vielleicht in Hauptsachen gar nicht, einmal ausgesprochenen oder mich im Unrechte zu bekennen; träte aber ein solcher Fall jemals ein, so würde ich gar nicht verlegen sein ihn einzugestehen, im Gegentheil ich würde meine Freude daran haben; denn wie jemand — ich glaube es war Fox — einmal gesagt, nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, sei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, ebenso muß ich sagen, nach dem Vergnügen Recht zu haben, halt' ich für das größte das, meinen Irrthum einzusehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch wie bereichert glauben, vielmehr steht der, welcher diese Selbstverläugnung übt, um so höher, wenn sie ist nur möglich bei höchstem Standpunkt. Das Aeußere der Handlungen mag sich oft zu widersprechen scheinen, dabei kann das Innere grade recht einig sein, und derselbe Weg zu verschiedenen Zielen führen. Ich weiß, was man mir in dieser Art etwa vorhalten könnte, grade in der neusten Zeit: man könnte fragen, warum ich ehemals den Krieg gewollt habe, und jetzt nicht: aber ich habe den Krieg gewollt, wie ich es für nothwendig und heilsam hielt, und ich habe ihn nicht gewollt, weil er schädlich gewesen wäre; ich werde ihn wieder wollen, sobald jener Fall wieder eintritt, und man wird dann sehen, daß ich noch ganz und gar derselbe bin. In der That ist der öffentliche Zustand jetzt ein anderer, und ein besserer, als vor einer Reihe von Jahren. Die Zeit von 1823 bis 1827 war in Hinsicht des herrschenden politischen Geistes die schlimmste; damals hatte der Liberalismus in Frankreich auch die Waffen ergriffen, und sich als ein Schreckensbild über Europa verbreitet; jetzt stehen die Sachen viel besser, der Kampf ist klarer geworden, die Gegensätze haben

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“, [illegible]

[illegible], ruhig, ohne Bewegung [illegible], [illegible] aber [illegible] und [illegible]. Minutenlang blickte er unverwandt in den leeren Raum vor sich hin, daß sich wohl [illegible] und [illegible], [illegible] aber gleich darauf [illegible], als ob er [illegible] etwas [illegible] und [illegible] auf der Spur hätte. [illegible] hatte er eingestanden, daß er ganz ohne Nachrichten von [illegible] sei, gar nicht wisse wie die Sachen lägen. [illegible] er müsse noch andere, [illegible] Dinge haben. Während des Abends kam ein Kourier mit Paket, große Briefe wurden dem Kranken gezeigt und in das Arbeitszimmer getragen, [illegible] er noch [illegible] [illegible] noch [illegible] sich gleich [illegible]. Wie sagte er noch viel [illegible], [illegible] er [illegible] noch in [illegible] noch [illegible], [illegible] [illegible] aber und ein [illegible], [illegible] er mir [illegible] noch [illegible], [illegible] ich am folgenden Morgen in seiner Kanzlei abholen sollte. — Wir blieben noch längere Zeit um die Kranke versammelt, [illegible] in ihrer [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] der [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] bei [illegible] Zeit und Weg ihre gute Wirkung nicht [illegible] können. —

Den Nachmittag und Abend [illegible] zu wiederholten Malen in den [illegible], wo sich auf den Abend die ganze [illegible] Welt zusammenfand, die [illegible] [illegible] und [illegible], die Metternich'schen und [illegible] Damen, die [illegible] und [illegible] u. s. w.

Montags den 24. August [illegible] ich Vormittags bei [illegible] und [illegible] herzlich Abschied, und [illegible] ich bis [illegible] Uhr [illegible] in die Metternich'sche

Komplott geſchildert, die noch verſchiedener war, wie denn auch der Fürſt ſelbſt noch in tiefem Schlafe lag, wollt' ich auf das mir gegebene Schreiben nicht länger warten, fuhr um halb 11 Uhr von Baden ab, und war nach zweiſtündiger Fahrt wieder in Wien. —

Als ich Dorothea wiederſah, war ihre erſte Frage: „Nun, wie haben Sie Metternich gefunden und was hat er Ihnen geſagt?" — Das war mit wenig Worten nicht zu beantworten, ich begann zu erzählen, wiederholte die merkwürdigen Äußerungen, die ich vernommen, und geſtand, daß ich unter allen Eindrücken doch zuletzt in mannigfachen Zweifeln geblieben, und mich nicht getraue, ein ſicheres Urtheil über den Mann abzuſchließen, und nur darin ganz entſchieden ſei, daß er für mich einen außerordentlichen perſönlichen Reiz, eine höchſt anziehende Gegenwart habe, und ich ihm die wärmſte Zuneigung hege. Das alles fand Dorothea ſehr richtig, ſtimmte in allem Fall ein, und tadelte mich nur, daß ich nicht auch den Staatsmann auch [illegible] anerkannte. Darüber ſtritten wir etwas, wobei ſie einräumte, daß der General durch manche ſeiner Angaben [illegible] habe und Blößen gegen ſeine Behauptung biete. Doch das war nicht die Hauptſache; vielmehr wollte ſie jetzt nur alles wiſſen, was Metternich mir geſagt hatte, und warum ich, wie er [illegible] that, das [illegible] zum Schluß [illegible] habe. Meine [illegible] Wichtigkeit, wie er zu erwarten ſchien, hatte ich nicht übrig, nur [illegible] habe nur das [illegible] Geſinnung [illegible] und [illegible]. Dorothea [illegible] eine Weile mit mehr ganz [illegible]

Mißvergnügen, und ich wußte nicht was ihm sein könne.

Doch bald sagte er herzlich: „Gegen Ihren alten Freund werden Sie doch kein Geheimniß haben? Und wär' es Ihnen anheimgelegt, so möcht' ich Ihnen um so mehr rathen, keinen entscheidenden Schritt zu thun, bevor Sie die Sache mit mir überlegt haben! Seien Sie versichert, ich kenne hier alles genau, und kann Ihnen möglichen Rath ertheilen, den versäumt zu haben, Sie später bereuen müßten!" Ich stutzte, und versicherte, daß ich nicht verstände, was er meinte. „Nun, gerade heraus!" fuhr er fort, „hat Ihnen Metternich keine Anträge gemacht? —" Nein! was für Anträge? — „O lassen Sie doch alle Verstellung! Hier ist jedermann überzeugt, und niemand mit herzlicheren Wünschen als ich, daß Metternich Sie hier behalten will; er empfindet, seit er Genz verloren, täglich das Bedürfniß einer schriftstellerisch geschickten Feder, er ist Ihnen von alter Zeit her gewogen, und hat sie vielmals in solchem Sinne gerühmt, gegen mich und Andere und zuletzt noch sehr auffallend gegen Bouillon, daß wir nicht zweifeln können, er wolle Sie anwerben. Sie kommen wie von ungefähr nach Wien, Sie gehen gleich nach Baden, Sie besuchen den Fürsten, finden die glänzendste Aufnahme, sind von ihm bezaubert, — das alles muß ja die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit bestätigen." — Ich mußte lächeln, und erwiederte, den Anschein wolle ich nicht läugnen, aber dennoch trüge er, keine leiseste Andeutung solcher Art sei aus dem Munde des Fürsten gekommen, und ich möchte zweifeln, daß er überhaupt eine Absicht dieser Art gehabt; doch sei mir nicht von fern eingekommen, das Einem ich beschwören. Tettenborn war noch eine Zeitlang ungläubig, bis ich meine Versicherung mit feierlichem Ehrenwort bekräftigte.

Wir untersuchten hierauf gemeinschaftlich mit unerbittlicher Kritik den ganzen Hergang, die allerdings auffallende Vertraulichkeit des Fürsten, sein Aufschließen über so manche Geheimnisse, die man ohne näheren Zweck nicht mitzutheilen pflegt, — alles war außer dem Geleise, was bei dem Fürsten nicht leicht vorkam; dagegen stellte sich alles richtig, hatte Zug und Ordnung, sobald man jene Absicht unterlegte. Ich mochte dies zugestehen, konnte aber mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts davon gemerkt habe, und wußte auch in meiner Erinnerung nichts zu finden, wodurch ich unwissentlich die Sache rückgängig gemacht hätte; denn daß meine Erwiederungen durch zu großen Zweifel auffällig geworden, konnte ich nicht glauben und wollte auch Tettenborn nicht annehmen, der im Gegentheil behauptete, der Fürst könne darin noch weit mehr vertragen, als ich ihm geboten.

Es war denn das Nachdenken über Metternich durch ein neues Räthsel, das uns zu Wien wichtig schien, in erhöhte Thätigkeit gesetzt! Ueberhaupt gab es in Wien, — wenn man nicht etwa den berühmten Strauß und seine Walzer vergötzen wollte, wie gewiß manche Wiener thaten, — kaum einen andern Gegenstand, über den so nachhaltig, so wechselnd und unerschöpflich zu sprechen gewesen wäre, als über den Fürsten; daher sich denn aller Orten, bei den verschiedensten Personen, das Gespräch immer wieder auf ihn bezog, — die Wichtigkeit stritten ihm auch die erbittertsten Feinde nicht ab. Tettenborn war fest überzeugt, die vermeintlichen Anträge würden noch nachkommen, und er wollte alle Mittel aufbieten, um darüber etwas Näheres zu erfahren. Daß ich alle und jede Anträge ablehnen würde, war ihm nicht ſo ausgemacht wie mir. Ich war ſehr ruhig bei dieſen Sachen, die mich nur wie ein Spiel beſchäftigten, bei welchem ich keinen Einſatz hatte.

Inzwiſchen war auch die Generalin von Tettenborn aus den Rheinlanden wieder in Wien eingetroffen. Herzliche, liebevolle Begrüßung erneuerte ſogleich den traulichen Eindruck früherer Gewohnheit und Hausgenoſſenſchaft. Ich ſollte auch jetzt wieder bei Tettenborn's einziehen, und hatte alle Mühe es zu erlangen, daß ich im Gaſthof bleiben durfte, was ich ſchon meines Reiſegefährten wegen vorziehen mußte. Frau von Tettenborn wirkte durch ihr einnehmendes feines Weſen, das von verhüllter Karakterſtärke um ſo ſchöner anklang, auf ihre Umgebung überaus wohlthuend. Die trefflichen Eigenſchaften beider Gatten vereinten ſich zu der edelſten Gaſtfreiheit, ihr Haus war ſtets ein Mittelpunkt der beſten und erwünſchteſten Geſellſchaft; dies war auch jetzt der Fall, in einer Jahrszeit, wo die Wiener Geſelligkeit in einer Art von Auflöſung zu ſein pflegt. Unter den Gäſten, mit denen ich beinahe täglich dort zuſammen war, nenne ich als die bemerkbarſten den Fürſten von Fürſtenberg, den Prinzen von Waſa, beide mir von Karlsruhe her ſehr gut bekannt, den Präſidenten der Hofkammer Grafen von Klebelsberg, den Grafen Ferdinand Palffy, den Freiherrn von Andlau, ungerechnet die

Militairperſonen und Diplomaten aller Nationen. Manches Ausgezeichnete, was ſich auf dieſen Kreis bezieht, auch einige Vorgänge, die mich perſönlich näher betrafen, bleibt künftiger Mittheilung vorbehalten.

Ein Beſuch bei der Baronin Flora von Spiegel, gebornen Prinzeſſin von Ligne rief von beiden Seiten die gewaltſamſten Wehmuthserinnerungen hervor. Wir hatten einander in Fülle des Lebens und noch reichen Hoffnungen geſehen, und jetzt ſahen wir uns wieder in troſtloſer Vereinſamung. Sie hatte mit warmem Herzen und erregtem Geiſt an meinem Verluſte Theil genommen, der auch die ihrigen nah berührte; ſie ſprach mit Zärtlichkeit von ihrem Vater, und machte mir in allem Ernſte zum Vorwurf, daß ich nicht auch ihn unter den treueſten Freunden und Verehrern von Rahel mitgenannt, was ich künftig zu thun verſprechen mußte; ſie beſaß noch handſchriftliche Blätter von Rahel aus früherer Zeit, und las ſie wiederholt mit andächtiger Innigkeit, nicht nur zum ehrenden Gedächtniß, ſondern auch zur eignen Stärkung im vielfachen Leid, von dem ſie beſtürmt war. Die theuren Geſchwiſter hatte ſie verloren, und der Verluſt des traurig dahinſiechenden Gatten bedrohte ſie noch; das ganze frühere Leben, ſo heiter und fruchtbar, ſo getragen von den ſchönſten Verknüpfungen, war erloſchen; andre, trübe, unergiebige, zuſammenhangsloſe Tage waren an die Stelle getreten. Noch friſch blutete die Wunde, welche der jüngſte Verluſt ihr geſchlagen, der ihrer geliebten Schweſter Euphemia, verwittweten Gräfin Palffy, mit der ſie in zärtlicher Liebe, welche jedes neue Familienunglück nur enger zog, verbunden gelebt. Dieſen Schmerz hatten Umſtände beſondrer Art mit widrigſter Bitterkeit gemiſcht. Die Gräfin hatte ein Teſtament gemacht, deſſen Inhalt ſich von ſelbſt an die Hand geben mußte, deſſen Beſtimmungen nicht zweifelhaft ſein konnten. Doch als es eröffnet wurde, fand ſich zum Erſtaunen, daß die einzige noch lebende Schweſter gar nicht bedacht, daß die ganze Erbſchaft einem Sachwalter überwieſen war, der als Rathgeber in Rechtsſachen allerdings der Verſtorbenen einige Dienſte geleiſtet, doch ihr keineswegs ſo nahe geſtanden hatte, als man bei ſo auffallendem Vermächtniß hätte denken ſollen. Mit Thränen erzählte mir die Gekränkte, wie nicht ſowohl der ihr entgangne Vortheil, als der Eindruck und Schein der Sache ihr das Herz durchſchneide, wie ſie beſonders darüber ſich nicht könne zufrieden geben, daß auch alle perſönliche Habe der Entſchlafenen, die ganze Umgebung, in der man ſeit undenklicher Zeit ſie zu ſehen gewohnt geweſen, die zahlloſen Andenken aus der Familie, welche nur dieſer werth ſein konnten, die Briefſchaften und Tagebücher ſogar, kurz alles und jedes in fremde Hand übergegangen ſei, ſo daß ſie von der Schweſter keine Nadel, keine Schnur, kein Blatt Papier habe, ja der Bildniſſe und ſonſtiger alten Sachen, die eigentlich keinem einzelnen Familiengliede, ſondern allen ſchon mitgehört, verluſtig ſein ſolle. Dieſes war in der That ein Fall eigenſter Art, und mußte ein edles und tiefes Gefühl tauſendfach verletzen. Später iſt, wie ich höre, durch Vermittlung Kaiſerlichen Anſehns dieſe ſeltſame Sache zu einer Art von billigem Austrage geführt worden. Wie wenig aber hierin auf dieſer Seite Eigennutz als Triebfeder anzunehmen ſei, dafür möge folgender bezeichnende Zug ſprechen. Der Baronin von Spiegel war in Hietzing ein angenehmes

Landhaus nebſt Garten von ihrer Schweſter der Fürſtin Clary vererbt, welche dieſen Aufenthalt einſt ſehr geliebt und nach eignem Geſchmack ausgeſtattet hatte; doch eben deßhalb war es der Schweſter unmöglich, dieſe Räume wieder zu bewohnen. Das Beſitzthum ſollte daher verkauft werden, und es fand ſich alsbald ein Käufer mit ſtarkem Angebot. Aber die Baronin erinnerte ſich zufällig noch der Summe, die vor ſo vielen Jahren dafür war gezahlt worden, und nun wollte ſie nicht mehr dafür annehmen, als grade dieſe Summe, obſchon der Werth des Beſitzthums gewiß auf das Dreifache geſtiegen war. Sie erklärte, es ſei ihr Gewiſſensſache, den Kauf nur auf jene Bedingung abzuſchließen. —

Wir machten ſchöne Fahrten, nach Hietzing, wo der Miniſter-Reſident von Philippsborn ein ſchönes Landhaus bewohnte, nach Penzing zu Frau von Schönfeld, einer Verwandten von Goethe's Lili, nach Schönbrunn, in den Prater, das herrlichſte Wetter begünſtigte uns viele Tage durch. In Hietzing bei Dommayer hörten wir auch eines Abends wieder den großen Strauß ſeine berauſchenden Walzer aufführen, wobei ſein begeiſterter, ihn ſelber fortreißender Eifer ganz das Bild eines von höherer Macht Ergriſſenen darſtellte, ſo daß ihn zu ſehen wohl eben ſo viel werth war als ihn zu hören. Wir fanden alles gedrängt voll, die meiſten Leute ſchienen aus der Wiener Bürgerklaſſe, viele auch aus dem unterſten Volk; mitten im Gemiſch aber traf man auch die höchſten Namen und Würdenträger des Landes und Hofes, der Menge zum Theil wohlbekannt, aber hier weiter nicht beachtet, in beſter Meinung, um auch ihnen hier alle Freiheit ungeſtört zu gönnen.

In Hietzing beſuchte ich wiederholt den wackern Freund Philippsborn, und auch das Haus Eskeles, wo ſtets die mannigfachſte und beſte Geſellſchaft zu finden war. Ein Fräulein aus Ungarn wurde mir zufällig Tiſchnachbarin, und wenn mich ihre edle Geſtalt, ihr ſchönes Antlitz und Benehmen anziehen durfte, ſo mußte mich ihr heller Verſtand, ihre hohe Denkart und muthvolle Wahrheitsliebe mit Bewunderung erfüllen. Sie war die Nichte eines bekannten Staatsmannes, der früher als der heftigſte Gegner Metternich's gegolten, ſeit längerer Zeit aber ſich zurückgezogen hatte. Man flüſterte mir zu, daß ſie auch Dichterin ſei. Mir drängte ſich die Bemerkung auf, daß in Ländern, wo die Oeffentlichkeit noch wenig in ihre Rechte getreten, die würdigſte Geſinnung und ſchönſte Bildung in der Stille des Privatlebens walte, und beſonders in ſelbſtſtändiger Frauennatur, hier aber durch freies unbeſtechliches Urtheil unaufhörlich auf die Umgebung wirke und zur Geſtaltung einer ſtarken Meinung beitrage, die früher oder ſpäter einmal öffentlich hervorbricht. Ich vernahm hier freimüthige Ausſprüche, die einem Landtage Ehre gemacht hätten, und denen kein Knechtiſchgeſinnter zu entgegnen wagte. — Der als Deklamator und Improviſator bekannte Baron von Sydow, der aus Preußen einſt ſeine dichteriſchen Leiſtungen wandernd in faſt allen Gegenden von Deutſchland ausgebreitet, jetzt aber in Oeſterreich ein mehr anſäßiges Poetenleben führte, fand ſich ebenfalls in dieſem Kreiſe, die Geburtsfeſte im Kaufmannsſtande bereit zu feiern, wie die im hohen Adel, und gab ein nicht eben anlockendes Beiſpiel, wie Sängerfahrt und Minnelied in unſrer heutigen Welt der einſtigen Ehren und Vortheile ſich nicht zu getröſten haben. Ich wurde ihm indeß zu Dank verpflichtet durch mancherlei Nachweiſungen, die er mir gab, denn er kannte alle Perſonen und Verhältniſſe. Durch ihn erfuhr ich auch, daß die Baronin von Münk, deren Witz und Laune mir aus der Kongreßzeit noch lebhaft im Sinne lag und nach der ich ſchon vergebens gefragt hatte, noch fröhlich in St. Pölten lebe, und unter dem Namen Sephine recht artige Sachen in Verſen und in Proſa ſchreibe.

Von Gentz war immerfort die Rede; wer die Bemerkungen, einzelnen Züge, Auftritte, Abentheuer und Urtheile, die von allen Seiten über ihn vorkamen, hätte aufſchreiben wollen, der könnte einen ſtarken Band Gentziana geſammelt haben. Einiges dieſer Art, was ich von unzweifelhaft ſichern Orten her vernommen, will ich der Neugier nicht vorenthalten.

Daß Gentz ungeheuer viel gearbeitet, mit Ausdauer und Folge, mit Eifer und Selbſtvergeſſen, beſtätigte auch Tettenborn. „Man ſpricht ſo viel von Sinnenluſt und Ueppigkeit“, ſagte er, „von Weltgenüſſen aller Art, denen er gefröhnt, aber niemand weiß oder erwähnt den eiſernen Fleiß und die beharrliche Anſtrengung, deren er jederzeit fähig war, die er Tage und Nächte durch übte, den ſtrengen Ernſt, die Seelenſtärke, mit denen er dann allen Lockungen widerſtand. Dies war freilich eine Nothwendigkeit für ihn, denn er arbeitete nicht leicht, ſondern ſchwer; zu jeder großen Arbeit bereitete er ſich durch langes Ueberdenken, ſchrieb dann einzelne Bemerkungen und Wendungen, die ihm blitzartig einfielen, auf kleine

Blätter, deren Inhalt er dann, wenn er ſich zum eigentlichen Schreiben hingeſetzt hatte und ihm die glücklichen Ausdrücke zuſtrömten, in die beredte Fülle mit aufnahm."

Ein ſehr ergiebiges Thema war das von ſeinem Geldverbrauch. Hierüber konnten viele Leute aus eigner Erfahrung mitſprechen, aus guter und ſchlimmer. Er war ſo verſchwenderiſch mit ſeinem Gelde, das er nur deßhalb gern zu haben ſchien, um es ſofort auszugeben; wenn er, wie oft der Fall war, große Summen baar daliegen hatte, ſo war ihm gleichſam ängſtlich und unbehaglich, bis er wieder im Zuge war ſie los zu werden, und ruhte nicht eher, als bis er ſich auf ſein ſtehendes alltägliches Maß wieder beſchränkt ſah, was ihm dann aber auch bald neue Ungeduld erregte; ſo mußten denn Fluth und Ebbe ſtets bei ihm wechſeln. Vor allem wollte er alle Menſchen die ihm nahe ſtanden oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt ſehen. Nach allen Seiten machte er die reichſten Geſchenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich zweihundert Kaiſergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in ſolchem Verhältniſſe kein zweites Beiſpiel wußte. Die Hausdienerſchaft Metternich's, die von den Geſandten und Botſchaftern zu Neujahr mit zwölf, ſechzehn, höchſtens zwanzig Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal hundert; dafür war denn auch alles zu ſeinem Dienſte bereit, und er ſah kein mürriſches Geſicht. Seine Einnahmen waren ſehr groß, doch für dieſe Verſchwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im Kaiſerlichen Dienſt betrug früher neuntauſend, in den letzten Zeiten zwölftauſend Kaiſergulden, was in Oeſterreich für einen Hofrath nicht ein zweitesmal vorkam. Als diplomatiſcher Agent der Hospodare der Moldau und Wallachei bezog er jährlich ſechstauſend Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geſchenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeeſendungen, von koſtbaren Schalls, deren er immer eine große Menge zum Verſchenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Kongreſſen brachte ihm jedesmal ungeheure Summen. Alle Fürſten von Deutſchland nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geſchenke zu machen. Der Herzog von Naſſau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundſchaft tauſend Dukaten und darüber auszahlen laſſen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verſchmähte er auch kleinere Beihülfen nicht, ſo nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der Allgemeinen Zeitung, die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt als was er ſchon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich viertauſend Gulden. Was er von Rothſchildt gezogen, iſt kaum zu berechnen. Auch andre große Wechſelhäuſer ſuchten ihn auf alle Weiſe zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er geſpart hätte, meinte man, ſo hätte er einige Millionen hinterlaſſen können.

Ein hübſches Geſchichtchen wurde erzählt, wie Gentz mit den Leuten, denen er Geldverbindlichkeiten hatte, nichtsdeſtoweniger ungezwungen, ja herb und barſch umging. Eines Tages hatte ſich zu einer kleinen Geſellſchaft, die Gentz ſehr ausgeſucht bei ſich zu ſehen pflegte, auch ein bekannter Wechsler eingefunden. Dieſer, ſeines Gewichtes ſich bewußt und verſichert daß jeder der Anweſenden es anerkenne, ſprach in alles dreiſt mit hinein, und oft auch ungewaſchen genug, wobei er ſich in jüdiſcher Redeweiſe bequem gehen ließ, bald von dem Hetzfeldt, bald von dem Schellnberg ſprach und dieſe Namen zufällig oft wiederholte. Gentz hatte ſchon lange mit Verdruß das mitangehört, endlich brach ſein Unmuth los, und er richtete an den Vorlauten mit aller Ueberlegenheit des wohlmeinenden Verweiſens dieſe Anrede: „Aber Herr von . . .! wie können Sie ſich von ſolchen jüdiſchen üblen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! «Der Hetzfeldt! der Schellnberg!» fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen und jeden Anſtand? Man ſagt «der Fürſt Hatzfeldt, der Graf Schulenburg», aber nicht «der Hetzfeldt, der Schellnberg», merken Sie ſich das endlich, und laſſen Sie es ſich geſagt ſein.“ Der Zurechtgewieſene nahm die Lehre demüthig hin. Erſt am Morgen hatte er Gentz eine beträchtliche Summe bringen müſſen, welche dieſer ihm angefordert hatte.

Er machte auch mit andern Perſonen in dieſem Betrachte wenig Umſtände. Die Hospodare, mit ihrer Rohheit, Verderbtheit und Falſchheit, dünkten ihn nichts Beſſres werth, als daß man ſie gehörig auspreßte. Einem derſelben, welcher in einem gewiſſen Jahr zu Wien beſonders wichtige Geſchäfte betrieb, deren Führung allerdings bedeutende Summen erforderte, hatte Gentz in kurzer Zeit neunzehntauſend Dukaten aufgerechnet, weil er mit dem fremden nicht karger als mit dem eignen wirthſchaftete. Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und ſchrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorſtellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, ſo fuhr dieſer

eftig auf: „Was miſchen Sie ſich in meine Sachen?“
hrie er voll Grimm, „was geben meine Sachen Sie
n? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl
on Grieche! — was unterſteht der ſich? denkt er mich
nzuſchüchtern? mir die Hände zu binden? Da kommt
eben recht! Ich will ihn ſchon bedeuten.“ — „Gentz
ar in ſolchem Zorn“, erzählte Metternich ſelbſt, „daß
um keinen Preis gewagt hätte ihn noch mehr zu
izen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder
n der Sache zu reden.“ —

Ueberhaupt war das Verhältniß zwiſchen Metternich
d Gentz nicht immer friedlich, ſondern oft geſpannt,
weilen ſtürmiſch. In den letzten Zeiten, ſeit der Juli-
olution, war der Widerſtreit beſonders heftig und
ch bei faſt allen Gegenſtänden aus. Bei ſolcher Ge-
enheit ſagte Metternich ihm einmal ganz derbe: „Das
ß ich beſſer wiſſen, das verſtehen Sie nicht; Sie ſind
ar ein Publiziſt, aber ein Diplomat ſind Sie nicht.“
andern Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann
r Metternich ſehr ärgerlich, faßte ſich aber bald und
nete ſich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz
Stillen an. Er hatte mir dieſen Abfall — wie er
nannte — ſelber mit dieſen Worten bezeichnet: „Das
g ſo weit: wenn ich wiſſen wollte, was meine er-
ten Gegner über eine Sache meinten, und darin zu
n dächten, brauchte ich nur mit Gentz über den
enſtand anzuknüpfen, der ärgſte Widerſacher ſprach
n aus ihm, und ſo wurde er mir auch in dieſer
ſe noch überaus nützlich.“

Einmal aber kam es zum Aeußerſten. Tettenborn
Zeuge des Auftritts, und ſagte, Gentz habe den

Fürſten wie einen Schulknaben behandelt, und ſich immerfort ſolcher Ausdrücke bedient, als ob er der Vorgeſetzte, der Fürſt der Untergebene ſei, zum Beiſpiel: „Das geht nicht! Ich hab' es Ihnen ja ſchon geſagt; ich begreiſe nicht, wie Sie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie ſchon meine Anſicht wiſſen, ich dächte das ſei genug!“ Und weiter: „Was ſoll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern? Das iſt ja gar nichts, das iſt abgedroſchen und leer, das iſt nicht werth, daß ich es widerlege“, und dergleichen mehr. Metternich blieb lange gelaſſen, bekam aber, wie in ſolchen Fällen öfters, ein ganz überglaſtes Geſicht, und wurde endlich auch ſeinerſeits heftig, ja ſagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz ſolle ihn verlaſſen, worauf dieſer mit ſeinen Papieren ging. Die Fürſtin war auch zugegen, ſonſt aber nur Tettenborn. Dieſer verſöhnte die Entzweiten wieder, was um ſo leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grad empfanden, und doch nicht von einander laſſen konnten.

Die Aenderung der politiſchen Anſichten von Gentz war ſchon im März 1831 merkbar geworden, und ſprach ſich ſeitdem mit ſteigender Lebhaftigkeit aus. Er ſagte nun laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, — man muß Schritte vorwärts thun, — die Zeit verlangt ihre Rechte, ſie muß anders behandelt werden, — hat man ſich über Katholizismus und Proteſtantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern beſtehen konnte, warum ſollte es nicht mit dem Ariſtokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?“ Man ſtaunte ihn an, man ſtutzte; man fragte, wie er zu ſolchen ſchlechten Grundſätzen komme? Einer ſeiner angeſehenſten und ſeit langen Jahren liebſten Freunde ſagte gelegentlich, man müſſe den Krieg gegen Frankreich nur ſo lange aufzuſchieben ſuchen, bis hunderttauſend Ruſſen in Deutſchland angelangt wären; „Ruſſen?“ ſchrie Gentz mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens und Spottes, „die werden, ſo wie ſie ankommen, von den deutſchen Bauern todtgeſchlagen!“ Die Ruſſen haßte er beſonders, und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufſtand der Polen fand in ihm einen ſtarken Fürſprecher, er baute auf die polniſchen Fortſchritte große Hoffnungen, meinte einige Opfer von Seiten Oeſterreichs wären zu verſchmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde; die Geſinnung des Kaiſers Franz wußte man gleicherweiſe den Polen günſtig, aber dies wollte man lieber nicht wiſſen, und ſtritt nur um ſo heftiger gegen Gentz. Seine Freunde entfernten ſich von ihm, was ihn nicht kümmerte, die ſonſt unterwürfigen Schmeichler verſtummen, was er verachtete, in der höheren Geſellſchafts- und Diplomatenwelt zuckte man die Achſeln, beklagte ſeine Verirrung, nannte ſeine Aufſätze ſchwach, erbärmlich, — doch das hörte er nicht, denn „mich hält Amor anders beſchäftigt“, konnte er mit dem Dichter ſagen. — Gegen das Ende ſeines Lebens war er wenigſtens mit dem Fürſten perſönlich ganz ausgeſöhnt und in beſtem Vertrauen; die Staatskunſt hatte faſt überall, wenn auch unwillig, ſchon größtentheils den Anſichten nachgegeben, welche von Gentz waren aufgeſtellt und empfohlen worden.

Metternich ſelbſt erfuhr jetzt von vielen Seiten ſolche Nachreden, wie ſie Gentz hatte erfahren müſſen. Man ſagte laut, er ſei ſich ſelber untreu geworden, gebe in allen Hauptſachen nach, und ſuche dies damit zu verdecken, daß er Nebendingen große Wichtigkeit beilege. So ſei das jetzige Aufheben von den Vorgängen in der Schweiz, ja ſelbſt die letzte große Berathung wegen der deutſchen Angelegenheiten, nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Höfe zu beſchäftigen, ihnen den Eindruck überwiegenden Anſehns aufzulegen, denn bei ſeinem Verſtand und Geiſte ſei ihm nicht zuzumuthen, daß er die beſchloſſenen Maßregeln wirklich als wahre Hülfe gegen den ihm unangenehmen Gang der deutſchen Entwicklungen anſehe, vielmehr müſſe ihm klar ſein wie ärmlich, unſicher und nutzlos dieſe Gegenwirkung ausfallen werde, da er recht gut wiſſe, daß viele Regierungen, welche ihre diplomatiſche Zuſtimmung nicht gut verſagen können, in ihrem Verwaltungs- und Polizeiwirken die Sachen nicht unterſtützen würden. Wenn er dergleichen als Erfolge zu betrachten ſcheine und rühmend preiſe, ſo habe er inſofern Recht, als ſie doch immer für ihn perſönlich dafür gelten könnten. Allein von den letzten deutſchen Berathungen ſei auch dieſes mehr als zweifelhaft, denn hier habe er Blößen über Blößen gegeben, und allen Klügern unter den Bevollmächtigten habe nicht entgehen können, wie er eigentlich ohne Richtung ſei, in ſeiner Verlegenheit ohne Hülfe, und nichts wiſſe und könne, als was ihnen allen als unzulänglich bekannt ſei.

Nicht wenig tadelte man den Fürſten, daß er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die öffentlichen Blätter legte, dies ſei geradezu eine Schwäche ſeiner Eitelkeit

Darin thut man ihm meines Erachtens Unrecht; er fühlte en Werth der öffentlichen Meinung, und daß er ſich mit ieſer ſo ſehr im Widerſpruch wußte, dies veranlaßte den Rückſchlag, daß er auf die gangbaren Organe derſelben, ie Zeitungen, ſo begierig und eiferſüchtig achtete. Dabei ar er ſtets ungemein vorſichtig, nicht durch feile, miß- chtete Federn ſich loben zu laſſen; kamen ihm aber un- bhängige, geachtete, mit freiwilliger Anerkennung ent- gen, ſo war er davon ſehr eingenommen und geſchmei- elt. Gentz, der ſo oft auftrat in den Zeitungen die ſterreichiſche Politik zu vertheidigen, hat nie verſucht, as perſönliche Lob Metternich's auszurufen. Adam üller, Friedrich Schlegel und Andre, die für dieſen weck ſo geſchickt als bereit waren, wurden keineswegs ngetrieben, ſondern eher gehemmt, und zuletzt verſtumm- n ſie völlig. Dies wäre auch der Fall geweſen, wenn örne, wenn Lindner ſich nach Wien hätten ziehen laſſen, ie es mehrmals darauf angelegt war. Börne wurde n Gentz, der dem Vater befreundet war, ungemein ſchätzt, und da der Vater ihn in öſterreichiſche Dienſte bringen ſuchte, ſo that Gentz dieſem Wunſch allen rſchub, überzeugt, daß Börne, wenn er auch in der wünſchten Richtung ſchwer würde zu gebrauchen ſein, h auch in der entgegengeſetzten nichts mehr thun würde, bald er durch ein leidliches Gehalt gedeckt, ſich ungeſtört er Faulheit würde hingeben dürfen. Die angeknüpfte erhandlung ſcheiterte an der Weigerung Metternich's. äter war mit deſſen Zuſtimmung eine andre gleichen, che Lindner'n nach Wien berufen wollte. Gentz hielt unbedingt für den fähigſten und bedeutendſten aller chen politiſchen Schriftſteller, ſein „Manuſkript aus

„Süddeutſchland" hatte dem Fürſten Ausdrücke der Bewunderung abgenöthigt. Im Jahr 1827 oder 1828 hatte man ihm bedeutende Anerbietungen gemacht, ein Jahrgeld von viertauſend Gulden Silber, wenn er nach Wien kommen und für Oeſterreich ſchreiben wollte, allein er lehnte dieſe Anträge durchaus ab, und bat nur, indem er ſeinerſeits ein maßvolles Verhalten verſprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte. Ungleich wichtiger als die deutſchen Zeitungen hielt Metternich die franzöſiſchen, und in Paris wollte man mehrere Federn kennen, die von ihm beſoldet wären. Daß auch die liberalen Blätter ihn jetzt glimpflich behandelten, ſeinen Namen nur mit Achtung nannten, that ihm ungemein wohl, und mit Stolz machte er es oft bemerklich, daß die Feinde ihm faſt mehr Ehre anthäten, als die Freunde.

Dieſe Sachen führten auf die Betrachtung eines Ausſpruchs zurück, der mich ſeitdem vielfach gequält hatte, und zu dem ich trotz alles Sinnens keinen Schlüſſel zu finden wußte. Der Fürſt hatte zu mir geſagt, die jetzige Zeit ſei weit beſſer, als die frühere, und hatte, mit beſtimmter Hinweiſung auf Frankreich, die Jahre 1823 —1827 als die allerſchlimmſte bezeichnet. Bei allem Nachdenken hatte [illegible] mir einleuchten wollen, wieſo der Fürſt dies behaupten könne, und aus was für Gründen er dieſe Meinung ſchöpfe, welche nach gewöhnlicher Anſicht äußerſt willkürlich erſchien, denn damals herrſchte die Gegenrevolution mit großer Macht, und überall ſiegten die Grundſätze, welche man als die der öſterreichiſchen Politik geradezu anſehen durfte. Eher hätte ich aus dem Munde der Liberalen ſolchen Spruch erwartet; die ſchienen alles Recht zu haben, ſich des eingetretenen Wechſich zu trennen. Doch nun dämmerte mir einigermaßen das Verſtändniß. „Für Metternich“, hatte man mir geſagt, „giebt es keine andere Richtſchnur des Urtheils als ſein perſönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was ſein Anſehn ſtützt und ſein Wirken erleichtert, das iſt ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegenwirkt, das verwirft er, bezeichnet es als ſchlecht und verderblich.“ Wandte ich dies auf die politiſchen Verhältniſſe an, und zog in dieſer perſönlichen Einſicht den Vergleich zwiſchen jener Vergangenheit und der Gegenwart, ſo mußt' ich bald einſehen, daß Metternich während der ganzen Reſtauration mit Frankreich nie ſo gut geſtanden, als er jetzt mit ihm ſtand. Die alten Bourbons waren ſtets mißtrauiſch gegen ihn, Karl der Zehnte ſogar feindſelig, und die Verhältniſſe ſo geſpannt und verdorben, daß es ganz nah am Kriege war. In Paris hatte der ruſſiſche Einfluß, nächſt ihm der engliſche, die höchſte Geltung, und Oeſterreich fand beſonders in dem erſteren bei allen Anläſſen nur Schwierigkeiten und Hemmungen. Louis Philipp dagegen beweiſt für Metternich die höchſte Achtung und zarteſte Rückſicht, verlangt ſeinen Rath, kommt ſeinen Wünſchen zuvor, ſoweit die eigne Stellung dies nur geſtatten will, und das ganze politiſche Gewicht Frankreichs lenkt ſich in allen für Oeſterreich wichtigen Fragen, beſonders in denen gegen Rußland durchzuſetzenden, auf die Seite Oeſterreichs. Dazu hat die liberale Preſſe in Frankreich gegen das Ausland einen beſſern Ton angenommen, und mehr und williger als früher die miniſterielle Preſſe, erkennt ſie die Verdienſte und die Bedeutung Metternich's an. Natürlich iſt die Stellung jetzt bequemer, der Verkehr vereinfachter, die Wirksamkeit leichter und sicherer; die Prinzipien haben eine furchtbare Niederlage erlitten, man hat die bisher feindlichsten anerkennen, sich mit ihnen befreunden müssen, — das ist wahr; aber was schadet das? Das Persönliche steht dabei im größten Vortheil, und aus diesem Gesichtspunkt hat Metternich Recht, jene Zeit war die schlimmere, diese ist die bessere! —

Kein Wunder, wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke stets überschwenglich geleistet werden, am Ende geneigt wurde, den Stand seiner Person und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechseln! Die Macht und das Ansehn Oesterreichs waren wirklich erst in seiner alleinigen Verfügung, das Glück schien unwandelbar auf seiner Seite, und diesen Schein wußte er geschickt zu unterhalten. Auswärtige Herrscher drängten sich ihm, oder behandelten ihn als Gleichgestellten. Die Staatsmänner ersten Rangs, die englischen kaum ausgenommen, nahten ihm wie einem Höheren, wie einem Schiedsrichter, die unter ihm Beschäftigten verehrten ihn gleich einem geheiligten Oberhaupt, einer lebenden Vorsehung. Eine früher thätige Opposition war längst auseinander gesprengt, beseitigt, zum Verstummen gebracht. Vorsichtig, aber gewandt, in der Wirkung unausweichbar, umfing ihn unaufhörlich die ausgesuchteste Schmeichelei, so daß es auch dem Unbefangenen schwer wurde, sich dieses Tones zu erwehren, es war die Sprache, die hier gesprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verstanden zu werden. In seiner Umgebung gewöhnte er selbst sich solcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrscher zu gebühren schienen, und es fehlte nicht viel, daß er in aller Einfalt, wie [illegible] der [illegible], gesagt hätte: „Mon Dieu, [illegible]“ [illegible]

Wie mächtig das Gottesgefühl in dem Fürsten sich befestigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der General Baron von [illegible] [illegible] [illegible] Der Fürst [illegible] [illegible] Aber der General [illegible] [illegible] der Fürst [illegible] [illegible] so fragte [illegible] einst [illegible]: „Mais mon prince, que [illegible], si vous [illegible] plus [illegible]?“ [illegible] „Mais vous [illegible] qui est impossible?“ [illegible] der Fürst [illegible] [illegible] Der Fürst [illegible] [illegible] Der

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], wenn ich diese Sachen [illegible] [illegible] und [illegible] ich [illegible] [illegible] auch einige [illegible] an, [illegible] aber auch [illegible] [illegible] zu [illegible] —

[illegible] ich [illegible] [illegible] zu [illegible] ich [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vorgekommen, daß ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist, weil immer der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ihn zu machen auch ich ihn angenehmen. „[illegible] Sie", sagte ich, „welche Macht hat [illegible] [illegible] [illegible], daß der [illegible], als er die [illegible] des [illegible] veranlaßte, und ich die [illegible] [illegible] [illegible] wollte, [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] auch [illegible], [illegible] [illegible] man mir zu [illegible] [illegible] ich [illegible] daß [illegible] [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich in den [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ich [illegible] auch in [illegible] zu [illegible], und [illegible] ich den [illegible] [illegible] haben, so [illegible] ich [illegible] [illegible] zu [illegible], und in einer [illegible], bei der meine [illegible], [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] wäre." [illegible] [illegible] ich dem [illegible] [illegible] [illegible] nur in [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] aber [illegible] nur mit [illegible], [illegible] [illegible] nicht [illegible] habe, [illegible] [illegible], daß er im Jahre 1830 mit [illegible] [illegible] und [illegible] den [illegible] [illegible] hatte; ein [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß sich im Jahre 1848 noch [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zum [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] ich in [illegible] [illegible], zu [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] nicht im [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß mit der langen Zeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] genug [illegible], die [illegible] [illegible] waren, daß meine [illegible] [illegible] [illegible] von den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], so daß ein, daß außer der Perſönlichkeit des Kindes, mich hier nichts reizen konnte.

Am Abend des 30. Auguſt war ich zeitig mit den lieben Freunden zuſammen. Ich empfing bei ſpätem Heimgange den letzten Nachteindruck von Wien. Der Blick von der Baſtei über das dunkle Glacis nach den erleuchteten Vorſtädten war zauberhaft. In den Straßen wechſelten mächtige Schlagſchatten mit grellen Lichtflecken. Auf dem Glacis war nur noch mildes, behagliches Regen, das mit jedem Augenblicke dunkler und ſtiller wurde, das ganze großartige Stadtweſen ſchien wohlthuend ſich zu ſeinem Gegentheil umzuwandeln, zur ländlichen Einſamkeit.

Am nächſten Morgen in aller Frühe reiſte ich von Wien ab, und nahm die Straße nach Linz.

Perſonen.

Voltaire in Frankfurt am Main.

1753.

Die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt am Main durch den preußiſchen Reſidenten von Freytag iſt ein Ereigniß, welchem einſt die ganze gebildete Welt im Staunen und Spannung horchte, und das auch den Nachlebenden immer bedeutend bleiben muß, ſo lange der Name des außerordentlichen Mannes, den die Sache betraf, verbunden mit dem Namen des großen Königs, von dem ſie ausging, den Antheil und die Forſchung der Betrachtenden anregen wird. Doch ungeachtet des vielfachen Reizes, der dieſem Ereigniſſe lebenswarm inwohnt, hat daſſelbe bisher, nachdem beinahe hundert Jahre darüber hingefloſſen, noch keine genügende Beleuchtung empfangen, ſondern ſchwebt nur im ungewiſſen Lichte der einſeitigen Darſtellung, welche der gekränkte Theil davon hinterlaſſen hat. Friedrich der Große hat in ſeiner hohen Stellung verſchmäht, durch irgend eine öffentliche Erklärung den zahlloſen Mißurtheilen zu begegnen, welche über jene Vorgänge und über das Maß ſeiner eignen Betheiligung dabei durch ganz Europa ſchallten, und von denen ſein

Ruhm in den Augen ſogar ſeiner Bewunderer zu leiden hatte. Zwar übernahmen ſpätere Thatſachen einigermaßen ſeine Vertheidigung; das erneuerte Entgegenkommen Voltaire's, das bald vollſtändig hergeſtellte, in Bewunderung und Freundlichkeit wetteifernde Vernehmen, zeigten offenbar, daß beide Theile das Geſchehene vergeſſen wollten und konnten, und Voltaire ſelbſt, indem er dieſer verdrießlichen Sache in ſeinen Denkwürdigkeiten kurz erwähnte, ſchloß mit der Aeußerung: „C'était une querelle d'amans: les tracasseries des cours passent; mais le caractère d'une belle passion dominante subsiste longtemps." Allein dieſe ſpätere billige Anſicht konnte die leidenſchaftlichen Zeugniſſe der Erbitterung nicht auslöſchen, welche der Grimm des Augenblickes hervorgerufen hatte; jedes von Voltaire geſchriebene Blatt galt mit Recht als ein des Aufbewahrens werthes Kleinod, und in jeder ſpätern Ausgabe ſeiner Werke häufte ſich die Sammlung ſeiner Briefe, deren eine gute Zahl auch jenes Frankfurter Ereigniß beſpricht. Endlich im Jahre 1807 erſchien ſogar eine ausführliche Erzählung aus der Feder eines Augenzeugen, des Florentiners Collini, welcher als Voltaire's Sekretair in jene Vorgänge mitverwickelt worden war, und deſſen Bericht natürlich ganz die Farbe derjenigen Seite trägt, auf die er ſich geſtellt fand. So mußte denn der Name des Königs hiebei mehr und mehr in den Schatten ſinken, und wenn der prüfende Forſcher auch leicht erkannte, daß nicht alles gläubig anzunehmen ſei, was die Gegenſeite vorbrachte, ſo fehlte es doch an einem beſtimmten Anhalt, um das Falſche von dem Wahren zu ſondern, und ein richtiges Bild des Geſchehenen aufzufaſſen.

Wir waren daher ungemein erfreut, als uns die Gunſt wurde, die im Königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Akten einzuſehen, welche neben mehreren bis jetzt noch nicht gedruckten Blättern von Voltaire und Mad. Denis, insbeſondere die aus dem Königlichen Kabinet erlaſſenen Befehle und die hierauf erſtatteten amtlichen Berichte des Reſidenten von Freytag enthalten. Wir haben alſo nunmehr zur Darſtellung der Sache dreierlei Hülfsmittel, die Mittheilungen Voltaire's ſelbſt und ſeiner Nichte, den Bericht ſeines Sekretairs Collini, und endlich denn auch die preußiſchen Aktenſtücke. Aus der Zuſammenhaltung dieſer dreifachen Angaben werden ſich dem unbefangenen Leſer die Thatſachen von ſelbſt in wünſchenswerther Deutlichkeit aufſtellen.

Das Verhältniß Friedrichs des Großen zu Voltaire können wir als bekannt vorausſetzen, wenigſtens dürfen wir auf die ſo belebte als gründliche Schilderung hinweiſen, welche der treffliche Preuß in ſeinem ſchätzbaren Buche „Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden“ auch von dieſem Verhältniſſe gegeben hat. Nur über Voltaire ſelbſt erlauben wir uns einige vorläufige Bemerkungen, weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutſchland doch nur ſelten gehörig erkannt und gewürdigt wird, und weil er auch eben in dieſer Frankfurter Geſchichte zu wenig vortheilhaft erſcheint, als daß wir nicht gleich im Beginn ſeinen ſonſtigen hohen Menſchen- und Geiſteswerth wahren müßten. Voltaire, im Großen und Allgemeinen edel und wohlgeſinnt, von reiner Gluth für die Menſchheit erfüllt, und ſtets beeifert deren Gedeihen und Fortſchreiten auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern, war durch die Richtung ſeiner ſtaunenswerthen, in ſolcher Fülle beinahe nie zuſammengeweſenen Talente, die mit der Entwickelung ſeiner Nation und ſeines Zeitalters völlig zuſammenſtimmten, in ſeiner Aeußerungsart vorzüglich auf Scherz und Zierlichkeit, auf muntre Laune und beißenden Spott angewieſen; dieſe Waffen handhabte er in der That mit ſiegender Meiſterſchaft, und wenn ihm auch Pracht des Ernſtes und ſtrenge Gedankenfolge in ſeltnem Grade zu Gebote ſtanden, ſo wurden dieſe doch von der hinreißenden Anmuth ſeines ſprühenden Witzes weit überflügelt. Eine ſolche Geiſtesrichtung aber iſt ohne heftige Reizbarkeit des Gemüthes und ohne raſtloſe Thätigkeit der Einbildungskraft nicht denkbar, und ſo geſellen ſich der Ausübung der ſchönſten Gaben ſogleich die Gefahren leidenſchaftlicher Mißgriffe und Uebertreibungen bei. Was im Gebiete des äſthetiſchen Bildens als Erfindung und Ausſchmückung erlaubt und geprieſen wird, erſcheint, auf das praktiſche Leben übertragen, als gehäſſige Schwindelei, als unziemliche Liſt und Tücke, ja ſogar als Unredlichkeit und Lüge. So geſchieht es denn auch bei Voltaire, daß wir den im Geiſte frei und hoch ſtehenden Mann, ſobald beſtimmte Lebensverhältniſſe und perſönliche Einzelheiten ihn befangen, oft in blinde Leidenſchaft, in poſſenhafte Unart, ja ſogar in argliſtige Schalkheit hinabgezogen ſehen.

Dies war auch der Fall in den Verhältniſſen, die er am Hofe Friedrichs gefunden hatte. Sie waren anfangs die beſten und glücklichſten, und Voltaire glaubte und hoffte, in ihnen bis zu ſeinem Lebensende zu verbleiben. Doch das Glück ſelber trägt den Keim des Uebermuthes und Mißbrauchs in ſich, und das durch die höchſte Gunſt geſteigerte Bewußtſein der eignen Geiſtesmacht führt zum irrigen Urtheil über die im Aeußern doch beſchränkte Geltung derſelben. Zwar unmittelbar zwiſchen dem Könige und Voltaire entſtand keine Spannung, ſie lebten in wechſelſeitiger Anerkennung und Zuneigung. Aber aus der Eiferſucht und der Widrigkeit, in welche Voltaire bald mit den andern Franzoſen gerieth, die mit ihm in der Nähe des Königs lebten, erhob ſich der Keim des Zerwürfniſſes, das ihn dieſem Kreiſe zuletzt entzog. Beſonders wurde das Verhältniß zu Maupertuis, welches durch Neid und Zwiſchenträgerei ſchon genug getrübt war, bald ein unheilbar feindliches, und dieſes zumeiſt, wir müſſen es ſagen, durch des letztern Schuld. Maupertuis hatte in einem wiſſenſchaftlichen Streite ſein entſchiednes Unrecht gegen den Phyſiker König durch die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, die hiebei ſchmählich mißbraucht wurde, für Recht erklären laſſen; Voltaire wollte hiezu nicht ſchweigen, ſein Spott griff lächerliche Meinungen des Gegners an, worüber der König lachte, gleichwohl aber die Veröffentlichung des Angriffs unterſagte. Da Voltaire ſich hiedurch in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Selbſtſtändigkeit verletzt fühlte, einen offnen Kampf aber unmöglich fand, ſo nahm er ſeine Zuflucht zur Liſt, und brachte ſeine Sachen unter der Hand in Druck. Dies ließ wieder der König nicht ungeahndet, und Voltaire zog ſich in Ungnade vom Hofe zurück. Nun begehrte er in's Ausland zu reiſen, wogegen aber der König immer Einwendungen hatte, in welchen Voltaire argwöhniſch den Vorſatz erblickte, ihn für immer und gewaltſam feſtzuhalten. Doch erfolgte nach einiger Zeit der erbetene Urlaub zur Reiſe nach Plombieres, und die Einladung, zum Abſchied noch den König in Sansſouci zu beſuchen. Voltaire fuhr am

18. März 1753 nach Potsdam, bezog wieder ſeine Wohnung in Sansſouci, ſpeiſte jeden Abend in fröhlicher Unterhaltung, bei dem Könige, der völlig mit ihm ausgeſöhnt war, verſprach nach ſeiner Badekur im Oktober bei dem Könige zurück zu ſein, und reiſte am 26. März früh mit ſeinem Sekretair Collini von Potsdam nach Leipzig ab, während der König an demſelben Tage eine Reiſe zur Truppenſchau nach Schleſien antrat.

Voltaire hielt ſich in Leipzig drei Wochen auf, in gewohntem litterariſchen Fleiße; zugleich fertigte er ſein zahlreiches Gepäck nach Straßburg ab, und ſorgte, dem verhaßten Gegner, den er in Berlin zurückgelaſſen, aus dieſer ſichern Nähe noch einige empfindliche Streiche zu verſetzen. Dies gelang ihm vollkommen. Sein Sendſchreiben des Doktor Akakia an Maupertuis brachte dieſen zu einer Wuth, die ſich ſogar im Blute des Schreibers kühlen wollte, er ſandte dem gebrechlichen, beinahe ſechzigjährigen Greis eine Ausforderung auf Piſtolen, worauf dieſer aber nur mit komiſcher Kraft und zerſchmetternder antwortete, als es durch Piſtolenſchüſſe hätte geſchehen können. Dieſe Streitigkeiten, bei denen Voltaire ebenfalls das litterariſche Maß überſchritt, und auch den König neckend und höhnend angriff, erzürnten dieſen auf's neue, und Maupertuis unterließ nichts, um die ſchlimmen Eindrücke noch zu verſtärken. Bald wurde dem Könige hinterbracht, welche Schmähreden und Spöttereien Voltaire ſich erlaube, bald wie derſelbe laut geäußert, daß er, dem Käfige glücklich entronnen, nie freiwillig in denſelben zurückkehren werde, bald kamen ſelbſt aus Paris Nachrichten, daß Voltaire mit dem Könige für immer gebrochen habe, daß er das von demſelben gehabte Vertrauen in aller Art mißbrauche, und in ſeinen Briefen ſchon jetzt die ungehörigſten Plaudereien übe. Jemehr der König ihm ſein Innerſtes geöffnet, je ſorgloſer Urtheile über Sachen und Perſonen ihm mitgetheilt hatte, um deſto ſchmerzlicher mußte er bei dem Gedanken ſich empört fühlen, von dem einſtigen Liebling ſo verrathen zu werden. Was Voltaire ſagen konnte, durfte dahingeſtellt bleiben, aber was er zeigen konnte, war nicht gleichgültig. In dieſem Betreff beunruhigten den König nicht nur die von ihm in Voltaire's Händen befindlichen Briefe, ſondern eben ſo ſehr ein Band Gedichte, die nur in wenigen Abdrücken für die vertrauteſten Freunde vorhanden waren, und deren Bekanntwerden dem Könige ſelbſt politiſchen Nachtheil bringen mußte. Von Unwillen und Beſorgniß erregt, traf dieſer daher Anſtalt, ſeine Briefſchaften und Druckſachen zurückfordern zu laſſen und nöthigenfalls die Rückgabe zu erzwingen; er durfte ſich hiezu um ſo mehr berechtigt glauben, als auch Privatperſonen in ſolchem Falle nicht ſcheuen, den in ihren Umſtänden nur immer möglichen Zwang auszuüben; Voltaire ſtand überdies in des Königs Dienſt und durfte auch in der Fremde zum Gehorſam angehalten werden. Damit jedoch ein ſo häßlich gewordenes Verhältniß völlig aufhörte, und das von Voltaire verbreitete Vorgeben, als wolle man ihn wider Willen in Preußen feſthalten, ſogleich zerfiele, beſchloß der König, ihn zugleich aus dem Dienſte zu entlaſſen, und ihm die Zeichen der bis dahin getragenen Gunſt und Würden abzunehmen.

Die Gründe zu ſolchem Verfahren müſſen ſich bei dem Könige nach ſeiner Rückkehr aus Schleſien ſchnell angehäuft und den herben Entſchluß eilig zur Reife gebracht haben, denn der Geheime Kämmerier Fredersdorff, welcher als ein redlicher, zuverläſſiger und tüchtiger Diener in großem Vertrauen ſtand, erhielt ſchon am 11. April den Auftrag, an den preußiſchen Reſidenten, Kriegsrath von Freytag, zu Frankfurt am Main, wo Voltaire auf der Reiſe nach Plombieres durchkommen mußte, folgenden Befehl aufzuſetzen, welchen der König eigenhändig unterzeichnete:

„Seine Königliche Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, machen Dero Reſidenten und Kriegsrath von Freytag hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß der von Voltaire mit ehſten Frankfurt am Main paſſiren wird, als iſt Seiner Königlichen Majeſtät Befehl, daß Er ſich mit Zuziehung des dortigen Hofrath Schmid zu ihm verfügen, dem Voltaire im Namen Seiner Königlichen Majeſtät den Kammerherrnſchlüſſel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abſordern, und da auch der von Voltaire alle ſeine von hier abgehende Pakete und Emballagen dorthin addreſſiret, worunter von Seiner Königlichen Majeſtät höchſt eigenen Händen viele Briefe und Skripturen ſich befinden werden, als ſollen gedachte Pakete und Emballagen, auch ſeine bei ſich habenden Chatullen in Ihrer Gegenwart geöffnet werden, und alles Beſchriebene abgenommen werden, ingleichen ein Buch, welches Einlage beſaget. Da aber dieſer Voltaire ſehr intrigant, als haben Sie beiderſeits alle Präkaution zu nehmen, daß Er Ihnen nichts verhehlet und unterſchläget. Nachdem alles wohldurchgeſucht und in Empfang genommen worden, ſo muß es gut eingepackt werden und an mir nach Potsdam geſandt werden. Allenfalls Er ſich mit Gutem Obiges nicht wollte abnehmen laſſen, ſoll Er mit Arreſt bedrohet werden, und ſo dieſes nichts helfen möchte, muß Er wirklich arretirt werden, und ohne Komplimente Alles genommen, Ihn aber alsdann reiſen laſſen. Ich bin Euer wohlaffektionirter

Frch

Potsdam, den 11. April 1753."

Daß der König hiezu ſich der Hand Fredersdorff's, und nicht eines ſeiner Kabinetsräthe bediente, darf nicht auffallen, wenn man weiß, daß Friedrich dergleichen Aufträge, die nicht in den Lauf gewöhnlicher Geſchäfte fielen, gern durch die ſeiner Perſon grade naheſtehenden Vertrauten ausführte, und Fredersdorff war es, der auch bei den früheren Mißhelligkeiten zwiſchen dem Könige und Voltaire als Zwiſchenträger mit Sinn und Geſchick erfolgreich gedient hatte. In dieſem Umſtande jedoch, daß ein zwar eifriger und kluger, aber zu Geſchäften nicht ſtreng eingeübter Diener den Willen des Königs in Worte faßte, liegt der erſte Keim aller Verwirrung und alles Mißgeſchicks, das ſich aus dieſem ſcheinbar einfachen Handel ſo unſelig und verdrießlich für beide Theile entwickelte, und welches dann freilich der thörichte Wahn, die verkehrte Verſchmitztheit und der blinde Ungeſtüm Voltaire's zur äußerſten Spitze trieben. Die Mängel des Ausdrucks und die Nachläſſigkeit der Ausfertigung fielen auch den Empfängern ſogleich auf, denen die eigentliche Meinung der Sache um ſo weniger klar ſein konnte, als ſie von den näheren Verhältniſſen nicht unterrichtet waren, und wegen der Briefſchaften und Skripturen eben ſo leicht zu wenig als zu viel thun konnten. Beide Beauftragte fühlten indeß, fürerſt ſei die Hauptſache, ſolche Vorkehrungen zu treffen, daß ihnen der Reiſende nicht entſchlüpfen könne. Und auf dieſen Zweck wandten ſie ihren beſten Eifer mit genugſamer Klugheit. Sie empfingen den Königlichen Befehl am 19. April, brauchten den nächſten Tag zu Erkundigungen und Anſtalten, und antworteten am 21. April dem Könige wie folgt:

„Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſte Handſchreiben vom 11. d. die von Voltairiſche Affairen betreffend ſind uns vorgeſtern behändigt worden. Wir haben bei jetzigen Meßzeiten, da alle Moment Fremde ankommen, ſolche mesures genommen, daß wir hoffen können, Ihn nicht zu verfehlen. Unterdeſſen kommen wir hierdurch allerunterthänigſt anzufragen, ob, wenn er vorgeben ſollte, daß ſeine Emballagen bereits vorausgeſchicket wären, man Ihn, bis Er ſie zurück kommandirt, allhier in Verwahrung behalten möchte, — und wie die Worte „ingleichen ein Buch, welches Einlage beſaget" zu verſtehen, geſtalten keine Einlagen bei Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Handſchreiben befunden worden.

Man ſpricht hier, daß Er wirklich bettlägerig ſeie und vor Ausgang der Leipziger Meſſe nicht hier paſſiren werde. Wir verharren in devoteſter und treueſter Devotion ꝛc."

Freytag hatte indeß die nöthigen Anſtalten erdacht, die in nachfolgendem Promemoria aufgezeichnet ſind, und ſolche dem Hofrath Schmid zur Genehmigung vorgelegt:

„Promemoria."

1. Wird Herr Hofrath Schmid von der Güte ſein, ſowohl an dem Allerheiligen- als Friedberger Thor die Thorſchreiber, welche von denen Einundfünfziger dependiren, und welche Reſpekt und Furcht vor ihnen haben müſſen,

dahin und zwar perſönlich zu inſtruiren, daß ſie auf die Ankunft des von Voltaire genaue Acht haben; deſſen Quartier nicht allein zu befragen, ſondern auch der Kutſche ſogleich einen Gefreiten nachzuſchicken, um zu ſehen, ob Er auch in dem angegebenen Wirthshauſe abgetreten. Hiernächſt muß beſagtem Hrn. Hofrath von der Ankunft ſogleich durch einen beſondern Gefreiten Nachricht gegeben werden, welchem der Thorſchreiber 20 Kreuzer vor den Gang zu verſprechen hat; dem Thorſchreiber wäre auch ein Dukat pro discretione zu verſprechen. Dem Thorſchreiber muß zwar verboten werden, daß Er dem Voltaire nicht eröffne, man habe ſeinetwegen Beſtellungen gethan; doch muß man dem Thorſchreiber einen Prätext machen, warum man dieſe Beſtellung thue, nämlich man habe ein Packet Ihme einzuhändigen. Sollte ſich der Voltaire einen andern Namen geben, ſo wäre gut, wenn der Thorſchreiber kommittirt würde, alle Franzoſen, die mit einer reputirlichen Equipage ankommen, bei dem Hrn. Hofrath anmelden ſollen. Er kann auch allenfalls nach ſeiner Statur und Geſichtsbildung Ihnen beſchrieben werden.

2. Bei dem Poſtmeiſter Klech durch ſeinen Oberknecht aufpaſſen laſſe, unter dem Prätext, daß Er Ihn weiter führen ſolle.

3. Wäre gut, wenn Hr. Hofrath einen vertrauten und verſtändigen Menſchen auf Friedberg ſchickte, welcher allda im Poſthaus, bis auf deſſen Ankunft, liegen bleiben müßte, und dem man täglich einen Thaler reichen könnte.

4. Wie ich dann eben dergleichen noch heute nach Hanau bewerkſtelligen werde.

5. Wäre ſich beiderſeits zu erkundigen, wo ſonſten Hr. von Voltaire bei ſeiner Durchreiſe logirt habe.

6. Wäre beiderſeits etliche Spionen auszuſchicken, welche täglich in die vornehmſte Wirthshäuſer gingen, und nach einem gewiſſen franzöſiſchen Kavalier Namens Mounvillar fragten, ſie werden ohne Zweifel die Antwort mit Nein erhalten, hingegen werden ſie antworten: Es iſt zwar ein Franzoſe da, aber er ſchreibt ſich Voltaire; und auf dieſe Art werden wir es erfahren ohne nach ihm zu fragen.

7. Werd ich meinen Briefträger, der mir ſehr vertraut iſt, ingeheim inſtruiren, genau Acht zu haben, ob bereits Briefe an denſelben angekommen, und an wen ſie adreſſirt werden ꝛc.

Hr. Hofrath belieben Ihre Gedanken dazu zu ſetzen, und mir dieſes zu remittiren. Mein Mann auf Hanau gehet heute noch ab.“ —

Schmid, dem eigentlich nur die zweite Rolle beſchieden war, der aber heftiger und dreiſter war, als Freytag, und auf deſſen Urtheil dieſer daher den größten Werth legte, billigte die gemachten Vorſchläge und ſchritt ſogleich zur Ausführung; beſonders den ſiebenten Punkt hielt er für „ſehr verträglich“. Da nun Freytag noch aus den Zeitungen erſehen hatte, daß für Voltaire im goldnen Löwen bereits Wohnung beſtellt ſei, und man ihn allda in einiger Zeit erwarte, ſo ſchien es unmöglich, daß er ihnen entgehen könnte, und ſie glaubten deshalb auch, die auf den nächſten Stationen aufgeſtellten Leute mit aller Sicherheit wieder abrufen zu können.

Mittlerweile wurde von Potsdam den 29. April abermals eine Kabinetsordre und wieder von Fredersdorff ausgefertigt, worin die frühere beſtätigt nur in Betreff der ausgelaſſenen Angabe erläutert wurde. Sie lautet:

„Seine Königliche Majeſtät geben dem von Freytag und Dero Hofrath Schmid hierdurch zur gnädigſten Antwort, daß wann der Voltaire Frankfurt paſſiren ſollte, es bei dem erſten Schreiben bleiben ſoll. Sollten ſeine Emballagen ſchon durch ſein, ſo ſoll Er ſo lange arretirt ſein, bis Er alle Königlichen Manuſcripte richtig ausgeliefert, und muß Er ſeine Emballagen laſſen zurück kommen, damit Sie es beide ſehn. Das Buch, welches hauptſächlich mit retour kommen ſoll, iſt benannt Oeuvres de Poesie.

Frch.

Potsdam, den 29. April 1753.

Ordre an den von Freytag und Schmid dem
Voltaire ſeine Emballagen durchzuſuchen und die
verlangte Manuſcripte wegzunehmen."

Auch hier fällt wieder die ungenaue Bezeichnung auf, da es nicht mehr „Briefe und Skripturen" ſondern „alle Königlichen Manuſcripte" heißt, wobei ſelbſt litterariſche Männer zweifelhaft ſein konnten, was alles für Papiere und beſonders auch bis zu welchem Belange gemeint ſein möchten.

Inzwiſchen vernahm Schmid, daß Voltaire noch in Leipzig mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt und wohl ſo bald noch nicht in Frankfurt zu erwarten ſei. Durch Unwohlſein verhindert auszugehen, ſchrieb er dies unverzüglich an Freytag, durch ein Billet vom 6. Mai, und meldete zugleich: „Das quäſtionirte Buch, worum Seine Königliche Majeſtät Anregung in deren Befehl gethan, beſteht in einem Band Verſe in Manuſkript zur beliebigen Nachricht"); — welche Veranſtaltung doch, wie wir ſchon wiſſen, irrig war, und nur dazu beitragen mußte, die Verwirrung zu vermehren, da ſich ſchwer begreifen ließ, daß der König auf ein gedrucktes Buch einen ſo hohen Werth legen ſollte.

Eine neue Schwierigkeit erhob ſich für Freytag, als ihm Schmid ankündigte, er müſſe zu der auf den 28. Mai ausgeſchriebenen Generalverſammlung der Königlich preußiſchen aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft nothwendig an jenem Tage in Emden eintreffen, und fordere ihn daher auf, falls Voltaire in der Zwiſchenzeit ankäme, die Königlichen Befehle nach dem Buchſtaben auszuführen, jedoch im Beiſein des frankfurtiſchen Senators Dr. Rücker, der den Abweſenden hiebei zu erſetzen ganz geeignet ſei. Freytag aber, wegen dieſes neuen Umſtandes beunruhigt, wollte dieſe Stellvertretung nicht ſogleich gutheißen, ſondern fragte unter dem 22. Mai bei dem Könige an, wen er nach Schmid's Abreiſe zum Beiſtand nehmen ſolle, und ob nicht ſein Sekretair Dorn, als ſchon in Dienſtverpflichtung ſtehend, dazu tauglich erachtet werde? Hierauf erwiederte Fredersdorf am 29. Mai Folgendes:

Hochwohlgeborner Herr
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimder Kriegsrath.

Auf Euer Hochwohlgeboren abgelaſſenes an des Königs Majeſtät unter dem 22. Mai laſſen Höchſtdieſelben allergnädigſt wiſſen, daß, da der von Voltaire ſich in Gotha einige Monate aufhalten wird, die aufgetragene Kommiſſion ganz ruhig ſein ſoll, bis der von Voltaire nach verfloſſener Zeit Frankfurt paſſiren wird, und da deſſentſich der Herr Hofrath Schmid gegen die Zeit nicht wieder zu Hauſe ſein dürfte, ſo würde es nicht rathſam einen andern Aſſiſtenten anzunehmen. Sobald aber der von Voltaire dort paſſiren werde, bleibe es bei der ehemaligen Königlichen Ordre. Es iſt mir angenehm bei dieſer Gelegenheit zu verſichern, wie ich mit der vollkommenſten Hochachtung bin

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 29. Mai
1753.

Ergebenſter Diener
Fredersdorff.

Die Vorſicht Freytag's war hiedurch gerechtfertigt, der König wollte den Kreis des Geheimniſſes nicht erweitert ſehen. Jedoch war die Befürchtung irrig, Voltaire möchte noch längere Zeit in Gotha verweilen, und bei ſeiner Ankunft in Frankfurt dennoch Schmid von Emden ſchon zurückgekehrt ſein. Die Sachen kamen zur Entſcheidung, noch bevor Freytag dieſe Antwort Fredersdorff's empfangen konnte.

Voltaire hatte ſeine Reiſe von Leipzig fortgeſetzt, war nach der Mitte des April in Gotha eingetroffen, und erfuhr allſeiten des dortigen Hofes die herzlichſte und ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Nachdem er über einen Monat hier verweilt, nahm er ſeinen Weg über Kaſſel, wo er den Landgrafen beſuchen wollte. Hier fand er unvermuthet den Kammerherrn von Pöllnitz, den bekannten Schriftſteller und Höfling, der zu Friedrichs naher Umgebung in Potsdam gehörte. Voltaire ſprach nur flüchtig mit ihm, doch fiel ihm die Anweſenheit des Mannes auf, und er verwunderte ſich, was doch Pöllnitz in Kaſſel verhaben möge? Der Argwohn, derſelbe könne insgeheim abgeſchickt ſein, mag in Voltaire's Seele ſich wohl geregt haben, wir finden aber nichts, was dieſen Verdacht begründen könnte. Man wußte ſchwerlich in Potsdam, daß Voltaire nach Kaſſel kommen würde, wo Pöllnitz auch gar nicht ſeine Nähe ſuchte, ſo wenig er ihm nach Wabern folgte, wo ſich der heſſiſche Hof damals aufhielt, und Voltaire ein paar Tage angenehm zubrachte.

Collini giebt eine artige Schilderung von Voltaire's bequemer, herrſchaftlicher, reicher Art zu reiſen. Er war ſeinem Alter, ſeiner Kränklichkeit und ſeinen Vermögensumſtänden angemeſſen, einer Berline und eines Kutſchers, doch immer bemerkbar genug durch ihr ſtattliches Ausſehen; er reiſte ganz offen unter ſeinem Namen, und dachte weder an Geheimniß noch an Täuſchung. Seine gute Laune, ſein literariſcher Fleiß, verließen ihn auch unterwegs nicht, und jeder Aufenthalt war durch Arbeiten bezeichnet, wenn er die verſchiedenartigſten unter allen Umſtänden betrieb und förderte. So völlig harmlos und guter Dinge, kamen die Reiſenden über Marburg, Gießen, Butzbach und Friedberg, wo ſie ſich die Muße nahmen die Salzwerke zu beſehen, am 31. Mai gegen Abend wohlbehalten in Frankfurt an, bezogen die im goldenen Löwen vorausbeſtellten Zimmer, und dachten am folgenden Tage die Reiſe nach Straßburg fortzuſetzen.

Hier beginnt nun eine Reihe von Auftritten, in welchen ein unſcheinbarer, auf ſtillen Verlauf abgeſehener Handel zu dem lärmendſten Ereigniß aufſchwoll, und ein Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme wurde. Wir haben die verſchiedenartigſten Berichte gegen einander abzuwägen, wobei die Wahrheit aus den unvollkommenen [illegible] [illegible] ein unmittelbarer der Entführung sich [illegible].

Freytag schritt gleich am nächsten Morgen zur Vollziehung der Befehle des Königs. Da er auf seine letzten Anfragen noch keine Antwort von Potsdam hatte, so blieb ihm nur übrig, die vom Schmidt empfohlenen Anordnungen zu befolgen. Er bevollmächtigte daher den Senator Rücker, nahm noch einen in Frankfurt auf Werbung liegenden preußischen Offizier zu Hülfe, und begab sich mit beiden am 1. Juni früh zu Voltaire, als dieser eben Anstalten zur Weiterabreise zu treffen vorhatte. Was nun erfolgte, berichtet Freytag noch desselben Tages dem Könige nachstehendem Berichte:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Nachdem der Geheimrath Schmidt nach [illegible] abgereiset, so hat Er mir einen hiesigen Rathsherrn Senator Rücker, welcher in Aufsehung des reformirten Kirchenwesens sich ziemlich preußisch aufführt, auch derjenige gewesen, welcher mir vorher die [illegible] von die [illegible] [illegible] angewiesen, zum Beistand mit meiner Bewilligung, bis auf weitere Königliche allerhöchste Ordre, substituiret. Da aber unterdessen der von Voltaire gestern hier eingetroffen, so haben mich mit besagtem Senateur Rücker auch mit dem hier auf Werbung liegenden Lieutenant von [illegible], [illegible] Regiment, zu dem von Voltaire verfüget. Nach gemachten Complimenten eröffnete Ihme Ew. Königlichen Majestät allergnädigste Willensmeinung. Er wurde sehr bestürzt, thate die Augen zu, und lehnte sich hinten an den Stuhl. Ich hatte Ihme aus dem [illegible]

[illegible] [illegible], und da er sich erkundigte, [illegible] [illegible] zu erfahren, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

J'arrivai à peine dans cette ville, le [illegible] juin, que le comte [illegible], résident de Brandebourg, vint dans ma chambre, escorté d'un officier prussien, et d'un [illegible], qui est [illegible]. Il me demanda au nom [illegible], [illegible] les [illegible] du roi son maître, [illegible].

[illegible]

J'ai dit au résident de Brandebourg que je suis prêt de remettre au roi son maître [illegible], mais que [illegible] à Hambourg, [illegible], que je [illegible], et que je [illegible].

Il me répondit que le roi son maître [illegible] à ma porte; il me força [illegible] jusqu'à ce que les [illegible] du roi son maître seront [illegible], et il me [illegible].

„Avouez la grande faute que vous avez faite à [illegible] à Hambourg avec [illegible], et que vous [illegible]?"

Était-ce une [illegible] à Hambourg [illegible] pour lequel je me trouve [illegible] dans une ville [illegible], sans aucune [illegible], sans la moindre [illegible], sans la moindre apparence de justice. [illegible] par les [illegible] est un [illegible] que de [illegible]

[illegible] que M. Forsyth [illegible] M. Forsyth [illegible] dans le plus profond secret.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Majesté [illegible]

[illegible]

[illegible] Majesté [illegible] M. Forsyth [illegible] la personne et de la vie d'un étranger, dans la ville où Sa Sacrée Majesté a été couronnée.

[illegible]

Je supplie Sa Majesté Impériale de me pardonner la liberté que je prends [illegible]

[illegible]

[illegible] Voltaire, gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne.

à Francfort, le [illegible] juin."

[illegible] [illegible], den ich [illegible] auf Deutsch [illegible]:

„A qui puis-je mieux m'adresser qu'à Votre Excellence? Elle m'a comblé de ses bontés, elle m'a procuré des marques de la bienveillance de Votre Majesté Impériale, et je regarde aujourd'hui comme un de mes devoirs de n'implorer que sa protection. Je suis sûr du secret avec Votre Excellence; elle verra de quelle nature est l'affaire dont il s'agit par la lettre ci-incluse [illegible] que je prends la liberté de mettre aux pieds de Sa Sacrée Majesté Impériale. Elle verra que ce qui se passe à Francfort est d'un genre bien nouveau; elle sentira aussi quel est mon danger de recourir à Sa Sacrée Majesté, dans les conjonctures où tout est à craindre, ayant [illegible] étranger, qui ne connaît personne dans Francfort, [illegible] à la violence.

J'espère que ma lettre et les ordres de Sa Majesté Impériale pourront arriver à temps. Mais si vous avez la bonté, Monsieur, de me protéger dans cette circonstance [illegible], je vous supplie que tout cela soit dans le plus grand secret. Celui qui nous persécute, le sieur Freytag, ministre du roi de Prusse, agit [illegible], prenant avec moi tout et une manière décidée. Je ne puis me défendre [illegible] le secours d'un ordre [illegible] à Francfort à quelque magistrat attaché à Sa Majesté Impériale, [illegible] de l'équité et de la compassion de Votre Excellence.

Mon [illegible], ainsi que je suis [illegible] par un [illegible] [illegible] [illegible] que le [illegible] de roi de France, le sieur [illegible], est un homme à toute la ville, mais qu'on a tort de lui croire.

Votre Excellence sait bien personnellement que je ne demande pas que Sa Majesté Impériale se compromette; je demande simplement qu'un ministre à qui je serai recommandé, empêche qu'il ne se fasse rien contre les lois.

Je supplie Votre Excellence de vouloir bien accélérer sa réponse par quelque homme affidé; sinon je la prie de daigner m'écrire par la poste, d'une manière générale. Elle peut assurer l'empereur, ou Sa Sacrée Majesté l'impératrice, que, si je pouvais avoir l'honneur de leur parler, je leur dirai des choses qui les concernent; mais il serait fort difficile que j'allasse à Vienne incognito; et ce voyage ne pourrait se faire qu'en cas qu'il fût inconnu à tout le monde. J'appartiens au roi de France, je suis très incapable de dire jamais un seul mot qui puisse déplaire au roi mon maître, ni de faire aucune démarche qu'il pût désapprouver. Mais, ayant la permission de voyager, je puis aller partout sans avoir de reproches à me faire; et peut-être mon voyage ne serait pas absolument inutile. Je pourrais donner des marques de ma respectueuse reconnaissance à Leurs Majestés Impériales, sans blesser aucun de mes devoirs. Et si, dans quelque temps, quand ma santé sera raffermie, on voulait seulement m'indiquer une maison à Vienne où je pusse être inconnu quelques jours, je ne balancerais pas. J'attends vos ordres, Monsieur, et vos bontés.

Je suis avec la reconnaissance la plus respec-

[illegible] Voltaire, gentilhomme ordinaire de la chambre du roi [illegible]

à Francfort-sur-le-Mein, ce [illegible] juin."

Wir wollen uns bei den [illegible] Schilderungen, den [illegible] Darstellungen aller Umstände, den [illegible] Hoffnungen, welche diese beiden Schreiben zum [illegible] legen, nicht weiter aufhalten; [illegible] Voltaire [illegible] in seiner [illegible] des Kaiserlichen [illegible] für seine Sache zu [illegible], sondern nur [illegible] zu erbitten, daß im [illegible] die Wirksamkeit jenes Befehls für ihn [illegible], der Magistrat von Frankfurt durch [illegible] Verhalten des Kaiserlichen [illegible] zu dem [illegible] bewogen werden, den preußischen [illegible] Voltaire's [illegible] zu bewilligen, [illegible] zu lassen; daß [illegible] Wien [illegible], [illegible] dann in Frankfurt zur Anwendung kommen sollten, war [illegible] Meinung; die große [illegible], die [illegible] war, [illegible] die Wirkung [illegible] an den Kaiser sollte in der [illegible] Stadt [illegible], sollte den [illegible] und [illegible] den Kurfürsten von Mainz [illegible], in Frankfurt [illegible] zu machen, daß das [illegible] für Preußen [illegible] würde. Beide Schreiben machen [illegible] den [illegible] und [illegible] wenig [illegible], und [illegible] Eindruck [illegible]. Die [illegible] war [illegible] Wahrheitsliebe [illegible], und [illegible], daß er [illegible] dem ungewöhnlichen Zwecke dienen soll. Das Hindeuten auf Mittheilungen, welche Voltaire dem Kaiserlichen Hofe zu machen im Stande wäre, und welche nur als ein Verrath an dem Könige, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, gemeint sein können, ist die größte Pflichtvergessenheit, in welche sich Voltaire je hat stürzen lassen; der Kaiserliche Hof selbst mußte diese Anerbieten verächtlich finden, und begehrte die Staatsgeheimnisse Preußens wohl nicht durch Voltaire zu erfahren! Die Darlegung der Vorgänge selbst hat einiges Ungenaue, das wir aber dem angeklagten Gefangenen, der sein eigner Sachwalter sein muß, verzeihen können. Die beharrliche Wiederholung des lächerlichen Schreibfehlers poëshie, die er dem Residenten Freytag andichtet, wäre wenigstens unschicklich, aber sie ist wohl auch schlimmeres? Doch überall, wo Voltaire solche Vorgänge gemacht, ist er beflissen, diese Lächerlichkeit mit anzuhängen, die als unauslöschliches Mal dem armen Freytag ewig zu Spott und Verachtung anhaften soll. Die Sache ist höchst unbedeutend, besonders in Betracht jener Zeit, in welcher die besten Schriftsteller selten fehlerfrei schrieben; auch Voltaire selbst machte dergleichen Schnitzer, und seine Nichte Mad. Denis ließ es daran nicht fehlen, so wenig einem preußischen Beamten wenigstens nicht höher anzurechnen. Was aber diesen Fall besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, daß der gerügte Fehler in Freytag's Handschriften sich gar nicht findet, sondern von Voltaire ihm geradezu angedichtet ist! Freytag schreibt in den zahlreichen Zetteln, wo er das Wort gebraucht, immer poesie oder poesies, und nicht ein einzigesmal poëshie. Eben so wenig kommt die Vorstellung von [illegible], welche Voltaire gleicherweiſe dem Gegner beider anrichtet, in deſſen Handſchrift vor. Uebrigens erſcheint derſelbe des Franzöſiſchen kundig genug, um als Geſchäftsmann völlig bereit aufzutreten, und wenn ihm auch in ſeinem ſchwereren Kanzleiſtyl behaglicher iſt, ſo verſchmähte er doch ſogar in dieſem nicht eine Neigung auf Molière, was mehr iſt als man verlangen durfte."

Wie ſehr Voltaire's Eitle und Blindheit mit ſeinem Tage ſtiegen, ſehen wir aus einem großen von Preußen mitgetheilten Schreiben an den hohen Staatsmann, dem er diesmal zumuthete, geradezu ein Aſylum für ihn zu erwirken oder erwirken zu laſſen, ihm einen ſolchen Titel und mit dieſem den Schein einer Eigenſchaft beizulegen, die er nicht beſaß, nur nie beſitzen konnte. Dieſer Anſchlag war ſo unzeitig, als vergeblich und thöricht, und mußte ſogleich als eine ſchlechte Liſt erkannt werden. Die Rathgeber, denen er hierin folgte, dienten ihm ſchlecht, und erfüllten ihn mit grundloſen Vorſtellungen. Auf dieſe Weiſe konnte er nichts gewinnen, im Gegentheil mußte er dem Miniſter ſelbſt, an den er ſich wandte, nur gering und winzig erſcheinen. Der Brief lautet folgendermaßen:

„Monſieur,

Ce matin, le résident de Mayence m'est venu avertir que la plus grande violence était à craindre, et qu'il n'y a qu'un seul moyen de la prévenir; c'est de paraître appartenir à Sa Sacrée Majesté Impériale. Ce moyen serait efficace, et ne compromettrait personne; il ne s'agirait que d'avoir la bonté de m'écrire une lettre par laquelle il fût dit que j'appartiens à Sa Majesté; et que le dessus de la lettre portât

le titre qui serait ma sauvegarde. Par exemple, à M. de . . . chambellan de Sa Sacrée Majesté; et on me manderait dans le corps de la lettre que je dois aller à Vienne sitôt que ma santé le permettra.

Votre Excellence peut être persuadée que si on avait la bonté de m'écrire une telle lettre, je n'en abuserais pas, et que je ne la montrerais qu'à la dernière extrémité.

Je n'ose prendre la liberté de demander cette grace; mais si la compassion de Votre Excellence, si celle de Leurs Majestés Impériales daignait condescendre à cet expédient, ce serait le seul moyen de prévenir un coup bien cruel. Ce serait me mettre en état de marquer ma sincère reconnaissance, et encore une fois, on ne serait pas mécontent de m'entendre.

Mais, Monsieur, s'il y a le moindre inconvénient aux partis que je propose avec la plus profonde soumission, et avec toute la défiance que je dois avoir de mes idées, s'il n'y a pas moyen de prévenir la violence, je suis sûr au moins que Votre Excellence me gardera un secret dont dépend ma vie; je suis sûr que Leurs Sacrées Majestés ne me perdront pas si elles ne sont pas dans le cas de me protéger.

En un mot, Monsieur, j'ai une confiance entière dans l'humanité et dans les vertus de Votre Excellence, et, quelque chose qui arrive, je serai toute ma vie, avec le plus profond respect, Monsieur, de Votre Excellence le très humble et très-obéissant serviteur Voltaire.

à Francfort, au Lion d'Or, 7 juin 1753."

Während Voltaire mit der erdichteten Eigenſchaft eines Kaiſerlichen Kammerherrn etwas aufzurichten hoffte, ließ er auch ſeine wirkliche Eigenſchaft als Kammerjunker des Königs von Frankreich, wie wir geſehen, nicht ungenutzt. Allein er fühlte wohl, daß er mit der Berufung auf ſeine Heimathverhältniſſe ſehr vorſichtig zu ſein Urſache hatte. Der König war ihm abgeneigt, die Hauptſtadt ihm verboten, durch ſein Verhältniß in Preußen ſein Anſpruch auf das Vaterland zweifelhaft geworden. Er konnte gegen Freytag und bei der Stadt Frankfurt wohl darauf pochen, ein Franzoſe zu ſein, wußte aber ſehr gut, daß die franzöſiſche Regierung nicht den geringſten Schritt für ihn thun würde. Indeß durfte er hoffen, durch ſeine zahlreichen Freunde und Gönner in Frankreich doch große Wirkungen hervorzubringen, und er unterließ gewiß nichts, was den Eifer der Seinen befeuern, die Meinung zu ſeinem Vortheil ſtimmen, die Gegner ſchrecken und hemmen konnte. Mad. Denis, welche von Paris zu einem Empfange nach Straßburg gekommen war und ihn dort erwartete, war die Mittelsperſon dieſes Betriebes, und that ihrerſeits alles Mögliche, denſelben zu verſtärken. Von den Briefen, welche Voltaire in dieſer Zeit an ſeine näheren Freunde muß geſchrieben haben, iſt bei Beuchot nur einer an den Grafen d'Argental aufbewahrt, und er lautet wie folgt:

„Ma nièce me mande de Strasbourg que j'ai fait un beau quiproquo; pardonnez, mon cher ange. Vous avez dû être un peu étonné des nouvelles dont vous aurez deviné la moitié en lisant l'autre. Je ne doute pas que ma nièce ne vous ait mis au fait, et ne vous ait renvoyé la lettre qui était pour vous.

Vous verrez ci-joint un petit échantillon des calculs de Maupertuis. Est-ce là sa moindre action?

Il n'est pas moins surprenant que, pour se faire rendre un livre qu'on a donné, on arrête, à deux cents lieues, un homme mourant qui va aux eaux. Tout cela est singulier. Maupertuis est un plaisant philosophe.

Mon cher ange, il faut savoir souffrir; l'homme est né en partie pour cela. Je ne crois pas que toute cette belle avanture soit bien publique; il y a des gens qu'elle couvre de honte; elle n'en fera pas à ma mémoire.

Adieu, mon cher ange; adieu, tous les anges. La poste presse. Et le pauvre petit abbé, où diable fait-il pénitence de sa passion effrénée pour le bien public? Portez-vous bien.

à Francfort-sur-le-Mein, sous l'enveloppe de M. James de Lacour; ou, si vous voulez, à moi chétif, au Lion d'Or.“

Mad. Denis, als ſie den unfreiwilligen Aufenthalt ihres Onkels in Frankfurt ſich verlängern ſah, wollte ihm wenigſtens mit Troſt und Pflege zur Seite ſtehen, und traf am 9. Juni in Frankfurt ein, wo ſie in demſelben Gaſthof, wo Voltaire ſeine Gefangenſchaft abwartete, ihre Wohnung nahm. Dieſe Nichte, welche ein böſes Weib zu nennen uns Voltaire ſelbſt das Recht giebt, war die Wittwe eines franzöſiſchen Offiziers, welche bei dem Mangel eignen Vermögens auf die große Erbſchaft ihres Onkels hoffte, und ſich demſelben aus dieſem Grunde anſchloß, übrigens aber wenig Liebe zu ihm hatte, im Gegentheil ihn durch Härte und Selbſtſucht kränkte. Der in ſolch nahen Verhältniſſen überaus liebenswürdige Greis kannte die Nichte recht gut, wie ein rührender Klagebrief uns klar genug beweiſt, aber mit Willen drückte er die Augen zu, und ſuchte die Nichte nur immer zu begütigen, auch ſie vor der Welt ſtets im günſtigſten Licht erſcheinen zu laſſen. Den König von Preußen haßte ſie, weil er ſeine Bewunderung und Liebe für Voltaire nie auf die ihm wenig zuſagende Nichte hatte überſtrömen laſſen; ſie hatte nie aufgehört, ſo lange Voltaire in Preußen war, ſein Mißtrauen gegen den König zu erregen, ſeine Unzufriedenheit zu nähren. Der Frankfurter Vorgang ſchien ihren Vorherſagungen volles Recht zu geben, und ihre Empörung ſtimmte leidenſchaftlich in die des Onkels ein, deſſen Thätigkeit ſie nun aus allen Kräften unterſtützte. Nun hatte Voltaire den Vortheil, eine Frauenhand ſchreiben zu laſſen, die er leiten konnte, ohne daß ſie ihn verantwortlich machte, und gleich in den nächſten Tagen liefen neue Bitten, Anforderungen und Beſchwerden nach allen Richtungen aus. Wir finden bei Beuchot den Schluß eines Briefes vom 11. April, den Voltaire ſeiner Nichte an den Grafen d'Argenſon diktirt zu haben ſcheint: „Voilà — heißt es darin — la cruelle situation où je me trouve. Je n'ai pas la force de vous écrire de ma main. Je vous conjure de lire la lettre du roi de Prusse, ci-jointe. Quelque connaissance que vous ayez du coeur humain, vous serez peut-être surpris. Mais vous le serez peut-être encore davantage des choses que j'aurai à vous dire à mon retour.“ Der hier erwähnte Brief des Königs iſt wieder derſelbe, den auch der Kaiſer leſen ſollte, nämlich der Einladungsbrief nach Sansſouci, aus dem ſich Voltaire eine Waffe machte, und den er in Abſchriften möglichſt vervielfältigte.

An dem genannten Tage ſchrieb Mad. Denis auch an den preußiſchen Geſandten in Paris, Lord Mariſchal, der ſchon früher, auf eigne Hand oder im Auftrag, mit Mad. Denis über des Königs handſchriftliche Papiere, welche derſelbe nicht in jetzt unvertrauten Händen laſſen wollte, verhandelt und deren Ablieferung empfohlen hatte. Nachſtehender Brief von ihm an Mad. Denis, aus Paris vom 1. Juni, ſcheint erſt in Frankfurt an ſie gelangt zu ſein. Lord Mariſchal ſchrieb:

„J'espère, Madame, que vous aurez vu votre oncle pour votre satisfaction et son profit. Votre bon sens et douceur le calmeront et le remettront, je me flatte, à la raison. N'oubliez pas surtout le contrat. J'ai répondu au roi mon maître de votre honnêteté, je ne m'en repents pas, mais je suis embarrassé du retardement, et si je ne l'ai pas bientôt, je ne saurais que dire. Il y a aussi certains écrits ou poésies qu'il me faut, je compte sur votre bon esprit, et permettez moi de vous représenter encore que votre oncle, s'il se conduit sagement, non seulement évitera le blame de tout le monde, mais qu'en homme sensé il le doit par intérêt, les rois ont les bras longs.

Voyons les pays (et ceci sans vous offenser) où M. de Voltaire ne s'est pas fait quelque affaire ou beaucoup d'ennemis. Tout pays d'inquisition lui doit être suspect; il y entrerait tôt ou tard. Les Musulmans doivent être aussi peu contents de son Mahomet que l'ont été les bons chrétiens. Il est trop vieux pour aller à la Chine et devenir mandarin, en

un mot s'il est sage il n'y a que la France qui lui convienne. Il y a des amis, vous l'aurez avec vous pour le reste de ses jours, ne permettez pas qu'il s'exclue de la douceur d'y revenir, et vous sentez bien, s'il lâchait des discours ou des épigrammes offensantes envers le roi mon maître, un mot qu'il m'ordonnerait de dire à la cour de France suffirait pour empêcher M. de Voltaire de revenir, et il s'en repentirait quand il serait trop tard. Genus irritabile vatum, votre oncle ne dément pas le proverbe; modérez-le, ce n'est pas assez de lui faire entendre raison, forcez-le de la suivre. Horace, me semble, dit quelque part que les vieillards sont babillards, sur son autorité je vais vous faire un conte. Quand la discorde se mit parmi les Espagnols conquérants du Pérou, il y avait à Cusco une dame (je voudrais que ce fut plutôt un poète pour mon histoire) qui se déchainait contre Pizarro. Un certain Caravajal, partisan de Pizarro et ami de la dame, vint lui conseiller de se modérer dans ses discours, elle se déchaina encore plus; Caravajal, après avoir taché inutilement de l'appaiser, lui dit: „Comadre, vio que para hazer callar una muger es menester apretar la garganta" (ma commère, je vois que pour faire taire une femme il faut lui serrer le gosier) et il la fit dans le même moment pendre au balcon. Le roi mon maître n'a jamais fait de mechancetés, je défie ses ennemis d'en dire une seule; mais si quelque grand et fort Preisser, offensé des discours de votre oncle lui donnait un coup de poing sur la tête, il l'écraserait. Je me flatte que quand vous aurez pensé à ce que je vous écris, vous serez convaincue que le meilleur ami de votre oncle lui conseillerait comme je fais, et que c'est par vraie amitié et sincère attachement pour vous que je vous parle si franchement; je voudrais vous servir, je voudrais adoucir le roi. Empêchez votre oncle de faire des folies, il les fait aussi bien que des vers, et qu'il ne détruise pas ce que je pourrais faire pour vous à qui je suis fidèlement dévoué. Bon soir; ne montrez pas ma lettre à votre oncle, brûlez-la, mais dites lui en bien la substance comme de vous même! —"

Mad. Denis antwortete hierauf:

„J'ai à peine la force de vous écrire, Milord; j'arrive ici très-malade, et j'y trouve mon oncle mourant et en prison dans une auberge abominable. Il est affligé de la colère d'un prince qu'il a adoré et qu'il voudrait aimer encor; mais son innocence lui donne un courage dont je suis étonnée moi-même au milieu de tous les maux qui l'environnent. Il est très-vrai qu'il n'a point le contrat dont il est question, il est très-vrai qu'il a crû me l'avoir envoyé et que peut-être il me l'a envoyé en effet, il se peut faire qu'il se soit perdu dans une lettre qui ne me sera point parvenue comme bien d'autres; peutêtre aussi sera-t-il dans cette caisse qui est en chemin pour revenir, ou dans ses papiers à Paris. Pour obvier à tous ces inconvéniens, n'ayant pas la force d'écrire, il vient de dicter à un homme sûr, un écrit qui non seulement le justifie, mais annule à jamais ce contrat, et qui doit assurément désarmer Sa Majesté. Je crois, Milord,

que vous serez content, d'autant que si jamais ce contrat se retrouve notre premier soin sera de le rendre, malgré l'écrit que nous vous envoyons.

Je suis si malade, et mon oncle me donne pour sa vie des inquiétudes si réelles, qu'il ne me reste que la force de vous demander pour lui et pour moi votre amitié. Ne doutez jamais des sentiments de reconnaissance et d'attachement avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 11 juin.

Mignot Denis."

Die uns vorliegende Urſchrift iſt von Voltaire's Hand an ein paar Stellen nachgebeſſert, und daher ganz als in ſeinem Sinne verfaßt anzunehmen.

Das wichtigſte Schreiben aber, welches Mad. Denis an demſelben 11. Juni abſandte, war an den König ſelbſt gerichtet, und ohne Zweifel von Voltaire eingegeben. Dies war der richtige und einzige Weg; hätte Voltaire ſeinen Stolz überwinden können, und gleich den erſten Tag an den König geſchrieben, wie viele grauſame Qualen hätte er ſich erſpart! Seine Handſchrift würde den alten Zauber geübt, das Mißtrauen des Königs beruhigt, eine milde Freundlichkeit wieder hergeſtellt haben. Denn ſelbſt jetzt, da er ſich trotzig verhielt, wollte der König ihn keineswegs hart behandeln, noch weniger ihn einige Schmach empfinden laſſen, wie die ſpäteren Erlaſſe darthun. Die Ungeduld Voltaire's, welche freilich durch des Königs mittlerweile eingetretene Reiſe nach Preußen, durch die Langſamkeit der Poſten und Nachrichten, auf eine harte Probe geſtellt wurde, verdarb alles, und

entfernte durch klägliche Verwirrung den ſchon nahen guten Ausgang. Wir geben den Brief der Mad. Denis getreu nach ihrer eigenhändigen Schrift:

„Sire,

Je n'aurais jamais osé prendre la liberté d'écrire à Votre Majesté sans la situation cruelle où je suis. Mais à qui puis-je avoir recours si non à un monarque qui mét la gloire à être juste et à ne point faire de malheureux.

J'arrive ici pour conduire mon oncle aux eaux de Plombières. Je le trouve mourant, et pour comble de maux il est arrêté par les ordres de Votre Majesté dans une auberge sans pouvoir respirer l'air. Daignez avoir compassion, Sire, de son âge, de son danger, de mes larmes, de celles de sa famille, et de ses amis. Nous nous jettons tous à vos pieds, pour vous en supplier.

Mon oncle a sans doute eu des torts bien grands, puisque Votre Majesté, à laquelle il a toujours été attaché avec tant d'enthousiasme, le traite avec tant de dûreté. Mais, Sire, daignez-vous souvenir de quinze ans de bontés, dont vous l'avez honoré, et qui l'ont enfin arraché des bras de sa famille à qui il a toujours servi de père.

Votre Majesté lui redemande votre livre imprimé de poésie dont elle l'avait gratifié; Sire, il est assurément prêt de le rendre, il me l'a juré. Il ne l'emportait qu'avec votre permission, il le fait revenir avec ses papiers dans une caisse à l'adresse de votre ministre; il a demandé lui-méme qu'on visite tout, qu'on prenne tout ce qui peut concerner Votre Majesté.

Tant de bonne foi la désarmera sans doute. Vos lettres sont des bienfaits, notre famille rendra tout ce que nous trouverons à Paris.

Votre Majesté m'a fait redemander par son ministre le contrat d'engagement. Je lui jure que nous le rendrons dès qu'il sera retrouvé. Mon oncle croit qu'il est à Paris, peutêtre est-il dans la caisse de Hambourg. Mais pour satisfaire Votre Majesté plus promptement, mon oncle vient de dicter un écrit (car il n'est pas en état d'écrire) que nous avons signé tous deux; il vient d'être envoyé a milord Marichal qui doit en rendre compte à Votre Majesté. Sire, ayez pitié de mon état et de ma douleur. Je n'ai de consolation que dans vos promesses sacrées et dans ces paroles si dignes de vous: Je serais au désespoir d'être cause du malheur de mon ennemi, comment pourrais-je l'être du malheur de mon ami. Ces mots, Sire, tracés de votre main, qui a écrit tant de belles choses, font ma plus chère espérance. Rendez à mon oncle une vie qu'il vous avait dévouée, et dont vous rendez la fin si infortunée; et soutenez la mienne; je la passerai comme lui a vous bénir.

Je suis avec un très-profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 11 juin.

Denis."

Inzwiſchen war der Hofrath Schmid von Emden zurückgekehrt und als Freytag's Beiſtand wieder in Thätigkeit getreten. Mehrere Tage vergingen in geſpanntem Abwarten, das für Freytag und Schmid kaum weniger

als für Voltaire und Mad. Denis peinlich war. Beide Theile beobachteten ein höfliches Benehmen, und Voltaire, den einige Verſtellung wenig koſtete, verſchwendete ſogar ſchmeichleriſche Artigkeiten. Als er vom Poſtwagen ein Paket empfangen hatte, und Schmid beſcheiden anfragte, ob darin vielleicht etwas enthalten ſei, was auf ihr Geſchäft Bezug habe, ſchrieb er zur Antwort auf einen bei den Akten vorfindlichen Zettel mit eigner Hand: „Ce ballot est un paquet de mes oeuvres, que je voulais faire corriger et relier pour en faire un présent à M. Schmid et M. de Freytag." (Voltaire ſchrieb anſtatt Schmid immer Smith, welches ihm vom Engliſchen her geläufig war.) Mit dieſer Angabe narrte er gewiß beide nur, und dachte ihnen eher ganz andre Geſchenke zu; daß es aber klein iſt und ſich ſelbſt wegwerfen heißt, ſolche Heuchelei zu treiben, fühlte er nicht. Endlich traf am 18. Juni frühmorgens bei Freytag die von Leipzig her verſchriebene Kiſte richtig ein; ſie war zur Fracht ungewöhnlich ſchnell befördert worden, und kam im gegebenen Augenblicke ſogar ungelegen, denn die Antwort auf den letzten Bericht Freytag's war aus Potsdam noch nicht eingetroffen. Da Voltaire die Ankunft ſogleich erfuhr, und die Eröffnung mit Ungeſtüm begehren ließ, um das Buch herauszunehmen und abzuliefern, dann aber in Freiheit ſeiner Straße zu ziehen, ſo wußte Freytag nur durch allerlei Ausflüchte ihn bis gegen 11 Uhr hinzuhalten, als um welche Zeit die erwartete Briefpoſt ankam, und richtig ein Schreiben von Fredersdorff mitbrachte. Aber wie groß war Freytag's Schreck, als er anſtatt der gehofften Entſcheidung nur neues Hinhalten darin fand! Fredersdorff ſchrieb nämlich:

„Ew. Hochwohlgeboren geehrteſtes vom 5. dieſes iſt gleich dem vorhergehenden an Seine Königliche Majeſtät richtig eingelanget und ſofort beſorget worden. Da aber Allerhöchſtdieſelben noch nicht de retour, wohl aber in einigen Tagen hier erwartet werden: ſo werden Ew. Hochwohlgeboren die anderweitigen Ordres Seiner Majeſtät erſt mit künftiger Poſt zu erwarten haben. Indeſſen haben Sie ſich an alles das, was die Ungeduld des Hrn. Voltaire Ihnen ſagen kann, nichts zu kehren, ſondern den erhaltenen höchſten Ordres gemäß, ſo zu kontinuiren wie Sie angefangen haben.

Uebrigens bin Ew. Hochwohlgeboren für die geneigte Geſinnung, die Sie mir mit ſo vieler Politeſſe zu bezeugen belieben, ergebenſt verbunden, unter der Verſicherung, daß mir jederzeit ein wahres Vergnügen machen werde, bei allen Vorfallenheiten zu zeigen, wie ich in der That ſei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenſter Diener Fredersdorff.

Berlin, den 11. Juni 1753.“

Die nächſte Poſt, auf welche Freytag vertröſtet wurde, kam erſt nach dreien Tagen an, und ihm ſchien nicht möglich, die Ungeduld Voltaire's bis dahin zu beſchwichtigen; auch war dieſer mit ſeinem Begehren im vollen Rechte, und es fehlte jeder Vorwand, ihm daſſelbe zu verſagen. Schmid fühlte dies lebhaft, und da er den Muth hatte zu handeln, ſo war er dafür, die Kiſte zu öffnen: Freytag hingegen, dem die Angſt, allerhöchſten Ortes getadelt zu werden, den Muth gab lieber nichts zu thun, widerſetzte ſich dieſem Anſinnen, und verſuchte durch ein freundliches Billet Voltaire'n zu beſänftigen. Er ſchrieb:

„Monsieur.

Par un ordre précis que je viens de recevoir à ce moment, j'ai l'honneur de vous dire, Monsieur, que l'intention du roi est, que tout reste dans l'état où est l'affaire aprésent; sans fouiller et sans dépaqueter le ballot en question, sans renvoyer la croix et la clef, et sans innover la moindre chose, jusqu'à la première poste qui arrivera jeudi qui vient. J'espère que les ordres de cette nature sont les suites de mon rapport du 5 de ce mois, dans lequel je ne pouvais pas assez louer et admirer votre résignation dans la volonté du roi, votre obéissance de rester dans la maison où vous êtes, malgré votre infirmité, — et vos contestations sincères de votre fidélité envers Sa Majesté. Si je mérite avec tout cela, Monsieur, votre amitié et votre bienveillance, je serai charmé de me pouvoir nommer votre très-humble etc."

Dieſe Angaben waren freilich aus der Luft gegriffen, und die falſche Vorſpiegelung, daß auch die Zurückſendung des Ordens und Schlüſſels noch anſtehen ſollte, konnte nur den argliſtigen Zweck haben, die Eitelkeit Voltaire's trügeriſch aufzuregen.

Doch mehr als die Eitelkeit, wurde das Mißtrauen Voltaire's durch dieſes Billet und das ganze Verfahren aufgeregt. Warum waren die Befehle des Königs nur angekündigt, weßhalb nicht ſogleich ausgefertigt? Wozu bedurfte es der Zwiſchenzeit? Was ſollte während der neuen Friſt zu Stande kommen? Dieſe Fragen konnte Voltaire ſehr natürlich aufwerfen, und die Unmöglichkeit, ſie genügend zu beantworten, mußte ihn beunruhigen, und neue Verwicklungen fürchten laſſen. Seine Reizbarkeit brach in heftigen Unwillen aus, er verweigerte entſchieden, ſich noch ferner als gebunden anzuſehen, wobei er auch ſeinerſeits mit dreiſter Unredlichkeit ſich auf die beiden Zettel berief, welche Freytag ihm auf ſein inſtändiges Bitten, doch gewiß nicht in ſolchem Sinne, gegeben hatte. Zwar willigte er, als er ſich bedroht glaubte, nochmals ein, die nächſte Poſt ruhig in ſeiner Wohnung abzuwarten, allein er machte neue Verſuche auszugehen, und fertigte einen Boten Freytag's mit ungeſtümer Heftigkeit ab, ſo daß letzterer ſich veranlaßt ſah, Voltaire'n an ſeine Verpflichtung ernſtlich zu erinnern, und auch an Mad. Denis warnende Worte zu richten. Als Entgegnung hierauf liegen uns ein paar eigenhändige Blätter vor, in denen ſowohl Voltaire als Mad. Denis ſich in aller Artigkeit äußern, und den guten Willen Freytag's anſprechen. Voltaire ſchrieb an ihn:

„Monsieur, j'ai demeuré constamment dans ma chambre jusqu'au jour où vous avez eu la malle entre vos mains. Je suis sorti ce matin suivant votre permission, j'ai été chez Mr. Smith comptant que nous irions ensemble chez vous, et ne sachant pas que c'était grand jour de poste. Je me suis trouvé mal chez Mr. Smith, je viendrai recevoir vos ordres, a l'heure que vous voudrez, ou je les attendrai chez moi, comptant entièrement sur les bontés dont vous m'avez donné des assurances et étant parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéiss. serviteur Voltaire."

Von Mad. Denis findet ſich ein ausführlicher Brief vom 18. Juni, offenbar zur Mittheilung an den König geſchrieben, und wahrſcheinlich an den Abbé de Prades gerichtet, den ſie in des Königs Nähe und für Voltaire nicht ungünſtig geſtimmt wußte. Sie legt darin ihres Onkels Sache ſo ausführlich als beweglich dar:

„Vous savez sans doute, Monsieur, qu'au seul nom du roi votre maître, mon oncle a montré toute la résignation, toute la soumission possible, vous savez qu'il a fait plus que l'on exigeait de lui, et qu'il a fait adresser à M. Freytag, résident de Prusse, une grande caisse contenant des hardes, des papiers et des livres, voulant que M. Freytag l'ouvrit lui-même quand elle arriverait. Il a montré avec la même bonne foi à M. Freytag tout ce qui était dans les malles et les cassettes qu'il transportait avec son équipage et dans un grand portefeuille qui ferme. Il s'est soumis à rester en prison jusqu'au moment où le livre des poésies de Sa Majesté fut revenu. Le livre est arrivé, Monsieur, il est dans la caisse que M. Freytag a entre les mains, on ne veut pas l'ouvrir, et on l'empêche de partir. Mon oncle est prisonnier dans sa chambre avec les jambes et les mains enflées, et il a encor donné pour sûreté de ce livre de poésie qui est arrivé deux liasses de ses propres papiers cachetées que M. Freytag a reçues en dépot, et M. Freytag lui a fait deux billets conçus en ces termes:

„Mr. aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Hambourg ou Leipzik sera arrivé et l'oeuvre de poésies rendu à moi que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera. Freytag."

„J'ai reçu de M. de Voltaire deux paquets d'écritures cachetés de ses armes et que je lui rendrai après avoir reçu la grande caisse où se trouve l'oeuvre de poésies que le roi demande. Freytag."

M. de Voltaire a satisfait à tous ses engagements, et cependant on le retient encor prisonnier. On ne lui rend ni sa caisse ni ces deux paquets ni sa liberté, que M. de Freytag lui avait promise au nom du roi en présence de M. Rücker, avocat. Je ne sais, Monsieur, si Sa Majesté redemande à présent le contrat annullé dont milord Maréchal m'a parlé à Paris, il est encor malheureusement égaré, s'il ne se trouve pas dans la caisse qui est entre les mains de M. Freytag. Nous le cherchons, mon oncle et moi, sans cesse depuis deux mois. Je donnerais quatre pintes de mon sang pour qu'il fût retrouvé. Mais que le roi daigne se ressouvenir que ce contrat était sur un petit chiffon de papier fort facile à perdre; que mon oncle a beaucoup de papiers, qu'il brûle souvent des brouillons; qu'il daigne penser que cet écrit ne contenait rien qu'un remercîment de la part de mon oncle de la pension que Sa Majesté lui donnait lorsqu'il était auprès d'elle, et que l'acte de renonciation que nous lui envoyons prouve par sa force notre entière soumission. Mon oncle l'a adressé à milord Maréchal, mais comme nous craignons qu'il n'ait pu encor arriver jusqu'au roi, j'ai l'honneur de vous en envoyer un pareil que nous avons signé et que nous vous prions de remettre à Sa Majesté prussienne; malgré cet acte nous ferons l'impossible pour le retrouver *s'il existe encore, et nous le rendrons dans la minute qu'il sera retrouvé.*

Je vous rends un compte fidèle de tout pour vous marquer à quel point je compte sur la justice et sur la bonté de vous; j'attends de vous quelque consolation dans mon état déplorable, car pour mon oncle il n'est plus en état d'en recevoir, et vous apprendrez bientôt peut-être sa fin déplorable. Il a sans doute des torts, mais jamais il n'a cessé d'adorer le roi, et jamais il n'en a parlé que pour publier ses talents et sa gloire. Je ne m'attendais pas, il y a trois ans, que ce serait le roi de Prusse qui lui causerait la mort. Pardonnez à ma douleur!

J'ai l'honneur d'être très-parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Main, ce 18 juin.

Denis.

Die Vermuthung lag ihr nahe, daß der *König* noch insbeſondere die Rückgabe des Blattes verlange, von dem Lord Mariſchal ihr geſprochen hatte, und das noch nicht herbeigeſchafft war, deſſen Abſchriften aber Voltaire eifrigſt mittheilte, um den Gegenſatz der früheren Gunſt und jetzigen Behandlung recht ſchmerzlich fühlbar zu machen. Der *König* indeß, wie wir ſchon wiſſen, hatte hauptſächlich das gedruckte Buch im Sinne, deſſen Mißbrauch ihm wirklich ſchaden konnte, und das er daher aus ſolcher Hand, die ihm keine Bürgſchaft mehr gab, zurückziehen mußte. Wir bemerken, daß dieſer, ohne Zweifel von Voltaire eingegebene und durchgeſehene Brief keine Be-

ſchwerde gegen Freytag enthält, und daß hier, bei Ausführung der Freytag'ſchen Zettel, weiter getreulich nach unnütz geſtrichen ſteht, wie Voltaire dies in leidenſchaftlicher Frage dem Schreiber beimeſſen wollte, um den Fehler leicht glaublich machte.

Dem Ausgange dieſer Verdrießlichkeiten ſchien ganz nah, aber von ängſtlicher Unruhe getrieben, und durch die erlittene Verhaftung ergriffen, ſeinen Verfolgern kurz vor dem Ziele doch noch einen Streich zu ſpielen und die Lacher auf ſeine Seite zu haben, beſchloß Voltaire, nach geheimer Berathung mit Mad. Denis und Collini, aus Frankfurt heimlich zu entweichen; durch die Ankunft der Kiſte wollte er ſich des gegebenen Wortes entbunden halten, ohne zu bedenken, daß er daſſelbe ſelbſt erneuert hatte. Collini berichtet hierüber: „Voici quel était son plan: il devait laisser la caisse entre les mains de Freytag. Madame Denis aurait resté avec ses malles, pour attendre l'issue de cette odieuse et singulière aventure; Voltaire et moi devions partir, emportant seulement quelques valises, les manuscrits et l'argent renfermé dans la cassette. J'arrêtai en conséquence une voiture de louage, et préparai tout pour notre départ, qui ressemblait assez à la fuite de deux coupables. A l'heure convenue, nous trouvâmes le moyen de sortir de l'auberge sans être remarqués. Nous arrivâmes heureusement jusqu'au carrosse de louage; un domestique nous suivait, chargé de deux porte-feuilles et de la cassette; nous partîmes avec l'espoir d'être enfin délivrés de Freytag et de ses agens.“ Donnerſtag der 21. Juni war der Tag, der durch Ankunft der preußiſchen Poſt das Loos Voltaire's entſcheiden und ihm die Freiheit bringen ſollte. Mittwoch den 20. wurde die Flucht unternommen.

Doch wir wollen dieſe Ereigniſſe gleichfalls im Zuſammenhange verfolgen, wie Freytag ſolche durch ſeinen Bericht an Fredersdorff vom 21. Juni umſtändlich mittheilt. Derſelbe hebt alſo an:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Geheimer Kämmerier.

Ew. Hochwohlgeboren verehrliche vom 11. und 16. d. ſind richtig eingegangen; in dem erſteren war die Ordonnanz wir empfangen alle Correſpondenz, in dem letzteren aber, daß ich den von Voltaire unter gewiſſen Bedingungen eines Reverſes in Höflichkeit entlaſſen ſollte; welches wir auch gar zu gerne executirt hätten, um von dieſer übergroßen Laſt, welche uns dieſer Mann machte, los zu ſein. Allein da er aus nichtswürdigen erfundenen und falſch erdachten Urſachen, ſeiner gegebenen Parole zuwider, ſich mit ſeinen beſten Sachen den Tag vor Ankunft Ew. Hochwohlgeboren letzteren, vor welchem Schreiben er ſich gefürchtet, auf flüchtigen Fuß geſetzt, ſo hat die Sache dadurch eine ganz andere Face bekommen.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittag Mittwoch den 20. dieſes, da mir der im Löwen, als dem Quartier des von Voltaire, von mir beſtellte Spion in vollem Athem die Nachricht überbrachte, der Voltaire ſei echappirt. Zu allem Unglück war weder mein Collegiale noch ein Bedienter zu Hauſe; ich bediente mich in dieſer Noth der ganzen Nachbarſchaft, ſchickte per poſto nach denen drei Hauptſtraßen Thoren, Friedberg und Mainz Thoren aus, warfe mich alſobald in die Kleidung, und lief wie ein Laufer an den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], comment il est parvenu à faire cette importante capture, et [illegible] ses officiers et son [illegible]?" [illegible] „Un [illegible] de son officier et de la [illegible] [illegible] l'esprit que [illegible] dans son [illegible] à Voltaire [illegible] [illegible] et quelques [illegible] qu'il [illegible] sur lui, il [illegible] sa [illegible] [illegible] „[illegible], dit Schmidt à [illegible] qu'il y [illegible] [illegible] Il demande de quel droit [illegible] pour qu'il [illegible] dans un corps-de-garde. Voltaire [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Madame Schmidt [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]

[illegible]-il, pourvu aux besoins de la nature?" On le lui permit; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération." [illegible] [illegible] noch folgenden Umstand an: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmidt, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeler et me dire d'aller le reconduire. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prît la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, effrayé, 'vous trouvez-vous donc mal?' Il me regarde, des larmes roulaient à ses yeux; il me dit à voix basse: Hunger ... Hunger ... [je suis [illegible]]. Une seule idée me [illegible]; je le conduisis de crainte qu'il n'était pas bien et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir." [illegible] [illegible] „En rentrant dans le comptoir Schmidt, qui se [illegible], lui dit: 'Malheureux! vous avez [illegible]', et le [illegible] [illegible]. [illegible] de lui, [illegible] une seconde fois dans la cour; on le ramena une seconde fois." [illegible]

[illegible] „[illegible] Schmidt

de rapporter du vin et l'on se mit à manger à la santé de son excellence monseigneur Freytag. Sur ces entrefaites arrive un nommé Dorn, copiste de bureau que l'on avait envoyé sur une charrette à notre poursuite. Apprenant aux portes de la ville que Voltaire venait d'être arrêté, il rebrousse chemin, entre au comptoir et s'écrie: „Si je l'avais attrapé en route, je lui aurais brûlé la cervelle!“ On verra bientôt qu'il craignait plus pour la sienne qu'il n'était redoutable pour celles des autres.“ [illegible] Voltaire [illegible]. „Après deux heures d'attente, — [illegible], — il fut question d'emmener les prisonniers. Les portemanteaux et la cassette furent [illegible] dans une [illegible] qui les [illegible] avec un [illegible], et scellées d'un papier cacheté des armes de Voltaire et du chiffre de Schmidt. Dorn fut chargé de nous conduire. Il nous fit entrer dans une mauvaise gargotte à l'enseigne du Bouc, où douze soldats, commandés par un bas-officier, nous attendaient. Là, Voltaire fut enfermé dans une chambre avec trois soldats portant la baïonnette au bout du fusil; je fus séparé de lui et gardé de même.“ [illegible] Voltaire [illegible] Freytag's [illegible]

Wir kommen jetzt zur Verhaftung der Mad. Denis. Collini erzählt den Hergang folgendermaßen: „Madame Denis n'avait point abandonné son oncle. A peine avait elle appris que Voltaire venait d'être arrêté, qu'elle se hâta d'aller porter ses réclamations au bourguemaître. Celui-ci, homme faible et borné, avait été séduit par Schmid. Non seulement il refusa d'être juste et d'écouter madame Denis, mais encore il lui ordonna de garder les arrêts dans son auberge. Ceci explique pourquoi Voltaire fut privé des secours de sa nièce pendant la scène scandaleuse du comptoir." Nach einigen Zwischenbemerkungen fährt er fort: „Le vénérable Dorn, après nous avoir déposés à l'auberge du Bouc, se transporta avec des soldats à celle du Lion d'Or, où madame Denis gardait les arrêts par l'ordre du bourguemaître. Il laisse son escorte dans l'escalier et se présente à cette dame, en lui disant que son oncle la voulait voir, et qu'il venait pour la conduire auprès de lui. Ignorant ce qui venait de se passer chez Schmid, elle s'empresse de sortir. Dorn lui donne le bras; à peine fut-elle sortie de l'auberge que les trois soldats l'entourent et la conduisirent, non pas auprès de son oncle, mais à l'auberge du Bouc, où on la logea dans un galetas meublé d'un petit lit, n'ayant, pour se servir des expressions de Voltaire, que des soldats pour femmes de chambre, et leurs baïonnettes pour rideaux. Dorn eut l'insolence de se faire apporter à souper, et sans s'inquiéter des convulsions horribles dans lesquelles une pareille aventure avait jeté madame Denis, il se mit à manger et à vider bouteille sur bouteille." Die

Dieſer ſeiner Ehre und dem Berichte von Freytag die näheren Umſtände, welche hier ſchließlich enthüllt ſind; die Angabe Freytag's, daß Dorn auf die Bitte der Mad. Denis bei ihr geblieben ſei und von ihr einen Louisd'or für ſeine Gefälligkeit empfangen habe, liegt in der Sache ſo nah, daß wohl niemand die andre Lesart vorziehen mag. „Pour me servir des expressions de Voltaire", ſagt auch Collini ſelber wohl nicht umſonſt. „Cependant Freytag et Schmid — ſchließt er ſodann, — eurent des scrupules: ils s'apperçurent que des irrégularités considérables pouvaient rendre cette affaire très-mauvaise pour eux. Une lettre arrivée de Potsdam indiquait clairement que le roi de Prusse ignorait les vexations commises en son nom. Le lendemain de cette scène on vint annoncer à madame Denis et à moi que nous avions la liberté de nous promener dans la maison, mais non d'en sortir. L'ordre de partir fut venu, et les billets que Voltaire et Freytag s'étaient faits furent échangés."

Ehe wir weiter gehen, haben wir noch einige dieſem Abſchnitt der Erzählung angehörige Aktenſtücke nachzuholen, welche den Zuſammenhang der Sachen beleuchten helfen. Das Schreiben von Fredersdorf an Freytag, welches am Tage nach Voltaire's vereitelter Flucht einlief, war aus Potsdam vom 16. Juni datirt, und dieſes Inhalts:

„Hochwohlgeborner Herr

Inſonders hochzuehrender Herr Geheimer Kriegsrath.

Nach Seiner Königlichen Majeſtät glücklicher Retour aus Preußen haben Höchſtdieſelben gnädigſt reſolviret, und Ew. Hochwohlgeboren, auf ſchleunigſte Ordre, wegen das Hrn. von Voltaire vorenthalten haben. Um aber jedoch ihn nicht länger von ſeiner vorhabenden Reiſe nach Plombières abzuhalten, ſo geſtatten Seine Majeſtät gnädigſt, daß er dieſelbe fortſetze, wenn er zuvor einen förmlichen Revers an Ihnen dahin eingeliefert haben wird, daß er das Seiner Königlichen Majeſtät zuſtändige Buch, in einer zu beſtimmenden kurzen Friſt, ſchlechterdings, in originali und ohne davon Kopei zu nehmen oder nehmen zu laſſen, einſchicken wolle, und ſolches bei Reputation eines ehrlichen Mannes, und der angehängten Klauſel, daß er ſich im widrigen Falle, ſelbſt dem Arreſte unterwerfen wolle, in welchem Lande er auch angetroffen ſei.

Ew. Hochwohlgeboren belieben demnach ihm dieſen Revers vorzulegen, und wenn er ſolchen vollzogen und unterſchrieben haben wird, ihn in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittiren; auch von dem Erfolg mir mit erſter Poſt Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre mit aller Konſideration zu ſein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 16. Juni
1753.

ganz ergebenſter Diener
Fredersdorf.

P. S. Es iſt nöthig, daß Hr. de Voltaire das Original des Reverſes, ſo Sie ihm vorlegen werden, ganz mit ſeiner eigenen Hand abſchreibe, unterzeichne und beſiegle.

P. S. Alle die Sachen, ſo Sie von ihm ausgeliefert bekommen, belieben Sie an den König zu adreſſiren, und unter meinem Couvert abzuſchicken. —

Hier ſehen wir nun freilich von Seiten des Königs die anfängliche Forderung bedeutend herabgeſtimmt; Voltaire ſoll nicht länger aufgehalten werden, ſondern ſeine Reiſe nach Plombières fortſetzen dürfen. Statt der wirklichen Ablieferung des Buches ſoll das ausdrückliche Verſprechen der Rückgabe genügen! Da nun aber dieſe ſelbſt unterdeſſen Statt gehabt, ſo war alſo bereits mehr geſchehen, als der König jetzt für den Augenblick verlangte. Demnach wäre den Beauftragten des Königs gewiß kein Vorwurf zu machen geweſen, wenn ſie Voltaire'n ſogleich für frei erklärt hätten, und wir glauben, daß Männer von Geiſtesfreiheit und Umſicht dies ohne Zögern würden gethan haben. Die Gründe der entgegengeſetzten Anſicht von Freytag und Schmid leſen wir in deren Bericht, und ihre Meinung mag für unſelbſtſtändige Beamte vielen Anſchein haben. Sie urtheilten jedoch darin falſch, daß durch die beabſichtigte Flucht die ganze Sache eine neue Wendung erhalten habe; für ihr eigenes Verhältniß freilich wohl, aber für die Sache des Königs nicht. Der Entweichungsverſuch war für dieſen, nachdem er die Sache ſchon in anderer Weiſe vollkommen erledigt hatte, wie von keinen Folgen ſo auch von keiner Bedeutung, und am wenigſten war ihm die Abſicht zuzutrauen, daß er wegen des gemachten Verſuches, der ihn höchſtens beläſtigen konnte, weitere Rache nehmen oder Strafe verhängen wollen. Die ſchärfſten Maßregeln mußten ihm äußerſt unangenehm ſein, weit mehr noch aber die Verhaftung der Mad. Denis und Collini's, eine Sache, deren Möglichkeit ihm nie hatte einfallen können. Der König hatte das Unglück, zur Ausführung ſeines Befehls unſelbſtſtändige und in ihrem Eifer blinde Beamte gebraucht zu haben. Andererſeits dürfen wir dieſe wieder mit der Schwierigkeit ihrer Lage einigermaßen entſchuldigen; ſie ſchwebten in ſteter Ungewißheit und Sorge, den Sprüngen und Einfällen Voltaire's wußten ſie nur trockne Dienſtlichkeit entgegenzuſtellen, ſeine Flucht erſchien ihnen als ein Verbrechen, deſſen Größe ſie nach der Angſt und Verlegenheit, die ihnen daraus erwuchs, als eine ungeheure anſchlugen, und zum Unglück hatten ſie auch ſchon den Magiſtrat der Stadt in die Sache verflochten, und meinten für ſich allein nicht mehr zurück zu können. Sie litten ſelber dabei nicht wenig, und warteten in peinigender Spannung die weiteren Entſcheidungen ab, von denen ſie wenig Gutes ahndeten, während der Kampf mit Voltaire ununterbrochen fortdauerte, und Ärger und Erbitterung auf beiden Seiten immer höher ſtiegen.

Voltaire, den die Anſtrengung des Körpers und des Gemüths keineswegs erſchöpfte, ſondern auf's neue zu eifrigſter Thätigkeit erregte, ſetzte noch am Abend des ſtürmiſchen Tages ſich hin, und ſchrieb nachſtehenden Brief an die Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsſchweſter des Königs, um deren Fürſprache bei dem Bruder anzurufen:

„Madame!

Que la compassion de Votre Altesse Royale s'émeuve, et que votre bonté nous protége; Mad. Denis ma nièce qui avait fait le voyage de Francfort pour venir me conduire; qui comptait venir se jetter à vos pieds avec moi pour implorer votre médiation; une femme respectée et honorée dans Paris, vient d'être conduite en prison par le commis de M. Freytag résident de Sa Majesté le roi votre frère. Cet homme vient de

la traîner au nom du roi au milieu de la populace dans la même maison où l'on m'a fait transferer, on lui a ôté sa femme de chambre et ses laquais, quatre soldats sont à sa porte, le commis passe la nuit dans sa chambre — en voici la raison.

Lorsque M. Freytag m'arrêta au nom du roi le premier juin, je lui remis toutes les lettres que j'avais pu conserver de Sa Majesté. Il me demanda le volume des poésies du roi; il était dans une caisse qui devait partir de Leipzik pour Hambourg. Monsieur Freytag me signa deux billets conçus en ces termes

> Sitôt le grand ballot sera revenu et l'oeuvre de poésie que le roi redemande rendu à moi, vous pourrez partir où bon vous semblera.

Le livre en question, arriva le 17 au soir, j'ai voulu partir aujourd'hui 20, ayant satisfait à tous mes engagements. On a arrêté mon secrétaire, ma nièce et moi. Nous avons douze soldats aux portes de nos chambres. Ma nièce à l'heure que j'écris est dans les convulsions. Nous sommes persuadés que le roi n'approuvera pas cette horrible violence.

Daignez, Madame, lui envoyer cette lettre. Daignez l'assurer qu'au milieu d'un malheur si inouï je mourrai plein de la même vénération et du même attachement pour sa personne. Je lui demande encor très-humblement pardon de mes fautes. J'avais toujours pensé qu'il daignerait permettre que je tachasse de me défendre contre Maupertuis. Mais si cela lui déplaît il n'en sera plus jamais question. Encor une fois, Madame, jamais mon coeur n'a manqué, ni ne manquera au roi. Et il sera toujours rempli pour Votre

Altesse Royale du respect le plus profond et le plus tendre.

Hélas c'était autrefois frère Voltaire.

à Francfort, 20. juin, à dix heures du soir.“

An den König zu ſchreiben, was das Nächſte und Wirkſamſte geweſen wäre, überwand er ſich nicht; hingegen mußte Mad. Denis an denſelben einen Klagebrief richten, deſſen Miſchung von Schmeichelei und Schärfe, ſo wie die Luſt wahrheitwidrige Umſtände vorzuſchieben, nur zu ſehr Voltaire's eigne Feder erkennen laſſen. Dieſes Schreiben ſteht auch bei Beuchot abgedruckt, allein mit ſpäteren Zuſätzen, die ſich in der Urſchrift nicht finden, namentlich fehlt nach dem Namen der Schreiberin die dort angehängte Aufzählung ihrer perſönlichen Standesverhältniſſe, deren Angabe auch in der That bei dem Könige ganz nutzlos und kaum ſchicklich geweſen wäre. Der Brief lautet wie folgt:

„Sire!

Je ne devais pas m'attendre à implorer pour moi-même la justice et la gloire de Votre Majesté. Je suis enlevée de mon auberge au nom de Votre Majesté, conduite à pied par le commis du sieur Freytag, votre résident, au milieu de la populace, et enfermée, avec quatre soldats à la porte de ma chambre; on me refuse jusqu'à ma femme de chambre, et mes laquais, et le commis passe toute la nuit dans ma chambre.

Voici le prétexte, Sire, de cette violence inouie, qui excitera sans doute la pitié et l'indignation de Votre Majesté aussi bien que celle de toute l'Europe. Le sieur Freytag ayant demandé à mon oncle le 1. juin

le livre imprimé des poésies de Votre Majesté, dont elle avait daigné le gratifier, le constitua prisonnier jusqu'au jour où le livre serait rendu, et lui fit deux billets conçus en ces termes:

„Monsieur, sitôt le gros ballot que vous dites d'être à Leipsik ou à Hambourg sera ici, qui contient l'oeuvre de poésies que le roi demande, vous pourrez partir où bon vous semblera."

Mon oncle, sur cette assurance de votre ministre, fit revenir la caisse avec la plus grande diligence à l'adresse même du sieur Freytag, et le livre en question lui fut rendu le 17 au soir.

Mon oncle a crû avec raison être en droit de partir le 20, laissant à votre ministre la caisse et d'autres effets que je comptais reprendre le 21; et c'est le 20 que nous sommes arrêtés de la manière la plus violente. On me traite, moi, qui ne suis ici que pour soulager mon oncle mourant, comme une femme coupable des plus grands crimes; on met douze soldats à nos portes.

Aujourd'hui 21 le sieur Freytag vient nous signifier que notre emprisonnement doit nous coûter 122 écus et quarante creuzers par jour, et il apporte à mon oncle un écrit à signer, par lequel mon oncle doit se taire sur tout ce qui est arrivé, ce sont ses propres mots, et avouer que les billets du sieur Freytag n'étaient que des billets de consolation et d'amitié qui ne tiraient point à conséquence.

Il nous fait espérer qu'il nous ôtera notre garde. Voilà l'état où nous sommes le 21 juin à deux heures après midi.

Je n'ai pas la force d'en dire davantage. Il me suffit d'avoir instruit Votre Majesté. Je suis avec le plus profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 21 au matin.

Denis.“

Wir haben hier vor allem die Unredlichkeit zu rügen, daß Mad. Denis den Sekretair Dorn anklagt, die Nacht hindurch ihr Zimmer nicht verlaſſen zu haben, was doch nur auf ihr eignes Bitten und mit ihrem Danke geſchehen war; ferner den wohl kaum unabſichtlichen Irrthum, daß der Betrag der Koſten als ein täglicher angegeben wird, was auch ſpäterhin Voltaire beharrlich ſo behauptet, obgleich es außer Zweifel ſteht, daß damit alle durch Vol- aire's Haſt veranlaßten Ausgaben gemeint ſind, deren Summe indeß, nachdem Schmid's Rechnung hinzugekom- en, nicht ſo viele Thaler wie Voltaire ſagt, ſondern 190 Gulden 11 Kreuzer betrug.

Es klingt ſeltſam, wenn Voltaire, bei ſo ſchmachvollen Anklagen und ſo heftigem Trotze, wie er bisher aufgeboten, nd nach ſo vielen, von ihm angeblich erlittenen Roh- eiten und Beſchimpfungen, plötzlich wieder die höflichſten Bitten an dieſelben Männer verſchwendet, denen er doch nzig alle Schuld des Vorgefallenen beimißt. Aber wir aben ſeine eigne Handſchrift vor Augen, und geben zwei iner Blätter hier als ein Zeugniß, wie leicht der reiz- are und zornmüthige Mann ſich beherrſchen und ver- ellen konnte, wenn er es für nöthig hielt. Gleich am 1. Juni früh ſchrieb er an Freytag dieſe Worte, deren aſſung nur Mitleid erwecken will:

„Je vous conjure, Monsieur, d'avoir pitié d'une

femme qui a fait deux cent lieues pour essuyer de si horribles malheurs.

Nous sommes ici très-mal à notre aise, sans domestiques, sans secours, entourés de soldats. Nous vous conjurons de vouloir bien adoucir notre sort, vous avez eu la bonté de nous promettre de nous ôter cette nombreuse garde. Souffrez que nous retournions au Lion d'Or, sous notre serment de n'en partir que quand Sa Majesté le roi de Prusse le permettra. Il y a là un petit jardin nécessaire pour ma santé où je prenais des eaux de Schwalbach. Tous nos meubles y sont encore, nous payons à la fois deux hôtelleries, nous espérons que vous daignerez entrer dans ces considérations. Au reste, Monsieur, j'avais toujours cru que tout serait fini quand le volume de Sa Majesté serait revenu, et je le croyais avec d'autant plus de raison que Mr. Rücker avait proposé de me faire laisser caution pour sûreté du retour de la caisse. Voilà ce que j'avais eu l'honneur de vous dire hier. Enfin, Monsieur, je vous prie d'excuser les fausses terreurs qu'on m'avait données. Soyez très-persuadé que ni ma nièce ni monsieur Collini ni moi nous ne sortirons que quand il plaira à Sa Majesté. Nous n'avons ici aucun secours, même pour écrire une lettre. Pardonnez, je vous en prie, et ne nous accablez pas.

Madame Denis a vomi toute la nuit, elle se meurt. Nous vous demandons la vie."

Und noch am nämlichen Tage richtete er an Freytag und Schmid zuſammen in gleichem Sinne dieſe Zuſchrift:

„A M. le baron de Freytag ministre de Sa Majesté Prussienne et M. Schmid son conseiller.

Messieurs!

J'ai exécuté les ordres que vous m'avez donnés de la part du roi votre maître.

Vous nous laissez encore deux soldats. Nous vous supplions ma nièce et moi de nous en délivrer. Ayez pitié de ma maladie qui demande que je respire l'air. Je promets encor sous serment que si je retrouve jamais quelques lettres de Sa Majesté, je les renverrai à Sa Majesté elle même. Et jamais je ne manquerai à la vénération que je lui dois.

Je vous supplie, Messieurs, de m'accorder ma très-humble requête.

Fait à Francfort. 21 juin.

Voltaire.“

Als in den nächſten Tagen ein Diener Freytag's, der eine Beſtellung zu machen hatte, von Voltaire und Mad. Denis ſchnöde abgefertigt worden, und Freytag hierüber erzürnt war, fürchteten bald jene gar ſehr die Folgen, und gaben ſogleich die beſten Worte. Voltaire ſchrieb:

„J'apprends, Monsieur, que vous êtes en colère contre moi, sur ce que votre laquais vous a rapporté. Je vous supplie de considérer que je n'entends point l'allemand, que je lui ai dit dans les termes qu'on m'a fournis que madame Denis était dans des convulsions qui me font craindre pour sa vie. Je vous conjure, Monsieur, de représenter à Sa Majesté notre état déplorable et notre soumission. J'ai fait tout ce que vous m'avez prescrit, que voulez vous de plus?

Vous êtes trop honnête homme pour ne pas adoucir le sort d'une femme respectable et infortunée. Nous comptons sur un peu de pitié, et nous sommes prêts à tout faire pour la mériter, etc. V."

Mad. Denis ſuchte den Feind durch folgendes Billet zu begütigen:

„Je suis désespérée, Monsieur, de ce que vous me faites dire par le petit garçon. Au nom de Dieu n'envenimez pas une affaire lorsque mon oncle est prêt de faire tout ce que vous voudrez. Songez qu'il est attaché au roi plus que jamais. Si le mémoire vous déplait, mon oncle en fera un autre, il se soumet à tout ce qu'on veut, que lui demandez vous. J'implore votre justice et votre bonté, et je suis très-malade." Welchem Billet Voltaire auf der Rückſeite noch die Worte hinzufügte: „Ma nièce est au lit mourante, au nom de Dieu ayez pitié de nous, et surtout d'une femme respectable et desespérée."

Hiemit noch nicht zufrieden, und die Einwirkung auf den König ſelbſt in's Auge faſſend, erließ Voltaire unter dem 23. Juni an Freytag folgenden ausführlichen Brief, von welchem uns eine Abſchrift vorliegt, deren erſte Zeile und die acht letzten von Voltaire's eigner Hand geſchrieben ſind:

„Copie de ma lettre à M. Freytag.

A Francfort 23 juin.

Je ne conçois pas, Monsieur, votre colère dans notre malheur. Je ne peux avoir rien dit de désagréable à votre laquais; puisque je ne sais pas l'allemand. Je lui ai dit dans les termes qu'on m'a four-

nis, que ma nièce était ce matin dans des convulsions mortelles, et que le docteur Müller était avec elle. Vous aurez sans doute compassion de la veuve d'un gentilhomme, officier d'un grand roi, qui fait deux cent lieues pour conduire son oncle aux eaux, et qui se voit trainée à pied en prison, au milieu de la populace, à qui on refuse sa femme de chambre, et auprès de laquelle on fait rester votre commis pendant la nuit, avec quatre soldats à sa porte; et que vous retenez encore prisonnière, sans qu'elle ait fait autre chose que d'implorer pour moi la miséricorde du roi, et de répandre devant vous et devant Mr. Schmid des larmes inutiles.

Je vous réitère, Monsieur, que j'ai obéi avec la plus profonde soumission aux ordres du roi que vous m'avez donnés de bouche. J'ai fait revenir le 17 la caisse où était le livre de poésies du roi, que Sa Majesté redemande. J'ai juré que je n'avais pas transcrit une seule page de ce livre, j'ai rendu toutes les lettres que j'avais de Sa Majesté, je me suis soumis à lui rendre toutes celles, dont il m'a honoré pendant quinze ans, et qu'on pourra retrouver à Paris; je vous ai signé le 1 juin que je ne sortirai pas, jusqu'au retour de la caisse, et du livre du roi. La caisse et le livre sont revenus le 17, j'avais crû sur vos promesses par écrit, être en droit de partir le 20, d'autant plus que je vous laissais ma caisse, et tous mes effets. Je me flatte que le roi écoutera sa clémence en ma faveur, et qu'il aura surtout pitié de l'état horrible où ma nièce est réduite, et dont il ne sait pas la moitié. Il sait seulement que ma nièce

n'est et ne peut pas être coupable de rien. Je connais la bonté du coeur du roi, je lui ai demandé pardon des fautes que j'ai pu commettre en soutenant avec trop de vivacité une querelle littéraire. Je lui serai toujours attaché. Je ne dirai jamais assurément un seul mot qui puisse lui déplaire. J'attendrai ses ordres avec résignation. Je ne suis inquiet àprésent que pour la vie d'une femme respectable, qui mérite l'estime et la compassion de l'Europe. J'assure encore une fois le roi de ma résignation respectueuse, de mon obéissance à ses ordres. Il peut compter que n'étant plus à lui, je me regarderai le reste de ma vie comme un homme qui lui a appartenu, que je ne lui manquerai jamais. Je vous supplie de vous joindre à moi pour implorer sa clémence, et de lui envoyer cette lettre."

Der Brief zeigt hinlänglich, daß er ganz für den König berechnet iſt, und aus dieſem Grunde ſchent er auch nicht, die falſchen Angaben, welche ſchon auf andern Wegen ausgeſprengt waren, auch hier unter den Augen Freytag's zu wiederholen, wohl wiſſend, daß dieſer wußte, ſie ſeien falſch. In hartnäckiger Behauptung eigenwilliger Annahmen, die er einmal für Wahrheit ausgegeben, hat Voltaire auch auf dem litterariſchen Felde es nicht an Proben ſeiner Dreiſtigkeit fehlen laſſen!

Am 25. Juni empfing Freytag ein von Fredersdorff's Hand geſchriebenes, von dem König unterzeichnetes Kabinetsſchreiben, ohne Datum, dieſes Inhalts:

„Seine Königliche Majeſtät unſer allergnädigſter Herr laſſen Dero Reſidenten dem Baron von Freytag auf deſſen Bericht wegen des Voltaire's Arretirung zur gnädigſten Reſolution ertheilen, daß ſobald der Voltaire ſeinen Revers hat von ſich gegeben, ſelbiger abreiſen kann, und habt Ihr nicht Urſache ihn länger aufzuhalten; die Sachen, ſo er abgegeben, will ich mit erſter Poſt eingeſandt haben. Ich bin Ew. wohlaffektionirter

Frdch."

„Ordre an den Baron von Freytag,
daß er den Voltaire ſoll abreiſen laſſen."

Obſchon dieſes nur eine Beſtätigung des frühern Befehls, nicht die Entſcheidung auf den ſpäteren Bericht war, ſo glaubte Freytag doch, die Freilaſſung verfügen zu müſſen. Allein jeder Tag brachte neue Unruhe und Beſorgniß. Voltaire verſuchte allerlei Bewegungen, und ſeine Geſchäftigkeit war außerordentlich. In ſeiner Angſt ſchrieb Freytag am 26. Juni hierüber an Schmid:

„Geſtern ware der Voltaire den ganzen Nachmittag mit Fremden, denen Kavaliers des Herzogs von Meiningen, einigen Goldmachern, Buchdruckern und Buchführern environniret, daß ich abgeredetermaßen nicht zu Ihme fahren konte. Unterdeſſen muß heut der Bericht an den König abgehen, und eine ferme Reſolution gefaſſet ſein, ob wir die Königliche Reſolution auf unſer letzteres abwarten, oder ob wir es wagen wollen, bei dem Magiſtrat anzuhalten Ihn zu clargiſiren. Weilen wir aber die Requiſitorialien unter Verpfändung des Unſrigen verſprachen, ſo iſt zu befürchten, daß ſich der Magiſtrat auf dieſe Requiſitorialien ſteifen wird: die Sache iſt épineuse, ich bitte mir Dero Meinung positive aus."

Worauf Schmid aber entſchloſſen antwortet:

„Dieſer nimmet ſich ſchon mehr aus als Ihme erlaubt werden. Billig ſollte der große Zulauf unterſagt werden, denn jeder blaſet das Feuer an, ſo uns Verdruß verurſachen wird.

Weil der größte bruit vom Voltaire durch ſeine ſelbſteigne ſchlechte Aufführung geſchehen, davon Seiner Königlichen Majeſtät keinen Unterricht noch hatten, der Magiſtrat auf den Requiſitorialien beharren wird, ſo ſehe dieſes Mannes hier Verbleiben für höchſt nöthig an. Die Wacht könnten wir ohnmaßgeblich abziehen laſſen, dagegen ſeine Unterſchrift begehren, daß Er nicht aus ſeiner Kammer weicht.“

Voltaire aber wandte ſich am 26. Juni auf heimlichem Wege neuerdings mit einem Schreiben an den hohen Gönner, in welchem der Graf von Stadion vermuthet wird. Er wiederholt hier die ihm ſchon ganz geläufigen unwahren Angaben, in welche er die Vorgänge verarbeitet hat, und ergeht ſich in zum Theil nutzloſen Verläumdungen; er ſchreibt:

„La même personne qui a eu l'honneur d'écrire de Francfort à Son Excellence, et d'implorer la protection de Leurs Majestés Impériales, supplie très-humblement Son Excellence de continuer à lui garder le secret. Si Leurs Majestés Impériales ne sont pas dans le cas d'accorder leur protection dans cette affaire, elles seront du moins indignées de ce qui vient de se passer dans Francfort. Un notaire, nommé Dorn, commis du sieur Freytag, résident de Prusse, enlève une dame de condition, qui vient à Francfort auprès de son oncle malade. Il la conduit à travers la populace, à pied, dans une auberge, lui ôte ses domestiques, met des soldats à sa porte, passe la nuit

seul dans la chambre de cette dame mourante d'effroi. On supprime ici, par respect pour Sa Majesté Impériale la reine, les excès atroces où le nommé Dorn, commis de Freytag, et cependant notaire impérial, a poussé son insolence.

Son Excellence peut aisément s'instruire de ce que c'est que Freytag, aujourd'hui résident de Prusse. Il est connu à Vienne et à Dresde, ayant été châtié dans ces deux villes.

La personne qui a pris la liberté de s'adresser à Son Excellence, avait bien raison de prévoir les extrémités les plus violentes. Elle est bien loin de vouloir compromettre personne, elle ne demande que la continuation du secret.

On doit trouver étrange que tant d'horreurs arrivent dans Francfort, uniquement au sujet du livre de poésies françaises de Sa Majesté prussienne. Sa Majesté prussienne est trop juste, trop généreuse, pour avoir ordonné ces violences au sujet de ses poésies qu'on lui a rendues. Personne ne peut imputer de pareilles horreurs envers une dame à un si grand roi.

On se borne à remercier Son Excellence du secret, et à l'assurer du plus profond respect.

à Francfort, 26 juin."

Hier finden wir auch die Andeutung, die ſich ſpäterhin unumwunden ausſpricht, daß der unglückliche Dorn in der Nacht, die er bei Mad. Denis auf ihr Begehren zugebracht, verſucht habe ihr Gewalt anzuthun! Bei dieſem Vorgeben iſt an keine Spur von Wahrheit zu denken, dergleichen liegt außer der Möglichkeit des ganzen Zuſammenhanges dieſer Dinge, welche von Seiten der

preußiſchen Beamten nur mit Ernſt und Furcht behandelt werden, ja außer der Möglichkeit des Karakters, den die Gegenſeite einſtimmig dem armen, mit Frau und Kind beladenen Manne beimißt. Unſeres Erachtens hat Voltaire, gleich andern Zügen, auch dieſen erfunden, um den Gegnern noch eine Schuld mehr vorzuwerfen, und nebenher mochte der Schalk heimlich auch an der Verlegenheit ſeiner Nichte ſich ergötzen, die natürlich bei ſolcher Angabe nur ſchweigen konnte.

Freytag unterdeſſen hatte ihm den Revers vorlegen laſſen, den er ausfertigen ſollte und auch ſchon willens war zu ſchreiben; da jedoch der Aktuarius Dieffenbach, von dem Bürgermeiſter abgeſchickt, ſich anmelden ließ, ſo wollte Voltaire dieſen erſt ſprechen, und nach der Unterredung hatte er ſeinen Sinn geändert, und wollte ſeine Sache nun allein mit dem Magiſtrat abmachen, als in deſſen Haft er ſich befände. Freytag entwarf über dieſen neuen, für ihn ſehr verdrießlichen Zuſtand am 26. Juni folgenden Bericht an den König:

„Ob wir ſchon in der größten Irreſolution waren, ob wir den von Voltaire erlaſſen ſollten oder nicht; allermaßen ein Diener pro re nata einen wohl arreſtiren kann, ſo ſtehet Ihme doch nicht frei einen ſolchen ohne eingeholte allerhöchſte Ordre wieder loszulaſſen, zumalen wenn einer wider gegebene Treu und Wort echappiret; ein ſolches zeugt entweder einer böſen That, die man begangen, oder die man noch begehen will, und wenn auch beides nicht wäre, ſo kann doch kein größeres Verbrechen gegen ſeinen Herrn begangen werden, als aus dem anbefohlenen Arreſt zu entweichen, — dennoch aber, und weil Ew. Königlichen Majeſtät geſtern eingelaufene allerhöchſt eigenhändige Ordre, obzwar ohne Dato, hier beſaget den von Voltaire abreiſen zu laſſen, ſo haben wir Ihme heute über vier folgende Punkte einen Revers auszuſtellen angedeutet:

1. Alle noch vorfindende Königliche Skripturen an Se. Königliche Majeſtät immediate einzuſenden;

2. Daß Er von dem Buch oeuvres de poësies weder überhaupt noch per pièces eine Abſchrift genommen;

3. Falls Er darwider gehandelt, ſich ſelbſt, in welchem Lande Er auch angetroffen ſeie, dem Arreſt unterwerfe;

4. Alle wegen deſſen Flucht und Arreſt aufgegangene Unkoſten wie billig bezahlen wolle.

Es hatte der Sekretarius Dorn Ihme dieſe Punkte gegen 10 Uhr proponiret, und er ſtunde in procinctu ſolche auszufertigen; gleichwie aber unter dieſer Zeit der Aktuarius des Bürgermeiſters zu Ihme kame, ſo erließe Er ermeldten Dorn mit dem Bedeuten, in einer halben Stunde wieder bei Ihme Voltaire einzutreffen. Bei ſeiner Retour ware keine Antwort: es hätte der Bürgermeiſter zu Ihme geſchicket, und er wollte ſeine Sachen anjetzo ſchon ſelbſten ausmachen, er ließe ſich in nichts mehr ein. Bei ſo beſtalten Umſtänden ſind wir nicht im Stande, Ihn den Voltaire in Freiheit zu ſetzen, und müſſen erwarten, was vor Komödien er mit dem Bürgermeiſter ſpielen wird, die wir aber, wenn man ſie uns eröffnet, zu ſteuren wiſſen, ingleichen ob Ew. Königliche Majeſtät Ihme ſeine genommene Flucht allergnädigſt pardoniren werden. Unterdeſſen ſind die meiningiſche Kavaliers den ganzen Tag bei Ihm, die Ihn verhetzen, gewiſſe hier renommirte Gelaboranten umgeben Ihn, Drucker und Buchführer laufen aus und ein, wie Er denn wöchentlich zwei Pakets erhält, wovon ich etliche hier allerunterthänigſt beilege. Er hat dem Vernehmen nach ein Quartier auf ein halbes Jahr gemiethet, und denkt nicht weniger als nach Plombières zu gehen.

Mit dem geſtrigen Poſtwagen haben wir den Schlüſſel, den Orden und das Buch, welches wir in ſeinem des Voltaire's Beiſein ſogleich bei dem Empfang beſiegelt, und ebenfalls deſſen Petſchaft darauf drucken laſſen, unter Adreſſe Ew. Königlichen Majeſtät Geheimen Kämmeriers von Fredersdorff wohleingepackt abgeſchickt."

Wir haben nun zu ſehen, wie Collini dieſe Vorgänge ſchildert. In ſeiner Erzählung fortfahrend ſagt er: „Freytag fit transporter à la gargote, où nous étions logés, la malle qui contenait les papiers, l'argent et les bijoux. Avant d'en faire l'ouverture, il donna à signer à Voltaire un billet par lequel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement. Une clause de ce singulier écrit était que les deux parties ne parleraient jamais de ce qui venait de se passer. Les frais avaient été fixés à cent vingt-huit écus d'Allemagne. J'étais occupé à faire un double de l'acte lorsque Schmid arriva. Il lut le papier, et prévoyant sans doute, par la facilité avec laquelle Voltaire avait consenti à le signer, l'usage terrible qu'il en pouvait faire quelque jour, il déchira le brouillon et la copie en disant: Ces précautions sont inutiles entre gens comme nous." Stoßen uns bei dieſen Angaben einige Zweifel auf, die doch füglich unerörtert bleiben können, ſo müſſen wir das Nachfolgende, welches Collini ſeinem Herrn und Meiſter nachſpricht, geradezu für Lüge und

Beſchreibung halten: „Freytag et Schmid partirent avec cent vingt-huit écus d'Allemagne. Voltaire visita la malle dont on s'était emparé la veille sans remplir aucunes formalités. Il reconnut que ces messieurs l'avaient ouverte, et s'étaient approprié une partie de son argent. Il se plaignit hautement de cette escroquerie; mais néanmoins les représentans du roi de Prusse avaient à Francfort une réputation si bien établie, qu'il fut impossible d'obtenir aucune restitution." Collini ſchließt, der hier ſagt „sans remplir aucunes formalités", hat uns eben das Gegentheil berichtet; „il reconnut" iſt hier unbeſtimmt und ſchwach, warum ſagt er nicht, daß das Schloß erbrochen, die Siegel verletzt gefunden worden? Die angebliche Entwendung des Geldes nur als eine escroquerie zu bezeichnen, iſt auch ganz ungehörig, doch zur Vervollſtändigung genügte das Wort; die Sache beim rechten Namen genannt, hätte die Leichtgläubigkeit ſtutzig gemacht, und die erſte Frage geweckt, wie ein ſo ſchweres Verbrechen nicht vor Gericht gebracht worden? „Cependant — heißt es weiter — nous étions encore détenus dans la plus détestable gargotte de l'Allemagne, et nous ne concevions pas pourquoi on nous retenait, puisque tout était fini. Le lendemain, Dorn parut et dit qu'il fallait présenter une supplique à Son Excellence monseigneur de Freytag et l'adresser en même temps à M. de Schmid. „Je suis persuadé qu'ils feront tout ce que vous désirez, ajouta-t-il; croyez-moi, M. Freytag est un gracieux seigneur." Madame Denis n'en voulut rien faire. Ce misérable faisait l'officieux pour qu'on lui donnât quelque argent. Un louis le rendit le plus humble des honneurs, et l'excès de ses ressentiments nous prouve que dans d'autres occasions il ne vendait pas fort cher ses services." Und dieſe erbärmliche, zweideutige [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] ge-ſchehen ſein? und nach ſolchen Vorgängen machte man ihm noch einen Vorwurf? Die Klage wird in dieſem [illegible] offenbar? Hierauf erzählt Collini den Beſuch des Magiſtrats: „Le secrétaire de la ville vint nous visiter. Après avoir pris des informations, il s'aperçut que le bourguemaître avait été trompé. Il fit donner à madame Denis et à moi la liberté de sortir; Voltaire eut la maison pour prison jusqu'à ce qu'on eût reçu de Potsdam des ordres positifs. Mais craignant de garder longtemps les arrêts s'il s'en reposait sur ses ennemis, il écrivit une lettre à l'abbé de Prades, lecteur de Frédéric."

Dieſer Brief Voltaire's an den Abbé de Prades iſt nicht bekannt geworden. Wir theilen hier aber einen anderen zu Voltaire's Gunſten geſchriebenen Brief mit, welchen auf deſſen Anregung die Markgräfin von Baireuth an den König richtete. Die gefühlvolle Fürſtin ſchrieb unter dem 23. Juni an ihren Bruder:

„Mon très-cher frère!"

„Je compte ce jour parmi les heureux puisque j'ai la satisfaction de vous assurer des sentiments de mon cœur. J'ai fait une petite trêve avec les eaux, [illegible] et [illegible] ayant trompée celle que j'avais faite avec eux. Ma cure me paraîtrait insupportable me privant si souvent du plaisir de vous écrire, si je n'espérais qu'en la continuant elle me mettra en état

de jouir encore une fois du seul bonheur après lequel je soupire, qui est de me retrouver auprès de ce que j'ai de plus cher au monde. Vous verrez, mon très-cher frère, une vieille squelette qui ne vit que pour vous, dont vous êtes le mobile, et qui peut-être ne serait plus si vous ne preniez soin de l'animer par l'amitié que vous lui témoignez. Je bénirai les eaux si elles contribuent à votre guérison, mon cher frère, des incursions étiques que vous avez eues l'hiver passé. Il me semble que je renais lorsque j'apprends de bonnes nouvelles de votre santé. Nos princesses sont encore ici. Tandis qu'on tâche de les amuser, je suis enfermée dans mon antre comme la Sibylle, et tâche d'y goûter des plaisirs dont ma misérable santé me permet encore de jouir.

Je viens de recevoir tout un paquet de Voltaire et de Mde Denis, que je prends la liberté de vous envoyer. Je suis fâchée qu'ils s'adressent à moi, mais de crainte d'être compromise dans cette mauvaise affaire, je vous envoie, mon très-cher frère, ce que je reçois de leur part. La lettre de Mde Denis montre de la conduite et de l'esprit; il paraît qu'elle n'est pas instruite des raisons qui vous ont porté à faire arrêter son oncle. S'il avait suivi ses conseils, il aurait agi plus sagement. Je le considère comme le plus indigne et misérable des hommes s'il a manqué de respect envers vous dans ses écrits ou dans ses paroles; une telle conduite ne peut que lui attirer le mépris des honnêtes gens. Un homme vif et bilieux comme lui, [illegible] [illegible] [illegible] lorsqu'il a été [illegible] commencé à en faire. Son âge, ses infirmités et sa réputation qui est flétrie par cette catastrophe, m'inspirent cependant quelque compassion pour lui. Un homme réduit au désespoir est capable de tout. Votre Révérence prétendra, mon très-cher frère, que j'ai encore trop de support pour lui en faveur de son esprit, mais vous ne désapprouverez pas que j'aie pour lui la pitié qu'on doit même aux coupables dès qu'ils sont malheureux et bien autant qu'on est obligé de les punir. Son sort est pareil à celui du Tasse et de Milton. Ils finirent leurs jours dans l'obscurité, il pourrait bien finir de même. Si l'effet que font les poëtes à composer les poëmes épiques leur fait tourner la tête, nous pourrions bien être privé de ce genre de poésie à l'avenir, puisqu'il semble qu'il porte malheur à ceux qui s'y appliquent. Je vous demande mille pardons, mon très-cher frère, du griffonnage de cette lettre, ma tête toujours [illegible] et vivement [illegible] est un point [illegible] de la [illegible]. Je suis avec toute la tendresse et le respect imaginable, mon très-cher frère,

votre très-humble

Le [illegible] de juin 1753.

et obéissante sœur et servante

Wilhelmine."

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der König hatte ihm am 19. [illegible] auf den [illegible] Brief der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und der Brief [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an Freytag [illegible]: „Je suis très-ordonné, Monsieur de vous adresser une lettre pour madame Denis, nièce de monsieur de Voltaire, afin que vous la lui fassiez

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

tans. En ce moment, Dorn passe fièrement dans le corridor et vers la chambre, dont la porte était ouverte. Voltaire l'apperçoit dans l'attitude d'un homme qui espionne. Le souvenir du passé allume sa colère; il se saisit d'un pistolet et se précipite vers Dorn. Je n'eus que le temps de [illegible] et de l'arrêter. Le bourreau, effrayé, prit la fuite, et peu s'en fallut qu'il ne se précipitât du haut en bas de l'escalier. Il courut chez un commissaire qui se mit aussitôt en devoir de verbaliser. Le secrétaire de la ville, le seul homme qui, dans toute l'affaire, se montra impartial, arrangea tout, et le même jour nous quittâmes Francfort. Madame Denis y resta encore un jour pour quelques arrangements, et partit ensuite pour Paris.“

Voltaire selbst erzählt den Vorfall mit Dorn in seinem „Journal de ce qui s'est passé à Francfort-sur-Mein“ [illegible]: „Le [illegible] au matin, le nommé Dorn est accouru chez la dame Denis et le sieur de Voltaire, prétend de rapporter une partie de l'argent que le sieur Schmidt avait volé dans les poches du sieur de Voltaire et du sieur Collini; puis il va au conseil de la ville faire rapport, qu'il a vu passer le sieur de Voltaire avec un pistolet, et prendre ce pistolet, pour que Schmidt et lui rendît l'argent. Deux autres jours, qui étaient présents, ont bien déposé en ce moment que ce pistolet n'avait ni poudre, ni plomb, ni pierre, qu'on le portait pour le faire raccommoder; ces trois témoins déposent la même chose. Le sieur de Voltaire est forcé de sortir de Francfort pour se sauver et le sieur Collini, tous deux volés et accablés de frais, obligés d'emprunter de l'argent

pour continuer leur route. On a volé au sieur de Voltaire papiers, bijoux, [illegible], ou [illegible], la boîte d'or, et jusqu'à une paire de ciseaux d'or et de boucles de souliers." Die Wahrheit [illegible] sich auf beiden [illegible] [illegible] heraus. Voltaire war bei seinem großen Reichthum überhaupt als außerordentlich geizig und gewinnsüchtig, aber eben so oft [illegible] in der größten [illegible], wenn er [illegible].

Nachträglich [illegible] [illegible] noch ein Cabinets-Schreiben des Königs vom 8. Juli, welches in Folge des Berichts von Voltaire an den [illegible] [illegible] [illegible] von dem Könige [illegible] [illegible] worden zu sein, und die [illegible] Bericht [illegible]:

„J'ai reçu une lettre de Voltaire qui me parle [illegible] de sa [illegible]. Vous devez avoir reçu les ordres que je vous ai donnés de le laisser aller où bon lui semblera, ainsi que sa nièce. Je n'avais d'autres prétentions sur lui que de la restitution de la croix, de la clef de chambellan et du volume de [illegible] que je lui avais confié. Vous m'avez [illegible] qu'il avait satisfait à tout ce que je demandais de lui. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], que s'il était survenu quelque incident

[illegible]

à Potsdam, ce [illegible] juillet 1753.

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

Sie das Gedicht sagen, er habe ſich mit ſeinem vorgeblichen Königlich Preußiſchen Kammerjunker-Karakter nicht breit zu machen; wenn er ſolches in Paris thäte, ſo wäre die Baſtille ſein Lohn. Im Uebrigen verſichere Ihnen nochmals, daß Sie völlig beruhigt ſein können. Sie haben als treuer Diener des Königs, nach Höchſtdero Ordre gehandelt, und die Lügen und Kalumnien des Voltaire finden hier und in aller Welt keinen Zugang.

Ich bezeuge Ihnen inzwiſchen meine Hochachtung und bin jederzeit

Ew. Hochwohl- und Hochedelgeboren

Potsdam, den 18. Juli 1753.

ergebenſter Diener
Fredersdorff.“

Daß inzwiſchen Voltaire nicht ruhte, ſondern den König wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Gelder und Sachen in Beſchwerde ſetzte, erſehen wir aus dem Kabinetsſchreiben des Königs, das am 21. Juli abſchriftlich durch die Hand des Abbé de Prades an Freytag erging:

„J'ai encore reçu une lettre de Voltaire dans laquelle il me demande que je lui fasse rendre les effets qu'on lui retint lorsqu'on l'arrêta. Je vous ai déjà donné mes ordres là-dessus. Ne manquez pas, dès ma lettre reçue, de le satisfaire là-dessus, et quant aux frais qu'il ne veut peut-être pas payer, il n'est pas nécessaire pour cela de lui retenir le tout, ne gardez que ce qu'il faudra pour les payer et rendez lui le reste. Sur ce je prie etc.

à Potsdam ce 21 juillet 1753.

Federic.“

Voltaire hatte ſich zunächſt nach Schwetzingen begeben, wohin der Kurfürſt von der Pfalz Karl Theodor ihn dringend eingeladen hatte. Auch hier, in dem Glanze des Hofes und in den anmuthigſten Zerſtreuungen ließ er ſeine Klagen heftig laut, und ſuchte die preußiſchen Beamten, mit denen er in Frankfurt zu thun gehabt, in das gehäſſigſte Licht zu ſtellen. An wen nachſtehender Brief gerichtet iſt, finden wir nicht angegeben, aber vollſtändig von Voltaire's eigener Hand geſchrieben liegt er bei den von uns benutzten Akten:

„à Schwetzingen près de Mannheim,
5 août 1753.

Monsieur!

Monsieur le chevalier de La Touche me mande que vous l'avez assuré que la malheureuse affaire de Francfort était finie. Je ne doute pas qu'en effet Votre Excellence n'ait fait ce qui dépendait d'elle pour faire rendre justice. Sa Majesté le roi votre maître ayant désavoué l'abus que les sieurs Freytag et Smith ont fait de son nom, nous ne pouvons douter qu'ils ne rendent au moins l'argent qu'ils ont pris dans les poches du sieur Collini et dans les miennes. L'Europe serait trop étonnée si après de tels excès il n'y avait aucune réparation. Un nommé Dorn qui n'a d'autre fonction que de servir quelquefois aux expéditions du sieur Freytag a traîné dans les rues de Francfort au milieu de la populace une femme respectable qui voyageait avec les passeports du roi de France; on lui a ôté sa femme de chambre, ses domestiques. Le nommé Dorn a eu l'insolence de passer la nuit

seul dans sa chambre. Votre Excellence peut sentir à quel point ces atrocités ont excité l'indignation universelle. Pourra-t-on s'imaginer que ce soit au nom d'un monarque aussi bienfaisant et aussi juste que le roi votre maître, qu'on ait violé ainsi les lois, les bienséances et l'humanité? et qu'après tant d'indignités Freytag ose exiger encore de cette dame le payement exorbitant d'un emprisonnement qui crie vengeance, et pour lequel il doit demander pardon.

Votre Excellence ignore-t-elle quel est Freytag? ignore-t-elle les exactions publiques qui l'ont rendu l'horreur de Francfort, et de tous les environs? ignore-t-elle qu'ayant fait payer au comte de Vaux l'espérance d'un régiment au service du roi qu'il avait osé lui promettre, le comte de Vaux ne put retirer de lui une partie de l'argent que Freytag avait extorqué, qu'en le battant publiquement? vingt aventures pareilles l'ont fait trop connaître. On sait assez que ces excès si odieux commis contre une dame, contre le sieur Collini et contre moi, n'avaient pour but que de nous voler. Nous l'avons été en effet d'une manière bien violente. Presque tous nos effets ont été dissipés comme dans un pillage. Les sieurs Dorn, Freytag et Smith nous ont pris l'argent que nous avions dans nos poches, et ce qu'on a pris au sieur Collini est tout son bien. Et c'est au nom d'un roi juste qu'on a commis tous ces attentats! Certainement il les aurait punis si nos lettres n'avaient été interceptées. Nous espérons au moins, Monsieur, que le roi ordonnera qu'on nous rende l'argent qu'on nous a pris, et dont le compte est entre les mains des

magistrats de Francfort, nous l'espérons de l'équité du roi et de vos bons offices. Nous oublierons un traitement si cruel et nous ne nous souviendrons que de la réparation.

Je suis avec des sentimens respectueux, Monsieur, de Votre Excellence le très-humble et très-obéissant serviteur Voltaire gentilhomme de la chambre du roi de France.

Noch Einmal wandte ſich Freytag an Fredersdorff, um wegen der Voltaire'ſchen Sachen rechtfertigende Auskunft zu geben. Er ſchrieb am 7. Auguſt: „Sie haben Ihre Königliche Majeſtät unter dem 31. vorigen Monats mir eine abermalige Ordre, welche ich hier im Original beilege, allergnädigſt zugehen laſſen, dem von Voltaire ſeine Effekten zu behändigen.

Gleichwie mir aber Seine Königliche Majeſtät in einem allergnädigſten Handſchreiben allergnädigſt und gemeſſenſt anbefohlen, in dieſer Voltairiſchen höchſt verdrießlichen Sache Allerhöchſtdenenſelben nichts mehr zu berichten, ſo nehme mir abermalen die Freiheit, Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, Seiner Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt vorzuſtellen, daß ich niemalen von den Voltairiſchen Effekten vor keinen Dreier werth, als ſein an mich adreſſirtes Paket in Händen gehabt, welches ihme den andern Tag darauf ohneröffnet zugeſtellet worden; ſeine ihme durch den Brigadier abgenommene Gelder ſind bei dem Herrn Hofrath Schmid deponiret, und ſolche hat man ihme durch meinen Sekretarium aufzahlen laſſen wollen, anſtatt der Annahme aber, hat er, wie ſchon zu melden die Ehre gehabt, das Piſtol auf ihn zu ſpannen ergriffen; nachdem derſelbe ſich aber gleich retiriret, und dieſen Vorgang dem Magiſtrat angezeiget, iſt Voltaire echappiret, und habe ich zu dato von ihme weiter nichts mehr gehöret, und es liegen ihme ſeine Gelder, die ja nur überhaupt fünfhundert und zwanzig Thaler ausmachen, nach Abzug der Unkoſten, die ſich über hundert und neunzig Gulden nicht belaufen (weilen jedermann bei dieſer Gelegenheit zu wenig bekommen zu haben klaget) parat; wie ich denn ſowohl als der Hr. Hofrath Schmid noch wohl zwanzig Gulden aus unſere Säcke ohne ſolche zu berechnen aparte Koſten gehabt. Unterdeſſen ſind mir anliegende Schreiben ohne Namen von Paris aus zugekommen, woraus Ew. Hochwohlgeboren die infame Schreibart des Voltaire's erſehen werden.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich dahero weiter gehorſamſt erſuchen wollen, Seiner Königlichen Majeſtät von dieſem allen allerunterthänigſt zu referiren; und keine Schreiben von dieſem infamen Menſchen mehr anzunehmen, maßen ihme ſein Geld, wann er ſich ſelbſten melden wird, ohne Anſtand nach Abzug der Koſten ausbezahlet werden wird. Womit ich mich zu Dero hochſchätzbaren Wohlgewogenheit anempfehle und mit der vollkommenſten Hochachtung beharren wollen,

Ew. Hochwohlgeboren ꝛc."

Die anonymen Briefe, deren Freytag erwähnt, und die er ſeinem Schreiben beilegte, waren von Voltaire's Freunden, ohne Zweifel auf ſeinen Betrieb, und vielleicht aus ſeiner eignen Feder, von Paris in der Abſicht ausgegangen, den preußiſchen Reſidenten einzuſchüchtern. Sie mußten ihren Zweck verfehlen, und kamen überdies viel zu ſpät. Der erſte vom 12. Juli lautet:

„Il s'est répandu ici, Monsieur, des bruits si étranges au sujet de l'arrêt de Madame Denis et de la manière dont elle a été traitée, le tout fondé sur la copie qui court d'une lettre de cette dame, que vous ne pouvez désabuser trop tôt le public pour l'honneur du roi votre maître et pour le vôtre. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et vous connaissez le ministre de Sa Majesté Prussienne. Vous avez aussi M. Darget sécretaire du cabinet de Sa Majesté qui demeure Rue Française, près la comédie italienne. Ils ne sont pas mieux instruits que le reste de Paris, et le bruit général est que le droit des gens a été ouvertement violé à l'égard de Mad. Denis: quant à son oncle les bruits sont partagés. C'est l'intérêt que je prends à la gloire de Sa Majesté Prussienne qui m'engage à vous inviter de faire cesser des bruits injurieux pour ce monarque.

Paris, 12 juillet 1753."

Der zweite, von derſelben Hand geſchrieben, ohne Datum, wiederholt denſelben Inhalt:

„Vous verrez, Monsieur, par la lettre et l'écrit ci-joint ce qu'on peut dire de vous à Paris. Il importe à votre honneur et à celui du monarque que vous représentez comme son ministre de faire cessez des bruits injurieux. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et Sa Majesté Prussienne y a des ministres et des agents que vous pouvez informer de la manière dont les choses se sont passées. Et les gazettes sont encore une voie plus prompte."

Schließlich theilt Fredersdorff durch ein Schreiben vom 18. Auguſt des Königs letzte Befehle in Betreff der

Voltaire'ſchen Gelder und ſeine eignen Verſicherungen mit, daß die ganze Sache nun als abgethan zu betrachten ſei und Freytag für ſich keinerlei Nachtheil zu befürchten habe; er ſchreibt:

„Aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 7. hujus ſowohl, als auch aus denen zwei beigefügten Briefen habe hinlänglich erſehen, was Dieſelben wegen der Voltairiſchen Sachen bereits für Verdrießlichkeiten ausgeſtanden, und auch noch ausſtehen müſſen. Ich habe aber die Ehre darauf in ergebenſter Antwort zu vermelden, daß Ew. Hochwohlgeboren gar nicht Urſache haben, darüber fernerhin in Sorge zu ſtehen, weil ich es durch meine Vorſtellung bei des Königs Majeſtät dahin gebracht, daß dem Voltaire durchaus kein Gehör mehr gegeben werden ſoll.

Was ſeine Gelder anbetrifft, ſo ſollen Ew. Hochwohlgeboren befugt ſein, ſie ihm verabfolgen zu laſſen, doch würde nöthig ſein dabei alle mögliche Präkaution zu nehmen, daß ihm ohne vorher ausgeſtellten Schein nicht das Geringſte extradiret würde.

Seine beiden Briefe erfolgen wieder zurück, und Ew. Hochwohlgeboren dürfen ſich um ſo viel weniger daran kehren, da ſie Denenſelben auf keinerlei Weiſe nachtheilig ſein können. Ich empfehle mich hiermit Dero werthen Gegengewogenheit, und verbleibe mit einer beſtändigen Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 18. Auguſt
1753.

gehorſamſter Diener
Fredersdorff.“

Während ſeines noch langen Lebens, und trotz der ſpäteren Ausſöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem Könige dieſe Frankfurter Geſchichte doch nie ganz verziehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit ſeine Klagen und Stachelreden darüber ausgelaſſen, und in den Fällen, wo er nicht wagte den König ſelber deßhalb anzuſchuldigen, wenigſtens an deſſen Werkzeugen ſeine Rache zu nehmen und alles aufzubieten ſuchte, um ſie dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Freytag ſpricht einmal gegen Fredersdorff aus, man trage vielleicht Bedenken, dieſe Sache unter die Lateiner kommen zu laſſen; allein ſie nahm einen weit ſchlimmeren Verlauf, ſie kam unter die Franzoſen, — und iſt bisher faſt ausſchließlich in deren Händen geblieben; auch den Deutſchen war ſie faſt nur in der Geſtalt bekannt, die es Voltaire'n beliebt hatte ihr zu geben, und die ſeine Freunde und Nachſprecher um ſo leichter gültig erhielten, als man preußiſcherſeits darüber ſchwieg. In der Kunſt des Uebertreibens und Entſtellens, in der Dreiſtigkeit des Vorgebens, ſehen wir aber Voltaire und ſein Gefolge als nicht unwürdige Vorfahren der ſpäteren Bulletinſchreiber, die denn freilich das Höchſte leiſten! —

Was Friedrich den Großen betrifft, ſo gewährt die gegebene Darlegung wohl jedem die klare Ueberzeugung, daß der König den widrigen Vorgängen, die ſich an ſeinen erlaſſenen Befehl anreihten, völlig fremd iſt, daß er ſie weder befehlen noch gewollt, noch irgend hat vorausſehen können. Die Verwicklung, einmal begonnen, ſetzte ſich aus ihren eignen Kräften von ſelbſt fort, und zog jeden neuen Zufall in ſich hinein. Voltaire hat einen großen Theil des von ihm Erlittenen ſelbſt hervor gerufen, durch ſeine Verſuche zu überliſten, durch ſein unzuverläſſiges, wechſelvolles Betragen, durch ſeine Ungebärde. Anderes fällt den Umſtänden zur Laſt, der räumlichen Entfernung, durch die Reiſe des Königs zufällig noch vergrößert, den ſparſamen und trägen Verbindungsmitteln, mit denen damals die Welt ſich noch behalf. Daß des Königs Werkzeuge dem ihnen gewordenen Auftrage und ſeinen Folgen nicht völlig gewachſen waren, iſt richtig, ihm aber nur als ein Unglück anzurechnen, dem die Herrſcher leider zu allen Zeiten ausgeſetzt ſind, und das ſie nur allzu oft erfahren. —

Auguſt Ferdinand Bernhardi.

Schreiben an ſeinen Sohn Wilhelm Bernhardi.

Das ſchöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet einem meiner längſt gehegten Wünſche, und trifft grade jetzt in eine Zeitſtimmung, die für daſſelbe als eine günſtige gelten darf. Mehr als ſonſt wenden ſich Neigung und Fleiß der Deutſchen den Schriftſtellern zu, welche unſrer heutigen Litteratur vorangingen und ihr die Wege bahnten. Allzuraſcher Jugendmuth meinte bisweilen, dieſe Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar ſie wegſtoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für ſich ſelber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber ſolche Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländiſches Gewiſſen rufen das Andenken jener Väter lebhaft hervor, nicht um bei ihren Bildern ſtehen zu bleiben und ihr Anſehen ſtarr zu verehren, nein, ſondern um aus ihnen neue Antriebe ſichern Fortſchrittes, aus ihren Leiſtungen Muth und Maß für neue Aufgaben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in dieſem Sinne die neue Erſcheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Leſſing, Möſer, Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, ſo wie die umfaſſenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebſt der Folge litterargeſchichtlicher Darſtellungen von Prutz, Bock und Anderen, — aber Mannigfaches und Großes iſt in dieſem Gebiete immer noch zu thun.

Beſonders iſt die Zeit der ſogenannten romantiſchen Schule, deren Häupter ſchon zum Theil dahingeſchwunden, und deren Schriften meiſt zur Seite gedrängt ſind, noch keineswegs nach Gebühr aufgehellt, ihr Verdienſt ermeſſen, ihre Bedeutung anerkannt. Wo findet ſich, nach ſo vielen Jahren ſeit ſeinem Tode, eine würdige Darſtellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört und zu den merkwürdigſten Erſcheinungen aller Litteratur? Wo eine Schilderung deſſen, was Schleiermacher als Menſch und Schriftſteller gewirkt? denn die ſonſt ausgezeichnete Prüfung des Schleiermacher'ſchen Geiſtes durch Schaller hat nicht ſolchen Zweck, ſondern beſchränkt ſich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünſcht, und doch ſchon ſehr verſpätet, kündet ſich uns endlich eine erſte Ausgabe der Werke Auguſt Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünſchen. Nicht die erſten Häupter allein haben für die Geſchichte Geltung; auch ihre Genoſſen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem ſie einherſchritten, müſſen in das Bild aufgenommen werden, wenn daſſelbe den wahren Eindruck geben ſoll. Bis jetzt hat aus jenem Kreiſe nur Hardenberg-

Novalis durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein ſchönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, deſſen Gefühls- und Sinnesart ſo einflußreich wurde, iſt noch nichts geſchehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligſten verabſäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entriſſen, entbehrt er noch immer ſein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geſchlecht weiß kaum, wer er geweſen. Doch war er ein rüſtiger Kämpfer ſeiner Zeit, ein nicht nur in die Litteratur und das Theaterweſen, ſondern auch in die ſtrenge Wiſſenſchaft und in die Jugendbildung ſtark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerſt und nachhaltigſt in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geiſtloſer Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das ſchreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf ſeine kritiſchen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch ſeinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue urſprüngliche Gattung erblickte, die Widerſacher zum Gegenſtande der Beluſtigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philoſophie, zunächſt auf den Geiſteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwiſſenſchaft. Was er im letztern Fache geleiſtet, iſt von Friedrich Auguſt Wolf und Auguſt Wilhelm von Schlegel nach Verdienſt geprieſen, ſpät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollſtändiges Bild dieſes eigenthümlichen Mannes geben können? Sie waren, als er ſtarb, noch zu jung, um Alles feſtzuhalten und zu ſammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle, daß Sie Alles auffinden und ausſcheiden, was von ihm in Zeitſchriften und Sammlungen vorhanden ſein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft, die philologiſchen Abhandlungen und Kritiken, müſſen von Ihrem Zweck ausgeſchloſſen bleiben, wiewohl ſolche bei der Schätzung des Mannes ſchwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß ſie in ſolcher Begleitung gehen, einen ganz andern Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemählde vorhanden iſt, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit ſeines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, ſüdlichen Geſichtsbildung ſprachen Scharfſinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Luſt am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komiſche, und Spott, Neckerei, Wortſpiele und Poſſen lagen bei ſeinen ernſten Verhandlungen ſtets im Hinterhalt. In der Kunſt, Witzworte und luſtige Geſchichten vorzutragen, hatte er die größte Meiſterſchaft; die zu ſeiner Zeit hierin Berühmteſten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Euchel, übertraf er weit; in dem Roman: „die Verſuche und Hinderniſſe" (von Neumann und Varnhagen) iſt das dreizehnte Kapitel mit ſeinen Anekdoten aus Bernhardi's Feder, allein die geſchriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die geſprochene leiſtet. Neben jenen gefährlichen Waffen beſaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichſte Gutmüthigkeit, und die Weichheit ſeines

Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung ſeiner ſelbſt.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen ſchönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in ſpätern gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unſer Freund Chamiſſo dem Wachtdienſt oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zuſammen verlebt, in heitern Geſprächen und ſtrengen Studien, in friſcher Luſt und tiefer Selbſtprüfung! Uns in Wiſſenſchaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unſer freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, ſprudelnd von Witz und Laune, Kenntniſſe mittheilend und Geſinnung anregend; die wichtigſten allgemeinen Fragen und die engſten perſönlichen Verhältniſſe wurden hier ohne Scheu beſprochen, in rückhaltloſem Vertrauen machte jede Wahrnehmung ſich Luft, und Luſt und Begeiſterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtſtube ſich frei und ſicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das Schulamt, noch der Kriegsdienſt ſo ganz hätte vertreten mögen. Von allem dieſen iſt mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne iſt aus der verdüſternden Nebelhülle, mit welcher ſich die unbewachte Vergangenheit ſo ſchnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeſchwören.

Verſchieden von dieſen Unterhaltungen, ſchärfer und gemeſſener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei dieſen war ich oft gegenwärtig, meiſt nur als ſtiller Zuhörer, wenn die tiefſten Fragen der Philoſophie dialektiſch behandelt wurden, die Sprachwiſſenſchaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatsweſen ſich gleicherweiſe der Prüfung des Gedankens, wie der Geſchichte, unterwerfen mußte. War in ſolchen Erörterungen Fichte der unerſchütterlich Feſte und Einfache, ſo glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er ſtets mit Anmuth und oft in überraſchenden Schlagworten zu entfalten oder zuſammenzufaſſen verſtand, ſo daß Fichte nicht ſelten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von ſolcher lebendigen Geiſtesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen ſchwachen Abglanz; einen Abglanz aber doch, und dieſer wird hoffentlich manchen Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube verſichern zu können, die deutſche Leſewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch friſche Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollſtändigtes Bild erſcheinen könne! —

Berlin, den 10. November 1845.

Karl Müller.

Die Helden unſrer Befreiungskriege gehen einer nach dem andern dahin, bald wird keiner mehr übrig ſein, der ſagen kann: Ich habe des Vaterlandes Noth und Schmach mitgetragen, zu ſeiner Rettung nach Kräften mitgeſtrebt! — Als Helden aber rechnen wir nicht die des Kriegerſtandes allein; es gab andre und größere Gefahren als die des Schlachtfeldes, und härtere Prüfungen und Schickſale als der Tod und die Wunden des Waffenkampfes. Die vorliegenden Blätter ſollen das Andenken eines der würdigſten und tüchtigſten jener Vaterlandseifrigen bewahren, die ſich in allen Ständen erhoben, eines Mannes, der ohne die äußern Zeichen oder entſprechenden Rangſtufen ſeines kriegeriſchen Berufes in beſcheidener Stille unermüdlich und fruchtbar gewirkt hat, und bei deſſen Bilde die Geſchichte, welche Tauſende im Leben Hochgeſtellte ſpurloſem Vergeſſen überläßt, in liebevoller Anerkennung verweilen mag. —

Karl Chriſtian Müller wurde zu Klebitz, einem Dorf unfern Wittenberg, am 13. April 1775 geboren. Sein Vater war daſelbſt Landprediger, und leitete den Knaben, den älteſten von vier Brüdern, durch Beiſpiel und Lehre zum Fleiß und Eifer in allem Guten, beſonders auch zu rechtſchaffener Frömmigkeit an, in welcher ein geläuterter Glaube mit hellem Denken und ächter Menſchenliebe ſich einträchtig vereinigte. Der Knabe wuchs in blühender Geſundheit groß und kräftig heran, und zeigte körperlich wie geiſtig eine frühe Reife. Seine Wißbegier und beſondre Liebe zum Leſen erregten in ihm ſelbſt wie in ſeinen Angehörigen den Wunſch, daß der Weg gelehrter Bildung ihm eröffnet würde; jedoch die Amtsgeſchäfte des Vaters ließen demſelben nur wenige Zeit zur Ertheilung eines täglich anſpruchsvolleren Unterrichts, noch geſtatteten die ſpärlichen Einkünfte einen Hauslehrer anzunehmen. Da kam von einem Freunde, dem Prediger Wagner in Kropſtädt, das erwünſchte Anerbieten, für ſeine Söhne und den jungen Müller auf gemeinſchaftliche Koſten einen Hofmeiſter zu halten, der auch in einem der grundgelehrten Kandidaten, an denen die trefflichen Schulen Kurſachſens es nie mangeln ließen, für geringe Koſten bald gefunden war. In Kropſtädt blieb Müller viertehalb Jahre, und lernte hier Griechiſch und Lateiniſch mit ſolchem Fleiß und Erfolg, daß er zum Herbſt 1787 in die Fürſtenſchule zu Meißen in ſeinem zwölften Jahre als kurfürſtlicher Alumnus ohne Schwierigkeit eintreten konnte. Nun waren ſeine fernern Studien geſichert, denn dem Fürſtenſchüler konnten auch für die Univerſität künftig die erforderlichen Stipendien nicht fehlen; er fühlte ſich hier in den Schooß des Glückes verſetzt, ſein heißeſter Wunſch, dem bisher noch viele Sorgen und Zweifel entgegenſtanden, war in herrlichſter Weiſe gewährt. Frei konnte er ſich ſeinem Hang und Eifer hingeben, und in dem ganzen

Gebiete der Wiſſenſchaften alles ergreifen und genießen, was ſeinen freudig-regen Geiſt anzog und befriedigte. Der ſtrengen Schulzucht unterwarf er ſich leichter als Andre, da er bei ſeinem Fleiß und Wandel ſich weniger von ihr berührt, und für den Zwang, den ſie auferlegte, durch den Gewinn der höchſten Güter ſich ſo reich entſchädigt fühlte. Die ältern Schüler legten in jener Zeit den jüngern herkömmlich Bedrückungen auf, gegen welche ſelbſt bei den Lehrern kein ausreichender Schutz zu finden war. Müller aber wehrte dergleichen theils durch ſeine ſittliche und geiſtige Ueberlegenheit ab, theils, wo es nöthig wurde, durch ſeine Körperſtärke, die für ſeine Jahre ſich als eine außerordentliche zeigte, keinen einzelnen Gegner ſcheute, oft aber auch mehreren gewachſen war. Dieſe Eigenſchaften, verbunden mit früh entwickeltem Sinn und Eifer für Gerechtigkeit, gaben ihm ſolches Anſehn und Vertrauen bei ſeinen Schulgenoſſen, daß er bei vorkommenden Streitigkeiten gern zum Schiedsmann erwählt und ſeinen Ausſprüchen ohne Widerrede gehorcht wurde.

Die Kenntniß der alten Sprachen galt auf der Fürſtenſchule als Hauptſache, Müller bemächtigte ſich derſelben in ſeltnem Grade. Mit voller Neigung wandte er ſich beſonders den Dichtern zu, und verſuchte bald, außer den vorgeſchriebenen Uebungen in lateiniſcher Verskunſt, auch deutſche Verſe, Oden und Elegien in antiken Maßen, nicht minder gereimte Lieder, bisweilen ſchalkhaften Inhalts. Er unternahm ſogar eine Ueberſetzung der Aeneis in deutſche Hexameter und fügte einen deutſchen Kommentar des Textes hinzu. Doch blieb ſein Fleiß nicht innerhalb dieſes Sprachgebietes ſtehen, ſondern zeigte zugleich eine große Liebe zur Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie, wobei eine entſchiedene Neigung hervortrat, dieſe Kenntniſſe in praktiſcher Anwendung zu verfolgen. Sechs Jahre blieb Müller in der Fürſtenſchule zu Meißen, unter den Rectoren Matthäi und Müller, und bezog dann im October 1793, mit den rühmlichſten Zeugniſſen verſehen, die Univerſität Wittenberg, wo er ſich zum Studium der Theologie einſchreiben ließ. —

Er hätte vorgezogen in Leipzig zu ſtudiren, wo ſein gewähltes Fach damals ihm günſtiger beſetzt ſchien, allein der Vater wollte ihn durchaus in ſeiner Nähe und gleichſam unter ſeinen Augen haben, und beſtand auf Wittenberg. Müller fand auch hier treffliche Lehrer, unter welchen beſonders Weber, Nitzſch, Schleusner und Schröckh ſeinem dankbaren Herzen theuer blieben, und perſönliche Verhältniſſe machten ihm den Aufenthalt bald angenehm. Unter den Mitſtudirenden erwarb er bald Freunde, namentlich den Wittenberger Auguſt Zeune, mit dem ſpäter gleiche Geſinnungen und Arbeiten ihn noch näher verbanden. Durch Leibesgeſtalt und Stärke ragte er ſichtbar über alle Mitſtudirenden hervor, ſein erprobter Muth und ſeine feſte Haltung durften jedem Bedrängten eine ſichere Stütze dünken. Als vorzüglicher Fechter hatte er ſich bald in Anſehn geſetzt, als Reiter und Pferdebändiger leiſtete er Außerordentliches; aber wie ſeiner Hand vertraute man auch ſeinem Urtheil, und er übte in ſeinem Kreiſe eine Art richterliche Macht. Seine Stärke, von der wunderbare Proben erzählt wurden, verleitete ihn nie zur Gewaltſamkeit, ſondern ordnete ſich willig unter, ſobald von Recht oder Sittlichkeit die Rede war. Ergriffen von den Ideen der Zeit, nahm er nicht nur ſelbſt einen höheren Aufſchwung, um für allgemeines Wo-

[illegible] zu wirken, ſondern wollte auch Andere für ſolchen Zweck vereinigen. Er entwarf den Plan einer Verbrüderung, eines Ordens der freien Männer, die zunächſt die Univerſitätsfreunde umfaſſen, ſpäter aber auch in das bürgerliche Leben übergehen ſollte. Die Grundlagen waren einfach und harmlos, in dem engen Geſichtskreiſe der Theilnehmer konnte der Zweck kaum über die Selbſtveredlung der Einzelnen hinausgehen, und wenn je der Staat in Betracht kam, ſo war es, um ſeine Geſetze zu ehren, ſein Anſehn zu befördern. Auch die Ausrottung des Zweikampfes, als eines unſittlichen, unvernünftigen Hülfsmittels falſcher Ehre, ließ man ſich angelegen ſein, und Müller konnte um ſo ſichrer dem Vorurtheil abſagen, als er ſchon genug bewieſen hatte, daß weder Muth noch Gewandtheit im Waffenſpiel ihm fehlten.

In Wittenberg blieb Müller vier Jahre. Nach Vollendung ſeiner Studien, wohlbegründet in der Theologie, ausgezeichnet auch in andern Wiſſenſchaften, zu denen freie Neigung ihn getrieben, empfing er im Oktober 1797 den nach damaligen Umſtänden vortheilhaften Ruf als Hauslehrer der drei Söhne des Barons von Flemming auf Kaffenhain. In dieſem Verhältniſſe blieb er anderthalb Jahre, und gewann auch hier durch ſein ehrenwerthes Benehmen, durch ſeinen Fleiß und ſeine Treue in Erfüllung der übernommenen Pflichten, die Achtung und Zuneigung nicht nur des Hauſes, ſondern auch aller Freunde und Beſucher deſſelben. Als eifriger Kandidat verſäumte er nicht, auch auf ſeinen künftigen Predigerberuf ſich vorzubereiten, und beſtieg oft die Kanzel, und ſolchen Beifall erwarb ſeine kraftvolle und würdig ernſte Rede, daß ihm beim Austritt aus dem Flemming'ſchen

Hauſe, im Frühjahr [illegible], das Amt eines Oberpredigers in Meißen angetragen wurde. Seine beſcheidenen Wünſche waren hiermit erfüllt, und freudig wollte er die Stelle antreten, welche wahrſcheinlich ſeinem Lebensgang in dieſem Kreiſe für immer beſchränkt hätte, als ihm unerwartet eine Eröffnung gemacht wurde, die ihn zu ganz andern Laufbahnen führen ſollte.

Der kurſächſiſche General von Gersdorf hatte Müller's Talente gekannt, und ihn dem Oberkammerherrn Graf Boſe in Dresden ſo nachdrücklich empfohlen, daß dieſer von ihm die günſtigſte Meinung faßte, und den lebhaften Wunſch hegte, ſeinem älteſten Sohne, der eben die Univerſität beziehen ſollte, einen ſo trefflichen Mann als Führer mitzugeben. Gewohnt, ſeine Vorſätze nicht leicht aufzugeben und kein Mittel zu ſparen, um ſeine Zwecke zu erreichen, ließ er ſich auch jetzt durch die Schwierigkeiten nicht abſchrecken, und unternahm es ſogleich, die für Müller ſchon in Ausſicht geſtellte bedeutende Verſorgung durch glänzende Anerbietungen aufzuwiegen. Müller wollte den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nicht ausſchlagen, verzichtete auf die Oberpredigerſtelle, und ging mit ſeinem neuen Zögling auf die Univerſität nach Leipzig. Graf Boſe — die Familie hat urſprünglich vor ihrem Namen kein „von" — greift in Müller's Leben ſo bedeutend ein, daß es wohl nicht ungehörig erſcheint, wenn wir von ihm eine kurze Schilderung nach Angaben, die wir von Müller's Hand vorgefunden, hier einfügen. Er war in Baireuth geboren, wohin ſein Vater ſich aus Sachſen an den Hof des letzten Markgrafen begeben hatte, kam aber im zwölften Jahre nach Leipzig, wo er von guten Lehrern Unterricht empfing, ſpäter die Vorleſungen an der Univerſität Leipzig, und hier beſonders von Gellert ausgezeichnet wurde. Hierauf ging er mehrere Jahre auf Reiſen, hielt ſich geraume Zeit in Paris, dann lange Zeit in Wien auf, wo er die Gunſt und Vorliebe des Fürſten von Kaunitz auf ſich zog, und auch dem Umgange des Hofmannes mit [illegible] Blicke kennenlernte, welche ſeinen Verhältniſſe auf ſein ferneres Leben von großem Einfluß blieben. Nach Sachſen zurückgekehrt und hier ſtandesgemäß verheirathet, trat er in die Dienſte des Kurfürſten, wurde Geſandter in Stockholm, dann in Dresden Hofmarſchall und ſpäter Oberkammerherr. In letzterer Eigenſchaft war ihm auch die Oberleitung der großen Bibliothek übertragen, die er in Ordnung bringen ließ und durch neue Vorſchriften, ſo wie durch erhöhte Beſoldung und Thätigkeit der Beamten, [illegible] der ſichern Benutzung ſtellte; gleiches Verdienſt erwarb er ſich bei andern ihm untergeordneten Anſtalten der Wiſſenſchaft und Kunſt. Nach den Kriegsunfällen des Jahres 1806 wurde er nach Berlin zum Kaiſer Napoleon geſandt, und erlangte hier die für Sachſen unerwartet günſtigen Bedingungen des Friedens mit einem [illegible], das dem Lande damals vortheilhaft ſchien, aber den Erfahrungen [illegible] widerſprach. Zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, ſuchte er bei der Fremdherrſchaft vor allem das Wohl des Landes zu wahren, während er [illegible] blieb. Er war ein ſittlicher Mann, in deſſen ſchönen Bewegungen [illegible] Würde [illegible] der Anmuth ſich vereinigten. Sein durchdringender Scharfblick erkannte ſchnell den Zuſammenhang der Dinge, und richtige leicht und klar an beſtimmte [illegible] anzureihen; ſeine natürliche Beſcheidenheit gab allem, was er sagte, Geist und Gemüth. In Geselligkeit [illegible] [illegible], [illegible], in Geschäften ernst, thätig, [illegible] [illegible] er als Hof- und Staatsmann in gleicher [illegible]. Die Anhänglichkeit an seinen Fürsten ging bei ihm bis zur Zärtlichkeit. [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Die eigenthümliche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]?

[illegible], mit den [illegible] in [illegible], Rußland und Österreich. Im Frühjahr 1813 wurde Müller nach Prag an den Kurfürsten von Hessen und an den Minister vom Stein in geheimer Sendung abgeschickt, kam später nach Wien, wo viele kompromittierende Verbindungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] Justus Gruner, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und Müller's [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] die Besetzung von Küstrin von innen zu übernehmen, [illegible] Stettin sollte eine preußische Compagnie in der Stadt bereit stehen. [illegible] Blücher [illegible] in Mecklenburg gegen die preußische Grenze [illegible] französischen Truppen, [illegible] Kurfürsten von Hessen, [illegible] zu dem General von Blücher wurde er geschickt, um mit dem [illegible] zu erhalten. [illegible]

Ein [illegible] konnte in der That nicht lange unbemerkt bleiben. Blücher war dabei unvorsichtig, [illegible] Napoleon's [illegible] der französischen Polizei, [illegible] zu Hamburg [illegible] Der französische Gesandte in Berlin, Graf von [illegible], [illegible]

[illegible] wenn er [illegible] [illegible] mit [illegible], ſo war es nur, um ſie zu [illegible] oder die Opfer zu [illegible]. [illegible] auch den franzöſiſchen Geſandten als ſeinen hohen diplomatiſchen Stellung unabhängig von ſich wußte, daß ihm der [illegible] mit [illegible] Beſtallung. Ein deutſcher Geſandter, Herr von [illegible], hatte dieſe [illegible] Ge[illegible] übernommen, und übte ſie mit [illegible] Geſchicklichkeit. Er war [illegible] des Königs von Weſtphalen [illegible], als der des Kaiſers Napoleon, ſeine Berichte gingen eben ſo nach Paris wie nach Kaſſel, und der Marſchall Davouſt, der Graf d'Aubignoſc, und überhaupt jene franzöſiſche Polizeibehörde, konnte auf ſeine Dienſtbefliſſenheit rechnen. Ihm als Deutſchen war es allerdings leicht, deutſche Verhältniſſe zu durchſchauen, und bedeutende Geldmittel waren ihm zu Gebote geſtellt, ſowohl zu Reiſen als zu Gelde; denn außer einem Gehalt von [illegible] Franken bezog er in Berlin [illegible] [illegible] Franken zu geheimen Ausgaben. Dieſen Mann hatte Müller's [illegible] geſehen, und mit ſeinen [illegible] Augen ihn bald auf's Korn genommen. Er ſtellte ihm mit [illegible] Heftigkeit nach und verſchaffte den Franzoſen einen guten Fang. Doch Müller war ihm bisher noch glücklich entgangen. Auf einem [illegible] durch Sachſen, im Oktober 1811, wollte er in Leipzig nur eilig bei einem Freunde einſprechen und dann nach Berlin weiter reiſen. Er ahndete nicht, daß [illegible] in Leipzig ſein Weſen, und als er ihm auf der Straße unvermuthet begegnete, wollte er ſchleunigſt ausweichen; allein dieſer hatte ihn ſchon erkannt, [illegible] [illegible] [illegible] zu, [illegible] [illegible] ihn feſthalten, und zwang ihn, mit ins Polizeiamt mitzugehen, wo die Verhaftung des [illegible] von westphälischen Gesandten unter den [illegible] Umständen nicht verfolgt werden konnte. Doch während Linden bei hiesigen Behörden seine Maßregeln anordnete und beschäftigen ließ, half ein [illegible] Beamter der Polizei dem Verhafteten zur Flucht, und [illegible] ihn von einem Hause zum andern, bis er vor dem Thore seine Postpferde fand, die ihn rasch nach Berlin brachten. Aber Linden war ihm gleich wieder auf der Spur, folgte ihm nach Berlin, hatte hier seinen Aufenthalt bald entdeckt, und forderte die preußische Behörde auf, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Der Staatskanzler, durch Gruner im voraus benachrichtigt, erwiederte dem westphälischen Gesandten, was er verlange, sei schon geschehen, Müller sei bereits in Haft; allein [illegible] [illegible] die Akte sein Wort, seine Vergehen gegen Frankreich zu bestrafen, habe Preußen Anspruch an ihn, er sei wegen einer [illegible] [illegible] gegen Hardenberg in Haft, und man habe die Absicht, diesen ihn mit aller Schärfe zu [illegible]. Müller war des Scheines wegen wirklich als gemeiner Verbrecher in's Gefängniß gebracht; und Linden war [illegible] zufrieden, daß seine Beute ihm nicht entschlüpfen könne. Der Gefangene hatte jedoch auf seinem abgelegenen Zimmer alles, was ihm den Aufenthalt erleichtern konnte, besonders Licht, Schreibzeug und Bücher, und empfing durch Gruner's Vermittlung die Besuche seiner [illegible] Freunde, des Prinzen von Hessen-Philippsthal, des kühnen Grafen [illegible], des Grafen Friedrich von Pückler, und vieler andern bedeutenden Männer, die mit ihm den Stand der Sachen, die möglichen Wendungen besprachen, die [illegible] und Hoffnungen der nächsten Zukunft, und ſchriftlich beſprochen und berathen. Unerſchöpflichen Geiſtes brütete Müller während ſeiner Gefangenſchaft Tag und Nacht über Plänen und Berechnungen zum Kriege gegen die Franzoſen, zur Erregung und Bewaffnung des Volks; für den Augenblick, daß der König von Preußen, wie man zuverſichtlich erwartete, ſich mit Rußland verbündete und ſeinen Franzoſenbund aufkündigte, ſollten aller Orten die vorbereiteten Anſchläge und Kräfte zugleich losbrechen, die Hülfsmittel des Feindes zerſtören, ſeine durch das Land zerſtreuten Mannſchaften überfallen, die Maſſen der Bevölkerung wider ihn aufbieten. Doch dieſe großen Entwürfe mußten überall wieder zurücktreten, weil der König, in voller Ueberlegung des Standes der Verhältniſſe, der nahen Uebermacht der Franzoſen und der fernen Hülfe Rußlands, den rechten Zeitpunkt für ſolchen Entſcheidungskampf noch nicht gekommen glaubte, und dem Zwange der Umſtände nachgebend ſogar eine nähere Verbindung mit Frankreich einging. Daß in dieſem Entſchluſſe, der viele heilige Geſinnungen tief ſchmerzte, ja mit Grimm erfüllte, kein Aufgeben der vaterländiſchen Sache lag, ſondern die Zuverſicht ihrer beſſern Bewahrung auf beſſre Zeit, bezeugten die Denkſchriften Hardenbergs und die von ihm ſchon damals im vertrauteſten Kreiſe ausgeſprochenen Verſicherungen.

Für die eifrigſten oder ſchwerverdächtigen Franzoſenfeinde war aber jetzt kein längeres Bleiben in Berlin. Gruner legte ſein Amt nieder und begab ſich nach Prag. Im Februar 1812, zwei Tage bevor der Marſchall Oudinot mit ſeinen gegen Rußland ziehenden Truppen in Berlin einrückte, wurde Müller in der Stille entlaſſen, empfing von Hardenberg das nöthige Reiſegeld, und Büchern und

Schleſien, wo er ſich auf den Gütern des Grafen Sandreczky von Sandraſchütz, dem Schwager des Grafen Friedrich von Pückler, verborgen hielt, und hier unabläſſig ſeine mannigfachen Arbeiten und Verbindungen fortſetzte.

Gruner, der mit den Ruſſen in geheimer Verbindung ſtand und großartige Anſchläge für die deutſchen Verſchworenen im Sinne trug, war in ſeinem Briefwechſel nicht genug vorſichtig geweſen, und die öſterreichiſche Behörde eilte den Auslieferungsanſprüchen zuvorzukommen, welche von Seiten der Franzoſen erfolgen mußten, ließ Gruner in Prag verhaften und als öſterreichiſchen Staatsgefangenen nach Peterwardein in Ungarn abführen. Mit ihm wurde daſſelbe Spiel wiederholt, das in Berlin mit Müller war geſpielt worden; nur klagte Gruner ſpäterhin, daß in ſeinem Falle der Schein doch dem Ernſte zu ſehr geglichen, und daß man die beruhigende Verſicherung, wie es mit ſeiner Haft gemeint ſei, ihm ſelber vorenthalten habe. Gruner's Wegführung war ſeinen Mitverſchworenen ein harter Schlag; es galt, ihn ſchleunig zu erſetzen, und die mancherlei Fäden, welche ihm aus der Hand gefallen, mit Geſchicklichkeit aufzunehmen und weiter zu ſpinnen. Müller wurde beauftragt, an Gruner's Stelle zu treten, und ſeine Thätigkeit umfaßte die wichtigſten Kundſchaftereien und bedeutendſten Hülfsmittel; es wurden kühne Männer im feindlichen Gebiet angeworben, Waffenvorräthe zuſammengebracht, Aufruhr vorbereitet. Ein furchtbarer Plan, die franzöſiſchen Magazine durch ganz Deutſchland niederzubrennen, war durch Gruner's Unfall vereitelt; die Wachſamkeit der gewarnten Franzoſen verdoppelte ſich, und die zu ſolcher Arbeit gedungenen Leute mußten flüchtig werden. Der Feldzug des Jahres 1812 war inzwiſchen eröffnet, die Franzoſen drangen bis Moskau vor, und die Sache der Deutſchen ſchien abermals auf weit hinaus hülflos.

Von welchen Empfindungen und Hoffnungen Müller durch die Wendung des Glücks erfüllt wurde, die den franzöſiſchen Kaiſer und ſeine Heerſchaaren in Rußland traf, läßt ſich nach allem, was er bisher geſonnen, geſtrebt und gelitten, ausreichend abnehmen. Im Frühjahr 1813 ſah er in Folge des ungeheuren Umſchwunges den König von Preußen, Hardenberg, Blücher, Gneiſenau, und andre Staatsmänner und Generale in Breslau anlangen, aus Oeſterreich erſchienen der Graf von Wallmoden, Karl von Noſtitz, aus den preußiſchen Ländern ſtrömten Schaaren von Freiwilligen herbei. Müller hatte mit Hardenberg eine geheime Unterredung, und ging mit deſſen Aufträgen zu dem Oberfeldherrn der Ruſſen, Fürſten Kutuſoff-Smolenskoi, der ſein Hauptquartier in Kaliſch hatte. Hier fand er Stein, der ihn als alten Bekannten freudig begrüßte, Neſſelrode, Anſtett, Cancrin, und hatte über das gegen Frankreich zu ſchließende Bündniß und den gemeinſchaftlich fortzuführenden Krieg mehrere Vorfragen zu erörtern, vielfache Auskunft zu ertheilen und ſogar manche Schwierigkeiten wegzuräumen. Ihm kam dabei ſehr zu ſtatten, daß er nicht nur im Namen Preußens und Hardenberg's, welche den Ruſſen noch einiges Mißtrauen ließen, ſondern auch als Vertreter und Genoſſe der Volksgeſinnung und freier Verbündeter ſprechen konnte, die dem Sinne Stein's näher ſtanden, und als deren Haupt er ſich gewiſſermaßen betrachten durfte. Müller entwickelte ſeine eignen Anſichten und Entwürfe mit eindringendem Feuer, drang entſchieden darauf, daß die Sache der Fürſten zugleich als eine der Völker gefaßt und dargeſtellt würde, und verlangte, daß die Ruſſen beim weitern Vorrücken dies durch öffentliche Anſprache laut verkündigten. So wurde Kutuſoff's berühmter Aufruf von Kaliſch zu Stande gebracht, der erſte dieſer Art, welcher die Auflöſung des Rheinbundes und die Befreiung Deutſchlands ausſprach, und auf deſſen Verheißungen in der Folge noch oft genug zurückgeblickt wurde. Ueber Inhalt und Form wurde von Müller mit Stein, Kutuſoff, Neſſelrode und Anſtett lebhaft verhandelt, endlich die Abfaſſung ihm übertragen und von ihm auf der Stelle ausgeführt. Ein Blatt grobes Papier, wie es eben zur Hand war, ſtellenweiſe bedruckt für polniſchen Amtsgebrauch, wurde eilig beſchrieben, nach geringen Aenderungen in's Reine gebracht, von Kutuſoff unterzeichnet, und dann in alle Welt geſandt.

Nachdem dieſes Geſchäft abgethan war, eilte Müller zu dem längſtersehnten Waffendienſt, und ſchloß ſich zunächſt dem Oberſten Füger an, der mit einer Streifſchaar in Schleſien gegen Sachſen vordrang. Doch in der Gegend von Glogau bekam er eine Botſchaft, die ihn zu Stein zurückrief, der ſich jetzt in Breslau befand, und für Müller geheime Aufträge hatte, zum Theil von ſo wichtiger und zarter Beſchaffenheit, daß er ſie nur ſolch erprobter Beſorgung vertrauen mochte. Es galt unter andern, gewiſſe Anknüpfungen in Weſtphalen für den Feldzug nutzbar zu machen, ſo wie auch den Kurfürſten von Heſſen in Prag zu nachdrücklichem Handeln zu bewegen. In Breslau hatte Müller noch die Freude, verbunden mit Arndt, Jahn und Frieſen, die Lützower Freiſchaar errichten zu helfen, nicht ohne Widerſpruch und Hinderung von manchen Seiten; denn die Eiferſucht der Behörden wollte den freien Schwung einer ſelbſtſtändigen Deutſchheit, auf die es unverkennbar abgeſehen war, nicht zu ſehr aufkommen laſſen, und ſchon damals wirkten viele Kräfte dahin, alle Bewegung möglichſt in den Schranken des Herkömmlichen zu halten und überall den Zügel vorſchriftlicher Befehlsordnung anzulegen.

Als die ruſſiſch-preußiſchen Truppen in Sachſen vorrückten, nahm Stein Müller'n mit nach Dresden, um bei der Verwaltung des Landes mitzuwirken. Der Verwaltungsrath der verbündeten Truppen für das nördliche Deutſchland, beſtehend ruſſiſcherſeits aus Stein, preußiſcherſeits aus den Geheimen Räthen Schön und Rehdiger, hatte den Grafen von Reiſach als Generalgouverneur in die ſächſiſchen Herzogthümer, in die ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Beſitzungen geſandt, und ihm Müller zum Gehülfen beigeordnet. Der Graf von Reiſach war aus Baiern geflüchtet, hatte als Deutſchgeſinnter und als Feind des baieriſchen Miniſters Grafen von Montgelas bei Stein die wärmſte Aufnahme gefunden, und deſſen Gunſt und Vertrauen in höchſtem Grad erworben. Es war daher auch eine Gunſt für Müller, dieſem Manne zugeſellt zu ſein, und das ganze Benehmen deſſelben war ſo wacker, eifrig und geſchickt, daß Müller ſich ihm gern und herzlich anſchloß. Mit der bezweckten Sendung jedoch hatte es keinen guten Fortgang. Einige Streifſchaaren der Verbündeten waren wohl in die bezeichneten Länder vorgedrungen, wurden aber eben ſo ſchnell zurückgedrückt, denn ſchon zogen ſtarke franzöſiſche Truppenmaſſen heran, dem verbündeten Heere weiteres Vorrücken zu hemmen.

Als dieſem ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde nahe ſchien, wollte Müller nicht zurückbleiben, und nachdem er vorläufig als Hauptmann dem Generalſtabe der Legion, welche man in Sachſen errichten wollte, zugetheilt worden, ging er nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals von Blücher, wo er mit alten Freunden zuſammentraf, und ſeinem Auftrage gemäß für die deutſche Sache Freiwillige aufrief und den Landſturm einzurichten anfing.

Blücher brach am 1. Mai von Altenburg auf, dem ſchon wieder von Napoleon geführten franzöſiſchen Heere entgegen zu rücken, und ließ Müller'n mit dem Auftrage zurück, in Altenburg einige Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, was ihn verhindern mußte, die bevorſtehende Schlacht mitzumachen. Schmerzlich hiervon betroffen, klagte Müller ſein Mißgeſchick dem Prinzen Karl von Mecklenburg, der eben durch die Stadt kam, und ihn gütig anhörte, ihm darauf aus dem eigenen Gefolge einen Stellvertreter gab und hierdurch die Freiheit verſchaffte, dem Hauptquartier nachzueilen. Es war ſchon ſpät geworden, als er am 2. Mai nach Zeitz kam, wo die ruſſiſchen Truppen des Generals Miloradowitſch aufgeſtellt waren, während bei Groß-Görſchen der heftige Kampf in glühender Entſcheidung ſchwebte. Müller beſichtigte mit dem ruſſiſchen General von Korff, den er ſchon aus früherer Zeit kannte, die vorliegende Gegend, und da Miloradowitſch auf keine Weiſe ohne nähern Befehl in's Gefecht gehen wollte, ſo ließ er ihn durch Korff beſchwören, wenigſtens die Anhöhen von Mölſen zu beſetzen, als welche beim Gewinne wie beim Verluſte der Schlacht von äußerſter Wichtigkeit ſeien. Doch Miloradowitſch wollte davon nichts hören, und berief ſich auf ſeine empfangenen Befehle. Die Schlacht wurde verloren, und als die Verbündeten den Rückzug antraten, erhielt Miloradowitſch nun um 11 Uhr Abends den Befehl, ſich bei Mölſen aufzuſtellen; jetzt wünſchte er, der landeskundige Rathgeber möchte ihn begleiten, allein Müller lehnte dies mit den Worten ab, er würde den fremden Truppen zum Angriffe ſich gern geſellt haben, den Rückzug mitzumachen wolle er die aufſuchen, zu denen er gehöre. So ritt er in der Nacht über Altenburg zurück, und ſchloß ſich an Blücher's Truppen glücklich wieder an.

Stein ließ Müller'n nicht lange bei den Truppen, ſondern rief ihn wieder zu den Geſchäften ſeiner Verwaltung, die freilich auch kriegeriſcher Gehülfen und Leiſtungen bedurfte. Als nach der Schlacht von Bautzen die Verbündeten aus Sachſen zurückgingen, und bald darauf der Waffenſtillſtand erfolgte, hörte Stein's Verwaltung von ſelbſt auf, und Müller konnte ſich frei zu andrer Thätigkeit wenden, wie ſolche ſeinem Sinn und Eifer ſich darbot. Er ſammelte viele der bei Kitzen von den Franzoſen trotz des Waffenſtillſtandes überfallenen und verſprengten Lützower Reiter, und ſchaffte ſie auf weitem Umwege nach Mecklenburg, wohin die Lützower Hauptſchaar gezogen war. Sodann weilte er einige Zeit in Polen, um für die Lützower und andre Freiſchaaren zu werben, denen er auch wirklich viele wackre Leute, zum Theil aus rheinbündniſchen Gefangenen, gewann.

Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes wollte Müller ſich wieder den preußiſchen Truppen anſchließen, doch Stein nahm ihn auf's neue für die Verwaltung von Sachſen in Anſpruch, und als die Verbündeten wieder den größten Theil des Landes in Beſitz genommen hatten, wurde der Graf von Reiſach als Generalgouverneur der Ober- und Niederlauſitz, Müller aber für die Niederlauſitz insbeſondre als Gouvernements-Kommiſſair eingeſetzt. Dieſer nahm nun ſeinen Wohnſitz in Lübben, und führte ſein Amt während ſechs Monaten mit größter Redlichkeit, uneigennützig, partheilos, mild, nur da ſtreng und ſcharf, wo es die deutſche Sache galt, hart und verfolgend nur, wenn undeutſche Geſinnung oder gar verrätheriſche ſich zu zeigen wagte. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich aber keineswegs auf örtliche Verwaltung, ſondern griff mannigfach in die Kriegsbewegungen ein. So wurde er zum Beiſpiel am 5. September in Aufträgen Blücher's zu dem Nordheere geſandt, traf am 6. früh bei dem General Grafen von Tauentzien ein, und that bei demſelben während der Schlacht von Dennewitz Adjutantendienſte. Nach errungenem Siege ritt Müller auf dem Wahlplatze umher, und forſchte, ob er unter den verwundeten und gefangenen Sachſen alte Bekannte fände. Da traf ihn ein Streifſchuß aus nahem Gebüſch. Der Thäter wurde bald ergriffen, und Müller erkannte in ihm den Hauptmann Friedrich von Flemming, ſeinen ehemaligen Zögling, der das Gewehr eines gefallenen Soldaten aufgenommen und ohne ſein Ziel zu erkennen abgedrückt hatte. Als nach der Schlacht der Kronprinz von Schweden eintraf, richtete Müller ihm ſeinen Auftrag aus, und kam bald in ein großes Geſpräch mit ihm, wobei er die Errichtung einer ſächſiſchen Legion wieder zur Sprache brachte und bereitwilliges Gehör fand. Er ſchrieb an ſeine Landsleute dieſerhalb einen beredten Aufruf; allein die Sache kam nicht zu Stande, weil die Sachſen preußiſche Offiziere bekommen ſollten, und dieſer Beaufſichtigung widerſtrebten. — So bedeutend und ehrenvoll die Wirkſamkeit auch war, welche Müller in dieſer ereignißvollen Zeit ausübte, ſo konnte ſie doch weder ſeinem Kriegsmuthe noch ſeinen ſonſtigen Anſprüchen ganz genügen. Wir finden hierüber in einem ſeiner Briefe eine Herzensergießung, die uns ſeine Anſichten der perſönlichen und allgemeinen Dinge klar darlegt. Er ſchrieb aus Lübben am 27. September 1813 an ſeinen Bruder Auguſt Müller nach Berlin: „Ach mit welcher Wonne nahm ich das lang berechnete, lang erſehnte Schwert zur Hand, und welche Opfer habe ich gebracht, um es zu können und frei zu können! Aber es iſt nicht alles, wie es ſein ſollte und könnte. Der kommt nicht durch, den nicht Fortuna beſonders anlächelt. Der Krieg entwickelt die Kräfte des Menſchengeſchlechtes, aber den Einzelnen ſtellt Zufall und Glück auf ſeinen Platz. Mancher Name wird bereits rühmlich genannt; ich möchte ihn beneiden. Ich muß Gouvernements-Adjutant ſein, und man beneidet mich. Wie ſoll ich von der friedlichen Kriegsſtelle loskommen? Ich habe meine Dienſte angeboten vor Wittenberg, vor Dresden. Umſonſt, ich bekomme keine andre Ordre. Freilich, ich kenne jene Gegenden zu genau: und wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, ein paar tauſend Menſchen vielleicht weniger umkommen zu laſſen, ſo könnte ich dabei auch vielleicht dieſem oder jenem ein Lorbeerblättchen weggenommen haben. Siehſt Du, man kommt nicht durch; und alle Wünſche, Plane und Entwürfe, die über den zufälligen Standpunkt des Angebers hinausgehen, ſind ganz verloren, oder es führt ſie ein Anderer aus, der ſie kaum halb faßt. Tröſtet mich hier in meinem ruhigen Gouvernement irgend etwas, ſo iſt es die Möglichkeit, als Sachſe meinen Landsleuten vielleicht nützlich werden zu können."

Müller blieb in ſeiner zuletzt ganz ſelbſtſtändig gewordenen Amtsführung in der Niederlauſitz bis zum Januar 1814, und begab ſich dann nach Dresden, wo er in theils aufgetragenen, theils freien Arbeiten für die deutſche Sache thätig fortwirkte. Nach beendigtem Kriege nahm die Hauptverwaltung der eroberten Länder eine neue Geſtalt an, und das ganze Königreich Sachſen erhielt einen ruſſiſchen Generalgouverneur in dem Fürſten Repnin, der ebenfalls von Müller's Eifer und Kenntniſſen in beſondern Anläſſen manchen Nutzen zog.

Im Laufe der Waffenereigniſſe hatte Müller vielfach Aergerniß an den Kriegsberichten genommen, die ihre bezeichnendſten Ausdrücke vorzugsweiſe dem Franzöſiſchen abborgten, und durch ihr Kauderwelſch den Sinn wie das Ohr ſolcher Deutſchen verletzten, denen alle Ausländerei verhaßt und beſonders im Sprachgebiete längſt geächtet war. Die Bezeichnungen der Kriegsſachen in reinem Deutſch zu geben, gehörte gewiß zu den ſchwierigſten Aufgaben; der Vorrath alter Worte konnte für neueres Bedürfniß nicht ausreichen, es mußten gewaltſame Schöpfungen verſucht werden, denen ſchwerlich allgemeiner Beifall und noch weniger Eingang in den Gebrauch zu verſprechen war. Müller unternahm die Sache, und gab ſiebzehn Kriegsberichte des Kronprinzen von Schweden „in teutſchem Gewande". Das Büchlein wurde zu Ende Oktobers 1813 in Berlin gedruckt und zum Beſten der Lützow'ſchen Freiſchaar verkauft. Im folgenden Jahre widmete er demſelben Zwecke ein „Verteutſchungswörterbuch der Kriegsſprache", wo die Sache mehr im Ganzen überſchaubar wurde. Doch mußten dieſe Bemühungen, in welchen ſchon Campe, Wolke, und für die Kriegsſprache beſonders der General von Schlieffen ſich hervorgethan, größtentheils fruchtlos bleiben, ſo lange von Staatswegen die fremden und verdorbenen Bezeichnungen beibehalten blieben. Müller war übrigens in jener Zeit noch nicht mit den Tiefen vertraut, in welche die deutſche Sprachforſchung bereits gedrungen war, ohne noch die reichen Ergebniſſe zum Gemeingut verarbeitet zu haben. So war auch ſein Eigenſinn, „Teutſch“ zu ſchreiben anſtatt Deutſch, wenn auch gut vaterländiſch gemeint, nicht auf richtige Ableitung gegründet, und mußte daher ſpäterer Einſicht weichen.

Neben dieſen Aeußerlichkeiten der Kriegsſachen gab der Kern derſelben, die Leitung der Heerbewegungen, dem Geiſte Müller's unausgeſetzt Beſchäftigung. Sein prüfendes Urtheil folgte den Anordnungen und Ereigniſſen mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Die Kenntniß des Landes und Bodens kam ihm hiebei trefflich zu ſtatten. Seine Betrachtungsweiſe erlangte die größte Höhe und Beſtärkung durch die Schlacht von Leipzig, deren ſtrategiſchen Gehalt und Zuſammenhang er in einer kleinen Schrift darlegte, die unter dem Titel: „Auch eine Anſicht von der Völkerſchlacht bei Leipzig“ im November 1813 gedruckt erſchien. Sie machte durch die Eigenheit und Kraft der darin ausgeſprochenen Urtheile, durch die unzweifelhafte Fachkenntniß und die Schärfe des Ueberblicks ein allgemeines Aufſehn, und man ſuchte den Verfaſſer unter den höchſten und begabteſten Militairperſonen. Auf Müller verfiel man um ſo weniger, als auch ſeine Freunde, welche ſeine Einſichten kannten, ihm doch nicht die Gerechtigkeit zutrauten, welche dieſe Schrift in auffallender Weiſe dem Kaiſer Napoleon angedeihen ließ, deſſen Kriegs- und Schlachtführung hier vertheidigt wurde, entgegen dem gemeinen Geſchrei, das dem Beſiegten ſofort auch alle Tüchtigkeit abſprechen wollte. Nachdem der wirkliche Verfaſſer allmählig bekannt geworden, empfing er von allen Seiten die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche; die höchſten Generale und kenntnißreichſten Offiziere bezeigten ihm die ehrenvollſte Anerkennung, ja Gneiſenau that den Ausſpruch, Müller ſei zum Kriegsführer geboren. Angeſpornt durch dieſen Erfolg, und noch beſonders aufgefordert durch Stimmen aus dem großen Hauptquartier, zog Müller auch den weitern Kriegsgang in kritiſche Betrachtung, und während alles noch in Ungewißheit ſchwankte, ob der Krieg fortzuſetzen, wo und wie Frankreich anzugreifen ſei, zeigte er den Weg, auf dem die Verbündeten nach Paris vordringen müßten. Dies geſchah durch die kleine Schrift: „Ueber Dijon nach Paris“, welche im Januar 1814 zu Dresden erſchien, und, wenn auch nicht auf die Leitung des Feldzuges, der unter ganz andern Bedingniſſen als denen richtiger Strategie ſich durchquälen mußte, doch ſtark und heilſam auf die Geſinnung wirkte.

Im Sommer rief ein ſehr peinlicher Gegenſtand Müller's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf. Der Graf von Reiſach, früher von Stein höchlich gefördert und geehrt, war durch böſen Leumund, der ihm aus Baiern gefolgt, plötzlich in ſeines Gönners Ungnade gerathen, und dieſer, der ſeinen früheren Irrthum glaubte rächen zu müſſen, verfolgte jetzt den geweſenen Günſtling eben ſo leidenſchaftlich, als er ihn früher ausgezeichnet hatte Der Graf war ſeines Verwaltungsamtes ſchon enthoben, nun aber ſollte den bairiſchen Anforderungen auch ſeine Verhaftung zugeſtanden werden, und es hieß, ſeine Auslieferung nach Baiern ſei beſchloſſen. Müller konnte die früheren Verhältniſſe Reiſach's nicht beurtheilen; aber ſeit er ihn kannte, hatte er nur Gutes und Wackeres an ihm geſehen, war von ſeiner Redlichkeit im Amte, von ſeiner ehrenhaften und deutſchen Geſinnung überzeugt. Er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der mächtigen Feindſchaft, die er in der Heimath zurückgelaſſen, einer Macht, mit welcher freilich deren bisherige Gegner, denen der Flüchtige ſich in die Arme geworfen hatte, jetzt Frieden und Bündniß eingegangen waren! Müller wollte den Verfolgten, Mißkannten und Hartbedrohten nicht fallen laſſen, ſondern ihn gegen die Unbill, die ihm bloß als das Werk fremder Ränke galt, nach Kräften vertheidigen. Er that dies durch eine Flugſchrift, die unter dem Titel: „Graf Reiſach in Verhaft!“ im Juli zu Dresden gedruckt wurde. Sie gereicht dem Verfaſſer jedenfalls zur Ehre, um ſo mehr, als er wiſſen konnte, daß ihm Stein dieſes Auftreten übel anrechnen, und ihm davon auch an andern Orten mancher Nachtheil entſtehen würde. Sein edler Muth aber zeigte ſich noch beſonders darin, daß er dieſer Schrift ſeinen vollen Namen beiſetzte, den er in andern Erzeugniſſen, wo nur Lob und Ruhm zu erwarten ſtand, beſcheiden verſchwiegen hatte. — Reiſach wurde auf Hardenberg's Befehl zwar der Haft entlaſſen und gegen Auslieferung geſchützt, auch ſpäter bei dem weſtphäliſchen und rheiniſchen Archiv wieder angeſtellt; allein das Erlittene laſtete ſchwer und dauernd auf dem Gebeugten, der, auch gerechtfertigt, nie wieder ſich völlig aufrichtete. —

Als die Zeit der Eröffnung des Wiener Kongreſſes herannahte, wurde Müller von Dresden nach Berlin berufen, und von Hardenberg als einer derjenigen bezeichnet, die ihn nach Wien begleiten ſollten. Man erwartete damals mit Zuverſicht, daß Sachſen mit Preußen würde vereinigt werden, und Müller durfte dieſem Geſchicke ſeiner Heimath getroſt folgen, da ſeine Geſinnung auf dieſem Wege ſchon vorangegangen war. Seit ihrem Erwachen hatte die neue Deutſchheit immer entſchiedner preußiſche Richtung angenommen und durch die gemeinſamen Kriegsthaten ſich unwiderruflich in ihr befeſtigt. So war Müller längſt ein Preuße, und fühlte klar, daß er nichts andres ſein konnte und wollte; die Verſprechungen Hardenberg's, die Freundſchaft und das Vertrauen der angeſehenſten Männer, ſicherten ihm günſtige Aufnahme. Glänzende Anerbietungen, welche ihm von andern Seiten gemacht wurden, durch ruſſiſche Staatsmänner, durch öſterreichiſche Generale, hatte er unbedenklich abgelehnt, ohne nur erſt anzufragen oder viel davon zu reden.

In Wien wurde Müller mit wichtigen Arbeiten beauftragt, theils von Hardenberg ſelbſt, theils von deſſen Räthen Stägemann und Jordan. Für die Vereinigung Sachſens mit Preußen ſchrieb er einen bedeutenden Aufſatz, deſſen Handſchrift unglücklicherweiſe vor dem Druck verloren ging. Hardenberg und Wilhelm von Humboldt befragten ihn öfters über die ſächſiſche Sache, und gaben ſeinen Rathſchlägen mehrmals Folge. Er verfocht in Zeitſchriften und Tagesblättern überall mit Lebhaftigkeit die Sache Preußens, und führte ſeine Streiche beſonders gegen die Schreiber aus Baiern, die damals ſehr laut waren und ſich von dem Verdachte, noch gewiſſe ausländiſche Neigungen zu tragen, nicht ganz befreien konnten. Als die Theilung Sachſens durch den Kongreß beſtimmt wurde, welche Müller als ein großes, auch der ſächſiſchen Sache zugefügtes Unrecht tief beklagte, bekam er den Auftrag, den vorgeſchlagenen Lauf der Gränzen zu prüfen, und ihm wurde das Verdienſt anerkannt, darin ein paar wichtige Verbeſſerungen, ſowohl ſtrategiſche als finanzielle, angedeutet zu haben, die dann auch noch glücklich durchgeſetzt wurden. Gleicherweiſe lieferte er Arbeiten, welche für die Gränzbeſtimmung gegen Polen hin wichtige Angaben enthielten. Die Richtung und der Umfang ſeiner Kenntniſſe war einigen öſterreichiſchen Generalen ſchon bekannt, ſeine gründliche Beurtheilung der Kriegsereigniſſe des Jahres 1809 auf dem Marchfelde, in einer Denkſchrift niedergelegt, erregte die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs Karl, und das Verlangen, den Autor, der ihn keineswegs geſchont hatte, kennen zu lernen. Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war und neue Feldzüge und Kämpfe zu erwarten ſtanden, legte Müller ſeine ſtrategiſchen Anſichten in raſchen Entwürfen vor, die auch andern als preußiſchen Leſern mitgetheilt wurden. Der öſterreichiſche General Bianchi, beſtimmt, den Krieg in Italien gegen den König Murat zu führen, wollte den Verfaſſer ſeinem Generalſtabe zutheilen, und machte ihm die ehrenvollſten Anerbietungen, die er jedoch beſcheiden ablehnte.

Der Kongreß ging aus einander, die Heere ſtanden abermals im Felde, und Hardenberg mit ſeinem ganzen Gefolge eilte nach kurzem Aufenthalt in Berlin dem Kriegsſchauplatze zu, um in der Nähe der Ereigniſſe zu ſein. Die Schlacht von Belleallianee öffnete ſchnell den Weg nach Paris, und hier entwickelte ſich auf's neue die mehrnigfachſte politiſche Thätigkeit. Müller empfing wie bisher Aufträge von Hardenberg und Humboldt, dazu von Altenſtein und Gruner, und ärntete von allen Seiten Lob und Zufriedenheit. Sein Eifer bedurfte keines Sporns, er führte in ſeinen Geſchäftsarbeiten, welche hauptſächlich deutſchen Verhältniſſen und Anſprüchen gewidmet waren, gleichſam ſeine eigne Sache, das höchſte Anliegen ſeines Herzens. Elſaß und Lothringen für Deutſchland wieder zu gewinnen, die deutſchen Gränzen gegen Frankreich auf Thatſachen der Natur und Geſchichte zurückzuführen, das war der Gegenſtand, welchen unter Preußens Obhut die Deutſcheiferer heftig anſtrebten, und kaum dann aufgeben wollten, als Preußen, im Rathe der Verbündeten überſtimmt, nur mit Mühe einige Nebenvortheile noch zu retten ſuchte. Müller's Denkſchriften über dieſe Sachen wurden den bedeutendſten Staatsmännern vorgelegt, ja zur Kenntniß der verbündeten Herrſcher gebracht; allein die Kraft ihrer Beweisführung mußte an ſchon früher gefaßten Vorſätzen ſcheitern. Nicht weniger thätig war Müller im Gebiete der Oeffentlichkeit. Er ſchrieb Aufſätze für den Rheiniſchen Merkur, für den Deutſchen Beobachter in Hamburg, die Allgemeine Zeitung in Augsburg. Sein Franzoſenhaß, durch die Lauigkeit, die er überhand nehmen ſah, geſteigert, wurde zu wahrem Grimm. Er reizte laut zu dem Antrage, die franzöſiſchen Kunſtſammlungen ihrer Kriegsbeute zu entledigen, er wollte ſogar die Zerſtörung aller franzöſiſchen Siegesdenkmale. Und neben dieſen heftigen Abſichten und Reden war er mit den Einzelnen des verhaßten Volkes, die er zufällig kennen lernte, auf dem freundlichſten Fuß, erwarb die Zuneigung und den Dank der Leute, bei denen er wohnte, die ihn um Gefälligſeiten entſprechen! Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, und andre Deutſche, welche Paris und die Franzoſen ſchon länger kannten, waren überzeugt, Müller würde die Franzoſen, bei näherem Verkehr, ſeinen Napoleonshaß nicht lange mehr mittragen laſſen.

Gegen das Ende der Pariſer Verhandlungen mußte Müller in beſondern Aufträgen noch einige Reiſen machen, nach der Normandie und Bretagne, nach Lothringen und nach Landau. Als er von letzterm Orte nach Paris zurückkehrte, vernahm er unerwartet, daß in ſeinem Dienſtverhältniß ſeit langer Zeit, ohne daß er es gewußt, eine wichtige Veränderung vorgegangen war. Die Kriegsbehörde hatte nach dem erſten Pariſer Frieden, in Folge erhaltener Vorſchriften, die Lützower Freiſchaar aufgelöſt, aus dem Fußvolk das fünfundzwanzigſte Feldregiment gebildet, und Müller'n, den bisherigen Hauptmann, in dieſes als Lieutenant verſetzt. Das Regiment berief ihn durch ein nach Wien gerichtetes Schreiben ein; dieſes Schreiben aber war an Hardenberg gelangt, der, weil er Müller'n bei ſich behalten wollte, daſſelbe unbeantwortet bei Seite legte, ohne weiter von der Sache zu reden. Jetzt, nach ſo langer Zwiſchenzeit, empfing Müller eine zweite Mahnung, und hatte den Verdruß, nicht nur das nachtheiligſte Unrecht über ſich verhängt zu ſehen, ſondern auch vor einem Kriegsgerichte ſich wegen ſeines Ausbleibens rechtfertigen zu müſſen. Unter dieſen Umſtänden erbat er ſeinen Abſchied aus dem Kriegsdienſte, den er mit den ehrenvollſten Zeugniſſen erhielt. Hardenberg's Verſicherungen hatten ihm ohnehin ſchon andre Bahnen des Staatsdienſtes, die ſeinen ausgezeichneten Fähigkeiten im Frieden günſtiger entſprechen würden, angedeutet und verheißen.

Bevor noch die Pariſer Verhandlungen zum völligen Abſchluſſe gekommen waren, machte Müller eine Reiſe nach London, wo er von Deutſchen und Engländern wohl aufgenommen wurde, aber gleichwohl zu beklagen fand, auch hier die deutſchen Angelegenheiten vielfach mißkannt und durchaus vernachläſſigt zu ſehen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt kehrte er aus England über Holland nach Berlin zurück, wo inzwiſchen auch Hardenberg mit ſeinem ganzen Gefolge wieder eingetroffen war.

Seine wirkliche Anſtellung im Staatsdienſt erfolgte nicht ſogleich; mehrere Poſten, die ſeinen Fähigkeiten und Anſprüchen gemäß und ihm halb zugeſagt waren, fanden ſich durch Andre beſetzt. Hardenberg hatte die mißliche, für das Loos vieler Menſchen gefährliche Art, die indeß auch bei andern Männern vielfachen und weiten Wirkens nicht ſelten iſt, daß er alle Menſchen von Talent und Geiſt, die ſich ihm näherten, gern in ſeiner Umgebung behielt, überzeugt, ſie irgendwie gebrauchen und auch fördern zu können; denn wie er im Allgemeinen das größte Wohlwollen hegte, ſo gönnte er auch jedem perſönlich alles Gute. Seine Verſprechungen waren daher aufrichtig und glänzend, und mochten auch den Ungeduldigſten eine Weile hinhalten. Sollte doch endlich die Erfüllung folgen, ſo zeigte ſich dieſe durch außer Acht gelaſſene Schwierigkeiten, durch anderweitigen Einſpruch oder Mangel an offnen Stellen, gehemmt. War dann die Zeit der unmittelbaren Nutzbarkeit, der friſchen und wichtigen Leiſtungen vorüber, ſo ſanken Werth und Lohn derſelben leicht auf ein geringes Bruchtheil des hohen Betrages herab, zu welchem ſie früher angeſchlagen worden. Dies war auch der Fall Müller's. Hardenberg geſtand ihm ſeine Verlegenheit, eine ſelbſtſtändige, ſeinen Verdienſten und Fähigkeiten angemeſſene Stellung für ihn zu ermitteln, und beſtimmte ihn, unter Verſicherungen auf die Zukunft, einſtweilen in beſchränkteren Verhältniſſen ſich zu gedulden; er wurde den Räthen Stägemann und Rother als Hülfsarbeiter zugewieſen, und leitete unter des Erſteren Namen eine Zeitung die Herausgabe der neugegründeten Staatszeitung.

Müller verhehlte ſich nicht, daß mit dem Frieden ein großer Wechſel der Richtungen vorgegangen ſei, daß auch ihn perſönlich dieſer Wechſel ſehr betreffe. Doch ſah er ſo große allgemeine Hoffnungen erfüllt, daß er ſeine eigenen Verhältniſſe minder ſchwer nahm. Wenn ſein Stolz einen Augenblick zürnte, und er an die Schätzung der Menſchen und Dinge erinnerte, die auch vor kurzem gegolten hatte, ſo war ſeine Gutmüthigkeit durch ein freundliches Wort bald wieder beſchwichtigt, und ſein beſcheidner Sinn fand wohl gar, daß er noch ganz gut bedacht worden ſei. Er drängte ſich nicht auf, er ſchmeichelte nicht, er ſuchte keine Nebenwege und Ränke. Wenn er ſtets die wärmſte Verehrung für Hardenberg ausſprach, ſo war das der reine Ausdruck ſeiner Einſicht und ſeines Gefühles; auch wußte er, daß ihm der gute Wille des vielgeplagten Fürſten nicht fehle; den Frauen aber, welche dieſen guten Willen für ihn zur That machen konnten, gab er kein gutes Wort, ſondern kehrte ihnen wohl gar den Rücken zu.

Erſt im Jahre 1817 wurde ihm die feſte Anſtellung als Hofrath, ſpäter Geheimer Hofrath, im ſtatiſtiſchen Amt, wo ſeine Beſchäftigung von der Art war, daß ſie doch mit ſeinen Wünſchen und Neigungen einigermaßen überstellten. Sonst traf er es in Betreff des Vorstandes seiner Behörde nicht glücklich. Der Staatsrath Hoffmann, ein enger Kopf, und dabei eingebildet und hitzig, [illegible] [illegible] seiner ihm untergebenen Gehülfen, alles Verdienst und alle Ehre der geleisteten Arbeiten legte er nur sich selber bei. Am wenigsten war er Müller's geneigt, dessen deutscher Eifer ihm, dem frühern Napoleonsbewunderer und Franzosenfreund, [illegible] gewesen war; überdies hatte Müller auch in früherer Zeit eine Arbeit von Hoffmann über westliche Gränzlinien prüfen müssen, und bedeutende Mängel darin aufgezeigt, wobei sein Name dem Verfasser nicht verschwiegen geblieben war. Durch Müller's [illegible] Gradheit und Beharrlichkeit besserte sich das Verhältniß dennoch ein gutes Theil, aber an Weiterkommen war unter solchen Chefs nicht zu denken. Die [illegible] statistischer Berechnungen, die sich meist um einzelne Zahlen drehten, berührte ihn zwar wenig; er hatte die Bibliothek und die sämmtlichen öffentlichen Blätter in Aufsicht, seiner Theilnahme an gelehrten und politischen Dingen sehr erwünscht. Doch fand sich bisweilen Anlaß, auch aus dem statistischen Gebiete den höchsten Behörden solche Arbeiten zu liefern, welche diese mit Dank brauchten, wie zum Beispiel für die Gränzberichtigung mit Polen, für das [illegible] mit dem römischen Hofe, für die Rheinschifffahrt.

Müller war ein gewissenhafter Arbeiter, der sein Tagewerk mit unverbrüchlicher Genauigkeit vollbrachte, nach strengen Pflichtbegriffen, wie sie ihm von Jugend auf galten. Aber ihm blieben Mußestunden genug, die er nach Lust und Neigung ausfüllen konnte. Er hielt Vorlesungen an der Kriegsschule über Militair-Geonicht hatten, und aber durch Uebersetzungen sich einen [illegible].

Die Sache des Vaterlandes war jetzt so gestellt, daß sie auch außer seiner Kämpfe mehr bedurfte, und wenn ihre innere Einrichtung nur auf den bestehenden Staatsordnungen erwarten sollte, und sich gegen das [illegible] Ministerium nicht unmittelbar [illegible] [illegible] mehr [illegible]. Zwar [illegible] sich politische [illegible] dem Gang entgegen, und suchten durch die Presse, durch Verbindungen und [illegible] Mittel einen Einfluß zu bekommen und aufzunehmen, zu welchem die Kriegsjahre sie gewöhnt hatten, allein der Uebermuth der Jugend wußte kein Maß zu halten, und es erfolgten harte [illegible]. Müller's [illegible] Freunde waren in diese Sachen verflochten, er theilte im Allgemeinen die Gesinnung, mißbilligte aber die Handlungsweise. Er, der alle [illegible] Tagesgeschichte, vermied jetzt alles Geheime und hielt sich von [illegible] fern. Die [illegible] Maßregeln, welche bald über [illegible] Deutschland verhängt wurden, und [illegible] [illegible] Freiheit auch die schon gewährte wieder [illegible], trafen seine [illegible] tief [illegible], aber ihn persönlich berührten sie nicht. Unmuthig wandte sich nur ein Theil von den [illegible] Bestrebungen ab, der Blick gegen [illegible] sich [illegible], und [illegible] den [illegible] in [illegible], in [illegible] der Wissenschaft und Kunst.

Zunächst [illegible] trat durch [illegible] Müller als Erneuer der deutschen Sprachgesellschaft vor, die er in Berlin [illegible] [illegible] hatte, und [illegible] den mannigfachen Bestrebungen dieser Art in Deutschland einen [illegible] Zusammenhang zu geben. Seine eigenen Studien [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible] an keinen Orten [illegible] zu [illegible]." Worauf denn Goethe schließlich erwiderte: „Lassen Sie Friedemann, den Sie trefflich geschildert haben, [illegible] ich auch morgen zu [illegible]. Lassen Sie [illegible] in Weimar [illegible] solche [illegible] Erscheinungen, und ich mag [illegible], da sie doch so wenig Vergnügen haben, [illegible] gerne gönnen. [illegible] weil sie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt [illegible] müssen, wenn ihr Talent gelten soll." Wie den Frauen in Weimar, die doch so wenig Vergnügen haben, und denen daher eine solche [illegible] Erscheinung wie Friedemann gern gegönnt wird, [illegible] Tische [illegible], wo den Frauen [illegible] gelegentlich einen kleinen [illegible], der aber, nach [illegible] bleiben möchte. —

Nicht alle jedoch waren so nachsichtig wie Goethe. Friedemann [illegible] durch seine [illegible] Gebräuche, als besonders auch durch seine — übrigens ganz harmlose — [illegible] bei Frauen, [illegible] zu [illegible], doch zu Mißvergnügen und [illegible]. [illegible] Robert [illegible] unter den [illegible] von [illegible] Schriftsteller [illegible] seine [illegible] gegen [illegible] die [illegible] Zeitung, wo der Name [illegible] des [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die [illegible] in [illegible], und bei dem [illegible] des [illegible]
Daß ich [illegible] Jammers [illegible]?
[illegible]
Daß ich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Töchter Thalia's, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zur Erklärung fügen wir folgende Angaben bei. [illegible] von Berg, [illegible]; Henriette, [illegible]; Töchter Thalia's, [illegible]; Herz, [illegible]; [illegible], [illegible]; Lippe, Alexander Graf zur Lippe; Silfverhjelm, schwedischer Diplomat; Schack, der glänzende Rittmeister vom Regiment Gensdarmes; [illegible], Prinzen Heinrich's von Preuß. Edelmann von sehr einnehmendem Wesen; Humboldt, der ältere, Wilhelm; Himmel, damals berühmter Kapellmeister.

In Folge solcher widrigen Erfahrungen entwickelte sich auch eine Eigenschaft, die doch kaum eine solche zu nennen ist, da sie in ähnlichen Fällen sich öfters zu zeigen pflegt. Je weniger Brinckmann früher vorsichtig und verschwiegen war, je leichtsinniger seine Mittheilungen geschahen, sowohl des Geschriebenen als des Gesprochenen, um so heftiger drang er bei seinen Freunden auf Verschwiegenheit, um so stärker forderte er die [illegible] und mehrte er die Bedingungen des Schweigens, wo er etwas von dem Seinen zu vertrauen meinte, und über eine von ihm bekannt gewordene Briefstelle, oder einen Vers, der zu leicht verbreitet wurde, konnte er den größten Lärm und die bitterste Wehklage erheben. Dann fiel ihm ein, daß er ein Diplomat sei, daß er außer dem eigenen Namen einen höheren zu vertreten habe. Daher auch seine gesammelten Gedichte anfangs nur unter dem Namen Selmar und spät erst in sorgfältiger Auswahl unter seinem Namen erscheinen durften, den darauf auch ein Buch philosophischer Ansichten auf dem Titel führte. Den eigentlichen Geschäften und politischen Beziehungen kam auch jene ängstliche Vorsicht lange zu Statten, doch leider nicht immer.

Von seiner Flüchtigkeit und harmlosen Selbstbeschäftigung [illegible] ein artiges Beispiel erzählen. Brinckmann sprang einst zu Rahel in die Dachstube, welche sie ſich zurückgezogen hatte, weil ſie wegen unleidlicher Zahnſchmerzen niemand ſehen wollte. Mit verbundenem Kopf lag ſie in einer Ecke des Sopha's, und mochte und konnte nicht ſprechen. Brinckmann aber ſetzt ſich vor ſie hin, erzählt, erörtert, ſpricht ſich in's Feuer, iſt übergeiſtreich, kramt alle ſeine Reden aus, Rahel antwortet gar nicht, hört kaum zu, und nachdem das wohl eine Stunde gedauert, fühlt ſich Brinckmann ſo wonnig, daß er mit Entzücken Rahel's Hand faßt und ausruft: „Sie ſind göttlich heute!“ Das war für Rahel zu ſtark, ſie mußte troß der Schmerzen laut lachen, und Brinckmann wurde nun erſt irre, und geſtand es beſchämt, daß ſie in der That bis dahin kein Wort geſprochen hatte!

Ueber ſolche Schwächen ſah gern hinweg wer ihn genauer kennen gelernt. Sein Geiſt erſtrebte das Höchſte, ſein vielſeitiger Sinn war dem Edelſten zugewandt, ein aufrichtiger Bekenner der Wahrheit verläugnete er dieſe auch im Scherz nicht, ſein Gemüth empfand und gewährte die treuſte Freundſchaft. Rahel, die ihn früh erkannte, und wie ſeine Mängel auch ſeinen innern Werth einſah, hielt lebenslang an dieſem feſt, ebenſo Schleiermacher, der ihm die zweite Auflage der Reden über die Religion zueignete, aber freilich gar oft ſeinen Freund, wenn derſelbe von Andern ſcharf angeſchuldigt wurde, nur mit Lächeln oder Achſelzucken vertheidigen konnte. Klopſtock, Jacobi, Graf Chriſtian Bernſtorff und viele andre ausgezeichnete Perſonen, beſonders aber edle und liebenswürdige Frauen, Frau von Berg, Madame Sieveking, Frau von Staël, Frau von Woltmann, Frau von Stägemann, blieben ihm vertraut und gewogen, und ſelbſt im Alter noch hatte er das Glück, neue Verbindungen dieſer Art zu knüpfen und dauernd zu erhalten.

Seinen Schriften muß man das Verdienſt einer maßvollen, klaren, durchaus korrekten Darſtellung zugeſtehen; die philoſophiſchen Aufſätze, Jacobi'n zugeeignet, geben einen edlen Geiſt zu erkennen und enthalten viel Feines und Treffendes, das aber wenig akzentuirt iſt, und daher nicht immer ſogleich auffällt; dieſelbe Bemerkung gilt von ſeinen Gedichten, die er durch ſchöne Stanzen Goethe'n zugeeignet hat, die Reinheit und der Wohlklang des Verſes in den antikgemeſſenen Elegieen und Epigrammen ſo wie die Behandlung der Sprache ſind noch heute als muſterhaft zu preiſen.

Wir können hier den äußern Wechſel ſeines Lebens nur flüchtig berühren. Nachdem er in Berlin eine Zeit lang Geſchäftsträger geweſen, wurde er nach Paris verſetzt, von wo er über Hamburg nach Schweden zurückkehrte, wieder nach Berlin kam, und endlich als Geſandter dem preußiſchen Hofe nach Königsberg und Memel folgte. Später war er Geſandter in London, von wo er für immer nach Stockholm zurückkehrte.

Brinckmann war bisher unter ſchwierigen Umſtänden in ſeiner Laufbahn günſtig genug vorgeſchritten, ſeine Brauchbarkeit war anerkannt, ſeine perſönliche Mäßigung, ſein rüſtiger Dienſteifer, gereichten ihm zur Empfehlung. Er hatte ſich der neuen Ordnung der Dinge in Schweden gefügt, und durfte hoffen, von dem Kronprinzen in bedeutende Wirkſamkeit geſetzt zu werden. Allein wie ſehr die Eigenſchaften des Menſchen ſein Schickſal ſind, ſollte Brinckmann, wie bisher im Guten, nun auch im

Schlimmen erfahren. Der Kronprinz hatte ihm Einiges von den Abſichten und Maßregeln anvertraut, durch die er in der Meinung der Schweden ſich recht befeſtigen wollte; darunter war auch eine ſehr weislich vorbereitete Anordnung in Betreff des Handels, die auf die Kaufleute ſehr vortheilhaft wirken ſollte, aber bis zum beſtimmten Tage das ſtrengſte Geheimniß bleiben mußte. Brinckmann verhieß die größte Verſchwiegenheit. In ſeiner Freude aber konnt' er ſich nicht enthalten, das Geheimniß in einer kleinen vertrauten Geſellſchaft mitzutheilen. Fräulein von C. war zugegen, die Tochter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, mit Brinckmann altbekannt, aber nicht immer befreundet, er pflegte ſie grauſam zu necken, zu peinigen, aufzureizen, und über ihren Zorn und Unwillen dann zu ſcherzen. So machte er es auch jenen Abend, und ſo ſcharf und maßlos verfuhr er in ſeinem Uebermuthe, daß das Fräulein vor Unwillen außer ſich nun auch alles Maß wegwarf, und dem ungeſchickten Peiniger rund heraus erklärte, ſie würde ſich rächen, und da er keine Schonung übe, verdiene er auch keine; — damit er aber ſehe, daß man ihm auch etwas thun könne, ſo ſolle er nur wiſſen, ſie würde ſeine frühere Ausplauderei weitererzählen. Brinckmann wurde plötzlich ernſt, und meinte, ſo etwas würde ſie doch nicht thun, er würde ja für immer dadurch verloren ſein. „Ganz gewiß, verſetzte ſie, würde ſie das thun, und gerade um dieſes Erfolgs willen." In ſolcher Geſinnung verließ ſie die Geſellſchaft. Brinckmann ſah die Gefahr mit Entſetzen, man rieth ihm, alles zu verſuchen um das Fräulein zu verſöhnen, er hoffte es. Allein das Fräulein war eilig und unerbittlich, ſie ſagte was ſie erfahren hatte, und als man nach der Quelle fragte, nannte ſie Brinckmann, der es vom Kronprinzen ſelbſt habe. Dieſer letztere erfuhr es ohne Verzug, die Sache war nun vereitelt, die beabſichtigte Wirkung unmöglich. Von der Zeit war alle Gunſt und Hoffnung Brinckmann's erloſchen, der Kronprinz hielt ihn für einen unbrauchbaren Plauderer, grollte ihm, und ſtellte ihn niemals an.

In ſeiner unfreiwilligen Muße nahm Brinckmann mehr als je ſeine Zuflucht zu litterariſcher Beſchäftigung und zum Briefwechſel. In letzterem leiſtete er Unglaubliches, doch widmete er denſelben weniger ſeinen alten Verbindungen, obgleich er ſeinen langen wiederholten Aufenthalt in Berlin und die dort gewonnenen Verhältniſſe als die Höhe ſeines Lebens anſah, ſondern mehr neuen Anknüpfungen, die ſeinem beweglichen Eifer nicht fehlen konnten. Die deutſche Litteratur hatte eine Wendung genommen, der er ſich fremd fühlte und nicht folgen konnte, die Fortſetzung ſeiner Schriften wurde nicht begehrt, und er wagte kaum ſie anzubieten; mißvergnügt gab er dieſen Boden auf, richtete aber nun um ſo ſtärker ſeinen Eifer auf die ſchwediſche Litteratur und Sprache, wo ſeine Arbeiten nicht ohne Erfolg blieben. Er wurde Mitglied der ſchwediſchen Akademie, und gewann Preiſe der Dichtkunſt und Beredſamkeit. Auch gab er nun zwei Bändchen ſeiner ſchwediſchen Gedichte heraus, nebſt einem Anhange lateiniſcher. Im Alter noch ſtets lebhaften Geiſtes und Eifers wie in der Jugend, doch kränklich und durch Kränklichkeit reizbar, zog er ſich aus der Geſelligkeit ſehr zurück, und lebte daheim behaglich unter Büchern und Gegenſtänden der Erinnerung, die er reich um ſich verſammelt hatte. Im Jahre 1833 hatte er die

Freunde, Schleiermacher zum Beſuch in Stockholm zu ſehen, der ſeinerſeits nicht wenig über den muntern, ja faſt noch leichtfertigen Greis verwundert war, den, wie vor vierzig Jahren, jede hübſche Frau noch in raſchere Bewegung ſetzte. Wie friſch ſein Geiſt und wie warm ſein Herz ſich erhalten hatten, zeigt ſich am ſchönſten in dem Denkmale, worin er nach dem Ableben Rahel's, dieſer von ihm treu verehrten und ſtets mit höchſtem Lobpreis anerkannten Freundin, ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt niederlegte.

Er lebte noch viele Jahre in wechſelnden Geſundheitsumſtänden, beſchränkte ſich immer mehr auf die behagliche und äſthetiſche Häuslichkeit, die er ſich geſchaffen hatte, und dachte — zu ſpät — an die Abfaſſung von Denkſchriften ſeines Lebens. Die neueſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur, beſonders alles was auf Goethe Bezug hatte, ließ er ſich regelmäßig aus Deutſchland zuſenden. Auch erfreuten ihn von daher fortwährend Beſuche und ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeiten. Dem Tode ſah er getroſt entgegen, nicht nur mit Muth, ſondern auch mit Scherz, er meinte zum Sterben habe er noch lange Zeit, er ſehe noch gar kein Ziel ab, ja vielleicht werde er gar nicht ſterben, wenigſtens ſolle kein Freund es glauben daß er geſtorben, bis er ſelbſt es ſchriftlich gemeldet habe.

Allmählich aber nahm ſeine Schwäche zu, ſein Lebensfeuer ab. Er hörte aus der Nähe und Ferne nur immer neue Todesnachrichten, die Genoſſen ſeiner früheren Zeit waren alle dahin, er ſchien nun auch endlich lebensmüde zu werden, und ſehnte ſich nach Ruhe. Sanft entſchlief er am 25. Dezember 1847 zu

Stockholm im vierundachtzigſten Lebensjahre. Sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, theuer bleiben. Er hatte ein edles Herz, einen regen aufſtrebenden Geiſt, die treuſte Geſinnung; ſeine Schwächen ſelbſt waren liebenswürdig.

Ludwig Tieck.

Der am 28. April 1853 zu Berlin erfolgte Tod des beinahe achtzigjährigen Dichters Ludwig Tieck iſt ein Ereigniß, an dem alle gebildeten Kreiſe dieſer Stadt ſich lebhaft betheiligen. Er war ſchon viele Jahre krank, die letzten anderthalb Jahre bettlägerig, und bei hellem Geiſt und friſchem Sinn doch keiner Anſtrengung mehr fähig, ſo daß litterariſch nichts mehr von ihm zu erwarten ſtand, allein er war doch da, man ſah ſeine edlen, auch im Alter noch ſchönen Züge, man hörte ſein ſinniges Geſpräch, die reichen Erinnerungen ſeines treuen Gedächtniſſes! Seinen Freunden und Bekannten iſt durch ſeinen Tod ein Gegenſtand der belohnendſten Theilnahme, der vielſeitigſten Anregung geraubt. Kurz vorher, ehe die Verſchlimmerung ſeiner Krankheit eintrat, vor wenigen Wochen, ſprach er noch zu Beſuchenden, die an ſeinem Bette ſaßen, ausführlich und mit Sachkenntniß und Scharfſinn über die in England von Collier aufgefundenen bisher unbekannten Shakſpeare'ſchen Lesarten. Vier Bände ſeines Briefwechſels hatte er ſeit Jahren zur Herausgabe vorbereitet, er wünſchte ſehr, dieſe noch ſelbſt zu bewerkſtelligen, allein er vermißte ſchmerzlich die ſonſt in ſolchen Fällen ihm hülfreiche Hand ſeines Freundes Eduard von Bülow, und glaubte daher das Vorhaben nicht mehr ausführen zu können. Seine Memoiren zu ſchreiben, wozu der König ihn aufgefordert und ihm deßhalb eigends einen Schreiber zum Diktiren gehalten hatte, würde er ſelbſt bei beſſerer Geſundheit ſich ſchwerlich entſchloſſen haben. Sein Leben, wiewohl er nie ein öffentliches Amt bekleidet — wenn man nicht ſein Theaterwirken ſo nennen will — noch ſonſt eine andre als litterariſche Thätigkeit ausgeübt hat, war ein ſehr bewegtes, reich an Verhältniſſen und Schickungen, die zum Behuf der Darſtellung nochmals im Gemüthe durchzuleben ihm nicht zugemuthet werden konnte. Der wahre Gehalt ſeines Lebens ſind ſeine Dichtungen; in dieſe höhere Sphäre verklärte ſich die bisweilen trübe Wirklichkeit. Den Verfaſſer der Genoveva, des Prinzen Zerbino, des Kaiſers Oktavianus — dies ſind die Kern- und Glanzwerke ſeiner Dichterkraft — lernt man aus dieſen hinreichend und am beſten kennen.

Tieck war ein geborner Berliner; ſein Vater, ein ehrlicher Seilermeiſter, hatte einen Laden in der Roßſtraße, wo die gleichfalls dichteriſch begabte Tochter Sophie, nachher Gattin des Profeſſors Bernhardi und darauf eines Herrn von Knorring, das Verkaufsgeſchäft beſorgte. Der Bruder ſtudirte, erſt auf dem Friedrichswerderſchen Gymnaſium, dann in Halle, Göttingen und Erlangen doch ohne ein beſtimmtes Fach zu wählen. Der jüngere Bruder Friedrich wurde Bildhauer. Des Dichters Fruchtbarkeit war anfangs ſehr groß, und ſeine Schriften gewährten ihm reichlich die Mittel ſeines Lebensunterhaltes.

Dabei hatte er angeſehene Jugendfreunde, wie Wackenroder und Wilhelm von Burgsdorf. Durch die Bekanntſchaft mit den Brüdern Schlegel und Friedrich von Hardenberg nahm ſeine Poeſie einen höheren Schwung, und er wurde mit ihnen Stifter der ſogenannten romantiſchen Schule, die mit ſchweren Kämpfen unter Verachtung und Hohn, ſich zur glänzenden Herrſchaft in faſt ganz Europa emporarbeitete, und deren Erlöſchen er allein von den Stiftern noch erlebte! Später ging Tieck nach Italien. Daß er in Rom katholiſch geworden ſei, iſt vielfach behauptet worden, doch ſeine letzten Schriften wie ſeine mündlichen Aeußerungen und ſeine Lebensweiſe begründen die Annahme, daß er den proteſtantiſchen Glauben nicht verlaſſen habe, oder doch bald zu ihm zurückgekehrt ſei. Sein vieljähriger Aufenthalt in Dresden, wo die Meiſterſchaft ſeines Vorleſens ihn zu einem der erſten Mittelpunkte der Geſellſchaft machte, ſeine nachherige Berufung nach Berlin und ſein Wirken daſelbſt ſind allgemein bekannt und vielfältig beſprochen worden. Er bezog durch die Gnade des Königs ein Jahrgeld von viertauſend Thalern. Ludwig der Vierzehnte ernannte, nachdem er den Marſchall Turenne verloren, an deſſen Statt acht Marſchälle, die man la monnaie de Turenne nannte; ſo könnten jetzt, als die kleine Münze Tieck's, acht gute Dichter mit ſchönen und noch immer anſehnlichen Gnadenſolden bedacht werden! —

In ſeiner Jugend war Tieck ein glühender Anhänger der franzöſiſchen Freiheit, worüber merkwürdige Briefzeugniſſe noch vorhanden ſind; ſpäter hegte er bittern Haß gegen die Unterdrückungsherrſchaft Napoleons, und dehnte dieſen Haß auf alles Franzöſiſche aus. Dem

Altdeutſchen mit Liebe zugewendet, blieb er doch ſtets ein Mann ſeines Zeitalters, und ſprach in kirchlichen wie politiſchen Dingen ſtets einen löblichen, oft ſehr kräftigen Freiſinn aus, dem die Hofluft nichts anhaben konnte. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 waren dem alten, kranken Manne zu ſtark, ſie erſchreckten ihn mit Beſorgniſſen, die für ihn zugleich perſönliche waren; die Wendung, welche ſie im Herbſte deſſelben Jahres nahmen, war ihm daher willkommen; aber die weitere Entwicklung dieſer Wendung erſchreckte ihn ebenfalls, und er verdammte auch jetzt wieder, was ihm alles Maß zu überſchreiten ſchien. Als Dichter war er überhaupt der eigentlichen Politik fremd. — Wir wünſchen, daß eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften dieſe auf's neue in die Leſewelt bringen möge. Seine von Rudolf Köpke mit Sorgſamkeit und Liebe reich und anmuthig verfaßte Biographie darf uns als ſein ſchönſtes litterariſches Denkmal gelten, neben dem auch einſt ein marmornes ohne Zweifel würdig ſich erheben wird.

Goethe beim tollen Hagen.

Goethe hat uns in ſeinen Tag- und Jahresheften eine höchſt anmuthige Schilderung des Beſuches gegeben, den er in Begleitung Friedrich Auguſt Wolf's und Henke's im Sommer 1805 dem Herrn von Hagen auf deſſen Gute Nienburg abgeſtattet hat. Dieſer letztere, welcher bei nicht geringer Weltbildung durch abſonderliche Sinnesart und Handlungsweiſe, durch ungewöhnliche Derbheit und unſaubere Natürlichkeit in der ganzen Umgegend ſich den Beinamen des „tollen" erworben hatte, iſt von Goethe hinreichend als ſolcher bezeichnet, jedoch mit derjenigen Mäßigung, welche der eigne Sinn ihm hiebei gebot; er begnügte ſich, die wunderlichen Launen, deren Ungebühr und Zuchtloſigkeit, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, in's Unglaubliche ging, und deren vollen Ausdruck unſere Schriftſprache zu verweigern pflegt, in bloßen Umriſſen anzudeuten, ohne die Sache ſelbſt rohſtofflich vorzutragen. Dieſe Mäßigung hat aber vielleicht auch die andere Seite des Mannes, ſeine Geiſtesbildung und redliche Gemüthsart, nicht ganz in das hellſte Licht geſtellt, ſondern uns zwiſchen zweien widerſtreitenden

Aeußerſten nur in ſchicklichem Helldunkel durchgeführt. Nachdem jedoch, neben Goethe's beſcheidenen Angaben, auch in den unverhüllteſten jene tolle Richtung im Uebermaß bekannt geworden, erſcheint es billig, auch die guten Eigenſchaften, ſo vortheilhaft als ſie es vertragen, hervortreten zu laſſen, und ſo das einſeitige Bild zu ergänzen. Die Auffaſſung Goethe's wird damit nicht angetaſtet, ſondern eher beſtätigt; ſie bleibt als ein richtiger Mittelweg in ihrer Geltung.

Wir finden dieſe günſtige Schilderung des Herrn von Hagen in der ſehr ſchätzbaren und leſenswerthen Autobiographie des Predigers Waitz, die ſchon im Jahr 1841 zu Halberſtadt im Druck erſchienen, aber nur wenig bekannt geworden iſt. Der Verfaſſer ſchreibt, was wir freilich nicht dürfen unbeachtet laſſen, als dankbarer Freund und Genoſſe des Hauſes, der perſönlich von der ſonſt herrſchenden Unart des Hausherrn — was dieſem in dem gegebenen Falle wieder ſehr zum Lobe gereicht — nicht zu leiden gehabt hat; in allem was er ſagt, iſt er gewiß vollkommen wahrheitsgetreu, und ſeine Angaben wären ganz geeignet, jenem den erworbenen Beinamen faſt wieder abzuſtreifen, ließen ſie nicht da, wo ſie verſchweigen, den Raum zu beliebiger Ausfüllung frei, und wir wiſſen ſchon, was hineinzulegen iſt!

Waitz beginnt ſeine Schilderung wie folgt: „Herr von Hagen hatte mich nicht bloß des Unterrichts wegen angezogen, ſondern er wollte mir wohl, wollte mir bei meiner kärglichen Einnahme aufhelfen, und mit mir in einen litterariſchen und Geiſtesverkehr treten. In ihm war eine Lebendigkeit und ein bisweilen ungezügelter Humor, wornach er ſich dann im Auffallenden gefiel, aber auch überaus viel Geiſt und Witz, der aus ihm Schlag auf Schlag hervorbrach, ein Geiſtesphänomen, welches durch nichts zurückgehalten, ſich ſelber treu hervortrat, wie ein Gewitter in Blitz und Wetterleuchten, Hagel und Donner, aber auch in allen ſchönen ſegensreichen Erſcheinungen, ein durch und durch excentriſcher Geiſt. Früher, beſonders als Officier, hatte ihn ſein Temperament und ſein muthwilliger Humor zu den tollſten Streichen fortgeriſſen. Dieſe Periode aber war vorüber, als ich zu ihm kam. Durch den Ernſt der Jahre beruhigt und abgeklärt, war er jetzt einer der treueſten Staatsdiener, voll des begeiſtertſten Patriotismus, gleich geachtet von den vorgeſetzten Behörden und von ſeinen Untergebenen, ein würdiger Gatte und Vater, ein ſehr redlicher Freund, und ein Wohlthäter vieler Nothleidenden und Hülfloſen. Nur ſelten kehrte, worüber er nachher meiſt verdrießlich war, ein Anfall ſeiner Ueberlebendigkeit zurück. Er gehörte einmal zu den Geiſtern, welche ſich nicht, wie die Planeten des Sonnenſyſtems, auf ſchon bekannten Bahnen bewegen, ſondern ſich wie die Kometen über alle Bahnen hinausdrängen. Wäre ſeine Ausbildung harmoniſch geweſen, ſo hätte er Großes leiſten können. Schon ſein Antlitz und ſein Blick kündigten faſt ein Uebermaß von Geiſt an. Seine Bildung war urſprünglich — wie die faſt aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrichs des Zweiten — eine franzöſiſche geweſen. Nicht bloß ſprach er die franzöſiſche Sprache mit größter Fertigkeit und mit beſtem Accent, ſondern er las auch fort und fort die klaſſiſchen Schriftſteller, und ließ ſich nicht leicht eine Erſcheinung in der neueren franzöſiſchen Litteratur entgehen. Dabei war er jedoch keineswegs in der deutſchen Litteratur, oder gar in der deutſchen Sprache völlig Idiot: denn er wußte ſich ſehr treffend, ja ſogar oft mit bewundernswerther Beredſamkeit in ihr auszudrücken. Es fehlte ihm nur das Techniſche und Harmoniſche der Ausbildung. Er intereſſirte ſich um ſo lebhafter für jede ausgezeichnete litterariſche Leiſtung, für jede Geiſtesbildung. Er war mit ausgezeichneten Männern in Verkehr getreten; er hatte ſie geſucht, und ſie hatten ſich von ihm angezogen gefühlt. Um jene Zeit verkehrte er mit Henke und Häberlin in Helmſtedt, mit der Familie Maaß, mit dem Superintendenten W., mit dem Poſtdirector H., einem vielſeitig gebildeten und kenntnißreichen Mann, und manchen Andern aus der Umgegend, und es iſt intereſſant zu bemerken, daß in Gegenwart ſolcher Männer ſein Benehmen ſtets umſichtig und gemeſſen erſchien. Mir aber ward ſein Umgang überaus wichtig, theils weil er gute Bücher hatte, welche er mir gern lieh, theils weil ich in dem lebendigen Verkehre mit ihm mich immer geweckt fühlte, und theils weil ſich meinem Blicke in ſeinem Hauſe, welches mit ſehr angeſehenen und vornehmen Familien verwandt und befreundet war, die höhere Sphäre der Geſellſchaft und des Lebens aufſchloß. — Auch ſelbſt meine Stellung zu der Hausfrau, welche mir bis an's Ende die freundlichſte Theilnahme widmete, konnte nicht unwichtig für mich ſein. Sie war eine Frau von wahrer Bildung, vollkommen des ſchriftlichen Ausdruckes mächtig, ſtill und ſanft, fromm, wohlthätig und aufopfernd, ſtets ihren Stand behauptend, ſtets in ruhiger Heiterkeit ſich Andern darſtellend, und jedes Schickſal mit chriſtlicher Faſſung ertragend, ſtreng gegen ſich ſelbſt, und milde gegen die Schwächen Anderer."

Nach Erwähnung einiger ſeine Amtsverhältniſſe betreffenden Angelegenheiten, fährt der Verfaſſer alſo fort: „Grade um dieſe Zeit kam in das Haus ein Beſuch, welcher mein höchſtes Intereſſe rege machen mußte; es war eine Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf ſich zu ziehen. Henke, Goethe und Wolf hatten ſich vereinigt, um dem Herrn von Hagen einen Beſuch zu machen. Ich hatte grade Ernteferien, und blieb in dieſer Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen fortzuſetzen. Wie erſtaunte ich, als mir beim Kaffee geſagt wurde, wen ich heute ſehen werde! Goethe's Geſtalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchſtädt geſehen hatte, ſchwebte mir noch als eine überaus ſtattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm geleſen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die ſein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideales eines Kunſtwerkes, welches ſeine Iphigenia in der Mutterſprache mit helleniſcher Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen genußreichen Ergehens in der Welt ſeines Wilhelm Meiſter's, und der kräftigen, biedern, altdeutſchen Natur, welche in ſeinem Götz, als Repräſentanten ſeiner Zeit, zu mir geſprochen hatte. Inſonderheit aber gedachte ich der durchſichtigen, dem Gegenſtande ſtets entſprechenden Proſa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einem kryſtallhellen ruhigen See hervorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Goethe Geiſt und Körper, geſellſchaftliche Darſtellung und Kunſtleiſtung, Perſon und Leben ſtehe. Dies alles ſchwebte mir vor, als ich ſeines Anblickes harrte.“

„Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hagen den Dreien entgegen, und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen Ihr Größten bei einem der Größten Eurer Verehrer!“ Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe ſchien anfangs etwas zurückhaltend und gemeſſen; aber er thaute immer mehr auf, als er ſah, welchen regen Geiſt und weich redliches Gemüth er hier vor ſich hatte. Er wurde auf eine Art geſprächig, wie ich es noch von keinem gehört; ſo inhaltsreich, und doch ſo einfach, und ſo darſtellend war ſeine Mittheilung. Er ſprach unter andern über Gebirgsſchönheiten und Ausſichten, und was ſie bedingt; über Farben, Licht und Schatten, und über Landſchaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erſt zu verſichern, daß Alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirth dazwiſchen ſchleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen, was ihm gewiß nicht oft vorgekommen ſein mag. Der Hausherr wagte ſogar mit Goethe zu disputiren, indem letzterer der Behauptung widerſprach: daß eine Perſon, welche die Erfüllung des kategoriſchen Imperativs in ſich darſtelle, zugleich als ſittlich vollendeter Charakter der höchſte Gegenſtand ſchöner Darſtellung ſei, weil die wahre Größe ſtets eine ſittliche ſein müſſe. Und wie klar und geiſtreich widerlegte Goethe dieſe Behauptung! Auch auf objektive und ſubjektive Darſtellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe, ſowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der beſten Zeit, die objektive Darſtellung vorgeherrſcht, weil die Objektivität zur Subjektivität, nicht das

Individuums bloß, ſondern der Nation geworden iſt, als die Nation dieſe Richtung verloren, iſt immer mehr das Individuell-Subjektive hervorgetreten, und dadurch die volksthümlich-klaſſiſche Darſtellung verloren gegangen. Goethe ſagte mehr zu mir, als zu den Andern: »Was würden die Herren wohl von einer ſolchen ſubjektiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit,
Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit,
in den Perſonen in der Gottheit, jeder für ſich beilegen, und die theologia eine wiſſenſchaftliche gelehrte Kenntniß benennt, mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und Spiritus Sancti als ein dieſen beizumeſſendes gelehrtes Wiſſen von ſich ſelbſt und von einander bezeichnen?« — In Beziehung auf poetiſche Behandlung philoſophiſch-religiöſer Gegenſtände, welche Goethe einen widerſtrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte, und an welchem er Wohllaut und Muſik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich ſchönes Gedicht, welches er einſt von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewunderungswerthem Wohlklange und richtiger Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo »der alte Herr« noch gefehlt hatte. Herr von Hagen ſagte: »Die Urania gefällt mir nicht; als Philoſophen ſtört mich die Poeſie, und bei der Poeſie ſperrt ſich der Stoff, der ſich mir immer in philoſophiſcher Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zuſammen; es iſt mir dabei ſo, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Marmorſtatuen) ein Kleid von Drap'or anziehen.« Goethe gab dieſem Einfalle ſeinen Beifall.“

„Am Abende, als die Geſellſchaft ſich in Gruppen verweilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe. Da erzählte er mir, daß ſein Sohn vor kurzem von Herder konfirmirt und vorher unterrichtet ſei. »Ich habe bei dieſer Gelegenheit«, ſagte er, »ſelbſt zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes im Menſchen, im Zwieſpalte und in Miſchung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menſchen Freiheit und Gottähnlichkeit als Beſtimmung und ſeine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlöſung und Heiligung hergeleitet, und dieſe als in Jeſu erſchienen, nachgewieſen. Was mir dabei ſehr gefiel, war, daß alles dem Konfirmanden ſo hingehalten und überall ſo klar vorgeſtellt wurde, daß er immer ſelbſt das Rechte erkennen, und bei ſich feſtſtellen konnte. Es war eine Vollſtändigkeit, welche keinem Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall ſtand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finſterniß angehören wollte?« — Dieſes letzten Ausdrucks, von dem ich vermuthe, daß ihn Goethe von Herder herübergenommen, weil ich von ihm keinen dieſer Bibelausdruck erwartete, und dieſer ganzen Mittheilung, habe ich mich oft ſpäter erinnert, wenn ich las oder hörte, Goethe habe alle religiöſen Ideen zurückgewieſen. Nun darf man zwar nicht vergeſſen, daß er hier darſtellte, wobei es auf den Stoff nicht ſo ſehr ankommt; aber ich bin der Meinung, ohne allen Glauben konnte er Herder's [illegible] weder auffaſſen noch mittheilen. Ueberdies ſprach aus ihm lebendig die väterliche Theilnahme an des Sohnes Seelenrichtung. Ich glaube daher, Goethe habe religiöſe Wahrheiten nur für keinen ihm zu ſchöner Darſtellung gelegenen Stoff gehalten, wenn gleich er vielen Kirchenliedern, z. B. denen eines Novalis, den poetischen Werth nicht abgesprochen haben würde. Auch hat gewiß seine totale Hinneigung zur Natur in ihrer Selbständigkeit und seine Vorliebe für Spinoza einem Manne ~ erregt, der nicht frei von Materialismus, jedenfalls pantheistisch war."

„Goethe hatte auf dieser Reise seinen Sohn bei sich.

„Goethe hatte auf dieser Reise seinen Sohn bei sich; ich ging mit ihm spazieren und zeigte ihm von einem andern Berge die wenigstens zehn Meilen weit reichende Aussicht, und ließ ihn durch einen Tubus den Magdeburger Dom erkennen. Dieser blühende Jüngling gefiel mir außerordentlich; er schien sehr gutmüthig, freundlich und bescheiden."

„Am späteren Abend begab sich die Gesellschaft abermals zu Tische; mehr der Unterhaltung als des Essens wegen. Der Wirth gab eine für die schönsten Gäste gehörte Flasche zum Besten. Er bemerkte, daß diese Flasche ein Jahr älter sei, als Goethe und er selbst; beide waren 1749 geboren. Wolf, der gerade etwas an Halsschmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken, und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, sondern hatte sich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf seine Weise bewegen, seine Vorsicht auch zu lassen. Es entstand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erregte. Der Herr von Hagen ernannte nämlich Goethe'n zum Schiedsrichter und Kampfrichter gegen Wolf. »Ich bitte endlich, Hochwürdiger«, sagte er, »Sie möchten sich heute der Vorsicht entwöhnen.« Da befahl Goethe, man solle, wie er es am besten könne, Wolf einladen mit trinken, den Wein zu loben. »Der alte Herr hier«, sagte er zu Wolf, »von dem ich höre, daß er ein tüch-

[illegible] sei, [illegible] im Sinne eines [illegible] dem Hegel nicht anhaben kann. Wolf mag ihn in einer [illegible] im [illegible] Ton auffordern.» Hierauf sah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: «Ich komme bei dem Gespräche solcher Männer nicht in Betracht.» Aber das ließ der Alte nicht gelten, sondern sprach: «Ei was, der Herr macht Verse, gehe er sein [illegible] nach.» — «Nun gut», sagte Goethe,

gehe er sein [illegible] nach.» — «Nun gut», sagte Goethe,

«[illegible] ein [illegible]. Hegel aber mag sich vertheidigen, aber nur in [illegible], wie ihm ja die [illegible] zu Gebote steht.» — «Nein», sagte Hegel, «an Sie den Mann (auf Wolf zeigend), der eine [illegible], die philosophische, gebildet hat; der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Vermessenheit, mit theologischen [illegible] von ihm zu [illegible].» — «[illegible] das [illegible] und das [illegible]», sagte Goethe, «auch jener [illegible] sein, und wenn Hegel [illegible] wird, [illegible] wir mit ihm auf seine Gesundheit.»"

„Herr von Hagen kam zurück an die Reihe und [illegible] sehr gut, wiewohl Hegel die [illegible] und [illegible]. Wolf gestand, daß er vom Faust nichts wisse, [illegible] Hegel's [illegible] und [illegible] in [illegible] Reim, worin er [illegible] Weise [illegible]. Was ihm so leicht wurde und immer gelang, that er auch hier; er [illegible] sie [illegible], wenn auch nicht in der [illegible] des Originals."

„Ich kann anderer Tage noch, wo wir die deutschen Worte [illegible]. Der [illegible] noch (was gar [illegible], [illegible] Wolf an, [illegible] nicht, kommt auf den [illegible] seines [illegible]) fingen sie einen [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

Regiſter.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einem Tage mehr [illegible] Recht gehabt habe, Gesetze zu geben, noch auf welchen, auf [illegible] [illegible] Gesetze aufzuzwingen, als in jedem anderen Augenblick, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: Wie [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? Ist es [illegible] [illegible], daß ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der auf dem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible], vom Weſen getrennt, ſo betrachtet als Fluch, das [illegible], ſich in ſeine Geſetze, das Recht zu verlegen. Ein Staat, eine Zwangsgewalt für lauter gute Menſchen, wäre ein Gedankending für ehrliche Leute. Weil es Gerechte und Ungerechte giebt, weil kein menſchlicher Wille ohne Neigung zum Ungerechten iſt: ſo fragt ſich, wie Sicherung möglich iſt auch gegen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt? Die Erfahrung kann befriedigende Auskunft geben. Die Aufgabe erfordert aber vor allem eine Betrachtung der Beſtandtheile der Staatsgeſellſchaft.

Der Verfaſſer findet, nachdem er ſich [illegible] vergeblich umgeſehen, gleich eine Hauptverſchiedenheit in den Beſtandtheilen der Staatsgeſellſchaft, ſie beſtehe lediglich aus Beſitzern und Nichtbeſitzern, ſagt er. Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, die Unzuläſſigkeit der anderen Unterſchiede, die der Verfaſſer aufführt, zu prüfen, aber einen von ihm übergangenen nachzutragen; wir folgen vielmehr ſeinem Gedankengange ſoweit als möglich. Er hält ſich an dieſen Hauptunterſchied feſt, als in welchem er die Lehre, auf denen das Geſetz der bürgerlichen Geſellſchaft beruhe, gefunden haben will; die Beſitzer nennt er Kaſten, die Nichtbeſitzer Zünfte. Solche Gattung, ſagt er, müſſen zwar nicht, und niemand kann angeben, wo die Grenze ſei zwiſchen viel und wenig, aber die Extreme ſeien deutlich: das eine Extrem mache [illegible], weil auch Ort und Zeit Reichthum heiße, das andere ſei die Lage des [illegible]; zwiſchen dieſen beiden Endpunkten liegen unzählige und unmerklich verſchiedene Stufen des geringeren und mehreren Vermögens. Ueber das Verhältniß der Kaſten und Zünfte zu einander, über ſeine Verſchiedenheiten, und ſeine vortheilhaften Entbung wird mit Beiſpielen aus England und Rußland viel Treffendes geſagt, auch der Grundſatz angenommen, daß eine allmähliche Vermehrung der [illegible], durch ein Aufrücken mancher [illegible] in deren Reihe, als eine wahre Vermehrung des Nationalvermögens anzuſehen, und ſo wohl möglich als ſelbſt wünſchenswerth ſei; [illegible] und [illegible] bleiben aber relativ, und dieſer Zuwachs verbiete ſogar, daß nicht künſtlicherweiſe eine zu ſcharfe Abſcheidung, die in der Natur nicht vorhanden, gemacht werde, und wo eine ſolche gemacht worden, da ſei gerade Geſchiedenheit der Nation oder ihre Empörung Folge geweſen; die [illegible] hätten jedoch keineswegs gewagt, gegen die [illegible] gemeinſchaftlich Gewalt anzuwenden; ſelbſt das Beiſpiel Frankreichs in ſeiner Revolution beweiſe eher das Gegentheil, — denn allerdings haben hier die erſten [illegible], Mitglieder der königlichen Familie, und unter dieſen nicht bloß der Herzog von Orleans, eine große Rolle geſpielt —; die Benennungen [illegible] und [illegible] beziehen ſich auch nicht auf den Reichthum oder die Armuth, ſondern auf die Geſinnung, und jeder ohne Ausnahme ſei ein [illegible], ſofern er mit dem Seinigen zufrieden iſt, jeder ohne Ausnahme ein [illegible], ſofern er mehr wünſcht. Nach dieſer Erklärung muß man ſich wundern, wie der Verfaſſer, der alle anderen Unterſchiede in der Staatsgeſellſchaft für unhaltbar anſieht, dieſen einen, flüchtigen, veränderlichen, willkürlichen, der auf [illegible] Individuum vereinigt iſt, zur Grundlage ſeiner [illegible] Anordnungen machen will. Hätte er es bei dem erſten Begriffe, wie er in den [illegible] wohl [illegible] zu ſehen iſt, bewenden laſſen: ſo würde er mit einiger [illegible], aus [illegible] und wieder [illegible]

Allgemeinheit irgend ein Ziel haben erreichen können; allein er iſt ein zu folgerechter, feiner, und, daß wir nur auch das rechte Wort ſagen, ein zu menſchenfreundlicher Denker, um ſich mit einem ſo rohen Reſultate befriedigen zu können. Daher zerſtört er ſchneller wieder, als er ſie aufgebaut, die Künſtlichkeit ſeiner Zurichtung, und wird nun der eifrigſte Schützer und Vertreter des armen Volks, ſeiner Beweglichkeit und Freiheit, ſeiner Rechtlichkeiten und Möglichkeiten; er will Gerechtigkeit für Alle, daß keine Art der Tyrannei der Reichen gegen die Armen ſei, daß es jedem möglich ſei, freies Grundeigenthum zu erwerben, durch Verdienſt zu jedem Amte zu gelangen, daß überhaupt keine künſtliche Schranke den ordentlich Vorwärtsſtrebenden hemme, und findet nichts unrichtiger, hinderlicher ſchädlich zu machen, als gerade immer von Seiten der Hohen, der Beſitzenden, Reichen, eine ſchroffe, zuſammenhaltende Stellung gegen die Jüngeren, gegen Alle, die nicht in der Innung ſind, wahrzunehmen ſei. Wir können nicht alle die feinen, treffenden, geiſtreichen Bemerkungen, die der Verfaſſer dieſen Erörterungen, meiſt mit glücklichen Geſchichtsbeziehungen, einzuflechten weiß, einzeln anführen, doch geht aus dem Ganzen hervor, daß derſelbe außerordentliche Kennerſchaft des weitverzweigten Unweſens, in welche das Verhältniß der Kaſten ausarten kann, mit tiefem Gefühl für die Berückſichtigung der Jüngeren vereinigt.

Nachdem der Verfaſſer mancherlei Gegenſätze in dieſen aufgeſtellten Unterſchiede zu neuer Anſicht durchgearbeitet, führt er darauf die Unterſuchung zu folgendem Reſultate: drei Kräfte ſeien es, welche in jeder menſchlichen Geſellſchaft, in jedem Staatsvereine, wirken und beſtändig wirken, die Kraft der Jüngeren, das iſt die treibende Kraft, die nach Mehrerem trachtet, und auch den Trieb der Verbeſſerung in ſich ſchließt; die Kraft der Saſſen, das iſt die hemmende Kraft, welche das Eigenthum behauptet; und die Kraft der Obrigkeit, die vermittelnde; daraus entſtände zu allen Zeiten und Orten, wo menſchliches Leben iſt, ein monarchiſches, ein ariſtokratiſches und ein demokratiſches Streben, eins ſo urſprünglich und nothwendig wie das andere, jedes einer verderblichen wie einer heilſamen Richtung fähig. Wir bemerken, daß dieſes dreifache Streben, gleich dem Unterſchiede der Saſſen und Jüngern, ebenfalls in logiſcher Trennung beſteht, durchaus nur in den Extremen zu faſſen, real in denſelben Individuen vereinigt, und in Beziehung auf verſchiedene Gegenſtände gleichzeitig, in verſchiedenen Zeitabſchnitten für denſelben Gegenſtand beiſammen iſt. Und auf ſolche bloß in den Gedanken künſtlich auseinander gehaltene, im Leben aber überall verſöhnte und zu verſöhnende Unterſchiede, auf ſolche der Begriffsweisheit ſymmetriſch entwundene Schlußfolgen will unſer, einem ſolchen Verfahren ſonſt ſo abholder, wohlwollender Verfaſſer nun gleichwohl in der thatſächlichſten Wirklichkeit ſeine Eintheilung der Repräſentativverfaſſung gründen? Wie weit er als Denker gewonnen, die Aufmerkſamkeit, die ein Kopf wie der ſeinige nothwendig haben, und eine Rechtſchaffenheit wie die ſeinige nothwendig in Anſpruch nehmen mußte, daß der Unterſchied zwiſchen Saſſen und Jüngern kein thatſächlicher, kein feſtzuhaltender ſei, dieſe Warnung, die er mit logiſcher Gewiſſenhaftigkeit immer ſchärfer und ſchärfer ſetzt, dies alles geht ihm plötzlich verloren, ſo wie er zum Praktiſchen übertritt, und er macht von demſelben Gegenſtande, den er dort als flüchtig bezeichnet, hier eine Anwendung, als ob er dort als beſtändig gefunden worden? Eine ſolche Anwendung iſt die des Verhältniſſes der Saſſen und Jüngern auf das Verhältniß zweier Kammern in der Volksvertretung. Ob die hohe Rathsverſammlung, wie der Verfaſſer die Volksvertretung früher benannt, beſſer aus Oberhaus und Unterhaus beſtehe, als nur aus Einer Kammer, darüber wollen wir hier uns nicht weitläufig ausbreiten: aber auf den Unterſchied von Jüngern und Saſſen kann dieſe Abtheilung nicht begründet werden; ſie darauf begründen wollen, heißt die künſtliche Scheidelinie, die der Verfaſſer eben ſo verdammlich findet, gewaltſam ziehen. Gehen wir nun vollends auf die nähern Beſtimmungen, welche der Verfaſſer dem Oberhauſe, als der für die Saſſen geltenden Kammer, beilegt, auf die Erinnerung an die Nothwendigkeit, daß auch im Unterhauſe viele Saſſen, daß ſie im Beſitze vieler Stellen im Heere und in den obern Zivilämtern ſeien: ſo laufen wir wahrhaftig Gefahr, in der anmuthigen und ſchuldlos ſcheinenden Benennung Saſſen am Ende doch nichts weiteres zu finden, als einen ſeines wahren Namens ſich ſchämenden, und daher verkappten Adel, wie wir ihn Alle nun längſt zur Genüge kennen!

Das iſt der faule Fleck unſerer vorliegenden Schrift, um den ſich vergebens ſo viel Geſundes und Blühendes gelegt hat, ihn zu verdecken oder zu heilen! Vergebens, er ſteht nur um ſo heftiger damit in Widerſpruch, und wenn er auf der einen Seite Heilung anzunehmen ſcheint, theilt er auf der andern wieder Vergiftung aus. Der Denker und der Ariſtokrat ringen mit einander nach einem

Ziel, und jeder eignet es ſich auf ſeinem Felde zu; jener kann ſich in der Erörterung nichts vergeben, und verſchmäht, die vorausgefaßten Neigungen des letztern bloß dialektiſch aufzuputzen; dieſer mag ſeinen Lieblingsvorſtellungen nicht entſagen, und ſchämt ſich doch ohne den würdigen Beiſtand des erſtern aufzutreten; indem beide mit Ehrlichkeit ihre Bahn verfolgen, jener nicht theoretiſch, dieſer nicht praktiſch das loslaſſen will, was ihrer Vereinigung entgegen iſt, treffen ſie nie zuſammen, und auch in dieſer Schrift ſind ſie nur neben einander, ohne ſich zu durchdringen.

Mit hohem Dank iſt dieſe Schrift gleichwohl anzunehmen! Sie iſt reich an Geiſt und Sachen, und auch von gutem Willen beſeelt. Wenn wir uns nicht täuſchen, ſo haben wir in dem Verfaſſer einen Mann von hohen Eigenſchaften zu verehren, der für die Freiheit gekämpft und geſprochen, wo ſie nur immer ſeinen Blicken verletzt erſchien. Ja er ſelbſt hat beigetragen, uns den Muth für die Wahrheit und Freiheit zu erwecken, mit dem wir jetzt ihm ſelbſt, wo wir ihn einen Augenblick auf anderer Bahn glauben, beherzt entgegentreten. An einem würdigen Gegner, an einer trefflichen Schrift, die wir, um ſo vieler Rückſichten willen, nicht genug zum Leſen empfehlen können, aus der ſo viel Beherzigenswerthes zu ſchöpfen iſt, haben wir unſere freie Anſicht geltend machen wollen, damit ein ſo wichtiger Gegenſtand durch die Vielheit der Stimmen dem unfruchtbaren Urtheile der Autorität immer mehr entrückt, und dem Urtheile der Gründe immer mehr zugewandt werde.

1. Muſenalmanach für das Jahr 1830. Herausgegeben von **Amadeus Wendt**. Leipzig, 288 S. in 8.
2. Berliner Muſenalmanach für das Jahr 1830. Berlin, 340 S. in 12.

Viele Jahre ſind vergangen, ſeit kein deutſcher Muſenalmanach mehr erſchien, ein Name, der in unſrer Litteratur eine mit ihr aufgewachſene, ehrenwerth und fruchtbar entwickelte Gattung anmuthiger dichteriſcher Darbietungen herkömmlich bezeichnete. In den Taſchenbüchern, welche ſich jener Gattung ſtets reichlicher zur Seite ſtellten, waren Gedichte meiſt nur Nebenſache, oder wurden ganz verdrängt durch Erzählungen, welche der ſtets bequemer werdenden Unterhaltungsluſt eine zuverläſſigere Nahrung zu ſein ſchienen. Doch die Zurückgedrängten und Verbannten finden endlich den Augenblick, da auch ſie wieder hervortreten können, und ſo ſehen wir unvermuthet jetzt, nach ſo langer Unterbrechung, das Leben der Muſenalmanache neu anheben, und ſogar, zum Zeichen, daß richtiger Sinn und Takt hier einer zeitgemäßen und mehrfach fühlbar gewordenen Anregung gefolgt, gleich in gedoppelter Unternehmung und Geſtalt. Schon die Merkwürdigkeit, in unſeren induſtriellen und ſtatiſtiſchen Tagen, wo die Sachen des Gewerbfleißes und des berechnenden Verkehrs faſt überall obenanſtehen, und auch, zwar etwas gewaltſam, aber unläugbar mit Glück und zum Vortheil, ſogar in den Roman eindringen, in ſolcher Zeit die poetiſchen Blumenleſen wieder aufleben zu ſehen, verdient unſrerſeits eine Beachtung, zu welcher die Beſchaffenheit des Gelieferten nicht minder Aufforderung giebt. In der That iſt es eine erfreuliche Erſcheinung, neben ſo vielen weſentlichen und wichtigen Betriebſamkeiten, welchen der

Deutſche mit ſteigenden Kräften und Erfolgen jetzt ſeinen nachhaltigen Eifer widmet, auch das dichteriſche Leben und Wirken in der Nation ſo wohlbegründet fortdauern und ſo ausgebreitet blühen zu ſehen, wie als beſondere Zeichen auch dieſe neuen Erſcheinungen es beurkunden. Was dieſes dichteriſche Treiben, in welchem wir mit höherer Billigkeit diesmal gern auch jede gefällige Liebhaberei und nachbildende Uebung anerkennend begreifen, in ſeiner Geſammtheit bedeute und der Nation werth ſei, würden wir mit Betroffenheit einſehen, wenn wir daſſelbe plötzlich aus unſrer Mitte verſchwunden dächten! Es iſt kein Zweifel, alle ſonſtigen Thätigkeiten, wie ſelbſtſtändig und ernſten Lebenszwecken genügend ſie erſcheinen möchten, würden durch die Abweſenheit dieſes glücklichen Elements leiden, und alle äußere Fülle und Größe, zu welcher ſie führten, keinen Erſatz für daſſelbe geben. Aber von ſolchem Unglück ſind wir wahrlich nicht bedroht! Die Poeſie lebt und blüht in unſrer Mitte auf allen Stufen; Meiſter und Jünger, Vornehme und Geringe, Süd- und Norddeutſche, alle treten freundlich in die zur edlen Genoſſenſchaft hier neu eröffneten Räume!

Zu beiden Almanachen hat Goethe ſeinen Beitrag zu geben nicht verſchmäht; es iſt des hohen Dichters würdig, zu dem jüngeren Alter ſo mild herabzuſteigen, und dieſes empfängt dadurch den ſchönſten Ehrenſchmuck. Und er hat nicht etwa mit karger und flüchtiger Gabe ſich abgefunden, ſondern durchaus Gediegenes und Vortreffliches reichlich geſteuert. Wir beſcheiden uns billig, auf dieſe Beiträge hier beurtheilend näher einzugehen, und ſagen nur, daß die tiefgeiſtige, eigenthümlich dramatiſirte Dichtung im Leipziger Almanach und die vierzehn köſtlichen.

von reinſtem Lebenshauch erfüllten Gedichte im Berliner ſchon allein hinreichen dürften, das Glück der beiden Büchlein zu entſcheiden! Unter Schutz und Anſehn dieſes höchſten Namens und durch die Gemeinſchaft noch manches andern vereinigt, trennen doch beide Almanache ſich in ihren weiteren Verhältniſſen, und wir haben unſer Wort über jeden insbeſondre zu ſagen.

Der Leipziger Muſenalmanach, von Amadeus Wendt herausgegeben, mit einem ſchönen Bilde Goethe's geſchmückt und auch ſonſt äußerlich wohl ausgeſtattet, läßt eine beſonnene, kundige Hand erkennen. Zu den angenehmen, ſittlichen Bilderreihen des Herausgebers geſellen ſich reiche, in ihrer eigenthümlichen Bildung ſo tüchtige als ſeine Gaben Friedrich Rückert's, wunderbar durch Gehalt und Ausdruck hervorleuchtende Terzinen und Sonette von Adelbert von Chamiſſo, herrliche Spruchreden aus einem Laienbrevier von Leopold Schefer, ein hübſches Lied von Ludwig Robert, eine feuer- und geiſtvolle Ode von Stägemann, mannigfache, zum Theil vorzugsweiſe durch ſchöne Form, zum Theil durch Gefühl und Meinung ausgezeichnete Gedichte von Riemer, Graf von Platen, Immermann, von Müller, Stieglitz, Waiblinger, Guſtav Schwab und noch mehreren Andern. Als eine ganz eigne Merkwürdigkeit haben wir die Charaden von Schleiermacher namhaft zu machen; daß dieſe wundervollen Eidyllien — dichteriſche Bildchen — größtentheils als geſellige Scherze aus dem Stegreif hingeſprochen worden, wie uns aus früherer Zeit bekannt, muß die Anerkennung nur ſteigern, die niemand dieſen künſtleriſchen Zeugniſſen eines auch im kleinſten Stoffe mächtigen und eigenthümlichen Scharfſinns verſagen wird. Außer den Lebenden haben auch einige ſchon Verſtorbene hier durch ihren dichteriſchen Nachlaß beigetragen; Heinrich von Kleiſt erfreut uns durch herrliche Sprüche, welche mit der ihm eignen Nachhaltigkeit ein und daſſelbe Thema unermüdet wiederholen; gern lieſt man auch drei Gedichte von Wetzel, und ein ſchönes Sonett von Friedrich von Schlegel erſcheint dieſes Namens werth. Wir halten uns, wo ſo viel Ausgezeichnetes iſt, vorzugsweiſe an dieſes. und laſſen das Unbedeutende, Schwächere, welches bei dergleichen Sammlungen nie ganz fehlen wird, gern unerwähnt. Sollte das Preiswürdigſte noch beſtimmter anzuzeigen ſein, ſo wäre unſres Erachtens nebſt einigen Sachen von Rückert die Terzinenfolge von Chamiſſo, die Ode von Stägemann auf die Schlacht von Schumla und die Troas-Ebne von Stieglitz zu nennen. Damit dieſe Anzeige-Proſa doch ihrem Gegenſtande einigen Schmuck abgeſetzter Zeilen entlehne, laſſen wir ein Lied von Rückert hier folgen:

Den Gärtnern.

Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was ſich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umſonſt mich mühte:
Nicht was ich angebunden,
War was am ſchönſten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach ſeinen eignen Gedanken.

Auch dieſer Spruch aus Schefer's Laienbrevier habe hier ſeine Stelle:

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit ſind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend ſchon
Durchſchleicht ſie Vieles bald — was du nicht biſt,
Und lockt ſie mancherlei — was du nicht haſt,
Erfahren ſie von einer alten Welt,
Die ihren Geiſt erfüllt; die Zukunft ſchwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäſchchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du ſiehſt ihm weinend nach bis er verſchwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — Du haſt nun einen Mann an ihm,
Haſt einen Menſchen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du haſt die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie,
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre!

In dem Berliner Muſenalmanache finden wir Chamiſſo, Robert, Schefer, Schwab, Stägemann und Stieglitz wieder, theils reicher, theils karger, als in dem vorigen. Außerdem haben wir A. W. von Schlegel, Fouqué, Grüneiſen, Kerner, Wilhelm Neumann, Apollonius von Maltitz, Streckfuß, Eckermann und noch mehrere als ſchon werthvoll Bekannte freundlich zu begrüßen. Nach und mit Gedichten von Goethe ſind unter den hier mitgetheilten unſtreitig die vollendetſten das runde, volle, friſche Trinklied Schlegel's auf Kaiſer Karl den Großen, und das Sonett (das einzige dieſer Sammlung) von Stägemann, welches wir hier mittheilen:

Der Liebſten Verherrlichung.

Wofern ich Meiſter wär' in goldnen Klängen,
Gleich dem, von deſſen Liebesbrunn umfloſſen,
Der Name Laura blüht in tauſend Sproſſen,
Den Namenszug der Andern zu verdrängen:
Dann ſtrömt' ich aus die Narde von Geſängen,
Die jetzt der heiße Buſen ſtill verſchloſſen,
In ewigquellender Vauclüſ' ergoſſen,
Zum Sternenufer die Bahnen dir zu ſprengen.
„Es würd' ein ſüß Geheimniß nur zerſtören,
Dem hohen Lorbeer wird die Kunſt der Saiten
Umſonſt die niedre Myrthenſtaude gatten.
Laß Lippen, welche niemand angehören,
Des Lorbeers Athem weit umher verbreiten!
Der Liebſten Kuß verbirg in Myrthenſchatten!‘

In der reichen Fülle des Uebrigen wird manches nach verſchiedenem Sinne ſehr verſchieden geordnet werden, ſehr vieles aber ſtets auf die höchſten Stufen zu ſtellen ſein, wir zählen dahin mehreres von Maltitz, von Neumann, und das Gedicht von Schefer auf Jakob Böhm's Verklärung. Sehen wir die Geſammtheit des Vorliegenden in Bezug auf die Hauptklaſſen dichteriſcher Hervorbringung näher an, ſo finden wir natürlich das Lyriſche herrſchend, und etwaniges Dramatiſche und Epiſche nur in der Obhut von jenem. Im Allgemeinen dürfte den eigentlich lyriſchen Stücken öfters die letzte Ausbildung fehlen. Bei dem ſpruchartig Didaktiſchen, wo ſichtbar die neuen Weiſen von Goethe ſtarken Einfluß üben, wünſchen wir, daß nur immer genug Inhalt wirklich obwalte. An den balladenartig epiſchen Gedichten zeigt ſich wohl mehrmals, wie gefährlich hier die Wahl des Stoffes wird. Auffallend zu beklagen finden wir bei der Ballade von Chamiſſo, „die Vergeltung", wo der Scharfrichter einen vornehmen Buhlen ſeiner Tochter im Schlafe brandmarkt, einen ſolchen Mißgriff; die kraftvollſten Intentionen, die lebhafteſten Wendungen und ſchönſten Reimzeilen gehen verloren an dem Stoffe, der nach außen gräuelhaft, in ſich maßlos, auf die gegebene Weiſe kaum möglich iſt, und durch alle Anſtrengung des Dichters nicht zu eigentlichem Gehalt gebracht wird. So würde andrerſeits der artige Gedanken, daß ein herauswollendes Lied Herzklopfen verurſacht, zum allerliebſten Gedicht haben werden können, wenn die Dichterin, Karoline genannt, denſelben mit ſorgfältigſter Zierlichkeit und gefälligſtem Ebenmaße, wie es hier Bedürfniß war, und nicht allzu leicht und bequem behandelt hätte. Doch auf das Einzelne können wir hier nicht weiter eingehen. Wir wenden uns vielmehr zu einer beſonderen Seite des werthen Büchleins, welche demſelben zur unterſcheidenden Eigenſchaft wird. Wenn der Leipziger Almanach in der Gegenwart gleichſam ein kräftiges Mannesalter feſthält, ja wohl ſchon Zurückliegendes, wie den Nachlaß Verſtorbener, als ernſte Gabe mitbringt, ſo ſtellt uns der Berliner in den Gedichten von Stieglitz, und von deſſen hier zum erſtenmal hervortretenden Gefährten Moritz Veit und Karl Werder gleichſam die herandichtende Jugend vor Augen. Faſt die Hälfte des Almanachs rührt von dieſen dreien her, und wir müſſen es geſtehen, es dünkt uns dies keineswegs ein Nachtheil. Denn, wie gern es auch zu bekennen ſein mag, daß gerade in dieſen Beiträgen ſich vieles vorfindet, was einzeln ſich nicht geltend erhalten kann, oder wohl ganz verwerflich erſcheint, ſo liegt doch in der Geſammtheit dieſer Gedichte eine ſo jugendliche Friſche, ein ſo üppiges Feuer und eine ſo muthige Zuverſicht, daß daraus der Eindruck eines regen, muntren Lebens hervorgeht, welchen die größere Bedeutenheit und geregeltere Kraft reiferer Werke allein ſo nicht geben könnte. In dieſer Art, finden wir, tragen dieſe Gedichte gleichſam die andern, wie mutherfüllte Schaaren ihre ſelbſtgewählten Anführer, im Triumphe dahin, nicht dieſen gleichſtehend, aber zu ihnen wahrhaft mitgehörig. Doch ſind in der That dieſe jugendlichen Talente auch in ihrer einzelnen Selbſtſtändigkeit bedeutſam genug zu bezeichnen; Stieglitz durch große Gewandtheit, inniges Gefühl, unbefangenen Freimuth; in Veit iſt heitre und leichte Auffaſſung, mit einem Hange zur Laune, die ſich nur vor bequemen Abwegen hüten mag; Werder drückt heftigen Drang in wilder, oft gewaltſamer Form aus, und in dem düſtern Feuer blitzen oft die lichteſten Gedankenbilder. Allen dreien ſind günſtige und reiche Gegenſtände zu wünſchen, woran es den Dichtern, welchen ja auch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Erlebens und der Gelegenheit zu Hülfe kommen muß, nur zu oft gebricht. Und ſollte auch das jetzt ſichtbare Talent nicht grade ein gleichgeſtaltetes künftiges in jedem Falle verbürgen, ſo kömmt immer doch der Geiſtesfunke, der unläugbar hier ſpricht, auf irgend eine Weiſe der Welt oder dem eignen Leben ſicher zu Gute. Wir hoffen dieſe Blumenleſe, deren äußere Ausſtattung — auch mit Muſikbeilagen — wir gleichfalls rühmen müſſen, ihren eignen Fortſchritt in künftigen Jahrgängen bewähren zu ſehen. —

Prinz Moritz von Naſſau-Siegen, kurbrandenburgiſcher Statthalter von Kleve und Mark. Rede zur Feier des Allerhöchſten Geburtsfeſtes Sr. Majeſtät des Königs, in dem Königlichen Gymnaſium zu Kleve gehalten von Dr. Ludwig Drieſen. Kleve und Leipzig, 1846. 8.

Würdig am feierlichen Tage wird uns zum erſtenmal in biographiſcher Darſtellung ein Heldenbild vorgeführt, das, wenn es auch nicht dem preußiſchen Vaterlande ausſchließlich angehört, mit deſſen Geſchichte und beſonders mit der des kleviſchen Landes im engſten Zuſammenhange ſteht. Geboren im Jahre 1604 zu Dillenburg, wuchs der junge Moritz den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges entgegen und bewährte früh, auf der Seite der Niederländer und der proteſtantiſchen Sache gegen die Spanier, den Muth und die Kriegskunde, die dem Geſchlechte der Naſſauer damals eine gemeinſame Auszeichnung waren. Ein größeres Feld eigener Thätigkeit, des Feldherrn und des Staatsmannes, eröffnete ſich ihm in Braſilien, wohin er als Gouverneur der holländiſchen Beſitzungen geſandt wurde, die er erweiterte, befeſtigte und eine Reihe von Jahren verwaltete, mit einer Umſicht, Klugheit und Menſchenliebe, die auch noch heutiges Tages muſterhaft zu nennen ſind. Nach dem weſtphäliſchen Frieden vertraute ihm der große Kurfürſt die Statthalterſchaft ſeiner kleviſchen Landſchaften. In dieſer Stellung wirkte er kräftig und erfolgreich zur Aufnahme des Landes, bewirkte deſſen feſtere Verbindung mit dem brandenburgiſch-preußiſchen Staat und half unter Anderem auch die Univerſität Duisburg gründen. Auch zu wichtigen Sendungen wurde er von dem Kurfürſten gebraucht. In ſpäterer Zeit kämpfte er auf's neue für die Freiheit der von Frankreich hartbedrängten Niederländer und trug ſehr dazu bei, die Unternehmungen des Feindes zu vereiteln. Mit Ruhm und Ehre gekrönt, und nachdem er als Feldmarſchall aus dem holländiſchen Dienſte geſchieden, kehrte er im Jahre 1675 nach Kleve zurück, wo er am 20. Dezember 1679 hochbetagt in glücklichem Seelenfrieden ſtarb.

Dieſe flüchtigen Umriſſe vermögen freilich nur ungenügend den Reichthum des Lebens und die Fülle des Stoffes anzudeuten, welche der Verfaſſer in den kleinen Raum ſeiner Schrift zuſammengedrängt hat! Seine Darſtellung, raſch und belebt und überall auf das Weſentliche gerichtet, dürfte bei weiterer Ausdehnung nur gewinnen, und wir möchten wünſchen, den reichen Inhalt von ſeiner Hand nochmals umſtändlicher verarbeitet zu ſehen.

Der Verfaſſer bezeichnet den Charakter des Helden ſchließlich in folgender Weiſe: „Er war ein großer Feldherr, ein menſchenfreundlicher Regent und ein echter Chriſt, deſſen Haupttugend Liebe und Duldung auch gegen Andersdenkende iſt. Unter ſeiner Verwaltung lebten Lutheraner und Calviniſten, Katholiken, Mennoniten und Juden friedlich neben einander: ſelbſt die duldſamen Niederländer wunderten ſich, wenn ſie nach Kleve kamen, daß in der Reſidenz eines proteſtantiſchen Fürſten Mönche in ihrer Ordenskleidung ruhig umherwandelten. Man dürfte aber hieraus nicht folgern, daß er gegen die Religion gleichgültig geweſen. Als er im Jahre 1665 zu Franeker durch den Einſturz einer Brücke, die noch heutzutage nach ihm die Moritzbrücke heißt, nebſt fünf Begleitern in das Deichwaſſer geſtürzt, unter ſein eigenes Pferd gerathen und, nachdem er längere Zeit hülflos im Waſſer gelegen nur durch den aufopfernden Muth eines ſeiner Edelleute gerettet war, warf er ſich mitten unter den Zuſchauern auf die Kniee und dankte Gott laut für ſeine Rettung. Er ſchrieb damals an ſeine geliebte Schweſter, die Gräfin von Styrum: Der Herr allein habe ihn behütet; als er ſo lange Zeit in dem Waſſer gelegen, unter den Hufen von ſechs wüthenden Pferden, welche biſſen und um ſich ſchlugen, und unter fünf Menſchen, welche in einem Raum von zehn Fuß über und durch einander lagen, er unter Allen zu unterſt: da habe er zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden gefleht, daß er um das Verdienſt Chriſti willen ihm armen Sünder wolle gnädig ſein; der Herr möge auch ferner nach ſeinem Gefallen mit ihm verfahren."

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlaſſungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebſt Variantenſammlung und Nachleſe, von Heinrich Viehoff. Erſter Theil. Periode der Naturpoeſie. 1765—1783. Düſſeldorf 1846. 12.

Das Vorwort des Verfaſſers giebt über den Grund, Sinn und Zweck des Kommentars zu Goethe's Gedichten klare und verſtändige Rechenſchaft; das Unternehmen entſpricht einem gegründeten Bedürfniß und begegnet richtigen Erwartungen; wir können hinzufügen, daß die Ausführung durch Einſicht und Sorgfalt eine gelungene heißen kann.

In der Jugend leſen wir unſere Dichter freilich ohne allen Kommentar, wir folgen ihnen entzückt durch Hell und Dunkel, und das Uebermaß des Genuſſes, den wir aus dem Verſtandenen ſchöpfen, führt uns über das weniger Klare leicht hinweg, ja nicht ſelten liegt auch in dieſem noch ein Reiz des Ahndungsvollen, der den Genuß erhöht. Ebenſo wenig, wie das allſeitige Verſtändniß des Inhalts, kümmert uns der tiefe Bezug des Gedichts zu dem Dichter, wir ſingen ſein Lied und fragen nicht wie es entſtanden ſei, wir feiern wohl den Namen des Dichters, aber laſſen es bei dem Namen bewenden.

Dies Ergreifen der bloßen Sache in ihrem groben Sein, ohne Sorge wegen ihres Zuſammenhanges und ohne Rückblick auf ihren Urheber, findet ſich auch in ganzen Zeitaltern, in ſolchen nämlich, welche noch die Kindlichkeit eines unreifen Zuſtandes darſtellen, und daher überhaupt im Volksleben, ſofern es mehr oder minder ſtets einem ſolchen Zuſtande angehört. Aus dieſem Grunde wiſſen wir auch ſo wenig über die Entſtehung der großen Urdichtungen, über die Dichter der Ilias und Odyſſee, der Geſänge vom Cid, der Nibelungen; und ſo ſingt noch immer das Volk froh und fromm ſeine Welt- und Kirchenlieder, wie ſie das fliegende Blatt und das Geſangbuch namenlos darbietet und fragt nicht, wo ſie herkommen, aus welchen Verhältniſſen ſie ſtammen oder wie die Zeit ſie mag verwandelt haben.

Wir dürfen dieſe Art des Genuſſes und des Verbrauchs der Poeſie nicht ſchelten; ſie hat vielmehr den größten Werth und die entſchiedenſte Berechtigung in der Bildungsſtufe, auf der ſie entſteht und gedeiht. Aber ebenſo wenig läßt ſich verkennen, daß eine höhere Stufe, ein reiferes Alter, eine entwickeltere Zeit andere Anſprüche machen, einen andern Genuß der Poeſie fordern und erlangen.

Hier ſtellt ſich uns das Gedicht als kein abgeſchloſſenes Selbſtſtändiges dar, ſondern als Theil eines großen Ganzen, als Einzelheit einer unendlichen Schöpfung; in ſeiner augenblicklichen Beſtimmtheit iſt es nicht ohne Vor und Nach zu denken, nicht ohne den Zuſammenhang mit anderm Lebensausdruck. Hier kommt das Recht der Geſtalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Wandlung zur Sprache, hier beginnt die geſchichtliche Anſicht, die Erkenntniß des Urſprünglichen und Nachgebildeten, die Vergleichung der Erzeugniſſe, die Scheidung ihrer Beſtandtheile. Und vor Allem drängt ſich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald ebenſo wichtig wird, als ſeine wunderbaren Gaben, ja wichtiger, denn höher als das Geſchaffene ſteht uns mit Recht der Schöpfer, wenn wir auch nur durch jenes ihn gewiß erkennen und bewundern. Nun ſind wir nicht mehr zufrieden, die Geſchenke des Meiſters nur im Ganzen hinzunehmen, wir ſtreben in das Innere zu dringen, die Stoffe und Geſtalten zu erfaſſen, das Einzelne in ſeine feinſten Verzweigungen zu verfolgen. Wir erforſchen die Urſprünge, die Triebfedern, wir wollen Einſicht haben in die Bedingungen des Entſtehens, Theil haben an dem ganzen Leben, aus welchem die Dichtung hervorgewachſen iſt.

Es iſt kein geringer Fortſchritt in unſerer Litteratur und in unſerem Nationalleben, daß die Werke unſerer größten Schriftſteller mehr und mehr in der angegebenen Weiſe Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Erklärung werden, durch Schriften, Vorträge, auf Univerſitäten, in Schulen; daß die Jugend ſolchergeſtalt frühzeitig zu den Schätzen hingeleitet wird, die dem ganzen Vaterlande gemeinſam und ſeiner noch friſchen Gegenwart angehören. Daß dies geſchieht, braucht in keiner Weiſe zum Nachtheil unſrer Studien des klaſſiſchen Alterthums zu gereichen, dieſe können vielmehr im ſchönſten Vereine mit jenen zuſammengehen und in dieſer Vereinigung grade für die deutſche Geiſtesbildung dürfen wir den Wunſch ausſprechen, daß nie der Tag kommen möge, der unſern Eifer und unſre Tüchtigkeit auf dem Felde der griechiſchen und lateiniſchen Philologie erlöſchen ſähe! Wir wollen von dem, was bisher unſer Ruhm und Gewinn war, nichts aufgeben und verlieren, wir wollen die alten Güter treu bewahren, nur neue hinzufügen.

Bisher iſt auch nur in dieſem richtigen Sinne die deutſche Philologie bearbeitet worden, von bewährten Kennern und Freunden der altklaſſiſchen. Den tüchtigen Arbeiten Delbrück's, Göſchel's, Hoffmeiſter's, Schäfer's und vieler Andern, die wir gebührend anerkennen, geſellt ſich nun das vorliegende — von Heinrich Viehoff unternommene Werk. Goethe's Dichtungen vor andern geſtatten und begehren, daß begleitende Kommentare ihnen ſich anſchließen. Auch hat ſchon eine ganze Litteratur ſich um dieſe Werke hergelagert und wächſt von Jahr zu Jahr. Doch ſind die lyriſchen Gedichte Goethe's bisher weniger bedacht worden und hier zuerſt unternimmt ein Kommentar ſie in ihrer Geſammtheit zu umfaſſen. Der Verfaſſer hat die Hülfsmittel, die ſich ihm — nicht immer ausreichend — darboten, fleißig benutzt; es liegt in der Natur der Sache, daß bei ſolchen Arbeiten immer ein weites Feld der Berichtigungen und Ergänzungen offen bleibt; die Fülle des Lebens glüht hier innerlich und äußerlich ſo reich und tief, daß noch in ſpätern Zeiten neue Funken herausſpringen werden. Was bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich nen, ist gedacht worden; daß zur Darstellung [illegible] Umstände und Beziehungen Dienliche ist aus Erinnerun[illegible] reichen und literarischer Nachlaß fleißig zusammengebrach[illegible] wo es dem geistigen Inhalt und hohen Deutung gilt, [illegible] aus den Tiefen der Forschung das Wichtige zu Tage ge[illegible] fördert worden. Als Proben, wie solchen Richtungen hier entsprochen wird, dürfen wir die den Gedichten „[illegible] morgens" und „Ilmenau" gewidmeten Erklärungen [illegible] sprechendsten nennen.

Von dem Reichthume, der in den Goethe'schen Sch[illegible] den liegt, hier ausführlich zu reden, ist nicht unsre [illegible] Jeder, der diese Gewebe entfaltet, wird bald gewahr, [illegible] ihre Fäden aus der weiten Welt zusammenlaufen, in [illegible] weite Welt wieder hinausreichen. Oft schließen [illegible] Zeilen große Aussichten auf; der kleine Werth, [illegible] gekannt und schon der Vergessenheit anheimgefallen, [illegible] durch Goethe's treues Gedenken zu neuem Leben erw[illegible] und die dankenswerthen Bücher von Karl Wagner [illegible] Adolph Stahr sind gleichsam als Kommentar jener [illegible] den in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" rühmlich [illegible] das Licht getreten. Aber wie auch das Kleinste oft [illegible] lebensvoller liegt, welche der Kommentar bewahren [illegible] erwecken und zu erhalten, davon wollen wir ein [illegible] Beispiel nachweisen. Wir lesen jetzt in Goethe's ge[illegible] Lieder folgende vier Zeilen:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Wie viel besser und wärmer, wie persönlich bedeuten[illegible] aber der jetzt allgemein gültiger Spruch, wenn [illegible]

Erfüllung betrachtet, daß die zweite Zeile entsprechend lautete:

„In mancher Sprache dir, du guter Gast, erschiene",

und doch im Frühjahre 1805, als Friedrich August Wolf mit seiner jüngern Tochter „die in allen Reizen der frühen Jugend mit dem Frühling wetteiferte", in Weimar zum Besuch war, Goethe dem ausgezeichneten Stammbuche derselben diese Zeilen einschrieb, nicht ohne Andeutung, daß die liebliche Tochter durch die Nähe eines solchen Vaters den Fluß hatte, mancher Sprache kundig zu sein! —

Beiträge zur französischen Geschichte. Von Dr. Karl Georg Jacob, Professor zu Halle. Leipzig [illegible]. 8.

In dem großen Geschichtsverlauf bilden sich oft eigene Gebiete, die zwar losgerissen werden von der allgemeinen Entfaltung, aber dabei doch in einer Sonderung erscheinen, die den Blick eine Weile auf die Einzelheit zusammenziehe. Und nicht nur Nebenereignisse sind es, die sich für solche Einzelbetrachtung hervorheben, sondern auch manche Hauptereignisse haben eine Gestalt, die sich in sich selbst rundet und aus der übrigen Geschichtsmasse gleichsam heraustreten, ohne darum die wesentliche Verbindung mit ihr aufzugeben. Solche Stücke gestatten nicht nur eine selbstständige Bearbeitung, sondern fordern sie sogar. Bei den Alten hat Sallustius dergleichen Sonderstücke der römischen Geschichte als Muster dargestellt. Bei den Neuern finden wir gleichfalls bedeutende Arbeiten dieser Art. Wir nennen hier beispielsweise die Berichte einerseits des Jesuiten Hermann Hugo, andererseits der holländischen Gelehrten Daniel Heinsius und Markus Boxhorn über die Be-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Universität Halle zu Hülfe kamen. „Wir gewahren wie-der", sagt der Redner, „das ganze Vertrauen einer die Wissenschaft liebenden Regierung und einen für den Fortschritt der Lehre und Forschung, den ihm auch die [illegible] [illegible] Jugend bezeigte, empfänglichen König. Er erkannte den inneren Werth unsrer hohen Schulen, und so überdauerten die Zeiten einer auch über die Gebiete [illegible] [illegible] Verdächtigung, die, ich darf es leider nicht verschweigen, von einem Mitglied unserer Universität, einem sonst wohlmeinenden und liebenswürdigen Manne ausgegangen, welcher der erste Rector unsrer Universität gewesen, das zuerst aufgenommen war." Wir müssen die gedrängten [illegible] Erzählung dem Leserkreise übrigens entziehen, als die Worte, wie [illegible] [illegible] Gemüther [illegible] zugleich und [illegible] vorgetragen sind.

Die ganze Rede gereicht, wie dem Redner selbst, so auch der Körperschaft, in deren Namen gesprochen wird, zu hohen Ehren. —

Zum Schlusse bringen wir auch die schönen Worte, mit denen hier Fichte's rühmend gedacht wird, die der erste Redner bei jenem Anlasse die [illegible] Regierung an den Tag legt, wie er denn auch früher mit Hegel's Berufung von der Berliner Akademie der Wissenschaften schon früher mit [illegible] [illegible] gesagt. Hier sagt er zum Preise des großen Weltweisen: „Der [illegible] und deutsche Denker der neueren Zeit, Fichte, von [illegible] der [illegible] ergriffen, wie [illegible] so viele edle Deutschen, welche Jena und [illegible] in Preussen Zuflucht und Schutz; er lehrte, [illegible] [illegible], in Erlangen und Berlin, hier zuerst in [illegible] [illegible] [illegible], der die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] ſie die Philoſophie unter den Sinnen [illegible] war, [illegible] als eine der erſten und [illegible] Zierden der jungen Univerſität; zugleich griff er mächtig ein in das Leben und wirkte zur Entwicklung des deutſchen Volksgeiſtes und [illegible] [illegible] mit ſeinem [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] Wort. Hier zeigte ſich von neuem, was [illegible] ſich bewährt hat, daß die Freiheit des Gedankens, wenn ſie an einer Stelle und für kurze Zeit gehemmt wird, anderwärts, [illegible] freilich erſt ſpäter, nur deſto glänzender hervorbricht; daß aber [illegible] Alle, die vornehmen und gebildeten oder niedrigen und unwiſſenden Völker ihrer Zeit als [illegible] [illegible] hat, ſei es weil ſie [illegible] [illegible] [illegible], ſei es, daß ſie wie [illegible] von [illegible] und Kopernikus und Galilei nur [illegible] von der Religion ganz unabhängige Lehren aufſtellten, welche den befangenen Zeitgenoſſen religionswidrig ſchienen, ſind von der Nachwelt freigeſprochen und als Verkündiger der Wahrheit hoch geprieſen worden; die Unterdrückung ſelbſt gibt der Wahrheit die ſtärkſte Kraft der Begeiſterung."

Er weiß [illegible], deſſen kräftiges Wort auch uns den [illegible] [illegible] [illegible] und ſich wirkſamen Beifalls zu freuen hat. —

[illegible] eines [illegible]. Leipzig, 1842. [illegible] S. 8.

Unter dieſem etwas [illegible] Titel empfangen wir eine kleine Sammlung von Gedichten, welche auf den erſten Blick einen gewiſſen Urſprung [illegible], einen [illegible] Geiſt, einen eigenthümlichen Humor, der auf Tiefen des Innern und auf [illegible] [illegible] ſich ergießt, eine geübte Hand, welche die [illegible] [illegible]

Heimat, auf deren grünem Grunde ein lieblicher Traum ſich wiegt, und welche gleich denſelben die beſten Schätze deckt, auf deren Geiſel und Zwang gemacht werden. Inſofern dieſe Gedichte mit in die Gattung der politiſchen Streitgedichten, dürfen ſie leicht das Vorurtheil erwecken, welches in neuerer Zeit wohl nicht unverdient der ganzen Gattung anklebt; allein ſie erſcheinen in dieſer Gattung als eine beſondere Seltenheit und müſſen ſchon als Ausnahme unſere nähere Aufmerkſamkeit anſprechen. Sie bekennen ſich offen zu einer Geſinnung, welche bisher dichteriſch ſo gut wie gar nicht vertreten war; ihr Verdienſt beſteht darin, die Tendenzen zu bekämpfen, denen gewöhnlich jene Eigenſchaft ausſchließlich beigelegt wird.

Auch ohne die beſtimmten Andeutungen, welche in den Gedichten einzeln vorkommen, könnte man ſchon aus ihrem Ton im Ganzen ſchließen, daß ſie nicht aus einer Hütte, ſondern aus einem Schloſſe kommen, wo der Geiſt des Ritterthums noch fortlebt, verbunden mit hoher geiſtiger Bildung, wie unſer Zeitalter ſie gewährt. Auf ſchöner Höhe, unberührt von der Noth und den Kämpfen der Welt, ſteigt der edle Sinn doch willig zu dieſen herab, die Noth wohlthätig zu lindern durch Einſicht und Gaben, die Kämpfe mitzuſtreiten zum Siege der Sache, für die das Herz glüht, nicht ſowohl der eigenen, als vielmehr einer höheren, — den ritterlichen Kampf für das Königthum.

Dieſer Zug geht durch die ganze Sammlung; am mächtigſten waltet er in der erſten Abtheilung, welche „Meine Lanze" überſchrieben iſt. Hier finden ſich die ſchönen Strophen „An meinen König":

„Stern auf meinen Wegen,
Stellſt du mein Geſicht
Deinem Licht entgegen,
Und ich zage nicht.

Weilſt am Himmelsdome,
Spiegelſt du im Thau
Wie im Eigenthume
Auf der Blumen Au.

Biſt im fernen Raume,
Labſt du mich mit Duft:
Selbſt im dunklen Traume
Athm' ich Heimathluft.

Mögen andre Herzen
Dich auch mißverſtehn. —
Denen ſind die Schmerzen,
Die das Licht nicht ſehn.

Die vom Thau nichts fühlen,
Den der Himmel beut,
Und in Dornen wühlen,
Die ſie ſelbſt geſtreut.“

In der zweiten Abtheilung „Lebende Bilder“, worin Gedichte auf Humboldt, Rückert, George Sand und Andere, hat uns beſonders ein ſehr ſinniges auf Rahel angezogen, am wenigſten aber das auf George gefallen, wo der Gegenſtand ſelbſt ein anderes Maß erforderte. Am bedenklichſten erſcheint unſtreitig die vierte Abtheilung, in welcher derbe Stichelſprüche hauptſächlich gegen Heine gerichtet ſind; doch ſühnt die Dichtung den allzu derben Angriff zuletzt durch ein rührend ſchönes Lied an Heine ſelbſt und will die echte Dichterſeele aus Frevel und Schmach retten. In den beiden letzten Abtheilungen,

„Lehrgedichte" und „Erinnerungen", tritt unſer Dichter (oder dürfen wir ſagen, die Dichterin?) am reinſten und ſchönſten hervor, eine Fülle edler Gedanken und hoher Empfindungen gewinnt gewiß auch diejenigen Leſer, welche durch Einzelnes der früheren Abtheilungen verletzt oder nicht befriedigt werden.

Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Leipzig, 1847. 8.

Unſer achtzehntes Jahrhundert, auf welches wir im neunzehnten oft vornehm und mitleidig zurückſchauen wollten, über welches wir ſogar zurückzuſpringen verſuchten in das entlegenere Mittelalter, rächt ſich durch immer neue Enthüllungen und Ausſtrömungen ſeines reichen Lebens. In der That war jenes Zeitalter für uns nicht nur ein in der Litteratur zeugungskräftiges, dem wir die urſprünglichſten Hervorbringungen des Geiſtes verdanken, ſondern auch für das geſammte Leben ein wiederherſtellendes und veredelndes. Die beſten Eigenſchaften unſers Volkes, treue Redlichkeit, edler Fleiß, Wärme des Herzens und milde Klarheit des Sinnes, mit einem Worte das Reinmenſchliche, traten hervor aus dunkeln Tiefen an den günſtigen Tag und ſtrebten allſeitig nach Entwicklung und Thätigkeit. Mehr noch als die Litteratur wird das Leben dieſe ſchöne Richtung, und jene diente nur, mit auszuſprechen und zu bewahren, was von dieſem ſo reich gehegt wurde. In Wahrheit, blicken wir zurück auf die Zeit, welche den Aufſchwung deutſcher Geiſtesbildung umfaßt, — etwa von Leſſing an, welchen Abſchnitt auch Hillebrand als den unſerer litterariſchen

Wiedergeburt feſthält, — ſo müſſen wir erſtaunen über die große Zahl guter und edler Menſchen, Frauen ſowohl als Männer, welche mit allen Kräften tüchtig, liebevoll, freiſinnig ein Höheres wollen und erſtreben, das der Nation in vorangegangenen Zeiten der Rohheit und Pedanterei faſt abhanden gekommen war. Zahlreiche Lebenskreiſe ſehen wir befruchtet von dem neuen Geiſte und ſeine Wirkung über alle Stände und Gegenden ausgebreitet.

Goethe's Dichtung und Wahrheit, dieſe unſchätzbaren Denkwürdigkeiten, wie ſie in ſolcher Art keine andere Nation aufzuweiſen hat, ſind gleichſam das Haupt- und Stammbuch, wo die Zeugniſſe jenes neuen Aufſchwunges ſich niedergelegt finden, und von wo zahlreiche Fäden auslaufen, deren Verfolgung zu weiterem Gewinne führt.

Wie großer Reichthum hier unter unſcheinbaren, ja man kann ſagen im gegebenen Falle, ungerechten Andeutungen verborgen lag, haben wir mit freudiger Ueberraſchung erkennen müſſen, als vor zwölf Jahren zuerſt die kraftvolle und edle Geſtalt von Johann Heinrich Merck hervortrat, in der Fülle ſeiner Lebensbeziehungen, in der echten Wahrheit ſeines Weſens. Wir erinnern uns noch ſehr wohl des Erſtaunens, mit welchem die erſte Mittheilung des Herrn Dr. Karl Wagner in Darmſtadt, der reiche Schatz von Briefen Merck's, Goethe's, Wieland's, des Herzogs von Weimar, von Seiten der zahlreichen Leſer, die man als Goethe'ſche Gemeinde bezeichnen kann, aufgenommen worden. Seitdem hat Herr Dr. Wagner der erſten eine zweite Mittheilung hinzufügen können; Herr Dr. Stahr in Oldenburg eine Sammlung der

Schriſten von Merck folgen laſſen; anderer Beiträge und Aufhellungen, die von manchen Seiten in näherer oder weiterer Verknüpfung dargeboten werden, zu geſchweigen.

Aber dieſer Kreis iſt noch keineswegs erſchöpft! Wir dürfen eine neue Schrift willkommen heißen, durch welche ſich ein friſcher Quell von Mittheilungen eröffnet. Wir verdanken ſie demſelben Herrn Dr. Wagner, der nicht aufhört, ſeinen ernſten Berufsarbeiten die ſinnige und ſorgſame Beſchäftigung mit den für ihn doppelt vaterländiſchen Gegenſtänden der Litteratur und des Lebens zu geſellen; denn dieſe hier vortretenden Perſonen und Sachen ſind nicht nur von allgemeiner deutſchen, ſondern auch von beſonderer heſſiſchen Theilnahme. Diesmal iſt es nicht nur Merck, an welchen dieſes Intereſſe ſich knüpft, ſondern noch mehr und hauptſächlich Höpfner, als der eigentliche Mittelpunkt unſeres Buches, um den ſich alles reiht und ſchließt.

Welch' einen trefflichen Mann lernen wir in Höpfner kennen! Außer der kurzen Erwähnung bei Goethe fand ſich bisher im großen Strome des Andenkens kaum eine Woge, welche dieſen Namen bemerkbar emporgetragen hätte. Und doch wie ſehr verdient er in der Erinnerung fortzuleben, als ein Glied jener edeln, um Goethe's Jugend verſammelten Genoſſenſchaft, und als ein ſelbſtſtändiges Vorbild vielſeitiger, in ſchönem Gleichgewichte wirkender, das Leben wahrhaft erhöhender Bildung. Wie man Aerzte, Theologen und andere Fachgelehrte jener Zeit heutigen Tages oft zurückwünſchen möchte, ſo mit allem Fuge beſonders auch ſolche Juriſten, wie Höpfner war! Die gründliche Wiſſenſchaft, der auch der hoffährtigſte Pedant unſrer Tage ſich anerkennend beugen muß, geht hier Hand in Hand mit allgemeiner Bildung, mit der gütigſten Menſchenfreundlichkeit, mit dem regſten, freudigſten Antheil an allem Guten und Wackern. Auch eine herrliche, reichbegabte Frau begegnet uns hier, von der wir bisher kaum den Namen wußten, Albertine von Grün. Wie Goethe ſelbſt, Herder, Lichtenberg, Leuchſenring, Sophie von Laroche und nebſt vielen Andern ſelbſt noch Clemens Brentano in dieſe Lebensgänge mit einſpielen, wird dem ſinnigen Leſer zur Belehrung und Freude ſein. Auch manches hier kaum zu Erwartende findet ſich, z. B. die wichtigen Mittheilungen über den berühmten Präſidenten von Moſer, die Fabeln von Herder ꝛc.

Von dem Herausgeber haben wir noch zu rühmen, daß er dieſe Schrift, wie ſchon die früheren, mit ſtrenger Treue und Genauigkeit ausgeſtattet hat; an dieſer Sorgfalt, ſtets das geprüfte Richtige zu geben, an dieſer Umſicht, das Zuſammengehörige herbeizurufen, und an dieſem Fleiße, die Hülfsmittel der Erläuterung und des leichten Gebrauchs nicht fehlen zu laſſen, erkennt man den bewährten Muſenfreund, deſſen philologiſche Kunſt und Zucht allen Gegenſtänden zu Gute kommt, bei welchen ſie in Anwendung gebracht werden. Möge dieſelbe Hand uns ferner mit ſolchen Gaben beſchenken, wie denn aus dem bezeichneten Gebiete noch gar manche zu wünſchen bleiben, vor allem ein würdiges Denkmal der großen Landgräfin Karoline, das freilich am ſicherſten auf der Grundlage ihrer eignen Briefe errichtet ſein würde! —

Aus Karls von Noſtitz Leben und Briefwechſel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig, 1848. 8.

Mag der betrachtende Geiſt einen Augenblick aus der Gährung und Wirrniß der Gegenwart auf nicht allzuferne Vergangenheit zurückblicken, ſo bietet ihm das vorliegende Buch die reichſten, und wir dürfen hinzufügen, wahrheitgetreueſten Bilder in Fülle dar. Die Glanzzeit von Berlin und Wien erſcheint hier im lebendigen Gemählde, das mit dem Bilde der heutigen Zuſtände dieſer Hauptſtädte ſich merkwürdig vergleichen läßt. Berlin vor dem Jahre 1806, Wien zur Zeit des großen Kongreſſes, welche Gegenſätze zu der heutigen Geſtalt! und doch iſt letztere die geſchichtliche Folge, die richtige Entwicklung jener früheren Gebilde! ja, die heutigen Zuſtände, wie bedrängt, verkümmert und armſelig ſie auch in manchem Betreff erſcheinen, ſind in ihrem Weſen unzweifelhaft edler, höher und fruchtbarer, als jene in ihrem Glanz und Schmuck. Nur in Einem ſcheint uns die alte Zeit entſchieden im Vortheil, ſie hatte bedeutendere Perſonen, größere Geſtalten. Berlin hatte ſeinen Prinzen Louis Ferdinand, einen Helden, einen Menſchenfreund und Bürger, wie Deutſchland zu ſeinem Schaden jetzt keinen hat, an den jede höhere Begeiſterung ſich anſchließen konnte, dem der Jüngling, wie der Mann gern vertrauete, überzeugt, daß der Führer, wenn auch irren, doch nie aus Eigenſucht oder Eitelkeit trügeriſch zu falſchen Zwecken leiten konnte. Damals war Gentz noch ein kühner Freiheitskämpfer, Johannes Müller noch rein von dem Anhauche ſchmachvoller Bethörung. Scharnhorſt wirkte in voller Thätigkeit. Hardenberg, Stein, Wilhelm von Humboldt, Schön, und Andere waren ſchon aufgetreten oder dazu bereit. Allein hinter dieſer politiſch-militäriſchen Welt ſtand eine andere mehr im Hintergrunde, jedoch nicht minder bedeutende; ſie war letzteres beſonders dadurch, daß die Freiheit, welche in jener keine Stätte fand, ſich hierher gerettet hatte, nämlich in die geſellige und litterariſche Welt, welche mehr, als man glauben möchte, in jener Zeit ihre Beſtandtheile zuſammenhielt. In dieſes geſellig-litterariſche Treiben Berlins, den Genoſſen ein unzerſtörbares Andenken genialer Kraft und Luſt, wie die Univerſität dem einſtmaligen Studenten, führen dieſe Denkblätter uns ein, und zwar mitten in den Strudel des Lebens der berühmten Gensdarmen-Offiziere, die man nur nicht mit irgend ſpäteren Erſcheinungen jugendlichen Militärübermuthes vergleichen möge! denn jene ſtehen unendlich höher, ſchon deshalb, weil ihr Uebermuth Oppoſition war, und weit entfernt, den Gelüſten roher Macht zu dienen, ſich wider ſie mit dem Geiſt und Geſchmack der neuen Bildung verbündete. Noſtitz war ſelbſt ein Gensdarmen-Offizier und als ſolchen lernte der Prinz Louis Ferdinand ihn kennen, der ihn mit Kennerblick zu ſeinem Adjutanten auswählte. Treu hielt Noſtitz zu ſeinem Prinzen, auch bei deſſen allzufrühen Tod auf dem Schlachtfelde, den hier ebenfalls zu finden ihm das Geſchick verſagte. Aber er that mehr für ihn! Dieſe Schilderung des eignen Lebens, in welcher Noſtitz als ein Meiſter klarer und treffender Darſtellung ſich zeigt, als ein kunſtloſer Autor, der, um die Worte nie verlegen, ſie immer gradezu aus der Sache nimmt, iſt das ſchönſte Ehrengedächtniß, das dem Prinzen je geſtiftet werden kann. Es ſtammt aus reiner Bewunderung und

Anhänglichkeit, und indem es die edlen und zarten Eigenſchaften hervorhebt, verkennt es auch die Schwächen und Mängel nicht. Und welche Nebenfiguren gruppiren ſich um dieſe Hauptfigur! Jeder der Namen, die hier genannt werden, oft nur flüchtig, könnte das Thema werden einer neuen Ausführung, ſowohl in Roman als in Geſchichte.

Daſſelbe Lob müſſen wir den Umriſſen des Wiener Kongreſſes ertheilen, welchem Noſtitz als ruſſiſcher Offizier beiwohnte und in deſſen innerſtes Lebensgetriebe er uns ſcharfe Blicke thun läßt, die noch heute manche Haut mehr als ritzen mögen. Die Geſchichte der Verhandlungen des Kongreſſes wird hier kaum berührt, aber ein Bild wie dieſes iſt mehr werth, als alle Verhandlungen und wer das Gegebene weiter zu führen verſteht, wird ſich nicht wundern, wenn er in raſcher Folge von Stufe zu Stufe bis zu dem Punkte gelangt, wo das lange geſtützte Gebäude der Lüge und des Unverſtandes, der Willkür und Gewaltſamkeit krachend zuſammenſtürzt, und die Trümmer ſehen läßt, die uns vor Augen liegen, und die wahrlich nicht die einer vergangenen Herrlichkeit ſind, als welche ſie von Unredlichen oder Thoren noch bisweilen beſeufzt werden.

Was das Buch ſonſt noch enthält, in Tagebüchern, in Briefen von Noſtitz und Merian, an Gneiſenau, Varnhagen, den Herausgeber und Andre, ſteht mit jenen beiden Hauptabſchnitten nicht auf gleicher Höhe, iſt aber immer dankenswerth und reich an mancherlei Zügen und Bemerkungen. Der Herausgeber hat ſich nicht genannt, allein die kurze Vorrede und einige Zwiſchenworte laſſen genugſam erkennen, daß hier eine geübte Feder waltet, die des gediegenen Ausdrucks vollkommen ſicher iſt. Die Hindeutung auf mögliche Vermehrung dieſer Denkwürdigkeiten und litterariſchen Hinterlaſſenſchaft begrüßen wir mit dem Wunſche, daß ſie bald und reichlich erfüllt werden möge!

Blick in das Innere einer Königsfamilie. Memoirs of the reign of George the Second etc. By John Lord Hervey. London, 1848. 2 Vols. 8.

Die engliſche vornehme Welt lieſt und beſpricht jetzt allgemein mit Begier und Eifer ein Buch, das für die Geſchichtskunde von großem Werth iſt, daneben aber auch dem hohen Geſchmack an enthüllten Jämmerlichkeiten und Schändlichkeiten überreiche Befriedigung giebt. Es ſind dies die Memoiren Lord Hervey's aus der Regierungszeit Georgs des Zweiten und ſeiner Gemahlin der Königin Karoline: dieſe Schriften, welche lange unter feſtem Verſchluſſe gelegen, haben endlich das Licht der Oeffentlichkeit erblicken dürfen, ihr Inhalt beweiſt allerdings zur Genüge, daß dies nicht möglich war, ſo lange noch ein näherer Zuſammenhang jener Zeitgeſtalten mit der ſpätern Zeit ſtattfand, in der ſie betrachtet werden ſollten; der Verlauf eines vollen Jahrhunderts hat dieſen Zuſammenhang abgeriſſen, denn die Enkel und Urenkel haben ſelten noch Empfindlichkeit für die Schande und Schmach, von der ein paar Geſchlechtsfolgen ſie trennen. Daß dieſelben Namen, die noch jetzt blühen, auch dort vorkommen und nicht eben ehrenvoll, vermehrt den Reiz, ohne ſonderlich zu ſchaden.

Lord Hervey gehörte zum Hofe Georgs des Zweiten, und war ein vertrauter Günſtling des Königs, mehr noch der Königin, für die er wirklich Anhänglichkeit hatte, wenn auch nicht große Achtung. Man kann ſich ſein zwangvolles Höflingsleben nur erklären aus dem Bedürfniß, in dieſen Kreiſen etwas zu gelten, und aus der unwiderſtehlichen Gewöhnung an ein ſolches Verhältniß, das freilich mit Anſehn und Einfluß verbunden war. Denn eigentlich iſt er zu gut für eine ſolche Dienſtbarkeit, in der ſeine Tage unter beſtändiger Selbſtverläugnung, Schmeichelei, Lüge und Langweile erbarmungswürdig dahinfloſſen; daß er für dieſe Unwürdigkeit zu gut iſt, bezeugen ſeine Memoiren, in denen er alles Schlechte mit geſundem Urtheil erkennt und mit ſcharfer Wahrheitsliebe aufdeckt. Wir können es als eine Genugthuung anſehen, daß in die Mitte ſolcher nichtswürdigen Hofkreiſe, wo die Macht in den ſchlechteſten Händen iſt, und alles Gute ſich beugen oder verkriechen muß, den Großen immer ſolche Aufmerker und Erzähler beigeſetzt ſind, deren Geſchäft alles genau zu erforſchen und aufzuzeichnen ſich unter dem Scheine der Unterwürfigkeit verbirgt, aber ſpäter ohne Schonung alles ſtraft und rächt, was jene begangen haben. Ludwig der Vierzehnte hatte ſeinen furchtbaren Gewiſſensrath und Ankläger bei der Nachwelt in dem Herzoge von Saint-Simon, Georg der Zweite keinen nachſichtigern in Lord Hervey; es iſt ganz richtig, daß ſie ihre bitterſten Feinde ſelber anziehen und füttern. Aber was ſind die Verruchtheiten und Jämmerlichkeiten Ludwigs des Vierzehnten gegen die Niedertracht und den Schmutz, die bei Georg dem Zweiten glänzen! Dort war wenigſtens Geſchmack und Feinheit, mitunter ein Zug von Menſchlichkeit, ein Anflug höheren Geiſtes; hier iſt alles grundgemein, roh und boshaft, der Abſchaum alles Niedrigen und Schändlichen, wie kaum der verworfenſte Pöbel ihn zeigen kann. —

Leider gehen uns dieſe Geſchichten etwas näher an, denn die Hauptfiguren, welche in ſolcher Schmach ſich darſtellen, ſind leider Deutſche! Georg der Zweite war der zweite König von Großbritannien aus dem Hauſe Hannover, dem das engliſche Parlament aus thörichtem Halten an genealogiſchen Tabellen die Thronfolge zugewieſen hatte, ohne alles Verdienſt der Berufenen, ohne Ehre und Heil für das Land. Sein Vater war in jeder Beziehung ſchlecht und gering, aber der Sohn, der mit jenem in erklärter Feindſchaft lebte, ließ das väterliche Beiſpiel weit hinter ſich; wie er ſelbſt ein ungerathener Sohn geweſen, ſo war ihm zur Strafe wieder ein ſolcher gegeben, doch ſeinem Herzen that das nichts, nur ſeinem Stolz und Geize war es zum Aerger. Verdiente der Sohn auch keine Liebe, ſo wirkt doch der gefühlloſe bittre Haß, mit dem beide Eltern ihn verfolgen, — denn auch die Mutter iſt voll Wuth und Abſcheu gegen ihr leibliches Kind —, mehr Widerwillen gegen die Eltern, als gegen den Sohn, ſo wenig man auch ſonſt geneigt ſein kann, für den letztern Parthei zu nehmen.

Georg der Zweite iſt die perſonifizirte Selbſtſucht, ohne alle Rückſicht und Schonung, die irgend ein ſittlicher Beweggrund ihm auferlegen könnte, nur dem bittern Zwange der engliſchen Verfaſſung weicht er mit Unwillen und Schimpfen, ſonſt muß alles ſeiner Laune, ſeiner Hoffahrt, ſeinem Geize und ſeiner Herzenshärtigkeit unterliegen. Er iſt ein Geck, ein feiger Prahler, ein genußſüchtiger Schwächling, ein Verächter alles Rechts und aller Freiheit, ein Betrüger ſeiner Unterthanen, ſeiner eignen Familie, und hält alle Menſchen für ſo ſchlecht und elend, als er ſelber iſt. Den Schein aber will er haben, als ſei er ein kriegeriſcher Held, eine liebenswürdige Perſönlichkeit, ein vollkommener Staatsmann, ein von niemanden geleiteter Herrſcher, und wie er ſich täglich mit all dieſem ſchmeichelt und den Andern unverſchämt die Anerkennung aufzwingt, gehört nicht zu den kleinſten Qualen des täglichen Umgangs mit dieſem gekrönten Narren. Er bildet ſich ein, ſelbſtſtändig zu ſein, und wird ganz und gar am Seile geführt von ſeinem Weibe und ſeinem Miniſter! Freilich geſchieht dies mit Opfern, um deren Preis kein edler Menſch den traurigen Gewinn haben möchte, Königin oder erſter Miniſter zu ſein! Sie fügen ſich in alle ſeine Launen, geben ihm in allem Recht, ertragen ſeine unaufhörlichen Grobheiten, ſeine langweilige Gegenwart; die Königin bringt täglich ſieben, acht und mehr Stunden mit ihm zu, in denen ſie keinen Augenblick behaglich iſt, immer eine Rolle ſpielen, ihren eignen Sinn verſtecken, fremden ſpielen muß, in denen ſie Beleidigungen aller Art erfährt, auch die unziemlichſten, denn der König erzählt ihr ſeine ſchmutzigen Liebesgeſchichten mit allen kleinen Umſtänden, fordert Rath von ihr und Beihülfe! Nicht beſſer ergeht es dem Miniſter Sir Robert Walpole, der allen Unſinn, alle Härte und Mißlaune in tiefer Unterthänigkeit verſchlucken muß, um nach und nach auf Umwegen, gleich der Königin und mit ihr verbündet, den eignen Willen aus dieſem Wuſte ſiegreich zur Ausführung zu bringen. In dieſen Mühen und Qualen iſt ihnen Lord Hervey ein treuer Genoſſe und eifriger Gehülfe; uns, wie geſagt, bei ſeinen ſonſtigen guten Eigenſchaften, unbegreiflich!

Der König haßte eigentlich England und beſonders deſſen freie Verfaſſung, das Parlament ſah er als eine Geſellſchaft von Schurken und Lumpenkerls an, deren Stimmen zum Theil mit dem Gelde, das ſie ihm bewilligten, erkaufen zu müſſen, er ſich gar nicht zufrieden geben konnte. Weit lieber war er in Hannover, wo er ſich in deutſcher Fürſtenhoffahrt behaglich fühlte, und nur die Furcht, die doch wichtigere brittiſche Krone wieder zu verlieren, zwang ihn den mehrmaligen Beſuch in Hannover abzukürzen. Dafür ſchimpfte er bei der Wiederkehr weidlich auf alles Engliſche: alles war in Deutſchland beſſer, feiner; kein engliſcher Koch verſtand ein Gaſtmahl zu bereiten, kein engliſcher Kutſcher konnte fahren, kein engliſcher Jockey ſaß gut zu Pferde, ja die Pferde ſelbſt taugten nicht; kein Engländer wußte mit Anſtand in's Zimmer einzutreten, keine Engländerin ein angenehmes Geſpräch zu führen; in Hannover dagegen waren die Muſter von Artigkeit, Feinheit, Unterhaltung und Witz, die bravſten Truppen, die geſchickteſten Gewerbsleute, die erleuchtetſten Staatsmänner! Wir können uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, daß die Engländer das alles damals von ihrem Könige hören mußten, und es jetzt von ihm leſen! — Sie vergalten es ihm übrigens reichlich, und aller Spott und Hohn, die der Haß aufgebrachter Unterthanen erzeugen kann, wurden in Schriften und Bildern öffentlich auf ihn gehäuft, wovon Lord Hervey ſchlagende Beiſpiele anführt. —

Der Stolz und Grimm des Königs wurde bei einer merkwürdigen Gelegenheit durch die engliſche Geſetzeskraft empfindlich gebeugt. Ein bekannter und durch ſeine Kühnheit und Liſt dem Volke beliebter Schleichhändler war in Edinburg ergriffen worden und ſollte hingerichtet werden; um einen Verſuch zu ſeiner Befreiung zu vereiteln, hatte ein Hauptmann Porteous unter das Volk ſchießen laſſen, acht Menſchen waren getödtet und viel mehr verwundet worden. Der Hauptmann hatte die geſetzlichen Vorſchriften nicht beobachtet, er wurde verhaftet, vor die Geſchwornen gebracht, und von dieſen zum Tode verurtheilt. Die Königliche Begnadigung erfolgte ſogleich, allein das Volk war ſo aufgebracht, daß es ſich bewaffnete, das Gefängniß ſtürmte, alle Gefangenen laufen ließ, den Hauptmann aber auf den Richtplatz führte und mit allen Umſtändlichkeiten eines regelmäßigen Gerichtsverfahrens am Galgen aufknüpfte. Der Hof war außer ſich, weniger über das Schickſal des unglücklichen Porteous, als weil das Königliche Anſehen nicht hatte durchgreifen können, und weil die oberſten Gerichtsbeamten erklärten, daß ſich nichts dabei thun ließe, weil man keine Zeugen fände. —

Aber ich verſprach einen Blick in das Innere dieſer Königsfamilie, und das Bisherige giebt ihn noch nicht vollſtändig genug! Die Königin lag in der Krankheit, an der ſie bald auch ſtarb, ſchwer danieder. Der König, der ſeine Unarten und Plumpheiten mit den zärtlichſten Lobſprüchen miſchte, und beſonders ſchriftlich ſich in ausgeſuchten und weitläufigen franzöſiſchen Redensarten erging, von denen doch, wie Lord Hervey bemerkt, der beſte Theil immer ihn ſelber verherrlichen ſollte, war auch bei jenem Anlaſſe voll Bezeigungen der innigſten Theilnahme und Beſorgniß, ohne darum ſeine Rohheit und Herrſchſucht im geringſten zu verläugnen. Wenn die Königin, die eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden hat, und

Pein und Angſt im Bette ſich hin und her wandte um eine beſſre Lage zu finden, ſo fuhr der ungeſtüme Gatte ſie an: „Wie zum Teufel kannſt du ſchlafen, wenn du nicht einen Augenblick ſtille liegen willſt? Du haſt Ruhe nöthig, die Doktors ſagen es, und du fährſt immer hin und her! Auf die Art kann kein Menſch ſchlafen, und ſo machſt du's in allen Stücken, immer verkehrt, und dann wunderſt du dich, daß nichts gelingt.“ Die Aerzte hatten ihr erlaubt, alles zu eſſen und zu trinken, das gab Anlaß, daß der König jeden Augenblick ihr etwas anbot, was ſie hinunterſchlucken mußte, und wenn ihr Magen es alsbald wieder ausbrach, ſo hieß es: „Wie iſt es möglich nicht zu wiſſen, was man mag oder nicht, vertragen kann oder nicht!“ Als ſie Opium genommen hatte, und mit ſtarren Augen dalag, rüttelte das Unthier ſie mit den Worten auf. „Mein Gott! wie kann man ſo hinſtarren? Wonach ſiehſt du? Deine Augen ſind wie die eines abgeſtochenen Kalbes!“ — Oefters ließ er ſich über die Todesfurcht ſeiner Gattin aus, und rühmte dann ſich ſelbſt, daß er im größten Seeſturm keine gezeigt habe, und machte prahleriſche Erzählungen, von denen die Zuhörer das Gegentheil glaubten. In einer Nacht, als die Königin ſehr ſchlimm war, ſaß er im Vorzimmer auf einem Lehnſtuhl, die Füße auf einen Schemel ausgeſtreckt, und ſprach in einem fort von ſeinem Muth und ſeiner Standhaftigkeit zu Lord Hervey, der am Feuer ſaß, und der Prinzeſſin Emily, die ſich auf ein Sopha gelegt hatte; die Prinzeſſin war eingeſchlafen, der König bemerkte es, und ging nach der Königin zu ſehen. Kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo fuhr die gute Tochter auf, und ſagte zu Lord Hervey

„Iſt er fort? Wie langweilig iſt er! Ich habe die Augen zugedrückt, um nicht an dem langweiligen Geſpräch Theil zu nehmen, und hätte gewünſcht auch die Ohren verſchließen zu können. Erſtlich bin ich zum Sterben krank davon, jeden Tag meines Lebens von ſeinem großen Muth zu hören; zweitens, denkt man jetzt an Mama und nicht an ihn. Wem iſt noch an ſeinem alten Sturm gelegen? Und überdies glaub' ich, die ganze Geſchichte iſt eine Lüge, und er hat Furcht gehabt wie ich ſie gehabt hätte; auch in ſeiner Krankheit war er ſehr erſchrocken, ich ſah ihn ja, und hörte ja all ſein Grauſen und Wehklagen, und wie er immer vom Sterben ſprach.“ Der König kam aus dem Krankenzimmer zurück, und die liebe Tochter rieb ſich die Augen, als erwachte ſie eben, und fragte ganz lieblich: „Wie lange war Papa weg?“ —

Die Gefahr der Königin verurſachte eifrige Nachfrage. Auch Sir Robert Walpole fand ſich im Vorzimmer ein, der König nahm die dem dicken ſchwerfälligen Manne mühſame Kniebeugung und Handkuß gnädig an, und führte ihn zu der Königin Bette, wo der Miniſter von ihr große Lobſprüche empfing. Zufrieden und gerührt kam er Abends wieder, aber ungerufen, und das nahm der König übel. Als am andern Morgen wieder der Miniſter, ohne deſſen Klugheit und Eifer die Krone vielleicht nicht in dem Hauſe Hannover geblieben wäre, in treuer Theilnahme ſich im Vorzimmer einfand, wurde der König ſo grimmig, daß er zur Königin ſagte, draußen ſei es ſo voll von unnützen Leuten, daß man nicht durchkommen könne, und es erging der Befehl ſie alle hinauszuweiſen.

Die Königin ſprach von ihrem nahen Tode, und machte mancherlei Verordnungen; unter andern rieth ſie dem Gemahl, wieder zu heirathen. Er lehnte es nicht ab, ſagte dann aber ſich beſinnend: „Nein, ich werde mir lieber Maitreſſen halten!“ Worauf die Königin erwiederte: „Als wenn das nicht zuſammen ginge!“ Ihr Benehmen in Betreff der Liebſchaften des Königs nennt auch Lord Hervey ein höchſt unwürdiges, erniedrigendes. Aber ſie that alles, um nur ihre Herrſchaft zu behaupten, und mehr noch als dieſe ſelbſt war ihr der Schein, die Leute ſollten ſie allmächtig glauben. Ihre Berathungen mit Hervey, mit Walpole und andern Leuten ſind oft völlig ſchamlos, der König wird völlig preisgegeben in ſeiner Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, alle elenden Mittel ihn zu betrügen und zu gängeln werden ohne Hehl erörtert.

Den Prinzen von Wallis, ihren Sohn, wollte ſie auch auf dem Todbette nicht ſehen. Sie haßte ihn gründlich, mehr als man es einer Mutter möglich glaubte, nannte ihn den größten Lügner und Böſewicht, der je gelebt habe, gab ihm die ſchlechteſten Beinamen, ſpie gegen ihn aus, wenn ſie ihn zufällig vorübergehen ſah, und ſuchte auch den Schweſtern dieſelbe Geſinnung wider den Bruder zu geben, was ihr mit der einen gelang, während die andre es doch heimlich mit ihm hielt. Unterdeſſen betrogen beide Eltern den Sohn mit Uebermuth um die Hälfte ſeines Jahreinkommens, das Parlament hatte ihm jährlich 100,000 Pfund zugedacht, er bekam aber, unter nichtigen Vorwänden, vom Vater, dem die Mutter beiſtimmte, immer nur 50,000 ausgezahlt! —

Georg der Zweite, ſagt Lord Hervey, hatte kein Gefühl als für ſich ſelbſt, er liebte keinen Menſchen, er hatte einen Widerwillen Grund zu ihnen, ſelbſt wenn es nicht auf ſeine Koſten geſchah. Von lächerlicher Eitelkeit und anmaßlichem Dünkel beherrſcht, ſah er alles was ihm von Andern im Ernſt oder aus Höflichkeit dargebracht und bezeigt wurde, als die natürlichſte Gebühr an, mit ausſchließlicher Bewunderung verſchwenderiſch, beſonders wenn er ſchrieb, war er doch auch freigebiger mit ſeinen Grobheiten und Beleidigungen, er haßte den ſchreibenden ſchlecht, mißtraute ſchreibenden, hatte weder Malerei noch Gelehrten, am wenigſten wo ſeine Geliebte mit im Spiele war; in ſeiner Religiöſität und Liebe erlaubte er ſich jeden Unverſtand; ſeine deutſchen Unterthanen zog er zwar den engliſchen vor, allein er liebte auch jene nicht, die letztern haßte er. Dieſer Narr und Böſewicht, mit ſeiner kaum beſſern Sippſchaft und ſeinen zwar fähigen aber entarteten Staatsdienern, hat über das freie England geherrſcht von 1727 bis 1760! —

Lord Hervey verdient den Dank aller Geſchichts- und Wahrheitsfreunde, daß er aus ſeiner langen freiwilligen Knechtſchaft an ſolchem Hof und in ſolcher Familie wenigſtens die heilſame Frucht einer treuen, abſchreckenden Schilderung dieſes Unweſens gezogen und ſeine Memoiren hinterlaſſen hat. —

Histoire de la Révolution de 1848. Par Daniel Stern. Premier Volume. Paris, 1850. 8.

In Paris erſchien jetzt eben dies wichtige Buch, ein Buch ſtrenger Geſchichtſchreibung, aber zugleich anziehend wie ein Roman, denn die gründlich erforſchte Wahrheit iſt darin mit Anmuth vorgetragen, in lebendigen Schilbewegen, mit heller Einſicht und ſcharfem Urtheil. Die Verfaſſerin erinnert vortheilhaft an frühere ſchriftſtelleriſche Unterſuchungen und herrliche Darſtellungen, die wir dieſem ausgezeichneten Geiſt [illegible]. Hier zeigt ſich ein entſchiedener Beruf zur Geſchichtſchreibung, wie vielleicht noch nie eine Frau ihn dargethan hat; denn daß unter dem Namen Daniel Stern eine vornehme Dame ſich verhüllt, iſt kein literariſches Geheimniß mehr. Wir begrüßen dieſe Erſcheinung als eine glänzende, ernſte, fruchtbare, die vielfaches Nachdenken erwecken und manchen Sinn aufklären wird über Thatſachen, die nur zu häufig mit Abſicht im falſchen Lichte gezeigt worden, hier aber im wahren, klaren geſchildert werden.

Wir hoffen, daß vorliegendes Buch recht bald einen deutſchen Ueberſetzer finden, und ſo auch bei uns ſeine gebührende Verbreitung erlangen. Wir verſagen uns nicht, den intereſſanten Schluß deſſelben hier vorläufig mitzutheilen. Der Autor hat die Ereigniſſe des Februars 1848 in Paris bis zur Einſetzung der proviſoriſchen Regierung geführt, und ſchließt dann wie folgt: „Der [illegible] Charakter zeigt ſich offenbar in dieſem Ausgang der Dinge. [illegible] Truppen hatten ſich faſt ohne Kampf ergeben. Der König, die Prinzen, die Miniſter, die Kammern, Alles war vom erſten Hauche des Volksſturmes auseinandergeweht, geflohen. In derſelben Nacht, wo die proviſoriſche Regierung eingeſetzt worden, empfing ſie ſchon die Huldigung der unterwürfigen Truppen durch den Mund der angeſehenſten Generale und Marſchälle. Die Bürgerwehr, in die Volksmaſſe verwickelt, ſah ſich unwillkürlich gezwungen, die von ihr unterſtützte Revolution als die ihre anzuerkennen. Auf einen Blick und Telegraphen gingen alle Provinzen im Augenblicke von der Monarchie zur Republik über. Die [illegible] Einführung der [illegible] und Königthums einer Republik zu bestätigen, die sie noch Tags zuvor für unmöglich, für Unsinn erklärt hatten, weckte völlig die [illegible] der [illegible] Ordnung, Liebe [illegible] und [illegible] auf, der nur dem Scheine [illegible], und mit dem [illegible] und dem Glanze der [illegible] Regierungsgewalt bisher [illegible]. Die alte Gesellschaft [illegible], die neue beugte sich vor ihren [illegible] Gesetzgebern."

„Die Februarrevolution und die Gründung der Republik aus diesem Gesichtspunkt ansehen, heißt, ich weiß es wohl, in völligem Widerspruch stehen mit einer weitverbreiteten Meinung, die heute in dieser ungeheuren Revolution nichts sehen möchte, als das zufällige Spiel einer Partei, einen kühnen Griff der Gewaltthat und des Verraths. Hört man die gefährlichen Leute, die im [illegible] so viel [illegible] geworden, und die sich jetzt für ihre schmachvoll bewiesene Feigheit durch nichtswürdige Verläumdungen zu rächen suchen, so bedurfte es nur eines zur rechten Zeit gegebenen Befehls, einer geschickteren Truppenbewegung, eines Schusses mehr in Paris, eines Kämpfers weniger auf der Straße, der Anwesenheit eines Ministers in der Kammer, und das Königthum wäre gerettet gewesen, hätte gesiegt, die [illegible] Wiederkehr wäre [illegible] und schnell [illegible] Ordnung [illegible] der [illegible] ihrer Herrlichkeit [illegible]. Die Zukunft ist nicht fern, welche solche [illegible] Behauptungen in ihr Nichts zurückführen wird. Die Geschichte wird es klar vor Augen stellen, daß vielleicht niemals die Ueberraschung, der Zufall, das persönliche

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], der Umgebung von Jena, woſelbſt ein ſchönes Stück und edler Geſchmack ſich kund giebt. Ueberhaupt haben wir hier die gute deutſche Proſa, deren Eleganz vorzüglich in der ſo natürlichen als kräftigen Ausdrucksweiſe beſteht, mit der ſich [illegible] zu [illegible] [illegible] und [illegible] wird.

Im Allgemeinen liegt dieſem ſchätzbaren Buche, das auch dem Reichthum ſeines anziehenden Stoffes nach manche Fortſetzung hoffen läßt, eine hohe, ſittlich reine und geiſtig freie Weltanſchauung zum Grunde, und ein geſunder, edler politiſcher Sinn, wie er in den Tiefen der Nation verbreitet iſt und unter den gegebenen Zuſtänden ſich immer mehr verbreiten muß, als der einzige wahre und gerechte und dem [illegible] [illegible] nach zu erwarten ſteht. Dieſer politiſche Sinn bewegt ſich, wie es jetzt wohl nicht anders ſein kann, bei ſeinem [illegible] überall oder nicht [illegible] hervor, und macht das Buch nur um ſo mehr zu einem Buche der lebendigſten Gegenwart. Bilder, wie ſolche uns das [illegible] über die Frauen aus Goethe's Jugendzeit, [illegible] auch in dieſer Zeitſchrift [illegible] Zeugniß ablegen von dem Fleiß und Verſtand, mit denen der Deutſche unter den Trümmern ſo vieler Hoffnungen und Erinnerungen ſich mit Zuverſicht ſo wieder aufbaut, wo der [illegible] Geiſter walten, deren Früchte ſich noch wieder zu Gewinne ſammeln.

[illegible] Denkmal von Johann Gotthard von Reinhold,
weiland königlich niederländischem Gesandten in Rom. Her-
ausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig,
[illegible]

Vorrede.

[illegible] Johann Gotthard von Reinhold [illegible]

[illegible]

treue Geſinnung, die hohe Einſicht und der hohe Muth, deren glückliche Vereinigung in ihm das ſchöne Maß und die klare Beſonnenheit erzeugte, welche der leuchtende Schmuck ſeines ganzen Lebens waren. Von dieſen ſeltenen Eigenſchaften ſicher geführt, durchſchritt er in einer bedenklichen Laufbahn, unter vielfachen Gefahren, die ſtürmiſchen Ereigniſſe der Zeit, die gedrängte Folge der größten Weltveränderungen, ging unverirrt und fleckenlos aus ihnen hervor, und konnte aus der ſpäten Ruhe ſeines vollendeten Alters mit heiterer Zufriedenheit auf den Weg und das Ziel, die ihm geworden waren, zurückblicken. Einem Manne ſolchen Sinnes und Geiſtes ſich anzuſchließen, war ſo leicht als belohnend; Liebe und Freundſchaft kamen ihm raſch entgegen, und fanden herzliche Erwiederung. Früh ſah ich ihn von trefflichen Freunden umgeben, deren er keinen verlor als durch den Tod, und gewann ſtets neue bis zu den Jüngſten. Ich durfte es als ein Glück empfinden, in meinem zwanzigſten Jahre mich ihnen beigezählt zu ſehen. Und war beſchieden vieles gemeinſam zu erleben, gleicher Neigung und gleichem Beruf zu folgen, — in diplomatiſchen Kreiſen, in kriegsdienſtlichen und geſandtſchaftlichen Pflichten, — dieſelben Menſchen kennen zu lernen, an denſelben Orten zu verweilen. Wir waren in Augenblicken entſcheidender Lebenswendung zuſammen, und wenn ſpäterhin längere Zwiſchenräume uns getrennt hielten, war ich deſſen immer als eines Mißgeſchickes eingedenk, das ich ſchmerzlich bedauerte.

Nach allem dieſem darf ich wohl ohne Anmaßung die theure Pflicht übernehmen, zu der mich die Pietät der ſeiner Tochter des Verewigten und ihres würdigen Gatten bereit, die dichteriſchen Erzeugniſſe herauszugeben, welche das ſchöne Talent des Dahingeſchiedenen ſo reich auf deſſen Lebensbahn ausgeſtreut, ihm ſelbſt und ſeinen Freunden zur Freude, doch der übrigen Welt größtentheils unbekannt, ſo ſehr auch ihr Antheil und Beifall ſolchen Gaben gerade in der letzten Zeit wäre zugeſichert geweſen. Ihm genügte die Gabe der Muſen als Befriedigung des eigenen Sinnes, als Erhellung des häuslichen, des geſelligen Lebens, er wollte nur ihre unmittelbare Wirkung, nicht Lob und Ruhm durch ſie gewinnen. Ihm lag der Gedanke fern, als Dichter, als Schriftſteller öffentlich aufzutreten; nur einige Proben ſeiner eigenen Gedichte wie ſeiner trefflichen Ueberſetzungen ließ er ohne ſeinen Namen, in den Nordiſchen Miſcellen und im Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen, den Wünſchen ſeiner Freunde gefällig im Druck erſcheinen. Wir bieten dieſe Blüthen und Früchte jetzt in ganzer Fülle dar. Alles dem innerſten Menſchen Werthe, ſein Herz und ſeinen Geiſt Ausſprechende, die Freundſchaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnſucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufſchwung frommer Betrachtung, die Begeiſterung für die Wunder der Kunſt, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier ſeinen anſpruchsloſen, doch gediegenen und ſchönen Ausdruck. Dieſe Gedichte wollen nicht den Himmel ſtürmen, noch in glitzernden Ausdrücken eine neue Welt erzeugen, ſie ſind geſchaffen, die vorhandene zu verſchönern, zu veredeln, den beſten Empfindungen Geſtalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, beſonders die vortreffliche Ueberſetzung des Petrarca, gehören unſtreitig zu dem Vorzüglichſten, was unſre an ſolchen Gaben überreiche

Litteratur aufzuweiſen hat; ſie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten wie den feinen Sinn und den ſichern Griff des Dichters. —

Vergeſſen wir indeß bei dieſen Darbietungen nicht, daß ſie nur die eine Seite des trefflichen Mannes zu erkennen geben, die ſchönmenſchliche, gefühlvolle, zu höherem Flug beſchwingte; gewiß nicht die mindere ſeines Weſens, aber die in einer andern, eben ſo ſtark ausgeprägten Seite deſſelben ihren Gegenſatz, und auch, bei dem innigen Zuſammenhange beider darf man ſagen ihre Ergänzung hatte. Als Beruf des werkthätigen Lebens, als weltliches Pflicht- und Ehrengebiet, hatte der Dichter das Staatsweſen, die Bahn der Diplomatik erwählt. Ich habe dieſe früher eine bedenkliche genannt, und in der That hat ſie bei glänzenden Vortheilen ihre eigenthümlichen Gefahren und Trübungen. Sie iſt wie kaum eine andre von Launen und Zufälligkeiten abhängig, ſie fordert wie kaum eine andre die vollſtändigſte Selbſtverläugnung; ſie läßt ihre hellſten Lichter ſpurlos erlöſchen, ihre verbrauchten Werkzeuge der troſtloſeſten Vergeſſenheit zufallen; ſchlimmer noch iſt, daß ſie auch droht den innerſten Menſchen aufzuzehren, ſeine Denkweiſe, ſeine Geſinnung, ſein Gewiſſen! Selten wird man einen Meiſter, einen Helden des Faches nennen, der nicht im täglichen und vieljährigen Einathmen des Scheins und Truges an ſeiner Seele Schaden genommen hätte, und es iſt nicht ohne Grund, daß ein vielerfahrner, kraftgeiſtiger, aber dennoch längſt namenlos verſchollener Geſandter einſt den Ausſpruch that: „Pour être bon diplomate, il faut avoir le diable au corps!“ Doch glücklicherweiſe giebt es Ausnahmen von dieſem harten Spruch. Ausnahmen, wo ſtatt des Dämons, der ſchonungslos des Menſchen ſich bemächtigt, der Geiſt der Wahrheit und Ueberzeugung die Oberhand behält, und durch die Fülle des Guten und Schönen jenem trotzt. Solcher Ausnahmen giebt es, und eine derſelben war Reinhold. Seine ungemeine Ausſtattung und Befähigung für das diplomatiſche Fach iſt durch die gültigſten Zeugniſſe anerkannt. Wer mit ihm in Geſchäften je verkehrte, als Vorgeſetzter oder Kollege, als Gehülfe oder Gegner, fand ſeine richtige Auffaſſung, ſein maßvolles Urtheil, die kluge Gewandtheit und doch redliche Offenheit ſeines Benehmens zu rühmen. Seine Beſcheidenheit allein iſt ſchuld, daß wir dies im Allgemeinen Ausgeſprochene nicht im Beſondern thatſächlich verfolgen können. Er, dem die größten Weltereigniſſe ſo nah vorübergegangen, der die Meiſterſchaft der Darſtellung mit der höchſten Wahrheitsliebe verband, der alſo vor ſo vielen berufen war, Denkwürdigkeiten ſeines Lebens zu ſchreiben, hat deren keine hinterlaſſen. Auch die amtlichen Belege ſeiner Wirkſamkeit hat er zu ſammeln, zu bewahren verſchmäht, den reichſten Schatz mannigfacher Papiere den Flammen überliefert. Er wollte ſeinen Amtsverhältniſſen, gleich ſeinem Privatleben, kein Heraustreten aus dem Kreis ihrer eigenſten Beziehungen geſtatten. Selbſt als in ſpäter Zeit ein böswilliger Angriff auf ſeine ehrenvolle Thätigkeit in Rom unerwartet geſchah, und er in der erſten Aufwallung eine Abwehr nöthig glaubte, verzichtete er doch bald wieder auf dieſe, begnügt mit dem Bewußtſein, daß diejenigen Perſonen, deren Urtheil ihm wichtig ſein konnte, von dem wahren Stande der Sachen hinreichend unterrichtet waren und von ſolchen Lücken nicht beirrt werden konnten. Wir dürfen indeß die Hoffnung hegen, daß auch die diplomatiſchen Verdienſte Reinhold's, von denen die urkundlichen Zeugniſſe wenigſtens an amtlicher Stätte ſicher verwahrt liegen, einſt in dieſen an das Licht des Tages treten, wenn eine kundige Hand in ſpäten Zeiten die werthvollen Schriftſtücke der unſrigen zum Vortheil wahrer Geſchichtſchreibung hervorſucht. Möge der ſinnige Herausgeber dann zur Ergänzung ſeiner Mittheilungen auf die unſrigen ſo zurückweiſen, wie wir zur Ergänzung der unſern hier im voraus auf die ſeinigen hindeuten! —

Berlin, im Mai 1852.

Anzeige.

Dieſe willkommnen Gaben der Muſe gehören in mehr als Einem Sinn vorzugsweiſe dem hamburgiſchen Leben an, und wir beeilen uns deßhalb um ſo mehr, ihre Erſcheinung unſern Leſern anzuzeigen. Johann Gotthard von Reinhold, einſt niederländiſcher Geſandter in Rom, Florenz und Bern, hat ſeine diplomatiſche Laufbahn als bataviſcher Geſchäftsträger in Hamburg begonnen, lebte hier vierzehn ſeiner beſten Jahre, war befreundet mit allem, was Hamburg damals an Bildung, Wiſſenſchaft und ſonſtiger Würdigkeit ſo reich darbot, und kehrte nach vollbrachter ehren- und ruhmvoller Amtsthätigkeit in entlegnen Ländern, zu behaglichem Ausruhen ſeines heitern Alters nach Hamburg zurück, wo er noch eine Reihe von Jahren in edlem Familienkreiſe glücklich lebte, bis ihn achtzehnhundert und achtunddreißig ein ſanfter Tod abrief. Ein großer Theil ſeiner Gedichte hat unmittelbaren Bezug auf hamburgiſche Perſonen, hamburgiſche Geſellſchaft, ein großer Theil derſelben iſt hier entſtanden, ſo unter andern auch die treue Ueberſetzung des Petrarca, die hier zum erſtenmal vollſtändig gedruckt erſcheint. Hamburg hatte in jener erſten Zeit noch ſeinen Klopſtock, ſeinen Reimarus und Sieveking, ſeinen Büſch und Ebeling, ſeinen Perthes und Gurlitt, ſeinen Heß, Veit und Kerner, dann die edlen Frauen Sieveking und Weſtphalen, in der Nähe den trefflichen Jacobi, Claudius, Hennings, Voght und Poel, ein herrlicher Kreis, in welchem Reinhold als einer der begabteſten und würdigſten Genoſſen mitlebte und mitwirkte. Der dichteriſche Nachlaß, den uns die Pietät einer edlen Tochter in ſchöner Ausſtattung darbietet, und den Varnhagen von Enſe und Weſſenberg mit treuem Freundſchaftsſinn bevorwortet, zerfällt in zwei Abtheilungen, in die eignen deutſchen Gedichte des Verfaſſers und in ſeine Ueberſetzungen. Von den erſtern ſagt der Herausgeber mit voller Wahrheit: „Alles dem innerſten Menſchen Werthe, ſein Herz und ſeinen Geiſt Anſprechende, die Freundſchaft und Liebe, die Erinnerung und Sehnſucht, die Theilnahme für Leid und Freude, der Aufſchwung frommer Betrachtung, die Begeiſterung für die Wunder der Kunſt, das tiefe Gefühl für die Schönheit der Natur, alles findet hier ſeinen anſpruchsloſen, doch gediegenen und ſchönen Ausdruck. Dieſe Gedichte wollen nicht den Himmel ſtürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen, ſie ſind zufrieden die vorhandene zu verſchönen, zu veredeln, den beſten Empfindungen Dauer zu geben.“ Nicht minderes Lob verdienen die meiſterhaften Ueberſetzungen, ſowohl aus den beſten engliſchen Dichtern, als aus den bedeutendſten und oft bei uns weniger bekannten italieniſchen — Zappi, Buſſi, Petrochi, Menzini, Redi, Stampa ꝛc. vor allen aber der hier ſo glücklich in ſtrengſter Form übertragene Petrarca. Sie entſtand innerhalb eines einzigen fruchtbaren Jahres, blieb aber während mehr als dreißig Jahren der Gegenſtand unaufhörlicher Sorgfalt, und erfuhr weſentliche Umbildungen in Italien ſelbſt; ohne irgend einer anderen deutſchen Ueberſetzung des Petrarca damit zu nahe zu treten, dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß die Vorzüge der Reinhold'ſchen von keiner andern erreicht werden. Der verſtorbene Oberconſiſtorialrath in Berlin Franz Theremin allein hätte mit Reinhold in die Schranken treten dürfen, doch dieſer hat das ganze Liederbuch Petrarca's, jener nur einzelne Stücke daraus im Deutſchen wiedergegeben. — Unter den kleineren Gedichten Reinhold's finden ſich manche von ganz örtlichem und perſönlichem Intereſſe, denen aber im Verlaufe der Zeit eine größere Bedeutung dadurch erwuchs, daß der anfangs unſcheinbare Gegenſtand in der Folge namhaft, ja berühmt wurde, wie dies bei dem Gedicht Seite 48 auf Auguſt Neander der Fall iſt. Der nachher als großer Kirchenhiſtoriker und frommer Theologe verehrte Mann, der damals zu Hamburg in einem dem Dichter befreundeten Kreiſe lebte, war als Jüngling zum Chriſtenthum übergetreten und hatte den Namen Neander (Neuer Mann) angenommen. Ganz verſunken in Platoniſche Philoſophie wollte er nichts gelten laſſen, als ſtrenges Trachten nach dem Höchſten, verachtete jeden Schmuck des Lebens und entzog ſich wie den Lockungen der Frauen, auch denen der Poeſie und der Kunſt. Dieſen ſtrengen Sinn wollte Reinhold in dem hübſchen Gedicht anerkennen, entſchuldigen, und dennoch zugleich das Recht und Glück einer mildern Geſinnung daneben aufſtellen. Neander ward durch die anmuthige Gabe lebhaft bewegt, und dankte inniger für ſie, als der Dichter es erwartet hatte.

An einen jungen Mann, genannt Neander.

Mai achtzehnhundert und ſechs.

Neuer Mann, doch Neuling nicht,
Billig fürchteſt Du die Frauen.
Dem, der Wahrheit will erſchauen,
Steht ihr holder Reiz im Licht.
Drum macht Weisheit Dir zur Pflicht,
Jenen Weſen zu entfliehen,
Die dem Bilde Dich entziehen,
Das Dein jugendliches Herz,
Mit dem Auge himmelwärts,
Will herab vom Himmel ziehen.

Wer das Himmliſche erſehnt,
Muß das Irdiſche verlaſſen,
Und am meiſten muß er haſſen,
Was ein ird'ſcher Reiz verſchönt.
Von dem Staube nur entlehnt
Iſt was hier auf Erden zieret.
Drum, vom Schimmer nicht verführet,
Schau hinauf zum ewgen Glanz,
Der die reine Seele ganz
Dem Vergänglichen entführet.

Wen durchglüht der Sterne Pracht,
Kann aus irdiſch ſchönen Augen
Länger keine Wonne ſaugen;
Ihm verſinkt ihr Strahl in Nacht.
Lieblich, aber fruchtlos, lacht
Lockung auf beſeelten Wangen

Dem, deß Blicke mit Verlangen
Und deß Seele glutherfüllt
An dem hehren Götterbild
Unverhüllter Wahrheit hangen.

Wohl ihm, deſſen Augenſtrahl,
Wenn die Blindheit ihm zerronnen,
Dringt bis zu dem Quell der Sonnen
Und dem hohen Götterſaal.
Aber glücklich auch die Zahl
Von geweihten Muſenſöhnen,
Die nach Menſchlichem ſich ſehnen,
Und mit liebendem Vertraun
Dich, erhabne Wahrheit, ſchaun
In dem Lieblichen und Schönen.

Ein zweites Gedicht, das wir hier mittheilen, iſt ohne weitere Erklärung verſtändlich, und vereint mit ſeinem herzlichen Inhalt eine Zartheit und Ründung des Ausdrucks, wie wir ſie in den beſten Sachen dieſer Art von Uhland wahrnehmen, deſſen Namen, wenn er ſtatt Reinhold's unter dieſen Zeilen ſtände, uns gar nicht wundern würde.

Lied.

Dort jenſeits von jenen Bergen
Iſt meiner Mutter Land;
Da war ich den Wieſen und Hügeln
Als Kind einſt wohlbekannt.
Noch ſtehen die Hügel und Wieſen
Und fragen von Wehmuth erfüllt:
Wo iſt das Mädchen geblieben,
Das Mädchen ſo wild und mild?

Hier dieſſeits von jenen Bergen,
Da iſt ein anderes Land;
Es knüpft mich an ſeine Fluren
Mit liebevollem Band.

Was lebet darinnen und webet,
Das hat mich herzlich lieb;
Drum tröſtet euch, Wieſen und Hügel,
Daß ich bei euch nicht blieb.

Was flüſtert von jenen Bergen
Die Stimme mit holdem Klang?
„Es iſt eine Kunde gekommen,
So Hügel als Wieſen entlang.
Lieb biſt Du, ſo hüben als drüben,
Lieb biſt Du, ſo nahe als fern;
Doch gönnet die Sehnſucht der Fernen
Der Liebe der Nahen Dich gern.“

Das Sonett Seite 110 wurde in Varnhagen's Stammbuch eingeſchrieben. In einigen Gedichten ſind auch noch beſondere Geheimniſſe niedergelegt, die der Aufmerkſame finden kann, wir aber nicht verrathen dürfen. Von allgemeinſter, und auch noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, gültiger Bedeutung möchte der folgende am erſten Januar 1805 an Deutſchland gerichtete Zuruf ſein, den wir deßhalb mittheilen:

Deutſchland, heimiſches Land, an deſſen nördlichſter Gränze
  Uns das ſchöne Gefühl, Dir zu gehören, beglückt;
Brüderlich töne Dir von dem Geſtade der Elbe der Glückwunſch;
  Liebend ſendet ihr ihn, Donau und Rhein, ihn zurück.
Ein Weg führt zum Ziele, dem einen, was Deutſch iſt von Urſprung;
  Immerhin ſpalte den Staat neidiſch ein feindlich Geſchick.
Bahnen der Kunſt und des Wiſſens, o feiert die große Verbündung;
  Sternbild ewigen Ruhms, leuchte gemeinſam uns vor.
Wahrheit bleibe, mit Recht vereiniget, unſere Sonne,
  Auf zu den Quellen des Seins führt ihr verbundener Strahl.

Siegend treten wir ſo in die Hall' unſterblichen Nachruhms;
Dort grünt ewig für uns, wie für Hellenen der Kranz.
Uns ziemt, kämpfend um ihn, nicht achten der fremden Verkennung!
Blendet ſie Dünkel und Wahn reiner ſei ſtets unſer Blick.
Jahr, das beginnt, kühn ſchreite du fort im erhabenen Wettlauf;
Strahle, beneideter Kranz, herrlich belohnend am Ziel!

Alſatia, Jahrbuch für elſäſſiſche Geſchichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunſt. Herausgegeben von August Stöber. Stuttgart (Mühlhauſen, bei Rißler) 1853. 8.

Die deutſche Litteratur macht Eroberungen in fremden oft weit entlegnen Ländern, ſie wird in England und Frankreich, in Italien und Rußland gepflegt, in Nordamerika erſcheinen deutſche Bücher und Tagesblätter. Mehr noch als dieſer oft wenig nachhaltige, leicht wieder ſich verflüchtigende Gewinn freut uns die ſtandhafte Treue, mit der altdeutſche, doch dem gemeinſamen Vaterlande politiſch abgetrennte Länder in Sprache, Sitte und Litteratur feſthalten an der urſprünglichen Heimath. Wir dürfen in dieſem Betreff die am baltiſchen Ufer wohnenden Stammgenoſſen rühmen, die Sachſen in Siebenbürgen, zumeiſt aber die Allemannen im Elſaß. Ohne Zweifel haben die letztern bei den größten Verlockungen zum Abfall auch die ſtärkſten Proben edlen Beharrens und Ausdauerns gegeben; nicht gegen ſtrenge Gewaltherrſchaft und rohe Unbildung, ſondern gegen eine im Ganzen wohlmeinende, oft milde und bisweilen freiheitliche Regierung, und gegen ein hochgebildetes, geiſtreges und vorſtrebendes Volksthum, das ſich ihnen mehr anbietet als aufdringt, haben ſie den Kampf ihrer angebornen Eigenthümlichkeit zu führen, und führen ihn glücklich, mit gerechten Waffen, ohne Verkennung oder Verwerfung der Nachbarvorzüge, durch tüchtige Leiſtungen und freies Beſtehn in der eignen Weiſe. Wir bedürften eines großen Raumes, wollten wir alles aufzählen, was das Elſaß, und namentlich Straßburg, für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, für deutſches Leben und Dichten in alter und neuer Zeit hervorgebracht; und bis in die neueſte Zeit hinein! Die politiſchen Stürme haben im innerſten Mutterlande vieles in Frage geſtellt, was mit der litterariſchen Bildung und dem geiſtigen Gedeihen der Nation eng verbunden iſt; allmählig ſehen wir die alte Triebkraft doch wieder hervortreten, die alte Gewohnheit ſich bewähren, den alten Sinn ſich behaupten. Daß auch im Elſaß, das gleichfalls ſeine Erſchütterungen gehabt, dieſelbe Erſcheinung bethätigt, bewährt ihn auf's neue als das liebe Bruderland, das es auch in der Abſonderung ſtets uns geblieben. Das vorliegende Buch bezeugt dieſe Thatſache. Der Herausgeber Auguſt Stöber, deſſen Namen als der ſeinige und als der ſeines Vaters und Bruders rühmlich bekannt iſt, hat im Verein mit wackern Landsleuten dieſe Sammlung von Aufſätzen veranſtaltet, die ihren nächſten Bezug auf das Elſaß, und den Zweck daſelbſt den Sinn vaterländiſcher Eigenheit zu nähren weit überflügeln und eine allgemeine Theilnahme würdig anſprechen. — Dies gilt vor allem von dem erſten Aufſatz, in welchem der Herausgeber uns ein wahrheitgetreues und lebenvolles Bild des trefflichen Aktuarius Salzmann entwirft, der in Goethe's Leben eine ſo bedeutende und anziehende Erſcheinung iſt. Eine Anzahl von Briefen Goethe's an Salzmann, die meiſten aus der herrlichen Jugendzeit des Dichters, ſind hier zum erſtenmal veröffentlicht, auch der erſte Brief Goethe's an Friederiken in Seſenheim, dann Briefe von Lenz an Salzmann, und von andern Genoſſen jenes genialen Lebenskreiſes. Wollte jemand ſagen, es wäre nun genug von und über Goethe? Wir ſind nicht dieſer Meinung! Je genauer wir das Einzelne betrachten, je weiter wir das Ganze überſchauen, deſto größer wird unſer Gewinn, nicht nur an Verſtändniß dieſes Gegenſtandes allein, ſondern auch im Allgemeinen an geiſtiger und ſittlicher Befriedigung. Jenes Zeitalter deutſchen Aufſtrebens hat einen rührenden, wir möchten ſagen erbaulichen Gehalt; die rechtſchaffene Denkungsart, der edle gute Wille der Menſchen herrſcht überall vor, die Litteratur iſt noch kein gemeines Gewerbe, Schufte und Lumpen zeigen ſich nur ſpärlich, und werden bald für das erkannt, was ſie ſind. Es thut den Augen wohl, an dieſer Ehrbarkeit ſich zu weiden, die wahrlich dem Genius alle Kraft und Freiheit ließ! In Goethe's früher und ſpäter Zeit finden wir überall dieſen Zuſammenhang; wir können denen, die ihn ausführlich ergründen und darlegen, nur dankbar ſein. Was würden wir darum geben, wenn Shakſpeare ſeine Düntzer, Eckermann, Riemer gehabt hätte, und ſie uns erhalten wären! — Von den übrigen Aufſätzen müſſen wir rühmend erwähnen „Die Schwedenbauern im Elſaß“ und „Das Keßlerlehen der Herren von Rathſamhauſen“ von J. G. Heitz, hiſtoriſche Erörterungen, die ſo gründlich geführt als leicht vorgetragen ſind; ferner „Volkserzählungen“ von dem geiſtvollen Straßburger Arzt G. Mühl; „Die unterbrochene Fechtſchule“ und „Des Fünfzehnſchreibers Neujahrwunſch“ von dem gelehrten Archivar Ludwig Schneegans in Straßburg, ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte der

Sitten und des Aberglaubens; „Hans von Tratt und ſeine Streitigkeiten mit der Abtei und der Reichsſtadt Weißenburg“ mit ſorgſamen Fleiße dargeſtellt von J. Ohleyer; zur „Kenntniß der elſäſſiſchen Volksmundarten“ hat Chriſtophorus werthvolle Beiträge geliefert, ſo wie einen „Verſuch über deutſche Perſonennamen“, dem die Fortſchritte der deutſchen Sprachkunde durch die Brüder Grimm nicht fremd ſind; ein willkommener Aufſatz iſt auch der von Philipp Frantz über „Pfarrer Oberlin's Bruſtbild von Ohmacht“, eine Epiſode aus dem Leben dieſer beiden edlen Männer; auch dürfen wir nicht übergehen, daß Ludwig Schneegans zwei bisher noch ungedruckte Briefe Martin Luther's aus dem ſtädtiſchen Straßburger Archiv mittheilt, das gleich der dortigen ſtädtiſchen Bibliothek reich an alterthümlichen Schätzen iſt; in dieſem Betreff erinnern wir uns an die ergiebige Ausbeute, welche der treffliche Profeſſor Karl Schmidt für ſeine Darſtellung Johannes Tauler's dorther gezogen hat, die ſeinen forſchenden Scharfſinn auf die merkwürdige Entdeckung geleitet, daß der myſtiſche Laie, der in Tauler's Leben eine ſo bedeutende Wirkung ausgeübt, kein Phantaſiegebild, ſondern eine wirkliche Perſon, und zwar Nikolaus von Baſel iſt, von dem ſogar noch Handſchriften erhalten ſind. — Möge wie das uns blut- und ſprachverwandte Leben des Elſaſſes überhaupt und ſomit auch dieſe „Alſatia“ ferner in glücklichem Gedeihen fortſchreiten! —

Schiller's Geiſtesgang. Gedächtnißrede am Schillertage 1862 gehalten in der Aula der Berner Hochſchule von Dr. Ludwig Eckardt. 1863. 4.

Der ſcharfſinnige Verfaſſer des geiſt- und kenntnißreichen Buches über Goethe's Taſſo hat ſeinen Beruf zur kritiſchen Erforſchung und Darſtellung unſrer erſten Dichtergenien hinreichend dargethan. Daß er nach der liebevollen Beſchäftigung mit einem der größten Meiſterwerke Goethe's zur Betrachtung Schiller's übergeht, des andern der beiden Dioskuren, welche der Unverſtand einander anſtatt zur Seite ſo gern entgegenſtellt, ſehen wir als ein gutes Zeichen ſeines unpartheiiſchen Sinnes, ſeiner freien Umſicht an. Der romantiſchen Schule, die ſich aus ſehr beſtrittenen Anfängen unter begünſtigenden Umſtänden nach und nach zu einer herrſchenden litterariſchen Macht erhoben hat, deren Anſehen in manchen Beziehungen noch fortwirkt, iſt es über die Maßen gelungen, indem ſie nur allein Goethe'n wollte gelten laſſen, die Anerkennung Schiller's zu beſchränken und viele Jahre hindurch niederzuhalten, wenigſtens auf dem Gebiete der äſthetiſchen Kritik, wie ſie von ſogenannten Auserwählten gehandhabt zu werden pflegt; denn das größere Publikum ließ ſich nicht irre machen und zählte den Geſcholtenen ſtets zu ſeinen Lieblingen. In neuerer Zeit hat auch die Kritik ſich beſonnen, und das Unrecht auszugleichen geſtrebt. Wir hören keine Ausſprüche mehr, daß Schiller kein Dichter ſei, daß man ihm bloß aus Mitleid einige Liebe noch zuwenden könne. Sein Ruhm iſt unter der Hülle, die man über ihn geworfen, ungeſtört gewachſen, die Verherrlichung Goethe's hat ihm nicht geſchadet, im Gegentheil nur das Anſehn des Zeugen erhöht, der unaufhörlich, im Widerſpruch mit den eignen Verehrern, das unſterbliche Verdienſt und den großen Namen des ihm zu früh entriſſenen Freundes mit liebevoller Herzlichkeit geprieſen. Dafür wird jetzt, bei der Wiederherſtellung Schiller's in ſein gebührendes Recht, auch das Reich

Goethe's nicht geſchmälert, vielmehr gewinnt daſſelbe mit jeder Anerkennung, die dem Freunde zu Theil wird, an Umfang und Feſtigkeit. Wenn zwiſchen den Anhängern beider Genien in untern Regionen noch einige Spaltung ſtattfindet, ſo hat dieſe doch in den höheren aufgehört, und unſer geehrter Autor, der mit gleicher Liebe beide umfaßt, giebt davon einen ſchönen Beweis. Seine Rede, die eigentlich nur der Vorläufer und kurze Inbegriff eines größern Werkes iſt, dem wir mit Verlangen entgegen ſehen, betrachtet den Geiſtesgang Schiller's als das Erzeugniß zweier verſchiedenen Strömungen, die ſich wechſelſeitig bedingen und immer zuſammenwirken, nämlich der Lebensumſtände und der Studien. Bei jedem ausgezeichneten Geiſte werden die äußern Verhältniſſe, unter denen ſich der Geiſt entfaltet, nicht ohne Einfluß ſein, und daher vielfach in Betracht kommen, allein Schiller iſt einer der Menſchen, bei dem der Lebensgang eben ſo wichtig iſt als der Geiſtesgang, der Kampf mit der Welt nicht weniger zu dem Weſen des Dichters gehört, als ſeine dichteriſchen Schöpfungen ſelbſt. Schiller iſt vor allem ein ganzer Menſch, eine hohe — wir möchten mit Eckardt ſagen tragiſche Einheit von Schickſal und Fähigkeit, von realiſtiſchem Durchringen und idealem Bilden. „Goethe's eigenes Leben", ſagt unſer Autor, „zog breit ſich hin und endete ſtill, wie ein Epos; Schiller's Leben ſchloß wie ein Drama mit dem Höhepunkte des Helden." Die Theilnahme für den Dichter und die Liebe zu ihm kann durch dieſe Eigenheit nur geſteigert werden. — Jedoch iſt die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt, keine leichte. Sie bedarf der ſorgfältigen Erforſchung einer Menge von Aeußerlichkeiten, die ſich oft in Dunkel verlieren, der ſchärfſten pſychologiſchen Einblicke, und der feinſten äſthetiſchen Würdigung. Wir dürfen in jeder dieſer Hinſichten von unſerm Autor des Beſten gewärtig ſein. Er hat vor früheren Arbeiten in dieſem Felde den wichtigen Vortheil, die ſeitdem erſchienenen vier Bände des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Körner benutzen zu können, dieſes unſchätzbaren Vermächtniſſes, deſſen Gehalt und Werth noch lange nicht genug erkannt und benutzt wird, und deſſen tiefgreifende, ſcharfſchneidige, oft blitzartig weitleuchtende Würdigung durch den genialen Dr. J. L. Klein ſeiner Zeit in Berliner Blättern mehr vergraben als zu Tage gefördert liegt!

Voltaire und ſeine Feinde. 1853.

Von Charles Niſard iſt in Paris ein Buch erſchienen, das den Titel führt „Les ennemis de Voltaire“, und das fürerſt — denn es werden noch mehrere Bände folgen — die giftigen Anfeinder und Verkleinerer Voltaire's, die faſt nur durch ihn noch bekannten Desfontaines, Fréron und La Beaumelle näher vor Augen ſtellt. Der Gedanke ein ſolches Buch zu ſchreiben, war glücklich genug; allein Charles Niſard war nicht der Mann ihn auszuführen. An Beleſenheit für ſeinen beſondern Zweck fehlt es ihm nicht, er hat ſich in den unterſten ſchmutzigſten Gemächern eines verſchollenen Litteraturweſens fleißig umgethan, er hat gar üble Gerichte in Maſſe verſchlucken müſſen, um den Stoff ſeines Buches herauszubauen. Aber damit iſt es noch nicht gethan. Um Voltaire im Verhältniß zu ſeinen Gegnern zu beurtheilen, iſt eine genaue Kenntniß der Welt- und Geſellſchaftsverhältniſſe erforderlich, in denen dieſer wunderbare Geiſt ſich bewegte, je des ganzen Zeitalters, dem er angehörte. Dies iſt aber ſelbſt bei Franzoſen, deren [illegible] dieſe Kenntniß ſein ſollte, äußerſt ſelten, und es entſtehen aus der oberflächlichen Kunde die verkehrteſten Urtheile, wie wir ſogar in Louis Blanc's Geſchichte der Revolution, wo er Voltaire zu würdigen verſucht, ſchmerzlich wahrnehmen; es werden da Begriffe und Richtungen zum Maßſtabe genommen, an die zu Voltaire's Zeit niemand dachte. Das Leben dieſes außerordentlichen Geiſtes, dem in der Tiefe der Seele die reinſte Menſchenliebe, die herzlichſte Güte und der edelſte Freiſinn wohnten, war ein unaufhörlicher Krieg, ein Krieg, der keine großen Schlachten hatte, doch weit mehr in zahlloſen Guerillaskämpfen beſtand, die ſich ewig erneuerten und nicht Ruhe noch Raſt geſtatteten. Aus dieſem Geſichtspunkt allein kann Voltaire's Leben und Verfahren richtig gewürdigt werden. In ſolchem Kampfe gilt es Liſten und Verſtellungen, Hinterhalte und Ueberfälle, Ausſpähereien, geſchicktes Vordringen und raſches Verſchwinden, je nach Erforderniß der augenblicklichen Lage. In ſolcher Kriegführung war Voltaire ein Meiſter, und ihre Hülfsmittel dürfen ihm nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden, als irgend einem andern Feldherrn, der ſeinen Feind zu beſiegen ſtrebt. Bei aller Unfähigkeit Voltaire's Größe zu erkennen, muß Niſard jedoch ſchließlich eingeſtehen, daß ſeine Gegner meiſt elende Wichte waren. —

Ein Jahr in Italien. Von Adolph Stahr. Erſter Theil. Zweite durchgeſehene Auflage. Oldenburg, 1853. 8.

Mit wahrer Befriedigung zeigen wir die zweite Auflage dieſes vortrefflichen Buches an, das unter ſo vielen dem Wunderland Italien gewidmeten, ja unter allen

Reiſewerken überhaupt, den ausgezeichnetſten Rang einnimmt. Außer ſeinem unbeſtrittenen Verdienſt, der Anſchaulichkeit, der Lebensfülle, der tiefen Kenntniß und hohen Anſicht, der Anmuth und Friſche der Darſtellung, hat das Buch ein beſonderes geſchichtliches Glück, das ihm auch für ſpäte Zeiten Dauer und Beachtung ſichert: der geiſtvolle Verfaſſer iſt nämlich der letzte Reiſende, der Italien in dem Zuſtande geſehen und geſchildert hat, den das Land und Volk noch vor dem Ausbruch der Revolution zeigte, wo ſo vieles noch ungeſtört in hoffnungsvoller Entwicklung begriffen war, wo ſo vieles noch ſtand, was ſeitdem gefallen, wo drängende Gefühle und kecker Sinn im Volke den muthigſten Aufſchwung verkündeten, ohne daß dieſer noch erfolgt war und ſeinem traurigen Ausgang, dem Unheil und Verderben, raſch entgegeneilte. Dieſes Italien, das jetzt nicht mehr zu ſehen iſt, von dem gleichſam nur die Leiche noch übrig geblieben, wird uns hier vor Augen geſtellt, das letzte Bild, auf das wir zurückblicken müſſen, wenn wir das jetzige Italien betrachten, wenn wir verſtehen wollen, wie es mit dem vorigen zuſammenhängt. Der Verfaſſer hat das ſchöne Land noch in ſeiner Schönheit geſchaut!

Italien iſt aber nicht wie ein anderes Land, von dem es genügt, daß man mit klarem Blick ſeine Gegenwart erfaſſe, und einfach erzähle, was man geſehen. Wer das Wort Italien ſagt, der ſagt mehr, als Land und Volk, der ſagt Kunſt — im weiteſten Sinne — der ſagt Poeſie, Geſchichte, Alterthum, Weltherrſchaft, Hierarchie, — auf alles dies muß der Bericht eingehen, für alles dies der Darſteller Sinn und Kenntniß mitbringen. Wir dürfen behaupten, daß ſeit Moritz und Goethe kein deutſchen Reiſenden in dieſem Betracht ſo günſtig für Italien aufgeſtellt geweſen, als Adolph Stahr. Ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und Literatur, ein Geſchichts- und Alterthumskundiger, verbindet er mit dieſen Eigenſchaften den Sinn für Kunſt und Poeſie, und eine friſche, heitere Auffaſſung des unmittelbaren Lebens, wie wir ſie nur von dem gebildetſten Weltmanne erwarten können. Daher iſt ſein Buch mit allen Vortheilen der Gelehrſamkeit nie ſchwerfällig gelehrt, ſondern in der Belehrung ſtets unterhaltend, in allen ſeinen Theilen von dem Reize geiſtvoller Gewandtheit durchdrungen, gleich anregend für den Leſer, der Italien ſchon geſehen hat, wie für den, der es zu ſehen hofft. Was manchen Reiſebeſchreibern, ſelbſt den beſſern, leicht nachtheilig und zum Tadel ausfällt, die Anknüpfung alles mitzutheilenden Stoffes an die perſönlichen Ereigniſſe, das Ausſprechen der eigenen Stimmungen und Eindrücke, gewährt hier, bei ſo begabter Perſönlichkeit, nur erhöhten Genuß. Wie leicht wäre es dem Verfaſſer geweſen, ſeinen überreichen Vorrath unter gewiſſe Titel zu bringen, und ſo Stück für Stück in gedrängter Folge abzuhandeln! Aber wir danken ihm, daß er dieſen Wunſch pedantiſcher Kritiker nicht erfüllt, ſondern alles in der Folge vorgetragen hat, wie es ſich ihm dargeboten. Nur ſo gewinnen wir den Eindruck von Mitreiſenden, athmen wir das tägliche Leben Italiens, ſeine eigenſte Luft.

Wir enthalten uns nicht, hier aus dem trefflichen Buch eine Probe mitzutheilen, die erſte Ankunft in Rom, eine kurze Schilderung in ſchlichter Proſa, die aber den Gehalt eines prächtigen Gedichtes in ſich trägt. Der Verfaſſer ſchreibt ſeine erſten Zeilen aus Rom wie folgt:

„Ich bin in Rom und glücklich! Das iſt Alles, was ich in den letzten zwei Tagen zu denken und zu empfinden vermochte. — Vorgeſtern um fünf Uhr Morgens brachen wir von [illegible] auf, und [illegible] in ſonniger Morgenkühle [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Auf der Höhe hielt der Vetturin ſtill, und rief: Ecco Roma! Roma! Da lag es vor mir im [illegible] Kranze, am [illegible] Rande der [illegible] Ebene, ein langer, [illegible] Streifen, aus dem ein einzelner Punkt höher und höher hervortrat, — es iſt die Peterskirche. Zur rechten Seite ein [illegible], blauer Meeresſtreifen. Um uns her die Gebirgszüge, welche die Campagna [illegible] begrenzen, hinter uns im blauen Duſte der [illegible] [illegible], mit dem in der Morgenſonne ſtrahlenden Kloſter auf ſeinem höchſten Gipfel. Um die Füße der Sabinerberge wallten noch [illegible] weiße Nebelwolken wie ſilberſchimmernde [illegible], während die blauen Häupter ſich [illegible] in dem Morgenhimmel [illegible]. Ueber uns in der ſtillen Luft wiegte ſich ein Falke auf ſeinen ausgebreiteten Schwingen, [illegible] [illegible] [illegible]. Jetzt rollten wir den Hügel hinab. Die Thore [illegible] [illegible] vor uns auf, und [illegible] begrüßte ich das glückliche Zeichen."

„Immer näher rückte mit jeder neuen Hügelwelle, die wir überſchritten, die alte Weltbeherrſcherin, immer deutlicher ſchieden ſich die Hügel, über denen ſie hingebreitet liegt. Wie ein vom Rieſen hoch über die Stadt emporgehobener Tempel ragte die Kuppel von St. Peter hoch hinweg über das Meer der Häuſer, Kirchen und Paläſte zu ihren Füßen. Ein gelber Streifen ſchimmert durch die Gärten: es iſt der Tiberſtrom. Eine Brücke

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] ſich in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Goethe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]. Warum ſollte ein anderer Goethe nicht in gleichem [illegible] [illegible], nicht mit gleichem [illegible] [illegible], wie die [illegible] ihren Dante, die Engländer ihren Shakſpeare? [illegible] ſind vergangen, und noch immer [illegible] ſich die [illegible] [illegible] [illegible]? Hat Goethe [illegible] hat noch manchen [illegible] [illegible], die ſie zu gleicher [illegible] gelangt? [illegible] möchten wir [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] die Engländer ſie einen Dichter zu beſitzen glauben, [illegible] [illegible] [illegible] Shakſpeare's Tod ein [illegible], die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunschweig, 1855. 4 Thle. 8.

[illegible]

ist diese Dichtung in jenem Sinne eine ungemeine zu nennen, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht der gemeinen gewöhnlichen Romanlektüre, die [illegible] Leser von Gemüth, von Familien; auf solche Leser muß sich [illegible] der Autor, als er in der Vorrede hat — wir [illegible] wohl [illegible] — [illegible], so hätte sich in der Unterhaltung [illegible] [illegible], welche der bessere Leser nur das hohe Maß künstlerischen [illegible] hält, die der Dichter an sich selbst macht, während der gemeine ihr Ideal beim Worte nehmen und festhalten will? Nach andern Bedeutungen ergiebt sich von selbst, daß wir es hier auch mit einem außerordentlichen Werke zu thun haben, mit einem und [illegible] Eigenheit natürlich hervorgewachsenen; es weht ächte Volkspoesie darin, der Geist allgemeiner Freiheit und persönlicher Selbständigkeit [illegible]. Deshalb wollen wir auch einige künstlerische [illegible] nicht als Tadel erheben; die meisten Leser werden in der [illegible] Form und gewandten Schreibart, die nicht selten an die hohe Feinheit des Wilhelm Meister, an die zarte Romantik Heinrichs von Ofterdingen erinnert, [illegible] [illegible] den Schmuck von [illegible] des Englischen Geschmacks willig entnimmt. In diesem Stücke nur können wir unsere [illegible] nicht bergen; wir wollen dem grünen Heinrich ein anderes Ende [illegible] sehen, aber vielleicht ist er auch nur gestorben, damit er auch von seinem [illegible] übergehe, und als glücklicher [illegible] und [illegible] begegne?

[illegible] und [illegible]. Roman von M. Ring. Berlin, [illegible]. 2 Bde.

Ob ein Roman einen bestimmten Gedanken zum Inhalt haben und diesen aussprechen soll, oder ob es genügt, wenn er überhaupt Leben, wirkliches und dauerndes, besitzt, darüber ist viel gestritten worden. Friedrich Schlegel rühmte an Goethe's Wilhelm Meister, daß er keinen solchen ausdrücklichen Zweck, kein einzelnes [illegible] habe, jedoch [illegible] spielte ihm Goethe den schlimmsten Streich, und zeigte, daß grade dieser Roman ein solches Ganze enthalte und deutlich ausdrücke. Der Streit ist meines Bedünkens am besten zu schlichten, wenn wir beide Behauptungen vereinigen, das Leben schildern, aber nicht einen bestimmten Gedanken, den Gedanken ausbilden, aber getragen von Fülle des Lebens. Beides thut der vorliegende Roman, und in einer so ansprechenden Weise, wie sie von dem Verfasser der „[illegible]“, und der „[illegible]“ zu erwarten stand. Er führt uns zuerst in die vornehme Welt eines deutschen Badeortes ein, die sich jedoch bald in die Kreise der mittleren und unteren verflochten sieht, und ihre Vortheile und Vorurtheile gegen diese zu behaupten sucht, wobei indeß auch ihre Gebrechen und Schattenseiten hinreichend offenbar werden. Zuletzt flüchten die besseren Elemente der Gesellschaft aus dem vornehmen Scheinwesen in die tüchtige Wirklichkeit des Mittelstandes, und finden hier eine Befriedigung, die ihnen auf dem früheren Boden nicht gewährt war. Was wir dem Dichter hiebei doch anrechnen, ist die ächt dichterische Gerechtigkeit, daß er, ungeachtet der angedeuteten Tendenz, die Vorzüge und Reize des höheren Standes und der Weltbildung keineswegs verdunkelt, im Gegentheil sie im hellsten Lichte glänzen läßt, so daß der Leser fast ein Bedauern fühlt, nicht in diesen Kreisen zu verbleiben. Es dünken uns auch die aristokratischen Karaktere reicher und anziehender ausgestattet als die plebejischen, das Ehrenweiſe. Getriebe der letztern iſt ſeiner Natur nach einfach, während die Weite und Fülle der großen Welt die mannigfaltigſten Geſtaltungen begünſtigt. Einige der Charaktere, z. B. die Heldin ſelbſt, können als ganz neue gelten, die doch in ihrer Eigenheit völlig naturwahr erſcheinen. In den Ereigniſſen finden ſich ebenfalls neue, überraſchende Wendungen, die den Leſer in große Spannung verſetzen. Was aber dem ganzen Gemälde noch einen beſondern Ausdruck verleiht, iſt die herrliche, mit künſtleriſcher Wahrheit ausgeführte Schilderung der Natur, der großartigen Gegenden, in welchen die Handlung vorgeht. Die Ereigniſſe ſelbſt empfangen von daher eine höhere Haltung, und die durchaus würdige Sprache einen höheren Schwung. In den eingeſtreuten Betrachtungen und Erörterungen, deren Uebermaß glücklich vermieden iſt, erkennt man den auch außerhalb der Poeſie in weiten wiſſenſchaftlichen Gebieten einheimiſchen und mit ſtrenger Gedankenfolge vertrauten Autor. Welche Wahrheit er durch ſeine Dichtung vorzugsweiſe hat ausſprechen wollen, welche Lehre daraus zu folgern ſei, das möge jeder Leſer nach eigenem Vermögen herausfinden und nach eigenem Sinne beurtheilen, als den mühevollen Ertrag ſeiner wohl angewandten Vergnügens. Ueber einige Bedenken und Einwendungen, die wir gegen Einzelheiten zu machen hätten, behalten wir uns vor, an einem andern Orte zu ſprechen. —

Torſo. Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke der Alten. Von Adolph Stahr. Braunſchweig, 1854. 55. Erſter Band XX und 366 Seiten. Zweiter Band XX und 380 Seiten. 8.

Indem wir eine Anzeige dieſes mit dem eben erſchienenen zweiten Bande beendigten Werkes liefern, haben wir nicht die Abſicht, einen wiſſenſchaftlichen Maßſtab an das Einzelne der reichen Fülle zu legen, die uns hier dargeboten wird, noch weniger, mit dem verehrten Verfaſſer eine polemiſche Erörterung zu beginnen über die Anſichten, zu denen er ſich bekennt, am wenigſten aber, ihm einige Irrthümer oder Verſehen vorzuhalten, die ihm etwa begegnet ſein mögen, und die bei einer zweiten Auflage von ſelbſt wegfallen oder berichtigt werden. Aufgaben, wie die erwähnten, mögen Andere ſich ſtellen, Kunſtgelehrte oder Kritiker vom Fach, welches beides zu ſein wir uns nicht rühmen. Wir, die wir im Namen des größeren Publikums, der gebildeten Laien, ſprechen, machen es uns vielmehr zur Pflicht, dem Verfaſſer den innigen Dank, den wohlverdienten Dank auszuſprechen, der ihm von unſerer Seite gebührt.

In der That, betrachten wir den weiten Umfang unſerer Litteratur, die vielartigen Leiſtungen, in welchen Alterthumskunde, Sprachwiſſenſchaft, Aeſthetik und Kunſtgeſchichte bisher mit außerordentlichen Erfolgen gewetteifert, ſo finden wir in allem Reichthume der mannigfachſten Erzeugniſſe doch kein ſelbſtſtändiges Werk, das uns den Geſammtertrag ſo vieler Forſchungen und Arbeiten zu faßlichem Ueberblicke lichtvoll zuſammenſtellte, und das Kunſtweſen des Alterthums in klarem, geiſtbeſeeltem Vortrag eindrücklich zur Anſchauung vorführte; ja wir dürfen behaupten, daß auch Engländer und Franzoſen kein Werk beſitzen, das auch nur als ein Verſuch in dieſer Richtung gelten könnte. Dieſe Lücke iſt es, welche der Stahr'ſche Torſo zuerſt, und unſeres Erachtens höchſt verdienſtlich ausfüllt, wenigſtens ſtrebt das ganze Werk dieſem Ziele mit redlichem Eifer zu. Hiebei waren vor allem zwei Abwege zu vermeiden, der einer pedantiſchen Trockenheit, und der einer zu weit getriebenen Popularität. Der Mittelweg zwiſchen beiden dünkt uns ſehr glücklich getroffen. Dem hohen Stand unſerer allgemeinen Bildung gemäß, mußten hauptſächlich die Anſprüche der zahlreichen Leſer berückſichtigt werden, deren Fach zwar weder Philologie noch Aeſthetik noch Kunſtgeſchichte iſt, denen aber doch keine dieſer Wiſſenſchaften fremd geblieben, und die nun auf dem Gebiete, wo dieſe zuſammenſtrömen, bei ſchon gutem eigenen Anhalte doch noch eines zuverläſſigen Führers bedürfen, um jenes weite Gebiet mit Genuß und Ertrag zu durchwandern. Als ein ſolcher Führer erſcheint mit Fug und Glück das vorliegende Werk. Mit Fug, denn der Verfaſſer iſt ein bewährter Philolog, ein feinſinniger Aeſthetiker, ein hellſehender Geſchichtsforſcher, und durch ſeinen Aufenthalt in Italien, wie in Paris und andern Orten, wo Kunſtſchätze verſammelt ſind, mit ſo reicher Anſchauung genährt, daß wenige Deutſche hierin viel vor ihm voraus haben; aber auch mit Glück, denn wir müſſen ſagen, daß uns kein Buch bekannt iſt, in welchem ein ſo gewaltiger Stoff, der unter den Händen und Streitigkeiten der Gelehrten ſo trocken und ungenießbar geworden, mit ſolcher ernſten Liebe, mit ſolcher Friſche und Wärme behandelt wäre.

Dieſe Friſche und Wärme, über das ganze Gebiet wohlthuend hinſtrömend, haben ſelbſt die Gegner anerkennen müſſen. Inmitten ſo vieler ſchwierigen Forſchungen, ſtreitigen Anſichten und widerſprechender Urtheile, wie im Bereich der Kunſtwiſſenſchaft des Alterthums ſie ſchaarenweiſe und vielleicht mehr als in jedem andern Fache vorkommen, ſich nicht nur eine freie Selbſtſtändigkeit, ſondern auch die freudige Begeiſterung bewahrt zu haben, aus der allein die Anmuth des Vortrags hervorgeht, iſt ein Vorzug, den wahrlich wenige Werke dieſer Gattung mit dem vorliegenden theilen, ein Vorzug, der dieſes Werk über eine große Zeitenkluft hinweg dem unſterblichen Werke Winckelmann's zunächſt anſchließt.

Der Verfaſſer iſt aber nicht nur ſelbſtſtändig auf ſeinem gewählten Standpunkt, ſondern auch gerecht und rückſichtsvoll. Er hat gefühlt, daß bei einer Führerſchaft, wie die von ihm übernommene, die eigene Anſicht und das eigene Urtheil nicht ausſchließlich herrſchen dürfen, ſondern daß ſeine Leſer verlangen dürfen, auch die Meinungen und Angaben anderer Stimmberechtigten zu vernehmen. Dieſe werden von ihm nicht verhehlt oder zurückgedrängt. Daß er ſelbſt diejenigen Meinungen, denen er beiſtimmt und die er ſich aneignet, gern mit den eigenen Worten derer, welche ſie vor ihm ausgeſprochen, reden läßt, und ganze Stellen aus andern Schriften, ſofern ſie in ſeinen Text paſſen, dieſem einverleibt, mit dankbarer Nennung und Anerkennung der Autoren, denen er dergleichen entlehnt, iſt eine Gerechtigkeit zugleich und Beſcheidenheit, und darf keinen Tadel begründen. Sind auch dieſe namentlichen Anführungen bei wiederholter Gelegenheit nicht jedesmal ausdrücklich wiederholt, ſo wird kein Billiger hieran ſich ſtoßen, da bei ſolchem Werk ohnehin die Citatenmenge nur läſtig iſt, und eine abſichtliche Verhüllung da nicht vorausgeſetzt werden kann, wo die offenen Angaben ſo entſchieden vorwalten, und ein Verſuch zu Täuſchungen ganz undenkbar iſt bei einem Schriftſteller von anerkannter Redlichkeit und Würde.

Ueberhaupt iſt bei einem Werk über die Kunſt des

Alterthums nicht außer Acht zu laſſen, daß ein ſo viel verzweigter, in ſeinem Zuſammenhange durch weitklaffende Lücken getrennter, in die verſchiedenſten Zeiten und Räume verſtreuter und oft dunkel verſteckter Stoff ſowohl im Ganzen wie im Einzelnen den heftigſten Streitigkeiten unterliegt, daß hier die widerſprechendſten Annahmen ſtattfinden, und in ihnen das Größte wie das Kleinſte mit Eifer, ja mit deſto mehr Grimm und Gehäſſigkeit behauptet oder verneint wird, je mehr die Sachen in der That noch zweifelhaft ſind. Neigt der Autor im Gemenge dieſer Kämpfe ſich einer beſtimmten Seite zu, ſo wird er von der entgegengeſetzten ſicher ſcharfen Tadel erfahren, hält er zweifelnd die Mitte, ſo kann er doppelter Unzufriedenheit nicht entgehen.

Wir unſererſeits beſchließen unſere Anzeige, wie wir ſie begonnen, mit dem innigen Dank, den wir dem Verfaſſer für ſein ſo belehrendes als anmuthvolles Werk mit reinſtem Sinn darbringen.

Goethe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theils der Tragödie, von Dr. Ferdinand Deycks. Zweite, ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage. Frankfurt a. M. 1855. 12.

Zum zweitenmale begrüßen wir dieſes werthe Buch, das in ſeiner neuen Ausgabe zugleich als eine ganz neue Arbeit erſcheint. Zwar der Kern iſt derſelbe, die Grundanſicht und Auffaſſung im Allgemeinen ſo wie die bedeutendſten Erklärungen ſind im weſentlichen dieſelben geblieben; aber die Ausführung iſt beſtimmter, freier, und in jedem Betracht reicher geworden. Die zahlreichen Schriften, welche ſeit der erſten Ausgabe ſich die Beurtheilung oder Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt angelegen ſein ließen, hat Dr. Deycks ſorgfältig beachtet und benutzt, und wenn er beim Sichten und Erwägen ſo vieler einander widerſtreitenden Meinungen im Ganzen doch mehr Anlaß fand, ſeine eignen Behauptungen zu beſtätigen, als ſie zu ändern, ſo iſt dies ein Verdienſt ſeiner erſten Arbeit, das in dieſer zweiten nur glänzender wieder erſcheint. Wo hingegen Gründe von hinreichendem Gewicht ihn bewogen, frühere Anſichten fallen zu laſſen, oder ſie einzuſchränken, zu erweitern, da thut er dies mit der edlen Unbefangenheit und neidloſen Anerkennung, die dem ächten Gelehrten und redlichen Forſcher ziemen, der zunächſt auf die Sache ſieht und vor allem die Wahrheit ſucht. Ein Hauptverdienſt dieſer Schrift, welches auch in der neuen Arbeit ſich bewährt, iſt die Nachweiſung des Ganges der Dichtung, ihres tiefen Zuſammenhanges, und der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung ihrer Theile. Dieſen Zuſammenhang und dieſe Uebereinſtimmung haben bekanntlich manche Kritiker dem Goethe'ſchen Fauſt abſprechen wollen. Außer offenbarem Unverſtand und lockerem Wahn haben auch vorgefaßte Meinung und eitler Eigenſinn zu ſolchen thörichten Urtheilen beigetragen. Angeſehene Autoritäten der romantiſchen Schule hatten früher behauptet, der Fauſt, welcher zunächſt als Fragment erſchienen, ſei ſeiner Natur nach ein Fragment, könne nicht weitergeführt werden, müſſe ewig ein Fragment bleiben, mit Gretchens Ohnmacht und dem Ausruf: „Nachbarin, euer Fläſchchen!" ſei der vollſtändigſte, befriedigendſte Schluß herbeigeführt! Das Schlimmſte bei ſo lächerlichen Uebertreibungen iſt, daß man ſie ſpäter, um ſich keine Blöße zu geben, behaupten und mit Aufwand aller Kräfte vertreten muß. Die Abneigung und Geringſchätzung, welche z. B. Tieck und auch Steffens bei jeder Gelegenheit gegen den zweiten Theil des Fauſt gezeigt, beruht großentheils auf ſolchen übereilten früheren Urtheilen, die gerettet werden ſollten. Da mußte denn vor allen Dingen der zweite Theil des Fauſt ein Werk des Alters ſein, der peinlichen Ueberlegung und Abſichtlichkeit, ein Werk, in welchem ſtatt lebendiger Geſtalten nur gelehrter Bilderkram und kaltes Begriffsweſen walten ſollte. Auch dies war wieder in übereiltem Irrthum geſprochen; die Leute meinten, weil der zweite Theil des Fauſt erſt in den letzten Lebensjahren Goethe's abgeſchloſſen worden, dieſer Theil ſei ganz und gar in dieſer Zeit verfertigt worden, und ſo tappten ſie blind in die äußerliche Folgerung hinein, ein Werk des Alters könne nicht friſch und jugendlich ſein. Freie Unbefangenheit und lebendiges Gefühl hätten erkennen müſſen, daß auch im zweiten Theile die hellſte Dichterkraft, das beſeelteſte Leben walte, aber das Vorurtheil war ſtärker. Jetzt wiſſen wir, daß ein großer Theil der dem ſpäten Alter zugeſchriebenen Fauſtſcenen in des Dichters kraftvollſter Zeit entſtanden iſt, ja ſeiner frühſten Jugend angehört, und daß der geſammte Stoff von jeher ihm als ein feſtgegliedertes Ganzes in der Seele gelegen hat. Die Mannigfaltigkeit der Ausführung giebt allerdings eine große Verſchiedenheit auch der Zeiten und Umſtände zu erkennen, aber dieſe Mannigfaltigkeit ſelbſt, welche der Einheit nicht ſchadet, ſondern nur dient, geht aus dem Reichthum der Schöpfungskraft hervor, und mehrt die Pracht und Herrlichkeit der ganzen Dichtung.

Mögen ſie ſchreien und klagen, die zahlreichen Goethefeinde und Goetheneider! Die ihnen verhaßte Goethe-litteratur wächſt und blüht und gedeiht noch immer auf unſeren Fluren; der Fauſt insbeſondere wird für die Deutſchen immer mehr, was den Italiänern Dante's Divina commedia iſt, an ihm werden noch künftige Geſchlechter ihre Luſt und Freude haben, ihren Fleiß und Scharfſinn üben!

Wir ſcheiden von dem anmuthigen, leichtfaßlich und doch gediegen geſchriebenen Büchlein mit dem Wunſche, daß ihm allſeitig die gebührende Anerkennung werde. Schließlich gedenken wir mit Ehren der Philologie, die nicht nur die hier unentbehrlichen Kenntniſſe darreicht, ſondern auch die Klarheit und Feſtigkeit der Einſicht, den ſichern Weg und das richtige Maß giebt, die aller Kritik ſo nöthig und leider doch ſo ſelten ſind.

Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebſt Mittheilungen aus ſeinem litterariſchen Nachlaſſe. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin, Franz Duncker. 1855. gr. 8.

Wir dürfen nicht ſchweigen von dieſem ächt vaterländiſchen Buche, das uns in die Zeiten der Begeiſterung und des Ruhmes der Deutſchen, in die Mitte der Befreiungskriege, durch lebenvolle Bilder zurückführt! Der Verfaſſer, dem ein tiefes Gefühl für die Eigenthümlichkeit deutſchen Landes und Volkes inwohnt, wie er in ſeiner trefflichen Behandlung thüringiſcher Sagen dargethan, hat auch den wunderlichen „Alten im Bart", der als unfreiwilliger Einwanderer in Thüringen ſeine letzte Heimath gefunden, zum Gegenſtande ſeiner ſorgſamen Forſchung und Schilderung gewählt. Jahn hätte in keine beſſern Hände kommen können! Er iſt mit Liebe aufgefaßt, und mit Gerechtigkeit gewürdigt. Und nicht eine ſtrenge Biographie, in welcher jedenfalls große Lücken hätten bleiben müſſen, und andrerſeits die erforderliche Umſtändlichkeit mitunter läſtig geworden wäre, ſondern eine Folge wahrheitgetreuer und bezeichnungsvoller Lebensbilder ſtellt uns den Helden vor Augen, in ſeiner vollen Eigenheit, wie er leibte und lebte, mit der zu ihm gehörigen Umgebung, den Ereigniſſen und Stimmungen ſeiner Zeit. Mit glücklichem Takt hat der Verfaſſer dieſe Darſtellungsweiſe gewählt, es konnte für ſeinen Gegenſtand keine günſtigere geben. Die treue geſchichtliche Wahrheit erſcheint hier im Reize romantiſcher Vorgänge und Auftritte, und nicht leicht kann ein ſolcher Inhalt anmuthiger dargeboten werden. Der Leſer empfindet einen eigenen Zauber im Vortrage dieſer Geſchichten, einen Zauber, der zum Theil allerdings dem Gegenſtand angehört, vorzugsweiſe aber darin begründet iſt, daß der edle Verfaſſer überall ſeinen eigenen vaterländiſchen Sinn, ſeine Herzenswärme und Geiſtesfriſche, würdig jener Vergangenheit, in die Erzählung mit verwebt hat, und dies ganz anſpruchslos, unabſichtlich möchte man ſagen, in einfacher und natürlicher Weiſe. Kein falſches Pathos miſcht ſich ein, keine geſpreizte Auftreibung des Stoffes. Die Vorliebe thut nach dem beſonnenen Urtheil keinen Eintrag, und wir müſſen es hoch anerkennen, mit welcher ſtrengen Gerechtigkeit auch die ſchwachen und mißlichen Seiten in Jahn's Weſen und Leben beſprochen ſind, Seiten, die den ſchärfſten Tadel herbeiziehen zu müſſen ſcheinen, und denen man doch ſo gern milde Nachſicht angedeihen läßt. Die bedenkliche Frage über Jahn's perſönlichen Muth wird ohne Verſchweigung der Anklage mit muſterhafter Billigkeit erörtert. Ohne Zweifel ließen die Schilderungen und Belege dieſes reichen Stoffes ſich noch ſehr vermehren, vieles Einzelne ſich weiter ausführen, und wir dürfen hoffen, daß bei neuer Auflage dem Buche noch mancher ſchöne Beitrag einzuverleiben ſein werde; allein im Grunde genügt das Mitgetheilte vollkommen, um Jahn's wahre Geſtalt auf dem lebendigen Hintergrunde ſeines Zeitalters im hellſten Licht hervortreten zu laſſen. Kein geringes Verdienſt aber iſt es, wenn ein ſolches Buch nach dem befriedigten Leſen noch immer den Wunſch übrig läßt, es möchte doppelt ſo ſtark ſein! —

The life and works of Goethe By G. H. Lewes. London, 1855. 2 Vols. 8.

Mit Vergnügen und Stolz melden wir die Erſcheinung eines Werkes, das wie dem Verfaſſer, ſo unſerm geſammten Vaterlande zu Ruhm und Ehre gereicht. Ein Engländer unternimmt, das Leben Goethe's zu ſchreiben, eine Arbeit, die einem Deutſchen die größten Schwierigkeiten darbietet, einem Ausländer aber faſt unüberwindliche, und ſiehe da! Der Ausländer löſt ſeine Aufgabe mit beinahe größerem Gelingen, als bis jetzt noch einem Deutſchen beſchieden war! Wir erkennen gleich Lewes, den Werth der Biographieen von Viehoff und Schäfer, ſo wie der fleißigen und eindringenden Commentare von Düntzer, Deycks und andern, aber Lewes hat vor ihnen voraus, daß er ſpäter ſchrieb als ſie, und mit ihren Schriften noch andere hochwichtige Mittheilungen benutzen konnte, die jenen noch nicht bekannt waren; auch hatte er die Sorgfalt und Muße, ſeiner Arbeit eine ganze Reihe von Jahren zu widmen, und ihretwegen einen längern Aufenthalt in Deutſchland zu machen, beſonders auf dem

Schauplatze von Goethe's Leben und Wirken, in Weimar, Jena, überhaupt in Thüringen, wo er an Ort und Stelle noch manche wichtige Nachricht einſammelte, und die fruchtbarſten Anſchauungen gewann. Neben dieſen äußern Vortheilen hat er aber auch den größeren eines hohen geiſtigen Standpunktes, eines freien Umblicks und Urtheils, einer vielſeitigen wiſſenſchaftlichen ſowohl als äſthetiſchen Bildung. Er giebt ſich auf dem Titel dieſes Buches als der Verfaſſer einer Geſchichte der Philoſophie an, die ihn auf dieſem Gebiete vollſtändig heimiſch zeigt; er hat aber auch über das ſpaniſche Drama geſchrieben, ſich in romantiſchen und dramatiſchen Dichtungen verſucht, und beſonders auch als äſthetiſcher Kritiker viel geleiſtet. Man wird geſtehen, daß für einen Biographen Goethe's dies eine vortreffliche Ausſtattung iſt!

Wir können im Ganzen ſeine Würdigung des Dichters wie des Menſchen Goethe eine ſolche nennen, die mit den Auffaſſungen, wie die beſten ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen ſie uns gegeben, übereinſtimmt. Beſonders iſt das hohe und reine Menſchliche in ihm hervorgehoben, der ſittliche innere Zuſammenhang ſeines Weſens, und dies auch als die Quelle ſeiner dichteriſchen Aechtheit, Größe und Kraft bezeichnet. Daß der Engländer für manche Erzeugniſſe des Goetheſchen Genius weniger Sinn hat, und er einiges als gering anſchlägt, was bei uns anders beurtheilt wird, darf uns nicht wundern; giebt es doch genug Deutſche, die in dieſem Betreff dem Ausländer nicht nachſtehen! Beſonders wichtig iſt auch der Abſchnitt über Goethe als Mann der Wiſſenſchaft; ihm wird als Forſcher und Entdecker eine überaus hohe Stufe zuerkannt; nur in der Farbenlehre kann der Engländer ſich nicht entſchließen, ſeinen großen Newton der Goetheſchen Kritik preiszugeben. Das Buch hat in England gleich bei ſeinem Erſcheinen den größten Erfolg gehabt, und wird für deutſche Sprache und Litteratur, ſo wie insbeſondere für die richtige Beurtheilung unſeres Dichters, von bedeutender, nachhaltiger Wirkung ſein. Wir dürfen in dieſer Hinſicht Lewes aufrichtigen Dank ſagen. Aber auch in Deutſchland dürfte dieſe Biographie für eine große Zahl von Leſern ein willkommenes Geſchenk und eine deutſche Ueberſetzung kein überflüſſiges Werk ſein. — Das Buch iſt vortrefflich ausgeſtattet, wie ſich das von einem engliſchen von ſelbſt verſteht: den erſten Band ziert ein Bildniß des jungen Goethe, den zweiten ein Bildniß Goethe's des Mannes. —

Litteraturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. **Von Hermann Hettner.** In drei Theilen. **Erſter Theil. Braunſchweig,** bei Vieweg. 1856. 8.

Vor einiger Zeit war es unter den regſamern Litteraten eine Art Sucht, daß jeder ſein eigenes Tag- oder Wochenblatt haben wollte; jetzt will faſt jeder ſich eine eigne Litteraturgeſchichte ſchreiben, und wir haben in dieſem Fach einen ſo reich verſehenen Markt, daß die Käufer nach Belieben ſich ihre Sorte auswählen können, von der preiswürdigſten bis zum gemeinſten Schund. Wir wollen aber um deßwillen, daß hier wie überall, neben dem Vortrefflichen und Guten auch das Geringe und Nichtswürdige ſich eindrängt, uns das Fach ſelbſt nicht verleiden laſſen; im Gegentheil haben wir im Allgemeinen den Eifer nur zu loben, der die Nation mit ſich ſelber bekannt zu machen ſtrebt und ihre geiſtigen Thaten ihr friſch im Gedächtniß hält. Auffallend iſt hiebei jedoch die Erſcheinung, daß dieſer Eifer und Fleiß, ganz wider deutſche Gewohnheit, ſich beinah ausſchließlich der einheimiſchen Litteratur zuwendet, und die fremde ganz über Gebühr vernachläſſigt. Wir geben gern zu, daß ein löbliches Vaterlandsgefühl hier lebhaft mitwirkt; aber es mögen auch andere Urſachen mit im Spiele ſein, und ohne Zweifel auch Mangel an den erforderlichen Sprach- und Geſchichtskenntniſſen, denn über die deutſche Litteratur läßt ſich, nachdem uns Gervinus und Andre die herrlichſten Vorräthe beſtens aufgeſpeichert, mit Leichtigkeit obenhin mitſprechen, und für ſich ſelbſt und gute Freunde manch angenehmes Plätzchen auswählen, auf dem Boden des Auslandes fällt dies weg und treten ſtrengere Forderungen ein. Das Vernachläſſigen der fremden Litteraturen iſt aber ein Uebelſtand, der auch die Betrachtung der eignen mangelhaft und einſeitig macht, und wirklich ſchon zum Mißverhältniß geworden iſt, denn kein Volk entwickelt ſich ganz aus ſich ſelbſt heraus, und nirgends ſind die fremden Einflüſſe häufiger und ſtärker, als auf dem Gebiete der Geiſteserzeugniſſe, wo jedes Sondergut zuletzt zum Gemeingute für Alle wird.

In dieſer Lage der Dinge haben wir das eben erſchienene Hettner'ſche Werk ſeinem Stoff und ſeiner Richtung nach, als ein zeitgemäßes und ſehr erwünſchtes, ſeinem Gehalt und ſeiner Ausführung nach als ein gediegenes und vortreffliches zu begrüßen!

Dieſer erſte Band beſchäftigt ſich mit der engliſchen Litteratur von 1660 bis 1770. Ein großer Theil deutſcher Leſer hat gewiß keine Ahndung von dem Reichthum, der ſich hier den Augen darlegt. Reichthum von Gedanken, die für die Entwicklung engliſcher Bildung Macht und Größe von entſcheidender Wichtigkeit waren, und als Gedanken ſich überall wirkſam verbreiteten, Reichthum ſodann von Geſtalten, die höchſt eigenthümlich und leuchtend den Blick jedes Geiſtesforſchers anziehen und feſſeln.

Hettner hat ſich zu Betrachtung dieſer reichen Welt auf den höchſten Standpunkt geſtellt. Er umfaßt das ganze Gebiet geiſtiger Wirkſamkeit; theologiſche, philoſophiſche naturforſchliche, äſthetiſche und politiſche Strömungen verfolgt er mit gleichem Scharfblick; Kirche, Staat, Sitten und Geſellſchaft, Dichtung und Schaubühne, alles liefert ſeinen Beitrag zu dem großen Geſammtbilde, das er vor uns aufſtellt. In dem Beſtreben, uns ein Allgemeines und Ganzes vorzuführen, hat er jedoch die größte Sorgfalt, das Einzelne nicht leiden zu laſſen, ſondern daſſelbe in ſeiner beſondern Geſtalt und Berechtigung zu erhalten. Genaue Kenntniß und ruhige Einſicht führen von ſelbſt zur billigen, zur gerechten Würdigung, die hier den mannigfachſten Geiſtesarten und Perſönlichkeiten zu Theil wird. Aus einer unendlichen Lebensfülle wird das Weſentliche, das Bezeichnendſte glücklich hervorgehoben und mit der großen Geſchichtsentwicklung eine Galerie von Bildniſſen verbunden, deren Betrachtung romanhaft ergötzt. Man leſe zum Beiſpiel die lebendigen Schilderungen von Toland, Shaftesbury, Swift, Defoe, Johnſon, und man wird geſtehen, daß mit wenigen ſcharfen Strichen die eigenthümlichſten Geſtalten leiblich und geiſtig gekennzeichnet ſind.

Der Einfluß der geiſtigen Bewegungen in England, und ſonach der engliſchen Litteratur, auf andre Länder und beſonders auf Deutſchland iſt vorher nie ſo überſichtlich und zugleich ſo genau nachgewieſen worden. Die meiſten großen Fragen, welche noch heute bei uns vorliegen, und unſere Lebensverhältniſſe ſpannen oder verwirren, ſind frühe ſchon von engliſchen Schriftſtellern und Kämpfern gründlich verhandelt worden. Wir können aus dieſen Vorarbeiten die reichſte Belehrung, die kräftigſten Hülfsmittel, die tröſtlichſten Hoffnungen ſchöpfen. Inſofern iſt dieſes reife Geſchichtswerk zugleich eine brennende Tagesſchrift.

Sehr begierig ſind wir auf den zweiten Theil, welcher „die welterobernde Macht der franzöſiſchen Aufklärungslitteratur“ ſchildern wird. Die großen franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts ſind in Deutſchland im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre faſt unbekannt geworden, und die Unkunde hat gewiſſenlos und leichtſinnig die Namen verurtheilt, deren Unterlage und Bedeutung ſie nicht mehr wußte. Wir hoffen, dieſe Ungerechtigkeit von unſerem ſo kenntnißreichen als partheiloſen Autor geſühnt zu ſehen. Ein philoſophiſcher Kopf, ein klarer Geſchichtsſinn und eine dichteriſche Hand, — dieſer glückliche Verein iſt ganz geeignet, uns jene glänzende Erſcheinung in treuem Bilde wiederzugeben. —

Geſchichte der franzöſiſchen Nationallitteratur von der Renaiſſance bis zu der Revolution. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856, 2 Bände.

Voltaire und Rouſſeau in ihrer ſozialen Bedeutung dargeſtellt von Jürgen Bona Meyer. Berlin, 1856.

Dieſe beiden Schriften, wie ungleich an Umfang und Abſicht, gehören in Stoff und Richtung zuſammen, und bilden in ihrer Gleichzeitigkeit eine merkwürdige, von uns freudig zu begrüßende Erſcheinung. Für die von uns, zu unſerem Nachtheil, lange vernachläſſigte, mißkannte und in ihren Heroen häufig von unwiſſender Schmähſucht mißhandelte franzöſiſche Litteratur bricht endlich der Tag der Gerechtigkeit an, der vieljährige Unbill zu ſühnen, den Werth des Verkannten zu richtiger Schätzung herzuſtellen hat.

Vor hundert Jahren herrſchten franzöſiſche Sprache, Litteratur und Geiſtesbildung in Deutſchland unbedingt. Unſere erwachende Nationallitteratur drängte den übermäßigen Einfluß allmählig zurück. Die Epoche der Romantiker gab der engliſchen und ſüdländiſchen Litteratur das Uebergewicht, wobei doch zu bemerken iſt, daß weder Goethe und Schiller, noch Wilhelm und Friedrich Schlegel die Geiſteswerke der Franzoſen gänzlich verwarfen, ſondern im Gegentheil ſie theilweiſe hochachteten und gelegentlich nachbildeten. Die Zwingherrſchaft des franzöſiſchen Kaiſerthums, die Unterdrückung und Schmach der Deutſchen unter franzöſiſchen Einflüſſen, der dadurch gegen alles Franzöſiſche genährte Haß und endlich die in den Befreiungskriegen durch ſchwererkämpfte Siege gewonnene Erlöſung vertilgten bei uns faſt alle Kenntniß und Schätzung der franzöſiſchen Litteratur. Zwar blieb der litterariſche Einfluß Frankreichs noch immer groß, ja er ſtieg ſogar zur größten Höhe, aber es war nur der oberflächliche geringere Theil, der ſich geltend machte, die Romane, die Dramen, die Luſtſpiele; der edlere, gediegene Theil, die eigentliche Geiſtesblüthe, die Werke des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, blieben ausgeſchloſſen und vergeſſen. Man citirte wohl oft genug die Namen, aber meiſt auf Hörenſagen, und ohne die Autoren und ihre Schriften zu kennen. Beſonders gilt dies von Voltaire und Rouſſeau, Männern von erſter Größe, die auf ihre Zeit mit ſegnendem Geiſt eingewirkt haben, und in der Geſchichte der Menſchheit von größerer Bedeutung ſind, als manche Machtgebieter und Kriegsſtürmer.

Zeitgemäß und dankenswerth erſcheint daher jetzt unerwartet die einſichtige, maßvolle Anerkennung, die Jürgen Bona Meyer den beiden Herren des achtzehnten Jahrhunderts in ſeiner Schrift widmet, die, wie wir aus der Vorrede ſehen, als wirkliche Vorträge wiedergiebt, die im verfloſſenen Winter zu Hamburg in der Leſehalle gehalten worden ſind. Es iſt ſo richtig als verdienſtlich, daß der Verfaſſer vor allem die ſoziale und kulturgeſchichtliche Bedeutung hervorgehoben, und die Geſinnung, das Gemüth — das man eine Zeitlang den Franzoſen gern ganz abſprechen wollte! — die religiöſe Sinnesart und die menſchenfreundlichen Beſtrebungen dieſer leuchtenden Geiſter dargelegt hat. Die kleine Schrift iſt gerade in dieſer Beziehung höchſt empfehlenswerth.

Das Werk von Eduard Arnd umfaßt dagegen die

Das Werk von Eduard Arnd umfaßt dagegen die ganze Geiſtesentwicklung der Franzoſen, wie ſie in der Literatur ſich darlegt, und geht weniger auf die Zeichnung einzelner Perſonen, als auf die Geſtalt und Wirkſamkeit ihrer Erzeugniſſe, auf den ganzen Zuſammenhang und die fortſchreitende Bewegung dieſer mannigfachen, glänzenden und erfolgreichen Geiſtesarbeit einer Nation, die nicht aufgehört hat, als eine der begabteſten und kraftvollſten zu erſcheinen und uns als nächſte Nachbarin von beſtimmender Wichtigkeit zu ſein. Ein ſolches Werk, wie das Arnd'ſche, im Einzelnen zu betrachten, iſt hier nicht der Ort. Wir überlaſſen dies den kritiſchen Berichten gebildeter Kenner, deren es freilich für dieſes Buch jetzt in Deutſchland nicht gar viele giebt! Hier genügt uns, das Werk als ein ernſtes, gründliches, von tiefer Einſicht und unbefangenem Urtheil geleitetes und dabei ſehr angenehm zu leſendes [illegible] zu empfehlen.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt a. M. 1856. Drei Bände.

Wir mögen wollen oder nicht, alle mannigfachen Fäden unſerer heutigen Bildung leiten uns auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts zurück, und vorzugsweiſe auf die Gruppe von Geiſtern und Dichtern, deren ſtrahlender Mittelpunkt Weimar war. Einen ſolchen Verein großer Männer und ſchöpferiſcher Wirkſamkeit, wie ſich dort um den jungen Herzog Karl Auguſt zuſammenfand, hat die Litteraturgeſchichte ſelten aufzuweiſen, Deutſchland vorher nie geſehen, und wird ſeinesgleichen ſobald nicht wiederſehen. Kein Wunder daher, daß die Nation unermüdlich befliſſen iſt, mit den Heroen jenes Kreiſes ſich zu beſchäftigen, die Perſonen und ihre Verhältniſſe, die Umſtände, Stimmungen und Einflüſſe, unter denen ihre unſterblichen Werke geſchaffen wurden, näher kennen zu lernen, und dadurch die letzteren ſelbſt inniger zu verſtehen, zu würdigen, ſich anzueignen. Mag oberflächlicher Tagesſinn die gereizte Klage führen, daß die Goethe-Litteratur, die Schiller-Litteratur — wie man ſich auszudrücken pflegt — immerfort anſchwelle, daß mit dem Wichtigen auch Unbedeutendes, ja Kleinliches, in die

Deutſchland vorher nie geſehen, und wird ſeinesgleichen

Perſönlichkeit eindringe, der gelehrte Fleiß der Deutſchen fühlt ſich dieſer Nahrung bedürftig und wird ihrer in langer Zeit auch nicht entbehren wollen; dabei kann es denn wenig darauf ankommen, ob hie und wieder unter den dargebotenen ſaftvollen Früchten auch einige grüne oder ſogar welke Blätter liegen, die man nur nicht beſeitigt hat, weil ſie dem Ganzen einmal angehören, und doch nicht jedem werthlos ſind.

Indem wir dieſe apologetiſche Betrachtung zu Gunſten des geſammten Faches der biographiſchen Litteratur vorausſchicken, müſſen wir doch gleich erklären, daß die vorliegende Sammlung am wenigſten ſolcher Vertheidigung oder Entſchuldigung bedarf. Sie ſteht durch ihren geiſtigen Gehalt wie durch ihre reichen Lebensbezüge in ſelbſtſtändigem hohen Werthe da, ſie würde in jeder ausländiſchen Litteratur mit Freudenruf begrüßt werden, in der deutſchen iſt ihr wenigſtens eine ehrenvolle Stelle geſichert ſein. Seit den beiden Bänden der Merck'ſchen Briefſchaften, von Karl Wagner herausgegeben, iſt nichts dieſer Art erſchienen, was ſich an Reichthum und Reiz dieſen drei [illegible] Bänden aus Herder's Nachlaß zur Seite ſtellen könnte. Wir ſind dem trefflichen Düntzer, der mit ſicherer Kenntniß und gewiſſenhaftem Fleiß in ſeinem [illegible] Beruf [illegible], für dieſe Herausgabe auch neue zu dem wärmſten Dank verpflichtet.

Unter den großen Namen Wieland, Goethe, Herder, Schiller, welche recht eigentlich als Viergeſtirn am deutſchen Himmel glänzen, überſtrahlen allerdings Goethe und Schiller weit die beiden andern, aber gleich nach ihnen iſt unbeſtreitbar Herder der größte. Wenn er bisher weniger beachtet, ſeine Schriften weniger bekanngeſichtet und bearbeitet werden, ſo liegt dies an mancherlei Urſachen, die hier zu erörtern zu weitläufig wäre; wir wollen nur im Vorübergehen andeuten, daß hierbei kein franzöſiſcher Unmuth und kein in jener Art engliſcher [illegible] gegen Kant nicht geringe Schuld haben. Möchte die Zeit, wo die [illegible] dieſer Unſichtbaren noch unmittelbar wirken und Herder's Namen trüben mußten, iſt längſt vorüber, und ſein reiner Geiſt kann jetzt hell hervor und in ſein volles Recht eintreten, wenn auch noch Zuſammenhängendes mit allen Schwächen, die ſein irdiſches Erſcheinen begleiteten, und die nicht mehr Feindſchaft, ſondern nur noch Bedauern erregen. Dieſer Briefwechſel liefert in der That den wichtigſten Beitrag zur tieferen Einſicht in Herder's innerſtes Weſen, und hilft ſeine großen Eigenſchaften unterſcheiden von den ſtörenden Lebensverhältniſſen, unter denen ſie ſich bewegen mußten; indem das Kleinliche nicht verhehlt, ſondern gezeigt und nachgewieſen wird als ſolches, verſchwindet dies vor ſeinem reichen Werthe und wird es unſchädlich. Es iſt mit den Schriften und Gedanken großer Männer wie mit den architektoniſchen Tempeln der alten Völker, deren Macht mythologiſchen Tempeln der alten Völker, deren Macht und Herrlichkeit, ungeachtet des ſtaubigen Beiwerks, das ihnen aufgedrückt war, doch vorwiegend bewundert und anerkannt geehrt wurde.

Wir haben es hier jedoch nicht blos mit Herder zu thun; die Briefe von ausgezeichnetſten ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen umgeben ihn. Neben vielen ſteht Goethe, von dem ſo viele bisher ungedruckte Briefe mitgetheilt werden, dann aber viele aus der früheſten Zeit, die über die damaligen, noch mancher Aufklärung bedürftigen Vorgänge und Verhältniſſe neues Licht geben. In allen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Jahre [illegible]. [illegible] und [illegible] von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von [illegible]. [illegible]

Eduard Schmidt-Weißenfels hat uns in seinen „[illegible] Jahre [illegible]" ein Buch gegeben, in welchem [illegible]. Die Schreibart [illegible] hat ein [illegible] Gepräge, seine Erzählung ist [illegible] und [illegible] zugleich, [illegible] ist ihm [illegible] Ernst mit der Sache, [illegible]. Seine [illegible] [illegible] Seine [illegible] und Urtheile [illegible] nicht alle unterschreiben, aber [illegible] die Wahrheit [illegible]. [illegible] Victor Hugo, [illegible] Alexander Dumas [illegible].

[illegible] und das Bildniß der Frau von Dudevant [illegible] George Sand; wir glauben, es wird unseren Lesern angenehm sein, die [illegible] Züge dieses Bildes als [illegible] und [illegible] hier zu finden. [illegible] berichtet über die berühmte [illegible] Frau Folgendermaßen:

„Ich fand in der [illegible] von Nohant, Frau Sand, eine so einfache und natürliche Frau, daß ich mich viel eher einer guten bürgerlichen [illegible], wenn der berühmten Dichterin Frankreichs gegenüber zu stehen glaubte. Ihre ganze Umgebung war voller Einfachheit und kein Möbel verrieth in ihrem ganzen Gemach eine Spur von der [illegible], [illegible]. Madame George Sand sollte im Gegentheil sehr wenig an einem [illegible] für ihr [illegible] im Schloß Nohant, auf dem sie, wie man sagt, in Gemeinschaft mit [illegible]. [illegible] eine tüchtige Hausfrau mit allen [illegible] in ihr zu erkennen, [illegible] in ihrem ganzen, [illegible] eine geistreiche [illegible], auch eine Dichterin, auch [illegible] Frauenwürde.“

„[illegible] die [illegible] von ihrer persönlichen Erscheinung [illegible] und [illegible], [illegible] an ihr, im Gegentheil [illegible], [illegible] Erwartung [illegible] George Sand [illegible] eine geiſtreiche Schriftſtellerin aus; eine liebevolle Nachſichtigkeit, wie ſie bei Vielgereiſten gefunden wird, liegt auf allen Zügen; das ganze Geſicht, mit einer hohen Stirn, einem ziemlich ſtarken Mund und in länglicher Form, ſitzt ſo leicht, beweglich und einfach vollſtändig auf den Schultern, daß man ſich gewiſſermaßen erſt vergewiſſern muß, in der That im Schloſſe Nohant bei der George Sand zu ſein.“

„Bald aber fühlt man ſich durch das gewählte Benehmen und die weiche Stimme der Dichterin behaglich in ihrem Salon; auch wird man bald gewahr, wenn erſt die Unterhaltung begonnen, daß man einen durchdringenden Geiſt und ein reiches Gemüth vor ſich hat. Die kleine, unanſehnliche, in Schwarz gekleidete Frau, mit einfach geſcheiteltem Haar, wirft dann ſo beredte Blicke auf den Beſuch, daß man das immer rege arbeitende Spiel ihres Geiſtes deutlich beobachten kann. Man ſieht es [illegible] in tiefem Kreiſe aufblicken, und nur, wenn ihr ſchlicht lächelnder Mund ſchweigt, blickt ihr großes Auge hell, etwas melancholiſch und oft [illegible] forſcht, um alles Vertrauen und alle Innigkeit zu ihr aufzumuntern.“

Dies Bild ſtimmt im Ganzen mit den Schilderungen überein, die wir auch von anderen deutſchen Beſuchern der edlen Frau und großen Schriftſtellerin empfangen haben, die uns überhaupt mehr geeignet ſcheint, von Deutſchen gewürdigt zu werden, als von ihren Landsleuten.

Die Frauen aus [illegible] [illegible]

Es iſt ein angenehmes Ereigniß in der Literatur, wenn von verſchiedenen Seiten gleichzeitig ähnliche Gegenſtand in ſolcher Weiſe behandelt wird, daß ſämmtliche Be-

beiden einander nicht entgegenwirken, ſondern unterſtützen und verſchärfen. Zwei Schriftſteller, die, ohne von einander zu wiſſen, denſelben Stoff wählten, bezeugen vor dem Publikum die Richtigkeit ihrer Wahl, die Angemeſſenheit ihres Griffes. Es muß etwas in der Luft ſein, was im gegenwärtigen Augenblicke die literariſche Schilderung edler Frauengeſtalten bei uns begünſtigt. Düntzer's und Stahr's Lebensbilder und geiſtreiche Darſtellungen Goethe'ſcher Frauen haben in weiten Kreiſen warme Theilnahme geweckt. Der edlen Gräfin Eliſa von Ahlefeldt, bedeutend durch politiſche, literariſche und geſellſchaftliche Beziehungen, hat Ludmilla Aſſing durch ihre anziehende Schilderung ein Denkmal errichtet, das von allen Seiten mit großem Beifall aufgenommen worden. Kaum aber haben Leſer und Leſerinnen mit der Geſellſchaft und den Schickſalen dieſer und auch ſo ausgezeichneten Dame ſich bekannt gemacht, ſo wird ihnen das Bild einer liebenswürdigen und begabten Dichterin aus dem grauen Alterthume vorgeführt. Es iſt dies die berühmte Hroswitha, die Nonne und „ſtarke Stimme“ von Gandersheim, die früheſte uns bekannte deutſche Schriftſtellerin, die ihren Zeitgenoſſen als hohe Zierde leuchtete, und von der Nachwelt in hohen Ehren gehalten wird. Der Nürnbergiſche gelehrte Dichter Conrad Celtes war der erſte, der ihre eine Zeitlang in Vergeſſenheit gerathenen Schriften glücklich wieder entdeckte und im Druck herausgab. In neuerer Zeit haben viele gelehrte Forſcher, unter ihnen auch der Franzoſe Magnin, ſich mit dieſer merkwürdigen und ganz für ſich allein ſtehenden Erſcheinung beſchäftigt. Noch immer aber fehlte es an einer vollſtändigen und ſorgfältigen Ausgabe. Dieſe wird nun zum erſtenmale durch die dankenswerthe Bemühung des Herrn Dr. Barack in Nürnberg an das Licht, unter dem Titel: „Die Werke der Hrotſvitha, herausgegeben von Dr. K. A. Barack.“ Die Gedichte der begabten Nonne ſind hier in der lateiniſchen Urſprache mitgetheilt; den Fleiß und die Genauigkeit des wackern Herausgebers mögen ſeine Fachgenoſſen am geeigneten Orte prüfen und loben. Hier würden wir der gelehrten Arbeit kaum erwähnen dürfen, käme uns nicht zu gleicher Zeit eine andere Darbietung deſſelben Stoffes zu Geſicht, welche denſelben für die deutſche Leſewelt glücklich bearbeitet hat. Es iſt dies die anſpruchsloſe in Aarau jetzt eben erſchienene Schrift: „Roſwitha, die Nonne von Gandersheim von Edmund Dorer.“ Der Verfaſſer, ſchon durch mehrere literariſche Aufſätze und Gedichte, beſonders durch eine treffliche Biographie des Dichters Johannes Secundus und durch Ueberſetzung der Gedichte deſſelben, vortheilhaft bekannt, gibt uns zuerſt die geſchichtlichen Nachrichten über das Leben der Hrotſvitha — der das in der Urſprache harte H immerhin zu verbleiben hat — und ſchildert dann ihre Stellung in der Kloſterwelt, ihr Verhältniß zu den Zeitgenoſſen. Mit feinem Sinn und feiner Kunſt hat er die dürftigen geſchichtlichen Data zu einem warmen Lebensbilde zu vereinigen gewußt; man fühlt heraus, daß der kritiſche Geſchichtsforſcher zugleich ſelber ein Dichter iſt. Sodann theilt er die weſentlichen Züge der Dichtungen der Hrotſvitha in ſehr gelungenen metriſchen Ueberſetzungen mit, die man mit Vergnügen lieſt, und die er mit ſeinen Erläuterungen paſſend begleitet. Wir müſſen das kleine Buch als eine durchaus willkommene, den Leſern und Leſerinnen ſehr zu empfehlende Erſcheinung begrüßen.

Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. Von Karl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1857. Erſter Band, mit ſieben Bildniſſen. Zweiter Band, mit ſechs Bildniſſen.

Die Geſchichte Rußlands ſeit Peter dem Großen iſt verſchiedentlich bearbeitet worden, aber noch wenig aufgehellt. Selbſt die Geſchichte des großen Zars, der durch die Einführung ſeines neugeſchaffenen Reiches in die europäiſche Staatengemeinſchaft dieſes zuerſt auch den Strahlen geſchichtlicher Betrachtung eröffnet hat, iſt in manchen wichtigen Bezügen noch dunkel oder zweifelhaft, die der nachfolgenden Regierungen bis zur zweiten Katharina großentheils nur in den äußerlichſten Umriſſen, die Regierung der genannten Kaiſerin aber faſt nur in dem Schimmer und in den Flecken bekannt, welche zunächſt ihrer Perſönlichkeit anhafteten. Was die Ruſſen ſelbſt abhielt, ihre neuere Geſchichte gründlich zu bearbeiten, weiß jedermann; daß es ihnen weder an Geiſt und Kenntniß, noch an Wahrheitsliebe zu dieſem Berufe fehlt, haben einzelne Erſcheinungen glänzend dargethan, auch mögen manche durch Stellung und Talent vorzugsweiſe berufene Männer im Stillen Denkſchriften verfaßt haben, die des Tages harren, wo ſie hervortreten dürfen, aber die öffentliche Geſchichtſchreibung mußten ſie Fremden überlaſſen. Deutſche, Franzoſen und Engländer haben ſich denn auch wetteifernd bemüht, das brachliegende Feld anzubauen; wir beſitzen zahlreiche und in ihrer Art ſchätzbare Berichte über die Perſönlichkeiten des Hofes, die Günſtlinge, den Glanz und die Macht der Herrſchaft, auch über die politiſchen Verhältniſſe und die militairiſchen Erfolge fehlt es nicht an Mittheilungen, die, wenn ſie auch nicht alles ſagen, doch vieles genugſam errathen und ergänzenden Berichtigungen ihre offne Stelle laſſen. Allein der tiefere Gehalt der Geſchichte, den die neuere Zeit am meiſten beachtet wiſſen will, das innere Leben des Staates, die Grundlagen und Entwicklungen ſeiner Volkszuſtände, die Kämpfe und Fortſchritte, welche Geſetzgebung und Verwaltung betreffen, die Anſtalten zur Hebung der Landwirthſchaft, des Gewerbfleißes und des Handels, die Erweckung von Geiſt und Thätigkeit in allen Schichten der Nation, — dieſer große und hochwichtige Beſtandtheil der Geſchichte der Ruſſen wurde bisher von den Schriftſtellern kaum berührt.

Zum erſtenmale empfangen wir im vorliegenden Werke die reichſten, ausführlichſten Beiträge zu dieſer innern Geſchichte Rußlands, und in einer Zuverläſſigkeit und Gediegenheit, wie ſie nur ſelten ſich auf dieſem Gebiet ergeben.

Der ruſſiſche Staatsmann, welcher hier gleichſam aus dem Dunkel ſeiner dem Glanz abgewendeten ernſten und ſegenvollen Thätigkeit an das helle Licht des Tages hervorgerufen wird, Jakob Johann Freiherr, nachher Graf von Sievers, hat ſich auch im Schimmer des Hofes durch ſeine Perſönlichkeit und Geltung ausgezeichnet, im militäriſchen und politiſchen Gebiete durch bedeutende Leiſtungen hervorgethan, allein dieſe Verdienſte würden ſeinen Namen kaum vor dem Vergeſſen ſchützen, dem auf ſolcher Laufbahn ſo viele verfallen, die ihre hohen Stellungen nur eben ausfüllen, nicht überragen; die geniale Thätigkeit aber, die er dem Innern des Staates, der Entwicklung der Kräfte deſſelben, der Wohlfahrt und Bildung des Volkes gewidmet hat, dem ächten Gemeinweſen, in welchem der Vortheil des Landes und der des Fürſten ununterſcheidbar zuſammenfließen, dieſe ſo großherzige als geiſtkräftige Thätigkeit ſichert ihm fortan in der ruſſiſchen Geſchichte ein ſo ruhmvolles als dankbares Gedächtniß.

Er war deutſchen, in Eſthland und Liefland begüterten Geſchlechts, erwuchs in einer gebildeten und liebevollen Familie, begann ſeine Staatslaufbahn bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Kopenhagen, wurde dann zu der in London verſetzt, wo er mehrere Jahre zubrachte, trat darauf in Kriegsdienſte und führte die Waffen gegen den von ihm bewunderten großen König. Reiſen in Deutſchland, Frankreich und Italien vollendeten ſeine Bildung, erweiterten ſeine Kenntniſſe. Unter der Kaiſerin Eliſabeth, die hier als eine milde, liebenswürdige Fürſtin erſcheint, ſtanden ihm günſtige Ausſichten eröffnet, noch günſtigere unter ihrem Nachfolger Peter dem Dritten, und als auch dieſer beſeitigt worden und ſeine Gemahlin als Herrſcherin auftrat, blieben die Verhältniſſe von Sievers durch ſo großen gewaltſamen Wechſel ungetrübt. Die neue Kaiſerin vertraute dem erſt Zweiunddreißigjährigen ſogar das große und wichtige Gouvernement Nowgorod; auf einer Liſte von dreißig Vorgeſchlagenen ſtand er zuletzt, aber dennoch fiel die Wahl auf ihn.

Sein Verwaltungsbereich war von ungeheurer Ausdehnung, eine gute Zahl neueſter Königreiche würde in ihm Platz gefunden haben; was ihn aber noch wichtiger machte, als ſein Umfang, war ſeine Lage in der Kernmitte des gewaltigen Reiches, deſſen wichtigſte Verbindungsſtraßen vom Innern zum Meer er enthielt, die Waſſerſcheidungen zwiſchen Nord und Süden, den Verkehr der beiden Hauptſtädte Moskau und St. Petersburg die letztere hatte ihre weſentlichſten Verſorgungsmittel durch ihn zu beziehen. In welchen Zuſtänden das große Gebiet, das Sievers zu verwalten hatte, ſich befand, wird in Kürze ſo geſchildert: „Langgedehnte Landſtrecken mit unzähligen Seen, aber auch Moräſten; Wäldern, aber auch Einöden; wenig bebaut, noch weniger bevölkert: die vielen Flüſſe mehr zum Fiſchfang und Mühlentreiben, als zur Schifffahrt benutzt; die Bevölkerung beinahe durchaus dem Ackerbau ergeben, mit Ausnahme der vereinzelten Städte, aber auch die Städter nicht ſelten Ackerbauer; vom Gewerbfleiß nur die erſten Anfänge; ein Adel ohne Bildung als die ihm der Kriegsdienſt gab, und ohne innern Gehalt; eine Geiſtlichkeit, zwar nach unten von mächtigem Einfluß, aber von oben arg bedrückt; ein Beamtenſtand ohne Kenntniſſe, aber voll Ränke und Beſtechlichkeit; das Heer durch Münnich's frühere und Fermor's nachherige Bemühungen neu geſchult, und ruhmvoll ſeit dem preußiſchen Kriege, dagegen die Rekrutirungen die ärgſten Plagen des Landes und des Volkes; faſt nirgend Schulen; keine Polizei, keine Landſtraßen, kein Verkehr.“ Hierauf heißt es weiter: „Da öffnete ſich denn freilich ein unermeßliches Feld für neue Schöpfungen; aber wer da was ſchaffen ſollte, bedurfte eines ſchöpferiſchen Geiſtes, und einen ſolchen bewährte Sievers durch ſeine ganze Verwaltungszeit. Ja, ſeine ſchöpferiſche Kraft ſteigerte ſich beſtändig, ſo lange er mit vollen Segeln ging. Wie ſcharf faßte er ſogleich nach Uebernahme des ungeheuren Gouvernements deſſen Lage, Anbau, Natur- und Kunſterzeugniſſe ins Auge! Die geſammte Landwirthſchaft, die Wälder, die Salinen, der Torf, die

Spuren von Steinkohlen, die Vermeſſung der Güter, die Verwaltungen der Domänen, Bauern, Bürger, Adel, die Geiſtlichkeit und deren Unterhalt, die Altgläubigen, die Land- und Waſſerſtraßen, kurz, was irgend zum Wohl des Unterthans und zur Kräftigung einer guten Regierung beitragen mochte, kommt in Betracht. Alles ſieht er ſelbſt. Tauſende von Meilen legt er zurück die unermeßlichen Strecken ſeines Gouvernements kennen zu lernen, die alten Städte zu heben, für die Anlage neuer zu ſorgen; alte Wege abzukürzen und auszubeſſern, und neue anzulegen. Unzählige Gebäude ſteigen aus der Erde. Er dringt auf Verbeſſerung der Rechtspflege; auf Abſchaffung der Tortur; auf Erleichterung des Handels und Verkehrs; auf Einrichtung der Polizei; auf Anlage von Banken; auf ſichere Fundirung von deſſen Aſſignationen; überhaupt auf beſſere Anordnung der Steuern, der Abgaben, der Finanzen. Er widmet ſeine beſtändige Fürſorge der Erziehung von Adel und Bürger, der Beſſerſtellung des Bauers, dem bisher ſo entſetzlichen Rekrutirungsweſen. Endlich gelingt es ſeinem unermüdlichen Eifer, ſogar eine geſetzliche Verfaſſung, deren das Reich ſo ſehr bedurfte, anzubahnen, deſſen bequemere Eintheilung, dem Bedürfniß gemäß, zu bewerkſtelligen und eine Verwaltung durchzuführen, die ſich ſogleich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte.“

Wir ſehen hier eine Thätigkeit ſich entwickeln, die unſer Staunen, unſre Bewunderung, ja unſre Rührung erregt. Der Eifer, der niemals Nebenbeziehungen, nur immer das edle Ziel, das Gemeinnützige, das Menſchliche, im Auge hat, der richtige Takt, der ſich bei jeder Aufgabe weislich auf das Zweckmäßige, auf das im gegebenen Fall Ausführbare beſchränkt, die hohe Uneigennützigkeit, die nur auf den Vortheil der Andern, nie auf den eignen ſinnt, die Gerechtigkeitsliebe, die dem Rechte gegenüber keinen Unterſchied zwiſchen Vornehmen und Niedern kennt, die Unermüdlichkeit des eignen Schauens und Eingreifens, der allgemeinſten und auch der beſonderſten Fürſorge, die Ausführung großer Werke mit den geringſten Geldmitteln und wenigſten Gehülfen — alles dieſes ſtellt uns den wahrhaft praktiſchen Mann vor Augen, wie er uns in den Vorkommniſſen des Lebens ſo ſelten, aber immer ſo wohlthätig begegnet. Wir haben uns im Leſen öfters nicht erwehren können, den trefflichen Sievers mit unſerem Muſter eines Oberpräſidenten, dem edlen Vincke zu vergleichen, deſſen Biographie der verſtorbene Staatsminiſter von Bodelſchwingh zu ſchreiben ſo glücklich unternommen, jedoch nur bis zum erſten Band ausgeführt hat. Die Vergleichung kann indeß nur als eine perſönliche gelten, denn in ſachlichem Betreff überflügeln die Aufgaben, welche Sievers fand, an Umfang wie an Schwierigkeiten weit diejenigen, welche ſich in Weſtphalen darboten.

Nowgorod war nicht allein an und für ſich eine wichtige Provinz, ſondern ſollte zugleich ein Vor- und Probebild für die neu zu ſchaffende Verwaltung des ganzen Reiches ſein. Daher die rege Beziehung des Gouverneurs zu dem Mittelpunkte der Staatsleitung in St. Petersburg, zu den höchſten Behörden, und zu der Kaiſerin ſelbſt: daher das ſtete Eingreifen deſſelben in die allgemeinſten Reichsangelegenheiten. Das Zutrauen der Kaiſerin und ihre perſönliche Huld forderten ihn zu den freieſten Rathſchlägen auf, ein höchſt freundlicher, oft anmuthiger Briefwechſel gab dazu die bequeme und ſichre Vermittlung. Die größte und merkwürdigſte That Katharinens, die Berufung einer großen Reichsverſammlung nach Moskau, wo 652 Abgeordnete aus allen Ständen und Gegenden Rußlands die Grundlagen einer neuen Geſetzgebung berathen ſollten, war hauptſächlich das Werk von Sievers, und wenn das große Unternehmen nach dem ruhmvollen Anfang doch bald wieder ſtockte und endlich ergebnißlos zerfiel, ſo kam dies durch Einflüſſe, denen ſelbſt die Kaiſerin nicht gewachſen war. Eben ſo war Sievers der eigentliche Gründer der ſogenannten Verfaſſung, mit welchem Worte die Einrichtung der Statthalterſchaften, die Gliederung ihrer Behörden und die Abzweigung der Befugniſſe dieſer, bezeichnet wurde. Welche Schwierigkeiten hierbei zu bekämpfen waren, welche Hinderniſſe bald der eiferſüchtige und träge Senat, bald eigenſüchtige Günſtlinge, bald auch die Kaiſerin ſelber durch Schwanken und Willkür, den heilſamſten und dringendſten Maßregeln entgegenſetzte, wie ſie ihre Selbſtſtändigkeit dadurch zu ſichern ſuchte, daß ſie abwechſelnd den verſchiedenſten Rathgebern folgte, ja dabei nicht ſelten die Ausführung ihrer eigenen Befehle tadelte, das alles möge man im Buche ſelbſt nachleſen.

Unter den großen Anläſſen, bei welchen Sievers die Kraft ſeines Wirkens in ganzer Fülle zeigte, ſind beſonders zwei hervorzuheben, das Nahen der von der Krimm nach Moskau vorgedrungenen Peſt, welche alle Bande der Ordnung und des Gehorſams auflöſte, das Volk in wuthvollem Taumel zu Mord und Plünderung trieb; und dann der furchtbare Aufſtand Pugatſcheff's, der als Zar Peter der Dritte ausgerufen wurde. Die Kaiſerin ſah zugleich ihr Leben und ihre Herrſchaft bedroht. Gegen beiderlei Gefahr traf Sievers die nachdrücklichſten Anſtalten, ſeine Wachſamkeit ſetzte der ſchrecklichen Seuche Gränzen, und ſeine unermüdete Fürſorge ſandte der aufſtändiſchen Heeresmacht beſchleunigt die Truppen entgegen, durch welche der Fortſchritt jener gehemmt wurde. Seiner Einſicht entging es nicht, daß hier außer dem Scheinbilde Peters des Dritten noch eine andere tief und weit reichende Macht einwirkte, die zur Freiheit ringende Leibeigenſchaft; er ſah in der ſtürmenden Bewegung, die den Namen des kühnen Koſaken führte, als wichtigſten Beſtandtheil die Unzufriedenheit der Bauern, die ſich gegen die Edelleute empörten; auch nach dem Untergange Pugatſcheff's flammte dieſe Unzufriedenheit hin und wieder auf, und iſt vielleicht niemals ganz erloſchen. Sievers erkannte ſchon damals die Nothwendigkeit, dieſem tiefen Gebrechen Rußlands durch weiſe Geſetzgebung abzuhelfen, und machte zu dieſem Behufe mannigfache Vorſchläge. Doch benahm er ſich auch hierbei als ächter Staatsmann, der vor allem das Vorhandene berückſichtigt, und nicht über das zunächſt Erforderliche hinausgeht. Er hatte ein Herz für das Volk, wollte aufrichtig deſſen Gedeihen und Heil, fühlte tief die Leiden der Unterdrückten, allein er bedachte zugleich das Wohl der anderen Stände, erwog die Geſammtlage des Reiches, und fand gerade in dem despotiſch regierten Staate die Gefahren einer Selbſthülfe der unterſten Volksſchichten ſo erſchreckend, daß er überall, wo dergleichen ſich zeigte, die ſtrengſten Maßregeln dagegen ergriff oder dringend anrieth.

Ueber Katharina die Zweite iſt viel geſchrieben worden; aber ein ſo wahrhaftes, im Guten wie im Schlimmen treues, menſchliche Größe und Gebrechlichkeit ſo vereinigt darſtellendes Bild, wie das hier in urſprünglichſten Bezeichnungen gelieferte, möchte ſchwerlich nochmals zu finden ſein. Die bedeutenden Züge, welche vorzugsweiſe der engliſche Geſandte Harris, nachheriger Graf Malmesbury, uns aufbewahrt hat, werden hier theils beſtätigt, theils näher bedingt und ergänzt. Sievers ſtand mit ihr in einem eigenthümlichen Verhältniß; die mächtige Herrſcherin hegte unbedingtes Vertrauen zu ſeiner Rechtſchaffenheit, ein ſehr großes zu ſeinen Einſichten, zugleich aber gefiel ihr der gebildete Geiſt, der feine Sinn und edle Geſchmack des lebhaften, ſchmeichleriſch begeiſterten ſchönen Mannes, der gleichwohl niemals ihr eigentlicher Günſtling war. Der Ton, in welchem ſie ihm und er ihr von Geſchäften ſchreibt, iſt einzig in ſeiner Art. Wir ſehen dieſes Verhältniß in den zahlreichen, dem Buche theils eingereihten, theils beigefügten Briefen Katharina's lebendig ausgedrückt; ſie ſind bald in deutſcher Sprache, bald in ruſſiſcher, zumeiſt aber in franzöſiſcher geſchrieben; Sievers durfte ſich unterſtehen, ihr ſogar in Betreff ihrer Günſtlinge vertraulichen Rath zu ertheilen, und ſie antwortete darauf, ſie erkenne ſeinen Eifer, und habe ſeinen Brief ſogleich verbrannt. Von ſolchem vertrauten Verkehr war ſeine ganze Wirkſamkeit getragen; ſo lange derſelbe in ſeiner heitern Weiſe fortbeſtand, durch häufige perſönliche Anweſenheit erfriſcht und belebt, ging alles in leidlichem, oft in gutem Zuge, die ſchaffende Thätigkeit von Sievers fand Unterſtützung und Aushülfe. Nachdem aber die Kaiſerin, hauptſächlich durch Potemkin's verderblichen Einfluß, von ihrem Sinn und Streben, Wohlfahrt und Bildung ihrer Völker zu ſteigern, allmälig abgelenkt worden, und den inneren Reichsgeſchäften abhold nur äußerem Ruhm und perſönlicher Leidenſchaft nachhing, erloſch mit der früheren Vertraulichkeit für Sievers auch das Gedeihen ſeiner Anträge, ſeine dringendſten Vorſtellungen blieben unberückſichtigt, ſein Eifer ſtieß auf Hinderniſſe, auf Tadel. Nach vergeblichen bittern Kämpfen blieb ihm nur übrig, aus dem Staatsdienſt zurückzutreten.

Doch ſelbſt während der Ungnade, die über ihn verhängt war, behielt er auf ausdrückliches Verlangen der Kaiſerin noch längere Zeit Aufträge und Verpflichtungen, die wenigſtens bezeugten, daß ſeine Redlichkeit, wie ſeine Einſichten, nach wie vor, in größter Anerkennung ſtanden. Namentlich ſein großes Werk, die innern Waſſerverbindungen Rußlands, blieb ſeiner Aufſicht und theilweiſe ſeiner Verwaltung anvertraut, und ſpät erſt übergab er dieſe ſeinem Nachfolger, der ſich in dieſer Sache gänzlich unwiſſend bekannte, mit den ſorgfältigſten, aber faſt verſchmähten Unterweiſungen. Die Kaiſerin bezeigte ihm auch in manchen Gelegenheiten, daß ihr Wohlwollen für ihn noch fortdauere, ſie nahm ſeine Schreiben gütig auf; er ſuchte hiervon für Liefland, wo er zurückgezogen auf ſeinem Gute lebte, Nutzen zu ziehen, und machte verſchiedene wichtige Vorſchläge zur Verbeſſerung dieſer Provinz, allein wie zweckmäßig und heilſam ſie auch ſein mochten, an den ihm feindlichen Gewalten, die den Hof beherrſchten, mußten alle ſcheitern. Später, in Zeiten größter Gefahr, als im Süden der Türkenkrieg an dem Reiche verderblich zehrte, und Schweden die entblößten Oſtſeeprovinzen und ſelbſt die Hauptſtadt bedrohte, ließ er ſich nicht abhalten, der Kaiſerin abermals mit hingebendem Eifer kräftige

Rathſchläge zu ertheilen, die nun mit Dank empfangen und theilweiſe befolgt wurden. Wie ſehr ſein Urtheil bei der Kaiſerin in Achtung ſtand, bewies die Zuverſicht, mit der ſie eine von ihm empfohlene Erzieherin für die kaiſerlichen Kinder auf ſein Wort ſogleich wählte: dies war eine verwittwete Generalin von Lieven, die in enger Zurückgezogenheit lebte, dann am Hofe zu hohen Ehren gelangte, Gräfin und Fürſtin wurde.

Dem Gemeinbeſten Eifer und Thätigkeit zuwendend, hatte Sievers ſeine häuslichen Angelegenheiten weniger bedacht, und es offenbarten ſich in dieſen die traurigſten Störungen, die peinlichſten Bedrängniſſe. Seine Frau verließ ihn; nur durch muthige Gewalthandlung, die ihm von Seiten der Kaiſerin harten Tadel zuzog, blieb er im Beſitze ſeiner Kinder, die er zärtlich liebte, für deren Erziehung er thätig ſorgte. Durch ſeine Uneigennützigkeit und Nachſicht waren ſeine Vermögensumſtände zerrüttet, und mühſam arbeitete er an deren Wiederherſtellung, während neue Maßregeln der Regierung den Gutsbeſitz in der Provinz nur ſtärker belaſteten.

Erſt nachdem der mächtige Günſtling Potemkin vom Tod ereilt worden, und ganz Rußland von dem Druck, den er allem aufgelegt, wieder aufzuathmen begann, gelangte auch Sievers wieder zu neuer Anſtellung und Staatswirkſamkeit, worüber uns die zwei noch zu erwartenden Bände das Nähere berichten werden.

Zur Ausarbeitung dieſer Denkwürdigkeiten ſtanden dem Verfaſſer, dem ruſſiſchen Staatsrath und geweſenen Profeſſor der Geſchichte zu Dorpat Karl Ludwig Blum, die unſchätzbaren Vorräthe des Gräflich Sievers'ſchen Familienarchivs zu Gebot, Tauſende von Aktenſtücken in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache, Denkſchriften und Briefſchaften aller Art, deren ſo wichtiger als vertraulicher Inhalt faſt immer in das geheimſte Getriebe der Sachen blicken läßt, Perſonen wie Verhältniſſe in das hellſte Licht ſtellt. Sie ſind, wie alle Sammlungen von Akten, nothwendig lückenhaft, denn im Schriftverkehr wird Vieles als bekannt vorausgeſetzt, was die unmittelbar Betheiligten allerdings wiſſen, die ſpäteren Leſer aber nicht, und von dem meiſtens Wichtigſten und Entſcheidendſten, das mündlich abgemacht worden, findet ſich oft keine Spur in dem ſchriftlich Verhandelten. Hier halfen oft Ueberlieferungen in der Familie und anderweite Nachrichten, auch nicht ſelten die ſchon gedruckten Hülfsmittel aus, deren keines der kundige Verfaſſer unbenutzt gelaſſen hat. Seine Verarbeitung des Vorhandenen müſſen wir wie die allerſorgſamſte, ſo auch die allergelungenſte nennen. Aus dem ungenießbaren Wuſte roher, in ihrer Geſchäftsſprache oft kaum verſtändlicher Akten, in denen alles ſich vereinzelt und doch auf anderes bezieht, iſt ein überſichtliches, die Einzelnheiten ohne Beſchädigung zuſammenfaſſendes, die auseinander geriſſenen Bezüge glücklich wiedervereinigendes Geſammtbild geworden, das dem Beſchauer ſich zur gründlichen Belehrung und nicht minder zur angenehmen Unterhaltung darbietet. Von einer Thätigkeit, die ſich in ſo viele Beſonderheiten abgliedern und von der höchſten bis zur unterſten Stufe perſönlich eingreifen mußte, dabei meiſt Gegenſtände einer Technik zu behandeln hatte, die nur den Fachgenoſſen näher anſpricht, von einer ſolchen Thätigkeit ein deutliches Bild zu geben, iſt der Natur der Sache nach nur möglich durch mehr oder minderes Eingehen auf jene Beſonderheiten. Unſeres

Bedünkens hat der Verfaſſer hierin mit ſicherem Takte das rechte Maß gehalten, damit das Bild weder unvollſtändig bliebe, noch durch Ueberfülle den Betrachter abſchreckte. Er mußte die Waſſerverbindungen, den Kanal- und Schleuſenbau, die Barkenſchiffahrt, den Holzverbrauch, die Salzwerke, die Städtegründung und Straßenlegung, das Schulweſen, die Rechtspflege, die Steuerſachen, die Rekrutenaushebung und vieles andre dem Auge nahe ſtellen, wenn ſein Gemählde nicht in farbloſen Allgemeinheiten erblaſſen ſollte; wer dennoch hierin etwas zu viel gethan fände, der würde gut thun, eine Landkarte zu Hülfe zu nehmen, und auf dieſer die Angaben in anſchaulichem Zuſammenhange zu verfolgen, wodurch die Sachen oft einen ganz neuen Reiz empfangen.

Ueberdies verſteht der Verfaſſer trefflich, ſeine mannigfachen Stoffe zu gruppiren, und dem natürlichen Gange der Dinge folgend, einen angenehmen Wechſel hervorzurufen. Die Aufzählung ſachlicher Leiſtungen wird unterbrochen durch bedeutende Züge aus dem Hof- und Staatsleben, durch kräftige Schilderungen von Perſonen, durch anmuthige häusliche Bilder, aus denen unerwartet mit erſchütternder Wirkung eine Kataſtrophe hervortritt, die unſern tiefſten Antheil erregt. Die Bemerkungen und eignen Urtheile, welche der Verfaſſer oft einſtreut, bezeugen einen klaren Ueberblick menſchlicher Dinge, ſittliche Strenge und freiſinnige Billigkeit. Wo er ſich zur Darſtellung allgemeiner Zuſtände, großer politiſcher Verhältniſſe und Entwicklungen erhebt, wie dies mehrmals erfordert wird, zeigt er die Meiſterſchaft eines großen Geſchichtſchreibers. Wir dürfen mit vollem Rechte ſagen, daß dieſe Denkwürdigkeiten in jeder Beziehung ein Muſterbild für die Abfaſſung ſolcher Art von Schriften ſind.

Das Werk iſt noch nicht vollendet, den zwei bereits erſchienenen Bänden werden noch zwei nachfolgen. Die reichlich beigefügten Bildniſſe ſind eine ſchätzbare Zugabe, die wir durch eine Landkarte vermehrt zu ſehen wünſchen, auf der beſonders die wichtigen Waſſerverbindungen deutlich hervortreten müßten. Wir haben noch der Zueignung des Buches zu erwähnen. Sie lautet in gutem Lapidarſtil: „Der Frau Geheimräthin Baronin Uexküll, der erlauchten Tochter des großen Staatsmannes, der würdigen Erbin ſeines Geiſtes und ſeiner Tugenden.“

In Rußland kann ein ſolches Buch, welches in das innerſte Lebensgetriebe des großen Reiches blicken läßt und deſſen auch noch heute wichtigſte Staatsfragen geſchichtlich beleuchtet, unter den gegenwärtigen Umſtänden nur willkommen ſein, und muß vielfache Anregung geben, den ſchon erweckten Geiſt vaterländiſcher Forſchung und gemeinnütziger Thätigkeit zu beleben. Sollten auch Gegenſchriften, mißbilligende Kritiken und Berichtigungen dort hervortreten, — die ohnehin kaum die Bearbeitung ſelbſt, ſondern nur die bearbeiteten Vorlagen treffen könnten —, ſo würde damit der Werth und die Wohlzeitigkeit der Erſcheinung nur um ſo kräftiger bezeugt ſein.

Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. Von Carl Ludwig Blum. Leipzig und Heidelberg, 1858. Dritter Band. Mit fünf Bildniſſen.

Wir zeigen die Erſcheinung des dritten Bandes dieſer Denkwürdigkeiten an, deren Bedeutung, Gehalt und Form wir in der Anzeige der erſten beiden Bände gewürdigt haben, und deren hohen Werth die kundige Leſewelt bereits vollſtändig anerkannt hat. Auf den beſondern Inhalt dieſes dritten Bandes näher einzugehen, müſſen wir uns ſchon um deßwillen verſagen, weil die Darlegung deſſelben nicht ohne ausführliche Erörterung einer Menge von einzelnen Vorgängen geſchehen könnte, zu der wir den nöthigen Raum hier nicht anſprechen dürfen. Dieſer Band nämlich umfaßt die Verhandlungen, durch welche Sievers, nach langer Ungnade und Zurückgezogenheit, unerwartet wieder in Staatsthätigkeit berufen, als ruſſiſcher Botſchafter in Warſchau zur Theilung Polens mitzuwirken hatte. Mit dieſem Einen Wort iſt die ganze Troſtloſigkeit des hier verarbeiteten Stoffes ausgeſprochen. Wir werden in ein Gewirr der jammervollſten Zuſtände, der argliſtigſten Ränke und rohſten Gewaltſamkeiten eingeführt, deſſen ganze Scheußlichkeit eben nur in der Anhäufung und beharrlichen Fortſetzung und Wiederholung aller ſeiner Einzelheiten zu erkennen iſt. Kein Tacitus vermöchte hier mit kurzen, gedrängten Angaben auszureichen, es bedarf der völligen Entfaltung dieſes Wuſtes, der Verfolgung des täglichen Fortſchreitens der Handlung, der Auffaſſung aller ſich durchkreuzenden großen und kleinen Selbſtſucht, aller theilnehmenden Perſönlichkeiten. Die Haupthelden des Drama's, die herrſchſüchtige, aber ſelber wieder von Günſtlingen beherrſchte Kaiſerin Katharine, und der ſchwache, zum Herrſchen unfähige, nur ſein Privatwohl bezweckende König von Polen, erſcheinen in einem Gegenſatze, der den Ausgang ihres nur mit ſchlechten Waffen geführten Kampfes keinen Augenblick in Zweifel läßt. Wir ſehen in Polen das traurige Vorbild des widrigen Spieles, welches der

Kaiſer Napoleon vierzehn Jahre ſpäter gegen Spanien ausführte.

Bemitleidenswerth erſcheint in dieſen Kämpfen der von redlichen Geſinnungen erfüllte, ſtaatskluge, menſchenfreundliche Staatsmann, der ſich verurtheilt ſieht, bei den beſten Abſichten immer nur das Werkzeug der ſchnödeſten Beſtrebungen, des Verraths, des Zwanges zu ſein, die er im Innern verabſcheut, und anfangs keineswegs im ganzen Umfang zu erkennen vermag. Seine amtliche und vertrauliche Ausdrucksweiſe gegen ſeine Gebieterin, der niemand nahen konnte außer in der Sprache der Schmeichelei und Anbetung, darf uns nicht irren; ſeine Briefe an ſeine nächſten Angehörigen zeigen zur Genüge, wie ſehr er das Elend ſeiner glänzenden und machtvollen Rolle fühlt. Daß er anfangs über den wahren Zweck ſeiner Sendung im Dunkel gelaſſen wird, und am Schluſſe derſelben ohne Gunſt und Vortheil wieder in Ungnade fällt, gereicht dem *Karakter* des Mannes zur größten Ehre.

Steht ſchon Sievers geiſtig und ſittlich hoch über den Ereigniſſen, in deren Schmutz er arbeiten muß, ſo gilt dies in höherem Grade noch von ſeinem ehrenhaften und hochbefähigten Geſchichtſchreiber, deſſen ſtrenges Urtheil und oft kühn geſteigerter Ausdruck jedem wahrheitliebenden Leſer Troſt und Erfriſchung iſt.

Ruſſiſche Familienchronik. Von S. T. Akſakoff. Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Sophie Raczynski. Erſter Theil. Leipzig, 1858. 8.

Die Ruſſiſche Litteratur hatte in Puſchkin's kühnen Dichtungen, in Lermontoff's und Gogol's friſchen Gebilden, einen glänzenden Aufſchwung genommen, der aber, nach dem Tode beider trefflichen Männer und unter dem Walten strenger Zeitumstände, während der letzten Jahre merklich wieder gesunken war; erst seit Kurzem, unter eingetretenen günstigen Verhältnissen, beginnt der literarische Geist in Rußland auf's neue die Flügel zu regen und seine durch den erlittenen Zwang nicht geschwächten Kräfte zu entfalten. Wir Deutschen haben alle Ursache, diese neue Erscheinung freudig zu begrüßen, denn mit Glück und Erfolg hat ein Theil im Westen, wo sie auch immer sich zeigen mögen, und sie verschönern und durch Zuführung neuer Freunde. Zwei große Dichter, wie jene genannten, können nicht sofort wieder hervortreten, diese sind Gaben der Geschichte, unabhängig von andern Forderungen oder Wünschen. Allein die literarische Bewegung schreitet auch ohne solche Größen gedeihlich fort, und namentlich für Rußland scheint das Allgemeine dieser Regsamkeit jetzt wichtiger, als es einzelne hervorragende Größen wären. Das öffentliche Verhandeln großer Fragen, die gemeinsame Theilnahme an geistiger Entwicklung, die Verbreitung von Kenntnissen und Ansichten, wie wir jetzt in Russischen Zeitschriften sie täglich lesen, die Uebersetzungen von Humboldt's Kosmos, von Ritter's Erdkunde, von Grote's Geschichte Griechenlands, sind für Rußland gegenwärtig ein höherer Gewinn, als das originelle Werk eines großen Dichters. —

Inzwischen fehlt es keineswegs an solchen Schriften, in welchen das im schönsten Sinne Gemeinnützige mit der höchsten Dichtungskraft sich verbindet. Wir haben neulich ein solches Buch von Iwan Turgeniew, die „Denkblätter eines Jägers“, in der Uebersetzung August's von Viedert kennen gelernt, und und an der mächtigen Verſchtung erfreut, als den Indianern, welche ſie vorgeblich und ungerechten Mittel, gleichſam den Krieg erklärt, und ſie wirklich beſiegte und zum Theil dadurch vernichtete. Dieſem verdienſtlichen Buche gebührt das Werk, welches wir anzeigen. Auch hier werden uns in anmuthigen Bildern Sitten, Verhältniſſe und Wildniſſe geſchildert, die wir als vergangene und abgelebte gern anſchauen, und dabei uns geſtehen, daß ihre Bewohner eine Wirthſchaft [illegible] durch ihre [illegible] Charakter bekläften, daß uns aller Wagen [illegible], weniger möglich iſt.

Merkwürdig iſt bei dieſem Buche, daß der Verfaſſer ein Greis von ſiebzig Jahren, deſſen Schriften längſt in der Ruſſiſchen Literatur rühmlich bekannt ſind, und [illegible] Range bezeichnet, und die volle Erfahrung des Alters mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Jünglings vereinigt. Er hat früher nichts geſchrieben, als ein kleines Buch über die Jagd, das als meiſterhaft anerkannt und beſonders wegen ſeiner Schilderungen der Waldnatur und des Lebens der Vögel geſchätzt wird. In der Familienchronik, welche im Gewande der Dichtung gewiſſermaßen eine getreuere Wirklichkeit wiedergiebt, geht der Verfaſſer bis auf ſeinen Großvater zurück, und ſchildert deſſen Charakter und Erlebniſſe, ſo wie die Sitten der Familie, die Zuſtände des Landes und Volkes, mit überzeugender Anſchaulichkeit. Freilich ſtößt man hier viel Barbarei, Rohheit und Grauſamkeit ausgeſprochen an, aber auch viel urſprüngliche Rechtſchaffenheit und Tüchtigkeit, herzliche Liebe, fromme Geſinnung. Wir möchten faſt ſagen, daß wir Immermann's weſtphäliſchen Hofſchulzen in der Geſtalt eines Ruſſiſchen Landedelmannes wiedererkennen. Die Einfachheit und Wahrheit der Darſtellung, in welcher [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die Einheit und Ge[illegible] der Regierung, der Mangel an [illegible] und [illegible], die Form der [illegible], alles dies sehen wir, wenn wir um hundert Jahre zurückblicken, auch in Deutschland und Frankreich [illegible] Wirkungen wie in Rußland hervorbringen, [illegible] der [illegible], der [illegible], [illegible] [illegible] von [illegible] und Freiheit. Aber auch hier verleugnet sich die menschliche Natur nicht, im Herrscher wie im [illegible] ist das Gefühl des Menschen[illegible] und der Ehre [illegible]. In der [illegible] Verwaltung [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible]. [illegible] allgemein menschlichem Gesichtspunkt betrachtet, haben andere [illegible] sich gegen die Russischen nicht zu überheben, wenn auch bei diesen Dinge vorgehen, die in solcher Weise sich untereinander nicht leicht vertragen. Eigenthümlich ist ihm allein: Sitten, [illegible], [illegible], Regierung; auffallend ist besonders die [illegible] und [illegible] [illegible] einer [illegible] und gebildeten Geschichte.

[illegible] ist ein [illegible] im [illegible] der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; jener [illegible] [illegible] ist ein [illegible] [illegible], ist ein [illegible] im Gange der [illegible], dem wir, auch bei der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], mit größter Spannung folgen möchten. Noch größer aber ist die [illegible] der Natur in den [illegible] und schönen [illegible], die er uns [illegible]; er ist vertraut mit Wald und Feld, mit Strom und [illegible], mit den [illegible] der Thierwelt, mit den [illegible] und [illegible]; alles schildert er aus eigener Anschauung, mit [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] und [illegible], den [illegible] [illegible] und die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Nabel.

Rahel Levin und ihre Gesellschaft.

Gegen Ende des Jahres [illegible]

([illegible])

[illegible]

Wie ganz recht!" erwiederte ich, „ich kann mir gern gefallen lassen, daß auch in vielen Dingen, was hinter mir liegt, das Bild doch eben jetzt auch vor mir ist. Wie wollen Sie mich hinführen?"

„Zu Mademoiselle Droin, Rachel Droin."

„Ist es dieselbe, von der ich [illegible] von Frau von Vigneval aussprechen hörte?"

„Dieselbe. Ich habe ihr schon gesagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute so gut geschehen, wie ein andermal."

Frau von Vigneval hatte mir von dieser Freundin nur im Allgemeinen gesprochen. Auch konnte eine Französin von einer Deutschen nicht wohl das Eigenthümliche entdecken und sagen, selbst wenn die Französin, wie Frau von Vigneval, eine deutsche [illegible] war! Ich fragte daher, wer und wie diese Person eigentlich sei?

„Sie ist," erwiederte Steinhausen, „ein sechsundzwanzigjähriges Mädchen von außerordentlichem Geist, klug wie die Sonne, und dabei bescheiden; durchaus eigenthümlich; selbst unschön, selbst unschuldig ist; und was sie sagt, ist so unerkannte Paradoxie als so treffend wahr und tief, daß man es sich noch nach Jahren wiederholt, und darüber nachdenken und erstaunen muß. Die gelehrteste und geistreiche Gesellschaft versammelt sich bei ihr, aber ganz ohne Prunk und Ostentation, ja ich möchte sagen, ohne Häuslichkeit und Vorbereitung, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußern Verhältnisse und der innern Bestimmung. Sie ist wohlhabend, lebt sehr unabhängig bei ihrer Mutter, wo sie nichts gilt; sie macht keinen Aufwand, die Bewirthung ist es nicht, um derentwillen man hingeht, selbst Speisen ist [illegible] [illegible], aber nur so behaglichen, und in dieſer Zeit doch wieder wirklich und auferſtehen."

Wir hatten in die Jägerſtraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten ſtanden wir vor dem Hauſe. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anſtoßendes Schlafzimmer geführt, und Wieſelmann ſtellte mich der Dame des Hauſes, und bald auch einigen andern Perſonen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiſelle Levin war weder groß noch ſchön, aber klein und gut gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überſtandenem Leiden — ſie war in der That auch nicht lange von einer Krankheit geneſen — gab dieſem Ausdruck etwas Rührendes; doch ließ ihr reines und friſches Geſicht, zuſammenſtimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die geſunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen Weſen vorherrſchte. Aus dieſen Augen fiel ein Blick auf mich, ein Blick, der bis in mein Innerſtes drang, und dem ich kein ähnliches Gewicht hätte bieten mögen. Aber ich ſchien ihr dabei kaum ein Gegenſtand näheren Intereſſe; es war dieſer Blick nur wie eine unwillkürliche Frage, die gar nicht ausführliche, ſondern nur ungefähre Antwort wollte, und mit der [illegible] ergriffenen ganz beiläufig ſchien.

Ich brachte meine Empfehlungen an, und bei dem Namen [illegible] erheiterte ſich das ganze Geſicht. Ich mußte in der Eile berichten, was ich alles wußte. Die Levin ſchien außerordentlich von den guten Leuten eingenommen, und ſagte mit wenigen Worten ſo viel Gutes und Vergleichendes von ihr, daß ich ſelber anfing, ſie unter ganz neuem Geſichtspunkte zu ſehen, und [illegible] [illegible] ſie erſt jetzt recht [illegible] [illegible], da ich [illegible] ſechzig Meilen von ihr entfernt war. Ich beklagte mich gegen Mlle. Levin, daß ich ſie bisher, da ſie ja auch vor nicht langer Zeit in Paris geweſen, nicht ſchon dort geſehen habe, welches doch leicht wäre möglich geweſen, ſowohl bei Frau von Vandeul, als auch bei Frau von Humboldt, wo ich ebenfalls zuweilen hingekommen. Sie meinte, wir wollten das jetzige verſpätete Begegnen um ſo beſſer pflegen. und ihre Worte waren ſo gütig, daß ich mich gleich aller Verlegenheit entledigt fühlte, und ihr lebhaft ausdrückte, wie ich ſtolz genug wäre zwiſchen ihr und mir viel Uebereinſtimmendes vorauszuſetzen.

Sie ſprach darauf einiges mit Brinckmann, wobei ich nicht zuhörte, ſondern mir unterdeß die andern Perſonen näher anſah.

Neben der Wirthin auf dem Sopha ſaß eine Dame von großer Schönheit, eine Gräfin Einſiedel, wie ich nachher hörte. Sie ſchwieg, und ſchien wenig Antheil an dem zu nehmen, was ihr ein Herr vorſagte, den man Tieck nannte, und deſſen Geſicht und Stimme mir gleich den unvergleichlichen Vorleſer zu erkennen gaben. Rückwärts abgewendet ſprach Friedrich Schlegel mit dem Bruder von Rahel, deſſen Dichtername Ludwig Robert ſpäterhin auch ſein bürgerlicher wurde. Beide Herren waren mir ſchon bekannt; Schlegel hatte ich mit ſeinem Freund und Beſchützer Schleiermacher am Tage zuvor bei Veit. Daß erfahren, daß er ſeinen Roman Lucinde auch „Bekenntniſſe eines Ungeſchickten" genannt, war mir gleich ganz verdrießlich für ihn, denn ungeſchickt im höchſten Grad erſchien er mir ſelbſt und ſein Roman. Mit Ludwig Robert aber hatte ich Bekanntſchaft bei Veit. ſchon gemacht, einem ſchönen und angenehm witzigen Mann, der den Dichter nicht wenig bezaubert zu haben ſchien; er war ſehr erfreut über einige neue Chanſons und kleine Theaterſtücke, die ich von Paris mitgebracht hatte, und er hoffte einige der letztern für die deutſche Bühne zu bearbeiten.

Schlegel und Robert machten ſich luſtig über den Mönch, wie ihre Mienen deutlich zeigten, und ſuchten durch verſtändigende Blicke auch mich in den Scherz hineinzuziehen. Eben hatte aber die Wirthin ihre Augen dorthin gewandt, und drückte mit ernſtem Blick ihre Mißbilligung aus, als die Thüre aufging, und eine raſche allerliebſte Dame hereinſtürmte, die mit heiterm Lachen auf Dlle. Levin zuſprang, und neben ihr auf einem Schaukelſtuhl ſich mehr hinfallen ließ als legte. Alle begrüßten ſie mit Jubel.

„Aber was iſt das? hub Dlle. Levin an, iſt denn nicht heute Maria Stuart? und ich dachte, Sie ſind“ . . .

Ja denken Sie nur! verſetzte die reizende muntre Frau, Mortimer iſt krank, und da ſchiebt Iffland geſchwind ein anderes Stück vor, worin ich nichts zu thun habe; ich machte mir das zu nutz, und komme zu Ihnen, und wenn Sie mich wollen, bleib' ich den ganzen Abend.

„Prächtig!“ rief Dlle. Levin, und wie treffen Sie es! Gleich zwei Ihrer Anbeter finden Sie hier, Schlegel und meinen Bruder“ . . .

Es iſt die Unzelmann! hatte mir Brinckmann ſchon zugeflüſtert. Sie war vor nicht langer Zeit von Weimar zurückgekehrt, wo ſie großes Glück gemacht und Goethe'n oft geſprochen hatte, von dem ſie ſo bezaubert war, daß ſie deſſen Iphigenie nun trotz Ifflands heimlicher Abneigung mit Gewalt als ihre Benefizvorſtellung auf's

Theater bringen wollte. Brinckmann war zu ungeduldig, um weitere Erklärungen zu geben, und nahm einen vollen Anlauf, ſich als den wahren Anbeter der Dame zu bezeigen, als Schlegel unerwartet ihm vortrat, und ſich gegen ſie entſchuldigte, etwas feierlich und verlegen, aber dennoch kühn, es ſei eigentlich ſein Bruder Auguſt Wilhelm, der ein Anbeter von ihr heißen könne, und der ſie als das Feenkind beſungen habe. Mir wurde ganz warm, eine ſolche deutſche Tölpelei war mir noch nicht vorgekommen. Aber die muntre Frau erwiederte lachend: „Ich weiß es recht gut, und unterſcheide die ungleichen Brüder ſehr wohl! Doch wenn ich von Ihnen, lieber Schlegel, nicht mehr fordre, als von Ihrem Bruder, ſo können Sie in Gottes Namen einen kurzen Abend ohne Gefahr ſeine Rolle übernehmen! Aber, liebe Kleine! fuhr ſie fort, wo haben Sie denn heute Ihre Klugheit? daß Sie mich auf ſolche Leute anweiſen! Denn ſehen Sie nur, auch Ihr Bruder will ſich ſchon entſchuldigen! Nicht nöthig, nicht nöthig, lieber Robert, ich weiß, daß Sie für eine Luiſe brennen, — da wird Ihnen ſchon werden, was Sie verdienen; nehmen Sie ſich nur in Acht, daß wenn das Feuer aus Mangel an Nahrung plötzlich erliſcht, Sie nicht rathlos im Dunkeln ſtehen!“

Brinckmann glaubte nun Raum für ſich gewonnen zu haben, und ſuchte ihn eifrigſt auszufüllen. Er richtete ſeine Worte bald an Dlle. Levin, bald an Mad. Unzelmann, bald an beide zugleich. Er ſprach mit ſeltner Fertigkeit, flocht Ernſt und Scherz durcheinander, witzelte mit guter Laune; nur dünkte mich alles, was er ſagte, etwas zu redſelig, er ſchien es ſelbſt zu fühlen, und wurde nur immer redſeliger. Dlle. Levin ſchien reſignirt, ihn anzuhören, ich hörte ebenfalls zu, während Mad. Unzelmann mit Schlegel nebenan ein halblautes Geſpräch führte.

Ludwig Robert näherte ſich, und machte ſeiner Schweſter leiſe Vorwürfe, daß der Abbé, der unleidliche Menſch, wieder da ſei. „Du biſt einzig! ſagte ſie mit raſcher Aufwallung, als wenn er meine Liebhaberei wäre! Will ich nicht verzweifeln, wenn er eintritt? Wein' ich nicht, wenn er ewig dableibt? Haſt du vergeſſen, wie ich zittre, wenn man ihn nur nennt? Aber was ſoll ich machen? Wegweiſen kann ich ihn nicht, auch ſoll ihn bei mir niemand mißhandeln und verſpotten, ſo wenig wie den Baron, der auch meiner ganzen Bekanntſchaft verhaßt, mir ſelbſt ein Gräuel iſt, und doch ewig kommt!“

Warum rufſt du ihn aber auch? ſagte Robert lachend, indem er nach der Thüre zeigte; und es trat wirklich in dem Augenblick ein Herr herein, deſſen Ordensſtern auf einen höheren Rang deutete; ihm folgten unmittelbar zwei Offiziere, die ich als Hrn. von Schack und Hrn. von Gualtieri begrüßen hörte. Der beſternte Baron ſetzte die Wirthin offenbar in üble Laune, ſie blickte die Gräfin neben ihr mit tragiſchen Blicken an; was ſagen Sie zu dem Unglück? lag deutlich darin. Doch faßte ſie ſich gleich, und ſprach mit dem Unwillkommenen ohne Widrigkeit noch Gleißnerei ganz einfach und gut.

Die Geſellſchaft aber war in Bewegung gerathen, Brinckmann von ſeinem Platze verdrängt, und von demſelben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieſer ſeiner Verſtoßung geſellte ſich Brinckmann wieder zu mir, zog mich zum Fenſter, und wollte mir über die zuletzt Gekommenen nähere Auskunft geben.

„Vor Gualtieri, ſagte er, nehmen Sie ſich in Acht, er iſt ſtreitſüchtig und rechthaberiſch, und in ſeinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Weſen von ſeinem originellen Geiſte, von ſeinem eigenthümlichen Verſtande, ich aber muß bekennen, daß ich ſie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu ſehen, als einen ungeſchulten Sophiſten, der ſich mit den Leuten alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz andrer Mann iſt der Major von Schack; man weiß wie man mit ihm dran iſt, und kann ſich auf ihn verlaſſen. Sehen Sie auch nur die prächtige Geſtalt, dieſes ruhige und entſchloſſene und dabei moquante Ausſehen! Er iſt ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieſer doppelten Bezeichnung ſind in ihm vereint. Gelernt hat er nichts, er ſpricht nicht einmal richtig deutſch, doch wer ſpricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichſte Doſis Mutterwitz."

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er ſich beklagte, die Unzelmann habe von Kunſt doch keinen Begriff. „Ich bin, ſagte er, mit meinen Bemerkungen über ihre bedeutendſten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, ſie hat mich gar nicht verſtanden, hat mir die dümmſten Antworten gegeben, ſie iſt von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinſte Rechenſchaft abzulegen fähig." Dies letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeſchnappt, und antwortete ſogleich: „Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß alles auf ihre Art, ſie ſpielt's und bringt's euch leibhaftig vor Augen, und ihr ſelber bewundert ſie darin; warum ſoll ſie daſſelbe nun auch auf eure Art geben? Von der himmliſchen

Frau zu fordern, daß ſie — pfui! — raiſoniren ſoll, wie ihr, iſt grade ſo, wie von euch zu verlangen, daß ihr ſpielen ſollt, wie ſie, — ei das wär' aber nicht pfui, ſondern ſchön!“

Brav, brav, lieber Schack! rief eine Stimme hinter ihm; es war Dlle. Levin, die aufgeſtanden und von unſrem lebhaft-heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: „Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine? Nun, ich hatte nicht weit dran zu ſchleppen, denn, meine Herren, was ich eben geſagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieſer klugen Kleinen gehört, und da wollt' ich gleich ſehen, wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen ſagen könnten!“ Unter launigen Scherzworten ging das Geſpräch mit Schack weiter, wandte ſich aber von Schlegel und mir ab, und wir blieben beide am Fenſter allein.

Mir gefiel die Faſſung des Mannes in der kleinen Beſchämung, und ich theilte meine Bemerkungen darüber Schlegeln mit. „O er hat noch ganz andre Faſſung, rief dieſer, und davon werden große Dinge erzählt. Was ſagen Sie zum Beiſpiel von dieſem Stück? Man gewinnt von einem Kammeraden im Spiel eine große Summe; er bezahlt, iſt aber ruinirt, und ſchießt ſich todt. Das Geld hat man am Morgen empfangen, die Nachricht vom Erſchießen kommt am Abend, wie man wieder beim hohen Spiel ſitzt, und wieder große Summen gewinnt, man hört die Schreckensbotſchaft, ſpricht ein bedauerndes „So? hat er ſich erſchoſſen?“ aus, aber ohne eine Miene weiter zu verziehen, und bemerkt gleichgültig, wie viel Stiche man voraus habe, mit Eifer den neuen Gewinn verfolgend, unbekümmert, ob auch vielleicht dieſem ein ſchreckliches Ereigniß ankleben werde! So war Schack, als Riedeſel ſich erſchoſſen hatte! Sie mögen die ganze Geſchichte abſcheulich finden, ich will ſie auch nicht vertheidigen, aber das müſſen ſie geſtehen, dieſe Faſſung ſetzt eine Seelenſtärke voraus, die in andrer Richtung die größten Heldenthaten gebähren kann. Nun hören Sie aber gleich eine hübſchere Geſchichte! Eine Hofdame der Prinzeſſin Heinrich konnte eine Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht verbergen; zuletzt hatte Schack, und offenbar genug, ihre Gunſt gehabt. Die Prinzeſſin ließ alſo den Schuldigen rufen, und hielt ihm ſein Vergehen vor, wobei die Worte Verführung, Unſchuld, und dergleichen, nicht geſpart wurden. Nachdem ſie ihn genug geſcholten, und er immer ſchwieg, glaubte ſie ihn erſchüttert, und fragte mit gebieteriſcher Art, was er denn jetzt thun werde? Schack, den die Beredſamkeit der Prinzeſſin wenig gekümmert hatte, fühlte das Gewicht dieſer Schlußfrage, und erwiederte kurz doch ehrerbietigſt, er wolle fürerſt noch warten, um zu ſehen, was denn die Andern thun würden! Die Prinzeſſin wurde roth bis in die Augen vor Zorn, brach die Unterredung ab, und ließ den Schalk ſeiner Wege gehen.“ Ich mußte die kauſtiſche Energie dieſer Geiſtesgegenwart anerkennen, jedoch abermals bedauern, daß ſo ſchöne Gaben ſich im üblen Stoffe verſchwendeten.

Unterdeß hatte ſich die Geſellſchaft durch einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinckmann ſich gleich zu thun machte. Sie gehörten zum Hauſe; die eine nahm ſich des Theemachens an, der andern wurde ich vorgeſtellt, ſie war die Schwägerin der Dlle. Levin, mit der ſie übrigens keine Geiſtesverwandtſchaft zeigte. Um ſo mehr fiel mir die liebevolle und ſorgſame Art auf, mit der dieſe ſie behandelte, in das Geſpräch zog, und ihre unbedeutenden Aeußerungen geltend machte. Brinckmann, der wieder zu mir getreten war, ſagte mir, das ſei kein Wunder, ſeine vortreffliche Freundin habe ſo vielen Geiſt, daß ſie deſſen von niemanden verlange, und mit andern guten Eigenſchaften zufrieden ſei. Zudem aber hege ſie die ſtärkſte und zärtlichſte Zuneigung für ihre ganze Familie, darin ſei ſie die ächte Orientalin, für die Mutter, die in der That eine äußerſt gute und würdige Frau ſei, für die Geſchwiſter; beſonders aber liebe ſie leidenſchaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieſer Schwägerin.

Er ſchilderte mir in wenig Worten die Brüder; ein jüngſter war in der weiten Welt; von den beiden anweſenden war mir der ältere als Kaufmann angegeben worden, er benahm ſich zurückhaltend und abgemeſſen, gefiel mir aber nicht; der jüngere hingegen, Ludwig Robert, zeigte ein bequemes Daſein, eine läſſige Gleichgültigkeit, die geſellſchaftlich einen angenehmen Eindruck machte; ſeine Phyſiognomie war bedeutend, der ſcharfe Denker und Beobachter blickte ſelbſt aus der Läſſigkeit hervor. Beide Brüder machten zu der herzlichen Wärme und edlen Freiheit der Schweſter ein um ſo ſtärkeres Gegenbild, als ihr beſonders für dieſe Brüder eine ſtets thätige und beinahe zärtliche Sorge immerfort anzumerken war.

Das Geſpräch wurde ſehr lebhaft, und wogte, zwiſchen den Perſonen wechſelnd, über die mannigfachſten Gegenſtände hin. Ich wäre nicht fähig, die raſchen Wendungen und den verſchiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben, und wage den Verſuch nicht. Man ſprach vom Theater, von Fleck, deſſen Krankheit und wahrſcheinlich nahen Tod man allgemein beklagte, von Righini, deſſen Opern damals den größten Beifall hatten, von Geſellſchaftsſachen, von den Vorleſungen Auguſt Wilhelm Schlegel's, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnſten Ideen, die ſchärfſten Gedanken, der ſinnreichſte Witz, die launigſten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anläſſe aufgereiht. Denn die äußere Geſtalt der Unterhaltung war, wie in jeder andern Geſellſchaft, ohne Zwang und Abſicht, alles knüpfte ſich natürlich an das Intereſſe des Augenblicks, der Perſon, des Namens, deren grade gedacht wurde. Vieles, was in Anſpielungen beſtand, und irgend eine Kenntniß vorausſetzte, entging mir ganz, andres wenigſtens theilweiſe. Doch wenn Friedrich Schlegel ſeine Meinung ſagte, zwar mühſam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigenthümlichſten Werkſtätte geſchmiedet, ſo fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, ſondern ein ſchweres und koſtbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Perſonen, die durch Rang und Weltſtellung bedeutend waren, in pikanter Weiſe ſchilderte, wenn er kleine Bemerkungen geſchickt einſchob, ſo waren die Vertrautheit und Ueberſicht unverkennbar, mit denen er eine unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens ſpielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Mad. Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinckmann erwieſen ſich als ächte Geſellſchaftskinder. Alle waren auf natürliche Weiſe thätig, und doch keiner aufdringlich, man ſchien eben ſo gern zu hören als zu ſprechen. Am merkwürdigſten war Dlle. Levin ſelbſt. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte ſie um ſich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerſtehen. Und was ſagte ſie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterſcheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefſinn, Gutdenken, Genie, oder Sonderbarkeit und Grille war. Koloſſale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inſpirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren, und das innerſte Herz trafen. Ueber Goethe ſprach ſie Worte der Bewunderung, die alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ludwig Robert wurde aufgefordert, ſeine neueſten Gedichte mitzutheilen. Er ließ ſich nicht lange bitten, und las ein paar Elegieen mit vielem Ausdruck vor. Sie ahmten den Ton der Goethe'ſchen ſehr glücklich nach, hatten aber ihren eignen Inhalt. Nur Friedrich Schlegel verzog die Miene, und ſtimmte nicht in den Beifall ein. Auch Dlle. Levin ſelber, trotz des augenſcheinlichen Eifers, den Bruder zu begünſtigen, litt etwas bei dieſer Vorleſung, und verbarg zuletzt ihre Ungeduld nicht. Ich erlaubte mir, ſie über die Richtigkeit meiner Wahrnehmung heimlich zu befragen. Sie ſah mir ehrlich und grad in's Geſicht, und ſagte lebhaft: „Sie haben recht geſehen; es iſt mein Tod, mir vorleſen zu laſſen; ich hab' es nie geliebt, aber oft kann ich's beſſer aushalten.“

Durch Vermehrung des Beſuchs — zwei Spanier, Graf Caſa Valencia und Chevalier d'Urquijo, beide Diplomaten, waren gekommen, — ließ der Vorleſer ſich nicht irren. Aber nach Beendigung eines Gedichts, welches vielleicht nicht allgemein verſtändlich geweſen, verlangte Mad. Unzelmann, der Dichter ſolle doch Komiſches und Witziges mittheilen, deſſen er ja den größten Vorrath habe. Der lieblichen Frau war nicht zu widerſtehen, ihrem anmuthigen Geſuch aber trat Gualtieri mit der ungeſtümſten Forderung bei: „Ich weiß es ja, liebſter Robert, rief er aus, Sie haben auf uns Alle wunderſchöne Spitzverſe gemacht, auch auf mich ganz allerliebſte, thun Sie mir den Gefallen und leſen Sie die vor, ich will ſie hören, ich kann alles hören, nur ohne Scheu heraus damit!“

Robert las im Stillen für ſich einige Blätter, lachte und entſchuldigte ſich, es ginge doch nicht. Nur um ſo heftiger drang man in ihn, Alle betheuerten, ſie wollten nichts übel nehmen. Schon wollte er leſen, da verbat es ſeine Schweſter, ſie wolle dergleichen nicht leiden, ſagte ſie, es ſei ein ſchlechter Spaß, und es verletze insgeheim doch jeden, ſich in ſeiner Eigenheit verſpottet zu ſehen, niemand dürfe das fordern, niemand es gewähren. Aber nichts half. Die erregte Tadelluſt wollte ihre Beute. So wurde denn einiges geleſen, was großen Beifall erwarb; Schack, die Unzelmann, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, kamen ganz leidlich weg, einige andre Perſonen weit ſchlechter. Das Hauptverdienſt dieſer Verſe war, außer der treffenden Karakteriſtik, die artige Künſtelei, daß die Anfangsbuchſtaben der Zeilen jedesmal den Namen bildeten. Gualtieri beſtand darauf, ſein Akroſtichon zu hören. „Nur Geduld, verſetzte Robert, Sie ſollen befriedigt werden, und ſogar doppelt, denn Ihren Namen hab' ich zweimal akroſtichirt. Hören Sie denn!“

„Glatt: doch unwahr nie, und ſäß' er an fürſtlicher Tafel;
Unrecht ſcheuend, behauptet er oftmals dennoch das größte,
Arglos, kühn und geſchickt, bethört im eigenen Scharfſinn;
Liſtig weicht er ſich aus, doch ſtark auch faßt er ſich wieder.
Trau' ihm in ſeinem Gemach, hier darfſt du, darf er ſich trauen,
In der Geſellſchaft iſt Krieg, und dort er Soldat und Geſandter.
Einigen wird er ſich nur mit dem, der immer ihm beiſtimmt;
Redend herrſchet er dann; doch läßt er auch kindlich ſich leiten;
Ja, ſo lebt er ein Räthſel, gehaßt und geliebt und gefürchtet!"

Die Bezeichnungen müſſen treffend geweſen ſein, denn die einzelnen Zeilen und Worte empfingen den größten Beifall; nur Gualtieri ſtand unbewegt, als wenn er gar nicht wüßte, von wem die Rede ſei. Als die Andern aber ihn anriefen, und ſcherzend um ſein Urtheil baten, fuhr er aus dem ſtummen Nachdenken auf: „Das verſteh' ich nicht! rief er. Leſen Sie doch das zweite, vielleicht iſt das deutlicher!" Schärfer gewiß, erwiederte Robert, und las:

„Glaube, dir glaubt er nichts, doch glaubt er alles ſich ſelber;
Undankbar ſtets denkt er, er danke nur alles ſich ſelber.
Alles ſcheint er zu lieben, und liebt nur den Schein und ſich ſelber.
Laut im Streit, und nicht lauter, ſo ſchreit er, und hört nur ſich ſelber.
Tiefes Gefühl bleibt tief ihm verborgen, er fühlt nur ſich ſelber
In Verlegenheit bringſt du ihn nie, doch oft er ſich ſelber.
Ehre iſt ihm das Erſte, drum ehrt er auch ehrlich ſich ſelber.
Reizbar iſt er und reizend, und reizt auch öfters ſich ſelber.
Jahrlang könnt ihr ihn tadeln, es hilft nichts, er tadelt ſich ſelber."

Der geſellſchaftliche Applaus wird oft durch Kleinigkeiten unmäßig; ich ſah es hier. Komiſch und ſpannend war nur Gualtieri's Gegenwart. Er fühlte ſich mehr geſchmeichelt, als beleidigt, mehrmals hatte er gelächelt, mehrmals ſein „Gutgeſagt!“ dazwiſchen geworfen. Als aber das Stück zu Ende war, wurde er doch wieder nachdenklich, und rief wie verwundert: „Aber Sie machen mich ja ganz und gar zum Egoiſten!“ Dann nahm er den Dichter langſam unter dem Arm, zog ihn beiſeit, und ſagte: „Hören Sie mal, lieber Robert, was denken Sie ſich denn unter einem Egoiſten? Ich hoffe doch, nicht gar zu Schlechtes? Und wenn ich nun ein Egoiſte bin, was iſt damit geſagt? Nein, das müſſen Sie mir genauer auseinanderſetzen, darüber müſſen wir umſtändlich reden: denn, ſehen Sie, wenn ich mich ſelber fühle, und kenne, und ehre, ſo heißt das doch noch nicht“ — und ſomit führte er ihn in das Nebenzimmer, ſich in Proſa nochmals vortragen zu laſſen, was er in Verſen ſchon zur Gnüge ſollte vernommen haben. „Der will aus dem Regen unter die Traufe“, ſagte Dlle. Levin, und „Gutnacht!“ rief ſie den Abgehenden noch freundlich nach; wirklich kamen ſie nicht wieder zum Vorſchein.

Dlle. Levin erklärte ſich ernſtlich gegen ſolche geiſt- und kunſtreiche Spiele, wie überhaupt gegen alle perſönliche Satire, Parodie und Traveſtie, als gegen einen Mißbrauch der Dichtkunſt; alles dies, meinte ſie, trage etwas Böſes in ſich, das zuletzt nur gemeiner Schadenfreude diene; einen großen Unwillen und Zorn, eine heftige Bitterkeit, ein tiefeinſchneidendes Karakteriſiren aus Einſicht und zur Einſicht, das alles begreife ſie und reſpektire ſie, wo ein innrer Drang es durchaus gebiete, oder wenn wirklich anmuthige und unbezwingliche Laune das Gehäſſige wieder aufhebe.

Schlegel, der ſich ſolcher Vergehen gegen Schiller ſchuldig wußte, ſtellte die Xenien als Einwand auf; allein die raſche Gegnerin verſetzte: „Das Beiſpiel ſpricht grade für mich; wenn Sie *die* anführen, ſtehen Sie ſchon auf *meiner* Seite! Denn wo iſt wohl der Zorn gerechter, der Unwille edler, der Witz lebendiger, als eben in den Xenien? Ueberdies ſind Goethe und Schiller — nun ja! Goethe und Schiller!“

Es waren zwei Fremde gemeldet worden. Dlle. Levin empfing ſie höflich; aber in Haltung und Ton war die feine Linie nicht zu verkennen, durch welche ſie vielleicht unbewußt ausdrückte, daß es nicht vertrauliche Bekannte waren, mit denen ſie ſprach. Es war ein Graf aus Wien, ich glaube ein Graf Paar, ſein Begleiter aber hieß Meyern, und wäre mir unter dieſem Namen leicht entgangen, hätte mir Brinckmann nicht geſagt, daß er der Verfaſſer des merkwürdigen Buches Dya-Na-Sore ſei, der aber jetzt weder Romane noch Indien, ſondern nur Krieg und England und Bonaparte im Kopfe trage. Ich hatte früher in dieſem ſchmerzlichen Roman geſchwelgt, und ſeine ſehnſüchtigen Liebes- und Vaterlandswünſche innig mitempfunden, um ſo mehr wünſchte ich nun, den Mann ſelber kennen zu lernen, dem es gelungen war, die großen Drangſale der nächſten Wirklichkeit in eine entlegne Dichtungswelt hinauszutragen. Allein es war unmöglich, mehr als ein gewöhnliches Höflichkeitswort aus ihm zu locken, er ſchwieg ſogleich wieder, und ſah nur immer beobachtend und prüfend auf die Perſonen hin, die grade ſprachen. Ich vernahm ſpäter, er habe es ſich zum Geſetz gemacht, als Oeſterreicher in Preußen ſich möglichſt verſchloſſen zu halten.

Mittlerweile hatte die Geſellſchaft ſich mannigfach in verſchiedene Geſprächsrichtungen abgezweigt, die nur ſelten auf Augenblicke zu einer allgemeinen zuſammenfloſſen, wenn etwan eine Behauptung, ein Scherz, ein Witz, lebhafter ausbrach und größeren Antheil weckte. Die Geſellſchaft war zu zahlreich und zu belebt, um ſie noch in einer Einheit zuſammenzuhalten und zu leiten; die Wirthin konnte nichts thun, als auch ihrerſeits mit Einzelnen anzuknüpfen, aber ich bemerkte wohl, daß ſie hiebei ſtets aufmerkſam blieb, und immer da einzuwirken wußte, wo Stockendes zu beleben, Mißliebiges abzubrechen, Störendes auszugleichen, Angenehmes zu vermitteln war. Auch meine vergebliche Bemühung mit Meyern war ihrem ſcharfen Blick nicht entgangen, und ein Wort von ihr hatte Hrn. von Schack beſtimmt, durch eine Frage über Wien den ſchroffen Mann zugänglich zu machen, der aber auch diesmal ſeine Antwort ſo kurz als möglich einrichtete.

Mit Wohlgefallen ſah die Wirthin den Abbé und den beſternten Diplomaten in abgeſondertem Geſpräch ganz vertieft. Schack begegnete ihr in dieſem Bemerken, ſie winkte ihm, und ich hörte, daß ſie ihm auf den Vorwurf, warum ſie ihm nicht erlaubt habe, den Kerl wegzubeißen, voll ſanftem Eifer antwortete: „Iſt es denn ſo nicht beſſer? Welch Vergnügen, zu ſehen, wie die Beiden ſich für uns unſchädlich machen! Einer ſchluckt den andern ein; und ich wette, ſie ſuchen ſich bald lieber anderswo auf, und wir ſind ſie los.“

Ich weiß nicht, wer es ſich erlaubte, einen in ziemlich ſchmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit ſchwiegen Alle. Doch Dlle. Levin, die wieder auf dem

Sopha Platz genommen, duldete die Pauſe nicht, in welcher die Unart ſich gleichſam fortſetzte, ſchnell überſah ſie das Terrain, und löſte die eigne und fremde Verlegenheit, ſtrafte und beſeitigte die Ungebühr, indem ſie plötzlich, aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen faſſend und ihm das Wort zuwendend, mit dem Ausruf: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ eine noch ſtärkere, aber ſchon dadurch unſchuldigere Derbheit einleitete, und dann unvergleichlich raſch und komiſch eine franzöſiſche Anekdote, ich glaube nach Chamfort, ſehr glücklich und ſchicklich erzählte, mit ſolcher Anmuth und Gewalt, wie ich Aehnliches nur noch Einmal in meinem Leben, viele Jahre ſpäter von der Frankfurterin B— leiſten ſah! Alles fühlte ſich wie befreit, und lachte aus vollem Herzen, niemand aber mit ſolchem Vergnügen und Abandon, wie mein ſtörriſcher Meyern, laut und heftig fing er immer auf's neue an, ſo daß er die Andern auch immer wieder mit fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er ſich die Worte: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernſt in ſeinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten ſich bereits entfernt, und ich hielt es für ſchicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinckmann wollte davon nicht hören, und verſicherte, daß es hier noch gar nicht ſpät ſei, im Gegentheil würden wohl noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei ſeiner angebeteten Freundinnen, die herrliche Freiin von A— aus Wien, — das Iſer-Mädchen, wie Dlle. Levin ſie nenne —, nach abgethanem andern Beſuche noch hier einſprä-

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: „Guten Abend, Gentz!" mir ſogleich als den berühmten Publiziſten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Selten habe ich ſo viel Schüchternheit mit ſo viel Dreiſtigkeit beiſammen geſehen, wie im Aeußern dieſes Mannes vereinigt war. Mit zaghafter Unſicherheit prüfte er gleichſam die Geſichter und die Plätze, und war nicht eher ruhig, bis er ſie alle unterſucht hatte. Ich als Fremder ſchien ihm wohl unbedeutend, die Andern erkannte er als Günſtige, nur Friedrich Schlegel flößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den dieſem fernſten Platz. Behaglich und ſicher zwiſchen Mad. Unzelmann und ſeinem Beſchützer Schack, knüpfte er mit beiden gleich ein Geſpräch an, das bald aber für Alle gemeinſam wurde. Er erzählte von ſeinem Mittage, er hatte bei dem Miniſter Grafen Haugwitz gegeſſen, dort Geſandte und Generale geſprochen, die neuſten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Mad. Unzelmann verbat aber alle Politik, und verlangte nur ſolche Nachrichten, an denen auch ſie Theil nehmen könnte. „Ganz recht, mein Engel, erwiederte Gentz mit Lebhaftigkeit, auch wir ſprachen am wenigſten von Politik, ſondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — iſt Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die ſich wieder einfindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Reſtaurateurs, — nicht wahr, das ſind hübſche Gegenſtände?"

Schack, der kürzlich in Frankreich geweſen war, und am Hofe des Erſten Konſuls Bonaparte der erſten preußiſchen Uniform große Ehrenauszeichnung zugezogen hatte, richtete einige Fragen an Gentz, allein dieſer antwortete wenig, und ſchien durch Schlegel beunruhigt, der ihn ſtets finſterer anſah, und ſeinen Widerwillen deutlich in ſeinen Zügen ausdrückte; die hingeworfenen Worte „feiler Schreiber, nichtswürdiger Freiheitsſchreier“, und andere ſolche Artigkeiten, welche dem damals revolutionair und republikaniſch geſinnten Verfaſſer der Toilette gemäß waren, erreichten zwar nicht des Fürſten Ohr, aber die reizbare Seele deſſelben ſchien jeden böſen Hauch ſchon in der Ferne zu wittern.

Dlle. Levin zog ihn aus der Verlegenheit, indem ſie ihn nach einem Frauenzimmer fragte, das ihn lebhaft beſchäftigen mußte, denn mit dem größten Feuer ſprach er von himmliſchem Reiz und ebenſolchem Karakter, die ihn entzückten und in Verzweiflung ſetzten; er klagte ſich ſtrafbarer Schwäche an; „aber, fuhr er fort, was kann ich dafür? Amor iſt blind, und wirft auch mir die Binde über die Augen!“

Nein, nein! rief Dlle. Levin; in dem Punkt ändre ich die Mythologie! Amor iſt nicht blind, und hat keine Binde; im Gegentheil, er ſieht ſehr, und die Liebe ſieht klar und ſcharf, und daß ſie, trotz allem was ſie ſieht, zu lieben fortfährt, das iſt ihr höchſtes Kennzeichen!

Genz wollte den Satz beſtreiten, gab ihn aber bald und immer mehr zu, und rief ihn dann als die wunderbarſte Belehrung aus, die er fortan ſelber ausbreiten und erweitern wolle. „Wohl iſt dieſes Thema unerſchöpft und unerſchöpflich, ſagte er, und Ihnen, Geiſtreichſte, kommt es zu, ſolche Wahrheiten auszuſprechen, vor denen die Irrthümer ganzer Zeitalter, ja der Mythologien ſelbſt, zuſammenbrechen!“ Er fuhr in dieſer Weiſe fort, ſprach von dem Glück und dem Unglück der Liebe, von ihren

Urſachen und Bedingniſſen, ihren Wirkungen und Nachklängen; erſt nur in kleinern Sätzen, die er noch konverſationsartig an ſeine Nachbarn richtete, fragweiſe, problematiſch, allmählig entwand er ſich dieſem Gang und Ton, nahm einen höheren Schwung, wagte kühnere und ſichere Behauptungen, und als er ſich der Geſinnung und Beſtimmung ſeiner Zuhörer völlig verſichert halten durfte, öffnete er gleichſam alle Schleuſen ſeiner Beredſamkeit, deren gewaltiger Fluß uns unwiderſtehlich einherſtrömte, und uns mit ſtaunender Bewunderung erfüllte. Friedrich Schlegel und ſeine Freunde hätten hier etwas lernen können! Genz ſprach mit Feuer und Wärme, mit Scharfſinn, mit Fülle, und ein ſolcher Wohlklang, ein ſolches Wogen der Worte, eine ſolche Folge glücklicher Ausdrücke, guter Zuſammenſtellungen, leichter Uebergänge, ein ſolches wirkliches Einnehmen und Werben, iſt mir ſeitdem bei keinem Menſchen wieder vorgekommen. Auch feſſelte er jede Aufmerkſamkeit und gewann jeden Beifall. Nur unſre Wirthin, welche die Augen, vergnügten Auges ſich auf ihn gerichtet hielt, rief bisweilen ein „Recht, Genz!“ ein „Richtig“, oder „Brava“, kann auch wohl ein „Warum nicht gar!“ oder „O nein!“ dazwiſchen. Die Andern horchten ſchweigend. Ich wünſchte mir Glück, von dieſer ſo oft gerühmten und mir bis dahin immer etwas zweifelhaft gebliebenen Beredſamkeit ein ſo glänzendes und in dieſer Art vielleicht einziges Beiſpiel ſo zufällig erlebt zu haben.

Noch war alles geſpannt, und einzelne Funken ſprühten noch, gleichſam verſpätete Nachzügler und verlorner Feuerbrand, als eine neue Erſcheinung eintrat, Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Geſellſchaft erhob ſich einen Augenblick, aber gleich stellte und legte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Mlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgebrochenes Gespräch begann. Er schien unruhig, zerstreut, ein schmerzlicher Gram verdüsterte sein schönes Gesicht, doch nicht so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchschimmern zu lassen, die bei seiner hohen herrlichen Gestalt, und seiner gebieterischen Haltung, um so wirksamer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Augenblick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Menschen hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekennen, in solcher Person und in solcher Stellung durch das Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe werth sei! Solche Heldengestalten geben in der That eine Vorstellung von höherem Geschlecht, einem Geschlecht, und weist in das, was uns bisher nur als Dichtung erschienen, ein lebendiges Zeugniß von Wirklichkeit.

Brinckmann verglich den Prinzen, und sprach mit Liebe von seinen menschlichen Eigenschaften, mit Bewunderung von den in ihm gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leisten, jeden Entschluß zu fassen, jede That zu vollbringen, zu der eine starke Seele nöthig. „Doch leider, sagte er dann, ist es auch sein Unglück, einen so hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was soll er thun? Ein gleich großer, aber nicht so begünstigter Genius erringe sich erst eine Stellung, und verwendete dazu seine Kraft; dieser aber hat seine Stellung, und kann nichts erstreben, als was grade sie nicht zugesteht. Nur die Welt der Ausschweifung ist ihm noch übrig und offen, auch hat sein ganzes Wesen sich dahin geworfen, er fühlt, sieht selbst [illegible], und aufrichtig, und ließ auch keinen andern ein eigenthümliches und reiches [illegible] [illegible]."

Der Prinz war aufgebrochen, und hatte ſich die Freunden [illegible] laſſen, nämlich die beiden [illegible] und mich, die übrigen waren ihm ſchon bekannt, und zum Theil, wie Rahel, [illegible] und [illegible], völlig vertraut. Seine Freundlichkeit war [illegible], und doch durchaus [illegible], ohne den [illegible] von Herablaſſung, der die Gunſt der Großen [illegible] ſo unangenehm macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht [illegible] [illegible], die [illegible] Formen der [illegible] fehlten nicht, allein außer [illegible] konnte ihn nicht erinnern, daß er mehr iſt, als die Andern. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich ſo unbefangen und behaglich in ſeiner Gegenwart, als hätte ich ihn ſchon Jahre lang gekannt. Um jeder [illegible] [illegible] Zwang [illegible] zu können, er [illegible] und ſprach, als ob er unter gewöhnlichen Freunden iſt.

Dieſe Freiheit, ſich überall ohne [illegible] auszuſprechen, war allerdings ein [illegible] [illegible] ſeiner hohen Stellung, aber um [illegible] aufzugeben, war doch nichts er ſelbſt [illegible]. Ihn [illegible] nicht, weil er ſich [illegible] [illegible]. Was man ihm nachſagte, das kümmerte ihn nicht. In ſeiner Gegenwart wagte ſich niemand an ihn, und eine [illegible] Macht, vor der ein Prinz von Preußen ſich gebeugt hätte, gab es nicht. Er ſprach [illegible] [illegible] Zurückſetzung ſeines [illegible] und Grimm gegen Bonaparte und gegen die [illegible] Verhältniſſe aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen ſonderbar; man war über-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] ein paar Tageblätter, und trug den Schilling [illegible] in die [illegible]

Mittlerweile hatte ich mir die Örtlichkeit etwas näher: die hellblauen Zimmer waren geräumig und behaglich hoch, mit ihren Fenstern [illegible] in die große Straße hinaus, [illegible] mit hohen Kastanienbäumen, übrigens ganz einfach ausgestattet, ohne Rücksicht auf Prunk; ein paar geringe Bildnisse hingen an den Wänden, zwei Tische, die mit Büchern [illegible] und ich glaube Schiller, Goethe's, [illegible] Blumenschalen; [illegible] Saint Martin — der Name war [illegible] — und [illegible] den, ein sehr leidenschaftliches Urtheil, aber auch ein bescheidenes [illegible], denn es galt nur eine [illegible] Mißbilligung, aber [illegible] von so eingreifender und scharfer Art, daß sie mir nicht wieder aus dem Sinne gekommen ist. In der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Rücksicht hab' ich mein Urtheil über einen Prinzen, der damals, wie auch jetzt, die Meinung außerordentlich beschäftigte, ungern [illegible].

Auf ein Geräusch, das ich vernahm, wandte ich mich von dem [illegible] [illegible] ab, [illegible] welche Frau von Varnhagen meine Verlegenheit gewiß auch bemerkt haben, wofern sie nicht [illegible] [illegible] durch eine [illegible] sogleich beschäftigt worden, die man der anderen Seite ihr schon entgegenbrachte. Es war der Professor von [illegible] mit seinen beiden Töchtern, [illegible] [illegible], ein munterer alter Herr, der an einem Krückstock langsam einherschritt, aber dafür um so rascher und [illegible] sprach, in der That war seine Redseligkeit unerschöpflich, aber zugleich in den Ausdruck eines [illegible] [illegible], einer [illegible] Mittheilung, daß man ihn lieb gewann und keiner lästig fand; auch war sein [illegible] wirklich lehrreich, denn sein wunderbares Gedächtniß [illegible] die [illegible] [illegible], und selbst die Stammbäume der regierenden Häuser, in deren [illegible] Verzweigungen er mit [illegible] Sicherheit auf- und niederstieg, [illegible] ihn [illegible] auf [illegible] [illegible] für [illegible] [illegible]. Die Töchter um das [illegible] von Frau von Varnhagen jetzt um den Tisch [illegible] bemühte, suchte mit [illegible] [illegible] ihm alles [illegible] zu machen, um dabei die [illegible] [illegible] [illegible] zu halten, ohne Zweifel um ihn nicht empfunden zu haben, daß er so großer Sorgfalt bedürftig sei! Er empfand aber die liebevolle Begegnung, und sah mit freundlichster Rührung auf die muntern Mädchen, für die auch seine ältere Tochter die wärmste Freundschaft zu fühlen schien. Diese Tochter war ein Wesen eigner Art, von so glücklichen, edlen und wirksamen Eigenschaften, daß ihre Gegenwart immer ein Wohlthun war, denn ihre lebhafte Thätigkeit förderte still auf keine anspruchslose Weise alles Gute und Rechte, wie es dem Augenblick gemäß erschien, und griff dabei doch niemals eigenmächtig ein; die jüngere Schwester stimmte anmuthig in diese Eintracht und Güte. Kaum hatte der alte Herr im Sofawinkel behaglich Platz genommen, als auch die für ihn nöthigen Mitsprecher sich einfanden, der Professor Gans mit Ludwig Robert — dem Bruder der Frau von Varnhagen — und Herr von Varnhagen, alle drei schon im Streit, und allmählich von Herrn von [illegible] in Beschlag genommen. Sie führten aber ihr begonnenes Gespräch nun fortzusetzen, und der Gegenstand war damals in Berlin überall an der Tagesordnung, es war die schwebende Sache der beiden Theologen zu Halle, Wegscheider und Gesenius, deren Rechtgläubigkeit durch heimliche Anschuldigungen war verdächtigt worden; ganz Berlin nahm Partei für oder wider, und die mächtige Ueberzahl der Verständigen und Freisinnigen war für die Verklagten, denen aber in den höchsten Kreisen auch manche Einflüsse feindlich waren, und es konnte daher wohl zweifelhaft scheinen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde. Die fromme Partei bot alle Mittel auf, aber auch die Halle zeigte unerwartete Kräfte und Anhänger. Es wurde angeführt, daß ein Minister von geistlichen Treiben, der Fürst von Wittgenstein, den man bisher ausdrücklich zu den Unduldsamsten gezählt, in dieser Sache mit entschiedenem Eifer sich für die Verfolgten erklärt und gesagt habe, wenn man solchen Verdächtigungen die Bahn öffne, und dem Kirchenregimente weltliche Macht einräume, so werde die ganze Staat bald nur eine große Heuchlerschule sein, und jeder ordentliche Mann aus dem Lande zu laufen wünschen. Den alten Rother verdroß, daß auch der Minister vom Stein sich habe dazu brauchen lassen, aus Kappenberg einen Brief an den König zu schreiben und ihn aufzufordern, jene Irrlehrer nicht zu dulden. Der gute Alte fand solche Einmischung unberufen und gehässig, und meinte, der Minister von Altenstein, der hier vom Anbeginn zunächst eingewirkt habe, würde das Sachgemäße schon vermitteln, und, wenn es nöthig wäre, auch auf jener Männer Entfernung vom Lehrstuhl antragen. „Nöthig möge das doch wohl sein, — sagte er dann bedenklich hin, — denn, ich frage Sie, was für Geistliche können aus solcher Schule, die den Glauben dem Verstand unterordnet, dem Staate künftig erwachsen!“ — Was für Geistliche? — fiel hier Herr von Varnhagen mit sanfter, mir widersprechender Stimme ein, — nun, möglicherweise solche Pietisten und Heuchler, wie jetzt gegen jene Rationalisten auftreten, denn alle jetzigen Zeloten haben zu ihrer Zeit keine anderen Lehrer gehabt, als aufgeklärte und ungläubige. — „Ja, das ist wahr!“ rief der alte Rother und lachte, und erinnerte sich eines frühen Vorgangs in Göttingen, der diese Ansicht bestätigte, ihn aber auf hannöversche Verhältnisse ablenkte, in deren Darstellung er sich überaus gefiel. Hier aber widersprach ihm Gans als wohlunterrichteter Gegner, und der gute Alte, verwundert und aufgereizt, wurde nun heftiger, und führte ſeine Sache wirklich ſo gut, daß Gans wenig mehr aufkam, ich fand ihn ſogar matt und ungeſchickt, und mußte den Ruhm ſeiner geprieſenen Dialektik und Beredſamkeit für wenig begründet halten!

Ich verließ den Streit, und wandte mich den Damen zu, die inzwiſchen die Geſellſchaft vermehrt hatten. Frau von Varnhagen ſtellte mich der Gräfin von Yorck und deren Schweſter vor, zweien Damen von ſehr ausgezeichnetem Anſehn, und ſchöner freier Bildung; ich vernahm, daß beide die herrlichſten Stimmen hätten, und beide ſagten es nicht ab, vielleicht ſpäter einige Lieder zu ſingen: die jüngere Fräulein von Reden wurde gleichfalls wegen ihres lieblichen, in Italien ausgebildeten Geſanges vorläufig in Anſpruch genommen. Frau von Varnhagen aber wurde von dieſer Gruppe abgezogen, denn laute Stimmen klangen vom Vorſaale herein, und eine kleine Schaar von Herren erſchien und beſtürmte ſie mit Erzählungen. Es waren zwei Offiziere, ein Graf von Schl. und Paul G . . . ., ferner der Graf von Mocenigo mit dem Grafen von Kleiſt, und hinter ihnen zuletzt der ſpaniſche Geſandte General Cordova. Mocenigo, ein deutſchredender Italiäner und öſterreichiſcher Diplomat, zeigte alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die ſeinem Urſprung und Stande entſprachen, man ſah, auf jedem Boden, den er betrat, mußte er gleich heimiſch ſein; er war ungezwungen in ſeinen Aeußerungen, laut und luſtig, und nicht allzu wähleriſch in ſeinen Worten, ſo daß man leicht fürchten konnte, er möchte in ſeiner Munterkeit etwas zu weit gehen, was doch nie vorkam. Seine Erzählung von dem Verlauf einer kürzlich geſehenen neuen Oper und von den geſchmackloſen Anſtrengungen einer unzureichenden Sängerin, der das Publikum doch großen Beifall gezollt, war in der That ganz artig anzuhören, und die Damen lachten ſehr, während Frau von Varnhagen durch eingeſtreute Scherz- und Schlagworte die Schärfe milderte und den Ernſt erhöhte.

Eine polniſche Dame trat ein, und mit ihr einige Stille, denn ſie war der Geſellſchaft und auch dem Hauſe — wie es ſchien — ziemlich fremd, und machte nur einen kurzen Anſtandsbeſuch. Frau von Varnhagen hatte auch für dieſe Dame in unbefangener Weiſe gleich den rechten Ton, und ich hörte ein feines, ſehr verbindliches Geſpräch, das mich vermuthen ließ, Frau von Varnhagen ſei hier zu einigem Dank verpflichtet, und wolle dieſes andeuten. Wie ſehr erſtaunte ich ſpäter, als ich erfuhr, daß eine ſolche Verpflichtung eher im entgegengeſetzten Verhältniſſe Statt fand, indem der Mann der Polin nicht ohne die ſtarke Einwirkung des guten Rathes und der klugen Leitung der Frau von Varnhagen zu einer ihm höchſt erwünſchten Beförderung gelangt war! Die Sache hatte die luſtige Bewandtniß, daß der Pole, welcher früher allen ſeinen Unmuth, alle ſeine politiſche Freigeiſterei, ſo wie ſeine härteſten perſönlichen Urtheile, rückhaltlos der einſichtsvollen Freundin vertraut hatte, jetzt nach erlangtem Ziele in ganz entgegengeſetztem Sinne ſprach, und auch gegen ſie, und ſogar unter vier Augen, den feurigſten Anhänger des Staats und der Miniſter vorſtellte, und von jeder dieſe Geſinnung bekannt haben wollte! Dies hatte, neben der empörenden auch ſeine ergötzliche Seite, und gewährte nicht ſelten der geiſtigen Ueberlegenheit den Vortheil, dem Neulinge, der zu der friſchen Rolle noch nicht ganz geübt war, in ſeinem Eifer den Rang abzulaufen, und ihn als noch viel zu lau geſinnt erſcheinen zu laſſen! Die Frau jedoch ſchien unbefangen, und ohne Theil an jenem Bemühen. Unter ſolchen Umſtänden hatte das Benehmen der Frau von Varnhagen jetzt das doppelte Verdienſt richtiger Zurückhaltung und feiner Schonung; dies wurde uns Allen erſt recht offenbar, als Ludwig Robert, nachdem der Beſuch ſich wieder empfohlen hatte, ſeine beißenden Bemerkungen nicht ſparte, ſo ſehr dies auch ſeiner Schweſter zu mißfallen ſchien. —

Der General Cordova war keine gleichgültige Erſcheinung, er zog die Blicke ſehr auf ſich, und war es gewohnt, daß die Damen ihn günſtig beachteten. Ein ſchöner ſchlanker Mann, von bedeutender Phyſiognomie, feurigen, unternehmenden Anſehns, ausgeſtattet mit aller Gewandtheit eines thätigen Glückskindes, und ſo jung ſchon General und Geſandter, hatte er in der großen Welt, nachdem er ſie einmal betreten, leichtes Spiel gehabt; als Günſtling ſeines Königs war er bei fremden Höfen unter der Vorausſetzung erſchienen, ein vollkommener Abſolutiſt zu ſein, doch hatte er Klugheit genug einzuſehen, daß dieſe Meinung nicht überall zum Vortheil gereiche, und er wußte ſie durch Benehmen und Wort gelegentlich einzuſchränken. Unter dem Anſchein bequemer Läſſigkeit merkte er wachſam auf alles, was um ihn her vorging; man glaubte ihn mit Frauen, Muſik, Theater, Eleganz und Mode beſchäftigt, und dahinter ſteckte kühles Beobachten, meiſt im Dienſte ſeiner Selbſtſucht und ſeiner ſtärkſten Leidenſchaft, des Spiels, die er doch gern wieder unter vornehmer Gleichgültigkeit verdecken wollte. Er war ohne Zweifel tapfer, ſogar waghalſig, aber doch weniger auf eigentliche Kriegsthaten, als auf militairiſche Abentheuer gerichtet; ſein raſches Aufſteigen verdankte er, wie ich ſelbſt ihn eines Abends erzählen hörte, dem wilden, unter den Augen des Königs gefaßten Entſchluſſe, bei noch zweifelhaftem Anlaß, ohne ſich viel zu bekümmern ob Freund oder Feind getroffen werde, ein blutiges Gemetzel anzurichten. Solch ein Offizier war dem Könige Ferdinand dem Siebenten höchſt willkommen, und wurde beſtens ausgezeichnet. Aber ſich in ſeiner Erhebung am Hofe zu halten, war ihm doch nicht gelungen, er hatte weichen müſſen, indeß nur zu neuem Glücke, denn der ferne Geſandtſchaftspoſten, den die Gunſt ihm auserſah, war den Verhältniſſen, die für ihn daheim offen ſtanden, weit vorzuziehen, ſowohl an Genuß des Lebens als an Ehren. Die Politik brauchte ihn hier wenig zu kümmern. Jetzt ſchien er ganz von Muſik erfüllt und nur mit Partheinahme für Roſſini beſchäftigt, und da die Damen ſeinen Urtheilen widerſprachen, ſo vertheidigte er ihn mit Lebhaftigkeit. Er wandte ſich aber hauptſächlich an Frau von Varnhagen, und trug ihr ſeine Meinung umſtändlich vor, ja zum beſſern Belege zog er ein Blatt des Courrier français aus der Taſche, und las einen von ihm ſelbſt verfaßten und dem Pariſer Journal zugeſandten Artikel, worüber nicht wenig Verwunderung entſtand, denn im Geſandten Ferdinands des Siebenten einen Mitarbeiter des heftigſten franzöſiſchen Oppoſitionsblattes zu entdecken, war allerdings befremdlich genug; er hatte aber auch hier wahrſcheinlich nicht erſt lange unterſcheiden mögen, ob er Freund oder Feind vor ſich habe, das Blatt ſtand ihm durch ſeinen Landsmann den Pariſer Banquier Aguado zufällig offen, und ſo benutzte er es, ohne ſich um deſſen politiſche Farbe weiter zu bekümmern. Merkwürdig war ſein Benehmen gegen Frau von Varnhagen; er wußte im Ganzen ſehr gut ſeinen Ton nach den Perſonen zu ſtimmen, doch ſelbſt wenn er aufmerkſame Artigkeit bezeigen wollte, lag noch etwas Unverbindliches in ſeinem Ausdruck, das gleichſam merken ließ, es beliebe ihm jetzt grade ſo zu ſein, und könne der nächſte Augenblick ihn ganz anders zeigen. Nur bei Frau von Varnhagen ſchien er dieſen Rückhalt aufzugeben, mit ihr ſchien er unbefangen ſich auf gleichen Boden zu ſtellen, für ſie zeigte er ungewöhnliche Beachtung und eine Art freundlicher Zuverſicht, die ſeinem Weſen übrigens fremd war. Jugend und Schönheit hätten dies nicht über ihn vermocht, bloßer Rang auch nicht, den Geiſt allein war er weder fähig noch willig in ſo hohem Werth anzuerkennen; was bewog ihn zu dieſem auffallenden guten Vernehmen? Ich glaube den Grund einzuſehen! Cordova hatte das Gefühl, hier ſei ein Weſen, das ihn durchſchaue, und das ihn, bei dieſem Durchſchauen, mit vollkommener Güte gelten laſſe, das ſich nicht gegen ihn überhebe, ſondern das Menſchliche in ihm anerkenne. Wenigſtens habe ich ſtets wahrgenommen, daß die ſprödeſten Menſchen in ſolchem Falle, wo ſie ſich erkannt und doch geſchont ſehen, unwillkürlich ſich dankbar und gefällig erweiſen. Wie ſelten aber findet ſich dieſe wahre chriſtliche Milde, die ebenſo verzeiht als erkennt! In Frau von Varnhagen ſchien ſie wirklich eingeboren, und dies war ohne Zweifel ein Haupttheil des Zaubers, den ſie auf die verſchiedenſten Gemüthsarten unmittelbar ausübte. —

Wir bildeten, theils ſitzend, theils ſtehend, eine Gruppe bei dem Sopha, die Muſik war fortwährend das Hauptthema des Geſprächs, welches doch nur von eigentlich drei oder vier Perſonen geführt wurde; E . . . und Graf von Mocenigo wechſelten abgeſondert vertrauliche Worte; der Graf von Kleiſt ſtand beharrlich als ſchweigſamer Beobachter, ohne durch Laut oder Miene zu verrathen, weſſen Meinung er etwa beiſtimme. Unterdeſſen wurde Madame Milder, die herrliche Sängerin, durch den Grafen von Yorck hereingeführt, und von den Damen mit größter Vorliebe aufgenommen; daß ſie ſingen würde, war ſogleich entſchieden, ſie war entzückter Hörerinnen gewiß, und ihnen gern gefällig.

Plötzlich aber hören wir einen lebhaften Aufſchrei, wir wenden unwillkürlich die Köpfe, und ſehen Herrn von Reden mit zornigen Gebärden ſich ereifern, er weiſt eine Beſchuldigung heftig zurück, welche Robert unvorſichtig gegen den Grafen von Münſter vorgebracht; dies war ein Punkt, wo der treue hannöverſche Staatsdiener keinen Spaß verſtand, ſondern ſogleich Flamme fing. Robert ſelber war etwas erſchrocken über den Knall des Schuſſes, den er abſichtslos gethan hatte. Frau von Varnhagen trat hinzu, lobte den guten Alten wegen ſeines Eifers, der ſich ſchon dadurch gleich beſänftigte, und ſagte dem Bruder, Herr von Reden werde nicht böſe auf ihn ſein; „o nein, ganz und gar nicht!“ rief der letztere gerührt, und bot jenem traulich die Hand. Völlig geſchlichtet und vergeſſen wurde die Mißhelligkeit durch den Eintritt der Gattin Robert's, der ſchönen Friederike. Man mochte dieſe Frau leiden können oder nicht, ſchön finden mußte man ſie, und ſie war es in höchſtem Grade, ſie ſtrahlte ſo hell, daß die andern Geſichter neben ihr im Schatten zu ſein ſchienen, eine Wirkung, die nur nicht von Dauer war, denn allmählig ſuchte der Blick doch wieder den Ausdruck des Geiſtes, der Klugheit, der Güte, des Freiſinns, der Zartheit, und andrer Eigenſchaften, durch welche hier die augenblicklich verdunkelten Phyſiognomieen bald wieder ſich erhellten, und zuletzt die bloße Schönheit weit überflügelten. Jetzt aber wirkte die ſchöne Friederike wie ein guter Genius, Frau von Varnhagen führte ſie zu Herrn von Reden, der ſeine galanten Huldigungen hier gern anbrachte und gern gehört wurde. Die jüngern Herren drängten ſich nun auch herzu, der Schönheit widerfuhr ihr volles Recht, wie Frau von Varnhagen munter ſagte. —

Madame Milder war inzwiſchen zum Fortepiano getreten, und bereitete ſich zu ſingen. Bald war alles ſtill, und harrte der mächtigen Töne dieſer Silberglocken. Sie begannen, in zarteſter Reinheit und Süßigkeit, und ſchwollen zu dem ſtärkſten Strom, ohne getrübt zu werden. Lieder von Kreutzer, von Schubert und Beethoven, riſſen uns Alle zum Entzücken hin. Eine zauberiſche Einfalt wirkte in dieſen Tönen, rührte das innerſte Herz, das Gemüth fühlte ſich durchſchauert und emporgehoben. Frau von Varnhagen lächelte mit feuchtem Auge; ſelbſt Graf von Mocenigo, der ausſchließliche Bewunderer italiäniſchen Geſanges, lobte dieſen deutſchen; nur General Cordova wehrte ſich gegen den Eindruck, und blickte wie zerſtreut in ſeinen Courrier français, den er zuſammengefaltet noch zwiſchen den Fingern hielt.

Während des Singens waren zwei Herren ſtill hereingekommen, welche jetzt ihre Begrüßungen machten.

Der eine war der General von Pfuel, einer der ausgezeichnetſten höheren Offiziere der preußiſchen Armee, deſſen entſchloſſenes, rüſtiges Ausſehen den bewährten Kriegsmann ſogleich erkennen ließ. Er war bekannt als überaus geſchickt in körperlichen Uebungen, beſonders im Fechten und Schwimmen, und überall, wo er ſich aufgehalten, und wo das Waſſer nicht gefehlt, hatte er durch errichtete Schwimmſchulen ſein Andenken verewigt. Aber ausgezeichneter noch war ſeine geiſtige Bildung; mit größter Natürlichkeit fein und taktvoll, ſprach er ſachkundig und klar über viele Dinge, die einem General nicht geläufig zu ſein brauchen, und ſprach, wo es der Anlaß forderte, mit Leichtigkeit ein gediegenes Franzöſiſch. Der andre, mit ihm gekommene Herr war grade hierin ſehr das Gegentheil: ſeine Zunge lief wohl raſch über die franzöſiſchen Redensarten hin, aber keine blieb unbeſchädigt, und alle Vokale und Akzente rangen in der ſchrecklichſten Verwirrung. Albert Brisbane, ein junger Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, war er ſeiner Ausbildung wegen nach Europa gekommen, und verfolgte ſeinen Zweck, wie erzählt wurde, mit einem Ernſt und Eifer, der einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätte. Nach Art ſeiner amerikaniſchen Landsleute wollte er alles nach praktiſchen Prinzipien und mit möglichſter Zeiterſparung lernen; er verlangte von Hegel's Schülern die Philoſophie ihres Meiſters auf einem Quartblatt; einen Mahler bat er um die Mittheilung der Grundſätze, nach denen er ein Portrait mache; von dem General verlangte er die Regeln, wie man eine Schlacht gewinne; genug, in ſeinem techniſchen Bildungsdrange ein ſo wunderliches und hier zu Lande fremdartiges Menſchenkind, daß ein

Urmenſch jenes Bodens, eine Rothhaut ſelbſt, hier kaum größeres Staunen hätte wecken können. Sein unerſchütterlicher Gleichmuth, ſein unermüdetes, lerngieriges Fragen, und die achtloſe Offenheit, mit der er ſich ſelbſt und alle Andern einzig für ſeinen nächſten Zweck behandelte, waren zu ergötzlich, als daß ſie hätten verletzen können. Als er von Madame Milder ein Rezept verlangte, wie ſie ihre Stimme gebrauche, gleichſam als wolle er dergleichen in den Vereinigten Staaten nacherzeugen, erheiterte ſich die ganze Geſellſchaft, und beſonders hatte der preußiſche General — vielleicht aus Sympathie techniſchen Hanges, der auch ihm nicht fremd war — das größte Vergnügen an dem Sonderling, den übrigens Frau von Varnhagen, unter eignem Lachen und Scherz, einigemal eifrig in Schutz nahm, und ſeinen wirklichen Vorzügen und Kenntniſſen Anerkennung zu verſchaffen wußte. —

Durch eine Neuigkeit, welche jemand mitgebracht, lenkte ſich das Geſpräch auf politiſche Dinge, und Profeſſor Gans, der ſchon viele Zeichen von Ungeduld und Verdrießlichkeit gegeben hatte, ergriff den Anlaß, nun auch ſeinerſeits thätig hervorzutreten. Ich hatte ihm wahrlich Unrecht gethan, ihn vorhin für ungeſchickt und ſchüchtern zu halten; ich ſah nun vollkommen ein, daß er nur rückſichtsvoll geweſen, und den guten alten Reden nicht hatte ärgern wollen. Jetzt brannte er ſichtbar darauf hin, es mit dem bedeutendern Gegner aufzunehmen, und als Cordova eine Bemerkung hingeworfen hatte, rief er ihm ſcharfen Widerſpruch zu. Der Spanier, etwas verwundert, maß ſeinen Gegner, und ſchien zum Streiten eben nicht Luſt zu haben, antwortete aber einige Worte, mit denen er die Sache vornehm abzuthun glaubte. Doch das war gar nicht die Meinung von Gans! Der kühne Dialektiker faßte ſeinen Mann nur enger, und zwang ihn Rede zu ſtehn. Das Geſpräch ſetzte ſich auf den mißlichſten und gefährlichſten Gegenſtand, der mit einem ſpaniſchen Geſandten zu erörtern ſein mochte, nämlich auf die Verbindlichkeit der Eide und Verſprechungen, welche der Fürſt dem Volke leiſtet. Gans hatte ſich heftig zum Streite gedrängt, aber als dieſer entzündet und er des Kampfes ſicher war, da wurde er wunderbar ruhig, und führte mit Gelaſſenheit die kühnſten und doch bedachtvollſten Streiche, geſchickt die ihm brauchbaren Thatſachen einflechtend, folgerecht die triftigſten Gründe und bündigſten Schlüſſe darlegend, immer bereit den Gegner zu hören, ihn immer ausreden laſſend, aber dann, mit größter Beherrſchung des Stoffes und mit ſcharfſinnigſter Benutzung aller gegebenen Blößen, ſeine Argumentation fortſetzend, und ſie endlich in klares, einleuchtendes Ergebniß abſchließend. Dies alles geſchah in fließendem, ſchwungvollen Franzöſiſch, mit größter Präziſion, mit heller, freimüthiger Stimme, ſo daß es ein Vergnügen war, den wackern Redner anzuhören. Auch ſiegte er vollkommen; ſelbſt der alte Reden murmelte Beifall. Ueberdies erleichterte Gans dem Gegner die Niederlage großmüthig, indem er, als ſie ſchon entſchieden war, zum Schluſſe alles in die unerwartete Behauptung zuſammenfaßte, es ſei von Haus aus Unrecht, einem Könige dergleichen Eide zuzumuthen oder ſolche Verſprechungen abzufordern, die er ja freiwillig nie ſchwören oder geben würde. Cordova, der auch ſeinerſeits eigentlich ohne Erbitterung gekämpft, und mehr aus vermeinter Schicklichkeit, als aus Geſinnung und Ueberzeugung, etwas verfochten hatte, das er ſelber nicht recht zu bezeichnen wußte, indem er ja weder den Eid verwerfen, noch den Meineid vertheidigen konnte, durfte ſich dieſe Wendung gefallen laſſen, wenn auch nicht in gleichem Maße den Nachſatz, welchen Gans ſchon außerhalb des Streites hinzufügte, daß in ſolchem Falle der Zwang, anſtatt der loſen Zuſage, lieber gleich der Sache ſelber ſich bemächtigen ſollte!

Der lebhafte, raſche Disput war wie ein improviſirtes Schauſpiel von beiden Seiten recht ſchicklich aufgeführt worden, und nur einigemal hatten der preußiſche General und Frau von Varnhagen leichte Zwiſchenworte hineingeworfen, welche dazu beitrugen, alles in gutem Gleiſe zu erhalten, was vorzüglich dadurch gelang, daß man um weniges vorauseilend die Bahn eröffnete, die der Streit nehmen ſollte, denn unwillkürlich lenkt der Beeiferte in den bequemſt vorliegenden Weg, ſollte er auch nicht ganz der ſein, den er aus freien Stücken wählen würde. Der General von Pfuel aber hatte die eigne Gabe, Maß und Vermittlung mit einer beſondern Energie darzubieten, indem er den heißen Eifer in die Schneeregion techniſcher Betrachtung erhob, wo derſelbe ſich nothwendig abkühlte. Frau von Varnhagen dagegen klärte die ſchwülen Lüfte durch raſche Blitze eines leichten Humors, der ihr ſo einzig eigen war, und deſſen Ueberraſchendes ich nicht beſſer bezeichnen kann, als daß ich es einen angenehmen Schreck nenne, eine kleine Erſchütterung aus Staunen und Behagen gemiſcht, und dadurch wohlthätig, daß alle falſchen Spannungen ſogleich erſchlaffen und die Sachen wieder auf urſprünglichem Boden ſtehen. Sie übte ſolchergeſtalt die Rolle, welche der Dichter wohl dem

Grazioſo überweiſt, nämlich die Härte der Berührungen durch Scherz zu mildern, und dabei ſelber in dieſer Weiſe das Treffendſte auszuſprechen.

Durch einen zufälligen Uebergang kam die Rede auf Mlle. Sontag und den erhöhten Beifall, der ihr ſeit ihrer Rückkehr von Paris zu Theil wurde. Sie verdiene ihn durchaus, wurde behauptet, ſie habe dort ungemein an Ausdruck und Grazie gewonnen, und ſei jetzt eine vollkommene Meiſterin. Ich weiß nicht mehr, wer dies beſtritt, und dagegen meinte, ſie ſei nur vollkommener geworden in der muſikaliſchen Koketterie, denn die Gunſt des Publikums zu gewinnen, habe noch niemand ſo gut verſtanden. Man erinnerte an das Wort der Catalani, die von Mlle. Sontag, nachdem ſie dieſelbe zum erſtenmal ſingen hören, geſagt habe: „Dans son genre elle est parfaite, mais son genre est petit.“ Man führte ſatiriſche Zeilen von Ludwig Robert an, der dieſen Ausſpruch noch gehäſſig verſtärkt hatte. Der Tadel gewann nun weit die Oberhand, und beſonders wurde Gans, der Muſik und Geſpräch über Muſik nur mit größter Ungeduld ertrug, jetzt auf's neue laut, und wollte wiederholen, was er in franzöſiſchen Blättern kürzlich über Mlle. Sontag geleſen hatte. Aber Frau von Varnhagen bezeigte großes Mißfallen, und wollte das Geſpräch in dieſer Wendung nicht weitergehen laſſen; ſie rief mit guter Laune und komiſcher Heftigkeit dem Sprecher zu: „Lieber Gans, kommen Sie her, Ihnen muß man Mlle. Sontag als politiſches Ereigniß erklären, und das will ich thun! Dann werden Sie einſichtig und alſo gerecht über ſie urtheilen. Sehen Sie einmal den Karakter und Gang unſerer Welt im Allgemeinen an, ſeit der franzöſiſchen

Reſtauration; betrachten Sie die Ideen, den Geſchmack, die Tonart, die ſeitdem an Höfen, in der höchſten Geſellſchaft — und alſo unbewußt auch in der niedrigſten — herrſchen und gefallen, was finden Sie? Ueberall iſt das Große und Erhabene geſchwunden, das Mäßige, das Anmuthige, iſt an die Stelle getreten; jenes iſt unbequem, wir vertragen es nicht, es macht uns zu klein, unſre Geſellſchaftswelt mag nicht erſchüttert, nicht fortgeriſſen werden, ſie will geſchmeichelt, geliebkoſt ſein, die Talente ſollen uns und unſre vielſeitige, aber ſchwache Bildung ausdrücken, nicht bloß künſtleriſche Meiſterſchaft, ſondern ein Gemiſch von allem, — ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, ſittſame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit, eine ſelbſtbewußte Beſcheidenheit, — kurz, die leibhafte Mlle. Sontag; und ſo iſt ſie denn ein Ausdruck des politiſch-ſozialen Eklektizismus unſrer Zeit, die Künſtlerin, wie unſre Zuſtände ſie hervorbringen, tragen, erlauben. Verſtehen Sie was ich meine?“ — Vollkommen verſteh' ich Sie, und gebe Ihnen vollkommen Recht! verſetzte Gans, ja, ſo iſt es, und ich wundre mich nur, daß ich das nicht längſt eingeſehen! —

Man lächelte über dies letztere Bekenntniß, und Ludwig Robert meinte, das ſei recht wie Gans, der keine ſeiner Schwächen je zu verhehlen wiſſe, und darin wahrhaft liebenswürdig ſei. Gans aber war von der neuen Erkenntniß ſichtbar angeregt, und bearbeitete ſie in ſeinen Gedanken weiter; nach einer kleinen Weile neigte er ſich zu Frau von Varnhagen, und ſprach leiſe mit ihr, doch nicht ſo leiſe, daß ich nicht alles deutlich gehört hätte. „Recht gern, lieber Gans, und mit vielem Danke dazu, es wird mir eine große Ehre ſein!“ ſagte Frau von

Varnhagen freundlich, und drückte ihm die Hand. Er hatte ſie nämlich gebeten, ihm den eben ausgeſprochenen Gedanken abzulaſſen, er wolle ihn gern weiter entwickeln, und einen kleinen Aufſatz daraus machen, dergleichen müſſe öffentlich ausgeſprochen werden. Wie auch geſchah; denn wir laſen bald nachher in der muſikaliſchen Zeitung einen mit Eduard Gans unterſchriebenen Artikel, der in bekannter Weiſe darzuthun ſuchte, Mlle. Sontag ſei kein Individuum, ſondern eine Begebenheit! —

Noch vieles Muſikaliſche wurde beſprochen; die Verdienſte Spontini's kamen zur Erörterung; von ihm wurde geſagt, er ſei der Komponiſt der Zeiten Napoleons, und je weiter uns die Kaiſerzeit entſchwinde, deſto fremder werde uns Spontini, bis er endlich mit ihren Erinnerungen werde zu Ruhe geſetzt werden. Ueber Rellſtab's feindſelige, grauſame Kritik wurde geklagt, daneben im Allgemeinen ſein Talent der Auffaſſung und Karakteriſirung gerühmt, wie er es namentlich in den Artikeln über Paganini bewieſen habe, ferner ſeine rüſtige Tapferkeit, ſeine raſche Entſchloſſenheit, denn er horche nicht erſt ängſtlich umher nach andern Urtheilen, ſondern das ſeinige trete gleich entſchieden hervor, und ſei geſchrieben und gedruckt, ehe andre Kritiker ſich noch beſonnen hätten, was ſie ſagen wollten. Von Zelter ſagte Robert, er ſei mehr Berliner als Muſiker, und dadurch eben der rechte Berliner Muſiker! Der Geſchmack Berlins in der Muſik, ja in Künſten überhaupt, wurde heftig angegriffen und eben ſo vertheidigt, es kam bis zu der Behauptung, die Scheinheiligkeit ſei tief in die Muſik eingedrungen, es gebe viele Leute, die ſich für Händel, Sebaſtian Bach, und auch noch für Gluck und Haydn in derſelben Art paſſionirten, wie für Goßner und Hengſtenberg, und ſich oft genug für ihre doppelte Heuchelei durch doppelte Langeweile ſtraften! Genug, über diejenige Kunſt, deren Weſen am meiſten Zuſammenſtimmung und Eintracht fordert, fielen die Meinungen grade am verſchiedenſten und feindſeligſten aus, und in der That, keine andre hat jemals ſo erbitterte, ſo hartnäckige Streitigkeiten erregt!

Von den muſikaliſchen Partheien hatte man nicht weit zu den politiſchen; ſie fanden ſich in der kleinen Geſellſchaft hinlänglich vertreten, vom äußerſten Ultra durch viele Mittelglieder bis zum äußerſten Liberalen. Da ſeit vierzig Jahren der Zuſtand von Frankreich Stoff und Maß und Ton für alle politiſchen Erörterungen giebt, und alles ſonſtige politiſche Intereſſe ſeiner Natur nach in dieſen Wirbel fällt, ſo war bald von dem Miniſterium Polignac die Rede. Faſt einſtimmig hatte man große Befürchtungen. Frau von Varnhagen erzählte, wie ihr den Sommer vorher in Baden-Baden der kluge Benjamin Conſtant den Gang dieſer Dinge vorausgeſagt, und wie bisher noch alles ſo ziemlich nach ſeiner Verkündigung eingetroffen, der letzte Entſcheidungskampf aber noch bevorſtehe. Jemand ſagte, der Fürſt von Polignac werde dreiſt genug ſein, denn er ſei kurzſichtig und übermüthig, und ſolche Leute brauche man zu Staatsſtreichen. Cordova bemerkte dagegen mit höhniſchem Lächeln, die Franzoſen verſtänden Revolutionen zu machen, aber nicht ſie zu beendigen, darin könnten ſie von den ſpaniſchen Nachbarn etwas lernen! — „Aber iſt denn die ſpaniſche Revolution ſchon beendigt? — fiel der alte Reden lebhaft ein, — mit blutigem Gemetzel iſt es in ſolchen Fällen nicht abgethan, ſondern mit weiſer Lenkung, und Spanien hat den guten Rath der anderen Mächte leider ſtets verſchmähte! Graf Münſter ſchrieb mir noch neulich . . . , ja, er ſchrieb mir, daß das engliſche Miniſterium vor kurzem auf's neue" . . . , das Weitere vernahm nur der Nächſtſtehende, und Cordova hatte ſich bereits entfernt. Nun wunderte man ſich, was alles man ihm habe ſagen dürfen; aber es hieß, ihm ſei gar nichts an politiſchen Grundſätzen gelegen, er werde jeder Regierung ſeines Landes dienen, die ſeinen Ehrgeiz nähre, und hier, in dieſer Entfernung von Hauſe, halte er es nicht der Mühe werth, ſeine Gleichgültigkeit zu verbergen. Frau von Varnhagen rechnete es ihm zu Ehren an, daß er nicht mehr als nöthig heuchle, daran erkenne man noch den letzten Reſt des Guten im Menſchen, daß er des Schlechten nicht mehr thue, als es ſein Zweck unumgänglich erfordere, die völligen Schufte, die aber immer auch die Pinſcher ſeien, thäten alles gleich im Uebermaße, in der Meinung dann am ſicherſten zu gehen, doch daraus erfolge ihnen gewöhnlich erſt recht das Unheil. „Schade, — rief der preußiſche General, — daß Sie nicht fechten und Schach ſpielen, den leitenden Grundſatz für beides haben Sie!" —

Mehrere Perſonen hatten ſich ſchon verzogen, als noch ſpät Alexander von Humboldt eintrat, und durch ihn die Geſellſchaft neues Leben empfing. Er kam aus dem Hofkreiſe, hatte dort „den Infanten", wie er ſcherzweiſe den jungen Herrn von Rothſchild nannte, geſehen, und wichtige Neuigkeiten aus Paris vernommen. Der Fürſt von Polignac ſetzte den Kampf gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer eigenſinnig fort, und der Widerſtand in der Nation wuchs gefahrdrohend an. Es kam die Rede darauf, wiefern das katholiſche Pfaffenweſen in Frankreich nicht mit dem proteſtantiſchen in Deutſchland eine Verbindung eingehen könne, oder vielleicht ſchon habe? — „Keine Verbindung, wurde erwiedert, als nur die in der Gunſt der Jetztzeit liegt; mannigfaches Ungeziefer wird vom trockenen Sonnenſchein geweckt, das ſich aber unter einander anfeindet und auffrißt; übrigens vergleiche man nur nicht unſer armes, verkrüppeltes, mehr widerwärtiges als geiſtliches Frömmelweſen mit dem furchtbaren, altverzweigten, nachhaltigen Verderben römiſcher Hierarchie! Jenes hat gar keinen eigenen Boden, indem es anwächſt fällt es auseinander, und wird höchſtens dadurch etwas, daß es zu dem alten Stamme hinübergeht, wozu alles proteſtantiſche Frömmeln von jeher Neigung hat, — zum Katholiſchen.“ Herr von Varnhagen, — der mir, ſei es beiher geſagt, den ganzen Abend hindurch wenig gefiel, — ſtimmte der letztern Meinung bei, nicht aber der erſtern, er hielt die römiſche Hierarchie nicht für gefährlich, oder höchſtens in proteſtantiſchen Ländern, in katholiſchen ſei ihre Macht gebrochen, und in Frankreich ſelbſt, wo ſie jetzt am mächtigſten ſcheine, habe ſie bloß den Hof, aber nicht Staat noch Volk für ſich. — Man wandte das Umſichgreifen der Jeſuiten ein, die nicht bloß in Frankreich, ſondern in den Niederlanden, in der Schweiz, in Oeſterreich, und ſogar in England geheim und offen ſtets mehr Boden gewönnen; aber dem wurde entgegengeſetzt, daß die Jeſuiten ſelbſt nicht mehr das ſeien noch werden könnten, was ſie einſt geweſen; dieſe Behauptung wurde durch ein Wort erhärtet, die ein alter Exjeſuit in Rom gegen [illegible] geäußert, dieſer nämlich hatte gefragt, ob ihm denn nicht lieb ſei, die Erneuerung des Ordens erlebt zu haben, und ob er nicht dadurch zu friſcher Thätigkeit ermuntert werden! Da ſei der Geiſt, hieß es, wie verlangt aufgeſtiegen, und habe feurig ausgerufen: „Blut und Leben für unſern alten Orden! Aber für dieſes alberne Nachgebilde keinen Pfifferling!" — Man erzählte darauf mancherlei Scherzhaftes, um die Unſchuld des heiligen Vorhabens zu bezeichnen; als ganz köſtlich vorgefallen wurde folgendes Geſchichtchen verbürgt: In der Familie eines angeſehenen Frommen wollte man alles Lügen, auch das bloß formelle und eigentlich nichtslügende, auf das ſtrengſte abſchaffen, und hatte zu dieſem Zweck auch die Kinder und beſonders die Dienerſchaft genau verſtändigt; einſt ſitzt man beim Thee, man ſpricht erbaulich oder ſchweigt auch, da wird ein ſtörender Beſuch angemeldet, doppelt ſtörend, weil er als ein weltlich geſinnter bekannt iſt, und die Dame des Hauſes entſchließt ſich kurz, und flüſtert dem Bedienten zu: „Sag' Er, wir ſeien nicht zu Hauſe!" Der kluge Diener aber, ſchon gut eingelernt, verſetzt bedächtig: „Verzeihen Ew. Gnaden, da müßte ich ja lügen!" Die Dame, betroffen und ihres Mißgriffs eingeſtändig, faßt ſich, und ſagt mit ſanftem Tone: „Nun, ſo ſag' Er, es würde uns recht angenehm ſein!" Damit geht der Bediente ab, iſt aber kaum hinaus, ſo ſagt ein kleiner Knabe ganz unſchuldig: „Aber Mutter, du lügſt ja wieder!" In ſolche Klemme, ſagte der Erzähler, geräth man, wenn man das Äußerliche zur Herrſchaft erhebt, und Weſen und Gehalt ihm unterordnet! —

Humboldt, der die Gabe beſitzt, den tiefſten Ernſt in ein anmuthiges Gewand zu kleiden, und bald als heitere Anekdote, bald als wiſſenſchaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerſchöpflich in

Anſichten der mannigfaltigſten Art, und immer der Gegenſtand in immer neuem Lichte ſich abſpiegelte; die verſchiedenen Richtungen der Frömmigkeit, welche er in allen Geſtalten ſeiner vielfachſten Weltkunde beobachtet, bei Anglikanern, Quäkern und Methodiſten, in Paris unter Napoleons Konſulat und am Hofe Karls des Zehnten, bei ſpaniſchen Katholiken, unter Wilden am Orinoko und am Miſſiſſipi, alle ſchilderte er, wie ein Botaniker ſeine Pflanzen, nach beſtimmten charakteriſtiſchen Zeichen, und begehrte die des Gefühles Geſammtheit näher zu erfragen, um danach Geſchichte und Ordnung ſicher aufzuſtellen; aber am Ende ſchien er alle Formen nur für Spielarten, flüchtige und veränderte, einer unſichtbaren Pflanze zu halten, die in ihrer ächten urſprünglichen Art nur an einſamen, ſtillen Orten zu finden ſei! —

Die Geſellſchaft minderte ſich; nach einer Weile ſah ich auch Herrn von Humboldt nicht mehr, der doch ſonſt aller Orten faſt immer einer der Letzten wegging; um ſo lebhafter aber wurde nun ſein Ruhm verkündet; Frau von Varnhagen ſtellte ſeine edlen Eigenſchaften, die man um ſeiner glänzenden willen zu oft überſehe, in das hellſte Licht; ſie verbat geſtrenge, bei bedeutenden Menſchen ſich an ihre Schwächen oder perſönliche Kleinigkeiten zu halten, die man jedem Andern zu vergeben bereit ſei, nur grade einem großen Manne nicht, dem doch allein ſie zu vergeben wären. —

Wir waren noch ungefähr ſechs oder ſieben Perſonen, und das Geſpräch zog ſich mehr zuſammen, indem es zugleich lebhafter und traulicher wurde. Gans warf ſich mehr und mehr als Widerſprecher entſchieden auf, aber auch Frau von Varnhagen ließ ihren Vortheil nicht verſäumen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

daß alle Freunde, welche in jener [illegible] Zeit [illegible] gekannt haben, versichern, [illegible] [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gewesen, und daß [illegible] die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] vollkommen [illegible] wiedergegeben ist. Diese Auffassung des [illegible] und [illegible], wie [illegible] einem [illegible] von [illegible] [illegible] sich [illegible] hat, gereicht dem Künstler zur großen Ehre. Das Bild ist [illegible] aber [illegible] [illegible], und [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] man von [illegible] selbst sagen kann, und ist [illegible] so [illegible] als [illegible] zur [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible], daß [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]?

Das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] wir [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], daß die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ganz [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] in [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] der [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] dem [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], ging [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu dem [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den Künstler [illegible] [illegible] [illegible].

Wir glauben, [illegible] hat einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] und [illegible] in dem [illegible], wo [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] aufzuhalten, welche den Gegenstand erhellen, entwickeln, können? Die Hand, beide Sehnen, aus bitterer Kraft und Verdrängung, vermöge der Gebrauchsverhältnisse, auf dem [illegible] ganz Gefühl sich entwunden hat, eben zu dem es gefühlt werden soll; und ganze Gesichter nehmen mit hoher Spannung Theil an der von allen angeregten Bewegung.

Der Mund, stille geöffnet, öffnet nur leise die milden, [illegible] geöffneten Lippen, kommt aber die Worte noch gegen, mit welchen doch plötzlich aufgesprochen werden wird, was noch nie gesagt worden ist. Die Oberlippe liegt sich in sanfter Bewegung [illegible] etwas vorgezogen der Nase an, in welcher Stellung die [illegible] eine Bedeutung von hoher Empfindsamkeit und [illegible] erkennen wollen.

Die Nase selbst, gleich meisterhaft, scheint die feinsten entgegengesetzten Anlagen zu vereinigen, entschiedenes Bewußtsein und aufgeschlossene Empfindlichkeit. In der feinen, schmalen Nasenwurzel, aus welche zum breiten Grunde die Augen sich zusammenschließen, geht der kräftigste Ausdruck in den [illegible] der Augen und der Stirne [illegible] über. Hier ist es, wo auch schon der Schnitt des Profils, der Sinn für Witz und Laune, die Beschaffung des Gemüthes, so wie in der Stellung der Lippen der Ausdruck und Genuß desselben, sich offenbaren.

Ueber das Ohr des Kopfs selbst, wie wir glauben, ist ungünstig geändert. Sein etwas gebrochener [illegible] beweist auf [illegible] Thätigkeit, entschiedenen Willen und Sitte, [illegible] Blick, und darüber die anderen, mehr tiefen Bildungen und Züge des Gesichts große [illegible] natürlichen Zuge widersprechen und ihr sich auf haben, welche das Klima [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Allein die beiden [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß sie [illegible] in diesem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das Klima [illegible] [illegible], [illegible] wir in diesem Theile [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] wir [illegible], daß Klima [illegible]. Eine zu große Dankbarkeit, [illegible]? [illegible]? [illegible]? [illegible]

Anlage, in seiner [illegible] doch bloß als tag- und [illegible] [illegible] erscheint, als [illegible] vom [illegible] [illegible], aus [illegible] [illegible] [illegible], wie auch nicht, jene [illegible] [illegible] als solche in der Bildung des [illegible] [illegible]. Hier, wo es als Wahrheit [illegible] wird, daß sie anderweitig verstanden sind, und daß sie demnach einen Ausdruck, den sie gleichsam [illegible] und [illegible] haben, [illegible] und [illegible] haben!

Rahel.

Brief an Varnhagen von Ense, nach dem Tode seiner Gattin, von Gustav Freiherrn von Brinckmann.

Let Fate do her worst, there are relics of joy,
bright dreams of the past, which she cannot destroy;
which come in the night-time of sorrow and care,
and bring back the features that joy used to wear.

Thomas Moore.

Am Grabe der Geliebten fordern Sie mich auf, der Todten zu gedenken „die nicht mehr ist!“ und ein heiliges Todtenopfer darzubringen der Einzigen, welche das jugendliche Streben meines Denkens und meiner Gefühle zu einem geistigen Leben weckte.

Und wie sollte der Einsame, was so schmerzlich Verwaiste! nicht mit jenem Nachklange vieles geistigen Lebens empfinden, nicht mit seinen frühen Erinnerungen von verschiedenen Freunden auch sich zum freudigen Bekennen, was Sie ihm war, was er Ihr als den innersten Schatz seines Lebens verdankt? — Ihr, wie Ihnen Beiden? —

Mit einer höchst merkwürdigen Erscheinung ergriff Sie mein ganzes jugendliches Gemüth bei unserer ersten, nun so längst geschlossenen Bekanntschaft. Wir waren uns in einer ziemlich gemiſchten Geſellſchaft, wo Rahel wenig ſprach, aber „geflügelte Worte“, die mich um ſo aufmerkſamer machten, als ſie nicht ſelten den leiſen, tief-eindringenden Stachel der Biene verriethen. Wir andern glaubten wohl ziemlich klug zu ſprechen; ich ſelbſt nicht ohne Anſprüche auf Geiſt; und in dieſer Stimmung warf ich ein paar Einfälle hin, welche eine Freundin von mir lebhaft widerlegte, wie es mir vorkam, nicht ohne beleidigenden Scherz gegen mich. Ich ſchwieg, weil ich nicht empfindlich ſcheinen wollte; als ich aber Rahel die Treppe hinab begleitete, fragte ich ziemlich unbefangen: ob ſie wohl die Kraftſprüche meiner Gegnerin für wahr hielte? — „Keineswegs!“ antwortete ſie; aber wohl verdienten Sie die verletzenden Stiche, die Ihnen, wie ich gleich merkte, ſo wehe thaten. Um ſo mehr da Ihre Behauptungen eben ſo wenig Wahrheit enthielten, und dabei nicht einmal ehrlich gemeint waren. Es iſt immer Eitelkeit, den Ernſt, ſei er auch noch ſo unbehülflich, durch witzige Einfälle niederſchlagen zu wollen, ohne Rückſicht auf die Ueberzeugung des andern Denkenden; Eitelkeit aber verdient keine Schonung. Ich ſollte Ihre Freundin ſein! ganz andre Dinge würden Sie von mir hören müſſen!“

Betroffen aber doch freudig überraſcht von dieſer ungehofften Vertraulichkeit, blickte ich ſehnſuchtsvoll in ihr geiſtreiches Auge, drückte ihr die Hand, und ſprach leiſe: „O! möchten Sie es werden!“

Dies Treppengeſpräch war unſre erſte Bekanntſchaft, und für mich wahrlich keine gleichgültige. Bald darauf beſuchte ich Sie in ihrer Wohnung, und da ich Sie allein traf, wurde unſre Unterredung ſehr ſchnell ernſthaft und inhaltreich. Ich wurde mächtig angezogen von der Klarheit ihres überlegenen Verſtandes, und von der Offenheit ihres ſelbſtſtändigen und doch ſo ſanften Gemüths. Ihr gegenüber fühlte ich es um ſo ſchmerzlicher als jemals, wie ſehr ich in mir unklar und verworren ſei, und wie unfähig, das bunte Gewühl des äußern Lebens, und die ſtille Tiefe des innern verſöhnlich zu enträthſeln. Sie dagegen begriff mich vollkommen, und verdeutlichte mich mir ſelbſt. —

Was ich in den Hörſälen der Weiſen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der ſinnlichen Prachtwelt vergebens geſucht hatte: ungeſchleierte Wahrheit, Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachſtübchen dieſer ſeltenen Selbſtdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.

Beinah wehmüthig lächelnd ſagte ſie mir einmal, nicht lange nach unſerer vertraulicheren Verbindung: „Sie ſind ein hoffnungsvolles Kind, das noch weder ſeine Anlagen, noch ſeine Kräfte kennt. Ihr Gott und Ihre Tugend ſind Blumen eines ſchönen kindlichen Gefühls; aber Sie ſind nicht beſtimmt ein ewiges Kind zu bleiben, oder, wie die Meiſten, ein unreifer Menſch. Sie müſſen frei und ſelbſtſtändig werden, oder Sie werden ſchlecht; um ſo ſchlechter, je beſcheidener Sie geweihten Vorurtheilen huldigen. Denn giebt es wohl etwas Schlechteres, als Sklavenſinn und Menſchenfurcht, wie zierlich und geſchmackvoll Sie auch Ihre Ketten abſchleifen und glätten mögen? Götterſcheu iſt um nichts beſſer. Tugend? — das giebt ſich von ſelbſt, wenn man nur ein ganzer, nicht etwa ein halber, oder dreiviertel Menſch iſt. Leſen und begreifen Sie, den

Prometheus", und glauben Sie an Goethe, wie an mich!

„Wer half mir wider der Titanen Uebermuth?
wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet, heilig —
glühend Herz?" —

Muth, mein Lieber, iſt alles! Geiſtesmuth nämlich! Heldenmuth von außen iſt Kleinigkeit, oft kleinlich. Aber Muth im Innern, und Selbſtvertrauen wider eine Welt von Vorurtheilen, eigenen und fremden — hätten Sie den, Sie würden eben ſo heiter in ſich, eben ſo feſt und eben ſo geſcheidt ſein, — wie ich. Aber Sie zweifeln lieber an ſich, als an den Verheißungen irgend einer übermüthigen Weltweisheit, die bei Gott! nichts Ehrwürdiges hat, als ihre tauſendjährigen Ahnen. Und doch iſt ja dieſe allgeprieſene Beſcheidenheit des Gemüths ſo ſelten etwas anderes, als eine geedelte Feigheit des Geiſtes. — Gott und Tugend! — Ja! wohl haben wir frühzeitig gelernt, dieſe vieldeutigen Wörter auszuſprechen, wie eine Zauberformel; aber was meinen wir damit? — Alles, oder Nichts! je nachdem wir ſelbſt Alles ſind, oder Nichts!"

Hören Sie nicht, lieber Varnhagen! hier noch die lächelnde Sibylle, wie in ſo manchen Stunden tiefſinniger Vertraulichkeit? — Wie oft erinnerte ich Sie ſpäter daran, daß dieſes Geſpräch die Geburtsſtunde unſrer ewig unauflöslichen Freundſchaft eingeläutet hätte. Es wirkte auf mich für das ganze Leben, wie ein Zauberſchlag, der mich plötzlich in eine ganz neue Geiſteswelt verſetzt hätte.

Denn giebt es nicht in dem Leben mancher reichbegabten, aber noch in irgend einem Irrthum befangenen Menſchen gewiſſe Augenblicke, wo ein Licht von oben ſie blitzſchnell erleuchtet; vor dem ſie zwar anfangs erblinden, aber bald fällt es von ihren Augen wie Schuppen, und ſie erblicken hernach ſich ſelbſt, die Welt und die Menſchen im Zauberſpiegel der Wahrheit. —

Für geſcheidt, kenntnißreich, gebildet, und was man ſo gewöhnlich ausgezeichnet nennt, galt ich ſchon, ehe ich unſere Freundin kennen lernte. Gar manches hatte ich mir angelernt und anempfunden von der Weisheit des Tages und von der Bildung ſchöner Umgebungen; nach Freiheit ſchmachtete ſchon mein Geiſt, wie mein Herz nach Reichthum und Fülle des innern Lebens; aber die kühne Wolluſt des Selbſtdenkens entzündete ſich in mir an der Altargluth ihrer höhern Welt- und Lebensanſichten.

„Almoſen kann ich Ihnen nicht ſpenden, ſagte ſie mir einmal; ſchenken kann ich Ihnen nichts von dem Meinigen; keiner hat mehr als er ſelbſt braucht. Aber reich werden, ohne zu betteln, durch trotziges Zurückfordern Ihrer angeborenen Beſitzthümer von den habſüchtigen Vormündern Ihres volljährigen Geiſtes, Ihrer Seelenkräfte — das können Sie lernen von Ihrer freigeiſteriſchen Freundin. — In der Tiefe des Gemüths verbirgt die Menſchheit ihre Schätze; die Oberfläche gewährt nichts als zierliche Blumenbeete, wenn es hoch kömmt, prunkende Gartenanlagen. — Sie haben nun einmal Verſtand, und mit dem iſt nicht zu ſpaßen. Der iſt ſtärker als eine Leidenſchaft. Empören kann man ſich gegen ihn, nicht aber ihn beſiegen, wie jene. Zum Freunde müſſen wir ihn haben im Scherz, wie im Ernſte, oder er wird unſer Plageteufel in allen Verhältniſſen des Lebens. — Die Hunderttauſende, die keinen *Verſtand* beſitzen, oder nur ſo ein bischen zum kärglichen Hausbedarf, die können ſich behelfen mit Schwärmerei, mit ſogenannter Glückſeligkeit, mit ſinnlichem Genuß, mit Frömmelei, vorzüglich mit Leichtſinn und Nichtdenken. Wohl können *wir* von dem allen auch etwas brauchen, wenigſtens den *ſchönen Leichtſinn*: aber doch auf andre Weiſe; nur mit und durch den *Verſtand*, der bei uns keinen Augenblick ſeine Rechte aufgiebt. Nichts wäre freilich bequemer, als wenn man nach Belieben, bisweilen *klug*, und bisweilen *dumm* ſein könnte, *das* geht aber nicht; und *uns* bleibt keine andre Wahl übrig, als *Galeerenſklaven*, oder *freiwillige Freunde* des *Verſtandes* zu ſein — beſſer freilich der *Vernunft*.“

So freundlich und ernſt ermuthigte ſie mich oft, wenn ſie zu fürchten ſchien, ich möchte feige oder träge zurückbleiben in der mir nicht beſtimmten *Heimath* lieblicher *Täuſchungen*, und die Stimme der höheren Begeiſterung überhören, die zu Abraham ſprach: „Gehe aus Deinem Vaterland, und von Deiner Freundſchaft, und aus Deines Vaters Hauſe, *in ein Land, das ich dir zeigen werde*.“

Sehen Sie hier, lieber V., was mich von unſrer erſten Bekanntſchaft ſo unauflöslich vereinigte mit dieſer geiſteskräftigen Denkerin; was ſo mächtig wiederklang in meiner eigenen Bruſt bei jedem offenmüthigen Geſpräch mit ihr: „*Höhere Sittlichkeit durch höhere Freiheit!*“ Nur durch dieſe begriff man *ihr Leben*, wie ihre Weisheit, und nur hiedurch hat ſie auf mein innerſtes Sein und Denken gewirkt, wie keine der neun Muſen. Sie, die Begeiſterte der ſelbſtthätigen Vernunft, deren geiſtiger Schüler zu ſein ich mich immer und überall gerühmt habe, vor Weiſen und Fürſtinnen, wenn dieſe etwa an meiner eigenthümlichen Weltanſicht oder Geiſtesrichtung etwas Ausgezeichnetes fanden. —

So fragte mich einmal Herder, als es mir geglückt war, ſein näheres Vertrauen zu gewinnen, und ich mit der heiterſten Freimüthigkeit über alle göttliche und menſchliche Dinge mit ihm ſprach: „Aber wie ſind Sie ſo zeitig zu dieſem Reichthum von Erfahrungen gekommen, zu dieſer Klarheit der Weltanſchauung, zu dieſer Durcharbeitung Ihres Innern? Von den Hochſchulen haben Sie das nicht, auch wahrlich nicht von der Berliner Aufklärung.“ — „Nein, antwortete ich ihm, aber größtentheils von einem Berliner Mädchen, einer Selbſtdenkerin, die noch jünger iſt als ich, der aber ein Geiſt der Weiſſagung, und mit dem zugleich alle Erfahrungen angeboren ſind. Die eben deswegen ſo Herrliches und ſo Lebendiges lehren kann, weil ſie ſelbſt nichts gelernt, nur alles empfangen hat mit keuſcher Seele von dem Gott in uns, als eine Offenbarung der Vernunft; die von dieſer allein begeiſtert, die Wahrheit eben ſo naturgemäß denkt und empfindet, wie ſie die Luft einathmet und lebt, ohne ſchulgerecht dem Wunder nachzuſpüren, wodurch beides wohl möglich wird.“ —

Wohl hatte ſie, wie Sie wiſſen, beinahe ſpielend Kunde genommen von allen Helden des Denkens, von allen Götterſöhnen des Genius; aber mehr wie ſie ſcherzend behauptete, um zu unterſuchen, wie weit dieſe auch wohl ſelbſt die Eingebungen *verſtanden* hätten, die ſie von oben empfangen; nur um die *echten* Propheten von den *falſchen* zu ſondern. —

„Aus der zweiten Hand, meinte ſie, müßte man nichts *kaufen*; nicht eben, weil die *Waare* gewöhnlich *verfälſcht* ſei, ſondern weil der wohlfeile Preis den Geiſt nachläſſig und träge mache, daß er ſelbſt nicht mehr *gräbt* und *emporarbeitet*, was die Tiefe ſeines Innern ihm darbeut. Keine Begeiſterung muß uns anwehen von *außen*, ſie muß aufglühen von dem heiligen Opferherd unſers eigenen Gemüthes. Auf das *Selbſtdenken* kommt *alles* an; auf die Gegenſtände deſſelben oft ſehr wenig; wie ſelbſt auf die *Geliebte* oft weniger als auf das Lieben.“ — Ich konnte lange nicht begreifen, fuhr ſie fort, „warum *mir* nichts in den Kopf wollte von allen den ſchönen Sachen, die andre gleich *auswendig* wußten. Ich meinte wohl ich ſei *dumm*, bis ich einſehen lernte, daß meine *Lehrer es waren*. Sie hätten begreifen ſollen, daß mein Geiſt zu reich geboren, ſchon zu beſchäftigt und zu unruhig ſei, um ſo ſchnell Fremdartiges aufzunehmen; daß in meinem Köpfchen kein Platz ſei für Neues, ehe dort alles aufgeräumt und in Ordnung geſtellt wäre.“

„Mit *Menſchen* habe ich mich überhaupt lieber abgegeben, als mit *Büchern*. Jene ſind leichter und bequemer zu *leſen*; denn es ſteht gewöhnlich nicht viel auf jeder Seite, und doch beinahe immer *etwas*, welches die Buchmacher am häufigſten überſehen. Freilich, das *Sehen*! und vorzüglich das Schnellſehen iſt nicht bloß eine ſchwere, ſondern ich möchte glauben, eine *uner*-

lernbare Kunſt. Sie ſchickten mir neulich Heſſens „Verſuche zu ſehen.“ Das Buch iſt aber nicht übel, und der Titel iſt vortrefflich. Der weiß es doch wenigſtens, daß das Sehen keine ſo leichte Kunſt iſt.“ —

Und gerade dieſe Kunſt beſaß Rahel ſelbſt in einer Vollkommenheit, die ich wenigſtens bei niemandem wieder angetroffen habe. Nicht bloß ihr geiſtiges, ſondern auch ihr körperliches Auge war ſo klar, ſo ſcharf, und ſo geübt, daß in der zahlreichſten Geſellſchaft ihr nicht leicht die geringſte Kleinigkeit entging, wodurch einzelne Perſonen ſich mehr oder weniger auszeichneten, — und das oft bei dem flüchtigſten Ueberblick. Daher war auch die größte, von ihr ſelbſt bewunderte Schauſpielerin nie gleichgültig gegen ihr oft ſtrenges, aber immer wohlbegründetes Urtheil.

Ich entſinne mich noch des Abends, wo Iſſland zum erſtenmal in Berlin auftrat; angekündigt von Weimar aus als ein zweiter Garrick, empfangen und beklatſcht mit rauſchendem Beifall. Wir ſammelten uns nach dem Schauſpiel bei Rahel, und alle wünſchten, ſie über den allbewunderten Künſtler zu hören. — „Iſſland; ſagte ſie ganz gelaſſen, iſt kein Genie, wie unſer Fleck; aber ein großes Talent. Folglich mag er immer vortrefflich ſpielen, wenn er ſeine Rolle gut eingelernt hat; angeboren iſt ihm keine, wie dem Genie jede. Daher wohl hie und da Mißgriffe, wenn auch in Kleinigkeiten, die aber doch für den aufmerkſamen Beobachter den Kunſtgenuß ſtören. So war zum Beiſpiel heute Abend bei jener Stelle ſein Mienenſpiel ſehr richtig, aber die Bewegung der Hand damit völlig im Widerſpruch.“ — Keiner von uns hatte das bemerkt; aber alle fanden nun den Mißgriff auffallend, wie Rahel denſelben flüchtig nachmachte. —

„Meine ſichern Augen!“ rief ſie ſelbſt bisweilen aus, „die ſoll mir wenigſtens niemand abſprechen.“ Und wer hätte das auch gewagt? Traf doch ihr erſter Blick oft, wie der Blitz, nicht etwa die Oberfläche des Gegenſtandes, ſondern ſpaltete dieſen bis zur Enthüllung des innern Kerns. In einer großen Geſellſchaft erſchienen zwei fremde Frauen zum erſtenmale, und es wurde viel hin und her geſprochen über ihre Schönheit und welche wohl durch ihre Geſichtszüge den meiſten Geiſt verriethe. — „Und Sie?“ fragte ich Rahel. Mit einem haſtigen Blick auf die eine, die am meiſten zu verſprechen ſchien, ſagte ſie: „Aquarelle!“ dann mit einem Winke auf die andre: „Oelgemählde!“ — und die nähere Bekanntſchaft beider Frauen bewährte vollkommen den Augentakt der ſchnellblickenden Seherin.

So haben mich auch Künſtler verſichert, daß ſie gewöhnlich mit dem erſten Hinblick auf ein Gemählde ſogleich mit fröhlichem Ausruf dem Gelungenen huldigte, das wirklich Verfehlte eben ſo ſchnell mit bedeutendem Stillſchweigen rügte. Und daran erkannte man ſie wirklich in allen Verhältniſſen des Lebens. Sie ſchmeichelte nie, in der unredlichen Bedeutung des Worts; aber ſie hatte große Freude daran, gerechtes Lob zu ertheilen; vorzüglich wo ſie wußte, welchen großen Werth man auf ihren Beifall ſetzte.

Auch das machte ihren geſellſchaftlichen Kreis ſo behaglich, ſo bequem, ſo unbefangen und lebensfroh, daß ſie jedes Mitglied deſſelben noch mehr geltend zu machen ſuchte, als worauf er ſelbſt hätte Anſprüche machen können; daß ſie alles, was ſie etwa mißbilligte mit Schonung überſah, und mit ſeltenem Zartgefühl das Geſpräch von jedem Streitpunkte ablenkte, der auch nur eine augenblickliche Verſtimmung hätte verurſachen können. — „Meinen Tadel“, ſagte ſie mir einmal, „ſpare ich für meine nähern Freunde. Euch werde ich, wo es Noth thut, wahrlich nicht ſchonen. Meine Freigeiſterei, meinen Stolz, meine hochherzige Verachtung aller geiſtfeſſelnden Vorurtheile, gehören bloß für die Klügſten und Vertrauteſten unter euch; aber jeder gemiſchten Geſellſchaft die ſich bei mir verſammelt, bin ich pflichtig, Gutmüthigkeit und Anmuth umſonſt darzubieten, — wie Thee oder Gefrorenes. Hier iſt ja nicht von Tugenden die Rede, ſondern von ſchönen Formen der Umgänge. Ohne dieſe kein Witz, keine Freimüthigkeit, kein fröhliches Sichgehenlaſſen, die nicht in Beleidigungen ausarten könnten. Mich verſtimmt ſchon jeder Scherz, der nicht immer ohne Abſicht, auf Geſchichten oder Verhältniſſe anſpielt, welche irgend einen aus der Geſellſchaft in Verlegenheit ſetzen müſſen. Meine Rache dabei iſt gewöhnlich ein dummes Geſicht, mit der Frage: „Wie meinen Sie das? ich verſtehe Sie nicht“, wodurch denn die Verlegenheit oft glücklich genug zurückgewälzt wird auf den unbeſonnenen Witzling. — Sie ſind in Behandlung der Alltagsmenſchen viel ungeſchickter als ich. Sie ſchweigen auch bei überraſchenden Dummheiten, aber mit ſichtbarem Verdruß; ich aus meiner Gutmüthigkeit: und nehme ich gewiſſe Plattheiten erſt komiſch, ſo beluſtigen ſie mich bisweilen eben ſo ſehr, wie die glücklichen Einfälle. Glauben Sie mir: es iſt gleich abgeſchmackt, den Ernſt, oder die Tugend, am unrechten Ort geltend zu machen. Schweigen und reden müſſen wir, wenn wir einmal gefallen wollen, nicht immer wie uns der Schnabel gewachſen iſt, ſondern wie den andern die Ohren.“ —

So ſpielte ſie denn auch ihre doppelte Rolle überall unnachahmlich ſchön; und wohl mußte man von ihr rühmen, wie Wieland von ſeiner Muſarion:

„Gefallend, wenn ſie ſchwieg; bezaubernd, wenn ſie ſprach! —
und jener leichte Witz, dem's nie an Reiz gebrach!
Zum Stechen, oder liebzukoſen
gleich aufgelegt; doch lächelnd, wenn er ſtach, und ohne Gift.“ —

Und ſo nur konnte es ihr gelingen; — ihr, dem anſpruchloſen Bürgermädchen, ohne glänzende Verbindungen, ohne den allgültigen Freibrief der Schönheit, und ohne bedeutendes Vermögen, doch allmählich einen zahlreichen Geſellſchaftskreis um ſich zu verſammeln, der, ohne allen Vergleich, der anziehendſte und geiſtreichſte war in ganz Berlin. Einen Kreis, in welchen aufgenommen zu werden Königliche Prinzen, fremde Geſandten, Künſtler, Gelehrte oder Geſchäftsmänner jedes Ranges, Gräfinnen und Schauſpielerinnen — ſich gleich eifrig bemühten; und wo jeder von ihnen nicht mehr Werth, aber auch nie weniger hatte, als er ſelbſt durch ſeine gebildete Perſönlichkeit geltend zu machen vermochte. —

Sie kannten dieſen Kreis nicht in ſeinen früheſten Blüthenjahren, lieber Varnhagen, denn als Sie die nähere Bekanntſchaft unſrer Freundin machten, waren die meiſten Mitglieder deſſelben, vorzüglich viele des alten Stammes, ſchon durch den anbrechenden Zeitſturm auseinander geſprengt. Aber alle, die ihm einſt angehörten — wie ſchmerzlich und ſehnſuchtsvoll vermißten wir nicht überall dieſe Frühlingsmomente eines geſelligen Vollgenuſſes, in der öden Ferne des einſamen Spätherbſtes. Ja! ſie ſelbſt, die Schöpferin jener Glückſeligkeit, theilte ja mit uns dieſe Sehnſucht nach einer ganz einzigen Vergangenheit, die ſich nicht wieder zurückzaubern ließ in die verwandelte Gegenwart. In einer viel ſpäteren Zeit, und in ganz neuen Verhältniſſen ſchrieb ſie mir nicht ohne wehmüthige Erinnerungen: „Alles Uebrige wäre denn recht gut; aber ich vermiſſe unendlich, ſchmerzlich, ertödtend, meinen alten Umgang, und kann mir keinen ähnlichen mehr aus dem neuen bilden. Von der Seite werde ich alſo ewig darben.“ —

Und wie ſollte ſie nicht vermiſſen, was ſie vermuthlich in allen Ländern vergebens geſucht hätte? Ich wenigſtens, der ich doch auch ziemlich in der Welt herumgekommen bin, und überall nichts ſo angelegentlich zu erforſchen geſucht, als den herrſchenden Geſellſchaftston, im Allgemeinen ſowohl, als in den Freimaurer-Vereinigungen des vertraulichern Umgangs, muß offenherzig bekennen, daß ich nie und nirgends einen Kreis angetroffen, der ſich ſo ausgezeichnet hätte durch gediegene Unterhaltung, tiefgeſchöpfte Bemerkungen über das Leben, die Welt und die Menſchen, ja durch geiſtreichen Scherz, und oft ſprudelnden Witz — als Rahels mir ewig unvergeßliches Dachſtübchen. —

Mit dem allen ſei aber keineswegs behauptet, daß die Wahl ihres Umgangs die höhere Bildung gewiſſer Klaſſen der Geſellſchaft ausſchließend begünſtigt hätte. Den Großen und Vornehmen wurde ihr Stand eher verziehen, als zu gute gerechnet, und ihr brennender Durſt nach Kenntniß der Menſchheit durch die Menſchen erlaubte ihr keine franzöſiſche Grenzlinie zu ziehen zwiſchen Adel und Bürgerlichkeit — im geiſtigen Sinne. Dies anzudeuten, wiederholte ſie mir einmal Schillers Verſe:

> „Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter unter der
> Menſchen flücht'gem Geſchlecht: aber die Natur, ſie
> iſt ewig gerecht!"

und ſetzte dann hinzu: „Ich bin wie die Natur!"

Ihre friſche Beweglichkeit in der Außenwelt, auf Reiſen, im Schauſpiel, oder auf Sammlungsplätzen des öffentlichen Vergnügens, brachte ſie daher auch in Berührung mit Perſonen, welche ihr grade eine beſondere Theilnahme einflößten, die wir einſeitiger Gebildeten nicht immer aneignen konnten. Aber auch das war vorzüglich auszeichnend in ihrem oft bunten Geſellſchaftskreis, daß jeder Neuhineingezogene ſogleich mit dem Ganzen verſchmolz, und daß der unleugbar feine Ton ihrer Umgebung dadurch auch nie auf das leiſeſte verſtimmt wurde.

Wohl hörte man ſie irgend einmal mißlaunig ausrufen: „Ach! was ſoll ich denn mit all den neuen Menſchen? kenn' ich ſie denn nicht ſchon alle mehr als zu gut?" — Aber darauf hätte es keiner wagen dürfen, ſie etwa ganz einfältig zu ermahnen, ihren Kreis einzuſchränken, und ſich mit dem Umgang einiger Auserwählten zu begnügen; denn ſpöttiſch möchte ſie vielleicht darauf geantwortet haben: „Wie wißt ihr denn, ob ich nicht allenfalls noch beſſer wählen kann?" —

Denn die Menſchen in Maſſe, wie im Einzelnen, waren und blieben doch ihre unermüdete Liebhaberei. „Sie ſind doch alle verſchieden“, ſagte ſie wohl dann wieder, und unſtreitig mochte ſie gerade dieſe Liebhaberei auch bisweilen nachſichtiger machen bei der Wahl ihrer bloß geſellſchaftlichen Umgebung. Als ſie *Schleiermachern* einmal verwarf, daß er ſie ſo ſelten beſuchte, und dieſer ſcherzend antwortete: „Ja, wenn Sie nur nicht ſo *viel ſchlechte Geſellſchaft* ſähen, mit der ich *durchaus nichts* anzufangen weiß“, — erwiederte ſie lächelnd: „Aber *das* iſt eben *Ihr* Fehler. Mit *allem* muß der Denker etwas anzufangen wiſſen, nur auf *ſeine eigene Weiſe*. Wären Sie ſelbſt, bei all Ihren trefflichen Anlagen, und Ihrem übermächtigen Geiſt, wohl ein ſo großer *Gelehrter* und ein ſolcher *Vielwiſſer* geworden, wenn ſie nicht *ſehr viel ſchlechte Bücher geleſen* hätten? Nicht durch dieſe Bücher, aber bei *Gelegenheit* derſelben, durch das eigene Sichten und Bearbeiten jenes dummen und platten Inhalts, haben Sie ihren eigenthümlichen Genius ſo vielſeitig und ſelbſtſtändig ausgebildet. Warum beurtheilen Sie *meine ſchlechte Geſellſchaft* nicht eben ſo? Fragen Sie nur Brinckmann, *den* habe ich endlich gelehrt, Menſchen aller Art zu *leſen* oder *durchzublättern*.“ —

„Man kann nie Welt- und Menſchenkenntniß genug haben“, ſagte ſie oft, „um ſelbſt die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Der Verſtand und die Lehrbücher reichen bei weitem nicht hin. Mit Geiſt und Herz muß man aufſuchen und zuſammenleſen, was die Natur mit unendlichem Reichthum überall vertheilt, die Wirklichkeit ſo armſelig zerſplittert, oder einſchränkt. *Shakespeare* verſtand das, und weil er ſo groß war, ſelbſt in Behandlung des niedrigſten Stoffes, hielt ihn Voltaire für gemein. Und Goethe! Hat er wohl das arme bürgerliche Gretchen weniger verherrlicht, weniger anziehend dargeſtellt, als Iphigenia, oder die Fürſtinnen von Ferrara? Kennen mußte er alſo doch die eine, wie die andere, um aus beider lebendigſter Eigenthümlichkeit das rein Menſchliche zu läutern und zur Kunſtſchönheit zu erheben. Er wußte, weil er es gefühlt hatte, daß ein niedriges, aber engelſchönes Clärchen das ganze große Heldenherz eines Egmont ausfüllen konnte, weil dieſer Egmont, wie der Dichter ſelbſt, nicht bloß geiſtreich ehrgeizig und erhaben war, ſondern auch »ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt, und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt.« (Goethes Egm.) Für die höhere Kunſt giebt es in der ganzen Menſchheit nichts Niedriges, außer der rohen Sinnlichkeit und der vornehmen Sittenverwilderung; und gerade dieſen ließ Voltaire nur allzu großmüthig den Strahlenkranz ſeiner Muſe. Verhält es ſich aber mit dem Leben anders, als mit der Kunſt? Nur adle man den Pöbel nicht zum Volk; der Grundirrthum alles jetzigen Geträtſches über Freiheit und Gleichheit! Wer möchte dem Volke nicht lieber angehören, als dem Hofgeſindel? Der freien Natur nicht lieber, als dem zugeſtutzten Kunſtgarten? Die Dummen begreifen das freilich nicht; aber auch die bloß Klug-Gebildeten wollen es nicht gerne Wort haben, damit ſie für Geiſtes-Adel gelten, und berechtigt ſcheinen mögen, den bürgerlichen Reichthum zu verachten, wie ſehr ſie ſolchen auch heimlich beneiden. — Ich verachte wahrlich nicht die Feinheit, den Geſchmack und die anziehende Art und Weiſe, die man oft vorzugsweiſe in der großen Welt antrifft. Denn dieſe Formveredlung des Lebens und des Umgangs gehört urſprünglich jeder höheren rein menſchlichen Ausbildung; und was verhinderte uns denn die ſchöne Welt überall anzubauen, auch außerhalb der großen? Aber ſelbſt wenn in dieſer letzteren jene ſittliche Veredlung der äußern Verfeinerung nicht zur Grundlage dient, ſo erinnert ſie wenigſtens unwillkürlich daran; und ſchon das iſt kein gleichgültiger Vorzug des guten Geſchmacks. Nur die eigentlichen im alltäglichen Sinne ſogenannten »Leute von Welt«, dieſe anſpruchsvollen Titusköpfe einer gekräuſelten Ziererei, die ſich einbilden, allein und ausſchließend allen Reichthum des ſchönen Lebens der Kunſt und der Dichtung in Erbpacht genommen zu haben — nur dieſe ſind mir ein Gräuel; denn ſie ſind von allen die leerſten, die eingeſchränkteſten und die armſeligſten Welt- und Menſchenkenner. In allen Ländern ſind ſie ganz eigentlich — »Ausgewanderte Franzoſen«, welche die Landesſprache der Menſchheit zu lernen verſchmähen, und von der Geſchichte, den Sitten und Gebräuchen derſelben nichts wiſſen, als durch platte Ueberſetzungen, welche ihre eigenen unwiſſenden Glaubensgenoſſen hie und da verſucht haben — den hochberühmten La Rochefoucauld mit eingerechnet. Dieſe »grauen Schüler«, wie Schiller ſeinen Philipp ſo glücklich nennt, kennen kaum die Frakturbuchſtaben gewiſſer Stände oder Amtsverhältniſſe, und ich möchte ſo gerne alle Menſchen in der flüchtigſten Handſchrift leſen können. — Ach! wohl fühl' ich, was ja ſchon unſerm großen Meiſter ſchmerzlich genug beängſtigt hat:

»Ich girre nur, ich flattre nur, und kann es doch nicht laſſen.« —“

Hierüber war Rahel unerſchöpflich; und auf dieſe allumfaſſenden Anſichten des Lebens, auf dieſe Thalquellen der Menſchenkenntniß kam ſie immer wieder zurück, ſo oft vom engeren oder ausgebreiteteren Umgang die Rede war. —

Auch darum war ihr Goethe der erſte aller Dichter, ihr einziger Lehrer! „Der hat »ſeinen ganzen Menſchen« mit an den Hof gebracht“, ſagte ſie, „und ſich dort wahrhaftig nicht einen neuen barbiren laſſen. Seinen Reichthum hat er dort nicht eingeſammelt, ſondern überall. Sein Gold hat er dort nicht ausprägen laſſen zu Schaumünzen für reiche Liebhaber, ſondern wohlthätiger ausgemünzt zu vollwichtigen Thalern und Groſchen, die im Handel und Wandel umlaufen, und auf dem Markte gelten, wie am Spieltiſch, weil jeder ſie nach ſeinem Bedürfniß einwechſeln und wieder ausgeben kann.“

— „Solche Menſchenkenntniß wie Goethe's“, ſagte ſie ein andermal, „kommt einem nicht angeflogen, wenn man ſich im engliſchen Wagen durch die Welt wiegen läßt. Dazu muß man zu Fuße gehen, mit Meiſtern, oder mit luſtigen Geſellen, wie es kommt; nicht »die Cour machen«, ſondern Liebſchaften haben, immer friſche und lebendige, nachdem derſelbe Werther ſich längſt ſchon erſchoſſen hat. Man muß ſich nicht anmelden laſſen, oder Karten abgeben bei vornehmen und hochberühmten Philoſophen, um geheimnißvoll nachzufragen, wie ſich die Menſchheit befindet? man muß ſie ſelbſt aufſuchen, ſie mag zu Hauſe ſein, oder ausgehen; und ohne anzuklopfen ſich heimlich niederlaſſen bei Kranken und Geſunden, und ſo allen ganz unvermerkt nach dem Pulſe fühlen. Man muß hinhorchen, wo die Dummheit ſalbadert, oder die Klugheit, weil beide doch hie und da irgend einen geheimen Sinn verrathen möchten. Man muß am Schlüſſelloche lauſchen, auch in der armſeligſten Hütte, wo unſre alltäglichen Beobachter kaum ein Schloß vermuthen. — So lernt man, ſo weiß man endlich etwas von dem Vielen, — was wir doch am Ende nie gründlich und vollkommen erfahren. — Nennt mir aber, unter allen unſern Dichtern Einen ſolchen reichen und vornehmen Horchgänger außer Goethen! Was der nicht weiß, werden wir wohl ſobald nicht erfahren!" —

„Schade!" ſagte einer von uns, „daß Fauſt nur ein Bruchſtück geblieben iſt!" — „Schade!!" rief Rahel, „iſt denn das nicht ſein größtes Verdienſt? Iſt er denn nicht eben dadurch ein ſo ſprechendes Bild der ganzen innern Menſchheit, die mit all ihren Höhen und Tiefen, ihrem Steigen und Sinken, ihren Ahnungen und Räthſeln, für uns doch wohl ein ewiges Bruchſtück bleiben wird, ohne Auflöſung und befriedigende Entwicklung. Goethe darf kaum dies Gedicht fortſetzen, wenn das Nachbild dem Urbilde getreu bleiben ſoll; daß er es nicht zu einem übereinſtimmenden Ganzen vollenden kann, — dafür hat Gott geſorgt, oder, wenn Ihr wollt: der Teufel — durch den Sündenfall." —

Nach dieſem ſo ſinnigen und beſtimmten Wort möchten wir wohl zweifeln, ob Rahel durch den ſpäter erſchienenen zweiten Theil des Fauſt ſich für befriedigt halten würde. —

So anmuthig und lieblich entwickelte ſie oft mit Geiſt und Laune ihre eigenthümlichen Anſichten in dem geſelligen Kreiſe ihrer ſchöngeiſtigen Freunde und Verehrer. — Kürzer, aber ausführlicher, wenn auch vielleicht nicht immer mit den nämlichen Ausdrücken, deren ich mich hier bedient habe, um ihre oft abſprechenden Einwürfe zuſammenhängender mitzutheilen. Aber doch möchten wohl auch dieſe, vorzüglich die ihr eigenthümlichen und am meiſten Vergleichungen ſelten genug von mir gegen gleichgültigere ausgetauſcht worden ſein. Gewiß wird keiner, der ihrer geiſtreichen Geſpräche zu meiner Zeit gewürdigt wurde, mich einer unrichtigen Auffaſſung ihrer Denkart und Meinungen zeihen. —

Wie ſo ſtrengen und hohen Forderungen an die ihr gefeierten Welt- und Menſchenbeobachter, iſt es ſehr natürlich, daß ſie keinen ſonderlichen Werth legte auf jene franzöſiſchen Schönſchreiberinnen, die eine ſo feine und ſcharfe Menſchenkenntniß aus dem Umgange mit dem Hofe und den höheren Ständen geſchöpft haben wollten. Beſonders hatte ſie alle dieſelben, und, wie ſie ſich einmal ausdrückte, „aufmerkſam genug, um auch hie und da einmal Vernünftiges hinzuzuſetzen; weil der ſonſt ſchöne Kind die tiefe Dummheit und Gemeinheit der Geſichte doch nicht recht zu Worte kommen ließe"; — aber gewöhnlich ſtellte ſie eine ſolche „Hoch- und Wohlgeborene Denkerin" ſehr ab, oft wohl mit einem witzigen Schlagworte: „Die hätte auch manches in acht-

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

> [illegible]
> [illegible]

[illegible]

> [illegible]

[illegible]

> [illegible]
> [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] mit Ihnen? [illegible] und [illegible] [illegible]."

[illegible] — [illegible] „[illegible] Ihnen [illegible] zu [illegible]. [illegible] Ihnen [illegible] zu [illegible] zu [illegible] und [illegible] zu [illegible] und [illegible] zu [illegible], zu [illegible] und [illegible] — [illegible] Ihnen [illegible] zu [illegible] zu [illegible] und [illegible] machen — [illegible] ich [illegible] wirklich [illegible] in einem [illegible] zu leben, und die Augen [illegible] eigenen Glanz zu [illegible]. Können wir einander denn nicht [illegible] und [illegible], und [illegible] wir [illegible]? [illegible] und [illegible] — [illegible]"

[illegible] ein [illegible] [illegible] ich [illegible] und [illegible] mit [illegible] und [illegible] zu [illegible], und [illegible] hat? [illegible] nicht [illegible] in meinem [illegible] [illegible]. [illegible] in [illegible] und [illegible] [illegible].

Ich verſprach Ihr einmal im Scherz: [illegible] zu [illegible], [illegible] ich [illegible], daß [illegible] [illegible] „[illegible] doch [illegible] mich [illegible] [illegible]." [illegible] ſagte [illegible] mir [illegible] [illegible] ein [illegible] meiner [illegible]: „[illegible] Sie mich doch nicht [illegible] [illegible]."

[illegible] Sie nicht [illegible], daß ich Ihnen in dieſer [illegible] habe, [illegible] genug zu [illegible]? Ich habe [illegible], und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible], [illegible] mir [illegible] zu [illegible] war, [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible]

Leben weitläufiger zu entwickeln. Die vollständigeren Briefe hat es mir wahrlich nicht gefehlt. Habe ich doch aus jenen glücklichen Jahren unseres mündlichen Umgangs nicht bloß ihren flüchtigen Briefwechsel, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], jenes Zimmer ununterbrochener, [illegible] unsers lebendigen Gesprächs ganze Gespräche wieder erneuert, welche dadurch nur eingebildet würden; sondern meine eigenen Sammlungen von Tagebüchern und Aufsätzen, worin ich, als auch bei der lieblichen Erinnerung, alles niederlegte, was ich von ihren flüchtigen Worten aufzubewahren wünschte. Das alles ist nicht sie selbst; aber es ist Rahel — wahr und treu dargestellt, wie sie mir erschien, nach langer Beobachtung und gewissenhafter Auffassung ihrer [illegible] Gedächtnißzüge. Mehr [illegible] im Ganzen auch der beste Maler nicht, und [illegible], [illegible] bei Bildnissen, die so [illegible] Urtheile über Wahrheit und Aehnlichkeit des dargestellten Gegenstandes. Einiges wurde der nämliche Eindruck von Vielen aufgefaßt, anderes von Freunden; und doch waren vielleicht beide gleich treu; und in manchen Blicken gleich — unähnlich. Gestalten, wie Rahel, theilte sich eigentlich nur mit durch mündliche Gespräche, und nicht [illegible] immer [illegible] auf bestimmte Zuhörer; man [illegible] [illegible], wenn man ihnen den nämlichen Weg [illegible] die Fremde mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit [illegible]. Von dem Inhalt muß man nur [illegible] [illegible] [illegible]; von diesem kann man oft das Gedächtnißreiche wiedergeben, aber die lebendige Form des [illegible] Vortrags läßt sich bei ihr weniger, als bei [illegible] Sprechern übertragen in unsere Buchstabenschrift. —

Denn wer von uns, ihren glücklichen Zuhörern, hätte nicht die Schwierigkeit empfunden, „das lebendige Wort" der hohen Todten so ursprünglich und treffend wiederzugeben, als wir es empfingen im Augenblicke des Eingebung? Denn durch diese nur herrschte sie im Gespräch, nicht durch vorbedächtige Beredsamkeit, wie manche der sogenannten geistreichen Frauen, deren Bedeutung auch lediglich in französischen Denkwürdigkeiten und Mustersammlungen. Im Gespräch wie in den flüchtigsten Mittheilungen ihrer Feder, war Rahel so eigenthümlich nur für sich, daß sie mit keiner Schriftstellerin verglichen werden, für keine solche als ein Vorbild aufgestellt werden konnte. Die Begeisterung des Augenblicks wirkte bei ihr oft wie der Blitz; und welcher Maler hat diesen wohl anschaulich gemalt für denjenigen, der den zuckenden Strahl nie selbst gesehen am hohen herrlich bewegten Himmel? Was sie sprach und schrieb war Geist, Gefühl, Gedanke, Bild, Witz eines Moments — anregend, erschütternd, belebend und hervorrufend für die Eingeweihten, die Vertrauten ihrer jedesmaligen Stimmung; aber nicht allein war sie verarbeitet zum abgeglätteten Kunstwerk für die nachfolgende Lesewelt. Für jede genauere Öffentlichkeit war ihre „Art und Kunst" zu vernehmen, und setzt überall Gleichartigkeit des Geistes und der Gesinnung voraus — bei Hörern und Lesern —

„Ich bin keine Schriftstellerin", sagte sie mir einmal, „und wozu? Wie meine Mittheilungen, mein Briefschreiben allen beschäftigen, was die eigentliche Weisheit der Wissenschaften ausmacht, nicht verfehlt, meiner Kunst- und Dienstfertigkeit nicht weg — für den Sprech- und Schreibeich eben nicht. Meine Briefe, oder abgeriſſenen Zettelchen an Sie, und wirkliche Vertraute, ſind nur — ein Stückchen Leben mit Euch; Papier und Federn ſind nur ein Reiſebehelf, damit wir ſchneller zuſammenkommen. Dann plaudern wir bei verſchloſſenen Thüren. — Für die heißhungrige Leſewelt ſollte ich mich abmühen? — Habe ich doch manchmal gewünſcht, den ganzen Goethe heimlich und in der Handſchrift leſen zu können, um nur ſo viel gemeine und verrückte Urtheile über ihn nie anhören zu müſſen. Verſteht Ihr denn das Gedicht ſeiner dreißig- oder vierzigtauſend Leſer? Wiſſen wohl die Lumpen Werthers, die ſich erſchoſſen, wie Goethe und der wirkliche es gemeint hatten?" —

Ob ſie eine große Schriftſtellerin hätte werden können, auch nach dem Begriffe unſerer claſſiſchen Kunſtrichter — wer mag das geradezu behaupten oder verneinen? Der ſcharfſinnigſte Denker wird es ſeltener, als der leicht auffaſſende Darſteller, und der hinreißendſte Sprecher fühlt oft das ganze lebendige Gedankenſpiel ſeines Geiſtes verlöſchen, wie er nur die Feder in die Hand nimmt, und gebückt niederſitzen muß. Mancher Feldherr, der auf dem Schlachtfelde Wunder verrichtet, wäre vielleicht nicht im Stande jene mächtigen Eingebungen des Augenblicks auf ſeinem Schreibzimmer zu Papier zu bringen. — „Ich kam, ſah und ſiegte", ſagt Cäſar, und überließ es den Kriegsgeſchichtern der Nachwelt dieſe drei Wörter durch ſcharfſinnige Werke und weitläufige Karten zu erläutern. So ſchrieb auch Rahel ihre Abhandlungen: ſie kam, ſprach und ſiegte — mit dem Munde, oder mit der Feder, denn beides war ihr eins — und ſo bieten uns ihre mündlichen Ueberlieferungen, wie ihr schriftlicher Nachlaß, wohl eine köstliche Sammlung von gewichtigen Kernsprüchen, von blitzfeurigem Witz und geflügelten Worten der allbegeisterten Denkerin, nur kein gemeißeltes Kunstwerk. — Sie dichtete keinen Roman; aber der gehaltvolle ihres eigenen Lebens könnte auch von keinem Walter Scott für die Lesewelt anschaulich dargestellt werden; eher von Jean Paul durch den Zauberspiegel seiner schönsten Zeit, wo seine lieblich schwebenden Gestalten alle ihre Hauptrollen noch spielen in der heiligen Welt des Gemüths und der dichtähnlichen Vernunftforschung. Dort wandelte Rahel ja so gern in Stunden der Weihe —

„Durch der Schönheit stille Schattenlande,
wo auf ihren Wellen Silberrande
sich Aurora malt und Hesperus." —

In dieses Schattenreich des inneren Lebens dringt aber selten der sonst so entdeckungsreiche Britte; der Deutsche hingegen ist dort grade einheimisch, und verirrt sich leichter in der wirklichen Welt. —

Nicht also die Schriftstellerin Rahel, sondern der hohe weibliche Genius, die weissagende Selbstdenkerin, die unverſtandene „Veleda" unserer Deutschen Mitwelt hat mir von jeher eine so andächtige, liebevolle Ehrfurcht eingeflößt für diese Einzige, die keine Meister besaß, und keine Nebenbuhlerin.

Mir genügte nicht bloß, mich entzückte mehr als andere ihre sittliche Verachtung jedes hohlen und gefälligen Putzes schöngeisterischer Eitelkeit. Ueberall, wie leise sie auch die erhabensten Gegenstände des Denkens, oder der Empfindung, oft nur wie im Fluge berührte, konnte ſie uns Buchſtabenmenſchen belehren, ja ſelbſt den glücklichſten Künſtler noch begeiſtern und zurecht weiſen, aber ihr ſelbſt war wenig daran gelegen, ob ſie auch eine Quartſeite ſo ſchrieb, wie es etwa der Perſhengel verlangte.

Allerdings findet man auch hierin einen nicht zu verkennenden Unterſchied zwiſchen ihren früheſten und ſpätern Mittheilungen. Durch eine ſo vieljährige Uebung — denn wenige Frauen mögen ſo viel Briefe geſchrieben haben, wie Rahel — wurde ſelbſt ihre kühne, abſpringende Schreibart unwillkührlich, und gewiß ohne Abſicht, mehr abgerundet, die flüchtigſte Darſtellung ihres innerlich bewegten Lebens auch der künſtleriſchen Vollendung näher gebracht. Aber dennoch war und verblieb die Urſprache ihrer eigenthümlichen Begeiſterung immer ein geheimnißreiches „Sanſkrit" für prieſterliche Bramanen, auf deſſen Verſtändniß keine Parias Anſprüche machen dürfen.

Wohl weiß ich, daß man auch ſie, dieſe tiefſinnige Naturdichterin des Denkens überſetzen kann, wie die Bibel, oft verrückt genug, in alle Sprachen der Welt. Habe ich es doch ſelbſt nicht ſelten verſucht, wie eben jetzt in dieſen Blättern, wo ich Mündliches, zum Theil aus dem Gedächtniß, wiederherzuſtellen verſuchte; — unwillkührlich im Ausdrucke weniger treu, wie ſehr ich mich auch bemühte, dem Inhalte nichts von dem meinigen zu leihen. Aber ſchon während des Schreibens wiederholte ich mir immer im Stillen, was ein Alter von den Schriften des Demoſthenes ſagte: „Wie anders würdet ihr ihn bewundern, wenn ihr ihn ſelbſt gehört hättet." — Und eben darum war ich immer ſo vorſichtig, wenn ich Mündliches oder Schriftliches von ihr mittheilte an ſolche, welche die Einzige nur durch Erzählungen kannten, nicht durch lebendige Anſchauung und perſönliche Vertraulichkeit. —

Da liegt ſie eben aufgeſchlagen vor mir die ganze reiche Sammlung jener köſtlichen Briefe, durch welche Rahel auch mit mir einſt ſo vertraulich „ein Stückchen Leben" zurücklegte! Wie ſelige Schatten aus Elyſium verſammeln ſich ja wieder um mich alle Geiſter der Vergangenheit, mit allen Freuden und allen Schmerzen meines jugendlich klopfenden Herzens! Mit jedem Blick auf dieſe heiligen Sibyllenblätter ſehe und höre ich ja ſie noch — gerade, wie ſie zu mir ſprach und an keinen andern dabei dachte. Wie überſetzt man denn bei ſolchen Liebesbriefen lebendiger Vertraulichkeit — Ton und Blick und Seufzer und Aufſchreien, oft bei einem einzelnen Wort, ohne welche doch Rahels Schrift für den fremden Leſer oft eben ſo unverſtändlich wird, als eine unpunktirte hebräiſche Bibel für den ungeübten Anfänger. —

„Ach wie traurig ſieht in Lettern
ſchwarz auf weiß das Blatt mich an,
das aus Deinem Mund vergöttern,
das ein Herz zerreißen kann!" —

Ihre Bruchſtücke des Scherzes ſowohl wie des Ernſtes bildeten in ihr ein Ganzes, das nur unzuſammenhängend ſchien und mißgeſtellt bei einer zu grellen Beleuchtung aus einer unrichtig berechneten Ferne. Und eben deswegen ſcheint mir öffentliche Mittheilung ihrer ſchriftlichen Aufſätze die ſorgfältigſte Auswahl und die gewiſſenhafteſte Prüfung zu fordern. Wer liebte unter andern, wer vergötterte, möchte ich ſagen, wie ſie, den

Witz? aber von wem lernte ich auch beſtimmter, als von ihr, die feine Grenzlinie zu gewahren zwiſchen dem ſchriftſtelleriſchen, dem brieflichen und dem mündlichen, ja ſelbſt dem mahleriſchen Witze, der bloß durch Blick und Ton flüchtig hingeſpielt wird.

„Ob ich, eh' ihn die That ausſprach, auch den ſchönern Gedanken
ahne, der inhaltreich, kaum ſich dem Blicke vertraut,
Worte verſchmäht, und den ärmlichen Wunſch in die Kreiſe der Sprachkunſt
niederzubannen den Geiſt, der im Unendlichen ſchwebt.“ —

So ſprach ich über ſie ſelbſt zu unſrer zartſinnigen Freundin in dem oben erwähnten Gedicht. Dieſen „ſchönern Gedanken“ leſe ich noch immer auf dem weißen Zwiſchenraume ihrer flüchtigſten Zeilen, und eben ihn fürchte ich ſo leicht durch Druckerſchwärze zu verletzen. Alles Wahre und Schöne wollen wir von ihr wiſſen, nicht aber das Mißverſtandene, welches immer unwahr iſt, — auch wenn es mit ihren eigenſten Worten ausgedrückt wäre. Denn mißverſtanden muß alles werden, was aus ſeiner Verbindung geriſſen, einzeln und zerſtümmelt der Betrachtung dargeſtellt wird; — vorzüglich wenn zu dieſer Verbindung nicht bloß beſtimmte Verhältniſſe, ſondern beſtimmte Menſchen und vielleicht jedesmalige Stimmung des Augenblicks gehörten. — Ja könnte ich die Freunde und Freundinnen der Verklärten noch um mich verſammeln, aus den „Tagen die nicht mehr ſind“, wie gern wollte ich ihnen jedes Blättchen preisgeben, ja! jedes unleſerliche Zettelchen, das doch wohl das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit verräth, —

aber der gleichgültigen Leſewelt? der rohen Menge, die in der Regel keines Menſchen Freundin iſt? — Mir grauet vor ſolchen Kampfrichtern ihres Ruhmes und ihres innern Werthes. —

Der geiſtige Zögling dieſer prieſterlichen Muſe der Vertraulichkeit iſt zu furchtſam, vielleicht auch zu ſtolz, um ſich bei dem jetzigen ſogenannten Geiſt der Zeit wieder in die Lehre zu geben. Bei dieſem unreinen Geiſt rückſichtsloſer Offenkundigkeit, welcher die Welt dadurch erleuchten ſoll, daß er alle Freimaurergeheimniſſe des Herzens den Unheiligen preisgiebt, keinen Schleier der Beſcheidenheit ſchont, ja kein Feigenblatt der Bedürfniſſe, damit auch der beſſere Menſch oft daſtehe, nicht in ſeiner Unſchuld, ſondern in ſeiner Blöße, zum erbaulichen Schauſpiele für die hohnlachende Gemeinheit. —

Das alles giebt nur im Allgemeinen jenen frechen Geiſt der Zeit, wie er ſich, leider! ſchon in allen Ländern zu offenbaren beginnt; — nirgends vielleicht unverſchämter, als hier in meinem äußerſten Thule.

Von Ihnen, lieber Varnhagen, fürchte ich wahrlich nichts Aehnliches. Sie werden ſchon zartſinnig, weiſe, und ſelbſt, wie ich hoffe, ſchüchtern hiebei verfahren. Fromm und aufmerkſam werden Sie hinhorchen auf die leiſen Wünſche unſrer Verewigten, die uns ja noch „jenſeits der Urnen" zuflüſtert, daß wir ihre Aſche nicht entheiligen, und ſolche nicht preisgeben ſollen allen Winden des Neides, des Leichtſinns und der Herzloſigkeit. —

Wohl Ihnen, dem es vergönnt wurde die letzten Erdenwünſche dieſer Einzigen noch von ihren ſterbenden

Lippen aufzuathmen. Mir Armen wurde ſie ſchon viel früher geraubt durch den Neid eines unerbittlichen Schickſals. Der Frühling meines Lebens wurde durch ihre Großmuth verſchönert und bereichert; aber ach! warum durfte dieſer milde Sonnenſchein für mich nicht fortdauern, um auch die Früchte des Herbſtes zu zeitigen und zu veredeln! — Wohl ward ich durch ſie — wenigſtens mehr, als ich ſonſt geworden wäre: genug vielleicht für meine ſpäteren Weltumgebungen; aber wie wenig, wie arm und unbeholfen fühle ich mich ſelbſt in dieſem Witwenſtande troſtloſer Sehnſucht! Hätte ſie meine Jugend nicht ſo freundſelig gemacht, ſo würde ich jetzt die Vereinſamung des ſinkenden Alters nicht ſo drückend empfinden.

Nach unbekannten Gütern einer habſüchtigen Einbildungskraft hat mein genügſames Herz nie geſchmachtet; aber wie ſollte das dankbare nicht ewig vermiſſen, was es einſt ſo ſchön, ſo eigenthümlich beſeſſen? —

„Wie geht es Ihnen dort oben, in ihrer kalten, vornehmen Welt?“ fragte mich Rahel einmal nach meiner letzten Verbannung aus unſerm gemeinſchaftlichen Frühlingsgarten der „Dichtung und Wahrheit“, — und ich antwortete ihr darauf durch folgende kleine Arabesken:

1. Der Verarmte.

„Biſt du allein denn an Freuden ſo arm? du allein ſo verkannt hier?
tröſten dich Tauſende nicht ärmer, doch froher als du?“ — —

„Nein! denn ich war ja ſo reich, wie die Tauſende nimmer: und elend
macht uns die Armuth nicht, macht die Verarmung allein!“ —

2. Sehnſucht.

„O! wie beglückt Sehnſucht, die das Nimmergefundene froh noch
ahnt, wenn das Herz ſorglos künftige Schätze verſchwelgt! —
O! wie entnervt Sehnſucht, die dem Ewigverlornen nachweint,
und vom entſeelten Genuß drückende Schulden nur erbt!“ —

Und doch nahm ich ja immer noch Theil an dem Reichthum der Großmüthigen, ſo lange ſie dem Leben noch angehörte, und mein Genius ſie überall umſchwebte in der leuchtenden Ferne. Getreu blieb ſie dem Verarmten, wie einſt dem überſeligen Schwelger; den Jahren erlaubten wir beide keine Rechte an unſre bloß reifer gewordene Jugend, und dem Schickſal keine Macht, unſre Seelen zu trennen. Ja! ſelbſt ſcherzend — aufmunternd waren noch ihre letzten Briefe an mich, die ich jetzt mit ſo ſchmerzlichen Thränen wiederleſe.

„Was ſagen Sie denn dazu, daß ich verheirathet bin? Es hat aber für Sie nichts zu bedeuten. Ich war nie freier, als jetzt; eigentlich «nur mit mir ſelbſt verheirathet», wie Sie einmal ſagten. Sie ſehen alſo, worauf ich noch immer den meiſten Werth lege. Ihnen und mir fehlt aber immer noch «das unermeßliche Geld», das wir uns immer wünſchten, um «ganz beſcheiden nach unſerm Sinne leben zu können»; denn wären wir beide ſonſt wohl vor dem Tode getrennt worden? Auf alle Fälle glauben Sie mich ja nicht anders wie ſonſt. Nichts für den Augenblick allgemein Geltendes gilt bei mir. Ich bin keine «vernünftige» für Sie verlorene Frau; keine wüthende Patriotin, keine neumodiſche Chriſtin; ich bin noch die ich war, und wohl immer bleiben werde. Was treiben Sie denn? Bücher und Liebe gewiß; denn wir beide verändern uns ja in nichts; und in jenem Leben ſprechen wir über das jetzige gerade wie hier. Verheirathet ſind Sie nicht. Schade! Ihnen wäre das doch gewiß gut bekommen. Aber ich verſtehe ſchon «das unermeßliche Geld»! Das Lieben iſt jedoch die Hauptſache. Wenn man nicht mehr liebt, iſt das Herz ſchon verdorrt und verſchimmelt; — verſteint wäre zu gut geſagt. Dann iſt es aus! mit allem rein aus!" —

Wie rührend beantwortete ſie nicht einen meiner letzten Briefe nicht lange vor ihrem Hinſcheiden. — „Da beſitze ich Sie ja wieder ganz, theurer, lieber, junger Freund! Denn nur das ſind die echten Freunde, die immer jung bleiben, oder, noch beſſer, wie Sie, ſich wirklich verjüngern. Wir alſo gehören zuſammen; denn auch ich habe die Bekanntſchaft des Alters auf eine ganz andre Art gemacht, als die Meiſten. Ich, nämlich, habe noch alle meine ehemaligen Neigungen, zu und ab dieſelben Gefühle, ja dieſelben Meinungen; meine ganze ehemalige Kraft zu leben und zu wirken. Nur für alles dies habe ich in die Vorrathskammer meines Innern mehr Gründe eingeſammelt, mehr Beweiſe, mehr Beläge. Dieſe Vorrathskammer nur immer reicher, vollſtändiger, mir ſelbſt genügender zuſammenzuordnen — halte ich für das eigentliche Geſchäft meines Lebens.

Dort können Sie mich alſo noch immer wiederfinden, ja ſelbſt die ſechzehn- oder zwanzigjährige, wenn Sie es wünſchen.“ —

So freundlich lud mich die noch Lebende wieder zurück in die ſchöne Vergangenheit. Mit dem Gedanken ihres Todes hatte ich mich niemals vertraut machen können — und nun ſteht auf einmal ihr Grabhügel mitten in meiner verödeten Gegenwart!! —

„Weit in nebelgrauer Ferne
liegt mir das verlorne Glück!
nur an Einem ſchönen Sterne
weilt mit Liebe noch der Blick,
aber, wie des Sternes Pracht,
iſt es nur ein Schein der Nacht!“ —

Und was ſtehet nun Ihnen bevor, lieber Varnhagen. Ich habe aufrichtig und brüderlich Ihren Schmerz empfunden, meine Thränen mit den Ihrigen gemiſcht, und lange geſchwiegen. Denn nur bei geringen Leiden iſt man für Troſt empfänglich, nicht aber bei einem unerſetzlichen, das innere Leben in allen deſſen Pulsadern erſchütternden Verluſt.

Nur undankbar wollen wir nicht trauern; nicht vergeſſen, daß wir doch lange ein Glück genoſſen, das wenig Sterblichen zu Theil ward. Mit den Worten des Dichters, welcher ja der innigſte Seelenverwandte unſrer Verklärten war, wollen wir auch jetzt noch aus weiter Entfernung einander zurufen:

„O! was auch immer dir begegnet ſei,
ſo halte dich an der Gewißheit feſt:

Ich habe ſie gekannt, mit ihr gelebt!
Sie ſprach zu mir; ich habe ſie verſtanden
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein!! Es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wil[illegible] Glück. —

Es ſei! ſo hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrauns, das mich erquickt;
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Auf ewig öffnet!!"

Stockholm 1834

G. von Brinckmann.

Madame de Varnhagen.

Par le marquis de Custine.

> Full many a gem of purest ray serene,
> The dark unfathomed caves of ocean bear;
> Full many a flower is born to blush unseen,
> And waste its sweetness on the desert air.
>
> Elegy written in a country church yard,
> by Thomas Gray.

Je n'ai jamais arrêté ma pensée sur le spectacle de la nature sans éprouver un sentiment d'effroi mêlé d'admiration. Le luxe des existences perdues plaît au régulateur de notre univers. Que de germes avortés, que de richesses inconnues! . . . Quelle dépense de spectacles sans spectateurs! . . . Que de problèmes insolubles pour l'intelligence du soi-disant roi de la nature! . . . En vain lui répète-t-on que l'indifférence du créateur pour l'individu ne s'étend pas jusqu'à la race. . . . Il y avait parmi les animaux des espèces qui ont disparu comme des nations parmi les hommes. Si la terrible influence du hasard s'arrête quelque part sur la terre, c'est au bord de la tombe. Là est écrit le mot de toutes les énigmes; là, tout blasphème reçoit sa réponse.

La transformation de notre être est si brusque et si complète, que nous la prenons pour l'anéantissement; mais si la mort était la cessation de la vie, ou ce qui me paraît synonyme, la perte du sentiment individuel, l'iniquité, la déraison, seraient Dieu, le seul Dieu du moins avec lequel l'esprit humain pourrait communiquer.

Des réflexions analogues à celles que fait naître la contemplation de la nature sont inspirées au philosophe par l'étude des sociétés. Que de destinées manquées, que de force infructueuse et même souvent aussi pernicieuse aux autres que nuisible à qui la possède! quelle amère ironie dans la répartition des dons les plus rares et du succès, plus rarement encore proportionné au mérite! que d'injustice dans les renommées, que de génie inconnu, de médiocrité illustre, que de talens avortés, de vertu calomniée, de vice déifié! Et tout cela au profit de qui? Au profit de la mort. La mort hérite de toutes les vérités perdues dans le désordre de la vie de ce monde, elle recueille, elle classe, comme des semences précieuses, tous les moyens négligés, tous les dons étouffés, toutes les affections méconnues, tous les mérites obscurcis, tous les desseins de Dieu trompés par les démons de la terre; et c'est avec cette moisson de nobles débris, que la mort, c'est-à-dire l'esprit de vie par excellence, refait des palais aux gloires injuriées, jette des voiles sur les fronts injustement couronnés, entoure d'auréoles des têtes de héros insultés par le silence de la terre; en un mot, la mort, c'est la justice dégagée de toute entrave. La porte de la tombe est la seule ouverture par laquelle le saint jour de la vérité toute puissante pénètre du ciel jusqu'au coeur de l'homme.

Le 7 mai 1833, il y a quatre ans et demi, Rachel, âgée de soixante-deux ans, est morte à Berlin, où elle était née. Je l'ai connue en 1816. C'était une femme aussi extraordinaire que Mme de Staël, par les facultés de l'esprit, par l'abondance des idées, la lumière de l'ame et la bonté du coeur: elle avait de plus que l'auteur de *Corinne* le dédain de l'éloquence; elle n'écrivait pas. Le silence des esprits comme le sien est une force. Avec plus de vanité, une personne aussi supérieure aurait cherché à se faire un public; Rachel n'a voulu que des amis. Elle parlait pour communiquer la vie qui était en elle: jamais elle ne parlait pour être admirée.

Je laisse aux esprits doués de plus de sagacité que je n'en ai à décider si l'obscurité dont elle n'a jamais essayé de sortir, était la conséquence inévitable de l'excès de vivacité qui l'empêchait quelquefois de coordonner ses idées de manière à les faire adopter par la foule, ou si sa foi, dans la spiritualité de l'ame, lui montrait d'un coup d'oeil l'inutilité de toutes les créations de l'art humain, où la forme entre toujours pour beaucoup, et la retenait volontairement dans le quiétisme. La contemplation de la nature et de la providence qui la dirige était pour elle une jouissance si vive, que ce spectacle, considéré du point de vue élevé où elle était placée, suffisait à son activité. La vie, pour elle, était un travail continuel; mais elle n'en a pas fait d'autre. Ses lectures mêmes devenaient des conversations; elle vivait, elle discutait avec les livres comme avec des personnes. L'intensité de sa vie était telle qu'elle animait tout sans le vouloir; elle faisait plus que percevoir, elle personnifiait les idées; son intelligence était un monde où tout avait son emploi, comme dans le monde de Dieu. Jamais esprit plus productif ne fut moins connu de la foule; dans des sociétés dont les forces seraient autrement combinées que celles du monde où nous vivons, Rachel aurait été pour les nations ce qu'elle était pour un petit cercle d'amis intimes: la lumière des esprits, le guide des âmes.

Ses lettres recueillies et publiées depuis sa mort, n'étaient point des oeuvres; c'étaient des éclairs qui partaient de son coeur et de son brillant esprit pour toucher le coeur de ses amis.*) Pour elle, écrire, ce n'était pas briguer la gloire, c'était chercher un remède à l'absence.

Il me semble qu'on peut la définir d'un mot: elle avait l'esprit d'un philosophe et le coeur d'un apôtre; et malgré cela elle était enfant et femme autant qu'on peut l'être. Son esprit pénétrait dans les obscurités les plus profondes de la nature; elle pensait avec autant de force et plus de clarté que notre théosophe Saint-Martin, qu'elle comprenait et admirait, et elle sentait comme un artiste. Ses perceptions étaient toujours doubles; elle atteignait aux vérités les plus sublimes par deux facultés qui s'excluent chez les hommes ordinaires: par le sentiment et par la réflexion. Ses amis se demandaient d'où sortaient les éclairs de génie qu'elle lançait dans la conversation. Était-ce le résultat de longues études? Était-ce l'effet d'inspirations soudaines? C'était l'intuition accordée pour récompense, par le ciel, aux âmes vraies; ces âmes martyres luttent pour la vérité qu'elles pressentent, souffrent pour le Dieu qu'elles aiment, et leur vie entière est l'école de l'éternité.

---

*) Ce livre a paru à Berlin, en 3 volumes, sous le titre de Rachel à ses amis. Il a été publié en allemand par Duncker et Humblot, Berlin, 1834.

Voici comment celle-ci se rendait témoignage à elle-même, dans une lettre écrite le 5 novembre 1808, à Mr de Varnhagen d'Ense, qu'elle épousa depuis.

Berlin ce 5 novembre 1808.

„Enfin je suis chagrine! Sais-tu tout ce que ce mot signifie? Mais aussi quelle complication! . . . Le temps même devient fou . . . . Depuis le mois de juillet (cela te paraîtra risible), l'hiver, en convulsion, lutte contre l'été. Voilà deux jours que je me tourmente pour savoir si j'écrirai ou non; je ne puis pas mentir, surtout avec toi, avec toi pour qui la vérité m'arrive tout entière, et pourtant j'ai de jolies choses à t'écrire! . . . Oh! les dons que je possède, on ne les a pas en vain! . . . Il faut souffrir pour eux. Ma science des choses, ma sagacité, mon discernement; ce sentiment de l'infini qui est en moi, le rapport intime qui existe entre ma vie et la vie de la nature, enfin le quelque peu de conscience que j'ai de tout cela (et ce peu veut ici dire beaucoup), cela coûte quelque chose. Quelle souffrance, quelle inquiétude, quel abandon pendant le Développement! … Quelle lutte intérieure n'ai *je* pas à soutenir? Je doute que toi-même tu en aies une idée. Et comme mes entours, sont dégoûtans, rabaissans, impatientans, offensans, insensés, misérables! comme ils sont bas! pourtant *je* ne puis leur échapper; et tant que *je* ne le puis pas, ils me poursuivent. Les éviter doucement, il n'y faut pas penser; le moindre contact, le moindre rapport me souille, me fait déroger, et ce combat n'a pas de fin, il a commencé avec moi, il durera tant que *je* vivrai. Où se terminera-t-il? Cette conviction (non que le combat est inévitable, mais que mes efforts sont sans but et ne peuvent cesser qu'avec la perte de mes facultés) me met dans une rage qui approche de la déraison. Tout ce que je rencontre de beau dans la vie, passe étranger devant moi, comme une visite, et il faut que je vive méconnu parmi des êtres indignes. Ils usent et abusent de moi. Nous sommes liés par des rapports réciproques: eux parce qu'ils se servent de moi, moi parce qu'une lutte corps à corps, une lutte sanglante ne me délivrerait pas d'eux. Tu le vois, je suis hors de moi! C'est ce qu'on dit quand la vraie voix du cœur parle. Les sots et les menteurs se protégent entre eux; mais moi, point de loi, point de proches, point d'amis, rien … Et ce qu'il y a de pis, c'est que, vivant au milieu de l'injustice, le blâme m'irrite comme une nouveauté. Il n'y a pas un seul de ceux qui me condamnent qui, dans sa propre opinion, n'ait manqué à tout. Personne ne prend ma défense; ils me persécutent, parceque j'ai toujours parlé à chacun en faveur de l'autre. Je te fais grâce des misérables histoires qui m'arrachent des réflexions pendant tout ce dîner. Oh, comme je leur échapperais par ta seule présence, par la présence d'un ami, d'une créature sympathique! Les femmes que je vois m'anéantissent; c'est un effet physique, leur présence agit sur mes nerfs; elles m'abattent la pensée, tant je les trouve dénuées d'énergie; imprudentes sans excuse, car c'est par pure inconséquence; et elles établissent leur parallèle entre elles et moi avec une sécurité si complète, que je n'ai d'autre refuge que de quitter la chambre. Elles mentent aussi.... elles en ont si souvent besoin!... C'est qu'il faut de l'esprit pour dire la vérité. *Aussi* le mensonge m'ennuie comme une maladie, comme la bêtise....

„L'après-midi, le soleil, caché depuis bien des jours, parut au moment où je sortais. Les degrés m'attirèrent plus loin. C'était comme un printemps, et aussi comme un soir de janvier, calme, pur, quand la neige, déjà battue, n'est point fondante. Des saisons diverses avec le souvenir de tout ce qu'on a senti traversaient ma pensée; toutes les promenades que j'ai jamais faites avec leurs images, et les innombrables dispositions de mon cœur, repassaient rapidement, mais très distinctement, dans mon esprit, et tout cela à la fois, comme un cortège qu'on aperçoit de loin tout entier d'un coup d'œil. Je savais bien ce que je sentais, et pourtant je m'étonnais; mon passé revivait tout entier; l'avenir seul m'était fermé.... L'air doux favorisait ma vue: je découvrais au loin le jardin du Prince*), véritable cimetière; j'étais attiré là.

Le jardin était déjà bellissime et assez semblable au printemps avec ses promesses et l'inquiétude qu'il verse dans les cœurs; c'était comme s'il donnait avec l'automne à l'heure des grands pressentiments qui se donnent des fêtes après les combats et les guerres. J'eus envie de traverser le pont; l'eau était limpide, le soleil chaud, je m'acheminai vers la digue. Là je pensai: C'est le chemin de Varnhagen, et la tristesse me revint. Je continuai au grand soleil; près du jardin d'Ephraïm, il fallut revenir sur mes pas, il est trop solitaire, et je ne pouvais pourtant traverser le parc toute seule. Je revis encore ton chemin, et m'en revins doucement. J'avais alors le soleil derrière moi, et devant moi un arbre magnifique éclairé par lui, tout touffu. Il se trouve à l'entrée du jardin d'Ephraïm; je ne pus résister au désir d'aller à cet arbre, il aurait pu me reposer le cœur; mais quand je m'approchai, les branches étaient bien plus hautes, qu'elles ne m'avaient paru. J'étais absolument seule; un bourgeois vint à passer en sortie du parc, il avait un bâton sous le bras, un habit gris, un chapeau à trois cornes: — Oh! monsieur, vous êtes plus grand que moi? — Cet arbre a encore une si belle verdure, ne pourriez-vous m'en cueillir une feuille? — L'homme, avec beaucoup d'intérêt et de soin me choisit la plus verte et me la donna d'un air content. Quand je la quittai après l'avoir commencé, il me regarda encore avec satisfaction; il paraissait charmé de voir qu'une personne en douillette, avec un chapeau et un châle, connût d'une pareille chose. Je l'ai mise dans l'eau et je te l'envoie dans cette lettre."

---

*) Le prince Louis de Prusse, tué dans une rencontre dans la campagne d'Iéna.

Quelle source de bonheur qu'une disposition d'âme si poétique, qu'un si profond sentiment de la nature uni à tant de connaissance des hommes et des choses, à une si grande puissance d'analyse, et tout cela naturel comme l'enfance! Avec une personne qui traite ainsi la vie, il n'y a jamais rien de petit, ni de vulgaire, ni d'insensible.

La lettre qu'on vient de lire a été choisie au hasard; cette fois ce mot veut dire quelque chose, c'est-à-dire l'exacte vérité; j'ai ouvert le premier tome de ce volumineux recueil, et je me suis mis à traduire la page que j'avais sous les yeux. Je n'ai pu bien rendre la poésie du style allemand, de ce style des hommes dominés par le cœur, mais j'espère en avoir donné une idée.

Je n'ai pas connu toutes les circonstances de la vie de Mme de Varnhagen, mais je sais qu'elle a été une des femmes les plus heureuses du monde. Sa manière de sentir la rendait nécessaire à certaines âmes, qui, dès lors, lui étaient nécessaires aussi. Personne n'a été plus aimée. Que faut-il de plus? Toutes les agitations des hommes sont inventées uniquement pour suppléer cette source de la félicité que rien ne supplée et qui tient lieu de tout. Quand l'âme tarit, l'esprit travaille encore, mais sans fruit; voilà le secret de tous les ennuis de la vie du monde.

c'est un tourment que Rachel n'a jamais connu, et c'est le plus grand de tous, car il implique une sorte d'humiliation. Mme de Varnhagen, qui savait tout, répétait souvent : Je ne plains pas les malheurs dont on se plaint; le vrai malheur se voile; il est honteux!

Comme toutes les vérités profondes, ce mot simple est capable de faire pleurer.

Et l'on ne pouvait causer un quart d'heure avec elle sans tirer de ce foyer de lumière une foule d'étincelles. Le comique était à sa portée comme le plus haut degré du sublime. La preuve qu'elle était naturelle, c'est qu'elle entendait le rire comme la douleur; elle le prenait comme un moyen plus prompt de montrer la vérité; tout résonnait en elle, et sa manière de recevoir les impressions que vous vouliez lui faire partager modifiait les vôtres; on l'admirait d'abord parce qu'elle avait des dons admirables, et puis, ce qui l'emportait surtout, parce qu'elle était aimante. Elle n'était rien pour vous, ou elle était tout, et elle pouvait être tout pour plusieurs à la fois sans exciter de jalousie, tant sa noble nature l'approchait de la source de toute vie, de toute charité. Quand on a perdu jeune une telle amie et quelques autres qui lui ressemblaient, l'époque des souvenirs remonte si haut qu'elle remplit plus de la moitié de la vie.

Qu'est-ce que le monde a su de cet être extraordinaire? Que sait-il aujourd'hui, du moins en France, du livre qui le fait connaître? Un article dans le Journal des Débats, racontant l'amour de M. Gentz pour Mˡˡᵉ Fanny Elssler, car, je crois, tout ce que Paris a lu sur les lèvres de Rachel . . . et le monde saurait tout! . . . . Non, l'intensité d'un être tel que Rachel suffirait pour me prouver que la lumière du soleil n'est pas la lumière du cœur.

Rachel Levin, connue aussi à Berlin sous le nom de Rachel Robert, naquit dans cette ville en 1771. Une nature fut son lot partagée entre une organisation dont la vigueur promettait la santé, et une imagination trop vive pour ne pas détruire l'équilibre. Cette lutte produisit une jeunesse agitée par des maladies extraordinaires, de ces maladies indéfinissables qu'on appelle nerveuses parce qu'elles sont plus d'âme que de corps. Mais cette jeunesse douloureuse fut brillante par l'esprit, et même, dit-on, par l'expression de la figure. Mˡˡᵉ Levin, sans autre moyen d'influence que sa supériorité personnelle, devint le centre de la société la plus spirituelle et la plus élégante de Berlin, à une époque où les hommes distingués affluaient dans cette ville. Le mouvement de la pensée en Allemagne dominait alors le monde, et Berlin était le point où cette vie de l'esprit avait le plus d'intensité. La philosophie et la poésie se partageaient l'existence de cette nation qui se croyait à plaindre, et qui peut dire aujourd'hui comme Mᵐᵉ de Staël: „C'était le bon temps, j'étais bien malheureuse!" Mᵐᵉ de Varnhagen, comme tous les êtres doués de facultés supérieures, était le [illegible] de ses contemporains et de ses compatriotes. Apprendre à connaître cette femme extraordinaire, c'est étudier l'Allemagne et particulièrement la France à l'époque la plus brillante de leur développement intellectuel et la plus malheureuse de leur histoire : au commencement du siècle.

[illegible] même, [illegible] de ce temps-là, [illegible] par [illegible] et par [illegible] [illegible] [illegible] de France. [illegible] [illegible] [illegible] les [illegible] de Mme [illegible]. [illegible] dans ce [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] d'un [illegible].

[illegible] [illegible], le 28 septembre, Mme [illegible] épousa M. de [illegible], plus jeune qu'elle de douze ou quinze ans, [illegible] [illegible] [illegible] un des hommes les plus spirituels de l'Allemagne, tout autant, qui dans [illegible] ans, fut le plus heureux que j'aie vu.

C'est lui qui a [illegible] [illegible], et que nous avons beaucoup de peine, les lettres de [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dans toute l'Europe. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Les [illegible] de [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] qui [illegible] à la [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] qui [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] à la [illegible] de sa [illegible], [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

— [illegible]

— [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

de tact qui lui faisait comprendre les devoirs et les plaisirs de la société, comme elle avait un sentiment tout de bon qui la mettait en communication avec la nature et avec Dieu.

Le ton dominant de la conversation à Berlin était alors l'indifférence et un raisonnement [illegible] avait assez souvent un affectation; Mme de Varnhagen n'affectait rien, mais elle exprimait ce qu'elle sentait avec plus de liberté que si elle avait vécu habituellement dans un autre pays. Cette confiance dans l'intelligence et la finesse des autres lui donnait quelquefois une apparence d'exagération aux yeux des personnes médiocres, mais cette injustice lui semblait un mal plus léger. En toute [illegible], c'était un droit à son affection : son ami avait besoin de sa sincérité, comme d'autres sentent la nécessité de sa [illegible], de tout [illegible], à propos de tout, qu'il n'y a de mal inévitable que le mensonge. Point de mensonge sans but, [illegible], disait elle encore. C'est pour [illegible], s'expliquait-elle, la vérité a toujours besoin d'excuse, le monde exige qu'on la défende contre lui, et, pour plaire, il faut du talent. [illegible], c'est [illegible] d'expliquer : il y a souvent autant de [illegible], c'est-à-dire de [illegible], que d'habileté dans le mensonge.

En réfléchissant plus tard à ce mot de Mme de Varnhagen, je trouvai que sa définition ne s'appliquait pas à tous les genres de mensonges. Il y a tel mensonge qui dénote moins les bornes de l'esprit que le [illegible] de l'âme. En réfléchissant sera [illegible] toujours, ne serait que l'[illegible], le courage de la amabilité, tout contribuait autant peut-être, l'ami- [illegible], l'amour de la richesse, comme moyen d'influence légitime, l'orgueil du talent, l'amour, ont [illegible] besoin de la perfection; on peut trouver tout cela, pourvu qu'on l'ait; mais ce qu'on ne peut trouver, c'est la prétention malheureuse de l'esprit. Alors on retombe dans ce que Mme de [illegible] appelait le vrai malheur, le malheur humain et qui se [illegible] dans un cercle. Mais on peut causer avec beaucoup d'esprit, ce qu'il faut pour être toujours bien, c'est de la force. On ne sent jamais quand on sent fortement.

Nous parlions souvent de Goethe; il était à cette époque, en Allemagne, l'objet d'un culte fanatique, et parmi ses admirateurs, les plus beaux esprits avaient [illegible] l'exaltaient davantage. Moi, [illegible], je [illegible] de cette petite d'esprit pour savoir à qui [illegible] le mettre avec plus d'enthousiasme, et, tout en admirant le génie du dieu, je me permettais quelquefois d'être choquée de l'immoralité de [illegible].

Je reprochais alors à Mme de [illegible] de céder trop à l'engouement général, d'oublier, pour Goethe, une de ses petites distinctions, l'indignation. Elle me répondit qu'elle n'était indépendante que de [illegible], mais que le génie avait sur elle un pouvoir absolu. On demandait un jour, chez elle, quel était le meilleur ouvrage de ce grand poète; chacun nommait celui qu'il préférait, soit un roman, soit un poème. À la fin, Mme de [illegible] prend la parole et dit: les meilleurs ouvrages de Goethe, ce n'est pas celui qui plaît davantage à tel ou tel esprit, c'est celui qui

que

nous fait comprendre comment il a pu faire tous les autres; voilà pourquoi je crois que son chef-d'œuvre est le Tasse. Elle a exprimé dans une de ses lettres, ce jugement motivé d'une manière si frappante, et moi, je l'ai d'autant mieux retenu que j'avais entendu dire à Mme de Staël que, de tous les ouvrages de Goethe, le seul où elle ne trouvait rien à admirer, c'était le Tasse. J'ai pensé bien souvent à cette diversité de sentiment et de goût de deux femmes qui me paraissent égales l'une à l'autre par les dons de la nature et l'intensité de la vie intellectuelle. Le grand mérite du Tasse est dans le développement du caractère principal, indiqué par des nuances de style; et c'est ce que les étrangers sentent le plus difficilement. On s'épouvante en voyant quelle distance des habitudes, des langues, les sociétés peuvent mettre entre deux esprits que la nature et Dieu avaient créés frères.

Mme de Varnhagen fit un voyage; pendant cette absence, Goethe vint à Francfort où je le vis pour la première fois. Voici comment je rendis compte de cette rencontre à Mme de Varnhagen, dans une lettre qu'elle me rappela quelque temps après en m'autorisant de la garder, parce qu'elle ne voulait pas avoir chez elle ce qu'elle appelait une diatribe contre le grand homme; le lecteur jugera de son impartialité et de la mienne:

„Enfin j'ai vu votre Goethe! et, pour la première fois de ma vie, j'ai senti qu'on peut s'ennuyer devant un homme comme devant un monument, sans lui parler. J'ai dû lui paraître bien ridicule; je le concomplète comme un phénomène de la nature. C'est votre faute; pourquoi m'avoir tant parlé de lui? Dans le premier moment, son apparition m'a inspiré le besoin de méditer plus que celui de causer. Il ne m'embarrassait pas, sa sphère est au-dessus de ce qui intimide; je ne crois pas que jamais quelqu'un ait été occupé de sa personne et de l'effet qu'elle peut produire devant le Jupiter du Vatican; je ne pouvais pas non plus penser à moi devant Goethe. Cet homme, dont l'abord est différent de celui de tous les hommes que j'ai rencontrés, me faisait l'effet d'une solitude; j'étais saisi de respect, j'éprouvais du bien-être et de la frayeur, sans savoir pourquoi; il me semblait que je regardais au bord d'un abîme d'où montait la voix d'un oracle.

„Il y a longtemps que vous n'avez vu Goethe; il a soixante-quatre ans; son visage est encore superbe; c'est comme vous le dites, la tête de Jupiter, un géant d'Homère. Quand sa physionomie n'est point animée, elle exprime une noble tristesse; on croit voir un héros de l'antiquité courbé sous le poids de notre misère. Ce siècle, où le matérialisme domine, lui pèse; il a dans le front et dans le regard quelque chose de profondément tragique. Quand il s'anime, il pétille d'esprit, et quand il se laisse aller à sourire, il est plein de grâce. Ce qui me frappe surtout dans ses traits, c'est l'harmonie de l'ensemble; je n'ai vu nulle part tant d'accord et tant de variété; tous les sentiments et toutes les pensées humaines se peignent sur son visage; sa physionomie, pleine de vie, est le miroir du monde, et en même temps l'expression d'un caractère: on y lit depuis Werther jusqu'à Faust et au Traité sur l'Optique; c'est un esprit universel; la science et la poésie forment un fonds qui contient tout; il semble que c'est d'après lui qu'on a dit: L'homme est l'abrégé du monde.

„Ses manières sont froides; cependant on se sent attiré vers lui comme vers un être surnaturel; mais on sent tout de suite qu'on n'est pas son semblable. Quand il lève les yeux, on dirait qu'il pleure sur l'humanité; quand il les fixe sur vous, son regard pénètre. Mais cette perspicacité vous fait du bien. Ce qui rend un homme ordinaire fatigant, c'est qu'il ne comprend jamais tout-à-fait un autre homme. Goethe comprend la nature; comment ne comprendrait-il pas un pauvre atome humain? *J'aurais voulu m'approcher* de lui, et lui dire: *Apprenez-moi ce que je suis.* Oracle, dictez-moi ce qui doit décider de ma vie, ce qui doit sortir de moi.

Quoique sa dignité constante paraisse un peu roide, il a de la simplicité, et on pourrait le croire naïf; il est pourtant à une distance immense de la naïveté; en lui, tout est volonté et conscience de sa volonté. Si l'on disait à Goethe: „Pourquoi êtes-vous comme vous êtes?" au lieu de répondre: „Parce que je suis moi", il dirait: „Parce que je veux être moi." Cette réponse met un espace infini entre lui et la naïveté; mais son esprit lui rend le charme des hommes naïfs. Seulement on ne peut se fier au plaisir qu'on éprouve en causant avec lui. On ne s'y trompe pas, il est plus qu'un homme. Rien de plus gracieux que sa manière de s'entretenir avec les personnes qui lui tout prévenant; il a pour moi une bonté si fine et si délicate, qu'elle ne saurait blesser; il possède au suprême degré le talent, ou plutôt le don d'intéresser à ce qu'il dit; sa personne, sa seule présence, son silence, portent à la méditation, et font désirer ses paroles; il réunit la chaleur au calme; il se contient comme s'il avait peu de vie, et cependant il sent comme un autre se passionner; c'est un homme supérieur au vulgaire et supérieur à lui-même. Il est maître de lui; il est résigné à supporter les inconvénients de sa destinée; c'est le premier grand homme qui m'ait paru décidé à subir sans se plaindre les malheurs du génie; il est malheureux, parce qu'il est seul; mais il veut être seul, parce qu'il a reconnu qu'il le faut.

„J'ai dit qu'on trouvait tout dans sa physionomie, il y manque pourtant une chose, et une chose nécessaire: l'amour. Je ne crois pas qu'il ait la faculté de vivre dans un autre; il a tout en lui, hors ce qui fait qu'on renonce à tout. La richesse de sa nature le trompe, elle le renferme dans la personnalité; il est seul en ce monde, et peut-être déjà se prépare-t-il à rester seul dans l'autre: poussé à ce point, l'égoïsme est un exil.

„C'est un phénomène bien extraordinaire qu'un homme parvenu à cette étendue, à cette élévation de pensée, sans reconnaître le christianisme. C'est comme un naufragé qui ne viendrait qu'à la plage.*)

---

*) Depuis ce temps, Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant

„C'est un malheur pour Goethe que la religion chrétienne soit une révélation divine, il l'aurait peut-être inventée; mais comme il la trouve arrivée avant lui en ce monde, et avec elle quelques accessoires qu'il n'y aurait pas joints s'il l'avait faite; comme il voit dans ses preuves ce qu'il n'y voudrait pas voir, et qu'il n'y voit pas ce qu'il voudrait, il la rejette. Aussi le vide qu'elle laisse au dedans de lui l'accable; l'ennui le ronge, il s'attache aux moindres détails de l'existence, il s'impose l'étude et le goût des petites choses, enfin il se traîne dans la nuit de ce monde comme s'il n'en était pas une des lumières; et l'on est forcé de convenir que ce prodigieux génie est aussi étonnant par ce qui lui manque que par ce qu'il a. Aussi mon ami Werner compare-t-il la tête de Goethe à une immense coupole sans lanterne, ce qui fait que le jour y vient d'en bas."

L'engouement aveugle et exclusif de quelques esprits pour Goethe était tel en Allemagne, à l'époque où je fis connaissance avec Mme de Varnhagen, que malgré sa supériorité, elle eut peine à me pardonner ce jugement, et pourtant elle pardonnait beaucoup, parce qu'elle voyait loin et juste.

Mme de Varnhagen avait sur le mariage des idées qui, depuis elle, ont été adoptées par bien des gens, et fort exagérées dans l'application. Les inventeurs

---

ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe. On s'étonne de voir que tant de livres curieux ne soient pas encore traduits en français.

sont toujours les metteurs en œuvre plus timides que les imitateurs. Elle regardait cette institution comme trop sacrée pour être dégradée au service des petits intérêts du monde; elle blâmait le mariage comme affaire, et trouvait la société absurde de rabaisser une loi divine au niveau des réglemens qui fixent les devoirs civils du citoyen. Sa profonde horreur pour l'hypocrisie faisait condamner même ce que le monde appelle la bonne conduite, quand elle n'est pas l'expression des bons sentimens.

Je n'ai jamais bien connu le fond de ses idées sur le christianisme; ce que je sais, c'est qu'elle aimait Dieu et le prochain avec ferveur; elle était plus religieuse que la plupart des dévots que j'ai rencontrés. J'avais un tel besoin de penser que j'étais de son avis, que je me suis répété souvent en son absence qu'elle pressentait une révolution religieuse, dont la fin serait la régénération pacifique et volontaire des formes du christianisme sous la direction de l'église catholique, la seule qui eût l'autorité nécessaire pour conserver la vérité intacte, et pour la défendre jusqu'à la fin des temps. Je ne pourrais pourtant assurer que ce fût là son espoir; peut-être son grand esprit se faisait-il une idée plus libre des moyens adoptés par la puissance infinie pour se manifester à la terre; mais ce que je puis dire, c'est que toutes les fois que le regret et le désir me ramenaient en pensée vers Rachel, je me consolais en me répétant que nous avions la même opinion sur la seule chose vraiment importante en ce monde. Cet accord avec un être si supérieur, ne l'eussé-je que rêvé, suffisait pour me tranquilliser : c'était comme une assurance contre mes propres incertitudes.

La moisson d'idées fécondes, d'expressions soudaines, originales, sublimes, piquantes, d'aperçus neufs et surprenans, qu'on recueille en lisant ces trois volumes de lettres, montre ce qu'aurait pu produire en littérature celle qui les a écrites, non pour écrire, mais pour manifester et pour étendre sa bienfaisante existence.

Si je n'avait pas connu Mme de Varnhagen, je ne serais peut-être pas aussi persuadé que je le suis d'une vérité consolante, c'est que le vulgaire juge les hommes sur ce qu'ils ont fait, tandis que les esprits supérieurs les apprécient d'après ce qu'ils pourraient faire.

C'est ainsi que Rachel jugeait, et c'est ainsi qu'elle a le droit de demander qu'on la juge.

Saint-Gratien, ce 2 novembre 1837.

A. de Custine.

Ueber Rahels Religioſität.

Von einem ihrer ältern Freunde.

Als das Buch „Rahel“ zuerſt an's Licht trat, machte dieſe außerordentliche Erſcheinung bei Allen, denen ſie zukam, den wunderbarſten Eindruck. Das Erſtaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Friſche des Herzens, die Urſprünglichkeit und Wahrheit des ausgeſprochenen Lebens, ſo wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darſtellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labſal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete ſich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutſchland, ja weit über deſſen Grenzen hinaus. Das Buch bekam eine Exiſtenz, die bei der Herausgabe nicht beabſichtigt ſein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine litterariſche. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerſte der Gemüther auf. Die reinſten und höchſten Stimmungen wurden wach. Man fühlte ſich in ungewohnter Weiſe angeſprochen, mit Vertrauen und Liebe, mit Troſt und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein *religiöſer*, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede iſt, ſondern durch alle, wo mit Ernſt und Innigkeit die *weſentlichen* Dinge, die *wirklichen* Angelegenheiten der Menſchen beſprochen ſind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt. Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen laſſen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den erſten Geiſtesfunken an; es fand Gunſt bei frommer Andacht, und erweckte dieſe, wo ſie ſchlummerte. Der Geiſt, der in dem Ganzen athmete, ſprach noch lebhafter in den Aeußerungen, die einen *beſtimmten* religiöſen *Gehalt* ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das *Herz* erhoben, theils durch eigenthümliche Wendungen das *Nachdenken* beſchäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich man nahm keinen Anſtoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geiſt hier walteten überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchſtabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verſchiedenſten Bekenntniſſe und Richtungen ſprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angeſehener Geiſtlicher geſagt haben ſoll: „Man ſehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeſchlechte, ſo auch dem Geiſte nach, aus den Regionen ſei, woher uns die Bibel gekommen." Ob es grade Schleiermacher geweſen, der dieſes geſagt, wie Manche vermuthen, laſſen wir dahingeſtellt. Schwerlich hat er in ſeiner *letztern* Zeit und über das Buch ſich ſo geäußert. In ſeinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort ſehr wohl beizumeſſen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel“ zeigte ſich eine merkbare Verſchiedenheit. Der Stoff war ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände ſehr erweitert, die Lebensverhältniſſe traten zahlreicher, beſtimmter, die Urtheile auffallender und ſchneidender hervor. Manche perſönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrſchende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rückſicht außer Acht geſetzt, beſonders die litterariſchen Aeußerungen freimüthiger mitgetheilt, und ſogar merken laſſen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten ſei. Wenn dies nicht überhaupt ein Mißgriff war, ſo war es doch gewiß ein Nachtheil. Aengſtliche Gemüther wurden irre, oder doch beſorgt, manches unlautere Gewiſſen regte ſich. Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr litterariſch; man gab ſich ſeinem Gehalte weniger hin, man ſuchte ihm zu widerſtehen; man hing ſich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben ſich Mißlaute und Gegenſtimmen. Dies war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geiſtesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche perſönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch ſo große Geiſtesmacht und Liebenswürdigkeit hätte man nicht auch zu verneinen geſucht? Aber es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, ſolche

Klugheit zu verſchmähen, dürfen wir freilich vorausſetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerſpruch weder geſchwächt, noch weſentlich verändert; ſie erſchien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der ſtille Strom ſegenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß ſich vor wie nach dieſe klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmſten Empfindungen. An mehreren Orten haben ſich ſtille, freundliche Gemeinden ſolcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichſam neue Quellen des Troſtes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufſchwunge beflügelt worden ſind, und nicht zählbar ſind die Einzelnen, die ſich durch Rahels Wort und Beiſpiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieſer Eigenheit einer ſo durchgreiſend religiöſen Richtung, wie ſie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch ſich ankündigt, wohl ſelten vorkommt, entſteht ſehr natürlich das Verlangen, dieſe religiöſe Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzuſehen, weß Geiſtes ſie ſei, welche Elemente in ihr ſich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel ſie habe?

Göſchel, wie wir irgendwo geleſen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreiſe beſondere Vorträge über das Buch „Rahel“ gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet iſt. Ohne Zweifel hat er dabei, nach ſeiner Art, vom chriſtlichen Standpunkt aus, die ſcheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Chriſtliche unter chriſtliche Benennung zu bringen geſucht, wie bei Goethe und Hegel. Am meiſten fähig, den religiöſen Charakter Rahels aufzufaſſen und zu beſtimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umſicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder neugeſtalteter Religioſität bedarf, und die nur durch vielſeitigen geiſtigen Verkehr mit den verſchiedenſten Religionserſcheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geſchicktere Hand eine ſolche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt ſein, durch welche der Gegenſtand zwar nicht erſchöpft werden, jedoch in ſeinem Zuſammenhange und in ſeiner Bedeutung erſcheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, iſt die Zeit Leſſings, Mendelsſohns und Kants. Wer die Denkweiſe dieſer Häupter und ihrer Geiſtesgenoſſen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Chriſtenthum damals wenig die Rede war; die Prediger ſelbſt ließen die Religion ſchwinden, und retteten nur die chriſtliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verſtand überlaſſend, der ſchnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der ſogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrſchend, und ſelbſt denen, die ihn an der wiſſenſchaftlichen Quelle nicht ſchöpfen konnten, fiel er als Bodenſatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im unterſten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinſten und weiteſten Sinne noch geehrt, auf die beſtimmten Geſtaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Menſch ſeinem Zeitalter ganz entgeht, ſo entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war ſie inſofern durch ihre perſönliche Stellung begünſtigt, als ihr bei der Entfernung religiöſer Beiſpiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigſtens das gemeine Verſtandesweſen die einſeitige, aufkläreriſche Beſchränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion unentweiht und frei gelaſſen, und nicht mit Falſchem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — ſchreibt ſie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menſchen erwachſen, und da nahm ſich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit iſt nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte.“ Sie ſagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie gelitten. War mir etwas indifferent, ſo wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mich, ſo verhehlte ich's wohl, aber ich verleugnete es nicht.“ Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geſchenk des Himmels erſcheine; ſie ſagt: „Gott ſegne Ihnen in aller Ewigkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Dieſe Gnade iſt dem Geſchenk des Daſeins zu vergleichen, und iſt wie dies, ſo poſitiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dies Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefſt-unterworfener Demuth abwarten: und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für ſeine Menſchen!“ Allerdings iſt dieſes Abwarten die reinſte

Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchſte Muth.

Es zeugt von der innerſten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrſte und Tiefſte angewieſenen Seele, daß Rahel in demſelben Briefe fragt: „Ob ein Menſch dem andern — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Meinung und Anſicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwiſchen der Creatur und Gott ſei?“ Sie iſt davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, ſelbſt finden müſſe, daß es frevel-ſündhaft ſei, den Menſchen nicht alle Fragen, nicht ſolche Entdeckungen ſelbſt machen laſſen.“ Wenn es in dieſem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, weſſen Schuld war es, daß dieſes nicht an ſie gelangt iſt? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth: gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden ſie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag ſie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anſpruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen ſcheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Poſten gleich dem erſten Anrufe fällt, und ſich, um nur unterzukommen, dem erſten beſten Menſchenwerke gefangen giebt! Letztere Beiſpiele ſieht man alle Tage, wo die armen Menſchen, um nur dem Kampfe nicht bloßzuſtehen, ſich eiligſt dem nächſten Gebild in muthloſer Beeiferung anſchließen, hier katholiſch, dort lutheriſch, auch wohl wechſelnd, und dann nur froh ſind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, ſo lange ſie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht ſo Rahel.

Lieber blieb ſie allen Zweifeln ausgeſetzt und allen Kämpfen, als daß ſie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen ſie, und ſandte ihr Troſt die Fülle, reiche, beruhigende, beſeligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höhern, noch vollſtändigern Troſt, den ihr der Himmel vorenthielt, ſo unterwarf ſie ſich auch dieſer Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beſte, bemüht, deſſen würdig zu ſein, und das Weitere Gott überlaſſend, aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abſpeiſen — ſagt ſie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodiſcher Art, mit dem Glaubensweſen, iſt meiner tiefſten Seele zuwider. Einzeln ſteht dieſer Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachſen; nicht auf Güte, nicht auf keuſchem Auffaſſen der Geſchichte, nicht auf Enthuſiasmus des göttlichſten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und Lehrer meinen und lehren; auf ſchlechte Weiſe, wie Theater und Galerien beſucht werden, hauſen ſie und disputiren, und verſchanzen ſie ſich gegen les ennuis (den „großen Verdruß") in's neu erfundene Glaubensweſen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anders! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden."

Wie mancher Geiſtreiche und Hochbegabte, mit welchem ſich Rahel gern, wie ſie dazu immer nicht nur bereit, ſondern eifrig war, von den höchſten Dingen unterhielt und den ſie vertrauend ſogar in ſeinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung anſprechen zu können meinte, bekannte ſich ihr gegenüber nicht reicher, als ſie ſelbſt war, bekannte ſich des Beſitzes baklos, den er mittheilen ſollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröſtung ab, wer ſo denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und ſich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend iſt es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch ſagt, ſie ſtehe darnach, die Bibel zu leſen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch iſt es auffallend, daß in ganzen Lebenskreiſen damals dieſes Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hauſe von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen iſt ſchon einleuchtend, daß Rahel auf einem andern Boden ſtand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an Offenbarung; ſie fühlte das Bedürfniß, ſie erkannte den Werth derſelben. Was aber ſollte ſie, neben dem in ihr ſelbſt ſich Erſchließenden, von außen als ſolche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenweſen verflüchtigte Chriſtenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrſchte? Das geiſtreicher aufgeputzte, aber dem Weſen nach kaum davon verſchiedene der ſpätern Denkkünſtler, welche ſich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweiſen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das ſtarre, buchſtabengläubige der proteſtantiſchen Frömmler, welche beiden Richtungen in den letztern Zeiten ſich beſonders geltend machten? Alle dieſe Geſtalten mußten Rahel zurückſtoßen, ſtatt ſie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitsſinn, konnte mit ſolchen Erſcheinungen nicht zuſammengehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Chriſtenthums weckten ihr öfters, anſtatt beiſtimmender Gedanken, ſogar gegneriſche, und dieſe ſind als Zeugniſſe der unbefangenſten Aufrichtigkeit nur um ſo ſchätzbarer, als ſie eigentlich aus wahrhaft chriſtlichem Standpunkte nur die Entſtellungen des Chriſtenthums angehen und beſtreiten, und nur den Werth der ſonſtigen und weit überwiegenden, auch im Ausdrucke chriſtlicher Aeußerungen erhöhen. „Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin“, ein ſolch ſchönes Wort allein iſt ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erſcheint Jeſus ihr! Wie hält ſie ihn als hohes Beiſpiel der Demuth, der Menſchenliebe, ſelbſt in gewöhnlichen Lebensvorgängen ſich zum Muſter vor! Wie empört ſie ſich gegen das „verſtockte Lumpenvolk, das ſich unterſteht, Chriſtus Namen zu läſtern, indem es ihn ausſpricht!“ Und wie ganz ergriffen im Geiſte, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing ſie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forſchen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebniſſe des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menſchengeiſt ihr zuführten! So wirkte auf ſie Fichte's Wort, weniger durch ſeinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöſe Stärke ſeiner tiefen Geſinnung. So faßte ſie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung Alles auf, was in dieſen dem reinen Quell religiöſen Denkens — der dies nicht immer war — zu entſtrömen ſchien. So ſpricht ſie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — ſagt ſie (1818) — von ganzer Seele. Er iſt brav;

geiſtreich; voller Einfälle; gütig ungeduldig: nämlich, übt die höchſte Geduld mit Menſchen aller Art, von allſeitiger und tiefer gütiger Einſicht. Nach der Bibel religiös: mit ſo vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein engliſcher Menſch! Leſen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Ausſichten in die Ewigkeit, von Lavater.“ Wundergöttlich. Dies Buch allein hat mich dieſen Winter über erhalten. Sonſt hätte ich mich für geſunken halten müſſen. Noch ſcheint mir dies Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte ſich der damaligen Geiſtesepoche beugen: es war die der — vielleicht präſumtuoſen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unſere tüchtiger auch ſchon als eine ehemalige beurtheilen, und ſehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten.“ So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden Aufflügen Saint-Martin's und Tauler's, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Sileſius. (Daß dieſer herrliche Geiſt litterariſch wiedererſtanden iſt, und uns wieder angehört, iſt nur Folge des beſeelten Antheils, den Rahel ihm ſeit der erſten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm ſie alles Bibliſche auf, wenn dies ohne mißverſtändliche Beigabe lauter und hell an ſie gelangte!

Allein Rahels Religioſität konnte auf keines fremden, wenn auch noch ſo hohen Geiſtes, ja ſelbſt nicht auf ihres eigenen Geiſtes Macht beruhen; ihre Frömmigkeit nährte ſich durch jedes Geiſtige, woher es auch kommen mochte, aber ihren Urſprung nahm ſie aus anderer Quelle. Aus ihrem Herzen ſtrömte, lauter und ſtark, die religiöſe Energie, von der ſie durchdrungen war, und neben der ihre Geiſtesgaben wie untergeordnet und unnütz wurden; aus dem tiefſten Gefühl erhob ſich ihre unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, jedem Irrwege des Denkens entrückt! Die reinſte Demuth und Ergebung, das kindlichſte, unerſchütterlichſte Vertrauen wurzelten hier, von hier erzeugte ſich unaufhörlich jede That und Wirkſamkeit der Liebe!

In dieſer Unmittelbarkeit eines innern Gottesbundes, eines im Gefühl und Vertrauen dieſes Zuſammenhanges, dieſes Schutzes hingeführten Lebens, in dieſer feurigen Inbrunſt, die immer und jeden Augenblick, bei den kleinſten wie größten Dingen, in Schmerz und Freude, in den Geſchäften des Tages und in den Launen der Unterhaltung, den Bezug auf Gott gegenwärtig behielt, anrufen und um ſich her beleben konnte, in dieſer ſteten Gegenwart und Wirkung des Höchſten, welche ihrer innerſten Natur entſprachen, hatte Rahel in der That etwas Ungewöhnliches, unſern neueren Zuſtänden Fremdartiges, das man wohl als bibliſch bezeichnen darf.

Der Geiſt und Karakter der bibliſchen Erzväter, welche die erſten Offenbarungen derjenigen Religion empfingen, worin die ſpäteren Offenbarungen des Chriſtenthums ſich entfalteten, ſind von dieſem in ihrer Kraft und Heiligung aufgenommen und beſtätigt; auf ihren früheſten Bund und Glauben iſt noch fortwährend unſre ganze Religionsentwickelung gegründet. Der unvermittelte Gottesglaube und Gottesverkehr im alten Teſtamente hat etwas Auserwähltes, Perſönliches, welches allerdings in dem Chriſtenthume ſich mehr zu allgemeinem Menſchlichen erhebt! Aber mit dieſem ſteht jenes nicht im Widerſpruch, ſondern enthält vielmehr alle ſpäteren Entwickelungen ſchon im Keime, fähig und beſtimmt, ſie hervorzubringen und fortzupflanzen. Es ließe ſich ſehr wohl denken, und die Kirchengeſchichte dürfte genug Belege dafür liefern, daß die reinſte chriſtliche Sinnesart ſich aus den Entſtellungen, welche die Chriſtuslehre in ihrer menſchlichen Ausbildung ſo oft und ſchrecklich erleiden mußte, zu den *Urzuſtänden* flüchtete, wo die Lehre und Kraft noch im unſchuldigen Keime ſicher und heilig bewahrt liegen. Daß auch dieſer Rückweg eine *Verirrung* werden könne, ſtellen wir nicht in Abrede. Ihn zu *wählen* wäre bedenklich; aber durch natürliche Begabung und Fügung auf ihm *vorſchreitend* ſich zu befinden, darf als eine eigenthümliche Erſcheinung gelten, die ungewöhnlicher Kraft und Wärme fähig iſt.

Auf dieſe Entwickelungsſtufe, dünkt uns, war Rahel geſtellt. In ihr giebt ſich der Geiſt und Karakter *altbibliſcher Offenbarung* zu erkennen, indem ſie zugleich mit *allem Weſentlichen des Chriſtenthums* erfüllt iſt. Beides verbunden, in höchſter Eintracht und kräftigſter Wirkung, iſt der Inbegriff und Kern ihrer Frömmigkeit. Es iſt dies kein bloßer *Deismus*, wie ihn die Vernunft lehrt; es wirkt die lebendige Kraft, das beſeelende Feuer der *Offenbarung* darin. Es iſt auch nicht die beſtimmte Geſtalt *heutigen kirchlichen* Chriſtenthums, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durcheinander liegen, und ſich oft gar nicht mehr unterſcheiden laſſen; wenn die Vernunft jetzt an die Stelle eines ſtarren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Anſehen und Ausſpruch widerſtreitet. Hat doch das Chriſtenthum ſelbſt dafür geſorgt, das Nichtvorhandenſein des Buchſtabens, der äußeren Form, ſich nicht zum Merkmal legen zu laſſen, woraus man ſchließen dürfte, daß es ſelber nicht zugegen ſei, ſondern es verweiſt auf den Geiſt und die Früchte!

Welche Stellung, doch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die ſich öffentlich um eine vergängliche Herrſchaft ſtreiten, neutral gegen die Kämpfenden, ſiegreich für manches Geſchmähte, unzugänglich für das ſtolz ſich Aufdringende, einem Höchſten, Beſten, Reinen unerſchütterlich zugewandt, — ſolche Stellung ſcheint in unſerer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu ſein, welche die Religion aufrichtig ſuchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne ſich einem äußerlich beſtehenden Glaubensbekenntniß einverleiben, daſſelbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zuſtimmung zu leben, die innerlich nicht vollſtändig wäre. Die Gemüther, welche zu dieſer Stellung hingewieſen ſind, haben eine ſchwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinſchaft, woraus die Religion eine ſo tröſtliche Stärke ſchöpft, die ihrem Bedürfniß entſprechende Nahrung des Herzens und des Geiſtes bringt ſpärlich in die vereinſamte Abgeſchiedenheit. Findet ſich irgend eine Zuſtimmung, ſo iſt ſie doch meiſt nur ſtill, zaghaft, ſchwach; weil in dieſer Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl geſördert, aber ſelten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege faſt nur niederwärts führen, zu dürftigen Verſtandesbeſchäftigungen, und nur ſelten ein Pfad aufwärts in das höchſte Gebiet wahrer Religion leitet.

Für dieſe weitverbreitete, ſuchende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene deſto weniger willkürlich zu verändernde Gemüthsverfaſſung mußte Rahel ein höchſt willkommenes, ein belehrendes Phänomen ſein, denn in ihr fand ſich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an ihr Gelingen gedrängten und in aller Weisheit doch nur vereinſamten Religioſität ausgeſprochen mit aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, perſönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beiſpiels einer das ganze Leben durchleuchtenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegniſſe ſich verherrlichenden Gottinnigkeit.

Aus dem Zuſammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und Bedürfniſſes mit dieſer ſeltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geiſtig hoch und ſchön — erklärt ſich, unſerer Anſicht nach, der große religiöſe Eindruck, den das Buch Rahel auf ſo viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der ſo Viele ſich zu dieſem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiöſen Vorſtellungen Rahels tragen das höchſte Zeichen ſeltener Begabung an ſich, daß in ihnen die größten philoſophiſchen Gedanken ſich mit der lieblichſten Kindeseinfalt vereinigen. Die beſondere Eigenſchaft und Kraft, die in jedem dieſer Gegenſätze geiſtiger Auffaſſung liegt, wird hier, auf dieſer Gemüths- und Geiſtesſtätte, wie in einer gemeinſamen Mitte zuſammengezogen, und leidet mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entſpringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern brennt. Daß es dasſelbe Herz iſt, welches ſo leidet, ſo geliebt iſt, dasſelbe Geiſt, der ſo ſcharf denkt und ausſpricht, derſelbe Sinn, der ſo lebhaft und vielſeitig für dieſe Welt erſchloſſen, die ſo innig zu verſtehen und zu genießen fähig iſt, daß es dieſe ſelben Gaben und Anlagen ſind, die ſich mit reinſtem Vertrauen und völliger Ergebung dem Göttlichen zuwenden, Gott im Höchſten ſuchen und ehren, ſich ihm ganz unterwerfen, mit kindlicher Anſpruchsloſigkeit und chriſtlicher Hingebung — darin liegt der höchſte Reiz und die höchſte Kraft dieſer ganzen Erſcheinung.

Die philoſophiſche Tiefe zu ermeſſen, bedarf es aber ſelbſt wieder eines gedankenfaſſenden Geiſtes; nur ein ſolcher wird die Momente würdigen, aus welchen Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich würde wohl eingewilligt haben, dieſen Jammerweg des Erdenſeins zu gehen, und als Menſch menſchliche Geſchicke zu erleben; aber es mag ein Höherer, mit tieferer Einſicht, weil er es für mich als gut erkannte, dieſe Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieſer Gedanke nur kann mich tröſten für allen erlittenen, ſonſt unvergoltenen Schmerz. Vielleicht war es nur ſo möglich, die Perſönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in geiſtlicheren Sphären; wenn es auch nur das wäre, was die einſtige Menſchheit bekommen ſoll, daß der Menſchliche im Ganzen der Gottheit entgegen gewiſſe Lichtmacht als Menſchenſeele in das ſelbſtſtändige

Tafeln eines eigenen [illegible] glücklich [illegible]! O gewiß ist es auf diese Weise: diese Formen meiner Gedanken nicht Stimmen am Baume aller Wahrheit, und keine Wahrheit wurde mir bekannt, die tiefer gedrungen ist.“ — Tröstlichen Gedanken [illegible] sich später (1821) mit [illegible] Ergebung und neuer Wendung nach: „Einwilligen! das tröstliche Wort! die größte Beruhigung für Menschen. Durch Einsicht entwaffnen zu können, begreift die Wesenlosigkeit des Ichs, die größte Gesammterhebung.“ Verschieden, aber tiefer (1825): „Wie wir hereinkommen, und wie wir hinauskommen, das sind die zwei Pforten von uns, als die, welche wir im geistigen Gebrauch haben“; stellen sich als Aufgaben, womit das [illegible] Nachdenken immer neues, immer aufgeschlossenes Licht erhält. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jenes Geschlossene entsprechend, zeigt sich die fast [illegible] Wendung über Tod in der Natur selbst geschlossenen Unterschied eines höheren Daseins aus göttlichem Zusammenhange: „Da wir durch den dunklen Mutterleib geboren, wird wir auch durch die dunkle Erde gehen!“ —

Im Sinnesreichthum aber trafen sich derlei Gedankenflug lieblich wieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Betrachtung über das Wunder des Lebens, und über noch [illegible] Erinnerung in die vor dem Anfange liegende [illegible] Vergangenheit, mit [illegible] Trauer ausruft: „Ach, wie sind wir ein [illegible]! Ich will auch ja so gern weiter [illegible] das Wort, will gar nicht [illegible] sein!“ Oder wenn sie (1818) mit völliger Ergebung sagt: „[illegible] ich nach alter Weise, und [illegible] einen Blick Gott [illegible], mit dem lieben Freunde und Vater, mit dem ich mich ganz unaussprechlich gut stehe. Ja, wie Sie auf einem ganz vertrauten Fuß." „Sie würd's Ihnen wohl so und anders", sagt ich, „und leben auch ordentlich zu Ihr zu, und [illegible] sie zu küssen ein wenig, sie [illegible] zu [illegible] Mund!" Wirklich herrliche, rührende Bilde sie in ihrer letzten Krankheit (1832) vollständiger als mitteilt: „In meinem siebenten Jahre träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Seite dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in [illegible] Frieden zum Einschlummern da. Seitdem [illegible] mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer [illegible], und in den schlimmsten Zeiten war mir [illegible] Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu dem [illegible] Mantel auf eine Seite seines Mantels legen, und da [illegible] Sorge [illegible] [illegible]; er [illegible] es." Wie sie denn oft auch, mit dem ihr ganz eigenen [illegible] [illegible] bei und auch den [illegible] Leiden [illegible] [illegible]: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er [illegible] es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich. Weiß ich ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß Alles am besten, was mir gut ist, und warum es so sein muß!"

Für ihre [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] Zustände, welchen sie ihre Seele [illegible] in die [illegible] [illegible] [illegible], zeigt sich mit größter Kraft auch in einem Gesicht, das sie erzählt wird (1823): „Einen Nacht träumte mir, ich sei auf einem ganz [illegible] [illegible] mit einem andern Bekannten gekommen;

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

das Gebet; das Beten durch Beten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] wir auch von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? — Wenn wir [illegible], können wir nicht beten, [illegible] [illegible] wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Geist? Ich [illegible] [illegible], aber zu ihm beten, nicht [illegible]? Wenn auch das [illegible] mehr ein Menschen, ein [illegible]? Kann ich mir [illegible] den [illegible] Geist denken, wie ich [illegible] nicht mehr bin? daß er [illegible], [illegible], [illegible] bin will? [illegible], begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wissen; [illegible] muß ich ihn; will ihn [illegible]; so viel als möglich; immer mehr? Wenn meine [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] nicht mehr [illegible], [illegible] mehr das [illegible] [illegible] [illegible], das [illegible], [illegible], [illegible] [illegible], zu [illegible] [illegible]: wenn wir [illegible] in [illegible] oder [illegible], [illegible] [illegible] das Gebet? Ein anderes, als das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an, wie [illegible] eine [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. — Ein [illegible] an Gott ist beten. Heilige, fromme, [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] beten. [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ist beten. Wenn [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], als [illegible], [illegible] [illegible]; wie müßt' ich mir den [illegible] Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhört, wieder zu sich, [illegible] [illegible] mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so lange bitten? Oder ist's eine [illegible] [illegible], ein [illegible], das Beten, so ist's das

Denken auch; und dem lieben Gott geweiht hat? Es ist überhaupt natürlich — meinem besten Menschen kann ich diesen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen? — vom lieben Gott zu sprechen, und den endlich als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Begriffs- [illegible] einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höchsten, einen höchsten Menschengeist, der sich uns [illegible] vorstellt, anzunehmen; das ewig- und unzulänglichste, Hohe, Gott [illegible] der Erde Kinder Herz darauf einen Vater, an dessen Hand es sich [illegible]. Wir will wir ihn nicht begreifen und erblicken, wie er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu lassen über und Erde; und einig legen wir seinen Urtheil, seinen Willen unsere Weltbild an; den höchsten, der er auch gut, das ist Vernunft und liebliche Güte, ein Mitgefühl für Namen, ein [illegible] Heiligkeit in ihrer Heiligkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verstehen wir uns einander. Dieß hat uns Gott verliehen. Da den bessern Guten, Gedanken und Vorstellung: an dieses Wesen einen [illegible] [illegible], Gebet? Das können wir aber nicht machen; [illegible] ein Bitten um dies und jenes, [illegible] ich freilich den ganzen Tag [illegible]; aber Ihm weiß, was ich davon halte: Innere Betrachtungen, Mutter, Das ist möglich; wie Sie sie nicht kennt, ich verehre sie immer, und glaube sie christlichen Menschen." — Ja, die Erfahrungen, die Zeichen und Wunder, die [illegible] Offenbarung liegen dieser Seele nahe ganz im Gebiete des täglichen Gebrauch, und die Natur selbst mit ihren Gesetzen, die das Geistige mitbegreifen, was ihr nur groß und erhaben und wirklich vor ſich, in jedem das Unendliche [illegible] [illegible] enthielt!

Wie die Perſönlichkeit Goethe's und die Unabhängigkeit der Seele für Rahel Schranken nicht ängſtliche Gelehrſamkeit waren, aber indem ihr Geiſt ſich frei emporſchwang, [illegible] ihr Gemüth von jenen Vorſtellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, ſie mit keiner andern vertauſchen konnte: ſo war auch das Gebet, neben jener [illegible] [illegible] und freien Anſicht, die tiefen Ausbildung, wo nicht [illegible] zu machen, doch ſehr zu beſchränken ſcheint, in der Wirklichkeit für Rahel die freigemachte, natürlichſte, immer und immer ſich darbietende, ſchönſte und innigſte Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre Gedanken nahmen dieſe Richtung, ihre Gefühle, ihre Wünſche, von jedem Gegenſtande her, von jeder Stimmung aus. Sie ſprach mit ſchlichter Inbrunſt und ganz perſönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit ringender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in Sorgen und heiterem Vertrauen! Gott war in Allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm ſchrie ſie wie ein Kind zu ſeinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieſer reinen und ſüßen Gewöhnung konnte ſie ſogar zu heiterm Scherze übergehen, und wenn ſie einſt (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die unfehlbarſte Wahrheit ſich geltend machen wollte, leidenſchaftlich ausrief: „Gott! haſt du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um eine Kleinigkeit willen iſt, ſchick' einen, zum Zeichen!“ ſo bekam neben dem Komiſchen jenes liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Gläubigkeit der Regung doch ihr ganzes Recht!

Wie dieſe ihre Hinwendung zu Gott nun auch ſich als Liebe zu ſeinen Geſchöpfen, zu den Nächſten darthat, als allgemeine Menſchenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachſten, die rührendſten Ausſprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angſtvoll, und dabei hart und ſchroff von den Nächſten behandelt, auf einen ziemlich gehen Brief den Geſchwiſtern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenſchaftlich, und nicht nur, wie ich lebe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich beſehe, und glaube, der Menſch beſteht nur aus Affecten: und deßhalb kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, heftig und thätig? Wenn von euch kein Zutrauen geht mir nicht durch und durch in's Herz? Hand! glühe und weine ich nicht ſo heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilſt? Verweinſt ihr heiligere Thränchen als ich? Knie' und bet' und ſchrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank ſeid, als wenn ich's ſelbſt bin? Pfleg' ich euch nicht Alle ſeit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht Alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Zuträgliches, Angenehmes, Gefälliges, Alles habt, was ich nur erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer mit geſorgt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein ſchuftiger Geldſchlucker: ein heiterer, empfindlicher Gedankenverderber! Und viele Fehler möget ihr, könnt ihr ſolchem Freund zu Gute halten! Wie konnte mich euer letzter Brief ungemein! hellte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch ſichtbare Zukannte. Weil er freundlich und gütig war!“ — Und während es ihr ſo ſchlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die ſie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf ſie einſtürmten, wie vergaß ſie ihrer ſelbſt, um in dieſer Lage noch fremder Noth beizuſpringen, der größern, der dringendern! In kurzen wahrhaften Zügen drückt ſich dies durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tauſend und tauſend Menſchen konnte ich hier helfen, beiſtehen, pflegen, unterſtützen, tröſten. Unſer ganzes Land ſah ich hier. Es ſchwoll mein Herz. — Es kam die Culmer Schlacht; unſere vom Platzregen begoſſenen Straßen waren mit unbehauſten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich ſtürzte auf meine Knie und ſchrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsſtücke und Wäſche erhielt ich. Frauen ſtanden mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dies aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im October legen: arbeitete doch: ſtand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation dazu: alle Preußen kamen zu mir, jeder ſchnitt mir in's Herz. So ging's, mit tauſend Ereigniſſen, die nur zum Erzählen ſind, vermiſcht. So kam December; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete ſie, ſelbſt krank; ſechs Wochen quälte ich mich mit Wirthſchaft und Allem, wie du bei Grottkau. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor ſechs Wochen ſtürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Noch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie ſie Gott annahm und erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß ſo etwas erzählen. Dies iſt meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart ſich uns des Allmächtigen Willen ſo hart? Amen! Er weiß es: ich bin ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverſtändlichen Leiden und Schmerzen; damit auch ſchon jetzt für mein Bewußtſein welches daraus entſtehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von ſich ſagen (1814): „Wenn Gott mir Menſchen ſchickt, bei mir iſt kein Athemzug, kein Pulsſchlag, kein Blick verloren. Drum bin ich ſo außer mir, wenn mir die Nächſten fehlen. Eltern, Geſchwiſter, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im friſchen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen dieſe Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Troſtbedürftigen dem bewegten Herzen eingibt: „Hehre, milde, troſtvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menſchenſpur aus dem geängſtigten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen: verleihe ihm ein in dein Geſundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er ſelbſt geſund, durchſonnte Atmoſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit ihr einverſtanden ſei durch frei bewegten Organismus der Glieder und ſeines Geiſtes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!" Nach den gewonnenen Schlachten iſt Rahels Empfindung auch zuerſt gleich wieder auf das Menſchliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet ſie dafür! „Friede will ich — ruft ſie aus — und jeden Sohn bei ſeiner Mutter; Feinde und Freunde ihre."

Schön iſt auch folgende, aus ernſtem und ſcharfem Geiſtesblicke zu liebevoller Güte ſich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand iſt gnädig gegen uns, als Gott und unſer Gewiſſen. Weil kein Anderer uns und die Weiſe, wie etwas in uns vorgeht, *kennt*. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müſſen Alle lieben, die wir kennen. Gehäſſiges bleibt uns immer *fremd*; und Tadel und Haß ſind nur eine gehäſſige *Bemühung* und *Probe* zur Liebe; die dem Leidenden ſowohl, als dem thätigen Gegenſtande derſelben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutſam genug damit umgehen; und wir lügen nicht, wenn wir ſie verbergen, und dieſe Verſuche ſo zart anſtellen, als der weiſe Arzt die Werkzeuge ſeiner Kunſt gebraucht. Ueberhaupt thäten wir gut, einander als erſt *Geneſende* zu behandeln, da wir ja Alle erſt die *völlige Geſundheit* des geiſtigen Lebens zu *erſtreben* haben. Welches wir immer vergeſſen.“ — Auf dieſes Thema kommt Rahel in den mannigfachſten Wendungen immer zurück; ſo in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn verſammelt ſind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen ſein. Der gute Geiſt *iſt* da ſchon mit ihnen. Da kann ſchon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menſchen gehören zuſammen; um das Maß, *Vernunft*, anzulegen; um *lieben* zu können. Das Herz iſt die Zunge, womit wir die Nahrung unſers Geiſtes gleichſam ſchmecken. Welche große, geiſtreiche Anſtalt! Aus dieſem Punkte her iſt zu hoffen.“ —

Der religiöſe Bezug der Milde, der höchſte und innigſte Antrieb des Wohlthuns, laſſen ſich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in dieſem ſeelenvollen Worte:

„Der beſte Wille, die höchſte Pflicht, die größte Creaturenliebe wird in Anſpruch genommen, wenn ein Armer das Wort ſagt: «Um Gotteswillen!» Das ſolle uns immer erſchüttern.“ Von dieſen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menſchenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und ſie fand in dieſer Fähigkeit des Antheils für Andere ſogar einen Erſatz für die Gaben, die ſie vermißte. So ſagt ſie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich ſind, und gleich gut und ſchlecht behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz iſt eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieſer Einſicht; das brachte ich mit. Dies iſt aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demſelben Sinne konnte ſie ſpäterhin (1831) demüthig und beſcheiden, alles Geiſtreichthums vergeſſend, den ganzen Ausdruck ihres Weſens in den einfachen Worten finden, die ſie ſich zur Grabſchrift erdacht; ſie ſollten heißen: „Gute Menſchen, wenn etwas Gutes für die Menſchheit geſchieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner.“ —

Rahels Selbſtverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einſicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr ſtrenger Wahrheitsſinn unbeugſam und keiner Verläugnung oder nur Verſchleierung fähig — zeigten ſich am ſchönſten in der Art, wie ſie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, ſie empörte ſich lebhaft dagegen in ihrem dafür beſonders empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte ſie lieber den *eignen* Nachtheil oder Schmerz, als den des *Andern*, nie befreite ſie ſich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche ſie erlitt, ſie waren in ihrer Seele ausgelöſcht, ſo wie nur der Andere dies wollte, nur ſelber ſie vergaß! Sie *erlebte* oft Rache, ſie *wollte* ſie aber nie; niemals hat ein Menſch, bei ſo verwundbarem Gefühl und ſtarkem Gedächtniß für das Erlittene, ſich weniger zu rächen geſucht! Und auch darin wollte ſie kein Verdienſt ſich beilegen, keine Tugendübung anerkannt ſehen. Sie ſagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin geſonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngſten Tage zu ſtellen! — Mißverſtehen Sie mich auch nicht! Dies geſchieht nicht aus Großmuth, aber aus Ueberdruß: Ekel; *ich* mag die alten Höllengeſchichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; ſo hatte ich's hier auch ſchon; und Alles, was *zu* alt iſt, *zu* lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Alſo will ich mich nur ſtellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel anſehen und annehmen.“ — Daß ſie ſelber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte ſie ihr Leben lang, und hiebei war ſo ſehr das *gute Gewiſſen*, als die wahre *Gerechtigkeitsliebe* in ihr wirkſam. Ja ſie wünſchte die Tage des Gerichts *vervielfältigt*, und ſchrieb hierüber in höchſter Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern laſſe ich mich beurtheilen; ſchon als Kind wünſcht' ich mir oft den jüngſten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an ſein Licht käme! An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menſchlichen Handelns, und die Geſinnung als Triebfeder! Redlich iſt's und ſittenbetriebſam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und ſtufenweiſe, nach unſerer Kraft und beſten Einſicht, jenes allheilende Licht ſchon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erſchien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorſtellungen wollte ſie in dieſem Betreff hegen, und die menſchenfreundlichen Zeilen eines edlen franzöſiſchen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux",

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt iſt, waren ihr von jeher als Wahlſpruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit troſtvoll gegenwärtig! —

Doch konnte dieſe Weichheit des Herzens, dieſe Güte des Sinnes, dieſe Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die falſche Demuth erzeugen, ſich ſelbſt unwürdig herabzuſetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie ſie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte ſich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Aeußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung ſelbſt; ſie liebte vielmehr den Zorn, bei ſich ſelber, und auch an Andern; ſie ſah etwas Urſprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu vertheidigen, und als ein religiöſes ſogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottſeligen Lehrers zu Statten, Johann Taulers, der in ſeinem Werke von den Tugenden ſagt: „Die Kraft zu zürnen, iſt ſie nur männlicher Art, iſt wohl eine edle Kraft, ſie beflügelt und erhebt den Geiſt zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höhern Geiſtesvermögen unaufhörlich ſtrebt." Rahel aber hatte das Hochgefühl des eignen Daſeins, die freudige Selbſtgenügſamkeit, welche nicht mindere Beſtandtheile der wahren Frömmigkeit ſind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer ſie war, und was ſie hatte; und bekannte es laut und gern mit ſolcher Unbefangenheit, ſo unperſönlich, ſo zur Ehre Gottes könnte man ſagen, daß wohl ſelten ein Menſch mit ſolcher Geradheit, ſo ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere ſein eignes Lob auszuſprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte ſo unſchuldig als wahr an Marwitz ſchreiben (1812): „Was erſpähe, was erfrage ich auch Alles, was iſt die Welt! Welche Schickſale! Welche ſtille, ungerühmte Größe, Religion im höchſten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachſenen, vergeſſenen Höfen fand. — Wie iſt Alles anders, als es von den berühmteſt Klügſten ausgeſchrieen, gedruckt, geleſen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtniſſe, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelaſſene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menſchen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendſte Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es ſagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr." Und früher, in einem der gewaltigſten Briefe, die je geſchrieben worden, an Veit (1805), wo ſie nach vielem andern Großartigen, von ſich ſelber ſpricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verſtehe einen Menſchen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organiſirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin ſo einzig, als die größte Erſcheinung dieſer Erde. Der größte Künſtler, Philoſoph, oder Dichter, iſt nicht über mir. Wir ſind vom ſelben Element. Im ſelben Rang, und gehören zuſammen. Und der den Andern ausſchließen wollte, ſchließt nur ſich aus. Mir aber war das Leben angewieſen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verſchüttet, drum ſag' ich's ſelbſt. Damit ein Abbild die Exiſtenz beſchließt. Auch iſt der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menſchheit werfen ſoll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand tröſten: ſolch weiſen Mann giebt's nicht: ich bin mein Troſt; nun giebt es noch das Glück! Das iſt aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück definir' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr ſteht's mit mir. Lebten Sie in Einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können ſich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten ſich die Strenge gefallen laſſen, mich nur zu ſehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht ſo vergeſſen. Ein Menſch, wie wir, kann nur aus inadvertance ſterben: das fühl' ich auf's Lebhafteſte. Auch giebt es eine andere Art, das

Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich ſind, ein von Erde geſponnenes Leben zu erhalten; den Umſchwung, die Nahrung des begriffenern, gröbern Lebens, u. ſ. w.!!! Sein Sie nicht ängſtlich, ich bin gewöhnlich gelaſſener. Wenn ich aber an Menſchen ſchreibe, geſchieht es mir, daß der ſchwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmliſche Menſchen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben ſcheue.“ — Wer ſo über ſich zu reden vermag, der beweiſt eben dadurch ſeine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eignen Satz, „daß jeder Menſch ein großes Schickſal hat, der da weiß, was er für eines hat“, machte Rahel an ſich ſelber wahr. Den Zuſammenhang ihres Daſeins, ihres Lebens, hatte ſie tief erfaßt und ſtark in ſich verarbeitet, zum klarſten Bewußtſein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beiſpielsweiſe an, da dieſer Gegenſtand hier über unſre Abſicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünſche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergeriſſen und mißhandelt: ſo will ich ſie von nun an mir ergründen und ſie anbeten! Gottes ſtarker Wille iſt das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der keinen Namen bei uns hat, deswegen täuſchen wir uns, bis es todt iſt. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was iſt es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgeſtiegen war, über die ich mich erheben, zerſtreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch ſanft, noch nur menſchenverſtändlich behandelt, und doch erhalt' ich mich nur ſelbſt, wenn auch in herbem Zuſtand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und Herz ihre Güter vertauſchen will." Im Jahre 1814 aus Prag ſchreibt Rahel die entſchiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schickſal und Glück ſind mir nicht gut, Gott und Natur lieben mich aber." —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie ſchreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird ſchon recht ſein. Gott iſt klüger als wir." — Am reinſten und großartigſten aber iſt es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieſer Entwicklungsgang einen reifen und fruchtbaren Abſchluß gewinnt. Rahel findet ihr Schickſal ſchon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, ſchreibt ſie (im November 1832) dieſe erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unſers Schickſals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang deſſelben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddaſein, ein zum All gehöriges Daſein. Wenn man ſich nun einmal hat verlieren müſſen, ſo iſt es ſchön, dieſe kleine Seligkeit, dieſe zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, ſie auch nur zu koſten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daſeinsgefühl iſt es, gleichſam nur zur Atmoſphäre gehörig, mit ihr und durch ſie zu leben; mit einem Geiſt gekrönt, der dies betrachtet; mit einem Herzen im Buſen, welches dies allen Mitgeſchöpfen verſchaffen möchte! Dann iſt nur Geſundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmoſphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie ſchwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben ſie aus! Welche Schmerzen müſſen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!“ Was zunächſt ihrem Sterben voranging, der ſchmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu miſſende Unglück, das doch erblühte Glück — dies Alles an ſeinem Ort umſtändlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leſer in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religioſität die beſondre Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt laſſen, mit welcher ſie von jeher der Vorſtellung vom Sündenfall ſich abgeneigt erwies, und dieſelbe bei jedem Anlaſſe beharrlich beſtritt. Sie ſagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Menſch iſt noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebelliſch gegen das, was er nicht kennt. Er ſoll es aber ſein; denn er iſt ſo geſchaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er ſoll eine Perſönlichkeit haben, und hat ſie: Gnade, Güte, iſt Exiſtenz. In dieſer uns bekannten Perſönlichkeit iſt uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — alſo keine Garantie, die wir brauchen — ſo gehen wir Stufe vor Stufe nach dieſer Gewißheit in uns ſelbſt hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewiſſen, das innerſte Wiſſen, das Wollen und Thun, was wir für recht, für richtig — übereinſtimmend mit dem Meiſten — halten. Und unſre höchſte Sittlichkeit iſt wieder ein ſich frei, ein ſich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab, als *dies*. Und es iſt gerade umgekehrt, wie man ſagt. Gott können wir uns nur mit — durch — *unſere* Fähigkeiten denken; was der beabſichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unſere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unſerer größten Sittlichkeit. Dies iſt kein *Fall*, ſondern ein *Steigen*; und nicht wir ſtimmen mit Gott, das können wir nicht; er ſtimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müſſen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren; aber ohne weitere *Märchen* ergeben ſein." — Ein andresmal, da von der Begier des Menſchen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „freſſen" wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Menſch iſt ein Geiſt; der ſoll *nicht* vom Baum der Erkenntniß freſſen wollen! Wovon ſoll er *denn* freſſen? Das wäre *noch* ſchöner!"

Es iſt offenbar, daß hier nicht ſowohl die Bedeutung, nicht *die geiſtige Thatſache*, welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das *Bild* abgelehnt wird. Rahel ſagt in Betreff jener Thatſache ſelber (1827): „Alle Menſchen waren dereinſt Ein Menſch. Die ärgſte Folge des *begangenen* Irrthums iſt, dies vergeſſen zu haben; und glauben zu müſſen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Urſprung aber, von der Möglichkeit des Irrens, müſſen wir einer höhern Einſicht anheim ſtellen." Daß aber jene bildliche Vorſtellungsweiſe auch bei ſtrenger chriſtlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beiſpiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, deſſen Uebereinſtimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des proteſtantiſchen Lutherthums anerkannt iſt, und der in ſeiner Religionsphiloſophie ſagt: „Ueber die Frage, wie iſt das Böſe in die Welt gekommen? iſt uns eine alte Vorſtellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Dieſe bekannte Darſtellung iſt in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichſam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, ſo in ſinnlicher Geſtaltung, in der Weiſe vom Geſchehenſein dargeſtellt wird, ſo kann es nicht fehlen, daß unpaſſende Züge darin vorkommen." Worauf er dieſe näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deshalb ſo groß, weil man ſich gewöhnt hatte, die Grundlage des Chriſtenthums, nämlich die Wiederherſtellung des Menſchen, in einem buchſtäblichen Zuſammenhang mit jenem zu halten. Den weſentlichen Zuſammenhang hält auch hier Rahel feſt, und ſagt unter Anderm in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte ſagen, was iſt am Ende der Menſch anders, als eine Frage? Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, iſt er hier. Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund zu allem Irrthum: und iſt man in dieſem auch ehrlich, und irrt nur, ſo iſt es doch Verzärtelung und

Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum ſchwerern, demüthigern Werke mit fortreißen. Auf ſolche Weiſe, glaub' ich, ſind wir zum ganzen hieſigen Daſein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wir überhaupt Menſchengeiſter lernen. Mit eigener Mühe; dabei hängt die große Mitgift, Perſönlichkeit an. Dies iſt für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menſchwerdung Gottes"; die Gnade uns eine Perſon werden zu laſſen, und in dieſer Gnade find' ich auch gleich ihren eignen Grund; ſie enthält ihre Bedingung in ſich ſelbſt." — In welcher Geſtalt und Wendung aber dieſer Gegenſtand, aus allem dogmatiſchen Streit erhoben, ihr am reinſten zum Herzen drang, legen klar und ſchön die ihr beſonders theuern Sprüche von Angelus Sileſius dar, wo es heißt:

„Wird Chriſtus tauſendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibſt doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Böſen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlöſen."

Zuletzt:

„Ich ſag', es hilft dir nichts, daß Chriſtus auferſtanden,
Wo du noch liegen bleibſt in Sünd' und Todesbanden."

Und die rührende Aeußerung wenige Tage vor ihrem Hinſcheiden, wo Rahel von Jeſus als einem Freund

und Bruder ſpricht, beweiſt genugſam, wie tiefverbunden und perſönlich nahe ſie ſich dem hohen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das chriſtliche Bekenntniß doch nicht buchſtäblich genug ausgeſprochen erſchiene, den dürfen wir hinſichtlich der chriſtlichen Frömmigkeit und des chriſtlichen Geiſtes auf die Worte hinweiſen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu ſeinen Reden, über Spinoza rechtfertigend ſagt! Und ſchließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede iſt, nicht aber von einem Syſtem, einer Wiſſenſchaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgeſucht worden, daß ſie mit größtem Schmerz ihr Mißgeſchick ſtets empfunden, und bitter beklagt, und auf perſönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das perſönliche Leid minder herb zu fühlen, dies hat ein kritiſcher Verneinungsgeiſt als ein Zeugniß gegen ſie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß ſie von dem Chriſtenthume nicht durchdrungen geweſen ſein könne, denn ſonſt würde ſie ja glückliche Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein ſolcher Einſpruch will ſich zwar das Anſehen geben, aus einer frommen und befriedigten Geſinnung zu ſtammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur phariſäiſcher Dünkel und ſcheinheilige Aeußerlichkeit zu ſolcher Anſchuldigung verirren und ſich in ſolchem Urtheilen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut iſt, wer ſie wahrhaft beſitzt und übt, der iſt weit von der Anmaßung entfernt, ſein irdiſches Leben in Glück und Zufriebenheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des höchsten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Uebermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen iſt. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann ſich ſtolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zuſtandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anhaben könnten: der Fromme weiß in ſeiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß ſeine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen ſchützt, im Gegentheil ihn ſie vollſtändig erfahren und tragen heißt; und ſie wären nicht, was ſie ſein ſollen, wenn er ſie nicht als ſolche tief empfände, wenn er nicht mit der Verzweiflung noch immer höhern Troſt und Zuverſicht ſich erkämpfte! Jener Verzweiflungsgeiſt muß wie das Beiſpiel, welches uns von Jeſus ſelbſt aufgeſtellt worden, nicht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Gerechten achtſam eingeſehen haben, ſonſt würde ihm einleuchtend geworden ſein, daß ſeine ſcheingerechte und ſcheinreine Vorausſetzung nur ſeine Unkunde, ſeine Geiſtesarmut verräth! —

Kein Menſch war je von Schein und Aeußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Menſch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu erniedrigen! Ihre Religioſität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meiſt innerlich verhüllt, immer dem Weſen nach gegenwärtig, dem Wortgepränge entfliehend. Ihre ganze Erſcheinung voll ſinnvollen Tiefſinns, geiſtiger Friſche und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und ſo dürfte durch dieſe nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt ſein, warum das Buch Rahel eine ſo religiöſe Wirkung ausüben konnte, ſondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche daſſelbe, gemäß der Entwickelungsſtufe einer unſerer Zeit [illegible], in der allgemeinen Neigung des [illegible] religiöſen Bedürfniſſes, [illegible] Erweckung, Troſt und Beſchwichtigung zu bringen berufen ſein kann.

Rahels Theater-Urtheile.

Unſere deutſche Theaterbildung beginnt mit Eckhof und Leſſing, und nicht leicht kann ein Anfang wichtiger bezeichnet ſein, als mit zwei ſolchen Meiſternamen. Seit dieſen beiden Männern iſt unſerer Schauſpielkunſt ununterbrochen die ernſtliche und eifrigſte Pflege jeder Art zu Theil geworden, und weder an hochbegabten Künſtlern noch an geiſtreich einwirkenden Dramaturgen hat es ihr gefehlt, deren gemeinſame Bemühungen die deutſche Schauſpielkunſt auf eine Höhe gebracht haben, wo ſie mit jeder andern nationalen, alten und neuen, ſich zur Vergleichung ſtellen darf, auf eine Höhe, wo manchem Auge kein Weiterklimmen möglich, manchem das Herabſteigen unvermeidlich ſcheint, weil auch aus Gründen, die außerhalb der Bühne ſelbſt liegen, der Verfall des Theaters nothwendig erfolgen müßte.

Wir können dieſer letzteren Behauptung nicht unbedingt beitreten, wenigſtens nicht für das deutſche Theater im Allgemeinen, wenn es auch wahr ſein mag, daß einzelne deutſche Bühnen in ihrem heutigen Gange, wo nicht dem Verfallen, doch der völligen Unbedeutendheit eilig zuſtreiten. Zum Glück iſt in Deutſchland kein einziger Bildungsheerd geſetzgebend für das Ganze. Das Rechte und Gute, an der einen Stelle vernachläſſigt oder unterdrückt, findet alsbald wieder eine andere, wo es gepflegt wird; oder ſich doch fort [illegible] mag, und nach mancher traurigen Zeit gewähren zu Zeiten ein ſtattliches Gedeihen, das dann wieder den größern Hauptſtädten zu Gute kommt.

Das Theater hat in Deutſchland eine andere Geſtalt und Aufgabe, als in andern Volksbereichen, wo ſich alle Geſellſchaftsbeſtrebungen um Ein bedeutendes Ziel in Einem ſichtbaren Mittel bewegen. Das Theater muß bei uns vielfach ſuchen und erſetzen, was wir eigentlich anderer Anſtalten zu fordern hätten; ein Theil unſerer Volksbildung, unſeres Gemeingefühls, der ſtarke Ausdruck unſerer Meinungen und Urtheile, ſuchen dort ihre Stelle gemeinſam; unſere höheren Geſellſchaftsverhältniſſe werden dorther ſichtbarlich ſowohl geſpiegelt als gemildert, und wo ſonſt keine Wirkung ſo leicht hinreicht, da wirkt unmerklich und unwiderſtehlich das von der Bühne geſprochene Wort. Ausgenommen war wohl auch das Verhältniß des Theaters in Frankreich vor der Revolution, allein zu Gunſten des deutſchen Theaters ergeben ſich aus den erwähnten Umſtänden noch wichtige Unterſchiede, die jeder Betrachtung einer Vergleichung ſchärfer ſtellen.

Wir würden vielleicht annehmen, daß unſerem Deutſchland das Theater nie fehlen, ſo auch ferner, ein Gegenſtand lebhafterer Fürſorge bleiben wird, als es denn in der That, wenn man es wohl ſagen, der Nation im Ganzen gewiß lieb und theuer iſt, als welche wohl fühlt, daß ſie deſſen nicht füglich entrathen kann. Aller andern

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], den man mit dem und [illegible] heraus zu gehen [illegible]!" — —

In [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible], [illegible] sich die [illegible] und [illegible] [illegible] von den [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ist [illegible] der [illegible] [illegible], wo die [illegible] sich [illegible], und in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die eine zum [illegible] und [illegible], die andere zum [illegible], [illegible], [illegible]. Wie [illegible] und [illegible] ist der [illegible] der [illegible] [illegible] zum [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] ist [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], ganz [illegible]. „[illegible] [illegible] ist in [illegible] der [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible]." [illegible] [illegible] war die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] noch ganz [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] wird? „[illegible], [illegible], mit den [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]", [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] mit den [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible]; im [illegible]. [illegible] die [illegible]! [illegible] man [illegible] [illegible] [illegible]? „[illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible] an [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible], mit [illegible], und [illegible] [illegible], [illegible] dem [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]." [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], auf [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible]: „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hätte? — ich wollte nur ein Theater entdecken!“ [illegible] eine [illegible] Begeisterung [illegible], [illegible] die Gunst der Umstände mir [illegible] und gefügt hat, die [illegible] [illegible] [illegible], so leicht und [illegible] der Versuch wäre, auch die Leute nicht in ihre [illegible] aufnehmen, nämlich das Urtheil unserer besten Künstler auf dieselben Bühnen!

In ähnlichem Sinne, nur vom Gegenstande und Augenblick gemäß anders gestellt, wird über Iffland gesprochen, ehemals bei Gelegenheit seines ersten Gastrollen in Berlin. Wir lassen diesen Brief, der zwar einige Zeit früher fällt, dem übrigen hier folgen, da [illegible] dem Zusammenhange nach sich [illegible] [illegible] [illegible].

An Ludwig Robert, in [illegible].

Berlin, [illegible] den [illegible] August 18[illegible].

„Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, sage die Räuber gesehen, und Herrn von Kotzebue's [illegible] [illegible] Stück, wie es beliebt, gegeben wird, macht den [illegible] der Deutschen [illegible] Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der großen Vielheit des [illegible] Publikums unserer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Schwerfälligkeit seiner Begriffe und der völligen [illegible] seiner [illegible], wenn auf Einen Punkt [illegible] [illegible] gar nicht. Den [illegible] Inhalt, im [illegible] des [illegible] und im [illegible] der [illegible], versteh' ich hierin nicht. Unsere Schauspieler verdienen wirklich ein [illegible] [illegible], weil sie mich [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]; in ihrem Sinne, als wäre es [illegible] rliſchen Witz; und Lernenwollen, wohl länger noch, als ich den Sprecher vernahm, und ſich nicht kein wollten, ohne doch nur eine verſtändliche Deutlichkeit hervorzubringen, ſondern ſtille Beſtimmtheit, und bleibt gar nichts. Schulen möchte ſolche Ausführungen tilgen helfen; und nicht ſie befördern, verewigen. Auch war es denn heute ganz hart zu meinem Schrecke: obgleich er angekündigt blieb weiterein. — Er ſieht doch eines ſchlechteren Anzugs, als wir ihn zu ſehen gewohnt ſind, nicht wie ein Heiliger, ſondern wie ein Menſch aus; mit beweglichem regſamem Blick und Mienenſpiel, länglich geſchnittenen Augen, die er auch vollgültig zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel geſpielt hat, und Muſik gewohnt iſt. Er hat eine hohe Herrengeſtalt, und auch Hofleuten und phantaſtiſche Menſchen ſehr ſchön darſtellen; eine Stimme, wie ich ſie nie hörte, mit einer ſo umfaſſenden, in allen Tönen einnehmenden Schule. (Als er geſtern Morgen einen Augenblick bei mir geweſen, und wegging, ſagte meine Jungfer: «Ein hübſcher Mann!» — Ja! — «Und er hat ſo was Sanftmüthigkeit an ſich.» Sie wußte es nicht zu nennen und meinte nur die Güterſtimme.) Eine Manier von Vornehmheit hat ihm, zu zeigen möcht' ich ſie nennen, die man, vergleicht ich, nach den erſten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Hände für ſo große Geſtalt, die jedoch nicht hinreichend erſcheint, und gar kein ſtilles Spiel für Publikum; ſo iſt er ſtets mit dem Rücken gegen die Zuſchauer geſehen, welches mir ſehr wohlgefällt, ich immer wünſche, und nicht begreife, warum darin die Schauſpieler ſo viel bekümmerlichen, aber nicht genug als die Länge ſind; ſo jeden Moment wird doch in ſeiner Rolle geſprochen, und da thut eine heftige natürliche Wendung des Menschen sehr gut, und befreit Schauspieler und Zuschauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, alle lassen ihm nicht genug Nüancen des Vortrags ein; und daher ist er der Meinung, zu oft sich in den Affekt legen zu müssen, in welchem man gar nicht anders kann als schreien. Dies ist die Ursache, warum er dies zu oft, und daher Alles ohne richtigen Grund nach treffender Wirkung, thut; bei Leibe aber nicht für's goldene Parterre und dessen großen Beifall, sondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen, allzu helfenden Stimme, die ihm schon so herrlichen Beifall schaffte, und Zeit ihres Lebens schaffen muß. In seinen besten Momenten erinnert er an Fleck. Abstracte Mienen, das sich sammelnde Gemüth, eine das Wendende der Seele zu Himmel und Schicksal, haben sie alle drei sehr gleich. Er spielt sehr deutlich, und doch wie Einer, der die Franzosen gesehen, erwogen und benutzt hat; dies in seinen theatralischen Bewegungen, die er gehöriger Weise al fresco nimmt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leistet, am meisten fehlt. Dabei spielt er nach Stimmung und Eingebung: und aus großer Routine auch mit Ueberlegung, womit er sich klug genug unterstützt, wenn er sich schwächeren Herzens fühlt. So gibt er die Räuber. In der Stelle, wo er die großen Ermahnungen des Pfaffen angehört hat, sieht er mit schwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirne gedrückten Hute, gerade auf Schwert auf eine passende Situation gelehnt, außerordentlich gut, und menschlich, und wahr, lebendig gebildet aus; wie ein wirklicher

Menſch, und herzartig. Auch antwortete er in edelgefaßtem Schmerz dem Mönche ſehr ſchön in den abgebrochenen Reden. Als er ſich erſchießen wollte, ſpielte er meiſterhaft: eindringend, verſtändig, verloren ſeufzend und unglücklich; mit den paſſendſten Gebärden; ſo gelungen als möglich. Auch erſtach er das Mädchen ſo außerordentlich, als es nur möglich iſt; wie Fleck, wenn er ſo etwas gut machte. Auch kann er ſehr ſchön ohne Worte ſanglotiren, il n'y a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein iſt es nicht. Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches ſchön, ich rede vom Schönen. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hauſe, wie nur große Schauſpieler, wie Menſchen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend ſehr beklatſcht und herausgerufen, und es war jenes Klatſchen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgeſtern ſpielte er Rolla bei leerem Hauſe; mit der Fähigkeit, die du von ihm nun kennſt; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, franzöſiſcher; und die Rolle, ſage ich, lieferte ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo ſie konnten, ehrten ſie den fremden Künſtler; wo ſie wußten, zeigten ſie ihren völligen Beifall unbefangen gern, und wahrlich ſie ſchienen's keine Woche auch gern zu verſtehen.

Eßlair macht einen ſo lieben Eindruck als Menſch, und zeigt den in ſeinem ganzen Betrag ſo, daß man ihn perſönlich lieben muß: geſtern war ich ihm ſchon mit meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Beſuch hat ihn in meiner Gunſt beſtätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinſter Welt. Er behauptet keine Zeit zu haben! er eilte ſo, daß ich beinahe nichts mit ihm ſprechen konnte, als von deinen regrets, zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Austheilung. — Leb' wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenſchaft und du konnten mich ſchreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von J. G. — Meine ganze Liebe wallt zu Flecks Grabe. Die Propheten, Dichter und Künſtler, die Gottgeſandten, ſollten doch ſo lange die Welt ſteht, leben, und nicht ſich deteriorirend altern, wie wir Gemeinſten, Elendeſten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eßlair bleibt nur bis den 14. Die Bethmann, die ich nach der Probe ſprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theſeus iſt, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beichte; ſie ſagt, darin ſtellte er den Theſeus auf den Kopf. Gerade umgekehrt!"

In den Strafantrag zu einem „ſittenreinigenden Wollſpinnen" wird gewiß mancher Leſer heiter einſtimmen. Bei dieſer Schilderung Eßlairs aber fällt uns auf, was wir für alle Beſchreibungen dieſer Art in Rahels Briefen zu bemerken haben. Sie ſcheint völlig planlos, ſprungweiſe, willkürlich abgelöſt, bald nach dem Bedeutendſten und Tiefſten, bald nach dem Aeußerlichſten und Kleinſten greifend, das Verſchiedenartigſte frei durcheinander miſchend. Sehen wir bloß auf das Verfahren, ſo dünkt uns faſt verdrießlich, ſolche verworrene Wege mitgehen zu ſollen. Allein wir werden bald gewahr, daß das Reſultat ganz entgegengeſetzter Art iſt. Wir finden, daß wir unverſehens, auf jenen Wegen, zu einem deutlichen hellen Bilde gelangt ſind, daß die feſte, ſichere Geſtalt anſchaulich vor uns ſteht. Und dies erklärt ſich leicht! Die Einzelzüge nämlich, welche gegeben werden, ſind alle aus dem lebendigen Ueberblick eines Ganzen geſchöpft; ſie mögen noch ſo entfernt auseinander liegen, ſie gehören und paſſen zuſammen, ſie widerſprechen einander nicht, ſondern ergänzen einander, die Einheit der Anſchauung bricht gerade aus dieſer Folge des Verſchiedenartigen um ſo ſtärker hervor; die lebendige Wahrnehmung verfährt ſelbſt nicht anders, und indem ſie das für die Reflexion Auseinanderliegende, in dem Lebenseindruck aber Vereinigte, raſch zuſammengreift, verwirrt ſie nicht, ſondern ſie gleicht aus und verbindet, ein Verfahren, das der darſtellende Künſtler ſogar nachzuahmen ſucht, hier aber ein lebhaftes, raſches Naturell gleichſam nur als unbewußte Fertigkeit ausübt! „Abſtracte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal“, und „Rauchtabak roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinſter Welt“, dann, „Schöne Füße für ſo große Geſtalt“, und „Ohne Worte ſanglotiren“: dies alles muß zuſammen und jedes an ſeiner Stelle ſein, um das Bild in unſerer Vorſtellung vollſtändig aufzubauen.

Wie unbeſtechlich der Wahrheitsſinn Rahels war, wie unfähig, ſich zu verläugnen oder gar ſich etwas einzureden, dafür giebt den ſchlagendſten Beweis ein Brief an Marwitz, worin von Wolff, dem eben von Weimar gekommenen, geſprochen wird. Die Verehrung Rahels für

Goethe war gränzenlos, ſie wußte, daß er das Ehepaar Wolff dringend nach Berlin empfohlen hatte, daß er auf ihren Erfolg rechnete; ſie hätte gewiß gern dieſen Wunſch ihm erfüllt geſehen, mit willigem Opfer dazu beigetragen, dieſe Anerkennung für Weimar zu gewinnen; und was konnte beſtechender für ſie ſein, als das Urtheil Goethe's, der jene als vortrefflich anerkannte? Aber das konnte weder Rahels Sinn befangen, noch ihr Urtheil beſtechen. Sie hatte keinen guten Eindruck von den weimariſchen Künſtlern, und ſchrieb ihrem Freunde unverhohlenen Bericht.

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, den 5. Mai 1811.

Nun kommt der Steckbrief von Wolff; in dem dieſer ſtecken ſollte, welches nun umgekehrt iſt, und da Sie ſchuld ſind, Sie es auch entſchuldigen müſſen! — Sehen Sie, wie Jean-Paul'ſch man wird, wenn man nicht ſchreiben kann, und nur etwas Witz ſtellt ſich ein? Mein tiefſter Ernſt. Ich kam natürlich, wie wenn man allein geht, und Niemand auf einen wartet, zu ſpät nach Möllendorfs Loge. Und im Korridor hört' ich ſchon eine mir unbekannte Stimme ſehr theatraliſiren; das Auſeinanderfolgen der Scenen war mir nicht gegenwärtig, und ſtutzend dacht' ich, wenn er das nur nicht iſt. Ich trete ein, und Maria iſt auf der Bühne, mit Mortimer vor ſich. Ich erkenne Wolff, und ſehe zu allererſt, eine verdrehte Bewegung des Unterarms und der Hand. (Aus der er auch nie herauskommt.) Auch mit den Füßen und Beinen weiß er ſich bei weitem nicht ſo gut zu behelfen, als unſere Akteurs. Worüber ich aber ganz ernſthaft, und faſt traurig in der Seele ward, iſt, daß ich mir durch ihn vorſtellen muß, das Weimariſche Theater iſt nicht beſſer, als unſers; oder vielmehr, wenn es auch in manchen Stücken beſſer iſt, ſo hat es doch unſere Fehler; dieſe Fehler aber ſind mir die allergräßlichſten, und erſt ſeit den guten Stücken, mit den demonſtrirenden Verſen, bei den mittelmäßigen ſteifen Gemüthern der gewöhnlichſten Subjecte, beim Theater Mode geworden. Dieſer große, alle Wahrhaftigkeit und Schönheit des Spiels aufhebende Fehler beſteht darin, daß die Mimen den Zuſtand der Perſonnage, die ſie darſtellen, nicht aufgefaßt haben, ſich nicht angeeignet haben, ſich ihn nicht anzueignen vermögen. Sie wiſſen nicht, und fühlen's nicht, wie die Großen unter ihnen, daß Worte, Phraſen, nur Behelfe ſind, um Gemüthszuſtände von ſich zu geben, nichts, als ein Bild dieſer Zuſtände; und Bilder ſelbſt nur karakteriſtiſchere Zeichen des Beſtrebens nach Ausdruck. Pomphaft. und unverſtändig, trennen ſie dem Dichter jetzt ein Wort vom andern führen dies, ſo zu ſagen einzeln, ſeinem gröbſten Verſtändniſſe nach, auf, und wollen dem Autor nachhelfen. Dann und wann denken ſie ſich aus, wie man etwas machen müſſe. Und das ganze Studium dieſer Kunſt beſteht doch nur darin, auf's pünktlichſte zu wiſſen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauſpieler vom ganzen Stück ſein, jede Rolle, jede Zuſammenſtellung wiſſen, und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zuſtände zu faſſen, und auszudrücken, das letztere iſt eine rohere, äußerlichere und allgemeinere: wenn er dann nicht thut, was er nicht darf, — und dieſe prohibirenden Geſetze aus allen Gegenden des Rechenſchaft gebenden Geiſtes zuſammen hat, — und ſich freies Spiel läßt, ſo werden wir Gutes haben. Unſere jetzigen Akteurs aber wiſſen von keinem Stück, keinem Dichter, keiner Stimmung, keinem menſchlichen Zuſtand; und ennuyren mich bis zur Nervenkriſpation. Auch Herr Wolff nahm jedes Wort, wie unſere Stich's, einzeln; und bekam nie die Rolle zuſammen. Seine Stimme iſt nicht ſchlecht, noch unangenehm, (das R ſpricht er ſcharf, alſo tragiſch), aber ſie iſt ſich nicht gleich und drückt nie jemand aus, der aus einem Punkt der Seele heraus lebt; ſondern nur einen Menſchen, der bald von einer bald von einer andern großen Idee, oder von ſolchen Menſchen, erfaßt ſein kann: folglich kann er nichts Bewundernswerthes, nichts Verehrungswerthes — einen ſolchen Menſchen nämlich darſtellen: gewiß mancherlei romantiſch Anziehendes, Bemitleidwerthes; wenn er nach Karakteren, und nicht nach Worten ſpielen wird. Ich habe eine Ahndung, daß er Lieder, u. dgl., in tollen Reimen und Verſen, gut ſagen kann. Wie das Parzenlied; welche von Schiller: und ſehr vieles von Shakespear. Wo er vague bleiben kann, und anklingen an ganz phantaſtiſche allgemeine Zuſtände der außermenſchlichen Dinge, und auch in ſolchen phantaſtiſchen Gemüthszuſtänden, kann er wohl ſehr gut ſein; das glaub' ich, durch ſeine Augen, die man im dritten Range ſieht, durch ein adliches Gemüthsweſen, welches ihn ſogar während des ſchlechten Spiels bemeiſtert; und weil er, ſo wie es nur reimte, ungewöhnlicher, phantaſtiſcher, in weitern Kreiſen, und allgemeiner wurde, gleich gut wurde, und einem Schönes in den Sinn brachte. So viel! weil er von Weimar kommt. Wo der künſtleriſchſte Deutſche lebt; von dem ich hoffte, daß er ganz

Kunſtwidriges, in ſeiner Nähe nicht aufkommen läßt; ja tödtet, mit Macht und Wache. Bei ſeinem Entſchluſſe. Es muß doch nicht gehen; und das iſt es, was mich ſo ernſt über unſere deutſche Kunſt machte, und dieſen langen Brief veranlaßt. Sind Sie darüber mit mir einverſtanden? Und vergeben ihn mir? Ich meine, ſehen Sie ein, wie er entſtanden iſt? Ihnen mußte ich ihn doch ſchicken! Sie werden noch mehr, noch viele Plage mit mir haben.

Mlle. Beck ſpielte die Eliſabeth göttlich. Sie unterſchrieb ſtumm, allein, wie Eliſabeth ſelbſt! Die Bethmann hatte ſehr ſchöne Momente. Spielte aber zu Anfang heſtiger als ſonſt." —

Munterkeit und Laune der Bemerkungen dürften bisweilen täuſchen, als ſei es nur auf Witz und Scherz abgeſehen, allein wer den Geiſt dieſer Mittheilungen näher prüft, wird bald zugeſtehen, daß Witz und Scherz in ihnen niemals Zweck ſind, ja nicht einmal eine Stätte finden, außer wo der Ernſt ſelber ſie herbeizieht und das Treffende vorwaltet. So in folgendem Briefe.

An Auguſte Brede, in Frankfurt a. M.

Prag, den 10. Mai 1814.

Kaltes, trübes, feuchtes, windiges Regenwetter obenein.

„Holder Karakter! Ich wäre raſend geworden, wenn Sie mich nach einer andern Station gefahren hätten. Aber Seelen, wie Sie, geſchieht und entwickelt ſich alles leichter, weil ſie alles leichter, auch loſer nehmen; aber ſehen Sie auch Einmal mein Geſicht, und Ihres! Wenn die Natur — und was iſt die Natur? Alles; von

Anbeginn an: Kleinigkeiten! — ſolche Dekrete ausſpricht, dann wehre ſich mal Einer; oder beſſere ſich! Was hätte ich nicht gleich beim erſten Deichſelbruch für verdeichſelte Brüche geſehen! und für Dukaten im Geiſte ſchwinden! — Eins bitt' ich mir aus, Traute! Sie ſollen mir nämlich im äußerſten Detail trauen! — über Ihre Angelegenheiten haben Sie holt die Gnod! mich immer ſehr au fait zu ſetzen; ſonſt ſitz' ich und zerbreche mir immerweg den Kopf mit den größten Sorgen. Die grünen Bohnen, den Spargel, habe ich Ihnen — auch mit einigem Nachrechnen — beneidet; hier weiß ich vom Frühling nichts, als daß Schnee Koth geworden iſt: und die Wirthinnen ſchreien, es ſei nichts zu haben in der Jahreszeit, und der Theurung. Einmal koſtet das ſchmutzige Papiergeld viel, einmal weniger: noch immer ſo! Wunde auf; Wunde zu; «das iſt all eins!» Wenn ich Wunde ſage, mein' ich als Moderner — ſo verſtümmelt ſind gegen die Antiken — Janustempel. (Warum ſchreib' ich Ihnen heute ſo ſonderbar, außer meinem — gewöhnlichen — Stil; dies iſt auch meiner; halb in Robert ſeinem? Weil ich Sie und mich Arme, gern ermuntern, und beſonders die ſchwarzen Dünſte aus dem ſchwarzen Herzen nicht will an's Licht ſteigen laſſen; — und weil mir Karl Maria von Weber dieſen Mittag einen ſehr ſchönen Brief vom Herzog von Gotha, in dieſem Stil geſchrieben, vorgeleſen hat. Der Stil ſelbſt iſt eine Manier, ein Gewandel, welches ein Launiſt aus-, an- und abziehen kann; aber weh einem Andern, der ſich in dergleichen Garderobe verwickelt! Denken Sie ſich, mit Laune, allerlei komiſche Auswickelungen aus ſolchem Kleiderhauſen! Zufälle und Geſchichten, mit und unter denen das g ſchieht! Ich habe ſo eben dies Gewand anſtändig zwar noch, aber voll Ueberdruß, weit weggelegt.

Es war ſehr ehrlich von Ihnen, liebe Guſte, mir von Nürnberg zu ſchreiben: wie in Balſam eingetaucht, wirkte der liebe unſchuldige Brief mit ſeiner Phyſiognomie auf mich. Er ſah aus wie Sie: und ſchien auch Ihnen Bedürfniß zu ſein. Das freut mich. Vorgeſtern Abend nach den Verwandtſchaften und dem neuen Ballet erhielt ich ihn. — Eliſa Valberg wurde von der Schröder — nämlich die Fürſtin — ſehr ſchön geſpielt; ſehr ſchön: auch gut angezogen, außer daß ſie, als ſie zum Gemahl kömmt, nicht einmal Handſchuh in der Hand hatte; welches mich Schwächling die ſehr gut geſpielte Scene hindurch ſtörte. Einen Zuſatz von ganz moderner Prinzenartigkeit (mit artigkeit mein' ich haſtigkeit; nicht die Artigkeit) und Zartheit hätte ich dem Spiel noch gewünſcht: denken Sie aber ja nicht, daß das auffallend war, oder ganz fehlte! Mattauſch hat einen gewiſſen Wackel beim Schreiten durch die zu große Körperſchwere erhalten, der das geübteſte Auge, beſonders in der Rolle, erfordert, um zu ſehen, daß er ſie ganz Prinz ſpielte; ſo modern und gut erzogen, als möglich, mit all' der Behaglichkeit, in dem Zurückhalten, welche ſolche Erziehung und ſolch ein Leben nur geben kann. Er war ſo täuſchend in ſeinem Benehmen, daß er mich in die größte Rührung und Emotion verſetzte, ſo ähnlich war es dem all unſerer Prinzen; und wegen der Herzlichkeit der Rolle, und den Verlegenheiten, die ſie in der Stellung des Fürſten gegen den rechtlichen Gouverneur mit ſich führt, Prinz Louis Situation und Betragen ſo ähnlich, daß ich zu vergehen glaubte. Er war ganz wie unſere Prinzen angezogen, und auch in der Körperhaltung wie ſie!! — Er ſpielte tauſendmal beſſer als ſonſt, und mit täuſchender Eingebung und Natur. Nur die Jugendlichkeit mißte man: und das ich, in deren Phantaſie ſie ſchwerer ſchwindet; und das nur, weil *er* an ſeinem Verfall Schuld iſt. Durch Tabakrauchen, und verbürgertes, und vernachläſſigtes, unelegantes Leben außer der Bühne. Nichts macht alt, als das Einwilligen darin, Vernachläſſigung der Jugend; und Mangel an ewiger *Eleganz*: man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſein — *Volk*! — man muß es den ganzen Tag ſein; beſonders wenn wir die Kunſt in unſerer eigenen Perſon vortragen ſollen. Große Gage! große Gage! wie in Frankreich, in England, und unter dem *Könige* Friedrich dem Zweiten!! Liebich ſpielte ſehr gut: leider aber wußte ich diesmal jedes Wort noch von Fleck; wie er's in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeiner perſönlichen Blüthe vortrug! «Reſüſirt!» ſchrie der Gott! wie ein *Engel*. Und erblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich! Madame Brunetti war weiß mit roſenrothem Atlasband; und ſpielte weiß mit roſenrothem Atlasband: *wie* immer. Mad. Liebich gut; doch auch die Döbbelin ehemals beſſer, nüanziger; gekränkter. Das Ganze war aber ſehr gut, und durchaus unterhaltend, für mich iſt das viel; wiſſen Sie. Schröder, als Verlobter der Roſenrothen, ſo gränzenlos ſchlecht, daß er durchaus ein Intermezzo war. Wie Einer von einer ſolchen Winkelgeſellſchaft, die ſich in Klüften aufhält; wo auch Bäder ſind, und wo man vorbei reiſt, wenn man nach Pyrmont, Aachen, oder dergleichen, fährt! und als wäre er einſt Springer geweſen: und hätte da immer die Zwiſchenreden gehalten. Wie konnte die Schröder daneben nur ſpielen! Geſtern ſpielte ſie im Vehmgericht die Verbrecherin. Wundergöttlich: die ſanften Stellen aber nach-ti-gall-te ſie gedehnt, leiſe und rührig ab! — welcher tiefer, finſterer, grober Irrthum! Ihr Talent und ihre Eingebungen ſind aber ſo ſtark, daß ſie ſich mitten in ſolchen langweiligen Momenten, mit den ſchönſten Ausbrüchen von Spiel, Ton und Einfällen, ſelbſt unterbrach. Publikümchen wußte von allem nicht; applaudirte, rief heraus; dafür iſt's nicht bezahlt, aber es bezahlt. Sie war erſt in grauem Sammt, mit Schwarz und Weiß beſetzt, dann ein grautaftnes Nachtkleid, und Nachthaare — herunter; dann weiß: mit einem Wittwen-Kopfputz mit drei Spitzen im Geſicht und einem Muſſelinſchleier herab. Die Mad. Löwe erſt wie eine rothe Kartendame angezogen: dann Battiſtmuſſelin, ganz weiß, altdeutſch, gut gemacht. Doch demoiſellig: ſehr vermagert. Geſpielt wie jede Rolle: und ungeheuer gegen die Schröder abgeprallt. Nämlich auch für das dunkele Gefühl des Parterres etwas auf Puppe reduzirt; durch jene wirklich gewaltig Ausgeſtattete. Sie hatte bloß altdeutſche Lockenfülle, aus einem altdeutſchen Scheitel um ſie her fallende, zum Kopfputz. — Wie ich dazu kam, das Gräuelſtück zu ſehen? Bayer invitirte mich bei Mad. Liebich: und da that ich's aus Artigkeit. Meine Schwäche! Es gereut mich wegen der Schröder nicht. Nun geh' ich in Grünbaums Benefiz, die Schweizerdirne! Adieu! ich erliege! Soll ich ein Theaterblatt ſchreiben? Das fehlte mir!" —

Wie tief und gewichtvoll hier der eine Ausſpruch, der Anſchrei an das ſinnloſe, gemeine „Volk": „Man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſein; man muß es den ganzen Tag ſein; beſonders wenn wir die Kunſt in unſerer eignen Perſon vertragen ſollen!"

Der Unwillen gegen Iffland und die Klagen gegen das von ihm angeſtiftete Theaterübel ſind am bündigſten in einem Briefe ausgeſprochen, der hier nicht fehlen darf. Mit ſichrem Griff iſt das Geheimniß von Ifflands ganzem Bühnenbetrieb erfaßt und enthüllt, der Schlüſſel ſeiner Mängel und Laune in dem Worte: „Verlegenheit" gegeben. Niemand wird Ifflanden ächte Kunſt und große Meiſterſchaft abſprechen, allein er ſelbſt fühlte die engen Schranken, die ſein Naturell ihm ſetzte; und um ſeine Armuth an Einfällen zu bedecken, und ſie noch gar für Reichthum auszugeben, half er ſich ſtets, wo die Kunſt nicht ausreichte, mit täuſchenden Gaukeleien aus. So war auch ſein Grundſatz, junge hübſche Leute durch ſeine Meiſterſchaft bloß abzurichten, und in ſeiner Zucht und Leitung ſie nach Bedürfniß vorzuſchieben, wobei er darauf rechnete, daß das Publikum ſich leicht gewöhne, und den bekannten Zuſchnitt bald für den rechten halte. Auf alles dieſes deutet Rahel hin. Wir bemerken aber noch, daß ſie nicht aus vereinzelter Auffaſſung ſpricht, ſondern wie ſie faſt immer pflegt, aus allgemeiner, weitverknüpfter Wahrnehmung, wozu der beſondere Gegenſtand nur gleichſam die Anwendung liefert, ohne daß gerade er den Gedanken beſtimmt. Hiedurch beſteht ſelbſt in dem harten Ausſpruch eine Art Unpartheilichkeit. Wir laſſen nun ihre eignen Worte folgen.

An Auguſte Brede, in Stuttgart.

Mannheim, den 9. November 1816.

„Den jungen Gern ſah ich in Frankfurt am Main den Richter in den Quälgeiſtern ſpielen. Gut, würd' ich ſagen, hätte ich nicht zu Anfang ſeiner Laufbahn in Berlin geſehen, daß ein wahrhaft Talent zu einem rechten Künſtler in dem Menſchen ſitzt — er ſpielte damals einen Bedienten in Shakeſpeare's Julie und Romeo, wie ein Franzos, ein Italiäner, kurz eine luſtige Maske aus alter Zeit, mit Leichtigkeit, Einfällen, Grazie, und was am meiſten zu bewundern war, vollendeter Gewandtheit, ganz ſelbſt erfunden, ganz idealiſch gehalten; und wahrhaft komiſch. Jetzt iſt ſein Talent rein weg verſchwemmt, vom Zuſehn anderer Elendigkeit, Künſtelei, und Nüchternheit, und Verlegenheit darüber, die ſich zu Manier ausgebildet hat; er, ein treuer, fleißiger Nachahmer von Iffland; ſo daß er mit all deſſen Fehlern vor einem ſteht, und man beim Ueberlegen doch das etwa Beſte an ihm, nicht ganz gefunden hat. Dieſer wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, ſondern den deutſchen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene, und geſellſchaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach ſeinem Tod!!! Muß ich nicht raſend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutſchlands Einen zu finden, der ganz wie er ſpielt, ſchnarrt, glupt, ſpricht, die Hände dreht, fingerirt, pauſirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phraſe wie verlorene Schildwachen hinaus ſchickt, und als ſolchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgiebt, es dem Hörer in ſeiner Verlegenheit überläßt, was ſie damit machen ſollen, und dieſe Verlegenheit noch für künſtleriſche überlegte Abſicht ausgeben will! Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn ſchon lange vergeſſen hätte, und hetzen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Falſche viel mehr um ſich greift, Nachahmer, Vertheidiger, und Lobredner findet, als das Rechte? frag' ich mich ewig: und fragte es erſt dieſen Mittag, als ein kluger, ſiebzigjähriger Celibataire, der weichmüthig und liebenswürdig iſt, allem Hergebrachten auf's willkürlich unvernünftigſte das alte Irrwort redete! Wie kommt's? Da Rechtes Wahres iſt, und Wahres viel einfacher, als Lügen und Irrwege des reinen Denkens. So herrſchte Iffland; nicht durch ſein Beſſeres, durch ſein Schlechteſtes. So will man mich jetzt gelten laſſen, da edler Unwille in ſeinem Muth ſich nicht mehr zeigt, und mehr vergleichen in mir, und in meiner reinen, unſchuldigen Jugend war es gefährlich mit mir umzugehen! — Aber reizend, zum Glück! Nun ich auf mich gekommen bin; genug! Das Theater amüſirt mich hier genug! («Ziemlich» gefällt mir nicht: und «ſehr» auch nicht.) Müller iſt oft ſehr gut, Heck ganz vortrefflich. Mayer manchmal gut, nie eine Rolle durch: er hatte gewiß das Unglück, zuerſt in Koſtüm und nicht in Konverſationsſtücken zu ſpielen; um dies zu verdauen, gehört ein kräftiger Talent. Nämlich reichere, gewandtere Einbildungskraft, ein ſchwerer Herz. Seine Stimme hat Töne, ſeine Geſtalt einen ſchön geſtellten Kopf: auch hat er einen Blick. Sontag iſt in italieniſchen Opern ſehr gut. Eine Dlle. Pohlmann, recht ſehr viele Anlagen, ſie ſingt nie ſchlecht, könnte vortrefflich ſingen, iſt hübſch.

nicht ohne Sinn, nie gemein, ſehr jugendlich. Dieſe alle zuſammen machen, daß ich meiſt hinhören muß; die Stücke beurtheile, belache, beweine ich auch. Das Haus gefällt mir ungemein, ich kenne kein angenehmeres, den Eingang ſchon mitgerechnet, der großartig iſt, unſere Loge iſt mir bequem; kurz, das Theater werde ich in Karlsruhe vermiſſen. Mlle. Beck hat ſich ſehr gebeſſert. Sie ſpielte eine Herzogin in Ubaldo, wo ich ſie mit zu dem Größten rechne was ich ſah; ſie ſpielte auch Lady Milford vortrefflich, und die Scene, wo ſie den Major erwartet, beſſer als Sie und die Bethmann. Das iſt kein Spaß. Die Schuld ſpielte ſie in der letzten heftigen Manier der Bethmann nicht im geringſten furchtlich nach: da würde mir auch die theuer geliebte todte Herzensfreundin nicht gefallen haben. Dies ſag' ich ſo gerührt, als ſagt' ich's ihr ſelbſt dahin, wo ſie iſt. — Im Schutzgeiſt ſang ſie im hohen und tiefern Leierton die ganze ewige Rolle ſentenziſch donnernd her. Dies begriff ich nicht, nach ſolch' einem Spiel, wie in Ubaldo??!! Das frag' ich ſie aber.

Nebenſtein iſt ein Exempel. Ein Exempel, wie die menſchliche Natur in einem Menſchen ausgerottet werden kann; welches man ſonſt nur bei mißhandelten Sklaven ſehen ſoll. — Unſer geliebter Tieck behauptet, alle Menſchen haben mimiſches Talent in ſich; ja, ſogar die Thiere: und er hat Recht. Wo käme ſonſt alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie ſo ſänge der Sachſe, ſchnarrten und ſchnauſelten wir, drückte der Schleſier u. ſ. w. In Nebenſtein iſt der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verſchüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht exiſtirt: er ſah die ganze lichte Welt nicht mehr, und nur ſeinem Lehrer, und auch den in völlig blindem Glauben bei ganz geſchloſſenen Sinnen: nun iſt er auch vollkommen Marionette, trotz Fleiſch und Blut; wenige Gebärden, wenige Töne, ohne alles Leben. So etwas iſt mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen: und dieſem nur bei Rebenſtein. Alles iſt Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Mäntel halten. Ein Wunder iſt der! Ich bin ganz entzückt, daß er ſich außer Berlin zeigt, der Lieblingsſchößling ſeines verſtockten Meiſters. Verſtockt war Iffland in ſeinem Direktions-Glück, unter dem Götzendienſt, geworden. Und nun ruhe er ſelig! Ich bin ihm nur in Anderer Seele böſe, wo ſie ihm ſo Unrecht thaten; und den armen Rebenſtein bedaure ich wahrhaft. Der arme hübſche Menſch war ein Opfer. Die Catalani hab' ich gehört; davon mündlich! Ihr Enthuſiasmus freute mich!" —

In demſelben Sinne heißt es in einem ſpäteren Briefe aus dem Jahre 1818:

An Friedrich Auguſt von Stägemann.

Karlsruhe, den 31. December 1818.

„Der Tod des Großherzogs hat auch die Stadt ſehr ſtill gemacht; das Theater das Aug' — geſchloſſen; die Geſellſchaften gehemmt. Es wird alles allmählig wieder angehen. So iſt es äußerlich hier. Eine Stadt ohne Theater iſt für mich wie ein Menſch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Feuer. In unſern Zeiten und Städten iſt ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geiſtes, des Antheils und

Zuſammenkommens — auch nur — aller Klaſſen gegen iſt. Nichts deſto weniger applaudir' ich Sie doch, daß Sie nicht ins Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Laſſen Sie ſich geſtehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — ſeit Iffland, — erſtlich, weil keines mich ſo intereſſirt hat; dann giebt es keines mehr (es hat aber ſchon angeſteckt!) mit ſolchen ſteifen Prätenſionen an ſich ſelbſt. Es iſt eine Zwangsanſtalt für Schauſpieler und Publikum in allen Rückſichten, nach und nach geworden — das wird Schulz wiſſen! Jetzt braucht man nur die Rezenſionen in den Berliner Zeitungen zu leſen, um über die ganz inhaltleeren Ausſprüche, nur Beurtheilungen, den Gichter zu kriegen — wie ſie hier ſagen, oder: alle Zuſtände. Es freut mich alſo, daß Sie Rache für mich nehmen, an dieſer Anſtalt! die ſo viel gute Elemente ſo hartnäckig und langjährig zu erſticken bemüht iſt. Um ſo mehr aber noch gefielen mir Ihre ſchönen Verſe über Wildbad-Töne. Es lebt ſo richtig aus Ihren damaligen Gedanken, Situation und Gefühl darüber an, dieſes Gedicht: das iſt bei mir eine große Hauptſache; nämlich das Wirkliche eines Gedichts. Iſt das proſaiſch? mich dünkt nicht; ich halte unendlich auf das Reelle bei allen Eingebungen; es müſſen nämlich welche ſein, ſie gehn aber nur aus dem wahren wahrgenommenen Seelenzuſtand hervor: und darum gefallen mir oft die pausbackigten, mit noch ſo dithyrambiſchen Worten in die Silbenlänge gezogenen Gedichte nicht; und aus eben dem Grunde Ihre oft ſo ſehr. Die Sappho möcht' ich gerne leſen; Auszüge haben mir davon gar ſehr gefallen: auch ſagte uns Mar. Schröder dieſen Auguſt hier ganze Scenen baren Veränderungsſüchtig. Mir iſt Mad. Wolff von jeher — ich kenne ſie aus Breslauer Gaſtrollen — nicht genug von innen kräftig erſchienen. Doch mag ſie viel gelernt und gewonnen haben; und eine Eigenſchaft, die uns in ſo andern Zeiten aus »Gelegenheiten« wie Fragen ſagt — entrückt, ihr mit angeborenem und erprobtem Blick ſchon gelingen.“ —

Und aus noch ſpäterer Zeit wird dieſes wandernde Theaterübel auch in Betreff der Muſik als der Bühne und dem Publikum ſchon gemeinſam, und nun durch beider Schuld fort beſtehend, mit Unluſt ſo vorgeſtellt:

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 27. Februar 1826.

„Anſtatt des Tagebuchs ſtehe lieber Folgendes hier: nur dies noch! Vorgeſtern ſah ich Armide, auch zur ſtärkeren Beſtätigung alles Alten über unſre Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreiſchendes Orcheſter. Fürchterliche Tanzkunſt, wo die Tänzer nicht einmal zu der Muſik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verſtand, ohne Grazie, mit Seiltänzer-Mühe, ohne ſie wie viele Tänzer unſchuldig und anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat ſich eine Art Beifall für Gluck andächtig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur ſehr läſſig bezeigen kann; auch die Singchöre in den Fugen, Einer gegen den Andern. Schauer ſehr gut geſpielt; wird ſich aber die Pracht angreifen. Weber läßt die Blasinſtrumente mit den Sängern in die Wette forciren; Töne in Stücke herausgeſtoßen, wie man von den großen italieniſchen Sängern gehört, und es bemerkt haben. Man kann den Ton wohl ausschicken, ohne zu schreien; wie die starken Hauptmomente für die Ferne aufzeigen. Wenn Gluck nur Einmal solche Oper ausführen könnte! schon in Paris, durch Tradition im Orchester, hört man wie es Gluck gemeint hat. Da ist auch viel zu sagen. Freilich sagte ich, alle Kunst müsse einer Nation natürlich sein; z. B. in den untern Volksklassen entstehen; doch engirt sie, hat keinen Namen, wird Kritelei, wenn sie vorher auch glücklich Nachahmung war. Erst gestern, als Goethische Lieder ohne Begleitung gesungen wurden, drang sich mir von Neuem auf, daß es nur verbesserter Wachtstuben- und Handwerksburschen-Gesang im Wandern war. Hier haben wir keinen andern Volksgesang. Man giebt's auch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, ist halb italienisch, halb sieht dieser Gesang, halb jener Ergötzende, auf Gluck, Mozart u. s. w. angewendet; und zuletzt schon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverstehen. Dabei ein unerträglicher Dünkel, auf hinsichtlichen sogenannten Patriotismus gestützt. Man findet hier mehr schöne Stimmen, als man nur irgend vermuthen sollte; aber gleich werden sie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Brusttöne bis zur Vernichtung forcirt, gequetscht, gehäuft. Leidenschaft besteht nur in Forte und Piano, in Tiefen, et cetera!" —

Wir hätten noch zahlreiche Nachrichten aus Unterhaltungen aufzuweisen, wollten wir auch nur die wichtigsten und eigenthümlichsten aus den drei gedruckten Blättern hervorheben. Das sind reichlich Aufschlüsse — über Allgemeines und Einzelnes der Kunst, über Dichtung, Musik, Tanz, Deklamation, Gesang, Bezug, Druck, über

[illegible]

[illegible]

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], die sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], wenn sie [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Schilderung: „Die sittliche Kunst.“ Die Kunst, wo wir selbst Künstler werden, wo wir uns selbst, [illegible], glücklich, [illegible], [illegible], vollständig [illegible]; [illegible] [illegible] in sich, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] Natur heraus, befreit vom Druck, Zwang, Kampf, [illegible] von [illegible]? [illegible] [illegible] nicht die sittliche Kunst sein? Gewiß, sie, und die andern, welche [illegible], wenn die [illegible] [illegible] zur sittlichen Darstellung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], weil sie [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; und [illegible] [illegible] von allen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] sie nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]? — [illegible] ist nicht die [illegible], die [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible], als die, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]?“ — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] nach [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], die [illegible] [illegible], und [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] die [illegible], über ihre [illegible] [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Nachrichten zu empfangen [illegible] [illegible] hatte.

An Friedrich von Gentz.

[illegible], den [illegible] Oktober [illegible]

„[illegible] [illegible] das [illegible] Mädchen [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] bei mir wie in einem [illegible] [illegible] mit langen, [illegible], [illegible] [illegible] Blicken, (ich [illegible] sie [illegible] mit [illegible]) [illegible] [illegible] [illegible] wie ein [illegible] [illegible] bei [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible]: so daß wir [illegible] [illegible] [illegible]. Ich that es jedoch nicht: sie auch nicht. Dennoch frag ich [illegible] [illegible]: »Haben Sie Briefe von Wien?« — »Ja wohl! recht alte;« sagte sie mir [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] mit [illegible] [illegible]. »Schreiben Sie auch?« — »Ja freilich, morgen gleich; vielleicht noch heute.« [illegible] [illegible] nicht alles? [illegible], [illegible]? Ich hat sie, zu grüßen. [illegible] eine [illegible] [illegible]? [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], haben wir [illegible] [illegible]: und, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]? Wir haben uns [illegible], und [illegible] zu [illegible]. Die [illegible] [illegible] ist mir [illegible] [illegible]: doch will ich mit [illegible] nicht in [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] Tagen [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible], und [illegible] will ich [illegible] [illegible] machen, [illegible] meiner [illegible] [illegible]. Sie [illegible] mir ganz [illegible], und ihr [illegible] [illegible]; und [illegible] [illegible]: sie [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] an, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] und [illegible] nicht, das [illegible] [illegible] ich auch nicht ganz [illegible], [illegible] sie [illegible] mit einer [illegible] [illegible]

[illegible] gesehen hatte. — Gesehen aber — haben Sie je das Mädchen von ihr gesehen? — Ging die ganze Venus aus dem Meere. Wie eine große Sängerin wurde sie applaudirt; [illegible] nichts [illegible], bei dem großen Publikum. Und wie wußte sie zu danken! auch im ungewöhnlichen Tanz! Viele Zierlichkeit, viel Maaß, viele edle [illegible], viele Rücksicht und Geschicklichkeit! Sie sehen, wie ich nichts vergessen: und ich bin auch fähig. Besonders freue ich mich, daß sie mir so gefällt, um sie Ihnen und meiner Meinung loben zu können; wie unangenehm wäre es mir, Ihnen nicht beistimmen zu können; und das könnte ich nicht ohne meinen Verlust. Sie war schön wie ein Engel [illegible], die Grazie selbst: die Munterkeit, das [illegible] Laune; den Umschlag zu den Gefühlen und Bewegungen im Ballet: die wirkliche Bedeutung in ihrer Kunst! wie ihre Mittel [illegible]: welch Italiener-Engel! Unbeschränkt tanzt sie schon nach einer Schule, die ich liebe: und nicht nach der fran- und [illegible] Methode, die ich hasse; die mich [illegible] vor Tanzpantomime; die unsere französische: [illegible] auch noch das [illegible] enthält, und die mir auf Kramollin-Fugen mit der Gewalt und Heftigkeit [illegible] gefallen wird. Aber wie groß [illegible] auch? Nach Kramollin-Fugen, und nach [illegible] Tanzen! Ich hatte das Glück, den besten Platz im Hause zu haben: in der großen Parterre-Loge vom Theater. Kaum sah ich mich um meine Begleiter, und warf mit flüchtigem Blick [illegible] Licht- und Lichter-Kranz's. Wie wußte sie dem König — auch dem [illegible] hin — und Publikum zu danken: [illegible]. Und immer dabei das freudige, feiner [illegible] eingeschüchtertes Kind; und voller unnachahmlicher Intelligenz; die meinen Erwartungen in nichts entging; [illegible] Blicken, mit völliger Freiheit. Sie überwältigte ganz; theilte ihre Freudigkeit mit; und wurde herausgerufen. Noch gestern Morgen schon las ich in der Spener'schen Zeitung [illegible] Wunderanstalt? unsers Referenten Tod [illegible], ich noch ein Nach [illegible] [illegible], und ich [illegible] sie gar nicht. — Nach der [illegible] wurde sie [illegible] applaudirt: und mit vollem Recht, das schöne Geschöpf! Eine Siegesgöttin, eine [illegible]; eine Minerva, Muse, Königskind, was man Schönes will, stellt sie schon von Natur dar. Gestern sah sie ihres Anzugs, und Hauptschmucks wegen, wie eine kindliche Prinzeß aus; solche Phantasiebilder sah ich nie vom Mahler erfunden; und diese überaus [illegible] Geberdung wußte sie durch ihre vollendete Tanzkunst zum [illegible] Beifall zu bringen. Ihre hohe Gestalt wird ihr zum Schmuck; sie weiß sie zu beherrschen, und zur Grazie zu verwenden (oder verwenden). Sie [illegible]; und wurde nun nicht gerufen, weil sie nicht gehörig getanzt hatte. Gern theilte ich ihr diese Worte mit; so gut, fürchte ich, wird sie schwerlich nicht gelobt." —

Mit dieser Bewunderung schien eine [illegible] [illegible] die herrliche Tänzerin Taglioni hervorgehoben zu erklären; allein Rahel war auch [illegible], wie schon sie ein im Leben, von der Stimme der Menge nicht fortgerissen. Ihr Urtheil beruhte auf unbefangenem kunstliebendem Sinn, der stets geneigt war, das Gute aufzunehmen; und wie [illegible] anfing, zu tadeln; der Ausdruck wurde bei ihr durch nichts [illegible] bestimmt, und doch ſie ihr Geſicht auch der Gründe nicht entbehrte, beweiſt die folgende Briefſtelle. Der Beifall aber, den die Schweſtern Elßler nachher in Paris fanden, wo ſie der großen Nebenbuhlerin von Manchen vorgezogen, von den Meiſten gleich geſchätzt wurden, darf hier gewiß kein geringeres Gewicht ſein, als jedes andre [illegible].

An Ludwig Robert, in Baden.

Berlin, den 21. Juni 1832.

— „Aber die Taglioni finde ich nicht ſo übernatürlich, wie die Nachreder und Nachſeher, und Hörer, und ſogar — ja — Dichter. Sie iſt ſo rührend in der Sylphide, und in ihrem Geſichte, daß ich weinte. Und kein Vorurtheil; das kennſt du bei mir. Vom Scheitel bis unter der Bruſt iſt es eine Perſon; von unter der Bruſt bis an die Fußſpitze eine andere. Oben iſt ſie fein, romantiſch, rührend; doch höchſtens eine rührende Nymphe, die liebt: aber hingebend, ſich ſchieben laſſend. Keine Najade, kein Entzücken, keine Vergötterung, kein Verbrechen; keinen Sonnenhimmel! Von der Bruſt an, iſt ſie im Vergleich des Obertheils, zu leiblich. Wie ihre Hacken von Natur — was ſo ſchön iſt — nahe, und zuſammen. Große, aber zu ihr nicht paſſende Füße, die ſich zu ſehr biegen. Überhaupt, biegt ſie ſich von unten heraus (ſie ſinkt ein, und hebt ſich, anſtatt wirklich zu ſpringen) und macht, als ſpränge ſie, aber ſie hebt ſich eigentlich zu wenig. Betrügt aber darin das ganze Publikum. Hohe Italiäner-Knöchel hat ſie auch nicht. Sogar wankt ſie. Grazie hat ſie; aber nicht ihre allein, ſondern bedachte, und da ich das ſehe, ſtört mich nicht genug verarbeitete, conventionelle, franzöſiſche, dieſe mit ihrer exekutirt; (kurz, eine Gentry im Tanz — aber jene mehr Ganzes, mehr Produkt der Natur; mehr Moment derſelben.) ſie hat welche: und ein rührendes Geſicht. Was ich aber zuerſt ſah, wie man eine Ecke, einen Fleck ſieht, elle fait moins — wie Graf Tilly ſagte — elle fait dessine, was noch mehr iſt. Mich durchaus ſtörend. Und man brauchte es ihr nur zu ſagen. Aber grade das entzückt Publikümchen. Alle Beſſern. Ventre-Dieu! Ich ſtehe ganz allein. Nur Schall iſt derſelben Meinung: nur das große Detail verſteht er nicht ſo, wie ich, ohne erinnert. Nun kommt aber das Fahnenzerreißen aus Arme: ſie tanzt neben der Muſik; elle n'en est pas pénétrée, et voilà ce qui manque à ses membres, ſie ſind nicht von Einem belebt (wie bei Fanny Elßler). «Nun wird das ſchön ausſehen: nun will ich das machen; nun bin ich leicht; nun dreh' ich den Hals; nun wende ich mich; nun ſinkt mein Arm; nun krümme ich meine Figur; nun bück' ich mich biegend; nun reiße ich aus.» Alles nichts! Die Muſik rinnt zwiſchen durch; wie friſcher Bach, aus lebendigem Quell, nimmt Sonne, Strahlen, Licht, Schatten, Grün, in ſich auf: lebt mit den Gegenſtänden der ganzen Natur; und ſie — leiſtet eine Lektion! Nicht, daß ſie nicht rührte, gefiele; aber ſo iſt ſie. Du glaubſt mir. Magra, magra, magrissima! Weiß geſchminkte Arme, alles; zum größten Nachtheil! Fanny, und ihre Arme wurden roth. Thereſe war eine Friedensgöttin; ein idealiſcher, nie erträumter Schwan. Fanny modificirte jeden Tritt nach jedem gehörten Ton. Lebte, ſchuf: gebrauchte das Orcheſter, hatte hohe italiäniſche Schule, wenn auch geſpickt mit den Mißbräuchen und Mißgriffen der Zeit. Dies alles fehlt auch der Taglioni nicht. — Sie iſt mit dem Bruder, ſeiner Frau, und Hulda Galſter, heute nach London. Hulda hat wunderbare Progreſſen gemacht. — Adieu! ich kann nicht mehr!“

Wir ſchließen hier dieſe Mittheilungen, mit dem Bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu ſehen. Sie würde den größten und reinſten Kunſtgenuß gehabt haben, das ſchönſte Talent und die vollſte Anerkennung deſſelben zu ſehen. Was in Iffland ächt geweſen, was Wolff zu ſein erſtrebt hatte, wäre ihr in dieſem Künſtler, ohne die Zuthat des Falſchen und Mangelhaften, endlich als reine Meiſterſchaft entgegengetreten, und ſie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft widerfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, ſondern auch befangene, mehr Klügelnde als kluge Gebildete widerſtreiten zu ſehen, ſie hätte denſelben Triumph genoſſen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demſelben Enthuſiasmus wetteifern zu finden! Wie wäre es ihr zu gönnen geweſen, dies zu erfahren, auszudrücken! Welch neue, eigenthümliche Wahrnehmungen, welch treffende Lichtworte haben uns nun verſchwiegen bleiben müſſen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Denkwürdigkeiten

und

vermiſchte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neue Folge.

Fünfter Band.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Inhalt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Seite
Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. 3
Karlsruhe. Baden. Brüſſel. Berlin. 1817. 81
Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. 216
Karlsruhe. Baden. 1819. 418

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

[illegible]
K. Univerſitäts-
Bibliothek [illegible]

Karlsruhe. Baden. Mannheim.

1816.

An einem trotz des Regens doch ſchönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Rahel war angenehm überraſcht, eine freundliche, umfangreiche, großentheils wohlgebaute Stadt zu ſehen, die man ihr in Mannheim als den traurigſten, verlaſſenſten Ort vorgeſtellt hatte, in welchem alles und jedes fehle, und jede Kleinigkeit von außerhalb müſſe bezogen werden. Stattliche Wohnhäuſer und reiche Kaufläden, das gewerbliche und heitre Anſehen der Straßen, berichtigten ſchon beim Vorüberfahren jene Geringſchätzung, und der wohleingerichtete Gaſthof, in welchem wir abtraten, ſtand gegen die beſten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück. Der günſtige Eindruck beſtärkte ſich durch die lebhafte Zuvorkommenheit, die wir von allen Seiten erfuhren, durch die beeiferte Anſprache, die uns bewillkommte. Schon früher geknüpfte Bekanntſchaften meldeten ſich eiligſt an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unvermuthet in denſelben Gaſthof, der Hofbankier Haber bezeigte ſeine Dienſtbefliſſenheit, die anſäſſigen Geſandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu ſehen, begrüßten und [illegible] kam auf einen Tag aus Baden und [illegible] der preußiſche Geſandte von Küſter, der beauftragt war mich in die neuen Verhältniſſe einzuführen. Nachdem Küſter mich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Hacke vorgeſtellt und dieſem meine Anmeldung beim Großherzog und bei den zahlreichen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauſes empfohlen hatte, gab er mir die nöthige Einweihung in die Geſchäfte, da ich auf dieſem Boden zum erſtenmal auf eignen Füßen ſtehen mußte, und im kleinen Dienſte des Kanzleiweſens völlig unerfahren war. Die wichtigen, ſo viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren ſchnell gelernt, und gleich am erſten Tage fand ſich Gelegenheit ſie amtlich anzuwenden. Da das diplomatiſche Weſen auch auf die beſchränkteſten und dümmſten Köpfe berechnet ſein muß, und dieſe gewöhnlich mit Leichtigkeit und Glück ſich darin bewegen, ſo darf dazu natürlich kein beſondrer Geiſtesaufwand erfordert ſein, und was der Mittelmäßigkeit nicht allzu ſchwer wird, erweiſt ſich dem offnen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anſtrengen, höchſtens wie jedes andre durch geiſtloſe Wiederholung ermüden kann. Auch machte dies alles mir nicht die geringſte Sorge; deſto mehr aber hatten wir deren, um eine angemeſſene Wohnung zu finden, ſie gehörig einzurichten, mit den neuen Bekanntſchaften uns zu benehmen, Beſuche zu geben und zu empfangen; alles dieſer Art drängte ſich in dieſen erſten Tagen zuſammen, und wir durften nicht hoffen, ſie fürerſt anders ausgefüllt zu ſehen.

Von den diplomatiſchen Kollegen, mit denen allen ich ſogleich in freundlichen Verhältniſſen ſtand, konnten nur die Geſandten von Oeſterreich und Rußland auch als politiſche Freunde gelten. Doch der ruſſiſche Geſandte, Freiherr von Maltiz, war politiſch überaus zurückhaltend, weil er nur nach empfangenen Weiſungen handeln wollte, mit dieſen aber eben nicht ſehr bedacht wurde, und hiezu ſtimmte denn auch ſeine geſellſchaftliche Abſonderung; ſchwere Krankheitsleiden ſeiner Gattin ſtörten ſeine Häuslichkeit, aus deren Verdüſterung eine Tochter und zwei Söhne nur ſchwermüthig hervorblickten, die beiden letztern nur allein durch Dichtung, für welche beſonders der jüngere ein ſchönes Talent hatte, des Schimmers einer hellen Jugend theilhaft. Der öſterreichiſche Graf von Trauttmannsdorff hingegen, jung, ſinnig, aus dem Rauſche des Wiener Lebens nach Karlsruhe wie in eine Idylle verſetzt, genoß heiter die Darbietungen des Tages, und wußte ſich die kleine Geſelligkeit ganz angenehm zu machen; er kam mir mit Offenheit entgegen, auch er war neu in ſeiner Laufbahn, vertraute mir ſeine kleinen Zweifel und Verlegenheiten, und verſprach in möglichſtem Einvernehmen mit mir zu handeln, wiewohl ſich hiefür in der Folge nicht viel Anlaß ergab. Der franzöſiſche Geſandte, die von Baiern und Würtemberg, und ſpäter auch der hannöverſche, ſahen mich ſchon etwas mißtrauiſcher an, und ließen durchblicken, daß die preußiſchen Intereſſen nach Umſtänden ihnen als gegneriſche erſcheinen dürften. Der baieriſche Geſandte Graf von Seiboldsdorf war mit Rahel von Berlin her bekannt und bezeigte ihr die größte Verehrung, er hatte Geiſt und Kenntniſſe und ein feines, taktvolles Benehmen; aber wegen eines ſchmählichen Uebels, an dem er litt, zog er ſich bei noch jungen

Jahren in geheimer Abgeſchiedenheit, grollte mit ſich ſelbſt und der Welt, und wünſchte ſich tauſendmal des Tages von Karlsruhe weg in ein ſüdliches Klima, von dem allein er noch Linderung ſeines Uebels hoffte; ſein Amt verſah er mit Widerwillen, und eben deshalb mit einer Heftigkeit, die ihm auf keiner Seite Gunſt erwarb; gegen mich hielt er ſich kalt und vorſichtig, weil er in mir den Preußen einen Feind Baierns glaubte vermuthen zu müſſen. Gleiche Meinung, aber unter dem Schein von Wärme und Zutrauen, hegte der Geſandte Würtembergs, Graf von Gallatin, der ein geborner Genfer und Republikaner auf diplomatiſcher Wanderſchaft ſein Unterkommen bei dem eigenwilligſten Könige, wie ſein Bruder das ſeine im diplomatiſchen Dienſte der Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hatte; Leute des Handwerks, die daſſelbe üben, wo und wie die Gelegenheit es giebt! —

Ich war kaum acht Tage in Karlsruhe, als unerwartet und plötzlich dort ein politiſches Brauſen entſtand, das in ſtarke Gewitterſchläge überzugehen drohte, und alles in fieberhafte Bewegung ſetzte. Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Kongreſſe her, mißtrauiſch gegen die bevorſtehende Geſtaltung der Dinge am Bundestage, in unruhigem Selbſtgefühl zum Widerſtreben aufgeregt, und von ſeiner übermäßigen Beleibtheit ſelten in perſönlicher Ausführung deſſen was er wollte gehindert, hatte ſich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und ſtürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erſchrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit ſeinem und dem ruſſiſchen Geſandten, kehrte er am dritten Tag unwillig und unbefriedigt in ſein Land zurück. Der Zweck des ſonderbaren Beſuches, der ſich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde ſogleich bekannt. Sein Wunſch war nichts Geringeres geweſen, als innerhalb des deutſchen Bundes eine engere ſüddeutſche Verbindung zu ſtiften, und zu dieſem Behuf hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmſtadt die [illegible] Eröffnungen machen laſſen, in Karlsruhe war er ſelbſt erſchienen, weil er hier perſönlich alles durchſetzen und den von Wien her bedrängten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war zunächſt eine Schilderhebung gegen Oeſterreich und Preußen, ſollte dem Uebergewicht dieſer Großmächte im Bunde wehren, beſonders aber Süddeutſchland von ihrem Einfluſſe frei erhalten, und dieſe Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anlehnung an Frankreich befeſtigen, wo dergleichen bonapartiſtiſche Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm ſein mußten. Die Sache ſcheiterte theils an ihrer eignen Unreife und an dem geringen Vertrauen, das ihr Urheber einflößte, theils an den Zeitumſtänden, in welche ſie unvorbereitet traf. Baiern wollte nicht mit Würtemberg und Baden, ſondern für ſich allein etwas bedeuten, und hoffte eben jetzt, durch Oeſterreichs und Preußens Beihülfe, auf Koſten von Baden einen beträchtlichen Ländergewinn zu gewinnen, in Karlsruhe und Darmſtadt aber herrſchte zu große Schlaffheit und Schwäche, als daß man den Muth hätte haben können auf ein ſolches Wagniß einzugehen, wie Würtemberg es vorſchlug, im Gegentheil hoffte man in Karlsruhe, bei den drohenden Anſprüchen Baierns, noch auf den Schutz derſelben Mächte, denen man jetzt feindſich entgegenkommen ſollte. Der König ſah daher ſeine [illegible] eingehend beſchäftigt, [illegible] überall abzuweiſen, und großer Vorſchub ſeinen Abſichten nach langer Zeit; der Gedanke ſolcher Truppenaufſtellung aber gehörte ihm, und es war vorauszuſehen, daß er bei künftiger Gelegenheit nicht mehr [illegible] würde.

Das Ereigniß hatte die ganze Diplomatie in Aufruhr gebracht. Ehe die Nachrichten aus den verſchiedenen kleinen Hauptſtädten gehörig geſammelt und geſichtet ſein konnten, herrſchte ſowohl in Frankfurt am Main als in Berlin und Wien die größte Ungewißheit über den Umfang und Erfolg des verſuchten Anſchlags, denn ſelbſt die vertraulichen Mittheilungen, welche den großen Höfen aus München und aus Karlsruhe zugingen, ließen vieles im Zweifel, und man glaubte, daß ſie manches abſichtlich verhüllten. Der Miniſter von Berſtett fand ein Vergnügen daran, die ſämmtlichen Geſandten im Zuſtande der Ungewißheit zu laſſen, ja ſie vorſätzlich irre zu leiten, und machte ſich beſonders luſtig über ihre Mißgriffe, wegen denen ſie von ihren Höfen dann geſcholten wurden. Auch mir legte ſeine Schlauheit bei dieſem Anlaß ſeine Fallen; er war mir abgeneigt ſchon als einem Norddeutſchen, die er alle nicht leiden konnte, ſodann auch als einem Freunde Reitzenſteins, deſſen Verhältniß zum Großherzog ihn beunruhigte. Mir war jedoch der Zuſammenhang der Sachen völlig klar, und ich ließ mich nicht irren, da ich die zuverläſſigſten Angaben aus der ſicherſten Quelle beſaß, nämlich aus der nächſten Umgebung des Großherzogs, der gegen ſeine Miniſter [illegible] hatte, und deſſen eigene Worte mir eben ſo [illegible] hinterbracht wurden. Ich ſtand nicht an, meine Auffaſſung in meinem amtlichen Berichte, und wagte noch in einem besondern Schreiben an den Staatskanzler, mit Bestimmtheit auszusprechen, und obwohl ich dabei den Vorwurf nicht verschwieg, der auf das [illegible] preußische [illegible] als mißfällige [illegible] in Frankfurt fiel, als welches der nächste Grund der württembergischen Aufregung geworden war, so konnte ich doch wegen der ganzen Bewegung beſtimmt bürgen, und mit ferner Wachsamkeit zu empfehlen. An den Staatskanzler neben den amtlichen Berichten noch besonders zu schreiben, und hier grade das Wichtigere und mit größerer Freiheit zu behandeln, war mir von erfahrenen Freunden gerathen worden. —

Nach vielen rasch zusammengedrängten und schnell einander ablösenden geselligen Eindrücken trat eine große Stille ein, die sich über Hof und Stadt sichtbar und fast beklemmend ausbreitete; die Tagesgäste und Geschäftsreisenden, welche die ersten Tage einer Ankunft belebten, verschwanden allmählig oder suchten zu langweiligem [illegible] [illegible]; der Hof, dem ich übrigens noch nicht vorgestellt war, eigentlich eine Gruppe von Höfen, die sich einander eifersüchtig gegenüberstanden, hielt sich in größter Zurückgezogenheit, der arme Adel, in Hof- und Staatsämtern vereinzelt, saß ängstlich zu Hause und konnte [illegible] [illegible] auf [illegible] und Vortheil; von der Bürgerschaft war nicht die Rede, und das untere Volk, ein schlecht genährter geduldiger Volkstheil, hatte geringe Regsamkeit, alles zusammen machte den Eindruck größter Öde, und [illegible] Erstarrung.

Karlsruhe verdankte, gleich Mannheim und Rastatt seinen Ursprung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem [illegible], welches die Fürsten damals gegen

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible], und so [illegible], so [illegible], daß man die [illegible] [illegible] [illegible]. —

Wir hatten unsere Wohnung in der [illegible] bei dem [illegible] [illegible] von [illegible] genommen, und durch diese [illegible], [illegible] Frau, geborne von [illegible] aus Thüringen, lernten wir [illegible] im Hause selbst eine [illegible] [illegible] Geselligkeit kennen. Der Graf von [illegible] brachte hier seine meisten Abende zu, doch am liebsten mit der [illegible] Frau allein; und so geriet auch ihm [illegible] [illegible] [illegible] in's [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] nicht zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible], im [illegible] [illegible], und mit dem [illegible] auf große Be[illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], wo [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gar [illegible] [illegible] [illegible].

Man kann es [illegible] [illegible] einen [illegible], daß ich mich auch in andern [illegible] umsehen wollte, als in dem der [illegible] [illegible] und [illegible], aber ich [illegible] mich [illegible] nicht, und hatte nur den [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu finden, nur noch [illegible] und [illegible]. Doch gab es in der Stadt einige Männer von gutem Namen, die es wohl [illegible] [illegible] zu lernen. Ich besuchte den berühmten Jung Stilling einen [illegible] [illegible] [illegible], der aber noch ein [illegible] [illegible] hatte. Wir hatten uns bald in [illegible] Gespräch, und in meiner [illegible] [illegible] und [illegible], in meiner [illegible] mit [illegible], der Frau von [illegible], [illegible], und seinen eigenen Schriften, [illegible] zeigte er [illegible] [illegible]. Ich [illegible] mit [illegible] den [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] ich [illegible] die [illegible] darauf manche Bestätigung; allein es kam nicht dazu; Jung mußte die einzige Zeit nach [illegible], wir [illegible] [illegible], und [illegible] machte [illegible] [illegible] Kränklichkeit ihn auch mir [illegible] unzugänglich.

Einen gleich ihm auf religiösem Boden herausgewachsenen Mann lernt' ich in dem Kirchenrath Johann Ludwig Ewald kennen, der als ein Jugendbekannter Goethe's und ein Jünger Lavater's nicht ohne Beziehung für mich war. Er hatte Goethe'n in der Zeit seiner Neigung zu Lili gekannt, schilderte mit Begeisterung den Zauber des herrlichen Jünglings, die [illegible] Anmuth der schönen Lili, er bewahrte noch die [illegible] Handschrift des Gedichtes „Lili's Park“, und las dasselbe mit — wie er versicherte — genauer Nachahmung des Tons und Ausdrucks, in denen Goethe selbst es vorgetragen hatte. Ueber Lavater sprach er das merkwürdige Urtheil, derselbe sei in der Zeit seines ersten Auftretens ein gottbegeisterter Seher, ein [illegible] Heiliger gewesen, aber nachdem er in das Getriebe der Welt tiefer eingegangen, und den ungewohnten Zauber des Schriftstellerruhms und der Gunst [illegible] genossen habe, sei er eben so schnell zum [illegible] Schalk geworden; er habe seine [illegible] Gabe, die Menschen [illegible] zu beschäftigen, dann oft mißbraucht, und mit ihnen sein Spiel zu treiben. Hiermit stimmte Goethe's eigene Erfahrung ganz überein, woraus das spätere Mißwollen gegen den einst innig geliebten Lavater sich vollkommen erklärt, so wie auch dessen Ausfall in den Xenien gegen Ewald, der mit Lavater den gleichen Weg zu gehen schien, obgleich nur als schwacher Nachtrag desselben. Ewald hatte die Zeit der Empfindsamkeit und Aufklärung in Deutſchland eifrig mitverbreitete, und lehrte und wirkte noch jetzt in beiden Richtungen fort. Weichliche Gefühlsüberhebung und ſchlaffe Denkweiſe fanden ſich in ihm behaglich vereint, und erzeugten mittelmäßige Schriften und Predigten, denen man doch alles Verdienſt nicht abſprechen konnte. Daß aber jene Miſchung den ſinnlichen Neigungen wenig Widerſtand zu leiſten, im Gegentheil ſie eher zu fördern geeignet war, davon gab er ſelbſt ein bedenkliches Beiſpiel. Es war nämlich kein Geheimniß, daß der ſechzigjährige Kirchenrath, der eine hübſche Gattin und erwachſene Töchter hatte, im Stillen kleinen Liebſchaften nachging, deren Flüchtigkeit doch bisweilen dauernde Folgen hinterließ, wobei der Anſchein der Ehrbarkeit nur mühſam gerettet wurde. Damals machten ſeine Bücher, welche die Kunſt lehrten, ein gutes Mädchen und eine glückliche Gattin zu werden, im ſogenannten Mittelſtande ziemliches Glück. In neuſter Zeit hatte ſich ſein Ehrgeiz wie ſchon vormals auch wieder auf Tagesfragen gewendet, er war für die bürgerlichen Rechte der Juden aufgetreten, und machte dann, veranlaßt durch des Königs von Preußen erwachten Eifer, Vorſchläge zur Hebung des äußern Anſehns der Geiſtlichkeit und der Kirche, zu welchem Zweck er geringe und rein äußerliche Mittel empfahl. Ich konnte ihn, wo er [illegible] wollte, ſchon beſchwichtigen, doch ſehr gern zuhören, wenn er erzählte. Für Rahel kam dieſe Bekanntſchaft wenig in Betracht; den Mangel alles Urſprünglichen konnte ihr nicht durch den literariſchen Anſtrich erſetzt werden, mit dem ich mich behelfen mochte. Mehr hätte vielleicht Hebel ſie angeſprochen, der Dichter der alemanniſchen Gedichte, der anmuthige Erzähler des rheiniſchen Hausfreundes, bert war eine entſchiedene Eigenthümlichkeit im Menſchen und Schriftſteller ausgeprägt, zwar eine ſehr auf Land und Ort beſchränkte, ſo daß ſelbſt Goethe's anpreiſende Fürſprache die allgemeine Theilnahme nicht dauernd erregen konnte, allein für uns jetzt eine nahe und eigne, da wir ja nun auch dem Land und Ort angehörten.

Das Mißgefühl, welches dieſe geſellſchaftliche Dürftigkeit, die Ausſicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den üblen Willen verſtärkt, der meine Vorſtellung bei Hof hinzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das vortheilhafteſte angekündigt und empfohlen, er ſelbſt und die Großherzogin hatten mich im voraus verſichern laſſen, ſie freuten ſich meiner Sendung, und ſie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen mich zu ſehen nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorſtellung erfolgte; der Miniſter von Hacke ſuchte ſie abſichtlich in unbeſtimmte Ferne hinaus zu ſchieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er ſtets eine andre Ausflucht. Zuletzt gab er zu verſtehen, es beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geſchäft erfordre. Dieſe Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich ſtand im Augenblicke dabei ſichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte, ließ ich doch ein paar ſtarke Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich ſeine Feindſchaft anzunehmen völlig bereit ſei, und er [illegible] auch ſeinerſeits Maßreſchläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

Blößen wenigſtens gab er genug, und ſeine Stellung war ſchon längſt von der Art, daß er eher hätte Freunde ſuchen ſollen als Widerſacher. Ein geborner Pfälzer, in der geſchmackvollen und lebhaften Geſellſchaft Mannheims aufgewachſen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm ſelbſt nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herab ſehen zu dürfen. Er nannte ſie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geiſtesarbeit geſchickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenuſſes fähig wären. Der letztere beſchränkte ſich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchſten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeſchwollen zu einer unförmlichen Fleiſchmaſſe, die in einem ſchweren Hängebauch auslief, zeigte er ſchon durch dieſes Aeußere, daß er mehr ein Freſſer als eigentlich ein Gutſchmecker ſei, beſonders aber ein Koch, in deſſen Verrichtungen er gern perſönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er ſeine Neigung zur Schau, ließ ſich von den Geſchäftsleuten in der Küche finden, und legte wenn er mit ihnen ſprach kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, beſonders von der derben Art, machte ſich über alles luſtig, behandelte alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann ſei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen ſei, und vor allem ſich ſelber bedenke und ſich einen guten Tag bereite. Dieſe Grundſätze, dabei ſein leichtſinniger Aufwand und ſeine üppigen Mahlzeiten, ſeine rückſichtsloſe Dreiſtigkeit auch in den

Staatsgeſchäften, in denen ihm vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog ſelbſt, und man glaubte er ſei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzoſen gehalten und ſich auf die Macht des Kaiſers verlaſſen; nachdem dieſe zerfallen war, hatte er um andern Anhalt ſich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Geſandter in Wien die Empfindlichkeit Oeſterreichs bitter gereizt, und deſſen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Eſel giebt. Von ſeiner Unverſchämtheit erzählte man noch andre merkwürdige Geſchichten. Zum Beiſpiel, als die Bundesbehörde der Schweiz einen badiſchen Geſandten, der eines ſchändlichen Laſters offenkundig bezüchtigt wurde, nicht annehmen wollte, damit die Sittenreinheit der Eidgenoſſen nicht Gefahr ließe, gab Hacke in diplomatiſcher Förmlichkeit die freche Antwort, das angedeutete Laſter vertrage ſich mit dem diplomatiſchen Karakter ganz gut, wie viele Beiſpiele darthäten, was aber die Sittenreinheit der Schweizer beträfe, ſo möchten ſie doch nur an ihren berühmten Geſchichtſchreiber Johann von Müller denken, ferner an die zahlreichen Berner Junker, die in ganz gleicher Weiſe beſchuldigt würden. Eben ſo ſagte er dem Großherzog in's Geſicht, er ſei doch kein rechter Herr, weil er nicht den Muth habe, ſich öffentlich eine betitelte Maitreſſe zu halten; dabei nannte er Karlsruhe ein Dorf, das Schloß eine Bauerhütte, das Eſſen bei Hof einen Hundefraß: wenn er in ſolcher Aufzählung das Hoftheater verſchonte, ſo war es deßhalb, weil er ſelbſt ihm verſtand und ſich darauf etwas einbildete. Genug er trieb es ſo toll als möglich, und es war kein Wunder, wenn ich im Kampfe gegen einen ſolchen Unhold auf Bundesgenoſſen in Menge zählen konnte. Durch die neue Geſtaltung der Dinge hatte ſein Anſehn ohnehin ſchon gelitten, es gab Stimmen, die ſeine vermeinten Talente in Abrede ſtellten, ſeinen Witz als rohe Dreiſtigkeit bezeichneten, ſein tolles Weſen, ſagte man, könne für Baden grade jetzt nur verderblich ſein.

Dennoch war es mir peinlich, und für einen Anfänger auf meiner Stufe durfte es gewiß auch bedenklich ſein, dem Miniſter, bei welchem ich beglaubigt und auf den ich für allen Geſchäftsverkehr angewieſen war, in offner Feindſchaft entgegenzuſtehen. Ich ließ es nicht unverſucht, ihm durch Tettenborn's Vermittlung ein wenigſtens leidliches Verhalten gegen mich abzugewinnen, allein da dies fehlſchlug, und Tettenborn ſelbſt mir ſagte, Hacke müſſe gegen mich eine beſondre Tücke haben und ich könne von ihm nichts Gutes erwarten, ſo blieb mir nur übrig, auch meinerſeits auf dem Kriegsfuße zu ſtehen und meinen Vortheil abzuwarten. Doch was die Vorſtellung bei Hof anbelangte, ſo behielt der Gegner einſtweilen die Oberhand. Der Großherzog und die Großherzogin reiſten, von Hacke begleitet, in der Stille nach dem einſamen Brunnenort Griesbach im Schwarzwald, und es hieß, der Aufenthalt werde mehrere Wochen, ja vielleicht Monate dauern. Dort war der Großherzog ganz unzugänglich, und bis zu ſeiner Rückkehr mußte daher meine Vorſtellung verſchoben bleiben.

Doch ließ die Großherzogin, die von mir aus Mannheim, wohl durch günſtige franzöſiſche Stimmen, allerlei gehört haben mochte, was ihrem Sinn gefallen konnte, mir vor der Abreiſe ausdrücklich ſagen, ſie ſowohl als der Großherzog bedauerten herzlich, daß die Umſtände den Zeitpunkt noch verzögerten, wo ſie mich ſehen und mir ſagen könnten, wie angenehm ihnen meine Anweſenheit in Karlsruhe ſei. Tettenborn erzählte mir überdies, daß die Großherzogin mit ihm offen und wahr über die innern Verhältniſſe des badiſchen Hauſes und beſonders über den Großherzog geſprochen, deſſen edle Eigenſchaften ſie lebhaft anerkannt, aber die Verwilderung und Düſterheit tief beklagt habe, in die er wie mit Abſicht hinabgedrückt worden; auch die politiſchen Wolken, die ſich über ſeinem Haupte geſammelt, hatte ſie unter den Einflüſſen aufgezählt, durch die ſein Mißtrauen, ſeine Menſchenſcheu und Trägheit bis zur Schwermuth erhöht würden; er wiſſe recht gut, daß ſeine Angelegenheiten in ſchlechten Händen wären und äußerſt verwahrloſt würden, allein ihm mangle der Entſchluß und ſogar die Geſchicklichkeit, aus eigner Wahl die nöthigen Aenderungen zu treffen. Mich wollte die Großherzogin im voraus als einen Freund anſehen, und ich möchte, hieß es, bei allem was irgend vorfiele, auf den Großherzog und ſie mein Vertrauen ſetzen. —

Schon früher, größtentheils durch Reizenſtein und dann durch Tettenborn war ich in den Zuſammenhang der badiſchen Sachen eingeweiht worden. Die Staatsverträge und geheimen Verabredungen zwiſchen Oeſterreich und Baiern in Betreff der Zukunft Badens gehören zu den willkürlichſten und gehäſſigſten Handlungen, welche die neuere Diplomatie begangen hat, und ſie werden dadurch nicht beſſer, daß auch die andern großen Mächte in gleichgültigem Unbedacht mehr oder weniger ihre Zuſtimmung gaben. Oeſterreich und Baiern waren einig geworden, letzteres ſolle den Erſatz der Gebietstheile, welche ihm Oeſterreich gewaltſam abgedrungen, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten, der ihrer Ausgleichung ganz fremd und weder gefragt war noch gefragt werden ſollte. Man ſetzte ganz willkürlich und unſchicklich voraus, der badiſche Mannsſtamm werde nächſtens ausſterben, und dann ſollte der Breisgau an Oeſterreich, die Rheinpfalz und überdies der Main- und Tauber-Kreis an Baiern kommen, oder wie man beſchönigend ſagte zurückfallen, als ob jene Staaten dieſe Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten! Aber das Aergſte war, daß man dieſes Erlöſchen des Mannsſtamms als gewiß annahm, während der Großherzog in ſeinen beſten Jahren mit ſeiner jugendlichen Gemahlin in kindergeſegneter Ehe lebte, und ſtatt des frühgeſtorbenen eben wieder ein Erbprinz geboren war. Daß im Falle jenes Erlöſchens dann auch das Land noch Anſprüche und Rechte habe, ſich nicht zerſtückeln zu laſſen, ſondern als ungetheiltes Ganzes fortzubeſtehen, für das immer noch Näherberechtigte als jene Vertragſchließer vorhanden waren, dies konnte für Staatsmänner jener Zeit ſchon leichter außer Acht zu laſſen ſein! Bei der ganzen Verhandlung war ohnehin auf die noch lockere Verknüpfung der ungleichartigen Beſtandtheile des Großherzogthums, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der anerkannt ſchlechten Regierung, und beſonders auf die Schlaffheit des Großherzogs und die Schwäche ſeiner Rathgeber gerechnet.

Ueberzeugt von dem guten Rechte Badens, und durch alle Eindrücke und Erwägungen, die mir jeder Tag reichlich bot, mehr und mehr angeregt und befeuert, faßte ich alsbald den Vorſatz, in meiner Stellung, ſoweit die Umſtände es geſtatten würden, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Baden bei ſeinem Recht erhalten und gegen die Uebergriffe willkürlicher Gewalt bewahrt bliebe. Ich freute mich des Gedankens, den Beginn meiner diplomatiſchen Laufbahn dadurch zu bezeichnen, daß ich die Geſinnungen, welche mich in allem Wechſel meines Lebens geleitet hatten, auch auf dieſem Boden ſtets voranſtellte, und lieber von ihm wiche, als von jenen. An mein eignes Gedeihen dacht' ich nicht, oder doch nur nebenher, ich wollte allerdings weiterkommen, aber nur auf meine Weiſe, ohne Verläugnung der Antriebe und Grundſätze, zu denen ich mich ſchon öffentlich bekannt hatte; zwar wußt' ich wohl, daß unſre Ueberzeugungen durch die verſchlungenen Weltpfade nicht gradedurchgehen können, daß ſie ſich winden und bedingen müſſen, und bald innehalten, bald abbiegen, aber indem ich bereit war, mich in die Umſtände zu ſchicken, — auf einem Gebiete, wo dies den Meiſten als die einzige Aufgabe erſcheint, — war ich feſt entſchloſſen, mir meine gewählte Richtung nie ſo verrücken zu laſſen, daß ſie in ihr Gegentheil umſchlüge.

Ich hatte im vorliegenden Fall die Sicherheit, daß preußiſcherſeits der anerkannte Gerechtigkeitsſinn des Königs und die wohlmeinende Ritterlichkeit des Staatskanzlers mir ihre Zuſtimmung nicht vorenthalten könnten, beſonders da die Thatſache, daß Preußens Vortheil gegenüber von Oeſterreich und Baiern eifrig die Erhaltung Badens zu wünſchen habe, für niemanden eines Erweiſes mehr bedurfte. Allein mir ſtanden dennoch vielfache, faſt übergroße Hinderniſſe entgegen. Ich hatte von Berlin keinerlei Vorſchrift empfangen, meine Geſchäftsführung und Benehmen waren meinem Gutdünken, meiner Klugheit überlaſſen, und wenn ich auch im Allgemeinen den Geiſt unſrer Staatsleitung kannte, ſo hatte ich mich doch keineswegs auf eine feſte und entſchiedene Weiſung zu berufen, die mich zu dem gewählten Gang ausdrücklich ermächtigte. Vielmehr mußte ich befürchten, daß eine beſtimmte Abſicht dieſer Art, von mir ausgeſprochen, ſogleich die Beſorgniß aufregen würde, ich möchte den Eifer zu weit treiben und die preußiſche Theilnahme mit der Haltung der übrigen Mächte wo nicht in Widerſtreit, doch in Ungleichheit ſtellen, was man um jeden Preis vermeiden wollte. Denn man fühlte, wie das gute Vernehmen der Mächte, welches beim Wiener Kongreß und beim zweiten Pariſer Frieden kaum noch gehalten, nur an ſchwachen Fäden hing, und von allen Seiten war man beſorgt, beſonders aber in Berlin, keine zu ſtarken Gewichte irgendwo daran zu heften. Wo es nicht unabweisliche, in die Augen fallende Gegenſtände der Wohlfahrt oder Ehre galt, und ſelbſt bei dieſen oft genug, führte man die vorſichtigſte Sprache der Beſcheidenheit, wollte vor allem die Meinung der andern Mächte hören, ſuchte durch dieſe anzuregen, was man ſelber vorzutragen ſcheute, und ein feſtes Auftreten und beſtimmtes Fordern waren ganz außer Uebung, alle Geſchäfte, deren Gang nicht ſchon durch frühere, im Drange der Noth oder in der Flüchtigkeit des Augenblickes gefaßte Beſchlüſſe vorgezeichnet war, litten ſchwer von dieſer rückſichtsvollen

Zagheit. Aengſtlich ſuchte beſonders unſer Kabinet jeden Gedanken zu entfernen, als könnte es handelnd vorgreifen, oder auch nur Anſichten feſthalten wollen, die mit den andern Kabinetten nicht verabredet wären; nicht als hätte es an Gelüſten und Wünſchen gefehlt, im Hintergrunde regten ſich geſchäftig eine Menge von Anſprüchen, allein ſie zeigten ſich nur verſuchsweiſe, und zogen die Fühlhörner gleich wieder ein, wenn ſie Widerſtändiges berührt hatten. So wünſchte man in Berlin ganz entſchieden, daß Baden dem Schickſal, das über ihm ſchwebte, unbeſchädigt entginge, allein man wartete darauf, daß Rußland ſich ausſpräche, oder Oeſterreich anderweitig ſeinen Vortheil fände; niemals hätte man mir erlaubt als preußiſcher Diplomat auf jenen Zweck offen hinzuarbeiten; ich durfte daher eine ſolche Abſicht gar nicht aufſtellen, ſondern mußte mich beſchränken ſie durch Inhalt und Ton meiner Berichte unter Vermeidung alles Aufſehns zu fördern. Beſchäftigt und zerſtreut, wie damals die Geſchäftswelt in Berlin war, die in ſich ſelber gar viel zu ordnen oder zu rücken hatte, konnte mir auf ſolche Weiſe, das wußt' ich, für lange Zeit freie Hand bleiben.

Doch weit größere Schwierigkeiten ſtanden mir in Baden ſelbſt entgegen. Hier war ſeit dem Zerfallen des Rheinbundes und der Franzoſenherrſchaft eine Art politiſcher Auflöſung, die alten Verhältniſſe und Perſonen galten nicht mehr, in die neuen, welchen der deutſche Bund zur Grundlage gegeben war, hatte man ſich noch nicht gefunden, ja man ſetzte ſich ihnen feindlich entgegen, da man ſie für gefahrdrohende hielt. In rathloſem, unthätigem Schwanken hatte man alles verſäumt, was Baden zu dem ihm gebührenden Anſehn verhelfen konnte, man war, ungeachtet der glänzenden Verwandtſchaften, mit keinem der großen Höfe politiſch verknüpft, mit keinem der Nachbarn auf ſicherem Fuß des Vertrauens, mit keinem der Staatsmänner, welche den großen Kabinetten vorſtanden, hatte man nähere Berührung. Ohne dieſe gränzenloſe Vernachläſſigung wäre es nie dahin gekommen, daß die Mächte wider Recht und Schicklichkeit ſo leichthin über Badens Zukunft verfügt und darüber Verträge abgeſchloſſen hätten, aber der Staat ſchien ſich ſelber aufzugeben und bei der Mißachtung, in der er ſtand, nicht viele Rückſicht anzuſprechen. Allerdings konnte dieſer Nachtheil jeden Augenblick gehoben werden, eine kräftige Leitung an die Stelle der ſchlaffen treten, ein klarer feſter Gang das Schwanken endigen. Doch grade hiezu war eben jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, nicht die geringſte Ausſicht. Der Großherzog ſah den jämmerlichen Zuſtand ein, aber ihm fehlten Entſchluß und Kraft ihn zu ändern, er ließ alles gehen wie es konnte, und ſchleppte ſich in gewohntem Gleiſe fort. Die Großherzogin ſtand ganz vereinzelt, ihre engern Beziehungen waren die alten franzöſiſchen, auf die ſie wohl verzichtete, doch ohne neue dafür eintauſchen zu können; die Familie war, wie ſchon erwähnt, in ſich entzweit, und die Selbſtſucht jedes einzelnen Mitgliedes gönnte keinem andern den Vortheil, der aus dem Heil des Ganzen ihm erwachſen wäre. Die Miniſter beſorgten jeder ſein Fach, gewiſſenhaft oder ſaumſelig, es kam nicht darauf an. Am ſchlimmſten war das politiſche Fach verſehen, da Hacke weder Eifer noch Umſicht, weder Anſehn noch Einfluß hatte, die fremden Kabinette außer Acht ließ und ihre Vertreter oft durch Hoffahrt und Uebermuth verletzte. Oeſterreich war feindlich, Rußland gleichgültig geſinnt, Preußen, deſſen guter Wille hier am wichtigſten werden konnte, wurde ſchnöde vernachläſſigt, und dies beſonders an mir ausgeübt, der ich in meiner Stellung ſo ſehr nutzen konnte, und dazu ſo ſehr bereit war. Ich ſah mich daher genöthigt, in Baden ſelber Krieg zu führen, indem ich für Baden nach außen zu ſtreiten dachte, ohne einen Wechſel der innern Verhältniſſe war für die äußern keine Hoffnung, und meine Sache gegen Hacke war nicht bloß die meine mehr. Ein harter und mühſamer Kampf lag vor mir, von dem ich wohl ſah daß ich ihn mit all meinen Kräften würde führen müſſen. Mit all meinen Kräften, das konnte hier wenig ſagen, wenn nur die gemeint ſein ſollten, die mein amtliches Verhältniß mir verlieh: zum Glück wußt' ich mir andre, die, auf mein Amt geſtützt und von ihm gedeckt, bedeutendere Wirkung haben konnten. —

Nachdem der Großherzog und Hacke ſich von Karlsruhe für längere Zeit wegbegeben, fand ich mein Verbleiben an dem langweiligen Ort unnütz, und eilte mit Rahel nach Baden, wo wir mit Ungeduld erwartet wurden. Sie ſah dieſe Gebirgslandſchaft zum erſtenmal und war entzückt; nach den erſten Umblicken und Ausflügen bekannte ſie gern, daß dieſes Stück Erdboden eines der ſchönſten und reichſten ſei, die ihr vorgekommen. Das Allernächſte und das Entferntere wetteiferten an Reiz, ja die Herrlichkeit ſchien bei jeder Erweiterung des Kreiſes nur immer zauberiſcher zu werden. Weniger günſtig war im Allgemeinen der Eindruck, den die hier zuſammengeſtrömten Menſchen machten, eine Miſchung fremdartiger, mitunter ſogar unheimlicher Beſtandtheile. Der Krieg und die ihm gefolgten politiſchen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht, und auf dieſen Markt des Verkehrs geworfen, man ſah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutſchland ſelbſt, eine große Zahl Abentheurer, Glücksritter, Abgeſetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Aufpaſſer, unſichere, mißfällige Geſtalten, und der weibliche Theil meiſt noch abſchreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, ſowohl deutſche als franzöſiſche, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchſten Klaſſen und das niedrigſte Geſindel vereinigte, ſondern auch die Spaziergänge, die Ruheplätze im Freien; Aug und Ohr wurden auf das widrigſte beleidigt, während feinere Manieren nicht ſelten auch nur Argliſt und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grundſchlecht, ſie machte ſtets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beſchwerlich, und ließ die Schelme unangefochten. Einige Vorfälle, wo ſehr achtbare Perſonen in ärgerliche Verwicklungen gerathen waren, verbreiteten große Scheu mit unbekannten Perſonen ſich einzulaſſen, ſo wie den Schutz der Behörde anzurufen; die große Badegeſellſchaft bewegte ſich untereinander in geſpannter Fremdheit, in Mißtrauen und Verdacht.

Dieſes Treiben ging uns wohl wenig an, und konnte uns kaum berühren. Wir bekamen nur das gleichſam Durchgeſiebte, in dem großen und glänzenden Kreiſe, der uns bei unſrer Ankunft in Beſchlag nahm. Der General von Tettenborn bewohnte nämlich das damals ſchönſte und wohlgelegenſte Haus in Baden, und dieſes ſtand jeden Tag von früh bis ſpät den ihm aus aller Welt zuſtrömenden alten und neuen Bekannten gaſtfreundlich offen. Während er die elegante Welt prächtig bewirthete, ſie mit ſeinen zahlreichen Wagen und Reitpferden zu den ſchönſten Luſtorten führte, dort ihr glänzende Feſte gab, wie dieſe Gegend ſie vorher nie geſehen, war er zugleich der Anhalt der Bedrängten, die Zuflucht der Bedürftigen, die ſich an ſeine unerſchöpfliche Freigebigkeit nie vergebens wandten. Sein Kreis war aus allen Nationen gemiſcht, beſonders aber reich an Ruſſen und Franzoſen. Von den letztern waren vorzugsweiſe die jetzt verfolgten Bonapartiſten bei ihm gut aufgenommen, deren viele ihn an Napoleons Hof geſehen hatten, und nun es dankbar empfanden, daß der ihnen im Kriege ſo feindliche General ſie im Unglück jetzt ſo freundlich behandelte. Das Verfahren der zum zweitenmal wieder eingeſetzten Bourbons, welche ſich ganz den Händen der fanatiſchen Emigrantenparthei hingaben und jeden Tag durch Maßregeln des Haſſes und der Rache bezeichneten, erweckte bei allen Edelgeſinnten nur Widerwillen und Abſcheu, und ward der liberalen Parthei, mehr als deren Grundſätze es vermocht hätten, Anhänger und Beſchützer. Die Verfolger waren oft ſchuldiger als die Verfolgten, und ſchlugen nur um ſo grimmiger auf dieſe, damit die eigne Schuld um ſo eher vergeſſen oder verziehen würde. Beſonders empörte den beſſern Sinn der Deutſchen, das Heer feiler Kundſchafter, welche von den knechtiſchen Behörden jener frechen Parthei in die benachbarten Gränzländer ausgeſchickt wurden, und mit denen auch Baden überſchwemmt war. Hier galten die Spähereien nicht allein den Bonapartiſten und Liberalen, ſondern auch der Landesregierung, dem Hofe, wo die Anhänger Bonaparte's in der Großherzogin Stephanie eine wichtige Stütze haben ſollten; dies war völlig grundlos, aber die Frechheit ging ſo weit, daß man badiſchen Beamten zumuthete, ihre eigne Fürſtin an die franzöſiſche Polizei zu verkundſchaften! Auch bei Fremden wollten ſich hochbetitelte Sendlinge dieſer Art einſchleichen, allein ſie wurden mit Schimpf und Schande bald ausgewieſen. Alle Genoſſen unſres Kreiſes, wie ungleich ſonſt in politiſcher Denkart, ſtimmten darin überein, daß die Regierung der Bourbons in niedriger Leidenſchaft ihr eignes Verderben bereite; beſonders waren die Ruſſen und Engländer heftig im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Haſſes gegen die unwürdigen, oft völlig grundloſen Verfolgungen.

Als ein tapfrer Gleichgeſinnter zeigte ſich der öſterreichiſche Feldmarſchallieutenant Graf Mazzuchelli, der unter Napoleon als Diviſionsgeneral gedient hatte, und mit ſeinem Vaterlande der Lombardei jetzt wieder zu Oeſterreich gehörte. Der tüchtige und gewandte Kriegsmann war in ſeinem neuen Verhältniß gleich einheimiſch geworden, ſtand in großem Anſehn, und wurde geehrt und gefürchtet; beſonders hatten die Behörden im Elſaß, welche als Bourboniſche jede Nachgiebigkeit von Seiten der Verbündeten fordern zu dürfen meinten, zu ihrem Schaden ſeine harte Unbeugſamkeit erfahren. Mit dieſem freigeſinnten Italiäner und ſeiner eben ſo denkenden Frau waren wir täglich zuſammen, und bald ſo vertraut, daß die innerſte Meinung ſich ohne Rückhalt ausſprechen konnte, welches bei ihm oft in aller Macht der Begeiſterung geſchah, die das Nationalgefühl den Italiänern ſo leicht erweckt, unter ſchmerzerpreßten Thränen über die Zerſplitterung und Knechtſchaft des geliebten Vaterlandes. Er iſt im öſterreichiſchen Dienſt alt geworden und zu Würden und Ehren gelangt, er hat in dieſen Verhältniſſen die gewiſſenhafteſte Pflichttreue geübt, aber auch ſeiner vaterländiſchen Geſinnung iſt er treu geblieben, und hat nie aufgehört, den ihm, wie ſo vielen edlen Landsleuten, gleichſam eingebornen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens im Herzen zu tragen. Um ihr Land wiederhergeſtellt und vereinigt zu ſehen, hofften viele Polen auf Rußland, eben ſo mochte der Italiäner dieſelbe Hoffnung jetzt auf Oeſterreich ſetzen, fürerſt ſchon zufrieden, wenigſtens unter der Fremdherrſchaft vereinigt zu ſein! — Wenn Mazzuchelli mit hinreißender Gewalt und Stellen italiäniſcher Dichter und Redner herſagte, welche das Vaterland feierten und beklagten, ſo konnten wir um ſo lebhafter ſeine Gefühle theilen, als wir uns nicht verhehlen durften, daß auch Deutſchland, ungeachtet der jüngſt ſiegreich geführten Befreiungskriege, ſeine nationalen Wünſche und Anſprüche noch lange nicht erfüllt ſehen werde. —

Den König von Baiern zogen alte Verbindungen und Neigungen ſtark zu den Franzoſen hin; er hatte ſeine beſten Tage als Prinz von Zweibrücken in Straßburg verlebt, als Oberſt eines franzöſiſchen Regiments, das dort in Beſatzung lag, und ſeine Anhänglichkeit war von den Königlichen auf die Kaiſerlichen Franzoſen übergegangen. Allein er wagte nicht ſeinem Hange zu folgen, wiewohl er ſich in Worten oft ohne allen Zwang ausſprach. Uebrigens lebte er ganz als Privatmann, ohne jedes Gepränge, und daß er keinerlei politiſches Abſehen haben konnte, zeigte ſich auf den erſten Blick. Er war gegen mich ſehr freundlich, bedauerte daß ich als

Süddeutscher nicht mehr Baiern angehörte, indeß möchte ich, meinte er, den pfalzbaierischen Verhältnissen doch ein gutes Andenken tragen. Von den schwebenden politischen Fragen zwischen Baiern und Baden schien er wenig zu wissen, oder sich wenigstens nicht um sie zu kümmern.

Frau von Sternhoff, geborne Stroganoff, die nicht Russin, kam mit großem Gefolge aus Paris, und ließ uns von der Wahrheit der dortigen Stimmung vernehmen, welche mit Ausnahme des Hofes und seiner engern Angehörigen durchaus liberal war, und gegen die Bourbons sowohl als gegen die sie beschützenden fremden Truppen einen sehr nahen und gewaltsamen Ausbruch drohte. Eben so berichteten die zahlreichen Offiziere, die von diesen in Frankreich zurückgebliebenen, besonders preußischen und österreichischen Truppen zum Besuch nach Baden kamen. Der noch jugendliche, aber schon vielerfahrene und kriegskundige General Bachelu, verbannt und flüchtig, weil er noch zuletzt bei Belle-Alliance in Napoleons Heer gefochten, traf aus der Schweiz ein, und hatte dort von der großen Gährung in Burgund und Dauphiné gehört, wo das Stadt- und Landvolk noch sehr an Bonaparte hing, oder vielmehr unter den alten Freiheitsgedanken, die unter seiner Gewaltherrschaft zwar unterdrückt waren, jetzt aber mit seinem Andenken wieder verträglich wurden, weil beiden ein gemeinschaftlicher Feind entgegenstand. Durch die Thorheit der von Paris her täglich erneuerten Herausforderungen konnte der Volksunwille jeden Augenblick in offenen Aufruhr übergehen, und der Bürgerkrieg sich entzünden. Für uns Deutsche kamen noch die besorgliche Dinge, welche die Nachrichten aus der Schweiz, aus dem Schwarzwalde, aus Würtemberg und selbst aus

Tyrol und Ungarn; dieſen ganzen Zuſammenfluß von Gebirgsländern durchzog ein Geiſt der Ungeſelligkeit, der bei dem trockenen Sinn der Bewohner furchtbar werden konnte, wenn dieſen einmal gemeinſam zu handeln einfiel.

Der ehemalige Präfekt von Rom, Herr von [illegible]-[illegible], war ein Bonapartiſt, ohne Frage, und er verhehlte ſeine Anhänglichkeit an die Kaiſerzeit nicht, allein er gab ſich mit Poeſie ab, und aus ſeiner Feder floſſen keine Chanſons und Epigramme, ſondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unſterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politiſch unſchädlich. Er ging und kam ungeſtört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte ſpäter in Paris denn doch, daß ſeine Feder auch politiſcher Schärfen fähig ſei. Mit ihm verkehrten andre Bonapartiſten, deren Art ruhiger war, und die ihm dadurch unbequem wurden; er ſuchte ſie abzuſchrecken, und ſie rächten ſich dafür, indem ſie ihn der Zudringlichkeit beſchuldigten.

Waren manche jener Franzoſen einiger Unbeſonnenheit und eines Mangels an Vorſicht nicht freizuſprechen, ſo traf dieſer Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und ſich der großen Geſellſchaft anſchloß, aber zugleich in ihr ſchweigend und möglichſt unbeachtet bleiben wollte. Doch dieſe Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Luſtfahrt war er unſerem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewiſſen Anſichten, welche er unter früheren Einflüſſen in ſeinen Kämpfen der Zeit bitterlich ausgeſprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Darſtellungen, die er über die Er-

Stadt verlaſſen, aber nicht zu Gunſten der ſich aufgedrungenen politiſchen Deutſchheit, welche eigentlich ein norddeutſches oder noch genauer ein preußiſches Eigenthum war, und hier gar nicht verſtanden wurde. Und hätte auch in andern deutſchen Gebieten eine ſolche Sympathie wecken können? wenn der Blick über den Rhein in das jämmerlich regierte Baden, in das bairiſche, unruhige Württemberg, in die gerühmte Pfalz? Da war es doch beſſer dem großen Frankreich anzugehören, das ſelbſt in der Unterdrückung unter den früheren Königen, unter Bonaparte und jetzt wieder unter den Königen, mit denen die Fremdherrſchaft ins Land gekommen war, mehr Freiheit und zugleich mehr Gleichheit und Wohlſtand gewährt, als Deutſchland nach ſeinen großen Siegen. So ungefähr lauteten die Klagen jener Tage hier, und das Thatſächliche war nicht zu widerlegen. Im Volke lebten die Eindrücke der Bonapartiſchen Zeit und weiter zurück die der Republik mächtig fort, die Reſtauration der Bourbonen hatte hier noch nicht Wurzel gefaßt. Straßburg galt als eine der revolutionärſten Städte Frankreichs, hier ließ man noch oft den Kaiſer Napoleon hoch leben, und ſchaffte auch die Trikolore nicht völlig ab, welche von Jugend auf ſeit einem Vierteljahrhundert verehrt und lieb geworden. Mit bitterm Widerwillen ſah man aus gleichem Grunde an den neuen königlichen Truppen, an den Platz der alten berühmten Regimenter neuerrichteten Legionen; dieſe konnten in der That keine Vergleichung mit den kaiſerlichen Schaaren aushalten, die ſich durch und durch kriegeriſch ausgebildet hatten, ſo ſahen jene nicht einmal ſoldatiſch aus, ihre Haltung war ſchlecht, ihre Bewegung träge, Geiſt und Ehre fehlten

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible] hätte die Schlacht von [illegible] gewonnen; die Constitutionellen rechneten auf ihn, die [illegible] nicht weniger. Man hoffte, der [illegible] würde durch ihn auf [illegible] glückliche [illegible] werden; Stein war mit ihm in [illegible]. [illegible] hatte ihm [illegible], und [illegible] glaubte man [illegible] hervorgehen. Doch [illegible] seine Gemahlin, die Königin Katharina, Schwester des russischen Kaisers, auf welchen sie nicht ohne Einfluß war [illegible] und [illegible] über das Wohl [illegible] eigenen [illegible]. Die [illegible] Weg auf [illegible], so war die ganze Stellung des Königs nur günstig, den [illegible] nach [illegible] zu [illegible]: im Gegentheil hatte man dem [illegible], und den [illegible] des Königs als [illegible] zu schildern, um das [illegible] dem [illegible] ein [illegible] war.

Die Constitution [illegible] wenn auch nach langem Harren endlich die [illegible], es wurde am 1. November [illegible]. Die [illegible] in einer [illegible] Rede die [illegible]sammlung und [illegible] die Nation — denn die [illegible] im Druck erschienen — von den guten [illegible] und großen Zwecken, welche die Regierung durch den [illegible] erreichen wollten, und [illegible] sie ausdrücklich, daß der [illegible], sondern ein [illegible], ein [illegible] auf den man [illegible]

Wilhelm von Humboldt, [illegible] [illegible] Oesterreich [illegible] [illegible] Deutschland [illegible] [illegible]

[illegible] war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet.

Dennoch gab es unter den Bundesgesandten selbst eine kleine Schaar [illegible] und muthiger Männer, deren Gesinnung und Kraft den Bundestag, seiner [illegible] Anlage zum Trotz, und wider alles Herkommen der Geschichte, zu einer wirksamen Nationalbehörde zu machen suchten, zum gesetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutschen politischen Lebens. Gagern von Luxemburg mit Nassau, Plessen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, standen in diesen Stücken [illegible] voran, und [illegible] die Arbeiten der Bundesversammlung [illegible] zu [illegible] und zu [illegible], als auch [illegible] auch außer dem Bundestag und die Macht der Nation zu gewinnen. Was in der ersten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Licht und Thätigkeit zu sehen war, die Verhandlung über die [illegible] und [illegible] durch [illegible], die Ernennung besonderer Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, das Annehmen von Eingaben aller Arten von Privatleuten, dies und vieles Andere ist hauptsächlich dem [illegible] Eifer beider thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, von deren [illegible] an Einsicht und Gesinnung das große [illegible] der [illegible] sich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutsche Männer zu demselben Zweck. [illegible] [illegible] sich es [illegible] [illegible], die Hoffnungen auf den Bundestag nicht sinken zu lassen, ihn als die [illegible] Einheit der Nation zu begrüßen, als das [illegible] um alle [illegible] [illegible]

[illegible], daß, wie ſchwach und klein jetzt es noch ſein möge, durch unabläſſigen Eifer und gemeinſame Arbeit ein Feſtes und Gutes werden könne. Solange jene Minderheit, aus der früher durch Wangenheim's Zutritt eine bedeutende Oppoſition entſtand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der [illegible] den gerechten Forderungen der Nation entſprochen werde, wirklich nicht aufgeben.

Als wir nach Karlsruhe gegen Ende des Novembers zurückkehrten, war der Hof dort bereits wieder beiſammen, und es verlautete daß derſelbe für den Winter allerlei feſtlichen und geſellſchaftlichen Glanz entfalten werde, man wollte dem mißvergnügten Mannheim zeigen, daß Karlsruhe die Hauptſtadt ſei. Niemand hatte beſſeren Willen und ſchöneres Talent die Geſelligkeit zu beleben, als die Großherzogin, allein den Ton und Geiſt dazu hätte ſie erſt anordnen und ſchaffen müſſen, und hierbei war ſie weder eingreifend noch kräftig genug. Die ſteifen Formen des Hoflebens konnte ſie nicht durchbrechen; ſie hatte nicht die Macht, die engen [illegible] der herkömmlichen Einrichtungen zu erweitern, ja nicht einmal die, innerhalb dieſer [illegible] nach eigenem Sinne zu wählen. Das Hofgeſinde wollte zwar Aufwand und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohlbehagens; gleich Schauſpielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes ſei, wollte jeder nur das gelten laſſen, wobei er perſönlich ſeine Rechnung zu finden glaubte. Eine Geſelligkeit bei der Großherzogin durfte ſicher ſein, von dem Anhange der verwittweten Markgräfin wenig [illegible] gefunden zu werden, ein Gleiches [illegible] den Geſellſchaften der

Markgräfin von Baden und Großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friederike konnte begreiflich gar nicht aufkommen, und der Hochberg'ſchen Familie wäre es als eine Erniedrigung ausgelegt worden, hätte ſie ſich als Geſchäftsfreundin benehmen wollen. Unter dieſen Gegenſätzen von Neid und Eiferſucht, und zweideutigem Verhalten und Wirken war eine feſte und geiſtige Geſelligkeit unmöglich, und ſtatt ihrer war es nur die Langeweile, welche die leeren Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzoſenthum geherrſcht hatte, waren Bürgerliche zugelaſſen worden, nachdem die Deutſchen geſiegt, wollte man wieder recht vornehm ſein, und jene wurden ausgeſchloſſen. Als mir der Geheime Legationsrath Friedrich mit Unmuth erzählte, daß auch ihm, der früher allen Hofgeſelligkeiten beigewohnt und als Dichter ſie verherrlicht hatte, jenes Loos zu Theil geworden, konnt' ich ihn zu ſeinem Troſte verſichern, daß am Hofe zu Weimar dasſelbe Verfahren ſtattgefunden habe. Konnte für Friedrich der höhere Rang im Staatsdienſte ſeinen Zutritt am Hof begründen, ſo war dieſer noch weniger möglich für Männer, die bei geiſtiger Auszeichnung jenen Rang noch nicht erreicht hatten, wie der Finanzrath Nebenius und der Regierungsrath Winter, ſpätere Miniſter und ſchon damals allen Kundigeren wohl bekannt, von denen aber in der höheren Geſellſchaft auch nur die Nennung ihrer Namen ſchon zu viel geweſen wäre! —

Mit Friedrich kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß, unſre politiſchen Geſinnungen ſtimmten ſehr überein, und nicht viel weniger unſre literariſchen Neigungen. Seine gebildete Lebensklugheit gefiel den kannten, und auch Rahel mochte ihn leiden, obſchon ſie vom erſten Augenblick geurtheilt hatte, ſein Geiſt ermangle der durchdringenden Kraft, und ſuche daher Hülfe in kleinen Künſteleien und Berechnungen, ſo wie ſie vorherſagte, daß die angenehme Leichtigkeit, wenn er ſich [illegible], leider in ermüdende Pedanterei umſchlagen würde. Seine Zwecke verlor er nicht leicht aus den Augen und meine Bekanntſchaft war ihm in dieſem Betracht gewiß nützlich, mehr als mir die ſeinige, denn ich war am fremden Orte beſſer unterrichtet und beſſer geſtellt, als er im heimiſchen. Mich mit Nebenius und Winter bekannt zu machen, lehnte er ab, weil er als geborner Bürger mit dieſen Liberalen nicht in beſtem Vernehmen ſtand, und von ihnen mit Mißtrauen angeſehen wurde.

Auch im diplomatiſchen Kreiſe ſelbſt eröffnete ſich unerwartet eine feine lebenskräftige Geſelligkeit, wie ſie nur zu wünſchen war. Der hannöverſche Geſandte von Reden traf in Karlsruhe mit ſeiner Familie ein, und alle Vorzüge norddeutſchen Umgangs folgten ihr. Der Geſandte war ein alter Staatsdiener aus den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution, ein geſchworner Feind von dieſer und allen ihren Folgen, ein ſtrenger Anhänger alten Rechtes und Herkommens, voll tiefer Ehrfurcht ſeinem Fürſten ergeben, mit blinder Zuverſicht alles ausführend und billigend, was ihm höheren Orts befohlen wurde. Von Regensburg her hatte er gründliche Kenntniß des alten deutſchen Staatsrechtes, aber auch ſonſt ungemeine Gelehrſamkeit, und in Sprachen, Geſchichte und beſonders Genealogie, ein Gedächtniß, dem jeden Augenblick ſein ganzer Reichthum zu Gebote ſtand. Dabei liebte er, dieſe Kenntniſſe heiter mitzutheilen, ſo wie ſeine Grundſätze zu bekennen, in lebhafter, heiterer, ſich überſtürzender Rede, die doch faſt niemals läſtig wurde; denn er ſpann nichts in's Weite aus, ging bereitwillig von einem Gegenſtande zum andern, weil ihm jeder fruchtbar war, und beachtete mit aufmerkſamer Güte ſo wohlmeinend den Geſchmack, die Verhältniſſe und Neigungen des Hörenden, daß dieſer ſich nicht gelangweilt ſondern eher geſchmeichelt fand, und bei den oft heftigen Ausbrüchen des guten Alten ſeine überſchwängliche Herzensgüte, ſein menſchenfreundliches Wohlmeinen nicht verkennen konnte. Wer keinen andern Gewinn aus ſeiner Unterhaltung zog, der hatte wenigſtens den, ſeine Eigenheiten aufzufaſſen und bei Gelegenheit ſcherzend wieder vorzutragen. Seine Liebenswürdigkeit überwand jede Schroffheit, und ſo wurde es möglich, daß er in gleicher Weiſe meine Freigeiſtereien duldſam ertragen, wie ich lächelnd es anhören konnte, wenn er auf die verfluchten Konſtitutionellen ſchalt, ein Ausdruck, den einſt ſelber aus Grund der Seele auszuſprechen zu ſollen ich mir nicht träumen ließ! Was aber dem alten Reden völlig mein Herz gewann, war ſeine hohe Werthſchätzung Rahels, von deren Weſen er ganz eingenommen war. Frau von Reden ſtimmte wie in vielem andern ſo auch hierin mit dem Gatten überein, hatte aber ſonſt über Welt und Menſchen ihr eignes, mitunter ſcharfes Urtheil; ſie hatte ſich darein ergeben, kränklich und alt zu ſein, doch merkte man, daß gewiſſe Anſprüche noch fortdauerten, und nur die Form gewechſelt hatten; auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Geſprächsluſt vorherrſchend. In der älteſten Tochter Henriette zeigten ſich die guten Eigenſchaften der Eltern gleichſam verklärt, ſie hatte großen Verſtand und ein ſicheres Urtheil, raſche Gewandtheit und den leiſeſten Zartſinn, bei der freieſten Selbſtthätigkeit war ſie unabläſſig aufmerkſam und beſorglich für die Andern, lenkte vorſichtig alles Störende ab, half über Schwierigkeiten hinweg, füllte Lücken aus, und das alles ſo leicht und natürlich, daß ſie als ein wohlthätiger Genius für die Geſellſchaft arbeitete, in der ſie heiter und froh nur ſich zu unterhalten ſchien. Stiller und in ſich gezogen war die jüngere Schweſter Eliſe, doch der Grundton von Güte und Laune, der die ganze Familie auszeichnete, fehlte auch in ihr nicht, ſo wenig wie in einem Bruder und in einer nahen Verwandten, die auf längere Zeiten zum Beſuch kamen. In dieſer wahrhaft edlen und vortrefflichen Familie war jeden Abend nach norddeutſcher Sitte die Theeſtunde der Geſelligkeit gewidmet, und ſo groß war die Anziehkraft der Unterhaltung, die man dort zu finden verſichert war, daß auch Karlsruher Herren und Damen ſich gern einfanden, doch ohne je das Uebergewicht zu erlangen. Das altariſtokratiſche Anſehn that hier ſehr gute Wirkung, ſodann aber auch die bildende Thätigkeit, welche von den mehreren, einander in gleichem Sinn unterſtützenden Mitgliedern der Familie übereinſtimmend geübt wurde. Weder bei minderem Rang noch bei geringerer Zahl hätte eine Geſelligkeit dieſer Art in Karlsruhe Wurzel faſſen und beſtehen können; das Haus war das einzige dieſer Art in der Stadt, für uns in der erſten Zeit eine wahre Zuflucht. Nur blieb die Familie nicht immer am Ort, und wie wir nach Mannheim oder Baden, ging ſie zeitenweiſe nach Stuttgart oder Aſchaffenburg.

Rahel hatte gleich anfangs erklärt, daß ſie nicht an

Hof gehen würde; ſowohl Kränklichkeit als Geſchmack und Neigung mußten ſie von dieſen tödtlich langweilenden Anſtrengungen der geputzten Jämmerlichkeit zurückhalten. Die Großherzogin aber, die ſchon durch die Gräfin Walſch von ihr gehört hatte, war ungeduldig ſie kennen zu lernen und ſah ſie bei der Gräfin Walſch; der wechſelſeitigen Zuneigung, die ſich ſogleich zu erkennen gab, waren aber die Verhältniſſe nicht günſtig, und die Gelegenheit ungeſtörten harmloſen Sehens wiederholte ſich nicht oft. Leichter war dieſe für mich, und die Unterredungen, die ich mit der liebenswürdigen Fürſtin hatte, waren ſo ernſt und offen, wie es die Lage der Sachen erforderte. Sie verſicherte mich des unwandelbaren Wohlwollens und Vertrauens des Großherzogs, und fügte hinzu, daß ich es ſeiner bekannten perſönlichen Scheu und Trägheit zuſchreiben müſſe, wenn er ſeine Geſinnung nicht ſelbſt entſchiedner ausſpräche oder gar thätig werden ließe; die gelegentlichen Einflüſterungen, durch die mir Herr von Hacke bei ihm zu ſchaden geſucht, hätten nicht das geringſte gewirkt; im Gegentheil ſei er ſehr gegen dieſen ſeinen Miniſter verſtimmt und mißtrauiſch, und ihn zu entlaſſen geneigt, obſchon das zum Schaden des Landes wohl ſo bald noch nicht geſchehen würde. In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn ſprechen konnte, — denn Hacke ſuchte mich ſogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die freundlichſte Gewogenheit, und gleicherweiſe that die Großherzogin, ſo daß die widriggeſinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen ſpöttiſch davon ſprach, was doch dem Großherzog ſo beſonders an mir gefallen möge?

Bei dem erklärten Kriege durft' ich den Feind in keiner Weiſe ſchonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günſtiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalia; ſie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreiſen etwas vorging, das anregte und beluſtigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maß überſchritt, ſo konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einſtimmen der Andern nicht fehlte. Anweſend und abweſend mußte Hacke mir als Zielſcheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzeſſin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und ſagte, ſie ſehe hinter dem Scherz einen ſchweren Ernſt, und wünſchte, daß ihr Bruder der Großherzog hören könne, wie über ſeinen Miniſter geſprochen werde, der nach ihrer Einſicht zum größten Schaden des Landes jetzt dieſen Platz einnehme.

Wirklich hatte er in dieſer Zeit, wo Baiern mit unermüdeter Thätigkeit darauf hinarbeitete auf Badens Koſten große Erwerbungen zu machen, und zu dieſem Zwecke immer mehr Boden bei den großen Höfen gewann, dieſe in auffallender Weiſe vernachläſſigt oder ſogar aufgereizt. Auf Rußland nahm er gar keine Rückſicht, Frankreich und England ſchienen ihn nichts anzugehen, wider Preußen bezeigte er entſchiednen Widerwillen, gegen Oeſterreich aber nahm er ſich eine ſolche Sprache heraus, daß der Fürſt von Metternich, damals grade in Weimar, die badiſchen Noten gar nicht mehr annehmen wollte. Dabei rieth er dem Großherzog, der ganz unglücklich darüber war, in einige Landabtretungen an Baiern zu willigen. Die Ausſicht, von Baiern und vielleicht ſogar von Oeſterreich große Geldſummen als Entſchädigung zu bekommen, wurde weit eröffnet; ſie war um ſo lockender, als die badiſchen Finanzen ſehr ſchlecht ſtanden und die Bedürfniſſe des Hofes täglich wuchſen; dem Großherzog wurde noch beſonders damit geſchmeichelt, ſolche Geldſummen würde er, da es weder Stände noch Verfaſſung gab, ganz für perſönliche Zwecke verwenden können, und manche Höflinge, die ſehr wohl wußten, daß wo große Summen in's Spiel kommen, immer etwas für die Nahſtehenden abfällt, thaten ihr Mögliches, dieſen Ausweg als den allerbeſten vorzuſtellen. Die Gefahr war dringend; der Großherzog konnte zu einer unglücklichen Einwilligung überredet werden, es konnte aber auch, bei dem Stillſchweigen oder gar halben Zugeſtändniſſe Badens ein durch Baiern den großen Höfen zu entlockender Beſchluß als ein europäiſcher Machtſpruch dem Großherzog und ſeinen Dienern unwiderſtehlich dünken, und die Zerreißung des Landes, die Beſchränkung des Erbrechtes zur Folge haben. Ich erwog den Stand der Sachen mit Tettenborn, und durch ihn der ihm als Freund und Landeskind nur Vertrauen, als unbetheiligter ruſſiſcher General kein Mißtrauen einflößte, ließ er ſich überzeugen, daß es Zeit zu thätigem Handeln ſei. Schwer war es, ihn zu den nöthigen Maßregeln zu beſtimmen, aber es gelang doch zum Theil. Zuerſt wurde der badiſche Bundesgeſandte in Frankfurt Herr von Berſtett angewieſen, mit dem von Hacke ganz unbeachtet gebliebenen, von Berſtett aber klug herangezogenen ruſſiſchen Geſandten von Anſtett die badiſche Sache zu berathen, und über den Erfolg ohne Hacke's Wiſſen unmittelbar an den Großherzog zu berichten. Dann mußte Hacke, der nicht ahndete, wobei dem Großherzog dieſer Einfall kam die außerordentliche Sendung des Generals von Schäffer nach St. Petersburg und des Generals von Stockhorn ebenſo nach Berlin veranſtalten; nach Wien aber eine ſolche Sendung ebenfalls anzuordnen, lehnte er beharrlich ab, und eben ſo wenig wollte er das Geringſte thun, um den guten Willen des durch die ruſſiſche Verbindung jetzt ſo wichtigen Würtembergs aufzuregen. Der badiſche Geſandte von Marſchall in Stuttgart, ſchien der Mann, der an Hacke's Stelle treten könnte, er wurde abgerufen, um in Karlsruhe zur Hand zu ſein; allein ſo lange er nicht wirklich das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war es nur ein Uebelſtand, daß er in Stuttgart fehlte. So zog ſich bei mancherlei Anſtalten alles in ungenügender Weiſe hin, und diejenigen, denen es am meiſten oblag, ſorgten am wenigſten. Der Sturz von Hacke ſchien unerläßlich, wenn aus der Halbheit heraus ein wirkſames Ganzes entſtehen ſollte.

Ich unterließ nichts, um darauf hinzuarbeiten; ich führte eine gute Sache, die des Landes und Fürſten, wo ich angeſtellt war, die dem preußiſchen Vortheil entſprechende, nebenher meine perſönliche. Hacke ſelbſt vermehrte unabläſſig die Waffen, die gegen ihn zu gebrauchen waren. Sein loſes Reden, ſein unſinniges Betragen machten ihm ſtets neue Feinde. In der Großherzoglichen Familie hatte er nirgends einen Anhalt. Mit dem niederländiſchen Geſandten Admiral von Kinkel entzweite er ſich in dieſer Zeit auf das bitterſte durch nichtsnutzige Klatſcherei; ebenſo beleidigte er die badiſchen Offiziere durch Spöttereien, die wenigſtens ihm nicht zuſtanden. Keiner der Diplomaten in Karlsruhe war ihm Freund, jeder hatte über ihn zu klagen. Sonderbar genug ſchien nur allein bei dem Großherzog noch einige Gunſt für ihn vorhanden, ſo daß ich bisweilen zweifeln durfte, wie es dieſer denn eigentlich wohl meine? —

Doch durfte mich das nicht irren, ich betrieb meine Sache mit feſter Thätigkeit. Mit Friederich hatte ich beinah täglich hierauf bezügliche Unterredungen; auch beſprach ich die Lage der Dinge mit dem braven Miniſter von Marſchall, er überſah jedoch ihren weiteren Zuſammenhang nicht ganz, und war außerdem wegen der Unbeſtimmtheit, in der man ihn ließ, tief mißvergnügt, ja er ahndete ſchon, daß er gegen Andre werde zurückgeſetzt werden. Mir konnte nicht fehlen, auf die Geſandten von Reden, von Maltitz und ſelbſt auf den Grafen von Trauttmansdorff, der zwar gegen Baden aber auch entſchieden gegen Hacke war, im Stillen einzuwirken, ihre Depeſchen trugen gewiß manche Färbung aus meinen Mittheilungen. Daß der würtembergiſche Geſandte Graf von Gallatin abberufen wurde, iſt oben ſchon erwähnt. Einſtweilen verſah den Poſten ein Geſchäftsträger Namens Cognard, der mir von ſeinem bisherigen Miniſter Grafen von Wintzingerode nachdrücklich empfohlen war; ich ſelbſt ein Neuling ſollte den Neuling leiten, denn an Dienſtjahren alt genug hatte er doch bisher nie ſelbſtſtändig zu handeln gehabt. Ich benutzte ihn, um zuvörderſt in Stuttgart die zweckmäßigen Eindrücke geben zu laſſen, die ſodann nach St. Petersburg übertragen werden konnten. Ich ſchrieb in gleichem Sinne nach Frankfurt am Main, wo der Heerd aller deutſchen politiſchen Angelegenheiten war, und jede Anſicht leicht ihre Verbreitung fand. Am eifrigſten und ſorgfältigſten berichtete ich den mißlichen Zuſtand Badens in meinen Depeſchen nach Berlin.

Inzwiſchen belebte ſich der Winter durch mancherlei Beſuch; Auguſte Brede kam von Stuttgart, und wohnte eine Zeitlang bei uns, deßgleichen der Freiherr von Otterſtedt, der in Stuttgart den neuen König begrüßt hatte, und auf der Rückreiſe nach Frankfurt in Karlsruhe ſcheinbar nur uns beſuchte, in der That aber ſich würtembergiſchen Aufträgen unterzogen hatte; der König war mit Baden etwas geſpannt, und wollte ſeinen eignen Geſchäftsträger nicht gebrauchen, ſondern hielt ſein Anbringen durch einen fremden Diplomaten, mit dem man ihn allerdings von altersher vertraut wußte, für unverfänglicher; Otterſtedt ſollte die Verſicherung der freundnachbarlichſten Geſinnungen geben und zur Standhaftigkeit ermahnen, allein er fand niemanden, der ihn hätte anhören wollen, denn zum Großherzog war nicht zu gelangen, und Hacke durfte nicht erfahren, was ja zumeiſt gegen ihn ſelbſt gerichtet war. Ich kannte Otterſtedts Schwatzhaftigkeit, und ſagte ihm nicht mehr als nöthig war, rieth ihm aber, in Frankfurt dem Herrn von Berſtett die Beſorgniſſe und den guten Willen, die man in Stuttgart hatte, mitzutheilen, was er auch that, und auf dieſem Wege wurde der Großherzog von allem unterrichtet. Unter den Beſuchen dieſes Winters muß ich noch den Fürſten von Solms-Lich anmerken, der keiner politiſchen Abſichten geziehen wurde, aber dem Hofe der Markgräfin Amalia, wo er ſein Lager aufſchlug, einige Beluſtigung gab durch das Bemühen im Vortrage franzöſiſcher Trauerſpiele die Meiſterſchaft Talma's zu erreichen. Zum Namenstage der Großherzogin, dem 26. Dezember der diesmal durch Hoffeſte beſonders gefeiert wurde, erſchien auch aus Stuttgart der Geſandte von Küſter, mit dem ich in beſtem Vernehmen ſtand, ohne ihm doch mehr anzuvertrauen, als das amtliche Verhältniß es erforderte, denn er hatte Ausſicht als Geſandter nach München zu kommen und ſchien, wo nicht der baieriſchen Sache günſtiger als der badiſchen, wenigſtens gleichgültig für die letztere. —

Aber bei allem Eifer, den ich dieſer Sache widmete, ließ ich doch nicht meinen Blick ausſchließlich auf ſie geheftet; er umfaßte das ganze politiſche Gebiet, was zu Hauſe in Berlin vorging, was in Deutſchland, dieſer Muſterkarte mannigfacher Staatengebilde, zuſammen- und auseinanderſtrebender Beſtandtheile, ſich hervorarbeitete, die Gährungen in Frankreich und England, alles reizte und beſchäftigte mich, und in allem zumeiſt die Entwicklungen der Völker zur Freiheit, zu freien Verfaſſungen: was dahin ſtrebte zu fördern, zu ſteigern, war mir heiligſtes Anliegen. Der gute Schein, den in dieſer Beziehung Preußen von dem Wiener Kongreß her trug und in ſpäteren Verkündigungen nicht grade abwerfen wollte, konnte mich in dieſer Richtung äußerlich genugſam ſchützen, und ich war verſichert, daß, ſolange der Staatskanzler das Steuer führte, mich dieſerhalb kein amtlicher Vorwurf treffen würde, falls nicht ein beſondres Aergerniß dazu aufforderte; ein ſolches aber war ſo leicht nicht zu befürchten, da ich nirgends öffentlich aufzutreten hatte, und meine Stimme nur in den namenloſen Erörterungen der Tagesſchriften und Zeitungen erhob; das mündliche Wort kam weniger in Betracht, wurde vergeſſen oder verziehen, oder gar als ein kluges Erkunden gedeutet, bei dem die eigne wahre Meinung nicht betheiligt ſei. In jener Zeitungsthätigkeit war ich ſeit Jahren heimiſch, hatte gute ſichre Verbindungen, und konnte begünſtigt von den Umſtänden manchen kühnen Wurf wagen. Die Funken ſprühten weit umher, zündeten vielfach, und die ſichtbare Wirkung wurde zum Anreiz, das Feuer unabläſſig fortzuſetzen, zu verſtärken. Unzählige kürzere und längere Aufſätze von mir liegen in den Jahrgängen der damals geleſenſten Zeitungen zerſtreut; was ſich davon bei mir durch Zufall erhalten hat, iſt von der Art, daß ich es noch heute in meinem Alter billigen kann, weder des Inhalts, noch des Ausdrucks hab' ich mich zu ſchämen, und wie ſehr ich aus dem tiefſten Sinn und Leben der Nation heraus geſprochen, dafür gilt als beſtes Zeugniß, daß dreißig Jahre ſpäter, als die Nation erwachte und wirklich frei zu werden begann, meine früheren Worte großentheils ein Ausdruck deſſen waren, was die neueſte Zeit im Allgemeinen forderte. Meine Artikel ſprachen unaufhörlich für das Bürgerthum, gegen die Vorrechte des Adels, gegen die Willkür der Behörden, für die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, für die Einheit der ſtändiſchen Vertretung; wo ſich Gleichgeſinnte zeigten, trat ich ihnen bei; Rotteck ſchrieb über ſtehende Heere, bald nachher Liebenſtein ebenfalls, Oelsner ſchrieb über das preußiſche Kabinet, ich zeigte ihre Schriften lobend an, nicht einmal oder zweimal, nein an den verſchiedenſten Orten und immer wieder. Ich war für das Schweizeriſche Muſeum von Troxler, für Luden's Nemeſis, beſonders auch für die Jenaiſche Litteraturzeitung thätig, und hier war, wenn die Zeitungen mehr den Plänkeleien dienten, bisweilen der Ort für ſchweres Geſchütz.

Ich kann mir nicht verſagen, ein paar kürzere Artikel, in der Mitte des Sommers 1816 veröffentlicht, als Merkwürdigkeit hieherzuſetzen. Der deutſche Beobachter gab ein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 5. Juli, das alſo lautete: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache ſcheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutſche Bundestag gegen die Mitte des Auguſtmonats eröffnet werden ſoll; Mißtrauiſche, die ſich bei dieſer Gelegenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf noch längeren Aufſchub gefaßt ſein, ſo daß vielleicht die Eröffnung auf denſelben Tag, wie ſie anfangs feſtgeſetzt war, nur gerade ein volles Jahr ſpäter, erfolgte; immerhin, wäre nur dieſer Zeitpunkt wirklich unaufſchiebbar angenommen, die Beſchämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zuſtandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug ſein.

Der Nachtheil, der für die Deutſchen aus einem ſo langen Liegenlaſſen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entſteht, iſt wahrlich nicht gering anzuſchlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es ſchmerzlich, und ſieht ſich von dem Auslande bemitleidet, daß ſelbſt die zerrütteten Franzoſen, ja die Polen ſogar, zur Betreibung ihrer Nationalſachen ſchneller und rüſtiger gelangen, als es den an Geiſt, Willen, Bildung und Muth ſo hochſtehenden Deutſchen gegönnt iſt. Der Nachtheil iſt groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Kalamität genannt werden. Zwar ſtehen unſre Berge und Häuſer darum nicht minder, die Flüſſe hören nicht auf zu ſtrömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es ſchießt ſich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Geſandten gehn an die Höfe, die Soldaten ziehn auf die Wache und die Schauſpieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen ſcheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geiſtigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelſten Theile, ſtocken die beſten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die friſcheſte Kraft! Ein Volk, wie das unſere, das noch ſo viel zu leiſten und die höchſten Stufen ſeiner wahrſcheinlichen Weltbeſtimmung noch in weiter Ferne zu erſteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinſchwebens, aus dem es ſich kaum erſt zu kräftigem Gange mit Selbſtbewußtſein endlich herausgearbeitet hat, auf's neue wieder zerſtreut und loſe überlaſſen werden!

„Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag ſobald als möglich den deutſchen vaterländiſchen Angelegenheiten Form und Gemeinſchaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte.“ Und gleich darauf ein andres vom 8. Juli: „In unſerm lieben Deutſchland ſieht es wahrlich bunt aus; wohin man ſchaut, da erblickt man verwirrte Verhältniſſe, ſtreitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehn! Niemals war unſer gemeinſames Vaterland mehr aufgelöſt; wo ſoll man es faſſen, um ſich daran zu halten, wo und wie ihm ſeine Liebe und Hingebung beweiſen? überall ſind nur einzelne, zerſtückelte, einander mit Bitterkeit beſtreitende Elemente, alter verjährter Wuſt, alberner Dünkel, troſtloſe Dumpfheit: welcher Deutſche kann und mag darin ſein Vaterland finden? Es iſt Zeit, daß der deutſche Bundestag eröffnet werde, ſo wenig man auch von ihm erwarten will, ſo iſt er doch das einzige gerettete Ueberbleibſel der großen Hoffnungen, die die deutſchen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinſame, ſtarke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbſtbeſtehn faſſen konnten. Es müſſe ſich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zerſplitterung rettungslos zurückſinken, als eine elende, nichtsnützige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen ſind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinweſen durch Muth und Arbeit emporbringen ſollen! — Wenn ein neuer Krieg kömmt, wie findet er uns? wie ſtehn wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geſchenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit ſolcher Prüfung uns nicht zu ſchnell übereilen!" — In beiden Artikeln iſt ein Zuſtand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder ſo ſehr derſelbe iſt, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchſtens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine ſchwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn iſt. —

Wenn damals in faſt allen deutſchen Ländern freie Verfaſſungen gefordert wurden, für die man gutmüthig genug auch ſogenannte ſtändiſche noch hinnehmen wollte, ſo hatte das ſeinen guten Grund in den argen Erfahrungen, die man während der Fremdherrſchaft in Nord- und Süddeutſchland über die Willkürmacht der Fürſten gemacht hatte. Von Gewaltthaten im Bereiche des ehemaligen Rheinbundes, verübt durch die Fürſten und ihre Behörden, von Verwilderung der öffentlichen Zuſtände, von Geſetzwidrigkeiten, Verſchleuderungen der Staatsgeben, Unterschleifen, Schlechtigkeiten aller Art im Großen und Kleinen, wußten alle Leute in diesen Ländern zu erzählen, und außer dem Öffentlichen, das man an Gerichtsstellen laut sagen konnte, gab es noch schlimmeres Geheime, das einem nur in's Ohr geraunt wurde. Von letzterer Art will ich ein Beispiel mittheilen, das mir anfangs unglaublich vorkam, in der Folge jedoch in allen seinen Angaben als durchaus wahr sich erwiesen hat.

Ein angesehener Hofbeamter in Karlsruhe, früher Lieutenant in preußischen Diensten, nach dem Kriege von 1866 aber in Baden durch Gunst gleich als Oberst aufgenommen und bald bis zum Generallieutenant befördert, hatte in Berlin ein hübsches Bürgermädchen liebgewonnen, und ihr sein Herz angetragen, und da ihr der junge Mann gefiel, so lebten sie in vertrauter Gemeinschaft, die zwar nicht durch den Spruch des Priesters, aber bald durch die Geburt einer Tochter gesegnet wurde. Das Verhältniß bestand in Karlsruhe fort, obschon es der jetzigen Glückslage des Mannes unbequem und wenig gemäß erschien, doch einige Versuche, die gemacht wurden es zu lösen, schlugen gänzlich fehl. Mittlerweile war dem Großherzog eine verstohlene Liebschaft mit einem am Hofe lebenden Fräulein zugeflüstert worden, und nach schnell eingenommenem Ueberdrusse fand man gerathen das Fräulein zu verheirathen, und zum Gatten ersah man jenen Hofbeamten, den man dadurch zugleich den mißliebigen Banden entziehen wollte, die ihn gefesselt hielten. Allein gegen alles Erwarten zeigte sich die Herzensneigung stärker, als der sonst willige Gehorsam, und man sah, daß man vor allem die alte Geliebte entfernen müsse. Der

Plan dazu war ſchnell gemacht, das Werkzeug ſogleich zur Hand. Ein vormaliger Handlungslehrling, Namens Brennenhofer, war unter Begünſtigung der Zeitbewegung in den Feldjägerdienſt getreten, und hatte ſich durch Gewandtheit und Willfährigkeit ſo gut höheren Ortes empfohlen, daß er bald höhere Anſprüche machen konnte und Rittmeiſter wurde. Dieſer fand nicht das geringſte Bedenken, ſich der Frevelthat, die man von ihm verlangte, zu unterziehen. Unter falſcher Vorſpiegelung, als habe er einen geheimen Auftrag an ſie zu beſtellen, wußte er die unglückliche Geliebte in den nahen Hartwald zu locken, dort fand ſich ein Wagen mit Poſtpferden, ſie wurde mit Gewalt hineingehoben, der Verräther ſetzte ſich neben ſie, und nun ging es ohne Aufenthalt fort, Tag und Nacht, bis in's Polniſche. Kein Angſtſchrei, keine Wehklage, kein verzweiflungsvolles Anrufen half der Unglücklichen; ihr Begleiter wies ſich überall den Behörden durch wohlbeglaubigte Papiere als vollkommen berechtigt aus, eine Verirrte auch wider ihren Willen in den Schooß ihrer Familie zurückzuführen. Sie wurde ihren Verwandten übergeben, und dieſen ein Jahrgeld zugeſichert unter dem Beding, daß ſie die Zurückgebrachte nicht wieder fortließen. Brennenhofer kehrte ſtolz und freudig zurück, und wurde belobt und belohnt. Das Mittel erfüllte den gewünſchten Zweck vollkommen; der Hofbeamte, von der Geliebten getrennt, über deren Verſchwinden er nicht Rechenſchaft fordern konnte, war jetzt ſchwach genug, in die ihm vorgeſchlagene Heirath zu willigen. Sie war keine glückliche, denn außer der Unbefriedigung, die er in dieſer aufgedrungenen Ehe ſelbſt empfand, hatte ſein Gewiſſen und ſein Herz eine tägliche Mahnung durch die Gegen-

[illegible] seiner Tochter, die durch ein Versehen bei dem [illegible] gekommen war, und die er nun an seinem [illegible] sich lassen wollte. Später fand auch die Entführte [illegible] Mittel ihren Verfolgern zu entkommen, und gelangte nach Straßburg, von wo sie mit gerichtlichen und öffentlichen Klagen drohte, bis man sich genöthigt sah, mit ihr ein förmliches Abkommen zu treffen, wodurch sie und ihre Tochter in guter Art versorgt wurden, und sogar den adlichen Namen des Mannes führen durften. — Der Entführer jener Schandthat, Hennenhofer, wurde mit [illegible] Blicken angesehen, doch wollten ihn manche entschuldigen, und die ganze Schuld auf den [illegible] werfen. Wer dieser eigentlich ist, wie doch die [illegible] [illegible], das wußte niemand sicher; den Großherzog [illegible] beschuldigte man nicht, obschon er, wenn auch durch [illegible] Verschweigung geduldet, was die Andern gemacht haben mochte, und seine Behörden ihr amtliches Ansehen zu dem Betrug und der Gewalt geliehen hatten; doch in seiner Seele konnte dergleichen nicht entstanden sein. In Karlsruhe, hieß es, gibt es Bösewichter genug, man habe da fast die Auswahl. Als fähig zu jedem schlechten Streiche, der nur ebenfalls gewünscht werden möchte, nannte man zum Beispiel den [illegible] Baron von [illegible], einen [illegible] Verwandten, der von dem berühmten Freiherrn von Knigge war erzogen worden, und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nöthig gemacht hatte. Er galt als eingeweiht in allen Ränken und Lüsten, als heimlich in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen hier nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er selber nur zu sehr thatsächlich bestätigt, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schönes erwählt und höhere Würden und den Titel [illegible] erlangt, durch Widerspruch aller seiner Würden so wie des Amts entsetzt und zu lebenslänglicher Festungsarbeit verurtheilt worden iſt.

Karlsruhe. Baden. Dresden. Berlin.

1827.

Das Jahr 1827 kündigte ſich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unſern Kreis und an ihm vorüber. Ich erwähne zuvörderſt einiger Veränderungen im diplomatiſchen Körper. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

rechtmäßigen Einführung auf Grund. Dem Großherzog wurde durch [illegible] und [illegible] unter der Hand vorgestellt, wie wichtig es sei, auch von Seiten Badens förmliche [illegible] zu treffen, und dennoch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, auch bedürfe die [illegible] der Stimmen und des Willens in der Verwaltung [illegible] [illegible] [illegible], die nicht [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in einer [illegible] [illegible]; oder zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] mit der bisherigen Ordnung [illegible], als daß sie nicht allein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] bei der [illegible] und Großherzogs nur [illegible] [illegible] [illegible]. Doch [illegible], der [illegible] die Verfassung [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; ob sich nun [illegible] auf [illegible], wie die Stände in Württemberg und Baiern [illegible]. —

Gegen Ende des Jahres richteten sich alle Blicke [illegible] [illegible] nach England, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Prozeß dort obwaltete. Die Prinzessin von Wallis hatte Italien verlassen, wo sie [illegible] unter [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], um zu [illegible], ob [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]. Man glaubte ihr die Aufnahme [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] König Georg von England, nicht nur [illegible], sondern auch [illegible] [illegible] [illegible], und die [illegible] nicht [illegible], welche [illegible] [illegible], [illegible] in England die Zurückstellung [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der Prinzessin

[illegible]

auch den [illegible] und Hoftheater, wo sich von Zeit zu Zeit ein Liebhabertheater und dem ziemlich kurzen Gefolge der Prinzessin bilden läßt. Von Hofe scheint man mit dem verschwenderischen Geld nicht zufrieden zu sein. Man sieht ein [illegible] [illegible], wenn [illegible] in den [illegible] der Großherzogin, [illegible] [illegible], und [illegible] nur und dem [illegible] nicht, weil der [illegible] einen [illegible] nicht gestattet. Die Schönheit der Prinzessin läßt sich nicht schildern, man muß sie gesehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgestern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu sich der Hof in Gala legte, und bei dieser Gelegenheit ward der Prinzessin das diplomatische Corps vorgestellt. Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns in Beziehung auf ihre Reise aus der Sammlung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes von München, und wir [illegible] ihre gänzlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Corps über den weiteren Wagen, welchen die Prinzessin auf ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden. — Der [illegible] [illegible] ist ein [illegible], der nach meinem Erachten noch einem [illegible] Jahrhundert angehören kann. In der Weise wünsche ich ihn mit als [illegible]. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er [illegible] sein, und den Namen kann er als zweiter [illegible] erscheinen. Die [illegible] Brust [illegible] drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, und auf seinem Sattel die Portraits der [illegible] Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr hohen Reiter, und wird als solcher auch dahier gelobt. Die übrigen Gesandten, welche [illegible] in eine der [illegible] geschickt sind, erzeugen [illegible] — Die Prinzessin [illegible] in Stuttgart, wo er [illegible]

Der [illegible]. Der Prinz-Regent war voll [illegible] in Stuttgart und

Karlsruhe, konnte nicht umhin, seinen Dienstbefehlen die Ausführung leihen, wenn man in diesem Falle von ihm verlangte, Zeugen aufzubringen. Zwar hatte er sich, um persönlichen Berührungen auszuweichen, wie jene Briefchen erkennen, für die Zeit der Anwesenheit der Prinzessin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrem Abzuge erschien er wieder, und der eigentlich, von Zucht und Ehrbarkeit und würdiger Gesinnung erfüllte Mann unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß besonders werthvoll schien, durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London abschicken und dort reichlich verpflegen zu lassen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Proceß auch diese traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umstände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir anfänglich Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß gesetzt hatte, so lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Proceß auch meine Aussage verlangt zu sehen, wobei ich zwar nichts zu Gunsten der Königin, aber scharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte aussprechen müssen. Ich sah es als eine Gunst des Schicksals an, daß diese Gefahr später nur leichthin an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieser kurzen Erscheinung der Prinzessin von Wales hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz anderer Richtung die Gemüther anregte. Jung-Stilling starb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit sehr aus den Augen verloren, und ſein Tod überraſchte mich; die wenigen entzückenden Geſpräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine ſanfte Würde, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und ſelbſt Widerſpruch gegen ſeinen Glauben mit liebevoller Nachſicht hin; nur Einmal hatte ich ihn verletzt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverſtanden, wie ihm ſeine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch ſtets geiſtesrege, und ihm weitüberſehende Frau ſogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing ſein Herz noch immer und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, deſſen Wege er doch nicht zu verſtehen bekannte. Von der Theorie der Geiſterkunde wollte er nicht gern ſprechen, er ſah ſie als eine Verirrung an. Gern und ſehr anmuthig erzählte er ſeine Lebensbegegniſſe, wobei manche ſehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiſer Alexander ihn einſt, nach längern religiöſen Unterhaltungen, aufs äußerſte bedrängt, er ſolle ſagen, welche der chriſtlichen Partheien er am meiſten übereinſtimmend glaube mit der ächten reinen Chriſtuslehre? So hart war die Frage nicht geſtellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten ſollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, ſondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf dieſe Frage, alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der chriſtlichen Formen ſchlöſſe den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menſchen ſelbſt an, auf ſeine Geſinnungen und ſeinen Wandel. Der Kaiſer war hiermit nicht zufrieden, und meinte, es müſſe doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forſcher wie

Jung ſei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage ſich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaiſers, und nach einigem Beſinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder ſeinen Spruch, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, einen Vorzug einzuräumen. Endlich ſagte der Kaiſer, ihm ſelber ſei die Sache beinah entſchieden, nur wünſchte er ſeine Meinung durch Andre beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja, verſetzte Jung, die Herrnhuter ſind vortrefflich, und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Menſch nur gut iſt, ſo kann er in jeder gedeihen.“ Der Kaiſer konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling iſt merkwürdig im Betreff der Freiheit, zu welcher ſich noch in ſeiner letzten Zeit ein Geiſt erhob, der in ſeinem frommen Wallen faſt immer die Feſſeln des Wahnes und Aberglaubens ſchwer mitgetragen hatte. Der Tod ſtand lange vor ihm, zögerte aber ſtets, und der Greis, der zu ſterben wünſchte, konnte ſich der Klage nicht erwehren, daß ſein Leidenszuſtand ſehr groß ſei. Eine ſeiner Enkelinnen ſtand an ſeinem Bette, und glaubte ihn tröſten zu müſſen: „Bedenken Sie aber, ſagte ſie, welche Herrlichkeit Sie bald ſehen werden“, und nun malte ſie ihm den Himmel mit den genaueſten Zügen und Bildern, die in ſolchem Augenblicke doch allzu kindiſch erſcheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröſtungen unangemeſſen, und wies ſie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ Frau von [illegible], die beinahe täglich den Sterbenden beſuchte, hat wie an dem Tage ſelbſt, wo ſie ſie gehört, dieſe merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs ſagen, daß ſie mehr bedeuten, als bei frömmſter Zuverſicht, die Jung gewiß hatte, ihr ſchlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ —

Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Mai ſich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarſte getroffen und erſchüttert; mit dieſem Prinzen erloſch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzeſſinnen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam, und welche alleſammt unangefochten heranwuchſen und blühten, während die Brüder früh ſtarben, hatten keinen Anſpruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; dieſe waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So ſchien das Unwahrſcheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, ſich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausſtürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Beſtürzung den wichtigen Trauerfall und beſprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angſt und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die ſchon bei dem frühern Falle leiſe geflüſtert worden, erneuten ſich lauter und dreiſter; beſonders war das unterſte Volk geſchäftig, die abentheuerlichſten, unhaltbarſten Anſchuldigungen in ſeiner dunklen Vorſtellungsweiſe zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider ſchon in Betreff ſeiner ſelbſt insgeheim ein ſolcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer ſeiner Diener, der ſich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und ſich aus Gewiſſensangſt getödtet habe, wurzelte immer feſter bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt ſelber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von dieſen düſtern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte ſie manche Perſonen ſehen, welche den hülfloſen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten. —

Einige Wochen ſpäter ſtarb der jüngere Oheim des Großherzogs, Markgraf Friedrich; ſein Tod machte wenig Eindruck, der Markgraf war immer unbedeutend geweſen und hatte wiewohl verheirathet keine Kinder. Dagegen war das Anſehn des ältern Oheims, Markgrafs Ludwigs, durch den Tod des kleinen Erbgroßherzogs bedeutend geſtiegen, und ihm die Ausſicht auf die Erbfolge eröffnet; er hatte keine Gemahlin, wohl aber Kinder, und konnte ſehr wohl durch ſtandesmäßige Heirath deren erbfolgfähige erzielen. Doch ſagte man, daß er ſolche Gedanken zu hegen ſich noch gar nicht getraue. Indeß gab es unter den Hof- und Staatsdienern ſchon manche, die ſich ihm heimlich näherten, und ihr Glück mehr von ihm erwarteten, als von dem Großherzog, der allerdings trotz ſeiner jungen Jahre zu keiner langen Regierung beſtimmt ſchien. —

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei ſeiner Durchreiſe in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er ſeit dem Jahre 1815 ſich aufgehalten und die Entſcheidung ſeiner preußiſchen Dienſtanſtellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um ſeine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geſchärft an allen ſeit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereigniſſen hatte er in Berlin beobachtet, und ſeine Wahrnehmungen waren von der Art, daß ſie den Eingeweihten ſowohl befriedigten, als überraſchten, erſteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche ſein Blick den Gegenſtänden noch abgewann. Seine Einſichten waren ein reicher Schatz, ſeine leichte Darſtellungsgabe hatte ein ſcharfes Gepräge, ſeine Meinungen bewegten ſich in einem großen Kreiſe, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umſtände forderten. Aber grade dieſe ſeltnen Talente und Eigenſchaften ſchloſſen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchſten Verhältniſſen einem Fürſten oder wenigſtens einem Miniſter zur Seite ſtehen müſſen, als deſſen Aug' und Ohr, als eine leiſe Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geiſtigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren ſeine Gaben wo nicht verloren, denn er ſpendete ſie bereitwillig aus, aber doch ihm ſelbſt unnütz, er konnte ſie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; ſie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geſchäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit ſehr geringen Talenten abzufinden ſind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte ſchreiben laſſen, ein Gedanke, der ſich von ſelbſt aufhob als neben Preußen auch Oeſterreich ihre Leitung führen ſollte! Aber nicht viel beſſer war es, daß der Fürſt von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken laſſen; dieſe hatte der Worte genug, ſie harrte auf Thaten; was der Fürſt, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch ſagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte ſagen mögen und können. Alſo für dieſen durchaus ein Verhältniß der Herabſtimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden ſein konnte! Auch hatte er ſelbſt ein richtiges Vorgefühl dieſer falſchen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn ſich aufſchließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn ſchätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich ſah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur beſtärken. Rahel aber ſah die Sachen gleich von Anfang ungünſtig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn ſeine Hoffnungen wollte ſie nicht ſtören. —

Kaum war dieſer Beſuch vorüber, ſo erſchien ein andrer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufſehen machte. Der päpſtliche Nuncius Zen war beauftragt, die Sache der römiſchen Kurie gegen die deutſch-katholiſche Sache des Kapitularvikarius von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg, am badiſchen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzuſetzen. Der Glanz und die Ehre einer ſolchen Beſchickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgeſetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet ſchien, lebte zu tief in dem Weſen der Religion, als daß ſie ſich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte ſie in ſolchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit ſchon halb verfehlt, und der Nuncius klagte, ſeine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuſcht. Der Miniſter von Hacke ließ wohl den römiſchen Einflüſterungen ein williges Ohr, und benahm ſich gegen Weſſenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptſache ſtand doch immer in des letztern eigner Entſcheidung, und dieſer war in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen unerſchütterlich. Die deutſchkatholiſche Kirche war damals auf dem beſten Wege, ſich in ächt chriſtlicher Weiſe herzuſtellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfniſſe des Vaterlandes gemäß und heilſam erſchien, in ihrer Mitte ſelbſt waren die Führer dieſes guten Werkes erſtanden, Männer wie Weſſenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen ſich anſchloß, ſowohl der Geiſtlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entſprochen haben. Weſſenberg beſonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treuſten Sinnes und der edelſten Geiſtesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Weſſenberg wäre die größte Bürgſchaft der innern Eintracht und des gedeihlichen Fortſchrittes geweſen. Allein die Regierungen, und namentlich die proteſtantiſchen, deren größter Vortheil es war, jene heilſamen Beſtrebungen zu fördern, durch welche die katholiſche Kirche in Deutſchland eine deutſche geworden wäre, erwieſen ſich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die

Sache fortſetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern, ihre Mühen vergeblich blieben. Die perſönliche Sache Weſſenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entſchloß ſich, nach Rom zu gehen, und ſich dort gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung ſo auch Schrecken und Angſt. Weſſenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämiſche Gegner, die ſeiner klaren, milden und volksgemäßen Geſinnung gram waren, ihn dort verläumdet, ſeine Feinde waren ſeine Richter, gehäſſige, unwiſſende Richter, was für ein Schickſal konnte dort ſeiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müſſen, auch wäre wohl Weſſenberg's Namen jenſeits der Alpen nicht ganz machtlos geweſen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußerſten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angeſehene Perſonen redeten ihm warnend ab, ſeine Freunde beſchworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es ſeine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich ſeinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß ſeine Gegner ihn verläumdeten. Er reiſte wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abſchied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber ſein Wirken war gebrochen, und freiwillig entſagte er der Biſchofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieſer Sachen in Deutſchland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, ſondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes geweſen wäre. —

Der badiſche Bundesgeſandte von Berlin war inzwiſchen in Frankfurt am Main nicht müßig, ſondern verſicherte ſich mehr und mehr der Gunſt des ruſſiſchen Geſandten von Anſtett, dem er ſich blindlings ergab; ſein Ehrgeiz ging dahin, die Stelle des Hrn. von Hacke zu erlangen, und dazu mußte er denſelben in den Geſchäften überflügeln, und ſich dem Großherzog unentbehrlich machen. Er hatte den Miniſter ſchon aus der Leitung der Gebietsverhandlungen hinausgedrängt, ſie waren dem Miniſter von Marſchall übergeben; jetzt ließ Berſtett ſich wider Hacke's Willen eine Sendung nach England geben, zu dem doppelten Zwecke, das dortige Miniſterium für Baden in der Gebietsſache günſtig zu ſtimmen und dem Prinz-Regenten wegen der guten Aufnahme, die der Prinzeſſin von Wallis am Karlsruher Hofe zu Theil geworden, Entſchuldigungen zu machen. Berſtett blieb einige Wochen in England, und machte von ſeiner Sendung großen Lärm, obſchon er nicht viel mehr erwirkte, als daß Baden verſprach, die Prinzeſſin nicht ferner aufzunehmen: ſie hatte nämlich beabſichtigt, auf längere Zeit in Raſtadt zu wohnen, und ſchon waren für ſie auf dem Schloſſe daſelbſt die nöthigen Einrichtungen angeordnet, die nun ſogleich abbeſtellt wurden, ſo wie Hr. von Ende ihr anzeigen mußte, daß ihr der Aufenthalt im Badiſchen nicht könne geſtattet werden. Durch Berſtett's Rückkehr aus London nach Karlsruhe wurde Hacke's Verhältniß dort ſehr erſchüttert, er fühlte den Boden wanken und konnte ſein Mißbehagen nicht verbergen.

Ich glaubte, daß es nun Zeit für mich ſei nach Karlsruhe zurückzukehren, und Tettenborn, ſo wie Küſter und ſelbſt Goltz, beſtärkten mich in dieſer Meinung. Ueberdies war mir eine Depeſche des Staatskanzlers angekündigt, die mir durch Gelegenheit zukommen ſollte, da man ſie der Poſt nicht anvertrauen mochte. Sie mußte die entſcheidende Antwort bringen, wie ich mich gegen die Nachläſſigkeiten, die ſich Hacke in Betreff meiner amtlichen Stellung hatte zu Schulden kommen laſſen, zu verhalten habe, und ſelbſt im Falle, daß mir neues Zurückziehen geboten würde, war ein neues Weggehen bezeichnender als ein bloßes Wegbleiben. Gegen Ende des April trafen wir in Karlsruhe wieder ein. Unmittelbar darauf erhielt ich die erwartete Depeſche, ſie war vom 4. März, alſo ſchon acht Wochen alt, und lautete wie folgt: „Die Abreiſe des Generallieutenants von Zaſtrow verſchafft mir endlich Gelegenheit, an Ew. Hochwohlgeboren auf einem ſichren Wege zu ſchreiben, und Ihnen zu ſagen, daß Sie das Verdienſt gehabt haben, uns über die geheimen Anſchläge Baierns zu einem erweiterten Territorialerwerb den erſten Wink zu geben. Der Plan, den Sie freilich in ſeinem Entſtehen nicht vollſtändig durchſchauen konnten, hat ſich jetzt näher entwickelt, und bezweckt nichts weniger als die Abtretung der fünf wichtigſten Aemter der Rheinpfalz. Die Ausführung dürfte aber deſto ſchwieriger fallen, da keiner der Mitintereſſenten und keiner der größern europäiſchen Höfe die daraus für Deutſchland und für das jetzige Syſtem überhaupt entſtehenden nachtheiligen Folgen verkennen wird. Ich kann jedoch nicht mit Ew. Hochwohlgeboren die Anſicht theilen, daß der Großherzog von Baden durch ſeine bedrängten Finanzumſtände, oder durch verderbliche Rathſchläge verleitet wäre, den Anträgen des Münchener Hofes Gehör zu geben, ſondern ich habe vielmehr Urſach zu glauben, daß Seine Königliche Hoheit bei ſeiner bisherigen Weigerung zu beharren entſchloſſen iſt. Die Sache wird ſich wahrſcheinlich nach Ankunft des hier als Geſandten ernannten Herrn Generallieutnants von Stockhorn aufklären, und ich werde alsdann erſt beurtheilen können, was etwa unſrerſeits in Karlsruhe zu thun rathſam wäre. Unterdeſſen empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren, ſich völlig paſſiv zu verhalten, jedoch aber alles, was Sie über den vorliegenden wichtigen Gegenſtand erfahren werden, ferner einzuberichten. Zugleich verfehle ich nicht, Ihnen den Eingang Ihrer Depeſchen bis zu No. 31 inclusive anzuzeigen. Ich werde vielleicht künftig auf einige darin berührte Punkte zurückkommen, muß mich aber heute bloß beſchränken, Ew. Hochwohlgeboren zu erſuchen, mit Ihrer intereſſanten Korreſpondenz fleißig fortzufahren, und verſichert zu ſein, daß ich ſelbiger ſtets mit Vergnügen entgegenſehe. Empfangen Sie die Verſicherung ꝛc. Berlin, d. 4. März 1817. (Gez.) C. F. von Hardenberg."

Dies war alles ganz gut und verbindlich, aber im Grunde nur eine Verſchleierung der Zagheit des preußiſchen Kabinets in ſelbſtthätiger Weiſe aufzutreten, und den Schutz des Mächtigen für den Schwachen auszuſprechen. Auch der Zweifel, welchen der Fürſt ausdrückte, daß dem Großherzog verderbliche Rathſchläge gegeben würden, war eigentlich nur in dieſem Sinn; denn ich hatte thatſächliche Angaben berichtet, und wußte mehr, als ich dem Papier anvertrauen durfte. Meiner Beſchwerde gegen Hacke, wegen der ich ſehnlichſt einer leitenden Weiſung entgegen geſehen, war mit keinem Worte gedacht, alles blieb in der Schwebe, und ich mußte mich, der Meinung Küſter's beitretend, damit tröſten, der Fürſt habe für das Beſte gehalten, alles meiner eignen Klugheit und Geſchicklichkeit zu überlaſſen.

Uns beſchäftigten mittlerweile ganz andre Sorgen. Die vorjährige Ernte war ſchlecht ausgefallen, man reichte mit den Vorräthen nicht bis zur neuen Ernte, das Getraide ſtieg im Preiſe, in manchen Gegenden fehlten die Lebensmittel, oder wenigſtens das Geld um ſie anzukaufen, in allen Rheinländern war große Theurung, in manchen ſchon Hungersnoth eingetreten. Beſonders aus dem ſogenannten Oberland und aus der Schweiz kamen die traurigſten Klagen, aber auch in der Nähe von Karlsruhe ſtieg das Elend auf einen hohen Grad. Die Großherzogin, von den entſetzlichen Schilderungen, die ſie vernahm, tief erſchüttert, gründete einen großen Wohlthätigkeitsverein, den ſie durch anſehnliche Beiſteuern, noch mehr aber durch das Beiſpiel ihrer eingreifenden Wirkſamkeit fruchtbar machte, und deſſen Segen weithin empfunden wurde. Von tiefem Mitleid ergriffen, that auch Rahel alles was in ihren Kräften ſtand, um den Bedürftigen zu helfen, die äußerſte Noth von den Bedrohten abzuwehren. Sie hatte in dieſen Beſtrebungen bei ſehr beſchränkten Mitteln einen wunderbaren Erfolg; es war als ob alle ihr verliehenen Geiſtesgaben und Gemüthskräfte in dieſer Richtung ihre reichſte und vollſtändigſte Anwendung fänden, ihr ſchnelles Urtheil, ihre klare Einſicht, das richtige Maß ihres Handelns, und die wohlthuende Wärme deſſelben. Sie verſtand es genau, die wundeſte Stelle der Verhältniſſe herauszufinden, ihr die angemeſſenſte Linderung zu verſchaffen, das Geld in Sachen zu verwandeln, durch perſönliche Vermittlung die Umſtände zu benutzen, durch eindringlichen Zuſpruch die eignen Kräfte der Leidenden aufzuwecken. Sie folgte hierin einem ihr angeborenen Beruf, den ſie eigentlich jeden Tag ihres Lebens, nach Maßgabe der dargebotenen Gelegenheit, alſo meiſtens nur ſtill und leiſe, und daher auch unbemerkt und unbeſprochen, nach allen Seiten ausübte. Mir ſelbſt fiel nicht weniger ein Theil dieſes Elends und zwar von Amts wegen zu. Die preußiſchen Handwerksburſchen nicht allein wandten ſich in ihren Wanderbedrängniſſen häufig an mich, ſondern auch die zahlreichen Auswanderer, denen ich die Päſſe zu unterſchreiben hatte, lagerten zu Hunderten vor meiner Thüre, und oft mit Weib und Kindern in ſolchem Zuſtande, daß es unmöglich wurde, ihnen mit der Unterſchrift nicht auch eine Reiſezehrung zu ertheilen. Man rechnet, daß in dieſem Jahre nur aus Baden gegen zwanzigtauſend Seelen auswanderten, von denen mehr als ein Zehntheil nach dem ruſſiſchen Polen zogen.

Ein Ereigniß von großer Wichtigkeit war beſonders für uns Nachbarn, daß die würtembergiſchen Stände den vom König ihnen vorgelegten Verfaſſungsentwurf mit großer Stimmenmehrheit zurückwieſen, indem ſie erklärten derſelbe genüge ihren Anſprüchen in keiner Art. Die Beſtürzung hierüber war ſehr groß, unter den Regierungsanhängern, weil ſie glaubten, man habe den Ständen ſchon zu viel eingeräumt, und bei den Konſtitutionellen, weil ſie fürchteten, dies üble Beiſpiel von Störtiſcher Oppoſition könne dem ganzen Verfaſſungsweſen zum Schaden gereichen. In der That blieb nichts unverſucht, um wenigſtens dieſe würtembergiſchen Stände in ſchlimmen Ruf zu bringen. Man rühmte den guten Willen, das freiwillige Entgegenkommen des Königs, dem die engherzige Beſchränktheit der Partei des alten Rechts die grundloſeſten Schwierigkeiten entgegengeſtellt habe. Wangenheim war tief gekränkt, nicht weniger Cotta, der ſich von jener Partei getrennt hatte, um ſich den politiſchen Freunden des Königs anzuſchließen. Der König ſelbſt war am gereizteſten, und fühlend, daß er ſeine Aufgabe um jeden Preis zu löſen habe, machte er ſich ſogleich mit dem Gedanken vertraut, einen ganz neuen Weg einzuſchlagen, bei welchem freilich Wangenheim, der zu ſehr in ſeinen politiſchen Schriften befangen war, nicht mehr der Führer ſein konnte.

Der Juni ſchritt unterdeſſen vor, Rahel erwartete von Haus ihren älteren Bruder nebſt deſſen Familie zum Beſuch, und bereitete ſich zu einem längeren Aufenthalt mit ihnen in Baden. Ich hatte einen Anlaß noch früher dorthin zu gehen. Der König und die Königin von Würtemberg waren in Baden angelangt, und der Großherzog und die Großherzogin hatten ſich beeilt ſie daſelbſt zu begrüßen. Der König wollte verſuchen, mit dem Nachbarfürſten ſowohl für die innere als für äußere Politik eine gemeinſame Haltung zu verabreden, woraus für beide Theile kein geringer Vortheil zu hoffen war. Allein die Verſchiedenheit der Gemüthsarten, und das unvermeidliche Zwiſchenreden der beiderſeitigen Umgebungen, die eine ſolche Einigung nicht mit gleichen Augen anſahen, verhinderten die perſönliche Näherung, und der König kam in ſeinem Verſuche nicht weiter, als daß er ſeine guten Dienſte dem Großherzog in Betreff der Gebietsſachen anbot, worauf der letztere aus altem Mißtrauen nicht ſehr einging. Eben ſo blieb das anmuthige und geiſtvolle Zuſammenſein der Königin mit der Großherzogin für den politiſchen Zweck ohne Folgen.

Die Geſandten in Karlsruhe verſäumten nicht den württembergiſchen Herrſchaften in Baden ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich durfte nicht unterlaſſen daſſelbe zu thun. Der König hatte als Kronprinz ſchon in Wien mir große Freundlichkeit bezeigt, und erneuerte mit einer Art von Eifer, der mir auffiel, die frühere Bekanntſchaft. Ich fand ihn erſtarkt an Geiſt und Willen, ſeine Erſcheinung ſo würdig als einnehmend. Der König wollte meine Anſichten über die ganze politiſche Lage der Dinge wiſſen, über den deutſchen Bund, die Verfaſſungsfragen, beſonders auch über die ſeitliche Lage Badens. Ich hatte keine Urſache zurückhaltend zu ſein, ich ſagte mit ganzer Freimüthigkeit meine wahre Meinung, die Beiſtimmung [illegible]. Die Königin Katharina lernt' ich hier erſt kennen; ſie war durch Schönheit und Geiſt höchſt ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schweſter des Kaiſers Alexander alles nach großartigem Maßſtabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantaſtiſches, für Poeſie und Kunſt wenig Sinn, aber einen ſcharfen klaren Verſtand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menſchen und Verhältniſſe Wirkſame lebhaft ergriff und ſo leicht als richtig behandelte; wenn ſie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anſtalten des Gewerbfleißes den ſchwächlichen und weichlichen äſthetiſchen Ziererein vorzog, ſo traf ſie damit ein richtiges Ziel, das den nächſten Ort- und Zeit-

[illegible] entſprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr leider nur zu kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihren Namen unvergeßlich gemacht. Indeß war ſie zugleich die entſchiedene Herrſcherin, gewohnt ihren Willen mit der Gewißheit auszuſprechen, daß die ſchleunigſte Erfüllung folgen müſſe, und ſie fand es nur natürlich, mit Dienern, auch mit den höchſten, nicht viele Umſtände zu machen. Von den vornehmen Ruſſen umgeben, die ihr aber, weil ſie mit einem Deutſchen einiges im Vertrauen ſprechen wollte, zu nahe ſtanden, ſagte ſie ganz unbefangen mit ruhigem Geſicht: „Weiter zurück!“ und ſie gehorchten ſchnell mit Unterthänigkeit. Aber wie ſie hierin ſich keinen Zwang anthat, ſo that ſie es auch in Äußerung ihrer Meinung nicht, und ſo konnten zu anderer Zeit jene Ruſſen, als von dem wilden Weſen des Großfürſten Konſtantin die Rede war, mit Staunen die Worte mitanhören: „Ich weiß es wohl, er iſt ein Thier; aber er iſt doch der Beſte von uns, denn er zeigt ſich wie er iſt.“ Dieſe Miſchung von Hoheit und Offenheit gab der ſchönen Frau, die doch zugleich die feinſte Weltbildung beſaß, einen außerordentlichen Reiz, und ihre Unterhaltung übte bisweilen einen wahren Zauber aus. Ich konnte bald gewahr werden, daß auch ſie mit meinen Anſichten und meinem Benehmen ſehr zufrieden war; ich hörte manches Schmeichelhafte aus ihrem Munde ſo wie aus dem ihres Gemahls, und darunter eigenthümliche Anſpielungen und Winke, die ich mir nicht zu deuten wußte. Tettenborn, der ein ſchon älteres Vertrauen genoß, und mit dem Könige und der Königin täglich die wichtigſten Beſprechungen hatte, ſtimmte mehr zu jenen Winken ein, als daß er ſie mir erklärt hätte.

In kurzem traf auch der König von Baiern ein, der keine gewohnte Badekur hier antrat. Die Königin mit den Prinzeſſinnen Töchtern wohnten nicht mit ihm zuſammen, da ſein kleines Haus nur für einen beſcheidenen Münchener Bürger, der er hier ſein wollte, Raum hatte. Später kam auch noch der Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der auf einer Reiſe nach der Schweiz begriffen mehrere Tage in Baden verweilte, und ſich nicht wenig freute, Rahel hier wiederzufinden. Dann ſahen wir auch ſeine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luiſe, ferner die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt, Tochter der Markgräfin Amalie, die auch früher kam, und ſich freute durch die Gelegenheit ſo viele der Ihrigen an demſelben Orte vereinigt zu ſehen.

Der reichſte, belebteſte Mittelpunkt der Geſellſchaft in Baden war abermals das Haus Tettenborn's, der, wie im vorigen Jahre, durch das Reizende ſeines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der ſo reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten ſich erſtreckende Freigebigkeit, und vor allem durch ſeine und ſeiner Gattin ſtets erneuernde Anmuth, unwiderſtehlich alles Vorzüglichſte und alles Wünſchenswerthe in ſeinen Kreis zog, und ſogar neben dem wirklichen Fürſtenhofe, wie dieſer einmal ſcherzend äußerte, als der eigentliche Hof und Thron gelten konnte. Die Geſellſchaft konnte mit allem Rechte eine europäiſche heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europa's ihre reichſten Beiträge dazu gegeben, ſondern auch weil ſie ganz in der Sphäre ſich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klaſſen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinſames erſcheint. Selbſt die Engländer, deren Stolz und Sitten und Eitelkeit überall [illegible] verschieden war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn auch hier [illegible] nur die mittlern Klassen, die in jener [illegible] [illegible] [illegible] blieben, dagegen die wirklich vornehmen willig und leicht in den [illegible] [illegible] eingehen, ja sogar [illegible] [illegible] [illegible] wurden. Doch waren überhaupt die Engländer, [illegible] vornehmer als mittlere Klassen, [illegible] in den [illegible] bei weitem noch nicht so [illegible], als wir sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], sie hatten in der Geselligkeit ihre [illegible] [illegible], und machten darauf auch ihren Anspruch.

Bei [illegible] ließ man, um [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] die Frau von [illegible] mit ihrer [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] mit der [illegible], den [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] nach [illegible], den General [illegible], den Grafen von [illegible] mit ihrer [illegible], endlich den [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible] Name überstrahlte alle andern, und diese [illegible], in welcher die größten Gegensätze sich hier zu[illegible] pflegen, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] den Namen noch nicht mit dem [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible].

Er kam von Paris, wo er einen längern Aufenthalt gemacht, und [illegible] ganz [illegible] und [illegible] von der [illegible] [illegible], deren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die Jugend [illegible] [illegible] in französische Bildung und [illegible] in allen Verhältnissen und allen Wege

[illegible]. Er [illegible] sie, und sprach [illegible] aus, was er wollte. Daß die damalige Ordnung der Dinge keine [illegible] in Frankreich [illegible] würde, war ihm ein [illegible] Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit [illegible] besprach er die [illegible] die russischen Verhältnisse, ja mit [illegible] [illegible], zum großen Kreuz des [illegible], der auch [illegible] [illegible], wenn [illegible] im Hause eines [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die Frau vom [illegible] in [illegible] sein Glück als in England. [illegible] ich [illegible] so gut wie in Frankreich. [illegible] Rußland und [illegible] der [illegible] ([illegible]) [illegible] wollte, und es [illegible] [illegible] [illegible] genug; aber es [illegible] einen [illegible] vor, welche [illegible] die [illegible] eines [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die ganze [illegible] [illegible] [illegible] lag dann [illegible] der [illegible] französischen [illegible], und [illegible] auf [illegible] Wirkung. Er [illegible] sich von der Heimath, zu deren [illegible] [illegible] großen [illegible] [illegible] [illegible], durch [illegible] und [illegible] [illegible], und hätte [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] mögen, als er [illegible] die Franzosen [illegible] hatte. Es war gefährlich, ihn nach [illegible] [illegible] [illegible] zu lassen, er [illegible] sich dann [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] einen [illegible] Ausdruck, und [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible]. Doch glaubte ich [illegible] [illegible] [illegible] nach [illegible] [illegible] [illegible] in ihm zu entdecken, [illegible] ich [illegible] ihn, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auch mit [illegible] [illegible] [illegible] eine gewisse [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], unter

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] für die [illegible] [illegible] nicht [illegible]; sie [illegible] eine [illegible] Linie halten, und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß sie auch [illegible] noch [illegible] [illegible] zu [illegible] haben. Sie waren die [illegible] mit ihren [illegible], der [illegible] auf [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] auf politischen [illegible] gerathen, wo der [illegible] ganz auf die Seite der [illegible] fiel, die ihren Hof [illegible] [illegible] [illegible], während der [illegible] der [illegible] weniger belacht wurde. Aber wenn die französische [illegible] nach den großen Niederlagen auch für die Freunde um so empfindlicher, aber [illegible] ließ sich [illegible] machen, genug, die Herzogin [illegible] [illegible] [illegible] Ton und Haltung, und das ließ in der Mitte der großen Welt [illegible] [illegible] beider Damen ging in eine völlige [illegible] über. [illegible] dauerte [illegible] doch der Umgang fort, und trieb natürlich den inneren Gegensatz immer stärker hervor, bis eines Tages die Spannung in [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible], im [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] Schlag auf Schlag die [illegible] Dinge [illegible] zu [illegible], ohne daß eine von [illegible] und den [illegible] den guten Ton [illegible] wäre; niemand [illegible] [illegible] [illegible] wollen, sondern [illegible] [illegible] [illegible] wie bei einem [illegible], wo zwei [illegible] [illegible] ihre [illegible] gegen einander [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben.

Unter den französischen [illegible] waren einige [illegible] [illegible] und [illegible] wenig [illegible] [illegible], andere, [illegible] [illegible] gemacht zu haben [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] werth, und beſonders unter Freund Weſſels ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und ohne Falſch ſeyn. Er verabſcheute geheime Umtriebe, daß man in ſeine verſchloſſen, man begegnete ihm mit Ehrfurcht. Nachbarlich ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm gewogen, und die Kinder ſchmiegten ſich ihm an. Doch grade er war das Ziel der heftigſten Verfolgung. Der franzöſiſche Geſandte in Karlsruhe, Graf von Maſſias, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer ſeine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, deſſen Gunſt er genoſſen hatte, ſich für ihn verwendete und laut verlangte, die Weiſungen aus Paris waren zu beſtimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf ſich laden mögen. Der König Max Joſeph, dem die herrſchende franzöſiſche Partei ſchon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich dieſe für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch ſein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte ſich keinen Zwang auf, ſeine Meinung frei und laut herauszuſagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn geſprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei laſſen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß derſelbe beſchwichtigt werden könne, er ſtehe ganz gut mit dem Könige. In ſolchen Fällen durch Demüthigkeit zu begütigen, iſt bei den Franzoſen ſprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an ſolchem Willen. Er kam ſogleich nach Baden, und den König in der Promenade persönlich an, hielt ihm die wohlklingendste Rede, erzählte von Straßburg, wo der König seine Jugenderinnerungen hatte, und wußte diesen nach und nach so günstig zu stimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Gefühl vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab spazirte. Mehr brauchte dieser nicht, er war durch diese öffentliche Thatsache hinreichend sichergestellt. Im Ganzen ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man dann mit Wahrheit seine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg sollte auch der Gesandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer seine mißliche Seite habe, und bisweilen die Folgen mehr läßlich, als schädlich. Er hatte von der badischen Polizei die Wegweisung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba gewesen war, und glaubte seine Forderung durch Angaben verstärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieser, und im größten Zorne schrieb er dem Gesandten eine Herausforderung, welche diesen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen hielt, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittlung beigelegt wurde.

Zwischen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie [illegible] aus Straßburg wohlthätige Vermittlung; sie hing durch ihre Gesinnungen dem Vergangenen an, ihre Verhältnisse dagegen hielten sie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das ansehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu dieser [illegible] lichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der ſich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich iſt, im offnen Ausdruck ihres Freiſeins noch weiter; ihr muſikaliſches Talent ergötzte die Geſellſchaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenſeits des Rheins nicht zu ſingen geweſen wäre. Um keinen Preis hätte dieſe treffliche Familie den Antheil verläugnet, den ſie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menſchen widmete, die jetzt politiſch verfolgt, aber ihr ſonſt von guter Seite bekannt waren oder jetzt erſt wurden; alle konnten auf gaſtliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürſprache, die ſich oft genug, ungeachtet des Scheelſehens der Behörden, unmittelbar wirkſam zeigte. Die Franzoſen haben in ihren großen politiſchen Stürmen ſich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine iſt die der raſchen, beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meiſterſchaft nicht abzuſprechen iſt; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andre Schule ſich bewährt, und ausharrende Treue, ſowohl politiſche, als auch beſonders rein menſchliche, erweiſt ſich noch täglich dort in den höchſten Beiſpielen. Die Familie Laſſet beſchränkte ſich hierin keinesweges auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als ſie Straßburg verlaſſen hatte und in Amiens wohnte, bot ſie deutſchen Freunden, welche ſie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigſte und liebevollſte Zuflucht, wobei ſie den eignen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Mich riefen mannigfache und dringende Geſchäfte nach Karlsruhe zurück, doch bei der großen Nähe und der vielen und täglichen Fahrgelegenheit konnte ich meine Beſuche in Baden leicht wiederholen, und an dem dortigen Leben Theil nehmen. Rahel hatte ihre Wohnung in dem herrlich gelegenen artigen Töpferhauſe, dicht an der Brücke und Promenade, und war ſo gleichſam im Mittelpunkte der geſelligen Bewegung. Die politiſchen Thätigkeiten raſteten nicht, ſowohl von Seiten Baierns als auch Badens fanden Verſuche und Reibungen Statt, an denen auch Würtemberg nicht ohne Antheil blieb. Die Sache der Mediatiſirten, die der würtembergiſchen Stände, der Gang der Bundesverhandlungen, vor allem aber die Gebietsſache Badens, lieferten unerſchöpflichen Stoff der Beſprechung und der Einwirkung. Es war gewiß, daß Hacke abtreten und Berſtett an ſeine Stelle kommen ſollte. Man ſprach davon, daß der Markgraf Ludwig heirathen werde, damit der badiſche Mannsſtamm nicht ausſterbe. Vielerlei andre Vorſchläge wurden gemacht, wie Baden ſich wehren, ſich retten könnte.

Alle Spannung ſo mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge ſchönſter Sommertage zu einer Luſtreiſe in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zuſammenfluß der ſeltenſten Begünſtigungen, zu dem Schönſten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte ſeine nähere Geſellſchaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies ſich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meiſterſchaft. Reitende Boten waren überall vorausgeſchickt, unſer Kommen anzumelden, dieſen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir ſelber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigſten Dienerſchaft über dreißig Perſonen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andern fuhren in offenen Wagen. Unſer nächſtes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, beſahen den herrlichen Waſſerfall von Tryberg, beſuchten das Bad Rippoltsau, überſtiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch ſelbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reiſe dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen ſind, der mag, wenn er das ſchönſte Wetter, die heiterſte, in ſich einigſte und vollkommen befriedigte Geſellſchaft, die belebteſten Geſpräche und mannigfachſten Beluſtigungen hinzudenkt, ſich einigermaßen vorſtellen, welcher Hauch des Wohlſeins und Glückes uns umwebte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude ſich darſtellte. Solche zehn Tage, wie herausgeſchnitten und rein geſondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingniſſe, Rückſichten und Umſtände, die uns den Athem erſchweren, und anſtatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, ſolch eine lachende Inſel begegnet uns im wüſten Meere zu ſelten, um nicht wenigſtens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauſpiele der Natur, die Felſen und Bäche und Waſſerfälle, das ſchimmernde Grün der Wieſen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauſchen der Wäſſer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der ſchönſten Träume. Niemals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhbedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſre zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſre Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andre kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, ſo wird mir dieſer, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht verſagen!

Raſtoptſchin, der zu unſerm Leidweſen die Luſtfahrt nicht mitgemacht hatte, freute ſich ſehr unſrer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernſter, als wir ihn verlaſſen hatten, und es ſchien, als wären politiſche Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geſchehen ſah, er fand ſich auf's Neue zum Abwarten hingewieſen, welches bei ſeinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeiſt der Völker, dem die Fürſten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs des Achtzehnten mit der Charte in Frankreich bitterer Ernſt geworden, ſondern der Kaiſer Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen;

Raſtoptſchin empörte ſich bei dem Gedanken, daß der beſiegte Pole das haben ſollte, was dem ſiegenden Ruſſen verſagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunſt vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte ſie ſtets nur als Einheit geſehen, und fand mit dieſer auch am leichteſten fertig zu werden, mochte ſie nun in dem Fürſten ſelbſt, oder in einem Miniſter, einem Günſtling oder einer Maitreſſe liegen. Dieſe Anſichten ließ er eines Tages ſcharf und bündig gegen ein engliſches Parlamentsglied ausdrücken, deſſen ſteifem Verſtande er durch Witz- und Schlagworte arg zuſetzte, und auch an Kenntniß der engliſchen Verfaſſung und Geſchichte faſt überlegen war; wenn er die dortigen Verhältniſſe haßte, ſo war es wenigſtens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringſchätzung, ſondern vielleicht nur aus ächt ruſſiſcher Vaterlandsgluth, die mit der römiſchen des Tacitus vergleichbar ſein mag; welchem für Rom das Gebet entſtieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Raſtoptſchin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichſte Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhauſe vereinte gleich nach unſrer Wiederkunft die ganze höhere Geſellſchaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angeſiedelt lebte, nach der Favorite bei Raſtadt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernſte Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anläſſe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaiſers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Menſch, war nach allem Anſchein auch außer ſeinem Fache thätig. Der ruſſiſche Miniſter Graf Kapodiſtrias war dieſen Sommer im Karlsbade. an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weiſungen, und die dem badiſchen Geheimen Rathe Friederich auf meinen dringenden Vorſchlag, durch Tettenborn's Vermittlung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, iſt als der eigentliche Wendepunkt anzuſehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig ſinkende badiſche Gebiets- und Heimfallsfrage ſich zu heben und einer günſtigen Löſung entgegenzugehen begann. Neben ſolchen ſtillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergerniſſen, die nur in nutzloſer Thorheit beſtanden. Dahin zählten alle Beſonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußiſchen Oberſten von Maſſenbach, der nach allerlei Anſtiftungen in ſeinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutſchland zu wirken hoffte, zugleich aber ſein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloſeſte, unbegreiflichſte Weiſe aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von ſteter Unruhe geplagt, und ſchon in jüngern Jahren eines etwas ſchwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, ſo daß die Kataſtrophe, die ihn ſeiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menſchen mit großer Gewalt, und lockte die verſchiedenartigſten Thätigkeiten auf ihr Feld, das allen zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es ſchienen die außerordentlichſten Dinge möglich Die politiſchen Kenntniſſe waren unglaublich ſparſam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philoſoph Hegel, der Schauſpieldichter Kotzebue und der Naturforſcher Oken, ja von dem harmloſen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg weilte, klangen einige Aeußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andre jedoch als bittrer Ernſt trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unſerem Kreiſe nur der Spanier Gimbernat, der an ſeinem Vaterlande verzweifelnd ganz in chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen lebte.

Während unſrer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erſchütterte. Frau von Stael war dort geſtorben, und der Eindruck ihres Todes war um ſo tiefer, als die Meiſten von uns ſie perſönlich gekannt hatten, Rahel ſchon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch ſogleich an Chamiſſo, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean ſchiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage ſchilderte, und der ſowohl unſer Bedauern erhöhte, als auch ſonſt das Nachdenken beſchäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leſer neu und hier willkommen ſein; möge er hier zwiſchen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zuſammengeht! Der Brief iſt von dem verſtorbenen Doktor

M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke iſt geſtern früh ruhig eingeſchlafen. Ich habe dieſen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufſicht einbalſamirt worden iſt, um in die Gruft ihrer unſterblichen Eltern, ihnen gegenüber zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgeſprochene Wille der Entſchlafenen.“

„Wir haben die Einbalſamirung faſt auf ägyptiſche Weiſe unternommen; es iſt des Kamphereſſigs und Kampherſpiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Maſtix und des Firniſſes, ſo wie des Gerbeſtoffes und der Binden nicht geſpart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unſre Chirurgen und Apotheker, die ſich an Senatoren geübt hatten, waren hier beſeelt von der Würde der Perſon, deren Werke ſie mit Bewunderung geleſen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatiſchen Einfluß ſchützen.“

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentſtellten Verewigten abformen zu laſſen. Mademoiſelle Randall, die an Treue unerſchütterlichſte Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige ſolche Abbildung nicht gewünſcht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorſchlag zurückgewieſen, allein ſo heilig die vermeintlichen Gedanken der Entſchlafenen auch ſein mochten, ſo glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in ſo zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorſtellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Proſektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu laſſen. Ich benutzte unterdeſſen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten um ein, wie ich mir ſchmeichle, kleines aber ähnliches Bild ſelbſt zu unterwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Geſichtsformen und auch des ſchön gewölbten Schädels, dem Baron Auguſt von Stael, dem einzigen Sohne der Verſtorbenen, einzuhändigen.“

„Ein andrer Wunſch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Urſachen des Hinſcheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als poſitiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indeſſen hat ohne beſonderes Zuthun, die Operation des Einbalſamirens mich hinlänglich überzeugt, daß dieſe außerordentliche Seele auch in dem vollkommenſt organiſirten Körper wohnte, der allein bis jetzt ſo vieler Thätigkeit zu widerſtehen vermögend war!“

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen, kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich geweſen iſt. Das Oeffnen des ſehr wenig verbogenen Rückgrathes war zum Einbalſamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es iſt bekanntlich der Siz faſt aller Bewegungsnerven, und möchte wohl auch den Siz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entſchlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur ſeit kurzem die Blaſe und ihre Umgebung befiel, wo ſie auch zulezt den Brand einer Anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, ſondern auch endlich die Bruſtmuskeln und das ſehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterſtüzt wurde. Die Lungen ſtrozten von Blut und Seroſität. Das Hinſcheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach nur im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige ſchon in den erſten Tagen, da ich ſie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich ſtets bat aufmerkſam zu ſein, wenn er ſie befiele, damit ſie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieſer ſehr geliebten Erde. In der That verging ſtets beim Einſchlummern Beſinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erſchreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten dieſe alsdann aufrecht. Die phyſiſche Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerſchöpflichen Geiſteskraft, die ſie ſo zügellos durchs ganze Leben beherrſchte."

„Dieſes iſt ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vergangen iſt, Rechenſchaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geſchrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konſultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode verſucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erſchöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin beſonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebſt dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie ſie ſie nannte, ſie zu erſchrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entſetzliche Engbrüſtigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli und ward um 2 Uhr Nachmittags ſo heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu ſpaniſchen Fliegen und andern kräftigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir ſie ſchwach, aber etwas beſſer. Die Selige ſchlief hernach bis 12 Uhr und beſtand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall ſie, ob ſie ſchliefe; ſie antwortete „Lourdement et profondement“, und dieſes waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte ſie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich ſchon auf war, ſo ſah ich ſie bald nachher. Allein Puls und Athmen waren geſchwunden, und die Todtenkälte verbreitete ſich ſchon über die Erblaßte. Sie war eingeſchlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenſtille verſenkt.“

„Man hat in dem hermetiſch verſchloſſenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angeſichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Staël und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf.“

Aus Berlin kamen in derſelben Zeit Nachrichten, die auch durch ihre Unbeſtimmtheit in Spannung ſetzten. Der Staatsrath, in ſeiner nunmehrigen Geſtalt eine neue Schöpfung, hatte ſeine Thätigkeit begonnen, welche ſogleich gegen den, welcher ſie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg ſich zu wenden ſchien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieſer Sammlung erſcholl nur einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die ſich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutſchland beunruhigten, und deren Inhalt nicht ſo leicht auf ſein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer ſonſt glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde ſchwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, ſo wäre mir unſchätzbar geweſen, meinen lieben Freund Reimer zu ſprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich beſuchen einſprach; treuen und ſcharfen Sinnes, mit den Perſonen und Sachen zu Hauſe wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit ſprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, mich ſelbſt und Andre zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Maſſenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufſehen, und der Brand des Berliner Schauſpielhauſes am 29. Juli erſchreckte in ſeiner Weiſe die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerſtreuten ſich dieſe Nebel und Rauch wieder, und man ſah aufs neue ungetheilt in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im ſüdlichen Deutſchland war unläugbar die Anlage zu großen Entwicklungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel geſunder Sinn, praktiſches Talent reichlich ausgeſtreut. Allein das nördliche Deutſchland ſchien doch entſcheidendere Geſchichtslooſe in ſich zu tragen, und deren ruhigem und hellem, oder getrübtem und trübem Hervortreten ſich für das Ganze der Einheit der nächſten Zukunft würde beſtimmen müſſen. Man ſah nun, daß überall in den vorigen Verhältniſſen wenigſtens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, ſo ging man den begonnenen Weg ſtill weiter.

Mit dieſem ſtillen Vorſchreiten hing ein Beſuch zuſammen, den ich von Hebel, dem alemanniſchen Dichter empfing. Ich hatte ſeine Bekanntſchaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgeſellſchaft, er liebte ſeine freien Nachmittags- und Abendſtunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genoſſen hinzubringen, die er durch ſeine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In ſeinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheiniſche Hausfreund“ hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beſchäftigte zugleich Einbildungs-

Kraft und Verſtand, und auch auf die Gebildeten verfehlte ſein „Schatzkäſtlein", zu welchem er jene Beiträge geſammelt hatte, den günſtigſten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünſtiger nicht abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen ſeinen Vorzügen und ſeiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergeſſen, daß er in jenen Aufſätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer ſpöttiſch-verächtlichen Weiſe geſprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerſt las, empört hatte. Wohl war ich ſeitdem verſtändigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badiſchen Regierung ſchreiben müſſen, und habe ihn überdies in der guten Meinung verfaßt, ſeine lieben ſchwäbiſchen Landsleute vor unglücklichen Verſuchen zu warnen, die von ihnen gewollt waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein innerer Widerſpruch blieb mir mit der Sache noch ſtets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem beſonderen Anliegen. Die Königin Katharina von Württemberg war auf das in der Nachbarſchaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung deſſelben aufmerkſam geworden, und dachte mit edlem Sinne zum Beſten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe ſollten in volksmäßigem Vortrag ihnen nahe gebracht, zu richtigem Verſtändniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; ſie waren durch die Verfaſſung zur Ausübung politiſcher Rechte berufen, über welche ſie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthſchaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnöthigen Angaben zu verſchaffen. Hiezu ſchien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichſte Art zu ſich beſchieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuſchlagen noch zu erörtern, er gab alle Verſprechungen, die man wünſchen konnte, und kehrte wonnebewußt nach Karlsruhe zurück. Hier aber beſann er ſich nach und nach, daß die Sache ſo leicht nicht ſei, und daß grade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, ſondern auch eingehende Leitung nöthig werde, wegen deren er ſich nun zu mir wandte, wie denn auch die Königin ſelbſt ihn ſchon auf mich namentlich verwieſen hatte. Nun bekannte er bald, halb ängſtlich und halb launig, daß er weder recht wiſſe, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einzuſehen vermeinte, ſonderlich fähig ſei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in ſeiner bekannten Art einen Beitrag liefern, der ſeine Unkundigkeit in politiſchen Dingen mitzuſprechen ausführlich darſtellen ſollte, wobei er viele Dinge in gewiſſem Sinne dann doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entſprochen worden, und weder Hebel noch ich konnten durch andre Zuthaten ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. Sie blieb ſo denn liegen, und gerieth bald in Vergeſſenheit. Hebel aber hatte ſich ſelber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politiſcher Sinn, wie ſeine ſpätere Rolle, als er Mitglied der badiſchen Stände war, hinreichend bewieſen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er ſich in ſchwache und ſchiefe Stellung drücken, die ihm auch ſeines urſprünglichen Grundes, der [illegible] [illegible] brauchte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Dichter blieb er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seiner [illegible] [illegible].

Der Monat August führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommissar angestellt war, mich zu besuchen kam. Er hatte sich ganz [illegible], [illegible] seine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich ein, und in [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er sich auch [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] hatte. Er [illegible] mit mir und Rahel [illegible] auf, [illegible] sich in der großen Gesellschaft ganz behaglich, und [illegible] [illegible] seiner [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Rahel hatte in derselben Zeit auch die Freude ihren ältesten Bruder in Baden zu sehen, der mit seiner Frau und jüngeren Tochter von [illegible] kam, die ältere wieder abzuholen, welche [illegible] Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Fest, die lieben Angehörigen in die [illegible] [illegible] [illegible] Gesellschaft einzuführen, [illegible] sie mit den [illegible] und [illegible] und der Umgegend bekannt zu machen. [illegible] [illegible] wurden gemacht, die [illegible] auf [illegible] [illegible]. Straßburg blieb nicht unbesucht, und selbst ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede, doch [illegible] sich [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in der Nähe schon zu viel sei, um alles in so kurzer Frist genießen zu können. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte den Minister von [illegible]

[illegible] [illegible] Ehre, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] würden wohl mit verscheucht haben.

Napoleon hatte mir inzwischen einen wichtigen Auftrag ertheilt, den ihm der König von Württemberg bei seiner Abreise hinterlassen hatte, als der nächste [illegible] [illegible], ich soll im Namen des Königs [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in württembergische Dienste angeboten. Ich war sehr überrascht, und einigermaßen erfreut, allein gleich im ersten Augenblick sagte mir ein inneres Gefühl, ich dürfe darauf nicht eingehen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie eine solche Berufung mir in Württemberg eine glänzende Stellung führe, das größte [illegible], [illegible] [illegible], und ich in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und auch Württemberg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß er die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] großen Gewandtheit in der Sprache, wie der König sagt, [illegible] [illegible] die [illegible] in Deutschland eine große Rolle zu spielen. [illegible] König glaubte es mir [illegible] [illegible] [illegible] zu haben, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Und es war mir [illegible], [illegible] ich mir [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der König wollte sich meiner aus Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Freundlichkeit seines Benehmens und seiner Äußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich im stärksten Grade zugethan; die spätere Trennung hätte damals niemand auch nur [illegible] [illegible], und in der That ließ die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und das Volk nach und nach sich eindrängten. Die Vorstellung bei dem Könige folgte wie bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeldt. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine kleine Lehre, die mir unvergeßlich bleiben sollte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Kaiser und Könige nahe genug gesehen, um mir gerade nicht leicht als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Vorschriften der großen Welt, wenn sie nicht ganz gewöhnlich und mittelmäßig, bei der Persönlichkeit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen würden, und der [illegible] [illegible] gleich einem Gottesdienste von Geheimnissen und Beschränkungen [illegible] [illegible] [illegible], allein doch [illegible] [illegible] hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, [illegible] [illegible], bei solcher Gelegenheit, was in äußerer Erscheinung, [illegible] auch [illegible] geistigen Persönlichkeit, [illegible] dem [illegible] zu thun. Daher ich [illegible] den [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das gleichgültigste, aber zugleich von mir abgezogen, und so [illegible] Sinn auf Humboldts Unterhaltung, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich [illegible], was er sagte, erwiedern, antworten würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten [illegible], in allen Fächern einheimische Mann, das beschäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich strengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den lustigsten Worten keines zu vergessen. Doch kam es viel besser noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erschien, sprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, liebenswürdig, freundlich, anregend und auffordernd sogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch [illegible] [illegible], allein was er sagte, hielt sich in Sinn und Ausdruck [illegible] [illegible], nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, was das Nachdrücklichste sprach er in den geringsten Worten aus, und war so nicht von den gewöhnlichsten Diplomaten zu unterscheiden, wie [illegible] [illegible] [illegible] hin und her [illegible] sehe. So blieb es bis zum Schluß der Audienz, und erstaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der so gar nicht als solcher hatte erscheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein [illegible] Minister des Landes nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus seinem Beispiel wirklich eine große Lehre und auch Beschämung; wo die Sachen schon anderweitig bestellt oder durch die Sache gebracht sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen, die [illegible] wird in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] jener kleinen holländiſche Geſandte nicht mehr einließ, der, auf einen Anordnung hinweiſend, einem Freunde ſagte: „Un minis-tre passe une belle, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollſten Bekanntſchaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusminiſterium mit den katholiſchen Kirchenſachen beſchäftigt war. Er hatte in Jena ſtudirt, dort Hegel gekannt und unter deſſen frühſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Literatur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe geiſtigen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich ins Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinem Freunde [illegible] und Kiſt eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angeeignet wurde. Doch hier galt es einen beſchwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einſt ſo groß in Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, beſonders in Philologie und Naturforſchung, hatten in den letzten Zeiten, indem ſie ſtolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß ſie zu lange ſtehen geblieben, und andre Nationen ihnen weit vorausgeeilt, beſonders wollten ſie dies von den Deutſchen nicht gelten laſſen, gegen welche ſie aus früherer Zeit eine ſchon damals unbillige Verachtung in unſre Tage herübergebracht, wo dieſe Unbilligkeit längſt als Lächerlichkeit und Schaden auf ſie ſelbſt zurückgefallen iſt. Sie wollten ſich daher nicht überreden laſſen, weder daß ſie ſelbſt einer geiſtigen Belehrung bedürften, noch daß dieſe aus Deutſchland kommen müſſe, und am wenigſten von der Philoſophie und Poeſie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforſchung ſich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einſichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitſchrift noch fortdauert; doch haben ſie einen feſten Anſatz gebildet, von welchem künftige Fortſchritte ausgehen können.

Wenn ich dieſe alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffriſchend, theils Bildern der Geſchichte nachſinnend, ſo erſchien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das ſie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, beſonders die heilige Gudula mit den einzigſchönen Glasgemälden, das weltbekannte Wahrzeichen Manneken-Piß, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der öſterreichiſchen Herrſchaft zuletzt geblüht hatte; doch die entſprechende Lebenserfüllung ſuchte man vergebens, was noch Eigenthümliches vorhanden, ſo lag dies im unterſten Volke verſteckt, und dieſes ſelbſt ſchien in ſeinen mächtigen Genoſſenſchaften aufgelöſt. Die Regierung mit ihren Beamten war holländiſch, die gangbare Sprache franzöſiſch, und franzöſiſch auch das Theater, die Kaffeehäuſer, die Zeitungen; zwiſchen dieſen Einflüſſen drängte ſich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und Sitte in allen Klaſſen ſpüren ließ; an ſchönen Tagen war der Park von ihnen überſchwemmt, und man fand ſich von Engländern umgeben, als wäre man in einer engliſchen Stadt; übrigens machten ſie einen nur um ſo vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Beſtimmtheit und Freiſinn für ſich und Andre, in der großen Anzahl nur um ſo ſichtbarer hervortraten, und dies beſonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere phyſiſch und moraliſch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp dem Zweiten und dem Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieſer wichtigen, der Geſchichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geſchehen ſei, noch überhaupt, wiefern die erſte Angabe über den Fund ſich beſtätigt und dieſer ſich weiter ausgewieſen habe.

Wir verließen Brüſſel, und reiſten denſelben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der ſich in Pyrmont wieder ſehr erholt hatte, von dort nicht ſofort an den Rhein kommen, ſondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entſchied meine Reiſe dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewiſſe, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei ſo vorgerückter Jahreszeit dieſe Reiſe nicht mitmachen, ſondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte ſeine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlſtand machte ſich geltend, alte und neue Anſprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten ſtrebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß ſetzten ſich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Faſſung, die höhere Geſellſchaft gruppirte ſich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenſtände, welche ſich ihnen darboten, das Maſſenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende ſich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl in einer großen Stadt zu ſein, gegen welche Frankfurt und ſelbſt Brüſſel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kieſewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Ruſt, Beyme, Altenſtein, Schuckmann, Bülow der Finanzminiſter, von den Geſandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich Auguſt Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harſcher, — dieſe Namen, denen noch hundert andre beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreiſe, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieſer Namen hatte man ſchon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, ſondern gradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte ſtutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir ſelbſt weniger ſicher geweſen, als ich wirklich war. Ich beſuchte gleich zu allererſt den Geheimen Rath von Jordan, der in Hardenberg's Abweſenheit den auswärtigen Geſchäften vorſtand, er bewillkommte mich freundlich, fügte aber ſogleich, zwar mit Laune, doch mit auffallender Bedeutung hinzu: „Sie kommen wie gerufen, ich leſe eben von Ihnen!“ Von mir? Ich hatte nichts drucken laſſen, von dem dieſe Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher ſie zu verſtehen geweſen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da leſen Sie ſelbſt!“ ſagte Jordan, und gab mir einen beſchriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erſtaunen in mir wohlbekannter Handſchrift einen umſtändlichen Bericht, den Küpfer über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältniſſe und Perſonen, beſonders Wilhelms von Humboldt, erſtattet hatte, auch Jordan ſelber war in nicht angenehmer Weiſe darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, rief er lebhaft aus, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine ſolche Berichte will, daß ich ſie ungeleſen ins Feuer werfe, aber die zudringliche Dienſtfertigkeit läßt ſich nicht abweiſen, immer aufs neue kommen ſolche Zettel.“ Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder gradezu Falſches, aber alles war ſchief aufgefaßt und in falſches Licht geſtellt, ſo daß der Geſammteindruck durchaus irrführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andre wichtige Folgen haben und großen Schaden ſtiften können, wäre ſie an einen minder klugen und überſchauenden Mann gerathen; doch da ſie bei ihm nicht hatte faſſen können, ließ auch ich ſie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beſte Strafe für den Berichterſtatter ſein werde, der nun ſelber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weiter tappte, die er für Andre zu graben meinte.

Da ich dieſen traurigen Gegenſtand, die in neueren

Zeiten ſo vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, ſo möge mir erlaubt ſein hier vorgreifend ein andres Geſchichtchen anzuſchließen, das mich auf demſelben Felde anderthalb Jahre ſpäter, mit viel ſchlimmerer Anlage, doch glücklicherweiſe ganz unſchädlich, heimgeſucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war geſtorben, und manche Verhältniſſe, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So ſprach unter anderm der Geheime Rath Beß mir ziemlich offen von ſeiner Verwaltung der hohen Polizei, wie ſchwierig ſie geweſen und wie mißtrauiſch der Großherzog; mir jedoch habe derſelbe ſtets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich ſeinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, ſei ihm unvergeſſen geblieben. Ich wußte von keinem ſolchen Auftritt. „Bei dem hannöverſchen Geſandten; zwei andre Geſandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und ſolchem Erfolg, daß die Andern ſchweigen mußten.“ Ich konnte verſichern, dergleichen ſei nie vorgekommen. „Ach das iſt ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, ſein Sie nicht zu ſehr diplomatiſch und geſtehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umſtändlichkeit ganz genau weiß, denn warum ſollte ich es jetzt nicht geſtehen? einer der Bedienten des Hauſes war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergeſagt, ſo daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erſtatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geſchichte rein erlogen ſei, und aus ſolchem Vorfalle her weder ich die günſtige Meinung des

Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünſtige, ſo wollte das geweſene Polizeihaupt faſt unſinnig werden, daß ihm ſelbſt, und mittelbar dem Großherzoge ſo mitgeſpielt worden ſei. Mich aber ſchauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menſchen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Geſinnung auch der harmloſeſten und edelſten Perſonen durch ſolche Späherei ausgeſetzt werde, gegen welche, da ſie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich iſt.

In Berlin war dergleichen Unweſen glücklicherweiſe nicht in Gunſt, noch konnte damit viel auszurichten ſein, da die Freiheit der Rede dort im höchſten Grade herrſchte, und die kühnſten Meinungen, die dreiſteſten Urtheile und Abſichten laut und öffentlich ausgeſprochen wurden, ſo daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umſonſt vergeudet zu ſehen, was ſie theuer hätte verkaufen mögen. Dieſe Freimüthigkeit, um den gelindeſten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klaſſen und Stände, ſie ſtammte ſchon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbſtück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte ſie unendlich geſteigert, und die Zeitumſtände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der ſo lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigſten Stürme der Volksleidenſchaft geſehen hatte, war fortwährend erſtaunt über dieſe Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andre Meinung alsbald ein entſchiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegneriſchen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorſicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte ſich, in beinahe friedlicher Nachbarſchaft, die entgegengeſetzteſten Denkweiſen und Urtheile genoſſen gleicher Freiheit, und wer dieſe tadelte, bediente ſich ihrer unmittelbar ſelbſt. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverſtändiges ſinnloſes Tadeln, wobei Ziel und Gegenſtand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort ſchwamm in dieſer Tagesfluth dahin. Das Turnweſen durchdrang alle Klaſſen, die altdeutſche Tracht erſchien überall, ſie überwältigte beinah die militairiſche, und die würdigſten Männer gingen gleich den Studenten in langen geſcheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politiſche Partheien in dieſem Gewirre zu unterſcheiden geweſen ſein, als feſte gegliederte Gebilde beſtanden ſie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die ſich zuſammenſtellten und wieder auflöſten, weil man wohl öfters über Einen, aber ſelten über mehrere Gegenſtände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andre einſtweilen unterzuordnen. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die ſich ſchon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichſten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und andern Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürſt von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und ſchon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längſt nicht mehr in ſeiner Hand, wiewohl die höchſte Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er ſie auch im Großen und Kleinen meiſt ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er ſie noch ungeſchmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer ſeiner Geſinnungen und Abſichten, aber wenig perſönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen vorausſetzte, waren ihm ſchon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau, — denn dieſe beiden nannte man, — damals abgelöſt, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erſpart worden wäre, und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, ſich zurückzuziehen, ſondern hielt Stand ſo gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartung übertraf und einige Hauptſchläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache grade am meiſten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Geſtalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meiſt kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelſten und bravſten. Seine und ſeiner Jünger Geſinnung war grad und feſt, und ſo ungelenk und ſtarr, als ihre Körper geſchmeidig waren. In der Zuſammenhaltung aller Kräfte auf Einer beſchränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieſer eigenthümlichen, durch ganz Deutſchland ausgebreiteten Genoſſenſchaft. Ich glaube, er zumeiſt wußte was er wollte, und hatte ſein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumſtände es als ein unmögliches erkennen ließen, ſein Streben aufgab, zeugt aufs neue von ſeiner Einſicht.

Sein Karakter und ſeine Erſcheinung wirkten auf das Volk, und ſeine Beredſamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das allgemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend ſeinen Namen franzöſiſch ausgeſprochen habe, aber von dem geſcheidten Thorſchreiber gleich wieder deutſch als Hans K. eingetragen worden, trafen den Volksſinn unwiderſtehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm ſchien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht verſagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Grafen von Kalkreuth perſönlich anzutaſten, und dieſer ſeine Rache auf ein Wortſpiel über Jahn's Namen beſchränken müſſen. Nach dieſem Erfolge ſchonte er niemand mehr, und hohe Generale und Miniſter waren die Zielſcheibe ſeines bittern Spottes, ſeiner ſcharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, dieſe Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendſte hervorgekehrt zu ſehen. Alle andere Feſtlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeiſterndes, das die Menge lebhaft anſprach und fortriß. Noch ſpät am Abend beſuchte ich mit Oelsner, nachdem wir ſchon mit Stägemann einem großen Gaſtmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfeſt, wo die von der heißen, kriegeriſch geſtimmten Jugend und vielen Tauſenden beeiferter Zuſchauer umkreiſten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten.

Oelsner enthielt ſich nicht, mir im Stillen die Gefahr ſolcher Volksverſammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, dieſe Maſſen zu unwiderſtehlichen Ausſchweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorſchlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und ſo im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur dieſe aufs Spiel ſetzen. Seine Beſorgniſſe waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er ſich ſelber bald, daß ein ſolch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszuſetzen ſei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu ſolchen Auftritten gehöre, und daß ſchließlich keine Franzoſen, ſondern Deutſche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde ſtutzig machten. Am folgenden Tage ſah man mißmuthige, befangene Geſichter, man hörte ſchlimmen Tadel über die Dreiſtigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre ſtrafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin geſündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anſchuldigungen ſchienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Dienſteifer wollte ſich bei dieſem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geſchrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burſchenſchaft der Univerſität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutſchen Univerſitäten waren eingeladen ſich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Feſt zu hindern oder ſeinen Beſuch zu erſchweren. Die ganze Sache ſchien ſo unſchuldig, daß der Staatsminiſter von Beyme nicht übel Luſt hatte, eigends hinzureiſen, um der Zuſammenkunft beizuwohnen, und ſich am fröhlichen Thun ſo zahlreicher und auserleſener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, dieſem Gelüſte zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erſchollen ſchlimme Dinge von dort, die Studenten hatten ſich ein politiſches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Geſetze verbrannt, und noch einige Gegenſtände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhniſch gefrevelt ſein ſollte. Der erſte Eindruck von dieſen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abſeiten der Behörden und der höheren Kreiſe beſtürzte im erſten Augenblicke ſelbſt die entſchiedenſten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenſeite gewann ſichtlich die Oberhand, man ſprach von gefänglicher Einziehung und ſtrenger Beſtrafung der Frevlerrotte, von Zerſtörung ihres Zuſammenhangs, von Schließung aller Turnanſtalten. Indeſſen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht ſo ſchwer finden, und während die Behörden unterſuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten ſich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte ſich ſeit jenen Ereigniſſen die Stimmung von Berlin ſichtbarer in zwei feindliche Lager, und es war ſchwieriger als vorher, zwiſchen den Partheien antheillos durchzugehen, man ſollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anſchein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir ſein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Geneſung nicht einſehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürſt fand mit vielen harrenden Geſchäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe gleich ſeinen Standpunkt über ihnen, behandelte ſie mit Maß und Leichtigkeit, ſuchte zu vermitteln und zu beſchwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewiſſen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und ſchärfer; es blieb dieſer Zwieſpalt offen, und noch viel Einſpruch und Störung ſollte von daher künftig hervorbrechen. Zuerſt aber traten dieſe Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andre wichtige Geſchäfte kamen zur Sprache. Diplomatiſche Angelegenheiten machten viel zu ſchaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältniſſe des deutſchen Bundes, die rückſtändigen Gebietsausgleichungen, aus denen die baieriſch-badiſche Streitſache ſich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burſchenſchaft und des Turnweſens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gaſtmahle, wobei durch perſönlichen Verkehr oft auch die Geſchäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die anſehnlichſte Geſellſchaft an ſeiner Tafel beiſammen. Ich ſah und ſprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher ſo oft in abſonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einſt ſo gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er ſich benahm und äußerte, ſehr merkwürdig war, denn er trug ſein hartes Schickſal, die Schmach des unglücklichen Krieges mitleiden,

den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbſtgefühl. Mit den mir ſo werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenſtein, hielt ich mich auch hier gern und eng zuſammen.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf ſeinem Landſitze Steglitz, wo ſeine Freunde ſtets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem ſich das Zutrauen nur ſtärker anſchloß. Er hatte die ſchöne Eigenſchaft ſolcher gediegener und einfacher Karaktere, wie der ſeine war, daß ſeine Gegenwart ſtets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, ſich zuſammenzunehmen, und ſelbſt in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, ſtets innerhalb einer feſten Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im beſten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freieſten und kühnſten Ideen, durch die er oft genial überraſchte, zu den Schranken des allernächſten Gegebenen zurück, und ließ das Preußiſche, ja das Märkiſche und Berliniſche dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfaſſungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältniſſe der Kirche, hatte er eigne Anſichten, die man höchſt freiſinnig nennen mußte, wiewohl ſie von dem, was in der Tagesmeinung als freiſinnig galt, meiſt abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konſtitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten aus dem ächt-

Keime des Demokratiſmus zu ſein, und auf dieſen Keim in dem Staatsweſen zurückzukehren, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug noch Hannöveriſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelſner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Oelſner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und anregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſern Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichen Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der denn Schleiermacher etwa den Pfeffer vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Partei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende

Frommthun und den Ton einiger neueren Schriften stellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll" gebraucht, es sei jetzt offenbar passender, dafür „Schmierig" zu sagen, denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Herkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironische Schrift, die über kirchliche Gegenstände unter einem angeblichen Namen erschienen war, und die zur Befestigung der Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. wie man ehemals bei widerspenstigen Refraktairen versuchte, ihnen nichts als gesalzene Häringe zu essen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel diese Schrift für baaren Ernst genommen und seinen Jugendfreund Schleiermacher für dessen Verfasser gehalten, ging wirklich über den Spaß. Wolf schwärmte gar sehr für altehrwürdige deutsche Worte, zum Ersatz der fremden, die ausgemerzt werden sollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutschthümler sie in ganzem Ernst aufnahmen, und ihm die Erwähnung dankten, während er doch eifrig genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Wesen aller Sprache nachwies, daß keine sich völlig abschließen lasse, noch auf ihrem alleinigen Boden stehe. Auch bei Wolf war Solger gut angeschrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andre treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu besuchen hatte ich keinen Anlaß, sah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Universitätslehrer stand er im höchsten Ansehn, aber seit er gegen Schmalz so furchtbar losgefahren, und in politischen

Dingen ſo entſchieden geſprochen, wurde er von vielen Seiten mit ſichtbarer Kälte behandelt, und zum [illegible] mit ſeiner [illegible] bei der [illegible] ermahnt. Nun eröffnete ſich bald aber eine neue Wirkſamkeit. Der König hatte verfügt, daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Synoden zuſammentreten ſollte, und in Berlin war faſt einſtimmig Schleiermacher zum Vorſtand erwählt worden. Dies war ein politiſches und in ſeiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Geſammtheit wählten ſie ihn dennoch. Sein erſter Vortrag, der bald im Druck erſchien, war meiſterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenſtand als ein Geſammtes auffaßte, mit wahrhaft praktiſchem Geiſte. Und iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch grade dies [illegible] die Behörde, und die eben erſt angeregte Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gelang ein anderes Werk, welches Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, obwohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von vielen Seiten wenig perſönliche Zufriedenheit ernten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Wirkung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand verhehlen. Doch gab es ſchon Stimmen, von denen die [illegible] einer ſeiner erwachſenden Gegner vielleicht ein an

Religion gemacht hätte, die ihm aber gar nicht vergeben wollten, daß er in seiner Kunst so weit gegangen war, ein Buch des Neuen Testaments für unächt zu erklären, worin ihm [illegible] noch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der echte Glaube noch immer als der stärkere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben mir genug des Schauspiels darbot, auch das eigentliche Theater gesucht, dessen Annehmlichkeiten ich schon lange auf einiger Stufe machte, und das seit dem Tode der Schauspielerin Friederike Bethmann nur noch in Dresden ein wahrhaft geistiges Ringen hatte. Doch erschien unerwartet die große Künstlerin Sophie Schröder, und gab das Gastrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine versäumen mochte. Da über die Künstlerin in Berlin ein Brief gedruckt ist, den Rahel an sie schrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leistungen zu den auf dieser Bühne geschätzten, klar ausgesprochen ist, so bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es sei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegnissen gelebt, so will ich auch aus der Reihe entgegengesetzter Beispielsweise zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, wie gewöhnlich das Herzensweh, das literarische, versteht sich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich von ihm noch angehört; er wollte eine Sammlung herausgeben, Prosa und Verse, hatte noch nichts, und ich sollte beitragend liefern! Ich stellte ihm vor, daß ich auf lange Zeit hin ich, in Geschäften und Obliegenheiten ganz anderer Richtung, daß ich diese Papiere, selbst wenn etwas Taugliches vorhanden, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles [illegible] [illegible] ſein, aber ich [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] geben. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], er kam alle Tage, er ließ nicht [illegible], daß man [illegible] [illegible], er [illegible] unter den [illegible], bis ich [illegible], er hat [illegible] [illegible], er [illegible]. Und er war [illegible] [illegible], er wollte kein [illegible], er war ein [illegible] [illegible], und wollte nur [illegible]! Auch hatte er in der That [illegible] [illegible], war mit den Formen der [illegible] [illegible] vertraut, und legte große [illegible] zur [illegible] und [illegible]. Wie ſehr er [illegible] auf mich gefallen und verliebt war, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], daß ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible]. Und [illegible] [illegible] [illegible], und gab ihm [illegible] unter der Bedingung, mich [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]! Sie ſagen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß mich [illegible], ſagte, ob ich auch für ein richtiges [illegible] halte? Auf meine [illegible] [illegible], und für ein [illegible] [illegible], was er [illegible], ſagte, er ſehe wohl, daß ich der Mann nicht ſei, für den er mich gehalten, empfahl ſich, und ich ſah ihn nie wieder. Der andere Bewerber war [illegible] noch ſchlimmer. Wie wir im [illegible] [illegible] zu einem Mann ganz [illegible] und [illegible] [illegible] eine [illegible]. [illegible] von [illegible] [illegible] von [illegible], von der [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. Und nicht [illegible] [illegible] und [illegible]! Sie ließ mich reden, und [illegible] [illegible], ihm einige Tage entfernt zu halten, um nun erſt ihn heute zu [illegible], daß ich mit ihr einen [illegible] [illegible] machen, aber wir wollten ihn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ſo iſt [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] ich habe bei ihr [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

gleichſam die [illegible] Preußens ausgeſprochenen [illegible], wurde ſie für einen großen Gewinn erachtet, und der Großherzog dankte mir bei meiner [illegible] auf's lebhafteſte für meine Theilnahme, meine Mitwirkung. Auf der Gegenſeite jedoch war ich daher um ſo ſchlimmer angeſchrieben, und da dieſe unter den badiſchen Hofleuten ſelbſt ihre Anhänger hatte, ſo waren dieſe gleich geſchäftig mir durch kleine Mittel die neue Stellung zu verderben, was ihnen aber nicht gelingen konnte, da die Gunſt, in der ich ſtand, ſchon zu gut befeſtigt war, und Berſtett überdieß mich für den weiteren Kampf, den er zu führen haben würde, als einen unentbehrlichen Bundesgenoſſen anſah.

Der württembergiſche Geſandte war nicht mehr [illegible] von [illegible], ſondern nachdem ein Herr von [illegible] eine Zeitlang als Geſchäftsträger ausgeholfen geweſen, hatte der Graf [illegible] von [illegible] als Geſandter ihn abgelöſt. Dieſer war längere Zeit Vertrauter des Königs als Kronprinzen geweſen, und galt für deſſen Günſtling; doch manche Stimmen aus Stuttgart verſicherten, der König habe ihn zum Geſandten ernannt, um ihn aus ſeiner Nähe los zu werden. Da ich Denkwürdigkeiten ſchreibe, in denen auch untergeordneten Perſonen ausführlichere Zeichnung gebühren darf, ſo will ich einige Züge zu ſeiner Schilderung geben. Eingenommenheit von ſich ſelbſt, und geſchwätzige Darſtellung ſeiner ſelbſt, waren eigentlich das A und O ſeines Weſens, aber die Beigabe von Unwiſſenheit und Taktloſigkeit, welche jene Eigenſchaften [illegible], dürfte man ſich ohne einige Beiſpiele ſchwerlich vorſtellen. Gleich bei dem erſten Mittageſſen, das der badiſche Miniſter ihm gab, ſpottete er aus vollem Halſe lächelnd und in naivſter Schwatzhaftigkeit über die kleinen Staaten, deren Truppenmacht höchſtens eine Diviſion bilde; aber Baden ſowohl als auch Württemberg befanden ſich in demſelben Falle, und der kleine Diplomat ſchien nicht zu wiſſen, wohin und woher er geſendet war. Dann fragte er, wo denn wohl die deutſche Bundesakte zu leſen ſei, er müſſe das Ding doch nun auch einmal anſehen. Eine Dame bat er um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart das häßliche Wort „ſchrecklich“ gebraucht habe, welches er freilich anders ausſprach und daher auch anders übelnehmen mochte. Mit der ſelbſtzufriedenſten Miene ſagte er: „Wenn man, wie ich, drei Feldzüge mitgemacht“, und das Perſonen gegenüber, die deren zu dreißig und zwanzig zählten. „Als Muſikkenner und Sänger kann ich das ſagen“, äußerte er bei anderer Gelegenheit, und als er einige Muſikkenner lächeln ſah, entſchuldigte er ſich, darauf ſei er nicht eingeübt. „Die dunklen deutſchen Philoſophen, die ich geleſen“, ſagte er ein andermal, und als man unbefangen fragte, wen er meine, ob Fichte, Schelling, oder gar auch Kant, ſo erwiederte er vornehm abwehrend, ihren Namen erinnere er ſich grade nicht! Wir hatten vielen Spaß von dieſen unglaublichen Albernheiten, allein die ſchreckliche Langeweile, die ſich der leeren Schwatzhaftigkeit anheftete, wurde durch jenen nicht aufgewogen. Der württembergiſche Diplomat war lang und hager und erſt dreißig Jahre alt, er konnte es noch weit bringen. Auch brachte er es weit genug in ſeiner Art, er wurde ſpäter Geſandter in Paris und blieb es viele Jahre.

Ich hatte dem Könige von Württemberg das Ergebniß meines Aufenthalts in Berlin und meinen Entſchluß in preußiſchen Dienſten zu bleiben auf ſchickliche Weiſe mitgeſtellt, ſo daß er nicht umhin konnte, mein Verhalten zu billigen, zugleich aber das Band, das mich an ihn knüpfen ſollte, nicht fallen ließ. Er ſchrieb eigenhändig an mich unter dem 10. Dezember: „Mit vielem Intereſſe habe ich die Nachrichten geleſen, welche in Ihren verſchiedenen Briefen enthalten waren; ich begreife und billige ganz Ihre zweckmäßige Handlungsart, welche durch die Lage der Dinge Ihnen vorgeſchrieben iſt, mit gleichem Vergnügen werde ich übrigens unſer bisheriges Verhältniß fortdauern ſehen, welches ich für die Gegenwart wie für die Zukunft gleich nützlich und gut halte. Sollten es Ihre Verhältniſſe erlauben uns hier zu beſuchen, ſo werden Sie meinen Wünſchen entgegenkommen, und Sie leicht dadurch die Ueberzeugung ſchöpfen, daß wir hier weit ruhiger leben, als man es dem Auslande glauben machen will! Wilhelm.“ Ich ſchrieb wegen der Erlaubniß zu einem ſolchen Beſuche nach Berlin, und mußte die Antwort abwarten.

Die Großherzogin fand ich in Betrübniß und großer Sorge wegen des Großherzogs. Dieſer war ſeit langer Zeit kränklich, und des düſtern Argwohns, der in ihm deßhalb aufgeſtiegen, iſt ſchon früher gedacht worden; allein ſeine urſprünglich kräftige Natur hatte bisher den Kampf noch mit Erfolg aufgenommen, und er konnte ganze Wochen und auch Monate zählen, in denen er ſich verhältnißmäßig wohlbefand, auf die Jagd fuhr, den Truppenübungen beiwohnte, ja ſogar die alten Vergnügungen genoß, die beſonders in ſeinem geſchwächten Zuſtande ihm verderblich ſein mußten, aber freilich von nichtswürdigen Dienern unter immer neuen Reizen ihm dargeboten wurden. Seit dem Herbſt aber war die Kranklichkeit bedeutender geworden, und wollte den ſonſt erprobten Mitteln nicht weichen. Ein unglücklicher Zufall war der Anlaß der Verſchlimmerung, doch ſchwerlich die alleinige Urſache. der Großherzog hatte eine Fahrt im offenen Wagen gemacht, und von ſtrömendem Regen überraſcht weder einkehren, noch erlauben wollen, daß der Wagen ſo viel es ginge geſchloſſen würde; durchnäßt und erkältet kam er an, und mußte ſich gleich zu Bette legen; die Kriſen blieben unvollſtändig, und er kränkelte fort. Der ruſſiſche Leibarzt Rehmann ſprach von beginnender Bruſtwaſſerſucht, doch die badiſchen Aerzte widerſprachen, und ſchoben die Wirkungsloſigkeit ihrer Arzneien auf die Unmäßigkeiten des Kranken, der immer wieder den gewohnten Lüſten nachhing, worauf jedesmal ein Rückfall erfolgte. Man ſuchte dieſen Zuſtand möglichſt zu verbergen, der Großherzog wurde vermocht, bei jeder kleinen Beſſerung ſich öffentlich zu zeigen. Mir aber vertraute die Großherzogin unter Thränen, daß ſie in größter Sorge ſchwebe; Bruſtbeklemmungen, heftiger Huſten, Krämpfe ſtellten ſich häufig ein, Mißbehagen in allen Gliedern, Schwäche und Hinfälligkeit hörten gar nicht auf. Der Kranke war in düſtrer Stimmung, er wurde immer träger und argwöhniſcher. Niemand durfte ſeine Arzneien anrühren, er verſchloß ſie jedesmal, ſo oft er das Zimmer verließ; ſeinen Wein nahm er von Tettenborn, die Flaſchen mußten verſiegelt ihm gebracht und bei Tiſch unter ſeinen Augen geöffnet werden, er koſtete keine für ihn beſonders bereitete Speiſe, er aß nur von den Gerichten, die er von Allen eſſen ſah. Ihn zu erheitern, aufzurichten, war eine ungeheure Arbeit; die ſanften Bemühungen der Großherzogin, der Eifer ſeiner nächſten Diener blieben wirkungslos, nur Tettenborn konnte ihn dahin bringen, die nothwendigſten Geſchäfte zu vollziehen, bei günſtigem Wetter auszufahren, einer unerläßlichen Audienz ſich zu unterziehen; Tettenborn war wegen dieſes Verhältniſſes von Mannheim nach Karlsruhe gezogen, und ſein Haus war das einzige, das der Großherzog bisweilen Abends beſuchte. Sonſt hielt er ſich im engen Kreiſe ſeiner vertrauten Geſellſchafter, des Oberſtallmeiſters von Geuſau, der beiden Herren von Holzing, des Oberſtlieutenants und des Forſtmeiſters, ferner des Oberkammerjunkers von Ende, ſeines alten Leibarztes Schrickel, ab und zu einiger Generale und Hofleute, die augenblicklich in Gunſt waren. Zu dieſem Kreiſe gehörte ſeit einiger Zeit auch ein Graf von Bohlen, früher preußiſcher Offizier, dann ruſſiſcher, der ſich eine Zeitlang im Tettenborn'ſchen Hauptquartier aufhielt und mir daher wohlbekannt war. In gewiſſem Sinne war er den berühmten preußiſchen Gendarmen-Offizieren beizuzählen, die vor dem Schlage von 1806 in Berlin das große Wort führten, und eine ſtudentenhafte Ritterlichkeit mit Glanz darſtellten, allein die letztere theilte er doch eigentlich nicht, ſondern verhielt ſich zu ihr mehr wie ein Knappe. Sein Streben ging einzig auf Wohlleben, und in dem auf Speis und Trank bezüglichen war er das leibhafte Bild Falſtaff's, dem er auch an ruhmredigen großen Worten und an guter Laune glich; ſeine Meiſterſchaft in Behandlung der Spielkarten hatte ihm üble Nachrede zugezogen, die er aber wenig achtete. Dieſer Mann war wie gemacht den Großherzog zu unterhalten, und ſchickte ſich zu den andern Geſellen vortrefflich, die aber den fremden Eindringling nur ungern duldeten. Sein Vorrath von luſtigen Geſchichten war unerſchöpflich, alle derben und meiſt unſaubern Anekdoten von alten preußiſchen Generalen trug er in der urſprünglichen Mundart vor, die auch die ſeine noch war, und wenn nichts mehr den Großherzog ermuntern konnte, ſo vermochte es noch der Graf von Bohlen, den er deßhalb auch zu ſeinem Kammerherrn machte und mit einem Jahrgeld bedachte, das freilich für die Bedürfniſſe des gierigen Genießers nicht ausreichte. Die Großherzogin mußte froh ſein, einen ſolchen Ermunterer bei dem mißmuthigen Kranken zu wiſſen, allein der kleine Gewinn koſtete hohen Preis; was den Andern ein luſtiger Scherz war, wurde für ſie zu tödtlicher Langerweile, ja nicht ſelten zum beleidigenden Aergerniß, denn ſie durfte ſich dieſen Geſellſchaften nicht ganz entziehen, und war meiſt in ihnen die einzige Frau. Sie litt unſäglich, und klagte darüber ſchmerzlich gegen Rahel, der ſie einſt mit dem Ausdruck der Verzweiflung ſagte: „Oh plaignez-moi, chère Madame de Varnhagen, je sais déjà par coeur, malgré que j'en aie, toutes les grossièretés de vos vieux généraux prussiens!“ Unter den Geſellſchaftern des Großherzogs zeichneten ſich übrigens die beiden Brüder von Holzing durch wirkliche treue Anhänglichkeit an die Perſon ihres Fürſten vortheilhaft aus.

Von der Krankheit des Großherzogs durfte ſo wenig als möglich geſprochen werden; die Markgräfin Amalia ließ nicht merken, daß ſie von dem traurigen Zuſtand ihres Sohnes vollkommen unterrichtet war; eben ſo wenig der Markgraf Ludwig, dem jedes Wort darüber als eine Hoffnung auf die nahe Erbfolge wäre gedeutet worden Die beiden anweſenden Schweſtern des Großherzogs, Königin Friederike von Schweden und Prinzeſſin Amalia von Baden, konnten ihre beſorglichen Gefühle nicht ganz unterdrücken, ſie näherten ſich auch der Großherzogin deßhalb, welche dies Entgegenkommen liebreich aufnahm; allein die Kälte der Markgräfin Mutter unterdrückte die freundlichen Wallungen bald wieder. Man war einmal übereingekommen, der Hof ſolle ein fröhliches Anſehn haben, und man verſprach uns einen glänzenden, geſellſchaftreichen Winter. Angeſehene Fremde, wie der franzöſiſche General Graf Lagarde, der preußiſche General von Ende, Bruder des badiſchen Hofmanns, aber dieſem äußerlich wie innerlich durchaus ungleich, einige mediatiſirte Fürſten und Grafen, die mit dem Hof unterhandelten, ſo wie Goloffkin, Rehmann und Ludwig Robert, trugen zur Belebung das Ihrige bei. Von den Mediatiſirten machte ſich beſonders der junge Fürſt von Fürſtenberg bemerkbar, der eine Art geiſtreicher Fröhlichkeit zeigte, die zwar meiſt nur oberflächliches Sprudeln war, aber einem Manne ſeiner Klaſſe als Genialität angerechnet wurde. Seine kluge Mutter, die ſchon auf dem Wiener Kongreſſe mit männlichem Muth, aber geringem Erfolg die Sache der Mediatiſirten verfochten hatte, war auf den Gedanken gekommen, die politiſchen Vortheile, welche im Streite gegen die regierenden Häuſer nicht zu erlangen waren, im Anſchließen an dieſelben zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke ſollte ihr Sohn die junge Gräfin von Hochberg heirathen, und was hiebei noch den Schein einer Mißheirath haben konnte, mußte durch die eben ſtattgefundene Erhebung der Familie Hochberg glücklicherweiſe ſchwinden. Der junge Fürſt befand ſich demnach in Karlsruhe auf Freiers Füßen, und war darum nur um ſo beeiferter aufgenommen und gefeiert. Zu den Weihnachts- und Neujahrsfeſten kam von Stuttgart auch Herr von Küſter mit ſeinen beiden Töchtern, und wir beſchloſſen das ablaufende Jahr in herkömmlicher Weiſe, wobei doch manche dunkle Sorge drohend im Hintergrunde ſtand.

Karlsruhe. Stuttgart. Baden.

1818.

Die Erhebung der Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden war eine Maßregel, an deren Gültigkeit dem Großherzog alles gelegen ſein mußte. Nicht nur der Zweck, Land und Regierung dem eignen Hauſe zu erhalten, forderte dies, ſondern auch das perſönliche Anſehn des Fürſten, der eine ſolche Machthandlung einmal unternommen hatte. Deſto mehr fiel es auf, daß bei den nächſten Anläſſen gleich mancherlei geſchah, was in dem Großherzog die Neigung verrieth, die kaum erhobenen Markgrafen wieder etwas hinabzudrücken. Am Neujahrstage machten die badiſchen Generale und Offiziere dem alten Markgrafen Ludwig herkömmlich ihre Geſammtaufwartung, den neuen Markgrafen durften ſie nur jeder einzeln ihre Glückwünſche bringen. Der Prinzeſſin Amalia Chriſtina war in ihrem beſondern Erhebungspatent nicht wie ihren Brüdern ausdrücklich der Titel Hoheit beigelegt worden, doch gab ihn ihr jederman, und zum 7. Januar, dem Tag ihrer Verlobung mit dem Fürſten von Fürſtenberg, kam dieſer Titel auch in die für die Zeitungen aufgeſetzte Anzeige; doch der Großherzog wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, und der Miniſter von Berſtett ſelbſt mußte eiligſt in die Druckerei gehen, um die Hoheit wieder auszuſtreichen. Zur Verlobungsfeierlichkeit wurden die Geſandten gar nicht eingeladen, wohl aber zu der darauf angeſagten Glückwünſchungskour; auf den Einſpruch aber, welchen der hannöverſche Geſandte von Reden mit unnöthigem Eifer machte, daß er noch nicht ermächtigt ſei die neuen Titel anzuerkennen, ließ Berſtett auch dieſe Einladung wieder fallen, und erklärte ſie für einen Irrthum des Hoffouriers. Der Großherzog freute ſich, ſowohl ſeiner Verwandten als dem mediatiſirten Fürſten bei dieſer Gelegenheit einige Demuth aufzuerlegen, ja ſelbſt die eignen Brüder der Prinzeſſin hielt er von der Feierlichkeit zurück, indem er grade zu der für dieſe beſtimmten Stunde ſie zu ſich beſchied, und ſie in gleichgültigen Geſprächen die Zeit verſäumen ließ; nur der jüngſte Bruder durfte der Schweſter zur Seite ſein. Da man dem Grafen Goloffkin zutraute, er würde ſich über alle Bedenken wegſetzen und zur Kour fahren, ſo hielt ihn die Markgräfin Mutter abſichtlich bei der Mittagstafel ſo lange auf, bis es zu ſpät war. Durch ſolche Jämmerlichkeiten, die ſchnell bemerkt und gierig aufgegriffen wurden, handelte die Großherzogliche Familie gegen ihren eignen Vortheil, und wirkte dem Zweck, den ſie doch ſonſt wollte, möglichſt entgegen. Der Neid mißgönnte ſchon, was er eben ſelbſt gegeben hatte, und vielleicht hätte die wachſende Reue den Widerſpruch von außen ſogar gern benutzt, um das Gewährte zurückzunehmen, wozu manche Höflinge ſchon eifrigſt riethen. Es gehörte die vereinte Kraft Reizenſtein's und Tettenborn's und der ganze Trotz ihrer Standhaftigkeit dazu, um das Werk gegen ſolch elende Triebfedern und Einflüſterungen und zugleich gegen die Angriffe von außen ſiegreich zu behaupten. Indeß blieb den neuen Markgrafen aus dieſen Kleinlichkeiten lange Zeit ein gedrücktes, peinliches Verhältniß, in welchem ſie die neue Würde tragen mußten und doch nicht hervorheben durften, immer in ängſtlicher Beſorgniß anzuſtoßen und zu mißfallen. Es iſt wahr, ihr Naturell kam ihnen zu Hülfe, und ſo leiſteten ſie in dieſer traurigen Rolle des ſich Unterduckens und Vernichtens das Unglaubliche.

Das ganze Hofleben in Karlsruhe beſtand ohnehin faſt nur in kleinlichen Eiferſuchten und Rückſichten. Die verſchiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerſchaft thaten faſt nichts, als einander gegenſeitig beobachten, über jede Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, ſo lebte man unausgeſetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er ſorglichſt im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Luſtigkeit eines offnen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgeſtellte Netze und Fallen, kleine Liſten und Tücken, denen allen zu entgehen faſt nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was ſchadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den ſie gierig erſchnappten, und den man ſelber doch nur zum Wegwerfen beſtimmt hatte? Die Fremden nun erſt recht brauchten ſich gar nicht um dies Weſen zu kümmern, ſobald ſie nur den Muth hatten ſich darüber wegzuſetzen. Aber angenehm konnte die Hofgeſellſchaft unter dieſen Umſtänden nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichſtes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu geben; ſie wünſchte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß ſeine Geſundheitsumſtände Beſorgniß einflößten. Dem letztern Zweck ſtimmte er ſelbſt eifrig genug bei, er hätte gar zu gern ſeinen Gegnern den Verdruß angethan, ſich in wenn auch nur geheuchelter Rüſtigkeit ſehen zu laſſen; allein wenn es zur That kommen ſollte, überwog doch allzu ſtark das Gefühl der wirklichen Unluſt und Schwäche, und er hielt ſich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den Spieltiſch bei Hoffeſten, allein der Eindruck ſeiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß ſein Mißmuth und ſeine Verdroſſenheit ſichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Beſorgniß hegte, ihm könnte bei ſolcher Gelegenheit etwas geſchehen; man mußte ſich begnügen, unter der Hand auszuſtreuen, er ſei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt ſein, um deſto ſichrer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin fiel, mußte ſie den Schein davon möglichſt entfernen, und während ſie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein laſſen durfte, weil er ſelbſt ungern ſie vermißte und auch wirklich nur einzig durch ſie noch einige Haltung empfing, hatte ſie öffentlich die argloſe Fröhlichlichkeit vorzuſtellen, zu der Jugend und Verhältniſſe ſie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und ſchönſtem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Geſtalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die ſchönſten Anzüge und Ludwig Robert's ſinnreiche Reimſprüche eingeladen waren, gab dazu die günſtigſte Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu ſagen, ſie antwortete jeder unvorbereitet in anmuthigſter, geiſtreichſter Weiſe, ſagte jeder etwas Paſſendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, ſolchen Aufwand, der des größten und feinſten Hofes würdig geweſen wäre, an ſolch rohes Volk vergeudet zu ſehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren.

Der Karlstag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Feſtlichkeit ſah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß ſolch ein kleiner ſich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder früheren Geltens zuſammengebracht, in unſerer Zeit doch ein abgeſchmacktes Ding ſei! Peinlich für Alle, für die ſogenannten Herrſchaften wie für das Geſinde, hat das ganze Weſen längſt keine Bedeutung mehr; von Macht, Ehre und Annehmlichkeit iſt kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verſtand und Karakter übrig geblieben, ſind die entſchiedenſten Verächter des Bodens, auf dem ſie leben, und von dem ſie doch nicht laſſen können. Mit welcher Wuth äußerte bei ſolcher Gelegenheit einſt Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen ſolle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben ſei! Niemand ſah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißneriſche des Hofweſens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit ſolcher Umgebung, als die Großherzogin, ſie ſprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, daß ſie verurtheilt habe, dieſer unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehn zu können. Bei öffentlichen Anläſſen ſprach ſie gern und meiſt länger mit mir als den Andern recht war, aber ſtundenlange Unterredungen ergaben ſich ungeſtört und ohne Aufſehen bei ihrer Oberhofmeiſterin Gräfin Walſch, wo ſowohl die politiſchen Anliegen und Beſorgniſſe als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, beſonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit beſprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorſicht gefolgt werden; der Gegenſtand berührte zu tief die empfindlichſten Wunden des eignen Geſchicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerſtreitenden Empfindungen offen darzulegen, die in ſich ſelber noch keineswegs zum Abſchluſſe gekommen waren. Stephanie war in der tiefſten Ehrerbietung für den Kaiſer aufgewachſen, ſein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, ſpäter ſie ſelbſt emporgehoben in dieſen Strahlenkreis; die perſönliche Nähe konnte den Zauber dieſer Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niedrer Denkart, prägten ſich dem jugendlichen Sinne tief ein; die ſchlechte Behandlung, die Verſtoßung der Nächſten, der Kaiſerin Joſephine, der Geſchwiſter Beauharnais, die beſonders auch ihre Nächſten waren, hatten Stephanien hart betrübt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrſcher, vor deſſen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die ſtaunende Bewunderung ſeiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche ſolcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrückten. Als mit ſeinen Fehlern auch ſeine Unglücksfälle zunahmen, und endlich ſeine Macht furchtbar zuſammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in deſſen Sturz alle ſeine Angehörigen mehr oder minder den eignen ſehen mußten, die Oberhand über die ſonſtigen Mißſtimmungen gewonnen, und ſein Geſchick auf der einſamen Inſel erweckte die heißeſten Mitgefühle. Doch die Größe des Unglücks führte von ſelbſt auf die Betrachtung der Urſachen deſſelben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßloſe, blinde Selbſtſucht und freche Menſchenverachtung dieſen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den Menſchen war demnach kein günſtiges, wollte jedoch den Helden und ſeinen Ruhm nicht preisgeben, am wenigſten ſolchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen ſchien. Als ein ſolcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austauſches der Meinungen und Anſichten, ehe ſich die Großherzogin ſicher genug glaubte, ihre eignen zwieſpältigen Geſinnungen in Betreff Napoleons mir völlig zu enthüllen. —

Der Fürſt von Hardenberg war am Schluſſe des vergangenen Jahres in die preußiſchen Rheinlande gekommen, um dieſe ſchwierige, mit dem preußiſchen Staat ſchwer in Einklang zu bringende Provinz näher einzuſehen und zu ordnen. Die Bewohner ſtanden ihren altpreußiſchen Staatsgenoſſen an höherer Bildung nach, aber keineswegs an Kraft und Thätigkeit des gemeinen Lebens, in Freiheitsgewöhnung und Selbſtgefühl waren ſie ihnen voraus; ſie ſträubten ſich gegen das neue Beamtenweſen, das überall anſtieß, ſie hielten feſt was aus den Erträgen der franzöſiſchen Revolution ſich bei ihnen eingebürgert hatte, beſonders die Rechtspflege, die man ihnen auch laſſen mußte. Zudem war die Mehrzahl katholiſch, und die kirchlichen Verhältniſſe, welche unter der Kaiſerherrſchaft ſehr kleinlaut geweſen, machten gegen die preußiſche Regierung die unbequemſten Forderungen geltend. Der Staatskanzler war allerdings der Mann, der hier viel mildern und verſöhnen konnte, er machte verſchiedene Anordnungen, die ihm Neigung und Vertrauen gewannen, beſonders vertröſtete er die Rheinländer auf die neuen großen Staatsformen, durch welche ganz Preußen in nicht ferner Zeit eine neue Stufe ſeiner geſchichtlichen Entwicklung betreten werde. Doch das Streben in dieſer Richtung war hier ſchon regſamer, als in den alten Landen. Der feurige Görres in Koblenz hatte mit kluger Umſicht bereits eine Adreſſe an den König zu Stande gebracht, die mit Tauſenden von Unterſchriften verſehen dem Staatskanzler durch eine Abordnung aus allen Ständen öffentlich überreicht werden ſollte. Der Fürſt erkannte die Mißlichkeit eines ſolchen Auftrittes recht gut, beſaß aber Muth und Freiſinn genug, um alle Gefahren, die damit verknüpft ſein möchten, perſönlich zu beſtehen. Die Uebergabe der Adreſſe geſchah am 12. Januar auf dem Schloß Engers und wurde durch die Kühnheit und das Talent des Sprechers, der kein anderer als Görres ſelbſt war, und durch die ſichre Gewandtheit Hardenberg's, der obſchon überraſcht doch die Probe trefflich beſtand, zu einer parlamentariſchen Verhandlung ganz eigenſter Art. Eine vorlaute Stimme verkommner Anmaßungen war ſchnell zum Schweigen gebracht und ſogar

Görres ſtand an treffenden Aeußerungen und geziemendem Freiſinn gegen Hardenberg zurück. Dieſer hatte durch ſein ſchickliches Verſehn dieſer heiklen Angelegenheit außerordentlich in der Meinung gewonnen, und die Rheinländer zeigten ihm laut ihren Beifall. Doch Görres war mit dem Erfolg, der ſich innerhalb der nächſten Umgebung hielt, nicht zufrieden, ſondern warf den ganzen Hergang auf den Schauplatz der allgemeinen Oeffentlichkeit. Dies that er durch die berühmte Schrift, welche als Bericht für die Theilnehmer gegen Mitte Februars im Druck erſchien. Hier wurden die gewechſelten Reden ausführlich mitgetheilt, deren maßvollen Andrang ein glutvolles Nachwort von Görres gleichſam zum Sturm erhob. Nun erſt bekam die Sache ihre volle Bedeutung. Ungeheures Aufſehen machte die Schilderung eines Vorgangs, der als etwas ganz Neues, Unerhörtes in Deutſchland Jedermann in Erſtaunen ſetzen mußte. Von Berlin her kamen bald ſcharfe Mißbilligungen, ſtrenge Verwarnungen an die Behörden, dergleichen bedenkliche Dinge nicht mehr zu geſtatten, der Staatskanzler ſelbſt mußte Vorwürfe und Mahnungen hinnehmen, gegen die ſeine hohe Stellung ihn nicht ſchützte. Der König richtete ſogar an die Gemeinde Hagenport, von der ihm zufällig bekannt wurde, daß ſie ſich geweigert an der Adreſſe Theil zu nehmen, ein öffentliches Belobungsſchreiben, das der Gemeinde ſolche Triebfedern ihres Weigerns unterſchob, an die ſie gar nicht gedacht hatte, und ihr nur eine ſchlimme Berühmtheit auflud, daß man längere Zeit hindurch einen Menſchen politiſcher Gleichgültigkeit und trägen Stumpfſinns einen Hagenporter nannte. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland erregte die Schrift einen Sturm von Beifall, der mächtigſte Aufregung, alle Partheien ſuchten ſie zu ihrem Vortheil auszulegen, denn Görres hatte ſeinem lichtvollen Strahlen doch ſeitliche dunkle Schatten beigemiſcht, die von hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Gönnern laut geprieſen wurden. Um den richtigen Eindruck zu verſtärken, und die helleren Vorſtellungen Hardenberg's im Gegenſatze der dunkleren von Görres als preußiſche hervorzuheben — denn wir wollten alles Gute und Kräftige gern dem Wohl und der Ehre des Staates zurechnen — ſchrieb ich einen kritiſchen Aufſatz, der ohne meinen Namen in der Jenaiſchen Litteraturzeitung erſchien, und den mehrere Zeitblätter nachher wiedergaben. Görres war, wie ich ſpäter hörte, mit dieſem Aufſatz wenig zufrieden, beſonders weil ich die Stände als politiſche Körperſchaften nicht gelten ließ; auch der Staatskanzler, welcher wieder nach Berlin zurückgekehrt und ängſtlicher geworden war, ſoll ihn mißbilligt haben; beides war mir damals ſo gleichgültig, wie es mir jetzt iſt; ich hatte nur mir, keinem Andern zulieb geſchrieben. —

In dieſe Zeit fällt die Erledigung einer Sache, die ſchon lange hoffnungslos war und doch kein Ende abſehen ließ. Ein Apotheker Kölaß in Danzig hatte während der letzten Belagerung den dort in Beſatzung liegenden badiſchen Truppen Arzneien im Betrage mehrerer tauſend Thaler geliefert, allein die verſprochene Zahlung nicht erhalten. Danzig war inzwiſchen wieder preußiſch geworden, und die Wittwe des Apothekers rief die Hülfe der preußiſchen Regierung an. Seit vier Jahren erneuerte ſich in kurzen Zwiſchenräumen regelmäßig die Anforderung, jedesmal kräftig unterſtützt von dem preußiſchen Miniſterium, aber jedesmal eben ſo kräftig von der [illegible] Gesuche zurückgewiesen; diese erklärte, daß nicht Baden, sondern Frankreich zur Zahlung verpflichtet sei, weil die badischen Truppen dort nicht selbstständig, sondern ein Theil der französischen Besatzung gewesen seien, wie denn auch der französische Kommandant für alle Bedürfnisse der Truppen die nöthigen Ausschreibungen habe ergehen lassen. Dies war in Betreff jener Requisition nicht richtig, denn die badischen Truppen waren von den französischen Behörden vernachlässigt und ohne Requisition geblieben, sie hatten im eignen Namen die Requisition angesprochen und erlangt. Dies war alles erwiesen und eingestanden, aber die Zahlung wurde gleichwohl beharrlich abgeschlagen. Wenn eine neue Besetzung eintrat, gehe [illegible] von [illegible] vermuthlich die Schuld, und meinte, das Ministerium solle die ungleiche Behandlung doch ent[illegible] [illegible] lassen. Auch mir war sie schon lästig genug geworden, aber ich wollte sie doch nicht völlig aufgeben. Vielmehr beschloß ich einen ganz neuen Weg zu versuchen. Ich wandte mich an den badischen Kriegsminister General von Schäffer, einen Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und sich eines biedern Soldatenbetragens rühmte. Ich stellte ihm vor, daß außer dem förmlichen Sachverhalt, den die diplomatischen Geschäftsleute festhalten, hier ein menschlich thatsächlicher walte, der dem wackeren Kriegsmann einleuchten werde; es stehe doch einmal fest, daß badische Truppen jene Requisition verlangt und auch wirklich erhalten hätten, sie allein hätten den Nutzen davon gehabt, ihrer Versicherung habe der Lieferant vertraut; wenn es wieder zu ähnlichen Verwicklungen komme, solle es dann heißen, [illegible] diesen Truppen darf man nichts ohne baares Geld geben, denn zu helfen ihr Wort nicht? Mit ſolchen Reden brachť ich den andern Mann dahin, daß er mir in großer Aufregung die Hand darauf gab, er wolle beim nächſten Vortrag, ohne mit ihm von Werther vorher zu ſprechen, dem Großherzog den Antrag machen, die Zahlung aus eigener Verpflichtung zu bewilligen. Nun war die Sache ſo gut wie gewonnen. Um noch ſicherer zu gehen, verſchaffte ich mir Zutritt beim Großherzog, und ſagte im Allgemeinen ſo viel von der Sache, als nöthig ſchien, um ihn günſtig zu ſtimmen. Als Schäffer mit ſeinem Vortrage kam, fand er den Weg ſchon vorbereitet, und Alles wurde bewilligt. Werther war anfangs ſtutzig, aber da ihm dergleichen ſogenannte Unterthanenſachen im auswärtigen Miniſterium höchſt gleichgültig waren, ſo wandte er nicht viel ein. Die Forderung erlitt zwar einige Minderung, aber in billiger Weiſe, und eine anſehnliche Summe wurde bewilligt und ſofort ausgezahlt. Die Wittwe hatte längſt alles verloren gegeben, das Miniſterium in Berlin ihr die geringſte Hoffnung gelaſſen. Ich erhielt von erſterer einen Dankbrief, von letzterem ein Belobungsſchreiben, und Hr. von Jordan bezeugte mir noch beſonders ſeine beifällige Verwunderung aus, daß mir ein ſolches Kunſtſtück gelungen ſei. Dieſer Erfolg iſt einer der wenigen, die ich in meiner kurzen diplomatiſchen Laufbahn gehabt habe, vielleicht der einzige, der mich ganz gefreut und mir kein Leid gebracht hat; ſchon um deswillen durft' ich ihn nicht unerwähnt laſſen.

Ich hatte von Berlin die Erlaubniß erhalten, dem Könige von Württemberg auf ſeine Einladung meinen Beſuch zu machen. Gegen Ende Februar reiſte ich daher nach Stuttgart. Sonderbar genug, fand ich hier Schwierigkeiten mich dem König anzumelden. Der preußiſche Geſandte [illegible], ich wollte mich an den Generaladjutanten des Königs wenden, dieſer [illegible] [illegible] dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verweiſen, ein Hofmarſchall glaubte, der König werde ſchon wiſſen daß ich angekommen iſt, und ich brauche nur abzuwarten, daß er mich rufen ließe. Da mir aber meine Zeit koſtbar und ich ſolcher Weitläufigkeiten überdrüſſig war, ſo entſchloß ich mich kurz, und ſchrieb im Gaſthof einige Zeilen an den König, die ein Lohnbedienter im Schloß dem [illegible] Kammerdiener mit dem mündlichen Geſuch ſchleuniger Beförderung abgeben mußte. Augenblicklich kam die freundliche Antwort, und gleich darauf ein Wagen mich abzuholen. Der König empfing mich in ſeinem Kabinet, und nachdem er über die Erſchwerung geſcherzt, in welcher die Hofleute ihn halten wollten, ging er gleich zu ernſten politiſchen Geſprächen über. Die Lage von Frankreich wurde ſorgſam erwogen, die von Deutſchland mit jener verglichen, unſre Hoffnungen, unſre Gefahren ans Licht gezogen. Er ſprach ſeinen Unwillen gegen die [illegible] Behandlung aus, die allen deutſchen Angelegenheiten am Bundestag zu Theil werde, er klagte beſonders vorzüglich Oeſterreich an, deſſen ſchwächliche Furcht und [illegible] Sucht alle deutſchen Länder auf das geringe Maß von Leben und Licht zurückführen wolle und [illegible] ihm nicht mehr genüge. Wie anders iſt es gegen Preußen! aber freilich nur das Volk, in welchem

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Depuis trois ans je me trouve menacé de me voir dépouillé d'une partie de mes états, et tandis que mon pays faisait les plus grands efforts pour me mettre à même de concourir d'une manière efficace et honorable à la dernière lutte pour l'indépendance de l'Allemagne, mes alliés cherchent à m'arracher mes plus belles provinces et disposent de mon vivant de ma succession. Je crois avoir prouvé à l'univers dans les différentes occasions qui ont eu lieu l'insuffisance des motifs dont on veut colorer cette violation de mes droits les plus sacrés, et l'opinion publique a déjà prononcé dans ma cause avant même de connaître toute l'étendue de l'injustice dont je dois être la victime.

Si mon âme se serre en voyant des Puissances, qui ont déclaré à la face de l'univers n'avoir pris les armes que pour détruire l'arbitraire et établir en Europe un système politique basé sur les principes de la morale, s'abandonner aux faux raisonnemens, qu'on leur présente, au point de permettre qu'on veuille acquitter leurs dettes avec des provinces qui m'appartiennent, et dont j'ai acheté la conservation au prix du sang de mes sujets, quelle douloureuse sensation ne doit elle pas éprouver en apprenant mes plus proches parens à la tête de ceux qui cherchent à m'écraser, non contents d'accepter mes dépouilles, précipiter encore l'exécution des mesures auxquelles ils n'auraient jamais dû donner leur assentiment.

Ces réflexions me peinent quand je cherche à comdans les dernières années et continuellement renouvelées du cabinet de V. M. avec les témoignages d'affection qu'Elle ne cesse de me donner. Il serait absolument impossible de séparer dans une circonstance aussi grave le gouvernement de son chef, et point de trouver dans l'un mon parent et mon ami, tandis que l'autre se montre mon ennemi le plus complet.

En dernière analyse, je vous dois, Sire, une profession de foi: il est temps que cela finisse d'une manière ou de l'autre et je dois déclarer à V. M. que, me croyant plus qu'acquitté des engagements que j'avais contractés, tant par les efforts que mon pays a faits pour la cause commune, que par les dernières propositions conciliatrices énoncées en mon nom par mon Ministre à Francfort; je suis irrévocablement décidé à ne plus rien y ajouter. —

Je ne m'aveugle point sur la situation dans laquelle je me trouve; mais au dénouement, je suis préparé à tout, mais je vous préviens, Sire, que si l'on avait le projet de m'arracher par la force ce que l'on n'obtiendra jamais de bon gré, j'appelle à mon secours l'opinion publique, et V. M. trouvera difficilement un allié plus puissant.

J'en ai dit assez au Roi, l'effusion de mon cœur exige que j'ajoute encore un mot à mon bienfaiteur et ami. Je vous conjure donc, Sire, par les liens du sang qui nous unissent, faites cesser une négociation qui depuis trop longtemps fixe les regards inquiets de l'Europe et qui par l'adoption du principe sur lequel elle se fonde pourrait avoir des suites non moins dangereuses pour V. M. que pour moi.

Je suis etc.

Carlsruhe le 23 Mars 1818.

(Signé) Charles.

In München war man nicht wenig durch eine ſolche Aufſprache überraſcht, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ſchon nach zwei Tagen erließ der König die nachſtehende Antwort:

Monsieur mon Frère et Beaufrère.

J'ai reçu avec autant de surprise que de peine la lettre que V. A. R. vient de m'adresser, et je ne saurois assez Lui exprimer combien elle a excité toute ma sensibilité.

Vous connaissez, Monsieur mon Frère et Beaufrère, les transactions politiques et particulières, qui se sont succédées depuis 1815. Votre Ministre des affaires étrangères a été témoin des conventions arrêtées à Paris entre les quatre Puissances signataires du traité de 1815, il sait que j'y ai été étranger; la mission que mon Ministre a remplie à cette occasion est consignée dans les actes publics. Nous avons [illegible] [illegible], Monsieur mon Frère et Beaufrère, les troupes alliées ont [illegible] d'effets, l'intérêt général m'en a pas moins commandé des sacrifices, je les ai portés de concert avec plusieurs des principaux membres de la fédération.

Si les ministres de V. A. R. sont bien instruites, elles Lui auront fait connaître que la marche que j'ai suivie depuis deux années, est entièrement conforme aux sentimens qui nous animent, que loin de

provoquer des mesures à son égard, je me suis fait la loi d'attendre dans le silence le règlement d'intérêts, dont dépend la conclusion de l'acte qui doit fixer les destinées de l'Europe.

Je ne me permettrai point de faire une observation à V. A. R. sur le parti qu'Elle a adopté; c'est à Elle à juger dans sa sagesse sa position, et ce qu'exigent l'intérêt bien entendu de sa maison et de son peuple; quelles que soient les événemens, ils n'influeront jamais sur les sentimens personnels qui m'attachent à un parent, qui me sera toujours cher, et ils ne sauront jamais porter atteinte à l'amitié et au tendre attachement que je porte à V. A. R. et avec lequel je suis etc. . .

Munich, le 13. Nov. 1818.

(Signé) Max Joseph.

Beide Schreiben liefen bald in Abſchriften um, und wurden in den Kreiſen des Hofs und Diplomaten ſehr verſchieden beurtheilt. Die Bayern rühmten ihren Hof ergoſſen ſich mitleidig; der arme Großherzog ſei auch hier wieder, meinten ſie, wie gewöhnlich übel berathen geweſen, und Baiern habe den engliſchen Streich mit rüſtiger Kraft ſiegreich zurückgeſchlagen. In Karlsruhe ſelbſt ließen die geſcheidten Leute ſich dies einreden, und meinten die Sache wäre beſſer unterblieben; auch Berſtett, der inzwiſchen von Aachen zurückgekommen war, ſchien dieſer Meinung, und klagte bitter, daß er von allen Seiten deßfalls Tadel und Beſchämung zu ertragen habe. In der That ſchien die Wirkung der Sache innerhalb des Großherzogthums, in dem ſie ſchwebte, ſo gut wie verlassen; es kam darauf an, sie in andern Schwung zu bringen. Ich stellte dies durch Tettenborn dem Großherzog vor, und nachdem ich mich seiner Zustimmung versichert hatte, sandte ich beide Schreiben, kurz und gut nach Hamburg zum Abdruck in der dortigen Zeitung, deren Herausgeber mir hinsichtlich der Verschwiegenheit sicher war. Einmal abgedruckt im Hamburger Korrespondenten, erschienen diese Schreiben nun bald aller Orten, wie ein Lauffeuer gingen sie durch alle Zeitungen des In- und Auslandes, in französischer, in englischer Uebersetzung waren sie zu lesen, man wußte kaum noch wo sie zuerst an's Licht getreten. Das Aufsehen war ungeheuer, die Wirkung übertraf alle Erwartung. Die Oeffentlichkeit gab ein anderes Maß für das hier ausgesprochene Recht, als die geschulten Höflinge und kundigsten Diplomaten. Von allen Seiten sprach die Macht der Meinung zu Gunsten Badens und wider Baiern, drang unaufhaltsam in die höheren Kreise, erschütterte die Kabinette. Jetzt fühlte man in München Verlegenheit und Beschämung, und zwar um so mehr, als man nicht zweifelte, die unangenehme Veröffentlichung sei nur durch die Unvorsichtigkeit des Königs Max Joseph veranlaßt, der in seiner leichten Art die vertrauliche Mittheilung zu weit ausgedehnt habe. Das Geheimniß, wie die beiden Schreiben in den Druck gekommen, blieb streng bewahrt, die Entdeckung würde mir allerdings den heftigen Verdruß zugezogen haben, die wenigen Eingeweihten wußten das, und hätten um keinen Preis mich bloßgestellt. Ich allein hatte die Sache einem Freunde vertraut, mit dem ich alles dahin Einschlägige zu besprechen pflegte, dem Geheimrath Friederich. Doch von ihm erhielt ich eine

Gewähr des Schweigens, wie ſie nicht beſſer gewünſcht werden konnte. Einige Monate ſpäter, ſchon ziemlich in den Sommer hinein, als der Lärm wegen jener Briefe am größten war, und die Leute ſich den Kopf zerbrachen, wer den Frevel wohl begangen habe, ging ich eines Nachmittags mit Friedrich im Schloßgarten ſpazieren, und als nach manchem andern Gegenſtand auch jene Vermuthungen zur Sprache kamen, richtete er unerwartet an mich die Frage, ob denn wirklich zu glauben ſei, daß von München die Veröffentlichung ausgegangen ſei? Ich ſah ihn zweifelnd an, gewahrte aber mit Erſtaunen, daß er das ihm Anvertraute wirklich nicht mehr wußte, er fragte ganz einfach, in ſeinen Zügen lag die unbefangenſte Aufrichtigkeit. Ich hatte Geiſtesgegenwart genug, ihm meine Verwunderung zu verbergen, und ſein Vergeſſen eines Geheimniſſes, das auch ihm von größter Wichtigkeit ſein mußte, dadurch zu beſtärken, daß ich es ihm nicht zum zweitenmal vertraute, ſondern ihn nun wirklich ausſchloß. Ich beantwortete ſeine Frage mit einer ausweichenden Redensart, lenkte auf andre Dinge ein, und wir ſetzten unſern Spaziergang harmlos fort. Ich nahm es als ein gutes Glück hin, daß ein ſolches Geheimniß aus unſicherm Gewahrſam wieder in engeren Verſchluß zurückgekehrt war. Denn wer dergleichen leichtſinnig vergeſſen konnte, der konnte es auch bedachtlos ausplaudern. Unſicher aber war der ſonſt erprobte Freund erſt geworden, ſeit eine wachſende Liebesneigung jeden andern Antheil in ihm zurückdrängte und abſtumpfte; er hatte das ihm Anvertraute nur äußerlich vernommen, ohne auf den Inhalt zu achten. —

Die katholiſchen Kirchenangelegenheiten waren in den vieljährigen Kriegsſtürmen theils bedrängt worden, theils verwahrloſt, und die Geiſtlichkeit hatte im Gefühl ihrer Unmacht, ſich in beides ſeufzend gefügt. Nachdem aber Napoleons Gewaltreich zuſammengebrochen, der Pabſt wieder in Rom eingeſetzt und der allgemeine Waffenlärm verſtummt war, hatten auch ſofort die Streiter der Kirche ſich wieder geregt, und erhoben nun mit täglich verſtärktem Nachdruck die alten Anſprüche, die ein großer Theil der Welt ſchon für gänzlich erloſchene hielt. Die politiſchen Veränderungen hatten frühere Zuſtände, auf welche die Forderungen der katholiſchen Kirche ſich gründeten, völlig verwiſcht, die weltlichen Einrichtungen waren für ſich allein mächtig vorgeſchritten, und ſie mußten weit zurückgehen, wenn ſie jenen wieder irgendwie ſich verknüpfen ſollten. Eigentlich gehörte es zu den Aufgaben des Bundestags die neuen Verhältniſſe der katholiſchen Kirche für ganz Deutſchland zu ordnen, allein man hatte ſich ſchon überzeugt, daß dies eine der Sachen ſei, die der Bundestag nie angreifen würde. Die Regierungen insgeſammt waren darin einig, daß etwas für die Kirche geſchehen müſſe, und alle zeigten ſich bereit, ihr durch billiges Uebereinkommen neuen feſten Beſtand und zweckmäßige Wirkſamkeit zu ſichern. Aber ſie wollten dabei nach Gefallen und Laune verfahren, jede ſich ihre beſondern Vortheile ausmachen, nicht durch Annahme von Grundſätzen gebunden ſein. Von den zahlreichen katholiſchen Staaten im alten deutſchen Reiche waren eigentlich nur noch Oeſterreich und Baiern als ſelbſtſtändige Mächte übrig, und dieſe verſchmähten es, mit den andern in Gemeinſchaft zu treten. Während alſo dieſe für ſich allein ſorgten und eigne Verhandlungen mit Rom führten, blieben die kleinen katholiſchen und die mittlern und kleinern proteſtantiſchen Staaten ſich ſelbſt überlaſſen. Da ſetzten wohlgeſinnte, durch Kenntniß und Stellung berufene Männer den Vorſchlag durch, die proteſtantiſchen Regierungen möchten ſich zu allgemeinen Grundſätzen vereinigen, nach denen die katholiſche Kirche in Deutſchland möglichſt unabhängig von Rom und möglichſt deutſch nach altem Recht und Brauch wiederherzuſtellen wäre. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf die ſtarke Mitwirkung Preußens, das vor allen andern Staaten berufen ſchien, ein ſolches Werk durchzuführen. Allein ſie fanden hier nur ſchwankende Unentſchiedenheit und zaghaftes Zaudern. Das Unternehmen kam daher nur in kleinerem Maßſtabe zur Ausführung. Die Beauftragten von Würtemberg, Baden, beiden Heſſen und Naſſau kamen in Frankfurt am Main zuſammen und wurden über die Hauptpunkte der gemeinſamen Angelegenheit bald einig. Die Ergebniſſe ihrer Berathung wurden in Protokollen niedergelegt, die zum Druck befördert und ohne eigentliche Veröffentlichung doch vielfach ausgetheilt ein nicht geringes Aufſehen machten. Man erkannte mit Erſtaunen, wie leicht dieſe verworrenen Dinge zu ordnen, welch tüchtiges Werk hier zu ſchaffen ſei, ſobald nur die richtige Einſicht mit Muth und Ernſt ſich der Sachen annehme.

Doch je freudiger die Deutſch- und Freigeſinnten dieſen Arbeiten zuſtimmten, deſto heftiger zürnten und widerſtrebten die Ultramontanen. Sie konnten durch offnes Entgegentreten nichts ausrichten; die alten anerkannten Kirchengeſetze wurden genau befolgt, die wirklichen Rechte des Pabſtes gewahrt, nur den vielfachen Mißbräuchen und Anmaßungen ſollte ein Ziel geſetzt werden: dieſe jedoch waren für die Ultramontanen grade die Hauptſache. An Höfen und in hohen Regierungskreiſen waltet immer eine ſtille Vorliebe für die hemmenden unfreien Strebungen, und es war leicht, nicht nur katholiſche, ſondern auch proteſtantiſche Stimmen für das Anſehn des Pabſtes, wenigſtens gegen deſſen Widerſacher zu gewinnen; man machte geltend, der Pabſt ſei in neuerer Zeit der natürliche Verbündete der Fürſten, ihre Macht hänge mit der ſeinen zuſammen, und ſchließlich ſei es rathſamer mit einem geiſtlichen Oberherrn im fernen Rom ſich abzufinden, als im eignen Lande einen kleinen Pabſt zu haben. Dieſe Neigungen und Gründe walteten auch in Berlin, und man ſah vornehm auf die Frankfurter Berathungen hinab. Allein ihre Wirkung beunruhigte, und man fand doch nöthig, ſich mit dieſen Gegenſtänden näher zu beſchäftigen, die Lage der Dinge richtig zu überſehen. Der Kultusminiſter von Altenſtein ſchrieb zu dieſem Zweck an mich, und wünſchte von mir Auskunft, wie es ſich damit verhalte. Die Sachen waren mir wohlbekannt, ich hatte ſie vielfältig durchgeſprochen, namentlich mit Weſſenberg, der im Januar aus Rom zwar unverrichteter Dinge aber doch glücklich zurückgekommen war, und deſſen dort geſcheiterte Angelegenheit mit dem neuen Unternehmen ſehr nahe zuſammenhing. In dieſem Sinn antwortete ich dem Miniſter, und weil mein Verkehr mit ihm nur ein vertraulicher war, ſo durft' ich ihm ohne Scheu meine ganze Anſicht mittheilen, die ihn jedoch weniger aufklärte, als erſchreckte, denn bei ſeiner Kenntniß der Stimmung, die am Hof und in den höchſten Stellen herrſchte, konnte ſeiner Aengſtlichkeit nicht einfallen, von meinen Aeußerungen irgend einen Gebrauch zu machen. Späterhin hatte ich auch amtlich, auf beſondere Aufforderung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, über denſelben Gegenſtand zu berichten. Ich lieferte eine Folge von Denkſchriften, in denen ich auf's neue die Thatſachen und die Anſichten darlegte, die ich ſchon an Altenſtein geſchrieben hatte; meine Ausdrücke waren mit Bedacht ruhig und gemeſſen, wurden in Berlin aber doch zu ſtark gefunden. Einen beſondern Aufſatz, der die Frage, ob der proteſtantiſche Staat die katholiſche Geiſtlichkeit durch Grundbeſitz ausſtatten ſolle, entſchieden verneinte, ſchrieb ich zu meinem Vergnügen noch beſonders, und ließ ihn ohne Namen in Luden's Nemeſis abdrucken. Durch die Ränke der Gegner, die Lauheit und das Schwanken der Regierungen, blieben dieſe Sachen unerledigt; die Frankfurter Berathungen gingen ein ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die wir an ſie geknüpft hatten. Die Kriſen, welche damals mit geringer Anſtrengung glücklich zu wenden waren, wurden ſpäterer Zeit aufbewahrt, wo ſie den Staat unheilvoll verwirrten und zuletzt ganz in ſeinen Nachtheil ausſchlugen. So laſſen faſt immer die Mißgeſchicke, welche im Verlauf der Zeiten die Staaten und ihre Häupter treffen, ſich als die Folge von Verſäumniſſen erkennen, welche der Leichtſinn, die Schwäche oder die Gewiſſenloſigkeit früher verſchuldet hat.

Ein andrer Gegenſtand, mit dem ich mich zu beſchäftigen hatte, reihet ſich hier wie gerufen an. Die Franzoſen hatten bei ihren vieljährigen raſchen Kriegszügen und oft langwierigem Aufenthalt in den eroberten Ländern die Hülfsquellen derſelben in jeder Art ausgebeutet, dabei auch das Eigenthum vieler Privaten, Körperſchaften und Anſtalten, bisweilen aus Noth, meiſt aber aus habſüchtiger Willkür, gewaltſam angetaſtet und verbraucht. Alle Klagen der Verletzten, wie alle Vorſtellungen ihrer Regierungen mußten vor der Gewaltherrſchaft, die dergleichen befahl oder zuließ, verſtummen. Auch der erſte Pariſer Frieden hatte dieſe Anliegen nicht berückſichtigt. Beim zweiten Pariſer Frieden aber waren ſie zur Sprache gebracht, und für dieſe gerechteſten aller Forderungen ein Erſatz bedungen worden, zu deſſen Feſtſtellung und Vertheilung eine gemiſchte Kommiſſion unter dem Vorſitze des Herzogs von Wellington in Paris verblieb. Wie alle Geldſachen zog auch dieſe die ſogenannten Geſchäftsmänner herbei, Unterhändler und Vermittler, deren eifrige Betriebſamkeit den urſprünglich Berechtigten manchen Schaden zufügte, ohne daß die Anſprüche an Frankreich dadurch ſich minderten; die zuletzt als gültig anerkannten betrugen ungeheure Summen. Die Franzoſen, ſchwer gedrückt von den Bedürfniſſen des hergeſtellten Königthums, von den Leiſtungen für die verbündeten Heere, von den Kriegszahlungen an die fremden Mächte, ſchrien heftig über die neue Laſt dieſer ihnen auferlegten Privatentſchädigungen. Sie hatten indeß die verſchiedenen Zahlungen eine Zeitlang geleiſtet, als ihnen, es hieß mit Wellington's Zuſtimmung, die Hoffnung eröffnet wurde, den Nachlaß der noch ungezahlten Rückſtände zu erlangen. Sie fanden zuerſt günſtiges Gehör beim ruſſiſchen Kaiſer, auf deſſen eindringliche Fürſprache auch Oeſterreich und Preußen ihre Zuſtimmung gaben. Für Preußen war die Sache von größter Wichtigkeit, ihm ſtanden verhältnißmäßig die größten, die gerechteſten Rückforderungen zu; auch hatte ſchon die öffentliche Stimme hier einige Geltung erlangt, und die Regierung ſcheute ſich mit ihr zu ſehr zu brechen, der Unwillen über die Bedingungen des Friedens war im Volk und Heer noch immer laut, und nur jene Beſtimmung wegen der Privatforderungen mäßigte einigermaßen den Tadel. Unter dieſen Umſtänden hieß es der preußiſchen Regierung eine harte Zumuthung machen, grade jene bereits rechtlich feſtſtehenden Forderungen zu verletzen, auch die altherkömmliche Fürſorge für Recht und Wohl der Unterthanen that in den Behörden ſelber lebhaft Einſpruch. Allein der König meinte dem Kaiſer Alexander nichts abſchlagen zu können, und aus Gefälligkeit für ſeine Verwendung wurde das Opfer gebracht, das Recht und Wohl der Unterthanen preisgegeben. Aber nun ſollten auch die mittlern und kleinen Regierungen zuſtimmen, und Preußen mußte ſogar mitwirken, dies zu erlangen. Ich wurde beauftragt, die Einwilligung des Großherzogs von Baden anzufordern. Ein wirklicher Widerſtand, ein entſchiedenes Nein, war hier völlig undenkbar, ich brauchte keinen perſönlichen Eifer aufzuwenden, die Sache kam durch ihre natürliche Schwere ganz von ſelbſt zu Stande. Bald hatten alle Regierungen eingewilligt, und den Franzoſen wurden ungeheure Summen nachgelaſſen. Die Verkürzten, Beſchädigten, mußten ſich darein ergeben. Die Verſtimmung, welche dies Verfahren erzeugte, war jedoch ungeheuer, die Regierungen ſanken allgemein in der Achtung, um ſo mehr, als in der Folge dieſe gekürzten Entſchädigungen von einigen Regierungen nochmals gekürzt und dann erſt nach jahrelangem Hinzögern den Betheiligten ausgezahlt wurden, man aber zugleich erfuhr, daß große Ueberſchüſſe geblieben, mit denen als herrenloſem Gute nach Belieben geſchaltet worden. Der empfindliche Ruck, den damals die Mächtigen durch Willkür und Eigennutz in der öffentlichen Meinung erlitten, wird nicht außer Rechnung zu laſſen ſein, wenn ſpätere Vorgänge zur Beurtheilung kommen. Gewiß iſt es, daß im Verlauf der nächſten dreißig Jahre nach dem zweiten Pariſer Frieden die meiſten deutſchen Fürſtenhäuſer große Reichthümer geſammelt haben, als deren erſter Stamm und Grund die Summen zu betrachten ſind, welche aus den franzöſiſchen Zahlungen in die Privatſchatzkammern der Fürſten geleitet worden. —

Untergeordnete Zwiſtigkeiten zwiſchen Baden und der Schweiz führten den Staatsrath und Altbürgermeiſter von Eſcher als ſchweizeriſchen Geſandten nach Karlsruhe. Bei wenig vortheilhaftem Aeußern, anſtößigen Gewohnheiten und rauher Sprache benahm er ſich ſo klug und gewandt, daß er ſowohl in der Geſellſchaft überall Geltung fand als auch in den Geſchäften bald Boden gewann. Allein die Sachen zum Schluſſe zu bringen, das hing nicht von ſeiner Geſchicklichkeit ab; er mochte die Miniſter und ihre Räthe von der Richtigkeit ſeiner Vorſchläge überzeugt haben, auch der Großherzog mochte gegen die Sache nichts einwenden, aber alle Verſuche, dieſem eine ſchließliche Genehmigung abzulocken, ſcheiterten an ſeiner unbezwinglichen Läſſigkeit, die alles verzögerte, auf unbeſtimmte Zeit vertagte, der geſetzten Friſt immer neue Friſten folgen ließ. Die Geſchäfte, die gleich im Beginne einer für beide Theile zufriedenſtellenden Abmachung fähig waren, wurden durch den Aufſchub ſchwierig, von beiden Seiten hatte man Muße neue Bedingungen, neue Forderungen vorzubringen. In dieſem Wetteifer erhitzte man ſich ſo ſehr, daß Baden endlich zu ſtrengen Gränzmaßregeln ſchritt, welche die Schweiz ſchon mit einem Angriff auf Konſtanz erwidern wollte, da kam endlich nach Verhandlungen, die Monate nutzlos gedauert hatten, eine friedliche Einigung zu Stande, von welcher der ſchweizeriſche Bevollmächtigte alle Ehre hatte. Während der ganzen Dauer ſeines Aufenthalts, der dem lebhaften, aber kränklichen und von ſeinen häuslichen Verhältniſſen dringend heimgerufenen Mann oft äußerſt peinlich wurde, ließ er ſich doch zu keiner Ungeduld oder Aufwallung hinreißen, hatte die Augen unverwandt auf ſein Geſchäft gerichtet, und ſeiner zähen Feſtigkeit, ſeinem unermüdeten Fleiß und geduldigen Ausharren verdankte er zuletzt auch den Erfolg, der ihm ſelbſt bisweilen unmöglich gedünkt hatte. Sein Zutrauen zu mir war ſehr groß, er theilte mir alles mit, was den Gang ſeiner Sache betraf, und vieles andre, was ſeiner Spürkraft in Karlsruhe nicht entging, obſchon er für ſeinen Zweck davon keinen Gebrauch machen konnte, und was uns Andern, die wir ſo zu ſagen Einheimiſche waren, ſich doch verſteckt hatte. Noch oft in der Folge machte ich die Bemerkung, daß die ſchweizeriſchen, daß überhaupt die republikaniſchen Diplomaten an Höfen oft nicht nur die am beſten unterrichteten ſind, ſondern auch ihre Sachen am leichteſten durchſetzen, ohne alle die Formen der vornehmen Welt und die Künſte und Feinheiten, die man in dieſen Kreiſen ſo gern für unerläßliche halten will.

Um dieſe Zeit ergab ſich für Rahel unerwartet ein neues Verhältniß, das unter den waltenden Umſtänden als ein beſonderer Glücksfall zu betrachten war, und wie ein ſolcher zu thun pflegt, Verwunderung und Neid genug erregte. Bevor ich die Sache ſelbſt erzähle, muß ich ein paar erläuternde Bemerkungen vorausſchicken. Eigentlich befand Rahel ſich in Karlsruhe, bei allem Anſchein äußern Wohlergehens und Gelingens, in einer Lage, die wenn nicht gradezu eine traurige, doch gewiß keine befriedigende zu nennen war. Ihr Verhältniß zu der Umgebung war von dem meinigen durchaus verſchieden. Ich ſtand im Anfang einer Laufbahn, die mir weiteres Aufſteigen verhieß, die meinem Eifer und meiner Thätigkeit immer neuen Stoff und neue Aufgaben ſtellte, und mit und neben meinen Pflichten auch meinen Neigungen ein offnes Feld freier Wirkſamkeit vergönnte. Wer beſtimmte Zwecke verfolgt und dieſen gemäß Arbeiten hat, der iſt gegen eine Menge von Aeußerlichkeiten, die den Tag bedrängen und verderben, und zuletzt die Seele verſtimmen, wie gefeſtet und geſchützt. Für mich hatte der Hof, ſo dürftig und geiſtlos er ſein mochte, nicht nur den Reiz der Neuheit, ſondern auch den viel größern, daß er mir Gegenſtand der Beſchäftigung war. Dieſer kleine Kreis enthielt die Figuren, welche in dem ernſten Spiele, das mir oblag, ihre verſchiedenen Werthe hatten, die nicht unberückſichtigt bleiben konnten, und wenn ihnen ſonſtige Bedeutung abging, ſo galten ſie mir wenigſtens ſo viel, wie die unterſten Geſchöpfe dem Naturforſcher, der auch ſie genau kennen muß und ſie nach ſeinem Sinn bearbeitet. Ich brachte zu meinem Geſchäft friſchen Jugendeifer, dem nichts zu ſchwer wird, und den muntern Sinn, der zwar ſchon manche Erfahrungen gemacht hat, aber noch keiner überdrüſſig geworden iſt. Für Rahel ſtand dies alles ganz anders. Sie hatte hier keine Thätigkeit auszuüben, ſie konnte die kleinen Spannungen, welche den

Theilnehmer des Spiels an daſſelbe feſſeln, als fernſtehende Zuſchauerin nicht mitempfinden; ſie ſah nur die Oede und Langweile der traurigen Geſellſchaft, die ſelber nur die verkümmerte Nachahmung weitentlegener, ihr längſt unbekannt gewordener Vorbilder war, deren Glanz und Anmuth und feſte Unterlage gänzlich fehlte. Rahel hatte früher inmitten einer Geſelligkeit gelebt, die ihr ganz abſichtslos, in freiem Walten ihres Weſens, entſtanden war, und die an Mannigfaltigkeit und Bedeutung ausgezeichneter Männer und Frauen den geprieſenſten franzöſiſchen Kreiſen dieſer Art zur Seite ſtehen konnte. Sie hatte mit dieſer Geſelligkeit ſich keinen Zwang auferlegt, ſondern in ihr alle Freiheit bewahrt, kein äußeres Anſehn, kein Vorurtheil hatte hier ſtörend eingewirkt. Der Austauſch der Meinungen, der Anſichten und Empfindungen war durch keinen geiſttödtenden Bann bedingt. Dieſe Geſelligkeit, zerſprengt durch die Schickſalsſchläge des Jahres 1806, ließ ſich nicht herſtellen oder neu bilden, jeder Verſuch und jede Abſicht hiezu lagen fern; das Vergangne konnte ſinnende Rückblicke hervorrufen, Wunſch und Thätigkeit wandten ſich einer anders geſtellten Gegenwart zu. Das Verzichten war nicht ſo ſchwer geweſen, aber deſto mehr war es nun die anfordernde Zumuthung, anſtatt des einſt genoſſenen Rechten, Reichen, Geiſt- und Sinngemäßen nun das Falſche, Dürftige, den innerſten Anſprüchen Widerſprechende anzunehmen. In allen Beziehungen mußte Rahel das tiefſte Gefühl des Herabgekommenſeins haben, wenn ſie dieſe Karlsruher Darbietungen mit ihren früheren verglich. Beſchränkte, mitunter gutmeinende, großentheils aber dummſtolze und auch böswillige Menſchen, deren ganzes Daſein in den kleinen Verhältniſſen des Hofdienſtes aufging, nach deſſen Satzungen oder Launen ſich ihr Denken und Empfinden richtete, dieſe machten den Grundſtoff einer Geſellſchaft, in welcher an ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit, an Erhebung oder nur Freiheit des Geiſtes nicht zu denken war. Alles in dieſer Maſſe, Geſchmack, die Umgangsformen, die Kunde der großen Welt lag tief unter dem Stande früherer Gewohnheit; alles ordnete ſich nach äußerem Rang, ehrte den Stumpfſinn und die Dummheit im höheren, mißachtete den Verſtand und das Talent im niedern; die einfachſte Wahrheit um zu gelten, mußte aus einem geſtickten Rock heraus reden. Dieſem zwangvollen Unweſen ſich zu fügen, war für Rahel eine Unmöglichkeit, die Freie, die Selbſtbewußte und Geiſtesmächtige konnte nicht in ſolcher Dienerſchaft mitdienen, ſich der gemeinen, kleinlichen Bewegung untergeordnet anſchließen. Zwar hatte ſie gleich erklärt, den Hof nicht beſuchen zu wollen, wozu ihre Kränklichkeit den gültigen Grund gab, allein die ganze Geſellſchaft war nur ein Wiederſchein des Hofes, trug deſſen Abzeichen am Hals oder Namen, ſtellte das ganze Unweſen in jedem Bruchtheile getreulich dar. Sich von allem Verkehr auszuſchließen, war nicht thunlich, der eigne Sinn, voll Menſchenfreundlichkeit und Güte, ſtand dem entgegen, nicht minder die Rückſicht auf mein Verhältniß, dem einiges Anbequemen nicht zu verſagen war, dem auch manches Opfer mit willigem Muthe wirklich gebracht wurde. Natürlich war in dieſer Oede die kleinſte Spur eines friſchen Quells willkommen, wir erfreuten uns beſonders der Zuflucht, welche die Familie Reden bot, dann auch jedes guten und freien Sinnes, der hin und wieder unter den

Einheimiſchen ſich hervorwagte, freilich oft in einer Beimiſchung, über die ſchwer hinwegzukommen war. So hatte Rahel auch hier wieder, aus eingebornem Trieb und Talent, wohl einige Perſonen um ſich verſammelt, die von ihr belebt einen leidlichen Anſchein gaben; allein nicht nur meinen Augen, die hierin geübt waren, auch fremden, antheilvollen, wie Tettenborn's und Friederich's, war es klar, daß alles nur als Behelf diente, deſſen Mängel, wie ſehr auch Gutwilligkeit ſie verdecken mochte, immer auf's neue häßlich hervortraten. Das Troſtloſe der ganzen Lage, die Verſtimmung und das Mißbehagen, die ſich daraus erzeugten, hatten glücklicherweiſe ein Gegengewicht in der Innigkeit und Sicherheit unſres Zuſammenſeins, in dem täglichen Austauſch unſrer Gedanken, in der einträchtigen Gemeinſchaft unſrer eigentlichen Beſtrebungen und Wünſche. Doch während ich für mich ganz beruhigt war, konnte ich für meine Freundin nicht ohne Sorgen ſein, deren Geſchick in dem meinen eine Stütze finden, aber nicht in ihm aufgehen ſollte, und deren Lebenselement offenbar getrübt war. Ich machte ihr Vorſchläge zu mancherlei Reiſen, nach Hauſe zum Beſuch der Ihrigen, in die Schweiz, nach Paris, worauf ſie jedoch, theils aus bedachtſamer Beſcheidenheit, theils aus liebevoller Rückſicht für mich, niemals ernſtlich einging.

Inmitten ſolcher düſtern Betrachtungen überraſchte mich Rahel eines Tages mit der Neuigkeit, daß eben ein Beſuch ſie verlaſſen habe, den ich ſchwerlich errathen würde. Es war die Prinzeſſin Amelie, die zum erſtenmal ſie beſucht und anderthalb Stunden bei ihr zugebracht hatte. Merkwürdiger aber als dieſe Außerordentlichkeit, von der es in Karlsruhe kein Beiſpiel gab, war die Erklärung über den Zweck derſelben. Die Prinzeſſin hatte bisher Rahel nur einigemal geſehen und nicht viel mit ihr geſprochen, jedoch alsbald eine tiefe Hinneigung zu ihr empfunden. Sie war zu ſehr gewohnt ihre Gefühle zu unterdrücken, als daß ſie dieſem ſogleich nachgegeben hätte, doch wünſchte ſie öfteres Begegnen, vertraulicheres Geſpräch. Da Gelegenheit und Zufall dieſem Wunſche nicht günſtig waren, das Verlangen aber mittlerweile zur Ungeduld und zum Bedürfniß wuchs, ſo faßte ſie eines Tages den Muth, und eröffnete ihr Herz der wenn auch liebevollen doch ſtrengen und gefürchteten Mutter, der alten Markgräfin. Sie ſtellte dieſer vor, wie beſchränkt und vereinſamt eigentlich ihr Leben ſei, welch gedrückte Lage ſie hier ſeit ihrer Rückkehr von St. Petersburg verlebe, ſie ſei nun ſchon über vierzig Jahre, jede Ausſicht zu einer Verheirathung nun vorüber, ihr dafür jetzt wohl einige Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gönnen, ſie habe ihr ganzes Leben fremdem Gebot unterworfen, es möge ihr erlaubt ſein, endlich einmal ihrem Herzen zu folgen und dieſem eine Befriedigung zu gewähren. Die Markgräfin, überraſcht und erſchreckt, glaubte nichts minderes vernehmen zu ſollen, als das Bekenntniß einer heimlichen Liebesneigung, vielleicht einer ſchon geſchloſſenen Verbindung; ſie athmete auf, als ſie hörte, daß die Rede nur von einer Freundin ſei, welche die Tochter ſich ausgewählt, und mit der in vertrautem Umgang zu leben ſie jetzt die Erlaubniß dringend anſprach. Die vorausgegangene Erörterung, die Klagen über Beſchränktheit und Unbefriedigung, berührten die Mutter empfindlich, der Muth der Tochter aber, die zum erſtenmal in ihrem Leben ſo aufzutreten wagte, hatte leidenſchaftliche Macht, jene ſchien zu fühlen, daß ſie der Tochter bisher zu ſtreng geweſen, und ſelbſt deren Nichtverheirathung, in ihren Augen jedenfalls ein Unglück, mußte ſie ſich einigermaßen zum Vorwurf machen; genug ſie gewährte ſogleich ihre Zuſtimmung, umarmte die Tochter, und geſtand, daß dieſe keine beſſere Wahl hätte treffen können. Die Prinzeſſin war darauf zu Rahel geeilt, ihr alles dies zu erzählen, und ſich ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu erbitten. Sie hatte ihr ganzes Verhältniß zu den fürſtlichen Verwandten und zum Hof ihr genau dargelegt, ihr früheres Leben in St. Petersburg, das Mißverhältniß als älteſte Schweſter unverheirathet unter den jüngern daſtehen, die alle die glänzendſten Parthien gemacht hatten, die Oede und Dürftigkeit des Hoflebens, der keinerlei Nahrung für Gemüth und Geiſt biete, nur niedrige Unterwürfigkeit zeige, und dabei nur zu oft Bosheit und Tücke im Hinterhalt habe. Es fand ſich, daß bei allem Unterſchiede der äußern Stellung doch beide Frauen das Weſentliche ihrer Verhältniſſe in gleicher Weiſe auffaßten und als ein ihnen Gemeinſames fühlten; ja dieſelben Ausdrücke, mit welchen ich Rahels Stimmung zu bezeichnen verſucht habe, waren zum Theil auch von der Prinzeſſin gebraucht worden, und ſind in doppelter Geltung um ſo berechtigter.

Für Rahel war dieſes unerwartete Entgegenkommen und Anſchließen nicht nur ein freudiges, wohlthuendes Ereigniß, ſondern auch ein dauernder Gewinn und Segen. Wie Rahel hatte die Prinzeſſin trotz aller Wärme des Gefühls doch eigentlich keine Empfindſamkeit, und nach der unvermeidlichen erſten Aufwallung zeigte die neue Freundſchaft im ferneren Verlauf nur ruhiges Maß und klare Beſonnenheit. Die Prinzeſſin wiederholte ihre Beſuche bei Rahel, dieſe kam öfters auch zu jener, wo dann faſt immer auch die Markgräfin Mutter ſich einfand, und an der lebhaften Unterhaltung heiter theilnahm; ſie liebte aufgewecktes und freies Geſpräch, nur mußte ſie verſichert ſein, daß dabei die Ehrerbietung für ſie nicht litt. Der Stoff der Mittheilung war bei ſo verſchiedenen Lebensbahnen, aus denen er hervorging, ſo anziehend als unerſchöpflich; der ruſſiſche Hof lieferte die merkwürdigſten Geſchichten, die unglaublichſten Angaben, eben ſo die übrigen verwandtſchaftlichen Höfe. Das Leben der Prinzeſſin kannte keinen andern Boden, ſie hatte nur innerhalb dieſer Schranken gelebt; deſto größer war ihre Aufmerkſamkeit für alles, was Rahel ihr aus minder glänzenden, aber freieren und geiſtig reicheren Gebieten darzubieten hatte. Die freiſinnigſten Gedanken, die vertraulichſten Urtheile über Fremdes und Nahes wagten ſich hervor, die Prinzeſſin geſtand, daß ihr eine neue Welt aufging. Aber auch wohlthätiges Wirken verband die neuen Freundinnen; den Armen kamen reichliche Spenden zu gut, zu denen willfährige Freigebigkeit mit kluger Einſicht und Güte ſich glücklich vereinigte. Mich berührte das Verhältniß wenig, ſelten erſchien ich bei den Zuſammenkünften, und meiſt nur, wenn etwas vorzuleſen oder eine Nachricht mitzutheilen war. Für Rahel war der Umgang nicht nur dem Herzen wohlthuend, ſondern auch reich an angenehmen Folgen. Ihr Anſehn in der Geſellſchaft ſtieg merklich, man bemühte ſich um ſie, man erwies ihr beſondre Aufmerkſamkeiten. Die Freunde freuten ſich des günſtigen Ereigniſſes, das mehr oder minder auf ſie zurückſtrahlte; dagegen konnten Uebelwollende ihre ſeitigen Bemerkungen nicht, unterſuchten ob dergleichen ſo ganz ungehörig ſei, ob Stand und Rang nicht dabei litten. Beſonders konnte eine ſtrengſprechende Miniſterfrau ſich nicht zufrieden geben, daß nicht ihr ſolche Gunſt und Ehre zugewendet worden, auf die doch keine ihrer Eigenſchaften auch nur den geringſten Anſpruch haben konnte. Nun wurden auch von manchen Seiten Schritte gethan, um Rahel förmlich an den Hof zu ziehen, und beſonders die Großherzogin Stephanie wünſchte; doch Rahel lehnte dies klüglich ab, und ſtützte ſich auf das Beiſpiel der Frau von Reden, die ſich ebenfalls wegen Kränklichkeit vom Hof zurückhielt; die geringen Annehmlichkeiten wären durch peinlichen Zwang aufgewogen worden, und Verdrüſſe und Widrigkeiten waren unvermeidlich, wenn dieſe Bahn einmal betreten war und auch den gewohnten Verhältniſſen noch unter allen Umſtänden behauptet werden ſollte.

Einen guten Einfluß übte Rahel dadurch aus, daß ſie die Prinzeſſin, welche bisher nach dem Beiſpiel ihrer Mutter wenig Beziehung zur Großherzogin Stephanie gehabt hatte, für dieſe günſtiger ſtimmte. Sie machte ſie auf das wunderbare Schickſal, die harten Prüfungen und das untadelhafte Betragen dieſer Fürſtin wiederholt aufmerkſam, gedachte der falſchen Vorwürfe, die man auf ſie gehäuft hatte, rühmte ihre Liebenswürdigkeit; ihre Aufrichtigkeit gefiel und erreichte wirklich, daß die beiden Schwägerinnen ſich einander näherten, erkannten, und in der Folge trotz aller Mühe und Stöße, durch die man ſie wieder zu entzweien ſuchte, in guter Freundſchaft verbunden blieben. Die Prinzeſſin war ſchüchtern, aber ſanft und treu, ihr außerordentliche Hingebung und ihr ehrlichen geraden Sinn, einmal auf den rechten Weg geführt, wenn nicht mehr zu irren. Sie hatte bei vielen ſchätzbaren Eigenſchaften wenig Sinn für Poeſie und feinere Geiſtesbildung, in dieſer Beziehung ſtand ſie der Großherzogin ſehr nach; daß ſie aber an diese und an Rahel ſich ſo innig anſchließen konnte, zeigt wenigſtens, daß an der Stelle, wo jener Mangel merkbar wurde, die liebevollſte [illegible] beſſer waltete, was ihr fehlte, und ſo gleichſam erſetzt wurde.

Ungefähr um dieſelbe Zeit knüpfte ſich eine andre Verbindung an, die nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte in dem Briefwechſel zwiſchen Rahel und Veit, den ich handſchriftlich bearbeitete, öfters den Namen Lindner gefunden, und mir von Rahel erzählen laſſen, was ſie von dieſem Jugendfreunde zu ſagen wußte. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieſes Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden ſind, hatte ſo wie Veit Medizin ſtudirt, und ſich darauf, wie ſeine damals reichlichen Mittel es geſtatten, ohne beſtimmten Zweck munter in der Welt umgeſehen; den jugendlich lebhaften Geiſt, das [illegible] Herz und den liebenswürdigen Leichtſinn erwarben ihm überall Gönner und Freunde, die ſeine Unbeſtändigkeit jedoch nicht zu bezwingen wußten; die letzten Nachrichten von ihm waren aus Wien, wo er als Arzt aufgetreten, in mancherlei Verwicklungen gerathen und dann verſchwunden war; wenigſtens hatte Rahel ſeit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Jetzt erſcholl von Weimar her dieſer Name durch alle Zeitungen. Doktor Lindner, hieß es, trage die Haupt-

Nach an der durch die jenaischen Professoren Luden und Oken geschehenen Veröffentlichung der confidentiellen Berichte, welche Kotzebue über deutsches Gelehrten- und Universitätswesen an den Kaiser von Rußland erstattete, [illegible] verdankte man die Entdeckung dieser heimlich übersandten Schändlichkeit. Die öffentliche Meinung sah nun [illegible] ein Verbrechen an, sie [illegible] die Klugheit und den [illegible] des Mannes, der sich der Ehre der Deutschen so wenig angenommen. Aber die Regierungen glaubten die Sache nicht so günstig auffassen zu dürfen, sie sahen in Kotzebue nur den beleidigten russischen Staatsrath, und fürchteten schlimme Folgen. Niemand kannte noch den Hintergrund der Sache, jedoch die Verdächtigungen erreichten auch ihn schnell genug, und um größeren zu entgehen, verließ er Weimar und zog sich nach dem [illegible], wo er eine klägliche Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, deren Unrechtmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und [illegible] [illegible] [illegible] völlig entschuldigte. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu laſſen. [illegible] wie lange der Kaiſer [illegible] [illegible] [illegible] Frankfurt [illegible] [illegible]

Die Hochzeit des Fürſten von Fürſtenberg mit der Prinzeſſin von Baden, [illegible] gieng als gleichgültiges Ereigniß vorüber, [illegible] diplomatiſchen [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] ſagt man, daß er [illegible] [illegible] habe, mit dem [illegible] Geiſt, wenn er einmal [illegible] iſt, in [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] eine [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu haben. [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible], welche die [illegible] von [illegible] in [illegible] unter [illegible] der [illegible] von [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] man, daß [illegible] die [illegible], wenn er einen [illegible] [illegible], nur als eine [illegible] [illegible], die auf ſeine [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] ſich [illegible] zu haben [illegible] man um ſo mehr als [illegible] [illegible] [illegible].

Die Geſundheit des Großherzogs hatte ſich mit dem Frühling etwas gebeſſert, und die [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Haltung [illegible]. Er war [illegible] von Karlsruhe [illegible], und hatte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aber auf dem Schloß zu wohnen, war ihm [illegible], ihm gefiel [illegible] über die [illegible] eine Wohnung, die [illegible] für ſich [illegible] hatte, und wenn auch [illegible] [illegible] völlig [illegible] war, ſo dem Großherzog [illegible]; daß die fürſtliche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible], und von jenem [illegible] [illegible] [illegible], daß er ſeine Wohnung auf dem Schloß dem General [illegible] [illegible], ein [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] und es [illegible] [illegible] zu [illegible], wenn man [illegible] eigene Wagen und Pferde [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] und [illegible], [illegible] ganzen Tag mit [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] ſich, während der Großherzog [illegible] in ſeiner [illegible] ſich [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] dem

Zwecke und [illegible] zu wenigen, als die [illegible] jeder [illegible] jeder [illegible] Die [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] wieder ein, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Die [illegible] [illegible] Zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] rechten Mannes, war Tettenborn, der niemals von Menſchen nicht gern geſehen, doch Allen unentbehrlich wurde. Es kam denn auch in dieſer Zeit wirklich zu Stande, was ſchon lange in Bewegung und von der einen Seite eben ſo heftig gewünſcht als von der andern gefürchtet war, nämlich daß Tettenborn ſeinen Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten nahm und in badiſche übertrat, als Generallieutenant und Generaladjutant, mit der Zuſicherung der Geſandtſchaft in Wien, aber in Wahrheit über alle dieſe Verhältniſſe weit hinausgeſtellt. Er überhob ſich dieſer Gunſt nicht, er benutzte ſie für Baden, wie es ihm wackere Männer wünſchten; er bemühte ſich in ſeiner neuen Stellung nur um ſo eifriger, daß man auch endlich durchdringe, was er bisher ſchon vertraulich hatte betreiben helfen, den Staat in ſeinem Vollbeſtande bei dem regierenden Hauſe zu erhalten und ihm eine ſtandhafte Verfaſſung zu geben. In beiden Beziehungen ließ es ſich ſehr glücklich an. Der [illegible] hatte die Erwartungen des Großherzogs gerechtfertigt, er war in der abſichtlich ihm zu kurz bemeſſenen Friſt, mit großen Anſtrengungen und Opfern, wirklich in Warſchau noch eben vor der Abreiſe des Kaiſers angekommen, und hatte ſeine Depeſchen abgegeben, aber ſtatt einer Antwort brachte er hingeworfene allgemeine Verſicherungen zurück, die zwar gut genug klangen, doch nicht einmal vom Kaiſer ſelbſt, ſondern nur aus ſeiner Umgebung herrührten. Die Nachrichten aus Wien lauteten ſehr beunruhigend, es hatte ſich nun die baieriſche Sache gründlich feſtgeſetzt, die badiſche galt für eine verlorne, verurtheilte, der Kaiſer Franz hatte unwillig geäußert, es müſſe ein Ende damit gemacht werden, dem Fürſten von Metternich war der ganze Handel, der ſich indeſſen überall verſchob, längſt verdrießlich. Im Betreff der Verfaſſung waren allerlei Bedenken eingetreten, man rieth, ſich erſt mit den Nachbarn zu bereden, abzuwarten was dieſe thun und wie weit ſie gehen würden, aus dem diplomatiſchen Kreiſe zu Frankfurt kamen Zweifel und Warnungen, auf welche Berſtett großes Gewicht legte, in der Großherzoglichen Familie ſelbſt wurden Einflüſſe laut. An Höfen finden immer die Rathſchläge und Mahnungen, welche zum Warten, zum Aufſchieben, zum Verneinen auffordern, ein günſtiges Gehör, an dieſem Hofe waren ſie das erſehnte Manna, von dem man einen Tag weiter lebte.

Doctor Lindner war inzwiſchen aus dem Elſaß in Karlsruhe angelangt, und hatte ſeine Frau mitgebracht. Sie war wenigſtens zehn Jahre älter als ich, aber noch ganz das jugendlich muntre, leichtentſchloſſene, freiſinnige und ſelbſtſtändige Weſen, als das mir ſie Rahel aus der früheren Zeit geſchildert hatte. Mit ihr knüpfte ſich leicht das alte Vertrauen wieder an; ich verſtändigte mich ſchnell mit ihrer Sinnes- und Denkungsart, die auf Rechtſchaffenheit und Edelmuth gegründet und jedes geiſtigen Schwunges fähig war; hatten wir auch ſehr verſchiedene Schulen durchgemacht und ſtimmten wir auch in vielen Anſichten nicht überein, ſo fanden wir doch in den Dingen der Gegenwart, wie ſie uns zunächſt vorlagen, genug gemeinſame Richtungen und Aufgaben, denen wir vereint unſre Kräfte widmen konnten. So kam zum Beiſpiel eine bekannte Vorliebe, welche Lindner, meinem Sinne ganz entgegen, für den Kaiſer Napoleon zogen, damals wenig zur Sprache, ſie hatte noch nicht die ſtarre Außenſeite, die ſie ſpäter durch die Gemeinſchaft mit dem Doktor Lebret in Stuttgart erhielt, und berührte die Tagesfragen gar nicht. Recht in deutſcher Weiſe hatte Lindner während Napoleons Allgewalt, und als durch ſie noch alle Vortheile zu erlangen waren, ſeine Bewunderung in ſtillem Herzen bewahrt, und begann nun jetzt erſt ſeine Anhänglichkeit zu bekennen, da der Held gefallen und in fernem Bann gefangen war! Daß Napoleon der Freiheit durch ſeine Siege und Herrſchaft gedient, darüber waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtſein und Abſicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längſt wieder auf beſſerem Wege fortſchreite, darüber konnten wir ſtreiten ohne uns deßhalb zu entzweien. Dabei fiel mir bald in Lindner eine Sonderbarkeit auf, die mir zwar oft verdrießlich wurde, im Grunde aber doch den Umgang mit ihm erleichterte. Sein Geiſt, vielſeitig ausgebildet, ſcheute keinerlei Erörterung, er war zu den tiefſten Unterſuchungen, zu den kühnſten Gedankenflügen bereit, es fehlte ihm nicht an beredſamer Dialektik, an Witz und Laune; aber alles dies war äußerſt kurz, er that immer nur wenige Schritte, dann brach er ab oder lenkte ein, nicht etwa mit kluger Abſicht, ſondern weil ſeine Geiſtesart es ſo gebot; eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Zitat machten ſchnell der geſpannteſten Unterhaltung ein Ende, und eine andre begann, die gewöhnlich bald eben ſolchen Ausgang nahm. Kurzathmige Gedanken nannt' ich es, raſche Anläufe, unfähig andauernden Ganges weite Strecken zu durchwandern; dieſer Zug, weniger merkbar in ſeinen Schriften, iſt ſogar in ſeinen Lebensgeſchicken nicht zu verkennen. Ein großes Hemmniß war ihm übrigens in ſeiner Frau beigegeben. Er hatte ſie als die Wittwe eines franzöſiſchen Beamten kennen lernen, in ſchwerer Krankheit liebreiche Pflege von ihr empfangen, und ſie aus Dankbarkeit geheirathet. Sie war aus dem Elſaß, ſprach daher ſchreckliches Deutſch und nur leidliches Franzöſiſch, hatte Gutmüthigkeit und auch Verſtand, aber gar keine Geiſtesbildung. Die Ehe war kinderlos, aber ſonſt glücklich, die wechſelſeitigen Anſprüche beider Gatten ſchienen vollkommen befriedigt. Aber ſobald Lindner in nähere Berührung zur Welt trat, an politiſchen Dingen geſchäftlich Theil nahm, höhere Geſellſchaft beſuchte, mußte ſich das Verhältniß trüben. Er wollte ſeine Frau in die neuen Kreiſe mithineinziehen, und wenn auch, was nicht immer der Fall war, der Zugang ihr offen ſtand, ſo wußte ſie doch nur zu gut, daß ſie ihm nicht folgen konnte. Da blieben denn Mißmuth, Verdrießlichkeit, endlich Eiferſucht und Vorwürfe nicht aus, die zwar immer begütigt wurden, und bei der redlichen Geſinnung Lindner's das einigende Band nie lockerten, aber doch manche gute Stunden und Tage verbitterten. Selbſt der unendlichen Gutherzigkeit Rahel's, die für untergeordnete Perſonen die zarteſte Nachſicht und Duldung hatte, fiel es oft hart, nicht ſowohl die gute Frau ſelbſt, deren ganzes Vertrauen ſie bald beſaß, als vielmehr den Gegenſatz zu ertragen, in welchem dieſe zu ihrem Mann ſtand.

Ich machte Lindner'n mit der Lage der Dinge in Karlsruhe, mit meinen Abſichten und Verbindungen bekannt, und erwarb in ihm einen ſo treuen als fähigen Mitarbeiter. Eine großartige Thätigkeit lag vor uns ausgebreitet, für die meine Stellung gleichſam den feſten

Mittelpunkt gab. Baden und Würtemberg waren ihr als nächſter Bereich offen und ſicher, mit der Schweiz, dem Elſaß, den Rhein- und Mainlanden, beſtand ein lebhafter Verkehr, in ganz Deutſchland und ſelbſt im Ausland fanden ſich Hülfsmittel, Aus- oder Zuflüſſe. Wir erkannten die damals noch ungebrochene Macht der Oeffentlichkeit; die Scham war in den Regierungen noch nicht erſtickt, die Macht der Zeitſchriften und Tageblätter hatte ich ſchon in bedeutenden Fällen erprobt, es konnte Außerordentliches geleiſtet werden, wenn Zuſammenhang, Gleichzeitigkeit, vereinigte Kraft in die Beſtrebungen kam. Ich führte Lindner'n bei Tettenborn ein, bei Friederich, machte ihn ſpäter in Baden mit Cotta bekannt, mit dem ſich bald nähere Verbindungen anknüpften, die unter manchen Schwankungen doch nie wieder abriſſen. Ich verſäumte nicht, die badiſchen Miniſter aufmerkſam zu machen, welche gewandte, beredte, und was mehr noch ſagen wollte freiwillige Feder hier ſich darbot. Denn Lindner, der nicht ohne einiges Vermögen war, wollte nicht als beſoldeter und verpflichteter, ſondern als freier Schriftſteller wirken, wodurch allein er ſich auch in dem Anſehn und der Achtung erhielt, die den Talenten ſeiner Art in den Kreiſen der Höflinge und Beamten ſo gern verſagt werden. Die Nachwehen der Geſchichte mit den Kotzebue'ſchen Bulletins verfolgten ihn zwar auch in Karlsruhe noch, und der ruſſiſche Geſchäftsträger von Struve machte große Augen, als ich ihm den Mann vorſtellte, der ſo großer Sünde gegen die ruſſiſche Regierung beſchuldigt war, doch auf mein Zureden unterließ er jeden Schritt, der ihn hätte beläſtigen können. —

Tettenborn's Vorſtellungen, wie wichtig und nothwendig es ſei, den würtembergiſchen Hof in der ſchwebenden Kriſis zum Freunde zu haben und den Einfluß der Königin auf ihren Bruder den Kaiſer zu benutzen, bewirkten, daß der Großherzog den Generallieutenant von Schäffer in außerordentlicher Sendung nach Suttgart abſchickte. Dieſer ſollte das gute Vernehmen, welches in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, durch die beſten Verſicherungen des unbedingten Vertrauens herſtellen, konnte aber, als der König, um ſeine eignen Schritte darnach zu bemeſſen, nach den näheren Beſtimmungen fragte, wie man ſich badiſcherſeits zu verhalten gedächte, darüber keine Auskunft geben, weil man ihm dergleichen nicht geſagt hatte, auch eigentlich der Art nichts vorhanden war. Schäffer fand, daß wie in Baden auch in Würtemberg dem höheren Willen an einflußreichen Stellen vielfach entgegengewirkt und das enge Einverſtändniß beider Höfe gar nicht gewünſcht wurde. Da er den Boden ſo ſchwierig fand, und zugleich vielleicht nicht ohne Grund beſorgte, es möchte bei ſeiner längeren Abweſenheit von Karlsruhe dort eine Veränderung zu ſeinem Nachtheil beliebt werden, ſo beeilte er das Ende ſeiner Sendung, und kam mit dem Anſchein guten Erfolgs, aber ohne wirklichen Ertrag zurück.

Daß auch das mächtigſte Anſehn oft nicht ausreicht, um die beſten Abſichten durchzuſetzen, und daß dieſe in der Ausführung wohl gar in ihr Gegentheil umſchlagen, ſahen wir an einem andern Beiſpiel. In der troſtloſen Armuth an Talenten, beſonders diplomatiſch brauchbaren, hatte Tettenborn — denn der eigentliche Miniſter des Fachs kümmerte ſich um dieſen Mangel nicht — längſt ſein Augenmerk auf meinen Freund Friederich geworfen, der ihm durch mich näher bekannt geworden war. Er ſtellte dem Großherzog und den Miniſtern vor, daß es unverantwortlich ſei, einen Mann von ſo guten Kenntniſſen und von ſo gewandter, in beiden Sprachen geübten Feder ungenützt in untergeordneten Geſchäften verkommen zu laſſen: man müſſe ihm eine Stellung geben, in der er ſtets zur Hand ſei, zu ſchriftlichen Ausarbeitungen ſowohl, die bald in ungewöhnlicher Zahl erfordert ſein würden, als auch zu perſönlichen Beſprechungen und Verſchickungen, für welche ſein feines und taktvolles, aber auch kluges und feſtes Weſen ihn beſonders empfehle. Niemand konnte widerſprechen, der Vorſchlag fand auch allgemeine Zuſtimmung, aber es war bemerkbar, daß Friederich wenig Freunde hatte; Berſtett liebte den Mann nicht, der ihn überſah und beurtheilen konnte, Reizenſtein traute dem katholiſchen Pfälzer nicht, Andre hatten andre Beweggründe. Doch wurde in der Sache etwas gethan, Friederich ſollte befördert werden. Unerwartet erfuhr er, daß er zum Geſchäftsträger in der Schweiz ernannt ſei. Nicht weniger war Tettenborn überraſcht, eine ſolche Verſchickung, die an ſich kaum nöthig, für die großen Geſchäfte, die vorlagen, nicht von geringſtem Nutzen war, hatte er durchaus nicht beabſichtigt. Indeß waren alle Schritte ſchon geſchehen, ſie rückgängig zu machen erſchien überaus ſchwierig, für Friederich perſönlich ergaben ſich immer einige Vortheile dabei; genug es behielt ſein Bewenden bei der neuen Beſtimmung, die nun als beſchloſſene doch wieder lange ſchweben blieb, und zur Ungeduld reizte. Tettenborn ließ alles um ſo eher geſchehen, als ihm der Großherzog ſchon vertraut hatte, daß er ihn nicht lange in Wien laſſen, ſondern baldigſt nach Karlsruhe zurückrufen wolle, um ihm die oberſte Staatsleitung zu übertragen. Auf dieſe nahe Zukunft wurde dann auch Friederich von uns vertröſtet, und er trat nach langem Warten ſeinen Poſten in der Schweiz an. Nachher kam zwar alles anders, als man es damals vorausſehen konnte, aber für Friederich nicht zum Schaden, der günſtige Ruck hatte ihn aus dem Staube der Kanzleien auf die Bahn der eigentlichen Diplomatik geſtoßen, in der er dann fortſchritt, Geſandter in Wien und endlich am Bundestage wurde.

Der Kampf mit den kleinen Schwierigkeiten und Hemmniſſen, Ränken und Liſten, die in dem engern Hofkreiſe ihr freies Spiel hatten, und nach deren Beſeitigung dann immer noch die Unſchlüſſigkeit und das eigenſinnige Hinzögern des Großherzogs zu überwinden war, brachte die Männer, denen die thätige Führung der Geſchäfte oblag, öfters zur Verzweiflung. Nur Reizenſtein, der alterfahrne, aller Mißbräuche dieſes Hofs und Staates gewohnte und von ihnen nicht geirrte treue Diener des unter ſeinen Augen und nicht ohne ſeine Hülfe großgewordenen Fürſtenhauſes, war in ſeiner Standhaftigkeit nicht zu erſchüttern. Da er nichts für ſich wollte, keinen andern Ehrgeiz hatte als zum Guten zu wirken, ſo war ihm alles, was ihn perſönlich betraf, kaum beachtenswerth. Wollte man ſeinen Rath, ſo gab er ihn nach ſeiner beſten Ueberzeugung, und blieb dabei ſtehen, mochte derſelbe gefallen oder mißfallen. Ließ man ihn ungefragt, ſo wartete er geduldig ab, bis ſeine

Zeit wieder kam, und konnte dann mit größerem Nachdruck ſeine unveränderte Meinung auf's neue vortragen. Ihm war es für ſeine Perſon gleichgültig, und er fühlte ſich nicht beſchämt, wenn einmal acht Tage vergingen, in denen er nicht gerufen, ja gar nicht vorgelaſſen wurde, er machte dann um ſo freier ſeine Spazirgänge weit in's Land hinaus, die er ohnehin nur ungern den Geſchäften opferte. Verſtett hingegen, dem es auch wohl widerfuhr, daß der Großherzog ihn längere Zeit gar nicht ſehen mochte, und jeden Vortrag von ihm anzunehmen immer aufſchob, konnte das Gefühl ſolcher Zurückſetzung nicht ertragen, glaubte ſich dem Spotte des Hofes, der Geſandten bloßgeſtellt, ſein ganzes Anſehn zerſtört, und wußte ſeines Mißmuths und ſeiner Zerknirſchung nicht Maß noch Ziel. Er ſprach in ſeiner düſtern Stimmung von gewaltſamen Entſchließungen, zu denen er gebracht werden könnte, vom Uebertritt in ruſſiſche Dienſte, von gänzlicher Zurückziehung, ja von den Fluthen des Rheins als einem kühlen Bette. Tettenborn, der es mit dem alten Kammeraden redlich meinte, redete ihm nicht nur ermuthigend zu, ſondern benutzte auch die erſte Gelegenheit, den Großherzog dahin zu bringen, ſeinen Miniſter wieder rufen zu laſſen, zur Tafel zu behalten und ihn ſeines vollen Vertrauens zu verſichern, als deſſen Beweis er ihm ſogar ſeinen höchſten Hausorden verlieh. Verſtett war jetzt eben ſo erhoben, wie vorher gedrückt, und erſchöpfte ſich in gerührten Dankbezeigungen für Tettenborn, der ſo großmüthig geweſen, einen Orden, den er ſelber noch nicht beſaß, dem Freunde geben zu laſſen; er glaubte wirklich nun mehr zu ſein, als vorher, und es dauerte nicht lange, ſo ließ er ſogar merken, wenn er ferner ſich Tettenborn's ſo zu loben habe, ſo werde er ſein neues Anſehen gern dazu anwenden, daß auch dieſem jener Orden zu Theil werde! Ich war theils Zeuge von dieſen Vorgängen, theils empfing ich davon unmittelbaren Bericht. Tettenborn lachte dieſer Eitelkeiten und Thorheiten damals, mit denen er doch ſpäter einen ernſten Kampf zu beſtehen hatte. In ſeiner Gunſt und in ſeinem freien Zutritt beim Großherzog war kein Wechſel wahrzunehmen; er genoß des großen Vortheils, nur Freund und Geſellſchafter des Fürſten zu ſein, noch in keinem beſtimmten Amte demſelben mit Geſchäften läſtig und durch Widerſpruch unangenehm zu werden. An dieſer Klippe ſcheitern oft die Günſtlinge; ſie benutzen die Gunſt um zu hohen Aemtern zu gelangen, in dieſen aber behaupten ſie ſchwer die Gunſt, weil die Bedingungen ſich verändert haben, früher dienten ſie zur fröhlichen Unterhaltung, nun werden ſie zur verdrießlichen Beläſtigung, und Andre ſtehen in dem Vorzuge, den ſie verloren haben. Die Wiederheranziehung Berſtett's war zwar den Geſchäften im Augenblicke förderlich, denn viele mußten ſchlechterdings durch die Hand des Miniſters geführt werden, aber im Allgemeinen wäre es doch beſſer geweſen, nicht Berſtett's Anſehen, ſondern Reizenſtein's Einfluß zu verſtärken.

Reizenſtein verſäumte keine Gelegenheit, für die Sache Badens, deren günſtige Entſcheidung durch die großen Mächte geſchehen mußte, auch in der öffentlichen Meinung zu wirken, da ihm nicht entging, mit welcher beſtimmenden Kraft dieſe dort eindrang, wo ſie ſpäter ſo ſorgſam ausgeſchloſſen wurde. Nicht nur veranlaßte er, daß der berühmte Staatsrath Klüber, der früher in badiſchen

Dienſten geſtanden, jetzt für Baden das ſchwere Geſchütz ſeiner Aktenſammlungen aufführte und mit ſeinen ſtaatsrechtlichen Bemerkungen unterſtützte, ſondern er griff auch ſelbſt zur Feder und ſchrieb mehrere geharniſchte Aufſätze, die in verſchiedenen Zeitungen Aufnahme fanden; einen derſelben, der ungemeines Aufſehn machte, beförderte ich in die Zeitſchrift der Patriot, welche Ludwig Wieland in Weimar herausgab; dieſer geiſtvolle und gewandte Schriftſteller war bald völlig für Baden gewonnen, und leiſtete die größten Dienſte, denn ſeine vom Publikum noch wenig geleſenen Blätter kamen in die Hände der höchſten Staatsmänner und wurden in franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften wiederholt. Lindner that auch das Seinige als Freiwilliger mit großem Nachdruck und Erfolg, und ich warf nah und fern unaufhörlich die Feuerfunken aus, die mir von größeren Arbeiten täglich ohne alle Mühe wie von ſelbſt abſprühten. Wir ſuchten mit der Sache Badens überall die Sache der Freiheit, der Verfaſſung zu verknüpfen. In letzterer Beziehung empfanden wir leider die Schwierigkeit, bei den unerträglichen Zögerungen, die keinen raſchen Fortſchritt zuließen, uns immer noch nicht auf gegebene, wirkliche Verfaſſung, ſondern nur auf verheißene, zu hoffende berufen zu können. Das Wort Konſtitution war in jener Zeit noch ſo mächtig, daß man nicht zweifelte, daſſelbe würde ſogleich die Rettung Badens entſcheiden, wäre es nur erſt kühnen Muthes ausgeſprochen.

Inzwiſchen hatte die baieriſche Regierung die gleichen Anſichten gefaßt, und im Vorgefühl, daß die diplomatiſche Verhandlung für ſich allein den gewünſchten Erfolg nicht ſichern dürfte, ging man mit Eifer an's Werk, die ganze Stellung durch das Gewicht einer Konſtitution kräftig zu verſtärken. Mit angeſtrengtem und lange mit Glück verheimlichtem Fleiße war in München eine baieriſche Verfaſſung ausgearbeitet, nach kurzer Berathung unterzeichnet worden, und trat um die Mitte des Juni plötzlich überraſchend an das Licht des Tages. Allgemein war das Erſtaunen, die Verwunderung, von München her hatte man ein ſolches Vorangehen am wenigſten erwartet, alles war wie geblendet von der neuen Erſcheinung, durch die ſich Baiern gleichſam an die Spitze von Deutſchland ſtellte; erſt jetzt ſchien ihm wahre Selbſtſtändigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen. Triumphirend blickte man in München auf Baden herab, dem man in dieſer Sache den Vorſprung glücklich abgewonnen, das man mit dem ſtärkſten Schlage getroffen zu haben glaubte. Wirklich fühlten auch der Großherzog und ſeine Verwandten und Freunde ſich wie betäubt, und die Stimmen der Feigheit und Nachgiebigkeit, die an ſolchem Hofe nie fehlen, wagten ſich dreiſter hervor, und riethen vom Widerſtand abzulaſſen, die Zukunft Badens der Entſcheidung der Diplomatie anheimzuſtellen, und ſich darein zu ergeben, daß nur die alten badiſchen Lande der ohnehin ſchon nicht mehr ganz ächten Dynaſtie verblieben. Die letztere Bezeichnung, wußte man wohl, ſchmeichelte mehr als ſie verletzte, denn daß die ehemaligen Grafen von Hochberg künftig als vollberechtigte Erben das ganze Land beherrſchen ſollten, reizte den Stolz und Neid auch derer auf, die ſie dazu berufen hatten, beſonders war der Markgräfin Mutter alles willkommen, was jene Emporgehodenen wieder etwas herabdrückte. Aufs neue ſtand die badiſche Sache in gefährlicher Kriſis. Allein Tettenborn und Reizenſtein, verbunden in dieſem Fall mit andern Getreuen, ſtellten ſich mit aller Kraft den Einflüſterungen der Schwäche und des Verraths entgegen, und ihre Entſchiedenheit behauptete das Feld. Sie ſagten, der Vortritt Baierns in Gewährung einer Verfaſſung ſei für Baden kein Grund zur Entmuthigung, ſondern müſſe zum Sporn dienen, Baiern nicht nur einzuholen, ſondern ſogar zu überflügeln; Baiern habe gezeigt, welchen Weg es für den richtigen halte, denſelben Weg müſſe auch Baden gehen, und zwar nicht nur entſchloſſen und ſchnell, ſondern auch mit ſtärkeren Schritten; gewähre die baieriſche Verfaſſung dem Volke bedeutende Rechte, ſo müſſe die badiſche noch mehr gewähren, und das könne man mit gutem Gewiſſen, denn die baieriſche ſtehe noch weit hinter dem Maße der Freiheit zurück, das ſelbſt der ruſſiſche Kaiſer für Polen zweckmäßig erachtet habe.

Freilich konnte die baieriſche Verfaſſung in keiner Beziehung als ein Muſter gelten. Sie gewährte Rechte genug, aber in einer abgeſchmackten Weiſe; ſie ermangelte einfacher Grundzüge, alles war in ihr kleinlich zugeſchnitten, kümmerlich bedingt, ängſtlich beſchränkt; ſie gab eine Maſſe von geſetzlichen Beſtimmungen, die nur zu leſen ſchon peinlich war; keine Begeiſterung konnte an ihr haften, keine Hoffnung als die, daß die berufenen Stände ſelbſt ihr bald eine beſſere, mit den Anſprüchen des Zeitgeiſtes übereinſtimmendere Geſtalt geben würden. Der Jubel in Baiern ſelbſt, wo man die Sache näher in's Auge faßte, war daher auch geringer, als außerhalb, wo die große Thatſache, daß Baiern konſtitutionell geworden, allein in Betracht kam und wirkte. Selbſt dem Könige von Würtemberg, der ſeinem Volke ſchon eine weit freiſinnigere, gediegnere Verfaſſung darbot, und deren Zuſtandekommen eifrig betrieb, ſo daß die baieriſche gegen ſie bald in Schatten ſtehen mußte, war es doch höchſt ungelegen und verdrießlich, daß Baiern ihm zuvorgekommen; er verhehlte ſeinen Unmuth nicht, und meinte, man hätte an der Iſar wohl warten können, bis am Neckar das Werk fertig geworden, das jetzt durch die nachbarliche Voreiligkeit nur geſtört und erſchwert werde. Aus gleichem Grunde ſah er auch Baden in dieſer Hinſicht lieber noch zögern, als eilen, und wünſchte, daß hier, wo man auf ſeine guten Dienſte rechnete, auch ſeine beſondere Lage berückſichtigt würde. Seine Aufgabe war allerdings eine weit ſchwierigere, denn während Baiern und Baden ohne Hinderniß nur zu oktroyiren brauchten, was jedenfalls dankbar anzunehmen war, mußte er mit ſchon vorhandenen, ſtreitfertigen Ständen alles auf dem Wege des Vertrags erlangen. Um von würtembergiſcher Seite nicht auch noch Einflüſſe zu erfahren, die von den offnen und heimlichen Gegnern aller Verfaſſung benutzt werden könnten, die mit neuen Gründen zu verzögern, ſo ließ Tettenborn gegen Ende des Juni ſich mit einer Sendung nach Stuttgart beauftragen, um alles Nöthige mit dem Könige zu beſprechen; was denn aber doch nicht verhindern konnte, daß die Gebietsſache, für die der König alles zu thun verſprach, in den Vordergrund geſtellt blieb, und die Verfaſſungsfrage, die der König ungern bereit ſah, fürerſt nur in weitere Ueberlegung genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Großherzog, theils auf Anrathen der Aerzte, theils aus andern Gründen, die in ſolchen Fällen oft ſeltſamer Art waren, ſich von Baden nach dem höher im Schwarzwald gelegenen Rippoldsau begeben, wo ein Sauerbrunnen ihn erfriſchen ſollte. Die Miniſter beſuchten ihn ab und zu, auch Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Stuttgart. Die Geſchäfte gingen nicht nach Wunſch, blieben aber doch nicht ganz liegen. Für die Geſandten wurden neue Anleitungen, für die großen Höfe nachdrückliche Denkſchriften ausgearbeitet, und auch andere Mittel in Bewegung geſetzt, um die bairiſchen Anſchläge zu entdecken, und ihnen entgegenzuwirken. Baden ſelbſt bot zu beidem manche Gelegenheit. Der Herzog von Leuchtenberg Eugen Beauharnais hatte ſich eingefunden um die Kur zu gebrauchen, er bewohnte das ſchöne Haus des Herrn von Ende, und bezeigte ſogar Neigung es zu kaufen. Von jenſeits des Rheins und aus der Schweiz kamen viele Franzoſen, die dem Stiefſohn ihres geweſenen Kaiſers huldigten; es wurde da manches geſprochen und verhandelt, was den Badenern nicht verſchwiegen blieb. Man erfuhr zum Beiſpiel, daß der Kaiſer Alexander dem Herzog das Verſprechen gegeben haben ſollte, dahin zu wirken, daß die Rheinpfalz, wenn ſie der beſtehenden Abrede gemäß an Baiern fiele, ihm als ſouveraines Fürſtenthum ertheilt würde. Man ſah daraus, daß die Geſinnungen des Kaiſers in Betreff Badens noch gar nicht vortheilhaft ſtanden. Ueberhaupt war in Baden bei dem ſich ſtets mehrenden Zudrang von Fremden ein lebhafter Verkehr und es durchkreuzten ſich allerlei Betreibungen. Zahlreiche diplomatiſche Perſonen von Karlsruhe, Stuttgart, München, Frankfurt und andern Orten benutzten die Heilquellen, oder gingen ab und zu. Der berühmte Lascaſes, nachdem er St. Helena hatte verlaſſen müſſen, fand ſich ein, um ſeine zerrüttete Geſundheit zu pflegen; wir lernten ihn und ſeinen Sohn Emmanuel bald näher kennen, und gewannen ſehr das Vertrauen des letztern. Die ſchon erwähnte Familie Laſſer aus Straßburg mit ihren liebenswürdigen Töchtern hegte ganz den edlen Freiheitsſinn aus der früheren Revolutionszeit, der ſich jetzt mit Anhänglichkeit für Bonaparte ziemlich vertrug, da man wider den gemeinſchaftlichen Feind, die Ultras der Reſtauration, ſich zu verbünden hatte. Eine Gräfin Pagerie, früher ſehr im Vertrauen der Kaiſerin Joſephine und jetzt noch in dem des Herzogs von Leuchtenberg, machte aus gleichem Grunde gemeinſchaftliche Sache mit den Liberalen. Wir legten uns keinen Zwang auf, und hatten, wie Tettenborn, Philippsborn und Lindner, vielen und vertraulichen Umgang mit dieſen ganz oder halb Geächteten, obſchon der franzöſiſche Geſandte Graf von Montlezun bisweilen ſchiefe Geſichter deßhalb machte. Andererſeits ſahen wir täglich die Gräfin Feſtetics aus Ungarn, die Mutter jener durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Gräfin Julie Zichy, die im Wiener Kongreß die Verehrung des Königs von Preußen auf ſich gezogen hatte, mit welchem die Mutter auch jetzt noch freundliche Beziehungen unterhielt. Dagegen mieden wir eine Gräfin von Waldburg-Truchſeß, geborne Fürſtin von Hohenzollern-Hechingen, die einſt Oberhofmeiſterin am Hofe des Königs Hieronymus von Weſtphalen geweſen und jetzt die preußiſche Geſandtin zu Turin war. Wir kannten ſie ſchon aus früherer Zeit von Töplitz her, wo ihr

Mains und nicht angezogen hatte; ihr aber, wiewohl wir auch die Anhänglichkeit an Bonaparte, den jetzt Unmächtigen, ganz gut vertragen, mußte uns von einer preußiſchen Landsmännin die Art verletzen, wie ſie ihre Geſinnung ausſprach; den 18. Juni, an welchem die Preußen bei Belle-Alliance ſiegten, erklärte ſie für einen Trauertag, ſprach von Napoleon als von dem theuren geliebten Kaiſer, und anderes dergleichen, worüber der franzöſiſche Geſandte, dem es zu Ohren kam, bittre Klage bei mir führte. In Berlin wollte man es nicht glauben, ſchon um es nicht rügen zu müſſen, da ſie dort wegen ihrer Geburt und ihrer heiligen Thätigkeit eben ſo angeſehen als geſchätzt war.

Die Königin von Würtemberg hatte ſtatt eines ſehnlich erwarteten Kronprinzen eine Tochter zur Welt gebracht, und da ich veranlaßt war, dem Könige zu ſchreiben, ſo nahm ich Gelegenheit ſowohl hievon zu ſprechen, als auch nach dem Gange der würtembergiſchen Verfaſſungsſache zu fragen, der für die badiſche ſo vieles zu bedenken gab. Seine Antwort iſt zu merkwürdig an ſich und zu ehrenvoll für ihn, als daß ich ſie hier weglaſſen dürfte. Er ſchrieb eigenhändig wie folgt:

„Stuttgart, den 1. Juni 1818.

Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn Sie geglaubt haben, daß ich die Geburt meiner Tochter ſo beurtheilt habe, wie Sie es in Ihrem Briefe angeben; die meiſten Menſchen halten mich für ehrgeiziger, als ich es wirklich bin, denn ich kenne nur Einen Ehrgehe, dem, meiner Pflicht zu thun so lange ich an dieser Stelle bin, das Uebrige überlasse ich gern der Leitung der Vorsehung.

Ihre Nachrichten über die Konstitutionssache sind mir wichtig gewesen, ich beantworte sie gern und vertraulich, indem ich immer den Muth habe, das zu verrichten, was ich einmal unternommen habe; wir sind wirklich mit den wichtigsten Vorarbeiten beschäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unserer Steuerverwaltung und Justizverfassung in erster Instanz, das andere eine gleichere Vertheilung unserer direkten Steuern; in der ersten Kommission sitzen die zwei ersten Oppositionsmänner, und für die Justizverfassung ist nun auch Weishaar beigezogen; sie haben der Regierung bei Beendigung dieses Geschäfts das vollständige Zeugniß gegeben, daß sie das Wohl und die Selbständigkeit der Bauern aufrichtig begehre, und es unmöglich gewesen wäre, in einem ständischen Comité in diesem Augenblick diese Absicht zu erreichen. Das zweite Geschäft bietet wegen der Mediatisirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn sie heben seit Erscheinung der baierischen Konstitution wieder gewaltig die Köpfe empor; doch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird bestimmen, ob man mit ihnen abschließen oder ganz brechen muß. Mit der angestrengtesten Thätigkeit werden diese neuen Einrichtungen doch erst gegen Ende dieses Jahres ins Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Laufe desselben die Stände zu versammeln, allein es wird auch in keinem Fall länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgeschoben werden.

Die höchste Rücksicht ist, das Volk zu erleichtern und in den neuen Formen bewegen zu laſſen, die man dem Großherzogthum zum Gebäude legt.

Nach meinen Nachrichten hat ſich Fürſt Metternich für die Annahme des Generals Tettenborn günſtig erklärt, allein andere Umgebungen des Kaiſers ſollen dagegen ſein, erſt nach der Zurückkunft des Kaiſers ſollte die Sache entſchieden werden, da Metternich ſie perſönlich vortragen wollte.

Das gewünſchte Memoire wird Müllern Ihnen mittheilen; es iſt mir wahrlich leid, daß bei meiner aufrichtigen Zuneigung für Ihren Staat ich ſchon oft in den Fall komme, den unpolitiſchen, in unbegreiflichen Äußerungen Ihrer Geſchäftsmänner entgegen zu arbeiten; doch hat alles keinen Einfluß auf meine Geſinnungen, denn die Sache iſt für mich alles, die Perſonen nichts.

Geben Sie mir doch Nachrichten über Badenbad, ſein werden ich gewiß nicht [illegible]!!!"

Jedes Jahr pflegte der König von Baiern auf einige Wochen nach Baden zu kommen, wo er ein eignes Haus beſaß und als ein willkommener Badegaſt angeſehen wurde. Bei der eingetretenen politiſchen Spannung, und beſonders nach den perſönlichen Reibungen, die mit dem großherzoglichen Hofe verbunden waren, glaubte man, der König werde für dieſes Jahr Baden unbeſucht laſſen, da es ihm ſchicklich nicht angenehm ſein könne, in einem Lande zu ſein, wo er für den Augenblick als Feind angeſehen wurde, und ſich vielleicht widrigen Begegniſſen ausſetze, noch weniger könne er wünſchen mit ſeinem Schwager dem Großherzog zuſammenzutreffen, denn daß dieſer auch

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible] Frankfurt am Main [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zum Besten der Sache und auch besonders des Großherzogs hätte ich manche Aenderung vorschlagen mögen, allein ich fühlte, daß neue Vorschläge und Bedenken hier leicht das Ganze gefährden konnten. Mit allen Mängeln, die sie in meinen Augen hatte, war sie doch immer die freisinnigste aller deutschen Verfassungen, die am bedeutsamsten wirkte, die am leichtesten dauerte. Obwohl abgeneigter Gegner aller Pairs- und Adelskammern, durfte ich sogar als Nothhülfe für den Augenblick zweckmäßig finden, daß die Standesherren und Junker hier in eine erste Kammer gleichsam eingeschlossen wurden, damit sie nicht in der zweiten, der eigentlichen Volksvertretung, schädlich wirkten. Dieselben Gründe hatte ich dreißig Jahre später, als der zweikammerige Versuch in Preußen berathen werden sollte, auch in voller Gültigkeit, und der ungenannte Herrenstand, ein kläglicher Versuch einer lächerlichen Pairie, wenn er einmal nicht ganz wegfallen durfte, wäre wenigstens von den gewählten Abgeordneten streng abgesondert gewesen. Doch diese allgemeinen Gegenstände, so wie den Inhalt und die Kritik der badischen Verfassung finden andern Orts ihre geeignete Stelle. Hier kann das Angedeutete genügen, um einen Begriff zu geben, wie hart und mühevoll es war, aus so vielen Rücksichten und Widersprüchen sich in's Freie hinauszuarbeiten. Die beiden Herren kehrten am folgenden Tage nach Griesbach zurück, durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo das letzte Wort sich entscheiden müsse. Ihre vereinten Vorstellungen hatten endlich Erfolg, der Großherzog unterschrieb am 22. August die Verfassungsurkunde, und befahl ihre Verkündigung durch das Staats- und Regierungsblatt.

Noch vorher aber sollte der König von Württemberg persönlich benachrichtigt werden. Ihm war die Sache nicht ganz recht, er hatte Zweifel und Besorgnisse, die wir nicht theilten. Da es zwischen Baden und Württemberg, trotz dem innigen Verhältniß, das von oben her ausgesprochen wurde, immerfort neue Häkeleien und Zweideutigkeiten gab, die den König stets verstimmten und mißtrauisch machten, so war schon einige Zeit davon die Rede, daß Tettenborn sich nach Stuttgart begeben sollte, um den König persönlich von der ganzen Lage der Sachen mit größter Ausführlichkeit in Kenntniß zu setzen. Allein selbst im Betreff dieser Sendung erhoben sich Anstände, die kaum zu beseitigen waren. Ich hatte unsägliche Arbeit, durch schwierigen Briefwechsel, der immer mit großer Vorsicht zu führen war, und vielen Verhandlungen, oft auch für unbefugte Ohren manches zum Schein sagen mußte, den Eifer so vieler Mitwirkenden anzuregen, ihre Eifersüchteleien und Nebenrücksichten niederzuhalten, und die immer aufs neue versperrten Wege frei zu machen. Auch in diesem Falle gelang es mir, durch meine Mittheilungen die Hindernisse, die sich eingedrängt, wegzuräumen. Der König erklärte, daß er die größte Hochachtung und das völlige Vertrauen zu Tettenborn habe, und ihn mit Ungeduld in Stuttgart erwarte. Wie es mit diesen Sachen stand, wie der König selber den badischen Diplomaten, der ihn hingeschickt, doch wieder in Schach nahm, und welch Mißdeutungen er im Grunde doch bei dem badischen Ministerio empfand, ergiebt sich deutlich aus folgendem eigenhändigen Schreiben, das ich von ihm erhielt:

„Stuttgart, den 25. Auguſt 1818.

Die Mühe des Kongreſſes und unſre innern Verhältniſſe nehmen in dieſem Augenblick meine ganze Zeit in Anſpruch, daher mein bisheriges Stillſchweigen, welches ich aber gern breche, um den Mißverſtand wegen General von Tettenborn ſo früh aufzuklären. Ich bin der Sache ſchnell auf den Grund gegangen, und habe dabei gefunden, daß Riegel entweder mißverſtanden hat oder mißverſtehen wollen!!! Der letztere Fall iſt mir aus mehreren andern Aeußerungen der wahrſcheinlichere; ich bitte Sie aber, daß auf keinen Fall davon zu ſeinem Nachtheil Gebrauch gemacht werde, da ich mit Wahrheit verſichern kann, daß er treu und redlich ſeiner Regierung dient, und nur in dieſem Fall ſeine Privatmeinung hat geltend machen wollen. Ich ſehe alſo dieſe Sache nach dieſer Verſicherung als abgethan an; die Sendung des Generals Tettenborn hierher iſt mir in jeder Hinſicht wichtig und angenehm, ſagen Sie ihm das, es iſt meine aufrichtige Meinung. Daß des Großherzogs Wahl auf ihn fiel, um ſeine Angelegenheit mit dem Fürſten Metternich zu einigen, halte ich für eben ſo anſtändig als klug, ob aber ſeine Sendung noch einen glücklichen Erfolg haben kann, nach allen den Unterlaſſungsſünden, welche begangen worden ſind, läßt ſich wohl mit Beſtimmtheit nicht vorausſehen; Baden kommt mir gleich einem Kriegsſchiff vor, das, dem Sinken nah, Nothſchüſſe thut, um ſich zu retten, die gegebene Verfaſſung mag wohl auch nur ein Rettungsſignal ſein, wenn man nun aber die Schliche durchſchaut, die großen Mächte zum Widerſtande reizt, würde die Verlegenheit und die unausbleiblichen Folgen davon nicht eben ſo rückwirkend auf Baden ſein.

wie es die voreilige Erhebung der Hochberge war? Ich werde übrigens ſehr gern ein falſcher Prophet ſein, denn ich kann nur dabei gewinnen, und wenn namentlich die Verfaſſungsſache glücklich durchgeht, ſo iſt es für mich ein glücklicher Vorgang mehr.

Mülinen iſt durchaus nicht in meinem Geheimniß, er hat daher ohne Auftrag geſprochen, und wird die nöthige Weiſung erhalten. Von Baiern habe ich die officielle Aeußerung erhalten, daß ſie feſt entſchloſſen ſind, die Sachen auf das Aeußerſte zu treiben; ſie machen ſich unangemeſſene Hoffnungen. Cotta wird Ihnen wegen Lindner geſchrieben haben. Leben Sie wohl.“

Tettenborn eilte hierauf nach Stuttgart, verſtändigte den König über die Verfaſſung, und theilte ihm in vollem Vertrauen die Lage der badiſchen Sache mit, woraus der König wohl erkennen mußte, daß alles traurig genug beſtellt, aber nicht hoffnungslos war, und daß die Schwäche und Fahrläſſigkeit des Großherzogs ein Beweggrund mehr ſei, daß Andre ſich ſeiner Sachen annähmen.

In Baden dauerte das bewegte Leben munter fort, indem die Geſellſchaft wechſelte, doch ſtets noch zunahm. Rahel hatte die Freude ihren jüngſten Bruder Moritz Robert und deſſen Frau Erneſtine dort zu empfangen, eine Freude, die leider nicht ohne Störungen war, und mit der häßlichſten endete. Wir ſelbſt und unſre Freunde, Tettenborn's, Reden's, Taſtet's, Lindner's, die Gräfin Lagorce, alle bezeigten die größte Zuvorkommenheit. Erneſtine, die mit feinem, gefälligen Weſen ein herrliches Talent beſaß, entzückte durch ihren ſo kunſtreichen als anmuthigen Geſang und wetteiferte mit den beiden Fräulein

Töchter, von denen beſonders die ältere im Vortrag franzöſiſcher Romanzen und Lieder vortrefflich war. Die Frau Markgräfin Mutter hatte das größte Verlangen ſie zu hören, die Prinzeſſin Amélie ſagte ihr die verbindlichſten Artigkeiten. Einladungen, die ſchönſten Spazirfahrten in die nahe und ferne Umgegend, ſchmeichelhafte neue Bekanntſchaften gaben jedem Tag einen erhöhten Reiz; das Treiben auf dem Kurplatz, an den Spieltiſchen, war beſonders für Rahels Bruder ein unerſchöpfliches Vergnügen. Allein Moritz Robert gehörte zu den Leuten, die alles eher aushalten, als eine Reihe von ſchönen Tagen. Inmitten aller Vergnügungen ergriff ihn die Unruhe thätig zu ſein, etwas zu gewinnen. Das Glücksſpiel reizte ihn, aber den Muth zu wagen hatte er nicht, er wollte durch Klugheit und mit Vorſicht reich werden. Da rechnete er uns denn vor, was jeder Tag ſeines Aufenthalts nicht ſowohl koſte, denn das war nicht von Belang, als vielmehr ihn verſäumen laſſe; im Anfang geſchah dies mit komiſcher Laune, nach und nach aber in bittrem Ernſt und mit ärgerlicher Verſtimmung. Er zankte nun, wo er früher ſcherzte, verdarb ſeiner Frau und ſeiner Schweſter jedes Vergnügen durch ſein Unbehagen, durch ſeine Bemerkungen. Doch da man ſeine Gemüthsart kannte, ſo ließ man ihn gehen, und übte die größte Nachſicht. Aber das grade ſchlug zum Nachtheil aus. Ihm wurde irgend ein Ausbruch zum Bedürfniß, und den Muth, der ihm fremden Menſchen gegenüber nicht beſonders eigen war, hatte er reichlichſt gegen ſeine Nächſten. Ein Vorhaben gegen den ältern Bruder Markus Theodor, nachdem er vergebens Rahel dafür zu gewinnen geſucht, wollte er plötzlich aus Scham von ſich ab und ihr zuſchieben.

Dieſe nicht zu duldende Lüge erfuhr die glimpflichſte Abweiſung, aber ſein Aerger und ſeine Scham waren ſo groß, daß er den Anlaß benutzte, um mit dem Schein der Berechtigung zum größten Zorn allen Umgang abzubrechen, und nach wenigen Tagen mit Frau und Kind ohne Abſchied fortzureiſen. Erneſtine, ſonſt ſo fein und mild, erſchien in ſolchen Fällen nicht liebenswürdig, ſondern beſtärkte einen Trotz und Wirrſinn, von dem ſie ſpäter ſelbſt Jahre lang ſchrecklich zu leiden haben ſollte! Rahel litt unſäglich bei dieſem rohen Unfug des von ihr ſo geliebten Bruders, aber es war kein Schatten von Schuld in ihr; ſie nahm den Schmerz als einen vom Schickſal ihr zugeworfenen hin, duldend, ſchweigend. Sie war es ſchon gewohnt, mit gekränktem und kummervollem Herzen dem Tage doch unbefangen und heiter entgegen zu ſchauen, Natur und Menſchen mit friſchem Sinn aufzufaſſen.

Die Kriſis der badiſchen Sachen, meine und Tettenborn's Betheiligung dabei, der tägliche Zudrang von Fremden, die wechſelnden Ereigniſſe ſo mannigfachen Verkehrs, alles forderte zum wirkſamen Mitleben auf, und half die zu trüben Betrachtungen verſcheuchen. Der Graf von Montlezun kam ab und zu, desgleichen der Graf von Mülinen, den die Spielbank anzog, und ſtark mißhandelte, der Freiherr von Reden, der von allen diplomatiſchen Geheimniſſen ausgeſchloſſen und gänzlich irregeworden war, auf die badiſchen Miniſter ſchimpfte, beſonders auch auf die beabſichtigte Verfaſſung, die er im voraus als eine jakobiniſche bezeichnete; die beiden Herren von Struve, von Karlsruhe und von Stuttgart, waren mit ihren Frauen eingetroffen. Lascaſes, der alte

Geſellſchaft mied, ſuchte einſame Geſpräche mit Rahel, erzählte von St. Helena, theilweiſe den Inhalt ſeines Memorials, deſſen Handſchrift ihm weggenommen und noch in engliſchen Händen war; er lächelte über den Argwohn, der ihm jetzt noch Bonapartiſche Umtriebe beimaß, und beklagte nur, daß er ihn verhindere, die Großherzogin, der er Einmal hatte aufwarten dürfen, öfters zu ſehen, da dies unfehlbar verargt werden würde. Die Bonapartiſten waren zu ſehr zerſtreut und zu hart verfolgt, als daß ſie in dieſer Zeit hätten an eine Erhebung denken dürfen; die entſchloſſenern warfen ſich in die liberale Oppoſition, und ſuchten im Volk und im Heer für ſie Stimmen zu werben, während die angeſehenſten und reichſten eifrig ihren Frieden mit den Bourbons zu machen ſuchten. Lascaſes mied beide Richtungen, und dies thaten auch viele der alten Offiziere, die im Allgemeinen ihr Unglück mit Standhaftigkeit und mehr Würde trugen, als der frühere Uebermuth erwarten ließ. Von bedeutenden Engländern war Lord Kinnaird zu nennen, dann Herr Ward, der als Mitglied des Parlaments die badiſche Sache dort kräftig zu unterſtützen verſprach. Lindner fand unerwartet Bekannte aus Weimar, die ihn freundlich begrüßten, es war die Frau Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele, begleitet von Herrn von Gerſtenberg; ſie glaubten ihn als ſcheuen Flüchtling zu finden, und machten daher große Augen, als ſie ſeine neuen anſehnlichen Verbindungen erfuhren. Herr von Gerſtenberg faßte großes Zutrauen zu mir, und geſtand, daß er der weimariſchen Verhältniſſe überdrüſſig ungemein gern in badiſche Dienſte treten würde, ein höheres Verwaltungsamt in dieſem herrlichen Lande würde allen ſeinen Wünſchen entſprechen. Glücklich genug traf hiemit zuſammen, daß erſt kurz vorher der Großherzog mich hatte fragen laſſen, ob ich nicht in meiner Bekanntſchaft jemanden wüßte, den ich ihm zum Miniſter des Innern empfehlen könnte? Man hatte ihm die Nothwendigkeit vorgeſtellt, beſonders auch in Bezug auf die Verfaſſung, die innere Verwaltung des Landes gänzlich umzugeſtalten und auch von auswärts neue Kräfte heranzuziehen. Für jenen Miniſterpoſten hatte er ſchon unter ſeinen Staatsdienern die tüchtigſten Männer, namentlich Nebenius und Winter, und ſie wurden von Reizenſtein auch als ſolche anerkannt, obſchon ſie in unteren Stellen ſo ſehr zurückſtanden; allein ſolche Beförderung Unadlicher gehörte damals noch zu den Unmöglichkeiten; außerdem wollte der Großherzog neue Menſchen, die noch keine Verhältniſſe im Lande hatten, außer dem zu ihm, und bei denen noch keine Vetterſchaft, keine Einflüſterungen und Ränke wirkſam ſein konnten, die er in den alten Kreiſen ſeiner Hof- und Staatsdiener überall erblickte oder argwöhnte. Eine ſo große Verantwortung durfte ich nicht leichtſinnig übernehmen, und ich wußte noch nicht, ob ich einen Vorſchlag und noch weniger welchen ich wagen ſollte. Der Drang der nächſten Entwicklungen überhob mich dieſer Verlegenheit, die Umgeſtaltung der Behörden erfolgte ſpäter unter ganz andern Einflüſſen, und Herr von Gerſtenberg kam von ſeinen Wünſchen auch bald wieder zurück. Den trefflichen Altbadnern aber entging nicht, wozu ihr Verdienſt ſie berief, Winter und Nebenius wurden ſpäter beide, freilich nach langem Kampfe gegen Wind und Wetter, badiſche Miniſter. —

Für die geſellige Unterhaltung gleicherweiſe wie für die politiſche Thätigkeit lieferten auch die Erzeugniſſe der Preſſe einen unverſiegbaren und mehrentheils geiſtbelebten Stoff. Die Betrachtungen der Frau von Stael über die franzöſiſche Revolution waren im Druck erſchienen, und Freund und Feind beeiferte ſich das Buch zu leſen; ein allgemein bekannter litterariſcher Name gewährt den Vortheil, daß eine große weitverbreitete Menge, und in ihr auch ſolche Perſonen, die durch die Sache allein nicht angezogen würden, gleichzeitig daſſelbe Buch leſen muß, und dadurch der Inhalt wahrhaft zur Sprache kommt. Das genannte Werk der Frau von Stael ſtellt die franzöſiſche Revolution aus dem ſcharfbegränzten Standpunkt einer Tochter Necker's dar, und wimmelt von falſchen Auffaſſungen, grundloſen Annahmen, irrigen Verknüpfungen, wie Bailleul, der ſeine prüfenden Unterſuchungen dem Werk auf dem Fuße heftweiſe folgen ließ, gründlich gezeigt hat; für ihn und ihm Gleichgeſinnte, oder auch nur Gleichkundige, war das Buch eine ungerechte Anklage, die er mit Unwillen widerlegte; für die große Mehrzahl aber, beſonders der vornehmen Leſer in ganz Europa, blieb es noch immer eine Vertheidigung der Revolution, und der Ruhm der Verfaſſerin, die geiſtvolle Behandlung, die beredte eindringliche Sprache, trugen einen mächtigen Inhalt von Anſichten und Thatſachen in Gegenden, wo ſonſt dergleichen kaum hinkam, und nun Wurzel faßte. Die Wirkung war ungeheuer, und in manchen merkwürdigen Zeichen ſichtbar. Wir freilich waren nicht befriedigt durch den Inhalt und durch die ſchwungvolle Darſtellung nicht verführt; die bald nachfolgenden Hefte Bailleul's brachten uns daher erquickende Labung, und ich veranlaßte Lindner'n das ganze Buch, eines der beſten die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben worden, in's Deutſche zu überſetzen. — Nicht minder als ſolche Bücher, nur in kürzeren, aber durch Wiederholung eindringlichen Schwingungen, arbeiteten die Tagesblätter, beſonders die franzöſiſchen. Das Leſen des Constitutionnel oder des Journal des débats war die würzige Zugabe des Morgenkaffees; die Partheigeſinnung wurde dadurch genährt, geſtärkt, in gewiſſem Sinn doch auch wieder gemildert, denn von der höheren geiſtigen Auffaſſung, dem guten Ton, der geſchmackvollen, ſtets gemeſſenen und durchbildeten Sprache, die in dieſen Blättern vorherrſchten, blieb immer etwas in der Seele des Leſers zurück, und wirkte wenigſtens äſthetiſch vortheilhaft. Noch mehr war dies von dem Wochenblatte, der Minerve française, zu ſagen, zu deren Herausgabe Benjamin Conſtant mit mehreren gleichgeſinnten und angeſehenen Freunden ſich verbunden hatte. Selten iſt eine Zeitſchrift mit ſolchem Reichthum von Talent in ſolch dauernder Uebereinſtimmung und Gleichmäßigkeit geführt worden. Sie war der Sprach- und Hörſaal der freiſinnigen Konſtitutionellen, die in ganz Frankreich eine überwiegende Mehrheit bildeten, und in den Kammern als Minderheit unter tapfern Kämpfen immer mehr Boden gewann. Wie geſpannt war alles, wie erfreut, wenn der beſtimmte Wochentag regelmäßig aus Straßburg das neueſte Heft der Minerve brachte, und die Lage der Dinge in Frankreich, die mehr oder minder auch für Deutſchland beſtimmend wirkte, mit ſcharfer Klarheit entwickelte. Man würde jetzt kaum glauben, wie groß dieſe Theilnahme war, und wie weit ſie ſich erſtreckte. Der Conservateur, im entgegengeſetzten Sinne von Chateaubriand herausgegeben, konnte niemals zu gleichem Anſehn ge langen, und die eigne Parthei war meiſt mit ihm unzufrieden; das hervorragende Talent des Herausgebers wurde von den Mitarbeitern ſchlecht unterſtützt, und ſeine glänzenden Phraſen allein konnten der ſchlechten Sache der verſtockten Ultra's, die er ſchon halb mißbilligte, auf dem litterariſchen Gebiete nicht aufhelfen.

Bignon's beſondre Schrift über die Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden, die im Auguſt zur gelegenen Zeit erſchien, wurde mit Begier geleſen, und machte an Höfen und bei Diplomaten guten Eindruck, aber im Allgemeinen ſah man es nicht gern, daß wieder ein Franzoſe ſich in deutſche Händel miſchte; der König von Würtemberg fühlte ſich durch einige Aeußerungen verletzt, und wollte ſolchen Mitkämpfer gar nicht anerkennen. Daß der franzöſiſche Hof aber der Abfaſſung der Schrift nicht fremd geweſen, und ſeinen Schutz dem Großherzog gegen geheime Zugeſtändniſſe verſprochen habe, war eine Fabel, der ich mit Grund widerſprechen konnte.

Von deutſchen Zeitungen kam hauptſächlich die Allgemeine Zeitung in Betracht; ſie war, obſchon in Baiern erſcheinend, doch in der badiſchen Sache nicht baieriſch, ſondern der Eigenthümer Cotta begünſtigte, nach ſeiner Ueberzeugung und nach würtembergiſchen Sinne, ſo viel als möglich die Gegenſeite. Der Hamburger Korreſpondent und der ebendaſelbſt erſcheinende Deutſche Beobachter, das Oppoſitionsblatt und der Patriot in Weimar, die Rheiniſchen Blätter in Wiesbaden, die Mainzer Zeitung und die Aarauer, wirkten mehr oder weniger für Baden. In allen dieſen Blättern ſchifften von mir ausgerüſtete, und bald leicht bald ſchwer befrachtete Fahrzeuge mit, doch ohne ihre Flagge aufzuziehen. Ich wiederholte unermüdet das Taugliche für Baden, aber auch alles der Preßfreiheit, dem Verfaſſungsweſen, der Freiheit in jedem Sinn irgendwie Förderliche. Für die Jenaer Litteraturzeitung ſchrieb ich eine freiſinnige Rezenſion der Adreſſeſchrift von Görres, für Luden's Nemeſis eine ſcharfe Denkſchrift gegen Adelskammern, um neben dem böſen Beiſpiel, das in Baden nicht abzuwenden geweſen, doch die ächten Grundſätze nicht vergeſſen zu laſſen; derſelben Zeitſchrift gab ich einen Aufſatz, der den Regierungen abrieth, die katholiſche Kirche mit Grundbeſitz auszuſtatten.

Die Verkündigung der Verfaſſung erfolgte am 29. Auguſt, ohne alle Feierlichkeit, einfach durch Abdruck im Staats- und Regierungsblatt. Sie erregte im ganzen Lande die lauteſte Freude, die dankbarſte Anerkennung; auch im übrigen Deutſchland, und nach Belgien und Frankreich hinein, äußerte die öffentliche Meinung ihre kräftigſte Zuſtimmung. Die Kritik hatte wohl manches und mit gutem Grund auszuſtellen, aber man überſah mangelhaftes Einzelnes, um ſich an das vortreffliche Ganze zu halten. Im Allgemeinen, das mußte man geſtehen, hatte Baden Reicheres und Beſſeres empfangen als irgend ein andres deutſches Land; beſonders war es gegen Baiern weit vorangeſchritten. Alle öffentlichen Blätter jubelten, die Stimmen im Volke gaben ſich in begeiſterten Aeußerungen kund, vom Bodenſee bis an den Main, ſegneten den Großherzog, als den Geber der Verfaſſung mit dem heißeſten Dankgebete; in Mannheim und Freiburg, den bisher wenigſt badiſch geſinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie umgewandelt und dem

Landesfürſten aufrichtigſt zugewendet. Freilich gab es auch Leute genug, die den Kopf ungläubig ſchüttelten, und noch andre, die mit Widerwillen und Haß auf dieſe Verleihung ſahen; an den Höfen überhaupt, in der geſammten Ariſtokratie, hatte die Freiheit niemals zahlreiche Freunde, jedes dem Volke gewährte Recht mußte die Vorrechte gefährden, die der Selbſtſucht über alles gingen, die Hoffahrt empörte ſich, daß der Geringe da mitgelten ſollte, wo der Vornehme bisher alles war. In Darmſtadt, in Naſſau und andern Ländern fühlte man die Nothwendigkeit nun gleichfalls mit Verfaſſung herauszurücken; in Baiern ſank in der Vergleichung mit der fremden beträchtlich der Werth der eignen. Selbſt der König von Würtemberg ſah, wie ſchon bemerkt, die Sache nicht mit ganz günſtigen Augen, und fand ſie in manchem Betreff bedenklich. In Wien und Berlin nahm man die Sache nicht ſo ſchwer, man glaubte den mittlern Staaten ſei dergleichen ganz angemeſſen, man hielt ſich für zu groß, als daß man davon beunruhigt werden dürfte. Die Freiſinnigen aber wußten auch dort, daß die Grundſätze hiebei mehr gelten, als Macht und Größe, und jene für Alle wirken. Der Fürſt von Hardenberg, noch am Rhein verweilend, empfing die badiſche Verfaſſung mit größter Befriedigung; aus ſeiner Umgebung ſchrieben die Geheimräthe Eichhorn und Koreff mir die freudigſten Glückwünſche. —

Hufeland hatte die Aufforderung nach Baden zu kommen in Berlin vorgefunden, als er eben vom Rhein, wo er ganz in unſrer Nähe geweſen, heimgekehrt war. Den weiten Weg nochmals zurücklegen zu ſollen, war ihm verdrießlich, auch fühlte er ſich unwohl, und indem er dies und ſeine Amtsgeſchäfte vorſchützte, lehnte er zuerſt den Antrag ab. Doch nachdem er dem Könige das empfangene Schreiben mitgetheilt hatte, fand dieſer, daß man den armen Großherzog nicht ohne Hülfe laſſen dürfe; er erlaubte nicht nur, ſondern befahl ſogar, daß Hufeland ohne Verzug die Reiſe anträte. Am 6. September kam dieſer in Baden an, und meldete ſich gleich bei mir. Ich fand in ihm das Muſter eines Leibarztes, der unter ſorgfältiger Wahrung der wiſſenſchaftlichen Würde vor allem zu wiſſen wünſchte, was man eigentlich von ihm verlangte, und ſich vollkommen bereit erwies, ſeinen ärztlichen Ausſpruch nach den obwaltenden Rückſichten zu faſſen, verſteht ſich ohne die geringſte Verletzung derjenigen Einſichten und Ueberzeugungen, die allein den Arzt pflichtmäßig zu leiten haben; er wußte nur zu gut, welch weiten Spielraum in den meiſten Fällen die letztern den erſtern laſſen. Uebrigens erkannte man ſogleich in ihm den Mann von vieljähriger Erfahrung, von angenehmer Geiſtesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit; einiges Wohlgefallen an ſeinem Ruhme war ihm gern zu verzeihen; ſtärker trat dies in ſeiner Frau hervor, die noch nicht lange mit ihm verbunden nicht ſo wie er der Hofluſt ſchon gewohnt war. Ich machte ihn mit allen näheren Umſtänden und beſonders auch mit den Perſönlichkeiten bekannt; er ſollte zuerſt die Markgräfin Mutter ſehen, die von Karlsruhe deßhalb wieder eintraf, denn nachdem ihr der ganze Zuſammenhang war vertraut worden, hatte ſie ſich nicht nur einverſtanden erklärt, ſondern ſie wünſchte ſogar, daß der Gedanke, Hufeland's angeblich zufällige Anweſenheit in Baden für den Großherzog zu benutzen, als der urſprünglich ihre angeſehen würde. Die Sache wurde denn auch in dieſem Sinne vorgeſtellt, und ich reiſte mit einem Schreiben von ihr an den Großherzog ungeſäumt nach Griesbach. Den herrlichen Weg in dieſes verſteckte Thal, deſſen Sauerbrunnen ich vor Jahren zuerſt im Simpliciſſimus erwähnt gefunden ohne zu denken ihn jemals ſehen zu ſollen, verdeckte mir zum Theil die Nacht, in die meine Fahrt fiel, zum Theil die ernſte Beſchäftigung mit meiner Aufgabe.

In der Morgenfrühe traf ich ein; noch drang die ſteigende Sonne nicht in das tiefeingeſchnittene enge Thal; der Thau hing noch auf Gras und Sträuchern, und ein gewiſſer Schauer, die Wirkung feuchtkalter Luft, ließ alsbald empfinden, daß dieſer Aufenthalt dem kranken Großherzog nicht zuträglich ſein könne. Damit dieſer nicht gleich meine Anweſenheit erführe, war ich aus Vorſicht am Eingange des Ortes abgeſtiegen, und hatte nur durch geheime Botſchaft die Großherzogin benachrichtigt. Sobald ſie unter einem ſchicklichen Vorwande ſich losmachen konnte, erſchien ſie, und wir hielten zuerſt in einem Saale des einſamen Wirthshauſes, dann, als die Luft wärmer geworden, auf einem abgelegenen Spaziergang eine lange Unterredung, in der zunächſt alles verabredet wurde, was der Augenblick erforderte, dann aber noch vieles Andre zur Sprache kam. Zum rückhaltloſen Vertrauen in der einen Sache genöthigt, und durch dieſe ſelbſt immer weiter geführt, ſchenkte ſie es mir völlig; das Bedürfniß ihr bekümmertes Herz auszuſchütten, war ſo lange unbefriedigt geblieben! Ein wahres Jammerbild entfaltete ſich vor den Augen und beklemmte mir das Herz. Die Zuſtände in Griesbach waren die troſtloſeſten von der Welt, in ihnen die Lage der liebenswürdigen Fürſtin die allertroſtloſeſte. Den kranken Großherzog durfte ſie faſt nie verlaſſen, er ſaß tagelang niedergeſchlagen und gelangweilt in der dumpfen Stube der bäuerlichen Wohnung, und kam nicht über die Schwelle derſelben. Fremde Geſichter wollte er durchaus nicht ſehen, und fremde hießen ihm ſchon ſolche, die ihm nicht täglich gewohnte waren. Seine Umgebung war ſo knapp als möglich, der Oertlichkeit und noch mehr ſeinem Sinne gemäß. War er nicht lieber allein, durften ſeine Leute ihn unterhalten, ſo waren es meiſt rohe Geſchichten und Bemerkungen, die ihm ein trauriges Lächeln abgewannen, und die Großherzogin, die einzige anweſende Frau, hatte die peinlichſte Geſellſchaft zu ertragen, und mußte noch dankbar ſein, daß wenigſtens der Verſuch gemacht wurde, den Kranken zu unterhalten; dieſer ſelbſt bedauerte ſie oft, gerührt von ihrer Sorgfalt und Pflege, jedoch geändert wurde nichts. Dabei war der Kranke durchaus unlenkſam, that was ihm ſchädlich war, unterließ was ihm helfen konnte; bisweilen ließ er ſich überzeugen, daß er ſeine Lebensart ändern müſſe, und man glaubte gewonnen Spiel zu haben, aber plötzlich verlor ſich alles wieder in ein ſtarres Nein. Die nothwendigſten Befehle, ohne die nicht nur die Staatsverwaltung, nein oft das tägliche Leben nicht beſtehen konnte, waren oft bis zum dringendſten Augenblick nicht zu erlangen, und noch weniger durfte jemand ſie ſtatt ſeiner geben. Dabei wußte ſie von heimlichen Gegnern, von Auflauerern und Berichterſtattern, durfte niemandem ganz trauen, hatte vorſichtig jedes Wort, jede Miene zu bewachen, um nicht Anlaß zu Mißverſtändniſſen und Ränken zu geben, die ſich ſtets bereit hielten. Wenn Tettenborn, wenn Reizenſtein kamen, ſo war dies jedesmal ein Aufathmen für die Großherzogin, ſie fand ſich dann doch wieder auf einem mehr ſicheren, ihr mehr gemäßen Boden, obwohl ſie auch meiſtens wieder an der Qual theilzunehmen hatte, welche dieſe Männer in ihrer Geſchäftsbetreibung mit dem Großherzog litten, eine zu offene Theilnahme würde aber nur wieder deſſen Eiferſucht geweckt und die Flüſſigmachung ſeines Willens noch mehr gehindert haben. Daß dieſes Leben, in ſolcher Weiſe, an dieſem Ort und unter dieſen Einflüſſen kein Gedeihen bringen, nicht ohne die ſchädlichſten Wirkungen lange fortdauern könne, war klar einzuſehen, und fügte zu der traurigſten Gegenwart nur noch die Ausſicht in die trübſte Zukunft. Die Klagen der edlen Fürſtin waren nicht eigentlich Beſchwerden, ſie klangen faſt wie Entſchuldigungen, ihr eignes Leid erſchien dabei gleichſam nur im Widerſchein, mit unſchuldiger Natürlichkeit ſagte ſie was die Sache gebot, und wenn bisweilen die Thränen ihr in die Augen traten, ſo ſcheuchte ein liebliches Lächeln ſie ſchnell wieder fort. Sie mußte mit mir, die Sache gebot es, auch über die Familienverhältniſſe mit voller Offenheit ſprechen, über die Markgräfin Mutter, den Markgrafen Ludwig, die zu Markgrafen erhobenen Grafen von Hochberg; ſie konnte zu dieſen allen kein Herz haben, die Prinzeſſin Amalie war die einzige, die ihre Neigung gewonnen hatte, aber ſelbſt dieſe wurde durch die Rückſicht auf die Mutter zurückgehalten, ihrer Schwägerin ganz Freundin zu ſein. Was aber der Großherzogin noch beſonders die Bruſt erleichterte, war daß ſie gegen mich ihre franzöſiſchen Sympathieen nicht zu verläugnen brauchte, ſondern verſtanden und gebilligt fand; ſie wußte, daß ich den Kaiſer Nageleſen nicht liebte, — über den auch ſie ja heiße Klage hatte, — daß ich aber den verfolgten Bonapartiſten nach Kräften beiſtand, daß ich die Franzoſen überhaupt ſchätze, ihre Sprache, ihre Literatur. —

Ob ich den Großherzog ſprechen würde, war noch ſehr zweifelhaft; der Verſuch mußte aber ſogleich gemacht werden. Ein Bote rief die Großherzogin ab, der Kranke verlange ungeduldig, hieß es, daß ſie käme. Sie wollte zur Entſchuldigung ihrer langen Abweſenheit ihm erzählen, daß ſie mich geſprochen habe und was im Werke ſei; ſie wünſchte nur, daß niemand ihr zuvorgekommen ſein möchte, weil in dieſem Fall alles ſchon verdorben ſein könnte. — Ich wartete unterdeſſen in nicht geringer Spannung den Erfolg ab, während nach und nach einige der Hofleute, die den Großherzog hatten hieher begleiten dürfen, ſich einfanden mich zu begrüßen und zu hören was ich Neues brächte. Sie empfingen natürlich nur ſpärliche Auskunft, gaben aber bereitwillig ihren Klagen über den verwünſchten Aufenthalt freien Lauf, wo ſie aus Langerweile ſterben müßten. Sie ſchilderten ihren Zuſtand als einen verzweiflungsvollen, den Ort als höchſt ungeſund und ihnen allen nachtheilig wie dem Großherzog ſelbſt, deſſen Krankheit ſie nicht ſo ſchlimm glaubten. Nur der Oberſtallmeiſter von Geuſau, mit dem ich längere Zeit allein blieb, machte ein bedenkliches Geſicht, und meinte der Herr würde wohl nicht wieder aufkommen, er habe die Bruſtwaſſerſucht, und alle Digitalis werde ihm ſo wenig helfen, als dem Großvater, der auch an dieſer Krankheit, freilich dieſer im höchſten Alter, geſtorben ſei. Ich konnte bemerken, daß die Hofleute ſämmtlich den Großherzog gern von Griesbach fort haben wollten, noch ſo ſehr aber mich aber ſo willig und dem Kanzler ſagen möchten, und ſchilderte in ſeiner jetzigen Erinnerung alle Macht auch eine ſtraflos und vergebliche war, — nur ein paar Beiſpiele gab es von außerordentlichen Geſchenken und Bewilligungen, — ſo wollte man doch den Zugang zu dieſer vielleicht noch weiter ſtrebenden Quelle möglichſt abſchließen. Der eigne Vortheil ſtellte ſich aber doch als der erſte Rückſicht auf, der alle andern ſich unterordnen müßten, ja man ſagte ſie eben ſo bei mir voraus, und gab mir zu verſtehen, es ſei doch recht ſchlecht von mir, wenn ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich beabſichtige, denn ich müßte in Karlsruhe ihn ſehr zu vermiſſen haben. Oder gedächte ich etwa gar entgegenzuſtehen? Das wäre ein ſtärkes Unternehmen, dem noch mancherlei Gedanken entgegenſtänden. Gewiſſen, der erſchien machte, daß der Großherzog mir in der Stille ſeiner Dankbarkeit als ungewöhnliche Auszeichnung das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugedacht hatte, glaubte ſogar, ich ſei nur deßhalb unter ſeinem Vorwand nach Griesbach gekommen, um dieſe Angelegenheit zum Schluß zu bringen! ich hatte ihm nämlich nicht verhehlt, daß Hufeland's Anweſenheit in Baden mich hieher gebracht habe, von der Berufung deſſelben konnte er nichts ahnden. —

Ein Beſuch, der mich zum Großherzog rufen ſollte, machte unſren Unterhaltungen ein Ende. Gegen alle Erwartung war die Nachricht von meiner Ankunft nicht nur ohne Bedenken, ſondern ſogar mit Vergnügen aufgenommen worden, der Großherzog ſagte, ich ſei einer von denen, die es mit ihm gut meinten, und er wollte mich unverzüglich ſprechen. Die wenigen Schritte waren bald gethan.

[illegible], daß er [illegible] Rath auch wirklich befolgen werde. Zweifelhaft und ängstlich fragte er, ob wir denn auch gewiß seien, daß [illegible] werde kommen wollen? wolle ich mich denn unbedingt verbürgen können. — Die Großherzogin sprach und benahm sich musterhaft, wie eine liebevolle [illegible], wie eine [illegible] [illegible], auch an Rath und Trost für den Kranken, welchen beide für ihn [illegible] als gänzlich [illegible] wollten. Auch erklärte er gegen mich die [illegible] der [illegible] Glauben mit [illegible] [illegible], und sagte die rührenden Worte, er wünsche nur länger zu leben und wieder gesund zu werden, um ihr alles, was sie an ihm gethan, zu vergelten! — Daß auch die politischen Verhältnisse zur Sprache kamen, ergab sich aus den Umständen von selbst. Der Großherzog klagte bitter über die [illegible] und [illegible] [illegible] gegen das [illegible]; damit [illegible] sich [illegible], habe nichts [illegible], wo ist meine [illegible]? wie könnten die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] denn [illegible], aber zu [illegible]? Man habe auf seinem früheren Tod gerechnet, man werde lieber nun zu gewiß [illegible], aber nicht so bald, und wünsche und hoffe er, daß noch nicht vorher der [illegible] Wohlstand des Landes und die [illegible] der [illegible] in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte befestigt und gesichert werden könne. Nachgehends, bekannte er, werde er in Ruhe sterben; früher habe er sich nicht mit solchen Gedanken getragen, weil er [illegible] [illegible] aufgegeben, seinen [illegible] [illegible] [illegible] habe, doch jetzt sei er anderen Sinnes. [illegible] habe ihm die Augen geöffnet; man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er möchte es gestehen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ —

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]

engliſchen Cabinets zugänglich, daß die vier Mächte gemeinſame Macht an Baiern leihen können, iſt dagegen unbegreiflich? Aber iſt es angemeſſen und richtig, iſt es in kleinen Grundſätzen und in dem eigenen Vortheil der vier Mächte gegründet, eine Verwendung ihrer Macht hier für Baiern zu machen? Was zunächſt den eigenen Vortheil der Mächte betrifft, ſo hat keine derſelben eine eigene Erwerbung in dieſer Sache zur Abſicht; für Baiern aber eine Erwerbung dieſer Art und ſeine [illegible] mit Gewalt durchzuſetzen, hat keine der Mächte ein Intereſſe, auch eine [illegible]. Weder Rußland noch England, denen die Entlegenheit [illegible] den Staat aber nicht bei der [illegible] Vortheile [illegible] beſtimmen kann, haben ein Intereſſe dabei, Baiern auf Koſten Oeſterreich vergrößern, Baden und Württemberg aber gleichſam in Baierns Umklammerung hingegeben, und durch eine bairiſche Grenzlinie vom [illegible] Frankreich und gänzliche Deutſchland abgeſchnitten zu ſehn. Für Preußen aber hat ein entgegengeſetztes Intereſſe [illegible] hervor, als ſeine eigenen Rheinlande in ihrer Stellung nicht noch durch eine ſich zuſammenhängende Ländermaſſe eines [illegible] Staates in der Flanke bedroht ſein würden. Wegen Oeſterreichs unmittelbaren Intereſſes brauchte ich keine Bemerkung zu machen; ſeine Stellung in Deutſchland iſt ſeit langer Zeit eine ſchwankende und ſchwierige. Baierns Vergrößerung an und für ſich kann nie der Zweck einer Macht ſein, die doch in Baiern nur den einzig [illegible] Gegner in Süddeutſchland vergrößern würde. Wenn aber nun das Intereſſe der einzelnen Mächte [illegible] der Nachtheil von Baiern verbieten kann, hat vielleicht ein Geſammtintereſſe der vier

Mächte ein Geſammtintereſſe, welches die gegen Baiern getroffenen Beſtimmungen erheiſchen darf? Ein ſolches Geſammtintereſſe mag begründet ſein, aber jetzt iſt es beſtimmt nicht mehr vorhanden, woher aber jetzt ein entgegengeſetztes? Die vier Mächte hatten das Geſammtintereſſe, die ehemaligen Beſitzverhältniſſe, die auch der Umwandlung der europäiſchen Verhältniſſe noch übrig waren, auf gute Entſchädigungswege zu leiten, und dieſes wichtige Geſchäftswerk mag ſie zu [illegible] gegen Baiern getroffenen Beſtimmungen bewogen haben; es können demnach Mächte, als welche Baiern den ehemaligen Beſitzungen nicht ungern [illegible] gehen, und nur in dieſem Sinne und in dieſer Vorausſetzung mochten jene Beſtimmungen gemacht worden ſein, nicht aber in dem Sinne [illegible] Rückſchritte einer Willkür der Mächtigen, wie ſie der König und umſichtige Haltung Baierns nachher nicht ohne Glück zu heben bemüht geweſen. Dieſes Intereſſe haben die Mächte durch [illegible] [illegible] erfolgte Bereinigung der Gebietsfragen in Deutſchland, ihrer übernommenen Verpflichtung durch die [illegible] [illegible] [illegible] Beſtimmungen zur Sicherſtellung der Staatsfähigkeit und [illegible] von Baiern mehr als vollſtändig entſprochen. Welchen Beweggrund, wenn weder Intereſſe noch Pflicht, kann die Mächte vorgehalten haben, daß ſie haben den Rückſpruch thun möchten: »Wir wollen, und werden es mit Gewalt durchſetzen, daß Baiern künftig ohne Entſchädigung an Baden abtrete« als den andern Rückſpruch: »Wir hätten gewünſcht, Baiern von Baden gegen Entſchädigung eine Gebietsabtretung zu verſchaffen, und haben alles aufgeboten, um eine ſolche zu bewirken, da aber der Bewilligung von Baiern ſich [illegible] nicht zu einer Gebietsabtretung anzuſehen zu wollen erklärt, auch keine verſchiedene Vertheilungsgrundſätze ſich ergeben laſſen, und wie nicht geſonnen ſind, in die Unabhängigkeit eines ſouveränen Staates einzugreifen, ſo haben ſie auch die auf die Baſis [illegible] begründeten holländiſche Antrag auf ſich zu beruhen.« Und warum ſollten nicht die Mächte wirklich den letzten Ausſpruch vorzugsweiſe ergreifen? Sie würden eine Sache, die ſchon zum Vorwurf von ganz Deutſchland geworden, die ganz Europa zum aufmerkſamen Zeugen haben und ein ewiges Denkmal ſtaatsmänniſcher Weisheit werden wird, zur höchſten Billigung und Ehre mit Erhaltung aller ihrer Grundſätze und Intereſſen, zur allgemeinen Zufriedenheit beendigen!“

„Die fünf Mächte ſtehen vereinigt an der Spitze der europäiſchen Angelegenheiten; ihre Macht berechtigt ſie zu dem erhabenen Berufe eines wohlthätigen vermittelnden Einfluſſes, wie ihr durch große Thaten herrlich erworbenes Anſehen. Es iſt unermeßliches Gute an dieſes große Beiſpiel einer ſolchen wohlthätigen Verbindung geknüpft. Man glaubt ſie nur im Geiſte der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des Heils zuſammenwirkend, nur ſolche Wirkungen erwarten die anderen Staaten und die Völker von dieſer Verbindung. Es wäre eine traurige Wendung dieſer Politik, es wäre ein gefährliches Beiſpiel des Machtgebrauchs, wenn gleich im Beginne, wenn ohne zwingende Nothwendigkeit, wenn gegen das eigene Intereſſe, für eine augenblickliche Rückſicht jener Geiſt der Gerechtigkeit und der ſchützenden Erhaltung weiche, und ein mindermächtiger Staat mit ſeinen heiligſten Rechten einem anderen Staate geopfert würde, dem er in allen Verhältniſſen des Staatenrechts und der Politik völlig gleich ſteht und mit dem er den deutſchen Bundesſtaaten angeſchloſſen iſt! Welche Sicherheit würde nach einem ſolchen Vorgange in dem neuen Syſteme der Staaten noch geglaubt, welche Bündigkeit noch für gültig gehalten werden? Welche Rechnung dürften die Mächte ſich in künftigen Wechſelfällen ſchwieriger Zeiten, großer Spannungen und Bedrängniſſe auf das Vertrauen der mindern Staaten und der verbündeten Völker machen! Sehr bald ſchon würde das entweihte Bündniß, die mißbrauchte Macht, und der aufgeregte Geiſt des Zeitalters würde ſich nur deſto begieriger der geſchichtlichen Meinungsmacht bemächtigen."

„Nein gewiß! Die Welt erwartet jetzt keinen ungerechten Machtſpruch von dem Vereine der vier Mächte! Sie würde einen ſolchen laut verdammen und verwünſchen. Vergeben Sie, Durchlaucht, einem Soldaten, der in ſeiner hohen Verehrung für Sie, Durchlaucht, die ſtärkſte Aufforderung zur Freimüthigkeit findet, die unumwundene Bemerkung, daß ein Machtſpruch zum Nachtheil Badens, ein Machtſpruch, der Badens Lage länger gewaltſam und in den, einem unabhängigen Staate gebührenden Rechten und Vorzügen länger geſchmälert erſcheinen ließe, der ganzen Welt für ſo verdammlich und verwünſchenswerth gelten würde. Unwiderruflich iſt darüber die öffentliche Meinung ſchon entſchieden! Die laute Stimme des Publikums iſt es nicht allein, die für Baden ſpricht, auch die leiſe Stimme im Innern ſelbſt der Gegenpartei giebt ihm recht, und nennt unbedingt unrecht, was ihm angethan werden ſoll; aber auch das Urtheil, das jetzt aus Rückſichten noch gemildert oder verſchwiegen bliebe, wird einſt in um deſto ſtärkerer Verdammung rückſichtslos verlautbaren."

„Die neue Ordnung der Dinge in Europa, die unter Ew. Durchlaucht ruhmvollſter Mitwirkung entſtanden, trägt an der Spitze der gefeiertſten Namen großer Staatsmänner Ew. Durchlaucht Namen. An die größten Begebenheiten und wichtigſten Verhältniſſe iſt dieſer Name gebunden, die Verehrung und Anerkennung der Zeitgenoſſen iſt nur der Beginn des ſchönern Ruhmes bei der Nachwelt, deſſen Bild auch wie die Seele ausgezeichneter Männer unbewegt ſteht! Auch nicht den kleinſten Flecken werden Ew. Durchlaucht auf dieſen gefeierten Namen kommen laſſen, auf keiner Stelle ſeinen Glanz beſchädigt ſehn wollen, am wenigſten, wo weder das Intereſſe des Vaterlandes noch das Gebot politiſcher Verwickelungen ein ſolches Opfer der Perſönlichkeit abdringt. Aber, verzeihen Ew. Durchlaucht, daß ich es geradezu ſage, ein ſolcher Flecken in der ruhmvollſten Laufbahn würde immer die Verkennung der gerechten Sache Polens ſein, würde jeder Eingriff der zwingenden Macht in Verhältniſſe ſein, die der jetzige Zuſtand Europas keinen Grund anders zu behandeln darbietet, als nach den ſtrengſten Ueberzeugungen der Gerechtigkeit! — Erwiedern Ew. Durchlaucht nicht, daß Sie nicht die Beſchlüſſe des Vereins der vier Mächte leiten, daß Sie nur zum vierten Theile dabei erſcheinen? Die Welt iſt über den tiefern Zuſammenhang der Dinge nicht lange getäuſcht; ſie mißt den Antheil, den Ew. Durchlaucht an der höhern politiſchen Leitung genommen, nicht nach dem äußern Scheine ab, und weiß nur zu gewiß, daß grade in dieſer Sache beſonders, wie ſchon im Allgemeinen, die Anſicht und Meinung Ew. Durchlaucht am meiſten entſcheidend ſind.“

„Vielleicht hätten ſchon längſt die polniſchen Angelegenbeiten eine glückliche Wendung genommen, und wären von allen Anforderungen, die über ſie verhängt werden, befreit, wenn ſtatt gehäſſiger Perſönlichkeiten und entfernenden Mißtrauens eine offene und vertrauensvolle Näherung zu dem öſterreichiſchen Hofe ſich gezeigt hätte! Baden iſt von ſeiner natürlichen, durch Lage der Länder wie durch Stellung der politiſchen Verhältniſſe gebotenen Haltung abgedrängt, ſobald es getrennt von den großen Mächten, und zwar beſonders von Oeſterreich getrennt daſteht. Die feſteſte Angeſchloſſenheit, die ſorgfältigſte Berückſichtigung, welche nur immer mit ſeiner Selbſtſtändigkeit verträglich ſind, ſollten nicht aufgehört haben ſeit 1813 ſein Verhältniß zu Oeſterreich zu bilden. Niemand iſt durchdrungener von dieſer Einſicht als ich, niemand kann mehr von dem Gegentheil gelitten haben, als ich! Möchte ich ſo glücklich ſein, dies richtige und natürliche Verhältniß zurückzuführen, die Bande deſſelben neu und ſtärker zu knüpfen. Wenigſtens wollen Ew. Durchlaucht von mir perſönlich überzeugt ſein, daß es unmöglich iſt, mit mehr Zuverſicht und Vertrauen, mit mehr Offenheit und Freimüthigkeit entgegenzukommen, als mir hier zu haben nicht nur die wohlüberlegteſte Abſicht ſondern auch die unwiderſtehlichſte Nothwendigkeit in dem Gefühl meines perſönlichen Verhältniſſes zu Ew. Durchlaucht auferlegt! Ich hege das beruhigende Vertrauen, daß Ew. Durchlaucht den Triebfedern, die mich dieſe Sprache an das Gemüth Ew. Durchlaucht führen ließen, in Ihrer wohlwollenden Güte keine Mißachtung zuwenden werden!"

„Die Entſchließung des Großherzogs von Baden, in ſeiner Weigerung gegen jede Forderung zu beharren, und ſein Recht bis auf das Aeußerſte, ja in offenbarer Gefahr zu vertheidigen, fand ich übrigens ſchon unerſchütterlich gefaßt, als ſein Vertrauen mich zur Theilnahme an dieſen Geſchäften berief, und ich muß mit der Bemerkung ſchließen, daß ich, auch ohne die eigne, allerdings damit übereinſtimmende, Meinung, nicht einmal vermöchte, darin eine Aenderung hervorzubringen.“ —

Hiermit war nun wohl ein guter Grund gelegt, aber mündliche Verabredungen gaben keine ſichre Gewähr, die Anſichten konnten jeden Augenblick wechſeln, und es fragte ſich, welche Vortheile Baiern ſich beim Kaiſer von Oeſterreich etwa ſchon geſichert habe? Auch über die perſönliche Geſinnung des Kaiſers von Rußland war man im Dunkeln. Den König von Würtemberg, der hierüber allenfalls Auskunft erlangen konnte, hatte man badiſcherſeits unbegreiflicherweiſe nicht nur aufs neue ganz vernachläßigt, ſondern auch durch allerlei Argwohn verdrießlich gemacht, ſo daß er die badiſchen Miniſter beſchuldigte, ſie verführen nicht aufrichtig gegen ihn, und er werde ſich zurückhalten, damit er, wenn Baden am Ende doch mit Baiern ſich vertrüge, nicht für ſich allein bloßgeſtellt bliebe. Dergleichen Mißverſtändniſſe aufzuklären, durch genaue Schilderung der perſönlichen Dinge, der vielfachen, ſich durchkreuzenden Einflüſſe, der oft ganz gemeinen Ränke, von denen es hier wimmelte, war eine meiner dringendſten Aufgaben. Es gelang mir auch diesmal wieder, das gute Vernehmen herzuſtellen. Der König ſchrieb mir zur Antwort:

„Stuttgart, den 19. September 1818.

„Ich fange meinen Brief mit einem Dank an für Ihren guten Rath; wenn ich nicht ſogleich darauf Rückſicht nahm, ſo geſchah es aus dem Grund, weil ich unmöglich glauben konnte, daß man in Baden ſo krank iſt, ſolchen erbärmlichen Einflüſterungen Glauben beizumeſſen, nach allem, was ich gethan habe, und was der Welt offen vor Augen liegt; meine offene Erklärung gegen das badiſche Miniſterium wird nun, wie ich hoffe, die ganze Sache niederſchlagen, wenn jede weitere Verbindung mit dieſem Hof nicht Werth in meinen Augen verlieren ſoll, denn ich geſtehe, daß ich ſolchem niedrigen Argwohn nur mit Verachtung zu begegnen wüßte. Zu einem Zeitungsartikel kann ich mich aber in keinem Fall entſchließen, denn dem wohlunterrichteten Publikum müßte wohl lächerlich erſcheinen, wenn ich mich mit einem Napoleoniſchen Schuft in eine Zeitungsfehde einließe, und das iſt Bignon einmal in meinen Augen, bei allen ſeinen Talenten als Redner und Schriftſteller!"

„Nach meinen Nachrichten iſt General von Tettenborn zwar höflich und anſcheinend zuvorkommend, aber doch nicht aufrichtig behandelt worden, ich rathe alſo ſehr zur Vorſicht und zu beſtimmten Erklärungen bei der weiter anzuknüpfenden Unterhandlung, ſonſt möchte man ſehr nachtheilige Folgen daraus zu ziehen ſuchen. Die Konſtitutionsſache hier hat nun diejenige Wendung genommen, welche ich vorausſah, man ſagt, man werde die Garantie übernehmen, wenn beide Theile darüber einig ſein würden! Gegen dieſes Argument läßt ſich vernünftig nichts ſagen, es wird alſo dringend nöthig werden, dieſe Erklärung vor allen Dingen von den Ständen zu erhalten."

„General Müffling äußerte in den letzten Tagen gegen einen meiner vertrauten Diener, daß es durchaus noth wendig ſei, daß Oeſterreich Breisgau wieder erhalte: wie hängt dies mit den Aeußerungen des Kanzlers zuſammen, oder nicht zuſammen!!!“

„Dem Großherzog wünſche ich von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe, Sie haben ihm einen wichtigen Dienſt erwieſen, ihn zu dieſem Entſchluß zu vermögen.“

Die Reiſe des Großherzogs, welche der König als gewiß annahm, ſtand indeſſen noch in weitem Felde. Zwar bewirkte Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Aachen durch kräftig ergriffene Maßregeln, daß der Großherzog endlich Griesbach verließ, wo der Aufenthalt bei ſchon nahendem Herbſt durchaus als ſchädlich erkannt wurde; jedoch kam er nicht einmal bis Karlsruhe, ſondern lenkte unterwegs ein und bezog das einſam liegende Luſtſchloß Favorite bei Raſtadt. Der Gedanke an die größere Reiſe war bei ihm ſchon ſo gut wie erſtickt durch die erſte Anregung einer Maßregel, die der Abreiſe unerläßlich vorhergehen mußte, nämlich der Anordnung einer Regierungskommiſſion, die in ſeiner Abweſenheit das Land verwalten ſollte. Dieſe Vorſtellung war ihm durchaus ſchrecklich. Er ſelbſt hatte wahrlich von der Regierung wenig Genuß, und ſuchte ihn auch nicht; aber den Gedanken, ſie dem Markgrafen Ludwig, der Markgräfin Mutter zu überlaſſen, vermochte er nicht zu ertragen. Hätte er ſeine Miniſter, hätte er Tettenborn in höchſter Stelle damit beauftragen können, ſo würde die Sache ihm nicht ſo ſchwer geworden ſein, allein er ſah es ein, daß jene Perſonen nicht zu umgehen waren, ja, daß ſie, wenn er ſie ausſchlöſſe, auch wider ſeinen Willen den wichtigſten Einfluß üben, die Ober- und Unterbeamten ſämmtlich vor ihnen ſich beugen würden. Nun kam plötzlich noch der Argwohn, ſein Oheim oder ſeine Mutter könnten wohl gar den Gedanken ſeiner Reiſe veranlaßt, die Sache mit eigner Abſicht betrieben haben. Er muſterte die Perſonen, die um ihn her waren, und er war ſcharfſichtig genug in einigen die wachſende Hinneigung zu ſeinem Nachfolger wahrzunehmen, eine vielleicht ſchon beſtehende Gemeinſchaft zu ahnden. In Tettenborn und mich ſetzte er kein Mißtrauen, ſo wenig wie in die Großherzogin, allein er hielt für möglich, daß wir unbewußt Andern als Werkzeuge dienten, denn an Liſten und Ränke glaubte er ſich jeder Klugheit, die ſolche verachtete, überlegen. Als Tettenborn die Spuren dieſes Mißtrauens bemerkte, hielt er für nöthig, damit niemand uns zuvorkäme, dem Großherzog den ganzen Zuſammenhang von Hufeland's Kommen aufzudecken, daß die Großherzogin und ſeine Getreuſten den Anſchlag erſonnen, aber ihn freilich nicht ohne Wiſſen der Frau Markgräfin auszuführen gewagt, daß dieſe dann aus herzlicher mütterlicher Bekümmerniß beigeſtimmt habe, woraus der Schein entſtanden ſei, als rühre alles von ihr her. Der Großherzog war erſchüttert und gerührt, ſo viele für ihn thätige Liebe hatte er nicht erwartet, er konnte ſich der Thränen nicht erwehren, und ſprach für Alle, die mitgewirkt hatten, den wärmſten Dank aus; beſonders machte die Theilnahme des Königs von Preußen, der ſeinem Leibarzt die Reiſe befohlen, auf ihn tiefen Eindruck. Indeß war die Schwierigkeit hiemit nicht gehoben; hatten jene Perſonen auch das Hinzutreten Hufeland's und ſeine Rathſchläge nicht veranlaßt, ſo mußten ihnen doch jedenfalls die Früchte davon zu Theil werden, und das war ihm durchaus zuwider. Nicht ſagte er es grade heraus, daß er die Reiſe nicht machen wolle, vielmehr ließ er ſie ſtets in Ausſicht ſchweben, allein er fand immerfort Gründe des Aufſchubs, der Hinzögerung, und ſeine Nächſten erkannten bald, daß er in ſeiner Unſchlüſſigkeit die kurze Friſt, in der die Reiſe bei guter Jahrszeit noch geſchehen konnte, ungenutzt werde verſtreichen laſſen. Sonderbar genug wünſchten auch die Anhänger Baierns, er möchte nicht reiſen, denn eine Regierungskommiſſion, meinten ſie, würde ſtreng und hartnäckig im Verweigern ſein, während von ſeiner Schwäche im entſcheidenden Augenblick alles noch zu hoffen ſtehe; worin ſie ſich aber täuſchten, denn ſeine Schwäche wurde zur Stärke, wenn es keiner That bedurfte, ſondern nur der Unthätigkeit.

Ueberhaupt machte ſich in Betreff der Rathſchläge, die hier zu geben waren, ein bedeutender Unterſchied bemerkbar. Es gab redliche wackre Männer, denen das Heil des badiſchen Landes und Hauſes aufrichtig am Herzen lag, welche dieſem Zwecke mit allen Kräften dienten, jedes Opfer zu bringen bereit waren; aber die Perſon des Großherzogs kam ihnen dabei weniger in Betracht, theils war ſie an ſich zu dürftig und geſunken, als daß man ſich für ſie hätte begeiſtern können, theils erſchien ſie ſogar als ein Hinderniß, und das Wohl des Ganzen ohne ſie leichter zu erreichen. Etwas von dieſer Denkart war ſelbſt in Reizenſtein, der dem badiſchen Fürſtenhauſe tief anhänglich eben deßhalb auf das einzelne noch dazu ſchon halbverunglückte Mitglied deſſelben weniger Werth legte. Tettenborn hingegen, dem ich hierin mich völlig anſchloß, mochte Land und Haus von der Perſon des Fürſten keinen Augenblick trennen, wollte vor allem auch das Heil des letztern. Uns war die Reiſe des Großherzogs kein politiſcher Zweck, ſondern ein Mittel ſeiner perſönlichen Rettung, wir wünſchten den armen Leidenden erhalten, geneſen zu ſehen; ließ mit dieſer Abſicht jener Zweck ſich vereinigen, widerſprach er ihr nur nicht, ſo war es uns freilich nur deſto lieber. Dieſe Geſinnung oder Gefühlsweiſe, welche vor allem den Menſchen berückſichtigt, das Perſönliche voranſtellt, und Sachen und Begriffe ihm unterordnet, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, und wenn ich mir auch denken kann, daß eine Sache ſo ſtark und heilig ſei, um ihr jene Rückſicht willig zu opfern, ſo darf ich doch geſtehen, daß die Wirklichkeit bisher mir ſolche Fälle nicht zugeführt hat.

Der Großherzog war mit Tettenborn's Hülfe kaum von Griesbach fort und in die Favorite gezogen, ſo mußte dieſer gleich wieder nach Frankfurt und Mainz eilen, um die ruſſiſchen Staatsmänner, die zu den Kongreßgeſchäften berufen waren, zu beſprechen, und den Kaiſer Franz zu begrüßen, der bereits unterwegs war. Hier folgt Tettenborn's Bericht über ſeine Unterredungen mit den Ruſſen:

„Ich traf am 21. September in Frankfurt ein, woſelbſt die ruſſiſchen Staatsminiſter Grafen von Neſſelrode und Kapodiſtrias bereits angekommen waren. Ich verfügte mich ſogleich zu Herrn von Anſtett, um von ihm über die Stellung der Dinge die vorläufigen Erkundigungen einzuziehen, und fand bei ihm dieſelben guten Geſinnungen, die er ſchon häufig für die badiſchen Angelegenheiten bewieſen, mit hoffnungsvollem Eifer verbunden. Die Theilnahme für Baden auf der einen Seite ſcheint auf der andern Seite die Verlegenheit vermehrt zu haben, in welcher man nur endlich dieſer Sache entledigt zu ſein wünſcht. So hatte ſich unter andern Graf Kapodiſtrias gegen Hrn. von Anſtett geäußert, daß er gern tauſend Louisd'or aus ſeiner Taſche geben würde, um dieſe Sache beendigt zu wiſſen. — Bei meinem erſten Beſuche bei dem Grafen Kapodiſtrias bemerkte ich jedoch, daß Herr von Anſtett ſeine Anſichten demſelben noch nicht ausführlich mitgetheilt haben müſſe, denn er ſprach mit mir auf eine Weiſe, die mich vermuthen ließ, daß er den Faden der Geſchichte ganz verloren habe; er kam von dem Weſen der Sache jeden Augenblick ab, und ging in allgemeinere Beziehungen über. Er verſicherte, es ſei ſehr zu bedauern, daß der Großherzog die Verfaſſungsurkunde nicht ſchon früher gegeben, indem der gute Eindruck derſelben dann ſchon würde Frucht getragen haben, dagegen jetzt die Sache noch zu neu, und dem ruſſiſchen Kaiſer erſt noch recht bekannt zu machen ſei. Ich entgegnete, daß die Urſachen, welche das Erſcheinen der Verfaſſungsurkunde verzögert hätten, zum Theil ganz andere wären, als man vorausſetze, und zwar größtentheils ſolche, die man von ruſſiſcher Seite als die zarteſten Rückſichten des Großherzogs für alle dem Kaiſer auf irgend eine Weiſe werthen Beziehungen anerkennen müſſe. Nach dieſen Aufſchlüſſen, die ihm ſo neu als wichtig erſchienen, fuhr der Graf in ſeinen Aeußerungen fort, und tadelte, daß man auch die Territorialſachen zu lange habe ruhen laſſen. — «Was kann Ihnen, ſagte er, im Grunde an einem Stück Land gelegen ſein? Sie ſind ja kein erobernder Staat!» — Ich drückte ihm mein Erſtaunen über dieſe ſo unerwartete als ſeltſame Wendung aus, und erwiederte, daß ich hierauf nur durch die einfache Bemerkung zu antworten brauchte, daß ein Mann, der eine Million Einkünfte beſäße, wohl keine Luſt haben könne, mit einem andern, der nur hunderttauſend habe, zu tauſchen. Der Graf vertheidigte ſeine Aeußerung nicht weiter, und bemerkte nur noch, wie ſchwer es ſein würde ein Mittel zu finden um aus der Sache herauszukommen; ich erwiederte, daß ich dies Mittel gefunden zu haben glaubte, und theilte ihm das jetzige Projekt mit, ſoweit er davon zu wiſſen brauchte; da ich ihm jedoch nicht ſagen durfte, daß wir ſchon mit Oeſterreich deßhalb Rückſprache genommen, ſo blieb er bei der Meinung, daß alles darauf ankäme, wie der Fürſt von Metternich die Sache anſehn würde. Eine große Gleichgültigkeit gegen die deutſchen Angelegenheiten, die dem ruſſiſchen Miniſter im Allgemeinen unwichtig und geringfügig ſchienen, war aus allem zu entnehmen. Ich ging daher im Geſpräch zu den höheren Grundſätzen über, die der ruſſiſche Kaiſer allgemein als die ſeinigen aufgeſtellt habe, und nach welchen er niemals eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit, wie man gegen Baden im Sinne gehabt, gut heißen und noch weniger an ihrer Ausführung theilnehmen könne. ich bemerkte, daß dieſe Sache, wie gering ſie auch ſcheinen möge, genugſamen Zunder zu großen Unruhen in ganz Deutſchland enthalte, denn der Großherzog ſei entſchloſſen von ſeinen letzten entgegenkommenden Propoſitionen auch nicht um ein Haarbreit abzuweichen, ſondern, wenn dieſe nicht zum Ziele führen ſollten, feſt und ruhig die Dinge abzuwarten, und geſtützt auf ſein Recht eher mit den Waffen in der Hand unterzugehn, als freiwillig ſeine heiligſten Rechte kränken zu laſſen und ſich der fremden Willkür hinzugeben; übrigens, ſetzte ich hinzu, würde es gewiß dahin nicht kommen, denn man vertraue allgemein mit Recht der Ueberzeugung, daß die hohen Souverains ſo wie ihre Miniſter alles anwenden würden, um dieſe ſo gehäſſige Sache mit Gerechtigkeit zu beendigen. Der Graf verſicherte, daß man von Seiten Rußlands gewiß bereitwillig die Hand dazu bieten würde, indeß ſah ich aus allen ſeinen Aeußerungen wohl ganz deutlich, daß man ſich ruſſiſcherſeits hierin der Meinung des Fürſten von Metternich am meiſten anſchließen wird. — Der Miniſter ſprach darauf noch viel von ſeinem perſönlichen Wunſche die Sache baldigſt abgemacht zu ſehn; dies zu erleichtern, meinte er, könnte Baden auch wohl für die Anerkennung der Succeſſion ſich ein Opfer gefallen laſſen. Ich bewies ihm aber mit ſiegenden Gründen, daß wir überzeugt ſein müßten, dieſe Anerkennung von niemandem beſtritten zu ſehn, indem die Souverains ſich ja ſelber das Recht, Succeſſionen zu beſtimmen, zweifelhaft machen würden, wenn ſie dies dem Großherzoge, der ganz gleiche Rechte mit allen habe, abſprechen wollten; daß wir aber jenen Grundſatz auf keine Weiſe gelten laſſen dürften, indem ich deſſen Anwendung für uns in den Vergleich ſtellte, daß man uns Haus und Garten nehmen, aber jenes für dieſen, wenn wir darauf verzichteten, wieder zurückgeben wolle. Herr von Anſtett, der in dem Augenblick ankam, als ich mich entfernte, verſicherte mich ſpäter, daß er dem Grafen Kapodiſtrias in der alsdann erfolgten Unterredung erſt die wahren Geſichtspunkte der Sache gegeben habe, und nun mit Beſtimmtheit hoffe, daß derſelbe nach allen Kräften zu einer für Baden günſtigen Entſcheidung mitwirken würde. Aus der ganzen Unterredung ergab ſich mir jedoch deutlich genug, daß von dieſer Seite kein kräftiger Schritt zu erwarten iſt.“

„Graf von Neſſelrode, den ich ſodann beſuchte, war ſehr verlegen, als ich über dieſe Sache mit ihm ſprach; er gab ausweichende Antworten, und verſicherte zwar, daß er recht ſehr wünſche die Sache beendigt zu ſehn, bezog ſich aber ebenfalls auf den Fürſten von Metternich, und rieth mir, mit dieſem einen Ausweg zu ſuchen, der dann gewiß angenommen werden würde. Ich fühlte keinen Beruf, mich mit dieſem Herrn weiter einzulaſſen, und ließ es, nachdem ich ihm in ſtarken Worten die ganze Abſcheulichkeit der Sache vorgehalten, dabei bewenden.“

„Eine ähnliche Sprache führte Graf Goloffkin, nur daß er die Bemerkung hinzufügte, der Kaiſer habe ſich an den Traktat von Frankfurt zu halten, worin der Großherzog ſich zu einem Opfer anheiſchig gemacht. Ich widerlegte dieſe Behauptung, indem ich ihre Abſurdität aufdeckte, und verſicherte, daß ſelbſt Fürſt Metternich mir nichts Aehnliches geſagt, und daß ich überhaupt noch niemanden gefunden, der unſer Recht nicht eingeſehn hätte, und daß wir ſelbſt von dem Bewußtſein unſerer guten Sache ſo durchdrungen wären, um unſre Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit an den Tag zu geben, daß, wenn der Großherzog auch ein kleines Opfer zu bringen geneigt wäre, dies nur in der Vorausſetzung geſchehn könnte, daß dies Opfer nur als ein freiwilliges betrachtet würde, welches der Großherzog aus ächtem Patriotismus bringe, um den unglücklichen Folgen, die aus dieſer Sache für ganz Deutſchland entſpringen könnten, vorzubeugen. Der

Wunſch dieſe ganze Angelegenheit baldigſt zu einem leidlichen Reſultat geführt zu ſehn, bezeugte auch hier das unheimliche Gefühl, womit die ruſſiſchen Miniſter ſich bei dieſer Sache finden, deren Gehäſſigkeit ſie ſich wohl eingeſtehn müſſen.“ —

„Auf dem Johannisberge befand ſich auch Graf von Rechberg, aber in Benehmen und Sprache ſehr kleinlaut, wie ich aus guter Quelle erfahren. Er hatte mehrmals mit dem Fürſten von Metternich über die Territorialverhältniſſe zu ſprechen verſucht, aber nur zur Antwort erhalten, daß man hoffe, Baden würde nun die Sache wieder in Anregung bringen, und daß dann vielleicht eine Ausgleichung zu Stande kommen könnte. Das ſchüchterne Weſen des Grafen von Rechberg, ſeine Verlegenheit und geringe Zuverſicht ſind mehreren Perſonen aufgefallen, und haben bei den Oeſterreichern die Hoffnung neu belebt, unſre Sache günſtig beendigen zu können.“

„Die Militairangelegenheiten des deutſchen Bundes haben hauptſächlich den Aufenthalt auf dem Johannisberg ausgefüllt. In der Verlegenheit, worin man ſich wegen der Anordnung dieſer Sache befindet, verfiel man daſelbſt auf den Vorſchlag, Sachſen mit Baden und Würtemberg zu einem Armeekorps zuſammenzuſtellen, dann die beiden Heſſen mit den ſächſiſchen Häuſern, und Naſſau, Luxenburg ꝛc. Anfangs fand ſelbſt Fürſt von Metternich dieſes Projekt einen Nonsens ohne Gleichen, allein ſpäterhin wurde er dafür gewonnen, und ſpricht nun mit größtem Wohlgefallen von dieſem einzig ſchönen Gedanken!“ —

„Ehe ich Frankfurt verließ, nahm ich das Ganze unſerer Angelegenheiten nochmals mit Hrn. von Anſtett in Berathung; er fand den Stand der Sachen verhältnißmäßig ſehr gut, und die fernern Maßregeln auf die beſte Weiſe eingeleitet. Er war zuletzt noch der Meinung, man müſſe in den einzugebenden Noten ſich bloß dahin äußern, daß man die Sache in Frankfurt wieder zur Sprache zu bringen wünſche. Herr von Berkheim und ich waren aber entgegengeſetzter Meinung, und hielten für beſſer, nach der bereits verabredeten Weiſe zu Werke zu gehn."

„Nachdem ich in Frankfurt den nach den Umſtänden möglichen Zweck hinlänglich erreicht, und über die Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich die neueſten Nachrichten erhalten, reiſte ich am 22. September nach Mainz, wo ich ſpät anlangte, aber ſogleich den Fürſten von Metternich ſah, der mir verſprach dem Kaiſer meine Anweſenheit zu melden. Durch einen Zufall begegnete ich dem Kaiſer aber noch früher, ehe jenes geſchehn war, und ich überreichte ſogleich das Schreiben Ew. Königlichen Hoheit, welches ſehr gnädig aufgenommen wurde."

Wir ſehen, welch geringe Sache die badiſche für die ruſſiſchen Diplomaten war, wie ſie dieſelbe im Einzelnen gar nicht kannten, und nach vorgefaßten Phraſen — Meinungen darf man es kaum nennen — darüber urtheilten. Weit entfernt, den Kaiſer über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, hatten ſie nicht einmal die Meinung, die er bisher durch einzelne Aeußerungen darüber zu erkennen gegeben, gehörig aufgefaßt und ausgebildet, ſondern ſie nur verſchoben und verwirrt. Selbſt Hr. von Anſtett, der den größten Eifer für Baden haben wollte und in Berſtett einen ſeiner Schützlinge zu vertreten hatte, war weder unterrichtet noch eifrig, und Graf [illegible] eben ſo wenig, trotz der Nähe, in der er lebte, und der Unvermeidlichkeit, mit der in Stuttgart die Sache ſich täglich aufdrang. Die Aengſtlichkeit wegen Oeſterreichs, daß auf großen Opfern Badens beſtehen werde, zeigte klar, daß ſie auch in Betreff der Abſichten des Fürſten von Metternich ziemlich im Dunkeln waren.

Schwieriger war die Aufgabe Tettenborn's dem Kaiſer Franz gegenüber. Hier fand nicht Unkunde Statt, ſondern beſtimmter Anſpruch, widriger Sinn gegen das badiſche Haus, das von öſterreichiſchen Verluſten groß geworden war. Wieder war es ein Glück, daß Tettenborn dem Kaiſer ſo gut bekannt war, und ſchon in früheren Verhältniſſen ſein freies Wort bei ihm gehabt hatte; für einen Andern wäre es nicht rathſam geweſen, gegen den Kaiſer, der ſich ſeiner inneren Schwäche bewußt und deſto eiferſüchtiger auf ſein äußeres Anſehn war. Hier iſt der von Tettenborn erſtattete Bericht:

„Der Kaiſer beſtellte mich auf den andern Tag Abends ſechs Uhr, weil er, wie er ſich ausdrückte, mit mir beſonders und ausführlich ſprechen wolle. Ich wurde ſehr gnädig empfangen; Seine Majeſtät gedachten mit Wohlgefallen meines ehmaligen Verhältniſſes in ihren Kriegsdienſten, und ſprachen mit gewohnter Offenheit. Zur Sache übergehend fing der Kaiſer ſogleich mit der Verſicherung an, daß er Pflichten gegen Baiern habe, die er nicht unerfüllt laſſen könne, und daß hinwiederum der Großherzog von Baden auch Verpflichtungen gegen ihn habe, die dabei in Betracht kämen. Ich konnte nicht umhin, Seine Majeſtät zu bitten mir zu ſagen, welches dieſe Verpflichtungen denn eigentlich wären? Der Kaiſer, ohne dieſe Frage direkt zu beantworten, lenkte auf den

Traktat von Frankfurt ein, nach deſſen Beſtimmungen Baden zu Gebietsveränderungen die Hand nicht verweigern könne. Ich erwiederte hierauf, daß alles dasjenige, was aus dem Traktat von Frankfurt rechtlich gefolgert werden könne, für Baden nicht ſo nachtheilig ſei, als man gewöhnlich annehme, daß dieſer Traktat nichts enthalte, was Seine Königliche Hoheit verpflichte irgend ein Opfer zu bringen; ich legte beſonders Nachdruck auf die Bemerkung, daß Seine Majeſtät und Ihre Verbündeten die disponibeln Gegenſtände für Entſchädigungen, die jener Traktat verſpreche, bereits früher vergeben hätten, und damit ſowohl der Grund einer Forderung an Baden als auch die Möglichkeit einer Entſchädigung weggefallen ſei; der Kaiſer ſchien das Gewicht dieſes Einwurfes zuzugeſtehen, und verließ dieſe Seite, um zu der badiſchen Erbfolgeordnung überzugehn. Niemals, erklärten Seine Majeſtät, würden Sie die Grafen von Hochberg anerkennen; der lebhaften Aeußerung des Kaiſers ſetzte ich die ruhige Bemerkung entgegen, daß Seine Königliche Hoheit ſich überzeugt hielten, daß niemand Ihnen das Recht Ihrer Succeſſionsbeſtimmung ſtreitig machen könne, und daß Seine Majeſtät, indem Sie hierin das Recht Seiner Königlichen Hoheit angreifen wollten, auch Ihren eigenen Rechten zu nahe träten, indem auch die Anordnungen der großen Souverains in dieſer Rückſicht keine andere Rechtsgrundlage haben könnten, als die des Großherzogs von Baden, welcher, obwohl nicht 500,000 Mann zu ſeinem Gebote ſtänden, an Rechten jedem andern Souverain vollkommen gleich ſei. Der Kaiſer mußte hierin einſtimmen, er bejahte dies ausdrücklich, und ſagte, die Gleichheit der Souverains als lichen sei ganz unthunlich; jedoch kam er auf das Frühere zurück, versicherte, daß die Einwohner des Breisgau's so sehr wünschten zu ihm zurückzukehren, und daß auch ihm selbst diese Unterthanen sehr theuer gewesen; »Es war mir«, sagte Seine Majestät, »als ob man mir ein Stück aus dem Leibe schnitte, als man mir den Breisgau wegnahm!« Die Grafen von Hochberg auch in diesem Lande als Nachfolger anzuerkennen, fand der Kaiser zu viel von ihm verlangt. Ich erwiederte, daß in diesem Augenblick von den Grafen Hochberg noch nicht die Rede sei, denn überhaupt nur auf vorsorgliche Weise für einen Fall, der hoffentlich gar nicht eintrete, gedacht werden, und daß als nächster Erbe dann erst der Markgraf Ludwig dastehe; gegen diesen, meinte der Kaiser, könne er freilich nichts einwenden, er glaube aber, daß der alte Großherzog, wenn er noch lebe, ihm den Breisgau freiwillig zurückgegeben würde, worauf ich jedoch entgegnen zu müssen glaubte, daß die Pflichten eines Fürsten auch seiner Neigung nicht gestatteten ganze Provinzen seines Landes nach Willkür wegzuschenken. Auf die Bemerkung des Kaisers, daß der Großherzog sehr schwierige Unterthanen habe, indem die Pfälzer wieder zu Baiern, die Breisgauer aber zu ihm verlangten, führte ich Seiner Majestät die von Ihnen selbst an den Niederländern gemachten Erfahrungen als Beweis an, wie allgemein und begreiflich solche Verhältnisse seien, indem man immer das verlange, was man nicht habe, daß aber die Seiner Majestät bewiesene Stimmung mehr einigen wenigen Familien, als dem Volke angehöre, und daß dieses auch große Zeichen von Ergebenheit an Baden geliefert habe.“

„Nach mehreren Wendungen des Gesprächs, welches schon sehr lange gedauert hatte, eröffnete ich an den Kaiser die Anforderung, daß ich gar nicht zweifelte, Seine Majestät würden auch über den Punkt der Grafen von Hochberg den Forderungen Baierns nachgeben, sobald die nächste, durch neue entgegenkommende Vorschläge von Seiten Baierns eingeleitete Unterhandlung in Gang gekommen. Der Kaiser läugnete nicht, daß ihm die gute Beendigung dieser Sache auch sehr am Herzen liege, und er sie eifrigst zu befördern wünsche, daß doch aber ohne ein Opfer nicht möglich sei, indem er sonst die Verpflichtungen gegen Baiern nicht erfüllen könne. Ich erwiederte, daß Seine Königliche Hoheit ein mäßiges Opfer bringen wollten, doch müsse doch von der Art sein, daß man es vor den am 1. Februar des neuen Jahres zusammenkommenden Landständen rechtfertigen könne, denn die Untheilbarkeit des Landes sei in der Konstitution als ein Grundgesetz des Staats deutlich ausgesprochen. Nach mehrmaliger Versicherung der eifrigsten Wünsche zur Beendigung der Sache entließen mich Seine Majestät sehr gnädig, und ich eilte sogleich zu dem Fürsten von Metternich, um ihm mein Erstaunen auszudrücken, daß ich den Kaiser über den Punkt des Rückfalles des Breisgaues so wenig nachgebend gefunden. Der Fürst meinte, der Kaiser habe über diesen Punkt immer so gesprochen, und hege für diese Provinz eine besondere Vorliebe, die er, der Fürst, aber gar nicht theile, und er würde schon auf sich nehmen, dem Kaiser hierüber andere Gedanken zu geben, sobald die Sache mit der projektirten Unterhandlung zu Stande kommen würde."

So war nun Alles geschehen, was von badischer Seite möglich war, und alles so gut eingeleitet, daß man vom Rechtspunkt des Congreſſes nicht ſehr zu fürchten brauchte; das badiſche Ultimatum war ſo gut wie angenommen, denn Oeſterreich war inzwiſchen auch günſtiger als Rußland geſtimmt, Preußen nicht zweifelhaft, und Großbritannien ſah dem Handel mit größter Gleichgültigkeit zu. Doch wurde nichts unterlaſſen, die guten Geſinnungen zu nähren und zu befeſtigen, die Thatſachen, auf die es ankam, in Erinnerung zu bringen, die [illegible] [illegible] kräftig zu wiederholen. Zahlreiche Briefe wurden ausgefertigt, wiederholte Schreiben an Metternich, an [illegible], an Hardenberg, unter der Hand ſogar ſchon an Bernſtorff, der in Baden als preußiſcher Miniſter gewiß auftreten ſollte, an alle Perſonen von Bedeutung und Einfluß, die dort verſammelt waren. Die Großherzogin Stephanie ſchrieb an den König von Preußen ihren Dank und empfahl ihm zugleich dringend die Sache des Großherzogs, den die politiſche Entſcheidung nicht minder als ſeine Krankheit niederbeuge.

Auf der Heimreiſe ſah es in der That ſchlimm bereits aus. Der Großherzog litt noch an der Ueberfahrt von Griesbach, die ihn übermäßig angeſtrengt hatte. Von der Reiſe nach Montpellier war nicht mehr die Rede, ſeine Schwachheit war ſichtbarlich ſo groß, daß man ſeinen Tod ganz nahe glaubte. Von Geſchäften durfte man kaum noch mit ihm ſprechen, ſie mußten einen ſtarken Gehalt in ſich tragen, um ihm nur geringſte Aufmerkſamkeit zu zeigen. Früher fehlte es an ſolchen Reizmitteln nicht. Die Sorge, welche das ganze Land und ſelbſt die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

auszuſprechen, es ſei nicht nur [illegible], ſondern ſogar erforderlich, daß die Königin komme, und die Kaiſerin möchte doch ihre Wohnung nach München [illegible]. Das geſchah, und bald machten ſich die Königin nach [illegible], wo ſie mehrere Tage verweilte, immer auf die [illegible] wartend, wann es dem Großherzog gefallen ſein würde ihren Beſuch zu empfangen. Unterdeſſen ſtellten ſich zur Begrüßung der Kaiſerin auch die [illegible] Herrſchaften in [illegible] ein, denn die Königin von Württemberg, ſelbſt auch der König. Alles das ging ohne Prunk und in der Stille vor; die [illegible] von [illegible] machte kaum etwas [illegible]. [illegible] blieb davon ganz unberührt. —

Der Großherzog war [illegible] von der [illegible], wenn ſein [illegible] gegen Wien und [illegible] in der [illegible] nicht genug [illegible] war, und [illegible] [illegible], wo das Glück ſeines [illegible] [illegible] [illegible], im Anfang [illegible], empfing er endlich den [illegible] ſeiner Schweſter, die [illegible] [illegible] nach München zurückführte. Er hatte gedacht, ſich in [illegible] zu [illegible], um nicht den ganzen Sommer [illegible] zeigen zu müſſen; aber ſeine [illegible] [illegible], die [illegible], die den Beſuch ihm [illegible], ergriff ihn ſo heftig, daß er in die größte [illegible] verfiel, und als er die Königin [illegible], [illegible] [illegible] ihm [illegible], und ſeinem [illegible] [illegible]. Doch bei allen war ihm nichts verſtändlich, er hatte dem [illegible] [illegible] [illegible], und wollte ſich von ihr nicht [illegible] laſſen. Die Großherzogin erzählte mir ſpäter, es ſei ihr [illegible], die [illegible] [illegible], die [illegible] Wege von der Welt [illegible].

[illegible] da die Königin gegen sie mitten in der Rührung doch eine [illegible] Kälte behielt, die den Eindruck von jenem zum Theil wieder verwischte. — Während es im Krankenzimmer so traurig herging, trieb im Vorzimmer ein [illegible] Geist, das jenes stille Bild noch schmerzlicher beleuchtete. Die Gräfin von [illegible], [illegible] der Königin, wartete [illegible] auf deren Rückkehr, und unterhielt sich unterdessen mit einigen [illegible] Hofleuten. Sie kam auch auf die Vergiftungsgerüchte, die im Lande verbreitet wären, und wollte wissen, was man davon halte. Die Anderen schwiegen mit verlegenen Blicken, der Baron von [illegible] jedoch sagte [illegible] heraus, die Gerüchte seien allgemein, und man [illegible], wenn es [illegible], daß der Großherzog vergiftet sei. Die Gräfin fragte erschrocken, wem man so [illegible] That denn beschuldige? „Das weiß jeder," war die Antwort, „aber keiner sagt es." — „Sie werden doch nicht glauben, daß — ?" [illegible] sie, ihre Worte nicht vollendend. — Mit einem [illegible] Zweifel [illegible], was sie meine, rief [illegible]: „O ja, wir Alle glauben es!" — Da sagte nach längerem Schweigen die Gräfin mit Unwillen: „Für den König und die Königin leg' ich die Hand in's Feuer! Die Übrigen — gehen mich nichts an." Worte, die furchtbar genannt werden können, wenn sie auch vielleicht nur leichtsinnig gesprochen waren. —

Das Leben in Karlsruhe war in dieser Zeit gedrückt und einförmig, die Einheimischen hielten sich [illegible], unter den Diplomaten war wenig Einigkeit. Der württembergische Gesandte Graf von [illegible] [illegible] an den Tag [illegible], als dem Ganzen seinen Geist ganz entzogen; er [illegible] sich auf seinen neuen [illegible] noch [illegible]. In der [illegible] Familie war nur [illegible] und häusliche Genügsamkeit. Der Graf [illegible] lebte als Hagestolz und [illegible], und hatte nur Augen für [illegible], was die französischen [illegible] und die [illegible] anging. Wahrhaft geistig war nur das [illegible] Haus; doch gab es auch hier Schranken, sowohl durch die [illegible] der Frau, als durch die [illegible] politischen Ansichten des alten Herrn, der besonders jetzt den [illegible] Sachen [illegible] entgegenarbeitete, gegen die Verfassung, gegen die in der Gesellschaft genommenen Wendungen, gegen die Personen der Minister, heftig loszog. Für mich besonders war es oft eben so schwer, bei seinen Ausfällen zu schweigen, als darauf zu antworten. [illegible], wenn [illegible] Geist und [illegible] Festigkeit hier von dem besten Willen geleitet waren, [illegible] leicht, und drang zu dem guten Kern durch, der in dem Ganzen wie in den [illegible] und französische [illegible]. Bei ruhigem Besinnen mußte man doch [illegible] finden, daß ein solcher Umgang neben seinem Genuß auch nicht wenige [illegible] hatte. —

Eine [illegible] war unter diesen Umständen ein Glücksfall, der die [illegible] der Tage [illegible] uns [illegible] unterbrach. Wir hatten in [illegible] eine Vorstellung der großen Schauspielerin Mlle. [illegible] gesehen, die als [illegible] in [illegible] die ganze Kraft des französischen [illegible] entfaltete, und auch da die höchste Bewunderung erregte, wo deutscher Sinn die französische Kunst mißbilligen mußte. Das [illegible] Theater, ohne große [illegible] zu sein, hatte nichts mit solcher Vorstellung [illegible]. Wir ſeltnen aber im Deutſchen doch bald Aehnliches ſehen und hören; die herrliche Sophie Schröder kam von Wien, und entzückte uns durch den glanzvollen Vortrag der Sappho von Grillparzer, die damals noch nicht im Druck erſchienen war. Ihr Begleiter, der Mahler Daffinger, unternahm ein kleines Bild von Rahel, das wegen baldiger Abreiſe nicht einmal fertig wurde, aber doch die ſprechendſte Aehnlichkeit gab, und weder durch frühere noch ſpätere übertroffen iſt. Im Stahlſtich iſt es leider übel mißhandelt und alles Feine und Zarte häßlich vergröbert worden. — Muſik wurde in Karlsruhe wie in allen deutſchen Städten getrieben, mit Eifer und auch wohl mit Talent, aber ohne wahren Sinn und ächten Geſchmack. Dies erfuhren beſonders die italiäniſchen Virtuoſen, die bisweilen es zu Konzerten brachten. Eine wunderſchöne, ganz junge Adelina Catalani, mit der herrlichſten Stimme begabt, und die bekanntlich den Bruder der berühmten Angelica Catalani geheirathet hatte, machte eben ihre noch ſchüchternen Geſangsverſuche, und war in Verzweiflung über die Niederlage, die ſie zu erleiden meinte, als außer Rahel und mir ſich kaum ſechs Perſonen zu ihrem Konzert eingefunden hatten, das natürlich nun gar nicht ſtattfand. Es war ein häßlicher Regentag, der am Abend ſich in verſtärkten Güſſen unaufhörlich entlud. Wir nahmen die verſchüchterte Frau mit uns nach Hauſe, ermuthigten und ermunterten ſie, was bald ſo gut gelang, daß ſie fröhlich zu ſingen anhub, und durch den ganzen Abend fortſang, wobei Herr Catalani ſie begleitete. Sie hatte die prächtigſten und die rührendſten Töne, die Stimmbewegung mit kleinen Verzierungen, wenngleich ſie noch keine ſichre Meiſterin war. Nur Ein Stück noch ließ ſich zu dieſem Feſt ein, der ſchweizeriſche Geſandte von Eſcher, der ſeine Befriedigung begeiſtert ausdrückte. Dieſes Zaubers, der uns Alle mächtig ergriff, muß ich um ſo mehr hier erwähnen, als er ſpäter, troß der angeſtrengteſten Studien und vielleicht wegen derſelben, anſtatt ſich zu verſtärken nur minderte, und nach einigen Jahren völlig verſchwunden war; der lehrende Gatte wollte zu ſchnell und gewaltſam ſie zur erſten Sängerin ausbilden, ja er hoffte ſeine eigne Schweſter durch ſie zu überflügeln; ſein blinder Eifer zerſtörte das zarte Werkzeug vor dem Erfolg. —

Ludwig Robert hatte ſich nach Mannheim zurückgezogen, wo er im Kreiſe lieber Freunde lebte, und ſchon die Verheirathung im Sinne hatte, die ihn ſpäterhin beglückte. Er hatte ſeine nachherige Gattin, die ſchöne Friederike, in Lebensumſtänden kennen gelernt, die er ihrer nicht würdig fand, und von leidenſchaftlicher Neigung ergriffen, beſchloß er die Bande, welche ſie hielten, zu löſen, um der Befreiten ſeine Hand anzubieten. Dies alles erforderte kluge Vorſicht und aufmerkſame Ausdauer, und all ſein Dichten und Trachten hatte nur den einen Gegenſtand. — Ein längſt erwarteter Beſuch von Pauline Wieſel, der geliebten Jugendfreundin, die aus Baſel kam und mehrere Wochen bei uns wohnte, war für Rahel eine große Freude, und rief ihr die guten alten Zeiten zurück, welche jedem Menſchen mehr oder minder die früheren ſind, ſollten ſie auch voll Schmerz und Trauer geweſen ſein. Dieſer Gaſt hielt ſich einigermaßen in der Dämmerung, da die erlittenen Schickſale den Sinn von der Geſellſchaft abgelenkt und nur ſtärker der Natur zugewendet hatten. Aber der Markgraf Ludwig eingedenk der reizenden Schönheit, die er einſt in Berlin geſehen und jetzt noch wiederzuerkennen behauptete, ließ es ſich nicht nehmen ſie zu begrüßen, und die Generalin von Freiſtädt, geb. Hauchecorne aus Berlin, weit entfernt die Landsmännin zu verläugnen, ſuchte eifrigſt ihren ergötzlichen heitern Umgang.

Berſtett's erſte Nachrichten aus Aachen lauteten ſehr dürftig und gar nicht befriedigend. Er hatte überall, außer bei ſeinem Gönner Anſtett, eine kalte Aufnahme gefunden. Die meiſten Schwierigkeiten kamen jetzt, gegen ſeine Erwartung, von der ruſſiſchen Seite. Die Vorſchläge, die ihm von daher entgegen gebracht wurden, bedingten eine beträchtliche Landabtretung an Baiern und eine ſehr große Geldentſchädigung. Er hörte bald, daß dieſe ungünſtigen Beſtimmungen von dem Kaiſer Alexander ſelbſt angegeben ſeien, in deſſen Gedanken eine große Veränderung vorgegangen ſchien. Man hatte ihm oder er ſich ſelbſt in den Kopf geſetzt, hier ſei vor allem die Heiligkeit der Verträge zu beachten, die Verträge beſtänden einmal, und müßten ausgeführt werden. Daß dieſe Verträge nur über Baden und gegen Baden geſchloſſen worden, daß Baden keine Verpflichtung gegenüber von Baiern hatte, war dem eigenwilligen und noch dazu harthörigen Selbſtbeherrſcher gegen ſeine vorgefaßte Meinung nicht leicht beizubringen, weder der Graf von Neſſelrode noch der Graf Kapodiſtrias wollten dieſer undankbaren Aufgabe ſich ohne Noth unterziehen, Herrn von Anſtett fehlte ſogar die Gelegenheit dazu. Berſtett ging in ſeiner Verzweiflung zu Hardenberg und Bernſtorff, zu Metternich und Weſſenberg, und beſonders zu Gentz, ſie alle bezeigten guten Willen, die Oeſterreicher ſagten, der ruſſiſche Kaiſer glaube ihnen durch dies ſogenannte Feſthalten an den Verträgen einen Gefallen zu thun, darin irre er, aber es zieme nicht ihnen, dieſe Täuſchung ihm zu benehmen.

Der Großherzog, ſehr leidend, und durch eine Unpäßlichkeit der Großherzogin noch mehr verſtimmt, ermannte ſich bei dieſen Nachrichten zu heftigem Unwillen, und ließ an Berſtett die Weiſung ergehen, in keinem Punkte nachzugeben, ſo daß ſelbſt Tettenborn zu kluger Mäßigung mahnte. Die Stimme des Volks und der Truppen äußerte denſelben Unwillen, und es gab heiße Köpfe, die ſehnlichſt wünſchten, es möchte dahin kommen, daß ein Zuſammenſtoß mit Baiern erfolgte, es würde ſich dann bald zeigen, was auch ein kleines Land gegen offenbares Unrecht vermöge. Man konnte nicht läugnen, daß überall genug Zündſtoff angehäuft war, um durch einen hineingeworfenen Funken eine Feuersbrunſt auflodern zu laſſen, deren Verbreitung nicht abzuſehen war. Auch wurde Berſtett in Aachen ſchon zur Rede geſtellt wegen der revolutionairen Selbſthülfe, mit der badiſcherſeits gedroht wurde, und er bemühte ſich alle Schuld und Verantwortlichkeit deßhalb von ſich ab und Andern zuzuwälzen; dagegen durfte er auf den Einfluß der öffentlichen Meinung nicht verzichten, mußte ſich auf ſie ſtützen, die Gefahren ihrer Ausbrüche vorſtellen, was bei den meiſten Diplomaten gute Wirkung that, denn es gab außer Gentz noch viele Furchtſame. Jedoch der Kongreß nahte mit ſtarken Schritten ſeinem Ende, und die badiſche Sache konnte wieder hinausgeſchoben, auf künftige Verhandlungen verwieſen werden; trat der Tod des Großherzogs ein während alles noch in Ungewißheit ſchwebte, war die neue Regierung dann noch unbefeſtigt und ſchwankend, ſo konnte das Großherzogthum noch immer verloren ſein und nur die alte kleine Markgrafſchaft übrig bleiben. Berſtett wußte, daß er ſich als Miniſter nicht halten konnte, wenn er von Aachen unverrichteter Dinge wiederkehrte. Neſſelrode und Anſtett zuckten die Achſeln. Nur Gentz widmete der Sache fortwährend ſeinen ganzen Eifer. Auf ſeinen Rath erbat Berſtett beim Kaiſer Alexander ſich beſonderes Gehör. Der Kaiſer hörte ihn mild und freundlich an, blieb indeß dabei, die Verträge ſeien heilig, ſie müßten vollzogen werden. Da ſchilderte Berſtett die Lage des Großherzogs mit den düſterſten Farben, ſeinen wahrſcheinlich nahen Tod, wie eine ungünſtige Entſcheidung ihm ſeine letzten Lebenstage verbittern müſſe, wie ſchrecklich für den treuen Diener, der ihm dieſe Botſchaft vielleicht an ſein Sterbebette zu bringen habe! Sich mehr und mehr erhitzend rief er endlich mit Verzweiflung, er wolle dieſer Diener nicht ſein, lieber wünſche er ſich den Tod, und indem er bald ſich bald ſeinen armen Herrn bejammerte, fing er bitterlich zu weinen an. Der Kaiſer, dem ſo etwas noch nicht begegnet war, erſchrocken und verlegen, ſuchte ihn zu beruhigen, lobte ſeinen treuen Eifer, gab ihm tröſtende Verſicherungen, ermahnte ihn, die Sachen nicht ſo düſter anzuſehen, es ſei noch alles zu gegenſeitiger Zufriedenheit abzumachen. Allein jemehr der Kaiſer ihm zuredete, deſto ſtärker und lauter weinte Berſtett, und brachte durch ſein ſich ſteigerndes Weinen den Kaiſer in ſolche Noth, daß er endlich ausrief: „Nun wohl, Ihr ſollt alles behalten, dem Großherzog wird keine Gewalt geſchehen. Ihr könnt' ihm melden, daß ich alles anerkenne, die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfaſſung, die Untheilbarkeit des Landes! Iſt das genug? Seid Ihr zufrieden? Nun aber beruhigt Euch, und gönnt auch mir Erholung!“ Darauf warf ſich Berſtett ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und floß über in Dankbarkeit und Bewunderung. Nun wurde dieſer Entſcheid des Kaiſers den Oeſterreichern und den Preußen mitgetheilt, und durch deren guten Willen ſchnell zu einer diplomatiſchen Uebereinkunft formulirt, die mit den gehörigen Unterſchriften verſehen gegen neue Aenderungen ziemlich geſichert war.

Als dieſe glückliche Wendung zuerſt durch eine Depeſche Berſtett's gemeldet wurde, wollte man ſolchen Erfolg kaum glauben. Bald aber kam Berſtett ſelber von Aachen zurück, und brachte die ausführliche Beſtätigung. Seine Beredſamkeit dem Kaiſer gegenüber erſchien im glänzendſten Lichte; das Weinen ließ er unerwähnt, er hatte nur in der erſten Freude vor Gentz kein Geheimniß daraus gemacht, ſo wie der Kaiſer ſich nicht verſagte dem Fürſten von Metternich den abentheuerlichen Vorgang zu erzählen; für dieſen aber war es ein Feſt, das neue diplomatiſche Hülfsmittel anzupreiſen und zu empfehlen! — Der eigentliche Abſchluß der badiſchen Gebietsſache war indeß noch nicht erfolgt, ſondern zur genauern Erörterung und Ausarbeitung, immer jedoch nach der ſchon feſtgeſetzten Grundlage, an eine Kommiſſion gewieſen, die für dieſes und einige verwandte Geſchäfte in Frankfurt am Main angeordnet wurde. Ganz glatt und ſcharf ſollte gleichwohl nicht abgeſchnitten werden, einige Haken mußten daran ſein, die Diplomatie hätte ſich ſonſt geſchämt ihr Handwerk ſo ſchlecht ausgeübt zu haben. Wie es gleich anfangs geheißen hatte, ohne einige Gebietsabtretung durfte die Sache nicht ablaufen, es mußte der Schein gerettet werden, daß die früheren Verträge, auf die man ſich ſo lange berufen, doch im Recht geweſen und noch immer in gewiſſem Grad erfüllt worden. Freilich wurde die Abtretung des Main- und Tauberkreiſes, die zuerſt verlangt war, auf einen bloßen Ländertauſch, und dieſer auf zwei geringe Gegenſtände, die abgeſonderten Landinſeln Steinfeld, und Geroldseck, und auf eine Geldzahlung von zwei Millionen Gulden herabgedungen, allein die Verhandlungen darüber wurden in aller Form und Wichtigkeit gepflogen, und das ſchließliche Ergebniß erſt nach längerer Zeit herbeigeführt. —

Berſtett fand für ſeine herrlichen Nachrichten überall offnes Ohr und lauten Beifall, man bewunderte den Verſtand, die Feſtigkeit, die Klugheit und Gewandtheit des Mannes, dem ſo Großes gelungen war. Die ihn am meiſten haßten und ihn während ſeiner Abweſenheit zu ſtürzen geſucht, waren am meiſten jetzt beeifert ihm zu ſchmeicheln. Reizenſtein und Tettenborn begrüßten ihn herzlich und gönnten ihm einen Sieg, von dem ihnen ihr Bewußtſein den beſten Theil zuſprach, und ſie lächelten großmüthig, als er auch gegen ſie das Anſehn ſich zu geben verſuchte, als habe er allein alles gethan. Er glaubte nun ſelbſt ein großer Staatsmann und zu noch weit höheren Dingen berufen zu ſein. Nur bei dem Großherzog, auf deſſen Beifall, Staunen und Belohnung er am ſtärkſten gerechnet hatte, ſah er ſeine Mühen und Erfolge faſt gänzlich unbeachtet. Dieſer war nach der letzten Aufwallung, in welcher ſeine Empfindlichkeit und ſein Unwillen die letzten Kräfte verbraucht zu haben ſchienen, in völlige Ermattung geſunken, nahm an nichts mehr Theil, zeigte ſich gleichgültig gegen alles, und ließ oft glauben, daß er den Tag nicht überleben werde. Berſtett war ihm von Natur nicht angenehm, und die Nachrichten, die er mitbrachte, hatten für den Sterbenden ſchon keinen Werth mehr. In der That war wenige Tage vorher in einer Berathung von acht Aerzten das Urtheil über den Kranken einſtimmig geſprochen worden, und dieſer als ein Sterbender anzuſehen. Berſtett wußte nun, daß er ſich vor allem die Geneigtheit des Markgrafen Ludwig zu erwerben habe. —

Zwei Tage nach Berſtett, am 25. November, traf der Kaiſer Alexander in Karlsruhe ein, und wohnte bei der Markgräfin Mutter, die nebſt der Kaiſerin zu ſeinem Empfang wieder in die Stadt gezogen war. Der Kaiſer galt als der Schützer und Retter von Baden, und außer dem Jubel und den Ehren, die dem Mächtigen immer bezeigt werden, empfing er auch den vollen herzlichen Zuruf des wahrhaft begeiſterten Volks. Die abendliche Erleuchtung der Stadt war freiwillig und ſchön, ein aufrichtiger Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit. Doch entzog er ſich allen öffentlichen Huldigungen, deren er längſt überdrüſſig war, und brachte zwei Tage ſtill im Innern des Familienkreiſes hin. Er ſah die Generale und Miniſter, belobte die Treue und Anhänglichkeit, die ſie für ihren Fürſten gezeigt, und theilte einige Orden aus. Berſtett erhielt den Orden von St. Alexander Newsky. Zu Tettenborn ſprach er wie zu einem alten Waffengefährten, fragte nach deſſen Sohn Alexander, ſeinem Pathen, und machte ihm ſchmeichelhafte Vorwürfe, den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen zu haben. Der Kaiſerin bezeigte er die freundlichſte Aufmerkſamkeit, ſo wie ihren Schweſtern. Die Markgräfin Mutter war entzückt, ſie ſah ihre Familie auf's neue im herrlichſten Glanze ſtrahlen, doch war dies ein letzter Abendſchimmer, der mit dem Ableben des Großherzogs erlöſchen mußte. Sie ſelbſt hatte von den Händen, in welche die Regierung dann überging, nichts Freundliches zu erwarten, und doch war noch als ein Heil anzuſehen, daß ſie in dieſe Hände ohne Störung übergeben konnte! —

Am dritten Tage, dem 28. November, begab ſich der Kaiſer nach Raſtadt, um den Großherzog zu ſehen. Dieſer lag zu Bette, matt und elend, verſuchte ſich aufzurichten, und ſank wieder hin. Mit ſchwacher Hand und Stimme drückte er ihm ſeinen heißen Dank aus, ihn von der Schmach und Kränkung, die ſeinen letzten Athemzug zu verbittern drohten, befreit zu haben. Der Kaiſer war von dem Anblick tief ergriffen, er ſprach einige Worte des Troſtes, der Ermunterung, aber ſeine nicht zu verbergende Gemüthsunruhe und ſeine thränenvollen Augen ſagten deutlich, daß er nicht hatte was er geben wollte. Nachdem er Abſchied genommen, und das Krankenzimmer verlaſſen hatte, drückte er ſeine beiden Hände vor das Geſicht und rief: „O mein Gott, ſo denn ſteht es mit uns!“ Er konnte ſich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erſchlaffung, der Abweſenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinſterbens, das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, ſchmerzliche Pein ſogar ſchienen ihm dieſem matten Jammer vorzuziehen. Ahndete ihm vielleicht, daß er das Bild ſeines eignen Todes vor Augen gehabt, wie dieſer nach ſieben Jahren, auch an der Seite einer edlen zu ſpät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langſamkeit ihn überſchlich? Er hatte ein langes Geſpräch mit der Großherzogin Stephanie, die er ſeiner Freundſchaft, ſeines Schutzes verſicherte. Unter vielen Segenswünſchen reiſte er dann nach Stuttgart, wohin auch die Kaiſerin ſpäter ihren Weg nahm. —

Der Kaiſer hatte, zwar nicht aus Grundſätzen und genauer Prüfung, aber doch aus menſchlich guten Antrieben, eine Sache, die gerechter war als er ſelbſt wußte, zu Ehren gebracht, einer willkürlichen Gewaltſamkeit vorgebeugt, und das Großherzogthum Baden vor Zerſtückelung gerettet. Sein Benehmen dabei war wohlwollend und edel, keine politiſche Nebenabſicht wirkte ein, ſelbſt die nahe Verwandtſchaft, die ihn anfangs nicht verhindert hatte den für Baden nachtheiligſten Beſchlüſſen beizuſtimmen, ſtand dabei ganz im Hintergrunde. Von allen Seiten erſchallte ſein Lob, und die Freigeſinnten in Deutſchland erkannten in ihm, mehr als in den meiſten eignen Fürſten, eine feſte Stütze, eine ſichre Hoffnung. Aber es gab auch Stimmen, welche bei aller Anerkennung des Geſchehenen, den Wunſch nicht unterdrücken konnten, daſſelbe möchte aus einer andern Quelle gefloſſen ſein, aus deutſchem Recht und deutſcher Macht, nicht aus ruſſiſchem Belieben. Wenn ein fremder Herrſcher berufen war, in ſolcher Weiſe aufzutreten, ſo konnte es bald in Frage ſtehen, ob die Zertrümmerung der Macht des Kaiſers Napoleon ein großer Gewinn und ſo großer Opfer werth geweſen? Selbſt der König von Würtemberg konnte ſich ſolcher bedenklichen Erwägungen nicht erwehren. —

Nach der Abreiſe des Kaiſers trat eine große Stille ein. Die verſchiedenen Höfe zogen ſich auf ſich ſelbſt zurück, jeder den andern beobachtend, ſcheuend, ängſtlich den nahen Wechſel erwartend und ſich darauf vorbereitend. Die meiſte Beeiferung war um den Markgraf Ludwig; nicht nur ſeine bisherigen Anhänger, deren er unter den älteren Militairperſonen manche hatte, trugen den Kopf höher und blickten freier, ſondern auch viele der Großherzoglichen Diener, darunter einige ſeiner erklärten Günſtlinge, ſuchten ſtille und bald auch offne Wege zu dem Markgrafen, der indeß noch ſchüchtern ſolche Annäherungen entweder vermied oder nur ganz heimlich zuließ. Er hielt ſich noch nicht völlig ſicher in der Thronfolge, fürchtete geheime Artikel, die zwiſchen den Mächten, ſelbſt ohne Berſtett's Wiſſen, verabredet ſein könnten, fürchtete beſonders die Markgräfin Mutter, welche fähig wäre ihm ein böſes Spiel zu bereiten. Von Raſtadt hörte man in Karlsruhe faſt nichts; nur der Markgraf Ludwig erhielt insgeheim jeden Tag von dort genauen Bericht, wie es dort ausſähe, was man betriebe. Da weder der Poſt noch andern Gelegenheiten ganz zu trauen war, ſo hielten auch meine Freunde dort ſich ſehr vorſichtig, und ſchrieben ſelten und wenig, bisweilen auch abſichtlich ſo, daß der falſche Leſer auch falſche Worte fand, der rechte aber auch in ihnen die wahre Meinung errathen konnte.

Da jede Gefahr eines Angriffes jetzt verſchwunden war, ſo trugen die Miniſter vor allem Sorge die koſtbaren Rüſtungen einzuſtellen, und die einberufenen Soldaten wurden wieder nach Hauſe geſchickt. Dann bereiteten ſie alles zu den Verhandlungen, welche in Frankfurt bei der zu ernennenden Kommiſſion ſtatthaben ſollten, und bei denen zwar keine Hauptſchlacht aber doch noch manches hitzige Gefecht zu erwarten ſtand. Als ein gutes Zeichen ſah man an, daß preußiſcherſeits Wilhelm von Humboldt zu dieſer Kommiſſion beſtimmt wurde. Von Seiten Würtembergs hatte Baden ſo treue Unterſtützung erfahren, und noch ferner ſo gute Hülfe zu hoffen, daß man das innigſte Einverſtändniß zu erhalten und zu verſtärken ſuchte. Doch vernahm man nicht ohne einige Beſtürzung, daß der Kaiſer Alexander in Stuttgart zu ſeiner Schweſter der Königin Katharina ſcherzend geſagt, ſie habe in ihrem Eifer für Baden die alte politiſche Schule verläugnet, bei der Erhaltung Badens habe ſie nichts gewonnen, bei der Zerſtückelung würde ein gutes Stück auch für Würtemberg abgefallen ſein. Die Antwort der Königin, ſie habe die neue politiſche Schule vorgezogen, die ihr Bruder gegründet, fand großen Beifall und gereichte beiden zum Ruhm.

Sehr unzufrieden war man in Baden mit Heſſen-Darmſtadt; dieſer Hof hatte ſich in der badiſchen Kriſis nicht nur zaghaft, ſondern auch zweideutig benommen, jede Näherung vermieden, war jedem Antrag zu feſtem Zuſammenhalten ausgewichen; offenbar herrſchte hier öſterreichiſcher Einfluß, und obenein irrer, denn die Eingeweihten wußten, daß das öſterreichiſche Kabinet für Baiern zwar laut auftrat, aber im Stillen deſſen Anſprüche wenig begünſtigte. Der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt, welcher früher des Kaiſers Napoleon Beeiferter war und jetzt als der Ergebene Oeſterreichs angeſehen wurde, kam in dieſer Zeit nach Karlsruhe und ſuchte jetzt die Anknüpfungen, die früher verſchmäht worden, aber ſie hatten für Baden nun keinen Werth mehr, und die kalte Aufnahme mußte den Prinzen überzeugen, daß eine zu ſpäte Klugheit oft ſchon ihr Gegentheil iſt.

Unter den Karlsruher Diplomaten ging eine Veränderung vor, die uns nicht gleichgültig war; der ruſſiſche Geſandte Graf Goloffkin vertauſchte die Poſten von Stuttgart und Karlsruhe mit dem von Wien; dies war eine Folge des Aachener Kongreſſes, wo Goloffkin, der in den kleineren Geſandtſchaften einen Reſt von Ungnade abbüßte, ſich dem Kaiſer durch Befliſſenheit empfohlen und ganz wieder zu Gnaden gebracht hatte. Wir verloren an ihm keinen Vertrauten, das konnte er für uns nie ſein, aber einen dienſtfertigen alten Bekannten, dem an unſerer guten Meinung gelegen war, und der unſre Anſichten, ohne ſie zu theilen, rückſichtsvoll gelten ließ. Herr von Struve der ältere übernahm nun wieder die Geſchäftsführung, bis ein neuer Geſandter für beide Höfe ernannt werde. Welchen Gewinn wir in dieſem haben ſollten, konnten wir nicht ahnden. Die Verſetzung des Grafen von Mülinen nach Paris iſt ſchon erwähnt worden, er benutzte die letzten Tage noch in aller Weiſe, um das Andenken ſeiner geſchwätzigen Nichtigkeit zu hinterlaſſen. —

Die Entſcheidung des Aachener Kongreſſes über die badiſche Sache verurſachte in Baiern ſtarkes Mißvergnügen, und viele Stimmen erhoben ſcharfe Klagen, die ihre Angriffe, weil ſie nicht wagen durften ſolche gegen die großen Mächte ſelbſt zu richten, um ſo heftiger gegen Baden führten. Von badiſcher Seite wollte man ſich auf dieſen Federkrieg weiter nicht viel einlaſſen, man glaubte auf dieſem Gebiete keiner weitern Vortheile zu bedürfen, aber man merkte bald, daß man, wenn auch nicht mehr in jener abgemachten Sache, doch in andern Dingen ſehr verwundbare Blößen habe, und war froh, daß freiwillige Streiter, wie Lindner, Ludwig Wieland, Weitzel, zum Theil auch Oelsner von Paris her, den Kampf aufnahmen. Durch Herausgabe der ſämmtlichen Aktenſtücke, welche die badiſche Gebietsſache betrafen und ein grelles Licht auf dieſe warfen, hatte der Staatsrath Klüber einen großen Schlag gethan, der noch lange nachwirkte. Auch die Schrift von Bignon weckte Stimmen für und wider, Geheimrath Friederich trat gegen Schöll berichtigend auf, und im Süden und Norden von Deutſchland erſchallte das Lob der Rettung Badens zugleich mit dem ſeiner Verfaſſung. Eine wichtige Schrift allgemeinen politiſchen Gehalts war in Frankfurt am Main erſchienen, unter dem Titel: „Politiſche Aphorismen zur Beherzigung vor dem Kongreß in Aachen. Von Doktor Schlottmann.“ Der ernſte, vortreffliche Inhalt führte einen Scherz zum Aushängeſchild; denn Oelsner war der Verfaſſer und verübte durch den Mißbrauch des fremden Namens eine eigne Neckerei; Dr. Schlottmann, ein Arzt aus Koburg, hatte die Heilkunde mit der Politik vertauſcht, lief hinter den Diplomaten her, ließ ſich zu kleinen Aufträgen gebrauchen, und bildete ſich ein, mit den perſönlichen Geheimniſſen und Schwächen der leitenden Staatsmänner beſonders bekannt zu ſein, er führte närriſche und heftige Reden beim Glaſe Wein oder Bier, und trehte ſtets mit beinahe fertigen Schriften, die aber nie herauskamen; einer der Titel, die er immer nannte, war der obige, und er war nicht wenig verwundert, als ihm ſeine eigne Autorſchaft oktroyirt wurde, ließ es ſich aber gern gefallen.

und lehnte die Lobſprüche, die ihm deshalb ertheilt wurden, wenigſtens nicht ausdrücklich ab. Die Schrift ſelbſt hatte nichts mit dieſem Scherze zu thun, und gab und erregte die trefflichſten Gedanken. Daſſelbe läßt ſich von den Fortſetzungen und neuen Abdrücken des Buches „Welt und Zeit“ ſagen, deſſen Verfaſſer Jaſſoy durch ſeine kurzen treffenden Sprüche zur Ausbreitung freiſinniger Anſichten ungemein beigetragen hat. Noch muß ich einer Rede des Freiherrn von Liebenſtein zur Feier des 18. Oktober hier erwähnen, die durch wiederholten Druck erſt jetzt recht bekannt wurde, und einen Vorſchmack der kühnen und ſcharfen Beredſamkeit gab, die er bald als Volksvertreter entfalten ſollte.

Die kurzen Tage des Dezembers ſchleppten ſich traurig hin, und das Stocken alles Lebens in den engen, noch überdies getrennten Kreiſen von Hof und Stadt drückte ſchwer auf uns, wir ſahen trüb' in die Zukunft, die auch unter günſtigen Umſtänden in langer Zeit auf dieſem Boden nichts hoffen ließ, was uns Genuß und Freude böte. Da kam unerwartet Abends aus Raſtadt von Tettenborn die geheime Nachricht an mich, der Großherzog liege im Sterben; am andern Morgen, den 8. Dezember, die zweite, er ſei nach langen, aber bewußtloſen Todeskämpfen, gegen 9 Uhr entſchlafen. Ich gewann noch eben ſo viel Zeit, um das Ereigniß dem Fürſten von Hardenberg, dem Grafen von Goltz in Frankfurt, und Hrn. von Küſter in Stuttgart zu berichten; kaum waren meine Schreiben abgefertigt, ſo wurden die Thore geſchloſſen, aller Verkehr auf mehrere Stunden gehemmt, und während dieſer

Zeit, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, vor allem die Truppen verſammelt und für den neuen Herrſcher in Eid und Pflicht genommen. Sie ſchwuren dem Markgrafen Ludwig, Oheim des Verſtorbenen, als nunmehrigem Großherzog. Dieſe ſo lange Zeit unſichere, beſtrittene, immer auf's neue bezweifelte Thronfolge in das geſammte Großherzogthum war alſo nun geſichert, ohne Widerſpruch und Schwierigkeit. Der neue Großherzog, obſchon er es längſt hatte kommen ſehen, darauf angewieſen war durch ſeine angeborenen Rechte, es heiß gewünſcht hatte, war doch ſo betäubt und verblüfft über das Erlangte, daß er ſich zuerſt gar nicht darein finden konnte, es gar nicht glauben wollte, daß er der Herr ſei, und befehlen könne. Der Abſtand ſeiner bisherigen gedrückten und peinlichen Stellung von ſeiner jetzigen gebietenden war zu groß, der Uebergang zu raſch. Alle vor denen er ſich ſo lange gebeugt hatte, die Markgräfin Mutter, die Großherzogin Stephanie, die Miniſter und Hofleute, ſtanden nun unter ihm, waren zum Theil von ihm abhängig. Er bat bei den erſten Anordnungen, die zu machen er genöthigt war, gleichſam um Verzeihung, daß er ſich ſo viel herausnehme, er hoffe, man werde ihn mit Rath und That unterſtützen, erklärte ſich deſſen bedürftig. Die Höflinge täuſchten ſich aber nicht, ſie ſahen dieſe Demuth als eine Schwäche der erſten Ueberwältigung an, die bald ſpurlos verſchwinden werde; ſie wußten, daß grade dieſer Fürſt mit größter Eiferſucht ſeine ſpäterlangte Gewalt werde üben und genießen wollen. — Der Verſtorbene hatte ſein Lebensalter nur auf zweiunddreißig und ein halbes Jahr gebracht; ſein Nachfolger ſtand im ſechsundfünfzigſten, er hatte demnach wenig Zeit zu verlieren.

und von allen Seiten half man ihm ſeine Sorgen beſchwichtigen, ſo daß er in kürzeſter Zeit in ſeinen neuen Verhältniſſen ganz einheimiſch und behaglich war. Seine Rolle war ihm wenigſtens durch ſeinen Vorgänger nicht erſchwert; dieſer hatte die Liebe ſeiner Unterthanen inſofern er ihr angeſtammter Fürſt war, durch ſeine Jugend und ſeine Schickſale ihre Theilnahme, durch ſeinen traurigen Ausgang ihr Mitleid erweckt, man kannte ſein gutes Herz, ſeine menſchliche Billigkeit, die ſelten oder nie perſönliche Härte aufkommen ließ; aber man kannte auch ſeine Schwächen, ſeine Nachläſſigkeit und Trägheit, die den Staat in die größte Zerrüttung und an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Als regierender Fürſt war er unter die ſchlechteſten zu rechnen, unter die zu ihrem Beruf unfähigſten. Mit nur leidlicher Ordnung, nur einiger Thätigkeit, für welche die glücklicherweiſe ſchon verkündete Verfaſſung genugſamen Antrieb und beſtimmtes Maß darbot, konnte der neue Fürſt überaus wohlfeil die Zuneigung des hartgeprüften und doch ſo leichtbefriedigten Volks, den Ruhm einer trefflichen Regierung erlangen.

Zwei Tage nach dem Tode des Großherzogs Karl traf Georg auf der Rückreiſe von Baden bei uns ein. Es war ihm unangenehm, in dieſe Tage des Ueberganges und der Trauer gerathen zu ſein, wo ſo viel von Krankheit und Sterben die Rede war und das düſtere Schwarz überall hervortrat. Er haßte alle ſolche Vorſtellungen, und beſonders jetzt, wo er in der Fülle des Glückes, der Ehren und des Lebensgenuſſes ſchwelgte. Seine glängroßem Behagen und reichem Gewinnſte beſonders von den Tagen Aachen's auszuplaudern war ihm das größte Bedürfniß, die höchſte Befriedigung. Er ließ zwei ganze Abende mit uns tief in die Nacht hinein in vertraulichem Geſpräch, und erzählte das Wichtigſte wie das Kleinſte von allgemeinen und perſönlichen Angelegenheiten. In Betreff der letztern freute ihn über alles der gute Zuſtand ſeiner gewöhnlich trotz alles reichen Zufluſſes ganz erſchöpften Finanzen. Es iſt wohl der Mühe werth einen Blick auf die Schätze zu werfen, welche der Kongreß von Aachen dieſem Staatsmann eingebracht. Als Führer des Protokolls hatte er außer zweien großen Orden und mehreren reich mit Diamanten beſetzten Doſen von Rußland, Frankreich und Preußen, von jedem [illegible] Dukaten, von England [illegible] Pfund Sterling zum Geſchenk erhalten, ferner für eine Denkſchrift zu Gunſten der Mediatiſirten durch den Fürſten Wilhelm von Bentheim [illegible] Dukaten, für dergleichen Verwendung in Betreff der Juden durch Rothſchilds ebenfalls [illegible] Dukaten, auch durch Rothſchilds als angeblichen Gewinn von Staatspapieren [illegible] Dukaten, von Baden als außerordentliches Geſchenk [illegible] Gulden — man hatte ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen dem Großkreuz des Zähringer Ordens und Geld, — und noch andere Gewinnſte von geiſtigern Geſchäften, ungerechnet ſeine gewöhnlichen und außerordentlichen Zuflüſſe aus Oeſterreich ſelbſt, aus den Fürſtenthümern Moldau und Wallachei. Mehr als [illegible] Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für [illegible], die er in ſeinem [illegible] Wagen [illegible]. Ich würde dieſe Summen nicht aus dem Gedächtniß angeben können, ſie ſtehen aber in ſeinen Tagebüchern aufgezeichnet, wie ich ſpäter einſehen konnte, und wo doch noch manches ausgelaſſen worden; in den am Schluſſe des Aufenthalts niedergeſchriebenen Worten bemerkt er noch ausdrücklich: „Außerdem waren dieſe zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unſtreitig die intereſſanteſten, lehrreichſten und merkwürdigſten meines Lebens.“ — Wichtiger waren die politiſchen Mittheilungen. Er geſtand, daß nicht Oeſterreich und Metternich, nicht England, geſchweige denn Preußen, ſondern der Kaiſer Alexander und Kapodiſtrias auf dem Kongreſſe die Leitung geführt, daß namentlich Kapodiſtrias ein entſchiedenes Uebergewicht genommen, und ſich bei dem Kaiſer in höchſte Gunſt geſetzt habe; der ſchlaue Grieche habe ſich des kaiſerlichen Gemüthes gänzlich bemächtigt, die religiöſe Richtung deſſelben aufgeregt, ihr geſchmeichelt und ſie geſteigert, ſo daß der Kaiſer glaubte nie von jemandem beſſer verſtanden, ſicherer zu Ruhm und Heil geleitet worden zu ſein, als von Kapodiſtrias. Dies alles war nicht zum Vortheil des Freiſinns, auch konnte man der Umſtimmung, die in dem Gemüthe des Kaiſers ſeit ſeiner Warſchauer Rede vorgegangen war, ſchon in vielen bedeutenden Zügen wahrnehmen. Eines der Zeugniſſe war die nachher berüchtigt gewordene Denkſchrift von Stourdza gegen die deutſchen Univerſitäten, von der ſpäter die Rede ſein wird. Aus dieſer Veränderung ließen ſich wichtige Folgen erwarten, hoffen, wie Gentz meinte, wenn er auch nicht grade dieſe Geſtalt des Religiöſen, gemiſcht aus griechiſch-orthodoxen und proteſtantiſch myſtiſchen Elementen, für die wünſchenswertheſte hielt. Mit unſern perſönlichen Verhältniſſen war Gentz durchaus vertraut, die Perſonen ihm von alter Zeit her genau bekannt. Ueber Benzenberg's

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

noch die Erinnerung, daß ein Wechsel [illegible] im preußischen [illegible] gewesen ist, wenn dieser jetzt die regierenden Großherzog [illegible], daß [illegible] zu [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible]. Zu dieser Vermuthung gab ich zugleich das Versprechen, die Sache in geheim vertraulicher Weise [illegible] durch den Grafen von Bernstorff, der eben jetzt den neuen Post angetreten hatte, als durch den [illegible] bei dem Könige anzubringen. Die Großherzog [illegible] — auf [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] nach Wien ab. [illegible] [illegible] Großherzog [illegible] [illegible].

Wie andere preußische Dinge zu Berlin sich [illegible] [illegible] ein [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach Berlin [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] preußischen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Berlin [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] Verhältnissen. Sie fragte in ihrer Verzweiflung Rahel um Rath, und sie schrieb ihr am 8. Januar [illegible]: „Ich rechne es für keinen Stolz, Liebe, und nicht für Schwachheit, daß Sie mich über Ihre Angelegenheiten um Rath fragen. Sie werden sich erinnern, welches Bild ich Ihnen entwarf, als Sie nach Berlin gingen. Die [illegible] [illegible], wenn es nicht [illegible], aber [illegible] nicht, kann nur um sich greifen und so liegt auch das Übel da! Sie sich [illegible] von [illegible] [illegible] und es [illegible] kann, um sie mit sich zu verbinden. Suchen Sie auf die [illegible], [illegible] Art, Entschädigung für Ihre, [illegible] [illegible] [illegible] Aufgaben und [illegible] zu bekommen; und machen Sie sich das zum [illegible], die [illegible] von Menschen [illegible]. Sie [illegible] [illegible] wollen, aber auch — doch nicht [illegible]; denn, das [illegible], die [illegible] brauchen doch immer was [illegible] [illegible]. Sie ist es, so lange es gekommen, daß mein Vergleich vom [illegible] ganz paßt: das [illegible] greift immer mehr um sich, immer tiefer. Wer seinen Körper [illegible] [illegible] und walten, und [illegible] [illegible] läßt, um an sein Glück nicht [illegible], da wird es immer so kommen: das Glück muß das Ganze sein: das Ganze ist hier ganz eine Sache. Alles ist [illegible] Regiment. Und genug noch! Man kommt auch [illegible] [illegible] dahin: daß man nichts [illegible] — und gar nicht [illegible] kann —, daß es [illegible] ist, um [illegible], [illegible] zu [illegible]; und [illegible] [illegible] für die [illegible] das [illegible]; und allein [illegible] [illegible], und das Recht habe, daß zu [illegible]. Von solchen [illegible] einer [illegible] kann man sich [illegible] [illegible]. Ein Mann, wie Sie, [illegible] [illegible] seiner Familie ([illegible]) noch Personen, von Männern, die sie anzuführen, und zu gebrauchen wissen! Glauben Sie nicht, daß ich ein leichtsinniger Rath, um Sie los zu werden; wir wissen sie kennen, so [illegible] über die Behandlung, die Sie erfahren, daß [illegible] Unterlagen sich in mehreren Tagen gar nicht fassen können: und [illegible] war, als [illegible] es und. Nur überrascht hat es mich nicht. Mit einem Augenblick hab' ich die Menschen anders gesehen. Wir [illegible] sie sich auch nicht; und schweben sie auf offner [illegible] Masse, und wie [illegible], sagen, und in kommenden Jahrhunderten erhalten möchten: die wollen immer nur dasselbe. Nur Simplicität: nichts Eigenes, keinen allgemeinen Blick nach Wunsch. Sich durchschleichen, schieben, lügen, rauben, [illegible], schweigen, zu durchwandern, mit ihrem privaten und persönlichen Interesse, sind nur Massen sie; und sind nicht deutlich, großartig, wie alte christliche Zeiten: nein! im dunkeln Instinkt einer [illegible], [illegible] hinter sich lassenden Masse, als [illegible] lassende kleine Gabe; als Wolf, der sein Blut über im lechzenden Hunger; wie alle wilden Thiergattungen zugleich. So kenne ich sie; so bleiben sie. Sie ist die ganze Masse; der große und größte Theil der Menschenmasse, die durch ihre Zeit, aber nicht aus eigener That gebildet ist. Und die wollt ihr regieren? Ach ach! Ich empfinde, was Sie mir vortragen, die Schwierigkeit Ihrer Lage; ich weiß, was das ist, die Jugend mit ihrem Reichthum hinter sich zu haben: aber das Verweilen scheint zu [illegible] [illegible]: Sie müssen nun noch keine dasselbe thun. Die Koalition ist größer als je: nur Gedanken lassen sie aufkommen: sie fühlen eine Masse gegen sich: und eine Masse gewonnen sie die [illegible] zu helfen. Es gelingt noch; wenn auch nicht im Großen; d. h. auf lange für die Geschichte; für Menschenleben genug: gewiß. So lebe ich's. Verfahren Sie (wenn Sie mir folgen) langsam, nachdrücklich, geschickt, behutsam beharrlich: nur auf Erfolg. Und bilden Sie sich einstweilen so viel möglich neue Verbindungen. Varnhagen wird Ihnen nächstens auch schreiben. Er war meiner Meinung. Sein Sie meines innigsten Antheils immer gewiß; wenn auch heute mein Brief nur confus scheint: ich schreibe in Eil; in Furcht vor meinem Kopfweh; und will gern wieder zu Varnhagen; und das Ausgesprochne schon vor dem Urtheil zu sagen: ich bin aber nur aufgebracht auf Urtheil, und großen [illegible] des [illegible]. Der Name [illegible] kannte ich [illegible] schon so: nun beweisen Sie, [illegible]!"

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland verließ Karlsruhe um dieselbe Zeit. Ich konnte mich zu ihrer Abschiedsaudienz nicht einfinden, sie ließ mir aber viel Verbindliches sagen, und daß sie hoffe, ich würde die treue Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder gewidmet, auf dessen Witwe die Großherzogin Stephanie übertragen, der sie, gleich ihrer Schwester Amalie, jetzt ihre volle Neigung zuwandte; ich erfuhr, daß sie mit vielen Andern auch in dem Glauben an eine gräßliche Vergiftung des [illegible] übereinstimmte. Den nunmehrigen Großherzog konnte sie nicht ohne die schmerzlichste Erinnerung ansehen, und sie schied von ihm mit kältester Höflichkeit.

Inzwischen war in Karlsruhe einige diplomatische Bewegung. Der Gesandte von Baiern, von dem man [illegible] so schnell nicht erwartete, die Geschäftsträger von Oesterreich, Rußland und Württemberg, hatten ihre

Bedingen. Küſter war von Stuttgart eingetroffen, und harrte gleich mir auf ſeine Beglaubigungsſchreiben. Bayeriſcherſeits wurde Herr von Rechberg nach München geſandt, Herr von Schmitz-Grollenburg nach Rom beſtimmt. Die Vorgänge in Frankreich, wo der Herzog von Richelieu trotz der Erfolge von Aachen ſich als erſter Miniſter nicht behaupten konnte, die mannigfachen Erſchütterungen in Deutſchland, wo ſo vieles wogte und gährte, hielten uns in ſteter Aufmerkſamkeit.

Vom Könige von Württemberg empfing ich in dieſer Zeit den nachfolgenden Brief:

„Stuttgart, den 6. Januar 1819.

„Eine Unpäßlichkeit, Folge der kalten Witterung, hat mich mehrere Tage gehindert Ihre Briefe zu beantworten; Ihre Nachrichten aus Frankreich ſind mir durch meinen Geſandten durchaus beſtätigt, vielleicht das Bild noch mit düſterern Farben geſchildert, alles ſtimmt darin überein, daß man einer Kriſis ſchnell entgegeneilt. Der gerade, aber nicht ſchlaue Charakter des Herzogs von Richelieu paßte durchaus nicht zu den wirklichen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes; die Inkonſequenzen von Aachen mußten die Entwicklung der Dinge ſchneller herbeiführen! ob man dieſe nicht vorausgeſehen, nicht gewünſcht hat, möchte eine politiſche Frage ſein, die ich nicht verneinen möchte! Sollte aber eine Exploſion wie im Jahre 1815 erfolgen, ſo irrt man ſich ſehr, auf die nämliche Bereitwilligkeit in Deutſchland zu zählen, Frankreich zu beſiegen, nach den bittern Erfahrungen, welche man ſeit dieſem Zeitpunkt gemacht hat.

Auch unſere innern Angelegenheiten hier, werden, wie ich hoffe, in dem Lauf weniger Monate eine entſcheidende Wendung nehmen; die neue Verordnung wegen der Gemeindeverfaſſung iſt unter der Preſſe, und ihr die Verſicherung der baldigen Einberufung der Stände angehängt; ſie wird, glaube ich, nicht ſpäter als in der Mitte des Monats Mai erfolgen. Der Brief Cotta's enthält viel Wahres, das Drängen, geheime Entgegenwirken und alle Umtriebe mußten in dieſem Augenblick am ſtärkſten ſein, da durch die neue Gemeindeverfaſſung ſo manche Grundübel an der Wurzel angegriffen werden, welche die Partheien um jeden Preis zu retten ſuchen, alles andre war nur Vorwand, und wird gebraucht um die Regierung in Verlegenheit zu ſetzen; daß ich mir aber nichts abtrotzen laſſen werde, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen, lieber mit Ehren untergehen, als meine Grundſätze aufgeben, war von jeher mein Wahlſpruch, und mit ſo reinen Abſichten, wie ich mir bewußt bin, habe ich nichts zu fürchten.

Auf den Gang der badiſchen Ständeverſammlung bin ich ſehr begierig; in Preußen ſcheinen Sie lange Wehen und viele Aerzte zu brauchen.

Ich wünſche, daß dieſer Brief Sie wiederhergeſtellt finden möge."

Der König hatte beim Schreiben dieſes Briefes keine Ahndung, welch harter Schlag ihn wenige Tage ſpäter treffen ſollte. Die Königin ſtarb am 9. Januar nach kurzem Unwohlſein plötzlich, in der Blüthe der Jahre, der Schönheit, der thätigen Kraft und der reichſten Hoffnungen. Wir erſchraken heftig über dieſe unerwartete Nachricht; jedermann fühlte, daß hier der Verluſt nicht eines gewöhnlichen hohen Hauptes zu beklagen ſei, ſondern einer Fürſtin von außerordentlichen Eigenſchaften, einer wahren Landesmutter, und zugleich einer politiſchen Größe, deren Einwirkung ſchon überall merkbar geworden, und deren Entwicklung nicht zu berechnen war. Der König liebte und ehrte ſeine Gemahlin, hatte Vertrauen zu ihr, und verhehlte nicht, daß er auf ihren Rath hörte, ihn berückſichtigte und meiſt befolgte. Die ruſſiſche Verwandtſchaft war durch ſie für ihn zu einer Erhöhung der Macht und des Anſehns geworden, ihr kluger Geiſt gab ihm Maß und Haltung in großen und kleinen Angelegenheiten. Dies alles ſchien gefährdet durch ihr Scheiden, und mit zahlloſen einzelnen Hoffnungen auch der ſchönſte Glanz von Würtemberg erloſchen; ſeine Stellung wurde nun eine andre, jedenfalls geminderte, alles war neu zu berechnen oder neu zu knüpfen. Ludwig Robert widmete dem großen Trauerfall eine ſchöne Canzone; das rührendſte Todtenopfer aber brachte Ludwig Uhland der Abgeſchiedenen durch ein herrliches Gedicht, das ihr ein Lob ſpendete wie es noch nie einer Königin geworden; es war nicht der Dichter, es war der Volksmann, der Vertreter des ſtrengen Rechtes, der unbeugſame Gegner des Hofes, der es ihr ertheilte, und der Gewiſſen und Kunſt genug beſaß, auch im rührendſten Ausdruck des Schmerzes und der höchſten Anerkennung nie zur kleinſten Schmeichelei hinabzuſinken. Ich würde dies edle Doppelzeugniß für den Werth der Königin und den des Dichters hier einſchalten, dürft' ich nicht Uhland's Gedichte in aller Leſer Händen vorausſetzen!

Der ruſſiſche Einfluß in Deutſchland erlitt in der Königin Katharina einen bedeutenden Verluſt. Einen ſehr empfindlichen andrer Art erfuhr er in der öffentlichen Meinung durch eine thörichte Schrift, welche nur für die Höfe und Kabinette beſtimmt war, aber durch die unbefugte Betriebſamkeit des früheren Buchhändlers, nunmehrigen preußiſchen Geheimen Rathes Friedrich Schöll, dem ſchon beim zweiten Pariſer Frieden ähnliche Ungebühr war gerügt und verziehen worden, in die Hände des Publikums gelangte. Der ruſſiſche Staatsrath von Stourdza, ein Grieche, der ſchon ein geiſtreich frömmelndes Buch in franzöſiſcher Sprache zur Empfehlung der ruſſiſch-griechiſchen Kirche herausgegeben, war veranlaßt worden eine Denkſchrift über die deutſchen Univerſitäten abzufaſſen, und hatte dieſelbe mit Zuſtimmung des Kaiſers den in Aachen verſammelten Herrſchern übergeben. Die deutſchen Univerſitäten wurden hier frech beſchuldigt, Pflanzſtätten nicht der Wiſſenſchaft, ſondern des Unglaubens und der Freigeiſterei zu ſein, unbewußt und zum Theil auch bewußt auf den Umſturz der Throne, auf die Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung hinzuarbeiten. Dieſen nichtigen, ohne Grund und Beweis in die Luft geſtellten Anklagen waren Rathſchläge zur Beſſerung dieſer Zuſtände beigefügt, die den ohnehin ſchon ſehr beſchränkten akademiſchen Freiheiten den völligen Untergang drohten. Als dies Machwerk öffentlich bekannt wurde, ſchrie von allen Seiten der heftigſte Unwillen auf, tüchtige Univerſitätslehrer ſchrieben zur Vertheidigung der verläumdeten Anſtalten, feurige Studenten ſchleuderten dem unberufenen Fremdling ihr donnerndes Pereat. Es half nichts, daß der Geängſtete jedem der es hören wollte die Verſicherung gab, er habe gar nicht nach eignem Sinn und Urtheil, ſondern lediglich nach Angaben des Kaiſers geſchrieben, welche dieſem aus deutſchen, ohne Zweifel trüben Quellen zugekommen ſeien; wenn die Meinung des Kaiſers in der Schrift ausgeſprochen ſei, hieß es, ſo müſſe man nur um ſo ſtärker gegen ſie auftreten, und in dem Herausgeber den wirklichen Verfaſſer treffen, da dieſer unmittelbar nicht erreicht werden könne. Stourdza war kein Held, der ſolchen Sturm hätte beſtehen können. Als ihm Drohbriefe der erbitterten Studenten zukamen, als einer derſelben, ein Graf von Bocholtz ihn perſönlich zum Zweikampf herausforderte, ſah er kein andres Heil als ſchleunige Flucht. Der angeregte Lärm aber dauerte noch lange fort und dies verruchte Streben, dem eignen Volke auch die letzte und höchſte Freiheit, die des Geiſtes, zu verkümmern, und für dieſen Zweck landesverrätheriſch ſogar auswärtige Machtwillkür aufzufordern, iſt ſeitdem unter wechſelnden Geſtalten immer thätig geblieben, bis wir in unſern Tagen durch einen argliſtigen Judenchriſten ſogar die Anforderung aufgeſtellt geſehen, die Wiſſenſchaft müſſe umkehren, und alle Erkenntniß ſich der Lichtſcheu und Albernheit ſolcher ſcheuslichen Nachtvögel unterwerfen!

Den Großherzog kümmerten die großen politiſchen Verhältniſſe wenig, ſeine Aufmerkſamkeit war auf ſolche gerichtet, die ihn unmittelbar angingen, und beſonders erfüllte ihn die neue Stellung, die er in ſeiner eignen Familie jetzt einnahm. An ſeinen Regierungsvorfahr und Neffen mußte er immer zurückdenken, und benutzte jeden Anlaß, ſich in dem Gegenſatze zu ſpiegeln, der zwiſchen Sonſt und Jetzt ihm ſich aufdringen mußte. Mit Eifer ſuchte er über manches, was ihm früher Zweifel oder Unruhe verurſacht hatte, jetzt näheren Aufſchluß, und es kam allerlei an den Tag, was ihm Verdruß oder Beſchämung erregte. Von andrer Seite wurde ihm bei ſolcher Unterſuchung eine heitre Befriedigung.

Im Karlsruher Schloſſe war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte ſchließen laſſen, und in welche ſeitdem kein menſchlicher Fuß noch Blick hatte dringen dürfen. Er pflegte von frühſter Zeit her alles was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch ſein mochte, ruhig bei Seite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er ſelbſt nahm ſie nicht wieder in die Hand, alle Verſuche ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, ſcheiterten an ſeiner eigenſinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf dieſe Weiſe genugſam gefüllt, ſo nahm er den Schlüſſel zu ſich, und in einem andern begann daſſelbe Verfahren auf's neue. Dieſe Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand ſich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Koſtbarkeiten und Trödelkram der mannigfachſten Art. Aus ſeinen Kinderjahren ſah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenſo eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufſchrift führten: „Kapitainsgage für Seine Durchlaucht den Prinzen Karl", der wiederholte Monatsſold der Hauptmannsſtelle, die ihm als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerſtücke, ſorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll Goldrollen, koſtbaren Doſen, Ringen und andern Schmuckſachen, im Betrage von mehr als dreimalhunderttauſend Thalern, alles ſeit vielen Jahren ungenützt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine

Summen in Verlegenheit war, und ſie nicht anders als zu 16 Prozent Zinſen anzuſchaffen wußte! An Büchern, Landkarten, Bittſchriften, Akten, Bildern, verſiegelten Brieſſchaften und andern Papieren fand ſich ein ungeheurer Wuſt, bedeckt von Staub, Depeſchen, die man ſeit Jahren vermißt und auf unbegreifliche Weiſe verloren geglaubt hatte, Urkunden, die ihm eingereicht worden waren, und wegen deren Mangels große Geſchäfte geſtockt die Geſchicke manches Einzelnen ſchweren Nachtheil erlitten hatten. Kunſtſachen, koſtbare Waffen und andre werthvolle Seltenheiten, die ihm bloß zur Anſicht eingeſandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwiſchen geſtickten Hofkleidern, Maskenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenſtänden waren die Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man ſich, daß Klage deßhalb erhoben, und die Hofkaſſe für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr geſehen worden, große Summen hatte zahlen müſſen.

Ganz in derſelben Weiſe, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Perſonen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, ſo hätte mancher ſeiner Lieblinge ganz in ſeiner Nähe in engem Verſchluß verhungern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abſchläglicher Entſcheid ſondern ſtets nur ein Hinhalten lag, brachten ſeine Geſchäftsleute und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Wie der General Stockhorner von Starein ein halbes Jahr lang jeden Tag und jede Stunde bereit ſein mußte, als Geſandter nach St. Petersburg abzureiſen, und doch ſtatt ſeiner plötzlich der General von Schäffer wirklich dorthin abging, iſt ſchon erwähnt worden. Offiziere, die nach Karlsruhe gekommen waren, um die Muſter von neuen Uniformſtücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht ertheilt hatte, jahrelang verweilen. Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe beſcheiden, und im Wirthshauſe gut verpflegen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte faſt ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben aber auch in einem auferlegten Müßiggange hin, der ihn faſt zur Verzweiflung brachte; die Koſten ſeines Unterhalts betrugen mehr, als ſein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne deſſen Gewährung troſtlos heimkehrte, fand er ſeine vernachläſſigte Wirthſchaft zu bejammern. —

Der Großherzog Ludwig entnahm aus der Betrachtung dieſer Karakterzüge ſeines Neffen den beruhigenden Troſt, daß es für das Land kein Glück geweſen wäre, wenn die frühere Regierung fortgedauert hätte, und daß Baden jedenfalls in ihm einen beſſern Landesfürſten gewonnen habe, von deſſen Pflichten er die ſtrengſten Begriffe gern aufſtellte. Wirklich waren ſeine nächſten Handlungen ganz in dieſem Sinne. Zuvörderſt ließ er bekannt machen, daß er jeden Mittwoch perſönliches Gehör gebe, wo ohne Unterſchied jedermann, wer etwas zu klagen, zu bitten oder ſonſt anzubringen habe, ungehindert bei ihm eintreten, ſeine Sache vortragen und freundlichen Beſcheid gewärtigen könne. Sodann erklärte er, daß er beſchloſſen habe, in Erwägung der Familienverhältniſſe und des Landeswohls ſich nicht zu vermählen, indem die kaum feſtgeſetzte Erbfolge der neuen Markgrafen dadurch zurückgeſchoben und künftig neuer Anfechtung würde bloßgeſtellt werden. Sowohl jener Einrichtung als dieſem Vorhaben wurde von allen Seiten der einſtimmigſte Beifall zu Theil. Der Großherzog gewann die Liebe des Volks in höchſtem Grade, und er bekannte, daß nichts ihm ſo wohlthue, als die Leute ſagen zu hören, ſein ruhmvoller Vater ſei in ihm wieder aufgelebt. Daß er Sparſamkeit in den Hof- und Staatsausgaben einzuführen beabſichtige, daß er mit Hülfe der Stände ſogleich den Ausfall im Staatshaushalte decken und beſeitigen wolle, war ſchon bekannt, und niemand konnte den Ernſt dieſer Vorſätze bezweifeln. Bedenklicher, und für rechtliche Geſinnung verletzend, erſchien die im Stillen angeregte Frage, ob die verwittwete Großherzogin Stephanie den Betrag einer anſehnlichen Rente, die ihr vertragsmäßig durch den Kaiſer Napoleon, als er Nellenburg an Baden gab, auf dieſe Landſchaft zugeſichert war, ferner beziehen ſolle; das Recht war unzweifelhaft, und mußte anerkannt werden; der Verſuch aber daſſelbe anzugreifen kam von einer Seite her, wo der edlen Frau von jeher gehäſſige Widerwärtigkeiten bereitet wurden, und niedrige Höflinge, an ihrer Spitze der Baron von Ende, hofften durch ſolches Bemühen, das man als Eifer für Erſparungen darſtellte, ſich beliebt zu machen. Die Verhandlungen, welche Berſtett mit dem ſtandesherrlichen und grundherrlichen Adel anknüpfte, um demſelben die Verfaſſung annehmlicher zu machen, und gegen deren Geiſt beſondre Vortheile zu ſichern, waren noch zu wenig reif und bekannt, um Argwohn oder Mißfallen zu erwecken. Die gute Meinung und Zuverſicht, die dem Großherzog von allen Seiten entgegenkamen, erlitten keine Trübung, und ſtrömten in voller Stärke.

Seine Freundlichkeit und trauliche Neigung für mich zeigte ſich mit jedem Tag entſchiedener, und wie mit Abſicht. Wäre das preußiſche Verhältniß allein hier beſtimmend geweſen, ſo hätte ihm Küſter höher ſtehen müſſen; er bekannte aber ausdrücklich, daß er meinen näheren Umgang liebe, mein Urtheil, meinen Rath wünſche. Seit ich ziemlich geneſen wieder ausging, ließ er mich oft rufen um ſich mit mir über alles Mögliche zu beſprechen, er verlangte, daß ich ihn nach eignem Belieben beſuchen ſollte, jeden Tag, jede Stunde, in der mir bequemſten Weiſe. Da mir nichts weniger im Sinne lag als eine angehende Günſtlingſchaft, die zu benutzen und auszubeuten ich mich ganz unfähig fühlte, ſo hatte dieſe außerordentliche ſchon deßhalb gefährliche Bevorzugung etwas Aengſtliches, und ich war gleich entſchloſſen, nur den ſparſamſten Gebrauch von ihr zu machen. Allein das half mir wenig; kam ich nicht ſo wie er es gewollt zu ihm, ſo kam er zu mir, und machte die Sache nur noch auffallender. Er traf mich nicht zu Hauſe, trat aber dafür bei Rahel ein unterhielt ſich mit ihr auf's angelegenſte, ſprach wiederholt ſeine redlichen Grundſätze aus, daß das Regieren nicht als ſelbſtiſcher Genuß, vielmehr als eine ſchwere Pflichterfüllung zu betrachten, der Fürſt kein Eigenthümer, der Staat kein Landgut ſei, und ließ ſie entzückt von ſeinem vortrefflichen Willen und aufrichtigen Benehmen. Ich war unterdeſſen bei Berſtett, mit dem ich in Geſchäften zu ſprechen hatte, die bald abgethan waren, er aber ſpann die Unterhaltung behaglich weiter, und erſt nach dem Verlauf einer halben

Stunde rief er, als wenn es ihm eben erſt einfiele, plötzlich aus: „Aber mein Gott! ich halte Sie hier unnöthig auf, und unterdeſſen iſt der Großherzog bei Ihnen! Ehe Sie zu mir kamen, war ich zum Vortrag bei ihm, und er ſagte beim Schluſſe, jetzt wolle er zu Ihnen gehen!“ Ich zog die Uhr, und bemerkte, daß es nun wohl zu ſpät ſein werde. In der That war die Gelegenheit verſäumt. Daß Berſtett dies beabſichtigt hatte, verrieth deutlich der Ausdruck, mit dem er ſein ſpätes Beſinnen ſpielte; ſeinen Zweck aber, dergleichen Verkehr zu vereiteln, erreichte er durch das plumpe Kunſtſtück nicht, denn der Großherzog wiederholte ſeinen Beſuch, und wurde nur immer vertraulicher.

Die Großherzogin Stephanie hatte ſich nach Scheibenhard zurückgezogen, und die Prinzeſſin Amelie, in ihrer Trauer dem nun erkannten Gemüth und Geiſte der Schwägerin liebevoll angeſchloſſen, theilte dieſe Einſamkeit einige Zeit mit ihr. Der alten Markgräfin war dies nicht ganz recht, auch der Großherzog ſchien nicht damit zufrieden, doch ließen ſie es geſchehen. Ich fuhr mit Rahel mehrmals hinaus, auch erhielt dieſe mehrmals beſondre Einladungen, und jedesmal kehrten wir befriedigt und erfreut von dort zurück. Die beiden Fürſtinnen lebten in ſchweſterlicher Einigkeit, und ihre ſonſt ſo verſchiedenen Vorzüge hoben ſich wechſelſeitig hervor. Der lebhafte Geiſt der Franzöſin und die anmuthige Beſcheidenheit der Deutſchen ſtimmten trefflich zuſammen, und einen Abend in dieſem ſtillen Kreiſe hinzubringen, war eine hohe Befriedigung, ein reiner Genuß und Gewinn. Die Großherzogin war gewöhnlich mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, worin ihre Damen ihr nach-

[illegible]; ihren lieblichen Töchtern widmete ſie die treueſte Sorgfalt, indem ſie ihnen doch alle jugendliche Freiheit, die nicht zum eignen oder fremden Schaden ausſchlug, freiſinnig geſtattete; dem Geſpräch gab ſie meiſt einen höhern Inhalt, ſei es, daß ſie Geſchichten erzählte, denen oft der Stoff und immer die Einkleidung einen ungewöhnlichen Reiz verlieh, oder daß ſie geiſtige Erörterungen verſuchte, zu denen ſie eine entſchiedene Fähigkeit beſaß, und in welchen ſowohl die Tiefe ihres Denkens als die Reinheit ihrer Seele hell hervortraten. Ihre Urtheile über Bücher überraſchten durch die ſichre Leichtigkeit, mit der ſie durch allen Wuſt gleich zu dem Kerne derſelben durchgedrungen war; die weltlichen Verhältniſſe faßte ſie mit Scharfſinn und heitrer Klarheit, von Menſchen ſprach ſie mit mäßigen Anforderungen und billiger Nachſicht; auch ihre Widerſacher, die ſie wohl kannte und deren Böswilligkeit ſie zu empfinden hatte, flößten ihr weniger Unwillen als Verwunderung ein, ſie begriff nicht, weßhalb man ſie anfeinden konnte. Kehrte man aus dieſem friedlichen, durch Geiſt und Sinn belebten Aufenthalte nach Karlsruhe zurück, ſo war es als wenn man aus reiner ſtärkender Bergluſt in den ſtockenden Dunſt trüber Niederungen verſetzt würde. —

Im Anfange des Februars trafen aus Berlin für Küſter und mich die neuen Beglaubigungsſchreiben ein. Küſter, der ſchon nach Stuttgart zurückgekehrt war, kam deßhalb wieder nach Karlsruhe. Bevor wir aber unſre Audienz hatten, ließ mich der Großherzog insbeſondre zu ſich rufen und ſprach mir ſeine Freude darüber aus, daß ich ihm verbliebe, als auch darüber, daß unſerem geheimen Anliegen in Berlin, wie mir von dort vorläufig berichtet war, die glücklichſte Erledigung ſchon zu Theil geworden. Von Berſtett empfing ich ein beglückwünſchendes Schreiben, deſſen ſchmeichelhafter Inhalt mich inſofern überraſchte, als ich von ſeiner Hand einen ſolchen Ausdruck nicht erwartet hatte. Er ſagte darin: „Mit innigſtem Vergnügen vernahm ich geſtern, daß Euer Hochwohlgeboren bereits ein neues Beglaubigungsſchreiben erhalten haben. S. Königl. H. der Großherzog zählen es gewiß zu den ſchätzenswertheſten Beweiſen des Wohlwollens, welche Höchſtdieſelben dem König von Preußen verdanken, daß es Seiner Majeſtät gefallen hat, zur Erhaltung der ſo glücklich beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſe, einen Mittelsmann zu wählen, welcher ſich in einem ſo hohen Grade das Zutrauen des Souverains ſowohl als die allgemeine Achtung aller derjenigen erworben hat, welche Dienſt- oder geſellſchaftliche Verhältniſſe Ihnen näher brachten. Meine perſönlichen Geſinnungen ſind, wie ich mir ſchmeichle, Euer Hochwohlgeboren ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre Ihnen noch ein Wort über den hohen Werth zu ſagen, den ich auf die Erhaltung der unter uns beſtehenden vertraulichen und freundſchaftlichen Verhältniſſe lege. Das edle und energiſch-biedre Benehmen Euer Hochwohlgeboren während einer der ſchwierigſten Epochen in der neu-badiſchen Geſchichte — Ihre Theilnahme an unſerer gerechten Sache, ſind unauslöſchliche Verdienſte, die Sie ſich, nicht um Baden allein, ſondern um alle minder mächtigen Bundesſtaaten erworben haben und die meinem Gedächtniß gewiß nie entfallen werden!“ Küſter, dem ich dieß Schreiben mittheilte, war über die Faſſung erſtaunt, und drückte ſein Befremden aus, daß der günſtige Antheil, welchen Preußen für Baden in deſſen lezter Kriſis bezeigt, ausſchließlich mir angerechnet wurde, und war nicht wenig erſtaunt, als ich ihm vertraulich eröffnete, was alles ich in dieſer Sache und meiſt auf eigne Verantwortung gethan hatte. „Sie haben viel gewagt, ſagte er, ohne Auftrag und Weiſung ſo weit vorzugehen, und ich hätte es an Ihrer Stelle nicht gethan.“ Als wir am 6. Februar unſre Audienz hatten, war Küſter ſehr zufrieden, daß vorzugsweiſe ihm als dem Höhergeſtellten vom Großherzog Ehren und Aufmerkſamkeit erwieſen wurden, ich aber beſcheiden mich zurückhielt. Doch dies Vergnügen wurde ihm gleich wieder vergällt, als er erfuhr, daß nach unſrer Entlaſſung ich wieder zurückgerufen worden, und bei dem Großherzog noch eine gute Stunde in vertraulichem Geſpräch geblieben war. Ich bedaure dergleichen kleinliche Züge mitberichten zu müſſen, aber ſie gehören zur Eigenheit des ganzen Lebensbildes, und ſind auch ihres Zuſammenhangs und ihrer Folgen wegen nicht unwichtig.

Küſter, der wohl fühlte, daß er in Karlsruhe nicht beliebt war, wo man auch wohl Aeußerungen, die er in München gethan, übel vermerkt hatte, reiſte am 11. Februar mißvergnügt nach Stuttgart zurück. Kaum war er fort, ſo erſchien Berſtett bei mir, und brachte mir im Namen des Großherzogs das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, begleitet von den ſchmeichelhafteſten Verſicherungen, wobei ausdrücklich geſagt wurde, daß ſchon der vorige Großherzog dieſe Auszeichnung mir zugedacht habe und der jetzige mit Freuden eine Pflicht erfülle, die mit ſo vielen andern ihm vererbt worden. Was von Titeln und Orden zu halten, und was ſie für den Inhaber bedeuten, darüber iſt die Welt längſt im

Klaſſen, man weiß, daß ſie bisweilen auch dem Verdienſt, hauptſächlich aber aus Gunſt vergeben werden. Aber grade dieſer letztere Umſtand bedingt ihren Werth, denn der Begünſtigte ſteht überall im Vortheil, und das Maß der Gunſt in ſolchen Zeichen zu erkennen, iſt den Leuten, welche darauf ihren Sinn gerichtet haben, von großer Wichtigkeit. Daß ich, der nicht einmal Geſandter war, der nur Legationsrath hieß, ein Großkreuz mit Stern und Band erhielt, war ein unerhörter Fall, in Baden unerhört und in Preußen; das Aufſehn und Staunen über dieſe Verleihung waren daher ungeheuer, man konnte nicht begreifen, daß das Ueberſchreiten gewohnter Stufen, das Nichtbeachten herkömmlicher Maßbeſtimmung ſo weit gehen könne. Der hannöverſche Geſandte von Reden beglückwünſchte mich aufrichtig und herzlich, in der Meinung ich habe das Kommandeurkreuz erhalten, als er aber vom Großkreuz hörte, gerieth er in Verwirrung, verſtärkte ſich und ſagte dann ſeufzend: „Nun, dann . . . dann . . . kann man Ihnen gar nicht gratuliren, dann ſind Sie über alle Gratulation hinaus!“ Auch in Berlin ſetzte man anfangs einen Irrthum voraus, und wußte nicht wie man die Sache nehmen ſollte, doch die übliche Erlaubniß zur Annahme konnte nicht ausbleiben. Was aber für die Andern nur ein Gegenſtand leeren Verwunderns und etwa ſtillen Neides war, empfand Küſter als einen ihm angethanen furchtbaren Schlag, als einen Raub deſſen, was ſeiner Meinung nach, ihm wegen ſeines Ranges, ihm und nur ihm gebührt hätte. In ſeinem nächſten Brief an mich verhehlte er ſeine gereizte Empfindlichkeit nicht, und ich erfuhr, daß er mündlich in Stuttgart und ſchriftlich in Berlin ſeinen erbitterten

Beſchwerungen den heißen Lauf gelaſſen habe. Doch war ich an ſeiner Entlaſſung ganz unſchuldig; mich hatte früher Tettenborn mit der Nachricht überraſcht, daß der Großherzog Karl mir dergleichen zugedacht, ich hatte mich nicht darum beworben noch darauf gerechnet, nach ſeinem Tode ſchien die Sache verfallen, ſie kam dann unerwartet aus der Hand ſeines Nachfolgers, der am wenigſten geneigt ſchien, das Geleiſe gewohnter Gemächlichkeit zu verlaſſen; man hatte mich nicht gefragt oder zu Rathe gezogen, von Küſter war nie die Rede geweſen, ich hatte mich gegen ihn ſtets ehrerbietig verhalten und nie das Geringſte — er ſelbſt freilich nur zu viel — gethan, um ihn in den Schatten zu ſtellen. Nichtsdeſtoweniger war ich ihm nun einmal eine verhaßte Perſon, und ſein Widerwillen trug in der Folge ſehr dazu bei, andre Verſtimmung gegen mich zu wecken, oder zu ſchärfen, ja zuletzt die Wendung herbeizuführen, die mich von Karlsruhe wegführte und nach Nordamerika verſchlagen ſollte. Das Geſchenk, welches mir eine Belohnung ſein ſollte, war demnach eher ein unheilbringendes, auch in dieſem Bezuge, daß nun der Großherzog, indem er ſich wohl bewußt war das Außerordentlichſte für mich gethan zu haben, nun auch beſtimmt darauf rechnete, ich ſolle perſönlich unbedingt ihm anhängen. Aehnliches mochte Berſtett ſich einbilden.

Gleich in dieſen Tagen mußten ſolche Vorausſetzungen hart anſtoßen. Ich war beim Großherzog zugleich mit Berſtett, und im behaglichen Plaudern kam die Rede auch auf Tettenborn, zu deſſen Nachtheil Berſtett dem Großherzog ſchon vorher manches beigebracht haben mochte, und jetzt galt es den Verſuch, jenen auch durch mich zurückgeben und verlängern zu laſſen. Mit der Geſchicklichkeit, welche einſchmeichelnder Unbefangenheit nur leiht, machte Berſtett eine Bemerkung, in welcher eine Schmeichelei für den Großherzog, für Tettenborn aber eine Geringſchätzung lag, und richtete dann geradezu an mich die Aufforderung ich ſollte nur eingeſtehen, daß unſer alter Freund in Karlsruhe wenig nütz und ſehr unbequem geweſen ſei! Das Herz ſchlug mir vor Empörung über ſolche Falſchheit, und da ausdrücklich mir die Antwort zugemuthet war, und der Großherzog mich neugierig anſah, ſo fühlt' ich, daß ich nicht ſchweigen durfte, und mit dem Feuer des Unwillens ſchlug ich den feindlichen Angriff zurück, ſetzte Tettenborn's ehrlichen Muth und Sinn ſo wie ſein großes Verdienſt in volles Licht, und bekannte mich als einen ſeiner Getreuen, der nie von ihm abfallen werde. Berſtett verſtummte zornig, lenkte dann ein, und wollte die Sache vermitteln, wurde jedoch nun für immer entſchieden, was er von mir zu halten habe, daß ich nicht für ihn zu gewinnen, ſondern ein Freund des Freundes, den er verriethe, alſo ein Feind ſei, und er hatte die Genugthuung, daß auch der Großherzog über meinen Eifer verwundert und mich lächelnd ob meiner Unklugheit zu bedauern ſchien.

Wenn ich mit Rahel dieſe Vorgänge und Verhältniſſe beſprach, ſo gelangten wir einſtimmig immer auf's neue zu dem Ergebniß, daß in dieſem Wirrkreiſe keine Ausgleichung zu hoffen ſei, und meine Stellung in der Dauer unhaltbar werden müſſe. Die außerordentliche Gunſt des Großherzogs gründete ſich auf Umſtände, die ich mir als zufällige eingeſtehen mußte, deren Wechſel unausbleiblich war, und deren Beſchaffenheit ich leicht vor [illegible] [illegible] [illegible] konnte. Um den [illegible] zu [illegible], die an mich gemacht wurden, hätte ich [illegible] [illegible] meines [illegible], und [illegible] mir [illegible] doch [illegible] leicht zu erlangen noch weniger aber von meiner Seite zu wünschen gewesen; auch [illegible] hätte meine [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] und sich mehr oder minder verlängern müssen; der Blick, der mir jetzt so [illegible] gewesen war und dem meine Thätigkeit genügt hatte und deshalb [illegible] [illegible], [illegible] doch im Ganzen einer noch [illegible] Zeit [illegible] [illegible] [illegible] an, die mit meiner Richtung nicht zusammenhingen, und wäre es mir gelungen, den alten, [illegible] [illegible], aber zugleich [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] Mann, [illegible] völlig zu gewinnen, so hätte ich doch nur mit der ganzen Familie und dem ganzen [illegible] [illegible] [illegible], und die [illegible] [illegible] [illegible] wäre [illegible] die [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible], ein [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] ob [illegible] [illegible] oder in anderen [illegible], sich in der Folge [illegible] [illegible] konnte. [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] oder [illegible] [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] und [illegible], und [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible], der und [illegible] [illegible] wurde. [illegible] hatten wir [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] waren mir [illegible] zu [illegible], als daß ich den Blick auf sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ein [illegible] [illegible] lag vor mir offen, der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible] [illegible], der allgemeinen politischen Entwicklung, des [illegible] der Völker zur Selbständigkeit, zur Freiheit. Übrigens war ich vorzugsweise mit Studien beschäftigt, aber meine Theilnahme richtete sich mit gleichem Eifer auf alle Verfassungsfragen, auf die Thätigkeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vor allem auf den Kampf [illegible] [illegible] in Frankreich, [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

die Entrüstung über seine diplomatische Verwendung; es ergab sich bei weiterm Verlaufe die auffallende Thatsache, daß der Kaiser selbst von Kotzebue's Berichten gar nichts wußte, daß diese sie vielmehr nur als eine Quelle und als [illegible] Material zur [illegible] [illegible] einem ihm früher [illegible] [illegible] [illegible] hatte, daß seine Berichte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], sondern gewöhnlich ungelesen bei Seite gelegt wurden. Kotzebue wurde dadurch äußerst niedergeschlagen und fühlbar, der diplomatische Schimmer, durch den er, [illegible] [illegible] [illegible], sogar den Großherzog von Weimar zu blenden versucht hatte, erlosch völlig, und seine ganze Lage war eine höchst unangenehme. Er selbst sagte [illegible] Freunde [illegible], und es hieß, er werde nach Rußland zurückkehren müssen.

Inzwischen hatte er, wie wir vorhin sahen, in Weimar eine neue Zeitschrift angefangen, das Literarische Wochenblatt, in welchem er seine bisherigen Tendenzen eifrig fortsetzte. Hier griff er mit bitterer Gehässigkeit alles freiere Geistesleben der Deutschen an, verhöhnte ihre besten Männer, spottete der Wünsche und Hoffnungen der Nation, und [illegible] dagegen an Rußland [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht, sondern stimmten mit den Deutschen in den [illegible] [illegible] ein, der sich von allen Seiten gegen den [illegible] und [illegible] Schriftsteller erhob. Ein [illegible] [illegible], der nach Weimar kam, und [illegible] den sich Kotzebue [illegible] [illegible], sagte ganz laut, der Kaiser wisse gar nichts von dem Menschen, und wenn er [illegible] ihn wüßte, würde er ihn fortjagen. Kotzebue fühlte, daß am Ende [illegible] [illegible] [illegible] nicht zu [illegible]

[illegible] nach Mannheim, [illegible]

Die Geſellſchaft von Mannheim [illegible] in Mannheim [illegible] wenig Gehalt, die Theilnahme für literariſche Dinge war in Karlsruhe ſehr gering, es verging eine lange Zeit, ehe auch ſein Name nur genannt wurde. —

In früher Morgenſtunde des 24. März weckte mich mein Diener mit der Meldung, der ruſſiſche Geſchäftsträger verlange dringend mich zu ſprechen, und gleich darauf ſtand Herr von Struve ſelbſt vor meinem Bette. Mit erſchrockener Haſt verkündete er, geſtern Nachmittag ſei in Mannheim Kotzebue durch einen Studenten erſtochen worden. Die Nachricht war in der Nacht durch Eſtafette hier eingetroffen, von den näheren Umſtänden wußte er noch nichts, wollte aber gleich weiter gehen, um zu ſehen was zu erfahren wäre; er meinte, ich würde vielleicht ſchneller und genauer unterrichtet ſein, und bat mich, ihn ſchleunigſt wiſſen zu laſſen, was zu meiner Kenntniß käme, denn er dürfe nicht ſäumen, das ſchreckliche Ereigniß zu berichten. Er wiederholte nur immer die Worte: „Was wird der Kaiſer dazu ſagen? Was wird der Kaiſer dazu ſagen!“ Ich war kaum aufgeſtanden, ſo erſchien der Miniſter von Berſtett, und theilte mir die aus Mannheim eingegangenen amtlichen Berichte, ſowie den Inhalt der Papiere mit, welche bei dem Mörder waren gefunden worden. Später kam der Großherzog ſelbſt, der ganz ruhig und gefaßt ſcheinen wollte, aber ſchon durch ſeinen Blick und ſeine Sprache verrieth, wie ſehr er erſchüttert und verwirrt war. Er geſtand, daß ihm beſonders daran liege, zu erfahren, wie ich dieſen unerhörten Fall anſähe und beurtheilte, und daß er ſich darauf verlaſſe, ich würde ihm den beſten Rath geben! Aber der Fall war doch durchaus ohne Beiſpiel, und ich begriff nicht, was der Großherzog ſich dabei denken mochte.

Er ſagte mir auch, daß er ſeinem Miniſter befohlen habe, mir ſogleich alles mitzutheilen, was über die Sache noch einliefe oder verhandelt würde, damit ich meinem Hofe genau darüber berichten könne, denn durchaus wolle er kein geheimes Verfahren. Nach ſeinem Weggehen eilte ich zu Herrn von Berſtett, und erbat mir, geſtützt auf des Großherzogs Wort, eine Abſchrift jenes Papiers, die er mich vorher nur hatte durchleſen laſſen; ich ſah wohl, daß es ihm nicht gelegen war, und daß er lieber hätte, der Großherzog ſei da nicht geweſen. Die Abſchriften erhielt ich, wiewohl etwas ſpät, und theilte Herrn von Struve davon mit, was er nicht ſchon hatte, ſchrieb dann meinen Bericht nach Berlin, und ſandte ihn durch eine Stafette ab, weil ich bedachte, daß der Staatskanzler von größter Wichtigkeit ſein könne, früher als das Publikum, und wenn auch nur einige Stunden früher, von der Mordthat unterrichtet zu ſein.

Der Vorgang ſelbſt aber, wie er damals und in den nächſtfolgenden Tagen ermittelt worden, war folgender. Früh um 10 Uhr den 23. März kam in Mannheim ein Jüngling in altdeutſcher Tracht an, der im Gaſthofe zum Weinberg, wo er abſtieg, ſich den Namen Heinrichs beilegte, und Mitau als ſeine Heimath angab. Er hatte einen Paß aus Würzburg, demzufolge er ein Student von Erlangen war, aber der Widerſpruch blieb unbemerkt. Er fragte ſogleich mit Eifer nach der Wohnung des Predigers Kalbach, mit dem er bekannt zu ſein vorgab, und hinterher ſcheinbarlich gleichgültig nach der des Staatsraths von Kotzebue. Zu dieſer ſogleich ging er, ließ ſich als Kurländer anmelden, in der Meinung auf dieſe Weiſe leichter Zutritt zu erlangen, und ſagte auch ſogar, er habe dem Herrn Staatsrath Briefe von ſeiner Mutter zu übergeben. Allein Kotzebue widmete den Vormittag ſeinen Arbeiten, und ließ ſich darin nie ſtören, es hieß daher, er ſei ausgegangen. Es war 11 Uhr, in einer Stunde, ſagte der Diener, möchte der Fremde wiederkommen. Dieſer ging mit lächelnder Unbefangenheit fort, ſchlenderte durch die Straßen, beſah ſich die Stadt und den Schloßgarten, und fand ſich gleich nach 12 Uhr richtig wieder in Kotzebue's Wohnung ein, jedoch ſchon zu ſpät, dieſer war nun wirklich ausgegangen, und ſollte erſt wieder am Nachmittag zu ſprechen ſein. Der Jüngling nahm das zweimalige Verfehlen ganz leicht, kehrte in den Gaſthof zurück, und aß an der Wirthstafel zu Mittag, wo er es ſich gut ſchmecken ließ, und während zwei Stunden an den Geſprächen der Gäſte fein und artig theilnahm, beſonders aber ſich viel mit einem Landgeiſtlichen unterhielt. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags ging er wieder zu Kotzebue. Mit ihm zugleich waren einige Damen in das Haus, unter ihnen die Fürſtin von Iſenburg, welche zu Frau von Kotzebue wollten; er begrüßte ſie ehrerbietig und ließ ſie vorangehen; ſie wurden in das Beſuchzimmer gewieſen, wo die Familie beiſammen war, und wo Kotzebue, wie man erzählt, grade ſeinen jüngſten, erſt zwei Monat alten Sohn auf dem Arme trug, indem er mit Rührung die Bemerkung ausſprach, er ſei grade ſo alt geweſen wie dies Kind, als er das Unglück gehabt, ſeinen Vater zu verlieren. Der Diener meldete nun auch den Fremden, der unterdeſſen auf dem Vorplatz wartete, dann aber von dem wieder heraustretenden Diener in ein Nebenzimmer geführt wurde mit dem Beſcheid, der Herr Staatsrath werde ſogleich erſcheinen, wie auch geſchah. Was nun zunächſt erfolgte, kann nur vermuthungsweiſe berichtet werden, da kein Dritter zugegen war; doch ergiebt ſich aus den Umſtänden und einigen ſpäteren Angaben des Mörders ſelbſt mit ziemlicher Gewißheit, daß dieſer nach einigen kurzen Worten Kotzebue'n ein Blatt überreicht und dann mit den Worten: „Hier du Verräther, was dir gebührt“, ſogleich einen Dolchſtoß gegen ihn geführt habe, ſo kräftig und wohlgezielt, daß der Stoß unter der vierten Rippe tief eindrang und das Herz tödtlich traf. In der Todesangſt fand der Getroffene noch Kraft zur Gegenwehr, er griff nach dem Mörder und riß im Fallen ihn mit zu Boden, während er zugleich wiederholte Dolchſtiche empfing, deren einer ihm die Lungen durchbohrte, ein andrer das Geſicht ritzte. Durch den Lärm des Falles und des ihm folgenden Geſtöhns aufgeſchreckt, eilte der Diener herbei, ſah ſeinen Herrn blutend am Boden liegen, den Mörder neben ihm knieend mit dem Dolch in der Hand. Die Damen und alle Hausgenoſſen drangen nun ins Zimmer, außer ſich vor Entſetzen über den grauſen Anblick. Doch ſah man zuerſt nur die Wunde im Geſicht, und glaubte nicht an Todesgefahr, bis man das aus der Bruſtwunde ſtrömende Blut entdeckte, und den ſchon Bewußtloſen in ein andres Zimmer trug, wo er alsbald verſchied. Während einige der Anweſenden nach Aerzten ſchrieen, riefen andre aus dem geöffneten Fenſter in die Straße hinaus: Mörder! Mörder! Schnell ſammelten ſich die Leute vor dem Hauſe, hörten das Geſchehene, riefen nach Wache, wollten eindringen. Unterdeſſen ſtand der Mörder in trotziger Verzückung den Frauen gegenüber, und blickte mit Hohn auf ihre Furcht und

Verwirrung, er hatte den Dolch fallen laſſen, aber ein kleines Schwert hielt er in der Hand; plötzlich ſchien er ſich zu beſinnen, erhob die blinkende Waffe, und machte ſich Bahn zur Treppe, auf die Straße, rufend: ſo müßten alle Verräther ſterben, ſo das theure Vaterland gerächt werden! Die Menge wich vor ihm zurück, er trat auf die Straße, warf zornige Blicke hinauf zu den Fenſtern, aus denen man: Mörder! Mörder! ſchrie, antwortete mit feſter Stimme: „Ja, ich bin der Mörder, ich habe den Verräther getödtet!“ Darauf zog er ein großes Papier aus der Taſche, reichte es einem der Nächſtſtehenden hin, kniete dann nieder, rief laut betend gen Himmel: „Großer Gott, ich danke dir, daß du mich dies Werk der Gerechtigkeit haſt vollbringen laſſen! Hoch lebe mein deutſches Vaterland!“ und ſtieß das kleine Schwert, das er zu dieſem Zweck bereit gehalten, wiederholt in die eigne Bruſt. Er ſank zuſammen, und einige Augenblicke vergingen, ehe jemand ihn anzurühren wagte, dann wurde er aufgehoben und in ein nahes Hoſpital gebracht, ein Wundarzt beſichtigte ſeine Wunden, ſie waren tief und gefährlich, aber nicht tödtlich, man wandte ſogleich die ſorglichſten Hülfsleiſtungen an. —

Hier ergab ſich alsbald aus dem angeſtellten Verhör, daß er Karl Ludwig Sand heiße, aus Wunſiedel in Baiern gebürtig und Sohn eines ehemals preußiſchen Juſtizrathes, ſelbſt aber Kandidat der Theologie ſei, früher in Erlangen und zuletzt in Jena ſtudirt habe. Er war von dort mit dem feſten Vorſatz, das Vaterland von einem Verräther zu befreien, der ihm längſt als ein Inbegriff alles Schlechten galt, am 9. März abgereiſt, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, mit erborgtem

Geld verſehen. Ueber Erfurt, Eiſenach, Fulda, Hanau, war er nach Frankfurt gekommen, wo er im Gaſthofe zum Weißen Schwan übernachtet hatte. Vom letzten Nachtlager in Lorch zwiſchen Darmſtadt und Mannheim hatte er zum Weiterkommen ſich eines Wagens bedient, um nicht allzu ermüdet am Ziel anzulangen. Das große Blatt Papier, welches er aus der Taſche gezogen, und an die Hausthür des Ermordeten mit dem Dolch anzuheften beabſichtigt hatte, enthielt unter der Aufſchrift: „Todesſtoß dem Auguſt von Kotzebue“ eine Art von Manifeſt, welches in ſchwülſtiger Sprache die Liebe zum Vaterland und zur Tugend als edlen Antrieb und volle Berechtigung ſeines Unternehmens darlegte. Der Aufſatz, von ihm ſelbſt ſehr deutlich geſchrieben, zeigte die leidenſchaftlichſte Aufregung, doch ohne eigentliche Gedankenkraft oder genialen Ausdruck, das Pathos ging nicht über die Sphäre einer trunknen Erhitzung hinaus, wie Kotzebue ſelber es hätte liefern können. So hieß es z. B. darin: „Unſere Tage fordern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat! Bereitet euch! Entſcheidet euch auf Leben und Tod!“ Ferner: „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Geſinnung dieſer Tage: — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieſer feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks — Auguſt von Kotzebue, niederzuſtoßen.“ Außer dieſem großen Blatte wurde noch ein zweites kleineres angeführt, als bei dem Mörder vorgefunden, das die wenigen aber inhaltſchweren Worte enthielt: „Todesurtheil an dem Verräther Auguſt von Kotzebue vollzogen nach dem Beſchluſſe der Univerſtickt * * *." Von letzterm erhielt ich wie von dem erſtern durch Herrn von Berſtett eine Abſchrift, die Urſchrift aber ſah ich nicht, die des erſtern hingegen hatte ich in Händen gehabt und aufmerkſam geleſen. — Ich habe hier mit Abſicht die näheren Umſtände der That ſo mitgetheilt, wie ſie damals in den erſten Tagen bekannt wurden, und die freilich von den ſpäteren ſogenannten aktenmäßigen Angaben in manchen Punkten abweichen. Wer die letztern als Grundlage der Beurtheilung vorziehen will, findet ſie ſcharf und lichtvoll erörtert von Doktor Wilhelm Häring im erſten Bande von deſſen Neuem Pitaval. Daß aber das Aktenmäßige nicht immer deßhalb, weil es dieſes, auch das Wahre iſt, braucht wohl nicht erſt erinnert zu werden.

Nachdem ich meine Stafette nach Berlin abgefertigt, eiligſt noch an den Geſandten von Küſter nach Stuttgart und an den General von Tettenborn nach Wien geſchrieben hatte, ſah ich mich den Nachmittag und Abend unausgeſetzt in Anſpruch genommen, weil Bekannte und Unbekannte ſich herbeidrängten, um Fragen zu thun, um Anſichten und Meinungen auszutauſchen. Die Aufregung und Beſtürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Wie gewöhnlich wußten die Leute im erſten Augenblicke nicht, was ſie darüber denken und ſagen ſollten. Beſonders verwirrte ſie, daß der Mörder ohne alle Reue und ſogar mit dem Scheine hoher Frömmigkeit ſich ſeiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt nach ihrer Vollbringung ſich ſelber zu erſtechen; dazu kam die Nachricht, in Mannheim ſei faſt die ganze Bevölkerung für ihn geſtimmt, preiſe den begangenen Mord als die Heldenthat eines edlen vaterländiſchen Jünglings, für den die heftigſte Theilnahme, die heißeſten Wünſche ſich kund gäben, wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfriſchungen geſandt, das Volk ſammelte ſich vor dem Hoſpital und rief ihm Lebehoch und Beifall, einige Katholiken beteten öffentlich für ſein Seelenheil, beſonders aber ſprachen die zahlreichen Engländer und Engländerinnen, die ſich damals in Mannheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thäters aus. In Karlsruhe war dieſe Stimmung weniger und nur in den untern Volksklaſſen merkbar; in den höheren Kreiſen herrſchte dumpfe Betroffenheit und angſtvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten ſahen ſich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeſchreckt, eine heilige Vehme ſchien neu erſtanden, jeder Student konnte der Vollſtrecker ihrer Urtheile ſein, ſie glaubten ſich ihres Lebens nicht mehr ſicher, einige jammerten und ſeufzten, andere ſchalten und tobten, und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen ſolche Gefahr. Unter den letztern war Herr von Berſtett, der vom erſten Augenblick das Ereigniß als ein ſolches auffaßte, das politiſch auszubeuten, und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen ſei. Dies war ſein Ausdruck, und dieſen Verdienſt war er entſchloſſen möglichſt ſich ſelber zuzueignen; die großen Herrſcher ſollten erkennen, ſo ſagte er ſelbſt, was ſie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müſſe. Bei ihm hatte ſich daher auch ſogleich die Meinung feſtgeſetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, ſondern auf Anſtiften einer weitverzweigten Parthei gehandelt, müſſe durchaus Mitſchuldige haben, und dieſe zu entdecken und ſich ihrer zu verſichern ſei die dringendſte Aufgabe

Dieſer Meinung war freilich mein öſterreichiſcher Kollege nicht, der am erſten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an ſeinen Hof ebenfalls eine Stafette geſandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit bericht. Was ſoll i denn daran berichte? Es iſt a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte ſoll?“

Das wußte mein preußiſcher Kollege in Darmſtadt, Herr von Otterſtedt, damals noch ein guter Freund von mir, denn freilich beſſer. Als er zuerſt das Geſchehene vernommen, rief er aus: „In Mannheim? Was der Varnhagen für ein Glück hat, daß dies in ſeinem Bereich geſchehen! Was wird er für Berichte machen! Dieſe Geſchichte wird ihn ungeheuer auf ſeiner Bahn vorſchieben. Nun, ich gönn' es ihm!“ Er ſah ganz richtig, was ſich aus der Sache für Vortheil ziehen ließ, der ihm auch unfehlbar daraus erwachſen wäre. Doch in der Anwendung auf mich ſtand er im größten Irrthum, wie die Folge nur allzu ſchnell zeigte. —

Von Tag zu Tag gingen neue Mittheilungen ein, Aufſchlüſſe, Warnungen, Fingerzeige; die badiſchen Beamten entwickelten die größte Thätigkeit. Polizei und Gericht ſetzten ſich mit den ausländiſchen Behörden in Verbindung. Berſtett ſchrieb an die fremden Miniſter, erklärte ſeine tapfere Geſinnung, er wolle die Rotte der Meuchelmörder ausſpüren und vernichten, müßte er auch ſelber darüber das Opfer ihrer Dolche werden. Daß meine Meldung die frühſte war, die man in Berlin empfing, war nicht zu verwundern, da ich eine Stafette geſandt hatte, die den langſamen Poſten voreilte. Aber wunderbar genug kam auch nach Wien die erſte Nachricht durch mich, nämlich durch meinen Brief an Tettenborn, der ſie dem Fürſten Metternich ſogleich mittheilte, durch welchen ſie an den Kaiſer gelangte. Der Eindruck in Wien war nicht ſo erſchütternd und gewaltſam, wie in den Rheingegenden; man ſah die Sache aus der Ferne, man war gegen das deutſche Studentenweſen abgeſperrt, man fühlte ſich nicht unmittelbar bedroht. In den erſten Tagen empfing Gentz einen Drohbrief, ihm ſei daſſelbe Loos zugedacht, das den Verräther Kotzebue getroffen, der Mordſtahl ſei gegen ihn ſchon gezückt; aber Gentz war diesmal klüger als furchtſam, erkannte die Myſtifikation, und entdeckte als ihren Urheber den Major d'Aſpre, der ſich gemüßigt gefunden, das jammervolle Ereigniß gleich zu einem ſchlechten Scherze zu mißbrauchen. Metternich und Gentz wußten indeß recht gut, was die Sache für eine Bedeutung habe, welch ein Zeichen ſie ſei, und was daraus in Deutſchland gemacht werden könne. In Berlin war der Schrecken allgemeiner und heftiger. Hier wußte man ſich auf unſichrem, unterhöhltem Boden, überall ſah man altdeutſche Tracht, die Turner und Burſchenſchafter waren im ganzen Land ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte ſie mächtig und furchtbar; was hinderte, fragten die Aengſtlichen, daß plötzlich hundert Mörder aufgeboten wurden, ſobald die geheimen Obern den Befehl gäben? Die ganze Jugend ſei fanatiſirt, und unter dem Schein der Frömmigkeit und Tugend zu den ſchrecklichſten Thaten leicht aufzureizen. Die Größe der Furcht weckte hier den Muth ihr zu begegnen. Der Staatskanzler theilte zwar dieſe Stimmung und Beſorgniß nicht, er lächelte nur, als man auch ihn als bedroht angab; allein er mußte es geſchehen laſſen, daß die obern und untern Staatsbehörden im Sinne jener Vorausſetzungen alle Kräfte anſtrengten, um ſtaatsgefährliche Dinge zu entdecken, zu beſtrafen. Der Miniſter von Schuckmann und der Geheimrath von Kamptz fanden hier ein reiches Feld ihrer befliſſenen Thätigkeit, ſie traten in ernſte Gemeinſchaft mit Herrn von Berſtett, der aber nicht ſehr zufrieden war, preußiſcherſeits nicht von höheren Perſonen angeſprochen zu werden, er meinte, nicht nur der Graf von Bernſtorff, ſondern auch der Staatskanzler, ja der König ſelbſt könnten ihm ſchreiben, da er doch für ſie freiwillig durch ſeinen Eifer in die größten Gefahren gehe. —

Die Frage, ob Sand bei ſeinem Verbrechen Mitſchuldige habe, mußte ſich gleich zuerſt aufdrängen. Das zweite bei ihm gefundene Papier, beſonders die Worte „nach Beſchluß der Univerſität * * *", deutete klar auf ſolche hin; Berſtett machte dies auf das heftigſte geltend, und verſicherte, das Gegentheil ſei ganz undenkbar, ja, in Ermanglung andrer Mitſchuldigen dürfte man diejenigen dafür halten, welche ſie läugneten. Mit dieſem Machtſpruch war indeß nichts entſchieden. Herr von Reden öffnete die Schätze ſeiner geſchichtlichen Gelehrſamkeit, und eine lange Reihe politiſcher Mörder wurde uns vorgeführt, und bei jedem einzelnen erwogen, ob er für ſich allein gehandelt, oder Genoſſen gehabt. Da fand ſich denn, daß Genoſſen der That öfters vorkamen, Genoſſen der Berathung und des Entſchluſſes aber ſelten, und immer etwas zweifelhaft. Die römiſchen Jünglinge, mit welchen als ſeinen Mitverſchwornen der ergriffne Mucius Scävola dem Könige Porſenna drohte, wurden für ein erdichtetes Schreckbild erklärt, das den König einſchüchtern ſollte.

Harmodios und Ariſtogeiton, Charlotte Corday, Staps hatten keine Mitſchuldige, von Chatel, Ravaillac, Damiens waren ſie nicht erwieſen. Ich glaubte ſchon aus pſychologiſchen Gründen nicht an Mitſchuldige, weil eine ſolche That nur aus einem gewaltſam in ſich ſelber zuſammengedrängten Gemüth hervorgehen könne, jede Mittheilung des Vorhabens eine Oeffnung ſei, durch welche die zur Ausführung nöthige Kraft geſchwächt werde, ja gewiſſermaßen eine Aufforderung, dem Vorhaben entgegen zu treten, daſſelbe zu hindern. Ich widerſprach daher der Vorausſetzung Berſtett's, und legte überhaupt auf jenes Papier Sand's kein großes Gewicht, da eine beſtimmte Univerſität nicht einmal genannt war, eine Verdächtigung Jenas oder Erlangens nicht beabſichtigt ſein konnte, die ganze Angabe daher nur den Zweck zu haben ſchien, den Furchtſamen noch größere Furcht zu machen. Dieſe Auslegung wurde mir ſehr übel genommen, und von manchen Seiten als das Zeichen einer ſchwachen politiſchen Geſinnung angeſehen. —

Inzwiſchen trafen über Sand, ſeine Verhältniſſe und ſein Benehmen, täglich neue Nachrichten ein. Von ſeinem früheren Leben verlautete nur Vortheilhaftes; den Eltern war er ein guter Sohn geweſen, den Geſchwiſtern ein liebevoller Bruder; ſein edler und feuriger Geiſt hatte mit Eifer und Fleiß den Studien der Theologie obgelegen, dann in baieriſchen Kriegsdienſten die Waffen gegen Napoleon ergriffen; die Liebe zum deutſchen Vaterlande war in ihm leidenſchaftlich angeregt, wie in allen Studirenden, beſonders in den Beſſern, die ſich mit ihm zur ſogenannten Burſchenſchaft, einer Verbrüderung, welche bald die meiſten deutſchen Univerſitäten umfaßte, vereinigt hatten

Er war fleißig, ſittenrein, für alles Hohe begeiſtert, zur Frömmigkeit geſtimmt ohne Andächtelei, überhaupt nicht ſchwärmeriſcher, als andre Jünglinge, die mit ihm gleiche Bahn gingen. Seinem eifrigen Wollen aber fehlte die Stütze eines ſtarken Verſtandes, eines großen, freien Sinnes, ſein Denken war ſchwach und dürftig, ſein Geſichtskreis beſchränkt; für ſeinen unruhigen Trieb zum Handeln und Wirken fand er in ſich kein hervorſtechendes Talent, das den ſprudelnden Kräften zum glücklichen Ausweg gedient hätte. Solch Gemiſch von weichen Gefühlen und hohlen Vorſtellungen, von überſpannten Anſprüchen und Urtheilsloſigkeit, konnte nur zu Verwirrungen und Widerwärtigkeiten führen; daß es zum Verbrechen führte, war die Folge zufälliger Einflüſſe, die ſich in dem verwahrloſten Gemüth zu Einem ſtarren Gedanken feſtſetzten. Dieſer Gedanke war, Kotzebue ſei der Verderber des deutſchen Volkes und Kotzebue müſſe getödtet werden. Warum er grade dieſen wählte, der nur in äußerſt untergeordneter Stellung wirkte, deſſen Wirken nur in niedrem Kreiſe blieb, an deſſen Tode dem Vaterland auch nicht das Geringſte gelegen war? In ihm war kein Tyrann Hipparchos zu tödten, kein Blutmenſch Marat; für ſeine litterariſchen und politiſchen Sünden Rache zu nehmen, konnte der Kritik und Geſchichte ruhig überlaſſen werden. Aber Sand, ſo wird richtig geantwortet, hatte keinen andern Gegenſtand, nur dieſer fiel in den beſchränkten Kreis ſeiner Umſchau.

Ein weitläuftiges Schreiben, das er vor der Abreiſe von Jena dort zurückgelaſſen, giebt ſeine Stimmungen und Antriebe am beſten in ſeinem eignen Ausdruck zu erkennen, daher laſſen wir daſſelbe hier in ſeiner ganzen

Ausdehnung folgen. Der Brief iſt überſchrieben: „An alle die Meinigen“, und lautet wie folgt: „Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und ſchwankte, Euch hiervon zu ſchreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und ſchneller vorübergehn; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unſerm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Alſo heraus aus der umſchloſſenen bangen Bruſt; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abſchiedsſchmerz verſüßen kann. Euch bringt dies Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück! Geſagt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies iſt unſtreitig der höchſte Jammer in dieſem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt; dies für uns der entehrendſte Schimpf, wenn all' das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde, und wofür ſich Tauſende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuthe wieder erſchlafen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. Unſere Enkel werden dieſe Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unſers deutſchen Lebens wurde in den letzten zwanzig Jahren, beſonders in der heiligen Zeit 1813, mit gottgetroſtem Muthe begonnen, das väterliche Haus iſt vom Grund aus erſchüttert; vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und ſchön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unſere Herzen erſehnen! Nur wenige ſtemmen ſich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menſchlichen im deutſchen Volke. Warum beugen ſich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieſer Argen? ſoll uns das erſt erwachte Heil wieder erſterben? — Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungeahndet, bis aufs völlige Verderben unſeres Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und boshafteſte, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Deutſchen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und ſtehet dennoch, geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichlerkünſte, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz ſeiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutſchlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in ſeinen halbruſſiſchen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen; denn dieſe ruſſiſchen Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wühlen; ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſein; — ſo muß er nieder! — Ich ſpreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erſtehen ſoll, ſo laßt uns Kampf und Mühe nicht ſcheuen, und die rechte Freiheit und Begeiſterung des deutſchen Volks erwächſt uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird: wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht, und für die deutſchen Güter, mit Hintanſetzung alles Lieben, nur den Tod ſieht. Wer ſoll auf dieſen erbärmlichen Wicht, auf dieſen beſtochenen Verräther hören? In Angſt und bittern Thränen ehemals zum Höchſten gewandt, warte ich ſchon ſeit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Worte geſchaffen, ablöſe, der mich erlöſe aus meinem Schmerz und mich laſſe auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt ſich troß all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder ſo gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unſern Zuſtand immer ſchlimmer, und erbärmlicher, und wer ſoll uns von der Schande befreien, wenn [illegible] ungeſtraft den deutſchen Boden verlaſſen, und im Auslande ſeine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer ſoll helfen, retten aus dieſer unſeligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächſt ich, der Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was fürs theure Vaterland geſchaffen werden ſoll? — Alſo nur muthig daran! auf ihn will ich zornerfüllten Muthes losgehen, (erſchrecket nicht), ihn den Schänder und Verführer unſers Volkes, den ärgſten Verräther unterſuchen, daß er aufhöre, und von Gott und der Geſchichte abzuwenden, und uns in die Hände der argliſtigſten Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernſte Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieſer Zeit für unſer Volk zu erſtreben iſt, und ſeit ich ihn kenne den falſchen feigen Schurken, iſt dies für mich, wie für jeden Deutſchen, der das Wohl des Ganzen beachtet, ein ſtrenges Muß geworden. — Möchte ich durch dieſe Volksrede alle

Wegen und Gewaltthätigen darauf hinzuweiſen, von welcher Kläglichkeit und Gewalt droht, und bei Zeiten die furchtſame Alte und die rüſtige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinſame Vaterland, Deutſchland, den immer noch verſtückten und entwürdigten Staatenbund aus der nahen Gefahr zu erretten: möchte ich Schrecken über die Böſen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten; — Schriften und Reden wirken nicht — nur die That kann einen; — möchte ich wenigſtens einen Brand ſchleudern in die jetzige Schlaffheit, daß die Flamme des Volksgefühls, das ſchöne Streben für Gottes Sache in der Menſchheit, das ſeit 1813 unter uns aufgeregt iſt, unterhalten, mehren helfen — ſo wären — alle meine ſchönſten und letzten Wünſche erreicht. Deshalb bin ich, ernſtlich aufgeſchreckt aus allen bisherigen ſchönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuverſicht, ja froh, da ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm ſchulde. So lebet wohl, Ihr treuen Seelen! Es fällt die ſchnelle Trennung ſchwer, und Eure Erinnerungen, wie meine Wünſche, ſind wohl getäuſcht, doch mag dies Eine — Vorbereitung ſein und tröſten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheiſchte, zuerſt von uns ſelbſt verlangten, was ſich bei mir zum unverbrüchlichen Grundſatz eingeübt hat. Ihr werdet bei Euch ſprechen: »Hat Er uns durch unſere Opfer das ganze Leben auf dieſer Erde, die Freudigkeit in der Menſchengeſellſchaft kennen gelernt, und ſchien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?« Ja dies war, dies that ich. Unter Eurem Schutze, durch Eure unzähligen Opfer bin mir

Land und Leben ſo innig lieb gewonnen. Ihr habet mich in die Wiſſenſchaft eingeführt, in ſeiner Geſchichtsbetrachtung habe ich gelebt, habe in die Geſchichte geſchaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem hellen Lichte des Glaubens hinauf zu ranken zum Ewigen, und durch freie Forſchung des Verſtandes mir über mich ſelbſt und über die Geiſter meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wiſſenſchaften in der geiſtlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand geſetzt, das Gebiet unſeres menſchlichen Wiſſens zu überſchauen, und habe mich wieder entſprechenden Verkehrs mit Frauen und Männern, und habe, um ſelbſt Leben ſelbſt geläutert zu werden, Sitten und Gebräuche der Menſchen in verſchiedenen Theilen Deutſchlands kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig mein Leben beſchließen, und bei allem ſeligſten Umgang unſerer Lebensformen und der Wiſſenſchaft ſollte mir auch Gott helfen, meinem Stande treu mich zu bewahren. — Aber ſollte mich dieſes Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes ſelbſt abzuwehren? Muß mich Eure anhängliche Liebe nicht gerade antreiben, den Leib einzuſetzen für das gemeinſame Recht und unſere Altäre? Wie viele der jungen Griechen ſind ſchon gefallen, um ihr Volk von der Sklaverei der Türken zu befreien, und ſind faſt ohne allen Erfolg, ohne alle Ausſicht geſtorben, und Hunderte von ihnen, auch ſonſt durch Bildung ſich erhebend, laſſen dennoch den Muth nicht ſinken, und ſind bereit, freudig wieder das Leben für das Heil ihres Landes hin zu geben; — und ich ſollte nicht ſterben?! Und wir, denen die Rettung zur Erhaltung der höchſten Güter ſo nahe liegt, wollten nichts helfen kann? — Ob ich Deine Liebe verloren? Oder begegnen leichtfertig wäre? Wahrlich nicht! Was ſollte mich zurückführen zum Leben, wenn nicht große [illegible] Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, Euch zu beweiſen? Mutter, du wirſt ſagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in reinſten Sorgen und heißem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meinem letzten Lebensabſchnitte in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, ſprachen nicht auch die Mütter [illegible] einſt [illegible] zu Sagen, wenn er für das Vaterland hinzöge, und wenn es Römer ihm wollte, die Liebe und Vaterland? Soll ich auch die Klage von dir vernehmen, und du kannſt ſolche Söhne nicht, als Feige. Schon einmal habe ich dieſen Ruf vernommen, und wenn jeder Einzelne [illegible] wollte für die heilige Sache, ſo würdeſt du mich auch vielmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und zwei Schweſtern, alle rechtſchaffen und gut, habe ich von dir; ſie bleiben Dich, ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Dich alle Jünglinge, die es redlich meinen, mit dem Vaterlande, als treue Söhne gegrüßet ſein. Meine Beſtimmung iſt vielleicht gegeben. Ob ich noch fünfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und ruhiger leben, als in dieſen letzten Jahren. Das iſt meine Beſtimmung, daß wir erfaſſen das einzig wahre Gut, gegen das Böſe ankämpfen, und begegnen dem Tode mit ruhigem ganzem Leben werden. In der Welt haben wir Angſt, aber in Gott können wir Alle, als Chriſten, überwinden; er?

daß und in allen Winkeln ſein Friede werde! Wiederum auf dem einſamen Wege, den ich wandeln ſoll, habe ich keine andere Rückſicht, als auf Ihn, den gnädigen Herrn; in Ihm habe ich aber auch Muth und [illegible] [illegible] zu überwinden und meine rechte That [illegible] zu vollführen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich Gott, [illegible] es Gott zu der Stunde [illegible], die [illegible] nicht zu [illegible] vermögen! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Freunde in Ihm, und [illegible] nicht [illegible] auf meinem [illegible], als [illegible] auf die [illegible] und [illegible], und nicht [illegible] [illegible] [illegible] aber [illegible] in allen [illegible] mit dem Vaterlande! [illegible] [illegible] [illegible], wenn ich ſie gerne ein [illegible] [illegible] geworden wäre, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und habe ſie [illegible] und [illegible] [illegible] im [illegible] Deutſchland [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. Im [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] mein Vaterland! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible] im deutſchen Volke, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] iſt. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — der deutſchen Freiheit eine [illegible]? — [illegible] [illegible] März 1813. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

Welche kleine [illegible], die ſich erlaubt, ein [illegible] [illegible] in ein [illegible] [illegible] zu bringen, [illegible] [illegible] noch einige andere [illegible], die ſich in [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible], und auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]: „Die deutschen Burschenschaft in Jena“, und [illegible] [illegible]: „Da ich [illegible] [illegible] Burschenschaft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Namen, da ich nicht auch [illegible] kann, daß [illegible] unter und [illegible] an mir [illegible] [illegible], wenn ich [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] [illegible]; so [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] auch von meinem [illegible], und der Burschenschaft [illegible] [illegible] zu werden. [illegible] [illegible] unter und [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] ist, und [illegible], [illegible], [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], daß ich [illegible] [illegible] [illegible] an dem [illegible] [illegible] [illegible]! — [illegible] [illegible] [illegible] unter und [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] zu [illegible] haben, ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; aber um so [illegible] [illegible] ich in der [illegible] [illegible] [illegible] in dem [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] deutschen [illegible]. Jena, [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] von [illegible].“ — [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible]: „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Jena, zu [illegible] durch [illegible] [illegible], [illegible].“ [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben, [illegible] zu werden und zu [illegible] [illegible]. [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] gegen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible], daß der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ist ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zur Blüthe [illegible], nach allen Seiten, wo [illegible] am [illegible] gekommen. Wie ein Blitz [illegible] die That das Volk; bis dem Zustande der Erhebung war nichts mehr [illegible], und es begriffen [illegible], und lange unaufhörlich nach Befriedigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine [illegible] That war wieder der Punkt geworden, in dem alle Gedanken sich versammelten, und die Meinung war [illegible] über das Beispiel [illegible], Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, [illegible] der [illegible] der [illegible] Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein [illegible] über den Zustand des Vaterlandes [illegible], und [illegible] Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die [illegible]. Die Meinung hatte eine große Stufenleiter zurückgelegt, ein tiefer Geist war über die Zeit gekommen, die [illegible] mehr [illegible] mit dem [illegible] sich [illegible]." [illegible] sagt er: „Daß die That nicht sittlich gewesen, [illegible] mit [illegible], aber [illegible] eine [illegible] Tugend, um eine sittliche Handlung zu [illegible], die [illegible] sie mit [illegible] Dinge [illegible], [illegible] von [illegible] haben, und [illegible] das [illegible] will, wenn die [illegible], die sie [illegible] und [illegible], [illegible] das eigene Buch [illegible]."

In [illegible], der noch [illegible] zu [illegible], [illegible] sich der [illegible] und [illegible] de Wette in einem [illegible] an Sand's Mutter aus, [illegible] Verbreitung ihm den [illegible] Verlust seines Lehramtes an der Universität Berlin und langjährige Verfolgung zuzog. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Ueber Sand, welche in damaligen Blättern vielfach besprochen wurden, mögen aus einem Briefe Ludwig Robert's hier einige Nachrichten folgen, die jedenfalls das Verdienst haben, unmittelbare und durch [illegible] Gelegenheit gewählte Zeugnisse zu sein. Er schrieb aus Mannheim an mich unter dem 22. Mai 1820:

„Vorgestern früh halb 6 Uhr fand hier die Hinrichtung Sand's statt. — Was ich Ihnen darüber schreibe, ist so authentisch, daß Sie es in meinem Namen erzählen können. — Als man ihm das Urtheil ankündigte, vernahm er es freudig. Als man ihn fragte, ob er noch im Stande wäre, den Kopf gerade zu halten und überhaupt [illegible] [illegible], stand er von seinem Lager auf, ging im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf in der Höhe. — Unter mehreren Dingen, die er bei dieser Gelegenheit zu Protokoll diktirte, war auch: — daß er seine Mutter lieber sehen möchte, daß er auf dem Schaffote, als an einer [illegible] Stelle. — Von nun an durfte in den letzten drei Tagen jedermann zu ihm, den er wünschte. — Der Regimentsarzt [illegible], der bei ihm war, erzählte mir, daß er ihn im Gespräch mit einem Geistlichen gefunden hätte, worin ganz offen über religiöse und philosophische Gegenstände gesprochen wurde; er war sehr [illegible] [illegible], und wußte mir doch nicht viel zu erzählen, außer Sand's Forderung, daß [illegible] [illegible] und [illegible] Schmerz wäre. Wie wir ihn [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] haben, konnten [illegible] [illegible], daß er nach empfangenem Todesurtheil heiterer und auch körperlich gestärkter war. Das [illegible] Fieber ließ [illegible] auf [illegible] und er aß mit Appetit, [illegible], wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

wird um 3 Uhr Morgens (am letzten) seine Mahlzeit-
Nach des Oberzuchtmeisters Helsing's Munde weiß ich folgendes Gespräch: Helsing. Kennen Sie mich denn? Sand. O ja. Sie waren bei meiner Arretirung zugegen aber damals Civilisten. Werden Sie auch übermorgen u.? Helsing. O ja! Ich werde sogar den Zug commandiren, der Ihren Wagen escortiren wird. Sand. Ich danke Ihnen — Was ist der Tod? haben Sie uns einmal ein ruhiges Wort darüber sprechen: Sie haben ihm gewiß schon oft entgegengeschaut; ich sehe es an Ihren Decorationen, Sie sind ihm nahe gewesen. Nun da kennen Sie Soldaten, da werden Sie vielleicht wieder sterben für einen Andern, für eine Ihnen ganz fremde Idee. Ich sterbe für meine Idee, für das was ich für recht und gut halte. Helsing. Das sind christliche Ansichten, und Sie hätten bei Zeiten besser gethan, Wasser unter Ihren Wein zu schütten. «Als ich ihm dies sagte, fuhr Helsing im Erzählen fort, schwieg er und die Thränen kamen ihm in die Augen.» — Den Tag vor seiner Hinrichtung ließ sich Sand den Scharfrichter kommen und unterhielt sich anderthalb Stunden lang mit ihm. Es ist bei der Verschwiegenheit des Mannes nicht viel davon ins Publikum gekommen, und die einzelnen Worte, die man gehört hat, sind nicht besonders merkwürdig. Merkwürdiger ist die Verwandlung des friedlichen Mannes, der, seines Amtes ermüdet, plötzlich weich und milder ward, indem, wie er sagte, Sand gezwungen war zu tödten, er getödtet und zugesprochen wurde. — Daß die ähnliche Geschichte besorgt und vorsichtig war, ist ihr nicht zu verdenken; vielleicht hat auch der General von Neuenstein

(der von Seiten des Großherzogs zur Beſtätigung des Urtheils an die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie geſendet war, welche gleich die Stadt verließ und noch nicht wieder zurück iſt) die gemeſſenen Befehle dazu mitgebracht. Die ganze Garniſon rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt ſtanden ſchon um 3 Uhr Morgens und blieben dort ſtehn Maſſen Fußvolk und Reiterei, Patrouillen in die Straßen und bis zum Heidelberger Thor hinausſtehend; denn dicht vor dieſem, auf dem geräumigen Platz, die Kuhweide genannt, war das einfache, nur mannshohe Schaffot errichtet. Dort ſtanden, ich glaube, zwei Bataillone. Im Zeughauſe waren die Kanonen bereit; jeder Mann hatte zehn Patronen und ſein Gewehr geladen. Den Wirthen war anbefohlen, jedes verfängliche Wort der Polizei anzuzeigen. — Die Chaiſe, worin Sand und der Zuchtmeiſter (den Sand, weil er von ihm in ſeiner Krankheit gepflegt wurde, liebgewonnen und ſich erbeten hatte) ſaßen, wurde von einer Schwadron Reiterei voranreitend und nachfolgend begleitet. Als der Wagen den Hof des Gefängniſſes verließ, ward von den dort verſammelten Weibern ein lautes Heulen und Schluchzen vernommen. Sand halb liegend (wegen ſeiner Bruſt), bald ſitzend im Wagen, grüßte freundlich rechts und links die verſammelte und weinende Menge. — Es iſt nur eine Stimme über ſein heiteres, faſt verklärtes Ausſehen. „Ich ging nur meinem Vetter zu Liebe hinaus, ſagte ein gebildeter Beamter, und war ängſtlich und nahm mir vor ihn gar nicht anzuſehen, aber als ich nur die Chaiſe von weitem und ſeine große Ruhe ſah, ward ich plötzlich ſo ruhig, daß ich ſelbſt der Hinrichtung hätte mit beiwohnen können.“ Wegen ſeiner

Muth im Tode iſt gar nichts zu ſagen, ſagen die Offiziere. Und als mein Aufwärter, ein Soldat, von der Expedition zurückkam, ſprach er: „Ach, es war doch gar ein zu ſchöner Menſch und iſt ſo ſchön geſtorben; ich hätte laut heulen mögen.“ Die Begleitung eines Geiſtlichen hatte ſich Sand verbeten; aber nicht aus Mangel an Religion, — ſo wollte er, daß man dem Volke ſagen ſolle, — ſondern aus Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fließe. Er ſtieg alſo, von ſeinem Wärter und noch einem Knecht geſtützt, auf das Gerüſt. Hier ſtand er nun allein, ſah ſich nach allen Seiten um, dann hob er die Hand in die Höhe, warf ein weißes Tuch kraftvoll zu Boden, hob dann die Hand zum Schwur in die Höhe, ſprach darauf einige Worte leiſe zum Nachrichter, der ſich verneigend ihm nahte und ſetzte ſich dann. „Bindet mich nicht zu feſt, es ſchmerzt mich beim Athemholen. — Ich ſterbe in der Gnade meines Gottes. — Die Binde tiefer, ich ſehe noch“ — waren ſeine letzten Worte. Hierin ſtimmen alle Berichte überein. Nicht darüber, was er bei obigen Geſtikulationen geſprochen habe. Glaubwürdige Zeugen behaupten: Nichts, nicht Ein Wort; andre eben ſo glaubwürdige, er hätte geſagt: „Ich ſterbe für Deutſchlands Freiheit, ich ſchwöre es.“ Andre behaupten gehört zu haben: „Hier unten iſt keine Gnade; mit meinen Feinden ſterbe ich verſöhnt, meine Freunde lehre ich zu ſterben.“ — Kurz, hierüber ſind ſelbſt die Augenzeugen nicht einig, oder wollen auch wohl nicht einig ſein. — Die Menge hat ſich nach dem Ausſpruch Aller, ruhig, ſtill, und — wie nie bei ſolcher Gelegenheit — anſtändig betragen. Es waren weniger Menſchen verſammelt, als man vermuthet hatte; auf Einen

Mann konnte man drei Frauen rechnen; genug, aber nicht allzuviel Studenten waren zugegen und nicht die kleinſte Unordnung iſt vorgefallen. Wohl aber wurden der Stuhl, worauf Sand ſaß, Haar von ihm, blutige Splitter des Gerüſtes, ſogleich mit Begierde und Andrang gekauft. Alles war gerührt, erhoben und durch ſeinen Tod verſöhnt. Das Mitleid ſcheint anſteckend in der Luft gewaltet zu haben; denn obgleich ich keinen Schritt aus meinem Hauſe that, obgleich ich mit aller Kraft meiner Phantaſie mich in die Lage des Großherzogs verſetzt hatte, und mir ſagen mußte, daß ich an ſeiner Stelle den Sand nicht begnadigt haben würde, ſo habe ich doch die ganze Nacht nur zwei Stunden geſchlafen, und am Morgen, wider Willen, lang und heftig weinen müſſen. Und daſſelbe iſt Leuten begegnet, die ſonſt nicht leicht weinen, z. B. eben dem Zuchtmeiſter, der von der Expedition mit verſchwollenen rothgeweinten Augen zurückkehrte. — Nur zwei Menſchen habe ich ſagen hören, daß ſeine Faſſung erzwungen und ſein Benehmen theatraliſch geweſen wäre. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob dieſe beiden Einzigen richtig geſehen haben; aber daß es ihm um ein kraftvolles öffentliches Sterben zu thun war, beweiſen folgende Worte von ihm, die authentiſch wahr ſind. Erſtlich „Wenn mich nur in der ungewohnten Frühkälte beim Herausführen kein Nervenſchlag trifft!“ und zweitens „Sollte mein Körper vor Schwäche zittern, ſo iſt es nur der Körper; mein Geiſt weiß von keiner Furcht.“ Der Körper wurde in einen Sarg gelegt in derſelben Chaiſe zurückgeführt und Nachts ſtill begraben. Jedermann ging wieder an ſein gewohntes Geſchäft. — Lobenswerth iſt die Milde und der Anſtand, mit welchen

Sand von der Regierung behandelt wurde und die er ſelbſt laut anerkannte. — Er iſt gepflegt worden, wie ein Kind im Hauſe der Eltern. Kein Kutſcher wollte ihn hinausfahren, da kaufte die Regierung eigens eine Chaiſe zu dieſem Behuf und ein Bauer fuhr ihn u. ſ. w. — Das iſt alles, was ich zu ſagen weiß, aber dieſes wenige iſt der ſtrengſten Wahrheit gemäß und kein zweifelhaftes und verfälſchtes Gerücht habe ich aufgeſchrieben.“ —

Ich ſprach meinerſeits den ganzen Eindruck der ſo furchtbaren als jammervollen Geſchichte, auf welche die Karlsbader Beſchlüſſe und vieles andre Unheil folgte, in nachſtehenden Worten aus:

Grauſam häufet ein höhnend Geſchick hier Schrecken des Wahnes;
Doch Unglücklichen trieb falſcher Geſtirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier ſich geſtaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Ich kehre zu dem Zeitpunkte zurück, über den ich, um dieſe traurige Geſchichte zum Ende zu führen, ſo weit hinausgegangen bin. Der erſte Schrecken, den die grauſe Mordthat verbreitete, war ſinnverwirrend, eine Beſtürzung, wie ich eine ähnliche nur im Jahr 1848 zu Berlin erlebt, als der König von dem Volksaufſtande beſiegt ſchien, die Truppen entfernte, und die Farben der Barrikadenfahnen zu den ſeinigen machte. Doch als das Beſinnen allmählig zurückkehrte, war es begleitet von den Gefühlen des Haſſes, der Rache, von dem Eifer, alles niederzutreten, was mit ſolcher That im entfernteſten zuſammenhing, und wie Sand um der Freiheit zu dienen nicht geſcheut hatte Blut zu vergießen, ſo wollte man auch kein Blut ſchonen, um in den alten Vorrechten fortan ſicher feſtzuſitzen, und ſie möglichſt zu mehren. Jetzt war von keinem Fortſchreiten mehr die Rede, von keiner Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeiſt, von keinen Gewährungen der Volkswünſche, im Gegentheil verhärtete man ſich im rohen Streben die Willkürgewalt zu behaupten, die Freiheitsregungen zu unterdrücken, das Heraufbilden des Volkes zur Selbſtſtändigkeit auf alle Weiſe zu verhindern. Die That Sand's wurde für Deutſchland ein Wendepunkt in der Entwicklung ſeiner innern Verhältniſſe zwiſchen Regierung und Volk, oder ſollte es wenigſtens werden, gemäß dem Wollen und Trachten derjenigen hochgeſtellten ſowohl Fürſten als Miniſter, die mit überwiegendem Anſehn die Staatsſachen leiteten.

Mit welch andern Augen ſah man jetzt am Hofe die Verfaſſung an! Wie beklagte man, ſich ſolch unbequeme und gefahrvolle Laſt aufgebürdet zu ſehen, wie beſchuldigte man die unnöthige Freiſinnigkeit, welche von Nebenius unter Reizenſtein's und Tettenborn's Aufſicht und Billigung hineingearbeitet worden; man klagte dieſe Männer der ſtrafbarſten Uebereilung an. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, ſelbſt für die erſte Kammer durch die Verfaſſung beſtimmt, die Preßfreiheit, das Recht der Steuerbewilligung, die Ausdehnung des Stimm- und Wahlrechts, das doch noch lange nicht das geforderte allgemeine war, alles dies erſchien wie frevelhaftes Uebermaß, das man trachten müſſe möglichſt auf ein geringeres zurückzubringen. Vor kurzem noch hatte man damit geprahlt, und ſich vom Auslande dafür recht loben laſſen, daß die badiſche Verfaſſung unter allen deutſchen die freiſinnigſte ſei, daß ſie namentlich der baieriſchen weit voranginge; jetzt rühmte man die hemmenden Beſchränkungen, welche auf der letztern laſteten, pries den ſegensvollen Zuſtand einer ungehinderten Obergewalt, die zuletzt doch nothwendig als eine landesväterliche gerechte und milde zu denken ſei; wie noch kurz vorher in Baiern, in Würtemberg und in Baden ſelbſt gewirthſchaftet worden, ſchien man vergeſſen zu haben, wie noch jetzt Willkür und Unordnung im benachbarten Heſſen-Darmſtadt waltete, wollte man nicht ſehen. Der Ausdruck konſtitutionell war dieſen Leuten ein Gräuel, und gleichbedeutend mit jakobiniſch und revolutionair. Genug, das große Streben, das ſeit 1789 über alle Länder ſich entzündet hat, bald in dem einen bald in dem andern zu hellen Flammen ausbrach, immer wieder gedämpft, aber niemals vollſtändig überwunden worden, hingegen auch bis heute noch nicht vollſtändig geſiegt hat, das Streben zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit gegen rohe Gewalt und frechen Stolz, wurde jetzt offen zu heißen Kämpfen herausgefordert, durch die Angriffe der durch Sand's That aufgeſchreckten Machthaber, Staatspfründner und Dunkelmänner, und Baden wurde eines der Schlachtfelder, auf denen die Kämpfer einander begegneten.

Zwar ſo weit ging das Selbſtvertrauen und der Muth der Hof- und Adelsparthei keineswegs, daß ſie für möglich gehalten hätte, alles was ihr entgegenſtand ohne weiters abzuſchaffen, die Verfaſſung abzuſchaffen und nichts oder auch ein ſchwächeres Gebild an deren Stelle zu ſetzen, eine ſolche Verwegenheit hatte ſich in keinen dieſer Köpfe verirrt; die ungeduldigſten und ſtörrigſten derſelben ſahen ein, daß alle Fürſten- und Adelsmacht hiezu für jetzt nicht ausreiche, daß man nicht ſchlechthin umkehren könne, ſondern in der Bahn, in die man unglücklicherweiſe eingegangen, ſich fortbewegen müſſe, jedoch durch Klugheit und Einverſtändniß manchen Vortheil gewinnen und in Zukunft völlig ſiegen könne. Die größte Hoffnung ſetzte man hiebei auf die Einwirkung der großen Mächte, die ihr Verſprechen volksvertretender Verfaſſungen noch nicht erfüllt hatten, und jetzt weniger als je geneigt ſchienen ſolches zu erfüllen. Die Ermordung Kotzebue's gab den dringenden Anlaß, daß alle deutſchen Regierungen ſich unter einander und beſonders mit Oeſterreich und Preußen in thätige Verbindung ſetzten, und lebhaft über die Tagesfragen beriethen, über die ſchon vielfach angegriffenen Univerſitäten, die Preſſe, die Vereine, die Gränzen ſtändiſcher Berechtigung. Hieraus entſtand namentlich für Baden die treuloſe Zweizüngigkeit, daß man auf der einen Seite die Verfaſſung öffentlich beſchwor, ihre Freiheiten verbürgte und die zugeſtandenen Volksrechte walten ließ, auf der andern Seite dagegen heimlich über deren Unterdrückung oder Beſchränkung mit den gleichgeſinnten Regierungen ſich verſtändigte. Der Großherzog wurde hiezu fortgeriſſen, indem er ſich auf Berſtett, deſſen auswärtiges Anſehen er mit Verwunderung ſteigen ſah, in dieſen Sachen ganz verließ, mir aber aus den Verhandlungen, die ſpäter zum Kongreß von Karlsbad führten, ein Geheimniß machte, wie denn auch das preußiſche Kabinet, vielleicht ſchon damals gegen mich durch hämiſche Einflüſterungen gewarnt, mir nichts hierüber mittheilte. In andern Beziehungen fuhr er fort, mir das größte Wohlwollen zu bezeigen, und als Erwiederung ſeines Vertrauens das meinige heftig zu verlangen, er wollte daß ich über alle Sachen und Perſonen ganz rückhaltlos mit ihm ſpräche. Auch fragte er mit gütiger Theilnahme ſtets nach Tettenborn, was er für Wünſche habe, ob er nicht zur Eröffnung der Stände kommen werde, und es ſchien, als ob es ihm nicht unlieb ſei, in ihm einen Erſatzmann für Berſtett immer bereit zu haben, falls dieſer ſich für allzuwichtig oder gar unentbehrlich halten möchte.

Das Geſchrei gegen die Univerſitäten, ſchon durch Stourdza's anmaßliche Unbeſonnenheit erweckt, hatte ſich durch den Schrecken über Kotzebue's Ermordung bis zur Wuth geſteigert. Weil ein Student dieſe That verübt, weil er der Burſchenſchaft angehört und ſein letzter Aufenthalt Jena geweſen, ſo ſollte das Univerſitätsweſen die Wurzel jenes Verbrechens und alles verwandten Unheils ſein. An allen Höfen, in allen vornehmen Kreiſen, in allen höchſten Staatsbehörden hallte durch ganz Deutſchland dieſe Anſchuldigung nach, wurde mit Heftigkeit die Ausrottung des Uebels gefordert. Oeſterreich, das längſt keine Lehrfreiheit mehr geduldet, das mit Neid und Sorge die im übrigen Deutſchland noch waltende Freiheit der Wiſſenſchaft und ihrer Jünger geſehen, wies auf ſeine geknechteten hohen Schulen als auf die Muſter hin, die jetzt überall nachgeahmt werden ſollten. In Preußen rief eine dunkle, am Hof und in der Regierung gefährlich wachſende Parthei heftig nach Maßregeln der Gewalt gegen alle Geiſtesfreiheit und hoffte ihre verhaßteſten Gegner, denen ſie ſonſt nicht beikommen konnte, in der Erniedrigung der Univerſitäten mitzuerniedrigen. Die größte Unvernunft, ja der baare Unſinn wurde laut, alles wurde aufgeboten, die Mächtigen zu ſchrecken, und zu den ſtrengſten Maßnahmen zu bewegen. Die Univerſitätslehrer, die Gelehrten überhaupt, die Bekenner freier Wiſſenſchaft erhoben vergebens ihre muthigen Stimmen, ſie verhallten in dem tollen Lärm der begünſtigten Fanatiker. Wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, wo blinde Leidenſchaft ſich der Gunſt von oben zu erfreuen hat, fehlte es auch diesmal unter den Gelehrten ſelbſt nicht an niedrigen Seelen, welche dem Feinde ſich mit ihrer Kenntniß und ihrem Anſehn dienſtbar zur Verfügung ſtellten. Schon war die Frage über die Univerſitäten mit ungewöhnlicher Raſchheit dem Bundestag überwieſen, und man ſah deſſen feindlichſter Entſcheidung entgegen. Da erſchien Hemmung, Hülfe gegen dieſes drohende Vorſchreiten von einer Seite, woher man ſie nicht mehr erwartete, aus der Mitte der Fürſten ſelbſt! Der treffliche Großherzog von Weimar, dem freilich vor allen andern der Schutz freier Wiſſenſchaft und Bildung ziemte, und der zunächſt ſeine Landesuniverſität zu vertheidigen hatte, widerſprach kühn den Verläumdungen und gehäſſigen Anklagen, an deren Wahrheit zu zweifeln ſchon ein Verbrechen ſchien. Der ſachſen-weimariſche Geſandte reichte der Bundesverſammlung einen Vortrag ein, der muthig und geiſtvoll die Sache der Univerſitäten und der ſtudirenden Jugend wider die vornehmen rohen Gegner vertheidigte. „Eingedenk deſſen — hieß es darin — was von deutſchen Univerſitäten geleiſtet, und in ſeinen Erfolgen und Gründen längſt anerkannt von Deutſchen (Schleiermacher, Steffens, Wachler) wie von Nichtdeutſchen (Cuvier, Villers) geprieſen worden, werden Seine Königliche Hoheit nie ſtimmen für Einrichtungen, welche das innere Weſen derſelben nothwendig zerſtören, ſie durch Aufhebung der akademiſchen Freiheit zu bloßen gelehrten Schulen, Gymnaſien u. ſ. w. umformen! Auch Freiheit der Meinungen und der Lehre muß der Univerſität verbleiben: im Kampfe der Meinungen ſoll hier das Wahre gefunden, gegen das Einſeitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten, ſoll hier der Schüler bewahrt, zur Selbſtſtändigkeit ſoll er erhoben werden.“ Gegen die Verdächtigung, daß die Studenten im Allgemeinen und insbeſondre die Burſchenſchaft ſtaatsgefährliche Abſichten hegten, wurde geſagt: „Beklagen muß man den böſen Willen oder die Unvorſichtigkeit derer, welche eben ſolche Abſichten den Studenten zuerſt angedichtet, welche deßhalb mit großer Wichtigkeit gegen ſie geſprochen, und vielleicht dadurch den Keim des Uebels unter ſie gebracht haben.“ Den größten Beifall erhielt die bedeutende Stelle, welche den bittern Vorwurf ausſprach: „Als die ſtudirende Jugend im Jahr 1813 auf Deutſchlands Hochſchulen aufſtand, als ſie eilte theilzunehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde ſie mit offenen Armen empfangen, da wurde ſie in Schaaren geordnet, da ſah man in ihr keine Kinder, ſondern werdende Männer. Als ſie zurückkehrte aus dem Kampfe, als ſie auf Zeichen männlicher Handlungen ſich berufen durfte, da konnte ihr nicht ſofort das laute, ſonſt nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter unterſagt werden, für welche ſie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man nicht ſofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edeln Begeiſterung als Emancipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte.“ Durch ſolches Wort, im Namen eines deutſchen Fürſten in der Bundesverſammlung ausgeſprochen, waren die Gegner einen Augenblick aufs Maul geſchlagen; aber ihre tückiſchen Bemühungen ſetzten ſie darum nicht weniger fort, und ſollten in den größeren Regierungen bald eine Uebermacht gewinnen, der auch die Fürſten ſich beugen mußten.

Die Wahlen für die Ständeverſammlung waren inzwiſchen im ganzen Lande vollzogen worden. Bei der Neuheit und Eile der Sache hatten weder die Regierung noch irgend eine Gegnerſchaft derſelben die Zeit oder die Geſchicklichkeit gehabt, einen berechneten Einfluß auf das Wahlgeſchäft auszuüben, ſeinem natürlichen Verlauf überlaſſen, war dieſes überall ohne Störung, ohne gereizte Leidenſchaft oder ränkeſüchtiges Treiben ruhig vorgegangen; eigentliche Partheien beſtanden noch nicht, aber freilich war die Stimmung des ganzen Landes, wie ſie im Zwieſpalt bisheriger Regierungsweiſe und gereifter Volkseinſicht ſo ſtill als feſt ſich gebildet hatte, eine hochfreiſinnige. Die Wähler, durch fremde Einmiſchung nicht geſtört, zu keinen falſchen Richtungen verleitet, hatten mit ſichrem Takt ſo gewählt, daß nur in wenigen Fällen ſpäter bemerkt werden konnte, man habe ſich über Geſinnung oder Fähigkeit der Gewählten geirrt; für die zweite Kammer, welche im Gegenſatze der erſten die demokratiſche ſein mußte, waren ohne Vorurtheil auch Adliche und beſonders viele Staatsbeamte gewählt worden, deren Denkart und Karakter man durch ihren Stand und ihr Amtsverhältniß nicht gefährdet wußte. Dabei waren die freien Eigenthümer und Gewerbsleute doch an Zahl überwiegend, inſonderheit hatten die Bauern ihre angeſehenſten Vögte gewählt, ſo daß im Ganzen jede Klaſſe ſich in angemeſſener Weiſe vertreten fand. Neben einigen bekannten Namen, unter denen der Liebenſtein's, für die zweite Kammer gewählt, und der Rotteck's, für die erſte, glänzend verſtrahlten, hörten wir die meiſten zum erſtenmal und auch die Regierung ſchien wenig von den Männern zu wiſſen, die ihr jetzt wichtig werden ſollten. Das Volk aber kannte die Seinen ſehr gut, und hing an ihnen mit größter Liebe. Vielen Abgeordneten, beſonders denen aus Lahr, wurden auf ihrer Durchreiſe nach Karlsruhe unterwegs die größten Ehren zu Theil, man empfing ſie mit Geſchützdonner, Triumphbogen, Blumenſtreuen, Bürgerwehr rückte in Waffen zu ihrer Begleitung aus. Die Höflinge und Ariſtokraten ſchüttelten die Köpfe, das ſei doch zu viel, meinten ſie, dergleichen komme nur dem Landesherrn zu! Auch den Miniſtern war bei ſolchen Dingen nicht wohl zu Muth, der Uebergang aus der unbeſchränkten Regierung in die durch Verfaſſung und Geſetz bedingte, der Volksvertretung verantwortliche, war in den Sachen oft ſchwierig, für die perſönliche Gewöhnung die unbequemſte Neuerung. Einer ſah mit Mißtrauen auf den andern, wie Schauſpieler die ſich in neuen Rollen zeigen ſollen, und den eignen Erfolg durch das Mißlingen der andern gern erhöht ſehen. Berſtett hoffte mit einigen vorbereiteten Reden ſich leicht abzufinden, und im Uebrigen das den auswärtigen Angelegenheiten überall zugeſtandene Geheimniß zur Abwehr aller Zudringlichkeit vorzuſchützen. Wie es den andern Miniſtern und Vertretern der Regierung ergehen werde, war ihm ganz gleichgültig. Mit höhniſchem Lachen äußerte er gegen mich, als von den künftigen Debatten die Rede war: „Wie der Finanzminiſter Fiſcher mit ſeinem

Budget durchkommt, das iſt ſeine Sorge, mich geht's nicht an, wenn er ſtecken bleibt!“ Er gönnte dem bürgerlichen Miniſter eine Niederlage, die er für ſich ſelber unmöglich glaubte.

Fiſcher wurde jedoch vom Großherzog noch vor Eröffnung der Kammern in den Freiherrnſtand erhoben, was den Bürgerlichen theilweiſe gefiel, unter den Adlichen dagegen einige Verſtimmung erregte. Berſtett, der von der Welt nichts kannte und ſchätzte, als die vornehmen Kreiſe, die Wege zur Gunſt und Macht, verband ſich auch enge mit den Edelleuten des Landes, deren Anſehn und Vorrechte er herzuſtellen verſprach, und beklagte nur, daß die mediatiſirten Standesherren ſich zu hoch dünkten, um mit jenen und ihm in völlige Gemeinſchaft zu treten; wenn es ihnen in Folge deſſen ſchlecht ginge, ſo hätten ſie niemandem als ſich ſelber die Schuld beizumeſſen. An einem Adelsedikt, das der Verfaſſung erläuternd zur Seite ſtehen und ſie bedingen ſollte, wurde fleißig und heimlich gearbeitet, eine kleine Junkerparthei nahm das Geſchäft ganz in ihre Hände, kein Staatsbeamter, der nicht durch Stand und Geſinnung ihr angehörte, durfte zugezogen werden. Die Freiſinnigen achteten des Geredes wenig, das darüber umlief, und meinten, die Junker würden nichts Taugliches aufſtellen.

Der baieriſche Geſandte Graf von Reigersberg war nach Karlsruhe zurückgekehrt, und knüpfte mit mir das freundſchaftliche Verhältniß wieder an, welches durch meinen für Baden bezeigten Eifer etwas erkaltet war. Er machte mir von dem Entſetzen, dem Unbehagen und Widerwillen, mit denen die vornehme Welt in München durch die dortigen Ständeverhandlungen erfüllt worden, eine treuderzige Schilderung, und verhehlte nicht, daß alles Streben darauf gerichtet ſei, ein ſo tolles Unweſen, das plötzlich in ihre Mitte geworfen worden, ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden. Sein Bruder, der baieriſche Juſtizminiſter, war ganz freiſinnig, und verlangte mit andern verfaſſungsmäßigen Anordnungen mündliche und öffentliche Rechtspflege. Allein der Geſandte wußte von ſolchen Dingen wenig, ihm galt nur, was er von allen Seiten gehört hatte. Durch ſeine Mittheilungen und ſein ſicheres Anſehn verſtärkte er hier die Junkerparthei, die ihrem Weſen nach durch keine Landesgränzen beſchränkt war, ſondern überall mit ihresgleichen zuſammenhing. Reigersberg theilte mir unbefangen mit, was er in dieſer Beziehung erfuhr. Heftiger, aber durch das Uebermaß mehr lächerlich als wirkſam, ſchalt der hannöverſche Geſandte von Reden auf alles Verfaſſungsweſen und auf alle Nichtachtung des Adels. Doch ſeine Gutmüthigkeit und freundliche Umgangsgewöhnung ließen dieſe ſchroffe Denkart im Handeln ſelten zur vollen Geltung kommen, und im Menſchen, den er vor ſich hatte, mit dem er verkehrte, vergaß er ſogar den Liberalen, den Demokraten. Auch erlebte er in dieſer Zeit ein ſchlagendes Beiſpiel, wie unſicher der Maßſtab ſei, der bei Anwendung ſolcher Namen zu gelten habe. Er ſelbſt erzählte mir in lächelnder Vertraulichkeit, er habe nicht umhin gekonnt, gewiſſe Artikel aus London in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ihn als miniſterfeindliche und freiheitsſüchtige empört hätten, ſeinem erhabenen Vorgeſetzten dem Grafen von Münſter in London als ſolche zu bezeichnen, deren Verfaſſer man erforſchen und dafür anſehen müſſe. Was jedoch habe Graf Münſter geantwortet? Der Verfaſſer ſei ihm wohlbekannt und oft in ſeinem Hauſe, nämlich der liebe und wackre deutſche Prediger bei der hannoverſchen Geſandtſchaft, und in jenen Artikeln habe man auf engliſchem Standpunkt nichts Unerlaubtes oder Schlimmes! — Wir bedauerten ſehr, den guten Mann ſo bald verlieren zu ſollen, denn er hatte trotz ſeines Alters und ihm ſelbſt unerwartet eine neue Beſtimmung erhalten, nämlich als Geſandter nach Rom zu gehen, wohin er ſeine Abreiſe ſchon vorbereitete. Die geiſtige Annehmlichkeit von Karlsruhe wurde durch das Weggehen dieſer ſo denkwürdigen Familie auch bleibend getroffen. — General von Neuenſtein kam aus Schweden zurück, und vertraute mir alles, was ihm von Anhängern des alten Herrſcherhauſes über die dortigen Verhältniſſe war zugeflüſtert worden; die Hoffnungen der Königin Friederike und ihres Sohnes des Prinzen Guſtav ſchienen aber durch den guten Willen einiger ohnmächtigen Anhänger um nichts beſſer geſtellt! —

Um die Mitte des Aprils ſahen wir den ruſſiſchen Geſandten von Anſtett aus Frankfurt zum Beſuch in Karlsruhe, wo beſonders Berſtett es an keiner Bemühung fehlen ließ, den Gaſt auszuzeichnen und zu vergnügen. Er glaubte die Anweſenheit des gefürchteten Staatsmannes benutzen zu können, um beim Großherzog einige Maßregeln durchzuſetzen, welche dieſem allzu gewagt ſchienen, Maßregeln der Art, wie ſie ſpäter gegen die Preſſe, die Univerſitäten, die Volksfreiheit überhaupt, aus den Karlsbader Berathungen hervorgingen. Allein Anſtett, den ſchon ſeine Wohlbeleibtheit als behaglichen Lebemann erkennen ließ, ging auf nichts weniger als auf Wagniß und Kampf aus, er liebte geringe Anſtrengung und ruhigen

Grund, er ziehe auch hier zur Vorſicht und Mäßigung und halte für beſſer, mit vorhandenen Uebeln ſich zu vertragen und einzurichten, als deren völlige Beſeitigung durch gewaltſamen Angriff zu verſuchen. In den Geſprächen, die ich mit ihm hatte, vermochte ich nichts, was neben ſeiner äußerlichen Stellung ihm einigen Anſpruch auf die Ueberlegenheit hätte geben können, die man ihm beilegte, nichts als einige Gewandtheit im Gebrauche des kleinen Vorraths der jedesmaligen Redensarten und Stichwörter, die in den Kreiſen der Diplomaten und Beamten für den Augenblick herrſchen. Er behauptete dreiſt und feſt, es beſtehe ein Komplott, aus dem Kotzebue's Ermordung hervorgegangen, und das noch fortwirke, und man habe die Hauptfäden ſchon entdeckt. Seine Anweſenheit in Karlsruhe dauerte nur ein paar Tage, und außer daß er eine reiche Doſe und einen Orden davontrug, war nichts von einem Erfolge derſelben zu bemerken.

In außerordentlicher Sendung erſchien der ſachſen-weimariſche Geheime Rath von Conta, nachdem er ſchon in Frankfurt und Stuttgart ſich beſonderer Aufträge entledigt hatte, auch in Karlsruhe. Die weimariſchen Erklärungen am Bundestage hatten großes Aufſehen und manche Erbitterung erregt, man fragte in gewiſſen Kreiſen, ob denn der Großherzog Karl Auguſt, nachdem er die deutſchen [illegible] beleidigt, nun der Beſchützer der Aufrührer und Meuchelmörder werden wolle? Die Mitſchuldigen Sand's wären in Jena, man kenne ſie, die Staatsbehörde müßte ſie greifen und ausliefern, das deutſche Gemeinwohl fordere das, aber es geſchehe nicht, und Conta werde hierüber hören, daß man jene vor Augen geſchickt werden. Aber die weimariſche Regierung hatte gewiſſenhaft ihre Pflicht gethan, die ſtrengſten Unterſuchungen geführt, und dadurch nach der bündigſten Beweiſe, daß Mitſchuldige nicht zu ermitteln ſeien, und daß auch die Univerſität Jena nicht verantwortlich ſein könne für die That eines Einzelnen, der zufällig dort, aber auch nicht dort allein ſondern auch in Erlangen ſtudirt habe. Die Mittheilungen, welche Goethe hierüber vorlegte, waren überzeugend, aber den Verdächtigern und Feindſeligen keineswegs erwünſcht. Die Großfürſtin, die mich in dieſen Tagen beſuchte, war äußerſt verwundert, mich der weimariſchen Beurtheilung beiſtimmen zu hören; man hatte ihr verſichert, ich ſei ganz entgegengeſetzter Meinung, und habe Goethe'n deshalb auch ſchroff empfangen. Ungünſtig war man indeſſen mehr, als vorher ich faſt auch ſonſt bei mir bemerkt hatte, vielleicht weil auch ihr ſchon jene falſche Angabe über mich gemacht worden war, vielleicht war ich ihr auch bloß als Freund Okens verdächtig! —

Mein Freund Juſtus von Gruner machte mir um dieſe Zeit eine verdrießliche Ungelegenheit. Als Geſandter in der Schweiz konnte er die Gewohnheiten ſeines früher in Berlin und zuletzt in Paris geführten Polizeiamts nicht los werden. Er hatte ſich in die eifrige Aufgabe, gegen die Demagogen und namentlich gegen die Bonapartiſchen politiſche Wachſamkeit aufzuſtellen, gleichſam verliebt, und er glaubte nur zu thun was ſeines Amtes ſei, wenn er in der Schweiz die Gegner der Bourbons unter ſeine beſondere Aufſicht nahm. Das waren auch Gegner Bonaparte's, die aber als Freiheitsfreunde den Bourbons nicht minder als deſſen Anhänger verdächtig

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] erinnert, an deren Wirkungen wir bei Staatsmännern nicht [illegible]. Ja, man muß behaupten, daß alle Thätigkeit, alle Einsicht und alles Wirken der Staatsmänner nur in dem Maße wahrhaft wirksam eingreift, als es von jenen geistigen Kräften belebt, mit ihnen einstimmig und auf sie gegründet ist. Weg [illegible] die Wissenschaft dem Leben entgegensetzen, die Theorie der Praxis, den Gelehrten dem Staatsmanne, [illegible] der [illegible] und [illegible] der Dinge keinen Eingang [illegible]? Die Geschichte zeigt, daß alle Regungen des Staatslebens, die nicht bloß über die [illegible] hinausgingen, sondern innerste Bedürfnisse [illegible], in höheren Wahrheiten und Erkenntnissen gegründet waren, dabei ihre Kraft erhalten und unwiderstehlich wurden. Die Geschichte zeigt ebenfalls, daß solche Wahrheiten und Erkenntnisse, wenn sie einmal in die Geister eingedrungen sind, niemals ihre Wirkung verlieren, sondern unwiderstehlich in das Leben hervortreten. [illegible] würde [illegible] am glücklichsten sein, wenn, nach dem Spruche eines alten Weisen, die Pfleger der Wahrheit und Wissenschaft zugleich Staatsmänner, oder die Staatsmänner zugleich Weltweise wären. [illegible] in unserm Vaterlande [illegible] haben wir niemals ganz gefehlt; möge ihm in solcher Zeit, wo mehr als je der Geist alles [illegible] [illegible], der [illegible] nicht [illegible] werden!“

„[illegible] ist auch jener [illegible] der [illegible] und [illegible] Kraft [illegible] der [illegible] in das öffentliche Staatsleben [illegible]. [illegible] hat die strengere Theorie und den Reichthum der Kenntniſſe nicht nur als Grundlage ſeines Wirkens in das neue Gebiet übertragen, ſondern mit eigenem Geiſte und glücklichem Talent auch die wiſſenſchaftliche Behandlung deſſelben hergeſtellt, ohne daß die tiefere Bedeutung und Wirkſamkeit für den Tagesblick, die auf dieſem Gebiete mit Recht verlangt werden, jemals gelitten hätten; ein unwiderſtehlicher [illegible] [illegible], daß nur durch den [illegible] eines Vereins vorzüglicher Eigenſchaften möglich war, die Rotteck's Freunde längſt in ihm gewürdigt und geliebt haben. Es iſt hier nicht der Ort, Rotteck als Lehrer und als Gelehrten an ſeinen Platz zu ſtellen, es genügt, ihn anzuerkennen auf dem Standpunkte, den er neben andern tüchtigen Wiſſenſchaften und Beſtrebungen einnimmt.“

„Gleich zu Anfang der Ständeverſammlungen gab Rotteck eine Schrift: „Ideen über Landſtände“, heraus; der reiche Inhalt dieſer gediegenen Schrift iſt für lange Zeit hinaus den geſammten deutſchen Ständeverhandlungen ein geſchätzter Stoff der Betrachtung, und [illegible] für den einzelnen Tagesblick nicht weniger bedeutend. Bald darauf begann Rotteck das ‚conſtitutionelle Archiv‘, eine Zeitſchrift, welche neben allgemeinen Aufſätzen und einzelnen Vorträgen beſonders auch eine fortlaufende Ueberſicht der badiſchen Ständeverhandlungen lieferte. Durch dieſe Arbeiten hat er überall ein glänzendes Zeugniß für richtige Grundſätze und ſeine Geſinnungen auf weit hinaus begründet.“

„Von größter Bedeutung war aber Rotteck's perſönliche Theilnahme an den ſtändiſchen Arbeiten ſelbſt. Die ausgezeichnete Kraft eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, hohen Ernſtes und Talentes iſt an dieſer [illegible] kennen, machte einen bedeutenden Eindruck, und zog die Blicke zu einer Höhe, die nicht jedem bemerkbar ſein konnte, aber eben deshalb Umſicht gebot, und manche widerwärtige Verhandlungen und Änderungen vielleicht mehr verhindert und niedergeſchlagen hat, als es die ausgeſprochene Oppoſition vermocht haben würde. Zu wiſſen, daß ein ſolcher Kopf zugegen, iſt eine der kräftigſten Abmahnungen vom ſchlechten Streben. Rotteck hat meiſterhafte Vorträge über die wichtigſten Gegenſtände gehalten, über Preßfreiheit, Zehnten, über das Wildrecht, über Schwurgerichte; nicht weniger vortrefflich waren die Entwickelungen ſeiner Anträge wegen Herſtellung der Gemeindefreiheit und wegen der katholiſchen Kirchenverhältniſſe, Gegenſtände, welche er ſich wichtig und gleichſam für ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erwählt hatte. Zwar wurde von manchen Seiten ſeinen Anſichten widerſprochen, und in den Beſchlüſſen blieb ſeine Meinung beſiegt; allein ſein Einfluß war darum doch immer in allem wohlthätig fühlbar, und in Betracht deſſen, was ohne ihn geworden wäre, entſcheidend!“

„Rotteck ſtand in der Ständeverſammlung als das Muſter eines edlen Mannes da, dem Vernunft und Wahrheit über alles geht, und der ihr Reich auch nur durch ſie ſelbſt befördern will. Keine Leidenſchaft, keine Gehäſſigkeit, keine Neigung und keine Rückſicht ſtörten ſein Benehmen. Von Natur, durch viele körperliche Leiden noch mehr zur Milde geſtimmten Gemüthsart, von beſcheidener und freundlicher Haltung, anſpruchlos in Sitte, und Ton und mild im Umgange, hat Rotteck ſelbſt den Gegnern, die von ſeinen Gründen im Innerſten getroffen wurden, die Regungen perſönlicher Feindſchaft benehmen

Freunde; wenn irgend ein Haß auf ihm laſtet, ſo iſt es ſeine Tendenz, die ihn verſchuldet.“

„Sein Vortrag iſt ruhig und würdig, bisweilen ſchleppend, doch meiſtens einfach; die Gabe der freien Rede, welche er in vorzüglichem Grade beſitzt, dient ihm nur zur Verwendung des Gehalts, zur Darſtellung und Ordnung der Sache; glänzende Zierathen des blendenden Witzes und der bekannten Phraſe verbieten ſich ihm faſt unwillkürlich bei der höheren geiſtigen Bewährung, aber mit ſittlicher Kraft und gebildetem Geſchicke weiß er dieſes dereinſt ſo anſprechende Vermögen unterzuordnen, und von ſeinen ſtrengen Forderungen abzuwenden. Er wendet ſeine höheren Mittel nicht zum Behufe des Augenblicks an, aber die Verhältniſſe und Umſtände des Augenblicks weiß er darum nicht minder für den höheren Zweck zu brauchen und zu benutzen.“

Der Abgeordnete der Univerſität Heidelberg, Profeſſor Thibaut, berühmt als geiſtvoller und beredter Rechtslehrer, und geprieſen wegen ſeiner im Jahre 1814 erſchienenen Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches, gegen welche Savigny mit ungewöhnlicher Geiſtesſchärfe aufgetreten war, zeigte weder das Talent noch den Willen, die man ihm zugetraut hatte. Seine Aufgabe ſchien ihm fremd und verdrießlich, er ſehnte ſich nach ſeinem Lehrſtuhl zurück, und als er ſpäter doch zu wichtigen Arbeiten und Geſchäften veranlaßt wurde, ſah man den klugen Weltmann, der ſich hin und her wandte, es mit keiner Partei ganz verderben, ſchließlich aber vor allem mit der Regierung gut ſtehen wollte. Der Witz und Humor, die er gelegentlich ſpielen ließ, machten ſeine üble Rolle nicht haben; weder in noch außer der Kammer gewann er Achtung und Vertrauen.

Der edle Weſſenberg, hochachtbar im Gebiete ſeiner geiſtlichen Wirkſamkeit, durch ſeine Kämpfe gegen Rom allen Freiſinnigen theuer, beſaß alle Eigenſchaften, die man in unſrer Zeit einem höhern Geiſtlichen der katholiſchen Kirche wünſchen kann, milden verſöhnlichen Sinn, warmen Religionseifer, aufgeklärte Denkart, gelehrte Kenntniſſe, Bildung und Erfahrung der großen Welt. Allein er war kein politiſcher Karakter, und die ſtandhafte Entſchiedenheit, die er gegen die römiſche Kurie bewieſen hatte, verließ ihn auf dem Felde ſeiner neuen Thätigkeit; die Freiſinnigen hatten an ihm keine Stütze, die Gegner eben ſo wenig, und als er in irregehendem Eifer ſeinen frommen Antrag machte, Sittengerichte für das Volk einzuführen, erlitt er in der Kammer und in der öffentlichen Meinung eine völlige Niederlage. Auch ſein proteſtantiſcher Kollege, der zum Prälaten erhobene Kirchenrath Hebel, entſprach den Erwartungen, die man von ihm gehegt, in keiner Weiſe. Der liebenswürdige allemanniſche Dichter, der volksthümliche rheinländiſche Erzähler, verſchwanden in dem unbeholfenen, zaghaften Kammermitgliede völlig, und nur die tiefe Demuth blieb ſichtbar, die noch immer, wie einſt in ſeiner Knabenzeit, in jedem Nebenſitzenden einen vornehmen Herrn erblickte, bei dem ſeine Mutter ihm zurief: „Zieh's Käpple!" — Aus dieſen Beiſpielen Weſſenberg's und Hebel's glaubte man den Beweis entnehmen zu dürfen, daß Geiſtliche im Allgemeinen wenig geeignet ſeien an politiſchen Körperſchaften theilzunehmen. — Während die Sitzungen auch unſrer erſten Kammer, zum großen Bedauern der meiſten

Mitglieder, auch öffentlich waren, ſo fanden ſich doch ſelten viele Zuhörer ein, und es gab hier wenig Leib und Leben.

Zu den für die Verhandlungen ernannten Regierungskommiſſairen gehörten ſämmtliche Miniſter und einige andre Staatsbeamte, unter dieſen die Geheimen Referendaire Nebenius, Winter und Böckh. Nur die drei letztern waren von Bedeutung, ſie trugen allein die Laſt der Debatten, aus denen die Excellenzen, als ſie ſahen, wie viel Arbeit und wenig Ehre für ſie hier zu holen ſei, ſich bald zurückzogen.

Nebenius war ſeit längerer Zeit in höheren Staatsarbeiten beſchäftigt, und ausgezeichnet durch Kenntniſſe und praktiſches Talent ſo wie durch die fleckenloſeſte Rechtſchaffenheit, hatte er, beſonders in der Finanzverwaltung, die in den letzten Jahren an der traurigſten Zerrüttung litt, ſich ſehr verdient gemacht. Im Stillen war dies auch anerkannt, aber keineswegs öffentlich, und ſeine Amtsverhältniſſe blieben untergeordnete. Ja, man hatte es dem trefflichen Reizenſtein ſehr verdacht, und Berſtett es ihm zur Schuld angerechnet, daß er ſeinen letzten Einfluß beim verſtorbenen Großherzog dazu verwendet hatte, Nebenius und Winter außer der Reihe zu Geheimen Referendairen zu erheben. Beide erhielten jetzt durch die Kammern Gelegenheit, öffentlich darzuthun, was ſie waren, und da ſie ſpäter ſogar Miniſter wurden, ſo haben ſie die von Reizenſtein ihnen angediehene Bevorzugung glänzend gerechtfertigt. Nebenius befand ſich als Regierungskommiſſair in einer der ſchwierigſten Stellungen. Als verpflichteter Sachwalter und Vertheidiger der Regierung mußte er faſt überall, wo nicht er und ſeine Freunde die Vorlagen ſelbſt bereitet hatten und nicht nach eigner Einſicht verfahren konnten, ſehr im Nachtheil ſein und mit der Kammer in Widerſtreit gerathen. Hiebei wußte er mit großer Feſtigkeit ſo viel Mäßigung und Beſcheidenheit zu verbinden, daß er in der Achtung der Abgeordneten nur ſtieg und ihr Vertrauen nicht verlor. Wie oft es auch vorkam, daß er ſich zurechtweiſend gegen einzelne Abgeordnete und ſelbſt gegen die ganze Kammer erheben mußte, ſo geſchah es doch immer in den Formen des Anſtands und der Schicklichkeit, die nur einer edlen Bildung eigen ſind. Seine Vorträge waren licht und klar, offen und freimüthig, ohne redneriſchen Prunk; dem Sinne der Vorgeſetzten würde er durch rechthaberiſche Wortfülle und leidenſchaftliches Gezänk beſſer entſprochen haben, allein er ging nicht auf Beifall aus, ſondern das wahre Staatswohl und das Weſen der Sache feſt im Auge haltend, blieb er ſtreng in der Bahn, die ihm dadurch vorgeſchrieben war. Von ſeiner unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit werden ſchöne Beiſpiele erzählt. Er hatte das ganze Vermögen der Königin von Schweden zu verwalten und kam dabei mit dem Hauſe Rothſchild in Geſchäftsverbindung; hier zeigte man ihm, wie er unter der Hand ohne Unredlichkeit gewiſſe Nebengewinne mit Rothſchild theilen könne, und machte ihm die lockendſten Anerbietungen; ſeine Antwort war, daß er das Haus Rothſchild zwang, auch ſeinerſeits auf jene Vortheile zu verzichten und ſie der Königin zuzurechnen. Ihm war auch die Verhandlung mit den Spielpächtern zu Baden übertragen, und es war herkömmlich, daß dieſe, außer den beträchtlichen Abgaben an den Staat, ſehr anſehnliche Summen ſolchen Perſonen zahlten, an deren Gunſt ihnen gelegen war; ſogar ein frommer Miniſter bezog aus dieſer Quelle ein hübſches Jahrgeld! Nebenius wies nicht nur für ſich jedes Geſchenk unwillig zurück, ſondern erklärte den erſtaunten Pächtern auch, ihre Sache ſei abgeſchloſſen, und ſie bedürften keiner weitern Gunſt.

Ich hatte von Nebenius oft gehört, aber ſeine Bekanntſchaft zu machen nie Gelegenheit gehabt. Nachdem er eben in der Kammer trefflich geſprochen, ſagte ich zu einem auf der Zuhörerbühne neben mir ſitzenden Hofmann, es ſei doch ſeltſam, ich ſei drei Jahre hier, und habe den ausgezeichneten Mann bis jetzt nie geſehen, warum man ihn in keiner Geſellſchaft finde? Ich wußte die Urſache recht gut, weil er bürgerlichen Standes war, aber ich fragte mit Fleiß! „O er hat faſt immer zu arbeiten!“ hieß es mit einiger Verlegenheit. — Aber bei beſondern Anläſſen, fuhr ich fort, könnte er doch erſcheinen! jedoch man ſieht ihn nirgends, bei keinem Miniſter, bei keinem Geſandten. — „Doch, bei Herrn von Reden hat er einmal zu Mittag gegeſſen.“ — Ei, bei Herrn von Reden einmal zu Mittag? Wie kam das? — „Nebenius hatte eine ſehr gute Schrift über engliſche Finanzen drucken laſſen.“ — Und da wollte Herr von Reden ihm eine Ehre anthun? — „Ja wohl, es kam ein vornehmer Engländer hierher, der hatte die Schrift in London geleſen und verlangte durchaus den Mann kennen zu lernen, da ließ ihn Herr von Reden zu Mittag laden.“ — Und dann war's gut und vorbei? — „Ja, der Engländer war gleich weiter gereiſt.“ — So ſchimpfliche Verhältniſſe herrſchten damals noch in der kleinen Reſidenz, ſchimpflich für die Vornehmen, nicht für die Bürgerlichen! —

Eben ſo wenig war mir Winter vor Augen gekommen. Er lebte noch zurückgezogener als Nebenius, mit dem er in gleichem Rufe ſtrenger Rechtſchaffenheit und bewährter Geſchäftseinſicht ſtand. Dem badiſchen Hauſe mit innigſter Treue zugethan, und bei freiſinniger Denkart ein eifriger Fürſtenfreund und Königlichgeſinnter, wie er ſelbſt ſich genannt hat, fand er ſich wider Willen durch die Sache ſelbſt, der er anhing, auf die Seite der Oppoſition gedrängt. In ſeinen Anſichten und Aeußerungen war viel von der Strenge und Herbheit, die das Bewußtſein nichts für ſich zu wollen, dem tüchtigen Manne zu verleihen pflegt. Sein williges Anſchließen an beſtehende Ordnung und Gewalt würde ihn unter andern Umſtänden zum gefährlichſten Gegner der Kammermehrheit gemacht haben, jetzt mußte er ſeinen Grundſätzen gemäß der Gegner der Miniſter ſein, weil dieſe dem Fürſtenhauſe Schaden brachten. Grade dieſer ſtrenge Mann konnte freilich ſpäter am leichteſten ſich in neue Umſtände fügen, mit Berſtett Miniſter ſein und deſſen Thorheit und Hoffahrt entſchuldigen!

Berſtett und ſein Anhang, die Höflinge und Junker, ſahen mit Schrecken und Grimm die feſte Haltung und das muthige, gemeſſene Vorſchreiten der Volksvertretung. Die gehäuften Anträge, die öffentlichen Zuſtände im Geiſte der Verfaſſung zu beſſern, erregten ſie zu dem heftigſten Geſchrei, es drohe die gewaltſamſte Ueberſtürzung; als ihnen bewieſen wurde, dies alles liege in der Verfaſſung begründet, werde von ihr gefordert, klagten ſie dieſes Werk ſelber an; ſie hatten nie geahndet, daß ſo viele treibende Keime darin ſteckten, ſo mächtige Folgerungen daraus gezogen werden könnten! Nebenius wurde beſchuldigt, dies alles mit abſichtlicher Klugheit hineingearbeitet und zugleich verhüllt zu haben, — jetzt aber mit Winter und Böckh dieſem Unweſen gegen die Regierung, deren Kommiſſaire ſie doch ſeien, offenbar Vorſchub zu thun! —

Ich muß dem Großherzog die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in dieſer erſten Zeit noch keine ſolche Feindſeligkeit gegen die Stände zeigte. Etwas Oppoſition war ihm ſchon recht, er würde ſie ja ſelbſt ausgeübt haben, wäre ihm früher dazu ſolche Gelegenheit gegeben worden. Sie traf auch nur die Miniſter, und nur wenig den ihm vertrauten Fiſcher, der ſich mit den Ständen gut verhalten wollte; daß Verſtett leidenſchaftlich, übereilt und maßlos verfahre, hatte er ſelbſt ſchon gerügt. Die meiſten der gemachten Anträge berührten ihn gar nicht, die Gegenſtände derſelben waren ihm zum Theil unbekannt und daher gleichgültig. Hingegen ſchmeichelte es ihm, daß ſeine Stände bewundert und geprieſen wurden; er ſah ſeine eigne Popularität, die ihm der größte Schutz war, mit der der Stände ganz verſchmolzen. In dieſem Sinne ſprach er zu mir, und was ich ihm erwiederte, wollte gewiß nicht ſeine gute Meinung ſchwächen. Seine Auffaſſungen aber waren oft ſeltſam, und die Art wie er ſie äußerte bisweilen ſo naiv, daß man ſie nicht ohne Verlegenheit anhören konnte. „Wie würde es wohl mit den Ständen gegangen ſein, fragte er lächelnd, wenn mein Neffe Karl am Leben geblieben wäre? Daran muß ich oft denken und kann mir's gar nicht recht vorſtellen. Die Großherzogin Stephanie hätte wohl mit den Abgeordneten ſchöngethan und einige gewonnen, aber der Großherzog würde ſich eingeſchloſſen und keinen geſprochen haben. Und ich! Was würd' ich für eine Rolle geſpielt haben? Ganz die vom Herzog von Orleans! Alle Unzufriedenen hätten zu mir gehalten." Ich dachte dieſes Bekenntniß zu mildern, und ſagte, daß dem Throne nahſtehende Prinzen an die Spitze der Oppoſition getreten, wäre ſchon öfter vorgekommen, nur nicht in ſo feindliche, wie jener Herzog; eher ließe ſich das Beiſpiel der engliſchen Prinzen anführen, die wenigſtens nicht alle Schranken durchbrochen hätten. Doch er fiel mir in die Rede: „Für euch Gelehrte mag das gut ſein, aber was weiß ich von den engliſchen Prinzen! vom Herzog von Orleans hab' ich von Jugend auf gehört, ich bleibe bei dem, der wär' mein Vorbild geweſen." Andremale ſprach er wiederholt und nicht ohne einen Schimmer von Schadenfreude die Beſorgniß aus, die Stände würden ſeinen Miniſtern beim Budget übel mitſpielen; ihm ſelbſt, wiſſe er wohl, würden ſie ſeine Zivilliſte nicht verkürzen, aber er ſei doch begierig zu ſehen, ob ſie der alten Markgräfin und der verwittweten Großherzogin ihre übermäßigen Einnahmen laſſen würden? Er ſei dabei ſehr gleichgültig, die Sache ginge ihn nichts an, und ſie möchten thun was ſie für ihre Pflicht hielten; „Nur an's Militair wünſch' ich nicht daß ſie mir kommen!" fügte er nachdrücklich hinzu, und gab damit zu erkennen, daß er weniger das Ganze des Staats als einzelne Theile deſſelben im Auge habe. Mit Erörterungen und Schlußfolgen war nichts bei ihm auszurichten, er lachte nur dazu mit pfiffiger Miene, als wolle man ihm etwas weißmachen, was aber nicht gelingen werde! Deſto leichter war durch mittelbare Einflüſterungen auf ihn zu wirken; argliſtige Ränke und ehrgeizige Abſichten konnten hier gutes Spiel haben! — Von verſchiedenen Seiten wurde ſichtlich daran gearbeitet, dem Großherzog ſelbſt und den Mitgliedern des Hauſes das Ständeweſen überhaupt und insbeſondre die jetzigen Stände auf's ſchlimmſte zu verdächtigen und zu verleiden. Dem Markgrafen Wilhelm, der in Familienangelegenheiten eine Reiſe nach St. Petersburg antrat, wurden ſowohl für dieſen Ort als für Berlin dergleichen mitzutheilende Eindrücke reichlich mitgegeben!

Während dieſe Sachen ihren Verlauf hatten, ergab ſich in unſerm Karlsruher Leben manches Zwiſchenereigniß, deſſen ich gedenken muß. Wir empfingen den Beſuch eines Mannes, von dem ich in früherer Zeit oft mit der Spannung, die Jugendeindrücken eigen iſt, hatte reden hören. Es war d'Alton, der einſt in weimariſchen und berliniſchen Lebenskreiſen ,eine bedeutende Erſcheinung geweſen, dann lange Zeit ſeinen Freunden verſchwunden war, und jetzt aus Spanien zurückkam, wohin er gereiſt war um urweltliche Verſteinerungen in Augenſchein zu nehmen, denn er war ein ſinniger Naturforſcher, außerdem aber auch ein geſchickter Mahler und gelehrter Kunſtkenner, und mit beiden Eigenſchaften die dritte eines trefflichen Reiters und Pferdekenners verbindend, hatte er ein Prachtwerk über die Naturgeſchichte des Pferdes herausgegeben. Jetzt war er von der preußiſchen Regierung als Profeſſor der Kunſtgeſchichte an die Univerſität Bonn berufen, welches uns herzlich freute. Rahel kannte ihn aus früherer Zeit, ich ſah ihn zum erſtenmal. Er war von mittlerer Größe, gedrungenen Gliedern, raſch und gewandt in ſeinen Bewegungen, feurige kluge Augen verſtärkten den Ausdruck deſſen was er geiſtvoll ſprach, eine Fülle von weißen Locken, die früher als er ſelbſt gealtert hatten, fiel ihm auf die Schultern herab. Seine Herkunft war ein Geheimniß, man errieth einen öſterreichiſchen Urſprung, doch nur der Herzog von Weimar, der ihn liebte und ſchätzte, und dem er vertraute, ſoll das Nähere gewußt und mit verſchwiegen haben. In früheren Zeiten floſſen ihm anſehnliche Unterſtützungen zu, doch war er ſehr oft und zuletzt ganz auf ſeine eignen Hülfsmittel angewieſen. In Berlin hatte er den Profeſſor Markus Herz und deſſen ſchöne Frau gekannt, die gräfliche Familie Finkenſtein, den Baumeiſter Genelli, die Töchter Moſes Mendelsſohn's, von denen die ältere, ſpäter Gattin Friedrich Schlegel's, in dem Helden ihres Romans „Florentin“, von dem nur der erſte Theil erſchienen iſt, d'Alton zu ſchildern verſucht hat. Dieſen ausgezeichneten Mann ſprechen zu hören war das größte Vergnügen; er kannte die Welt, er hatte ſie mit den Augen des Naturkundigen und des Künſtlers angeſehen, aber auch als Menſchenkenner war er bedeutend, er wußte auf den erſten Blick wen er vor ſich hatte, durchſchaute ſchnell die Verhältniſſe, wußte ſich ihnen gemäß zu benehmen. Von Goethe, von Herder und Schiller, überhaupt von dem Leben in Weimar, wußte er tauſend Geſchichten und Züge, die uns erfreuten und belehrten. Höchſt anziehend waren auch ſeine Berichte über Spanien, er machte uns die lebendigſte Schilderung des dortigen Zuſtandes, und als neun Monate ſpäter der Truppenaufſtand unter Quiroga und Riego ausbrach und eine völlige Revolution herbeiführte, mußten wir uns mit Staunen erinnern, daß d'Alton dieſe Ereigniſſe faſt buchſtäblich vorausgeſagt hatte. Nur wenige Tage ſahen wir ihn, er ſetzte ſeine Reiſe nach Berlin fort. —

Eine andre flüchtige Erſcheinung war Oken. Er war von Jena gekommen, und wollte ſich die politiſche Bewegung in Würtemberg und Baden anſehen, doch als jenaiſcher Profeſſor und Herausgeber der Iſis war er den jetzt beſonders aufmerkſamen Behörden übel empfohlen, er ſah ſeine Schritte beobachtet, glaubte ſich ſchlimmen Verwicklungen ausgeſetzt, und war wie auf der Flucht. Da ich ihm ein paar Beiträge für die Iſis geliefert hatte, ſo dachte er mich, als eine Ausnahme unter den Diplomaten ohne Gefahr beſuchen zu können. Er trat bei mir ein wie ein Flüchtling, eilig und ſchüchtern, nannte ſeinen Namen und ſah mich forſchend an, ob ich etwa durch ihn verlegen würde; da er den Boden feſt und gut fand, ſo begann er mit dunkler Gluth ſeine politiſchen Meinungen auszuſtrömen, und es folgten zwiſchen uns lebhafte Erörterungen. Rahel war dazugekommen, und ihre Ausſprüche, wiewohl den ſeinigen oft ganz entgegengeſetzt, gefielen ihm ſehr. Ueber Ständeweſen und Volksvertretung hatte er die abſonderlichſten Anſichten, er ſteigerte ſeine Forderungen auf's höchſte, verwarf die badiſche wie die bevorſtehende würtembergiſche Verfaſſung, ſpottete unſrer Hoffnungen auf dieſe traurigen Behelfe. Der deutſche Radikale konnte nicht ſchärfer ausgeprägt ſein; in dem Freiheitsfreunde zugleich die entſchiedenſte Gewaltsluſt, die Menſchen müßten zur Freiheit gezwungen werden, behauptete er, die Widerſpenſtigen wenigſtens aus dem Lande gejagt, ſonſt könne nichts Geſcheidtes zu Stande kommen. Die Erfahrungen ſpäterer Zeit würden ſeine Meinung mächtig beſtärkt haben, die uns damals höchſt übertrieben dünken mußte. Seine Leidenſchaft hatte etwas Schmerzliches, Wehmüthiges, das zu den ſtrengen Worten nicht recht ſtimmte. Indem ich mehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, hatte Rahel den ganzen Menſchen mehr in's Auge gefaßt, und plötzlich, als ginge ihr ein Licht auf, unterbrach ſie das Geſpräch, und ließ Erfriſchungen hereinbringen. Jetzt erſt ſah ich, daß Oken ganz erſchöpft war, begierig griff er nach dem dargebotenen Trunk, und kaum hatte er ihn genoſſen, ſo dankte er mit Inbrunſt für die ſcharfblickende Theilnahme, die ihm, wie er ſagte, das Leben gerettet habe! Denn er geſtand, einer Ohnmacht nahe geweſen zu ſein, und gefühlt zu haben, daß er hinſinken werde. Er war Tag und Nacht gereiſt, hatte ſtarke Fußwanderungen ausgeführt, und wenig Nahrung genoſſen. Nachdem er ſich etwas erquickt und erheitert, und wiederholt gedankt, ſprach er in munterem Tone weiter, lachte über ſeine vorigen Reden, und ſuchte mit guter Laune zu beweiſen, daß ſein Verfahren in der Iſis, über welches ein ſo furchtbares Geſchrei erhoben worden, eigentlich ganz harmlos geweſen. „Sehen Sie, ſagte er, wenn ich noch ſo gründlich bewieſen hätte, daß gewiſſe Profeſſoren oder Miniſter dummes Zeug gemacht, darnach hätte kein Hahn gekräht; da ich aber zu ihren Namen kleine Eſelsköpfe habe beidrucken laſſen, das hat gewirkt, das hat jeder gleich verſtanden, und die Kerls ſind unſchädlich geworden!“ Wir ſprachen von Sand und Kotzebue, und wie bethört jener geweſen, dieſen zum

Opfer auszuerſehen, der doch gar keine politiſche Bedeutung gehabt, da beſann ſich Oken einen Augenblick, und ſagte dann entſchieden: „Ich bin doch der Meinung, er iſt grade der rechte geweſen, kein Andrer war dazu ſo geeignet; ich wüßte wirklich nicht, wen ich ihm ſubſtituiren ſollte!“ Seltſam war es, daß derſelbe Mann, der fremde Perſönlichkeiten ſo ſcharf und ſchonungslos behandelte, in die größte Empfindlichkeit und ängſtlichſte Verlegenheit gerieth, wenn die ſeinige berührt wurde. Ueber ſeinen Namen, ſeine Religion, ſeine Verhältniſſe befragt zu werden, ſah er wie eine Beleidigung an, und verbat es ſich ernſtlich. Wir hörten ſpäter, daß er um ſeines Namens und ſeiner Religion willen unſägliche Leiden ausgeſtanden, daher beide gewechſelt, den erſtern aus Okenfuß in Oken verwandelt habe, und hierüber durchaus nicht Rede ſtehen wolle. Der ſeltſame Kauz, der im Grunde mehr zu bedauern als zu ſchelten war, verließ uns bald wieder, denn er wollte keine Nacht länger in Karlsruhe zubringen. Wie wir ihn viele Jahre nachher noch als denſelben wiedergeſehen, wird künftig zu erzählen ſein. —

So lange die Familie von Reden noch in Karlsruhe war, beſuchten wir ſie faſt jeden Abend; der heitre ſchnellfaſſende und thätige Geiſt der ältern Tochter Henriette und die kenntnißvolle Geſprächigkeit des Vaters ließen es niemals, der Kreis mochte klein oder groß ſein, an Unterhaltung fehlen. Die andern Diplomaten fanden ſich häufig ein, theils um den Damen den Hof zu machen, theils um Neuigkeiten zu erfahren, denn Reden erfuhr alles und verſchwieg nichts. Als ſchöne Damen waren Frau von Wechmar und Frau von Holzing willkommen

Auch Muſik wurde getrieben; eine Kammerſängerin der Großherzogin Stephanie, die früher in Wien das Arnſtein'ſche Haus fleißig beſucht hatte und uns von vorher bekannt war, ſang mit zauberiſcher Stimme deutſche und italiäniſche Lieder. Sie wurde mir ſpäter durch einen ſchneidenden Gegenſatz ihres ſcheinbaren und wirklichen Benehmens merkwürdig. Man konnte nichts Ehrbareres, Züchtigeres ſehen als ihre beſcheidene Haltung, mit ſcheuer Strenge wies ſie jede Annäherung zurück, hörte auf keinen Scherz, erbebte unwillig bei der kleinſten Leichtfertigkeit, und wurde als ein Muſter von jungfräulicher Vollkommenheit geprieſen, ſie ſchien nicht für die Welt, ſondern für ein Kloſter beſtimmt. Die Huldigungen, die ſie von Männern durchaus verſchmähte, wurden ihr in Fülle von den Frauen zu Theil, die von ihr entzückt waren und ſie wie einen Liebling hegten. Die Großherzogin, die Gräfin Walſch, Frau von Reden und ihre Töchter, Rahel, alle bezeigten eine liebevolle Aufmerkſamkeit für dieſes beſcheidenſtolze, reichbegabte und ſo verletzbare zarte Weſen. Mit welchem Erſtaunen erwachte man aus dieſer Bethörung, als es ſpäter eines Tages hieß, dieſe liebliche durch fremde Obhut und eigne Stacheln ſo wohlbewahrte Jungfrau ſei mit dem Sohn eines Hofdieners insgeheim vertraut geweſen, und habe bekennen müſſen, daß ſie beeilt ſei ihn zu heirathen! Mir entging nicht, daß einige ihrer früheren Anbeterinnen nach dem erſten Schrecken über die Geſchichte eine Art Zufriedenheit empfanden, von dem Alpdrücken eines unerreichbaren Tugendbildes befreit zu ſein. — Ein Jagdjunker von Drais trug in andrer Weiſe zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei; ſein Vater war ein hoher

Beamter in Mannheim, der eine Geſchichte der Regierung des alten Markgrafen Karl Friedrich geſchrieben hatte; der Sohn aber galt für ein Genie an Wiſſen und Erfindungsgeiſt. Schon im Wiener Kongreß war er in einem Wagen gefahren, der ohne Pferde durch die Füße der Darinſitzenden in Bewegung geſetzt wurde, ſpäter hatte er die nach ihm benannte Draiſine erfunden, ein Rädergeſtell, auf dem man zugleich ſaß und lief, ein zweckloſes lächerliches Ding, das viel Geſpötte veranlaßte. Dann war er in Braſilien geweſen, und kramte kleine Vögel und andre Naturmerkwürdigkeiten aus; jetzt aber legte er ſich auf's Deklamiren, und leiſtete darin Unglaubliches; daß der Beifall, den er ärntete, nur eine Verhöhnung war, merkte er niemals. Er war bei allen ſeinen Kenntniſſen und Erfindungen was man in Berlin einen Dämel nennt, ein Halbnarr, der immer etwas vorhatte und betrieb. Die Geſellſchaft ergötzte ſich an ſolchem thörichten Weſen, das mir aber unausſtehlich war, wie alles Hänſeln und Foppen untergeordneter und ſchwacher Perſonen. Der durch die Stände herbeigezogene Adel aus der Pfalz und dem Breisgau beſuchte gleichfalls dieſen Kreis, wo man ſich unter Gleichen und Gleichgeſinnten am rechten Platze fühlte; jedoch merkte ich bald, daß einige der Klügern mir mißtrauten, und ich weiß nicht war es Zufall oder ſtille Verabredung, aber ſo frei auch ſonſt politiſche Dinge beſprochen wurden, von ſtändiſchen Sachen war, in meiner Gegenwart wenigſtens, nur ſelten und karg die Rede.

Mit der Abreiſe von Reden's nach Rom erloſch in Karlsruhe alle Geſelligkeit, nämlich die angenehme, nach unſerm norddeutſchen Zuſchnitt. Mit den Einheimiſchen hatten wir es auf alle Weiſe verſucht, aber ſie waren aus ihrer Gewöhnung nicht herauszubringen. Uneingeladen zu kommen, aus eignem Antrieb, auf gutes Glück, das dünkte den Damen unmöglich, wenn auch einige Herren ſich allmählig dazu verſtanden hatten. Zwar Frau von Berſtett wünſchte wohl Geſellſchaftsabende zu haben, aber es fehlte ihr an allem Geſchick dazu, auch zu ihr kamen die Leute nur ſpärlich, und eilten ſo ſchnell als möglich der Langenweile zu entfliehen, die dort ihren Sitz aufgeſchlagen hatte. Für uns blieb daher nichts übrig als zu Hauſe zu bleiben. Ich war den Tag hindurch vollauf beſchäftigt, verſäumte die Kammerſitzungen ſelten, hatte meine Berichte darüber zu ſchreiben, und nebſt andern Geſchäftsſachen eine große Menge von Briefen. Ich war hochbefriedigt, wenn ich den Abend vergnügt mit Rahel zubringen konnte, für ſie aber wünſchte ich einige geſellſchaftliche Mannigfaltigkeit, die freilich dadurch nicht gewonnen war, wenn etwa Friederich, oder ein Lieutenant von Hinckeldey oder von Vincenti ganz allein ſich zu uns hinſetzte und Unterhaltung nicht brachte, ſondern erwartete; ſehr oft blieben wir ganz einſam. Es traten ſchöne Tage ein, die Abende waren lau, von hellem Mondſchein beleuchtet, die Luft ſtill und von Feld- und Gartendüften erfüllt. Da wir in einer wenig beſuchten Straße wohnten, ſo ließen wir uns Tiſch und Stühle vor das Haus ſetzen, tranken im Freien unſern ſpäten Thee, und ſaßen nicht ſelten bis tief in die Nacht hinein. Vorbeigehende grüßten uns, und wunderten ſich allenfalls über unſer Thun, doch gefiel es ihnen, daß wir nicht zu ſtolz waren eine ſo kleinbürgerliche Sitte mitzumachen. Ich dachte nicht, daß eine ſo unbedeutende und harmloſe Sache bald würde zu meiner Verdächtigung angeführt ſein. —

Eine Spazierfahrt mit Rahel nach dem nahen Ettlingen, das beſonders durch ſeine gute Luft anlockte, brachte mir unvermuthet die Bekanntſchaft Liebenſtein's, der mit einigen Freunden hinausgeritten war, um die großen Fabrikanſtalten des Abgeordneten Buhl zu beſichtigen. Ich hätte ihn auf dem Muſeum ſehen können, wo er faſt jeden Abend mit vielen Kollegen ſich einfand, allein ich beſuchte dieſen Ort nicht gern, und jetzt gar nicht, weil ich dieſe Zurückhaltung für ſchicklich hielt. Da wir in demſelben Wirthshauſe Kaffee tranken, und er hörte wer ich ſei, ſo kam er freundlich heran, ſtellte ſich und ſeine Freunde — ebenfalls Abgeordnete — mir vor, und es entſtand ein lebhaftes, von Witz und Scherz und auch wieder von ſcharfem Ernſt gewürztes Geſpräch, das uns Allen große Freude machte. Beim Nachhauſefahren ritten die Herren in fortgeſetztem Sprechen eine Weile neben unſerm Wagen, gaben aber bald ihren Pferden die Sporen und eilten uns weit voraus. Aus dieſem Begegnen folgte nichts, als daß Liebenſtein am nächſten Tag eine Karte bei mir abgab oder abgeben ließ, und daß ich dies auf gleiche Art erwiederte. Indeß war unſer Zuſammentreffen geſehen und davon in verſchiedenem Sinne geſprochen worden. Es hieß ſogar, es hätte eine Berathung zwiſchen uns ſtattgefunden, worüber Rahel und ich, als man es uns wiederſagte, nur herzlich lachten.

* * *

Die Ständeverhandlungen gingen ungehemmt weiter, und ſtiegen in der zweiten Kammer unter ſo glänzenden die gräulichen Erörterungen zu einer außerordentlichen Spannung empor. Die Miniſter hatten ſchon ganz darauf verzichtet, viele Abgeordneten, deren Kraft und Einigkeit nur entgegnete Schwäche gegenüberſtand, zu leiten oder niederzukämpfen, ſie ſuchten ihre Hülfsmittel nur noch außerhalb der Kammern, in Einflüſſen, die ihnen beſſer zur Hand waren, und bei deren Anwendung ſie perſönlich keine Gefahr oder Mühe zu fürchten hatten. Eine Beifallsadreſſe an die zweite Kammer, wegen deren muthigen Verhaltens, überreicht abſeiten der Stadt Heidelberg von deren Vertreter Winter, wurde als ſtrafbare Uebertretung der Verfaſſung ausgeſchrieen, die Bürger hießen ſchlechtgeſinnt, weil ſie ſolchen Beifall ertheilt, die Abgeordneten pflichtvergeſſen, weil ſie ihn angenommen. Daß die ganze zweite Kammer ein Neſt von Jakobinern ſei, war der gelindeſte Ausdruck, mit dem man ſie bezeichnete. Am Hof, im Kreiſe der Diplomaten, des Adels, an den benachbarten Höfen, in Frankfurt am Bundestage, und bei der dortigen vornehmen Geſellſchaft, überall kamen die lächerlichſten Reden in Umlauf, begünſtigt und bekräftigt von den höchſten Autoritäten. Meine Kollegen berichteten alle in dieſem Sinn an ihre Höfe, und man glaubte ihnen bereitwillig und dankbar, denn gegen die Stände zu ſein galt für pflichttreue, loyale Denkart. Dabei hatten ſie jedoch die größte Mühe, die verhandelten Sachen nur zu verſtehen, die Formen waren ihnen ſo fremd wie der Gehalt, und dieſen aus jenem herauszuſchälen meiſt unmöglich, ſie unterſchieden nicht Anträge von Beſchlüſſen, und oft nicht was gegen oder für die Regierung war. Sie wußten, daß ich nicht mit ihnen übereinſtimmte, aber ſie trauten mir vollkommen zu, die

Sachen zu verderben, und es iſt buchſtäbliche Wahrheit, wenn ich ſage, daß ich ſelten eine inhaltsvolle und lebhafte Sitzung verließ, ohne daß ſogleich [illegible] und Berſtett ſich rechts und links mir an die Arme hingen, mich in den Schloßgarten zogen, und nun von mir wiſſen wollten, was das Gehörte eigentlich meine, wie für ihre Depeſchen, die noch am nämlichen Tag abgehen mußten, aufzufaſſen ſei! Uebrigens war in ſolchen Fällen einigermaßen durch Verwaltungsformen entſchuldigt; Kerner, der ſeine Berichte für das ferne St. Petersburg nicht ſo zu beeilen brauchte, konnte ſich alles zu Hauſe bequem überlegen; nur Wächter benutzte ſeiner Nachhülfe und konnte ohne Verzug das Nöthige berichten, doch laſſe ich dahingeſtellt, ob er nicht etwas zu ſanfte Färbung dabei gebrauchte, denn er wußte zu gut, daß man in Stuttgart, wo die Verfaſſung auch in den Geburtswehen lag, einige Gewicht auf Karlsruhe legte, und ſowohl den Glanz bewunderte als die Gefahr fürchtete, welche dieſes nachbarliche Ständeweſen bilden ließ.

Unterdeſſen hatten ſich die Gewitterwolken immer dichter zuſammengezogen, und am 8. Juni brach der heftige und tödtliche Schlag herein. An dieſem Tag erfolgte in der zweiten Kammer der Bericht über das Adelsedikt, den man vergebens gehofft hatte verhindern zu können, die Sache war in ihrem verfaſſungsmäßigen Gange nicht aufzuhalten, außer durch Vertagung oder Auflöſung der Stände, woran nicht gedacht werden konnte, da das Budget noch nicht bewilligt war. Zum Berichterſtatter war Winter von Karlsruhe gewählt, und dieſer mit der Eigenſchaft eines Abgeordneten auch die eines Staatsbeamten und ſogar Regierungscommiſſairs entdeckt, ſo mußte man auf's Höchſte geſpannt ſein, von welchem Standpunkt er ſeine ſchwierige Aufgabe löſen werde. Für ihn war darüber kein Zweifel, hier hatte jetzt nur der Abgeordnete zu ſprechen.

Groß und ruhig betrat er die Rednerbühne, und begann mit ſeiner noch klaren Stimme ſeinen gediegenen Vortrag, der über eine Stunde dauerte, und dem die gedrängte Verſammlung in größter Stille mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit lauſchte. Mit unwiderleglichen Gründen bewies er, daß das Ausnahmegeſetz nicht die Erfüllung der Staatsnothwendigkeit, wohl aber eine Verletzung der Verfaſſung ſei, daß der Inhalt nicht von Gerechtigkeit, ſondern von willkürlicher Begünſtigung ausgehe, daß die ausgeſprochenen Vorrechte in den früheren Zuſtänden, auf die man ſich doch berufe, nicht begründet, in den gegenwärtigen Verhältniſſen durchaus unſtatthaft, ein ſchreiendes Unrecht gegen die Unterthanen, eine Beeinträchtigung ſogar der Rechte des Thrones ſein würden. Mit großer Kraft und hellem Geiſte zerſtörte der Redner Schlag auf Schlag die Einwürfe und Täuſchungen, in welche man die Wahrheit zu hüllen geſucht, und leitete aus dieſer mit ſtrengen unwiderleglichen Folgerungen als Ergebniß die Sätze her, die er der Kammer zur Beſchlußnahme glaubte empfehlen zu müſſen. Die Meiſterſchaft dieſes Berichts, ſeine geiſtvolle Tiefe und volle Sachkenntniß, ſo wie ſeine wiſſenſchaftliche Ruhe und geſchichtliche Helle, erregten allgemeines Erſtaunen. Niemand, am wenigſten die Miniſter und Hofleute, hatten ſolche Fähigkeiten und ſolchen Muth von einem Manne erwartet, auf den man bisher die verächtlichen Blicke zu werfen kaum gewürdigt. Als er am Schluſſe auch in ſchmerzlich-unwilligem Tone

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

nach Berlin, welche mir durch den [illegible] [illegible] und durch Telegramm sehr empfohlen war, [illegible] und durch den [illegible] [illegible]. Ein lang [illegible] [illegible] Leben mit dem [illegible] [illegible], und ganz [illegible] war entzückt. Wichtiger waren mir die Briefe und [illegible] Nachrichten, welche mir durch sie mit voller Sicherheit zukamen, und die ganz anders lauteten, als sie der Welt [illegible]. Die schöne Zeit verrauschte [illegible], aber es kam noch [illegible] Leben hinein, und die [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] der Tage, [illegible] sich aber [illegible], und ein [illegible] [illegible] [illegible] noch lange Zeit nicht den [illegible] noch den [illegible] zu Theil werden. Bei einem [illegible] Ausflug nach [illegible] [illegible] und Frau [illegible], die dann nach [illegible] [illegible], [illegible] aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], bis ich nach dem Schlusse des Sommers, den man [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

Unter meinen [illegible] [illegible] nach Baden war einer durch einen Vorgang merkwürdig, den ich nicht [illegible] haben kann. Die Sonne war seit einiger Zeit am Himmel [illegible], und [illegible] [illegible] im [illegible] mit [illegible] [illegible]. Das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf die [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] eine [illegible] mit den [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ich [illegible] mich noch [illegible], daß mir einst [illegible] [illegible] eine Gruppe von

Herren und Damen zusammenstanden und im Anblick des schönen Abends allerlei Betrachtungen machten, als ein Kellnerjung aus Frankfurt sich uns gesellte, und nach einer Weile plötzlich ausrief: „Aber wissen Sie denn die neueste Neuigkeit schon?" Niemand wußte, was er meinte. „Eben hat einer Nachricht gebracht, sagte er dann, ein Staatsbeamter von Ibell ist in Schwalbach von einem jungen Menschen ermordet worden." Der Eindruck war furchtbar, als sollte nun erst der Meuchelmord in Deutschland eingeführt werden sollte, und solches Unheil durfte nicht durch einen Anderen verschlimmert werden! Jedoch am nächsten Morgen kamen genauere Nachrichten, die That war mißlungen, der Regierungspräsident Ibell, der den Dolch entwischt hatte, war ungefährdet, die böse Aufregung aber hatte Grund und leidenschaftliches Angedenken gegen Ibell's weitere Zusammenhang, und nachdem der erste Schrecken überwunden war, legte man der Sache keine besondere Wichtigkeit bei, und ließ sich wenig von ihr stören. Man durfte sogar glauben, daß aus diesem einzelnen Beispiel die politische Verirrung ihr Ende genommen habe.

Die Freiheitsfreunde und Demagogenverfolger suchten auch aus dieser traurigen Geschichte den möglichsten Vortheil zu ziehen, und erneuerten ihr Geschrei von Verschwörungen, teuflischen Absichten, der Kampf in Schriften und Zeitungen wurde mit Erbitterung fortgesetzt, hier wurden die Ultra's fast immer geschlagen und lächerlich zu machen gesucht; allein der Trost, den Ihnen sagen die Welt, daß den erhabenen Herren nun auch wirkliche Verschwörungen aufzuspüren oder Demagogenwerk, Ihnen furchtbar, zum Vorwand des

Gerüchte, und wenn ihre enthüllenden Angaben am Lichte der Wahrheit geprüft waren, hatten sie sogleich wieder neue, eben so unerweisbare hingestellt. In jedem Fall waren sie gewiß, allen Nachtheil, den sie in der öffentlichen Verhandlung erlitten, durch ihre geheimen politischen Vorschläge, die für Ausländer eingeleitet wurden, hundertfach wieder einzubringen.

Durch die Vorlegung des Staatsbudgets aber war jetzt, dem eigentlichen Hauptstück aller Wirksamkeit, waren die Ständeverhandlungen in ein ganz neues Stadium getreten. Die Geldbewilligung war durch die Verfassung vorzugsweise der zweiten Kammer zugewiesen. Es war daher nicht bloß Folge der älteren Erinnerungen des Ministeriums, es war auch Folge der bedrängenden Anforderungen, daß die Kammer sich nun hauptsächlich dieser Gegenstände annahm, und die wichtigen Angelegenheiten theils ruhen ließ, theils nur mit nachlässigem Sinne berieth, denn allerdings war für diese, selbst bei den ernstlichen Verbesserungen und wichtigen Arbeiten wenig zu hoffen, da sie noch an eine erste Kammer gelangen mußten, auf deren Sinn und Willen nicht zu rechnen war, und an ein Ministerium, das sich schon vollkommen feindlich zeigte. Das Budget aber war der Grund und Boden, auf dem die Abgeordneten am unbeschränktesten wirksame und endgültige Beschlüsse fassen konnten. Die Beschaffenheit der Staatsvorlagen war entschieden durch die Hälfte der Einnahmen, durch die Anordnung des Ganzen ein schlechterdings [illegible] Budget war bald entdeckt und mehr eingeſtanden werden; es ſchien, als habe man abſichtlich den Unwillen und die Erbitterung der Abgeordneten herausrufen, ſie zu ſtrengen Beſchlüſſen bringen wollen, um darauf nachher um ſo triftigere Vorwürfe zu begründen. Ueber manche Gegenſtände, die ihnen zur Entſcheidung hingegeben wurden, hätten ſie lieber nicht abgeſprochen, ſondern gern ein Zwangsgebot geſehen, durch das ihnen ſolche Gegenſtände wären entzogen worden; ſie ſelbſt aber, weder Willen zur Entſcheidung aufgerufen, glaubten auf ihrem Standpunkte nicht dieſem Zwangsgebot folgen zu dürfen. So bei der allerdings harten und gewiß nicht klugen Verkürzung der Jahrgelder der Großherzogin Stephanie und der Markgräfin Amalie. Selbſt war dem Großherzog dergleichen lieb, und als auch die Summe für den Unterhalt der drei Töchter der Großherzogin kläglich beſtimmt wurde, ſagte der Großherzog zu mir: „Das iſt ſchon ganz recht! Was braucht die Großherzogin eine ſo koſtbare Erziehung für ihre Kinder? Die Frau von Graimberg bekommt jetzt als Erzieherin mehr, als ſonſt alle badiſchen Prinzeſſinnen gekoſtet haben! Wegen der Markgräfin, fügte er hinzu, iſt mir doch die Sache unangenehm, weil ſie nun in St. Petersburg ſehr ſchreien wird.“ —

Liebenſtein war der Hauptvertheidiger des Budgets, das er aber nicht entworfen hatte. Mit dem redlichſten Willen und der größten Gewandtheit erfüllte er ſeine Aufgabe bis zu den äußerſten Gränzen; aber offenbaren Thatſachen konnte er nicht widerſprechen, zu Lügen und Verdrehungen ſich nicht erniedrigen. Der Kampf war auf manchen Punkten lebhaft, überſchritt jedoch nie die

Schranken des Anſtands und der Ordnung. Der Kriegsminiſter Generallieutenant von Schäffer, mit dem ich kurz vorher einen Kartellvertrag unterhandelt und abgeſchloſſen und dabei ſeiner franken Redlichkeit mich erfreut hatte, gewann in der Erörterung des Militairbudgets, an der er ſeinerſeits mit Offenheit und Nachdruck theilnahm, und durch die kluge Freimüthigkeit, mit der er bekannte gemeiner Soldat geweſen zu ſein, die größte Hochachtung, ſelbſt derer, die ihn beſtreiten mußten. Man ſah deutlich an dieſen Beiſpielen, daß es den Miniſtern bei etwas mehr Geſchick und weniger Hoffahrt ſehr leicht geweſen wäre, von der Kammer die rückſichtsvollſte Nachgiebigkeit zu erlangen. Allein ſie legten es wie gefliſſentlich nur immer auf größeren Zwieſpalt an, und ſtimmten auch den Großherzog immer feindlicher. Als ich nach einer Sitzung ihn beſuchte, fand ich ihn von dem Verlaufe derſelben ſchon unterrichtet, und ſehr aufgeregt gegen die Abgeordneten ſowohl als gegen die Regierungskommiſſaire, beſonders gegen Nebenius. „Der Nebenius, ſagte er, das können Sie mir glauben, lieber Varnhagen, der hätte eigentlich das Zuchthaus verdient, der hat ja den Ständen über die Finanzen ſolche Aufſchlüſſe gegeben, die ein Verrath ſeiner Amtspflicht ſind!“ Ich wollte verſuchen, den braven und in meinen Augen vorwurfsfreien Mann zu vertheidigen, allein bevor ich noch Worte fand, fuhr der Großherzog zu meinem Erſtaunen in gleichem Zorn fort: „Zwar ich kann nichts dagegen ſagen, mein Wille war's, ich hatte ihm befohlen, den Ständen alles offen hinzulegen!“ Nachdem der Großherzog dies geſprochen, was konnte ich noch ſagen? Ich ſah traurig und hoffnungslos in dieſen Abgrund von Verwirrung und Widerſpruch. In gleicher Weiſe machte der Großherzog nun den Abgeordneten zum Vorwurf, daß ſie das Witthum der Großherzogin und der Markgräfin geſchmälert, und die Erziehung der Prinzeſſinnen in unanſtändiger Weiſe gleichſam an den Mindeſtfordernden zur Verſteigerung ausgebracht hätten! Ich konnte mir nicht verhehlen, daß in ſeinem Innern nur ein kleiner Raum beſſern Bewußtſeins noch frei war, auf welchem ſein Vertrauen zu mir wurzeln konnte, aller übrige gehörte ſchon den giftigſten Einflüſterungen. —

Die Verhandlungen nahmen nun mehr und mehr die Geſtalt eines bittern Kampfes. Der Regierungskommiſſair Staatsrath von Sensburg, der ohne Geiſt und Fähigkeit ſich anmaßte den Abgeordneten vorzuhalten, die Beamten verſtänden die Sache beſſer als ſie hier Verſammelte, unter denen grade die höchſten und kundigſten Beamten ſaßen, wurde mit ſolchen ſtarken Gründen zurechtgewieſen, daß er wohl erkennen mußte, dieſe ſtändiſchen Sachen verſtehe er ganz und gar nicht, und daß er ſich kaum noch wieder wollte ſehen laſſen. Weil man mit dem Bundestage gedroht hatte, ſchleuderte Liebenſtein gegen dieſen eine geiſtvolle Rede, die jede Einmiſchung dieſer Behörde, die auf ihrem eigenen Felde genug zu thun habe und ſo wenig leiſte, nachdrücklich verwarf, und worauf in Frankfurt kein Wort erwiedert wurde.

Jetzt kamen auch die Verdächtigungen dreiſter hervor, die mich bisher dunkel umſchlichen hatten. Ich erfuhr, daß der Polizeidirektor von Sensburg, Sohn des Staatsraths, von Berſtett heftig war ausgeſcholten worden, er ſei nachläſſig in ſeinem Amt oder laſſe ſich berücken, wieſo habe er nicht gemeldet, oder ihm entgehen können, daß die Häupter der zweiten Kammer alle Abend bei dem preußiſchen Miniſter-Reſidenten zuſammenkämen und dort bis tief in die Nacht beriethen? Vergebens wandte Sensburg ein, er müſſe dieſe Angabe durchaus beſtreiten, denn er ſelber ſei jeden Abend mit dieſen Abgeordneten auf dem Muſeum zuſammen, das ſie ſelten vor Mitternacht verließen, und von mir könne er beſtimmt verſichern, daß ich die Abende faſt immer ohne alle Geſellſchaft ſei, ja ganz einſam mit meiner Frau beim Thee gewöhnlich vor der Hausthüre ſitze; ihm wurde geſagt, dieſe Nachrichten ſeien falſch, er ſolle ſich beſſere Kundſchafter halten. Sensburg ſelbſt, den ich übrigens nicht kannte, ließ mir durch Friederich von dieſem Vorfall Nachricht geben und mich zur Vorſicht ermahnen, denn er ſah mit Aerger, daß außer ſeiner Polizei in dem kleinen Karlsruhe noch eine zweite beſtehe, der man mehr glaubte, weil ſie ihre Nachrichten gefälliger nach den Wünſchen einrichte. — Sodann hieß es, ich habe gegen alle Ordnung und Schicklichkeit der Berichterſtattung Winter's öffentlich Beifall geklatſcht, ihn ſelbſt beim Ausgang aus der Kammer umarmt und geküßt. Dergleichen war ich nie gewohnt zu thun, und was vor allen Augen geſchehen war, konnte von allen dieſen auch als etwas ganz anderes bezeugt werden; eben ſo wenig ließ mein Benehmen auf der Zuhörerbühne, wo ich mit Fleiß eine ſtille gleichmäßige Haltung beobachtete, nie errathen was in mir vorging; mein Tadel oder Beifall blieb ſtets verſchloſſen. Meine freiſinnigen Anſichten waren bekannt, mein Wohlgefallen an den Ständen gleichfalls, und dem Großherzog und ſeinen Miniſtern glaubt' ich mein Urtheil nicht verhehlen zu dürfen, ſo wenig wie dem Miniſterium in Berlin. Aber politiſche Streitigkeiten mied ich ſorgfältig, ließ jedem ſeine Anſicht, und ſtand mit allen Fürſtlichkeiten, Hof- und Staatsbeamten, Berſtett nicht ausgenommen, ſo wie mit meinen diplomatiſchen Kollegen, auf ungeſtört freundlichem Fuß, kaum daß einmal ſcherzend auf unſere verſchiedenen politiſchen Meinungen angeſpielt wurde. Die Ständemitglieder kannt' ich meiſt nur von dem Sitzungsſaale her, hatte keinen näheren Verkehr mit ihnen, namentlich waren Winter und Nebenius mir ſo fremd, daß ich nicht einmal wußte wo ſie wohnten. Doch ſollt' ich dem erſtern auch ſogar ſeinen Bericht geſchrieben haben, denn wie wäre jener, den man ſo lange Jahre als einen mittelmäßigen Unterbeamten gekannt, plötzlich zu ſolchem Talent gekommen? Aber wie ich dazu kommen ſollte, der ich mich in dieſer Art Schriften noch nie verſucht hatte, fragte man nicht! Man hätte mit gleichem Rechte ſagen können, ich ſchriebe Schleiermacher's Predigten! Genug, ich ſollte der geheime Rathgeber und Führer dieſer Männer ſein, der eifrige Zubläſer des Feuers, das überall ſo gefährlich aufloderte. Der Urſprung dieſer böſen Gerüchte war nicht ſchwer zu errathen, ihre Verbreitung auf diplomatiſchem Wege leicht zu verfolgen. Wie in Karlsruhe, ſo waren ſie auch in Stuttgart und Darmſtadt, in München und Frankfurt verbreitet. Daß ſie auch nach Berlin gedrungen waren, durfte mich nicht befremden; hier allerdings mußten die falſchen Angaben, welche von allen Seiten übereinſtimmend einliefen, und wo man ſie zu prüfen weder Mittel noch Willen hatte, die ſtärkſte Wirkung thun. Hämiſch fragte man unter der Hand, was für Weiſungen ich denn wohl von meiner Regierung habe? ob ich vielleicht von Hardenberg deren empfange, die denen von Bernſtorff widerſprächen? — Daß ich deren ſeit einem halben Jahr gar keine erhalten, dachte niemand!

Mitten in dieſe Geſchichten fiel der Beſuch des Prinzen Wilhelm von Bentheim-Steinfurt, meines ehmaligen Oberſten im öſterreichiſchen Kriegsdienſt. Er hatte ſeinen Adjutanten vorausgeſchickt, um ſich bei mir anzumelden. Sein Erſtes war mich zu bitten, ihn nicht Fürſt, ſondern Prinz zu nennen, es ſei ihnen daran gelegen, hierin den Gebrauch der regierenden Häuſer anzunehmen, in Oeſterreich wolle man dies zwar nicht geſtatten, aber in Preußen ginge es ſchon durch,. und er hoffe, man werde es zuletzt überall geſtatten. Dann ſprach er von meinen Angelegenheiten. Er war erfüllt von allem Nachtheiligen, das er in Frankfurt über mich gehört hatte, und wollte kaum glauben, daß jenen Angaben nur Lügen oder lügenhafte Uebertreibungen zum Grunde lägen. Freilich konnte er mit den ſchlimmen nicht zuſammenreimen, daß er mich mit dem Großherzog in ſo gutem Vernehmen ſah, denn als dieſer uns auf einem Spazirgang vor dem Schloſſe begegnete, redete er mich gleich vertraulich an, wollte wiſſen wer der Fremde ſei, und als ich es geſagt, ließ er uns beide ſogleich zur Tafel einladen. Auch Berſtett gab uns ein Gaſtmahl, bei welchem nicht die geringſte Verſtimmung zu merken war, außer daß ich mit Weſſenberg in litterariſchen Streit über Friedrich Schlegel gerieth, den er angriff und ich vertheidigte, wobei Berſtett ſogar auf meiner Seite ſtehen wollte. Dagegen erfuhr der Prinz durch mich ſelbſt meine ganze Denkungsart und Beurtheilung der politiſchen Dinge, worüber er ſich als eingefleiſchter Ariſtokrat und als mein aufrichtiger Freund ſehr betrübte. Vor allem wollte er ſeine Standesgenoſſen die Mediatiſirten im Staate bevorrechtet, und auch vom badiſchen Adelsedikt dieſen Theil gerettet wiſſen, den andern, die niedern Adlichen betreffend, gab er gern preis. Gleichwohl geſtand er, daß die Mediatiſirten grade jetzt ihren Vortheil ſchlecht verſtünden, zu keiner Einigkeit gelangen könnten, und einer nach dem andern die gemeinſame Sache verließen, um ihrem Sondervortheil nachzugehen, weßhalb er ſelbſt auch aufgehört habe ihr Bevollmächtigter zu ſein, in welcher Eigenſchaft er bisher in Paris, London, Berlin und Frankfurt thätig geweſen war. Ich behauptete, wie ſchon früher, daß die Mediatiſirten, eine politiſche Klaſſe wie es in der Welt keine zweite gebe, in Deutſchland einen großen und ehrenvollen Beruf haben könnten, wenn ſie, anſtatt ſelbſtiſchen kleinen Zwecken nachzugehen, der gemeinſamen Sache des Vaterlandes, der Sache des Volks und der Freiheit ſich zu widmen den Muth hätten, da liege ihr einziges Heil, ſie müßten vorwärts, nicht zurück blicken: allein noch jeder, den ich geſprochen, ſei davor zurückgebebt. Er ſtellte dies nicht in Abrede, meinte aber, ſie würden zu ſolchem Wirken die Kuriatſtimmen am Bundestag anwenden, und war verdrießlich ungläubig, als ich ihn verſicherte, ſie würden dieſe Stimmen nie bekommen. Ehe er nach Baden abreiſte, um dem Könige von Baiern aufzuwarten, waren wir nochmals beim Großherzog, und indem er ſich durch die ausgezeichnete Aufnahme und beſondere Höflichkeit ſehr geſchmeichelt fühlte, mußte er zu ſeiner heilſamen Demüthigung zuletzt noch erfahren, daß der Großherzog ihn die ganze Zeit für einen Bentinck gehalten habe! —

Ich erhielt die amtliche Anzeige, daß der Kronprinz von Preußen auf ſeiner Reiſe nach der Schweiz durch Karlsruhe kommen und daſelbſt am 13. Juli anlangen werde. In Folge gleicher Anzeige hatte ſchon Küſter einige Tage früher ſich in Karlsruhe eingefunden. Ich fand ihn äußerſt höflich, aber minder vertraulich als ſonſt, und dagegen mit Berſtett, dem er wie auch dem Großherzog bisher wegen meines Zähringer Großkreuzes gegrollt hatte, im beſten Einvernehmen. Es mußte mir auffallen, daß ihr eifriges Geſpräch, wenn ich hinzutrat, plötzlich abbrach und eine gleichgültige Wendung nahm. Wir fuhren zuſammen nach Bruchſal, wo der Kronprinz zuerſt eintreffen und bei der verwittweten Frau Markgräfin anſprechen wollte. Wir waren bei ihr zum Frühſtück, und fanden ſie ſehr aufgeräumt und geſprächig, ſie ließ ſich beſonders mit mir ein, ſprach von ihrer Tochter Amélie, von deren Freundſchaft für Rahel. Bald verkündeten ausgeſchickte Boten die Ankunft des hohen Gaſtes, und in Sturmeseile rollten die Wagen in den Schloßhof, ſtürzte der Kronprinz heraus, und flog in die Zimmer der Frau Markgräfin. Der General von dem Kneſebeck, der den Kronprinzen begleitete, ſagte uns, derſelbe würde ſogleich nach Karlsruhe weitereilen, und Küſter und ich fuhren ſchleunigſt zurück, um uns in

Uniform zu werfen und ihn auch dort zu empfangen. Mit ſchnellen Pferden, deren Lauf er gelegentlich ſelber mit Peitſchenhieben beſchleunigte, folgte er uns auf dem Fuße, und kaum gelang es uns vor ihm an der Thüre des Gaſthofs zu ſein, wo er abtreten wollte. Seine Lebhaftigkeit war außerordentlich, er ſtürzte mehr aus dem Wagen als daß er herausſtieg, fiel überraſcht dem Großherzog in die Arme, ſtürmte dann die Treppe hinauf, war ſchnell umgekleidet, und beſuchte den Großherzog, indem wir Alle folgten. Wieder im Gaſthof angelangt, ſagte er Küſter'n und mir ein paar Worte, und entließ uns, weil er ſogleich ſchreiben wolle. Zu einer Abendtafel in Gala fand er ſich nicht ein, beſuchte aber den Großherzog und begab ſich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage war Sitzung der Kammern, der Kronprinz beſuchte die der zweiten Kammer, und als ob es verabredet geweſen wäre, kam nichts vor, was irgend einen guten Eindruck hätte machen können, keine kühne Rede, keine lichtvolle Erörterung, nur die kleinlichſten Budgethäkeleien, die auch mir Widerwillen erregten, und die ihm noch kleinlicher vorkommen mußten; dem Großherzog wurde ein überflüſſiger Adjutant abgeſprochen, das war die Hauptthat der Sitzung, und was ſonſt Unwillen und Aerger hervorgerufen hätte, ſchien bei dieſer Gelegenheit willkommen zu ſein, denn der Kronprinz äußerte ſich mißfällig über dies Verfahren der Stände. Kneſebeck ſprach nachher mit mir über dieſe ärgerlichen Kammerverhandlungen, und hörte nur kopfſchüttelnd an, was ich ihm über den wahren Hergang der Dinge ſagte, daß nur die Unfähigkeit und der böſe Willen der Miniſter dieſen ſchlechten Stand bewirkt habe. Allein er ließ ſich nicht weiter ein, und mochte wie auch der Kronprinz, ſchon mehr über mich wiſſen, als ich ſelber. Außerdem war nicht viel Zeit zum Reden, alles war beſtändig in athemloſem Fluge, nicht nur Kneſebeck, ſondern auch die jüngern Begleiter konnten kaum mitkommen. Küſter und ich konnten von dem Kronprinzen wenig ſagen, alle Perſonen aber, mit denen er ſich unterhalten, ſprachen mit Entzücken von ſeiner Liebenswürdigkeit, ſeinem zwar ungeſtümen, aber friſchen und anmuthigen Weſen, ſeiner jugendlich unbefangenen Freiheit. Am Tage darauf eilte er nach Baden.

Unmittelbar nach dieſem Beſuch erhielten wir Nachrichten aus Berlin, welche das größte Aufſehn und mannigfache Beſtürzung erregten. Es waren daſelbſt plötzliche Verhaftungen vorgenommen und viele Papiere unter Siegel gelegt worden. Ein Artikel in der Staatszeitung, welche zwar der Geheime Staatsrath von Stägemann redigirte, aber dabei gar nicht freie Hand hatte, und diesmal ganz den polizeilichen Eingebungen folgen mußte, ſchlug gleichzeitig Lärm, und verkündete die Entdeckung hochverrätheriſcher Verſchwörungen und demagogiſcher Umtriebe, die ſich über ganz Deutſchland erſtreckten, hauptſächlich aber von den Univerſitäten und vom Turnweſen ausgingen. Ueber letzteres war ſchon eine heftige litterariſche Fehde geführt worden, Steffens in Breslau hatte daſſelbe als ein Verderben der Jugend geſchildert, auf das ſtaatsgefährliche Treiben aufmerkſam gemacht, wodurch er mit ſeinen früheren Freunden zerfallen war.

Man erfuhr daß der Turnlehrer Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht ſei, daß Schleiermacher, Reimer, in Bonn Arndt und beide Welcker ihrer Papiere beraubt worden; über vierzig Polizeibeamte waren gleichzeitig von Berlin ausgeſandt, um an den verſchiedenſten Orten Verhaftungen und Beſchlagnahmen auszuführen. Außer jenen bekannten Namen wurden eine Menge uns unbekannter angeführt, dann auch wieder ſolche, die man ganz unglaublich fand. Das Ganze glich einem Staatsſtreich, dem Sieg einer Parthei, bei deſſen Ausführung ſie ſelbſt nicht ohne Unruhe war, und große Gefahr und möglichen Widerſtand erblickte. Der König war deßhalb auch von Berlin abgereiſt, um von der Sache nicht unmittelbar berührt zu werden. Die polizeilichen Gewaltmaßregeln gingen zunächſt vom Geheimen Rath von Kamptz aus, einem dienſteifrigen, ſonſt nicht bösartigen, aber ſehr beſchränkten Manne, der ſich als blindes Werkzeug gebrauchen ließ. Ueber ihm ſtand der Miniſter des Innern und der Polizei, dieſer aber folgte ohne Widerrede den Befehlen oder Winken des Fürſten von Wittgenſtein, der als das Haupt der Hofparthei galt, eigentlich aber ſelbſt nur ein Diener dieſes Mitteldings von Geſpenſt und Wirklichkeit war. Der Staatskanzler mußte die Sachen geſchehen laſſen, überzeugt daß ihr Ungrund ſich erweiſen werde; dieſen ſchon jetzt zu behaupten, hätte nur ihn ſelbſt verdächtigt; der Schlag war gegen ihn und ſeine Freunde mitgeführt, mußte aber an dieſer ſcheinbaren Nachgiebigkeit noch abgleiten; ſchwerer fühlten ſich die höheren ſogenannten Liberalen, Stein, Humboldt, Gneiſenau, Savigny, Niebuhr, Eichhorn und viele Andre getroffen, die zwar mit jenen Demagogen nicht gleichen Sinnes waren, aber doch durch einige Fäden mit ihnen zuſammenhingen, auf Verfaſſung drangen, und daher der Hofparthei noch verhaßter waren als jene, die wenigſtens nicht als Nebenbuhler zu hohen Staatsämtern auftreten konnten. Ueberall widerhallte das Geſchrei von Hochverrath, von Anſchlägen gegen das Leben der Fürſten und ihrer getreuſten Diener, von blutdürſtigen Jakobinern, revolutionairen Lehren, ſtaatsgefährlichen Vereinen. Die Univerſitäten, die Zeitungsſchreiber, die Landſtände, alles Verſchiedenartigſte, unter ſich Feindlichſte, wurde in dieſelbe Verdammniß geworfen, jeder Zweifel an dem ausgebreiteten Verderben, jedes Schutzwort für die Angeklagten, für die Univerſitäten, die Preſſe, jedes Wohlgefallen an ſtändiſchen Dingen, wurde zum Verbrechen gemacht. Die Höfe, das ganze Junkerthum, die Diplomaten, ſtimmten in das Geſchrei nach Kräften ein, und ſtürzten ſich geſchäftig in die eröffnete Bahn der Verdächtigungen und Verfolgungen. Bald wurden auch aus Freiburg und Erlangen, aus Gießen und Jena Verhaftungen kund, in Jena traf auch Oken's Papiere das Schickſal roher Durchſuchung, viele Profeſſoren ſollten abgeſetzt, ganze Univerſitäten aufgehoben werden. Das Geſchrei war maßlos und betäubend.

Der Großherzog, den ich nur noch ſehr ſelten aus eignem Antrieb aufſuchte, wünſchte mich zu ſprechen, und fragte mit großer Beſorgniß, was ich von den Dingen hielte? Daß ich die Angaben für übertrieben erklärte, war ihm als Beruhigung lieb, daß aber gar nichts daran ſei, wollte er nicht glauben. Schon der Markgraf Wilhelm, der aus Rußland über Berlin zurückgekehrt war, hatte bei ſeiner Durchreiſe daſelbſt im Vertrauen gehört, daß man argen Dingen auf der Spur ſei, daß die Anzeigen ſich täglich häuften, und daß nächſtens die Regierung zu entſcheidenden Maßregeln ſchreiten müſſe; zu den Anzeigen hatte er auch wohl ſelber beigetragen, und nach empfangenen Weiſungen aus Karlsruhe ſich über den Geiſt der badiſchen Stände wie meinen vermeintlichen Einfluß auf ſie höchſt nachtheilig geäußert, worauf ihm die Zuſicherung ertheilt worden war, daß dem Unweſen bald Abhülfe bevorſtehe. Der Großherzog wollte wiſſen, ob Freunde von mir unter den Verhafteten ſeien, was ich mit entſchiedenem Nein beantwortete. Dann fragte er, warum der König vor dem Ausbruch der Sache nach Breslau gereiſt ſei? Da ich keine Urſache anzugeben wußte, ſo platzte er heraus: „Das kann ich Ihnen ſagen! Er hat ſich gefürcht't! Er hat ſich gefürcht't!" Auf meinen lebhaften Einſpruch verſetzte er dann begütigend: „Nehmen Sie das nicht ſo ſchlimm, ich dien' ihm ſo gut wie Sie, und was wir hier unter uns reden, das ſchadet nichts." Dabei wiederholte er den Vorwurf, den er mir ſchon bei andern Gelegenheiten gemacht, ich ſei zu preußiſch! Ich entgegnete, wenn Preußen nur ſelber preußiſch ſei, könne ich nie zu preußiſch ſein! —

Welchen Eindruck die Sachen in Berlin gemacht, wie beſorgt und eingeſchüchtert die Liberalen geworden, zu welcher Sprache ſie einlenken zu müſſen glaubten, giebt am beſten ein Brief von Stägemann zu erkennen, den ich deßhalb hier einſchalte. Er ſchrieb mir unter dem 16. Juli 1819:

„Unſer Briefwechſel, theuerſter Freund, ſcheint ſeit meiner Reiſe nach Schleſien, von der ich unlängſt zurückgekommen bin, ganz unterbrochen worden zu ſein. Ich habe ſogar vergeſſen, ob Sie mir einen Brief ſchuldig ſind, oder ich Ihnen. Sollte ich Ihnen nicht durch Madame Milder einen Brief geſchickt haben? Doch iſt es mir in der That entfallen.

Was ſich inzwiſchen hier begeben, werden Sie längſt wiſſen. Man iſt durch aufgefangene Correſpondenzen, wie es heißt, einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, die nichts weniger will, als die Throne des Jakobinismus auf den Thronen der Fürſten errichten, die nur Mord und Hochverrath athmet. Ich glaube nicht, daß der Fürſt Staatskanzler die beſtimmte Sprache dieſerhalb öffentlich würde führen laſſen, wenn nicht die Exiſtenz einer geheimen Verbindung daraus hervorginge. Dieſes alſo ſetze ich als fundatirt voraus, und dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Regierungen auf ihrer Hut ſein müſſen. Aber ob die Maßregeln, wie ſie genommen werden, die angemeſſenen ſind, iſt mir ſehr zweifelhaft. Ich fange in der That an, großes Unheil zu beſorgen. Der Mann gefällt mir nicht, und das Weib noch weniger. Die Sprache unſerer ſogenannten Liberalen iſt mir höchſt unangenehm; und aufrichtig geſagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen ſo gerühmte Winter nur ein ſchwaches Haupt ſei, und Liebenſtein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geſchichte ſtrebe. Es ſcheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn ſich die Volksrepräſentanten gegen die Fürſten in Oppoſition ſtellen; es muß die Souveraine erbittern und zu Gewalt ſchritten leiten, die, welchen Erfolg ſie auch haben, doch immer ein großes Uebel ſind, und uns in blutige böſe Verwirrung führen müſſen.

Dagegen ſcheinen mir die Regierungen auch auf einer unrichtigen Bahn, wenn ſie vorausſetzen, daß ſie es nur mit einer Anzahl von Demagogen zu thun haben, durch deren Unterdrückung ſie das Uebel in der Wurzel zu vertilgen meinen. Die Sache iſt viel gefährlicher für ſie, als ſie glauben. Die Geſinnungen ſind überall angeſteckt, und die Köpfe werden wachen, wie die der Hohen. Es wäre möglich, daß in Deutſchland die Gewalt jetzt noch wirkſam ſein und eine abſolute Souverainität der Fürſten aufrecht erhalten werden könnte — aber wir müſſen unſre Augen dabei nach Frankreich wenden. Frankreichs conſtitutionelle Monarchie ſteht meines Erachtens feſt, und reißt die Nachbarn mit. Wie wollen unſre Fürſten mit Frankreich Krieg führen, wozu es doch über kurz oder lang kommt? Indeß iſt es allerdings ſchlimm in ſo verworrener Zeit in ſo verworrenen ſchweren Händeln zu rathen.

Noch immer hoffe ich, daß Preußen vor den Gefahren die ſich beſorgen laſſen, werde bewahrt bleiben. Auch die jetzige Unterſuchung zeigt, daß unſre Gemüther noch die ruhigſten ſind, und ich denke, daß wir noch lange unſern Toaſt werden trinken können: das Land worin wir leben!

Suchen Sie an Ihrem Theil auf die dortigen Repräſentanten zu wirken, daß ſie nicht ihren Leidenſchaften und den Eingebungen einer troſtloſen Ehrſucht folgen, und daß ſie nicht Zwieſpalt zwiſchen der Regierung und dem Volk befördern. Der Großherzog giebt gewiß keinen

Anlaß, und würde die Streitgeschichte anständig ausgeglichen haben, wenn man anständig verfahren wäre. Sie sind noch jung und werden noch an den Begebenheiten der Welt theilnehmen. Ich habe mich längst entschieden, mich in die Bezirke der Kunst zu flüchten, und nur das Schicksal meiner Kinder macht mich für die Zukunft besorgt. August, der jetzt in Bonn ist, hat nur für die Wissenschaften Sinn und diese werden ihn auch in harten Lagen aufrecht halten. Nächstens mehr. Schwiegermutter haben wir vor einigen Tagen begraben. Die herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau. Totus tuus Stägemann."

Nicht des Schreibers eigne Gesinnung drückte dieser Brief aus, sondern die er für die jetzt geltende und nützliche hielt, mit verschämten Zusätzen eines noch übrigen Freisinns, damit die bisherige Denkart mit einigen Ehren sich zurückzöge. Seine Rathschläge jedoch, welche die thatsächliche Wahrheit und eigne Ueberzeugung fremdem willkürlichen Dünken unterordnen wollten, die zu befolgen mir jederzeit unmöglich gewesen wäre, und die ich nicht einmal für klug halten konnte, kamen überdies auch viel zu spät; als ich sie las war über mich, ohne daß ich es wußte, schon entschieden. —

Ein anderer Freund, der Gesandte von Gruner in der Schweiz war nicht weniger durch die Berliner Maßregeln aufgeregt. Er schrieb mir sogleich, daß er zwar keineswegs an die Verschwörungen und Verbrechen glaube, daß er aber dem fanatischen Wahn gegenüber jede Vorsicht nützlich halte. „Vernichten wir daher unsre Papiere, mein theuerster Freund! schrieb er, wie leicht könnte nicht auch an uns die Reihe kommen. Nur bei aller Reinheit der Geſinnungen, wie leicht iſt der Bosheit oder Dummheit, einzelne Sätze auszureißen und im böſen Sinne zu verdrehen!“ Ich konnte hieraus genugſam erſehen, wie gefahrvoll ihm die Lage der Dinge ſchien. Er ſelbſt war allerdings in Berlin bei dieſem Anlaſſe ſehr mitverdächtigt und der ſchlimmſten Verbindung beſchuldigt worden, ſo daß es nahe daran war, auch ſeine Papiere zu durchſuchen, was auch die Zeitungen ſogar als geſchehen meldeten. Doch hatte man ihn diesmal noch geſchont; ſeine Verfolgung gegen die Bonapartiſten und ſeine bei den Berner Ariſtokraten erlangte Gunſt, — er hatte die vornehmſten mit preußiſchen Orden ſchmücken laſſen —, ſprachen für ihn, und als der Kronprinz in die Schweiz kam, wußte er ſeinem alten Gönner *Kneſebeck* jeden Argwohn zu benehmen, ſo daß dieſer ihn nachher in Berlin für einen der Wohlgeſinnten erklärte. Dem armen Gruner konnte dies wenig mehr helfen, er war bereits im traurigen *Kampfe* mit einer unheilbaren Lungenſucht, die ihn wenige Monate ſpäter fortraffte.

Der durch Baiern und Oeſterreich lange verzögerte Beſchluß des Bundestags, durch welchen in Folge der Aachener Feſtſetzungen die badiſchen Angelegenheiten völlig ſichergeſtellt wurden, kam erſt jetzt in Frankfurt zu Stande. Humboldt, der mit Umſicht die Erledigung dieſes Geſchäfts abgewartet hatte, bereitete nun ſich zur Abreiſe nach Berlin, wo er zwiſchen feindlichen Partheien hauptſächlich in der Verfaſſungsſache thätig und den widerſprechenden Anforderungen genügen ſollte. Man wußte nicht ob er es seinen früheren Uebereinstimmungen gemäß mehr mit dem Staatskanzler, oder in Folge seiner persönlichen Verbindungen mit dessen Gegnern halten würde; die Hofpartei hatte über ihn zwei Meinungen, deren eine ihn verwarf, die andere ihn zu gewinnen hoffte. Das letztere hielt ich zwar für unmöglich, aber ich wußte, daß er bei durchaus gutem Willen den Umständen einen großen Spielraum gewährte, wozu leicht seine Eitelkeit ihn verleitete, welche sich zur Aufgabe stellte, von jedem Punkt aus zum Wahren und Guten zu gelangen. Diese meine Ansichten waren nicht nach seinem Sinn, ich konnte sie als unbestreitbar annehmen, wie ich lange Zeit auch gethan, nicht aber sie mitmachen, so lange andre allein handeln. Den Rath mich an Humboldt anzuschließen, unter ihm in Berlin eine mir angemessene Wirkung zu erlangen, mußte ich, wie dringend er mir wiederholt ertheilt wurde, unbefolgt lassen. Ob die Sache geglückt wäre? Ich zweifle. Mein Stern war in solchen Dingen eben so wenig günstig wie der seinige. Jedenfalls aber war schon längst alles zu spät.

Vom politischen Kampfplatze war die Hauptnachricht das Gerücht, daß zu Karlsbad im August ein Kongreß von Ministern zusammentreten werde, um die gefahrvollen Zustände Deutschlands in Erwägung zu ziehen, und Maßregeln gegen die revolutionairen Bestrebungen zu treffen, die überall in Wort und That so erschreckend und frech redeten. Von allen Seiten bestätigte sich dies Vorhaben. Metternich und Genz [illegible] als die [illegible], um welche sich die [illegible]. Von [illegible] an der [illegible]. [illegible] in der [illegible] von Diplomaten die [illegible] und zu [illegible], wie er im [illegible] gegen die [illegible] hatte. Um zu dem [illegible] Zweck [illegible] und auf [illegible] in der That geleistet hat. — Die bairische Ständeversammlung war [illegible] zum Schluß [illegible], zur [illegible] einer Verfassung [illegible]; in Berlin war [illegible] Provinzial- und [illegible], eine Kommission zu deren [illegible], die [illegible] zu diesem Zweck [illegible]. —

In Karlsruhe hatten die Ständeverhandlungen [illegible] über den [illegible] Abgeordneten [illegible] an den [illegible], und die sich [illegible]. Der Schluß des [illegible]

[illegible], der nicht [illegible] Ungeduld [illegible] den [illegible], als von dem Hof und den Menschen. Beiden [illegible] sich [illegible] auf [illegible] vor, und war ganz [illegible]. —

Doch sollte vorher noch eine große Festlichkeit statt-finden. Die Vermählung des [illegible] Erbprinzen mit der Prinzessin Sophie von [illegible] war beschlossen, und auf den 25. Juli festgesetzt. Man hatte [illegible] noch an die [illegible], allein man [illegible] mit den [illegible] [illegible] beschäftigt. Ein neuer russischer [illegible] Graf [illegible] hatte [illegible] seinen [illegible] von Stuttgart [illegible], und [illegible] seine [illegible] zu übergeben. Es war eine auffallende Erscheinung, von [illegible] Gestalt und [illegible] Haltung, [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] und [illegible] [illegible]. Er befahl [illegible] gleich, und [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible]; er hatte [illegible] gesehen, und glaubte mir ganz vertrauen zu können. Ich [illegible] einen [illegible] [illegible], wie ich [illegible] [illegible] hatte. Er war in seiner Jugend nach [illegible] gekommen, und hatte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] und zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] er [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] war [illegible] [illegible]; er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] hatte er die größte [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] auf Wanderungen nach anderen öffentlichen Orten, die [illegible] Besuche mit [illegible] und hoher Gesellschaft, [illegible] und [illegible], der König von Bayern, die Großherzogin Stephanie verwandten sich freundlich, auch der Großherzog von Baden, der auf einen Tag nach Karlsruhe kam, sprach mich freundlich vor dem Kurhause an, und [illegible] mich mein alter Freund und Gönner [illegible]; aber wie [illegible] waren, in Karlsruhe, wollte man [illegible] das [illegible] [illegible] von [illegible] nicht, sondern im Gegentheil, daß ich mich [illegible] hätte, sogar daß ich verhaftet sei. Meine Freunde [illegible] [illegible], und als das [illegible] Gerücht [illegible], [illegible] sie mich, [illegible] durch meine Gegenwart ein Ende zu machen. Ich fuhr auf einen Tag hinüber, besorgte seine Geschäfte, zeigte mich im Museum, besuchte meine Freunde, einige Hofleute und Beamten, und kehrte am nächsten Tage nach Baden zurück. In der Stadt mochten nun freilich die lästigen Gerüchte verstummen, allein sie waren schon weiter [illegible], und [illegible] sich an wichtigern Orten [illegible] und.

Schon hatten einige deutsche Tagesblätter meine Verhaftung gemeldet, und mich in das Gefängniß nach [illegible], [illegible] in Untersuchung [illegible], und [illegible] [illegible] Personen und [illegible] in [illegible] Beziehung gesetzt. Ich begnügte mich durch ein paar an befreundete Zeitungen [illegible] die [illegible] [illegible] zu lassen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], englische und französische Tagesblätter, unter diesen [illegible] wichtige [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] ganz [illegible], daß ich durch [illegible] und [illegible] in Haft genommen und [illegible] nach Berlin gebracht worden ist. [illegible] wurde in anderen [illegible] und in [illegible] gesagt, [illegible] Das war denn doch zu grob, ich konnte nicht dulden, daß ich [illegible] [illegible]

[illegible]

Eine in Paris erschienene Flugschrift: „La [illegible] [illegible]

[illegible] aller und [illegible] [illegible], hatte ganz und gar das Gepräge der großen Welt und des vornehmen [illegible], des [illegible] und der Conversation, die auf dem [illegible] [illegible] aller [illegible] mit [illegible] und [illegible] [illegible] wenig [illegible], aber auch den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und das [illegible] [illegible] nach [illegible] neuen [illegible] und [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], in den [illegible] [illegible] des [illegible] und [illegible], wo sie auf ihren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Mit einer [illegible] [illegible], mit [illegible] und [illegible] [illegible] sie eine [illegible] neuer [illegible] [illegible] [illegible]; eine [illegible], die nicht mehr in [illegible] [illegible] [illegible], sondern auf [illegible] [illegible] [illegible], ein [illegible] [illegible], das nicht auf [illegible] und [illegible] [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sie erst jetzt zu [illegible] und zu [illegible]. Ein [illegible], ein [illegible] [illegible], [illegible] sie mehr als [illegible] die [illegible] [illegible]; dabei war ihre [illegible], wie [illegible] und [illegible], doch als [illegible] [illegible] [illegible], immer [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] ein [illegible] von [illegible] zu [illegible], [illegible] die [illegible], wenn sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zu den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Das [illegible] [illegible] [illegible] sich in dem [illegible] ihrer [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible]; die [illegible] [illegible] [illegible] mit ihr auf dem [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] aber um sich [illegible] zu [illegible] [illegible].

und ſeine Geſpräche durch Beiſpiele der höchſten Art oft ſo ſtark würzte, daß die Andern ſich umherblickten, ob nicht ein unberufener Hörer in der Nähe ſei.

Bisher war mir kein Anlaß gegeben, in Kapodiſtrias eine beſondere perſönliche Theilnahme für mich vorauszuſetzen. Gleich aber als ich nach Lichtenthal ſpazieren ging, begegnete er von dorther kommend mir in ſeinem mit vier ſchnaubenden Pferden beſpannten Wagen, ließ halten, ſchickte ihn nach Hauſe und geſellte ſich zu mir. Er kam bald auf meine Angelegenheiten zu ſprechen, bedauerte die Trennung — einen Unfall wollte er es nicht nennen —, in die ich gerathen ſei, und beurtheilte den Stand der Dinge, wie ich es nur wünſchen, aber von einem ruſſiſchen Diplomaten nie erwarten konnte. Die badiſchen Stände, nach allem was er gehört und dem wenigen was er geſehen, fand er nicht nur in ihrem vollen Recht und die Regierung im weſentlichſten Irrthum, ſondern er pries auch mit größter Bewunderung den Geiſt und die Talente der einzelnen Abgeordneten, während er den beſchränkten übelwollenden Sinn der Miniſter tief verurtheilte. So ſei es, ſagte er, in Deutſchland überall, wenigſtens in Süddeutſchland, wohin immer ſein Blick ſich gewendet, nirgends habe er aufrichtigeren, redlicheren Geiſt im Volke gefunden, nur die größte Redlichkeit, das aufrichtigſte Streben zum Guten, zu den Verbeſſerungen, die längſt verheißen, dringend nothwendig und leicht auszuführen ſeien; die Regierungen müßten mit Blindheit geſchlagen ſein, um dies zu verkennen, und vom böſen Willen erfüllt, um Erſchwerungen, die von ihnen allein verſchuldet würden, dem Volk und deſſen Vertretern zum Vorwurf zu machen. Er kenne das engliſche Parlament, die franzöſiſchen Kammern, aber der deutſchen Art gab er vor beiden weit den Vorzug, dieſe Redlichkeit, dieſen Anſtand, dieſes Abſehen von den Perſonen und Hinſehen auf die Sachen, finde man nirgends wieder, und auch an den geiſtigen Talenten ſei ein wahrer Ueberfluß. „Ihr habt, rief er aus, den ſichtlichen Beruf, das in Eurer Geſchichte alt- und feſtbegründete Recht, die allerſchönſten Eigenſchaften um ein großes nationales Parlament zu haben, wie iſt es möglich, daß Ihr keines habt? und anſtatt eines ſolchen den elenden Bundestag?“ Ich antwortete hierauf das Nöthige, auch mit Hinweiſung auf die Geſchichte, daß die Macht, welche die großen Beamten des Reiches, die Fürſten, nach und nach an ſich gebracht, ſowohl den Kaiſer als das Volk beeinträchtigt, und beſonders das letztere völlig unterdrückt habe, daß aber gerade in unſrer Zeit ein Anfang gemacht ſei, die Freiheit wiederzugewinnen, und daß dazu ſogar der Bundestag als Werkzeug diene, den ich um deßwillen nicht verwerfen könne, es komme nur darauf an, ihn anders zu füllen, anſtatt des ſauren Waſſers in das gewünſchte Faß einen Wein zu gießen; wenn die Höfe von Berlin und Wien dies einmal verſtändig ausführten, oder auch nur einer von ihnen dies ernſtlich wollte, ſo würde man Wunder ſehen, welche Entwickelung unſre deutſchen Sachen nehmen würden. — „Geht mir mit Euren Höfen von Berlin und Wien!“ verſetzte er unwillig, da liegt eben das Uebel, daß ſie, die ganz und gar nicht deutſch ſind, doch allein die Geſchicke Deutſchlands leiten, ſie werden das nie thun, was Ihr wünſcht, am wenigſten unter dem Einfluß der jetzt geltenden Perſönlichkeiten!“ Und nun begann er dieſe näher zu bezeichnen, mit Auswelchen wie von Mirabeau, ſo neu, ſo ſchlagend, ſo jeden Einſpruch abſchneidend; über den Fürſten von Metternich insbeſondere hatte ich bisher nie ſo reden gehört, und kaum ſpäter von ſeinen erklärteſten Widerſachern; aller Nimbus war zerſtört, der innerſte Kern hervorgeholt und als hohl und verderbt nachgewieſen. Für Metternich hatte ich, wie für den Bundestag, doch manches Günſtige zu ſagen, das auch nicht geläugnet aber für unerheblich erklärt wurde; ob ein Miniſter, hieß es, die ſchönſten blauen Augen habe, dabei könne er die ſchwärzeſten Handlungen ausüben. Das merkwürdige Geſpräch nahm noch mancherlei Wendungen und ſchoß nach allen Seiten ſprühende Funken, es war in der That eine Art Feuerwerk, wozu er wie es ſchien lange Zeit den nöthigen Stoff geſammelt und geordnet hatte, und das er nun endlich abbrennen wollte! Ich blieb in fortwährender Ueberraſchung, und aufmerkſamer Spannung, ob irgend ein beſtimmter Zweck ſich zeigen werde, zu welchem dieſer außerordentliche Aufwand kühner Beredſamkeit gemacht werde; doch ein ſolcher Zweck zeigte ſich nicht, es war bloß eine Herzensergießung, durch die der Sprecher ſich ſelbſt ein Genüge gethan. Als wir ſchon zurückgekehrt waren und unſre Wege ſich ſchieden, enthielt ich mich nicht der ſcherzenden Bemerkung, daß auch er das Loos der Deutſchen zu theilen ſcheine, für den entſchiedenſten Beruf keine Laufbahn offen zu ſehen, für die mächtigſten Rednergaben kein Parlament zu haben. „O mein Lieber! verſetzte er wehmüthig, ein ruſſiſches Parlament! Das wäre eine neue Epoche in der Weltgeſchichte! Sie wird kommen, aber wann? Der Kaiſer in ſeiner Rede zu Warſchau hat es uns verſprochen; doch die Weiſſagungen der Propheten erfüllen ſich ſchon ſpät, die Verſprechungen der Kaiſer und Könige — laßt uns nicht weiter davon reden!“ —

Ich that aber Koſloffski'n großes Unrecht, dieſe freiſinnigen Bekenntniſſe nur für redneriſche Aufwallungen und Uebungen zu halten, die weiter keine Folge hätten: ſie gingen aus ſeiner tiefſten Ueberzeugung, aus ſeiner wärmſten Geſinnung hervor, und er ſprach ſie nicht nur gegen mich und Andre aus, wo er den Boden ſicher wußte, ſondern gegen ſolche, wo dieſer zweifelhaft oder gar gefährlich ſchien. Im Kreiſe ſeiner Landsleute, der wirklichen Ruſſen, fand er meiſt williges Gehör, und durfte von dieſer Seite keine gehäſſige Angeberei fürchten; dagegen waren die deutſchen oder ſonſt ausländiſchen Ruſſen ihm verdächtig, nicht nur Faber und ſeinesgleichen Untergeordnete, die ſich an einen wirklichen Geſandten und noch aus früherer Zeit vom Kaiſer Begünſtigten ſo leicht nicht wagen durften, ſondern auch die ihm gleich oder über ihm Stehenden, wie Anſtett, Alopeus, Pozzo di Borgo, und ſelbſt Neſſelrode, und deren Wohldienerei er weder für den Kaiſer noch für Rußland erſprießlich glaubte; auch dieſen, wie mir ſpäter bekannt wurde, hatte ſeine Denkart ſich nicht verhüllt, ſondern oft mit Trotz gezeigt. Wie tief und ernſt er fühlte, wie ſehr das Wohl des Landes und deſſen Entwicklung zur Freiheit ihm am Herzen lag, mußten wir bei Gelegenheit eines Gerüchts erkennen, das damals in den Tagesblättern umlief. Es hieß, der Kaiſer Alexander ſei auf einer Reiſe in Finnland plötzlich geſtorben. Alle Ruſſen wurden von der Nachricht erſchüttert, bejammerten den großen Verluſt; aber keiner mehr als Koſloffskii, der wie ein Verzweifelter umherging, die guten Eigenſchaften des Kaiſers wehklagend pries, ſeinen Freiſinn, ſeine Menſchlichkeit, und das Schickſal des Vaterlandes, ja ganz Europas beweinte. „Alle Hoffnung, die uns noch übrig geblieben, ſagte er, war auf Alexander geſtützt, jetzt geht in Rußland eine eiſerne Zeit an, in die wir nur mit Entſetzen blicken können, dieſer zu frühe Tod bringt uns, bringt Euch alle, das könnt Ihr glauben, um fünfzig Jahre zurück!“ Andre Nachrichten, durch die jenes Gerücht als ein grundloſes man wußte nicht wie entſtandenes, ſogleich zerfiel, beruhigten glücklicherweiſe bald wieder dieſe leidenſchaftlichen Befürchtungen.

Koſloffskii, durch dieſen Vorgang erinnert, wie alles dem Zufall unterworfen ſei, und daß vielleicht in kurzem die Gelegenheit fehlen könne zu ſolchen Anknüpfungen wie er ſie beabſichtigte, beſchloß einen kühnen Schlag zu thun. Er ſetzte ſich hin und arbeitete mit einem Fleiß und einer Ausdauer, wie ich ſie ihm nie zugetraut hätte, eine große franzöſiſche Denkſchrift über Süddeutſchland aus, durch welche er die innern Verhältniſſe von Würtemberg und Baden erörterte, und namentlich in Betreff der Verfaſſungen und ſtändiſchen Verhandlungen dem Kaiſer die Augen zu öffnen ſuchte, und ihm darlegte, daß die gewöhnlichen, freilich durch die Regierungen ſelbſt verbreiteten, aber keineswegs erhärteten Angaben von einem ſchlechten im Volke und ſeinen Vertretern herrſchenden Geiſt, von Verſchwörungen und andern ſtaatsverderblichen Unternehmungen, in den meiſten Fällen unwahr und falſch, in andern wenigſtens übertrieben ſeien; daß das Uebel, über welches geklagt werde, meiſt in den Regierungen ſelbſt liege, welche ihren Beruf nicht erfüllten, den Geiſt der Zeit nicht würdigten, und daß nur das Fortſchreiten in freiſinniger Richtung, nicht aber das Zurückſchreiten eine Bürgſchaft des Beſſerwerdens gebe. Dieſe Denkſchrift, von der ich ganze Abſchnitte, nach Maßgabe daß ſie fertig wurden, zu hören bekam, war in jedem Betracht ein Meiſterſtück, ſowohl durch den geiſtigen Gehalt, als durch die lichtvolle Darſtellung und die edle Schreibart. Sie war darauf berechnet, bei dem Kaiſer Eingang zu finden, der für ſolche Vorzüge Sinn hatte, und zwar in letzter Zeit von der Bahn des Freiſinns merklich abgewichen war, aber doch gern hörte, wenn Franzoſen und Deutſche ihn noch als deſſen Beſchützer rühmten. Daß er auch meiner namentlich erwähnte, meine Anſichten und mein Verhalten vertheidigte, wollte er mir anfangs aus Zartgefühl verhehlen, allein im Verfolg mußte er es doch geſtehen und die Stellen mittheilen.

Während man Koſloffskii nur mit leichtfertigen Abentheuern und Vergnügungen beſchäftigt glaubte, ſaß er angeſtrengt in frühen Morgenſtunden und ſpäter Nachtzeit bei dieſer Arbeit, und ſäumte nicht, ſie dem Kaiſer einzuſenden. Allein er that noch mehr! Zwei ſeiner Kollegen, die er wenn auch nicht als durchaus freiſinnig, doch entſchieden als unknechtiſch kannte, wurden von ihm aufgefordert und bewogen, gleichzeitig in ähnlichem Sinn an den Kaiſer zu berichten, und ſo vielleicht, wenn auch keine Umkehr, doch ein billiges Einſehen in dieſe Angelegenheiten zu erwirken; es war ſchon viel gewonnen, wenn der Kaiſer veranlaßt wurde, dieſe Gegenſtände nochmals in Erwägung zu ziehen, und der gemeinſamen

Thätigkeit der verbündeten Ultras aller Länder nicht durch das Gewicht ſeiner Zuſtimmung förderlich zu ſein. Ich war nicht mehr in Baden, als die Folgen dieſer Denkſchrift ſich ergaben; ich will aber das Weitere gleich hier anſchließen. Der Graf Neſſelrode eröffnete den drei Geſandten, daß die von ihnen aufgeſtellten Anſichten durchaus nicht die des Kaiſers ſeien, daß er ihnen deſſen Mißfallen auszudrücken habe, und von ihnen erwarte, ſie würden von ihren Irrthümern zurückgekommen und eines Beſſern belehrt, in ihren nächſten Antworten dies beſtimmt zu erkennen geben. Kosloffskii antwortete ſogleich, er glaube nicht im Irrthum zu ſein, und eine Belehrung, die nicht durch thatſächliche Gründe ſeine Ueberzeugung ändere, könne er nicht annehmen. In etwas milderer doch dem Sinne nach wenig verſchiedener Weiſe ſchrieb der eine ſeiner Kollegen, der andre ließ ſich belehren und bekannte ſeine Reue. Der letztere blieb in ſeiner Anſtellung, Kosloffskii und ſein Freund aber wurden nach längerem, über ein Jahr ſich hinzögerndem Schriftwechſel endlich dahin gebracht, daß ſie ihre Dienſtverhältniſſe aufgaben. Kosloffskii erklärte, daß bei ſo großer Abweichung, die zwiſchen ſeiner und des Miniſteriums Auffaſſung der Dinge ſtattfände, es wohl am zweckmäßigſten ſei, wenn er einſtweilen aus dem Amte träte. Ungeſäumt erfolgte im Jahr 1821 ſeine Penſionirung, in welcher, bei mancherlei Wechſel des Aufenthalts und Glückes, er fortan verblieb, auch als er, wunderbar genug, wieder in perſönliche Gunſt bei dem Kaiſer Nikolaus gekommen war.

Einiger Perſonen muß ich noch gedenken, die zu unſerm Geſellſchaftskreiſe gehörten, und deſſen Mannigfaltigkeit einigermaßen anſchaulich machen. Ich nenne zuerſt Madame Chevalier, die einſt berühmte Schauſpielerin, die ich als Knabe zuerſt in Hamburg geſehen, wo ſie beſonders in dem Drama Raoul der Blaubart durch Darſtellung des furchtbarſten Erſchreckens eine beiſpielloſe, dem Gedächtniß nicht mehr zu entreißende Wirkung machte. In St. Petersburg, wo ſie ſpäter gleichfalls durch ihre Kunſt entzückte, wurde ſie faſt gegen ihren Willen und gewiß abſichtslos eine Zeitlang die Geliebte des Kaiſers Paul, und als dieſes Verhältniß in Folge politiſcher und höfiſcher Ränke ſich wieder löſte, verließ ſie Rußland mit einer ſolchen Ausſtattung, daß ſie für ihre übrige Lebenszeit aller äußern Sorgen enthoben war. Von beiden Rollen war, außer den koſtbarſten Diamanten, die von der einen wie von der andern herſtammen konnten, keine Spur mehr in der ſchlichten, ruhigen, noch immer ſchönen Frau, die nur eine gutmüthige, heitre, mit den Formen der großen Welt vertraute, doch anſpruchsloſe, liebenswürdige Franzöſin darſtellte; ſo war auch ihre Tochter, die von der Geſchichte der Mutter wenig zu wiſſen ſchien, bei angenehmer Bildung und ſchönen Talenten ganz einfach und beſcheiden. Madame Chevalier hatte nach ihrem Weggehen aus Rußland nie aufgehört in der guten Geſellſchaft zu leben, und beſonders die vornehmen Ruſſen bezeigten ihr ſtets die achtungsvollſte Aufmerkſamkeit. Sie war in jeder Geſellſchaft ein wohlthuender, nie ſtörender Beſtandtheil. Ich und Rahel, die ſie in Pyrmont früher auf der Bühne geſehen und auch flüchtig kennen gelernt hatte, durſten ihr auch wohl von ihrem theatraliſchen Talent ſprechen, das aber, ſeit ſie dieſem Beruf entſagt hatte, völlig erloſchen zu ſein ſchien. — Mrs. Caulſield und ihre ſchönen Töchter ſind ſchon früher genannt worden. Die ältere Fanny war eine ſtille Schönheit, der ſehr gehuldigt wurde, die jüngere Harriet ließ ihrer luſtigen Laune den freieſten Lauf, und auch gewagtere Sprünge gewannen durch die Grazie, von der ſie begleitet waren, leicht Verzeihung. Sie hatten früher Frankreich beſucht, kamen jetzt aus Italien, und hatten ſich der engliſchen Lebensweiſe ganz entwöhnt, ſo daß ſie erklärten, ſie würden dieſe nicht mehr aushalten, und daß ſie ſich vor der Rückkehr fürchteten. Ein jüngerer Bruder benutzte die Eton-Ferien um mit ſeinem Onkel Crofton, der ein Linienſchiff in der engliſchen Seemacht befehligte, Mutter und Schweſtern zu beſuchen, ſie waren durch und durch engliſch, und bildeten mit den letztern den ſtärkſten Gegenſatz; beſonders war ihnen ein Franzoſe, Herr von Lammarre, anſtößig, der ſich eifrig um die ſchöne Fanny bewarb, und ſie ſpäter auch wirklich heimführte. Dieſer Lamarre, der ſich nachher Graf nannte, war der in Frankreich zahlreichen Klaſſe politiſcher Mitarbeiter angehörig, die theils im Kabinet, theils in Zeitungen eine untergeordnete, nicht ſelten auch wichtige, und bei gehöriger Geſchicklichkeit ertragreiche Thätigkeit ausüben; in der Geſellſchaft erſchien er nicht ausgezeichnet. In dieſer machte ſich der Graf Laparde-Meſſence bemerkbarer, durch ſeinen Geſang zur Guitarre, durch ſein unterhaltendes Geſchwätz, durch ſeine ſtets bereitwillige Dienſtfertigkeit; wenn er ſich einmal, was ſelten geſchah, ein wenig in die Bruſt warf und den

Kopf höher trug, ſo geſchah es immer mit einer Art zweifelnder Scheu, ob man nicht vielleicht ſchon wiſſe, wie wenig er dazu berechtigt ſei! —

Mit dieſen beiden Franzoſen, deren Gewandtheit ohne beſtimmte Richtung war, ſtand in ſchneidendem Gegenſatz ein Oberſt Brack, ein junger ſchöner Mann und entſchiedner Bonapartiſt. Er ſoll mit einer der Schweſtern Napoleon's eine Liebſchaft gehabt haben, dann war er ein begünſtigter Anbeter der bezaubernden Schauſpielerin Mlle. Mars geworden, deren treue heftige Neigung er mit ſchnöder Härte behandelte, was ihm bei manchen Frauen nur um ſo höheren Werth verlieh. Er trat mit größter Entſchiedenheit als Anhänger des Kaiſers auf, verachtete alles was nicht mit dem Kaiſerreiche und deſſen Kriegsruhm zuſammenhing, und benahm ſich nicht anders, als ob jenes noch in voller Macht beſtände, dieſer noch durch keinen jüngern aufgewogen würde. Den Trotz und Uebermuth jener Zeit ſtellte er leibhaftig dar, aber ohne die Beimiſchung altfranzöſiſcher Artigkeit, Hofſitte und guten Tons, der ſeinige erinnerte bisweilen auch an die rohe Seite des Kriegsweſens. Da er mich bei der Großherzogin Stephanie zuerſt geſehen hatte, und in mir kein Vorurtheil gegen die Franzoſen als ſolche wahrnahm, ſo wollte er mit mir auf dem beſten Fuße ſtehen, ließ aber ſonſt ſeiner händelſüchtigen Laune zu freien Lauf, und rieb ſich beſonders an einem Freiherrn von Guttenberg aus Franken, der in den gleichen Fehler wie jener fiel, am unrechten Ort auf ſchon verlebte Dinge zu ſehr zu pochen. —

Bei Caulfield's waren auch regelmäßig zwei Freunde zu ſehen, ein Engländer Baillie und ein Norweger

Knudzon, die über ein Vierteljahrhundert ihr Leben gemeinſchaftlich auf Reiſen zubrachten, Länder und Menſchen kennen lernten, und die eigne Bildung durch ernſte Studien förderten. Baillie war in dieſer Zeit ganz in den Dante verſenkt, am Abend aber ein gutmüthiger muntrer Geſellſchafter, dem man ſolche tiefſinnige Studien nicht anmerkte. Unter den gern geſehenen Beſuchern muß ich noch Heinrich's von Arnim erwähnen, eines hübſchen jungen Preußen, der vom letzten Kriege her an einer Schußwunde im Fuß lahmte, deßwegen die Bäder brauchte, und nach ſeiner Heilung die diplomatiſche Laufbahn antreten wollte; freien und offnen Sinnes nahm er an allem Dargebotenen munter Theil, erhitzte ſich nicht bei politiſchen Geſprächen, auch nicht wenn der Uebermuth Harriet Caulfield's den Mörder Kotzebue's als einen Helden pries; erſt lange nachher betrat er die fromme und wundergläubige Bahn, auf der er dann freilich Geſandter und Miniſter wurde, ohne ſich gegen die Macht der Zeitumſtände halten zu können, denen er doch ſchon die größten Zugeſtändniſſe gemacht hatte.

Am Ende des Auguſt ereignete ſich in Deutſchland eine Bewegung, die dem Ruhme des deutſchen Volks, gutmüthig und geſittet und des beſten Geiſtes zu ſein, häßliche Flecken anwarf, aber in ihm auch einen innern Zuſammenhang, eine gemeinſame Empfänglichkeit für Anreizungen und Gefühle zeigte, die in ſolchem Grade bisher nicht vermuthet worden war. In einer mittlern Stadt, ich weiß nicht mehr in welcher, entſtand plötzlich ohne beſondre Veranlaſſung ein wildes Geſchrei gegen die Juden. Mit dem wilden Zuruf Hep, Hep! wurden die Einzelnen auf der Straße angegriffen und verfolgt, ihre Wohnungen beſtürmt und theilweiſe geplündert, Beſchimpfungen und Gewaltthaten aller Art gegen ſie verübt; indeß kein Blut vergoſſen; hier war die Gränze des Muthes oder der Bosheit der Uebelthäter.

Schnell wie das Gerücht von dieſen Ausſchweifungen verbreiteten ſie ſelber ſich gleich einem fliegenden Feuer, gleich einem anſteckenden Sankt Veitstanze. In allen Städten Deutſchlands, großen und kleinen, in den mit Truppen und Polizeiweſen beſtverſehenen wie in den wenigſtüberwachten, in den Königlichen Reſidenzen und am Sitze des Bundestages wie in den freien Hanſeſtädten, wiederholten ſich dieſelben Auftritte, in übereinſtimmender Weiſe, wie von einer und derſelben unſichtbaren Hand geleitet. Hep, Hep! erſcholl es durch ganz Deutſchland, von einem Ende zum andern, als Hetzruf zum Angriff, als Mahnung zur Flucht oder Vertheidigung für die Geächteten. Als wäre ſie eine Fahne der Deutſchheit, erhob die Judenverfolgung ſich auch in ſolchen Städten, die zu Deutſchland nicht gehörten und nicht gehören wollten, aber doch das in ihnen liegende Deutſche hierin — leider im Schlechten — nicht verläugnen konnten, in Straßburg und Amſterdam, in Kopenhagen und Riga, wurde Hep, Hep! gerufen. Mit den Gewaltthätigkeiten miſchte ſich leichtſinnige Neckerei, Luſt an Schalkheit; ein Königlicher Prinz, rief dem Knaben Felix Mendelsſohn auf der Straße lachend Hep, Hep! entgegen, es war nicht alles böſe gemeint, manche der Schreier hätten nöthigenfalls, wäre es weiter gegangen, den Juden ſogar Beiſtand geleiſtet; aber der rohe Uebermuth bedachte nicht, daß im Frevel kein Maß iſt, daß aus Hohn und Schimpf auch Raub und Mord entſtehen, und daß dieſer dann über die Juden hinaus auch ſie ſelber treffen konnte! In der That wußte niemand, wohin dieſe plötzlich entzündete Aufregung führen konnte, und die Verfolgten mußten ſich an Gut und Leben bedroht ſehen. Der Pächter der öffentlichen Spielbank in Baden, bei welcher angeſehene Perſonen in Karlsruhe betheiligt waren, wurde beſorgt für die baaren Geldſummen, die zu einem Handſtreich locken konnten; bei Tage gewährte die öffentliche Auslegung genug Sicherheit, aber bei Nacht hielt er für räthlich die Bank an unbekanntem Orte niederzulegen, und ſie übernachtete längere Zeit insgeheim bei mir. Die Juden zeigten an vielen Orten die muthigſte Entſchloſſenheit, einzelne boten mit Erfolg allen perſönlichen Gefahren Trotz, viele bereiteten ſich zur Gegenwehr, wäre es zum Kampfe gekommen, es wäre ein verzweifelter geworden. Nach einer bei den großen Polizeikräften, die überall zu Gebot ſtanden, doch verhältnißmäßig langen Dauer des ſchändlichen Unfugs erloſch er allmählig in ſich ſelbſt, und es blieb keine eigentliche Feindſchaft, ſondern nur auf der einen Seite das tiefe Gefühl der erlittenen Kränkung, auf der andern der läugnenden Scham zurück, denn niemand wollte mehr an der rohen Ausſchweifung theilgenommen haben.

Woher dieſer Sturm eigentlich gekommen, wie ſeine plötzliche, Deutſchlands äußerſte Gränzen ſchnell erreichende Ausbreitung hat erfolgen können, iſt ein unaufgelöſtes Räthſel geblieben. Unſre Gelehrten waren zwar gleich zur Hand, und leiteten das Wort Hep aus den Zeiten der Kreuzfahrer her, die ſich wie mit dem Kreuz auch mit den Buchſtaben H. e. p. das heißt: Hierosolyma est perdita, bezeichnet haben ſollen. In welchen geheimen Verrathskammern aber dieſe zum Wort geſtalteten Buchſtaben aus dem Mittelalter ſich friſch erhalten, und plötzlich im unterſten Volke wieder aufleben konnten, das haben ſie unerklärt gelaſſen. Die ganze Erſcheinung zeigte, wie leicht das weitzerſtreute Volk zu gemeinſchaftlichem Handeln, ſelbſt auf Irrwegen, zu entzünden ſei, die Rath- und Machtloſigkeit der Behörden, ſobald ihnen Ungewöhnliches entgegen trat, und die doch vorgeſchrittene Bildung des Volkes, das ſich zu blindem Zorn wohl hinreißen ließ, aber im tollen Schwindel doch Maß hielt, und ſich ſeiner alsbald aus eignem Sinn wieder entledigte.

Wie Rahel dieſes Ereigniß anſah, und zu welchen Empfindungen es ſie erregte, wird man nicht ohne Theilnahme in folgendem Briefe leſen, den ſie am 29. Auguſt an ihren Bruder Ludwig Robert ſchrieb: „Ich bin gränzenlos traurig: und in einer Art, wie ich es noch gar nicht war. Wegen der Juden. Was ſoll dieſe Unzahl Vertriebener thun. Behalten wollen ſie ſie: aber zum Peinigen und Verachten; zum „Judenmauſchel“ Schimpfen; zum kleinen dürftigen Schacher; zum Fußſtoß und Treppenrunterwerfen. Die Geſinnung iſt's, die verwerfliche, gemeine, vergiftete, durch und durch faule, die mich ſo tief kränkt, bis zum herzerkaltendſten Schreck. Ich kenne mein Land! Leider. Eine unſelige Kaſſandra! Seit drei Jahren ſag' ich: die Juden werden geſtürmt werden; ich habe Zeugen. Dies iſt der Deutſchen Empörungsmuth. Und wie ſo? Weil es das geſittetſte, gutmüthigſte, friedliebendſte, Obrigkeit ehrendſte

Volk iſt, was es zu fordern hätte, weiß es nicht; nur Unterrichtete unter dieſem Volke möchten es ihm lehren; unter dieſen ſind aber viele Ungebildete, mit rohen Herzen; wo auch Raum für Neid iſt, gegen eine große Zahl ſolcher — Juden, — die man kraft Religionsausdrücken als untergeordnete Weſen haſſen, verachten und verfolgen durfte. Einige weiſe Fürſten Deutſchlands, und lange Zeit, in der immer Irrthümer untergehen, hatten dieſer Ausrede ein Ende gemacht. Die gleißneriſche Neu-Liebe zur chriſtlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde!), zum Mittelalter, mit ſeiner Kunſt, Dichtungen und Gräueln, hetzen das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es ſich noch, an alte Erlaubniſſe erinnert, aufhetzen läßt! Judenſturm. Die Inſinuationen, die ſeit Jahren alle Zeitungen durchlaufen; die Profeſſoren Fries und Rühs, und wie ſie heißen; Arnim, Brentano, „Unſer Verkehr“, und noch höhere Perſonen mit Vorurtheilen. Es iſt nicht Religionshaß; ſie lieben ihre nicht, wie wollten ſie andere haſſen; — wozu die Worte, die ich ohne Ende häufen kann; es iſt lauter Schlechtes; in That, und Motiv: und nicht die That des Volks; dem man Hep ſchreien lehrte. Richtig. Noch iſt's in Berlin ruhig; dort wär's am meiſten zu fürchten; dort haben die Juden gedient; die Hälfte iſt getauft, und mit Chriſten verehlicht, da hätte es nimmermehr gut gethan. Alle Zeitungen ſprechen indigne davon; die Allgemeine verſtd.; die Berliner noch am beſten; daß man nicht viel ſagt, iſt gut. Aber wie „geſagt“, die Prediger, die Pfarrer, die Diener der Religion ſollten reden; in dem kleinen baieriſchen Ort, wo man die Synagoge ſtürmte, das alte Teſtament zerriß u., hätte ein Geiſtlicher auftreten ſollen, und vorſtellen, was das alte Teſtament iſt, und was alle Religion bedeutet: ich weiß, das Volk hätte ſeine Frevel gefühlt und gleich unterlaſſen. Was will man thun, wenn die Juden, die auch leſen, ihre Verfolger kennend, die Paar aufſuchen, und da es ihnen doch an Gut und Blut geht, ihre Rache an dieſen nehmen. Ich bin hoch betrübt: und kann weder dies noch meine Gedanken einem Papier ganz mitgeben. Eine herrſchende Religion taugt nicht: das iſt unreligiös: dies war der faule Fleck im Judenthum, dies die Politik in dieſer Religion."

Vom Karlsbader Kongreß verlautete wenig, nur daß er ſo gut wie beendigt ſei, wurde verſichert, und die Art ſeiner Ergebniſſe wußte jedermann vorher. Nicht alſo wegen dieſer, ſondern wegen unſerer perſönlichen Lage, waren wir auf ſein Ende geſpannt, denn während ſeiner Dauer ruhten die meiſten andern Geſchäfte, und auch eine weitere Entſcheidung meiner Angelegenheiten durft' ich bis dahin nicht erwarten. Unterdeſſen waren mir von Berlin mancherlei Nachrichten zugekommen; die ſeit meiner Abberufung vergangene Zwiſchenzeit von ſechs bis acht Wochen hatte für mich eine weniger ungünſtige Stimmung bewirkt; ich hörte, daß Perſonen von Gewicht, und zwar ſolche, auf die ich nicht glaubte rechnen zu können, unter ihnen Ancillon und Kamptz, ſich ungemein vortheilhaft über mich ausſprächen, daß die drei Miniſter Beyme, Humboldt und Boyen mein Ausſcheiden aus dem Staatsdienſt, welches auch als von mir ausgehend möglich erachtet wurde, für einen wahren Verluſt erklärt hätten, den man verhindern möchte. Die Hauptſache war wohl, daß bei den nach allen Seiten greifenden Unterſuchungen, bei der Durchſicht ſo vieler tauſend in Beſchlag genommener Briefe, nicht das Geringſte war aufgefunden worden, was mich bloßgeſtellt hätte, keine Theilnahme an Vereinen irgend welcher Art, kein verfängliches Blatt von meiner Hand, in den bedenklichen Verwicklungen nicht einmal mein Name, wie dies Herr von Kamptz ausdrücklich zur Steuer der Wahrheit verſichert hat. Auch die falſchen Angaben über mein Benehmen in Karlsruhe, die diplomatiſchen Verläumdungen waren theilweiſe berichtigt oder doch abgeſchwächt worden. So blieben alſo nur meine Depeſchen und meine freiſinnige Thätigkeit überhaupt als Punkte der Anklage zurück. Jene konnten der am Hofe überwiegenden in dem Miniſterium, dem ich angehörte, ausſchließlich herrſchenden Denkart nicht gefallen, ich mußte ihnen als eine Ausnahme der gewöhnlichen Diplomatenart erſcheinen, die willenlos jedem Winke von oben ſich fügt, und wenn es verlangt wird die gewünſchte Lüge ſtatt der mißfälligen Wahrheit meldet. Allein die Formulirung einer ſolchen Anklage hätte Erörterungen hervorgerufen, die doch niemand ſich getraute durchzuführen, und ein öffentliches Aergerniß, das über alles gefürchtet und vermieden wurde. Zudem widerſprachen meine Depeſchen keiner erhaltenen Weiſung, denn ich hatte deren keine bekommen, wohl aber öftere Aeußerungen der Zufriedenheit und des Lobes. Frühere Erklärungen des Königs, des Staatskanzlers und der Miniſter, hatten mich berechtigt, freiſinnigen Fortſchritt und Verfaſſung von ältern Zuſtänden für die Grundlagen zu halten, auf denen der wieder hergeſtellte preußiſche Staat emporſtreben wollte; durfte man offen eingeſtehen, daß man von dieſen abgewichen ſei, daß man andre gewählt habe, während man doch eben jetzt wieder neue Verfaſſungshoffnungen im Volke zu wecken für nöthig hielt? In der That von dieſer Seite konnte man mir ſchwerlich etwas anhaben! Die Wirkſamkeit, die ich im Stillen durch Zeitungen auf eigne Hand ausgeübt, hätte vielleicht einige Vorwürfe zu tragen gehabt, ſie war aber größtentheils unbekannt geblieben.

Mit dieſem Stande der Sachen war indeß für den Augenblick nicht viel gewonnen. Ich durfte nicht neue Verfolgungen befürchten, wohl aber daß man in der Verlegenheit, in die man ſich geſetzt hatte, noch lange zu keinem Entſchluß kommen, und mich in der zweifelhaften unangenehmen Lage noch geraume Zeit würde warten laſſen. Es wurde ſchon herbſtlich, die Geſellſchaft verlor ſich allmählig, die früheren Sommerwohnungen mahnten uns, daß auch unſres Bleibens hier nicht lange mehr würde ſein können. In Baden zu überwintern, fiel damals keinem Menſchen ein, und wäre ohne bedeutende Anſtalten kaum thunlich geweſen. Da von Berlin keine nähere Beſtimmung erfolgte und Bernſtorff noch immer in Karlsbad weilte, ſo mußten wir nach eignem Rath unſre Wahl treffen. In Karlsruhe, wo freilich unſre häusliche Einrichtung und für den Winter am nächſten anziehen konnte, wäre unſer Aufenthalt kaum ſchicklich und gewiß nicht angenehm geweſen; auch Heidelberg hatte mancherlei Bedenken gegen ſich, eben ſo Freiburg; im Lande jedoch wünſchte ich durchaus noch zu bleiben, und im Lande ſich kein Ort ſo gelegen und verſprechend als Mannheim, wo wir gewiß waren, freundliche gute Geſellſchaft, ein gutes Theater, Muſik und andre Ergötzlichkeiten zu finden; den Ausſchlag für dieſe Wahl gab zuletzt die Großherzogin Stephanie, die dort den Winter zubringen wollte, uns freundlich einlud, und in gewogenſter Weiſe, lieber als in Karlsruhe, uns nahe bei ſich zu ſehen hoffte. —

Wir kehrten demnach am 18. September von Baden nach Karlsruhe zurück, in der Stille dort unſern Haushalt aufzulöſen und mit dem Nöthigen nach Mannheim zu überſiedeln. Doch als hiermit nur ein Anfang gemacht war, gleich an demſelben Tage, erhielt ich durch den von Karlsbad eben zurückgekehrten Miniſter von Berſtett folgendes Schreiben des Grafen von Bernſtorff, noch aus Karlsbad vom 3. September: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 24. Juli iſt erſt ſpät von Berlin nach Karlsbad zu meiner Kunde gekommen. Ich würde daſſelbe ſchon früher beantwortet haben, wenn die erheblichen Berichte, auf welche es ſich bezieht, mir vorgelegen hätten. Solches iſt zwar auch jetzt noch nicht der Fall. Allein ich würde mir vorwerfen zu lange geſäumt zu haben, Euer Hochwohlgeboren einen Irrthum zu benehmen, welcher ſich in Ihrem Schreiben ausſpricht. Sie ſetzen voraus, daß der badiſche Hof, und namentlich der Miniſter von Berſtett, Beſchwerde über Sie geführt hat. Ich bitte Sie von mir die beſtimmte Verſicherung anzunehmen, daß dieſe Vorausſetzung völlig grundlos iſt. — Durch des Herrn Staatskanzlers Durchlaucht bin ich unterrichtet worden, daß des Königs Majeſtät Sie zu Ihrem Miniſter-Reſidenten bei den Vereinigten Staaten

[illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach Berlin zu reisen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von Rahel zu bringen hatte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Berlin [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von Rahel [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], daß ich nicht als ein

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]